



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845.

Erster Band.

61-2117
5-1-54

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1845.

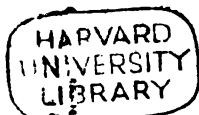
Erster Band.

J a n u a r bis J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1 — 181, Beilage Nr. 1, Literarischer Anzeiger Nr. I — XIV.)

^c **Leipzig:**
J. A. Brodhaus.
1845.

~~29,179~~
BP 362.1



1876, Oct. 23.

R e g i s t e r.

- Abdard. Die Waife im Kerker. 983.
 Abrantes. 168.
 Académie française. 219. 892.
 Académie des inscriptions. 796.
 Actenstücke, betreffend die beabsichtigte Herausgabe der „Kritischen Blätter für Leben und Wissenschaft“. 510.
 Actien, Die. 363.
 Adelmann, M., Gedichte. 629.
 Adler, Die siebenundfiebzig sogenannten Rabbiner. 1216.
 Ägyptische Alterthumskunde. 420.
 Äthiopien. 902.
 Agius, Das Leben der Hadumod. 1067.
 Aguilar. 1132.
 Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. 537.
 Alger. 196.
 Albertus-Universität, die, zu Königsberg. 390.
 Alchimisme. 792.
 Alt, K., humoristische Studien. 707.
 Altfranzösische Literatur. 1140.
 Amas, S., Amanbus und Amanda. 567.
 Amelang, Gedichte. 1181.
 Amerikanische Zollner. 564.
 Amerikanische Staaten, ihre Benennung. 1064.
 Ammann, Die Geldgier d. Papstthums. 527.
 Ampère. 116.
 Antliche Nachrichten über die Feier des dritten Säkularfestes der Albertus-Universität. 394.
 Andersen, S. E., Neue Märchen. 1138.
 Anekdoten. 4. 104.
 Anpreisungsstil. 348.
 Anquetil. 359.
 Apelt, G. F., Die Epochen der Geschichte der Menschheit. 1393.
 Archäologie. 68.
 Arnim, G. D. E. v., flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. 471.
 Asopos. 1124.
 Asenburg, v. d., Achaz Ferdinand. 187.
 Aster, S., Schilderungen der Kriegereignisse in und vor Dresden. 963.
 Athenaeum über die deutsche Presse. 172.
 Atterdom, P. D. A., Minnes-Ord öfter Konung Carl XIV. Johann. 602.
 — Platho und Goethe. 770.
 Aubibert. 416.
 Auf dem Emmenfelde bei Luzern. 1089.
 Auguier. 192.
 Aus den Eibern eines Schweizerg. 917.
 Aus Mehmet-Ali's Reich. 825.
 Austin, Sarah. 308.
 Australien. 636.
 Auswanderungen. 1460.
 Bailly und sein Pflegesohn. 1403.
 Bajot. 439.
 Balbur, D., Cypressenblätter. 744.
 Balladen, alte englische. 1112.
 Balleybier. 438.
 Balzac. 688.
 Barante. 1100.
 Barbier. 172.
 Barhou. 355.
 Barentin. 528.
 Barmann, die Ereignisse im Canton Valais. 475.
 Barthélemy. 1248.
 Bartholbi, S., Die erste deutsch-katholische Gemeinde in Danzig. 1143.
 Basaggio. 24.
 Bastard, Peintures et ornements des manuscrits. 1100.
 Bastille. 1228.
 Baucherp. 168.
 Baumann, K., Gedichte. 954.
 Beaumont-Bassh. 19.
 Beauvais' Etudes historiques. 100.
 Bed, Friedrich, Gedichte. 943.
 Bed, Karl. 517.
 Beda, Verteidigung der Deutschen und Slawen in Ungarn. 586.
 Bekannte Geheimnisse. 1340.
 Belcher, E., Narrative of a voyage round the world. 271.
 Belgien, Literar. Gesellschaften in 11.
 Bemerkungen eines Protestanten über den Vortrag des Min. v. Könnern in den sächsischen Kammern. 1308.
 Benedict XII. 120.
 Benedir, K., Die Mode. 846.
 — Doctor Weape. 846.
 Benno, J. G., Gedichte. 1446.
 Benzenberg, Die Staatsverfassungen Deutschlands. 1247.
 Beranger. 168.
 Berg, Ungarns politische Zukunft. 587.
 Berlioz als Kritiker. 244.
 Bernadotte. 1036.
 Bernhardt, Karl Schomburg. 1346.
 Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit. I. Art. 557. II. Art. 717. III. Art. 817. IV. Art. 1393.
 Bibelübersetzung, französische. 312.
 Bibliographie. 836.
 Bibliothèque de l'école des chartes. 496.
 Bibliothèque de poche, curiosités littéraires. 1356.
 Biedermann, K., Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit. 261.
 — Ein Wort an Sachsens Stände. 1308.
 Biernacki's gesammelte Schriften. 615.
 Binder, B., Peter der Große. 726.
 Binger, A. v., Benezig im J. 1844. 1271.
 Binger, K. Ch., Sammlung poetischer Versuche. 946.
 Biographie universelle. 512.
 Biographien. 1020.
 Bissing, S. v., Iwan. 283.
 Black. 1088.
 Blainville. 956.
 Blanc, E. 116. 359.
 — Organisation de travail. 727.—1408.
 Blanc, Charl. 359.
 Blanchard, der Luftschiffer. 1044.
 Bleffington, Eady. 504.
 Blofeld. 196.
 Blot-Bequeane. 920.
 Blum, K., Die Geheimnisse von Paris. 363.
 — Theater. 363.
 Boas, C., In Scandinavien. 673.
 Bod, K., Schloß. 307.
 Bode, de, Travels in Luristan and Arabistan. 896.
 Bodenstedt, Die poetische Ukraine. 1442.
 Bonnehofe. 350.
 Book of common prayer. 692.
 Borbas Demoulin. 448.
 Borel. 604.
 Bornhauser, Th., Herzog Johann. 867.
 Bossuet. 684.
 Boubin. 352.
 Bouet. 359.
 Bouillet. 572.
 Boulage. 223.
 Bog, die Sylvesterglocke. 820.
 Braconnier. 1000.
 Bramston. 972.
 Brasilien, Topographie. 955.
 Breberlow, C. G. F., Vorlesung über die Geschichte der deutschen Literatur. 403.
 Brach, K., Der Bauer u. Edelmann. 982.
 Breier, C., Die Genbung des Rabbi. 1344.
 — Der Gezeichnete. 1344.
 Bremer, Frederike, In Dalekarlien. 831.
 Brent. 580.
 Brentano's, Clemens, Frühlingskranz. 57.
 Bretagne, die, und ihre Säng. 1272.
 Breton. 524.
 Bretschneider, K. G., die religiöse Glaubenslehre. 184.
 — Für die Deutsch-Katholiken. 1192.
 Brewster. 651.
 Briefe aus der Schweiz über dieselbe. 1339.
 Briefe einer Hofdame in Athen. 1298.
 Briere de Boismont. 1096.
 Bröndsted, Peter Oluf. 1321.
 Brogden. 692.
 Bronikowski. 1059.
 Brougham. 508. 680. 776. 1084.
 Brown. 1380.
 Bruce. 1264.
 Brunet. 736.
 Brunner, B., Die Welt ein Epos. 957.
 Brunner, C., Fremde und Heimat. 868.
 Brunnow, C. v., der Oberst von Carpejan. 496.
 — Epos und Tyra. 1177.
 Brys. 19. 940.
 Buchon. 128.
 Büchertitelsammlung. 851.
 Bülow, G. P. v., Rückblicke in mein Leben. 202.
 — Celestine. 853.
 Büsch, Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen. 380.
 — Die Reise des Benetianers Marco Polo. 1027.
 Buffon's Charakteristik von Bourbons. 736.
 Bugaeb. 1072.
 Burke. 1328.
 Burmeister, S., Geschichte der Schöpfung. 1074.
 Burnouf. 488.
 Bury, Ch., Liebe. 540.
 Busfinger, K., Historisch-dramatischer Sonettencyklus. 1177.
 Butler, Alfred. 964.
 Byron, zur Charakteristik. 1426.
 Cacheux. 340.

- Casar, J., Französisch übersezt. 172.
 Cazen. 312.
 Cailleur. 438.
 Cambden Society, die. 152.
 Campbell. 628.
 Canning, Georg. 1013.
 Canterbury. 596.
 Canté. 352. 1008. 1336.
 Capesque. 351.
 — Les diplomates européens. 855.
 — L'Europe depuis l'avènement du roi Louis-Philippe. 1107.
 Carman. 1416.
 Carleton. 172.
 Carlyle, Th., Die franz. Revolution. 621.
 Carové, F. B., Über das sog. german. u. christl. Staatsprincip. 425.
 Carpentier. 359.
 Casselli's sämtliche Werke. 1029.
 Caunter. 1192.
 Celestina, La. 853.
 Celtische Studien. 168.
 Centazzi: der Student von Coimbra. 87.
 Chadwick. 636.
 Chamber's people's edition of Scottish poets. 1349.
 Chamier. 1176.
 Champagnerrebe eines englischen Ministers. 1163.
 Chansons, historische aus den ersten Jahrhunderten der franzöf. Literatur. 591.
 Char, Fr., Geschichte des Herzogthums Cleve. 759.
 Charakterzüge aus dem Leben der römischen Kirche. 1091.
 Charles, J., Die Seherin von Bénédict. 451.
 — Der Abenteuer. 918.
 Charles, Phil. 351.
 Chersfeld. 680.
 Chézy, B. v., Der fromme Jude. 1243.
 Chilesischer Nationaltan. 428.
 China, Schriften über. 356. 844.
 Chinesische Schrift als Weltchrift. 88.
 Chownig, J., Das ist der Lauf der Welt. 816.
 Christlan. 359. 1072.
 Christus und der Geist der Wahrheit in der katholischen Kirche. 1432.
 Cieszkowski. 56. 1376.
 Cingalesischer Fürstentum. 1360.
 Clavel. 676.
 Clement, Abbé F. B. 296.
 Coleridge's Jugend. 444.
 Collection des documents inédites sur l'histoire de France. 1100.
 Collier. 1160.
 Collineau. 400.
 Collombet. 1188.
 Concilien, Geschichte der in Frankreich. 340.
 Concordia. 1180.
 Contemporaine, La. 964.
 Contes populaires. 154.
 Conynghame, An Aide de Camp's recollections of service in China. 267.
 Cooper, J. F., Afloat and ashore. 84.
 — Satanstoe. 1228.
 Corboren. 154.
 Cornberg, D. v., Allerhand seltsame Gedichte. 1177.
 Corne. 1164.
 Correspondenznachrichten (Boskon). 720.
 Courtois. 984.
 Couffin. 1292.
 Crétineau-Joly. 1452.
 Cuba. 72.
 Cuz, Die protestantischen Freunde. 1184.
 Cgadi. 483.
 Czarny, Der Bauernkönig u. die Jädin. 867.
 Dagneau. 460.
 Dalbono. 1006.
 Dalwig, Florida. 1251.
 Darmes. 192.
 Darstellung der in den preuß. Ehegesetzen unternommenen Reformen. 1368.
 Das administrative Glaubensbekenntnis des k. preuß. Ministers des Innern Grafen v. Arnim. 1276.
 Das deutsche Element in Ungarn. 567.
 Daff, Comtesse. 1084.
 Das Innere der Gesellschaft Jesu. 1087.
 Das Justizministerium Rühler. 1276.
 Das Papstthum. 1436.
 Das wahre königl. Wort Friedrich Wilhelm's III. 1275.
 Dammou. 352.
 David, J. 168.
 Davoud-Dahlon. 1396.
 Debrauz. 1164.
 Decandolle. 1408.
 De ea quae homini cum natura intercedit ratione. 1091.
 Desfrémery. 1288.
 Dehn, Dramatische Jahresgabe. 363.
 Deinhardstein, Gedichte. 941.
 Delavigne. 1236.
 Delaville. 168.
 Deleclaze. 350.
 Demidoff. 540. 1390.
 Depping, G. B., Romancero castellano 1281. — 1300.
 Der alte Stock u. die neuen Lappen. 1219.
 Der evangelische Berein. 1180.
 Der Glaube oder die Liebe. 1183.
 Der Mensch und die element. Natur. 1091.
 Der Pseudo-Reformator des 19. Jahrhunderts. 1119.
 Derschau, Finnland. 346.
 Descartes' Monument. 1164.
 Descombag. 1380.
 Desjohert. 20.
 Des Justins Jehronius Enkel über die Frage: „Was ist katholisch?“ 1128.
 Des Knaben Runderhorn. 937.
 Desjongchamps. 1284.
 Desnotreterres. 168.
 Desprez. 892.
 Deutsche Bescheidenheit. 1080.
 Deutsche Kunst in Paris. 128.
 Deutsch-philosophische Studien. 164.
 Deutsche Literaturgeschichte seit 30 Jahren. 397.
 Deutsches Nationaltheater. 421.
 Deutsche Kinderchriften von Engländern bearbeitet. 456.
 Deutsches Taschenbuch. 554.
 Devalé. 1000.
 Dewsbury. 592.
 Deyeur. 560.
 Dezamp. 1408.
 Diamanten. 324.
 Dibelius, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Kaiserin Josephine. 1423.
 Dickens' Romane. 885.
 Dider. 20. 168. 480. 1416.
 Dideron. 68. 524.
 Die Bibel, ein Lesebuch für Jedermann. 1431.
 Die deutsch-katholische Freischar. 1119.
 Die dreißigste Schlanze, die nach der Kirche steht. 1119.
 Die feierliche Eröffnung des Franziskanerklosters zu Eggersheim. 1080.
 Die Glaubenslehren der evangelisch-lutherischen Kirche. 1179.
 Diepenbrock, Frhr. v., Hirtenbrief. 1120.
 Die preussische Censurinstruction. 1279.
 Die Reform im Judenthume. 1215.
 Dies Buch gehört dem Vaterlande. 330.
 Die todtte Lant. 1319.
 Dietrich, Fr. G. Chr., Altnordisches Lesebuch. 305.
 Diez. 1140.
 Die vier Jahreszeiten. 1455.
 Die Wahrheit im Kampfe mit Rom. 1435.
 Diez, A., Die heilige Elisabeth von Ungarn. 1195.
 Dissertations sur les droits des évêques. 544.
 Disteln. 487.
 Döbet. 359.
 Dohrn, G. K., Spanische Dramen. 601.
 Donovan. 1472.
 Don Quixote. Übersetzungen. 1387.
 Dorow, B., Erlebtes. 3r u. 4r Thl. 870.
 — Krieg, Literatur und Theater. 915.
 Dramatische Literatur des Jahres 1844. I. Art. 353. II. Art. 593. III. Art. 841.
 Droste-Falschhof, Annette Freiin v., Gedichte. 638.
 Ducoin. 1092.
 Düringsdelf, Ida v., Lieder meiner Kirche. 1143.
 Duesberg. 948. 1423.
 Duhamel. 1056.
 Dujarrier. 796.
 Dufas. 211.
 Dumas, X. 92. 168. 439.
 Dumorisson. 284.
 Dunn: History of the Oregon territory. 244.
 Duffieux. 820.
 Dufwid. 1076.
 Ebeling, Gedichte. 949.
 Eberhard, A. G., Blide in Tiebge's und Eliza's Leben. 1099.
 Echeroffes, X. de, Erinnerungen aus meinem Leben. 339.
 Edwards. 1236.
 Egalité, Philippe. 1092.
 Egger. 392.
 Eginhard, Auf nach Norden. 954.
 Egon. 48.
 Einfälle und Gedichte aus den höchst persönlichen Acten. 1340.
 Einhorn, das. 499.
 Elisabeth. 671.
 Ellis, The history of the London missionary society. 300.
 Elfschische Neujahrsblätter. 941.
 Emancipirte, die. 735.
 Emond. 932.
 Ev xxi nav. 939.
 Engel's, J. J., Schriften. 823.
 Engbien. 140.
 Engländer, die, im Auslande. 190.
 England, wohlfeile Bücher in. 215.
 England, das junge. 252.
 England, Bistliche Erziehung in. 756.
 Englische Aussprache der Eigennamen. 104.
 Englische Pairs. 508.
 Englische Eisenbahnliteratur. 675.
 Englische Bücher, erste. 1148.
 Englisches Urtheil über Deutschland. 1276.
 1263.
 Englische Revolution, erste. 1264.

- Commofer.** 403.
Ereignisse, die im Canton Luzern im Christmonat 1844. 479.
Erinnerungen aus dem Jugendleben eines Unheimlichen. 689.
Erinde. 1091.
Erstliche Sprache. 1412.
Erste Mittheilung d. protestantischen Freunde in Breslau. 1144.
Eschenbach, Wolfram v., Parsival und Artur. 1069.
Esenbeck, Kees von, das Leben der Ehe. 1367.
Evangelische Christen, was thut noch in dieser Zeit? 1179.
Exliert, R. Fr., Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III. 166.
Cynard. 283.
Fabre, v., 176.
Fabricius. 8.
Fabrik- und Maschinenwesen. 729.
Fagb-Parfume. 991.
Feldmann, E., Deutsche Original Lustspiele. 815.
Fernat. 1260.
Fernau, R., Gedichte. 1428.
Feuerbach, J., Die Bestimmung des Menschen. 1390.
— Mensch oder Christ? 1390.
Feuilleton. 74. 432.
Feuille. 439. 780.
Féval, P. 160. 792. 1212.
Finnland und die Finnländer. 346.
Finnlands, Gegenwart und Zukunft. 346.
Fischart, J., Der Jesu-Biber. 1168.
Fisinger, Fr., Sommerblumen. 954.
Fischer. 1368.
Flegler, A., Spanien u. Deutschland. 609.
Fleischhauer, Versuch einer gemeinschaftlichen Volkskernkunde. 1297.
Flinzer, Die Geusen. 376.
Flöbert. 940.
Föderationssystem, das centrale. 1228.
Förster, F., Predigt am Tage der feierlichen Inthronisation des Fürstbischofs von Breslau. 1435.
Foufede. 1256.
Forbes, J., Travels through the Alps of Savoy. 292.
Forster's, Georg, sammtl. Schriften. 381.
Fortia d'Urban, der Marquis von. 599.
Fortoul. 128.
Fouqué, de la M., Joseph und die Geige.
Kaiser Karl's V. Angriff auf Algier. 819.
Francis. 800.
Francois, A., 260.
Franke, A., Affar. 355.
Frankreich, die religiöse Bewegung in. 747.
Frang, Agnes, Literarischer Nachlaß. 293.
Französische Literatur. 350.
Französisch-histor. Literatur. 438.
Frazer. 404.
Freeze, das deutsche Gymnasium. 1234.
Frei, Amilian, Der Katholicismus u. Joh. Monge. 1119.
Frey, E., Bilder aus der Welt u. Zeit. 583.
Freiligrath, Das „Athenaeum“ über ihn. 36. 732.
Freischarenzug nach Luzern. 761.
Fremdwörterbuch, die. 877.
Freuden u. Leiden. 47.
Freytag, G., die Brautfahrt. 849.
— In Breslau. 1423.
Fried, Ida, Der Frauen Ehrenthum u. Freiheit. 1367.
Friedrich von dem Dorne, Gedichte. 937.
Fuchs, A., Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. 881.
Fulstern. N. 924.
Gabalbe. 72.
Gachard. 456.
Gärtner, B., Die Laktif der Mämlinge. 1119.
Gärtner, G., Die Revidier. 847.
Gärtner, B., Imagination. 850.
Gagern, F. G. Frhr. v., Der zweite Kaiser Frieden. I. Art. 441. H. Art. 573. III. Art. 773.
Gaillard, C. Ottavio Galfayna. 605.
Gaillardin. 880.
Galerie des contemporains illustres. 236. 359.
Galilei. 280.
Gall, F. v., Paris u. seine Salons. 58.
Galli. 168.
Gans, Eduard. 1452.
Gast. 72.
Gaspardin. 736.
Gast, F. W., Was wir sollen. 1311.
— öffentlicher Protest. 1312.
Gaulier. 1348.
Gautier, Th. 780.
Gedenkbuch der zur dritten Jubelfeier Albertinas versammelt gewesenem Comitalonen. 978.
Gedichte einer Frühverklärten. 633.
Gedichte eines Jungschweizers. 1425.
Gedichte eines Königsberger Poeten. 950.
Gedichte eines Lebensfrohen. 938.
Gedichte eines Streikers. 549.
Gedichte zweier Lebendigen. 487.
Gedächtnisübersicht der Ereignisse in Gerbien von 1819—44. 1246.
Gefängnisprodukte, literarische. 951.
Gefängniswesen. Schriften darüber. 996.
Geibel, G., König Roderich. 361.
Geist, Reihanna. 1351.
Gemblour. 256.
Genoude, Abbé de. 256. 350. 880.
Genrebilder aus Paris. 303.
Genth, B., Gedichte. 1193.
Georg III. 220.
Gérando. Cit. Ang. Nr. XI. 1356.
Germanus, G., Die Ultramontanen in Philbesheim. 1436.
Gervais, G., Die Gründung der Universität Königsberg. 390.
Geschichte, eine wahre, aus der neuesten Zeit. 503.
Gesellschaft, engl., zur Herausgabe von Quellenchriften. 16.
Gewerbeausstellung in Paris. 72.
Giehne, F., Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. 1269.
Gil Blas. 935.
Glabstone, B. G., Der Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche. 241.
Göbele, K., Adolf Greiferr Krüge. 1035.
Goebische, Das todte Haus. 1291.
Görres, G., Gedichte. 1185.
Goethe. Theologische Entwürfe in der ältesten Ausgabe von Goethe's Werken. 1175.
Goethe's Briefwechsel mit Zelter. 740.
Goethe's Werther Französisch. 1248.
Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. 544.
Gollmich, G. Maria. 363.
— Mina. 606.
Gore, Mrs. 1003.
Gother, J., Der verkannte und der wahre Katholik. 1434.
Gottschall, Madonna u. Magdalena. 1429.
Goussier. 339.
Graba, G. J., Der Kamde'sche Proceß. 805.
Grace de Dien. Der Muttersegen. 363.
Gräpel, Th., Der Besetzung Balten. 540.
Graham, Gräfenberg. 84.
Grähl, Freie Fieber. 487.
Grap. 388.
Gretsch. 996.
Greuze. 832.
Griechische Literatur. 8. 520. Neue Zeitschrift. 1816.
Griechische Revolution, Geschichte derselben. 314.
Groschöffinger. Die neuesten Gefahren für den Staat. 1312.
Grosfmann, Literarischer Nachlaß von Agnes Franz. 283.
Grün, Fr., Kaufleute. 1441.
Grün, K. Kaufleute. 187.
Grün, Robert, Carlstein. 868.
Grünig, F., Gedichte. 943.
Gubig Volkskalender von d. „Athenaeum“ kritisiert. 576.
— Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. 606.
Gulich, G. v., Geschichtliche Darstellung des Handels. 802.
Günther, G., Fieberkrang. 1453.
Guthard. 176.
Guibert. 438.
Gurovski, Graf A. v., Eine Tour durch Belgien. 1427.
Gustaf, B. v., Vom Dorne der Zeit. 539.
Guglow, Dramatische Werke. 598.
Hadländer, F. B., Das Soldatenleben im Frieden. 724.
Haffner, G., Österreichisches Volkstheater. 605.
Hagen, E. L., Thesen in der protestantischen Kirche des 19. Jahrhunderts angeschlagen. 1144.
Hagen, R., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 859.
Hahn-Hahn, Ida, Orientalische Briefe. 609.
— Zwei Frauen. 1019.
Hahn-Hahn und George Sand. 680.
Hall. 1144.
Hallberg-Broid, Frhr. v., Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien. 1087.
Haller-Claparède. 19.
Hallwell. 404. 1088.
Hamberger, J., Fr. Chr. Dinger's Selbstbiographie. 1283.
— Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhm. 1457.
Hamilton, B. J., Reisen in Kleinasien. 298.
Hammer-Purgstall, Jos. v., Zeitwarte des Gebets in sieben Tageszeiten. 987.
Hand, F., Tante Anna. 1318.
Hand, die. 348.
Hante, Henriette. 1156.
Hanssen, G., Das Amt Bordesholm. 111.
Harris, B. R. 358. 902.
Hartenstein: Herbart's kleinere philosophische Schriften u. Abhandlungen. 977.
Hartmann, Fr., Gedichte aus dem Nachlasse von. 1178.
Hartmann, W., Reich u. Schwert. 549.
Haugwitz, K. v., Poetische Klänge. 938.
Haupt, A., Dagerrotypen der Zeit. 1425.
Hebbel, F., Maria Magdalena. 1111.
Heeringer, G. v., Mein Sommer. 104.
— Gesammelte Novellen. 963.
— Jack und John. 1171.
Hefele, G. J., Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am

- Ende des 15. u. Anfange des 16. Jahrhunderts. 1397.
 Hegel's System, v. Preussl dargestellt. 1028.
 Heiberg, J. E., Ausgewählte dramatische Werke. 601.
 — Eine in Allen. 647.
 Heimbürger, Woher und Wohin? 1252.
 Heinemann, v., Gedichte. 1417.
 Heinroth, J. Ch. A., Lebensstudien. 1191.
 Heinsius, Ostseelieder. 1419.
 Heinge, A. G., Der hellenische Nationalcongress. 459.
 Heingen, K., Die preussische Bureaucratie. 1005.
 Helbig, K. G., Christian Ludwig Eiscow. 926.
 Hell, G., Die Freunde. 357.
 Hell, Th., Dramatisches Vergissmeinnich. 363.
 Heller, K., Das schwarze Bret. 767.
 — Die Kaiserlichen in Sachsen. 1319.
 Hendricks. 1192.
 Henhöfer, Die wahre kathol. Kirche. 1436.
 Henning, E. v., Zur Verständigung über die preussische Verfassungsfrage. 1275.
 Herion. 816.
 Hense, K. K., Vorträge über ausgewählte dramatische Dichtungen. 974.
 Hens, A., Wanderungen und Lebensansichten. 787.
 Heraldik. 668.
 Herbart's, J. F., Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen. 977.
 Herbold, G., Der Weg zum Thron. 422.
 Herlossohn, G., Wallenstein's erste Liebe. 723.
 Hermes, Die Entdeckung von Amerika. 380.
 Herschel, des Rabbiners Büchersammlung. 1360.
 Herwegh, G., Gedichte und kritische Aufsätze. 1392.
 Heffel, G., Royalisten und Republikaner. 1171.
 Hess, W., Die letzten Philosophen. 1395.
 Hesse, K. A., Gedichte. 1421.
 Heusinger, Das Hermannsfezt im Teutoburger Walde. 606.
 — Poetische Phantasien. 953.
 Hiil, 808. 1216.
 Hinrichs, Erug-Rom u. Jesuiten. 1122.
 Hirsch, R., Balladen u. Romangen. 115.
 Hirs, D., Des Drechslers Wanderschaft. 680.
 Hirtzel, B., Gesicht des Todesboten über den Erdbreis. 967.
 Histoire des découvertes géographiques etc. 528.
 Histoire polit. et milit. du peuple de Lyon. 1189.
 Hochzeit, die, vor der Trommel. 363.
 Hoeck, B., Anton Ulrich und Elisabeth Christine. 1221.
 Höfer, K., Kaiser Friedrich II. 1202.
 Hölty. 581.
 Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. 686.
 Hoffmann, Katharina von Bora. 1093.
 Hofwyl. 39.
 Holinski, Coup d'oeil sur les Asturies. 376.
 Holzapf, Die rechte Sache im Christenthume. 1178.
 Holtei, K. v., Vierzig Jahre. 641.
 — Theater. 845.
 Poncamp, Gedichte. 938.
 Honneger, Konrad Ott. 52.
 Hornau, J. v., Taschenbuch für die vaterländische Geschichte XXXIV. Jahrgang. 719. XXV. Jahrgang. 1362.
 Hortensabäume, die. 1344.
 Hornmeyer, Fr. v. 21.
 Horstensabäume, die. 1344.
 Howitt. 636.
 Howse. 1008.
 Hugo, K., Die große Fabel. 354.
 — Brutus und Lucretia. 842.
 Humboldt, A. v., Kosmos. 1198.
 Humboldt's Kosmos im Englischen. 680.
 Hunt, Leigh, und sein Klepper. 703.
 Hwasser. 346.
 Hyams. 64.
 Hyllarius, Keine Geheimnisse. 283.
 Jacob, P. E., 168.
 Jacobi's Instruktion F. A. Jacobi's gegen Barnhagen von Ense. Lit. Anzeiger Nr. V.
 Jäger: Der Roul. 87.
 Jäger, P., Tirol und der bairisch-französische Einfall im Jahre 1703. 1135.
 Jäger, Abbl. 1188.
 Jaffe, Geschichte des deutschen Reichs unter Konrad III. 1255.
 Jakob von der Rees. 337.
 Jal. 324.
 James, G. v. R., Agincourt. 344.
 Janin, J. 438.
 Jda, Vom Herzen. 1291.
 Zeitteles, J., Eine Reise nach Rom. 507.
 Jesuiten. Schweizerische Literatur über den Jesuitismus. I. Art. 474. II. Art. 990.
 — Die Jesuitenfrage vor dem Luzerner Volk. 479. — Die Jesuiten in ihrer Wirksamkeit. 480. — Die alten u. die neuen Jesuiten. 485. — Das Innere der Gesellschaft Jesu. 1087.
 Jesuitenorden-Zubildung. 1308.
 — In Russland. 1364.
 Illustrationen. 828.
 Incognitus, Katicale Jesuitenpredigt. 1089.
 Inschrift, alte. 436.
 Johanet. 19.
 Johannes Ronge, der Kämpfer für Licht und Recht. 1119.
 John, R., Die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. 813.
 Jordan, Gylvesten. I. Art. 1057. II. Art. 1129. III. Art. 1313.
 Josty, D., Le cytoyen du monde. 422.
 Jotte. 268.
 Jris. 318.
 Jrische Zustände. 172.
 Irländer im fremden Solddienst. 908.
 Irland; Gegensatz der protestantischen u. katholischen Kirche in Irland. 607.
 Irrenwesen. 284.
 d'Israeli. 712. 848.
 Italienische Naturforscherversammlung in Neapel. 1403.
 Italienische Tragödie, über die. 125.
 Juchereau de Saint-Denis. 355.
 Juden. 120.
 — Wissenschaftl. Anstalt für Juden in London. 492.
 — In Großbritannien. 1024.
 Juliens Nachlaß. 567.
 Julius, G., Erklärung. 1439.
 Junius. Der Jesuitismus in Belgien. 1463.
 Juvenal. 120.
 Kaiser Heinrich IV. 362.
 Kalisch, E., Schlagschatten. 899.
 — Poetische Erzählungen. 1182.
 Kaltenbrunner, G. A., Oberösterreichische Lieber. 1442.
 Karl I. Geschichtswerk aus dessen Zeit. 164. — 476. 972.
 Karl, O. F., Danziger Theater Almanach. 851.
 Karpowicz. 868.
 Karr, Alphonse. 1428.
 Katharina von Medici. 436.
 Katholische Hierarchie. 820.
 Keller, Augustin. Über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. 475.
 Kemble, Alfred. 896.
 Kerning, J. B., Die Missionare. 151.
 Kieckebusch, G., Gedichte. 1422.
 Kiefer. 180.
 Kiefer, Zwei akademische Reden. 1395.
 Kilger, W., Feierkänge. 1197.
 Kingston. 800. 1144.
 Klec, G. B., Das geistliche Amt im Gegensatz mit dem Landesgesetze. 1371.
 Klemm, G., Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. 1393.
 Klimrath. 204.
 Kobbe, P. v., Der Ramcke'sche Proceß. 805.
 Kobell, Fr. v., Gedichte in oberbairischer Mundart. 955.
 Koef, Paul de. 1056.
 Köberle, G., Aufzeichnungen eines Jesuitenjünglings im deutschen Colleg. zu Rom. 1464.
 Köchly, über das Princip des Gymnasialunterrichts. 1234.
 Köhler, E., Thomas Münzer. 466.
 Kölle, F., Einige Anzeigen Deutschlands. 463.
 Koenig, S., Die hohe Braut. 213.
 — Eine Fahrt nach Ostende. 666.
 König, K. B., Der rechte Standpunkt. 1143.
 — Herr Hengstenberg Anno 1845. 1143.
 Königsberg und seine Universitätsjubiläum. 389.
 Kohl, J. G., Reisen in Schottland. 1037.
 — Reisen in England u. Wales. 1037.
 — Land und Leute der britischen Inseln. 1205.
 Kohl, Jda. Englische Skizzen. 1205.
 Kohl, Geschichte der Menschheit. I. Art. 557. (S. a. Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.)
 Kollataja. 234.
 Kontogonis. 520.
 Korzeniowski. 24.
 Kosegarten, F. Fr. v., Spätrosen. 937.
 Kostbares Buch. 1360.
 Krause, G. B. A., Die protestantischen Freunde. 1144.
 Krause, K., Der 12, 13. u. 15. August 1845 in Leipzig. 1312.
 Krauß, J. E. F., Gedichte. 943.
 Kreger, Glaube, Liebe, Hoffnung. 1454.
 Kreschmar, W., Das deutsche Colonisationsproject an der Mosquitoküste. 1251.
 Krieger, Charlotte, Knospen u. Keime. 1454.
 Kritische Auslassungen über 'Bislicenus' Buch: „Ob Schrift? ob Geist?“ 1184.
 Krüger, A., Gedichte. 943.
 Kubalaki. 312.
 Künzer, F. K. A., Der heilige Stuhl. 1091.
 Kulmann, G., Gedichte. 633.
 Kuntz, Die Braut von Korinth. 849.
 Kurz, Schillers Heimatsjahre. 264.
 Kurz, P., Handbuch der deutschen Prosa von Gottschck bis auf die neueste Zeit. 618.

- Tabitte. 1364.
 Taburypère. 116.
 La jeune France catholique. 940.
 Tatt. 348.
 Tamartins, über Geschichtsschreibung fürs Volk. 508.
 Tamey, X., Chronik der Elsäßer. 942.
 Tannemais. 90.
 Tamping, Erinnerungen aus Algerien. 27.
 Tany, K., Correspondenz Kaiser Karl's V. 753.
 Tapolace. 448.
 Tappenberg. 930.
 Tarochefoucault. 19.
 Lateinische Sprache beim Christl. Gottesdienste. 938.
 Taube, P., Drei Königsstädte im Norden. 673.
 Taure, Marie. 708.
 Tavier, Johann Caspar. II. Art. 321.
 Tavier's, J. K., ausgewählte Schriften. 157.
 Taverge, X. de. 648.
 Tavigne. 853.
 Lawrence, Adventures of an officier in the service of Runjeet Singh. 328.
 Tebas. 116. 1164.
 Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 21.
 Lebenswirren. 539.
 Lebrecht; Drei Tage aus dem Leben eines jüdischen Geistlichen. 47.
 Ledewalter. 88.
 Legge. 52.
 Legitimisten, Erinnerungen eines. 1000.
 Lelwel. 372.
 Lember, Almanach dramatischer Spiele. 845.
 Lengerke, G. v., Bilder u. Sprüche. 1195.
 Lenormant, Ch., Des associations religieuses etc. 910.
 Lenormant's historische Vorträge. 995.
 Lentner, Ritter und Bauer. 87.
 Lengen, M. Giulio d'Alcamo. 1171.
 Leo, P., Zur preussischen Verfassungsfrage. 1275.
 Leonhardi, R., Kinder meiner Muse. 943.
 Leopoldi. 68. 352.
 Lerardière. 568.
 Lerour. 1248.
 Leroy. 932.
 Les réformateurs avant la réforme. 1252.
 Lessing und wir. 94.
 Lever, Harry Correquer's Geständnisse. 495.
 ——— Jack Hinton. 495.
 ——— Thomas Burke. 495.
 Levkias. 8.
 Lexikologie, Geschichte der lateinischen in Frankreich.
 Libuffa. 324.
 Licht, Pfarrer. 1143.
 Lichtenberg, vom Äther und Dunkelfreis. 1193.
 Richterfeld, Fr., Gedichte. 939.
 Liebe, F., Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte. 534.
 Liebig's chemische Briefe. Französisch. 332. — 1416.
 Lieder eines Schweizers. 714.
 Lieder vom Bodensee. 549.
 Lirow, G., Christliche Zeitbilder. 1195.
 Lillenton, Graf Duram. 595.
 Lindau, der Nordverbauch. 647.
 Lindenfels, E. v., Bilder des Lebens und der Natur. 638.
 Lindner, Fr. L., Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungenen Schustergereselle. 415.
 Singard. 988.
 Literarische Coixten der letzten drei Jahrhunderte. 631.
 Literatur, altnordische. 306.
 Ldhe, W., Drei Bücher von der Kirche. 708.
 Ldssel, P., Weihnachtsnisse. 627.
 Loeft, P. B., Geist und Leben echter Humanität. 146.
 Longfellow. 1328.
 Loning, X., Das spanische Volk. 698.
 Loreng, W., Vor einundfünfzig Jahren u. heute. 1063.
 Loutard. 136.
 Lower. 668.
 Luch, F. v., Einige Blätter der Erinnerung. 1438.
 Ludewig, Neue Beleuchtung der polnischen Sprache. 1338.
 Ludwig, F., Maria Magdalena. 1201.
 Luffon. 540.
 Luther, Martin, Wider das Papstthum zu Rom. 1093.
 Luther's Bibel. 310.
 Luther's Wieberkunft. 56.
 Luther's Tischreden ins Französische übersetzt. 736.
 Luther und Rom. 1093.
 Lutheroth. 1364.
 Lyell, 1284.
 Lyriker, die Deutschen, des Jahres 1844 u. 1845. 1. Art. 937. 2. Art. 1177. 3. Art. 1417.
 Lyriker in Frankreich. 796.
 Lyrisches u. Episches von einem Menschen. 1418.
 Macé. 1392.
 Macintosh. 632.
 Macray. 428.
 Maczynski. 483.
 Maer. 1324.
 Märtyrer der Wissenschaft. 651.
 Magnetismus. 1096.
 Magnin. 676.
 Magnuszewski. 1060.
 Maithstein. 588. 590.
 Maizony de Lauréal. 1428.
 Malczynski, Maria. 1223.
 Mancherlei. 216. 588.
 Manners, John. 232.
 Manual, a, of british historians. 428.
 Marbach, Osw., Gegenwart und Zukunft der christlichen Kirche. 1128.
 Marbach, Otto: Meisterwerke dramatischer Poesie. 358.
 Marechal, J., Blaska. 1040.
 Maria Stuart's Briefwechsel. 1052.
 Maria Theresia. 331.
 Marlborough. 696.
 Marmont. 472.
 Marryat. 40.
 Marschall Akademie. 136.
 Marston, W. 764.
 Marty-Laveaux. 52.
 Mathematische Gesellschaft in London. 872.
 Mathilde. 363.
 Matile. 296.
 Matte, K. Ch., Geistliche Gedichte. 942.
 Matthes, K., Kurze Betrachtung etc. 1308.
 Matthia, K. 1294.
 Maupied. 956.
 Maurin. 444.
 Maxwell, My adventures. 316.
 Medergynski. 863.
 Mége-Dumalmont. 399.
 Megerle, Th. v., Novellen und Erzählungen. 539.
 Mehemet-Ali. 28.
 Meißner, X., Gedichte. 945.
 Melie. 80.
 Memoiren, die, des Satans. 606.
 Memoiren, englische. 1168.
 Memoiren einer babylon. Prinzessin. 131.
 Mémoires de Fléchier. 1368.
 Mémoires d'un homme enfoncé comme aliéné. 284.
 Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. 400.
 Mémoires authent. de J. Nomp de Caumont. 616.
 Mendelssohn, Moses, Gesammelte Schriften. 701.
 Mendelssohn, J., Er muß aufs Land. 846.
 Renewal. 1028.
 Mercap. 1140.
 Mercedith. 344.
 Merlin. 20.
 Merico. 134.
 Mézeray. 28.
 Michaud. 116.
 Michel, F. 248.
 Mickiewicz. 312. 1416.
 Miles. 360.
 Militairische Briefe eines Verstorbenen. Dritte Sammlung. 446.
 Milman. 1020.
 Minnich, Bilder aus der Schweiz. 1449.
 Mirbach, D. v., Briefe aus und nach Kurland. 30.
 Miscellen. 28. 120. 356. 390. 812.
 Rittermaier, G. J. K., Italienische Zustände. 79.
 Mörner, X., Gedichte. 937.
 Mollière, wichtige Ausgaben. 768.
 Monmerqué. 351.
 Montaigne. 882.
 Montholon. 372.
 Montor. 708.
 Rosenrosen. 324.
 Rosen, J., Gedichte. 97.
 ——— Die Dresdener Gemäldegalerie. 163.
 Rügge, F., Skizzen aus dem Norden. 33.
 ——— Schweden im Jahre 1843. 793.
 ——— Gesammelte Novellen. 197.
 ——— Neue Novellen. 1063.
 Mühlbach, E., Hefel. 375.
 ——— Nach der Hochzeit. 375.
 ——— Novellen und Scenen. 375.
 Mühlensfels, G. v., Gedichte. 1047.
 Mühlensfordt, G., Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico. 134.
 Mühlmann, Literar. Anz. Nr. XII.
 Müller, Arthur, Moderne Reliquien. 1283.
 Müller's Reffen, Gedichte von Waler. 1186.
 Müller's Schweizergeschichte. 892.
 Müller, W., Griechenlieder. 905.
 Müller, Daniel und Luise, Gedichte. 942.
 München, Die Kunst in. 540.
 Münchhausen, D. v., Heinrich von Sachsen. 1095.
 Mundt, X., Die Geschichte der Gesellschaft. 225.
 ——— Carmela. 648.
 ——— Kleines Skizzenbuch. 1003.
 ——— Ästhetik. 1157.
 Mustet, Paul de. 1092.
 Mustenben eines Soldaten. 1421.
 Mylius, P., Gedichte in Phnaxer Mundart. 1442.

- Mythenbibliothek** 1.
Mythi. 913.
Nachdruck in den S. Staaten. 1199.
Nachfolge Christi. 192. 932.
Nachträgliche Erinnerungen an die 300jäh-
rige Jubelfeier der Albertina. 304.
Napier. 188.
Napoleon. 108.
Napoleon's Correspondenz. 176.
Napier. 188.
Nebden, K., Der Rosengarten des Her-
zens. 928.
Nelly, St., Die Rückkehr ins Vaterhaus. 540.
Nelson letters. 628. 860.
Nelson und sein Garg. 1231.
Nestroy, J., Einen Lux will er sich ma-
chen. 606.
Neue römische Briefe. 657.
Neugriechische Literatur. 211.
Neubaus, Discours sur les dépêches di-
plom. de l'Angleterre et de la France.
479.
Neumann, G., Das letzte Menschenpaar. 410.
Neufbüchle. 344.
Neyen. 488.
Niccolini, Arnaldo da Brescia. 15. über-
setzt 847.
Nicolas. 628. 860.
Nicole. 664.
Nicoll. 1349.
Niemcewicz. 1060.
Nitsch, Theologischer Sendschreiben erster
Theil. 1178.
Robbe, Einladung an Dr. Martin Luther's
deutsches Vaterland. 1430.
Nach ein Wort zur israelitischen Reform-
frage. 1216.
Robier. 438. 828.
Röfset, J., Geschichte der deutschen Lite-
ratur. 403.
Rolte, Deutsche Lieder aus der Fremde. 953.
Rordamerika, Mittheilungen aus den Ber-
einigten Staaten von. 570.
— Rothstände. 690.
— Das Unterrichts- u. Erziehungswe-
sen. 880.
Rorton. 564. 1300.
Notices of Windoor. 64.
Notizen. 988. 904. 1443.
Rougard de Japet. 140. 444.
Rüscheler, D., Geschichte des Schweizer-
landes. 693.
Obriot. 430.
Obyniec. 24.
Oblensklager, X., Derwarobb. 370.
Oellers, L., Der ewige Jude. 160.
Ortel, Genealogische Tafeln. 1315.
Oser, G., Geschichte d. deutschen Poesie. 408.
Ostreichs Gegenwart. 1335.
Ostreichs Politik. 456.
Otinger. 1263.
Offenes Sendschreiben an die christkatholi-
schen Gemeinden. 1142.
Olizar, R., Gefangenschaft u. Flucht. 1011.
Oppel, P. v., Der Liberalismus der Ge-
genwart. 1250.
Oppermann, Pombal u. die Jesuiten. 1089.
Orden, Geschichte der. 160.
Ordonnances des rois de France. 368.
Oregongebiet. 244. 683. 895. 987.
Orientalische Zeitmessung. 152.
Orientalische Ansichten über die engl. Ber-
saffung. 428.
Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne.
602.
- Orla.** 357.
Orleans, Herzog von. 828.
Ortlepp, G., Israels Erhebung. 1219.
Ortmann, Dr. Martin Luther's Glaubens-
bekennniß. 1179.
— Der Tod u. die Todesfeier Dr. Mar-
tin Luther's. 1431.
Ostindien. Unterrichtsweisen für die Eingeborenen. 360.
Ostrom, M. v., Zeitgeschichte. 839.
Otte, 941. Gedichte. 1429.
Otto, Luise, Die Freunde. 1084.
Overbeck, J. A., Kröfus. 605.
Oyanam: Dante u. die katholische Philo-
sophie des 13. Jahrhunderts. 175.
Pabst, G., Der Königssohn. 652.
Päpstliche Macht in England. 868.
Paillet. 20.
Pairstammer. 56.
Palmbiad. 1132.
Panama, Landenge von. 228.
Pantheismusfrage. 114.
Paparingopulos. 520.
Pappadutas. 8.
Papst als Mäcen. 984.
Pardessus, J. M., Diplomata, chartae,
epistolae etc. 1072.
Paris, neueste literar. Erscheinungen. 19.
— Monumentalgeschichte. 132.
— Genrebilder aus. 303.
Pariset. 1348.
Parlament, das englische. 151. 808.
Parliamentary companion. 624.
Pascal. 176. 332. 444.
Pasig. 1198.
— Evangelische Zeugnisse gegen Rom.
1435.
Passionei, Cardinal, an Marco Foscarini.
958.
Passow. 264.
Paul, Jean, ein Engländer über ihn. 784.
1168.
Paul, Jean, der Pietist. 1159.
Paul, Beneti. 804.
Pauperismus u. 720.
Pecklin, F. v., Nachtlänge. 1186.
Peel. 712.
Pelet de la Logère. 1212.
Penhoen. 355.
Perceval. 404.
Percy, The trappers bride. 624.
Perkany. 1260.
Perthes, G. A., Das deutsche Staatsleben
vor der Revolution. 173.
Peruanische Sprachen. 416.
Peschel, G. A., Geschichte der Gegenre-
formation in Böhmen. 1419.
Pétavel. 888.
Peter, der rothe. 363.
Peters, A., Gedichte. 942.
Peterfon, J., Bunte Bilder zur Unterhal-
tung. 942.
Petri, Freund oder Feind. 411.
Petronius. 4.
Pfaff, J. E., Den neuen deutsch-katholi-
schen Gemeinden. 789.
Pfeil, G., Katharine. 919.
Pfister, F., Der Krieg von Morea. 226.
Philippi, A., Polyent. 593.
Philippson, E., Baron. 767.
Philosophie, französische. 956.
Physiognomie. 60.
Pierquin de Gembloux. 258.
Pietre. 120.
Pitaval, der neue. 273.
- Pitre-Chevalier.** 556.
Ploennies, P. v., Gedichte. 629.
— Ein fremder Strampf. 630.
— Reiseerinnerungen aus Belgien. 1250.
Poesie im Dienste der Menschlichkeit. 419.
Pohl, A., Ezech, Episch, Satirisch. 943.
Pollignac. 360. 460.
Politische Tauschöpfe. 1278.
Politische Reflexblätter. 487.
Politisches Vermächtniß Gr. Maj. des ver-
storb. Königs von Schweden Karl Jo-
hann. 532.
Poin. Literatur. 24. 148. 483. 863. 1050.
Pombal. 800.
Pommer. 228.
Ponard, Agnes de Meranie. 616.
Poole, Mrs., The Englishwoman in Egypt.
1131.
Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre
1842. 118.
Poffelt, Peter der Große. 99.
Poujoulat. 1388.
Pouffin. 1040.
Précis historique des ordres. 160.
Preisvertheilungen, literarische. 1262.
Preffe, Ca. 106.
Prebst. 1028.
Pröhl, A., Kreuz u. Leid. 1185.
Protesch-Osten, A. v., Gedichte. 1190.
Profelytismus, zur Geschichte des. 1221.
Provincialgeschichte, französische. 1098.
Prüfung der in den preuß. Ehegesetzen
unternommene Reform. 1388.
Prug, Die politische Wochenstube. 487.
— Moriz von Eschen. 593.
— Karl von Bourbon. 594.
Pückler-Muskau. Eine Stimme aus Eng-
land über ihn. 515.
Pulling. 1104.
Puseyiana. 292.
Pyramiden. 1260.
Quandt, J. G. v., Vorträge über Ästhe-
tik. 145. 235.
Quérard. 804.
Quinet. Xhasverus. 7.
Racine'sche Gesellschaft. 1248.
Raczynski, Graf Euarb. 435.
— Gelbzig des Generals Johann Hein-
rich Dabrowski. 1328.
Rambach's, J. J., geistliche Lieder. 1198.
Ramcke-Literatur. 805.
Ranke's Geschichte der Reformation, eng-
lisch. 308.
Rangavis. 211.
Rath, Fr. v., Napoleon Bonaparte. 85.
Rau, P., Semal. 723.
Raumer, F. v., Historisches Taschenbuch. 65.
— Die Vereinigten Staaten von Nord-
amerika. 1. Art. 961. 2. Art. 1141.
3. Art. 1241.
— Historisches Taschenbuch. 1341.
Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik.
1050.
Raupach, Die Royalisten. 597.
Raynal. 1096.
Re, Carlo del, Nemesis. 1171.
Recensenten. 266.
Recueil des voyages et de mémoires
publiés par la société de géogr. 568.
Reben an die evangelischen Christen in
Deutschland. 1183.
Reinert der Fuchs. 188. 924.
Reinholt, Deutsch-historischer Roman. 47.
Reinhold. 1224.
Reinlein, A., Der Gebrauchsmarkt. 898.

Revelationen über England. I. Nr. 1897.
 II. 1205.
Revelations, Belgien. 411.
Religion der Zukunft, die. 290.
Religion, eine neue. 600.
Reisefab, L., Gram. 550.
 — Gesammelte Schriften. 360.
Rénusac. 1140.
Renzi. 416.
Revelations of Russia. 106.
Revelations of Spain. 628.
Reverchon. 165.
Revue sociale. 1354.
Rey. 20.
Rheinischer Bischofsstift. 472.
Richardson, D. P. 1228.
Richardus Tertius. 51.
Richter. 1442.
**Ries, J., Botanik im Kreidestadium der Löss-
 gestirnen. 270.**
Ritter, H., Kynast. 845.
**Risch, D. L., Jüdische Gewerbebetriebe, ge-
 werbliche Vereine. 729.**
**Rissel, E., Die Aufhebung des Jesuiten-
 ordens. 1430.**
Robberds. 1020.
Robert, Cyprian, Die Elamen d. Türkei. 783.
 — Die griechisch-slavische Welt. 891.
**Roberts, G., The life of Duke of Man-
 mouth. 300.**
Robertson, Forb. 1396.
Robert Curcouff. 566.
**Robt, G. v., Die Festung Kastel des Rüh-
 nen. 693.**
Römerbauten in Schottland. 1116.
Römische Briefe, Neue. 657.
Römische Literaturgeschichte. 202.
Röppe, Gedichte. 1438.
Röster, A., Die Thugs. 539.
Rom, Kraft der heutigen Gesetzgebung in. 1456.
Romanero castellano. 1287.
Romanliteratur. 47. 87. 283. 375. 411.
450. 495. 538. 564. 647. 723. 767.
819. 866. 918. 992. 1063. 1094. 1171.
1291. 1318. 1343.
**Roscher, W., Leben, Werk u. Zeitalter des
 Thucydides. 1165.**
**Rosenkranz, K., Georg Wils. Fried. He-
 gel's Leben. 363.**
 — Die Aufgabe der deutschen Philoso-
 phie nach dem gegenwärtigen Stande
 der Wissenschaft. 1399.
Roske, K. 924.
Rudnick, W., Ulrich v. Hutten. 1186.
Rüdert, J., Amvillais. 186.
 — Kaiser Heinrich IV. 353. 841.
 — Saul u. David. 597.
 — Das Leben der Sabina, 1067.
**Ruehl, le château de Richelieu, la Mal-
 maison. 1423.**
Rupert, J., Gedichte. 954.
**Ruppius, D., Die Fahrt nach Griechenland.
 767.**
Russ. 895.
Russia, Revelations of. 106.
Russie, envahie par les Allemands. 4.
Russie, révolutions sur la. 1368.
Russland, der Kaiser von, in England. 88.
Russische Notizen. 123.
Russische Literatur. 612.
Rustige, F., Gedichte. 1417.
**Ruttenberg, W., Die Jesuiten des 19. Jahr-
 hunderts. 563.**
Ruth, G., über die italienische Tragödie. 125.
 — Geschichte der italienischen Poesie. 518.

Ruthen. 164.
**Sachs, J. R., Historische Grundlagen des
 deutschen Staats- u. Rechtslebens. 409.**
Sagenbücher. 179.
Sagra. 72.
St.-Gris. 140.
Saint-Aulaire. 550.
Saint-Edme, Ida. 984.
Saint-Felix. 1224.
Saint-Hilaire. 196.
**Saint-Pierre, Geschichte des Sturzes der
 Jesuiten. 1436.**
Sallst, J. v., Gesammelte Gedichte. 90.
 — Die Theisten und Gottlosen unserer
 Zeit. 206.
Samacanea. 428.
Samurass. 6.
Sau-Martin, Des Kreuzes Prüfung. 859.
Sanskrit-Literatur. 1224.
Saphary. 278.
Sarrans. 1036.
Sartori, J., Camilla. 566.
Sauclères, R. de. 1188.
Savagner. 1012.
Schad, A. P. v., Spanisches Theater. 846.
**Schaller, J., Vorträge über Schlei-
 macher. 239.**
**Schaumann, Geschichte des zweiten Paris-
 ser Friedens. 35.**
**Scheel, K. G. W., Der Pole u. des Stoffs.
 983.**
Scherenberg, G. F., Gedichte. 946.
Scherr, J., Porten der Jetztzeit. 201.
**Schiller, E. W., Die zweite Rabbinerver-
 sammlung in Frankfurt a. M. 1216.**
Schinas. 520.
**Schlegel, W. v., Bei Gelegenheit der An-
 kündigung einer Ausgabe seiner sämt-
 lichen Werke. 1187.**
Schleiermacher. 239.
Schleier, G. 1144.
Schleyer, Der Pufesismus. 1210.
Schmalzing, D. P., Poetische Versuche. 947.
**Schmidt, Bericht des eidgenössischen Com-
 missariats. 475.**
**Schmidt, R. A., Phantasie- und Selbst-
 men. 1438.**
**Schmidt, R., Der philosophische Absolu-
 tismus des Hegelschen Systems. 1400.**
**Schmied, Der Geist der antiken evange-
 lischen Kirche. 1214.**
**Schnaase, R., Geschichte der biblischen
 Künste. 3. Bd. 1405.**
Schneeglöckchen. 324.
**Schneer, A., über die Zustände der arbei-
 tenden Klassen in Brasilien. 1252.**
Schneider, freie Klänge. 1437.
Schopenhauer, Ab. Xana. 477.
**Schopenhauer, Arthur, die Welt als Wille
 und Vorstellung. 1113.**
Schoppe, A., Labitha vom Geyersberg. 983.
Schottische Lieberdichtung. 1349.
Schottlands Neujahresfeier. 77.
Schöber, Platho und Goethe. 770.
Schuler, Der Frühling. 1186.
Schulte, Fr., Das engl. Parlament. 151.
**Schuffels, Fr., Erzählungen und ein ge-
 mischter Anhang. 1103.**
 — Karl Gutberg. 1104.
 — Mittelmeer, Ost- u. Nordsee. 1243.
Schwabenpiegel, Französisch. 296.
Schwarz, J., Liebe, Kunst u. Brot. 851.
Schwedische Rechtsgeschichte. 1032.
Schweizer, v., Gedichte. 1445.
Schweizercolonia in Amerika. 1449.

Schweizerische Dichter. 710.
Schweizer. Geschichtsschreibung. 628. 1348.
**Schweizerische Literatur über den Jesuit-
 stamm. 474. 2. Nr. 900.**
Schweppinger, Fr., Licht u. Lebensdämon. 847.
Scinab. 168.
Scorebby. 776.
Scribe's Werke. 1048.
Scylla. 996.
See, Gustav vom, Stancé. 1064.
Ségur, Galerie morale. 304.
Seibel, Aus der Kirche. 1432.
Selbstmord, der. Auf. v. R. Pohnbamm. 463.
Senden, G. P. v., Bato. 1445.
Sensschreiben an den Priester Gieseli. 1142.
Servet. 947.
 zu seiner Ehrenge-
 n. 873.
 1088.
 868.
 734.
 m. 1288.
 erste. 71
Siebenbürgen. 1354.
Siegmund, F., Zwölf Gedichte. 740.
Sigaud. 955.
**Silestus, Ein neues Buch von den göttli-
 chen Dingen. 1287.**
Simart. 133.
Simon, J. 876.
Simon, A. G., Gustav Adolf. 1194.
Simpson. 688. 936.
Simrock, Gedichte. 1190.
Simson. 362.
**Skandinavische Literatur. I. Nr. 33. II. Nr.
 673. III. Nr. 793.**
**Skarbel, Graf v., Leben und Schicksale
 Dobosinski's von Doboscha. 867.**
Skizzen aus der vornehmen Welt. 283.
Skizzen u. Briefe aus der Gegenwart. 1340.
Slawen, Ursprung der. 546.
Slawische Völkergeschichte. 312.
Smith, F., Das Loggibuch. 768.
Smith, Horace. 40. 1432.
Smith, Mrs. F. 1076.
Socialismus. 372. 1356.
Schmerring, Samuel Thomas v. 993.
**Soldan, W. G., Dreißig Jahre des Pro-
 testantismus in Sachsen u. Braunschweig.
 1221.**
Solimene. 49.
Sonnenblumen. 323.
Sophian, Lüne aus meiner Wiege. 1457.
Sorbonne, Vorträge an der. 276.
Souffrère, Der Diktator. 76.]
Soumet. 804.
Southey. 1020.
Spanien, Geschichte von. 196.
 — Literatur über. 698.
Spanische Kriegszucht. 280.
Spanische Literaturgeschichte. 492.
Spanische Zustände. 880.
Spencer-Smith. 192.
Sperschke, Fr. v., Böhm u. Bodurth. 1247.
Spindler, K., Fridolin Schwertberger. 1419.
Sporschi, J., Geschichte der Kreuzzüge. 1447.
Sprachreinheit, Schriften über. 873.
Stamm, Th., Gedichte. 1449.
**Stanhope, Memoires of the Lady Hes-
 ter. 1266.**
Steinhäuser, W., Freizeitblätter. 1437.
Stephanow. 1012.

- Stephanos. 212.
 Stern, R., Gedichte. 1189.
 Stenborg, Jona und Leipzig. 53.
 — Gesammelte Erzählungen und Novellen. 450.
 Sterne, E., Ronge u. 200 Gegner. 1120.
 Stier, R., Gedichte. 1455.
 Stifter, A., Studien. 546.
 St.-Kelly, Das Haus der Richter. 1095.
 Stöber, 941.
 Storch, E., Mar von Egl. 819.
 Strauß' Leben Jesu in Frankreich. 160.
 Strickland. 632.
 Strzelecki. 632.
 Stuttgarter literar. Verein u. die altfriesischen Dichter. 1359.
 Sueberus, G., über Industrialismus und Armuth. 729.
 Sübseefeln, Zeitungsweisen auf den. 1024.
 Sunday Times über Schotte u. deutsche Erziehung. 1196.
 Supp, F., Stunden heiliger Weisheit in christl. Gedichten. 1455.
 Sutfos. 8.
 Sykes. 360.
 Tabouillot, F. v., Dithono. 847.
 Tannahill. 1349.
 Tanner, A. R., Heimatische Bilder und Hieber. 711.
 Tanski. 353.
 Tarbe. 472.
 Taschenbücherschau für das Jahr 1845. III. Art. 318. Für das Jahr 1846. I. Art. 1253. II. Art. 1373.
 Tasset. 568.
 Taylor. 438.
 Tencin, Claudine v., 286.
 Tennyson, Alfred. 1302.
 Terier. 443.
 Thalia. 323.
 Theaterzensur. 276.
 The bosom friend. 1448.
 The cit and bumpkin. 951.
 Theiner, A., Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. 1122.
 Thenius, Otto. 94.
 Theophilus. 176.
 The palais royal. 532.
 Thieremin, Fr., Der Rhein u. Jerusalem. 1201.
 Thierese, Ephia. 376.
 — Menschen und Gegenden. 919.
 The trapper's bride. 624.
 The ward of the crown. 748.
 The white slave. 1031.
 Thibautbeau. 842.
 Thier's Rede über die Jesuiten. 1564.
 — Revolutionsgeschichte. 44.
 Thiersch, F., Apologie eines Philhelleneu wider den Fürsten v. Pückler-Ruskau. 1379.
 Tholud, Vier Predigten über die Bewegungen der Zeit. 1182.
 Thom, J. F., 935.
 Thom, W., 1349.
 Thomson, Mrs., Witwen und Witwer. 411. — 1432.
 Thoun. 416.
 Thrammer, Th., über den zu großen Anwachs des Lehrstoffs für die Gelehrten-schulen. 1234.
 Thurm, St., Aus der Caserne. 482.
 Thurn, G. C., Gedichte. 1186.
 Tillier, A. v., Geschichte der helvetischen Republik. 693.
 Tippo Sahib. 360.
 Tiroler ekstatischen Jungfrauen, die. 913.
 Tisseur. 796.
 Töpfer. 1376.
 Toporoff, B., Norbische Blüten. 955.
 Touchard-Lafosse. 684.
 Toulmin. 1176.
 Touristen, die, im Orient. I. Art. 609. II. Art. 825. III. Art. 1097.
 Townes. 596.
 Townshend. 1163.
 Tronchin. 560.
 Trouvé. 416.
 Trotter, Die Jesuitenfrage vor dem Lager-ner Volk. 479.
 Turget's nationalökonomische Werke. 52.
 Über die Stellung d. Gymnasien u. gewerblichen Unterrichtsanstalten in Sachsen. 1240.
 Übervöllerung, die Furcht vor. 607.
 Uhlisch, Pastor, Schriften von ihm, für ihn. und gegen ihn. 1143.
 Uhlisch und Marbach. 1319.
 Ulfeldt, Gorfq. 1032.
 Uliac-Armadeure. 604.
 Ulrichs. 8.
 Umbreit, F. B. E., David u. Jonathan. 969.
 Ungarn, Stimmen aus. III. Art. 586.
 Ungarns Verfassung. 588.
 Universität u. Klerus in Frankreich. 560.
 Unzer, F., Norddeutsche Klänge. 950.
 Urania. 1253.
 Warrhagen von Ense, Leben des Feld-marschalls Jakob Keith. 247.
 Waukabeke. 116. 444.
 Vequerais, Die allgem.-christl. Kirche. 1435.
 Venture de Parebis. 568.
 Vestiges of the natural hist. of creat. 1104.
 Viardot. 1460.
 Vivaldi. 568.
 Vibia, Graf v. 1380.
 Vies, G., Noris-Blüten. 1437.
 Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 343. 405.
 Vilney, A., Adalap. 1094.
 Vincendon-Dumoulin. 892.
 Viollet le Duc. 236.
 Virgil's Schiffsfahrtskunde. 324.
 Vischer, F. J., Kritische Gänge. 469.
 Vogel, A., Geschichtsbilder. 272.
 Vogel, R. B., Das Mädchen vom See. 1187.
 Vogt, J. M., Klänge aus Ungarn. 953.
 — Deutsche Lieder. 1421.
 Voigts, F., Hölty. 581.
 Völkertimme — Gottesstimme. 1311.
 Voltare, Brief an Bionnet. 16.
 Vorherbestimmung. 500.
 Vorwärts! 654.
 Voyage auteur de la chambre des députés. 1048.
 Vries, J. de, Eduard Westburg. 867.
 Wackernagel, W., Weinbächlein. 1439.
 Wagner, R., Samuel Thomas v. Edm-mering's Leben u. Verkehr mit den Zeitgenossen. 993.
 Walicki. 24.
 Wallenrodt, F. v., Der preussische Land-tag von 1845. 1307.
 Walpole. 220. 660. 1200.
 Walther, R., Blüten der Andacht. 1201.
 Warburg, F. G. v., Das Baldborn. 937.
 Warrnbüch, Die Kirche Frankreichs. 1212.
 Watterville. 312.
 Webberkop. I. v., Bilder aus dem Nor-den. 673.
 Wehl, F., Elegante Bibliothek moderner Romellen. 768.
 — Der Teufel in Berlin. 846.
 Weichselbaumer, A., Ein deutsches Lied. 950.
 Weihnachtsskizzen. 323.
 Weil, G., Historisch-kritische Einleitung in den Koran. 404.
 — Bibl. Legenden der Ruselmannen. 968.
 Weis. 20. 198.
 Weis. G., Gedichte. 1446.
 Weisse, Heinrich, Gedichte. 122. 938.
 Weitzling, Kerkerpoesien. 488.
 Wellington. 800. Seine Ansichten über d. Ge-schichtschreibung des Halbinselkriegs. 808.
 Wellstedt, J. R., Reisen in Arabien. 293.
 Welp, A., Wanderungen im Norden. 673.
 Welt und Glauben. 1197.
 Wendtfern, D. v., Gedichte. 1437.
 Wendeborn, F., Junges Leben. 946.
 Berg, A., Der Verwalter. 983.
 Werner, B., Bilder u. Lieder vom Rhein und Main. 954.
 — Das Armenwesen. 1252.
 Wessenberg, v., Neueste Dichtungen. 1193.
 Westfälisches. 967.
 Wenden. 179.
 Whistlebintie. 1349.
 White, Charles, Päpstliches Leben u. Sit-ten der Lärken. 279. 930.
 White, Blanco, über Sil Blas. 935.
 Whitehall. 1144.
 Whitelaw. 1349.
 Wiederkehr, F., Knospenlese. 1429.
 Wigand, Fr., Gedichte. 939.
 Wilbur. 588. 590.
 Willb, G. G., Die dreißigste Schlange. 1119.
 Wilkes. 428.
 Wilkinson, G., Manners and customs of the ancient Egyptians. 420.
 Will, Der Steiger v. Markus-Röthling. 1291.
 Wilson. 624.
 Wimpfen, Die Maulschellen-Komödie. 606.
 Winkelried. 1324.
 Winterfeldt, E. v., Der Moskitostaat. 1251.
 Winterling, E. M., Schauspiele. 358.
 Wisingerode, A. v., Gedichte. 630.
 Wisniewski. 863.
 Witt, Die dritte Jubelfeier der Albertus-universität. 394.
 Wittmüh, A., Gefänge aus dem Alten Te-stamente. 1454.
 Woeninger, Zigeuner u. Gelleute. 87.
 Wolanski. 1060.
 Wolff, G. A., Papstthum, Elibat und Ehrenbeichte. 1434.
 Wolff, D. E. B., Träume und Schäume des Lebens. 1186.
 — Dämmerkunde. 1437.
 World surveyed in the nineteenth cen-tury. 724.
 Wopicki. 483. 863.
 Woyde, A., Gedichte. 1438.
 Wright, Life and times of Louis Philippe. 44.
 Zeichen und Wunder. 403.
 Zeitklänge. 1422.
 Zindorfer, Hermine. 47.
 Zschotte's, F., Kehrenlese. 127.
 — Die Sunday Times über ihn. 1196.
 Zubrzycki. 483.
 Zumbach, F. S., Fronbheim. 539.
 Zumpt, G. G., über die bauliche Einrich-tung des röm. Wohnhauses. 411.
 — Die Religion der Römer. 696.
 Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum. 1144.
 Zweikampf. Das „Athenaeum“ über den-selben. 909.
 Zwiergowski. 1060.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 1.

1. Januar 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Mysterien-Literatur.

1. Eugen Sue's Mysterien von Paris. Übersetzt von u. f. w. u. f. w. u. f. w.
2. Die wahren Geheimnisse von Paris. Von Bidocq. Deutsch von L. Meyer.
3. Die Geheimnisse von London. Von Sir Francis Croly. Übersetzt von L. Eichler.
4. Die Geheimnisse von Wien. Von Julian Chownig. Zwei Bände.
5. Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth. Von einem Unbekannten. Zwei Bände.
6. Mysterien von Berlin. Von L. Schubar.
7. Die Mysterien von Berlin. Von August Braß.
8. Geheimnisse von Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart.
9. Die Geheimnisse von Hamburg.
10. Die Geheimnisse von Amsterdam.
11. Geheimnisse von Altenburg.

Der Schneeball, wenn er Bewußtsein hätte, denkt nicht daran, daß er zur Lawine wird, die Hütten fortreißt, Wälder zerdrückt und Dörfer und Thäler überschüttet. Die Geschichte des Schneeballs wiederholt sich tausendfältig in der moralischen Welt, und das Vergnügen der kleinen Historiker von ehemals war es, den Leuten zu erzählen, wie alle große Ereignisse aus kleinen zufälligen Umständen erwachsen seien. Es war eine große Lust, das Große aufs Kleine zu reduciren. Als Eugen Sue seine „Mystères“ schrieb — nein anfang; denn ihn selbst überkam es anders im Fortarbeiten, im Fortrollen, als er vorausgedacht, sein Werk wurde ihm selbst unter den Fingern ein verschiedenes von seinem ersten Plane —, als er daran schrieb, hatte er schwerlich gedacht, daß er eine Lawine ins Thal stieß, deren Wirkungen die moralische Welt in seinem Vaterlande und

halb Europa erschüttern würden, und deren Gesumme und Gebrause uns noch jetzt in die Ohren dröhnt.

Was er gewollt hat, als er die Feder eintauchte, wissen wir nicht. Er hat es, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst nicht bestimmt gewußt. Jetzt versichert er es uns zwar, und wir glauben, daß er es selbst ernstlich glaubt. Es ist eine Macht über ihn gekommen, die ihn fortgerissen hat, eine Macht, die stärker ist als der Wille, eine Macht, die, wenn nicht alles, doch vieles Große in der Welt geschaffen hat, eine Macht, die sich in der ganzen Weltgeschichte geltend macht und die der belebende Geist der Poesie ist. Eine Dichtung, die nichts mehr wird, als was der Dichter, als er die Feder spitzte, sich dachte, wird selten ein Gedicht, das die Zeit überdauert. Es ist der Geist, der im Schaffen über den Poeten kommt, der ihn fortreißt, der das Unwillkürliche zur Nothwendigkeit setzt, was die Poesie über das poetische Rechnungserempel erhebt. In mancher Beziehung erinnert Sue in seinen „Mystères de Paris“ uns an Cervantes, als er den „Don Quixote“ schrieb. Wohlverstanden und vorausgeschickt: wir wollen damit keinen Vergleich weder beider Werke noch beider Autoren anstellen. Cervantes' Werk schwebt ebenso hoch in den lustigen Räumen der Poesie als Sue's „Mystères“ sich an die Materie und den Schmutz der Erde anklammern, und es ist nur selten, daß es ihm gelingt, sich davon zu lösen und eine höhere Sphäre zu erreichen. Aber der Schaffungsproceß hat einige Verwandtschaft. Cervantes ging von einer Idee aus, die im Grunde genommen sehr dürr ist, und kaum, ohne Zuthaten, ohne neue Zuflüsse, mehr Stoffes als zu einer wüßigen Novelle geboten hätte. Aber sein dichterischer

Genius verkörperte diese Idee alsbald so kräftig, frisch und eigenthümlich, eine solche Mannichfaltigkeit von könnigen, poetischen Gestalten sprang aus der Erde vor ihm und neben ihm auf, daß sie ihn mit forttrifften und mit Blumengeirren, in lustigem Reigen, mit losen Scherzen und tief-ernsten Bildern den bürren Fäden seinen Lesern und ihm selbst verbargen. Er gewann dadurch den Muth, weiter zu gehen, und Bände folgten den Bänden, und jeder blieb frisch und neu. Cervantes' Werk ist das Werk einer Reihe von Jahren, und während seine ersten Bücher von ganz Spanien verschlungen und bewundert wurden, sann er noch über die folgenden nach, und die Theilnahme, die Kritik, welche sie erweckten, blieben nicht ohne ermunternden und leitenden Einfluß auf die Fortsetzung, wie er denn sich und sein Werk zuletzt mithandelnd aufführt.

Das ist mit Sue in ungleich höhern Maße der Fall. Was er schrieb, ging sogleich in die Publicität über; er hatte kaum die Feder ausgewischt, so lasen schon die Pariser auf den noch feuchten Bogen der „Débats“ was sie auf das Papier niedergeschrieben. Da konnte die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, die lobende und die tadelnde Kritik des Tages nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den Schriftsteller bleiben. Etwas Ähnliches, eine solche Wechselwirkung zwischen Publicum und Autor in einem längern Werke, ist vielleicht nie vorgekommen. Er konnte hinhorchen was gefiel, was mißfiel, welche Charaktere, welche Richtungen besonders ansprachen, und der speculative Kopf, der fast jeder französische Schriftsteller ist, fand leichte Arbeit, sich die Gunst des Publicums zu erhalten oder womöglich noch zu steigern, indem er nur der Lust und Neugier seiner Leser zu folgen brauchte. Möchte er nicht auch ausgesprochene Vermuthungen, welche Wendung eine Katastrophe, ein Charakter nehmen könne, mit anhören, und mit einem Male war ihm gegeben, es war gefunden, wonach er selbst noch suchte? Diese Fabrications-thätigkeit, der ältern Literatur in ihrer Ehrbarkeit fremd, gehört heute nicht so ausschließlich, als wir anzunehmen geneigt sind, Frankreich an. Wo wird nicht gehäcst nach den leisen Luftzügen der Neigung, des Rigels im Publicum! Der Schriftsteller ist nur zu oft der oblige Componist der Melodien, welche es sich vorsummt. Mich erinnert dies an das erste Auftreten eines jungen Schriftstellers aus meiner Bekanntschaft, der jetzt auch schon gestorben ist. Als ganz junger Mensch befand er sich vor etwa 20 Jahren, ein stummer Begleiter eines ältern Verwandten, in einem namhaften deutschen Bade, wo eine Schauspielergesellschaft ihre Vorstellungen gab und die Theilnahme der Tischgesellschaft im Curhause auf sich zog. An jedem Mittage wurden die Darstellungen des vorigen Abends, in Ermangelung anderer Gespräche, sehr lebhaft besprochen. Am Orte erschien zwar ein Tageblatt, welches sich aber bis da mit Theaterkritiken nicht abgegeben hatte. Plötzlich brachte es Recensionen über die Stücke und die Darsteller, welche von der Gesellschaft mit großer Aufmerksamkeit gelesen

wurden, und von Einzelnen mit um so größerer, als sie darin ihre eigenen Ansichten mit klaren Worten widergegeben fanden. Man fragte nach dem geistreichen Kritiker, aber er war nicht zu entdecken. Sein Ansehen stieg mit jedem Tage, denn jeden Mittag fand Jeder im Blatte gedruckt, was er selbst gestern Abend über das Schauspiel gedacht und gesprochen. Der unbekannte Kritiker war ein ausgezeichnete Mann, da Jeder sich in ihm wiederfand; denn Niemand kam auf den Gedanken, daß er selbst das Original sei, und die gedruckten Artikel nur die Copie, der Nachhall seiner Worte. Und doch war es so, wie später der Dheim des jungen Menschen zu seiner großen Verwunderung und Belustigung entdeckte. Sein schweigsamer Neffe, ein Knabe von kaum 15 Jahren, dem man bis da kaum in der Gesellschaft erlaubt hatte, ein lautes Wort zu sprechen, hatte als stummer Zeuge die Gespräche der Erwachsenen aufmerksam angehört und treu in sich aufgenommen. Als einem damaligen Berliner gehörte ihm Theaterkritik zum täglichen Brod, und über Nacht schrieb er sie auf, brachte sie in Form einer Recension und übersandte sie am frühen Morgen dem Redacteur, dem es immer ein willkommenes Beitrag war. Daß die Badegäste, was doch ihnen gehörte, für fremdes Eigenthum hielten, und höchst zufrieden waren, wenn sie in dem gedruckten Urtheil ihr eigenes, gesprochenes wiederfanden, durfte man doch dem geschickten Copisten nicht zum Vorwurf machen. Der Knabe hatte nur ein gewagtes Spiel mit der Kritik gespielt, und er konnte nicht dafür, daß die ältern Leute sich von einem Kinde bei der Nase herumführen ließen.

Sue hat während der Fortsetzung seiner „Mystères“ viel gehört und gelernt und als geschickter Mann die Winke nicht unbeachtet gelassen. Das Publicum erkannte in seinen „Mystères“ die edle Absicht, das Elend des pariser niedern Lebens Denen, die helfen könnten, vors Auge zu führen, es half ihm weiter; es klappte hier die angespannenen Fäden ab, indem es ihnen wenig Aufmerksamkeit zeigte, und spornte ihn dort an, indem es vor den verschlossenen Thüren neugierig den Mund aufsperrte: Was wird da herauskommen, was wird daraus werden? Sue hatte an pittoreske Scenen aus dem Jammer und der Verruchtheit des Lebens in den niedern, vielleicht auch schon anfangs der höhern Sphären gedacht, ein kleiner Roman mochte zugeschnitten sein, an den sie sich anreihen sollten, aber schwerlich hatte er schon im Sinne, ein Compendium des ganzen socialen Elends zu geben, welches von oben herab drückt und unten am tiefsten empfunden wird. Dazu führte ihn erst die Theilnahme der Leser, die Bedeutung, welche man seinen Skizzen gab. Solche Aufmerksamkeit des Publicums verdiente wieder seine Aufmerksamkeit für dasselbe, die er denn redlich abgetragen hat.

Am deutlichsten spricht dafür der Roman selbst. In den ersten, trefflich entworfenen und geschickt bis in die kleinsten Details ausgeführten Capiteln findet man die Anlage zu einem Roman, der mehr werden sollte als

er geworden ist. Im Verlauf der Geschichte tritt er immer mehr in den Hintergrund, wird nur dann und wann wieder vorgenommen und geht endlich in der bekannten groß-barock-sentimentalen Weise aus, als der Autor, mit seinem andern Thema fertig, nun nicht mehr wußte, was er mit dem reservirten Stoffe machen sollte. Erfunden war es, der Vorrath mußte ausgeschüttet werden. Sue selbst nennt seinen Roman einen schlechten Roman. Wir können ihm nicht widersprechen, obgleich sich darüber viel sagen ließe, wozu hier nicht der Raum ist. Aber verwundern könnte man sich doch, daß deutscherseits die Kritik noch gar nicht auf das Compliment geantwortet hat, welches er unserer Nation, unsern Regierungen und Fürsten damit gemacht hat. Die *Dei ex machina*; die beglückenden Menschenwohlthäter, die im Stillen, unerkannt umhergehen und das Elend des Volkes belauschen, um plötzlich hervorzutreten, in ihre vollen Börsen greifend Geld auszusütten und mit einem Wischen Sonnenschein ein Intermezzo in das Elend zu bringen, sind eine uralte schlechte Romanerfindung, die vorzugsweise unter uns Deutschen gepflegt wurde. Es sind die Alten überall und Nirgend, die Abälino u. s. w. Aber in den socialen Regionen ist es Ufance, dafür britische Lords zu nehmen. Unermeßliche Schätze und eine gehörige Portion Grille oder Spleen sind die Fundamente, die man dort in der Wirklichkeit gegeben findet. Aber der Franzose, dem der Deutsche bis dahin wenn kein Vandal, doch nur ein idealistischer Träumer war, erwählt zu seinem *Deus ex machina* einen Deutschen, und sogar einen deutschen Fürsten! Fühlte denn Niemand diese Artigkeit, diesen indirecten Lobspruch auf unser Vaterland heraus: ein Fürst unsers Bundesstaats hat ein so friedliches Land, so beglückte Unterthanen, daß er gar nichts mehr bei sich zu beglücken, zu regieren, zu bessern findet, und nun für seine Beglückungs- und Thätigkeitslust eine Sphäre zu suchen nach Paris geht und dort in allerhand Verkleidungen in die Cloaken und in die Cafés dringt, um Menschen zu studiren, die Mißbräuche, die Verkehrtheiten der Einrichtungen zu bessern!

Wie nahe lag hier eine andere Aufgabe für den Dichter, eine wie verführische; freilich nicht für den, welcher dem großen Publicum gefallen wollte, einige Hunderttausend Exemplare absetzen und ein reicher Mann werden. Es mußte ein Dichter sein, der sich über sich selbst erhob und die freie Höhe gewann, wo die Misere und Glanz und Glück unter ihm wie ein bunter Teppich lag, der diese Schattirung haben muß. Dieses Menschenbeglückungsexperiment, diese geheimnißvolle Thätigkeit, dieses Ausspannen und Anspannen aller Kräfte, über die ein Mensch gebietet — um als Einzelner zu ändern, was das Product des Allgemeinlebens, der Geschichte, der menschlichen Bildung, der Gesellschaft ist, welche Ironie schließt dies in sich! Der tugendhafte Prinz Rodolphe, welche Marionettenpuppe hätte er werden können, ein wie ganz anderer Don Quixote, wenn — sein Schöpfer es gewollt hätte. Ja, Niemandem

war es so gegeben als Hrn. Sue, mit seinen Lesern zu spielen. Er, der vom Tag zum Tage schrieb, der stündlich wiederhorte, welchen Effect das Geschriebene hervorgebracht, wie hätte er sein Publicum irre führen, dupiren können!

Er wollte es nicht. Fern sei es, ihn darum zu tadeln. Er hätte selbst ein Anderer sein müssen als er ist; von Cervantes' Humor ist in ihm keine Spur, obgleich der große Spanier selbst ein sehr ernsther Mann war. Freilich, er hätte auch auf diesem Wege tiefe, ernste, belehrende Wahrheiten ins Werk setzen können, belehren und bessern. Aber es war nicht seine Richtung. Er wollte nur aufmerksam machen auf die Gebrechen der socialen Einrichtungen, auf die tiefen, entsetzlichen Klüfte, auf die grauenvollen Bodensätze von Elend, Verbrechen, Verwilderung, die sich unter der glänzenden Oberfläche einer großen, schönen, gerühmten Hauptstadt, der Metropole der Cultur, ihres Focus, von wo die Strahlen in alle Welt sich ergießen, verbergen. Es ist ihm zum Theil gelungen; schon während seiner Arbeit. Wer verargt ihm, daß er in die Hände klatscht, oder nein, daß er, in stolzem Selbstbewußtsein, die Arme übereinander schlägt und den Angriffen, von woher sie kommen, nichts entgegensetzt als die Worte: Ich habe erreicht, was ich wollte, was wollt ihr mehr? Was kann überhaupt ein Mensch mehr wollen?

Eugen Sue ist nicht der Erste, der sich nach gethater Arbeit aus ihrer Wirkung die Motive einredet, die ihn dazu getrieben. Diese Selbsttäuschung ist kein Verbrechen, sie ist rein menschlich. Wer kann von sich sagen, daß er immer frei blieb! Ist sie doch mit einer Potenz, die uns zum Bessern, zur edlern Entwicklung unserer Kräfte hinreißt. Um so weniger sträflich erscheint sie bei ihm, der noch während der Arbeit zu der Überzeugung kam, daß er dahin einlenken mußte, um zum Ziele zu gelangen, wohin das Publicum glaubte, daß er steuere. Aus einer freien Dichtung wurde so das Compendium, welches wir vor uns haben, welches so außerordentlich durch die gebildete Welt gewirkt hat, eins des menschlichen Elends und der socialen Verkehrtheiten, an das man nun nicht mehr, nachdem diese Tendenz ihm klar wurde, die ästhetischen Forderungen eines Kunstwerks anlegen darf.

Er hat im Anfange nicht gewußt, was er wollte, sagten wir, was er ins Leben setzte. Er war der Schneeball, der wider Willen zur Lawine wurde. Ist dies auch etwas Ungewöhnliches? Nein, wenn nicht etwas Alltägliches, doch nur der natürliche Proceß aller außerordentlichen Wirkungen. Der Schneeball fällt nur und wird nur zur Lawine nach den ewigen Naturgesetzen. Nur wo auf den Bergabhängen viel Schnee aufgehäuft liegt, der hinab muß, wo die Bäche, die aus ihm hervorbrechen, den natürlichen Abfluß nicht bewirken, ballt er sich und wird ein Ungethüm. Ist es in der sittlichen Welt anders? Die Ursache liegt in den Verhältnissen gegeben, zumal bei allen großen, moralischen Reinigungsproceßten; alsdann genügt ein äußerer, an-

scheinend zufälliger Umstand, die Massen in Bewegung zu setzen, und der Sturm, der Sturm ist da, dessen Entstehen dem Kurzsichtigen dann ein Wunder scheint. Eugen Sue hat nichts Neues entdeckt, Hunderte vor ihm haben auf die Rehrseite des glänzenden Lebens der französischen Hauptstadt aufmerksam gemacht, auf diese furchtbaren Cloaken, deren Pestgeruch selbst bis in die parfümirten Salons drang und den zarten Nerven ein vorübergehendes Uebelbefinden erregte. Wer es wissen wollte, wie es dort stand, konnte es wissen. Er nur zuerst wagte es, mit seinen Glacehandschuhen den Roth anzugreifen und die Wirklichkeit in die Dichtung zu übersezen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La Russie envahie par les Allemands. Notes recueillies par un vieux soldat, qui n'est ni pair de France, ni diplomate, ni député. Paris 1844.

Bei dem Interesse, das man, namentlich seit dem Werke des Hrn. v. Gustine, in Deutschland an Rußland nimmt, kann auch die vorliegende Schrift die Beachtung des deutschen Publicums um so mehr für sich in Anspruch nehmen, als dieselbe sich mit Deutschland selbst beschäftigt. Der Hauptzweck des Verf. besteht nämlich darin, die Berührungen zwischen Deutschen und Russen historisch anzugeben, ihren Ursprung (seit den Zeiten Swan's IV.) nachzuweisen, den gegenseitigen Haß der Deutschen und Russen (der Verf. versteht übrigens hier unter den Erstern nur die Deutschen in Rußland) sowie den Einfluß des deutschen Elements auf Rußland und auf dessen einzelne Regenten, und das Übergewicht, welches die Deutschen zu verschiedenen Zeiten in Rußland gehabt haben, darzustellen. Manches Andere, was gelegentlich mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, z. B. über die Verhältnisse der Fürsten Deutschlands zu den Slawen, Unterdrückung der Letztern durch Erstere, Blicke auf Polen, gute Rathschläge und Wünsche für dieselben, ist gleichfalls wohl geeignet, das Interesse des Lesers anzuregen und wach zu halten. Dieses Interesse, das die Schrift in der Hauptsache offenbar hat, ist übrigens nicht bloß in der Vergangenheit begründet, sondern knüpft sich zugleich an die unmittelbare Gegenwart selbst. Denn noch heutzutage berühren sich in Rußland das deutsche und das nationale Element in friedlicher Weise, und der Verf. ist nicht abgeneigt, dem deutschen Einflusse in Rußland, und selbst auf den Kaiser Nikolaus, eine Art Übergewicht zuzugestehen, wofür er manche Details beibringt. Er ist im Ganzen gut unterrichtet und wohlmeinend, nur daß der französische Nationalstolz hier und da dem Schelme in dem Nacken sitzt und ihm eins abgibt. Dabei ist er gegen Deutschland in der naivherrsch- und habüchtigen Manier der Franzosen, die das linke Rheinufer nie ganz vergessen können, nicht immer gerecht und unparteiisch, und besonders was die auch hier zur Sprache gebrachte Frage des Panslawismus und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands anlangt, ist dies der Fall. Der Verf. scheint in dieser Hinsicht in die Verhältnisse der Gegenwart nicht recht eingeweiht zu sein, oder er spielt die Rolle des Brutus, weil er von den französischen Intriguen in den Slawenländern der europäischen Türkei nur zu gut Kenntniß hat.

M i s c e l l e n .

Ein vollständiger Petronius.

Heinrich Meibom, Professor der Medicin, der Geschichte und Poesie zu Helmstedt und nachmals Stadthypothek zu Lübeck

(gest. 1700), hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß ein vollständiger Petronius in Bologna aufbewahrt werde, den der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und bewundert habe. Auf seiner Reise nach Italien hatte daher Meibom nichts Angelegentlicheres zu thun, als die vermeintliche literarische Seltenheit an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Arzt Capponi in Bologna, an den Meibom sich gewendet hatte, bestätigte auf Befragen die Angabe des Reisebeschreibers und führte den hierüber höchst erfreuten Meibom nach einer Kirche, mit der Erklärung, hier werde derselbe den verheißenen Schatz finden. Meibom, hierüber etwas betroffen, stellte die Frage, wie es möglich sei, daß ein so übel berühmtes Buch an einem so heiligen Orte aufbewahrt werde? „Ei was Buch, entgegnete Capponi — hier ja ist die Kirche des heiligen Petronius, in welcher dessen Leichnam als Reliquie vollständig aufbewahrt wird, wie in der bezogenen Reisebeschreibung ganz richtig angeführt ist und wie Sie nun selbst gleich sehen werden.“ Meibom, voll Ärger über die schlagelagene Hoffnung, ein vollständiges „Satiricon“ des L. Petronius Arbitr zu finden, empfahl sich jedoch, ohne weiter einen Schritt in die Kirche zu thun.

2.

Historische Anekdoten.

Bei Gelegenheit eines der Gefechte, welche im J. 1793 vor Mainz zwischen den Preußen und Franzosen statt hatten, bemerkte der König von Preußen einen französischen Grenadier, welcher, obgleich mit Wunden bedeckt und von Feinden umringt, sich nicht ergeben wollte. Der König, von der heldenmüthigen Vertheidigung des Soldaten bewegt, befiehlt, denselben mit Schonung seines Lebens gefangen zu nehmen, und läßt ihn dann vor sich führen. „Vous êtes un brave homme“, sagt der König zu dem vor ihm erscheinenden Franzosen, „c'est dommage que vous ne vous battiez pas pour une meilleure cause.“ Der Soldat der Republik, welcher, obgleich durch die unerwartete Unterhaltung mit dem Könige etwas überrascht und eingeschüchtern, dennoch seine republikanischen Grundsätze nicht verleugnen will, findet nach einigem Bedenken einen Ausweg, den er mit militärischer Freimüthigkeit einschlägt. „Citoyen Guillaume“, erwidert er dem Könige, „nous ne serions pas d'accord sur ce chapitre là, parlons d'autre chose.“ Die originelle Anrede citoyen Guillaume machte nicht weniger Glück bei dem Könige selbst als bei dessen Gefolge.

3.

Literarische Anzeige.

Die Lustspiele des Aristophanes.

Übersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwicklung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos“, „Wolken“ und „Frosche“ und hat denselben Preis; der zweite Band enthält „Die Ritter“, „Der Frieden“, „Die Vögel“ und „Ephyrae“.

Leipzig, im Januar 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Donnerstag,

Nr. 2.

2. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Wirkung hat alles Maß, nach der bisherigen Erfahrung, überschritten. Durch die Vermittelung der Poesie ist, was bisher nur den Leidenden selbst und wenigen Menschenfreunden, Beamten und wer der Sache sich sonst annahm, bekannt war, zur Allgemeinkennntniß gekommen. Das große Publicum schaudert, indem es mit Begierde liest. Es freut sich, daß es so nicht leidet, also hat es einen Genuß. Einige geben sich der Tröstung hin, daß es doch wol nicht ganz so arg sei, als der Dichter es gemalt, weil er ein Dichter ist; Andere hoffen, das Spiegelbild werde die zur Thätigkeit antreiben, welche helfen können, anders als der Prinz Rodolphe, denn die Dei ex machina sind aus der Mode wie aus der Wirklichkeit verschwunden. Das Entsetzliche, Gräßliche, Haarsträubende und doch so Alltägliche, Nothwendige ist vor die Tribune der Öffentlichkeit geführt, an die Stufen der Verwaltung, des Thrones, der Polizei und der Humanität. Die Dichtung hat es dahin geführt; sie hat das Ihre gethan, mehr kann sie nicht, sie muß das Weitere dem erweckten Gefühl des Gemeingefühls überlassen.

Hier kann sie ruhen, und auch wir könnten sie ruhen lassen, denn es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, ob und was in Paris von nun an für die Armen, für die Verbrecher gethan werden wird, ob man die scheinheiligen Notare besser überwachen, die Ehegesetze ändern und von so manchem Vorurtheil abkommen wird, welches zerstörend auf Glück und Frieden vieler Tausende einwirkt. Aber die Kritik, unterstützt vom Erfolge, hat schon mehr gethan, sie hat das Urtheil gefällt, daß Eugen Sue etwas Großes, Ungeheures vollbracht, daß er endlich und zuerst ein Werk geliefert, welches längst die Aufgabe der Poesie gewesen, welches der neuern Literatur erst die Bahn eröffnete, in welcher sie sich fortan zu bewegen habe. Diese Kritik nimmt also an, daß er erstens die bestimmte Absicht, aufzudecken und zu bessern, von vorn herein gehabt, dann, daß er seine Aufgabe gelöst und sein Werk vollbracht habe. Wer so etwas leistet, muß als Muster den Andern voranstehen; sie sind verbunden, ihm zu folgen, und wer es nicht thut, tritt von dem rechten

Wege ab. Das sind sehr viel Schlüsse aus einem glücklichen Erfolge. Um deshalb wäre es auch für die Kritik Pflicht, den Erfolg selbst zu prüfen, um die Folgerichtigkeit der Schlüsse daraus zu beurtheilen. Aber gesetzt, es war seine Absicht, und er hat sie erreicht; angenommen, die Uebelstände seien von ihm zuerst aufgedeckt worden, und, wir wollen Alles zugeben, man werde sich nun beeifern in Paris, König und Volkstribunen bis zum letzten Polizeibeamten und zur untersten Magistratsperson, ihnen abzuwehren — was hat dies mit der Poesie zu thun? Wenn sie einmal zu einem löblichen Zwecke nebenher gearbeitet hat, und ihre Arbeit ist ihr gelungen, ist sie darum verpflichtet, immer und immer auf derselben Stelle und nach demselben Ziele hin zu arbeiten. Thöricht! Doch, weshalb darum Worte verlieren. In wessen Augen die Poesie nur eine dienende Magd ist, wie soll man ihm beweisen, daß sie eine Göttin ist und von Uraufgang war, die frei hinfliegt über Paläste und Hütten und kein Gesetz erkennt, weshalb sie ehemals nur gern an den Thronen, jetzt lieber am häuslichen Herde verweilt, als das der Laune. Sie hat sich jetzt mit dem Volke verschwägert, sie hat den Rothurn bei Seite geworfen, weil er zu hoch war für die kleinen Menschen, weil sie von da herab die Gefühle und Leiden des Menschengeschlechts nur in der Vogelperspective sahen. Das ist sehr hübsch von der Poesie, und sie ist mit voller Liebe und Glück in die stillen Winkel der Hütten gedrungen und hat die Seufzer der Armen in süßen, mächtig wirkenden Tönen wiedergegeben, aber es ist kein Grund vorhanden, sie darum an die Schwelle der Hütten anzubinden und ihr künftig andere Ausflüge zu verwehren. Wie lange sie bei ihrer Laune bleiben wird, ist eine Frage in die Zukunft.

Auch Eugen Sue war nicht der erste Dichter oder Novellist, der in diese Mysterien der Armuth, des Elends, in die Werkstätten der Verbrechen hinabstieg. Ohne das Beispiel, welches Boz in England gab, wären seine Mysterien schwerlich entstanden. Es ist zu bedauern, daß er nicht strenger in seine Fußstapfen getreten ist, wenn sich so etwas machen ließe. Jeder folgte seiner Natur. Mit echtem Dichtergeiste, mit der ganzen schönen Unwillkürlichkeit seines frischen Sinnes tauchte sich der Dichter in sein Volksleben, athmete dort dieselbe

Luft, sprach, dachte, trank, fühlte mit dem Volke, welches er schildert. Schildert? Nein, er rief es zum zweiten Leben auf, es lebt neu verkörpert und doch dasselbe in seinen „Dickwidiern“. Ist das nicht eine Wirklichkeit, aber nicht mit Roth gemalt, mit kräftiger, glänzender Farbe, aus dem Rahmen springende Figuren, denen man in die Wangen kneifen möchte, eine Wirklichkeit mit so wenigen Worten hingestellt, als Sue dazu Seiten braucht! Und er blieb Dichter, mehr Dichter als viele hochgerühmte seines Vaterlandes, indem er so die grasse Wirklichkeit in die Poesie übersehte. Umgekehrt wie der Franzose, er wollte nur abconterfeien, was ihm im Leben begegnete, aber der Genius in ihm ordnete und fügte es zum Gedicht. Er verweilt nicht in der Misere, im Grauenhaften, er faltet uns die ekelhaften Lappen der Armuth nicht aus, daß wir alle Flecken und Löcher sehen und den faulichten Geruch athmen; er eilt schnell weiter, wo er weiß, daß es genug ist, und der Eindruck bleibt doch. Sein froher Sinn lehrt ihn, wo es nur geht, die heitere Seite abgewinnen zu lassen, hier weilt er am liebsten; aber er erschrickt auch nicht vor der Aufgabe gegenüber. Doch entrückt er das Grauensvolle und Gräßliche gern in das Gebiet des Märchens, um sein Gemälde nicht zu trüben. In diesen Apartés welche Meisterschaft! Wie athmet darin der echte Dichter! Und doch auch da, wie weiß er dem Humor ein bescheidenes, aber immer passendes Plätzchen anzuweisen. Er beleidigt nie das Gefühl. Es ist englische Natur, und Jener ist ein Franzose, wird man uns antworten. Nun ja, so ist es; aber die Poesie ist ein Allgemeingut, und keine Nation ist davon ausgeschlossen.

Eugen Sue, wie er uns aus seinen frühern Dichtungen erscheint, ist eine trübe Natur. Er suchte von je an nur die Disharmonien des Lebens auf, und wo er sie nicht fand, erfand er sie. Welche diabolische Caricaturen stellte er in seinem „Atar Gull“ auf. Wahrer ist er in seiner „Mathilde“, weil er den Stoff aus dem nächsten socialen Leben seiner Stadt gewählt, ihn also sein Publicum besser controliren kann; wie hat er aber auch hier die äußerste Grenze des Möglichen schon berührt! Conflict, wie er sie schildert, mögen vorgekommen sein, aber selbst im pariser Leben gehören sie zu den Seltenheiten, zu den Ausnahmen von der Regel. Daß ein solcher Mann, der in den Dissonanzen der Natur schwelgt und mit Vergnügen sich ergeht in den Verhältnissen, wo die Zerrwürfnisse der Gesellschaft auf die Spitze getrieben sind, sich die Schilderung der wahrhaften Noth im Volke zur Aufgabe stellt, könnte von vorn herein ein Mißtrauen gegen ihn erwecken. Er hat, wenn nicht die Lust, doch den Trieb, den dunkeln Instinct, Verkehrtheiten, Gräßliches, haarsträubende Unnatur zu finden. Vorzugen dürfte man, daß er hineinlegt, was er nicht findet, denn die Manie des Sammlers steigert sich bis zum Betrüge. Aber nein; in der Berührung mit der Wirklichkeit wächst und kräftigt sich sein Sinn für die Wahrheit. Der Verf. der „Mystères

de Paris“ erfindet, lügt, dichtet nicht; die Schauer des wirklich Beobachteten ergreifen ihn so, daß er der Wahrheit in den Hauptzügen treu bleibt. Der Roth der Gassen und der Roth des Lasters, die Verworfenheit der Gefallenen und Verbrecher, die hohle glänzende Schale über Sündhaftigkeit und Verbrechen in den höhern Kreisen der Gesellschaft, Alles ist wahr, das Conterfei von Erlebtem, nur räumlich und zärtlich in engere Grenzen zusammengedrückt. Im Ausfüllen dieses Jammers überkam ihn selbst der Schauer vor demselben, der Respect vor einem Elend, das er vielleicht nur berühren wollte, die Stimme des Publicums jauchzte ihm zu, und er wurde sein Historiker.

Aber wie? Wahr ist Alles, wenn es nicht gerade so geschehen ist, so kann es doch so geschehen sein; aber nicht in dem Zusammenhange. Diese grellen Züge wiederholen sich nicht so gedrängt, so massenhaft in der Wirklichkeit. Dies wenigstens ist die That, die Erfindung des Romanbilders. Ob er darum zu tadeln ist? Gewiß nicht; denn wenn er wirken wollte, wie er beabsichtigt, mußte er so verfahren. Das, was er schildert, ereignet sich nicht im Laufe weniger Tage, sondern im Verlaufe von Jahren, vielleicht in Jahrzehnden, an den verschiedensten Orten. Also was that er? Er dichtete. Nehmen wir das Wort in seinem ursprünglichen Sinne, er lehrte, drängte zusammen, was getrennt stand, er componirte, er agierte als Künstler. Als solchen sind wir gehalten ihn zu betrachten. Es geht nicht anders.

Die, welche dem Verf. der „Mystères de Paris“ den lautesten Beifall zollten, möchten nur seine Eigenschaft als Portraitmaler, als Historiker in usum populi gelten lassen. Was wäre aus den „Mystères“ geworden, welche andere niedere Wirkung hätten sie geübt, wenn er auf langen Fäden zwischen vielen Nullen einige Zahlen gebracht hätte? Die Poesie übt ihr ewiges Recht gerade wo man es ihr antaßten will am evidentesten aus. Sie läßt eine Weile mit sich spielen, dann schlägt sie dem Spielenden in den Nacken und spricht: Thor, ich bin doch dein Herr! Ohne als Dichter aufzutreten, hätte Sue nimmermehr diese Erfolge gehabt. Als Dichter ihn zu betrachten ist daher unerläßlich. Da aber stehen schon seine Ankläger gerüstet und wollen ihn ohne Gnade verdammen. Wie hat er gesündigt gegen die Ästhetik, wie hat er Stoffe aus dem Chaos heraufbeschworen, die vor der heitern Kunst ewig dort ruhen sollten, wie hat er die Leidenschaften, das Gräßliche bis auf die äußerste Grenze des Möglichen und darüber hinaus geführt, wie hascht er nach nervenerschütterndem Effect, wie malt er in Roth und docirt dabei langweilig, und wie ist sein ganzes Gemälde nichts Anderes als die alte Wollust und der alte Teufel daneben, damit sein Werk den Frommen und den Kindern der Welt zugleich gefalle. Und er hat nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen als: Ich habe doch das Gute gewollt.

Wir sind nicht so streng. In einer Übergangsperiode, auf welcher sich unsere Literatur befindet, muß man alle Richtungen anerkennen, welche sich selbst geltend machen,

alle mit Aufmerksamkeit verfolgen, welche eine neue Bahn einschlagen. Gegen Die wollten wir oben das Wort erheben, welche die Kunst und die Poesie nur zur dienenden Magd machen; aber die strengen Ansprüche der Ästhetiker weisen wir ebenso entschieden von diesem Standpunkte aus zurück. Sie wollten wirken, und in guter Absicht. Ihm war da mehr erlaubt als einem Dichter der guten alten Zeit; denn wir leben in einer andern Zeit. Er wollte erschüttern, gönnt ihm darum den Effect; er wollte die große, theilnahmlöse Masse aufregen, da mußte er mit grellen Strichen, mit brennenden Farben auftragen, er durfte sich auch vor Dem nicht scheuen, was sonst verbannt war aus den heitern Räumen der Kunst. Wir stehen auf einer Übergangsperiode auch in der Literatur, das ist unumkehrbar. Das Reich der Helden ist aus, von den Höhen der Menschheit steigen wir hinab zu ihren Tiefen. Wie die historischen Romane andere jetzt geworden, wie sie nicht mehr die Helden, sondern das Volk, seine Freuden, Leiden, seine Rechte zum Gegenstand haben, so ist auch unser socialer Roman nicht mehr auf die sublimierten Empfindungen und Schicksale der Salons hingewiesen, sondern er sucht die ursprüngliche Wahrheit im Leben des Volks, wo es von der allgemeinen Kultur noch nicht abgeglättet ist; und selbst da ist noch Stoff für den aufmerksamen Beobachter, denn etwas von der alten Natur oder Roheit, Eigenes hat sich überall erhalten. Sind die Romane von Scottsfield, oder wer es sei, Boz, die Auerbach'schen „Vorgeschichten“ nicht novellistische Gemälde, welche ein neues Genre begründen? Für diese neue Gattung wird sich erst eine neue Form herausbilden. Aber auch diese wird ihre Kunstgesetze haben, die man nicht ungestraft übertritt. Ihre Ästhetik ist nur noch nicht ausgebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über „Hadasverus“ von Quinet.

Die vorhergegangenen Werke Quinet's berechtigten uns, „Hadasverus“ im voraus der Philosophie der Geschichte zuzugesellen. Wenn diese Erwartung nun auch erfüllt ist, so erfüllt sie sich anders als wir gedacht hatten. Obwol dieses Drama die Dauer der Welt und der Menschheit umschließt und alle großen Reiche in ihm wie Personen auftreten, so zeigt doch der Autor keineswegs einen geregelten Gang der Ereignisse, weniger noch ein geschichtliches Geseß oder einen göttlichen Plan. Ein einziger Gedanke umhüllt, wie ein Trauerflor, das ganze Werk: die Verneinung des Fortschritts. Diese Verneinung aber ist die der Geschichte, denn die Geschichte ist in ihrer höchsten Bedeutung nur der Ausdruck des Fortschritts. Der Fortschritt ist der Flug der moralischen Kräfte der Wahrheit entgegen, welche Wahrheit das Gute einschließt. Erstirbt das Geseß des Fortschritts nicht, so hat die Geschichte keinen Sinn mehr. Der Autor gesteht, daß „Hadasverus“ aus seiner Seele geflossen, Ausdruck seiner Verzweiflung ist. Diese Worte haben uns kalt gelassen. Die Verzweiflung ist Mode geworden, auch begegnet man so vielen Verzweiflungen, die vortreflich schlafen und noch besser essen, daß uns kein Mitgefühl mehr zuzumuthen ist. Indes kann hier die Verzweiflung gebildet werden, denn es handelt sich um eine Welt ohne Zweck, um eine endlose Pilgerschaft. Daß unser individuelles Leben, so voll von Wünschen, nur ein grausamer Scherz der Vorsehung

sein soll, ist allerdings ein verzweiflungsvoller Stoff. „Hadasverus“, der Typus der Menschheit im Allgemeinen, verneint für sich und für Alle den Fortschritt im Leben oder, um uns besser auszudrücken: den Sinn des Lebens. Verneinen wir uns: daß ein Jeder bis auf einen gewissen Punkt seine moralischen Kräfte entwickeln kann, wird nicht geleugnet. Aber daß diese Entwicklung uns um einen Schritt dem Ziele näher rücke, daß unsere Seele gleich einer Schale von der Jugend und dem Glück gefüllt werden könne, daß wir auf dem Calvarienberge unsers Lebens ausrufen dürften: „Es ist vollbracht!“ das wird geleugnet. Für Quinet ist die Welt eine überreilte Improvisation, eine schlechtgebaute Phrase, ein Konsens, was etwa ebenso viel bedeutet, als daß Gott die Erde nicht geschaffen hat; oder auch daß unser Leben ein Traum des ewigen Geistes, eine Art Alpdrücken ist. Ganz zerrissen, ganz athemlos sind wir nach 544 Seiten zu dem Resultat gekommen, daß nach Quinet zu urtheilen: Worte ein System bilden; Alles unwahr, Alles wahr ist; Das, was gesagt werden kann, auch gedacht wird u. s. w.

Von diesem Resultat in die Mitte des Werks zurücktretend, herrscht überall ein seltsames Schwanken. Thatfachen sind angedeutet und nicht ausgesprochen. Was die eine Hand gebaut, zerstört die andere. Das Werk scheint aus mehreren unvereinbaren Systemen zusammengesetzt. Aber diese Widersprüche bilden die Idee des Autors: ein zorniger jüggelloser Unglaube, der durch das Drama stürmt. Es scheint im Willen des Verf. zu liegen, allen Einklüsterungen sich hinzugeben und für keine sich zu entscheiden. Mit der Person des Heilands verbindet er ein erstes Interesse. Bei seinem Erscheinen erhebt sich der Drient und sendet ihm seine Könige. Christus zu fluchen ist das größte Verbrechen und wird in der Person des Hadasverus auf das fürchterlichste bestraft. Wie bedeutungsvoll ist diese Strafe! Er muß beständig ein Ziel verfolgen, das er nie erreicht; er muß im Leben dem Leben nachjagen, muß verzweiflungsvoll auf einem uferlosen Ocean schwimmen; kann nirgend Stärkung, nicht einmal in der Liebe finden. Aber Christus selbst, der doch dem Leben eine bestimmte Richtung gibt, der Richter hienieden ist, Christus selbst wird in „Hadasverus“ gerichtet. Die Hölle erbebt in Freude, denn Christus erblickte seine Mission als Täuschung; ihm hat nur von der Erlösung geträumt; er versinkt in Schmerz, indes uns, dem Leser, das Herz über den Autor, über diese grausenhafte Mystification bluten muß.

In dem Alles verschlingenden System des Autors ist Alles vergebens. Wir sehen in Hadasverus den Unglauben ohne Glauben schänden, den Skeptismus skeptisch verspotten und den menschlichen Geist, wie ein gehegtes Wild, in eine Verzweiflung stürzen, in der wir ihn wimmern und stöhnen hören.

Ein Umstand könnte uns an dem Ernste des Autors zweifeln machen, es ist die Verunstaltung einiger biblischen Thatfachen. Quinet konnte, aus seinem skeptischen Gesichtspunkt, Christus seiner Strahlen berauben, er durfte Gott nicht seine Doctrin nehmen, wenn er ihm seine Barmherzigkeit ließ. Mit welchem Recht hat der Autor sein Drama in ein anderes Evangelium als das Christliche eingerahmt? Mit welchem Recht, fragen wir noch einmal, hat er die Idee des Jüngsten Gerichts verunglimpft? Umsonst würde hier der Autor die Freiheit der freien Dichtung geltend machen. Wollte er ernst sein, mußte er wahr und correct bleiben. Ist er nicht ernst, warum spricht er von Verzweiflung? Nichts hindert, daß in einer portischen Seele die Verzweiflung Poesie werde, aber nie darf sie der Gegenstand eines Scherzes sein. Und was ist in der That scherzhafter als die Idee, sämtliche Nationen im Himmel richten zu lassen? Was trägt mehr den frivolsten Charakter an sich, als diesem Gericht alle Haltbarkeit zu rauben und in den Mund der Vorsehung die Sentenz des Dichters und die Meinung des Journalisten zu legen? Romischer noch ist der Gedanke, daß der Autor in die Ewigkeit hinein ausrufen läßt, daß er ein Franzose ist. Gibt es denn keine Wahr-

Zeit in Rhododendron? Es gibt deren viele in ihm, viele seiner Wurzeln, von denen unsere Literatur überflutet. Aber er vergißt die Eine; die, daß die angeborenen Bedürfnisse, die Gott uns gegeben, uns verleben worden sind, um uns zu befriedigen, daß jedes Gesetz seine Erfüllung, jede Kraft ihre Bestimmung finden wird. Die Verzweiflung, die Rhododendron vorstellt, ist eine hochmüthige Verzweiflung, so hochmüthig, daß er die Heilung, im Haß sie ihn demüthigen könnte, verschmähen würde. Was würde der Autor sagen, wenn wir ihm für sein dickes Buch ein Arzneimittel verschreiben würden? Quinet denkt vielleicht, daß eine Krankheit, die auf 600 Seiten beschrieben wurde, ein ebenso langes Rezept bedarf? Glücklicherweise darf der Arzt kürzer als der Kranke sein. Die Vorschrift würde ganz einfach heißen: den Leidenschaften zu entsagen, mäßig, gerecht und gläubig zu sein.

Wir haben noch nichts von Quinet's Werk als Kunstprodukt gesagt. Andere haben es würdig gelobt. Wir wissen indessen nicht, ob sie es mehr bewundert haben als wir. Es ist uns in der That wie der bligende Rubinold der orientalischen Fürsten vorgekommen. Sie sind mit mehr Nachlässigkeit erschabene Bilder versehen worden. Der Stil schimmert in tausend Farben. Die zügellose Metapher überspringt alle Grenzen, schafft die unglaublichsten Vergleiche und mischt in Alles ihre zahllosen Launen. Wie war es möglich, einen so von Gold und Perlen strotzenden Stoff so weich zu weben? Mit hinreichender Särlichkeit strömt das Gefühl über die Unterredungen mit Rachel um ihren Joseph. Zuweilen ist die Sprache hier und da wie vom Scherz angehaucht. Die Ausdrücke: Staub der Kaiserreiche, Sternengebisch, aufgehäufte Berge, aus denen der Ewigke sich einen Sitz macht u. s. w., kommen mit fast übertriebener Vorliebe gebraucht vor. Das kolossale Bild ist nicht immer groß, und die Einbildungskraft ermüdet durch die Contraste, wenn sie sich zu oft wiederholen.

Neugriechische Literatur.

Von dem Griechen A. Samurkassid, der mit Mangawis und K. Lewadens im J. 1842 ein, seiner Vollständigkeit wegen besondere Anerkennung verdienendes „*Λεξικόν γαλλο-ελληνικόν*“ herausgab, erschien in Athen 1844 „*Στοιχεία γαλλικῆς γραμματικῆς*“ (Elemente der französischen Grammatik), wobei der Verf. die besten französischen Grammatiken benutzte und Beispiele aus der französischen und neugriechischen Sprache beifügte. Das Buch ist für Lehrer und Schüler der französischen Sprache bestimmt, und wegen der darin befolgten zweckmäßigen Methode vorzüglich brauchbar.

Der Grieche Nik. Pappadukas gab unter dem Titel: „*Ὁ Σέλιος*“ eine Sammlung der auf uns gekommenen Gesetze der Athener in neugriechischer Übersetzung und mit Anmerkungen heraus, denen er die Seegesetze der Rhodier und der Kaiser von Konstantinopel hinzufügte (Pernupolis auf der Insel Syra, 1844). Die Zusammenstellung hat nicht nur für Juristen, sondern auch für Hellenisten besondern Werth.

Eine „*Γραμματικὴ τῆς γερμανικῆς γλώσσης*“ (Grammatik der deutschen Sprache), von Karl Fabricius, früherem Lehrer am dem Gymnasium zu Kauplia (Athen 1844), gewährt der griechischen Jugend ein brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der Anfangsgründe der deutschen Sprache. Sie ist, auch wenn sie tiefern Bedürfnissen nicht entspricht, doch klar und faßlich ausgearbeitet, und nimmt zugleich Rücksicht auf die Syntax der deutschen Sprache.

Die bereits vor einigen Jahren geschriebene, schon früher angekündigte Widerlegungsschrift des Professors an der Uni-

versität zu Athen, A. G. Lertzias, gegen Fallmerayer ist nunmehr in altgriechischer und lateinischer Sprache erschienen (Athen 1843). Sie sucht zwar die bekannte Fallmerayer'sche Hypothese weniger aus dem historischen Gesichtspunkte und mit historischen Gründen zu widerlegen, als mit Rücksicht auf gewisse altgriechische, den gegenwärtigen Bewohnern Griechenlands eigenthümliche Sitten und Gebräuche, Volksmeinungen u. dgl., sowie mit Bezug auf die, der Grundfrage nach offenbar altgriechische Sprache der gegenwärtigen Griechen als unhaltbar darzustellen; indessen ist sie gerade in dieser Hinsicht, und weil es sich hierbei um unleugbare Thatfachen und Wahnehmungen der Gegenwart handelt, um so mehr geeignet, die Meinung Fallmerayer's als übertrieben erscheinen zu lassen, und nicht nur entschiedene Zweifel an der Richtigkeit derselben, sondern auch die Überzeugung zu begründen, daß eine, wenn auch nicht unvermischte Verwandtschaft zwischen den heutigen Griechen und den alten Hellenen doch angenommen werden müsse. Im Einzelnen unterläßt der Verf. nicht, auf offensibare Widersprüche Fallmerayer's, auf gewaltsame Deutungen und Folgerungen, auf das eifrige Bemühen desselben, auch nur scheinbare Gründe für seine Meinung aufzufinden, gebührend aufmerksam zu machen, um auch von dieser Seite her über diesen ganzen Gegenstand und diese, für die Gegenwart und überhaupt nicht unwichtige Frage gehörig aufzuklären. Mag es sein, daß man hin und wieder mit einseitigen Gründen gegen die Meinung Fallmerayer's aufgetreten ist, weil man, ohne Kenntniß der Geschichte des Mittelalters oder ohne weitere Rücksicht darauf, sich nicht entschließen konnte und wollte, in den heutigen Griechen etwas Anderes als die unmittelbaren Nachkommen der alten Hellenen zu erkennen; aber ebenso gewiß ist es, daß man auch von der andern Seite, durchaus nicht frei von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen, mit Einseitigkeit den Gegenstand aufgegriffen und behandelt hat, und nur zu sehr bemüht gewesen ist, die Sache selbst als unmöglich ansehend, auf eine scheinbare, gewaltsame, oft unredliche Beweisführung sich zu beschränken. *Iliacos intra muros peccatur et extra!* gilt vornehmlich auch hier, und auch hier wird die Wahrheit, die nur in der Mitte liegt, sich nach und nach feststellen, nur mit der Modification, daß im Allgemeinen das griechische Element in der christlichen Bevölkerung der europäischen Türkei, nicht das slavische als das vorherrschende anzusehen sei.

Von dem unermüdblichen Dichter der Neugriechen, Alexander Soutsos, erschienen 1843 in Brüssel zwei politische Dramen: „*Ὁ Πρωτοπόρος*“ (Der Minister-Präsident) und „*Ὁ βασιλεὺς πολεμικῆς*“ (Der unerschütterliche Dichter), die die öffentlichen Zustände Griechenlands in den letzten Jahren zum Gegenstande haben und auf deren Verbesserung abzielen. Namentlich ist es dem Dichter auch hier um Bekämpfung der Fremdherrschaft, um Vertreibung der Baiern, um eine Constitution für Griechenland und um alle mit derselben und mit der nationalen und politischen Selbstständigkeit Griechenlands überhaupt nothwendig zusammenhängenden Forderungen zu thun. Der 3. (15.) Sept. 1843 hat davon allerdings Manches erfüllt; manches Andere aber nach außen hin, Vieles jedoch auch nach innen, was das eigentliche Volks- und Staatsleben und dessen Veredlung und Erstarbung anlangt, bleibt der Gewährung der Zukunft überlassen.

Durch das von Ulrichs herausgegebene „*Λεξικὸν λατινοελληνικόν*“ (Lateinisch-griechisches Wörterbuch) in drei Bänden (Athen 1843) ist, bei der anerkannten Nothwendigkeit des Studiums der lateinischen Sprache für die Griechen, einem unleugbaren Bedürfnisse in einer, dem deutschen Namen auch in Griechenland zur Ehre gereichenden Weise abgeholfen worden.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Schon im Vergleich mit den eben genannten Schriftstellern werden wir gewahr, worin Sue fehlte. Er blieb nicht Herr seines Stoffes, nicht der Meister, der über seinem Werke schwebt. Er selbst ist in ein solches Labyrinth gerathen wie das der engen, schmalen Winkelgassen des Marais von Paris, die er schildert, in ein Labyrinth von verschlungenen Erfindungen, die er nicht mehr auf einfache, natürliche Weise zu lösen weiß. Er vergift die vielen Fäden, und wenn er sich erinnert, daß er sie zusammenknüpfen muß, geschieht es in willkürlicher, oft ungeschickter Weise. Wohl ließe sich denken, daß ein Dichter alle diese Greuel- und Jammer-scenen in ein Gemälde verwebte, und doch nicht selbst im Schlamm stecken bliebe, daß er eine heitere Höhe gewänne, von wo herab die Disharmonien wieder in einer gewissen Harmonie erschienen. Eine Theodicee zu liefern war freilich nicht Sue's Wille, aber auch ohne diesen Glauben läßt sich beim Glauben an das Gesetz der Nothwendigkeit und Vergeltung eine gewisse Harmonie herstellen, welche das Drückendste, das Gefühl Verlegendes sänftigt. Auch er hat diese Nothwendigkeit gefühlt, aber es ist eine ebenso altmodische als willkürliche Weise, wie er dem Elend beifpringt. Der Deus ex machina muß es thun, und die volle Börse ist das Mittel, das nie versagt; daneben auch die fürstliche Stellung desselben, die selbst in Paris von Einfluß ist. Besser schon ist der Gedanke, daß sein Prinz eine Helfershelferin erwählt und eine Art Comité stiftet, um den Nothleidenden unter die Arme zu greifen, psychologisch schön ist es, daß er seine Freundin lehrt, ein Vergnügen, eine Anregung darin zu suchen, und daß Menschenhelfen der feinen Pariserin zur Erquickung, zum Bedürfnis wird. Aber der Gedanke greift nicht durch; er steht, wie so vieles Andere, lose und vereinzelt da. Um so weniger konnte aber der Dichter bei der Masse von Personen, That-sachen, Scenerien und Intriguen zu der nöthigen Einheit und Oberherrlichkeit über seinen Stoff kommen, als er sich in die Details hineinwühlt, und oft so in den Schilderungen stecken bleibt, daß es eines Kraftaufwandes bedarf, sich daraus loszureißen, was denn zuweilen scharf genug geschieht.

Um Die zu widerlegen, die da meinen, es sei genug gethan, die Wirklichkeit abzuconterfeien, brauchen wir eben nur auf Sue's „Mystères“ hinzuweisen. Er selbst fühlt sich gedrückt von der aufgerührten Masse von Schmutz, Elend und Widerwärtigem, er schnappt nach Luft, und die Poesie reicht dem Verlangenden mit-leidig die Hand. Ein Wesen, das so tief in den Roth gesunken wie Fleur de Marie, kann nicht mehr die garten reinen Empfindungen für das Blumenleben haben; darin sind alle Psychologen einig. Aber Niemand schilt ihn um diesen Verstoß gegen die Wahrheit. Wie die Soualeuse nach freier Luft sich sehnt, nach einem Wischen Sonnenschein, wie sie ihre Blumen hinausträgt bis zum Blumenmarkt, um den armen verkommenen Geschöpfen einmal die Gesellschaft ihres Gleichen zu verschaffen, so auch der Dichter. Das Unbewusste hat seine Rechte geübt, er muß dichten, um sich von der Wirklichkeit zu erholen, und er hat schon gebichtet. Auch Alfred Pipelet und seine unübertreffliche Gattin sind solche Erholungen nach einer andern Seite, der humoristischen, hin. Wozu, wenn es Portiers dieser Art gibt, und wir wollen es nicht bestreiten, sind sie nöthig zu dem Gemälde des menschlichen Elends in Paris, wozu wenigstens in dieser Breite und Ausführlichkeit? Fast noch mehr als bei der Soualeuse wich er hier von seiner Intention ab, er hat sich selbst vergnügt, und der Humor überkam ihn in einer Art, wie er bei französischen Dichtern selten ist. Hors d'Œuvres! kann mit Recht die Utilitätskritik sagen, aber deutliche Zeichen dafür, daß Eugen Sue selbst fühlte, wie mit der Wirklichkeit allein nichts gethan ist, auch bei seinem Zwecke. Er glaubt, oder Andere glauben, er habe allein dadurch gewirkt, daß er die Noth und die Übelstände des wirklichen Lebens nackt und baar in die Dichtung übersezte, aber er ist seinem Instinct gefolgt und hat erstens einen sehr verwickelten, spannenden Roman mit grellen Katastrophen geliefert, dann die Empfindsamkeit und endlich den Humor zu Hülfe gerufen, und aus allen diesen Bestandtheilen zusammen ist Das geworden, was in den Boudoirs und in den gebräunten Händen der Hökerinnen auf dem Markte entzückt, hinreißt, abstößt und eine Revolution in der Literatur hervorgerufen hat.

Nichts natürlicher, als daß die „Mystères“ Nachfol-

ger bekamen. Jede moralische Revolution bröht durch die Welt, und hier kam noch hinzu die Aussicht auf Gewinn. Wer fühlte sich nicht berufen, Mysterien oder Geheimnisse zu schreiben, denn jeder Ort hat seine Mysterien. Und was bedurfte es mehr, als Glend und Verbrechen in seiner Stadt zu kennen, vielleicht einen Blick in die Zerrwürfnisse und geheimen Sünden der höhern Stände geworfen zu haben, das frisch und warm zu Papier zu bringen und, um einen unzweifelhaften Stempel auf das Werk zu drücken, einige wirkliche Anekdoten von bekannten Personen einzustreuen? Die Vándezahl aus der Mysterien-Literatur ist schon sehr groß, die Mehrzahl nach dem Recept gearbeitet, welches man aus Sue's „Mystères“ sich zusammenstellte, und das Resultat — daß man unter den Zwergen ein kleiner Mann als Riese erscheint. Sue hat gedichtet, hier sehen wir vor uns einen Haufen meist von Fabrikarbeit. Von allen Nachahmungen hat keine sein Buch erreicht. Denn alle vermeinten, es sei damit abgethan, das Leben in seinen ekeln, gemeinen, grauenhaften Erscheinungen aufzufassen, es so treu und grell, wie sie es fanden, wiederzugeben, um den geistigen Zusammenhang, um die innere Materie, die Nothwendigkeit, sich wenig zu kümmern, das dunkle Gemälde in seinem Grau in Grau, und die Poesie Poesie sein zu lassen, denn Geheimnisse aus dem Leben hätten mit der Poesie nichts zu schaffen. Andere fanden auch wol, daß es bequem sei, gewöhnliche Romane, die in ihrem Pulste lagerten, als Mysterien ans Licht treten zu lassen. Wenn sie nur in der Gegenwart spielten, ließ sich ihnen leicht etwas einfließen und ankliden, was sie der Mysterien-Literatur einbürgerte. Fodern werden Sie und Ihre Leser nicht, daß ich die gesammte Schar der Nachzügler Seite für Seite durchgelesen, aber ich habe mehre ganz gelesen und alle durchblättert. Von vielen sind erst nur Hefte erschienen, aber ich zweifle, daß die Literatur bedeutend verlieren würde, wenn eine Fortsetzung unterbliebe. Ist es doch möglich, daß schon im Augenblicke, wo dieser Aufsatz gedruckt erscheint, die Aufmerksamkeit nachgelassen hat; denn es ist das tröstliche Naturgesetz, daß alle großen Fehler sich selbst corrigiren. Die Übersättigung erstickt und vernichtet den gefährlichen Trieb.

Hielt man in Paris dafür, daß Eugen Sue die Mysterien der Stadt nicht erschöpft habe, daß er nicht der rechte Mann gewesen, sie aufzufinden? Der rechte Mann war da, der Alles kannte, Bibocq. Und es erschienen „Die wahren Geheimnisse von Paris“ mit seinem Namen. Nach einem unverbürgten Gerüchte, welches die Zeitungen mittheilten, sei irgend Jemand, der Zutritt zu den Polizeiarchiven der Hauptstadt hatte, der wahre Verf. des Buches gewesen. Aber trotz seines documentirten Werths habe der Buchhändler nicht gewagt, es zu verlegen, da dem Werke ein Autornamen fehle, welcher dem Sue's entgegengesetzt werden könne. Nach einigem Umherschimmen habe man gefunden, daß nur der große Bibocq dem großen Sue die Spitze bieten könne, und der Verleger erklärte, es nur dann anzunehmen,

wenn Bibocq seinen Namen hergäbe. Dieser, befragt, erbat sich das Manuscript zur Einsicht, denn auch in Paris gibt Niemand leichtsinnig seinen Namen her, besonders einen solchen Namen. Bibocq behielt das Manuscript sehr lange, ohne Erklärung. Endlich erfolgte die stillschweigende Erklärung, daß er es gar nicht herauszugeben gesonnen sei. Man hatte es ihm ja als Eigenthum angetragen. Der Schlüssel zur verschlossenen Thür war bekannt, aber es war nur ein goldener Schlüssel, und der Verleger soll sich endlich entschlossen haben zu der schweren Ausgabe. Für 6000 Francs, wenn ich nicht irre, soll der alte Speculant sich endlich bereit erklärt haben, die Schrift nebst seinem Namen herauszugeben. Die Anekdote klingt nicht unwahrscheinlich; möglich indeß auch, daß sie nur erfunden wurde, um eine Geschichte zu haben, welche die Aufmerksamkeit auf das Buch lenkte. In Paris ist man darin nicht verlegen, und das *fluctere si nequeo* etc. hat volle Gültigkeit. Eine solche Empfehlung that diesen „Wahren Geheimnissen“ noth, denn ein taft- und geschmackloses Compositum hat die französische Literatur selten hervorgebracht. Um deswillen wären wir geneigt zu glauben, daß wirklich ein ehemaliger Held der Nachschlüssel und des Brecheisens der Verfasser sei, einer, der früher aus eigener Erfahrung und Compagnonschaft, später als *Policei-vigilant* die Sipperschaft der französischen Gauner kennen gelernt hat. Denn nicht in die Noth und das Elend des Volkes und der Gesellschaft, sondern in die Diebeshöhlen und Werkstätten der weitverbreiteten Gaunerjuntz führen uns diese Mysterien ein. Für den Criminalisten und Polizeimann ist da viel zu lernen, ihre weitverzweigten Verbindungen, ihre Schliche und Ränke, ihre großartigen Betrügereien, ihre Verbindungen mit Männern, die in den höchsten Gesellschaftskreisen glänzten, ihre Künste, wie sie den Nachforschungen der *Policei* entgehen, wie sie sich in den Provinzen rekrutiren, wie sie die nächste beziehen, wenn die andere ausgepöbert ist, wie sie junge Leute von Anlage verführen, die niedere und die hohe Schule ihrer Kunst, wie ihr Gemeinwesen selbst zerfällt in politische Parteilungen, wie die kleinen Diebe in immerwährender Abhängigkeit von den größern und glücklichen stehen, wie in der Regel nur jene ergriffen werden, diese aber frei ausgehen, wie jene in Ingrim gegen diese drückende Aristokratie knirschen, wie aber alle ihre Versuche, sich zu emancipiren, nur zu ihrem Verderben ausschlagen. Wir haben gar keinen Grund, an der Wahrheit und Wirklichkeit aller Mittheilungen zu zweifeln, in vielen Fällen werden sogar die wahren Namen der Gauner genannt sein, und wir wiederholen, daß das Werk für Die, welche sich zu hüten, und noch mehr für Die, welche auf die Diebe ein wachsames Auge haben müssen, von großem Werthe sein kann. Aber weshalb gab der Verf. nicht die Wahrheit allein? Er hat seine Mittheilungen in ein Roman-gewand gekleidet, aber so schlecht, daß es auf jeder Seite abfällt. Als Novelle ist das Werk ganz ungenießbar, weil dem Verf. nicht weniger als Alles zum Dich-

ter, auch im gewöhnlichsten Sinne, fehlt. Wenn Sue in den Details sich verliert, so bleibt dieser vom Anfang an darin stecken, ohne nur ein Mal den Kopf ins Freie zu bringen. Wenn Sue sich selbst verschlingt in dem mit zu vielen Fäden gesponnenen Intriguenweb, so liegt dieser erdrückt unter einer Ballenmasse von Sackleinwand, durch die er sich mühsam Wege bahnt, und immer wieder, wenn er ans Freie will, fällt ihm eine neue Masse auf die Schultern. Ihm fehlt die erste nothdürftigste Gabe eines Romanschreibers, seine Personen, die Gegenstände zur Anschaulichkeit zu bringen; nichts von feinem, psychologischen Zügen, von geistigen Fäden, nichts von Heiterkeit, kein Trost für dieses Meer von Verberbtheit und Ruchlosigkeit, in dem wir versinken.

Und warum doch die Dichtung zu Hülfe gerufen, um diesen sinkenden Morast in die Lesewelt einzuführen? Weil sie nur Romane liest? Ist das nicht wieder ein Zugeständniß, der Poesie gebracht! Die Kunst vermittelt; darum erkenne man ihre Rechte an. Schönder aber als hier ist es wol nie geschehen. Die ganze Romanaustrattung besteht in einigen Stereotypschilderungen regnichter Novemberabende und dergleichen, pikanter Ortlichkeiten, faden Liebesabenteuern mit Banalaphrasen und einem endlosen verwickelten Dialog, mit Einschachtelungen, die kein Ende nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Gesellschaften in Belgien.

Für Deutschland ist die Zeit der literarischen Gesellschaften zu Ende, und so möchte es wol mit jedem Lande sein, dessen Literatur sich zu einer gewissen Höhe emporgeschwungen hat. In Belgien dagegen stehen diese Vereine eben noch in voller Blüte, und ihnen dankt die flämische Bewegung einen guten Theil der Fortschritte, welche sie in den letzten Jahren machte.

Von jeher zeigte sich in den Niederlanden eine anderswo nirgend gefundene Vorliebe für literarische Associationen; die Rederkammern sind das sprechendste Zeugniß dafür. Größere Städte besaßen ihrer vier und fünf, kleinere zum mindesten zwei, jedes größere Dorf eine. Herrschte auch stets und herrscht auch noch bis heute ein recht reges Leben in ihnen, dann wirkten sie doch immer nur mehr conservativ als progressiv; die Sprache fand in ihnen stets Schutz, wenn Frankreich seine Hand nach ihr ausstreckte, um ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen, aber es blieb nur bei dem Schutze; selbst dürfte man mit Grund behaupten, daß sie in diesem Ayle eher rückwärts ging als vorwärts. Sie hatte in ihm dasselbe Schicksal wie das Deutsche in den Gesellschaften der Reiterfänger.

Bis heute leben mehrere dieser Kammern noch in ihrer uralten Form fort; sie haben noch ihre Prinzen, ihren Hauptmann, ihren Dichtmeister und Kunstrichter und schreiben noch von Zeit zu Zeit ihre glänzenden poetischen Wettstreite aus, wie dies in den beiden letzten Jahren noch in Ostende, Dirmuiden, Bourne und Gassel der Fall war.

Neben ihnen erhoben und erheben sich nun noch frische junge Vereine, die entweder der Literatur ausschließlich oder der Literatur und dem Theater geweiht sind, und diesen wollen wir hier einen kurzen Überblick widmen.

Bald nach dem Ausbruche der englischen Revolution fühlte man in den flämischen Theilen Belgiens, wie sehr man sich über die Folgen derselben getäuscht, und sah die ganze Verwaltung

des Landes in den Händen geborener Franzosen oder Frankreich erzogener Wölflinge. Die Fläminge waren zerstreut und eingekerkert, und nirgend sah man eine Aussicht für die Wiederherstellung der Sprache in ihre alten und natürlichen Rechte; nur in dem Esaminet, der Schenke noch fanden sich jeden Abend die flämischen Freunde zusammen und konnten ihren Klagen Luft machen, sich einander mittheilen. Das Volk nahm bald Theil an der Sache und interessirte sich für sie; das ermunterte einige jüngere Schriftsteller, und diese berietben sich untereinander, welche Hülfe die beste sein möchte. Zusammen traten und zusammenhatten und also dem Feinde fest gegenübertraten, darin sah man die einzige Rettung, und um dies zu bewirken, erhob sich zuerst in Gent der Literaturverein, welcher nun noch den Wahlspruch führt: De taal is gansch het volk (Die Sprache ist ganz das Volk). Fünf Männer bildeten ihren ersten Kern, ein Präsident, ein Secretair, ein Tresorier, der übrigens noch keine Tresors zu hüten hatte, und ein Bibliothekar, der erst auf Bücher für seine Bibliothek wartete. Diese fünf ließen Diplome auf eigene Faust drucken und ernannten Mitglieder, zuvörderst wirkliche in Gent selbst, und dann auch correspondirende. Die französische Partei wollte sich fast todtlachen ob des Unternehmens, doch die fünf Freunde ließen sich dadurch nicht abschrecken und gingen rüstig ihres Weges weiter. Sie hielten mit ihren neuen Mitgliedern wöchentliche Versammlungen, in welchen sie einander ihre Producte vorlasen und über weitere Mittel zum Schutze der guten Sache berietben. Bald sahen sie Willems in ihrem Kreise, und endlich ihn gar als Ehrenpräsidenten des jungen Vereins. Nicht lange darauf gewannen sie das Feuilleton der alten „Gazette van Gent“ als Organ für ihre Arbeiten, und von da ab standen sie fest und es verstummte das Hohngelächter ihrer Gegner nicht nur durchaus, sondern diese kamen selbst schon in Sorge über die reißenden Fortschritte, welche die flämische Sache nun mit jedem Tage mehr machte. Ein schöneres Zeugniß konnte es nicht wohl für die Gesellschaft geben, und in ihrer Freude darüber ging sie an eine schon weit gewagtere Unternehmung, namentlich an die Herausgabe einer eigenen literarischen Zeitschrift, des „Kunst- en letterblad“. Jedes ihrer Mitglieder nahm eine gewisse Zahl von Actien zu 25 Fr., und auf diese gegründet, erschien das neue Blatt, und auch darin glückte der Verein, denn als am Ende des Jahres der Redacteur, Snellaert, Rechnung ablegte, ergab sich nach Abzug der Druck- und Versendungskosten schon ein Ueberschuß von mehreren hundert Francs. Nun konnte man seine Wirksamkeit schon weiter ausdehnen und schrieb eine Preisfrage aus, als deren Gegenstand eine kurze Geschichte der Regierung Mariens von Burgund gewählt wurde und deren bester Löser eine Denkmünze von 300 Francs Werth empfangen sollte. Mehrere Arbeiten liefen ein; doch, obwohl verschiedene bedeutendes Verdienst hatten, es wurde keine gekrönt und nur einer ein Ermunthigungspreis zugewiesen. Die Strenge, welche die Gesellschaft hier zeigte, offenbarte sich gleichfalls in allen kritischen Überichten des „Kunst- en letterblad“, die meistens Snellaert zum Verfasser hatten. Unbarmherzig geißelte der die Böpse, die stets noch mit dem Rimram fortfuhren, der schon seit zwei Jahrhunderten jedes nur etwas sein fühlende Ohr zertrifft hatte, und die Böpse, zum ersten Mal aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, erklärten ihm den Krieg und bombardirten ihn mit Briefen, welche Snellaert statt aller Antwort öffentlich mittheilte. Dann aber wurde auch die junge Literatur vorgenommen, und da gab es denn auch viel Cerus und Geschrei, doch störte das Snellaert nicht. Er konnte zuweilen selbst nicht umhin, dem Einen oder Andern der Gesellschaft eine heftige Lektion zu geben, denn unter den Mitgliedern gehörte mehr denn einer noch in seiner ganzen Richtung der altheretorischen Schule an, und trogte manch jüngerer allzu sehr der Kraft seiner Flügel. Dies brachte eine Art Hemmung zuwege, und am Ende sah Snellaert sich allein an der Redaction und hatte in Gent nur Blommaert und Willems noch zu

scheinend zufälliger Umstand, die Massen in Bewegung zu setzen, und der Strom, der Sturm ist da, dessen Entstehen dem Kurzsichtigen dann ein Wunder scheint. Eugen Sue hat nichts Neues entdeckt, Hunderte vor ihm haben auf die Rehrseite des glänzenden Lebens der französischen Hauptstadt aufmerksam gemacht, auf diese furchtbaren Cloaken, deren Pestgeruch selbst bis in die parfümirten Salons drang und den zarten Nerven ein vorübergehendes Uebelbefinden erregte. Wer es wissen wollte, wie es dort stand, konnte es wissen. Er nur zuerst wagte es, mit seinen Glacehandschuhen den Roth anzugreifen und die Wirklichkeit in die Dichtung zu überlegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La Russie envahie par les Allemands. Notes recueillies par un vieux soldat, qui n'est ni pair de France, ni diplomate, ni député. Paris 1844.

Bei dem Interesse, das man, namentlich seit dem Werke des Hrn. v. Cusine, in Deutschland an Rußland nimmt, kann auch die vorliegende Schrift die Beachtung des deutschen Publicums um so mehr für sich in Anspruch nehmen, als dieselbe sich mit Deutschland selbst beschäftigt. Der Hauptzweck des Verf. besteht nämlich darin, die Berührungen zwischen Deutschen und Russen historisch anzugeben, ihren Ursprung (seit den Zeiten Swan's IV.) nachzuweisen, den gegenseitigen Haß der Deutschen und Russen (der Verf. versteht übrigens hier unter den Erstern nur die Deutschen in Rußland) sowie den Einfluß des deutschen Elements auf Rußland und auf dessen einzelne Regenten, und das Übergewicht, welches die Deutschen zu verschiedenen Zeiten in Rußland gehabt haben, darzustellen. Manches Andere, was gelegentlich mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, z. B. über die Verhältnisse der Fürsten Deutschlands zu den Slawen, Unterdrückung der Letztern durch Erstere, Blicke auf Polen, gute Rathschläge und Wünsche für dieselben, ist gleichfalls wohl geeignet, das Interesse des Lesers anzuregen und wach zu halten. Dieses Interesse, das die Schrift in der Hauptsache offenbar hat, ist übrigens nicht bloß in der Vergangenheit begründet, sondern knüpft sich zugleich an die unmittelbare Gegenwart selbst. Denn noch heutzutage berühren sich in Rußland das deutsche und das nationale Element in friedlicher Weise, und der Verf. ist nicht abgeneigt, dem deutschen Einflusse in Rußland, und selbst auf den Kaiser Nikolaus, eine Art Übergewicht zuzugestehen, wofür er manche Details beibringt. Er ist im Ganzen gut unterrichtet und wohlmeinend, nur daß der französische Nationalstolz hier und da dem Schelme in dem Nacken sitzt und ihm eins abgibt. Dabei ist er gegen Deutschland in der nativherrsch. und habgütigen Manier der Franzosen, die das linke Rheinufer nie ganz vergessen können, nicht immer gerecht und unparteiisch, und besonders was die auch hier zur Sprache gebrachte Frage des Panlawismus und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands anlangt, ist dies der Fall. Der Verf. scheint in dieser Hinsicht in die Verhältnisse der Gegenwart nicht recht eingeweiht zu sein, oder er spielt die Rolle des Brutus, weil er von den französischen Intriguen in den Slawenländern der europäischen Türkei nur zu gut Kenntniß hat.

M i s c e l l e n .

Ein vollständiger Petronius.

Heinrich Reibom, Professor der Medicin, der Geschichte und Poesie zu Helmstedt und nachmals Stadtphysikus zu Lübeck

(gest. 1700), hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß ein vollständiger Petronius in Bologna aufbewahrt werde, den der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und bewundert habe. Auf seiner Reise nach Italien hatte daher Reibom nichts Angelegentlicheres zu thun, als die vermeintliche literarische Seltenheit an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Arzt Capponi in Bologna, an den Reibom sich gewendet hatte, bestätigte auf Befragen die Angabe des Reisebeschreibers und führte den hierüber höchst erfreuten Reibom nach einer Kirche, mit der Erklärung, hier werde derselbe den verheißenen Schatz finden. Reibom, hienüber etwas betroffen, stellte die Frage, wie es möglich sei, daß ein so übel berüchtigtes Buch an einem so heiligen Orte aufbewahrt werde? „Ei was Buch, entgegnete Capponi — hier ja ist die Kirche des heiligen Petronius, in welcher dessen Leichnam als Reliquie vollständig aufbewahrt wird, wie in der bezogenen Reisebeschreibung ganz richtig angeführt ist und wie Sie nun selbst gleich sehen werden.“ Reibom, voll Ärger über die fehlgeschlagene Hoffnung, ein vollständiges „Satiricon“ des L. Petronius Arbiter zu finden, empfahl sich jedoch, ohne weiter einen Schritt in die Kirche zu thun.

2.

Historische Anekdoten.

Bei Gelegenheit eines der Gefechte, welche im J. 1792 vor Mainz zwischen den Preußen und Franzosen statt hatten, bemerkte der König von Preußen einen französischen Grenadier, welcher, obgleich mit Wunden bedeckt und von Feinden umringt, sich nicht ergeben wollte. Der König, von der heldenmüthigen Vertheidigung des Soldaten bewegt, befiehlt, denselben mit Schonung seines Lebens gefangen zu nehmen, und läßt ihn dann vor sich führen. „Vous êtes un brave homme“, sagt der König zu dem vor ihm erscheinenden Franzosen, „c'est dommage que vous ne vous battiez pas pour une meilleure cause.“ Der Soldat der Republik, welcher, obschon durch die unerwartete Unterhaltung mit dem Könige etwas überrascht und eingeschüchtert, dennoch seine republikanischen Grundsätze nicht verleugnen will, findet nach einigem Bedenken einen Ausweg, den er mit militärischer Freimüthigkeit einschlägt. „Citoyen Guillaume“, erwidert er dem Könige, „nous ne serions pas d'accord sur ce chapitre là, parlons d'autre chose.“ Die originelle Anrede citoyen Guillaume machte nicht weniger Glück bei dem Könige selbst als bei dessen Gefolge.

3.

Literarische Anzeige.

Die Kunstspiele des Aristophanes.

Übersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwicklung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos“, „Wolken“ und „Froße“ und hat denselben Preis; der zweite Band enthält „Die Ritter“, „Der Frieden“, „Die Vögel“ und „Ephyrae“.

Leipzig, im Januar 1845.

J. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Donnerstag,

Nr. 2.

2. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Wirkung hat alles Maß, nach der bisherigen Erfahrung, überschritten. Durch die Vermittelung der Poesie ist, was bisher nur den Leidenden selbst und wenigen Menschenfreunden, Beamten und wer der Sache sich sonst annahm, bekannt war, zur Allgemeinkennntniß gekommen. Das große Publicum schaudert, indem es mit Begierde liest. Es freut sich, daß es so nicht leidet, also hat es einen Genuß. Einige geben sich der Tröstung hin, daß es doch wol nicht ganz so arg sei, als der Dichter es gemalt, weil er ein Dichter ist; Andere hoffen, das Spiegelbild werde Die zur Thätigkeit anregen, welche helfen können, anders als der Prinz Rodolphe, denn die Dei ex machina sind aus der Mode wie aus der Wirklichkeit verschwunden. Das Entsetzliche, Gräßliche, Haarsträubende und doch so Alltägliche, Nothwendige ist vor die Tribune der Öffentlichkeit geführt, an die Stufen der Verwaltung, des Thrones, der Polizei und der Humanität. Die Dichtung hat es dahin geführt; sie hat das Ihre gethan, mehr kann sie nicht, sie muß das Weitere dem erweckten Gefühl des Gemeingeistes überlassen.

Hier kann sie ruhen, und auch wir könnten sie ruhen lassen, denn es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, ob und was in Paris von nun an für die Armen, für die Verbrecher gethan werden wird, ob man die scheinheiligen Notare besser überwachen, die Ehegesetze ändern und von so manchem Vorurtheil abkommen wird, welches zerstörend auf Glück und Frieden vieler Tausende einwirkt. Aber die Kritik, unterstützt vom Erfolge, hat schon mehr gethan, sie hat das Urtheil gefällt, daß Eugen Sue etwas Großes, Ungeheures vollbracht, daß er endlich und zuerst ein Werk geliefert, welches längst die Aufgabe der Poesie gewesen, welches der neuern Literatur erst die Bahn eröffne, in welcher sie sich fortan zu bewegen habe. Diese Kritik nimmt also an, daß er erstens die bestimmte Absicht, aufzudecken und zu bessern, von vorn herein gehabt, dann, daß er seine Aufgabe gelöst und sein Werk vollbracht habe. Wer so etwas leistet, muß als Muster den Andern voranstehen; sie sind verbunden, ihm zu folgen, und wer es nicht thut, irrt von dem rechten

Wege ab. Das sind sehr viel Schlüsse aus Einem glücklichen Erfolge. Um deshalb wäre es auch für die Kritik Pflicht, den Erfolg selbst zu prüfen, um die Richtigkeit der Schlüsse daraus zu beurtheilen. Aber gesetzt, es war seine Absicht, und er hat sie erreicht; angenommen, die Uebelstände seien von ihm zuerst aufgedeckt worden, und, wir wollen Alles zugeben, man werde sich nun beeifern in Paris, König und Volkstribunen bis zum letzten Polizeibeamten und zur untersten Magistratsperson, ihnen abzuweichen — was hat dies mit der Poesie zu thun? Wenn sie einmal zu einem löblichen Zwecke nebenher gearbeitet hat, und ihre Arbeit ist ihr gelungen, ist sie darum verpflichtet, immer und immer auf derselben Stelle und nach demselben Ziele hin zu arbeiten. Thorheit! Doch, weshalb darum Worte verlieren. In wessen Augen die Poesie nur eine dienende Magd ist, wie soll man ihm beweisen, daß sie eine Göttin ist und von Ursprung war, die frei hinfliegt über Paläste und Hütten und kein Gesetz erkennt, weshalb sie ehemals nur gern an den Thronen, jetzt lieber am häuslichen Herde verweilt, als das der Laune. Sie hat sich jetzt mit dem Volke verschwistert, sie hat den Rothbarn bei Seite geworfen, weil er zu hoch war für die kleinen Menschen, weil sie von da herab die Gefühle und Leiden des Menschengeschlechts nur in der Vogelperspective sahen. Das ist sehr hübsch von der Poesie, und sie ist mit voller Liebe und Glück in die stillen Winkel der Hütten gedrungen und hat die Seufzer der Armen in süßen, mächtig wirkenden Tönen wiedergegeben, aber es ist kein Grund vorhanden, sie darum an die Schwelle der Hütten anzubinden und ihr künftig andere Ausflüge zu verwehren. Wie lange sie bei ihrer Laune bleiben wird, ist eine Frage in die Zukunft.

Auch Eugen Sue war nicht der erste Dichter oder Novellist, der in diese Mysterien der Armuth, des Elends, in die Werkstätten der Verbrechen hinabstieg. Ohne das Beispiel, welches Boz in England gab, wären seine Mysterien schwerlich entstanden. Es ist zu bedauern, daß er nicht strenger in seine Fußstapfen getreten ist, wenn sich so etwas machen ließe. Jeder folgte seiner Natur. Mit echtem Dichtergeiste, mit der ganzen schönen Unwillkürlichkeit seines frischen Sinnes tauchte sich der Dichter in sein Volksleben, athmete dort dieselbe

wirft bliegend seine Schlaglichter darauf; der Autor lacht und klatscht in die Hände, wie er das Publicum täuscht, während du im Schatten deiner engen schmutzigen Gassen umherschleichst, gewissenhaft nach neuem Elend suchend, um gründlich zu werden. Er braucht nicht zu suchen, er greift in den vollen Topf alter und neuer Anekdoten, und findet spielend, was er finden will. Außer daß der Roman ein vortrefflicher Roman in seiner Art ist, ist er ein bitteres Pasquill, eine Dichtung ohne Erhebung, sittliche Ruhe, und ein Gemälde, das alle glänzenden Eigenschaften hat, aber keine Wahrheit. Hätte ihn ein Engländer wirklich geschrieben? Das müßte ein seltener Engländer sein, der Alles verkennet, was in seiner Nation Großes, Schönes und Edles seit Jahrhunderten sich erhielt, der nur die verderbte Aristokratie und den ruchlosen Pöbel, aber nicht die Bürgerthugenden und den häuslichen Herd des Familienheiligthums kennt. Ein echter Engländer würde, bei diesem Standpunkte, wenigstens bitter sein; so war es Byron. Dieser aber kann vor Witz nicht einmal zum gründlichen Haß gebräuen, zu dem Haß, der einen Charakter verräth.

Deutschland durfte natürlich nicht zurückbleiben. Das nachzuahmen, was in Paris Gültigkeit hatte; wie unsere Pflicht ist, schritten wir voran und überboten uns selbst. Wenn noch nicht jede Stadt ihre Mystereien edirt hat, so beruht das wol nur in zufälligen Umständen, und den Mangel zu ersetzen, haben wir von mancher Stadt drei bis vier verschiedene Ausgaben ihrer Mystereien oder, wie man sie, dröckig genug, bei uns gekauft hat, Geheimnisse. Den Vorrang im Bericht geben wir der alten Kaiserstadt.

Wer wollte abstreiten, daß in Oestreich und seiner kaiserlichen Hauptstadt der Mystereien viele sind? Wer aber getraut sich Kenntniß und Tact genug zu, sie zu schildern! Was ruht auf diesem von Gott gesegneten Boden, Fluch oder Segen. Daß Wien zu Deutschland steht eben wie es steht, daß es wol eine Kaiserstadt ist, eine mächtige, üppige, reiche Stadt, die Hauptstadt eines Kaiserstaats, aber nicht die Hauptstadt von Deutschland, nicht das Herz, aus dem das Blut der Intelligenz, des Gewerbfleißes, des Handels durch Deutschland pulst. Nein, daß wir darauf hinschauen, mit Wohlgefallen und mit Bedauern, mit Reiz und mit Selbstzufriedenheit. Daß wir dahin wallfahrten wie zu einem fremden Zauber, uns wohl sein lassen und mit den Vergnügten vergnügt sind, aber heimlich finden wir uns nicht. Und daß die Geister darin, die getränkt und genährt sind von den Wohlgerüchen, dem Duft, der sinneberauschenden Lust, doch auswandern in die Fremde, d. h. in das andere Deutschland, um ihren Empfindungen Worte zu leihen? Daß dies Oestreich, dies Wien so viele begeisterte Säger ins Leben rief: — aber ihre Lieder singen sie draußen und nur als Widerhall schallen sie nach ihrem Geburtsort zurück? Wer diese Mystereien schildern könnte und wollte, Mystereien, so schmerzlich für das deutsche Vaterland, aber freilich ungleich geistiger, poetischer als alle die, in welche Sue uns blicken ließ.

Die beiden Bücher, welche uns vorliegen, lösen diese Aufgabe nicht, sie gehen vielmehr abseits von derselben. Es sind die „Geheimnisse von Wien“ und die „Geheimleben in Wien, Prag und Pesth“. Jenes, das sich vorzugsweise mit einigen Sammergeschichten in Wien beschäftigt, ist nach des Verf. eigenem Geständnisse mehr Fiction als Historie, und er räumt ein, daß es in Wien nicht so ist, wie es in dem Buche geschildert worden. Der Verf. hat es nur mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu thun und ruft die Polizei auf, solche Mystereien, wie er sie denuncirt, wo sie dieselben fände, aufzudecken und aufzuheben. Das Buch scheidet, nach dieser Erklärung, aus dem Bereich unserer Mysterien-Literatur aus, und wir können es dem Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil darüber zu bilden.

Näher der Aufgabe kommen die „Geheimnisse aus der vornehmen Welt“. Der Verfasser oder die Verfasserin hat eine Ahnung von den geheimen Klüften gehabt, welche mit Rosen überdeckt sind, aber er hütet sich wol, das aufzudecken, was besser verborgen bleibt. Wir sagen, eine Ahnung, denn mehr ist es nicht. Er bleibt an der verschlossenen Thür des Mysteriesums stehen, von alter deutscher Pietät, von ängstlicher Ehen erfüllt, zufrieden, wenn er einmal an der Klinke rüttelt; er hat seinen Muth gezeigt, und kann dann getrost auf und davon laufen. Diese Geheimnisse haben einige Verwandtschaft mit denen von London. Auch hier ist eine Masse von Anekdoten, von standalösen Ereignissen aus der vornehmen Welt, aufgesammelt und compilirt, Anekdoten, die sämmtlich wahr sein mögen — wir erinnern uns wenigstens selbst vor Jahren diese und jene gehört zu haben —, aber eine allgemeine Wahrheit geht daraus noch nicht hervor. Da erscheint die eingemauerte Gattin eines vornehmen Mannes, die erst nach langen Jahren, und auch da nur heimlich, aus ihrer Haft befreit wird, weil angesehene Männer durch die Entdeckung compromittirt würden; da verschwinden Personen, deren Aussagen man fürchtet; Gesunde werden in Irrenhäuser gebracht; vornehme Ronés schließen heimliche Ehen, bringen die Kinder ins Findelhaus und verleugnen nachher die Gattin, indem sie die Zeugen bestechen; zu früh Begrabene werden bei Gelegenheit eines Gräberdiebstahls gerettet (warum? weiß man nicht, es wäre denn, um vor dem unvorsichtigen Aufrühbegrabenwerden zu warnen) und im Schottentloster zu Wien spukt ein ruchloser Priester als Libertin, Giftmischer und Fälscher. Alles Das mag wahr sein, aber ein Facit wird daraus nicht gezogen. Dazu ist der Verf. selbst auch viel zu schön und zu gutmüthig und zu patriotisch-österreichisch. Er will damit seinen Adel nicht anklagen, daß er so sei, wie die Magnaten und Staatsmänner und Geistliche, die er schildert; nein, das sind nur böse Ausnahmen von der guten Gesamtheit, und schnell, aus Furcht, Jemand könne ihm diese Intention beilegen, lenkt er ein und sagt:

Wie die Bürger stolz sind auf ihren reichen österreichischen Adel, der so human und nobel ist, liebenswürdig gegen die

schaltet und nur Hohn gegen den armen und gemüthten Adel des übrigen Deutschlands, der sich dem österrösischen Adel gleich stellen möchte und es nicht kann, der da viel gebildeter zu sein glaubt und doch unter sich keinen Grün, Lenz, Friedrich Schwarzenberg und Bellinghausen hat.

Auch wie glauben, daß im österrösischen Adel ein gesunder Kern steckt, daß die dortigen Magnaten nicht alle heimliche Ehen schließen und die Gattinnen nachher verstoßen, daß sie nicht heimlich ihre Rivate umbringen und ihre Gattinnen lebendig vermauern, noch daß vornehme Staatsmänner, wie hier der Fürst Wigand, dazu das Auge zudrücken, oder gar die Mitwisser entführen, ins Irrenhaus sperren lassen, oder von einem Schotenprieester Gift kaufen. Aber weshalb denn diese standlosen Anekdoten und Geschichten zu einem Roman verweben und ihnen den Namen „Geheimnisse aus der vornehmen Welt“ geben? Dies deutet auf eine Absicht, vor der in der Ausführung der Verf. einige Angst bekommen und nun Alles thut, den Verdacht, daß er gegen die Aristokratie ein Pasquill schreiben wollen, zu beseitigen. Da wird denn gelobt, was nur zu loben ist, vom Kaiser und Fürst Metternich herab bis zu den untersten Polizeibeamten, und wir bekommen in den Kauf hinein vollständige Programme von den Plänen und Anzügen der hohen Herrschaften bei einem Hofconcert, nach der Reihe von I bis X, und von dem Einzuge Kaiser Ferdinand's in Prag u. s. w. So weit von der Intention, es ist ein verschluckter Achemzug. Was den Roman betrifft, so ist er begebenheitreich, breit, hier und da nicht uninteressant, aber zerfloßen, ohne ein energisch verschlungenes Band. Die Theile fallen lose auseinander, keine Begebenheit entwickelt sich aus der andern, und auch die psychologischen Entwicklungen lassen die tiefen Wiele in die Menschennatur vermissen, obwohl einzelne recht gut ausgeführt sind. In der abgeglätteten weichen Schreibart glaubt man dann und wann eine Damenhand zu erkennen, aber gerade die weiblichen Figuren — Charaktere kann man nicht sagen — sind besonders farblos und fasslos. Alle schön, gutmüthig, weich, verzeihend, sind es nur verschiedene Kleider über ein und dasselbe Modell gezogen. Um dem Roman den Anstrich der Wirklichkeit zu geben, treten viel lebende Personen, mit Namen genannt, darin auf, natürlich nur in Nebenacten. In Wien mag dieser Umstand der Lecture viel Pilantes leihen. Beachtenswerth für künftige wahre Myserien Wiens ist folgende Stelle:

Ein Bewohner des sächsischen Erzgebirges, ein Böhme oder Ungar vom Lande, ein Irlandscher, würde die wien'se Armuth noch Wohlhabenheit nennen; denn selbst der Armste in Wien geht nicht hungrig zu Bette. Wer arbeiten will, findet Arbeit, wer betteln geht, gute Leute, die ihm etwas geben, wer betrügen möchte, findet ebenfalls sein Terrain. Geborgt, gestohlen, betrogen wird in Wien tüchtig; aber Einbrüche kommen selten vor, Raubmord fast nie, und die Diebe, meist Diensthoten, welche Geld zu Fuß und fürs Lotto brauchen, werden immer bald entdeckt.

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein Wort über Niccolini's „Arnaldo da Brescia“.

In Nr. 123 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ist ein Aufsatz über meine Kritik des Niccolini'schen Trauerspiels „Arnaldo da Brescia“ in Nr. 275—270 v. Bl. f. 1844, worauf ich nur Weniges zu erwidern mich veranlaßt fühlte. Der Hr. .p. spricht mir die Befähigung ab, über Werke der italienischen Dichtkunst mein Urtheil zu geben, und dies leitet er aus zwei unsichrig übersehten Citaten her, in deren einem das Wort nicht fehlt, in dem andern aber ich in der 5te verso statt vero gelesen habe. Ob das erste ein Schreibfehler von meiner Seite oder ein Druckfehler *) ist, kann ich dem Hr. .p. nicht beweisen, da ich keinesweges mein Manuscript nicht mag von Leipzig kommen lassen, und da ihm daran zu liegen scheint, daß es wirklich ein Fehler sei, damit er daraus auf meine „total falsche Auffassung“ einen Schluß machen könne, so mag ich ihm auch die Freude nicht verberben. Das andere ist aber offenbar ein ganz grober Fehler, den nicht einmal meine Versicherung entschuldigen kann, daß ich meine Aufmerksamkeit so ganz auf das Trauerspiel als Ganzes, auf seine Tendenz, seine Stellung in der italienischen dramatischen Literatur, seine Vorgänger und Folgen gerichtet hatte, daß mir an einem einzelnen Vers, der noch dazu nicht das Geringste entscheidet, nicht viel lag. Ein Fehler ist es doch. Ich habe noch mehr Stellen aus dem Trauerspiel überseht, die also Hr. .p. alle richtig befunden zu haben scheint. Daß er mir wegen des einen Verschens die Befähigung zu einem Urtheil abspriicht, das mit diesem Vers gar nichts zu thun hat, verräth nebst manchen vorausgehenden Andeutungen, wonach er in mir den Katholiken herausgespürt hat, eine Art von Leidenschaft, bei welcher die Wissenschaft sich niemals wohl befunden hat. Doch ich lasse diese kleinlichen Erörterungen beiseite und sage nur noch etwas hinzu, was auch in diese Kategorie gehört, daß Hr. .p. sich irrt, wenn er meint, mein ganzer Aufsatz sei nur gegen jenen Ausdruck in der ausgeburgt „Allgemeinen Zeitung“ gerichtet, daß das Niccolini'sche Stück von Shakespeare'scher Anlage sei; ich habe dazu höchstens eine Seite verbraucht, diesen Ausdruck zurückzuweisen. Es kann wol Niemandem weniger als mir einfallen, irgend ein italienisches Trauerspiel nach dem Maßstabe des britischen Genies zu beurtheilen, nachdem ich die ganze dramatische Literatur der Italiener genau durchstudirt habe.

Hr. .p. verlangt, daß man die moderne dramatische Literatur der Italiener nicht weislich, phrasenreich und undramatisch nennen solle, weil man die literarische Entwicklung des Volks im engsten Zusammenhang mit seiner politischen Entwicklung berücksichtigen müsse, und daß besonders dieses Werk, weil es eine protestantische Tendenz habe, auch nur aus protestantischem Gesichtspunkt betrachtet werden müsse. Da ich das nicht gethan habe, nennt er meine Kritik von Vorurtheil besungen. Aber im Gegentheil, ist es nicht ein Zeichen von Vorurtheil, wenn man, ehe man an die Beurtheilung eines Werkes geht, von vornherein alle entschuldigenden Umstände berücksichtigt, alle politischen Hindernisse, die einem Volke die richtige Ausbildung seiner dramatischen Literatur raubten oder erschwerten, in die Wagschale wirft, und nun aus gutmüthiger Billigkeit ein Drama vortrefflich findet, weil einmal jenes Volk kein besseres hervorbringen kann? Ist es nicht Befangenheit, wenn ein Protestant ein Drama deswegen, weil es protestantischen Geist athmet, vortrefflich nennt und Dem, der anderer Meinung ist, katholisches Vorurtheil vorwirft? Gibt es denn katholische und protestantische Trauerspiele? Gibt die Tendenz, die einer Partei ganz gut gefallen kann, dem Werke seinem ästhetischen Werth? Auf welcher Seite liegt also hier die Befangenheit und das Vorurtheil? Wenn ein Volk, aus vielen Gründen und keineswegs bloß weil sein Land der Sitz der

*) Allerdings ein Druckfehler, da das Wort nicht sich in dem Manuscript befindet. D. Red.

Hierarchie ist, noch kein echtes musterhaftes Trauerspiel hervor- gebracht hat, so müssen wir dies besonders bei den bis in die untersten Classen so durchaus poetischen Italienern im höchsten Grade bedauern; macht aber unser Bedauern oder die Kenntniß der hemmenden Ursachen ein Trauerspiel besser? Wohin geräth Hr. .p. mit seiner Kritik, wenn er aus bloßem Mitleid mit der unglücklichen politischen und kirchlichen Stellung der Italiener seit vielen Jahrhunderten her eine Tragödie für ausge- zeichnet hält, weil eben jene Stellung keine bessere zugelassen hat? Es muß doch allgemeine Gesetze der dramatischen Kunst geben, denen sich die Producte aller Völker unterwerfen müssen, nicht aber ein besonderes Kunstgesetz für ein Volk, das sich einer geringern politischen Entwicklung erfreut als ein anderes. In einem Trauerspiel, es mag gedichtet werden in welchem Land es wolle, kommt es hauptsächlich auf die Durchführung einer tragischen Handlung an, und wo diese schon im zweiten Act geschlossen und überhaupt in den Hintergrund gestellt ist, das Stück selbst aber mühsam durch Monologe und Dialoge über dasselbe Thema bis zu Ende des fünften Acts hingezogen wird, da ist es in seiner ganzen Anlage verfehlt, und dieser Mangel kann durch keine Lyrik ersetzt werden. Ich halte es für Vorurtheil, wenn man sich durch den lyrischen Schwung, die schöne bilderreiche Sprache, den rhetorischen Pomp, lauter Eigenschaften, die zum wenigsten einem Trauerspiel durchaus nicht wesentlich sind, so blenden läßt, daß man deswegen ein in seiner ganzen Anlage verfehltes Werk für vortrefflich hält; noch mehr halte ich es für Vorurtheil, wenn man die Tendenz eines Kunstwerks bei seiner Beurtheilung hauptsächlich in An- schlag bringt. Fällt denn die Tendenz bei irgend einem Kunst- werk ins Gewicht und kann sie ihm den Werth geben? Dann hätten wir Deutsche uns in der letzten Zeit einer Menge von vortrefflichen Werken zu rühmen, die nach ihrem ästhetischen Werthe Niemandem recht zusagen wollen. Wie tief muß die dramatische Kunst bei einem Volk stehen, wo Parteirück- sichten, gleichviel von welcher Art, einer nach dramatischen Ge- setzen ganz verfehlten Tragödie eine hohe Bedeutung geben müssen; und wie tief müßte eine Kritik stehen, welche zugibt, daß ein Kunstwerk nicht durchaus seinen Zweck in sich selbst habe und nicht nach seinem eigenen Gesetz, sondern nach den Wünschen irgend einer Partei beurtheilt werde. Ich habe in meiner Kritik sehr gern zugegeben, daß sich in Niccolini's Trauerspiel sehr viele Stellen von hoher lyrischer Schönheit finden, aber die Lyrik gibt bei der Beurtheilung eines Dramas nirgend den Ausschlag. Das Vorherrschen der Lyrik ist ein Grundfehler bei fast allen Tragödien der Italiener, und Hr. .p. kann, wenn er diesen Zweig der Literatur einmal durch- gehen will, eine Menge schöner lyrischer Stellen selbst bei den Mariniisten des 17. Jahrhunderts finden. Wenn er aber deren Tragödien deswegen für vortrefflich halten will, so kann er sich dabei nur auf seinen eigenen Geschmack, nicht aber auf allgemein gültige Gesetze berufen. **E. Ruch.**

Ein unlängst aufgefundenener Brief Voltair's an den Jesuiten Bionnet.

Niemand hat, glaube ich, jemals die Biegsamkeit des Hof- und Weltmanns in höherer Vollkommenheit besessen als Vol- taire; seine Gewandtheit in dieser Beziehung geht bis zur Per- fektion. (Man entschuldige das Wort, das die Franzosen allein besitzen, wie die Eigenschaft, die es bezeichnet.) Wer hat je feinere, unnachahmlichere Schmeicheleien ausgesprochen als die, welche Voltaire an Friedrich den Einzigen und Katharina von Rußland richtete, während er auf der andern Seite die Nacht der Ehre durch den Einfluß seiner Feder auf alle Weise zu untergraben suchte.

Der nachfolgende, vor kurzem aufgefunden und bis jetzt ungedruckt gebliebene Brief Voltair's an den Jesuiten Bion-

net in Lyon, welchem der Verf. der „Semiramis“ für die Zu- weisung einer von jenem Geistlichen geschriebenen Tragödie „Teres“ dankt, liefert durch die Äußerungen des berühmten Schriftstel- lers über die Gesellschaft Jesu einen interessanten Beitrag zur Charakteristik desselben in dem obigen Sinne.

Zuweisungs schreiben des Pater Bionnet an Voltaire.

Mein Herr!

Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein; ich besitze weder den Ruf noch die Talente, welche erforderlich wä- ren, um es zu sein. Sie aber sind von der ganzen Erde als der Held und Meister der Literatur in Frankreich gekannt. Dieser Titel scheint mich zu berechtigen, Ihnen die Huldigung eines Ihrer treuesten Bewunderer zu überreichen.

Ein eigenthümlicher Umstand hat mich bestimmt, eine Tra- gödie drucken zu lassen, deren Gegenstand derselbe ist, welchen Herr v. Crébillon benützt hat; ich schmeichle mir nicht, daß dieselbe die Ehre verdient, welche ich ihr erweise, indem ich sie Ihnen übermache; aber Sie würden mir eine große Ehre erzeigen, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, sie zu lesen und mir dadurch zu beweisen, daß Sie die Gefühle der tiefen Ehrfurcht genehmigen, mit denen ich bin, mein Herr, Ihr ganz unterthäniger und gehorsamer Diener Lyon, den 1. Nov. 1749. Bionnet.

Antwort Voltair's, mit welcher er dem Pater Bionnet seine „Semiramis“ überschieft.

Ich habe die Ehre, verehrungswürdiger Pater, Ihnen einen sehr geringen Beweis der Dankbarkeit für ein sehr schö- nes Geschenk zu geben. Ihre lyoner Manufacturen sind besser als die unserigen; aber ich biete dar, was ich habe. Es scheint mir, daß Sie ein größerer Feind Crébillon's sind als ich — Sie haben seinem „Teres“ größern Schaden gethan als ich seiner „Semiramis“; wir ziehen Beide gegen ihn zu Felde. Ich bin seit langer Zeit schon unter der Fahne Ihrer Gesell- schaft — Sie haben keinen geringern Soldaten, aber es gibt auch keinen treuern; Sie erhöhen in mir noch diese Anhäng- lichkeit durch die besondern Gefühle, welche Sie mir für sich einflößen und mit denen ich die Ehre habe, mein ehrwürdiger Pater, achtungsvoll mich zu zeichnen als Ihren ganz unterthä- nigen und gehorsamen Diener Voltaire. 3.

Literarische Notiz aus England.

In England hat sich unter dem Vorherrsche der Bischöfe von Lincoln, Salisbury, Exeter, Norwich, Bangor und St. Davids eine Gesellschaft zur Herausgabe von Quellenschriften über englische mittelalterliche Theologie und Kirchengeschichte gebildet. Nach dem Prospectus, der nur privatim vertheilt worden ist, beabsichtigt die Gesellschaft die Veröffentlichung folgender Werke: 1) Die vollständigen Werke des Giraldus Cambrensis, des wichtigsten Geschichtschreibers der walisischen Kirche. 2) Die Briefe Cadmer's, des Freundes und Vertrauten des Bischofs Anselm, nach dem einzigen vorhandenen Manuscript. 3) Das theologische Wörterbuch des Dr. Gascoigne, Kanzlers der Universität Oxford (gest. 1457), ein Wortschatz und der einzige kirchengeschichtliche Schriftsteller seiner Zeit. Sein Werk, welches in einem einzigen Manuscript in der Bibliothek des Lincoln-Collegiums vorhanden ist, ist seit Bale, der einige jetzt im Britischen Museum aufbewahrte Auszüge daraus machte, nicht weiter benützt worden. 4) Das Leben, die Briefe und die Regel des heiligen Columbanus (gest. 615), Verfasser der ersten Mönchsregel in England. 5) Die Briefe Alcuin's, des Freundes Karl's des Großen, mit einigen noch ungedruckten Briefen vermehrt. 6) Das Leben, die Briefe und die Regel des Erzbischofs Lanfranc. 7) Eine Sammlung von Chroniken und Urkunden, die sich auf die Geschichte des Erzbisthums von Canterbury beziehen. 6.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 5.

5. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Von Berlin aus sind drei oder vier Mysterienwerke, so viel ich mich entsinne, angekündigt. Augenblicklich liegen uns nur zwei derselben vor, „Mysterien von Berlin“ von L. Schubar (deren erster Theil sogar schon von einem dritten, unveränderten Abdruck spricht) und die „Mysterien von Berlin“ von August Bräse, letztere mit Illustrationen. Mysterien von Paris sind es nicht, weil Berlin nicht Paris ist, weil hier kein großartiges, tief verschlungenes Volksleben sich entwickelt, weil Berlin selbst nicht die Hauptstadt des Landes Brandenburg, sondern Hauptstadt des Staats Preußen ist, weil seine Bevölkerung ein Mischvolk ist, aus allen Provinzen, welches nicht aus brandenburgischen Elementen, sondern durch die Intelligenz, die Bureaucratie und den Hof zu der Einheit gelangt ist, welche es jetzt in Anspruch nimmt. So sind auch seine Proletarier zusammengehäufelt aus allen Winden, wie denn eine seiner Vorstädte, wo sie vorzugsweise wohnen, ihren Namen von den Zugütlern aus dem Voigtlande bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Die Polizei ist in beständigem Abwehrkampf gegen die brotlos Brot- und Beschäftigungssuchenden, ohne doch dadurch der ins Enorme wachsenden Armuth Grenzen setzen zu können. Die wahren Mysterien Berlins sind in dem städtischen Armenbudget mit Zahlen am deutlichsten beschrieben. Die Bürgerklasse mag einen Charakter gewonnen haben, der Charakter der Armen ist ein angezogener. Sie sind ein Abschaum der Bildung in den höhern Ständen. Seiner Zeit hatte das Theater sich der komischen Seite dieses sogenannten Volkes bemächtigt, und die berliner Wige blühen noch in der Rante-Literatur. Ihre Nachtseiten hat man erst jetzt, seit die Mysterien-Literatur im Gange ist, betrachtet. Was findet man? Ach sie sind furchtbar, aber nicht eigenthümlich. Solche Verbrechen und solche Verbrecher erzeugt jede große Stadt. Solches Elend in den Hütten der Vorstadt, in den Kellerwohnungen und unter den Dächern ist — vielleicht nicht in Wien, aber in Paris, London, allüberall in volkreichen Städten zu Hause, mit Ausnahme derer, wo die warme Sonne sich der Armen erbarmt. Der Eingeläuge, welche das verbrecherische Berlin charakterisiren,

werden wenige sein. Vielleicht nur der freche Hohn, den man Wig nennt, und die Gutmüthigkeit, welche sich auch unter der entartetsten Classe nicht ganz verleugnet. Eine erstarrte Ruchlosigkeit, wie sie der pariser, eine kannibalische Roheit, wie sie der londoner Bösewicht an der Stirn trägt, kommt hier nur als Ausnahme vor. Es ist ein zähes, verworfenes, aber doch auch ein weiches Geschlecht, welches der Nührung sich nicht ganz verschließt.

Beide Mysterienschreiber kommen in mehreren Punkten überein. Für Beide ruhen die Mysterien nur in der untern Vöbelclasse, Beide verweilen bei dem Auswurf der Bevölkerung, bei der in Lumpen verhüllten Misere, welche sich in den Vorstädten, in den winddurchseigten Häusern verbirgt, und bei denen, die schon die Zuchthäuser ein, zwei Mal oder öfter besucht haben und unter der besondern Vigilanz der Polizei stehen. Sind dies berliner Mysterien? Es sind die öffentlichen, weltbekannten Laster Schulen, die allwärts zu finden sind. Aus den Policeiacten Mysterien schreiben! Warum nicht auch aus den Berichten der Armenärzte, der Bettelbögge. Darin hat doch Sue den Kern getroffen, daß er wenigstens versucht hat, den nothwendigen Zusammenhang des Luxus, der Sittenlosigkeit und Sittenstrenge, der Depravation und des Vorurtheils in den höhern Ständen mit der Entartung und dem Elend der niedern Volksclassen ahnen zu lassen. Solche Fäden würden sich dem aufmerksamen Beobachter auch in Berlin herausstellen. Schwieriger freilich, denn hier sind es nicht kaltherzige, egoistische Rabobs, die den eigenen Bruder, weil er der jüngere ist, auf ihrer Schwelle verschmachten lassen, nicht Bucherer, die den Armen das Mark auspressen, keine scheinheiligen Notare, die anvertraute Selber unterschlagen, oder gar ihre Gläubiger meuchelmorden lassen, keine ungerechten Richter, keine hochmüthigen, üppigen Magnaten, welche ihren Einfluß zur Unterdrückung der Unschuld benutzen, keine Coterie von Lustlingen, welche ihre Opfer in den Thurm von Neße schleppen; nein, nichts von alledem, keine Aristokratie, die drückt, keine übermäßigen, üppigen Reichen, deren schwelgerisches Leben den Dorn tiefer ins Herz der Darbenden drückt, gerechte Richter, wohlwollende Beamte, Humanität, wenig oder keine veraltete Institutionen

welche Leben und Wehen hindern, und dazu ein König, der jeder Bitte zugänglich ist und ein Herz für die Nothleidenden hat, und Vereine, Gesellschaften zur Besserung, zur Krankenpflege, zur Enthaltbarkeit, Stiftungen über Stiftungen für das Elend — und doch Elend und Noth in grauenerregender Fülle! — Woher? Ja, wer das fände, könnte die Mystereien von Berlin schreiben. Das ist aber eine Aufgabe, die zur Zeit noch außer den Grenzen der Novellistik liegt.

Beide Schriftsteller verweben mit ihren Genrebildern einen Roman, der nicht viel bedeuten will, Beide machen Absteher auch in das höhere Leben der Gesellschaft, wo sie aber wenig heimisch scheinen und mehr nach Hörensagen, nach ältern Büchern als aus eigener Anschauung schildern. Die höhere berliner Gesellschaft ist so farblos, daß jeder zu starke Ton, den man aufträgt, die Unwahrheit verräth. In Negationen, im Vermeiden des Anstößigen, des Ausgesprochenen, des Eßigen, schleppt sich die gefällige Conversation hin, sie empfängt ihre Wärme und ihr Licht nur und allein von der allgemein verbreiteten Intelligenz. Seit aber die Parteien schärfer hervortreten, im politischen wie im religiösen Leben, wird die Unterhaltung immer vorsichtiger, um den Frieden nicht zu stören und den Anstoß zu vermeiden. Es muß daher auch ein sehr geschickter, durchgebildeter und kenntnisreicher Novellist sein, der sich wagt, hier ohne Anstoß treu zu sein. In den Jahren ändert sich das natürlich; es gab eine Zeit des Theater- und Kunstenthusiasmus, wo der Becher überschäumte und der Dichter stark auftragen durfte und doch wahr blieb. Den heutigen Standpunkt der berliner Societät haben beide Schriftsteller nicht erfaßt, woran, beiläufig gesagt, nicht viel verloren ist. Sie begaben sich nur auf das Feld, weil es, nach andern Vorgängen, nicht ganz zu vermeiden war, und halten sich dann an einiges Eßige und einige Auswüchse, welche in den Bereich ihrer Beobachtungen gerade fielen. Beide Schriftsteller bringen nicht mehr als sie finden; ihre Erfindung ist unbedeutend; aber Beide, und das ist zu loben, versuchen wenigstens psychologische Entwicklungen und Erklärungen des moralisch Empörenden. Sie gefallen sich nicht in der Ausmalung des Entsetzlichen und Widerwärtigen, sondern sind eher bemüht, menschliche Motive aufzufinden, welche den Verbrecher allmählig zu seiner gegenwärtigen Versunkenheit geführt haben.

In dieser Beziehung haben sogar die Schubar'schen Mystereien einen Werth, welcher den Sue'schen abgeht. Bei dem Legtern sind die eigentlichen Bösewichter sammt und sonders pechschwarz und radical (denn die gute Eigenschaften haben, wie der Chourineur u. A., sind eigentlich keine Bösewichter, sondern ursprünglich gesunde Naturen, die nur durch Leidenschaftlichkeit zu Fall kamen); hier sehen wir mannichfache Abstufungen, und selbst bei Denen, die schon auf der untersten Stufe stehen, haben sich einige gute Eigenschaften erhalten. Er bemüht sich, darzuthun, wie auch gute Menschen durch den Conflict der Umstände, durch verderblichen Umgang allmählig in den Abgrund der Gemeinheit versinken

mögen. Die Sprache ist gehalten, die Darstellung nicht unebel, die Handlung zwar durch bis jetzt vier Bände gezerrt und mannichfach eingeschachtelt, aber doch einfach, man sieht den rothen Faden, der zu einem guten Ende führen soll. Die Braßschen Mystereien sind dagegen sehr complicirt angelegt, es scheint fast, als habe er sich auch darin Sue zum Muster genommen, wie er denn mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit zu Werke geht. Er will ein Compendium des Elends und der Verbrechen in Berlin geben und scheint dazu wirklich Studien gemacht zu haben, um überall möglichst treu zu sein und nichts auszulassen. Sein Roman ist fast noch unwahrscheinlicher als der seines Rivalen, und auch darin, daß der vornehme Vater seine Tochter unter den Verlorenen aufsuchen muß, gibt sich eine zu unfreie Imitation der französischen Mystereien kund; indessen schadet es dem Eindruck wenig, er ist in den einzelnen Scenen der Wirklichkeit getreuer als Schubar, und während wir ihm auf seinem bedächtigen Gange Schritt für Schritt folgen, bekommen wir den gewissenhaften Sammler gewissermaßen lieb um seines Fleißes und Eifers willen. Wenn er sich aber über die Scholle hebt und freier wird, könnte der Verf. einst mehr leisten.

Man hat über beide Bücher sehr hart als dürftige Nachahmungen geurtheilt. Freilich geht ihnen die schöpferische Phantasie ab, die Sue bewährte, freilich ist der Roman unbedeutend, und wenn wir das Facit ziehen, sind es nur Genrebilder aus einer Sphäre, die wir fast bis zum Überdruß und Ekel jetzt kennen gelernt haben. Aber wir durchblättern sie doch mit Vergnügen und auch nicht ohne Interesse, weil wir uns dabei bewußt wurden, wie ganz anders der deutsche Geist einen Gegenstand auffaßt als der französische. Vertrauen, Liebe, Hoffnung, Ehrlichkeit der Gesinnung! Wie der Deutsche selbst seinen Teufel zu einem gutmüthigen machte, so muß er auch seinen Spießbuben etwas von guter Gesinnung abgeben. Er ist zu barmherzig, sie ganz und gar zum Teufel zu schicken; auch sie können sich ja noch bessern. Dies Zutrauen sollten wir ehren! Ubrigens glauben wir gern, daß beide Verf. nicht allein an den Roman, an den Effect und den Sinnentzettel, sondern im Ernst daran gedacht haben, durch ihre Darstellung auf Mißbräuche, Elend und Scheußlichkeiten zu möglicher Abhülfe aufmerksam zu machen.

Noch liegen uns vier andere Mysteriensammlungen vor, die von Petersburg, Amsterdam und Hamburg und „Geheimnisse von Altenburg“. Da sie insgesamt auf starke Lieferungen angelegt scheinen, wäre es unbillig, nach dem ersten oder zweiten Hefsthen schon jetzt sie besprechen oder gar beurtheilen zu wollen. Die „Hamburger Mystereien“ verbitten sich dies sogar ausdrücklich durch den Mund der Verlags-handlung, bis sämtliche Hefte erschienen sind, da hier ein Roman geboten werden solle, der alle Nachbildungen der „Mystères“ hinter sich lassen werde! „Geheimnisse von Altenburg“ sind ein hübscher Spaß.

Ist die Mysterien-Literatur allüberall von Nutzen oder

zum Schaden? könnte man zum Schluß an uns die Frage stellen. Es nützt Alles, was anregt, aufregt und vorwärts bringt. Es ist ein großer Stoß gegeben, ein neuer Kreuzzug der Humanität, um die Noth der Armen, der Verbrecher nicht mehr durch das Fernglas und in der Vogelperspective, sondern in ihrer eigenen Sphäre, aus ihrem Kern heraus zu beobachten und die Mittel zur Abhülfe aufzusuchen. In diesem Kreuzzuge der Zeit hat die Poesie, die nicht außer der Zeit stehen darf, ihr Contingent geliefert. Es war ihre Pflicht. Im Ubrigen sind wir, wie gesagt, keine ästhetischen Rigoristen, die da meinen, es sei eine Entweihung, ein Verderb der Poesie. Wer entweiht, wer verdirbt die Poesie? Niemals verjähren ihre Rechte. 7.

Neueste literarische Erscheinungen in Paris.

Das oft wiederholte Wort: „Wir leben im Zeitalter der Monumente“, findet auch auf die heutige Literatur seine Anwendung. Sie ist nicht nur bemüht, Persönlichkeiten durch Biographien und Retrospektive zu verewigen, sondern zieht auch vergessene Ereignisse aus dem Staube der Vergangenheit hervor, bringt unergründete Verhältnisse von einst und jetzt unter die Lupe der Öffentlichkeit und sucht selbst schnell vorübergegangene Stimmungen, Milder- oder auch bloße Privat-Gedanken zu fixiren, wenn nicht von neuem zu beleben, indem sie denselben mit Wichtigkeit ihre Stelle in der Geschichte anweist, ihren Motiven nachspürt, alle ihre Beziehungen ermittelt und auf ihre Folgen hindeutet. Kurz, das historische Moment ist in der heutigen Literatur durchaus vorkommend. Das anhaltend lebhafteste Interesse, welches das Lesepublikum allen Erzeugnissen auf dem Felde der Geschichte entgegenbringt, ruft ihrer immer mehr hervor. In den pariser Buchhandlungen wimmelt es in diesem Augenblicke von Geschichtswerken, von denen ich hier nur die hervorragendsten anführen will.

Von den die Vergangenheit beleuchtenden verdient besondere Erwähnung: „Trois magistrats français du seizième siècle“, von E. Faye de Brys. Die drei in ihrem Leben und Wirken trefflich geschilderten Beamten jener Zeit sind: Antoine Duprat, Kanzler des Königs Franz I., Guy du Faur, Sieur de Vitrac, und Jacques Faye, Sieur d'Espesses, Beide Parlamentspräsidenten. Sie setzten in einer Epoche, in der Aufmerksamkeit und Kräfte aller um den französischen Thron stehenden von den gewaltigsten Ereignissen, wie die Schlacht von Pavia, die Bartholomäusnacht und die Formirung der Ligue, absorbiert wurden, geräuschlos, doch deshalb nicht weniger nachdrucksvoll, das von Ludwig XI. begonnene Werk der Centralisation der Macht fort und wurden so die Vorarbeiter Richelieu's. Der Verf., der zum ersten Mal als Historiograph auftritt (denn die Art seiner Auffassung und Darstellung erhebt ihn durchaus über den Standpunkt eines bloßen Biographen), bekundet ein nicht unbedeutendes Talent für das Portrait. Er führt Zeit und Personen lebendig und handelnd dem Leser vor das Auge, wie er sie sieht. Er aber sieht sie durch eine farbige Brille, und die Farbe ist katholisch-legitimistisch. Der Eifer für sein politisches und namentlich für sein religiöses Erbe verleitet ihn hin und wieder zu Ungerechtigkeiten; als solche müssen namentlich seine Ausfälle gegen den Protestanten L'Hopital qualificirt werden. Dies entschiedene Anerkennen der weltlichen und kirchlichen Autorität, dies öffentliche Bekennen zur Fahne des Grafen Montalembert ist heute in Frankreich nicht ohne Bedeutung, wo einerseits der Kampf zwischen dem katholischen Klerus und der dem Volke die (protestantische) Geistesfreiheit vindicirenden Universität so viele Köpfe erhitzt, und wo andererseits noch täglich Broschüren erscheinen wie „Une visite à Goritz“, vom Grafen Barocheaufauld,

und „Souvenirs de Belgrave-Square, dédiés à tous les Français et à tous ceux qui regrettent de ne pas l'être“, von M. A. Zohar. Letztere ist, wie der Titel schon anzeigt, eine etwas verspätete Demonstration gegen das schmählige Brandmal (flétrissure), welches die Deputirtenkammer in ihrer Antwortadresse auf die letzte Thronrede allen Royalisten aufzudrücken wagte. Die rastlose geheime Thätigkeit der heute fast allgemein für abgestorben gehaltenen Karlistenpartei enthüllt der kürzlich brendigte Proceß gegen den Prinzen von Montmorency-Beuca, den Herzog d'Escars, Gherbonnier de la Guènerie und Andere, in welchem ein förmlich organisirtes und bis in die Provinzen verzweigtes Complot zur Sprache kam, das nichts weniger zum Zwecke hatte, als Ludwig Philipp in Neuilly oder in den Tuileries zu überfallen, zu entthronen oder nöthigenfalls zu tödten und Heinrich V. zum Könige von Frankreich zu proclamiren. Es ist daher nicht ohne Interesse, die hauptsächlichsten legitimistischen Parteischriften mit aufmerksamem Auge zu verfolgen und den sonderbaren Spul des Gespenstes zu beobachten, das seit der Affaire der Rue des Prouvaires im J. 1832 immer noch nicht aufhört, im alten Staatsgebäude umherzupoltern.

kehren wir jedoch zur Betrachtung der neuesten historischen Erscheinungen zurück, so fällt uns zunächst ein Buch in das Auge, welches, eine kaum vergessene Streitfrage zwischen Frankreich und Deutschland wieder aufnehmend, ebenfalls den Royalisten beider Länder in die Hände arbeitet. Es ist betitelt: „Réunion de l'Alsace à la France“, vom Baron Haller-Laparde (Paris 1844). Die alte Rheinfrage ist hier wieder zur Sprache gebracht; das Sujet des großen Völkerduetts von 1841, in welchem Victor Hugo und Niklas Becker die Stimmen sangen und das die militairischen Franzosen mit Waffengeklirr, die musikalischen Deutschen mit Liebercompositionen begleiteten, ist hier vom Gesichtspunkte aus im Interesse Frankreichs nochmals betrachtet. Der Verf. will darthun, wie der Besitz des Elsaß der französischen Regierung stets als überaus wichtig erschienen, wie es ihr endlich gelungen, ihn zu erwerben, und daß er seitdem eine wesentlich französische Provinz geworden. Er schreibt zu dem Ende eine detaillirte Geschichte des Elsaß, und diese führt ihn weit in die Anfänge der Geschichte Deutschlands und Frankreichs zurück. So behandelt er namentlich ausführlich die Reformationsperiode, den Dreißigjährigen Krieg und die Politik Richelieu's und Ludwig's XIV. Die von ihm mitgetheilten Documente sind theilweise sehr interessant, die Hauptpersonen gut charakterisirt. Luther, Mansfeld, Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Turenne, Condé, die Marschälle von Luxembourg und Erqui sind treffend portrairt, ihr Eingreifen in ihre Zeit lebendig dargestellt und die Hauptereignisse ihres Jahrhunderts kunstvoll um sie gruppiert. Im Ganzen jedoch dürfte dem patriotischen deutschen Leser eine oft nicht unendlich hervortretende, sehr antigermanische Gesinnung störend entgegen treten, welche zuweilen selbst den Charakter einer Herausforderung annimmt. Die Einleitung, welche den Inhalt des ganzen Buchs in den Hauptfachen zusammenfaßt, ist zugleich der die Gegenwart zunächst berührende Theil desselben, die von der rein geschichtlichen Darstellung getrennte Polemik. Da hier nicht der Ort ist, auf dieselbe näher einzugehen, so beschränken wir uns, zur Bezeichnung ihres Charakters, auf die Anführung des Schlusses genannter Einleitung. Nach einem flüchtigen Blicke auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlands drückt der Verf. den Wunsch aus, daß die deutsche Staatenmosaik zu einem Ganzen umgeschmolzen werden möge, und sieht darin „ein Pfand des Heils für Europa, des Friedens für die ganze Welt“. Jedenfalls aber, fährt er fort, ist das linke Rheinufer Frankreichs natürliche Grenze und wird über kurz oder lang auch seine wirkliche sein; „la paix ou la guerre nous rendra le Rhin“.

Von dem höchst interessanten historischen Werke des Vicomte de Beaumont-Bassy: „Histoire des états européens

depuis le congrès de Vienne", ist kürzlich der zweite Theil erschienen, welcher Schweden und Norwegen, Dänemark und Preußen behandelt, während der erste Theil Holland und Belgien enthält. Da der Verf. seinen Plan auf 10 Theile entworfen hat und mit einiger Gemächlichkeit zu arbeiten scheint, so dürfte der Zeitpunkt der Beendigung noch in weiter Ferne liegen. Die beiden vorliegenden Theile sind mit der äußersten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bearbeitet. Der Verf. bemüht sich überall den Standpunkt des unparteiischen, leidenschaftlosen Historikers festzuhalten; er hat sein sehr reichhaltiges Material mit Umsicht geordnet und mit ruhiger Hand zu einem anschaulichen Bilde zurechtgelegt. Der Text sowohl als die pièces justificatives enthalten eine große Menge sehr interessanter Documente, Briefe und Actenstücke, die dem Verfasser namentlich dann bis in die kleinsten Details zu Gebote gestanden zu haben scheinen, sobald er die Relationen eines der genannten Staaten mit Frankreich behandelt. Für Deutschland dürfte die letzte Hälfte des zweiten Theils, welche die Geschichte Preußens seit dem Wiener Congresse umfaßt, ganz besonderes Interesse haben. Den Eigenschaften des Verf. als Conservativer und guter Katholik, seinem augenscheinlichen Bemühen, ein bloßer Erzähler abgemachter Dinge zu sein, gesellt sich noch hinzu, daß er ein Franzose ist. Und in dieser letzten Qualität schreibt er, ohne es zu ahnen, Dinge, die ein preußischer Conservativer kaum zu denken wagt. So erscheint die neueste Geschichte Preußens, vom französischen Gesichtspunkte aus mit Offenheit und Raisonneté dargestellt, in einem ganz neuen, nicht sehr vortheilhaften Lichte. Der Verf. ist wohl unterrichtet, er verfolgt mit aufmerksamem Auge die innere Geschichte Preußens, die Ausbildung der in seinem Schooße erwachten Ideen, und legt den Finger überall ohne Scheu auf die wunden Stellen der preussischen Cabinettpolitik. So schildert er sehr wahr die Reformation der preussischen Politik im J. 1813, d. h. ihre Befreiung vom Liberalismus; dann die strengen Maßregeln gegen die Universalitätsverbindungen und sonstige geheime Gesellschaften, die Wirkung der französischen und belgischen Revolution von 1830 auf Preußen, dessen Politik in Bezug auf Polen, die Volksunruhen in Berlin, die Ordnungen gegen die Juden, und namentlich sehr scharf und ausführlich die Zerwürfnisse der Regierung mit dem Papste und dem Erzbischofe von Köln. Wieviel er nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. sagt, er fühle die Nothwendigkeit, eine Regierung, die erst von 1840 datire, mit Rücksicht zu beurtheilen, so spricht er doch sehr frei über die Huldigungsrede Friedrich Wilhelm's IV., über den Preßzwang, und kann bei der Besprechung der preussischen auswärtigen Politik als guter Franzose einige Seitenhiebe auf England und Oesterreich nicht unterdrücken. Natürlich kommen auch Irrthümer, besonders in Bezug auf preussische Rationalität und Volksstimmung vor, und wenn er z. B., die neuesten politischen Fragen in Preußen berührend, sagt: „Überall ist die Meinung zu Gunsten des constitutionellen Fortschrittes stark ausgesprochen und macht sich trotz der Strenge der Censur Luft, aber — der König von Preußen ist weise und die deutschen Völkerschaften sind ruhig und klug!" so ist wol Mancherlei dagegen einzuwenden. Dieser zweite Theil schließt mit folgender Prophezeiung: „Früh oder spät wird das deutsche Reich unter einem andern Namen wieder auferstehen; früh oder spät werden alle diese Völker, welche dieselbe Sprache sprechen und gleiche Sitten haben, ein und dasselbe Volk bilden und, wie sie es mit ihren industriellen Interessen (im Zollvereine) gethan, so auch ihre politischen Interessen centralisiren."

Die gewaltsame Besetzung der kleinen Insel Mogador durch die Franzosen hat wie durch einen Zauber Schlag in Paris eine ganze historische Literatur über die französischen Besitzungen in Afrika hervorgerufen. Während der Bischof

von Chalons den Sieg der französischen Truppen durch acht-tägige Gebete in seinem Sprengel zu feiern befehlt, während der Minister des Innern die Herren Depaulis und Domard beauftragt, die Schlacht am Isly und das Bombardement von Tanger durch Medaillen zu verewigen, richten die allezeit fertigen pariser Publicisten natürlich auch ihre Blendlaterne auf jenen Punkt, der so allgemeines Interesse erregt. Überall erscheinen Bücher, Broschüren und Almanache über die afrikanischen Besitzungen, fast allen jedoch fühlt man es an, daß sie unter dem Einbruche der Tagesereignisse entstanden sind; der Stempel der Leidenschaftlichkeit und Flüchtigkeit ist ihnen mehr oder weniger deutlich aufgedrückt. Eine Ausnahme macht das Werk des Herrn Rey über Marokko, welches die Resultate mehrjährigen Aufenthalts in Afrika mittheilt. Desgleichen ist das Buch des Deputirten A. Desjoubert: „L'Algérie en 1844", mit mehr Gründlichkeit geschrieben. Erwähnenswerth ist außerdem noch die „Histoire de Maroc" von P. Paillet und „Une promenade à Maroc" von Charles Didier. Hr. Paillet macht interessante statistische Zusammenstellungen, gibt genaue topographische Details und merkwürdige Nachrichten über die Administration, die religiösen Gebräuche und den Handel der Marokkaner. Seine Raisonnements sind flüchtig und schwach. Die Franzosen gefaßen sich darin, ihren langwierigen Krieg gegen Abd-el-Kader mit dem der Römer gegen Jugurtha zu vergleichen und die Eindrücke, die beide Feldzüge in Rom und in Paris hervorbrachten, in Parallele zu stellen. Beide, sagen sie, fingen im Osten an und zogen sich allmählig nach Westen, bis sie endlich Mauritaniens selbst berührten, und der numidische König wußte dann den maurischen geschicht in sein Interesse zu ziehen. Die Negotiationen der Römer mit Jugurtha hatten ebenfalls die Auslieferung Jugurtha's zum Gegenstande. Beide Kriege haben acht Jahre gedauert, und einer der letzten und entscheidendsten Schlüge im Jugurthinischen Kriege wurde in der Nähe des Flusses Muluſcha, unweit des heutigen Isly, geführt. Solche Spielereien werden dann in den Journalen ausgeführt und weiter fortgesponnen.

Neben dieser historischen Literatur stehen die Reisebeschreibungen und berühren sie an mehreren Punkten. Unter den neuern Erscheinungen dieser Art erregt das allgemeinste Interesse: „La Havane" (3 Bde.), von der bekannten Gräfin Merlin. (der Verfasserin der „Creolin" u. s. w.). Sie erzählt in 36 Briefen ihre ganz persönlichen Reiseereignisse und Eindrücke, die jedoch durch das Darstellungstalent der Verf. und ihren romantischen Charakter das Gewand und Interesse eines guten Romans erhalten. Viele der Briefe sind an bekannte Personen, als Châteaubriand, Rothschild, Prinz Friedrich von Preußen u. s. w. gerichtet; diese Adressen jedoch stehen mit dem Inhalte der Briefe in keinem andern Zusammenhange als etwa die einem Buche vorgeschriebene Widmung mit diesem selbst. Die Briefe enthalten geistreiche Frauenplaudereien über Amerika, seine Geschichte, Literatur, Politik, Nationalökonomie u. s. w. Auch diesem Buche fehlt es nicht an der Zugabe der pièces justificatives, welche ihm einen bleibenden historischen Werth verleihen.

Von der viel geleseenen „Voyage en Italie" des Deputirten Gulchiron, in vier Bänden, ist soeben eine zweite durchgesehene und vermehrte Auflage erschienen. Der Werth dieses Werks ist anerkannt, daher wir uns aller weitem Bemerkungen darüber enthalten dürfen. Wenn wir nun noch erwähnen, daß von der „Histoire de l'Espagne depuis Philippe II", von Weiß, soeben auch der zweite Theil erschienen ist und die durch den ersten erregten günstigen Erwartungen vollständig befriedigt hat, so glauben wir hiermit eine gebrängte, doch möglichst vollständige Übersicht der bedeutendsten literarischen Erscheinungen in Paris auf dem Gebiete der Geschichte und Reisebeschreibung geliefert zu haben. 8.

Montag,

Nr. 6.

6. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung. Zusätze und Berichtigungen. Jena, Frommann. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

2. Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Pöze aus den Politischen Predigten des Dr. Faber. Leipzig, Engelmann. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir haben die beiden ersten Abtheilungen der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“ in einem frühern Jahrgange dieser Blätter bereits angezeigt.^{*)} Die große politische und historische Wichtigkeit dieses Werks haben wir damals schon anerkannt und können wir uns daher hier auf das früher Gesagte beziehen. Ehe wir uns nun zu dem Inhalte der dritten Abtheilung wenden, müssen wir der Polemik gedenken, welche über den Verfasser und Herausgeber des Werks und über seine Berechtigung zur Veröffentlichung der darin enthaltenen wichtigen Urkunden entstanden ist.

Es war voranzusehen, daß diese Veröffentlichungen nicht überall gut aufgenommen werden würden. Während die größten politischen Charaktere und die edelsten Männer der damaligen Zeit durch ihre eigenen Briefe dem deutschen Volke wieder in Erinnerung gebracht wurden, setzten sich uns auch wieder die ganze Jämmerlichkeit, Feigheit und Selbstsucht so vieler der damaligen Machthaber und Diplomaten vor Augen. Wir sahen, mit wie unendlichen Schwierigkeiten jene großen Männer nicht bloß gegen den äußern Feind zu kämpfen gehabt, sondern wie eben in Deutschland selbst verrätherischer Elaveninn und engherzigste Selbstsucht ihnen überall hindernd im Wege gestanden. Auch erfahen wir daraus, was wir freilich schon wußten, aber doch nicht in so lebendiger Darstellung der handelnden Personen selbst gelesen hatten, daß eben die Kleinmüthigen, die Selbstsuchtigen, die Verräther und Franzosenfreunde sogleich herbeieilten, als der Sieg gegen ihre Absicht und ohne ihr Zuthun erschoten war, und die Früchte des Sieges für sich zu pflücken verstanden, während die eigentlichen Helden mit Undank belohnt und beiseite geschoben, das Volk aber in manchen theuern und gerechten Hoffnun-

gen betrogen wurde. Da dieser Verlauf der Sache noch bis in die Gegenwart fortwirkt, ja die jetzigen politischen Zustände Deutschlands größtentheils auf dieser Wendung der Dinge beruhen, so war es nicht zu verwundern, daß manches böse Gewissen durch solche Herausbeschwörung großer Töbten, die man für immer begraben glaubte, schwer verlegt und gereizt wurde. Die Angriffe auf den Verfasser waren daher natürlich, und glücklicher- oder unglücklicherweise gab dessen Persönlichkeit und Verfahrungsweise so viele unleugbare Blöße, daß, wenn auch nicht im Wesentlichen, doch wenigstens in Nebensachen ein nicht unglücklicher Guerrillakrieg in Journalen und Broschüren gegen ihn unterhalten werden konnte. Es verlohnt sich schon der Mühe, die Anklagen ins Auge zu fassen und das Einflußreiche sowie das Bewiesene von dem Gleichgültigen und Unbewiesenen zu trennen.

Daß der Herausgeber resp. Verfasser der bekannte Historiker v. Hormayr war, ist gewiß gleich bei der ersten Ansicht des Werks Niemandem zweifelhaft gewesen. Sein Stil, seine bekannten Sympathien und Antipathien, vor Allem seine sehr sichtbar und ganz ungehörig in den Vordergrund tretende Persönlichkeit zeigten es deutlich genug. Wenn wir vom Herausgeber und Verfasser zugleich sprachen, so kommt das daher, weil Hr. v. Hormayr Beides zugleich ist. Das Werk zerfällt nämlich seinem Inhalte und Werthe nach in zwei sehr ungleiche Theile. Der erste Theil, der ihm seine große historische, politische und ethische Bedeutung gibt, besteht eben aus dem Briefwechsel unserer großen Männer aus der Zeit der Befreiungskriege, eines Stein, Gneisenau, Gruner, Nugent, Münster u. A. Dieser Theil ist ganz unschätzbar und für die Herausgabe dieser Reliquien gebührt Hrn. v. Hormayr der Dank jedes Deutschen, gleichviel ob das reine Motiv der Wahrheits- und Vaterlandsliebe allein oder auch nebenbei persönliche und minder lautere Beweggründe ihn dazu bestimmt haben. Die andere Hälfte des Werks dagegen ist eigene Zuthat des Hrn. v. Hormayr. Das Werk hätte nun sicher an Einheit gewonnen, wenn diese Aufsätze, Reflexionen u. s. w. ganz weggeblieben wären. Der Eindruck eines Briefes von Stein, in dem jedes Wort ein Mann ist, wird z. B. sehr durch das darauf folgende historisch-diplomatische Gesalbader — anders können wir die Zuthaten des Hrn.

*) Vgl. Nr. 121 — 123 und Nr. 167 und 168 f. 1645 d. 21.

v. Hormayr nicht nennen — geschwächt. Während wir uns in diesem Augenblicke durch die glühende Vaterlandsliebe, die gewaltige Thatkraft und den wahrhaftigsten, lautersten Beruf Stein's erhoben und begeistert fühlen, kann uns die auf den folgenden Seiten sich breit machende Selbstgefälligkeit und Ruhmbegierde Hormayr's diese Stimmung nur stören und abschwächen. Als wir die ersten beiden Abtheilungen des Werks anzeigen, haben wir uns daher auch nur mit dem eigentlichen Inhalte desselben, mit jenen Reliquien unserer ersten und besten Männer beschäftigt, und haben die eitle That des Hrn. v. Hormayr's als irrelevant und nicht mitzählend ganz beiseite liegen lassen. Da aber jetzt die Tagesliteratur sich auch mit diesen beschäftigt und den Versuch gemacht hat, die mannichfachen Schwächen und Unlauterkeiten dieses Herrn auf den eigentlichen Kern des Buchs mit überzutragen, so sehen wir uns veranlaßt, eine etwas schärfere Sondernung und Trennung dieser beiden Momente des Buchs eintreten zu lassen.

Der Versuch, mit demselben zweideutigen Lichte das ganze Buch zu beleuchten, welches nicht ganz mit Unrecht auf die Person und Verfahrungsweise des Hrn. v. Hormayr fällt, ist besonders laut und heftig durch den Pseudonymen Dr. Faber in seinen „Politischen Predigten“ gemacht. Der Abdruck dieser Angriffe in einem Werke hat noch nicht genügend geschienen, sondern Dr. Faber hat jetzt den Theil seiner sogenannten „Politischen Predigten“, der sich auf die „Lebensbilder“ bezieht, nochmals in einer besondern Broschüre veröffentlicht. Fassen wir die Vorwürfe, die er Hrn. v. Hormayr macht, etwas näher ins Auge.

Zuerst beschuldigt er denselben des Bruchs eines ausdrücklich gegebenen Ehrenwortes. Er thut dieses freilich nur indirect, wahrscheinlich um sich einer Injurienklage und daraus entspringender bürgerlicher Strafe zu entziehen. Er sagt nämlich nicht: Hr. v. Hormayr hat sein Ehrenwort gebrochen; sondern er argumentirt folgendermaßen: Hr. v. Hormayr kann unmöglich der Verf. der „Lebensbilder“ sein, denn die „Lebensbilder“ enthalten Manuscripte mit dem Nachlasse des Grafen Münster; Hr. v. Hormayr hat aber dem Grafen Münster sein Ehrenwort gegeben, nichts von dessen Papieren, in welche ihm Einsicht gestattet war, zu veröffentlichen. Da nun unmöglich angenommen werden kann, daß Hr. v. Hormayr sein Ehrenwort brechen könne, so können die „Lebensbilder“ also auch nicht von ihm herühren. Hr. Dr. Faber ist jedoch ebenso fest davon überzeugt wie jeder Andere, daß Hormayr die „Lebensbilder“ herausgegeben hat, seine ganze Broschüre ist einzig allein nur gegen Hormayr gerichtet; edler und männlicher wäre es daher wol gewesen, wenn er seine Beschuldigung nicht so verclausulirt hätte, aber freilich kann man an die Subjectivität des Dr. Faber solche Anforderungen nicht machen.

Worauf stützt sich nun die Behauptung, daß Hormayr das dem Grafen Münster gegebene Ehrenwort ge-

brochen habe? Wie Dr. Faber sagt, auf einen Brief, den er selbst gelesen habe. Ein solcher Brief Hormayr's existire, worin er dem Grafen das Versprechen gäbe, die aus seinem Archive ihm anvertrauten Papiere nicht zu veröffentlichen. Wiewol wir nun dem Pseudonymen Dr. Faber auch nicht das mindeste Zutrauen schenken, aus mannichfachen psychologischen Gründen sogar glauben, daß er wol fähig sei, eine Thatfache dreist zu behaupten, an der auch nicht das Mindeste wahr sei, so sind wir in diesem Falle doch überzeugt, daß ein solcher Brief und ein solches Versprechen wirklich vorhanden ist. Dr. Faber pocht viel zu sehr auf denselben, er scheint auf die Aufforderung, einen solchen zu produciren, zu sehr zu warten, als daß wir nicht annehmen müßten, daß es in seinem Plane läge, einen solchen vorzuzeigen. Aber eine ganz andere Frage ist die, ob ein solcher Brief auch wirklich Das beweist, was er beweisen soll, den Ehrenwortbruch von Seiten Hormayr's? Und das müssen wir nach den Vorlagen bestimmt in Abrede stellen. Die dritte Abtheilung der „Lebensbilder“ gibt uns darüber die deutlichsten Nachweise. Es mag nämlich der Fall gewesen sein, daß Graf Münster anfangs Hrn. v. Hormayr bloß zu seiner Privatinsicht jene Papiere anvertraut habe; nur auf dieses anfängliche Verhältniß bezieht sich dann jenes Versprechen, was wir einmal als wahr annehmen wollen. Später aber ging Münster auf Hormayr's Vorschlag, demzufolge Hormayr den Antheil Münster's an dem Befreiungskriege historisch bearbeiten und veröffentlichen und namentlich sich zu diesem Zwecke seiner Correspondenz als lebendes Document bedienen sollte, vollständig ein. Durch eine spätere Verabredung wurde also die frühere Verabredung aufgehoben und Hormayr seines Wortes entbunden. Es ist dieses nicht bloß Vermuthung, sondern es wird dieses aus den Druckstücken, welche Hormayr von seiner Correspondenz mit Münster in der dritten Abtheilung der „Lebensbilder“ veröffentlicht, auf das unweifelhafteste bewiesen. Wollte man nun auch gutmüthigerweise annehmen, daß der edle pseudonyme Dr. Faber vor dem Erscheinen dieser dritten Abtheilung eine solche spätere Verabredung nicht einmal vermuthet habe, was freilich seiner Billigkeit und seinem Talente zu conjecturiren wenig Ehre machen würde, so ist es doch ein starkes Stück, daß derselbe seine Behauptung vom gebrochenen Ehrenworte auch dann noch festzuhalten wagt, nachdem er eingestandenemassen diese dritte Abtheilung bereits gelesen hatte. Dazu gehört allerdings mehr als eine bloß dreiste Stirn und mehr als bloß leichtfertige, unüberlegte Medisance. Eine solche schamlose und läugerhafte Bosheit ist etwas ganz Unerhörtes und ein Zeichen von der tiefsten Verderbnis unserer Presse. Wir sind wahrlich nicht blind gegen die Schwächen Hormayr's und werden im Verlaufe dieses Aufsatzes noch Gelegenheit genug haben, auf sie zurückkommen zu müssen. Einen directen Ehrenwortbruch, der sich schwarz auf weiß beweisen ließe, hätten wir aber schon seiner Klugheit nicht zugetraut, wenn wir ihn auch moralisch dazu befähigt hielten, was ebenfalls nicht der Fall war. Dem

großen Publicum aber, welches nicht Broschüren und Zeitungsartikel liest als blickbändige Bücher und schwerfällig geschriebene, verwirrt zusammengestellte Hormayr'sche Aufsätze und Actenstücke, und auf welches eben die Verleumdungen des Dr. Faber berechnet waren, diesem können wir die Versicherung geben, daß an einem eigentlich gebrochenen Ehrenworte Hormayr's kein wahres Wort ist. Dagegen wollen wir gleich zugeben und es als wahrscheinlich herausstellen, daß Hormayr bei Publication jener Actenstücke wol nicht immer ganz im Sinne Münster's verfahren sein mag, und sich dabei von seiner besondern Vorliebe und Abneigung habe leiten lassen.

Wir gehen zu einer zweiten Anschuldigung über. Dr. Faber behauptet, daß Hormayr die meisten Briefe verfälscht und mit Zusätzen von seiner eigenen Hand bereichert habe. Er beruft sich dabei auf die Originale, die er selbst eingesehen habe, und gibt uns ein mehrere Seiten langes Verzeichniß der Veränderungen und Einschübsel, die sich in den „Lebensbildern“ finden, in den ursprünglichen Manuscripten aber fehlen. Er citirt Seite und Zeile ganz genau, sodas wir nicht umhin können, diesen Vorwurf als begründet anzunehmen. Namentlich aus zwei Gründen glauben wir, daß Dr. Faber hier nicht von der Wahrheit abgewichen ist, und daß alle jene Veränderungen, wie sie citirt, wirklich und nicht erdichtet sind. Einmal würde die Lüge doch gar zu leicht zu beweisen sein, und zweitens, und das ist der Hauptgrund, würde Dr. Faber, wenn er einmal den vergeblichen Versuch machen wollte, das Publicum mit Unwahrheiten zu hintergehen, nicht von lauter so ganz unwesentlichen Veränderungen berichtet haben, die im Wesentlichen in dem Sinne und der Meinung der gedauerten Ansichten und Urtheile auch nicht das Mindeste verändern. Für den Augenblick, wenn man das Seiten lange Verzeichniß dieser sogenannten Verfälschungen sorgsam gesammelt vor sich liegen sieht und die aus dem Zusammenhange gerissenen Worte nicht mit den „Lebensbildern“ vergleicht, wird man nämlich allerdings etwas frappirt. Sieht man aber in den „Lebensbildern“ nach und stellt nach der Angabe des Dr. Faber die ursprüngliche Lesart in ihrem Zusammenhange wieder her, so stellt sich heraus, daß Hormayr wenigstens den Sinn keines einzigen Briefes, nicht einmal eines einzigen Satzes, verändert hat, daß vielmehr alle jene Klagen, alle jene Ausdrücke des Unmuthes und jene schweren Anschuldigungen, die Stein, Oelsenaar, Nugent u. A. gegen die damaligen Cabinete aussprechen, nach wie vor dieselben bleiben. Hormayr hat nur manche Ausdrücke, die ihm für das jetzige Publicum unentbehrlich zu sein schienen, durch einzelne Wortzusätze oder durch Wahl einer andern Benennung verständlicher zu machen gesucht und auf manche Andeutungen näher hingewiesen. Er gibt dies auch selbst in der dritten Abtheilung zu. Diese Verfahrungsweise wollen wir nun keineswegs billigen, denn wäre sie erlaubt, so ließe sich zuletzt gar keine Grenze ziehen, und der Willkür des Herausgebers von historischen Docu-

menten wäre Thor und Thür geöffnet. Namentlich sollte ein Historiker wie Hormayr doch wissen, daß man bei dem Abdrucke historischer Documente nie wortgetreu genug, bis zum Komma und zum Punktum auf's i, verfahren kann. Bei alledem aber bleibt das Verfahren des Dr. Faber immer höchst arglistig, indem er uns ein Verzeichniß von Veränderungen gibt, darüber gewaltigen Lärm schlägt und dabei die Versicherung ertheilt, daß sie alle vom wesentlichsten Einflusse auf den eigentlichen Inhalt seien. Er hat ganz richtig conjecturirt, daß die meisten Leser sich nicht die Mühe geben würden, in den „Lebensbildern“ selbst nachzuschlagen und zu untersuchen, ob denn nun wirklich durch jene Zusätze eigentliche wesentliche Gedankenveränderungen bewirkt worden seien, sondern daß sie beim Anblicke eines so großen Registers nun ohne weiteres der ganzen historischen Glaubwürdigkeit der „Lebensbilder“ das Urtheil sprechen würden. Welche absichtlich falsche Schlüsse er auf jene Abänderungen Hormayr's baut, davon wollen wir hier nur ein grandioses Beispiel anführen.

S. 238 läßt sich Stein in einem Briefe, datirt Prag 14. Sept. 1813, über seine Pläne in Beziehung auf die Reorganisation Deutschlands aus, sobald die Franzosen besiegt und vertrieben sein würden. Als zu erstrebendes Ziel nennt er unter Andern: „Verstärkung der Macht des Kaisers, Wiederherstellung von Preußen, Verminderung der Macht der Stände, Zerstörung des Rheinbundes“ u. s. w. Hormayr hat nun hier das Wort Stände in Fürsten umgewandelt. Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß Stein allerdings die Reichsstände, die Fürsten, damit meinte, an die Landstände konnte er natürlich gar nicht denken; ohnehin war es nicht möglich, deren Macht damals noch zu vermindern, indem dieselbe ohnehin schon auf Nichts reducirt war. Hormayr hat also den Sinn keineswegs verändert, wenn er für jetzige Leser, denen bei dem Worte Stände freilich zuerst die jetzigen Landstände einfallen können, das Wort Fürsten substituirt. So ungebildet und einfältig ist Dr. Faber nicht, daß er das nicht gewußt hätte, auch kennt er die Ansichten und die Ausdrucksweise Stein's aus den frühern Briefen hinlänglich genug, um nicht zu wissen, was Stein mit den Ständen, deren Macht verringert werden mußte, gemeint hat. Was thut er trotzdem? welchen Schluß zieht er gegen seine bessere Überzeugung aus diesem Ausdrucke, bloß um das Publicum zu täuschen und Hormayr Verfälschung des Sinnes vorwerfen zu können? Er sagt: „Dieses ist ein Beweis, daß Stein nicht unbedingt zum Symbol constitutioneller Freiheit gewählt werden darf.“ Pfui! welche absichtliche Verdrehung, welche arglistige Beschmutzung des Andenkens eines großen Mannes! Wer ist nun moralisch der eigentliche Falsarius, Hr. v. Hormayr, der das Wort verändert, oder Dr. Faber, der den Sinn entstellt? Wenn Stein auf noch größere Verminderung der Macht der Landstände bestanden hätte, dann freilich kann er „nicht unbedingt zum Symbol constitutioneller Freiheit gewählt“ werden, aber

umgekehrt muß er alsdann zu dem unbedingten Symbol der allerabsolutesten Fürstengewalt aufersehen werden, als der Einzige, der in einem Momente an noch größere Unterdrückung staatsbürgerlicher Freiheit dachte, wo nicht einmal ein Schatten derselben mehr existierte, und wo selbst ein Geng, ein Metternich u. A. einen solchen Gedanken gar nicht zu denken wagten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Intorno tre celebri intagliatori in legno Vicentini. Memoria di *Giambattista Baseggio*. Edizione seconda con emendazione e giunte. Bassano 1844.

Welche erfreuliche Richtung in unsern Zeiten die Forschungen im kunstgeschichtlichen Gebiete genommen haben, liegt am Tage; denn ein lebensvoller Organismus objectivster Beziehungen entwickelt in und vermöge seiner selbständigen Einheit eine Fülle eigenthümlicher Gliederungen als sich darstellende wissenschaftliche Resultate. Eins von diesen eigenthümlichen Momenten vorbesagter wissenschaftlicher Art wird nun auch gebildet durch das immer klarer hervortretende Interesse an Forschungen über den Formschnitt und dessen Geschichte. Es ist demnach auch im Sinne dieses Interesse, daß die literarischen Erzeugnisse im Gebiete der Formschnittskunde zur gehörigen Anzeige gebracht werden, besonders auch wenn sie von Ausländern und im Auslande erschienen sind, und so sei denn auch hier das oben genannte Schriftchen mit einigen kurzen Bemerkungen angezeigt. Auf das Einzelne, was uns das Schriftchen bringt, genau einzugehen, würde hier wol der Ort nicht sein, es sei daher hier nur Eins besprochen, wo der Hr. Verf. seine Ansicht über mehr allgemeine Verhältnisse ausdrückt, die wesentlich seinen Gegenstand berühren.

Denjenigen, deren Natur und darauf gegründete Cultur es mit sich bringt, daß sie die Kunstgeschichte als Moment der Ästhetik selbst auffassen, was denn doch wol nöthig ist, wenn die Kunstgeschichte als ein Zweig am Baume des Lebens grünen soll, kann es nicht gleichgültig sein, wie durch Geist und gründliche Studien hierzu befähigte Männer eine Kunstthätigkeit auffassen, welche einst berufen war, in dem an Kunstgestaltung so reichen 15. und 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle zu spielen. Daher denn der lebhaft aufgeregte Meinungsstreit über die Eigenthümlichkeit der Malerformschritte, d. h. ob große Maler, von denen wir bestimmt bezeichnete Holzschnitte besitzen, auch selbst das Formschneidemeßer zur Hand genommen haben, oder ob sie bloß die Zeichnungen dazu lieferten. Daß ein solcher Streit eigentlich gar nicht hätte entstehen dürfen, da ja für die Eigenhändigkeit ausdrückliche Zeugnisse von Zeitgenossen vorhanden sind, glaube ich schon an einem andern Orte hinreichend nachgewiesen zu haben, und ich will hier nur aussprechen, daß auch unser Hr. Verf. sich auf eine geistreich in den Gegenstand eingehende Weise für die Eigenhändigkeit erklärt. Durchdrungen von der Würde formtschneiderischer Kunstübung widerspricht er auf das entschiedenste der Behauptung, als sei diese Kunstausübung nur ein gefühlloser, mithin unfreier Mechanismus, und sagt dabei unter Andern: „Fu già quistione assai sbattuta quella che i pittori di primo ordine abbiano intagliato anche in sul legno. Il Barisch non voleva assolutamente, ma molti scrittori dottissimi che vennero in appresso, candotti da inquisizioni sottili, e da osservazioni giuste, dimostrarono senza dubbiezza che più e più volte anche i pittori grandi si dilettarono d'intagliare in legno.“ (S. 9.)

Das Übrige, was uns dies Schriftchen bringt, gehört einer Besprechung an, die mehr in das Einzelne zu geh'n hat,

als es hier am Orte wäre, und es sei darüber nur bemerkt, daß es auch in dieser Hinsicht der Aufmerksamkeit gründlicher Sammler zu empfehlen ist. W. E. Umbreit.

Zur polnischen Literatur.

Unter den polnischen Buchhandlungen hat sich in den letzten Jahren die Buchhandlung von Zawadzki in Wilna sowohl durch die Schönheit und Correctheit als auch durch die Anzahl der von ihr ausgegangenen Werke hervorgethan. Eins der bedeutendsten Werke, die sie unternommen hat, zugleich eins der verdienstlichsten der neuern polnischen Literatur, ist der „Obras bibliograficzno-historyczny literatury i nauk w Polsce“, der seit 1840 erscheint und von dem bis jetzt zwei starke Bände vollendet in Hefen und der dritte fast vollendet vor uns liegen. Es enthält dieses Werk einen mit dem angestrengtesten Fleiße, großer Sorgfalt und Genauigkeit und umfassender Kenntniß der polnischen Literatur angefertigten Katalog aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1830 in Polen erschienenen Werke, sowohl polnischer als auch nichtpolnischer, ebenso derjenigen, welche von Polen verfaßt und im Auslande herausgegeben worden sind. Dem Verzeichnisse sind viele sehr schätzbare bibliographische und literaturhistorische Anmerkungen, auch interessante Auszüge aus seltenen Werken beigelegt. Bis jetzt ist erst ein kleiner Theil des ganzen Feldes der Literatur überschritten. Der erste Band des Werkes enthält das Verzeichniß der in Polen erschienenen griechischen und lateinischen Classiker und überhaupt eine Übersicht dessen, was in Bezug auf altclassische Literatur in Polen geschehen ist. Es ist nicht unbedeutend, denn das Werk verzeichnet in diesem Abschnitte 915 Nummern. Darauf folgt ein Verzeichniß der über Literaturgeschichte, Bibliographie, Druckereien handelnden Schriften, sowie der Schulprogramme und periodischen Schriften. Es reicht bis Kr. 2192. Im zweiten Bande folgt die reiche theologische Literatur, hier werden die vielen und jetzt so seltenen polnischen Bibelübersetzungen, die Bekennnisschriften der polnischen Protestanten, Socinianer, griechischen Christen u. s. w. verzeichnet, eine Reihe von mehr als 1000 Werken. Im dritten Theile soll nach dem Beschlusse der Theologie die historische Literatur folgen. Der Herausgeber, Adam Jocher, ist bei der wilnaer Bibliothek angestellt, er hat seiner Arbeit die bekannten Werke von Janocki, Bentkowski, Ossolinski, Bandtke zum Grunde gelegt. Sollte ihm auch manches polnische Werk entgehen, so wird es doch, nachdem das Ganze übersehen werden kann, leicht sein, die Lücken auszufüllen.

Bei Zawadzki in Wilna erscheint auch eine Sammlung der europäischen dramatischen Meisterwerke in Übersetzungen von Korzeniowski und dem Professor an der Universität zu Charkow, Walicki. Der erste Theil enthält Goethe's „Faust“, übersetzt von Walicki, mit Beifügung der Musik des Fürsten Radziwill und der Stahlsche nach Flachsmann.

Ein sehr verdienstlicher Übersetzer ist der bekannte Dichter Dobyński; er hat soeben zwei neue Theile seiner Übersetzungen, welche Byron's „Mazeppa“ und „Die Jungfrau von Orleans“ von Schiller enthalten, veröffentlicht. Schon früher hat er mehrere Gedichte Byron's und Walter Scott's übersetzt.

Der historisch-genealogische Atlas von dem Grafen Las Cases hat in Polen eine Bearbeiterin, Regina v. Korzeniowska, gefunden, welche ihrer Bearbeitung, die in Wilna 1844 erschienen ist, mehrere Tafeln über die polnischen, russischen und böhmischen Regenten und über die Herzoge von Pommern und Kurland beigelegt hat.

9.

Dienstag,

Nr. 7.

7. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung.

2. Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Pöze aus den Politischen Predigten des Dr. Faber.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Der dritte Vorwurf, den Dr. Faber Hrn. v. Hormayr macht, besteht darin, daß derselbe einen entschiedenen Haß gegen den Fürsten Metternich hege, einen Haß, der ihn sogar verleitet habe, ganze Urkunden voll der schwersten Beschuldigungen gegen diesen erlauchten Staatsmann zu fabriciren und den „Lebensbildern“ als echt einzuverleiden.

Diese entschiedene, ja leidenschaftliche Abneigung gegen den Fürsten Metternich blickt nun freilich, wir möchten sagen, fast in jeder von Hormayr geschriebenen Zeile deutlich durch. Dieser österreichische Staatsmann ist Hormayr ein eigentlicher Pfahl im Fleische; der Ärger über dessen hohe Stellung und glückliche Carrière scheint das Gefühl zu sein, welches ihn nicht zur Ruhe kommen läßt und sein Alter verbittert. Vergeblich bemüht sich Hormayr in der dritten Abtheilung der „Lebensbilder“, diesen Vorwurf, wenn es anders ein Vorwurf ist, von sich abzuwehren. Selbst während er sich entschuldigt und sich mit sauerfüßer Miene abquält, seine Unparteilichkeit auch in dieser Beziehung durch einiges gespendetes Lob zu documentiren, blickt doch die leidenschaftliche Stimmung gegen diesen Staatsmann aus allen Aden hervor; jeder Satz, der mit solch gezwungenem Lobe anfängt, rundet sich am Ende fast immer zu einem bitteren Tadel ab. Es ist gar nicht zu verkennen, daß Hr. v. Hormayr die Herausgabe dieser Documente vorzüglich dazu benützt hat, um seinem Zorne gegen Hrn. v. Metternich Luft zu machen. Mit einer wahren Wollust macht er jede bittere Kritik Stein's, Rugent's oder Münster's über das Benehmen Metternich's bekannt und beutet dieselbe in seinem Commentare dazu so recht con amore aus. Selbst die kleinen Veränderungen, die Dr. Faber ihm nachweist, sind fast alle darauf berechnet, einen mehr oder weniger versteckten Tadel, dessen Sinn den jetzigen Zeitgenossen etwa entgangen sein sollte, deutlicher hervorzuheben. Es scheint uns, als wenn Überzeugung und das Gefühl persönlicher Kränkung an diesem Zorne so ziemlich gleich

chen Antheil haben. Hormayr ist von einem glühenden Ehrgeiz und von einer Überschätzung seiner Fähigkeiten, mittels welcher seine Phantasie ihm bereits eine der ersten Bestrollen als Führer der österreichischen Politik vorgespiegelt hatte, ganz gewiß nicht freizusprechen. An dem Freiheitskriege der Tiroler hatte er einen sehr thätigen Antheil genommen, obgleich es schon ein eitles Irthum genannt werden muß, wenn er sich als die eigentliche Seele, als den Haupthebel und das Factotum desselben betrachtet und bei jeder Gelegenheit darstellt. Im J. 1813 wollte er diese Rolle wiederholen und das österreichische Gouvernement, welches ängstlich zögerte, gegen dessen Willen zu einem schnellen Bruche mit Frankreich fortzuziehen. Durch den Ausbruch eines Aufstandes in Tirol wollte er es compromittiren und — eine wenigstens nicht unwahrscheinliche Absicht — den Fürsten von Metternich stürzen und seine Rolle selbst einnehmen. Ausgezeichnetere und eblere Männer wie er selbst, unter Andern der herrliche Erzherzog Johann, der Abgott der Tiroler, scheinen diesem Plane nicht fremd gewesen zu sein. Allein Metternich und der Kaiser Franz bekamen Wind davon; die Folge war, daß Hormayr und seine Genossen nun entschieden in Ungnade fielen, Ersterer sogar mehrere Jahre auf einer Festung büßen mußte. Wenn nun jeder eblere Deutsche auch mit jenem Plane sympathisiren wird, so kann man es doch auch nur natürlich finden, will man anders billig sein, daß vom Standpunkte des Kaisers und des Ministers aus jene Politik hinter dem Rücken des Cabinets als etwas Strafwürdiges betrachtet wurde. Hormayr hat aber diese Strafe, wodurch seine phantastischen Hoffnungen auf eine weltgeschichtliche Laufbahn für immer zerstört und seinem aufstrebenden Fluge die Flügel arg beschnitten wurden, weder dem Kaiser Franz noch dem Fürsten Metternich je vergeben können, denn daß er überhaupt nicht der Mann zu solcher Rolle sei, daß über kurz oder lang doch eine Katastrophe eingetreten sein würde, die ihn von seinem Sonnenwagen herabgestürzt und zur Erde niederschmetterten haben würde, das erlaubt ihm seine Bescheidenheit nicht einzusehen. Später trat er in bairische Dienste, in die Dienste des Erbprinzen des Hauses Oestreich, und derselbe Mann, der 1809 den Baiern feindlich gegenüberstand und gewiß nichts dagegen gehabt

hätte, wenn es zur Strafe für den Verrath an Deutschland, für die thätige Theilnahme an dem Unterdrückungs- und Eroberungskriege gegen Tirol aus der Reihe der Staaten verschwunden wäre, macht jetzt den Panegyriker und unbedingt lohhudeleiden Advocaten dieses Landes. Ja, sollte man es denken, in dem ganzen dreibändigen Werke, das so voll ist von den heftigsten Vorwürfen gegen die damalige französirende Politik der deutschen Fürsten, worin so lebhaft der Grundsatz verfochten wird, daß man lieber zu Grunde gehen, mit dem Schwerte in der Hand hätte fallen müssen, als sich zur Unterdrückung seiner Stammes- und Vaterlandsgegnossen herzugeben, in demselben Werke ist auch nicht ein leiser Tadel gegen die Rolle ausgesprochen, die Baiern damals gespielt hatte. Daß Hr. v. Hormayr also nur solche Documente veröffentlichte und nur solche Commentare dazu geschrieben hat, die mit seinen Privatneigungen und -Abneigungen zusammenstimmten; daß wir in den Motiven desselben keineswegs allein das heilige Feuer des unerbittlichsten Rechtsinnes und einer Catonischen Vaterlandsliebe zu suchen haben — diesen Vorwurf des Dr. Faber können wir daher nicht umhin ebenfalls als begründet anerkennen.

Ein ähnliches Verhalten wie zu Baiern beobachtet Hr. v. Hormayr gegen Hannover. Während er rechts und links gegen alle deutsche Staaten bittere Seitenhiebe austheilt und auch die neuesten Erscheinungen der strengsten Kritik unterzieht, geht Hannover völlig frei aus, Hannover, welches doch dem edeln Vaterlands- und Rechtsfreunde namentlich seit den letzten acht Jahren vielleicht mehr Stoff zu einer strengen Kritik geboten hätte als alle übrigen deutschen Länder zusammengenommen. Dieses offenbar parteiische Stillschweigen für Hannover unterläßt jedoch Dr. Faber zu rügen, was uns nicht Wunder nimmt, da es bekannt ist, welche Feder es ist, die sich hier unter der Maske des Dr. Faber versteckt hat.

Nachdem wir jedoch nun dem Dr. Faber in allem Begründeten Recht gegeben und Hrn. v. Hormayr keineswegs geschont haben, so müssen wir dagegen auch erklären, daß der Hauptvorwurf, die Unterschiebung falscher Documente, völlig aus der Luft gegriffen, daß auch nicht der leiseste Grund, der nach einem Beweise schmeckt, dafür angegeben ist. Dr. Faber hat hier vorzugsweise jenes Gutachten im Auge, welches von Santander vom 26. April 1813 datirt ist, angeblich einen in der englischen Armee auf der pyrenäischen Halbinsel dienenden Stabsoffizier zum Verfasser hat und welches eine sehr scharfe Kritik des Charakters des Kaisers Franz und insbesondere des Fürsten Metternich enthält. (Abth. 2, S. 56—64.) Den einzigen Grund, den Dr. Faber für die Unechtheit dieses Actenstücks anführt, ist der Umstand, daß es in dem Nachlasse des Grafen Münster nicht enthalten sei. Hormayr aber sagt ausdrücklich, daß er noch andere ihm zu Gebote stehende Documente, die auf die damaligen diplomatischen Zustände ein Licht würfen, veröffentlicht und sich nicht allein auf das Archiv des Grafen Münster beschränkt habe. Diese An-

gabe muß man gelten lassen, so lange bis der Gegenbeweis geführt ist; die bloße Behauptung Dr. Faber's: „ich halte dieses Document für unecht und in böswilliger Absicht geschmiedet“, ohne alle weitere Äußerung und innere Begründung, ist, gelind ausgedrückt, frivol und gewissenlos. Die inneren Gründe dagegen, abgesehen davon, daß man Hrn. v. Hormayr bei all seiner Animosität und Parteilichkeit doch ein solch eigentlich absichtliches Falsum durchaus nicht zutrauen kann, sprechen vielmehr ganz für die Echtheit desselben. Das ganze Gutachten trägt den Stempel der damaligen Zeit, es ist mitten in Hoffnung und Furcht über die mögliche Wendung der Dinge geschrieben. Außerdem ist es mit einer Klarheit, Nüchternheit und Einfachheit abgefaßt, wie der pretiöse und überladene Stil Hormayr's nie etwas Ähnliches hervorgebracht hat. Dr. Faber gibt ja selbst zu, daß Hormayr nicht eine Zeile schreiben könne, die ihn nicht sogleich verriethe. Wünschenswerth wäre es freilich gewesen, wenn es dem Herausgeber gefallen hätte, sowohl den Namen des Schreibers als auch Dessen, an den das Gutachten gerichtet war, zu nennen. Dem sei aber nun wie ihm wolle, jedenfalls ist der Inhalt dieses Gutachtens vom höchsten Interesse, und wir erlauben uns, etwas näher darauf einzugehen.

Nicht leicht sind über einen Staatsmann die Urtheile der Zeitgenossen so verschieden gewesen wie über den Fürsten Metternich. Ein Theil erhebt ihn bis zum Himmel, nennt ihn ohne weiteres den größten Staatsmann des Jahrhunderts, betrachtet ihn als den Hercules, der der Hydra der Revolution den Kopf abgeschlagen und Europa vor allgemeiner Anarchie und Barbarei bewahrt habe. Ein anderer Theil sieht in ihm dagegen den Mann, der sich der fortschreitenden Cultur, dem Aufschwunge zu einem höhern Staatsleben mit nur zu glücklichem Erfolge entgegengesetzt hat, der hauptsächlich schuld daran ist, wenn Egoismus, Vorrechte und engherzige Vorurtheile noch über Gemeinfinn, Vaterlandsliebe und freiere Weltanschauung den Sieg davontragen. Unsere Ansicht ist folgende. Der Fürst Metternich ist in der alten diplomatischen Schule des vorigen Jahrhunderts gebildet. Diese Schule stammte ganz aus den privilegierten Ständen. Große Gewandtheit und Feinheit des Benehmens, genaue Kenntniß der Schwächen der Menschen, und wie denselben beizukommen sei, die Kunst, auf den Eigennuß derselben mit richtiger Berechnung sowohl Plane als Mittel zu bauen, List, Schlaubeit und weltliche Klugheit lassen sich derselben gewiß nicht absprechen. Adel, Geistlichkeit und Höflinge regierten damals, und standen sich bei diesem Regimente nicht schlecht. Durch eine Menge neuer Ideen über Zweck des Staats, über Berechtigung des übrigen Theiles der Unterthanen u. s. w. wurde dieses Regiment mit all seinen äußern persönlichen Vortheilen später in Frage gestellt, und es begann ein erbitterter Kampf zwischen der sogenannten Volkspartei, welche das Staatsleben nach diesen Ideen geordnet wissen wollte, und zwischen der Partei, die im Besitze jener Vortheile war und die Ansicht hegte, daß die

Welt auch noch auf die alte Weise fortbestehen könnte und ihres eigenen Bestens wegen fortbestehen müsse. Dieser Kampf währt bekanntlich noch heutzutage fort. Nicht zu verkennen ist es, daß der Fürst Metternich der Führer und das Haupt jener letztern Partei ist. Mit bewunderungswürdiger Klugheit hat er in allen Ländern alle Elemente jener Bevorrechteten unter seiner Führung zu vereinigen gewußt. Er verstand es, diese Partei zu organisiren und die gewaltigen ihr zu Gebote stehenden Mittel auf ein festes Ziel hinzulenken, auf die Behauptung des Bestehenden. In vielen Ländern hatte diese Partei bereits alle Hoffnung aufgegeben, sie bestand nur noch aus vereinzelten Trümmern, und selbst da, wo sie noch im Besitze der Macht war, herrschte doch weder Einigkeit unter ihr noch Klarheit über ihr Ziel und über ihre Mittel. Metternich's Verdienst war es gewiß zum größten Theile, daß alle sogenannten Aristokraten sich jetzt unter einem Paniere sammelten, daß alle Cabinete sich jetzt plötzlich einig und festverbündet die Hand reichten. Ebenso war es gewiß sein Verdienst, daß er die geeignetsten und durchgreifendsten Vertheidigungsmittel anzugeben und mit sicherer Hand zur Ausführung zu bringen wußte, Mittel, die bis heute wenigstens äußerlich ihres Zweckes nicht verfehlt haben. So erklären sich die verschiedenen Ansichten über Metternich sehr natürlich; so erklärt es sich, wie ein Theil ihn als Personification der höchsten Staatsweisheit, der andere ihn vorzugsweise als das eigentliche Princip des Widerstandes betrachtet. Worin aber alle übereinstimmen, das ist die Anerkennung einer außerordentlichen Klugheit und Beharrlichkeit.

Wir vermeiden es absichtlich, einen höhern ethischen Maßstab bei dieser Kritik anzulegen. In der Politik entscheidet ja einmal nach der Ansicht der meisten Menschen der Erfolg, und in gewisser Beziehung ist das auch wahr. Nämlich wenn man nur nicht den Erfolg für den nächsten Augenblick allein in Anschlag bringt, sondern auch an die Fortwirkung der Erscheinungen und Thaten für die Zukunft und an ihr Unendliches, unberechenbares Eingreifen in den spätern Lauf der Weltgeschichte denkt. So weit, auf die späteste Zukunft, brauchen wir aber nicht einmal zurückzugreifen, wenn wir das Metternich'sche System nach dem Maßstabe des Erfolges messen wollen.

Nicht zu leugnen ist es, daß in einem Zeitraume von 30 Jahren der Fürst Metternich nichts wie Siege erfodert hat. Jeder Schlag ist ihm gelungen, jede Maßregel hat er durchgesetzt. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu leugnen, daß die Gegner, obwol immer besiegt, doch darum nicht entmuthigt sind, daß sie zu immer neuen Versuchen und Angriffen bereit sind, und daß ihre Kräfte keineswegs in diesem Zeitraum abgenommen haben, sondern vielmehr mit jedem Tage wachsen. Gleich jenem Riesen erscheinen sie immer, zur Erde geworfen, stets neu gestärkt; in den Lüften den Gegner zu erdrücken, wie Hercules es that, ist dem Fürsten noch nicht gelungen. Nun fragt es sich, ob das ein durch-

aus weisses politisches System sein kann, welches nach dreißigjähriger Arbeit, nach dreißigjährigen Siegen immer noch auf dem *qui vive* steht, und dem es noch nicht gelungen ist, festen, stielichen Boden zu fassen und einzuwurzeln in den Zuständen und der Gesinnung der Zeit. Die Politik des österreichischen Staatsmannes ist offenbar rein negativer Art gewesen; nur abwehrend, verneinend, nie schöpferisch, erobernd. Unendlich gewandt in den Hülfsmitteln des Augenblicks, ist es ihm doch nie gelungen, die Quelle zu verstopfen, aus der den Gegnern immer neue Kräfte zuströmen. Sobald ein Loch gestopft wurde, öffneten sich immer zwei neue; es war eine rastlose, athemlose Arbeit des Flickens und Verbesserns. Alle Pumpen auf dem leeren Schiffe waren in beständiger Bewegung, Ströme von Wasser wurden aus den Räumen herausgeworfen, aber der Leck selbst wurde nicht gestopft, er vergrößerte sich zusehends, und es fragt sich, ob die Pumpen im Stande sein werden, auf die Länge die heranschwellenden Wasser zu bewältigen; es fragt sich, ob man das Weltmeer auspumpen kann?

(Der Beschlus folgt.)

Erinnerungen aus Algerien, von Clemen Lamping.
Dibenburg, Schulze. 1844. 8. 1 Thlr. 7½ Rgr.

Der Verf., dem als großherzoglich oldenburgischen Lieutenant das einformige Garnisonleben unerträglich geworden, nahm 1839 seine Entlassung und zog, nach kriegerischen Abenteuern lästern, nach Spanien, und da hier der Vertrag von Vergara soeben dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, weiter nach Algerien, wo er als Volontair, wie jeder andere Legionnaire auch, in der Fremdenlegion Dienste nahm und es mit der Zeit bis zum Voltigeur-Corporal brachte.

War diese militairische Laufbahn des Verf. zwar vielfältig eine entbehrungsreiche, so kann indessen doch nicht füglich behauptet werden, daß sie eine besonders interessante, durch außerordentliche Begebenheiten sich auszeichnende gewesen sei.

Denselben lauwarmen Charakter tragen auch die Erinnerungen an solche, indem der vorliegenden Schrift ebenso der Schmutz anziehender Darstellungsweise in einem höhern Sinne als jener Reiz der Raiverität mangelt, wodurch die einfache Erzählung der Lebensbegegnisse weit minder Gebildeter so oft ein ganz eigenthümliches Interesse gewinnt. Der Verf. theilt manche nicht uninteressante Einzelheiten über die Eigenthümlichkeiten der Märsche und Gefechte mit, denen er beigewohnt hat, manche seiner geäußerten Ansichten sind ganz wahr und treffend; aber man merkt überall nur zu deutlich, daß demselben sehr ruhiges norddeutsches Blut in den Adern wallte, was sogar nicht einmal durch den Sturwind der Wüste in besondere Aufwallung gebracht zu werden vermochte, und daß er seine Schilderungen afrikanischen Lebens und Webens erst am Sahelbusen aus bereits verblissenen Erinnerungen niedergeschrieben hat.

Daß der Verf. nach vollendeter Irrfahrt wieder glücklich heimkehrte und sogar seine frühere Stellung wiedererlangte, freut uns aufrichtig, und letztere wird ihm nunmehr durch die Erinnerungen an jene wol weniger langweilig erscheinen. Daß aber der Verf. diese Erinnerungen weiter als innerhalb des Kreises seiner Freunde, Kameraden und langjähriger Bekannten zu verbreiten unternahm, können wir unsersseits jedoch nur als einen — wenn auch leicht verzeihlichen Mißgriff betrachten; obgleich wir die dabei unverkennbar an den Tag gelegte Wahrheitsliebe des Verf. als eine recht anerkennungswerthe zu bezeichnen uns veranlaßt finden. 10.

M i s c e l l e n.

Der Fürst von Pückler sagt in seinem zweiten Bande „Aus Rehemed Ali's Reich“ *) von den Ansichten des Sultans in Betreff der türkischen Geistlichkeit: „Einige Ausstellungen zeigten mir genugsam, daß Rehemed Ali mit der Geistlichkeit, die bei den Muselmännern einen großen Theil der Gerichtsbarkeit ausübt und überhaupt einen dem Staate gefährlichen Einfluß besitzt, ebenso unzufrieden ist und sich ebenso durch sie die Hände gebunden fühlt, als der Sultan zu Konstantinopel, auch überhaupt jede Geistlichkeit, mit solcher Macht versehen, für alle Souvernements als höchst schädlich und verderblich ansieht. Gelänge eine Reform in dieser Hinsicht, so wäre dem Orient mehr dadurch geholfen als durch alle übrigen, denn ganz abgesehen davon, ob man dadurch in religiöser Hinsicht viel gewonnen habe oder nicht, war der politische Vortheil unermesslich, daß durch die Reformation der christliche Priesterstand größtentheils in seine wahren Schranken zurückgewiesen oder diesen doch näher gebracht wurde.“ In einer späteren Stelle heißt es in klaren Worten: „Unsere Zeit, die doch ein wahrhaft Positives im Glauben nicht mehr hat und es sich aus neuem Stoff erst wieder wird gestalten müssen, sollte sich wenigstens des einzigen Gewinnes, der ihr jetzt noch bleibt, nicht begeben — nämlich des wesentlich kritischen Geistes, der sich über veraltete Vorurtheile jeder Art insoweit zu erheben weiß, daß er sie zwar als historische Vergangenes und damals Nothwendiges zu ehren versteht, sie aber auch im orthodoren Glauben wieder aufzuwärmen zu wollen, nur als eine vergebliche und krankhafte Bemühung ansieht.“ Ein besonders reizender Theil des Inhalts dieses zweiten und des folgenden dritten Bandes „Aus Rehemed Ali's Reich“ ist die Einführung der abyssinischen Sklavin, der schwarzen Schönheit, welche der Fürst mit den warmsten Farben schildert; seitdem er sie erkaufte, spielt sie in allen weiteren Reisevorgängen mit, eine lebenswürdige, romantische Erscheinung, die auch besonders dadurch festsetzt, daß sie, wiewol Sklavin, doch kaum Dienerin heißen kann, sondern abwechselnd als das Kind, als die Freundin, als Mündel des Fürsten erscheint, der ein zärtlicheres Verhältniß zu ihr nie bekennt oder wenigstens in romantisches Halbdunkel geschickt verhält. Aller Vermuthung nach ist dies die nämliche Abyssinierin, die dem Fürsten aus Ägypten nach der Laufjagd gefolgt und in Ruskau gestorben ist, wo der fürstliche Park nun ihr Grabmal zeigt.

Die Engländer besitzen merkwürdigerweise außer den berühmten Männern dieses Namens noch drei Dichter, die Walter Scott, Samuel Rogers und James Grahame heißen und früher als die Erstern gelebt haben. Proben ihrer Dichtungen finden sich in Southey's „Lates english poets“. Alle Drei lebten zwischen dem Ende des 17. und dem des 18. Jahrhunderts. Walter Scott war der Verf. der „History of the right honourable name of Scott“, die so oft von seinen großen Verwandten Sir Walter angeführt wird; seine Verse sind aber nicht viel werth. Samuel Rogers war ein Geistlicher und veröffentlichte 1782 zwei Bände gewöhnlicher vertraulicher Briefe. James Grahame der Erste war ein Schotte, wie sein berühmter Namensgenosse, der Verf. von „The sabbath“; alle seine Werke sind in Anderson's Dichtersammlung aufgenommen worden, aber es ist zu vermuthen, daß sie nie mehr gelesen werden. „Es ist gewiß merkwürdig“, bemerkt ein englisches Journal hierzu, „daß die Natur ihre ungeübte Hand erst an diesen drei obskuren Walter Scott, Samuel Roger und James Grahame versucht hat, bevor sie zuletzt solche Dichter wie unser theurer Sir Walter Scott, unser verehrlicher Freund, Ehren Samuel Rogers, und der zu wenig gekannte, aber ge-

*) Wir berichten nächstens ausführlicher über dieses Werk.

D. Red.

borene Dichter, James Grahame, zu Wege bringen konnte. Wir können jedoch nun sicher sein, daß die Natur diese Namenformen zerbrochen, wenigstens sind sie versprochen worden, und ein guter Dichtmeister wiederholt nie ein gelungenes Kunststück.“ 12.

Ein Werk des Genies.

Ein Bauer aus einem Dorfe in der Nähe der im südlichen Frankreich am Larn gelegenen Stadt Alby hat vor kurzem ein neues Beispiel geliefert, daß das wahre Genie sich durch alle Hindernisse hindurch Bahn zu seinem Ziele bricht. Sieurrat, jener Bauer, der weiter keine Bildung hat, als daß er mangelfast lesen kann, ward durch eine ihm in die Hände fallende Beschreibung der berühmten Uhrmuhre von Strassburg in solche Begeisterung versetzt, daß er beschloß, ein jenem großen Werke ähnliches herorzubringen. Voll von diesem Plane verkauft er sein kleines Grundstück und schafft mit dem Ertrage des Verkaufs das ihm unentbehrliche Handwerkszeug an. Nach fünfjähriger rastloser Arbeit bringt er, ohne andere Hülfe als seinen Willen und sein Genie, ein Werk zu Stande, welches vollkommener ist als das Vorbild desselben.

Die aus der Hand Sieurrat's hervorgegangene Uhr setzt durch einen bewunderungswürdigen einfachen Mechanismus eine Menge von Beigern in Bewegung, welche die Stunden an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche, die Monate und Tage angeben; die vier Evangelisten und die zwölf Apostel erscheinen, um die Viertel- und vollen Stunden anzukündigen, der Hahn kräht zur Stunde, wo Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete, kurz, das Werk erregt durch seine ganze Zusammenstellung und namentlich durch seine außerordentliche Einfachheit und unübertreffliche Genauigkeit das Staunen der Menge und die Bewunderung der gelehrtesten Mechaniker und Mathematiker.

So durch die Stimme der sachverständigsten Richter des vollkommenen Erfolgs seiner Unternehmung versichert, packt Sieurrat seine Uhr ein und reist mit derselben nach Paris, um dort die Früchte seiner Arbeit zu ernten; er mietet ein Quartier und bietet das Wunder der öffentlichen Neugierde dar, aber nur wenige Personen zieht der in der ungeheuren Weltstadt verhallende schwache Ruf des unbekannten Künstlers an, und nach drei Monaten schon sieht derselbe sich außer Stande, seine Miete zu zahlen, und er muß den Schmerz erfahren, den unerbittlichen Hauswirth Beschlag auf die meisterhafte Schöpfung legen zu sehen.

So weit geht der Bericht, den einige französische Blätter über diesen Gegenstand erstatten. Hoffen wir, daß in einer Stadt, welche sich der Mittelpunkt der neuern Civilisation zu sein rühmt, dem genialen Manne sich bald eine befreundete Hand rettend nahen werde.

Anekdote aus dem Leben Mézery's.

François Eudes, genannt de Mézery, jener durch seine wechselvollen Schicksale und durch die Originalität seines Charakters mindestens ebenso sehr als durch seine Schriften bekannte „Historiograph von Frankreich“, war außerordentlich empfindlich gegen die Kälte. Eines Tags begegnet dem Gelehrten Patru, einer seiner Bekannten, bei starkem Frostwetter auf der Straße. „Wie geht es Ihnen bei diesem Wetter?“ ruft der Freund dem vom Froste geschüttelten Historiker zu, welcher mit eiligen Schritten seinen Weg fortsetzt. „J'en suis à L. mon cher ami“, antwortete der Gefragte, ohne sich aufhalten zu lassen. Erst später erhielt Patru durch einen andern Freund Mézery's den Schlüssel zu den räthselhaften Worten des Letztern. Der Historiograph hatte, sobald der Winter herankam, auf der Lehne seines Armsessels stets 12 Paar wollene Strümpfe aufgehängt, welche mit den Buchstaben des Alphabets von A bis M gezeichnet waren. Sobald der frostige Mann das Bett verlassen hatte, prüfte er sein Thermometer und zog so viel Nummern seiner Strümpfe übereinander als der Kältegrad des Tages seiner Meinung nach erforderte. 3.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 8.

8. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung.

2. Herr von Hornayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Bilder aus den Politischen Predigten des Dr. Faber.

(Schluß aus Nr. 7.)

Es ist bekannt, wie Geng, dieser eifrige und geschickte Hülfearbeiter des Fürsten, schon gleich nach dem Ausbruche der Julirevolution in völlige Verzweiflung gerieth, daß er schon damals die verfochtene Sache als eine verlorene betrachtete und alle Hoffnung aufgab. Freilich hatte er zu früh verzweifelt, noch war der Augenblick des Unterliegens nicht gekommen, aber — sollte diese Verzweiflung nicht ein Seherblick in die Zukunft gewesen sein?

Betrachten wir zuerst den heutigen Zustand des österreichischen Kaiserstaats. Ist es gelungen, dieses Reich, welches aus vier verschiedenen Hauptvölkern besteht, zu einem organischen Ganzen zu vereinigen? So unendlich schwer diese Aufgabe war — sicher hatte Niemand von allen Ministern einen schwierigeren Stand als eben der österreichische —, so würde ein wahrhaft großer Staatsmann doch den Versuch gemacht, er würde auf dieses Ziel hingearbeitet haben. Fürst Metternich hat es nicht gethan; er hat sich damit begnügt, die aufstrebenden Nationalitäten niederzuhalten, keine einzige, nicht einmal die herrschende, die deutsche, zur Entwicklung ihres Lebens und zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen zu lassen. Nur in dem gemeinsamen politischen Schlafe der vier Nationen bestand ihre Einheit. Diesen Schlaf durch strengste Überwachung so lange wie möglich zu erhalten, darin bestand das System der österreichischen Regierung. Aber die Völker können nicht ewig schlafen. Das ist nicht die Politik des großen Staatsmannes, daß er denkt wie Ludwig XV.: „Wenn es nur so lange noch geht wie ich lebe; mein Nachfolger mag zusehen, wie er sich aus der Affaire zieht“, oder wie die Dubarry: „Après nous le déluge.“ Und in der That, eine sehr beneidenswerthe Erbschaft hinterläßt der Fürst seinem Nachfolger nicht. Ist auch äußerlich in Oesterreich Alles beim Alten geblieben, in der Gesinnung, in den moralischen Zuständen sind doch große Veränderungen vorgegangen. Schon reiben sich die Ungarn

die Augen; die Slawen träumen einen unruhigen Morgen-schlaf von einer großen slawischen Monarchie; die Italiener wachen schon lange, während sie sich stellen, als wenn sie schlafen; nur bei den Deutschen scheint der Schlaftrunk noch zu wirken. Aber es ist wider die moralische Ordnung der Dinge, wenn ein Volk das herrschende ist, was geistig zurückbleibt. Nur der höhern Intelligenz, dem regern Leben und Streben, der größern politischen Bildung gebührt die Herrschaft. Nur dadurch, daß die Deutschen voranschritten in der Entwicklung eines tüchtigen Staatslebens, nur in dem Bewußtsein der übrigen Völker, daß sie von deutschen Provinzen lernen könnten, daß ihnen von dort aus Heil und Segen käme, war ein freiwilliger Anschluß und Unterwerfung, ja vielleicht Verschmelzung zu erwarten.

Wenden wir auf das übrige Deutschland, so sehen wir, wie der Fürst, besorgt um den Schummer der österreichischen Völker, auch jede Störung, die aus der Nachbarschaft herübertönen könnte, im Keime zu ersticken suchte. Um kein böses Beispiel den Oesterreichern zu geben, mußte Deutschland in der Entwicklung seines öffentlichen Staatslebens gehemmt werden. Auch dieses ist bis zu einem gewissen Grade gelungen, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Noch bestehen die strengen Beschlüsse gegen die Presse, aber werden sie noch so ausgeführt wie vor 20 Jahren? Noch immer werden die constitutionellen Berechtigungen der Kammern in Frage gestellt, aber geschieht es noch mit derselben Sicherheit und mit demselben Erfolge wie vor 20 Jahren? So sehen wir auch hier, daß der Erfolg nur ein augenblicklicher gewesen, und daß dem Metternich'schen Systeme schwerlich eine Zukunft zu prophezeien ist. Mit wie ganz andern Gefühlen muß sich ein Staatsmann zum letzten Schlafe niederlegen, wenn er, wenn auch im Einzelnen oft besiegt, doch sein System im Allgemeinen Fortschritte machen sieht, wenn er daraus die beseligende Überzeugung ziehen kann, daß er auf dem rechten Wege gewesen ist und fördernd und schaffend in die Geschichte der Menschheit eingegriffen hat. „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.“ In der That, darin besteht alle menschliche und staatsmännliche Weisheit, daß man nur solche Zwecke verfolgen soll, die sich im Alter bewähren, wovon man im Alter die

Früchte heranreifen sieht. Man hat den Fürsten Metternich oft auch als den glücklichsten Staatsmann gepriesen: ob er es jetzt in seinem Bewußtsein noch wirklich ist? *Nemo ante mortem beatus*, sagen die Alten.

Jener edle und wahrhaft große Gegner Metternich's, der Freiherr von Stein, bei dessen Namen uns immer ein Schauer der Verehrung überläuft, er mußte zwar abtreten, er wurde von Metternich und seinen Freunden besiegt, aber er hinterließ eine Idee, ein System, welches in den Gedanken und der Gesinnung der Menschen unsterblich fortwirkt und welches zuletzt siegend sein Panier über dem Grabe des Entschlafenen schwingen wird. Welche Idee, welches fortwirkende, unsterbliche System wird uns Fürst Metternich hinterlassen?

In den „Lebensbildern“ ist nun eine weit schärfere und leidenschaftlichere Kritik der Metternich'schen Politik, sowol in Bezug auf ihren allgemeinen Charakter als auf die einzelnen damals wichtigsten Punkte enthalten. Eine nähere Beleuchtung dieser letztern würde diese Besprechung zu sehr verlängern. Um zum Schluß zu kommen, bemerken wir nur noch, daß sich Dr. Faber zum Vertheidiger und Lobredner des österreichischen Cabinets aufgeworfen hat. Es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß dieser Dr. Faber ein freiwilliger und kein gedungener Partisan ist. Die glückliche Rolle, die Geng gespielt, scheint viel Verführerisches zu haben. Alle Augenblicke treten Bewerber um dieselbe auf, welche durch unberufene Parteinahme sagen zu wollen scheinen: Ich wäre vielleicht ebenso gut wie jener Geng zu gebrauchen. Jedoch sind sie alle nicht von der Façon, als daß ein so gebildeter und feiner Geschmack wie der des Fürsten Metternich sich mit ihnen befassen könnte. Die Broschüre des Dr. Faber ist nichts als eine fehlgeschlagene Speculation des Dr. Zimmermann, der bekanntlich seine Feder der hanoverschen Regierung zur Disposition stellte und nun, da man sie nicht mehr braucht, eine anderweitige Beschäftigung sucht.

Die dritte Abtheilung der „Lebensbilder“ steht übrigens den beiden ersten an Wichtigkeit weit nach. Die darin enthaltenen diplomatischen Urkunden sind früher schon durch den Druck bekannt geworden und beleuchten auch nur Nebenpartien des Befreiungskriegs. Charakteristische Briefe der Männer, die damals die Geschichte machten, fehlen in dieser Abtheilung gänzlich. Den größten Raum nimmt das diplomatisch-historische Geschwätz des Hrn. v. Hormayr ein, welches wir schon früher gewürdigt haben und was besser ungedruckt geblieben wäre. Eine vierte Abtheilung werden wir demnach wol nicht zu erwarten haben.

F. von Florencourt.

Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto v. Mirbach. Zwei Theile. Mit Kupfern. Riga, Lucas. 1844. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn es sich darum handelt, die Geschichte eines kleinen, nur in wenig Beziehungen merkwürdigen, bald untergegan-

nen Staats zu schreiben, und wenn man eine solche Darstellung nicht für Fachgelehrte, sondern für ein gebildetes und speciell theilhaftiges Publicum zu liefern hat, so kann man keine glücklichere Form wählen als Hr. v. Mirbach in seinen kurländischen Briefen. Der Verf. schrieb für seine Freunde in Kurland, und die vorgebrachte Subscriptionsliste weist nur Namen seiner Landsleute auf. Er glaubt, daß das Ausland seiner Arbeit nur ein geringes Interesse abgewinnen werde; doch meinen wir, daß sein Werk von Allen, welche Sinn für geschmackvolle und unterhaltende Geschichtsschreibung haben, mit Vergnügen gelesen werden dürfte, um so mehr als die Briefe sich nicht lediglich auf Kurland beschränken; sie sind zum Theil aus Polen, Frankreich, Holland, Rußland geschrieben, und mit bemerkenswerthen Thatsachen jener Zeit hat der Verf. Schilderungen von Sitten und Gebräuchen der genannten Länder verwebt, wodurch das Ganze eine angenehme Mannichfaltigkeit erhält.

Der Verf. hat zum Anfangspunkte seiner Briefe das Jahr 1672 gewählt; Kurland kam damals in nähere Berührung mit den Mächten des westlichen Europa. Holland nämlich, bedroht mit einem Kriege von den verbündeten Königen von Frankreich und England, Ludwig XIV. und Karl II., denen sich der Kurfürst von Köln und der Fürstbischof von Münster, später sogar Schweden angeschlossen —, Holland, damals wirklich in Noth, hatte sich durch die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg auch an dessen Schwager, den Herzog von Kurland, gewendet und mit dessen Erlaubniß drei vollständige Regimenter im Herzogthume werben lassen. Unter dem Befehle des damaligen Erbprinzen und nachmaligen Herzogs Friedrich Kasimir war dieses Hülfscorps im Frühlinge 1672 von Libau abgesegelt und im Sommer desselben Jahres mit dem Vortrage der münsterischen Truppen bei Rier zusammengetroffen. Über die Kriegsthaten der Kurländer in jenen Gegenden ist allerdings nicht viel zu sagen; wie aber schon bemerkt, sind dieselben nur ein Anknüpfungspunkt für interessantere Mittheilungen.

Das Leben des kurländischen Adels war damals und wol noch viel später eben nicht sehr erbaulich; Jagen, Schmausen und Bechen waren seine Hauptbeschäftigungen, wilde Raufereien an der Tagesordnung. Merkwürdig ist die große Leichtigkeit, mit welcher das im Duell häufig vergossene Blut gesühnt wurde; es bedurfte hierzu nur einiger Ceremonien bei dem Begräbnisse des Getödteten. Ein Herr v. Grotthuß wurde von einem andern Edelmann im Zweikampf erschlagen; unter dem Vortritte des Thäters, der in ganz schwarzen Trauerkleidern mit bloßem, aufgestreiftem Arme und den blanken Degen in der Faust zwischen zwei Edelknechten vor der Leiche herging, trug man den Sarg bis unter die Kanzel, woselbst man ihn niederlegte. Der Pastor loci hielt die Leichenpredigt und ließ hierauf singen: „Aus tiefer Noth u.“ Der Thäter stand unterdessen zwischen den beiden Edelknechten, die ihre bloßen Degen kreuzweis vor ihm hielten. Über denselben gaben der Bruder des Entlebten und sein Mörder einander die Hände, empfingen hierauf das Abendmahl und blieben gute Freunde, wie sie es zuvor gewesen waren. Die Sache war vor Gott und der Welt abgethan.

Die Art, wie bisweilen Streitigkeiten und Händel unter den Edelknechten geschlichtet wurden, erinnert an die Geschichte einer Besitzergreifung, die sich vor einigen Jahren in einem reichgräflichen Ländchen Norddeutschlands, wenn auch mit etwas weniger Abscheulichkeit, doch nach ebenso faustrechtlichen Principien, zugetragen hat. Diese neuere Geschichte ist allgemein bekannt; die kurlische, die im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts vorgefallen, hat der Verf. in den herzoglichen Archiven gefunden und erzählt dieselbe folgendermaßen: „Ein Herr Alexander v. Offenberg, Besitzer eines Gutthens im Oberlande und Cornet in polnischen Diensten, überfällt mit Hülfe einiger Polen vom jenseitigen Dünauer am hellen, lichten Tage einen Herrn Ernst von Brunnow in seinem Hofe Stablitzen, tractirt ihn, wie es in der Citation heißt, mit Schlägen ins

Geficht, bringt ihm mit einer vorgehaltenen Pistole die Schlüssel ab und erschleßt oder erbricht Kisten und Kasten, Speicher, Kleeen und Schränke und bemächtigt sich besonders der Siegel und Briefe und aller für Stabiliten sprechenden Privilegien; hierauf wird die edle Hausfrau Tekula v. Brunnow, nachdem sie zuvor aller ihrer Kleider bis auf ein weißes Kamisblüsch und einen einzigen Unterrock, auch ihrer mit Gold gefüllten Taschen beraubt worden, jämmerlich aus dem Hofe geschleppt und das Thor hinter ihr zugemacht, so daß die edle Frau bei finsterner Abendzeit und großer Kälte und Kälte sich hat salbiren müssen. Er, der Gutsherr, wird salva venia bis aufs Hemd entkleidet, auf einen Stuhl gesetzt, mit Stricken bald angezogen, bald losgelassen, mit Daumschrauben gequält und so lange auf gut henkermäßig tractirt und mit ihm hantiert, bis er die Schlüssel zum baaren Gelde herlangt, worauf man ihm salva venia seine Hosen zuwirft, ihn nach einem Moraste schleppt und dergestalt mit Baumpfählen und Prügelein bearbeitet und durchholt, daß er keinem Menschen mehr ähnlich gewesen ist, man auch keinen Laut von ihm gehört und für todt gehalten hat. Hr. v. Brunnow, obgleich an allen Gliedmaßen seines Leibes schrecklich zugerichtet, erholt sich indessen nach geraumer Zeit durch Gottes Gnade, kriecht durch Sümpfe, Gesträuche und Wälder und erreicht endlich Selbsturg, wo er seine Klage bei dem Oberhauptmann Ernst v. Rönne anbringt, der auch sogleich seine Ministerialen nach Stabiliten an den Cornet Offenberg absendet. Dieser aber hat förmlich Pößel vom Gute genommen, zeigt höhrend dem Ministerialen den Ort, wo er seinen Feind gemißhandelt, und bedauert nur, daß er Herr und Frau v. Brunnow nicht rein todtgeschlagen und massacrirt habe, was indessen noch ganz gewiß geschehen müßte und werde. Noch in derselben Nacht hat der Cornet Alles und Jedes, sogar die Wanduhr und die eingemauerten Brau- und Braantweinfessel abführen lassen, sich aber doch zu gleicher Zeit zu absentiren für gut gefunden. Ob er auf die Criminalcitation in loco et termino erscheinen werde, steht dahin."

Die kurlischen Bauern sind auch jetzt noch keine beneidenswerthen Leute; damals war der Druck, unter welchem sie lebten, grenzenlos. Der Edelmann hatte die unumschränkste Gewalt über sie; in besondern Fällen berief derselbe einen Rath von benachbarten Gutsbesitzern, und diese verhängten über den Angeklagten die härtesten Leibes- und Lebensstrafen, welche dann auch ohne weiteres vollzogen wurden. „Die Bauern“, berichtet ein Zeitgenosse, „wohnen in elenden, geringen Häusern, worinnen nur eine Rauchstube, worinnen auch ihr trüdenes Brot und schlechter Trank, welcher aus Wasser besteht, so sie auf Trabern gegossen, stehen lassen und Pataf heißt, sammt Sauertraut verwahrt wird. Nehmen auch das Wasser von den Birken, wenn sie fließen, oder von ihren Landesäpfeln, *semmes alolus*, zum Unterschiede vom deutschen Apfel, sientmal die Deutschen diese sowie die fürnehmsten Kräuter im Garten ins Land gebracht. Kleie, Weißbrot kennen sie nicht. Weizen und Roggen kochen sie, wie man den Schweinen fützugeben pflegt, und richten es mit Hantsamen oder Hantsmilch zu, welches ihr einziges Condimentum oder Gewürz ist. Die Bauern sind ein armes, elendes Volk, welches der Dienstbarkeit dermaßen unterworfen, daß Alles, was die Edelleute an denselben ausüben wollen, vor gut gehalten wird, also daß selbige mit 15 Paar Ruthen gestrichen, oder wosern einer grob gesündigt, daß er schwere Strafe verwirkt, pflegt der Herr mit den Nachbarn zu berathen und nach den gewöhnlichen Statuten, die Jeder geschrieben besitzt, läßt er ihm durch den Scharfrichter Hand oder Kopf abschlagen, oder in seinem Hofe an einem Baume aufhängen.“ (Die vollkommenste Entwürdigung der Patrimonialgerichtsbarkeit!) „Es ist aber nicht vermutlich, daß ein Herr so tollen Gehirns wäre, daß er sich mutwillig der Dienste des Bauern, daran ihm gelegen, und abschließend berauben werde. Mit Fremden wird gar wenig Verkehr gemacht, sientmal die Edelleute einen solchen, der auch nichts Überwichtiges bezangen, ohne Weitläufigkeit oder Pro-

ceß abschmieren oder mit Ruthen streichen und fortjagen lassen.“ (Grundzüge einer Fremdenbild, die wir im 19. Jahrhundert wiederfinden und die sich besonders gegen mißliebige ausländische Schriftsteller sehr probat erwiesen.)

Doch mußten sich die armen Leibeigenen von Zeit zu Zeit durch tolle Festlichkeiten zu entschädigen, wie z. B. bei den Hochzeiten. „Nachdem das Verlöbniß“, erzählt der gedachte Zeitgenosse, „auf beiden Seiten geschehen und man gegessen und gesoffen, wird von beigestellten Freunden die Braut nach des Bräutigams Hause geführt und einem vor ihr hergehenden, aufgehobenen Stelken, an welchem ein rothes oder blaues Tuch gebunden, und wird mit dem Bräutigam in ein Stübchen, Kleeete genannt, eingesperrt, um sich einander auf die Probe zu stellen. Nach zwei Stunden kommen die Verwandten mit kurzen Stelken in der Hand, und muß der Bräutigam mit einem bebenden Sprung entweichen, sonst wird er wacker abgeschmiert. Die Braut wird examinirt. Ist sie unzufrieden, wird der Bräutigam mit Pataf begossen und fortgejagt. Es steht nämlich zu merken, da die Endursach des Heiraths Kinder sind, als worin ihre Wohlfahrt besteht, daß die Burschen lieber ein Mädchen nehmen, so bereits zwei oder drei Kinder gehabt, als eine reine Marielle, ja wenn sie eine solche nehmen müssen, zittern und beben sie, weil sie fürchten, sie möchte, um Kinder zu zeugen, unbequäm seyn. Ist aber Alles gut abgelaufen, so wird ein grüner Baum auf das Haus gestellt und gesessen und gesoffen von Dem, was der Bräutigam vermag. Nach der Mahlzeit stellen sich die Weiber und die Mariellen auf einer langen Bank, richten allerhand Leibesbewegungen und Poffen an, welches bei ihnen der Tanz ist, weichen jedoch von ihrer Stelle nicht; die Männer singen lustig herum, springen und hüpfen mit übermäßigen Leibesbewegungen, keiner von seinem Orte weichend, bis Alles rein verzehret. Das Essen und Trinken muß Tag und Nacht auf dem Tische stehen. Da werden denn solche unzünftige, unflätige Lieder gesungen, daß sie der Teufel selbst nicht schändlicher fürbringen möchte. Eine Messalina müßte einen Abscheu vor solchen Epicurischen Versen und Leben haben.“ — „Seynd übrigens die Bauern der Superstition und dem heydnischen Aberglauben sehr ergeben, verehren besonders die Laima, welche, wie die Juno lucina, in Kindesnöthen helfen soll. Neben dieser haben sie auch die Däcla, so die kleinen Kinder einwiegt, und die Ligho. Seynd diese unruhig und schreien sie nach der christlichen Laufe, meynen die Ketten, das Kind sei unzufrieden mit dem christlichen Namen und benennen's nach irgend einem Vogel, als Habicht oder Schwalbe, oder nach den Eigenschaften, so sie den Töchtern wünschen, besonders in der Nacht mit Feuer herumzuspringen. Sollen auch viele lettische Weiber Hexen und des Teufels Künsten ergeben seyn.“

In Betreff des Theiles, welcher von nicht kurländischen Angelegenheiten handelt, ist unter Anderm die aus Lester's „London und Paris im Jahre 1674“ entnommene Parallele zwischen diesen beiden Städten recht interessant; es ist darin auch von Molière die Rede. „Er starb in seinem Beruf auf dem Theater, als er im „*Malade imaginaire*“ den Scheinranken machte. Der Hof ist untröstlich, die Stadt in Trauer, und nur die Geistlichkeit erfreut. Sie hatte dem lebenden Dichter den scheinheiligen „*Tartuffe*“ nicht vergeben können und wollte ihre Rache selbst an dem Todten auslassen; denn ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs wäre der ehrliche Molière, obgleich er mehr Gutes gestiftet als mancher Priester, nicht einmal ehrlich begraben worden. „Ich möchte wol wissen“, soll der König zum Prinzen von Condé gesagt haben, „warum die geistlichen Herren so großen Anstoß an Molière's „*Tartuffe*“ und gar keinen an allen den unsittlichen und gottlosen italienischen Stücken nehmen?“ „Sire“, antwortete Condé, „die Italiener beleidigen nur Gott, Molière entlarvt aber die Scheinheiligen, die weniger vergehen als der liebe Gott, qui au fond est un bon diable.“

Haben wir auch in diesen Proben nur den ethnographischen Gehalt des Buches angedeutet, so ist doch der historische

nicht minder beachtungswerth. Über Kurlands frühere Geschichte, seine Beziehungen zu Schweden und Polen und besonders in Betreff des Herzogs Jakob als Fürst und Kaufmann hat Dr. v. Kirbach die besten Quellen benutzt. Das Ganze empfiehlt sich durch Form und Inhalt als eine wohlgelungene Arbeit.

13.

Bibliographie.

Arnim, F. v., 100 neue Märchen, im Gebirge gesammelt. 1tes Bändchen. Charlottenburg, Bauer. 1844. Kl. 8. 17 1/2 Ngr.

Bauer, C., Die constituirende Versammlung vom December 1789 bis zur Flucht Ludwig's XVI. 1te Abtheilung. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 25 Ngr.

Beck, A., Gedichte. Neue, durchaus umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Berlin, Bock. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Böckh, A., Über das Verhältniss der Wissenschaft zum Leben. Eine akademische Einleitungsrede zur Feier des Geburtsfestes Friedrich Wilhelm's IV. Berlin, Veit und Comp. 1844. 4. 10 Ngr.

Buchmann, J., Populairsymbolik, oder: Vergleichende Darstellung der Glaubensgegenstände zwischen Katholiken und Protestanten nach ihren Bekenntnisschriften. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Danzel, W., Über die Ästhetik der Hegel'schen Philosophie. Hamburg, Reishner. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Dobshall, J. G., Diesterweg, seine Ankläger und seine Verteidiger vor dem Richterstuhl der wahren Pädagogik. Ein Beitrag zur Beförderung der Einigkeit im Geiste unter den verschiedenen Parteien unserer Volksbildner. Liegnitz, Kuhlmeier. 8. 1844. 15 Ngr.

Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. 4ter Theil. Berlin, Nicolai. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eisenich, P. J., Actenstücke zur geheimen Geschichte des Hermesianismus. Ein Briefwechsel nebst Beilagen. Breslau, Graß, Barth und Comp. 8. 15 Ngr.

Die Emancipirten. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gall, F. v., Paris und seine Salons. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1844—45. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Giehne, F., Studien und Skizzen aus der Kasse eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe, Braun. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gansen, A., Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung. 1te Abtheilung: Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates. Dorpat, Medel. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Geyer, R., Die Rücksicht der Volksschule auf ihre Schlinge als künftige Staatsbürger. Rede. Dresden, Arnold. 1844. 8. 2 1/2 Ngr.

Hoffmann (von Fallersleben), Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. 2tes Bändchen: Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Mart. Dpiß, Benj. Schmold, Joh. Christ. Günther, Dan. Stoppe, einige Vor-Dpißianer. Leipzig, Engelmann. 1844. 8. 25 Ngr.

Höfling, J. W. F., Die Lehre Tertullian's vom Opfer im Leben und Kultus der Christen. Erlangen, Blasing. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Porter, J., Die Enthaltensamkeitssache ein christliches Wissenswerk. Predigt. Görlitz, Feinze und Comp. 1844. Gr. 8. 2 Ngr.

Jakob van der Kees. Von der Verfasserin von Gobiw: Castle. Drei Theile. Breslau, May und Comp. 1844. 8. 6 Thlr.

Geographisch-historische Kirchen-Statistik der katholischen

Schweiz. Von einem katholischen Geistlichen. 1tes Heft. Schaffhausen, Brodmann. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Kölle, J., Einige Anliege Deutschlands. Besprochen. 1ter Theil. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Komus. Etui-Repertoire für deutsche Bühnen und Privat-Theater. Sammlung kleiner Lustspiele, herausgegeben von K. v. Rainau. 3tes Bändchen: Hydropathie auf der Eisenbahn, von C. Millus. Breslau, Kern. Kl. 16. 5 Ngr.

Kruse, F., Russische Alterthümer. Erster Bericht über die Hauptresultate der im Jahre 1843 gestifteten Centralsammlung vaterländischer Alterthümer an der Universität zu Dorpat. Dorpat, Model. 1844. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Kunstmann, J., Die lateinischen Pönentialbücher der Angelsachsen, mit geschichtlicher Einleitung herausgegeben. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 26 1/2 Ngr.

Lampadius, W. A., Was sind Fortschritte im Geiste der Reformation? Eine Zeitfrage, auf Grund der heiligen Schrift beantwortet. Leipzig, Kinthardt. 1844. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Lenau, R., Gedichte. Zwei Bände. 1ster Band 1te Auflage, 2ter Band 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 1844. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Löning, A., Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Epischen aus dem Partistischen Erbfolgekriege, nach eigener Anschauung und Quellen. Hannover, Hahn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Marlinski, A. (Befuscher), Gesammelte Schriften. Aus dem Russischen von P. Löbenstein. 1ter Band: Ammalat-Beck. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

— — Derselben 2ter Band: Mullah-Kur. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Menzel, R. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 1ter Band: Die Zeit Friedrich's II. und Maria Theresia's. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, H., Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neumann, J., Das letzte Menschenpaar. Gedicht. Jorgau 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Niemeyer, C. F., Über die Ursachen, Fortschritte und Wirkungen der Handlung und über den Einfluß des Handels und der Handelssysteme auf Rationalglück und Unglück. 3te Auflage. Hannover, Helwing. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Ovid's Heroiden. 1ster bis 15ter Brief, metrisch übertragen von J. Henning. Hamburg, Reishner. 1844. 8. 15 Ngr.

Raumer, A. v., Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorkunde der Erdkunde. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 6 Ngr.

Ruchmich, W., Ulrich von Hutten. Ein Gedicht. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 1844. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schleyer, Über die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. Mit Rücksicht auf die neuesten Bearbeitungen dieses Gegenstandes von Prof. Werner und Kirchenrath Paulus. Eine exegetische Abhandlung. Freiburg im Br., Wagner. 1844. 8. 3 1/2 Ngr.

Storch, L., Mar von Egl. Roman. Drei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 5 Thlr.

Trummer, C., Vorträge über Tortur, Perenverfolgungen, Lehmgerichte und andere merkwürdige Erscheinungen in der hamburgischen Rechtsgeschichte. 1ter Band. Hamburg, Reishner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vecqueray, J. L., Alexander, oder der Friedefürst und sein Testament. Kein unzeitiges Wort über Commabullismus und die Wiedervereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Koblenz, Reiff. 1844. 8. 15 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 9. —

9. Januar 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Erster Artikel.

Stützen aus dem Norden. Von Theodor Mütge. Erster und zweiter Band. — L. u. d. L.: Reise durch Scandinavien. Zwei Bände. Hannover, Kius. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Würden wir nicht von der Rücksicht zurückgehalten, daß diese Blätter erst kürzlich über die staatlichen Verhältnisse Norwegens einen ausführlichen Bericht erstattet haben^{*)}, so hätten wir Veranlassung, lange Auszüge aus dem vorliegenden Werke, des Dankes unserer Leser gewiß, mitzutheilen. Des Verf. Reise durch Scandinavien rechtfertigt, was wir nach seiner literarischen Stellung an Ansprüchen und Erwartungen dazu mitbringen durften. Sie nimmt ohne Bedenken einen Platz unter den Reiseberichten ein, welche der deutschen Durchbildung und der deutschen Unbefangenheit, dem anerkannten Ernst und Forschungsgeist unsers Volks und dem jungen Streben nach politischer Einsicht und praktischer Bedeutsamkeit zur Ehre gereichen. Voreingenommenheit und Vorurtheil, die Klippen, welche Engländer und Franzosen in ihren Reiseberichten im Allgemeinen so selten glücklich umschiffen, fällt von dem deutschen Reisenden in der Regel ab, sobald er den Postwagen besteigt; er ist, was der Reisende allerdings in gewissem Maße sein soll, ein geborener Kosmopolit und bringt zu seinem Geschäfte somit einen natürlichen Vorzug mit, der, wenn ihm anders seine Phantasie nicht einen Streich spielt, ihm den Vorrang vor seinen fremdländischen Mitbewerbern sichern muß. Nur vor der angeborenen Systemsucht und vor seiner Phantasie hat der deutsche Reisende sich mehr als jene zu hüten, welche in der Regel an Selbstem einen entschiedenen Mangel leiden.

Der Verf. gehört einer bekannten Schule, Meinungsfraktion, Verein oder wie sollen wir sagen — an; er hielt und hält sich zu den Jungen Deutschen, die an den vaterländischen Einrichtungen in Staat und Gesellschaft viel zu tadeln finden; indessen war er niemals einer der Vordringendsten in dieser Meinung. In seinem hier vorliegenden Werke zeigt sich ein achtbares Streben, sich zu

unterrichten, bevor er urtheilt, ein starker Sinn für Unparteilichkeit und das Bemühen, sein Urtheil rein zu finden und es den Forderungen der Kritik gemäß zu begründen. Wir wollen nicht behaupten, daß ihm dies immer gelungen sei — denn unser Geist ist wie der Körper ein gebrechlich Ding —, ja wir können nicht leugnen, daß er uns öfters und gerade bei den wichtigsten Materien vielmehr Gründe für einen entgegengesetzten Schluß genug dargebracht hat, um von seiner Meinung abzuweichen: — allein das eifrige Streben nach Wahrheit und wohl erwogenem Urtheil ist da und muß auch von dem Abweichenden anerkannt werden. Für Natur und Gesellschaft ist sein Auge offen, seine Auffassung ist lebhaft, ohne exaltirt zu sein, und seine Seele nimmt das Idyll der schönen Natur rein auf und gibt sie ohne Krampf wieder.

Ein vielbewandter Geist und genügende Wissenschaft verkünden sich in jedem Abschnitt dieses mit Ernst und Ergründung geschriebenen Reiseberichtes, und was ein gebildeter Ausdruck an Mitteln der Darstellung bietet, wird in demselben nirgend vermisst. So gehört dies Buch dem männlichen Geiste der Forschung mehr als der oberflächlichen Schönwissenschaft an und macht auf eine nachhaltige Würdigung Anspruch. Wir haben in diesem Buche zu rühmen, daß es durchaus nicht geistreich sein will, und ebenso wenig rednerisch und darauf bedacht, irgend eine Überzeugung im Sturm erobern zu wollen. Dagegen ist es von der ersten bis zur letzten Seite ununterbrochen anziehend, belehrend, unterhaltend und reich an Abschnitten, welche der Historiker, der Statistiker, der Geologe und der Naturfreund auszufordern und sich anzumerken Veranlassung finden wird. Dies zu seinem Anerkenntniß, und nun zur Darstellung seines Inhalts.

Das Reiseziel des Verf. ist Norwegen. Er liebt dies Land, wie er eingesteht, deshalb, weil in ihm jeder Bauer ein geborener Freiherr ist. Hier möchten wir ihm ein Halt! zurufen. Aus seinem Berichte geht zur Genüge hervor, daß es der unfreien Leute, der Abhängigen, der Gedrückten, der Armen, Besitzlosen, ja der Elenden selbst auch in Norwegen viele gibt. Liegt nun nicht in seinem Sage eine arge Täuschung? Ist es nicht vielmehr wesentlich und völlig gleichgültig, ob die Kräfte, die drückende, hemmende nämlich, Freiherr heißt

^{*)} Vergl. zwei Artikel von D. G. von Gleichen: „Norwegen in politischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet“, in Nr. 100 — 110 und 211 — 212 d. Bl. f. 1844.

oder Odelbauer, Edelmann hier — Odelbauer dort? Wir fragen alle enthusiastischen Bewunderer der freiesten, d. h. der norwegischen Verfassung, ob sie in diesem Namen an sich etwas entdecken, das wesentlich sei? Und hiermit begegnen wir allen jenen Täuschungen, zu denen ein Name in Betreff der norwegischen Verfassung Anlaß gegeben hat und fortwährend gibt, mit dem Sage: der norwegische Odelbauer ist dem Wesen nach der deutsche Freiherr, ganz, völlig und durchaus. Die norwegische Verfassung beruht auf dem Grundgedanken in der Landrepräsentation, mehr wie die bairische und württembergische; die Intelligenz hat weniger Eintritt in das Störthing als in jenen Ländern; die Ausschließlichkeit ist strenger dort wie hier. Nur daß ein Wort die Täuschung gibt. Wir werden daher Anlaß haben, die norwegische Freiheit in andern Elementen zu suchen als in diesem Worte.

Noch wir greifen unserer Aufgabe vor. Ist auch Norwegen, das er so trefflich kennen lehrt, des Verf. Reiseziel, so erreicht er dieses Ziel doch erst auf manchem Umwege. Er reißt von Stralsund nach Kopenhagen. Zwei kleine, schlechte Dampfschiffe sind diesem Dienste gewidmet, und wir fragen mit dem Verf.: Hat denn die erste Hafenstadt Preussens, Stettin, keine directe Verbindung mit Dänemark, mit Norwegen nöthig, sodas diese dreieckige Fahrt von der Ostseeküste nach Hstad in Schweden, nach Kopenhagen und von hier nach Norwegen genügt? Die Fahrt in jenen schlechten kleinen Schiffen schildert der Verf. geradezu als abscheulich.

Zunächst wird von Kopenhagen ein farbenreiches und lebendiges Bild entworfen. Die Hauptstadt, zu groß und zu üppig für ein Land von 1,300,000 Einwohnern, ist ganz ein Werk der Kunst und der Absicht. Sie hat als Handelsstadt kein Hinterland und ist als Hauptstadt der Wagen, der nur verschlingt: sie ist der Staat, und der Rest ohne Bedeutung. Das active Leben concentrirt sich auf einigen Stellen — dem Königs-Neumarkt; das übrige ist still und öde. Vergnügungssucht ist das herrschende Moment in den Bewohnern. Täglich entführen Hunderte von Stuhlwagen und Omnibus die Kopenhagener in den schönen Buchenwald des Thiergartens und die übrigen frischen und reizenden Lustorte, wo eine gutmüthige Fröhlichkeit ihren Sitz hat. Es ist viel Bildung in dieser Hauptstadt anzutreffen, und vor allen Dingen, die Bildung bringt „tiefer“ in das Volk ein als bei uns. Die Geister, die Männer, welche der Nation zur Ehre gereichen, Ohnenschläger, Thorwaldsen sind jedes Dänen Stolz; jedes Kind kennt sie und spricht von ihnen. An des Regern Hauptwerken, den zwölf Aposteln in der Frauenkirche, dem Alexanderzug im Schlosse hängt das Auge jedes Hauptstädters mit Entzücken. Außer ihnen und dem Museum der nordischen Alterthümer gibt es aber nicht viel Sehenswerthes in Kopenhagen. Eine schreckliche Antiquität ist die verblonde Haarflechte der Königin Sunhid, Harald Haarfager's Weib, jener nordischen Riobe, die, nachdem ihre fünf Söhne im Kampf um Norwegens Unabhängig-

keit erschlagen, als Zauberin gepfählt und in einen Sumpf in Jütland versenkt wurde, wo sie unlängst, nach fast tausendjährigem Schlummer, beinahe ganz erhalten, entdeckt worden ist, noch durchbohrt von dem gabelsförmigen Knüttel, der ihr den Tod gab.

Der Verf. gibt eine lebendige Skizze der dänischen Geschichte und des merkwürdigen Königsgesetzes, jener beispiellosen Revolution, bei der ein Volk freiwillig alle seine Rechte in die Hand eines Königs abschwor, der danach gar nicht strebte. Aus dieser Vernichtung aller Volksrechte rüttelte erst Struensee die Nation wieder auf; allein die Bernstorff beschwichtigten den erwachten Trieb durch kräftige und gute Verwaltung. Erst die Noth der jüngsten Vergangenheit erweckte wieder einzelne strebende Geister. Die Dänen sind im Besiz einer eigenthümlichen Art von Pressfreiheit, sind stolz auf diesen Besiz und blicken mit einer gewissen Verachtung auf das censurte Deutschland. Es verlohnt der Mühe, den Grund zu diesem Stolge zu prüfen; denn nichts ist geeigneter, uns über die Bedeutung des Verlangens nach einer nur durch „Strafgesetze“ eingeschränkten Pressfreiheit aufzuklären als eine Vergleichung unserer Pressstände mit den dänischen. In Dänemark hat man, was in Deutschland so allgemein gewünscht wird. Vorweg gestehen wir zu, daß die dänische Pressgesetzgebung das Verdienst hat: „vernunftgemäßer“ zu sein als die unsrige. Dies sei abgethan! Fragen wir nun aber nach dem praktischen Erfolg dieser der Idee nach bessern Gesetzgebung, so scheint es nicht, daß wir die Dänen zu beneiden haben. Die Presse ist ohne Censur in Dänemark, d. h. zunächst für die inländischen Angelegenheiten; zur Besprechung ausländischer Verhältnisse bedarf es der Concession und der Censur. Hiernächst folgt die Schranke, welche drohende, harte Strafgesetze dem Freimuth entgegenhalten, und in letzter Instanz die Entziehung der Schreibefugniß für den bei Pressproceß verurtheilten Schriftsteller. Hier liegt das Caveto! für die deutschen Wünsche; die Rücksicht, die unsere heutigen Zustände in Deutschland vollaus in die Schranken treten läßt mit den dänischen, obwohl jene „vernunftgemäß“ heißen. Was ist die Folge jener dänischen Pressfreiheit gewesen? Daß fast alle Geister von Bedeutung nach Erleichung schwerer Bußen von dem Redactionsgeschäfte längst entfernt sind, daß Orla Lehmann, Moug u. A. sich hinter einem Pazzarone verbergen müssen, der, wie sich neulich erwies, weder lesen noch schreiben kann; daß der Redacteur des „Corsaren“ bei Wasser und Brod im Gefängniß saß u. s. w. Wir meinen, daß einem solchen „vernunftgemäßen“ Zustande der Dinge nicht viel Vorrang vor dem Verhältniß dieser Zeit der Eider zukommt, das so Vielen für ein vernunftwidriges gilt. Abgesondert von allem Diesem steht nun noch die Frage: Von welcher Presse ist mehr für den wahren Fortschritt in der Gedankenwelt, im Staat, in der Gesellschaft erwirkt worden, von der dänischen oder von der deutschen? und die unbefangene Antwortung dieser Frage muß, dünkt uns, den Ausschlag geben —

für unsern Zustand, bei dem wenigstens die wahre Wissenschaft unangefochten durchgeht. Denn während die deutsche Presse dem Privilegienkram, der Bevormundung der Communen, den Classenrechten mehr und mehr ein Ende macht, blühen alle diese Dinge unter der freien dänischen Presse — nach dem eigenen Bekenntniß des Verf. — aufs üppigste fort. Also auch hier — lassen wir uns durch Worte nicht täuschen; das Wesen der Dinge wird in einem Worte nicht gefangen!

Wir übergehen den ziemlich trostlosen Holstein-Schleswigschen Streit, dem der Verf. ein langes Capitel widmet. Die Sache ist die, daß Dänemark auf keinen Fall Schleswig mit Holstein gehen läßt, andererseits auf die liberalen Wünsche Schleswigs nicht eingehen darf, obwohl es sofort eine Sinnesänderung in diesem Lande hervorbringen würde, ginge man auf sie ein.

Der Verf. reist nach Helsingör, um von dort nach Gothenburg und Christiania zu gehen. Er hat in Helsingör zu warten und füllt die langen Stunden mit einer Abhandlung über das historische Recht des Sundzolls aus. Der Sundzoll war von jeher ein Bankapfel für Dänemark, ist es zur Stunde noch und wird es wol noch lange bleiben, da abgesehen von seinem Ertrag (der 1842 1,843,677 Thlr. betrug) noch ganz andere Rücksichten auf seine Erhaltung hinwirken. Dieser treffliche Finanzquell fließt mit jedem Jahre reichlicher zu; denn im J. 1815 passirten 8815, 1827 13,016, 1839 16,175 und 1843 14,945 Schiffe den Sund. Den Forderungen der Ostseestaaten stellt Dänemark die Unmöglichkeit entgegen, diese Einnahme zu entbehren. So schlecht dies Argument auch ist, so wirkt es doch. Dazu kommt, daß Rußland einer-, England andererseits dem Sundzoll günstig sind, ersteres, weil es in dem Herrn des Sundes einen nugharen Verbündeten besitzt, und letzteres, weil es den Verkehrsaufschwung fürchtet, der Preußen, Schweden, den Ostseestaaten aus der Aufhebung des Sundzolls erwachsen müßte. Hiernach möchten die angeknüpften Verhandlungen wol ziemlich hoffnungslos erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland.
Aus Actenstücken, von A. F. H. Schumann.
Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. Gr. 8.
2 Thlr.

Der Verf., welcher sich in seinen Schriften bis dahin nur mit einem Ordnen und Gestalten deutscher Geschichte in der ersten Hälfte des Mittelalters beschäftigt und sich in diesen Studien durch einen bewunderungswürdigen Scharfsinn und die Gabe, durch glückliche Combination und seine Kritik mit geringen Mitteln das Ungewöhnliche zu leisten, ausgezeichnet hat, betritt in der vorliegenden Schrift mit gleicher Sicherheit das Gebiet der modernsten Geschichte und Politik.

Von den hier gebotenen Actenstücken sind einzelne schon früher veröffentlicht, aber einmal von ihnen nicht alle mit der hier gegebenen Vollständigkeit, und sodann in deutschen und ausländischen Zeitungen, Pamphlets und Sammlungen verschiedener Art zerstreut und deshalb kaum die erforderliche Übersicht gestattend; die meisten erscheinen hier zum ersten Male. Wir

übergehen den Inhalt des ersten Buchs, in welchem der Verf. einleitend die Stellung der verbündeten Mächte untereinander und zu den verschiedenen Parteien, in die Frankreich zerfiel, sowie die äußern, auf den Abschluß des Friedens einwirkenden Zustände und Ereignisse mitunter mit scheidender Scharfe auseinandersetzt, und wendet uns zu der im zweiten Buche gebotenen Übersicht der diplomatischen Verhandlungen, welche zu Paris zwischen den bevollmächtigten Ministern von England, Rußland, Oesterreich und Preußen gegen das Ende des Jahres eröffnet wurden. Das Namens Frankreichs Talleyrand an diesen Conferenzen nur höchst selten Theil nahm, genügte allerdings, um das Nationalgefühl der Unterthanen Ludwig's XVIII. zu kränken, hatte aber der Hauptsache nach darin seinen Grund, daß der Fürst von Benevent sich bereits früher mit Wellington und Kapodistria über die Grundzüge des Friedens verständigt hatte. Das ergibt sich im Wesentlichen schon aus dem ersten Memoire, auf das wir hier stoßen, in welchem Kapodistria mit einem überflüssigen Aufwande von Scharfsinn den Beweis zu führen versucht, daß die Einigung der Verbündeten nur einen Kampf mit Napoleon, nicht aber mit Frankreich oder gar mit Ludwig XVIII., der während der Hundert Tage stets als Herrscher anerkannt sei, zum Zwecke gehabt habe; daß man sich deshalb in allen Hauptbeziehungen auf die Tractate des ersten Friedens von Paris und auf die in Wien gefaßten Conferenzbeschlüsse zu beschränken und hinsichtlich Frankreichs, mit welchem man sich im Frieden befinde, mit einer mäßigen Entschädigung zu begnügen habe.

Den Grund dieses eigenthümlichen Einverständnisses in Betreff Frankreichs findet der Verf. einfach darin, daß England und Frankreich eine Vergrößerung Oesterreichs oder Preußens mit Nachdruck zu hintertreiben suchten. Daher die durchaus schiefe Stellung, welche, mit den beiden letztgenannten Mächten, dem besiegten Lande gegenüber Deutschland einnahm, dessen Interessen der geniale B. v. Humboldt kräftigst zu vertreten suchte, indem er auf die Erstarkung Deutschlands, auf die Schwächung Frankreichs drang. Hierin fand er jedoch bei Metternich keine Unterstützung, der zunächst nur auf Frieden und Einheit sann und, indem er die Forderungen Preußens und Rußlands auf eine bequeme Weise zu verschmelzen suchte, die Rolle des Vermittlers übernahm. Selbst für Hardenberg waren die Vorschläge Humboldt's insoweit zu eingreifend, als sie unmittelbar gegen die von Rußland ausgesprochenen Principien gerichtet waren. Daß die nie schlummernde Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen auch hier geltend machte, daß Preußen auf das ihm gebliebene Mittel verzichtete, durch festes Anschließen an die Niederlande und die kleinern deutschen Staaten zu einer imponirenden Macht zu erstarken, daß das kräftige, die Wünsche und Hoffnungen Deutschlands vertretende Memoire des württembergischen Ministers Grafen von Mingenero wenig Berücksichtigung fand, Gagern's entschiedene Sprache unbeachtet blieb, garantierte den Freunden Frankreichs den Sieg und hinderte für Deutschland die Erwerbung Lothringens und des Elsaßes. Man ließ dem Segner, was man einem deutschen Fürstenhäusern nicht gönnte. Frankreich sollte im Allgemeinen unverkürzt bleiben, nicht weil man dies aus Gründen der Politik für eine Nothwendigkeit erachtet hätte, wie man es vom Publicum angesehen wissen wollte, sondern damit die Macht eines der größern deutschen Staaten keinen erheblichen Zuwachs erhalte.

Das dritte Buch führt die Überschrift „Patriotische Phantasken“. Der in der Einleitung dieses Abschnitts ausgesprochene Wunsch, von der Kritik den Bescheid zu vernehmen, „daß die Hinzufügung von solchen Dingen, die sich von selbst verstehen, eigentlich ganz unnöthig gewesen sei“, wird schwerlich in Erfüllung gehen. Wünsche und Ansichten, die unabweisbar dem Schreiber wie dem Lesenden sich aufdrängen, führen eben dadurch den Beweis ihrer Wahrheit und Dringlichkeit und können deshalb, so lange sie andererseits vornehm ignorirt werden weil ein leichtes Zugeständniß des einen Punktes tief ein-

großende Konsequenzen nach sich ziehen muß, nicht oft genug klar und bestimmt ausgesprochen werden. Eine Menge von interessanten und hochwichtigen Bemerkungen reißt sich hier aneinander, scheinbar harmlos hingeworfen, bei genauerer Betrachtung aber ein innig verbundenes Ganzes bietend und von einer ernsten deutschen Gefinnung zeugend. Aus den Besprechungen der Vergangenheit streifen die Schlaglichter in die Gegenwart und Zukunft und beleuchten ohne Schonung manche wundere Stelle des politischen Lebens von Deutschland, deren Dasein man so gern ableugnen möchte. Dahin rechnen wir die Erörterungen über den Congress zu Wien und die Bundesacte, deren häufig unbestimmte Fassung der Ergänzung durch die Praxis eine zu reiche Gelegenheit bot, vor allen Dingen über die Stellung der kleinern deutschen Staaten zu den beiden gebietenden Mächten Oesterreich und Preußen, über das Verhältniß, Deutschland sichere und naturgemäße Grenzen zu geben, über die Bemühung, der geistigen Bewegung in Deutschland, wie sie durch die Zeit und den Ruf der Fürsten ins Leben getreten war, Stillstand zu gebieten.

Bleiben wir zunächst bei einem dieser Punkte stehen, bei welchem der Verf. nicht ohne Grund mit Vorliebe verweilt. Widersetzten sich Rußland und England den Forderungen von Oesterreich und Preußen in Betreff einer bedeutenden Verkleinerung Frankreichs, so ist gewiß, daß letztern in den hierüber gehaltenen Beratungen die Majorität nicht gefehlt haben würde, wenn sie verlangt hätten, „daß auch die kleinern Staaten zu den Verhandlungen mit zugezogen würden, sei es auch nur zusammen mit einer einzigen Plenarstimme“. Und war etwa diese Theilnahme an den Friedensunterhandlungen den kleinen Fürsten nicht ausdrücklich zugesagt? Oder war sie, der Billigkeit nach, nicht eine unmittelbare Folge des mit gemeinsamen Kräften geführten Kriegs? Aber freilich würden sich Folgen von der höchsten Bedeutung an das Zugeständniß der Plenarstimmen geknüpft haben, Folgen, die namentlich den beiden größern deutschen Mächten die beabsichtigte Stellung zu den kleinern Fürstenhäusern nicht gestattet haben würde.

Über diesen Gegenstand, der nothwendig eine Discussion über die politischen Lebenselemente Preußens und des in neuerer Zeit nicht ohne Plan und Absicht falsch beleuchteten Oesterreichs herbeiführen mußte, läßt sich der Verf. (S. 272—287) mit rücksichtslosem Freimuth aus. Er trennt sich ungern von der Audeinandersehung der politischen Rechte der kleinern Staaten, die bekanntlich zusammen ein ungleich größeres Contingent zu halten verpflichtet sind als Oesterreich oder Preußen in ihrer Eigenschaft als Bundesglieder, und die eben deshalb wol wichtig genug sind, „um auch eine Anerkennung bei der politischen Debatte in Anspruch zu nehmen“. Es würden, sagt der Verf. hinzu, die rein deutschen Interessen den Grenzstaaten gegenüber die genügende Geltung gewinnen können, wenn die Regierungen derselben, wofür schon 1815 Stimmen laut wurden, sich insoweit untereinander einigten, „daß sie in Beziehung auf äußere Verhältnisse als eine neue zusammengehörige europäische Großmacht wirklich daständen, eine Macht, welche alsdann im Stande wäre, bei allen diplomatischen Verhandlungen in Europa das rein deutsche Element ohne Vermischung gehörig zu vertreten“.

Man sieht, es sind Fragen vom höchsten Gewicht, um welche es sich handelt. Wie scharf dieselben begründet sind, wie die mit Sicherheit zu erwartenden Einwürfe gegen dieselben im Voraus erledigt werden, kann dem aufmerksamen Leser im Verlauf dieser reichhaltigen Erörterung nicht entgehen. *)

14.

*) Über das soeben erscheinende Werk des Freiherrn H. G. v. Sögner: „Der zweite Pariser Frieden“ (2 Theile), berichten wir nächstens.
D. Red.

Notiz.

Das „Athenaeum“ über Freiligrath.

Freiligrath's Glaubensbekenntniß hat auch die Aufmerksamkeit der englischen Presse erregt. Die Engländer, längst im Besitz der politischen Säter, um deren Erlangung bei uns in allen Kreisen ein heftiger, hartnäckiger, unnachgiebiger Kampf stattfindet, vermögen sich von der Innerlichkeit, die geheimsten Tiefen des Wesens unsers Volks ergreifenden Gewalt dieser geistigen Bewegung keinen oder nur einen schwachen Begriff zu machen, und ihr Urtheil muß deshalb über eine Erscheinung wie die Zeitgedichte Freiligrath's mehr oder weniger schief ausfallen. Das „Athenaeum“, welches im Allgemeinen mit der vollsten Anerkennung von den dichterischen Gaben Freiligrath's spricht und eingesteht, daß in diesen neuen Erzeugnissen seiner Muse „selbst Dinge, die im unaufrechten Munde widerlich und schal werden, durch die innerliche Gewalt, womit sie sich in des Dichters Geist versenkt, eine neue Gestalt gewinnen“, theilt die auch bei uns oft gehörte Ansicht, daß die Dichtkunst sich beschmuge und in Lumpen hülle, wenn sie, ob auch aus Überzeugung und Vaterlandsliebe, sich in politische Kämpfe mische. „Wir sind nicht des Glaubens“, äußert das „Athenaeum“, „daß jeder Dichter das Sprachwerkzeug für den Geist seiner Zeit abgeben und deshalb seine Stimme und sein Organ ihren bürgerlichen Interessen aus dem Grunde leihen soll, weil die Dichtkunst der Spiegel des Menschenlebens selbst und diese Angelegenheiten gegenwärtig der Athem seines Lebens sind, weshalb es angemessen erscheine, sie, die Dichtkunst, zum Spiegelglas zu machen, um jedes verworrene Bild der Tagespolitik wiederzugeben; wir glauben im Gegentheil, daß der Dichter und sein Werk zu etwas Anderm berufen sind; — daß er in den Wirrnissen der Partei vom Wege abzuweichen im Stande ist, daß größere Waffen für solchen Kampf hinreichen können und daß die süße Stimme des Gesangs nicht für solche schrille Ristöne geschaffen wurde.“ Dies scheint freilich von dem Briten, der seine „rougher arms“ in seinen Parlamenten, seinen Volksversammlungen, seinem politischen Clubwesen, seiner unbeschränkten politischen Presse und andern dergleichen Einrichtungen nicht entbehrt, sehr verständig und altklug gesprochen, obwohl seine eigenen größten Dichter: die Byron, die Thomas Moore, der ältern nicht zu gedenken, anderer Meinung gewesen zu sein scheinen, und einige ihrer anerkanntermaßen herrlichsten Dichtungen der Theilnahme an jenen so mißthörenden politischen Kämpfen ihre Entstehung verdanken; aber unsern deutschen Dichtern, die mit ihrem Volke noch nach der Freiheit des „geflügelten Werkzeugs des Gedankens“, des Wortes, der ersten und einzigen „Waffe“ des Geistes, ringen müssen, einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß sie ihre Stimme nicht „bürgerlichen Interessen“, sondern den höchsten menschheitlichen, um die es sich hier handelt, leihen — beweist, daß man über dem Kanal von dem Wesen und der Bedeutung des Geisteskriegs, der auf deutschem Boden gegenwärtig geführt wird und der alle Kräfte und Begabungen in Anspruch nimmt, keine Ahnung hat, auch wenn der Verf. jenes Artikels durch das Zusammenwerfen der Namen von Heine, Börne und Herwegh als „Schildträger des jungen Deutschland“, von deren dichterischen Verdiensten „man keine hohe Meinung fassen könne“, und durch die Behauptung, daß die meisten dieser politischen Dichter das „Reichen des Thieres“ auf der Stirn trügen, nicht hinlänglich gezeigt hätte, daß eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse der neuern Literatur, so weit sie mit dem politischen Stande der Dinge in Berührung stehen, ihm abgeht, obwohl, nach den glücklichen metrischen Übersetzungen einiger Gedichte Freiligrath's zu urtheilen, er unserer Sprache mächtig ist.

12.

Freitag,

Nr. 10.

10. Januar 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Durch das im Sturm rasende Kattegat, eins der schlimmsten Meere die es gibt, trägt das Dampfschiff in schauerlicher Nacht den Reisenden nach Gothenburg. Die öde Klippentüste, ohne fruchttragendes Erdreich, rechtsfertigt den Sag, daß böse Mächte sie hingeschleudert. Noch eine Sturmnacht, und der Dampfer erreicht den malerischen, milden Christiansfjord, mit wald- und sonnenbedeckten Bergen umgürtet. Schön kündigt sich Norwegen dem Reisenden an, und schön ist es in der That. Die tiefblaue Flut des Fjord, hier von sanftbewegten Bergen, dort von wilden Klippen umringt, Thäler voll Wiesenmelz, Saaten, freundliche Wohnstätten, wo der Dampfer anhält; darüber tiefer Wald, darunter träufelnde Wellen — alles Dies erinnert wol an die Rheinfahrt mehr als an die Nähe des 60. Breitengrades. Der Weg des Dampfers führt an dem Marineetablissement Horten vorüber, dessen kostspielige Erhaltung in Norwegen viele Segner hat. Horten gegenüber liegt der kleine Ort Moss, wo am 14. Aug. 1814 die Convention geschlossen ward, welche die Schwesterkronen Schweden und Norwegen verband. Man weiß, wie glücklich die norwegischen Staatsmänner bei diesem Anlaß operirten; die gewandteste Diplomatie hätte es nicht besser vermocht, obwohl eingeräumt werden muß, daß die schwedischen Commissaire nicht eben viel handelten. Die Verfassung von Eidsvold wurde angenommen, und mit ihr waren den Norwegern alle Mittel gegeben, den spätern, immer wiederholten Versuchen König Karl Johann's, die Demokratie zu brechen, mit voller Wirkung zu widerstehen. Das „Unglück“ war einmal geschehen, und die bittere Frucht der „Noth“ mußte genossen werden. Den Hergang dieses für Norwegen entscheidenden politischen Ereignisses berichtet der Verf. weiterhin auf eine anziehende, obwohl nicht neue Art. Klever in den Fjord hinein liegt Drammen, durch seinen Holzhandel reich und wichtig, und umher die schönen Thäler von Holmestrand, die fruchtbaren Landstriche Laurvig und Jorløberg mit herrlichen Buchenwäldern, endlich die Festung Aggerhus und im Hintergrunde des

18 Meilen tiefen Fjord Christiania. Auf diesem reizenden Wege hat der Reisende den charakteristischen Bau dieses seltsamen Landes im Wesentlichen schon kennen gelernt. Eine zerrissene 300 Meilen lange Klippentüste, die dem Meere in breiten Bufen und schmalen Feldkanälen, von 2 — 4000 Fuß hohen dunkeln Bergen umringt, überall den Eintritt öffnet, sodas Ebbe und Flut und die Ungeheuer der Tiefe des Weltmeers bis an den Grat der Felsen herandrängen, die den Westen vom Osten des Landes trennen; oft schmale Gerinne, in denen kein Ausweg zu finden ist; zuweilen breite Becken, die Natur der schönsten Landschaften darstellend, häufig von einmündenden Thälern, die sich nach der Bergwüste hinaufziehen, eins vom andern durch schmale Dämme getrennt, der Sitz der Bodencultur und des Landreichthums, umringt; überall die Aussicht auf die Hochgebirge und ihre ewigen Schwebome und Gletscher eröffnet, von Wasserstürzen umrauscht, den prachtvollsten und größten der alten Welt; die Thäler, so weit sie culturfähig sind, mit einzelnen Meiereien, Ganeds, zerstückt und malerisch besetzt bis an die Grenze des ewigen Winters; am Fuß der Klippen Fischerstädte und Dörfer, ein Reichthum an Yachten und Barken auf jedem Fjord; die größten derselben von kleinen, aber gewandten Dampfern durchzogen: — dies ungefähr ist der Charakter des südlichen Norwegens in allgemeinen Zügen. Weiter hinauf gegen Nordland, über Drontheim hin, nach Lofoden und endlich bis an den Endspiz europäischer Cultur, bis Bodö und Hammerfest hin, findet der Dampfer seinen Weg durch immer einsamer werdende Klippenstraßen, eine immer großartiger, aber auch grausiger gestaltete Natur, wo der Gletscher endlich bis an die Salzflut reicht und nur noch einzelne Kaufmannsetablissements mit daranstauelnden Barken, einzelne Fischtrodenplätze mit ihren langen Stangengerästen, einzelne Pfarrwohnungen und Sorenskerterverantter (Gerichtsstige) die gänzliche Ode unterbrechen, die nur durch den reichen Ertrag, den diese Stellen gewähren, bewohnbar wird. Zuletzt am Schluß einer 360 Meilen langen Wasserstraße durch Klippen und braune Felsmassen hin, dicht unter der Grenze des ewigen Schnees liegt Hammerfest über dem 70. Breitengrad, ein wunderbarer Handelsort, wo wir mit deutschen, dän-

schen Schauspielern die letzten Spuren der gewohnten Lebensformen enden sehen.

Doch kehren wir nach Christiania zurück; denn bis dahin, daß uns der Verf. an diesen letzten Schlupunkt der europäischen Gesellschaft entführt, haben wir des Anziehenden viel von ihm zu hören. Christiania ist, wie alle norwegischen Städte, ganz (?) von Holz gebaut, denn Holz ist als ein schlechter Wärmeleiter geeignet, warme Wohnungen zu bilden. Im Innern dieser Häuser, mit hohen Zimmern, Fluren, Flügelthüren und hellen Glasscheiben, ahnet man freilich kaum, daß der ganze Bau aus Balken besteht, von innen und außen mit Planken bekleidet und mit Olfarbe angestrichen. Allein man kann sich die Wirkung eines Brandes in einer so gebauten Stadt denken! Der alte, kleine Ort Oslo ist jetzt zu einer Stadt von 30,000 Einwohnern angewachsen, die hinter ihrem schönen und sichern Hafen den ganzen Hintergrund und das Fjord umkränzt und links und rechts an dem Höhenzuge unregelmäßig aufsteigt. Die königliche Residenz, ihrer Verendigung nahe, und von den einfachen Landeskindern vielfach getadelt, bildet das einzige architektonisch beachtenswerthe Gebäude; denn sehenswerthe Kirchen besitzt Christiania nicht. Es ist der einzige Ort Norwegens, der nicht dem Handel seine Blüte verdankt und in dem der Salontou des übrigen Europa seinen Widerhall findet. Der Sitz der Regierung und des Storting, die Universität, die Bildungsanstalten für das ganze 6000 Quadratmeilen große Land, die Vereinigung aller Capacitäten in Wissenschaft, Bildung und Landesregierung machen aus Christiania eine in Norwegen isolirte Erscheinung. Was man in diesem Lande als „Aristokratie“ bezeichnen kann, findet sich hier beisammen, und in natürlicher Folge hiervon bildet diese Stadt daher eine Art Widerspiel zu dem ganzen dem demokratischen Elemente huldigenden Lande. Die patriotische Partei, Pfarrer und Landeigenthümer, werfen Spott und Verachtung auf sie, und ihre Organe, das „Morgenblatt“, vom Staatsrevisor Daa redigirt, oder des Dichters Bergeland „Vollsblatt“, beide bis in die fernsten Gebirge dringend, geißeln Sein und Leben der Hauptstadt mit nie ruhender Satire. Zu seiner Verteidigung hat sie Munch's „Constitutionellen“, auf dessen Seite Bildung, Geschmack und Talent vergeblich kämpfen; denn der Norweger ist einmal ein alter, unverbesserlicher Republikaner und muß dies seiner Natur nach bleiben. Ein Land, in dem die Städte wie junge epotische Pflanzen erscheinen, in dem das Mannesgefühl der Freiheit in jedem Bauernsohne mitgeboren wird, in dem das Hauptgewicht der Regierung und der Gesetzgebung auf dem freien Bauer ruht, kann nicht anders als republikanisch gesinnt sein. Gegen diese breite Grundlage der Verfassung vermag die Aristokratie der Beamten und größten Grundbesitzer nichts; und hierin liegt der Mangel der norwegischen Verfassung. Schon Falser und Christie, die Haupturheber derselben, erkannten, daß der Intelligenz ein zu geringer Spielraum zugemessen sei, wenn jeder Besitzer von 300 Thlr. Landwerth,

ja jeder Pächter eines solchen, Wahlherr und Wählbarer sei; allein ihre Bemühungen, zu einer Milderung dieses strengen Principes zu gelangen, ihre Kämpfe gegen ihr eigenes Werk blieben erfolglos. Selbst die Versuche, die beiden Kammern des Storting gleich durch den Wahlact zu trennen, blieben fruchtlos, und nach wie vor spaltet sich das Storting selbst in das Odelsting und in das Lagthing.

Der Reisende ist ein großer Bewunderer der norwegischen Verfassung, und er hat darin recht, wenn er nachweist, daß den Lebensbedingungen des Landes, dem Charakter der Bewohner, der Lage des Staats keine andere so entsprechend, keine andere ihnen so förderlich sein würde als gerade diese. Wir wollen dies Alles unbestritten lassen, aber eines offenkundigen und handgreiflichen Fehlschlusses müssen wir ihn durch seine ganze Darstellung hin in einem Raisonnement zeigen, das nur allzu häufig wiederkehrt. Trifft er nämlich auf irgend eine lobwürdige Einrichtung, auf eine Probe der Nationalkraft, z. B. bei Errichtung der Universität, auf irgend ein Zeichen der Blüte, des Fortschritts, auf achtbare Unabhängigkeit des Geistes, männliche Kraft, männlichen Stolz, Wohlfahrt und Zufriedenheit der Einwohner: so ruft er sofort mit triumphirendem Tone aus: „Das ist die Frucht der Freiheit, die Frucht einer freien Verfassung.“ Begegnet ihm dagegen Armuth und Elend, Druck einer gesellschaftlichen Classe auf die andere, Verfall, Geist der Ausschließlichkeit, Privilegienliebe, verderbliche Parteilung, Kleben am Veralteten, schlechte Gesetzgebung u. s. w.: so ruft er nicht minder: „Hier kann nur die Freiheit helfen, jene Mutter aller Treflichkeit.“ Wer sieht nicht, daß der Verf. hier einen auffallenden Mangel an guter Logik an den Tag legt? War die Verfassung im ersten Falle die Mutter alles Löblichen, so muß auch das Unlöbliche auf ihre Rechnung gebracht werden. Genügte sie in den 30 Jahren ihres Daseins, jene Vorzüge zu erzeugen, so mußte sie auch genügen, diese Mängel abzustellen. Doch nein! die Sache steht anders. Die „Naturbedingungen“ des Landes und seiner Bewohner riefen jene Vorzüge und diese Mängel hervor und werden sie stets wieder erzeugen. Die Verfassung an sich bildet die Menschen nicht um, außer insoweit, als sie auf die Dinge Einfluß übt. In den Dingen aber wird „Gut und Uebel“ sich stets mischen, und es ist eitel Traum, in irgend einer Lage der Dinge nur Vorzug erblicken, gegen den Mangel aber sich verblicken zu wollen. An zahllosen Stellen seines Buchs klagt der Reisende über die Trägheit, den Mangel an Trieb zum Bessern, das Hasten am Alten und Hergebrachten, der sich in Norwegen überall hinderlich zeige. Die Verfassung ändert dies nicht ab. Nun denke sich der Berichterstatter einmal — nur für einen Augenblick — eine mächtige, eine aufgestärkte, eine kräftige Regierung, die die schlummernde Industrie durch Vorbild und Gesetz, durch Musteranstalten, durch Anlage gewerblicher Etablissements aus öffentlichen Mitteln nach vernünftigen Grundsätzen erweckte und erhöhe. Würde eine solche nicht mehr

gegen jene Nationalantugend der Trägheit vermögen als die Verfassung? Wir meinen doch, und glauben überall, daß der Verf. von Dem, was er Constitution nannte, zu viel erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erziehungsanstalt in Hofwyl bei Bern in der Schweiz.*)

Durch Privatmittheilungen, Journalartikel und ein paar Besuchen veranlaßt, wendete ich meine Aufmerksamkeit wieder Hofwyl zu, woselbst ich vor einigen und zwanzig Jahren Lehrer gewesen war, das ich aber seit langer Zeit aus den Augen verloren hatte. Ich wollte mich mit eigenen Augen von dem gegenwärtigen Zustande der Anstalten, die sich bedeutend entwickelt haben sollten, überzeugen, und so benutzte ich denn die Herbstferien zu einer Reise dahin. Nachdem ich eine Woche lang dort gewesen bin, fange ich an, die Eindrücke, die ich empfangen, zu sammeln, sie zu einem Bilde zu gestalten, und ich sehe, indem ich damit beschäftigt bin, Züge zu einer Physiognomie zusammentreten, welche interessant genug zu werden verspricht, um Allen, die für Jugendbildung im Allgemeinen und für Volkserziehung im Besondern einige Theilnahme empfinden, zur Betrachtung dargeboten werden zu können. Von welcher Seite man Hofwyl nahen mag, von Bern oder von Basel, von Solothurn oder Zürich, von jeder bietet es einen anmuthigen Anblick dar. Es liegt mitten auf dem fruchtbaren Hügellande, welches sich zwischen Hochalpen und Jura ausbreitet, hoch genug, um, wo nicht Wald und Gebirge zu nahe herantritt, Stundenweit gesehen zu werden, und umgeben von fruchtbaren, sorgfältig benutzten Feldern und Gärten, welche Leben, dessen Blick nur einigermaßen dafür gebildet ist, sogleich in dem Besizer den rationellen Rufterwirth errathen lassen, dessen Name einst neben dem eines Zaer mit Ruhm genannt wurde und der noch als der Lehrer ausgezeichneter Landwirth oder Landwirthschaftslehrer geehrt zu werden verdient. Allein wie die eigentlichen Wirthschaftsgebäude, so stattlich und zweckmäßig eingerichtet sie auch sind, gar sehr in den Hintergrund gedrängt werden durch zahlreichere, zum Theil stattlichere Gebäude, die keinen landwirthschaftlichen Zweck verrathen, so zog mich das landwirthschaftliche Hofwyl, obwohl es die Grundlage des pädagogischen ist, nicht so an wie dieses. Das letztere, das pädagogische, umfaßt jetzt vier bleibende Institute: eine Kleinkinderbewahranstalt, eine landwirthschaftliche Armen- schule, eine Realschule und eine höhere Bildungsanstalt.

Die Kleinkinderbewahranstalt, welche vielleicht diejenige ist, die ihrem Begriffe am meisten entspricht, besteht nur aus ungefähr zehn Kindern, welche bei schlechtem Wetter in einem geräumigen Saale, bei gutem im Hofe oder Garten unter Aufsicht spielen, thätig erhalten, aber durchaus nicht, wie das bei so vielen überfüllten Kleinkinderschulen Deutschlands fast zum notwendigen Uebel geworden ist, geschult werden.

Die landwirthschaftliche Schule für Arme verdient nach wie vor als Musteranstalt für Armen-erziehung betrachtet zu werden, obgleich die Sorge für Entwicklung der übrigen Anstalten und für Errichtung einer ähnlichen, von denen ich weiter unten reden werde, gerade im Augenblicke vorzuherrschen fehlen. Meiner Überzeugung nach ist jedoch die landwirthschaftliche Armen- schule wenn auch nicht die wichtigste Anstalt, doch eine mindestens ebenso wichtige und Hofwyl in demselben Maße charakterisirende wie jede der außerdem vorhandenen Anstalten. Ueberhaupt erscheint eine Bildung armer Knaben zur Landwirth- schaft und durch dieselbe als die passendste, welche ihnen nur

gegeben werden kann, und es sollten überall ähnliche Anstalten errichtet werden. Aus Hofwyls landwirthschaftlicher Armen- schule sind schon viele tüchtige Meisterknechte, Lehrer und Vor- steher ähnlicher Anstalten hervorgegangen, obwohl es in ihr, zweckgemäß, durchaus nicht darauf angelegt ist, ein hohes Ziel eigentlicher Schulkenntnisse zu erreichen. Für diese werden nur die von der Arbeit übrigbleibenden Nebenstunden verwendet, und nichtsdestoweniger sind auch in diesen schon gar Manche dazu angeregt worden, sich in den eigentlichen Schulkenntnissen immer weiter und weiter auszubilden, bis sie selbst als Lehrer an Elementar- und Realschulen auftreten konnten. Hofwyls Realschule besitz selbst einige tüchtige Lehrer, welche aus der landwirthschaftlichen Armen- schule hervorgegangen sind. Dies ist der beste Beweis, daß die Art und Weise, wie die jungen Leute zu tüchtigen Bauernknechten zunächst herangebildet werden, keine einseitige, beschränkte, abrichtende und geisttödtende ist. Vielmehr zeigt derselbe Umstand zugleich, wie man die Jugend in und zu einem besondern Berufe erziehen und dennoch geistig erwecken, ja diejenigen, die dazu befähigt sind, über die Schran- ken des besondern Berufs hinaus einem höhern, allgemeineren, selbst wissenschaftlichen Ziele entgegenbilden kann. Interessant und nachahmungswürdig wird sich daher jedenfalls das Beispiel herausstellen, welches Hr. v. Fellenberg mit einer „Landwirth- schaftlichen Erziehungsanstalt für Söhne wohlhabender Bauern und Landwirth“ geben wird. Schon hat er eine halbe Stunde von Hofwyl, auf den sogenannten Rütli-Gütern bei Bollkofen, die erforderlichen Gebäude aufgeführt und die sonst nöthwendigen Vorbereitungen getroffen; und es ist kaum zu zweifeln, daß ihm, dem eine 40—50jährige Erfahrung gerade in diesem Zweige der Jugend-erziehung wie keinem Andern zur Seite steht, gelingen werde, was man in Baiern, Würtemberg und andern deutschen Ländern mit den Landbau- und Landwirth- schaftsschulen anstrebt, ohne schon die gehörigen Erfahrungen gemacht zu haben. Das Nützliche, welches die meisten ähn- lichen Anstalten haben, wenn auch sonst ihre Einrichtung und Führung zweckmäßig ist: daß ihre Zöglinge nämlich in Um- gebungen und unter Einwirkungen leben müssen, die ihren künftigen Verhältnissen ganz unangemessen sind, dieses Nüt- liche wird hier jedenfalls vermieden werden.

Eine weitere Anstalt, welche man in Hofwyl antrifft, ist die sogenannte Mittel- oder Realschule. Sie hat im Wesent- lichen dieselbe Bestimmung wie die ähnlichen Anstalten Deutsch- lands, und sie erreicht in ihren obern Curfen auch ungefähr dasselbe Ziel. Sie bewahrt sich ebenso sehr vor der Einseitig- keit bairischer Gewerbschulen, in denen Zeichnen, Mathematik und alle übrigen Kenntnisse auf ein trauriges Minimum herab- gedrückt, als vor einseitiger Bevorzugung modern-linguistischer Bildung, wie sie Hr. Dr. Rager beliebt. Von neuern Spra- chen wird mit gehörigem Nachdruck Französisch und dann auch Englisch betrieben und dabei die grammatische Methode mit der praktischen, Fertigkeit bezweckenden, in glückliche Verbindung gesetzt. Ein Vortheil, den Hofwyl hier vor andern Anstalten besitzt, besteht darin, daß sich unter den Zöglingen eine nicht unbeträchtliche Anzahl geborener Franzosen und Engländer be- finden, welche selbst in den Spiel- und Erholungsstunden An- laß und Gelegenheit zum Französisch- und Englischsprechen bieten.

Endlich befindet sich in Hofwyl auch eine Bildungsanstalt, welche sich mit unsern Gymnasien, wenn sie nämlich zugleich Erziehungsanstalten sind, vergleichen läßt. Zwar herrschen die alten Sprachen in dieser Anstalt nicht so vor wie auf unsern Gymnasien; man legt es nicht gerade auf Lateinsprechen und Griechischschreiben, wol aber darauf an, eine Gymnastik des Geistes an diesen Unterricht zu knüpfen und die Zöglinge so weit zu fördern, daß sie mit Gewandtheit und Lust die Classi- ker lesen und durch diese Lektüre Geist, Gemüth und Geschmac bilden können. Es werden aber an dieser Anstalt Mathematik und Naturkunde, Geographie und Geschichte und ebenso neuere Sprachen ebenfalls gebührend berücksichtigt und als geistbildende

*) Die nachstehende Mittheilung ist bereits Ende Septembers abgefaßt und noch vor dem Tode des Stifters der Anstalten zu Hof- wyl bei uns eingegangen. D. R. v.

Lehrgegenstände behandelt, und man darf sagen, daß, wer diese Anstalt von seinem 8. oder 10. Jahre an bis zum 18. oder 20. Jahre durchgemacht hat, sich einer wahrhaft liberalen Bildung — das Wort liberal im besten Sinne genommen — rühmen darf. Freilich auf ein Abiturientenexamen ist nicht losgearbeitet worden, und es könnte leicht sein, daß ein Bögling von Hofwyl, wie er geht und steht, wenn er sich vorher nicht noch für ein solches Examen zurecht macht, dasselbe nicht bestehen würde. Aber an wirklicher Geistesbildung, an Geschick, sich einem Fachstudium mit Erfolg zu widmen, selbst ein Gelehrter zu werden, aber auch irgend einen andern höhern Lebensberuf zu wählen und in denselben sich leicht zu finden: darin dürfte ein Bögling Hofwyls, ein solcher nämlich, der den dortigen Bildungsgang durchgemacht hat, gegen unsere, von Examen zu Examen gejagten, fast nur für die Examina lernenden Gymnasialschüler eher im Vortheil als im Nachtheil sein. Der seinen Söhnen eine echt liberale Bildung geben lassen will und hierzu in seiner Familie oder Nähe nicht Gelegenheit hat, der schicke ihn nach Hofwyl, und zwar um so eher, als die Bedingungen, unter welchen in Bildungsanstalten die Erziehung, die sittliche Erziehung der Jugend gefördert werden kann, hier die günstigsten sind. Zuerst kommt die herrliche, gesunde Lage in Betracht, in welcher die durchaus zweckmäßig eingerichteten Gebäude für den Unterricht wie für die Wohnung sowohl der Lehrer als der Schüler aufgeführt sind. Mit diesen günstigen Vorbedingungen verbindet sich dann die musterhafte Lebensordnung und durchaus sorgsame Leitung der Knaben und Jünglinge. Von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr hat jede Stunde, ja jede halbe Stunde des Tages für jeden Bögling ihre Bestimmung, sodas Unterricht, eigene Verarbeitung des Unterrichts, Erholung und Spiel in wohlthätiger Abwechslung aufeinander folgen. Daß es an Unterricht im Rechnen und in der Musik so wenig fehlt als an gymnastischer Übung und der so nothwendigen täglichen Bewegung in freier Luft, versteht sich von selbst. Ebenso ist die Beköstigung eine zwar einfache, aber durchaus vortreffliche und dabei natürlich an feste Zeiten gebundene; die Folge davon ist, daß die jungen Leute alle ein blühendes Ansehen haben. In Bezug auf Erziehung werden die strengsten sittlichen Grundsätze befolgt; die Behandlung der Böglinge ist eine ernste, aber liebevolle, und man sucht Ungehörlichkeiten so viel wie möglich durch Wachsamkeit zuvorkommen oder sie doch gleich im Keime zu ersticken, daher denn Strafen überhaupt, insonderheit aber strengere, nur als höchst seltene Ausnahmen vorkommen. Der Gehorsam, welcher hierdurch erzielt wird, ist nicht jener knechtische und soldatische, den wir in unsern öffentlichen Schulen schon um der Massen willen, mit denen wir es zu thun haben, anstreben müssen; er stellt sich mehr als eine Folgsamkeit dar, welche aus Überlegung und aus der Einsicht hervorgegangen ist, daß es Recht und Pflicht sei, den allgemeinen Geboten der Sittlichkeit, der Ordnung und des Fleißes und den Anforderungen des Erziehers dazu nachzukommen. Die oberste Leitung der Erziehung hat der edle Greis Fellenberg sich selbst vorbehalten, und mit Recht; doch haben die einzelnen Anstalten noch ihre besondern Vorstände und mehrere Lehrer, welche die Erziehung und sittliche Beaufsichtigung der Böglinge zu ihrer besondern Aufgabe sich gemacht haben. So wird es möglich, der Menge Herr zu werden, die übrigens nicht so übermäßig ist. In beiden höhern Anstalten — die Armenanstalt und die Kleinkinderschule ausgenommen — befinden sich durchschnittlich 80—100 Böglinge. Diese sind nun schon in zwei große Hälften getheilt, die dann wieder unter ihren besondern Lehrern und Leitern stehen.

Noch muß ich ein Wort über die religiöse Erziehung sagen, die man in unsern zelotischen Zeiten als eine unchristliche und widerkirchliche hat verdächtigen wollen. Die Sache verhält sich einfach so. Es sind Böglinge aller Confessionen in der Anstalt beisammen, und hieraus folgt von selbst die unab-

weiseliche Aufgabe, daß Alles vermieden wird, was irgend den Frieden, den religiösen Frieden des Hauses stören könnte. Zwar erhalten die Knaben verschiedener Confessionen von Geistlichen ihrer Confession den speciellern Unterricht, und die confirmirten Böglinge werden angehalten, von Zeit zu Zeit den gottesdienstlichen Handlungen ihrer Kirche, wozu in der Nachbarschaft Gelegenheit ist, beizuwohnen, Messe zu hören, zur Beichte und zum heiligen Abendmahl zu gehen; aber daneben ist ein sonntäglicher Gottesdienst für die Anstalt als solche angeordnet, welcher abwechselnd von einem katholischen und von einem protestantischen Geistlichen; aber so gehalten wird, daß dabei nur das Gemeinsame christliche zur Sprache kommt. Was ist nun wol Vernünftiges gegen diese Einrichtung vorzubringen? Oder will Jemand das Gemeinsame christliche aller Confessionen leugnen oder behaupten, dasselbe sei nicht reich und tief genug, um wahrer Andacht, Erbauung und Stärkung zu allem Guten immer neue Lebenskraft zu verleihen? Willt Ihr, es wären überall von Staats wegen solche gemeinschaftliche Andachten angeordnet neben den sonderchristlichen Gottesdiensten! Sie wären das beste Mittel gegen den confessionellen Haß, der überall wieder angeführt und, wenn man nicht ernstliche Maßregeln gegen den Unfug ergreift, nur zu bald zur verderblichen Flamme auflodern wird. Nein, gerade um dieser vernünftigen, wahrhaft christlichen und gottgefälligen Hervorhebung des Gemeinsamen christlichen neben dem Confessionellen, dem sein Recht dadurch nicht verkümmert wird, verdient Hofwyl doppelte Anerkennung, und gerade darin stellt es, wie in so manchem Andern, ein Musterbild auf, welches überall nachgeahmt werden sollte.

15.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman von Horace Smith. Horace Smith, durch seinen Roman „Brambley House“ und andere als geschickter Romancier bekannt, hat in „Arthur Arundel; a tale of the English revolution“ (3 Bde., London 1844) jene Geschicklichkeit neuerdings und in hohem Maße bewährt. Bedeutende Geschichtsstudien müssen vorausgegangen sein. Man sieht das an der Leichtigkeit, mit welcher die Hauptpersonen in die Ereignisse verflochten werden. Da ist nichts Verbeizogenes, nichts Gezwungenes. Wie die Geschichte fließt, so der Verf. Auch reden und handeln seine Personen wie wirkliche Menschen und unterscheiden sich voneinander, wie das im Leben der Fall ist. Jede hat ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Fehler und ihre Tugenden. Keine ist vollkommen, und das ist schon ein Bürgen für die geschichtliche Wahrheit. Arthur Arundel ist einer der besten Romanhelden, die je gezeichnet worden sind, Rathilbe, seine Geliebte, ein schönes, stolzes Mädchen und doch ganz Zartheit und weibliche Milde.

Eine Schrift für die Jugend von Marryat.

Es fehlt der englischen Literatur nicht an vortrefflichen Schriften für die Jugend. Aber unerwartet ist die Bemerkung derselben durch Captain Marryat in dessen: „The settlers in Canada“ (2 Bde., London 1844). Auch Erwachsene werden das Buch mit Vergnügen lesen. Doch geschrieben und besonders geeignet ist es für „junge Leute“. Es erzählt in wahrhaft graphischen Schilderungen die vielen Zufälligkeiten, denen die ersten englischen Colonisten in Canada ausgesetzt waren, zu einer Zeit, „wo noch keine Dampfschiffe den Strömungen und Untiefen trotzen, wo die Indianer Ober- und viele Theile von Unter-Canada inne hatten und wilde Thiere der gefährlichsten Art jede Niederlassung bedrohten“. Der Faden, an welchen die Ereignisse gereiht sind, ist die Geschichte eines mit seiner Familie dahin ausgewanderten Engländers, Namens Campbell, der am See Ontario erst sein Bett aufschlägt, dann seine Hütte, später sein Haus baut.

16.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Die Universität mit ihren 18 trefflich besoldeten Professoren und 600 Studenten ist eine schöne Probe von Dem, was auch ein armes Land vermag, wenn der Nationalwille sich auf einen Punkt gemeinsam richtet. Freilich sieht es mit der deutschen Philosophie, die nur einen einzigen Lector hat, der Hegel für einen Narren erklärt, übel genug aus. Im Übrigen ist das Unterrichtsweisen im ganzen Lande völlig frei, wie der Verf. behauptet, weil ein freies Volk in dieser Beziehung keiner Leitung durch die Regierung bedarf! Aber auch hier schließt der Verf. übereilt. Denn wenn der Norweger im Ganzen genommen überall die genügende Schulbildung bekundet, so ist dies wieder mehr im germanischen Blut, in der Einsamkeit des Landes, in seinem langen Winter, wo der Vater den Sohn belehrt, zu suchen, als in jener Freiheit, die z. B. in Spanien und in Italien die Wirkung haben müßte, daß die Volksstände ohne allen Schulunterricht erwachsen. Von fast allen gebildeten Norwegern wird das Deutsche wenn auch nicht gesprochen, doch verstanden; die Volkssprache ist fast ganz das Dänische, nur stärker und härter betont; im Gebirge herrscht dagegen der uralte Dialekt, den Städtern selbst unverständlich.

Die Abhängigkeit Norwegens von der Industrie des Auslandes ist ein schwerer Vorwurf für das Volk. Ganz Nordland erscheint wie eine Commandite von Hamburg, das ihm Rock und Hemde, Hut und Mütze, Mobilien, Hammer und Art, kurz was nur zur Lebensnothdurft gehört, Jahr aus Jahr ein zusendet, und dessen Probe- und Musterreiter von Stavanger bis Hammerfest und von Bergen nach Friedrichshall das Land durchstreichen. Norwegen ist überhaupt das Land der Commis voyageurs; denn der Geschäftsfreund des hamburgischen Handelsheeren in Bergen, Drontheim, Christianfund hat wiederum seine Commis voyageurs, die bis in die Finnmarken und bis in die Klippenwüste des Polarfreies dem einsamen Kaufmann an den Fjords seine Waaren anpreisen und zuführen, für die jener sich mit Fischen und Thran bezahlt macht. Nichts natürlicher

bei dieser Lage des Verkehrs und der Nothwendigkeit eines langen Credits, als daß alle Erzeugnisse der Industrie in ungemein hohen Preisen stehen und daß Norwegen ein sehr theures Land ist. Verwaltung und Rechtspflege sind so einfach geordnet, wie es den patriarchalischen Zuständen des Landes entspricht. Die 17 Ämter des ganzen Landes stehen unter ebenso vielen Amtleuten, die neben der Civilverwaltung zugleich die Gerichtsprocuration führen. Unter ihnen stehen 45 Bögte. Die Vogteien zerfallen in Kirchspiele, deren jedes einen Lensmann an seiner Spitze hat, oft die einzige obrigkeitliche Person auf viele Meilen umher. In den Städten ist ein Byvoget Policeichef, Bürgermeister und Richter erster Instanz zugleich; neben ihm in größeren Orten ein Steuerdirector. Die Justiz verwaltet zunächst ein Landgericht, oft aus dem Sørenscrifer (geschworener Schreiber) allein bestehend. Die Sørenscrifer sind die Angel der Verfassung; ihr Ansehen, ihr Gehalt ist bedeutend und erhebt sich meistens bis auf 3—4000 Species. Das Storting zählt immer eine Anzahl derselben unter seinen Mitgliedern. Falsen, der Entwerfer der Verfassung, Präsident des Storting, später des höchsten Gerichts, war Sørenscrifer; die ersten Redner des Storting, Sørensen z. B., sind gewöhnlich solche geschworene Schreiber, deren es 66 im ganzen Lande gibt. Über dem ersten Richter steht das Stiftsgericht, meistens von drei Beisitzern gebildet; die dritte Instanz macht das höchste Gericht in Christiania, zugleich oberster Criminalhof. Für die beiden ersten Instanzen ist Mündlichkeit und Öffentlichkeit Princip; auf dem Lande wird gewöhnlich zwei oder drei Mal im Kirchspiel, meist im Pfarrhause, Gericht gehalten; die Geistlichkeit aber hat ihren überwiegenden Einfluß dazu benutzt, sich einen privilegierten Gerichtsstand zu erhalten.

In Norwegen sind Kaffeehäuser, Clubs, öffentliche Vergnügungsorte in entschiedenem Miskredit; sie zu besuchen, beschädigt den Ruf. Selbst die Hauptstadt hat daher kaum ein paar Conditoreien als Anstalten dieser Art aufzuweisen. Dagegen besitz Christiania ein stehendes Theater, das fremde Schauspieler und Operisten ausbeuten. Die Geselligkeit ist einfach, höflich, treuherzig; jeder fremde Gast empfängt sein „Willkommen in Norge“ in einem vollen Glase. Schmausereien zwar

sind selten; allein man liebt zu trinken, und meist auf englische Art. Köstlich sind die Umgebungen Christianias, der Blick vom Eggeberg, etwa 500 Fuß hoch, über Stadt, Hafen und Fjord, der Blick auf die 1200 Fuß hohen Felsenlehnen umher mit weißen Sennhütten auf ihren Gipfeln. L. v. Buch hat diese Aussicht mit der des Comersees verglichen, ein Urtheil, dem der Verf. nicht beistimmt. Die braunen Sneusfelsenlager, das dunkle Grün der Tannen, die aus ihren Rissen empor-schießen, der dunkle Fjord selbst bedingen einen andern landschaftlichen Charakter.

Von diesen Reizen scheiden wir, um uns mit dem Reisenden durch Tellemarken in die Einsamkeiten der hardanger Gebirge und zu den Naturwundern, die sie enthalten, zu wenden. Wir müssen es ihm vorweg zum Ruhme nachsagen, daß er sich die Vereisung dieses geheimnißvollen Felsenlandes nicht leicht gemacht hat. Ohne Mühe und Anstrengung, Entbehrung und Noth zu scheuen ist er zu Allem vorgebrungen, was eine vollkommene Kunde des Landes zu sehen nöthig machte. Er hat mehr gesehen als andere Reisende, und fürwahr mit gutem Humor, ja mit Lust nicht geringe Schwierigkeiten überwunden und nicht geringe Entbehrungen ertragen. Von den Fjorden und Wiken her (daher Wikingen) hat er es nie gescheut, unwegsame Felsgebirge mühevoll zu ersteigen, in Sturm auf gebrechlicher Barke, schwer gefährdet, seine Wanderung fortzusetzen, Sumpfmoores auf Fjellen zu durchwandern, um zu seltenen Naturscenen zu gelangen. Er wurde meistens reich belohnt.

Die meisten Reisenden gehen von Christiania auf der besten Straße des Landes in Carriolwagen in sechs Tagen am Mjösensee hin und durch Guldbrandsdalen und das Dovregebirge u. s. w. nach Drontheim und haben dann, so meinen sie, Norwegen gesehen. Nicht so der Verf. Sein Reiseplan geht durch die hardanger Gebirge nach Bergen-Stift, dem Lande der Wasserfälle, der Gletscher, der größten Naturwunder. In Norwegen gibt es keine Diligenzen und Schnellposten; die gewöhnliche Reiseart ist die mit dem Schußbenden, Postbauer. Im ganzen Lande haben nämlich die Gemeinden die Pflicht, den Reisenden weiter zu schaffen (schüssen, altddeutsch), sei es zu Wagen, zu Boote oder mittels Führer zu Fuß. Wo irgend möglich, ist der Skyds (Post) eingerichtet, und von Meile zu Meile wohnt ein Skydsstuffer, der diese Post beschafft. Er ist zugleich Gjestgiver (Gastwirth) und hält das Schußbuch. Drei Stunden muß der Reisende gefesselt warten; darüber, kann er klagen; sendet er Vorboten, so erfolgt seine Abfertigung rascher, aber die Reise wird um das Doppelte theurer. Im Ganzen genommen ist auch der gewöhnliche Skyds theuer; man bezahlt etwa 32 Schillinge (etwa $\frac{1}{2}$ Thlr.) für die norwegische Meile (anderthalb deutsche). Das Carriol ist meistens ein bloßes offenes Holzgestell auf zwei Rädern, in dem man, ohne die geringste Bequemlichkeit, von den unermüdlichen kleinen gelben norwegischen Pferden stete Felsstraßen adwärts über Steingerölle hin im Galopp ge-

schleudert wird. Eine solche Reise ist etwas Anderes als eine Fahrt im Schnellpostwagen. Der Weg von Christiania nach Grogelven führt anfangs an dem Fjord hin; dann wendet sich die Straße steile Höhen hinauf durch Tannemoäder nach Bärum hin. Unzählige rauschende Wasserstürze, welche Mühlen treiben, kündigen schon hier die Natur des Hochgebirgs an. Der berühmte Felsenvorsprung von Ringerige, 1500 Fuß über dem Tyrfjord steil erhoben, gewährt ganz die Überraschung, wegen derer er in verdientem Ruf steht; lieblich, mild, fruchtbar dehnt sich die Landschaft bis zu den ewigen Schneefolossen hin vor ihm aus. Über den Holsfjord, in dem der Heimstringla zufolge König Halfdan mit allen seinen Leuten ertrank, geht es nach Sundsvolden mittels des Wasserschuß, der ganz wie die Landpost eingerichtet ist. Bald zeigt sich der mit mächtigen Holzblöcken ganz erfüllte Drammen. Jenseit liegt das schöne Thal Rodum, mit dem berühmten Hühnevoss (Wassersturz) und den Fabriken von Blaufarbe, die dem berliner Banquier Benedek v. Groditzberg gehören. Drammen selbst besteht wie die meisten Fjordstädte aus einer langen, schmalen Straße, von 8000 Einwohnern bewohnt. So rauh und wild die Gegend von Hongsund erscheint, so fällt das Thermometer, wie größtentheils in Norwegen, doch nicht so tief als wir glauben. Überall ist der Winter mehr durch seine Dauer als durch tiefe Temperatur lästig. In Christiania beträgt die mittlere Temperatur 5° R., in Berlin 6 $\frac{1}{7}$ und selbst im höchsten Norden, auf Mageröe, in Tromsöe, hart am Nordcap, fällt das Thermometer in der Regel nicht unter 12—15 Grad; aber freilich gibt es auch Localitäten, wo 30 Grad Kälte nichts Seltenes sind. Das Meer und die Barken der Fjords sind stets offen; Frucht bäume tragen bis zum 64. Grad reife Früchte, Gerste gedeiht bis zum 70. Grad, und in Tromsöe (70°) blühen Heseda und Rittersporn. Mit dem 70. Grade schließt die Vegetation, die Birke wird Zwergstrauch, die Fichte schleicht am Boden hin, und in Hammerfest, 71 Grad, wird mit Mühe die Kartoffel zur Blüte gebracht. Mild ist besonders Drontheim, wo unter 63° 15' eine Kälte über 12 Grad selten ist. Hierin mag es liegen, daß man in ganz Norwegen die Hülfsmittel vermißt, die selbst Deutschland gegen den Winter besitzt, doppelte Fenster und Thüren, Windöfen u. s. w.; man hat dort nur eiserne oder die alten Öfen ohne Züge.

In einem finstern Thalkessel liegt das silberreiche Kongeberg zwischen Felsen von Hornblendeschiefer. Das Bergwerk stand 1820 zum Verlaufe; der Staat foderte 73,000 Species; Hr. Benedek bot darauf, da zeigte sich plötzlich eine reiche Ader, die mit einem einzigen Schuß 2050 Mark gediegenen Silbers darstellte; die Verhandlungen gingen zurück; der Ertrag hob sich von 2000 auf 7000 Mark und betrug 1840 30,000 Mark, und der reine Überschuss ergab 200,000 Species, mit fortwährender Zunahme. Nahe dabei ist der prächtige Labrosfall. Hier ist der Sitz des großartigsten Holzhandels im Lande; dagegen ermangelt Norwegen gänzlich der Steinkohle, dem

Auffschwung der Fabrikation so unentbehrlich. Mit dem Eintritt in die hardanger Berge vereinsamt das Land mehr und mehr. Die Gaards (Höfe) trennt ein immer weiterer Zwischenraum. Diese Gaards, die Sitze der Edelbauern, bestehen meistens aus mehreren Gebäuden, Wohnhaus, Vorrathshaus, Gasthaus, und gleichen den deutschen Rittergütern im Kleinen. Ordnung und Wohlstand gehen mit patriarchalischer Sitte, Bildung der Bewohner, die ihre Rechte kennen und vertreten, Hand in Hand; die Tracht ist malerisch, der Menschenschlag kräftig und schön; in den Wohnungen wird mit hardanger Decken und Pelzwerk ein statlicher Luxus angetroffen. Das schwertartige Messer, das kurze, weisse Beinkleid und die grüne Jacke stehen dem jungen Landmann trefflich; ganz Norwegen aber trägt die rothe elberfelder Wollmütze. Unermessliche Porphyrlager umgeben Volkesjøe, von wo der Weg nach Graver am Tindsee führt. In dieser Wildnis haufen Luchs und Bär; es ist das Land der Riesensagen und der zauberkundigen Kinder der Nacht, die Thor's Hammer erschlug; die zerklüfteten Felsenrümer gelten für Stütze ihrer Wehrungen; ein wol 1000 Fuß hoher Felspalt entstand, als ein Riese mit dem einen Fuße ausglitt, da er über den Tindsee schreiten wollte, und bildete jene unheimliche düstere Gasse zwischen 3000 Fuß hohen Felsen. Ein riesiger Menschenschlag umwohnt noch heute diesen See. Schon hier beginnt die einzige Nahrung der Menschen in Glabdrød, Haferbrot, einem faden und zähen, ungenießbaren Gebäck, und aus Milch zu bestehen; höher hinauf, in den Seterhütten (Sennen) wird selbst dies zur Seitenheit, und Milch und Trockentäse, übel und schmutzig zubereitet, bilden die einzige Nahrung. Oben auf der Felsenkette zeigte sich zum ersten Male der riesige Gauksa - Gipfel in Pyramidengestalt; mit seiner Doppelspitze die höchste Erhebung des hardanger Gebirgs. Weiter hin in Ingolfslund, seinem Gaard, wohnt noch heute der von Steffens in den „Vier Norwegern“ gezeichnete Eistein Hansen, den zu besuchen eine Gewissenspflicht jedes literarischen Reisenden geworden ist; sein Sohn Torkel diente den Reisenden als Führer. Der alte Eistein gilt noch jetzt für einen starken Mann; aber Steffens hat ihn idealisirt; sein Ruf ist eher der eines alten Schlaupops, der seinen Vortheil zu wahren weiß, obwol er kein reicher Mann ist. Der ungeheure Felsen, aus dem Norwegen besteht, zeigt seine Natur nirgend deutlicher als in der Nähe der Gauksa, ein Chaos übereinander gestürzter Felsblöcke. Zerklüftung, furchtbare Schuttfürze, Felsstrümmen umgeben ihn, und das ganze Hochland besteht aus solchen. Und dennoch — keine Spur vulkanischer Bildung, kein Basalt, kein Trachyt, keine Erinnerung eines Erdbebens, als im höchsten Nordland. Mit Recht ist die neueste Geologie von der Annahme einer oder einiger großen Revolutionen zurückgekommen und stützt sich mehr auf innere Erhebung und auf eine Reihe von Verwandlungen durch Wasserdurchbrüche, Zusammensturz in Folge von Durchsickerung u. s. w. Mit dieser Annahme würdigt sie das Alter

und die nie endende Geschäftigkeit der Erde besser als die frühern Hypothesen thaten.

Hier nun beginnt das Land der Wasserfälle. Von allen Seiten stürzen sie als Cascaden, als Bogenfälle, als Schaumbäche von den Felsenwänden hernieder und durchtönen mit ihrer Donnerstimme das ewige Schweigen dieser starren Natur. Der Rjukan, von der Maanelf gebildet, macht seine Rauchsäulen eine Stunde weit sichtbar: es ist eins der herrlichsten Naturschauspiele, wie der Strom 480 Fuß hoch in einen Kessel daniederstürzt, aus dem er in Dampf wirbeln wieder emporwacht. Der Verf. gibt eine lebensvolle Schilderung davon und erzählt die Marien-Sage, die sich an ihn knüpft. Die Beschwerden der Reise wuchsen von hier an mit jedem Schritt; mühsam wurden die Seterhütten aus losen Steinen erreicht, in denen die rüstigen Sennerinnen und die Kinder der Herdenbesitzer den Sommer in einem traumähnlichen Zustande verbringen. Aber bis hierher bringt in Norwegen der Trieb und die Macht der Bildung, und diese Kinder der Wildnis können nicht bloß lesen, sondern fühlen auch den Drang dazu. Im Übrigen aber ist die Natur auf das höchste Maß der Einfachheit der Bedürfnisse zurückgeführt. Wir wissen schon, daß der Verf. geneigt ist, alle diese Verhältnisse im besten Lichte zu sehen. Allein, wie kommt es denn, daß das menschenarme Norwegen im Jahre 1843 über tausend Menschen durch Auswanderung verlor? Bis zum Mjösband folgte ein höchst beschwerlicher Sumpfweg, wie sie auf den Hochebenen der Fjellen häufig angetroffen werden. Die Birke war schon längst zu lästigem Gestrüpp geworden, denn dieser Baum geht nicht aus, wie die Lanne bei 3000 Fuß Höhe und die Fichte etwas später, sondern er setzt sich als Strauch fort, als Zwergbirke. Oft saßen die Pferde darin wie angekettert fest. Endlich zeigte sich der dunkelwellige See Mjösband, zwischen nackten Fjellen; ein einziger Hof Waage am Ufer, mit kleinen Ackerstücken voll Gerste umringt. Der Name des Gaard dient in Norwegen zugleich als der der Familie; heißt das Gut z. B. Møen, der Besitzer Niels Herbrand, so nennt sich der Mann Herbrand Møen; sein Sohn nennt sich dann etwa Gullik Nielsen Møen, und der Enkel vielleicht Olaf Gulliksen Møen u. s. w. Ein leeres Boot führte die Reisenden über den See. Wilde Querthäler, oben in Schneefelder ausgehend, öffneten sich auf den See. Beim Thal von Lie begann die Reise über die Eisfelder des hohen Grats, hinüber auf die Westseite des Gebirgs. Eine graufige Natur umgab die Reisenden nun von Argehovd, der letzten bewohnten Stätte, ab. Bis zur nächsten festen Menschenwohnung in Röllbal waren drei Tagereisen. Sobald die Quenna überschritten war, begannen langgestreckte Felsenmauern, mit breiten Flächen, den Gesichtskreis zu füllen; diese Mauern mußten erklimmen werden, um im Sturm und Regen zu höhern Mauern emporzukriechen; eine verschlagene Jägerfamilie gewöhnte Obdach. Wilde, schreckliche Zertrümmerung führte zu Schneefeldern, auf denen das wilde Rennthier in Herden haust. Der Grat des har-

danger Gebirgs besteht aus blauem Thonschiefer, in unzählige Splitter verwittert. Merkwürdig ist das gänzliche Fehlen der Gletscher, während die anstoßenden niedrigeren Folgefonden ungeheure Gletschermassen tragen. Endlich war die Wasserscheide überschritten, der Westen that sich auf und senkte sich, Thal auf Thal folgend, nach dem Meere hinab. Eine verlassene Felschütte nahm die Reisenden auf. Am nächsten Tage ging es durch Bivasdalen, Balbalden und Rölldalen stufenweise niederwärts. Sennhütten erscheinen wieder, jubelnd begrüßt nach langer Entbehrung: aber erst Rölldalen hat wieder feste Wohnsige. Hier fielen die Wasser abermals in Fülle nieder und der Navlovos bietet einen herrlichen Anblick. Ein Zeichen der Christenheit erscheint, eine kleine Kirche, ein Posthaus folgt, und die Reisenden sind dem Menschenverkehr zurückgegeben; ja, grobe Malereien an den Thüren der Hütten sprechen schon wieder von Kunsttrieb und Zierde des Daseins. Die Ankunft der Reisenden war ein Fest für die Bewohner von Rölldalen, die jene bestaunten und neugierig-gutmüthig mit ihnen weiter zogen. Ein furchtbarer Bergpaß führt abermals nach Saalgstad am Syrfjord, noch einmal bis an den ewigen Schnee reichend. Das Niedersteigen ist ungemein romantisch; der Wanderer hängt Tausende von Füßen über dem schmalen Fjord, neben ihm stürzt der 800 Fuß hohe Lilingevoß nieder; endlich erreicht er Hilbalden, das ein Damm (Eide) vom Salzwasser trennt, denn bis hierher dringt die Flut und die Ebbe des Meers. Ein wunderbar schöner Menschenschlag, Kraft mit Grazie paarend, schwarz von Augen und Haar, Musterbilder männlicher Schönheit, umwohnt die höhern Theile des Syrfjord bis Dtte hin. Gegenüber ragt der Regneknuten 5200 Fuß hoch den Rücken mit Gletschern bedeckt, die sich durch Folgefonden fortsetzen. Nun folgt ein liebliches Thal dem andern, die Vegetation, der Anbau wächst, und in Ullensvang prangen riesige Kirschbäume mit Früchten, so nahe an den Gletschern, daß man die Steine der Früchte auf diese schleudern kann. Von Utne aus wurde der berühmte Böringervoß besucht, von dem wir eine malerische Schilderung erhalten, an welche sich ein reizendes Rundgemälde des lieblichen Eissjord anschließt, bei dem die norwegische Natur ihren vollen Reiz entfaltet. An den Seen von Voss und Evanger geht es nun nach Bergen hin. Fels und Meer gehen hier überall die merkwürdigste Verbindung ein, und das überraschte Auge erblickt oft plötzlich ein Meerschiff mit vollen Segeln, da wo es einen felsumringten Binnensee vor sich zu sehen meint. Endlich ist Bergen erreicht und mit Mühe der einzige Gasthof, das Hôtel d'Angleterre, entdeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Über Thiers' Revolutionsgeschichte.

Es ist in der That merkwürdig, wie sich unser verständiges, allwissendes und zugleich doch so ehrliches und leichtgläubiges

Publicum imponiren läßt. Mit welcher Uagebuhl wurde der „Ewige Jude“ erwartet. Und wenn der poetische Messias in Person erschiene, er könnte mit keinem größern Jubel begrüßt werden als die ersten Capitel dieses Romans. Hatten doch die lärmenden Lobposaunen in Paris im Voraus auf dieses neue Geistesproduct die Aufmerksamkeit rege gemacht. Man vertraute sich geheimnißvoll die ungeheure Summe, die Sue für sein ungeborenes Geisteskind erhalten sollte, und flugs stürzten sich die zahllosen Übersetzer auf dieses neue Wunderwerk, wie wenn sie Theil haben wollten an dieser reichen Beute, die für unsere beschränkten Schriftstellerbegriffe an das Fabelhafte streifte. Unverwandten Blickes schäuen wir nach den neuen Erscheinungen der ausländischen Literatur und reiben uns vergnügt die Hände über unsere vertraute Bekanntheit mit fremden Verhältnissen. Aber doch wie so manches Meisterwerk, das mit viel größerm Rechte als die ephemeren Erscheinungen der Tagesliteratur dem deutschen Publicum mündgerecht werden könnte, bleibt unbeachtet wie ein unbekannter Schatz. Manche derselben finden erst spät, wenn sie in andern Ländern längst Gemeingut der Nation geworden sind, die gebührende Würdigung, und dies geschieht meistens erst, wenn unsere politischen Blätter mit ernster Miene Lärm geschlagen haben. Dieses schon oft gesehene Schauspiel erneuerte sich jetzt wieder in Bezug auf die Anerkennung der literarischen Verdienste von Thiers. Als gewandter Staatsmann mit wandelbarer Proteus-Natur ließ man den kleinen Mann längst unter den ausgezeichneten Köpfen Europas gelten; aber seine bedeutungsvolle „Histoire de la révolution française“ hatte bisher in Deutschland nur einen kleinen Lesekreis gefunden. Und doch ist diese Geschichte, von der bekanntlich ein englischer Staatsmann gesagt hat, es sei eine illustrierte Ausgabe des „Moniteur“, wenn auch nicht ein unvergängliches Meisterwerk, doch jedenfalls eine der wichtigsten Erscheinungen, welche die gesammte Literatur der Tagesgeschichte aufzuweisen hat. In Frankreich sind viele Tausende von Exemplaren selbst in die niedern Kreise der Gesellschaft gedrungen, eine Ausgabe folgte der andern, und doch machen ihnen Nachdrücke aller Art den Markt streitig. Unter diesen Umständen war es allerdings zu verwundern, daß von diesem glänzend geschriebenen Werke nur eine und noch dazu nicht sonderlich gelungene Bearbeitung in unserm vielübersetzenden Vaterlande existirte. Aber siehe da, kaum haben unsere politischen Zeitungen über die nahe bevorstehende Erscheinung der Fortsetzung dieses Geschichtswerks, über die kolossale Summe, die der Verf. dafür erhält, über die Gespanntheit, mit der man dieses neue Werk seiner Feder in Frankreich erwartet, förmliche Bulletins ausgegeben, so spizen unsere fingerfertigen Übersetzer ihre Feder und fallen nun in Erwartung des neuen über das ältere Werk, um dasselbe als etwas ganz Neues aufzutischen. So kommt es denn, daß mit Einem Male drei deutsche Ausgaben dieser Revolutionsgeschichte, welche Kennern der französischen Literatur schon längst lieb war, von verschiedenen Seiten her geliefert werden. Wie viele Übersetzungen werden wir nun erst von dem Werke erhalten, von dem unsere Tageblätter nun schon so unendlich oft geredet haben!

17.

Ludwig Philipp in England.

Der Besuch des Königs Ludwig Philipp in England hat auch zu einer neuen und illustrierten Ausgabe des rühmlichst bekannten Werkes: „Life and times of Louis Philippe, King of the French, by the Rev. G. N. Wright“ (London 1844). Veranlassung gegeben. Die trefflich ausgeführten Stiche illustriren einige der merkwürdigsten Scenen aus dem vielbewegten Leben dieses „Odyßeus der neuern Regenten“. Außerdem hat der Verf. die Gelegenheit benutzt, eingeschlichene Irrthümer zu berichtigen. Eine weitere Bereicherung soll ein Bericht über den Besuch der Königin Victoria in Eu sein.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Sonntag,

Nr. 12.

12. Januar 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Im zweiten Bande gibt der Verf. ein farbenreiches Bild der ersten Handelsstadt von Norwegen. Auch Bergen, obwohl neuer und herrlicher gebaut, ist eine Stadt ganz von Holz, in Einrichtung und Sitte den Geist einer deutschen Colonie verfländend; es ist ein zweites, kleineres Hamburg, nur daß öffentliche Vergnügungen hier weniger beliebt sind als dort und Form und Art des Lebens in Deutschland etwa vor 80 Jahren zurückspeigeln. Handelsfinn und Handelsinteressen beherrschen die Bevölkerung, obwohl die Buß vergöttert wird und die Stadt ein Theater unterhält. Alles in Bergen ist Fischhandel, der mit dem Schmutz, der an ihm haftet, den Gerüchen, die ihm eigen sind, und dem beständigen Regenwetter, das hier herrscht, weder eine heitere noch eine reinliche Stadt entstehen läßt. Nach Bergen kommt der Süden, vom Cap Vincent bis zum Cap Spartivento, um sich mit Stockfisch zu versorgen, der in endlosen Haufen Straßen und Plätze füllt. Hier findet die Nordlandflotte ihren Markt, wenn sie mit Millionen von Pfunden gefangener Fische beladen von den Kosoden herabkommt, in ihren seltsam gestalteten Fahrzeugen. Von dem Umfange, der Größe dieses Fischhandels ist unter uns wenig bekannt. Wie wunderbar aber ist der dunkle Trieb, vermöge dessen der Hering dreimal im Jahre aus der Tiefe des Meeres an die Oberfläche heraufkommt, sich millionenweise in ganzen Bänden, hundert und mehr Klafter hoch, in die Fjorde drängt, sich hier zu Millionen fangen läßt, während sein Erbfeind, der Walfisch, sich quer vor den Ausgang der Fjorde lagert, wie ein ungeheurer Schäferhund Wache hält, dem Menschen dienend und so das ganze Land mit Nahrung versorgend. So unermesslich ist die Menge dieses Fisches, daß Bergen allein über 300,000 Tonnen davon jährlich ausführt, während Walfische, Delphine, Schellfische, Möven, See- raben und Fischadler andere hunderttausende verschlingen, und andere im Seebunge ersticken. Die Norweger sind leidenschaftliche Fischer; so mühevoll dieser Beruf, so arm er seinen Mann erhält, kein Fischer verläßt sein Boot, wie kein Cenner seine Alp verläßt. Hunger und Liebe halten immer noch die Welt zusammen! In Norwegen ist

das Leben fast aller Classen ein beständiger Kampf um das Dasein; aber das Land weiß keinen Bettler auf, wie arm der Hirt und der Fischer in ihm auch sei. In Bergen, das außer dem Thurne der Dyuve keine historische Sehenswürdigkeit besitzt, trifft der Verf. neben Die Bull auch Dylenschläger, und Christie, den scharfsinnigen Urheber der Freiheit seines Vaterlandes, jetzt Steuerdirector in Bergen. Hier ist eine Bank, deren glänzende Verhältnisse zur Erörterung des Finanzsystems Anlaß geben, das allerdings den Leuten des Staats zu großer Ehre gereicht. Als Norwegen sich von Dänemark trennte, war es von einer Staatsschuld von mehr als 5 Millionen bebrückt, hatte 2½ Millionen an Dänemark zu zahlen, und sein Papiergeld war ohne Werth. Jetzt ist die Schuld zur Hälfte getilgt, Dänemark längst abgefunden, die directen Steuern sind gänzlich abgeschafft, die Staatseinnahme hat sich mehr als verdoppelt (2½ Millionen Species), die alten Bankettel sind eingekauft, und die Aktien der neuen Bank stehen 150 Procent und gewähren 7½ Procent Dividende. Das vermochte ein armer Staat mit Klugheit und rebellischem Willen, von der Ungunst des Klimas hart gedrückt und mit wenig natürlichen Hilfsquellen ausgestattet! Die Frage, ob ein Staat ohne directe Steuern bestehen könne, scheint hier gelöst zu sein. Scharf und rein steht der Protestantismus in Norwegen da; er trägt den eifrigen Bemühungen des Ultramontanismus und wird ihnen trogen, wie den Versuchen der Juden, festen Fuß zu fassen. In Norwegen glaubt Jedermann an die Bibel und ihre protestantische Auslegung noch so fest wie in Deutschland vor 100 Jahren.

Man hat häufig gefragt, ob es möglich sei, daß Norwegen seinen Getreidebedarf selbst produciren; der Verf. verneint diese Frage, obwohl der Getreidebau im Zunehmen begriffen ist. Das Klima — die eisernen Augustindichte — und das Obelrecht stehen ihm entgegen. Das letztere ist sehr beschränkt worden, und Grund und Boden ist nicht mehr wie sonst unverkäuflich; allein noch jetzt kann der Verkäufer fünf Jahre lang den Kauf rückgängig machen. Jenseit ist fast aller fruchtbare Acker Gemeindegut, von dem jeder Bauer der Reihe nach den Ertrag für sich bezieht. Es ist die Gleichheit hergestellt, welche trübsinnige Communisten für den Grundpfeiler des Volks-

glücks ausgehen — der Erfolg ist die Vernachlässigung des Bodens! Im J. 1835 gab es in Norwegen 105,000. Landeigenthümer und Pächter, und der Bodenwerth wurde auf 64 Millionen Species geschätzt; er hatte sich in 37 Jahren verdoppelt. Dennoch bedarf das Land einer jährlichen Einfuhr von ungefähr 1 Million Tonnen Korn.

Der Verf. wendet sich nach Drontheim. Im reichen Thale von Voss erfreut eine wilde Alpennatur das Auge; Kornfelder und Höfe folgen sich in dichter Reihe. Von Staleim stürzt der Weg wieder wild und schroff in den Sognefjord hinab. Über dem schauerlichen Narroethal erhebt sich 3000 Fuß hoch der Jordans-Raten, von Sturzbächen umringt. Von hier wird der wilde Fillefjellen erstiegen. Am Sognefjord spielen die alten Heldenfagen, die Frithjofsfage; hier schatten noch heute die heiligen Haine, und viele Bautausteine zeugen von der alten Kraft. Liebliche Thäler münden in den wilden Fjord, einst Sitze und Reiche der alten Könige, an deren Platz jetzt Kaufherren, Proprietäre und Pfarrer getreten sind. Die alte Kirche von Urnaes hat Dahl abgebildet; in der Umgegend christete Olaf Trygvesson die Unterthanen Hakon's, der sie mit dem Schwerte in der Hand den alten Göttern zu opfern zwang.

Dicht am Sognefjord steht ein uralter Bautaustein, dessen Lage am Wasser die Hypothese von der Erhebung des Bodens in Norwegen Lügen straft; die Erhebung der schwedischen Küste ist außer Zweifel gestellt; um so merkwürdiger ist es, daß Norwegen an derselben nicht Theil nimmt. Von Jostedal aus beginnt die Erstiegung der Fokale, der höchsten unter den norwegischen Gebirgen, zugleich aber der kürzeste Weg nach Guldbrandsdalen und Drontheim. Die Thiere schwammen durch den Fortunell und stiegen das jähe Fortunthal hinauf; oben in Optun zeigten sich die Vorberge der Felsenriesen, die Jotunfjellen, der eigentliche Knoten der skandinavischen Gebirge, eine Hochfläche 50 Meilen lang, größtentheils unter ewigem Eise begraben. Aus dieser Fläche steigen Gletscherriesen und schwarze Felsenmassen wie Inseln empor, wo nur der Farnarant (Schneesturm) heult und die Lawine kracht, und die selbst der Jäger flieht. Dies ist das Hochgebirge Norwegens, den Alpen, den Apenninen, den Pyrenäen ganz unähnlich. Über diese Hochfläche ging des Reisenden Weg. Unter den höchsten Linden nimmt der Goldhüpfen, 8300 Fuß hoch, gewiß einen der ersten Plätze ein; noch höhere sollen tiefer an der Lera und am Bissel liegen. Unzählbar sind die Gletscher, die in ihrer Menge und Größe nur von Jostedals Eisbräen und den Helgelandgletschern in Nordland übertroffen werden. Endlich wird der Anfang von Beverthäl erreicht, und rasch stürzt sich nun der Pfad nach Guldbrandsdalen nieder. Man erkennt dies an der abscheulichen Tracht der Bewohner, die in einem Leibrock mit langen Schößen besteht, und mit der rothen Mütze vereint eine höchst komische Wirkung macht. Dies Thal aber gehört zu den größten, schönsten und reichsten im ganzen Lande: eine gut angelegte Straße durchzieht es, reiche Höfe und Pastorate zieren es, Ci-

senwerke, Hohöfen und Landcultur, von guter Bewässerung unterstützt, geben ihm seinen Wohlstand. Das Thal schließt der Bjørnkleiver, ein stiller Paß, reich an allen Schauern der nordischen Natur, ein wunderbarer Spalt, der vom Hochgebirge bis zum Meere hinabführt. Hier wächst die wilde Erhabenheit des Gebirgs, mit Faden, Hörnern, Linden, Kronen, Thürmen, Mauern, Altanen und Wällen gigantisch an, von Schuttstürzen und Gletschern unterbrochen. Das doppelte Rombalhorn, zwei 4000 Fuß hohe Regel, steigt unnachahmlich kühn und schön in die Luft, und die ganze Scene füllt uns mit Staunen und Bangen. Nicht minder großartig ist der Weg von Horjem nach Baablungsnaes am Moldefjord. Die Klippen stellen die Gestalten der alten Heidenpriester dar, die nach dem Volksglauben der heilige Olaf hier in Stein verwandelte, wie denn auch sein Schwert den ungeheuren Felspsalt am Rombalhorn schlug. Aus dieser herrlichsten Naturscene gelangt der Reisende an den sanften, reizvollen Moldefjord, das Wunder aller Landschaftsmaler, die hier aus halb Europa sich zu sammeln pflegen.

Doch wir müssen zum Schlusse eilen, übergehen daher, was der Verf. an malerischen Scenen zwischen Molde und Drontheim uns liefert, und gedenken nur noch seines Aufenthalts in der Krönungs- und alten Hauptstadt des Landes. Der lange, bis 10 Uhr wählende Tag (im Monat August) begünstigt die letzten Tagereisen durch das Orkedal, und so wird das einzige Gasthaus von Drontheim verhältnißmäßig bequem erreicht. Drontheim hat nur 12,000 Einwohner, ist jedoch größer und weitläufiger als irgend eine andere norwegische Stadt gebaut; es gleicht Manheim in seiner Stille und Ode. Das kleine Fort Munkholm vertheidigt diese klassische Stelle, an deren Besitz stets der des ganzen Landes hing. Der Handel ist unbedeutend, die Bevölkerung stolz einfach, die Sitte patriarchalisch. Wenn die Zahl der Criminalfälle in Norwegen groß erscheint (1837 gab es einen Angeklagten auf 732 Personen), so ist hierbei das alte harte Gesetz, die Bevölkerung der Städte und der Umstand, daß viele Polizeivergehen als peinlich betrachtet werden, von Gewicht. In Nordland, wo es keine größern Städte gibt, kam 1837 auf 3457 Bewohner nur ein Angeklagter. Von dem jetzigen Könige erwartet Schweden wie Norwegen eine verbesserte Strafgesetzgebung; die geltende von 1733 ist gänzlich veraltet. Ueberhaupt hofft Jedermann auf den jetzigen König, der in demselben Maße populair und beliebt ist, als Karl Johann es, in Norwegen wenigstens, nicht war. Der Dom von Drontheim, von Bischof Eistein erbaut, ist unstreitig das merkwürdigste Bauwerk im ganzen Lande. Die Stadt besitzt eine der drei gelehrten Kathedralschulen des Landes, das außer diesen vier große Gymnasien und fünf Mittelschulen, Gemeinde- und Sonntagsschulen aber in Menge besitzt. Auf dem Lande gibt es auch ambulirende Schullehrer.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. *Hermine* oder der Aprilabend zu Frankfurt. Ein Roman von E. Birndorfer. Hanau, Edler. 1844. Gr. 16. 1 Zhlr. 7/4 Rgr.

Das Auktentat einiger jungen Männer auf ein Wachtthaus in Frankfurt a. M., von welchem die Zeitungen einmal berichteten, gab dem Verf. Anlaß, Ideen über politische Freiheit und Frauenemanzipation, auf verschiedene Personen vertheilt, der Leswelt vorzuführen, und seine *Hermine* versteht die Emanzipation aus dem Fundamente. Daß es den guten Leuten am Ende schlecht ergeht, bessert eben nichts an einem Romane, welcher seine Ereignisse aus Zeitungen und Journalen, hier und da fast buchstäblich, wohlfeil genug zusammenwürfelt und nichts darthut als die längst bekannte Wahrheit, daß ohne innere Freiheit jede äußere dennoch Ketten bereit habe. Mit dem Erscheinen des Buchs wird die Nachricht verbreitet, der Verf. sei wegen seines Products gefänglich eingezogen. Ob diese Nachricht den Absatz des Buchs befördert habe, wissen wir nicht, jedenfalls aber war sie ein übereilter, in sich selbst puffender Puff. Wollte man alle Schriftsteller, deren Bücher weder in die Literatur noch sonst wohin gehören, festsetzen, so müßte das ganze Gefängnißwesen von Grund aus umgewandelt, vorzüglich aber erweitert werden. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten haben daher neben andern Surrogaten auch die Censur hervorgerufen, und wo diese ein Buch wie das vorliegende durchschlüpfen läßt, da liegt es auf der Hand, daß der Staat ruhig an das Publicum appelliren will. In den meisten Fällen schlägt er damit den besten Weg ein.

2. *Freuden und Leiden eines Commis Voyageur*. Zwei Theile. Stuttgart, Franch. 1844. 8. 2 Zhlr.

Da unser Vaterland gegenwärtig mit Handlungsreisenden aller Farben gesegnet ist und es diesen merkwürdigen Leuten an bunten Abenteuern nicht fehlt, so kann ein Romanschreiber immer schon Notiz von ihnen nehmen. Merkwürdig nennen wir dergleichen Commis, weil sie nicht selten mit einer gewissen Bildung ein gutes Theil Robeit glücklich zu verbinden wissen. Das hat der Verf. dieses Buchs ihnen denn auch richtig abgesehen und führt Scenen an uns vorüber, bei denen er sich genöthigt sieht, in Anmerkungen zu versichern, daß sie buchstäblich wahr seien. Ubrigens fehlt es auch nicht an ganz ergötzlichen Schilderungen. Die Darstellung des sogenannten Congresses zu Ehningen mag leicht das Interessanteste im Buche sein. Dieser Marktsteden wird fast nur von Krämern bewohnt, die den größten Theil des Jahres, mit ihrer Waarenkiste auf dem Rücken, durch Württemberg, Baden und Baiern ziehen, und bei diesen scheinbar armeligen Trödlern stellen sich zwei Mal im Jahre Hunderte von Handelsreisenden ein, die Gelder vom vorigen Congresse einzuziehen und neue Geschäfte, wobei es sich oft um Hunderttausende handelt, abzuschließen. Merkwürdig ist es jedoch, daß die meisten Ehninger ohne Vermögen sind und daher fast das ganze Geschäft auf einem Rutrauen ohne alle Garantie beruht, eine Thatfache, wie sie in solchem Umfange kaum ein zweites Mal in der Handelswelt vorkommen mag. Die Ereignisse, wie sie in einem Wanderleben bunt durcheinander hervortreten, sind im Buche leicht, nicht ohne Geschick verknüpft; die Principien, wenn auch nur oberflächlich, sind ehrenhaft, und da der Leser eine täglich zu controlirende Wirklichkeit vor sich hat, so mag das Buch, zunächst bei der jungen Handelswelt, sich schon Freunde erwerben.

3. *Deutsch-historische Romane für das deutsche Volk*. Von Karl Reinhold. Drei Bände. Spremberg. 1844. 8. 2 Zhlr. 15 Rgr.

Das Buch ist Ernst Hauswald, dessen Schriften früher viel gelesen wurden, zugeeignet, und aus dem Dedicationsversen ersieht man, daß der Verf. Glück und Sehnsucht bereits im Grabe ruht und dieses Buch eine Blume desselben sei. Die Blume soll, nach der Vorrede, die mit Recht verrufenen Ritter- und

Räuberromane wieder zu Ehren bringen, und für diesen Zweck wird die Specialgeschichte deutscher Städte ausgebeutet, „um den Geschmack des deutschen Volks heranzubilden“. Der bescheidene Verf. mag nicht unter der (viel) Zahl jener gefeierten Meister genannt werden, welche, um Aufsehen zu erregen, deutschen Sinn, deutschen Glauben in ihren geistreichen Sudelereien mit Fäßen treten. Deutsches Fundament, mitunter als Philisterei bespöttelt, leitet seine Feder.“ Wahr ist es, wir können über Mangel an Ritter- und Räuberromanen nicht klagen; es ist aber billig, zu bezweifeln, daß sie Werkzeugen ausschließlichs des deutschen Volks sind, vorzüglich, daß dergleichen deutsches Fundament sei, deutschen Sinn, deutschen Glauben illustriren. Für das Ritter- und Räuberwesen hat das Volk längst keinen Sinn mehr, denn es hat sich selbst gefunden, und will man ihm alte Geschichte erzählen, so lasse man die Idee des Romans bei Seite und erzähle wahren Geschmack dadurch, daß man in aller, schlichter, deutscher Weise erzählt. Ubrigens geben diese drei Bände, auf Chroniken sich stützend, die Geschichte des „Georg Podiebrad“, ferner „Scenen aus dem siebenjährigen Kriege“, mit den Thaten eines Räubers, Namens Lauermann, verschmolzen, und endlich „Die Raubritter von Spremberg“, welche früher bereits im „Spremberger Wochenblatt“ mitgetheilt sind, und da der Verf. die Philisterei in Schutz zu nehmen scheint, so ist es ihm gewiß angenehm, wenn wir sagen: Es ist Alles eitel Philisterei.

4. *Drei Tage aus dem Leben eines zürcherischen Geistlichen*. Ein geschichtlicher Roman für das Volk. Von Hans Leber. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 25 Rgr.

Der Verf., welcher dem Lehrerstande angehört wird, scheint über die schweizerische Geistlichkeit trübe Erfahrungen gemacht zu haben, die er nun hier auf das Leben eines einzigen Pfarrers überträgt. Es sind nur drei Tage dieses Lebens, aber sie fallen schwer ins Gewicht. Der Pfarrer hält sich, wie die Geistlichkeit nicht selten thut, wo es sich um politische Fragen handelt — und sie politisirt gar gern — zur Aristokratie, ist dabei aufgeblasen von hierarchischem Dünkel, ohne irgend gebiegene Kenntnisse, genussüchtig, durch und durch eine Lüge, weil er unter diesen Umständen doch einmal ein Heuchler sein muß. Das ist ein arges Bild, doch artet es hier in der Darstellung eben nicht in Uebertreibung aus, und leider muß eingeräumt werden, daß es dergleichen Exemplare gibt, und daß sie, bei ihrer einflußreichen Stellung zur Gesellschaft, manches Unheil verschulden können, wobei sie meistens schuldlos genug dazustehen wissen. So steht denn auch der Pfarrer Sopp, wie Manches er auch auf dem Gewissen haben sollte, ohne Vorwurf des innern Richters da und heirathet sogar gegen das Ende seiner Tage noch einmal. Mit diesem unerfreulichen Bilde sind die widerwärtigen Verhältnisse zwischen Stadt und Land Zürich, welche bekanntlich bis in die neueste Zeit hereinspulen, engverbunden, Verhältnisse, welche man sich in einem vernünftigen Staate kaum als möglich denken sollte, wenn man nicht wüßte, wie weit entfernt vieler Orten man noch von der Idee eines vernünftigen Staats ist. Der 11. Mai 1804 gibt ein Bild jener Sopp-, Perücken-, Prügel- und Hinrichtungszeit, wie wir sie auch wol in Deutschland gekannt haben, wo man einen Menschen, den man allenfalls ganz einfach einsperren konnte, wenn man glaubte, seine Freiheit werde den Staat zerrümmern, wie ein Bild zu Tode hatte oder, wenn es dabei leben blieb, schmachvoll hinrichtete. Hier hat ein junger Landmann die Rechte der Stadt Zürich angetastet, und da nur die Stadt Rechte, das Land dagegen nur Pflichten hatte, so ist er ein Verbrecher. Dem Unglücklichen gelingt mit seiner Mutter die Flucht; nur wenig fest und es ist gerettet. Des Wenige liegt in der Hand des Pfarrers, und er ist verloren. Während er Nacht im Walde menschlich erschossen wird und seine Mutter ihr Unglück im Wasser erstickt, geht's beim Pfarrer, der ein Kind taufen läßt, gar lustig her. Der zweite Tag ist der 22. Nov. 1830, welcher dem Lande den Sieg über die Stadt gab. Die

Revolutions im Nachbarlande trug auch hier reiche Frucht: völlige Freiheit und Gleichheit zwischen Stadt und Land, Revision der Verfassung und Sanction derselben durch das Volk, Pressefreiheit und manches Andere, lange begehrt, lange verweigert, wird errungen, und Pöbel Pöps hat es nicht hindern können. Dazu kostet der in Berlin Aufschwüfungen studierende Sohn schweres Geld, und im Hause ist auch nicht Alles, wie es sein sollte. Das wirft den guten Pöps nieder; er erkrankt schwer und phantastirt von alten Geschichten des Jahres 1804. Indessen erholt er sich doch so weit wieder, um auf der Hochzeit seiner Tochter sich ein Häufchen zu trinken und dem heillosen Feuerungsteufel ein Pöpsat zu bringen. Wieder sind zwölf Jahre hingegangen: Aristokratie und Hierarchie hatten Zeit genug, sich thätig zu erweisen, um an den 1. Mai 1842, den Wahltag, Hoffnungen zu knüpfen, und schon am frühen Morgen versucht Pöps einen christlichen Pöpsfänger zu beschwören, damit den Liberalen, Straußen, Radikalen eine Stimme entzogen werde. Trotz aller angewendeten Mittel siegen die Straußen, und obgleich es den Conservativen gelingt, im großen Rathe zwei, drei Stimmen mehr zu haben als die Liberalen, schließt das Buch doch mit der Überzeugung: „Sene alte Aristokratie von 1804 kann und wird im Canton Zürich nie wieder erkehen.“ Wünschen wir, daß diese Überzeugung stets eine Wahrheit bleibe, indem es gelingt, die verschiedenen Stände möglichst im Gleichgewicht zu erhalten, es ist aber schwer! Obgleich dem Verf. nicht eigentlich der Vorwurf zu machen ist, daß er seine Stellung mißbrauche, so würde sein Buch in künstlerischer Beziehung und selbst in seiner politischen Wirkung gewonnen haben, wenn er seinen Standpunkt außer den Parteien gewählt hätte. Das mag nun freilich in der Schweiz, durch und durch zerstückt von Staats- und Glaubensparteien, nicht leicht sein; so mag es denn schon als Vorzug angesprochen werden, daß der Verf. ehrlich genug ist, mit seiner Besinnung nicht zurückzufallen, und da diese Besinnung eine ehrenhafte ist, so wollen wir die zwitterhafte Gestalt des Buchs, schwankend zwischen Geschichte und Dichtung, ohne der einen wie der andern befriedigend genug zu thun, nicht weiter tabeln. Es ist für das (Schweizer-)Volk bestimmt, und dieses mag sich das Einzelne wie das Ganze des Buchs nach seinem Sinn zurecht legen.

18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Politische Flugschriften.

Unter der großen Anzahl politischer Träumereien, die in einer aufgereizten Zeit wie Pilze aufzuwachsen pflegen, verdienen nur wenige einige Beachtung. Wir nehmen in der That nur selten Notiz von diesen ephemeren Erscheinungen, deren Verf. meistens einen Anlauf nehmen, als wollten sie die Welt aus ihren Angeln heben, um ihr eine neue Gestalt zu geben, und die dann, wenn es ihnen überhaupt gelungen ist, einige Aufmerksamkeit zu erregen, bald wieder der Vergessenheit anheimfallen. Indessen dürfen wir hier wol einmal von unserer Gewohnheit abweichen und einen Augenblick bei einer politischen Flugschrift verweilen, deren Inhalt freilich auch nicht viel mehr als gutgemeinte politische Schwärmerie ist, die aber gerade der wohlgemeinten Besinnung wegen, die sich in ihr an dem Tag zeigt, vorthellhaft von der großen Menge sozialer und politischer Tageserscheinungen sich unterscheidet. Der Titel derselben lautet: „Justice et liberté, le code des nations“, von Michel Collinville. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß die ideale Welt ebenso gut wie die finalisch wahrnehmbare ihre bestimmten, unwandelbaren Gesetze hat, nach denen sie regiert wird. Er bemerkt sich nun, die Principien aufzusuchen, auf denen das staatliche sowie das gesellschaftliche Leben beruht. Seiner Überzeugung gemäß sind die Men-

schen geschaffen, um vermöge einer zweckmäßigen Organisation der sozialen und politischen Beziehungen einer fortwährenden Hervollkommnung ihres Zustandes entgegengeführt zu werden. Einen Urzustand und die Bildung der Gesellschaft in Folge eines sozialen Vertrags nimmt der Verf. nicht an. Der Naturzustand des Menschen ist für ihn der gesellschaftliche Zustand, und die Grundlage desselben sind die Gerechtigkeit und die Freiheit. Die Regierungsformen sind gleichgültig, wenn nur diese beiden großen Principien festgehalten werden. Eine monarchische Verfassung kann die Völker so gut wie eine republikanische glücklich machen und der Vollkommenheit mehr und mehr entgegenführen. Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie gemäßigt und vernünftig die Ansichten des Verf. sind. Ebenso unschuldig und ruhig, wie er in der Aufstellung der allgemeinen Grundsätze ist, zeigt er sich auch in der Anwendung derselben auf die gegebenen Verhältnisse. Niemand racht ihn die Lust, überall tabula rasa zu machen. So, hier und da ist er fast ein altes eifriger Weltweiser des politischen Status quo. Indessen scheinen ihm doch mancherlei Verbesserungen in den Constitutionen sowohl als vorzüglich in den gegenseitigen Beziehungen der Völker notwendig. Die Vorschläge zur Verwirklichung derselben hat er in einem Code niedergelegt, der aus 440 Artikeln besteht. Er will denselben übrigens zugleich als die Grundlage jedes politischen Systems, als die natürliche Basis aller und jeder Politik angesehen wissen. Wir haben darunter viel gesunde Ansichten und hochherzige, wohlgemeinte Gedanken gefunden, aber freilich läßt sich nicht leugnen, daß wol hier und da manche hohle Phrase, die nur so aussieht als bedeute sie etwas, mit unterläuft. An manchen Stellen wird man, so praktisch das Ganze gehalten ist und so wenig der Verf. im Allgemeinen sich auch in eifigen Dünst hüllt, doch unwillkürlich an die famose Erklärung der Menschenrechte erinnert.

Eine Stimme aus dem Volke über die Pflichten und die Stellung der Arbeiter.

Wie viele Opfer haben nicht schlechtverbaute Kenntnisse, Selbstüberschätzung und dann Schmerz über unerfüllte Erwartungen, besonders in Frankreich, wo der Arbeiterstand in einem so gefährlichen Gährungsproceß begriffen ist, hingerafft! Wir haben selbst schon Gelegenheit gehabt, einige derselben in d. Bl. zu erwähnen. So erinnern wir uns eines rechtschaffenen und braven, aber höchst ehrgeizigen Buchhändlers, der, weil er im Stande gewesen war, ein Werk über den Arbeiterstand zusammenzustellen, sich zu einer glänzenden Laufbahn berufen glaubte. Als seine hohen Erwartungen nicht verwirklicht wurden, zog er es vor, sich selbst den Tod zu geben, als daß er ein ruhiges Leben, wie es in seiner Gewalt stand zu führen, fortsetzte. Wir erhalten jetzt ein Werk über die Verhältnisse der Arbeiter („Le livre de l'ouvrier, ses devoirs envers la société, la famille et lui-même“), das gleichfalls von einem Buchdrucker herrührt, aber in dem ein ganz anderer Geist weht. Während die Schrift jenes Selbstmörders von communistischen Ideen getränkt war, waltet hier die Idee der Mäßigung, der Selbstbeschränkung und der Genügsamkeit. Der Verf., Gayon, hält es für seine Pflicht, jetzt, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hat und vom Ertrage seines Fleißes lebt, den Arbeitern die goldenen Regeln ans Herz zu legen, die ihm die Ruhe seines Gewissens, die Achtung seiner Mitmenschen und einen gewissen Wohlstand verschafft haben. Aber dies ist nicht das einzige Verdienst dieser wohlmeinenden Schrift. Die Leiter größerer Manufacturen sowie alle diejenigen, welche mit einer größeren Anzahl von Arbeitern in Berührung kommen, können aus derselben manchen ersprießlichen Wink schöpfen, der für eine vernunftgemäße Organisation der Arbeit von Werth ist.

17.

Montag,

Nr. 13.

13. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

Trotz des heranbrechenden Herbstes, den furchtbare Regensürme vorahnend ankündigen, entschließt sich der unternehmende Reisende zu einer Dampfschiffahrt nach dem Nordcap. Der „Prinz Gustav“ machte seine letzte diesjährige Fahrt, die hin und zurück bis Hammerfest 14—15 Tage einnimmt und einen Weg von 372 Meilen beträgt. Es war ein ziemlich gewagtes Unternehmen, aber wir danken dem Verf., daß er es ausgeführt hat; denn dieser Theil seiner Reiseschilderung gehört zu den allergelungensten und anziehendsten des ganzen Werks. Auf dieser Reise bis über den 71. Grad nördlicher Breite verläßt die Natur nach und nach ihr eigenes Werk, die Erde; mit jeder Minute der Breite zieht sie ihre fürsorgende Hand mehr und mehr von Land und Menschen ab; eine eigene Spannung, bange Angstlichkeit bemächtigt sich unserer, indem wir Zeugen dieser wachsenden Verlassenheit werden, und mit erleichteter Brust sehen wir den Reisenden endlich sein unglückliches Ziel — Hammerfest — erreichen, über das hinaus der Mensch aufhört ein Mensch zu sein, und die Natur den ihr feindlichen Kräften keinen Widerstand mehr leistet. Dieser Schilderung des Verf. kommt eine Art dramatischen Interesses zu, die sie in hohem Grade anziehend, daneben aber auch nicht minder neu und lehrreich macht. „Man hat kein vollständiges Bild von Norwegen, wenn man diese öden Nordlandsküsten, diese kalten und kofoden, diese große, unheimliche, schreckende Natur nicht kennt, so wüßt und vereinsamt, daß der Gedanke, hier für immer wohnen zu müssen, zum Wahnsinn treiben könnte, und doch so groß und staunendwerth, daß man diese Eindrücke genießen zu haben um Vieles nicht entbehren möchte.“ In wilder Sturmnacht, am 2. Sept., löste der „Prinz Gustav“ seine Anker. Bis Valderfunds blieb Jedermann seetrank. Die Reise geht von Fjord zu Fjord; selten durchschneidet der Dampfer das offene Meer. Wallfadenartige Felsenketten, Inseln, furchtbar zerrissene, miteinander Scherentkanten rauben fast immer den Anblick des offenen Meeres. Unter den Reisegefährten war der Pfarrer von Kautolaino, der Seelenhirt des letzten Kirchspiels Europas, nahe am Nordcap, Herr Jedlig;

sonst fehlte es auch nicht an Beamten, Bögten, Sorenscrivern und ihren Damen. Je weiter gen Norden hin, desto einsamer wurden die Küsten; sie sind die Welt der Vögel, des Eidervogels, der am Strande weilt und dessen gefährliche Jagd eine Fabel ist, des Lomm und des ganzen Alkengeschlechts, der Lundsögel, der Polartauher u. s. w., hier Hauptquellen des Wohlstandes. Durch das Klippengewirr hin schwang der Dampfer seine Räder manche einsame lange Stunde, bis die grausige Öde der Nordlandsfelsen erscheint, nur unterbrochen von den einzelnen Kaufmannsetablissements, den Versorgern der ganzen Landschaft umher, den Pfarrstellen, den Eigen der Sorenscrivern an den Fjords. Hier gibt es Pfarrten, deren Einkünfte, in Fischzehnten entrichtet, bis zu 600 Species und mehr steigen und ihren Mann in kurzer Zeit reich machen, daher der Natur zum Trotz auch immer gesucht sind. An 33 Stationen, meist einsamen Kaufmannshäusern, vor denen eine nordische Nacht sich neigt, hält der Dampfer an, liefert Waaren und Briefe ab und setzt dann mit schnellen Rädern seinen Lauf fort; zuweilen aber machen Stur und Sturm solche Stellen unerreicher. Pacht Häuser auf hohen Pfahlwerken stehen am Ufer, und Wartende grüßen und bringen Blumensträuße, die sie, stolz auf ihre Zucht, vorzeigen. Die wildere Felsenatur des höhern Nordlands beginnt mit dem Sieben-Schwestergebirg in der Vogtei Helgeland, unter dem 65. Grad; sieben nackte Felskluppen, über 3000 Fuß hoch steil aus den Meereswogen aufsteigend. Aufhang an ihrem Fuße ist noch hoch von Wald umkranzt; unten schließt sich ein kornreiches Thal an. Der Verf. besuchte einen der Proprietaires, und glaubte in seinem Hause, bei Rusil und am Bostontisch, fast in Deutschland zu sein. Seltamerweise hört man in Norwegen wenig Volkslied. So reich das Schwesterland Schweden an Volksliedern ist, so arm ist Norwegen daran, und die wenigen einheimischen Nationallieder sind eintönig und reizlos. Wunderbare Naturgebilde geben weiterhin Stoff zu einer schönen Sage: die drei aufeinander folgenden Hellen, Lorghatten, der riesige Reiter, der Pestmann. Später erscheinen Helgelands blaue Gletscher, die Insel Laroë, der einzige Ort in Norwegen, wo Erinnerungen an Erdbeben vorkommen; Grimmsford und Sallensford mit seinen Wirbeln folgen; endlich wird

Bodöe, ein Ort, der an 500 Einwohner zählt, Hauptstadt in Nordland, erreicht. Grüne Felder, liebliche Birken- und Eichenwäldchen und eine brennende Sonne, eine Straße ins Land hinein, Cabriolets, Reiter, Damen auf denselben, ließen vergessen, daß man hier noster dem 66. Breitengrad war, eine Höhe, wo im östlichen Rußland die Erde längst aufgehört hat, ein Wohnplatz für gebildete Menschen zu sein. Hier zeigte sich den Reisenden zuerst ein herrliches Nordlicht. Nun wird der Westfjord durchfurcht und die Lofoden werden erreicht. Die seltsame Inselgruppe, in 3000 Fuß hohen Hörnern und Spitzen aus dem Meere emporwachsend, ist das Paradies der Fischer. Hier besonders, mitten im Winter, werden diese unbegreiflichen Massen von Fischen gefangen, welche die Nordlandsküste im Frühjahr nach Bergen bringt, das sie verpesten und von wo aus sich ganz Europa mit Etoc-, Klipp- und Schellfisch versorgt. Hier auf Ost-Bangöe und Scraaven kommen in 3000 Booten, mitten im Grauen des Winters, über 20,000 Menschen zusammen, um diese unermessliche Menge von Fischen theils in 20 Klaster langen Rehen, theils an 500 Klaster langen Reinen, welche mit 1000—1200 Angeln eine jede besetzt sind, zu fangen, um damit dem Kaufmann ihre Jahresschuld, dem Pfarrer seinen Decem zu bezahlen und von neuem Credit wieder ein Jahr lang zu leben; denn zum Capitalbesitz bringt es der arme, verschuldete Fischer niemals. Hohe Stangengerüste, zum Trocknen der Fische, und zahllose Hütten füllen dann die ganze Breite von Ortsvaag. Erst wenn die Gerüste ganz gefüllt sind, verkauft der Fischer den Fisch, der dann gesalzen und Klippfisch wird; denn für 120 solcher erhält er 1/2 Species, während der getrocknete Etocfisch ihm 3 Species bringt. Die Leber gibt den Thran, der Kogen den Adler zum Sardellenfang; der Staat aber bezieht an 8000 Species für Pacht. So unermesslich nun ist die Menge der Fische, daß in guten Jahren während des Monats Februar allein auf 24 Millionen Pfund Fisch, und jährlich wenigstens 16 Millionen Fische hier gefangen werden. Der gesammte Fischfang Norwegens aber stellt einen Capitalwerth von 2 1/2—3 Millionen Species dar. Welch eine Hülfe für ein kornarmes Land, und wie sorgt die Natur, die, was sie dem Lande an Ertragsfähigkeit entziehen muß, dem Meere zuzusetzen weiß! Gegen die wilde Erhabenheit des Westfjord kommt später nichts mehr auf. In dem Gewirr von Sunden bis Tromsöe hin spritzt der Waldfisch oft seine Fontainen empor. In Trondenaes auf Hindöe ist eine 800 Jahre alte Kirche und ein Seminar, vorzüglich für junge Lappen bestimmt. Dies Volk aber, wie es scheint zum gänzlichen Untergange bestimmt, vereitelt alle Bemühungen der Regierung; es läßt vom Schmutz und Nomadenleben nicht ab und bleibt aller Cultur unzugänglich, besonders deshalb, weil es ihm an einer gemeinsamen, Allen verständlichen Sprache ganz fehlt, und jede Gamme (Familie) ihren eigenen Dialekt spricht. Zum Glück ist der ganze Volksstamm höchstens noch 10,000 Köpfe stark, wovon 5000 auf Norwegen

kommen mögen. Sie zerfallen in drei Stämme, Berglappen, die Aristokratie des Volks, die Herren und Hirten des Rennthiers, ein kräftiger und lebhafter Menschenschlag und eher einem Hauch der Civilisation zugänglich; Waldlappen, die von der Jagd leben, und Seelappen, schwache, elende Fischer; alle aber sind von dem Norweger tief verachtet, ja ihm verhaßt. Der Verf. besucht eine Gamme, aus Hütten auf Pfählen bestehend, eine Horde daneben, in der die Rennthiere zwei Mal des Tages gemolken werden, Hunde, die den Wald von Ge-weißen, die Thiere mit knisternden Füßen und sanften, flugen Augen, zusammentreiben; Schmutz und Unflath überall. Im Herbst sind die Thiere fett und ihr Fleisch ist dann beliebt; mittheiderregend aber ist die Art, das Rennthier zu schlachten; indem ihm ein Messer tief in die Brust gestochen wird, darin bleibt, bis das geseffelte Thier, sanft umherblickend, zittert, sinkt und verendet. Die Zahl der gezähmten Rennthiere wird in Finnmarken auf 100,000 geschätzt. Die Berglappen wandern in den sechs Kirchspielen Finnmarkens auf und nieder, ihre nördlichste Kirche ist Kjelvig auf Wageröe, zwei Meilen vom Nordcap. Der Pfarrer von Kautokains hat einen Sprengel von 50 Meilen Länge und drei Wohnsitze in diesem: am Vorkangerfjord, in Karasjok und in Kautokains, wo die Hauptkirche ist. Wer diese schreckliche Welt ohne Baum und Strauch, diese braunen Sümpfe, diese verlüsterten Felsenhäupter gesehen hat, der versteht, weshalb zwei Pfarrer von Kautokains hintereinander in Tiefstimm verfielen, sodaß nun Niemand länger als sechs Jahre hier weilt. Durch diese Wüste macht nur der Winter zu reisen möglich; nur das Rennthier kann sie durchfliegen. Im fargähnlichen Schlitten, in Pelze verhüllt, das Rennthier am Zugstrange davor befestigt, das Rentheil um den Arm gewickelt, jagt es leicht über diese Höhen und Senkungen, wenn man das Umstürzen des Schlittens nicht achtet und es zu verbessern weiß. Es besteht hier eine Rennthierpost. Der Führer fährt voran, der Reisende folgt; aber wehe ihm, wenn er sein Thier durch Strafen böse macht; das Rennthier lehrt um, steigt auf die Hinterläufe und hämmert mit den Vorderfüßen auf den hilflosen Reisenden, bis es seine Rache hat.

Unter 69 Grad 38 Minuten begegnet uns sodann der blühende kleine Ort Tromsöe, auf begrüntem, sanften Abhängen gelegen, von Birkengebüsch umringt, die nicht ahnen lassen, daß der Winter hier eine zehnmonatliche Dauer hat. Die Stadt hat jetzt an 1900 Einwohner, während L. v. Buch kaum 400 antraf. Menschlicher Fleiß und Ausdauer feiern hier wahre Triumphe; der Handel blüht; holländer, hamburger und russische Schiffe beladen sich hier mit Fischen und Thran und bringen Mehl, Hanf und alle Bedürfnisse der Civilisation; der Staat aber bezieht aus dieser Colonie an 35,000 Species jährlichen Steuern. Eine Realschule für ganz Finnmarken besteht unter des Directors Lange Leitung; hier wohnen der Bischof und der Amtmann. Wunderbar wilde Fjorde durchkreuzt der Dam-

per rock; die Gipspyramiden vom Jökulfjord und vom Orsfjord ziehen sich bis an den großen Stierensund hin, und majestätische Gletschermassen bezeichnen genau den 70. Breitengrad, wo sie bis zum Wasserspiegel hinabsteigen. Hier endet denn auch diese Naturbildung. In einer furchtbaren Sturmnacht ward der Altenfjord erreicht, an dem Engländer ein Kupferbergwerk gegründet haben, aus dem die Drefschaf Raafford entstanden ist. Die Arbeiter, 6—700 an der Zahl, sind Quänen oder Finnen; allein aller Anstrengung zum Trotz kränkt die Anlage, und es steht zu fürchten, daß ohne die Hülfe des Staats dieser Fjord der Bildung am Altenfjord allmählig erlösche. Merkwürdig ist, daß hier das Thermometer sehr selten unten 15° sinkt, so daß man nicht einmal Doppelfenster in den Wohnungen kennt.

Ein voller Breitengrad trennt Raafford von Hammerfest, allein er genügt, die letzten Spuren der Vegetation zu vertilgen. Auf den Fjellen ist Alles öde und kahl, kaum sproßt noch in geschützten Spalten ein schwaches Zwergbirkenreis. Hier haust der Walfisch und die Robbe, der Seestint und der Sey hängt auf Stangen gerüsten zum Trocknen aus. Endlich wird der Strömersund durchschnitten, und der Dampfer, einer ausgesendeten Taube gleich Nachrichten aus einer besseren Welt bringend, langt endlich in der Bucht von Hammerfest an. Dieser trostlose Menschensitz, 1787 gegründet, hatte 1820 gegen 200, jetzt nahe an 600 Einwohner und ist also auch im Aufblühen begriffen. Rufen vom Weißen Meere, in elenden Nachen von Planken mit Weidenruthen befestigt, durchschneiden dies wilde Meer und herrschen in seinem Hafen; seine Kaufleute senden Schiffe auf den Walroßfang nach Spitzbergen. In Hammerfest dauert die Winternacht acht Wochen hindurch, von Schneelicht und Nordlicht schwach erhellt; ebenso lange dauert der Tag ohne Nacht, und die mitternächtliche Sonne zeigt dann oft 18° Wärme. Aber selbst dieser lange Tag kann auf Qualen nichts mehr hervorbringen außer ein wenig Kartoffelkraut und die Blätter der Moltebeere. Alles Andere ist öder Sneusfeld, mit rothen Granaten in weißen Feldspatinstellen durchsetzt. Mit Hammerfest verglichen ist der Alten schön, dort blüht noch eine Blume, dort grünt noch Rasen; hier aber strotzt nur der öde Fels. Und doch wohnt der Mensch hier, besonders der deutsche Mensch, den nicht Nord- nicht Südpol schreckt, und der sich am Nordcap im deutschen Walzer dreht. Das eigentliche Nordcap ist noch 12 Meilen von Hammerfest entfernt; allein die Reise im Boot war nicht mehr zu wagen und der Verf. sah es daher nicht; es ist übrigens ein Fels wie alle andern hier umher, durch nichts als den Begriff hervor gehoben. Am 22. Sept. war der Reisende wieder in Drontheim, von wo wir ihn seine Rückreise über den Kjolen durch die Urwälder Jämtlands und das „monarchische“ Schweden, das sich ebenso durch Fläche des Landes wie durch die Lebensform, welche die Regierung dem Volkssinne aufgedrückt hat, entschieden von Norwegen unterscheidet, weiter fortsetzen lassen. Er hat uns lange

beschäftigt; allein sein Buch verblüht es; daß wir ihm eine aufmerksame Stunde gewährt. Er ist, wenn irgend einer, ein unterhaltender Mitleser, leicht, frisch und lebhaft, wo wir ihn so zu finden wünschen; ernst, tiefblickend, gründlich, wo wir Belehrung bei ihm suchen. Bei diesen Eigenschaften ist es gestattet, gewisse Vorurtheile ihm mit billigem Auge nachzusehen; gewisse Ausfälle und Seitenhiebe, selbst wenn sie das Vaterland treffen, nicht allzu hoch zu nehmen und im Ganzen genommen an seinem fleißigen, gut geschriebenen und lebhaften Reiseberichte sich von Grund aus zu erfreuen.

Zur Belehrung der Zweifler an der Treflichkeit der norwegischen Constitution ist diese zum Theil sonderbare und vielfach ganz abweichende Urkunde in 112 Paragraphen angehängt, nachdem die Geschichte ihrer Entstehung schon im ersten Bande gut und anziehend vorgetragen war. Eine recht gute Spezialkarte und ein Verzeichniß der Hauptreisewege in Norwegen sind gleichfalls als dankenswerthe Beilagen hinzunehmen, und so empfangen der Verf. denn unsern Dank für das Gelernte im Ganzen und im Besondern, als Zeichen unserer wohlverdienten Theilnahme. *)

19.

Richardus Tertius.

Viel Reugier wurde rege bei der Nachricht, daß der Shakspeare-Verein in London beschlossen habe, zwei Theaterstücke drucken zu lassen, von welchen das eine in lateinischer, das andere in englischer Sprache geschrieben sei, die beide Richard III. zum Gegenstand hätten und beide älter als die Shakspeare'sche Tragödie seien. Das Erscheinen des Bandes, worin diese beiden Stücke, kann die Reugier beruhigen, täuscht sie aber vielleicht hier und da mindestens zur Hälfte, indem das englische Drama ein schon bekanntes, weder mehr noch weniger ist als ein wörtlicher Abdruck des 1594 gedruckten Stücks: „The true tragedie of Richard the Third.“ Desto bemerkenswerther ist das lateinische, jetzt zum ersten Male nach einem Manuscripte in der Bibliothek des Emmanuel-Collegium zu Cambridge veröffentlichte Stück. Auch das kein neuer Fund, aber doch eine nun zugänglichere Curiosität. Das fragliche Manuscript, gut und deutlich geschrieben, enthält die Namen der Acteurs, englische Randbemerkungen und Bühnenanweisungen, nicht den Titel, welcher sich vor einer Abschrift auf der Cambridger Universitätsbibliothek befindet und folgendermaßen lautet:

Thomas Leggo legum doctore.
Collegii Olav. Gonavillensis in
Academia Cantabrigiensi
Magistri ac Rectoris,
Richardus Tertius Tragedia trivessa
Habita Collegii Divi Johannis
Evangeliste
Comitil Bacchelaureorum
Anno Domini 1579.
Tragedia in tres actones divisa.

*) In spätern Werken, die wir bald liefern zu können hoffen, werden wir über Rügge's „Schweden im Jahr 1848“, das die zweite Abtheilung von dessen „Reise durch Scandinavien“ bildet, sowie über neuere Schriften über Scandinavien von Eduard Boas, Heinrich Reube, Theodor von Wedderkop und Edmund Welp berichten.
D. Reb.

Verfasser ist also Doctor Thomas Legge, der 1582 Baccaler der Universität war und das Stück zum Behuf der Aufführung vor Königin Elisabeth gedichtet haben soll. Außer „Richardus Tertius“ ist von ihm noch eine andere Tragödie: „Die Zerstörung Jerusalems“. Sir John Harrington in seiner „Apologie of poesie“ (1591) sagt bei Erwähnung der Aufführung von „Richard III.“: „Und ich meine, daß unter den Tragödien, anderer berühmten Tragödien zugehörig, derin St. John's in Cambridge gegebene „Richard III.“ sogar den Tyrann Phalaris rühren und alle tyrannisch gefinnne Männer erschrecken müßte.“ Dr. Legge starb 1617, und sein Portrait sowie ein ihm errichtetes Denkmal sind noch im Ejus-Collegium, zu dessen Vorsteher der Stifter ihn ernannt hatte. Es gilt für entschieden, daß Legge den Stoff zu seinem Trauerspiele aus Hall's „Chronicle“ genommen, der seinerseits die Ereignisse aus der Zeit Richard's III. Sir Thomas Moore's „Tragical history of Richard III.“ nachzählt, sodaß das Legge'sche Werk, obschon es als ein lateinisches Declamatorium seine Verdienste hat, doch eigentlich nur eine scholastische Paraphrase von Moore's Historie ist. Daß Shakspeare dem Dr. Legge auch nur einen einzigen Gedanken abgeborgt, läßt sich nicht erweisen. Vor jedem Acte steht der Inhalt, und den Schluß macht ein Epilog, in welchem die Vereinigung der weißen und rothen Rose verkündet und der Königin Elisabeth eine ungeheure Lobrede gehalten wird. Sowol die Menge der dramatis personae als die Genauigkeit der mitunter sehr lustigen Bühnenanweisungen berechnen zu der Vermuthung, daß weder Mühe noch Kosten gespart worden sind, das Stück der hohen Zuschauerin würdig in Scene zu setzen und nebenbei der geschichtlichen Autorität möglichst treu zu bleiben. So stimmt die Anweisung für die Scene, wo die Königin nach ihrer Flucht in die Freistätte von Westminster daselbst entdeckt wird, „her 5 daughters and maydes about her, sitting on packen, fardells, chests, cofers; the Queene sitting on ye ground with fardells about her“, fast wörtlich mit der graphischen Beschreibung in Hall's „Chronicle“ überein. Shakspeare läßt bekanntlich am Ende des zweiten Acts die Königin sammt dem jungen Herzoge von York vom Erzbischofe bloß in das Asyl geleiten. Legge hat die ganze Scene gegeben. Bei ihm schließt der erste Act mit einem großen Aufzuge, wobei die unglückliche Jane Shore auf dem Wege nach St. Paul's Busse thut. Es heißt in der Anweisung: „Shore's wife in her petticoate, haveinge a taper burninge in her hande.“ Der zweite Act endet mit Richard's Krönung, und nach dem „stowe“ oder Programm zu urtheilen, muß dabei gewaltiger Pomp entwickelt worden sein. Der dritte und letzte Act zeigt den schnellen Sturz Richard's von seiner „bad eminence“, seine Niederlage und seinen Tod auf dem Schlachtfelde von Bosworth. Den wohlbekannten Vers, der Abends vor der Schlacht an Norfolk's Belt geheftet worden:

Joeky of Norfolk, he not so bold,

For Dicheon thy master is bought and sold,

hat Dr. Legge übersetzt:

Norfolciensis inelyte,

Nil coeperis audacius:

Nam venditus Res pretio

Richardus Heroes perditur.

Als weitere Probe der Latinität stehe hier der Schluß der Rede des

Stanleus ad Milites.

Properate, solvite patriam tyrannide,

Ut verus haerens regna teneat Angliae.

Pugnabit adversus scelus virtus pia.

Pugnate tantum, vestra cum victoria

Si vincitis, patria tyranno libera

Medios in hostes ruit passu concito.

16.

Konrad Ott. Eine biographische Skizze von J. Honnegger. Clarus, Schmid. 1844. 8.

Der am 13. Dec. 1842 zu Zürich verstorbene Konrad Ott hat sich in Deutschland durch die zwei Bände seiner „Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's“ (Leipzig 1843) bekannt gemacht und ein aufrichtiges Redauern erregt, daß durch den frühen Tod eines so reich begabten Schriftstellers viele schöne Hoffnungen zerstreut sind. Gegenwärtig haben wir nun einen Nekrolog vor uns, der mit unverkennbarer Freundeswärme schildert, was das Vaterland, der Lehrstuhl und die Historiographie an Ott verloren haben und der seinem liebevollen Herzen, seiner biedern Gefinnung, seinem begeisterten Ringen nach Wahrheit und der durch nichts zu besiegenden Kraft seiner Arme das größte Lob spendet. Wir vermögen dies Alles nicht näher zu beurtheilen, da uns der Verstorbene nur aus jenem einen Werke bekannt geworden ist, glauben aber gern den Worten des Hrn. Honnegger, der den christlichen Nachlaß Ott's zur vollständigen Aneignung gehabt hat, und mit denen auch andere Nachrichten übereinstimmen.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Turgot's nationalökonomische Werke.

Wir haben bereits früher in d. Bl. eine werthvolle Bibliothek der ausgezeichnetsten nationalökonomischen Schriften („Collection des principaux économistes“) besprochen. Diese interessante Sammlung, deren Anfang damals uns nur vorlag, hat seitdem ruhig ihren Fortgang gehabt, und es sind davon bis jetzt schon acht Bände, die des Beachtenswerthen viel enthalten, erschienen. Wir können hier auf den Inhalt dieser Reihe nicht näher eingehen, wollen es uns aber nicht versagen, wenigstens auf den dritten und vierten Band der ganzen Sammlung hinzuweisen. Diese Theile, die auch unter besonderm Titel erschienen sind („Oeuvres de Turgot. Nouvelle édition classée par ordre de matières, avec les notes de Dupont de Nemours, augmentées de lettres inédites, de questions sur le commerce et d'observations et de notes nouvelles“, von Eugène Daire und J. Duffard), werden von keinem Staatsmanne — auch von den Besitzern der früheren Ausgabe von Turgot's gediegenen Werken nicht — unbefriedigt aus der Hand gelegt werden. Diese neue Sammlung zeichnet sich selbst vor der Ausgabe, die von Dupont de Nemours besorgt ist, sowol durch größere Vollständigkeit als auch durch zweckmäßigere Anordnung vortheilhaft aus. Die biographisch-literarische Notiz über Turgot von Daire verräth eine genaue Bekanntschaft mit den Umständen und Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts und einen unbefangenen Blick.

Über die Schwierigkeiten der französischen Sprache.

Unter der zahllosen Menge von grammatischen und serologischen Schriften über die französische Sprachwissenschaft oder mehr noch Sprachmeisterei halten wir es um so mehr für unsere Pflicht, auf die neue und vermehrte Ausgabe eines Werks aufmerksam zu machen, welches dem Besten, was auf diesem abgewideten Felde erschienen ist, beigezählt zu werden verdient. Wir meinen die dritte Auflage von J. Ch. Marty-Laveaur's „Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française“, eine Schrift, die zwar schon längst die gebührende Beachtung gefunden hat, die aber in ihrer neuen Gestalt noch dringender empfohlen werden kann. Bei dieser neuen Ausgabe sind nicht nur einzelne Flecken getilgt, Lücken ausgefüllt, Berichtigungen angebracht, sondern der Gelehrte, dem wir sie verdanken, hat sich durch Berücksichtigung aller neuern Forschungen und durch mühsames Zusammentragen zerstreuter Bemerkungen von Werth ein wesentliches Verdienst erworben. Das ganze Werk wird in seiner neuen Gestalt 40 Lieferungen enthalten.

12.

Jena und Leipzig. Novelle in zwei Theilen von A. v. Sternberg. Berlin, Leseabinet. 1844. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Roman scheint in einer eigenthümlichen Entwicklungsperiode begriffen zu sein: der Inhalt vermehrt die Form. Der Rede reißt sich aus den hergebrachten Gewändern, das Handgelenk ragt aus dem Ärmel hervor, über dem Rücken plagen die Nöthe, das Futter geht in Fegen auf. Man sieht, die Poesie hat kein Gewand, das ganz unvermerkt mit dem Körper wachse, wie einst — der Legende nach — der heilige Ros in Trier, oder wie der Pelz der Schafe, die in Heerden dorthin zogen. Der Poet begnügt sich nicht mehr mit dem unerschöpflichen, aber einfachen Inhalte des menschlichen Herzens. Dies Herz selbst hat sich vielmehr von dem bewegten Weltleben hinreißen lassen, und der Dichter, der ihm folgt, verirrt sich mit ihm in alle Richtungen eines unbefriedigten Daseins. Die einfachen Fragen des Herzens, die an den ausgerupften Strahlenblättchen einer Sternblume ihre frohe oder betrübende Antwort finden, genügen dem Poeten und befriedigen den Leser nicht mehr. Die Verwickelungen der bürgerlichen Gesellschaft, die Bestrebungen der Völker, die Fäufschungen der Politik, die Fragen der Philosophie, die Anschauungen fremder Länder und stürmender Meere, die Sehnsucht nach neuen Offenbarungen, und was Alles unser Leben in Drang und Schwanken setzt, verlocken den Poeten, der in seinen Abpiegelungen des Lebens, wie schon jener alte lateinische Dichter, nichts Menschliches sich fremd halten mag. Und während so mit den weit und weiter ringelnden Kreisen unserer Bildung und Interessen sich die Aufgaben des Dichters erweitern, nimmt doch auch die Unruhe des poetischen Schaffers und die Ungebuld des übersättigten Lesers zu, sodaß Dieser nicht mehr gehörig genießt, was Jener selten mehr recht zu Stande bringt: ein umfassendes, ruhig gereiftes, kunstvoll ausgeführtes Zeit- und Lebensgemälde.

Diese Betrachtungen wurden dem Ref. bei der neuesten Novelle v. Sternberg's recht lebendig. Indem sich der Poet der Zeitstimmung hingibt und eine politische Novelle schreibt, hat er noch keinen bedeutenden Stoff in leichtern Bändchen, keinen gebiegenern Zeitinhalt in

so stückweiser Form abgethan. Zwar nennt er es selbst eine flüchtige Skizze und lehnt es von sich ab, den Tumult der Waffen, den Sturm der Siege zu schildern, an welche die Namen Jena und Leipzig erinnern. Er will die Tafeln der Geschichte, bedeckt mit Heldennamen, nicht enthüllen, sondern es nur mit wenigen Personen, und auch hier nicht so sehr mit ihren äußern Schicksalen zu thun haben als mit dem Kampfe, der in ihrem Geiste und Gemüth, angeregt durch eine große Zeit, sich bildet. (Vgl. Thl. 2, S. 150.)

Das mag des Poeten Absicht gewesen sein, v. Sternberg's, der bei einer ihm eigenen Unruhe poetischen Schaffens einem so mächtigen Stoffe gern aus dem Wege gehen mochte: aber der Stoff überwältigte eher seine Feder, als diese den Stoff bewältigte. Was der Poet gegeben hat, ist unter der Hand etwas Anderes geworden als es beabsichtigt sein mochte. Wir finden weniger ein bloß ruhig entwickeltes Seelengemälde etwa im Vordergrund einer so bedeutenden Zeit, als vielmehr einzelne Bewegungen jener Zeit selbst, solche, die der Sternberg'schen Feder besonders zusagten, ohne daß man etwa einen mächtigen Einfluß dieser Zeitbewegungen auf die Entwicklung der Novelle wahrnehme. Diese steht vielmehr wiederholt still und läßt sich unter den mit Behagen geschilderten Zeitercheinungen ganz vergessen. Auch sind die Momente der Seelenentwicklung sehr einfach. Es begegnet dem Dichter das Eigene, daß uns die Bruchstücke, die er aus jener Zeit gibt, mehr interessieren als das ganze Geschick seiner Personen, und daß der Faden dieses Geschicks an jenen Schicksalen selbst zu Stücken geht. So wenig Personen es sind, so zweifelhaft werden wir, für wen wir uns eigentlich interessieren sollen. Am wenigsten möchten wir es für den Helden, das heißt, von der Zeit an, da es ein Doppelheld ist, aus einer adeligen Hälfte an dem jungen v. Selbig, und aus einer bürgerlichen, dem jungen Walt, zusammengewachsen. Es ist wahr, was sich nach dem Unglück bei Jena gen Leipzig hin Großes in jener Zeit gestaltete, kam durch den innigen Verband von Adel und Bürgerthum zu Stande. Doch hat v. Sternberg dies schwerlich in seinem Doppelhelden symbolisiren wollen; denn er weiß zu sehr, daß Symbole kein rechtes Romanfleisch und Blut haben. Mit so viel Vorliebe

der Poet auch die adelige Heldenhälfte behandelt, bleibt uns doch immer der Bunsch, der bürgerliche Anfangsheld möchte isolirt geblieben sein. Wie anziehend war er für uns, als wir den jungen Jäger durch Wald und Wundschnee nach Hause begleiteten, wo er der zärtlichen Mutter in die Nachtkleider und ins Bett half, um dann noch die Mitternacht auf dem adeligen Schlosse zuzubringen, am Billard und vor dem Sopha, wo die drei reizenden Frauen mit dem drallen, etwas täppischen, aber schönen Burschen so lustern und muthwillig spielen. Wenn dann später die leichtfertige Gräfin den Jüngling mehr und mehr an sich lockt und so berückt, daß er sich in der Nacht wider sein kindliches Herz und die ärztliche Warnung vom Sterbebette der Mutter wegstiehlt, um aus den Armen der verführischen Frau mit peinigen dem Bewußtsein zur Leiche der Mutter zurückzukehren: welch ein glücklicher Wurf war das zu einer Novelle, zu einem Roman, hinter dem sich die anziehendste Perspektive durch eine so merkwürdige Zeit öffnete! Dieser herrliche Wurf geht in der Schlacht bei Jena mit verloren, da sich unserm einfachen Helden als Offizier mittels Wundenblutes ein adeliger Kamerad anklebt, ein seltsamer Charakter, so leidenschaftlich und eifersüchtig auf Freundschaft wie Andere auf Liebe versessen, eine nach Ruhm stürmende Heldenhälfte, die den durch kindhaftes Bewußtsein gebeugten Mithelden Walt an sich reißt und festhält.

Ebenso auffallend kündigt sich bald darauf eine neue Hauptperson der Novelle an, eine junge Dame, die unser Heldengpaar mit beißenden Vorwürfen wegen der verlorenen Schlacht bei Jena verblüfft, mit Zeichen des Hasses, aus dem sich die leidenschaftlichste Neigung zu dem liebeskalten v. Selbig entwickelt. Beide Liebende täuschen sich selbst über ihre dunkle Leidenschaft, indem sie einander quälen, ja indem sich Euphrosine sogar einem alten Commandanten vermählt, den sie patriotisch zu lieben wähnt. Von nun an steht die Geschichte vor einem interessanten Briefwechsel still, der zwischen einem jungen Kriegskameraden und der bekannten Frau von Krüdener, die den Verwundeten gepflegt hatte, geführt worden. Ref. kann nicht genau sagen, wieviel Schalkhaftigkeit Sternberg's dabei im Spiel ist, daß jene fromme Dame sich von ihrem Pflegling ausdrücklich die Geschichte seiner Sinnlichkeit und seiner Liebeshändel mittheilen läßt. Sie antwortet darauf stets sehr betroffen und mit guten Ermahnungen, bis ihr denn doch die Bekennnisse des freimüthigen Gesellen und sein unchristlicher Lebensverstand zu derb und dick kommen. Dennoch wird sie nicht beleidigt, sondern bricht den Briefwechsel mit den frommsten Wünschen für den geliebten Sohn ab, den sie umarmt und auf dessen Wange sie tausend feurige Küsse drückt. Der lächelnde Leser bleibt ungewiß darüber, ob der fromme Glaube oder die — mütterliche Liebe der Dame stärker sei.

Nach dieser für sich stehenden Episode spinnt sich die Novelle in der etwas seltsamen Freundschaftswärmeri umfers Heldengpaars langsam weiter. Diese Alles ver-

zehrende Freundschaft hindert jedoch den jungen Selbig nicht, etwas klarer über sein Interesse für die Gemahlin des alten Commandanten zu werden; auch dem jungen, schwermüthigen Walt bleibt noch Gelegenheit, die sittsame Tochter eines Pfawers, um den er sich früher verdient gemacht hat, zum Falle zu bringen. Der Verf. scheint sich hierbei ein verhängnißvolles Unglück gedacht zu haben; da er diese active Verführung Walt's, wie früher dessen passive, in die Nähe einer Leiche versetzt: dort vor die Leiche der Mutter, hier neben die Leiche des toten Kameraden, den Frömmigkeit und Liebe der guten Frau v. Krüdener unbeteht gelassen haben.

Der zweite Theil der Novelle bringt Tagebuchblätter des reisenden v. Selbig und einen Briefwechsel zwischen der jungen Commandantin und der früher erwähnten Gräfin. Der Verf. versucht, wie man sieht, alle Formen erzählender Mittheilung, um einen so reichen Stoff, wie ihn jene Zeit bietet, zu packen und einheitlich zu gestalten. Indes sieht man ihm dabei durchaus keine Anstrengung an; vielmehr bleibt er immer der lebenswürdige Autor, der, was er nicht mit riesigen Armen überwältigen kann, mit anmuthigen Beinen überspringt. Schon durch die abwechselnden Formen der Erzählung, des Tagebuchs, des Briefwechsels, und ebenso durch die Zwischentitel der einzelnen Abtheilungen zeigt er uns, daß er es nicht auf einen Guß abseht; wenn nur die Bruchstücke, zwischen denen sich unbemerkt ein Zeitraum von sieben Jahren verstreut, anziehend und bedeutend bleiben. Und das bleiben sie!

Wir befinden uns jetzt unerwartet am gothaer Hofe vor dem Herzoge, der einem Kreise von Damen einen galanten Roman vorliest oder vielmehr abfingt, wobei seine Finger mit den Ohren eines Bologneserhündchens spielen. Der Fürst, in seidene Schawls gehüllt, mit Spangen an den entblößten Armen auf die Pforten des Sophas hingelehnt, räthselhaft, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ennuyirt sich an den politischen Nachrichten. Was geht mich das kleine Herzogthum Gotha an! ruft er ärgerlich. Dies kleine Gemälde — man kann es ein Cabinetstück in eigenem Sinne nennen — ist politisch so charakteristisch als es pikant dargestellt ist. Gegen diesen Hof, wo französische Generale bei Tafel die Herren spielen, und man am Schlachtabende tanzt, Charaden löst, kßt und lacht, wie steht die winterliche Landschaft um das kurtische Haff ab, die der Reisende durchzieht, der schauervolle Weg, den der unglückliche König von Preußen gegangen ist, hinter ihm sein blühendes Reich, sein Erbe, das Land seiner Jugend, die stolze Krone, die der Ruhm ihm eroberte und ihm als köstliches Angebinde in die Wiege legte, die Erde, die so viele Sieger und Helden erzeugte, das Haus seiner Väter, Alles, Alles hinter ihm, die Beute des Siegers, und vor ihm — nichts als eine endlose Schneewüste, ein paar zerfallende Hütten, ein grauer, nebelvoller Horizont, ein weites, graufenvolles, kaltes Grab.

Ein Besuch der ehemaligen Wohnung Kant's, auf

einem Entschlusse nach Königsberg, gibt dem jungen Selbst Anlaß zu philosophischen Betrachtungen. Dies ist kein mäßiger Zug, sondern allerdings charakteristisch für die damalige Blüthezeit unserer Philosophie. Des Poesen leichte Feder streift dabei die Aufgaben der philosophischen Forschung und die Berührungspunkte des Gedankens und der That. Vortrefflich, mit Bezug sowohl auf die damalige Noth der Zeit als auf das heutige Bedürfnis der Nation, sagt Sternberg:

Ich weiß, daß Deutschland einen Vorrath großer und schöner Ideen hegt; Jahrhunderte haben an der Vergrößerung dieses Schatzes gearbeitet, aber es sind kostbare Priestergewänder, die nie auf den Leib eines lebenden Mannes gekommen, die immer nur vorgeteilt, nicht angelegt werden. Versuch' es Einer und laß einen solchen diamant- und perlengeschmückten Salar auf der nackten Brust ruhen, über einem stürmisch und heiß arbeitenden Herzen, und mit diesem Salar geschmückt, klettere er hinaus und stürme in das Gefecht des Tages, in den Kampf der Völker und zeige sich als Priester und Held! Wie wird die edle Blut der Edelsteine blühen in der heißen Sonne des Tages, wie süß kimmern werden der Perlen jungfräuliche Blüten im Glanze der Mondnacht! Aber es bleibt Alles im Kirchenschrank. Das Gezücht der Rotten wandelt darauf hin und her, vor Unmuth erblindet der helle Schmuck! Deutschlands Einheit und Gemeinfinn ist auch so ein verstaubtes Priestergewand! Würde man es zu finden und zöge es gerade jetzt Einer an, er müßte Wunder thun; aber so sind wir geknechtet, und warten der Katastrophe, die uns die Hand des Siegers zuwerfen wird.

Ein anderes pikantes Gemälde, das des leichtfertigen Hofsaktes zu Kassel unter König Jérôme, gibt Armide in einem Briefe an Euphrosine. Die aristokratische Frau, die das kindische Treiben um den König kokettirend mitmacht, kann es doch nicht lassen, über den ungelinkten Herrscher und sein Herkommen zu spotten. Ach mein Schatz, ruft sie aus, wie wäre es, wenn du wieder hinter meinem Wagen aufsprängst, denn da ist doch eigentlich dein Platz. Die ganze verächtlich-liebenswürdige Leichtfertigkeit einer damaligen sinnlichen Weltfrau ist in diesen Briefen von einer competenten Feder gezeichnet.

Die folgenden nebeneinander gestellten Stücke: „Die Schlacht von Eylau“, ein lebhaftes, anschauliches Gemälde; „Der Jugendbund“, wenig einweihend in diese geheime Bewegung von damals, und „Der Aufruf zu den Waffen“, führen die Novelle kaum und fast nur in Nebenpersonen weiter, zeichnen aber desto lebhafter jene allgemeinen Erscheinungen der Zeit. Es gehört zu den Launen Sternberg's, gerade die ernste Bewegung der damaligen Waffenbegeisterung mit heitern Farben zu malen. Köstlich ist der Humor im Briefe des Armandmannsohns Frisbel an seine Schwester; wenn auch der kindisch umhersehauende Enkel und sein Großvater mit dem dicken Bauche, Beide dem königlichen Aufrufe folgend, ziemlich karikiert nebeneinander gestellt und keineswegs die würdigsten Repräsentanten jener nationalen Begeisterung sind. Freilich durchdrang diese Begeisterung hauptsächlich die Kreise des Volks, und Sternberg's Augenglas, im Salon so gefürchtet, richtet sich nicht gern nach jenen Regionen. Er fin-

det sich lieber mit der komischen Seite jener großen Bewegung ab.

Endlich kommen wir mit einem letzten Sprunge nach Leipzig, und zwar über ein altes einsames Schloß, auf welchem Euphrosine, jetzt Witwe des alten Commandanten, ihre überspannte geheime Leidenschaft mit schweremüthiger Geistesabspannung küßt, bis sie an den politischen Briefen ihres von Kassel gekommenen Arztes Seybold sich so weit wieder aufrichtet, um gen Leipzig zu reisen, wo sie die in einer Kirche ausgestellte Leiche des geliebten Mannes, des jungen Selbst, findet. Auch Balt ist neben dem Freunde geblieben, und der Poet ist endlich den Doppelhelmen los, der ihm hoch dann und wann so schwer wurde, daß er ihn abwechselnd, Hälfte um Hälfte, fortschleppte oder auch zuweilen ganz beiseite liegen ließ. Euphrosine ist nach ihrem traurigen Fund aus der Kirche verschwunden, und man erfährt aus einem Briefe Armidens, daß sie wahnsinnig geworden ist. Mehr als dieser Ausgang verleiht der frivole Brief Armidens selbst, mit welchem die Novelle schließt. Wahrlich die galante Dame ist nicht jung und reizend genug geblieben, um so das letzte Wort zu behalten. Es soll ihr nichts helfen, wenn sie auch ihre Diamanten, die Jérôme's Namen und Krone tragen, neu in Fassung setzen läßt, um auf dem ersten Hofballe neu uniformirt zu erscheinen. Wir würden ihr rathen, Beteschwester zu werden, wenn sie uns nicht mit der Ausrufung zuvorgekommen wäre: „Man sagt, es soll jetzt Alles sehr fromm und sehr süßlich werden! Recht schön, da will ich vorher recht geschwind sterben. Langweile sollt ihr mir nicht machen!“

So viel ist gewiß, v. Sternberg hat in seiner Zeichnung der damaligen aristokratischen Gesellschaft seinen vornehmen Leuten nicht geschmeichelt. Darin liegt ein anzuerkennendes Verdienst dieser seiner politischen Novelle, daß er überall die Verderbniß der höhern Gesellschaft durchblicken läßt, die in Staat und Familie dem einbringenden Feinde so viel Vorwand that, die hochmüthigen Borurtheile der Männer und die leichtfertige Gesinnung der Frauen. Treffend ist, im Briefe des jungen Selbst an den Grafen, der selbstsüchtige Dünkel und Hochmuth des Adels kurz vor den ersten Mißgeschicken der preussischen Waffen bezeichnet, und was daselbst von den widersprechenden Interessen der Cabineten und der Nationen bemerkt wird, darf mit allem Fug liberal heißen.

So holt denn diese jüngste Novelle v. Sternberg's die poetischen Vortheile, die er nach dem ersten, mit dem Namen „Andreas“ bezeichneten Abschnitte aufgegeben hat, durch politische Bedeutsamkeit einigermaßen wieder ein. Es bleibt ein durch Geist und Stil glänzendes Buch, dem es auch an echt poetischen Einzelheiten nicht fehlt. Jene kleinen heppig-reizenden Situationen und jene dufteig-frischen Naturbilder, die im Buche zerstreut sind, schlingen sich wie ein schönes, farbenreiches Gewind um die lose nebeneinander gestellten Partien der Novelle. Schade, wir müssen es wiederholen, daß es der Feder,

die so reizende poetische Bilder hingezeichnete, an Ausdauer fehlen mußte, ein so glücklich angelegtes Gemälde jener Zeit auszuführen!

21.

Luther's Wiederkunft und Ansprache an das Geschlecht dieser Zeit. Berlin, Gumprecht. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese „dem deutschen Vatervolk“ von dem ungenannten Verfasser und Herausgeber gewidmete Schrift ist inhaltreich und zeitgemäß. Sie muß daher, besonders weil sie Letzteres ist, allen wahren Protestanten nachdrücklich empfohlen werden; denn die Protestanten unserer Tage bedürfen der Ansprache Luther's um so mehr, je mehr die Römlinge — die Römlinge in der katholischen, aber leider! auch in der evangelischen Kirche — mit frechem Übermuth ihr Haupt erheben, uneingedenk der Zeiten, in denen wir leben, uneingedenk des großen, von Luther begonnenen Werks, das wir — nicht vollendet haben! Die Protestanten bedürfen dieser Ansprache Luther's heutzutage um so mehr, je mehr es noth thut, daß sie sich ermannen, sich aufraffen und wachen, damit ihnen ihre Krone nicht geraubt werde. Denn ernstlicher (wenn man nur auf die mancherlei Zeichen der Zeit, namentlich auch in Deutschland, in Oesterreich und Baiern, aber auch anderswo, achtet!) als früher gehen die Römlinge der katholischen Kirche gegenwärtig damit um, die alte Herrschaft über die Völker und Fürsten wiederzuerlangen, die Freiheit des Evangeliums wieder in Ketten zu schlagen und die Anhänger der evangelischen Kirche zu verführen und zu ihren Sklaven zu machen; und dergleichen Römlinge finden sich auch unter solchen, die sich äußerlich zur evangelischen Kirche bekennen; es finden sich auf dem Wege zu ihnen auch Männer, denen evangelische Lehrstühle, evangelische Kanzeln und geistliche Würden anvertraut sind. Darum sehet euch vor und seid nachsicht! Darum bedarf es heißen und unermülichen, aber offenen und ehrlichen Kampfes gegen die Römlinge in der Nähe und in der Ferne! Darum ist es nöthig, daß sich die protestantische Kirche aller Orten ernstlich prüfe, was seit Luther's Zeiten an dem von ihm begonnenen Werke ferner geschehen, ob es in seinem Sinne und nach den Bedürfnissen der Zeit fortgesetzt worden, und was uns obliege, in diesem Sinne und in Gemäßheit dieser Bedürfnisse gegenwärtig dafür zu thun. Für diese Zwecke kann die vorliegende „Ansprache“ Luther's, die uns an seinem Leben und Wirken nachweist, was er für seine Kirche und für das deutsche Volk gethan und begonnen, und in der Luther's kräftiger Geist und kräftiges Wort selbst zu uns spricht — für diese Zwecke kann sie, recht verstanden und gewürdigt, unendlich segensreich wirken. Wir wünschen ihr deshalb recht viele, vornehmlich aber auch — die rechten Leser!

Literarische Notiz aus Frankreich.

Über die Stellung und Bedeutung der Pairskammer.

Wenn der Umstand, daß die Polen in Folge schmerzlicher Verluste in aller Herren Ländern sich umherzutreiben genöthigt sind, nothwendigerweise auf eine allmälige Abschwächung und Vernichtung ihrer Rationalität hinwirken muß, so hat das babylonische Exil, in dem dieses zersame Volk Jahre lang schmachtet, wenigstens das Gute, daß es mit immer größerer Leichtigkeit sich die Bildung, die Künste und Wissenschaften anderer Völker aneignen lernt. Dies wird noch erleichtert durch die große Gewandtheit, fremde Sprachen zu erlernen und sich in die Individualität eines fremden Volks hineinzuleben, welche die Polen mit den übrigen Slaven gemeinschaftlich haben. Wenn je noch einmal ein neues Polen entsteht, so würden in demselben, wofern die verschiedenen Trümmer

des alten Polenreichs vereinigt würden, die verschiedenartigsten Bildungselemente verschmolzen werden. Wohin wir immer blicken, sehen wir Polen Theil nehmen an der geistigen Bewegung verschiedener Nationen. Ja es gibt deren, die in mehreren Ländern gleich heimisch sind und die zwischen verschiedenen Völkern in wissenschaftlicher Beziehung ein Vermittlungsamt übernehmen. Zu den Polen, die sich als Schriftsteller in deutscher und französischer Sprache mit gleicher Leichtigkeit bewegen, gehört vorzüglich Aug. Cieszkowski. Derselbe hat sich als geistreicher Schüler Hegel's und besonders als Apostel der Lehre dieses großen Philosophen unter seinen Landesleuten rühmlichst bekannt gemacht. Weniger bekannt sind seine literarischen Leistungen in französischer Sprache. Sie beziehen sich, abgesehen von einigen kürzern Abhandlungen philosophischen Inhalts, meistens auf die Besprechung politischer Fragen. Sein letztes Werk, von dem wir Kunde erhalten haben und das erst vor kurzem im Buchhandel erschienen ist, führt den Titel: „De la patrie et de l'aristocratie moderne.“ Die Regungen der Demokratie, die sich in allen Ländern mehr oder weniger fühlbar machen, und die das frühere Bett des Volkslebens längst überflutet haben, scheinen es um des politischen Gleichgewichts willen nöthig zu machen, daß auch das conservative Element gekräftigt und gestärkt wird. Verschiedene Mittel, wie dies geschehen könne, sind in Vorschlag gekommen; einige davon sind sogar im politischen Leben wirklich versucht; aber kein einziges hat sich wirksam genug gezeigt. Das Königthum allein kann dem mächtigen Drange der demokratischen Flut keinen genügenden Widerstand leisten. In England schart sich um den Thron eine starke, kräftige Aristokratie, die in der Pairskammer oder im Oberhause vertreten wird. Auch in Frankreich hat man dem Adel und besonders der Pairskammer, als der ersten Repräsentantin des conservativen Elements, durch verschiedene künstliche Mittel eine größere politische Bedeutung zu geben gesucht. Aber hier haben sich die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Nachdem man einmal die Thronheit begangen hat, die erbliche Pairswürde abzuschaffen, hat es seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, dieser Institution ein neues Leben einzuhauchen; denn wenn der „Siecle“ für seine Reue auch 20,000 Fr. Strafe gezahlt hat, so bleibt sein Wort, die Pairskammer sei ein Invalidenhaus, unter den jetzigen Umständen immer noch eine Wahrheit. Es gibt jetzt nur zwei Mittel und Wege, die Wichtigkeit der Pairs wieder aufzurichten, indem man entweder sie in ihrer Erblichkeit wiederherstellt oder daß man eine Art von Wahl, wie sie in Bezug auf die Deputirtenkammer besteht, einführt. Dem Grafen v. Cieszkowski scheinen beide Auskunftsmittel ungenügend, und er bringt deshalb, nachdem er im ersten Theile seiner Schrift ihre Haltlosigkeit nachgewiesen hat, einen dritten Weg in Vorschlag, welcher seiner Ansicht nach allein zum gewünschten Ziel zu führen im Stande ist. Er räth nämlich, eine ähnliche Wahlmethode in Anwendung zu bringen wie die ist, deren sich die gelehrten Akademien bedienen, um ihre Lücken zu ergänzen; die verschiedenen Mitglieder sollten also, wenn ihre Zahl nicht vollständig wäre, sich durch freie Wahl ergänzen. Dem Könige bliebe in diesem Falle bloß das Recht der Sanction. Ob und inwieweit dieser Vorschlag, von dem der Verf. sich, wie gesagt, sehr viel zu versprechen scheint, neu ist, wagen wir nicht zu entscheiden; ebenso wenig wie wir uns ein Urtheil über seine Anwendbarkeit oder über die Nachtheile, welche aus seiner Verwirklichung entspringen könnten, erlauben. Uns genügt es, diese Ansicht hier einzuregistrieren. Sehr beherzigenswerth scheint uns Das, was der Verf. über die revolutionnären Unruhen der Gegenwart sagt, und wir pflichten ihm mit besonderer Bezugnahme auf Frankreich vollkommen bei, wenn er am Schluß seines Werks sagt: „Il serait bien temps de clore l'ère critique des révolutions pour entrer dans celle des évolutions organiques.“

17.

Mittwoch,

Nr. 15.

15. Januar 1845.

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm gestochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Erster Band. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dieses neue Buch Bettina's bin ich nicht ohne Zagen, nicht ohne Scheu gegangen. Nach Vorempfindungen, mit denen man eine Lecture beginnt, färben sich die Stimmungen auch während derselben. Ich muß also jene andeuten, um über diese Rechenenschaft zu geben. Einer Autorschaft, die das subjective Belieben auf den Altar erhebt, die gefesselte Laune des freien innern Menschen fest genug dicht an die Gedanken Gottes heranrückt, braucht man im Grunde nichts Anderes entgegenzuhalten als die ebenso ungebundene Empfindung, Einfall gegen Einfall, Willkür gegen Willkür. Es wandelt mich jeder Zeit vor dem zweiten, dritten, vierten Werk einer poetischen Frau eine Besorgniß an, eine Besorgniß, die sich auf den Glauben stützt, die Schöpfergabe des Weibes sei mit einem einzigen, mit dem ersten Erzeugniß erledigt. Ich will hier nicht die Behauptung wagen, das Weib könne nur Einmal eine wirkliche tiefe Liebe fühlen; es würde zu weit führen. Aber in ihren Umarmungen mit Gott Apoll kann die Frauennatur nicht wechseln, kann sie nur Einmal ihr inneres Selbst schöpferisch zu Tage bringen. Nur der Mann ist dieser Proteus, der immer wechselvoll als ein immerfort Neuer und Frischer zur Welt der Erscheinungen tritt, auf ganz verschiedenen Punkten den geheimen Quell des Lebens sucht und findet. Das Weib entdeckt keine neuen Welten; sie entdeckt nur ihre eigene Natur, die Gesetze ihrer eigenen Ordnung. Die Bekenntnisse der Frauen sind in der Regel mit einem einzigen Wurf erledigt. Es thut mir immer leid, wenn sie Nachträge dazu liefern, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach ihrer „Faustine“, in der sie schon den ganzen Widerstreit des Weibes zur modernen Gesellschaftswelt auf ihrem Standpunkte voll auf erschöpfte. Sind die literarischen Frauen in der Composition erfinderisch, so werden sie monoton und wiederholen sich wie unsere Romanschriftstellerinnen. Haben sie Geist genug, sich in ganz neue Sphären zu werfen, so verlieren sie das Beste und das Einzige, was sie haben, sich selbst, wie George Sand, in deren spätern Er-

zeugnissen ihre eigene Natur nicht mehr zu finden ist. Das Thema des Weibes ist nur das Weib. Ist ein einziger Wurf gelungen, mit dem sich uns die Natur einer Frauenseele enthüllte, so erscheint uns jeder spätere Versuch zur Nuancirung derselben Eigenthümlichkeit entweder verunglückt oder überflüssig. Das Wunder einer besondern Offenbarung wird nicht leicht zum zweiten Male glaublich, und manche weibliche Autorschaft, die man mit Recht in erster Position schön fand, steht oft genug in neuen Gewändern vergeblich Modell.

Doch wozu dies Alles? Bettina hat ja mit diesem „Frühlingskranz“ keine Schöpfung dichterischer Kunst, sondern ein Vermächtniß geben wollen, indem sie die Jugendbriefe des Bruders zusammenstellte und die ihrigen zwischenschob! Ich weiß, daß es so genommen werden soll, weil es so gegeben wurde. Die beiden Motti auf dem Titelblatte bestätigen es, in welchem Sinne dies Buch der Lesewelt überliefert wurde. Es sind Worte Clemens Brentano's, die auf den Werth seiner brieflichen Jugendergüsse hindeuten. Er schrieb 1805 aus Heidelberg:

Und, liebes Kind, bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben; ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren. Die Deinigen sind mir heilig.

Und 1808 schrieb er der Schwester aus Holland:

Verliere keinen meiner Briefe, halte sie heilig, sie sollen mich einst an mein besseres Selbst erinnern. Wenn mich Gespenster verfolgen, und wenn ich todt bin, so flechte (Bettinischer Imperativ für: flicht) sie mir in einen Kranz.

In dieser Werthhaltung der Einfälle, der Launen, der Willkür, die in einer tiefern Brust nur wie leise Zuckungen kommen und schwinden, liegt etwas Krankhaftes. Ich weiß wol, daß es Naturen gibt, die für die Entäußerung ihres Besten und Schönsten keine andere Form als die Form des Briefes, die Form der gefesselten Zufälligkeit fanden. Und zu diesen Naturen werden vorzugsweise die weiblichen zu rechnen sein. Aber der Mann, selbst wenn er Dichter ist, das heißt von seinen Empfindungen fast wie ein Weib beherrscht wird, kann sich in dieser Auflösung und Zerpfückung seiner selbst nicht gefallen, er sucht für seine innere Welt nach Gestaltung, und indem er sie ordnet, findet er die Kunstform. In seinem Denken und Fühlen soll die

Laune sich zum Humor, der Einfall sich zur Nothwendigkeit, der Zufall sich zum Gesetz erheben. Er soll es, das heißt: er wird es, wenn die gesunde Natur in ihm sich frei, einfach und fest gliedert und selbst bestimmt. Man habe den Mann Clemens Brentano's einen angemeßenen Dienst erwiesen durch eine Zusammenstellung seiner besten Dichtungen. In ihnen liegen die Momente seiner Eigenthümlichkeit, denn sie sind die Erzeugnisse seiner guten Stunden. Was die Nebensünde als Geplauder, Vertraulichkeit und Gefose absetzt, ist meist entweder nur unrichtige Vorarbeit oder abgeschwächter Nachklang. Bettina hat freilich dafür gesorgt, diese an sie gerichteten Ergüsse aus der Jugend des Bruders zu würzen, aber diese Würze ist oft allzu sichtlich ihre eigene Zuthat. Clemens spricht nicht bloß im Bettina'schen Stil, und dieser Stil ist kein Brentano'scher Familientypus, sondern die bekannte Eigenthümlichkeit des „Kindes“; Clemens hält in seinen Briefen auch lange Reden, die den Stempel jener Tagebücher tragen, welche Frau v. Arnim in Berlin zu führen pflegt. Bettina hat sich jetzt den Geist des Bruders citirt, um mit ihm im begeisterten Tempo einen neuen phantastischen Wettanz zu halten. Als sie Goethe auf das Postament in ihrem Tempel stellte, da war er es, um den sie bald als Bacchantin, bald als Bajadere die Linien ihrer kreisenden Bewegung zog. Dann war die stille sanfte Klosterfrau Sündenrode ihr Idol, das sie wie ein Opfer ihrer Launen schmückte, indem sie sie zu feiern gedachte. Mit dem Hrn. Bürgermeister und dem Hrn. Pfarrer führt sie zuletzt in ihrem Königsbuche ein parodirendes Pas de trois auf, das gelungener gewesen wäre, hätte sie den ehrbar-komischen Menuettschritt, der hierbei nöthig schien, besser festgehalten. Aber sie schüttet ihren Inhalt fast immer so hin, als fehlte ihr aller Sinn für Gestaltung, und damit alle Fähigkeit zur Berechnung ihrer Wirkungen. Der Clemens spricht mitunter in einer Trunkenheit der Sinne und der Phantasie, wie wir sie nur an Bettinen gewohnt sind. Sie gießt ihm die heiße Lava ihrer Gefühle in die Adern, und er muß jugendliche Beiträge zu ihrer somnambulen Naturreligion liefern. Wir kennen ihn als novellistischen Hölle-Brueghel; kennen seine gespenstische Romantik, kennen ihn als Dichter der Mittheil, jenes wunderherrlichen Zigeunermädchens in den „Wehmüllern“, dessen Rolle Bettina selbst gern spielte. Wir wissen, daß Clemens Brentano alte schlichte Volksmärchen wiedererzählt, ihren simplen Holzschnitt literarisch gleichsam mit bunten Arabesken und goldenen Initialen verbrämte. Wir wissen, daß der seltsame Kopf mit der afrikanischen Blut in der Seele von der Sucht nach allerlei romanantischer Ungerheuerlichkeit erfüllt war; wir kennen ihn, nachdem seine Lebensgeister müde geworden, als den Beichtvater jener wunderfellen Nonne, als den Verf. des „bittern Leidens Jesu Christi“, das seine Gottgeweihte an den Mälen ihres Leibes aufwies. Das Alles wissen wir von Brentano, aber wir kannten ihn bisher nicht als Schwäher, der je nach augenblicklicher Lust und Laune viel Dampf in die Luft verpufft.

Wir hielten ihn für einen Schatzgräber im Gebiet der Nachseite des Seelenlebens, aber nicht für einen eiteln Gutschmecker, der sich wie Bettina die Tafel mit Gerichten aus eigener Phantasie besetzt, nicht für einen Doppelgänger von Schauspieler und Kritiker, der den Lesern eine Rolle vorspielt und um sie zu bewahren sich selbst applaudirt. Sind die lyrischen Ergüsse in rhythmischer Form, die uns hier und da der Briefwechsel bietet, von seiner Seite, so war er der dichterische Schwäher, als der er uns in diesen haltlosen Nebeleien hypermusikalischer Anregung erscheint. Sind die langen Lobreden auf Bettina wirklich seinen Briefen aus jener Zeit, wo Bettina ein wirkliches Kind war, entnommen, nun so war er anders, als wir ihn bisher aus seinen Dichtungen gekannt. Das hat man von der leidigen Schubladenaustramerei bei merkwürdigen deutschen Männern! Man will sie feiern, indem man ihre Einfälle bis in die stillsten Schlupfwinkel ihrer Seele verfolgt, und man würdigt sie herab.

(Der Beschluß folgt.)

Paris und seine Salons von Ferdinand von Gall.
Mit Grundrissen des Schlosses von Versailles. Zwei
Bände. Oldenburg, Schulze. 1844. 8. 2 Thlr.
20 Ngr.

Der Verf. ist dem größern Publicum bereits durch die Herausgabe seiner „Reise durch Schweden im Sommer 1838“, der Bühnenwelt und Allen, welche sich am Aufschwunge der neuen dramatischen Literatur und der Bühne selbst interessieren, im vorigen Jahre durch die vielbesprochene Broschüre: „Der Bühnenverstand“, in welcher er seine eigene Erfahrung als Intendant des großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg, sein Urtheil über die deutschen Bühnenverhältnisse und die Mittel zur Belebung derselben klar auseinanderlegt, und neuerdings durch die von ihm vermittelte Berufung des dramatischen Dichters Julius Rosen zum Dramaturgen rühmlich bekannt und werth geworden. Durch dieses neuere Werk, welches er dem Publicum übergibt, hat er sich ein besonderes Verdienst erworben, welches wir um so freudiger anerkennen, je klarere Blicke er uns in die pariser Verhältnisse verschafft hat. Etwas Neues über Paris? wird man fragen, aber das Werk selbst wird darauf die Antwort nicht schuldig bleiben. Hier kann nur ein allgemeines Urtheil über eine solche Frage und das darauf antwortende Wort abgegeben werden. Um den Weg dazu zu finden, dürften einige vorbereitende Erörterungen nothwendig sein. Schon die Anzahl der Werke, welche in Deutschland über Frankreich und insbesondere über das in Paris concentrirte französische Leben erscheinen, ist ein Beweis von der Wichtigkeit, welche die dortigen Zustände für uns haben. Es wird uns schwer, es eingestehen zu müssen, aber Frankreich war seit seiner Concentrirung zum modernen Staate das Herz des Continents und ist es noch. Alle politischen Lebensströme gehen von ihm aus und kehren dorthin zurück, — und was ist die Politik anders als die Geschichte selbst im Moment der Gegenwart? Wie Frankreich dazu kommt, der Mittelpunkt der modernen Geschichte zu sein? Diese Frage beantwortet eben die Geschichte selbst. Wir wollen uns nicht scheuen, einige Schritte in ihre unterirdischen Gänge hineinzuwagen. Das Mittelalter ging unter an der Bildung der alten Welt, welche im ersten christlichen Jahrtausend bis zu einem unvergessbaren Funken, der noch unter der Asche heimlich fortglomm, vernichtet war. Das Mittelalter hatte seine

Blüte in den Krenzügen erreicht; die Zerstörung Konstantinopels durch die Osmanen befreite aus dem Staube und der Asche den Geist der alten Welt, welcher von klüchtigen griechischen Gelehrten in die gebildeteste Stadtrepublik nach Florenz zu den Medicern geküchtet wurde. Mit Recht nennt man diese Zeit, welche nunmehr beginnt, die Renaissance. Mit dem Studium hellenischer Philosophie und Kunst erwachte damals zuerst wieder die Idee von Nation und Vaterland, und vom Staate in der Rechtsgleichheit. Wie vor diesem Gedanken das romanische und germanische Mittelalter zusammenbrach, ist hier nicht zu erörtern. Die Bildung des absoluten Staatsgebilde in Italien nur bis zur Verneinung des Bestehenden, jedoch in Machiavelli bis zum Verständnis über die Mittel, mit welchen die neugewonnene Staatsidee verwirklicht werden müsse — nämlich durch das absolute Fürstenthum. Diese machiavellistische Idee rettete sich von ihrer Niederlage in Italien durch Katharina v. Medici, die einzige Tochter Lorenzo's v. Medici, nach Frankreich, um dort mit den rücksichtslosesten Mitteln das absolute Herrschthum, und endlich bis zu seiner Spitze in dem Ausspruch Ludwig's XIV.: „Der Staat bin ich!“ auszuprägen. So war nur ein Schritt zu dem Ausspruch der Revolution: „Der Staat ist der Regent, und Regent ist das Volk!“ So gewaltig war diese neue, realisirte Idee, daß sie von selbst das alte, morsche deutsche Kaiserthum zerschmettern mußte, und dieser Vorsprung, welchen das in ihr concentrirte Frankreich vor den Völkern des Continents voraus hat, macht es von selbst zum Herrschenden, nicht nur in Tracht, Sitte und Sprache, sondern auch durch seine Politik, selbst wenn es einmal besiegt ist, wie der wiener Congreß davon das naivste Bekenntniß abgelegt hat. So lange die umliegenden Völker dieselbe Idee von der Einheit des Staats nicht vollständig gelöst haben, wird Frankreich auch ihr Schicksal sein; denn die aus dem Proceß der Weltgeschichte hervorgehende Idee ist Macht und Glück, ist das Schicksal der Völker selbst. Sie werden durch sie entweder herrschend oder beherrscht. So lange außerhalb Frankreichs diese Idee nicht zum Durchbruche gelangen kann, so lange wird jede neue Phase der Verwirklichung derselben in Frankreich das Schicksal von Europa bedingen. So lange aber dies der Fall ist, richten sich die Blicke aller Völker auf den Mittelpunkt dieses Processes, auf Paris.

Das Werk des Verf., welches wir hier besprechen, hat jedoch vor allen übrigen, welche im Laufe dieser Jahre erschienen sind, das seltenste, große Verdienst, daß es uns die universalsten, klarsten Daguerreotypen der pariser gesellschaftlichen Zustände gibt. Der Verf. war aber auch wie noch kein Schriftsteller vor ihm von den Verhältnissen begünstigt, die pariser Gesellschaft in allen Nuancen, von der feinsten Crème bis in die entsetzlichste Spelunke hinein kennen zu lernen. Das Werk ist in Briefe abgetheilt; es sind jedoch mehr Capitel, welche nur hier und da durch die Anrede an den Leser die Briefform annehmen, dadurch aber den Reiz des Unmittelbaren erhalten. Der Verf. genießt im Leben durch Stand und Rang eine bevorzugte Stellung, welche ihm von selbst Zutritt zu den höchsten und ausgezeichnetsten Personen und den Eintritt in die erlauchten Gesellschaften vermittelt. Er hat davon den umfassendsten Gebrauch gemacht und heimlich das ganze deutsche Lesepublicum zugleich miteingeführt, ohne irgendwie oder irgendwo indiscret gewesen zu sein. Da der Verf. die Personen und Verhältnisse in ihrer eigenen Gestalt und Farbe objectiv vor uns hinstellt, so werden wir selbst da nicht irre, wo wir seine Meinung nicht theilen können oder wollen, da ja doch das eigene Urtheil uns nicht von ihm verkümmert wird. Seine Schilderung ist so unmittelbar, so naiv, wenn auch immer elegant, daß wir oft an die antike Darstellungsweise erinnert werden, und doch ist der bekannte Ausspruch: „Der Stil ist der Mensch!“ nur selten so wahr gewesen als bei dem Lesen dieses Werks. Wir sahen mit dem Verf. wie mit dem lebenswürdigsten Reisegefährten in Paris gegen Abend ein,

wir befinden uns, wir wissen nicht wie, plötzlich in dem Mittelpunkt der civilisirten Welt. Mit kurzen schlagenden Worten: Die französische Revolution ist die Mutter unserer Gegenwart! stellt er uns die historische Bedeutung von Paris vor die Augen. Wir streichen gleich nach unserer Ankunft durch die Straßen der Stadt, machen mit ihm Halt bei der Bendame'säule, erlauschen das Gespräch zweier Franzosen neben uns und ihr Urtheil über Ludwig Philipp und blicken wie durch einen Riß in der Erbrinde hinein auf den Vulkan der Zukunft, auf welchem Paris steht. Am Morgen darauf eilen wir mit unserm Reisegefährten auf die Concordebrücke und lassen uns von seinem wunderbaren Ortsinn das Panorama von Paris vorzaubern. Nun stehen wir auf festem Grund und Boden; uns ist die Bühne bekannt, auf welcher der Verf. die pariser Zustände vor und von den zunächst theilnehmenden Personen aneinanderlegen läßt. An uns vorüber ziehen der König und die Deputirten bei der Eröffnung der Deputirtenkammer, wir sehen und hören Thiers zwei Mal schwören: „Je jure“, und da dies überhört wird, bei nochmaligem Aufrufe seines Namens: „Je jure!“ Wir sehen den König aus der Deputirtenkammer zurückkehren und zugleich den Mangel der gewöhnlichen Achtung vor ihm bei der aufmarschirten Nationalgarde. Wir streifen von neuem durch die Straßen und befinden uns endlich gedankenvoll auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, das tosende Paris zu unsern Füßen. Wir lassen uns mit dem Verf. bei Hofe präsentiren und stehen vor der königlichen Familie. Tags danach haben wir Regenwetter, wir sitzen daheim und lassen uns das Palais-Royal mit Bleistiftstrichen auf das Reißbrett zeichnen und das Gebäude mit allen Facaden und den großen Colonnaden, und dahinter die unzähligen Boutiquen, Cafés und Restaurationen vor die Seele zaubern, so lebendig, daß es uns vorkommt, als flänkten wir selbst unter der Colonnade mit hundert andern Rüstgängern und Fremden herum. Von hier aus führt uns unser Freund in die Tuileries, wo gestern Abend großer Neujahrsempfang statt fand. Wir befinden uns mitten unter den gestickten Röcken und Aufwartenden und erkennen leicht in den gewöhnlichen schwarzen Fracks die Deputirten, welche sich so auszeichnen gedenken. Um 9 Uhr erscheint die königliche Familie; es ist uns, als hörten wir den viel- und gutunterhaltenden Ludwig Philipp sprechen; er ist unermüdet in der Unterhaltung; und doch fühlen wir auch hier keine Ehrfurcht vor ihm. Und nun besuchen wir Salons und Ball durcheinander. Wir befinden uns auf glattem Parquet, jetzt sind wir im Salon des Minister-Präsidenten, dann auf dem Ball in den Tuileries; wir drängen und werden gedrängt, lernen den Sechselben Sidney Smith, Zussuff-Bei und andere historische Charaktere kennen; wir besuchen die Herzogin von Abrantes, die geistreiche Frau, welche so Herrliches erlebt hat, um im Alter im Dunkel der Armuth und zuletzt im Glende zu sterben, und finden bei ihr als Trösterin eine Dame, welche in anderer Weise die glücklichste und unglücklichste ihres Geschlechts gewesen ist, die Gräfin Guiccioli, die Geliebte von Lord Byron.

Von der untergegangenen Größe werden wir plötzlich in die Gesellschaft der herrschenden Kaste, die der Geldmenschen, und zwar zu Madame Salomon A. . . . Id auf den Ball in ihrem prachtvollen Hôtel geführt. Wir finden auch hier, wie überall, das Ennui der pariser Gesellschaft, das Ennui der Windstille vor dem Gewittersturm. Bald sind wir wieder unter den Zuhörern auf der Tribune in der Deputirtenkammer, Thiers spricht wunderbar geistreich und gewandt, hinreißend, doch ohne Erfolg; auch er ist inwendig nichtig und kraftlos, weil charakterlos. Wir suchen Zerstreuung und Erfrischung im Salon der österreichischen Botschaft, dem angenehmsten Vereinigungsorte der „Gesellschaft“. Hier sehen wir den griechischen Gesandten, General Kolettis, welcher seitdem eine Rolle in Athen gespielt hat; auch der Herzog von Nemours tritt uns hier entgegen, diese unfreundliche, verschlossene, düstere, dy-

naßliche Gestalt, welche erst in der nächsten Zukunft ihre furchtbare Energie entwickeln dürfte; — er haßt und wird gehaßt. Er geht an uns vorüber, und ein feiner Franzose flüstert in unser Ohr: „Wenn der junge Mann Herzog von Orleans hieße, so könnte Frankreich in 10—20 Jahren wieder eine Revolution bevorstehen!“ und seitdem ist Orleans gestorben, und Nemours wird Regent von Frankreich. Die Schilderung dieses Charakters ist in dem Werke des Verf. meisterhaft gelungen. Doch wir fühlen das Bedürfnis, uns vom Ennui der Gesellschaft in den Salons zu erholen, wir besuchen die Kunstausstellung im Louvre, um uns von neuem an den unzähligen Schlachtstücken zu ermüden; denn die Franzosen müssen entweder Schlachten schlagen oder malen. Sehr treffend ist das Urtheil des Verf. (Bd. I, S. 190—191) über die gegenwärtige Malerei in Frankreich. Auf den Maskenbällen des Carnevals blüht uns endlich die Unsittheit der jetzigen pariser Zustände in die Höhe; man muß hier zwischen den Feilen lesen können, um hinter dem zarten Schleier des Stils das Verderben der verborbenen Banquiersherrlichkeit zu ahnen. Wir verzeihen dem Verf. gern die schönen Abenteuer, welche er dort erlebt und so offenherzig und lächelnd erzählt. Wir besuchen mit ihm doppelt gern die musikalischen Soirées bei Herrn Sch. und die italienische Oper, in welcher vor uns die Mademoiselle Grisi und Madame Persiani auftreten und uns zur Bewunderung hinreißen, und die berühmtesten pariser Theater, um das günstigste Urtheil über die französischen Schauspieler mit dem Verf. zu gewinnen. Paris wird hier wie überall eine politisch und social zur Geltung gebrachte Bildung voraus haben. Ohne bürgerliche keine poetische Freiheit, wie uns unfreie Staaten belehren, wo die Bühne nicht einmal die Freiheit hat, Gestalten aus der vaterländischen Geschichte und aus der Verwandtschaft der Landeshoheit zu reproduciren. Dennoch wird die herrschende Gesellschaft der Geldmacht und der auf sie gestützten Diplomatie dasselbe Schicksal mit ihrem Vorhabe in Paris theilen, ein finsterner Geist schleicht durch die hellen, glänzenden Säle, und der Ernst der Zukunft blickt zu den Fenstern herein in die müden Gesichter. So schön obenhin betrachtet das Leben in den Salons der Lady A., der eleganten Frau v. A—a, des Herrn Baron Z. v. A—b, des Präfecten des Seine-Departements, bei Mr. A—c, der Frau v. A—a und Andern ist, doch verläßt uns das unheimliche Gefühl nicht, welches auf der Straße und in den düstern Spelunken aus den Augen des Elends uns zuerst beschließen hat.

Das Werk des Verf. wird einst zur Erklärung der pariser Gegenwart dienen müssen, wenn der Geist einer neuen Zeit mit einem Zauberstrich die pariser Zustände und die ganze Weltlage geändert haben wird. Dem Werke ist im Anhang I ein Führer durch das Historische Museum von Versailles nebst einem Plane dazu beigegeben, sodas jedem Besucher von Versailles, welcher die Glorie der französischen Geschichte in Bildern studiren will, dieses Buch in der Hand zu wünschen ist. Im Anhang 2 gibt der Verf. ein gründlich motivirtes Urtheil über die Anlagpunkte ab, welche von den Franzosenfeinden fortwährend erhoben werden, und kommt zu dem Schlusse, daß sie größtentheils falsch sind, weil sie auf Vorurtheilen beruhen; das Durchgreifendste dürfte in den Worten enthalten sein:

„Es liegt nämlich ganz in dem Interesse vieler, welche den Geist des Fortschritts zurückdämmen möchten, systematisch Frankreich verächtlich zu machen und dem Volke Widerwillen gegen Frankreich künstlich einzupflanzen, weil sie recht gut wissen, daß dort die Quelle aller principielle politischen Bewegung ist. Gerade weil Frankreich an die Spitze der geschichtlichen Bewegung getreten ist, so sucht man gekünstelt alle Sympathie für das Land zu ersticken, man täuscht selbst gegen besseres Wissen die Masse, um nur nicht mit den sogenannten

destructiven Principien eine Verbindung hervorzurufen. Das Systematische des Verfahrens, Frankreich lächerlich zu machen, ist unleugbar. Man zieht absichtlich Einzelheiten heraus, trennt dieselben von ihrem Boden, auf welchem sie eine völlig organische Nothwendigkeit sind, um Frankreich als ein Land der Anarchie und gesellschaftlichen Auflösung darzustellen, wobei uns unheimlich zu Ruche sein muß.“

Dieses Urtheil ist aber um so beachtenswerther, je weniger sich der Verf. Mühe geben mochte, seine Vorurtheile für Deutschland und seine Zustände zu verhüllen. Er wollte nur gerecht sein, und dieser Vorsatz ist ihm so gut gelungen, daß es Einem bei der Lecture des Werks ordentlich wohl wird. Kann der Verf. auch nicht überall dem Verf. beistimmen, insbesondere bei seinem Wunsche, daß die jetzige Friedenszeit eine segensreiche sei, und daß in der Zukunft Deutschland und Frankreich immer mehr sich freundlich anerkennen werden, ohne einander zu irritiren, so haben wir doch wenigstens überall seine heitern Wünsche getheilt. Das Werk selbst kann Jedem empfohlen werden, welcher mit Nutzen sich einige Zeit in Paris aufzuhalten gedenkt, noch mehr aber Allen, welche in Paris gewesen sind und ihre Ansichten durch Das, was das klare Auge eines Andern gesehen hat, ergänzen mögen.

22.

Literarische Notiz.

Physiognomie.

Ein sehr curioses Buch ist Upton's „Physiognomica“ (London 1844), eine Sammlung in London gehaltenen Vorlesungen. Was der Titel bedeuten soll und das Buch enthält, dürfte am kürzesten und sichersten aus folgender Stelle der ersten Vorlesung zu ersehen sein: „Ich beginne demnach mit meinen Bemerkungen über die hebräische Sprache, nicht bloß weil dieselbe, wie ich voll zu erweisen im Stande, die Original- und Ursprache, sondern um Vieles mehr, weil sie mit unsern höchsten und theuersten Interessen auf das ungetrennlichste verknüpft ist und spätere Bemerkungen sich auf diese Interessen wesentlich beziehen werden. Entdeckt und ausgefunden habe ich also, daß das Hebräische eine Sprache ist, welche zwar wegen ihres heiligen Charakters vorzugsweise eine hieroglyphische heißen kann, die aber wegen der natürlichen Berührungen, worin sie von mir erweislich zu allen übrigen Sprachen steht, deren vorherrschender Typus sie in dieser Hinsicht ist, ich mir erlauben muß, eine im höchsten Grade physiognomische zu nennen. Darunter verstehe ich, daß sowohl ihre Buchstaben als die Laute dieser Buchstaben in der Natur begründet, sie, mit Einem Worte, natürliche Typen und ihre Ausdrucks- und Beziehungsfähigkeiten auf die, ob wirklichen oder idealen, Capacitäten der besondern Naturgegenstände beschränkt sind, welche sie ausdrücken und bezeichnen oder darstellen sollen.“ Nun folgen eine Menge Belege, die allerdings etwas für sich zu haben scheinen. Nur kann Ref. sich darüber kein Urtheil anmaßen. Den Schluß des Buchs macht eine Nachschrift, ein „Lady's postscript“, wie der Verf. sagt, und insofern mit Recht, als die Postscripte der Damen oft das Wichtigste ihrer Briefe enthalten. Er verkündet nämlich, daß er die Dreitheilung eines Winkels und die Quadratur des Kreises entdeckt habe, jedoch beide Geheimnisse à la Capitain Warner nicht veröffentlichen werde, ohne garantirte ansehnliche Belohnung. Was ihm nicht zu verdenken. Er nennt die Summe nicht, und den deutschen Gelehrtenvereinen kann das sehr gleich gelten. Eine „ansehnliche“ Summe in England wäre für sie präsumtiv eine unerschwingliche. Ref. will aber aufmerken, ob ein englischer Verein sich ködern läßt.

16.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 16.

16. Januar 1845.

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm gewidmet, wie er selbst schriftlich verlangte. Erster Band.

(Bechluss aus Nr. 14.)

Wir kennen schon zur Genüge diese wunderbare Bacchantin Bettina, wir kennen sie nach ihren frühern Mittheilungen und haben auch die Grenzen gefunden, wo sie aufhört, geistig schön zu sein. Es ist uns also hier in diesen Briefen an Clemens nicht neu, wenn dies „Kätzchen unsers Jahrzehnds“ über den Federviehmarkt läuft und über die Barbarei der Menschen phantastirt, die ihrem Egoismus selbst die Sängere des Waldes opfern. „Verphantasire dich nicht mit dem Gärtner!“ ruft der Bruder ihr (S. 234) zu. Vielleicht war sie nahe daran, einen Naturburschen mit dem Glorienschein ihrer eigenen Anschauungen zu adonisiren. Es läßt sie nun einmal nicht ruhen und sie muß innerlich jauchzen vor Vergnügen. Dies freudige Durchrauschen aller ihrer Lebensadern bezeichnet sie uns und macht ihre Erscheinung zum beispiellosen Phänomen in deutscher Literatur. Sie denkt sehr kühn und tief, denn der Dämon der Heiterkeit gibt ihr Flügel; sie faßt scharf, sie hat tiefe Blicke, aber der musikalische Geist in ihr überflutet schnell wieder jede klare Gestaltung ihrer innern Schau. Ihre Seele ist in immerwährend bangender Bewegung, aber sie springt nach einer Musik herum, die nur sie selbst hört. Auf das Centrum der Dinge kommt sie nicht, sie schweift an den Peripherien umher; das Gesetz ihrer eigenen Bewegung findet sie nicht, sie gibt uns nur immer das allerdings staunenswerthe Schauspiel der centrifugalen Schwingungen der Phantasie. Darum aber ist jede stille, tiefe, klare, wenn auch simple Frauenatur, kommt sie zum Bewußtsein ihrer selbst, diesem schamanenhaft tobenden Kinde Bettina überlegen. Eine solche simple Natur findet das Gesetz ihrer Bewegungen und beugt sich vor dem Geiste, dem sie sich angehörig fühlt. Die Amazone Bettina gehört Niemandem an, sie scheint das freie Weib zu sein, sie gibt Athletenkünste zum Besten und läßt uns doch wider ihren Willen den alten Glauben festhalten, daß das Weib nicht in der Entwicklung der Stärke ihre wahre Kraft offenbare. Clemens übernimmt mitunter die Rolle der einfachen Wahrheit, die um ihre Freiheit weiß, aber sie nicht

jügellos in Willkür geltend macht. Er spricht an einer Stelle seiner brieflichen Mittheilungen von der Sittlichkeit, als derjenigen Macht, der sich das Weib mit freier Entschiedenheit unterordnet, indem sie die Sphäre der Gewohnheit erwärmt, durchbringt, belebt und befruchtet, nicht sie umstößt, ohne ihr eine andere Ordnung unterzubringen. Ich weiß nicht, wie weit Bettina dies brüderliche Geständniß in wachen Momenten als Wahrheit anerkennt, oder es sich und der Schwärmerei ihrer fessellosen Gelüste gegenüber bloß als Contrast aus den Briefen des Bruders hinstellt. Er schreibt (S. 305):

Mein Wunsch wäre es beinahe, daß du mehr in den gewöhnlichen frankfurter Schlenkrian läufst, damit du das Aufsaßende in deinem Betragen etwas unterdrücktest, denn durch dies Aufsaßende kannst du leicht einstens noch viel Verdruß haben, nicht als wäre es deswegen schlecht an sich, nein, es ist nur hinderlich und steht oft und bei dem Weibe fast immer im Wege, Gutes zu wirken. Die Sittlichkeit kann keinem Menschen erlassen werden; sie ist eine Art Allerweltsprache, ohne die man nie verstanden wird; doch soll der Mensch in sie ebenso wenig von Jugend auf hineingeleimt werden als er ganz unfähig für sie werden darf. Aber schön ist, wenn sie der Mensch mit freiem Willen angreift, sie durch die schöne Eigenthümlichkeit seines Daseins veredelt, und so allen Andern in dieser allgemeinen Sprache sich selbst liebenswürdig und verständlich macht. Jede gänzliche Verschließung des Menschen ist verderblich und hat etwas Furchterliches und Unnatürliches, um so mehr, wenn sie nicht ganz freiwillig, sondern durch eine äußere schmerzliche Berührung mit der Welt hervorgebracht ist, die aus Unfähigkeit oder Unbildung entstand; denn in dem Zusammenhang besteht die ganze Größe der Welt und an ihr können wir uns allein stärken und bilden. Wer sich diesem Zusammenhang entzieht, muß ein großes reiches Leben zurückgelegt haben, das er nun ausbilden und verarbeiten will, oder er muß sich von seinen Bunden heilen wollen; so kann er zu entschuldigen sein, wenn er zurücktritt. Aber Jener, der durch Ungewohnheit oder Ungeschicklichkeit im Umgang mit Schmerz und Sehnsucht nach eben der Welt, der er sich nicht anpassen kann, sich zurückzieht und auf sich selbst reducirt, der verdient bei allen übrigen Verdiensten doch von dieser Seite für einen unvollkommenen, ungeschickten Menschen gehalten zu werden, und wird mit Recht ausgelacht, wenn er seiner Unbeholfenheit den Namen der Zurückgezogenheit oder der Betrachtung geben will. So lange, liebe Bettina, als die Einsamkeit dir noch anklebt als Widerwille gegen die Gesellschaft, mußt du dich nach den Menschen umsehen und alle Mittel anwenden, dich von allen Menschen geliebt zu machen. Das Leben des Weibes ist fester und unbeweglicher als das Leben des Mannes, das Weib berührt die Menschen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten. Was kommt es dir, wenn dann

und wann ein geflügelter Denker an dir vorüberseilt, der dich grüßt und weiter eilt und dir die Sehnsucht unbefriedigter Liebe zurückläßt! Ich weiß nicht, welches Bild schöner ist, ein Marienbild von einem trefflichen Meister, das in einer kleinen Dorfskirche vergessen hängt, aber vor dem fromme und unschuldige Menschen beten, oder eine herrliche Natur in den Händen von Barbaren, die dann und wann von einem durchdringenden Kunstgenie oder von einem reisenden Engländer bewundert wird. Jenes wird nie erkannt und immer gewürdigt, diese wird selten erkannt und jeder Dünkel brüestet sich mit ihr. Ich wünscht, es daher herzlich, liebe Bettina, daß du auch verkerrtere Menschen und gewöhnliche durch deinen Umgang, durch eine einfache, durchaus sittliche Erscheinung, die ohne aufzufallen alle die Rechte der Liebenswürdigen und Güte geltend macht, erfreuen mögest. Du rettetest dadurch mich von Vorwürfen, und machst, daß deine Liebe zum Schönen nie als eine Zerkunft erscheint, sondern als ein freies, schönes Erheben, das wie die Andacht und Religion neben dem stillen häuslichen Leben steht.

Wie dieser Stelle widerlegt Bettina ihre eigene Natur oder zeigt uns wenigstens, wie viel ihr fehlt, um an ihr eine weibliche Gestalt voll stiller, tiefer Wahrhaftigkeit zu haben. In andern Briefen spricht Clemens mehr in ihrer Weise und erfüllt uns mit der Besorgniß, als habe sie ihm aus ihrem Tagebuche manches von ihren „Revolutionsgedanken“, wie sie selbst ihre Einfälle nennt, untergeschoben, in derselben Art, wie sie Goethe'sche Gedichte in ihre Prosa auflöste und die Geburt des Dichters als das Secundaire angab, oder in ihrem Buch „Gunderode“ sich die merkwürdigsten Anticipationen und Verlässe gegen die Zeitrechnung erlaubte. Einmal angenommen, alle diese Briefe und Ergüsse seien freie Erzeugnisse, wäre zugleich die Berechtigung zu solcher dichterischen Lizenz eingeräumt, aber diese Mittheilungen aus Bettina's Tagebüchern fußen doch wieder zu sehr auf Erlebnissen und wirklich gepflogenen Briefwechseln, sie verlören einen guten Theil ihrer Wirkung, hielte man sie nicht heran an die Wirklichkeit deutscher Personen und Zustände. In dieser Zwitterhaftigkeit schwanken sie nun einmal und haben darin ihren Reiz und ihren bedingten Werth. So läßt sich auch nicht auseinanderwirren, was in diesem „Frühlingstrang“ der Jüngling Clemens wirklich zu jener Zeit ihr schrieb oder was sie aus späterer mündlicher Mittheilung ergänzte, oder aus ihrem Eigenen ihm soufflirt haben mag. Auf ein langes kosendes Gespräch mit den flüsternden Lindenblüthen vor dem Fenster, das sie dem Bruder brieflich überliefert, entgegnet ihr dieser, er sei in ihr sinniges Geplauder vernarrt, und so beginnt denn auch in diesem neuen Buche von neuem das alte Fastnachtspiel mit dem Gögendienst des Genius im Menschen, hinter dem doch im Grunde eine Sentimentalität steckt, von der wir unser Zeitalter frei wünschen müssen.

Das erste Bedenken, ob diese Briefe zwischen Clemens und Bettina überhaupt geschrieben, das heißt gewechselt, oder vielmehr später frei componirt, wenigstens stark verfertigt und überarbeitet seien, wird uns gleich zu Anfang rege. Diese Briefe sind sämmtlich ohne Datum, aber die Mittheilungen lehnen sich an Ereignisse der französischen Revolution. Der emigrierte Herzog von

Choiseul wohnt mit Bettina Brentano in derselben Straße zu Frankfurt. Er gukt zum Fenster 'naus, läuft stempel zum Bäcker und holt sich 'ne pure Semmel. Der blinde Herzog von Artemberg kommt jeden Nachmittag zu Brentano's, mit einem großen Pack Revolutionsblätter von Siéges, Mercier, Pétion u. A., die „mit großem Ernst am Weltgeschick wehen“. Was Bettina da hört, „klingt ein in ihre verneinende Seele gegen Alles, was sie in der Welt gewahrt wird und hebt den Schleier von aller Verlehrtheit“. Abends, wenn Alle fort sind, spricht die Großmama mit Bettina über Mirabeau; sie nennt ihn einen Kometen, der Alles entzündet, was sich ihm nähert. Das Große in ihm verstehen lernen, sagt die Großmama, adele die Seele. Sie macht Auszüge aus seinen Briefen, gibt der Bettina eine Nadel, um damit in das Heft zu stechen. Welchen Satz sie trifft, den soll sie als Gedankenspruch bewahren. Diese Sätze hatte die Großmama selbst alle gesammelt und war überzeugt, Bettina werde mit der Nadel nicht unrecht stechen. Und „das Kind“ stößt auf den Ausspruch des großen Redners: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht!“ Und die Großmama flucht, ob Bettina den Satz nicht nur selbst erfunden habe. Der Leser stupet nicht; er ist längst an allerlei kleine Wunder gewöhnt, und selbst wo er lächeln muß über des Zufalls sinnige Spielereien, da fühlt er sich doch von den Schwingen eines ungewöhnlichen Geistes gehoben und getragen. Jener Satz hat für den Herd der Revolution wie für den Schoos des Friedens seine schlagende Wahrheit, und ist er schon gar sehr ein Bettina'scher Glaubensartikel, so liegt er ganz innerhalb der Gedankenkreise Mirabeau's. Der Satz ist nicht erfunden, aber vielleicht die ganze Situation, in der er hier zu Tage kommt. Hier steht er! sagt Bettina, als die Großmama flucht; ich bin nicht Mirabeau, fügt sie hinzu, aber sein Geist ist mir ins Blut gegangen, er wird mich ewig mahnen, nicht von der Gewohnheit abzuhängen. „Doch, Clemens“, schreibt sie dem Bruder, „der Mirabeau! Ich wollt', ich stünd' vor ihm; weist du? Denk' ich an ihn, fühl' ich mein Gesicht brennen. Mit aller Sehnsucht meiner Arme, meiner Augen, ja mit Allem, was umfassend ist in mir, möcht' ich seine Knie umschlingen! Des großen Helden, der auf seine Kippe nimmt das Geschick des Volks und es entzündet, es ansacht mit seines Mundes Hauch!“ Das sind des „Kindes“ eigene Worte. Sie klingen wie Begeisterung für den Lebenden, den noch im Kampf Befangenen. Und Clemens sagt ihr in einem Briefe, sie solle mit der Großmama in Gottes Namen ja alle fliegenden Blätter und Reden der Nationalversammlung durchstudiren, sich unter den Männern der Revolution ihren Helden wählen und zu ihm und für ihn beten. Wir wissen, wie Bettina in ihren sogenannten Briefen an Goethe für das Jahr 1809 ihre begeisterten Reden und Hymnen über Hofer, Speckbacher und die tiroler Halben sang, wie sie mit den mächtigen Worten einer Göttin des pythischen Apoll an die hohe Dichterbrust des Greises

Kopfe, der sich aus alle den „verschlingenden Wirren der Welt“ in sich selbst zurückzog, während von den Bergen die Feuer der Freiheit loderten. Wir kennen diese Hymne, und so lange noch ein Blutstropfen für die Freiheit der Völker fließt, werden diese Gesänge unsern Pulsschlag beschlagen. Es hört uns auch nicht, zu wissen, daß es eben nur Gesänge sind, in denen nachträglich das Herzklopfen des dichterischen Gefühls laut wird. Die Dichter mit ihren weichen Herzen kommen immer erst nachträglich, wenn ein großes Leid der Welt schon ausgeblutet hat. Aber Bettina will nun auch für die Helten der Revolutionsfreiheit mit dem lodernnden Feuer der augenblicklichen Erregung gefühlt haben! Die Briefe an Clemens sollen uns das bekunden, oder vielmehr sie sollen es nicht, denn Bettina ist fern von Altem, was Prunk heißt; diese Ergüsse sollen der Welt ganz naiv, aber stürmisch genug zeigen, wie man für eine große Sache empfinden müsse. Sie thun es nicht in der Weise wie ihre tiroler Briefe, die sie an den deutschen Dichter richtet. Es fehlt hier die intimere Sympathie. Daß die Begeisterung für Mirabeau erst sehr spät in die Briefe hineingetragen, beweist vielleicht auch die etwas nüchterne *captatio benevolentiae*, die sich nicht an den Bruder, sondern an den öffentlichen Leser wendet und mit den Worten: „Du meinst, ich sei überspannt, ich wolle affectiren“, nicht ganz geschickt dazwischenläuft. Es fehlt nicht an glücklichen Einzelheiten und lebendigen Einfällen, mit denen sich Bettina's Sympathie mit der Bewegung des Volks in Scene setzt. Sie liest dem Herzog von Armburg ein französisches Actenstück über die Volkssouveraineté vor, und der emigrierte Mann, der ohnedies physisch blind ist, schläft darüber ein. An Mirabeau knüpft sie fortgesetzt und fast anschlüssig ihr großes starkes Mitgefühl für die Sache der Welterneuerung in jener Epoche der Menschheit. Sie bekommt vom Antlitz ihres Helten eine Silhouette zur Hand, wie es damals Mode und Stil war, in Begleitung mit Lavater's physiognomischer Note. Dieser gottselige Cicerone des menschlichen Gesichts fand keinen Geschmack an Mirabeau's Zügen, er legte also keine Bedeutung hinein, sondern nahm sie als Symbol einer geistigen Caricatur, als Ausdruck einer Verschrobenseit der Seele. Mirabeau's Nase bezeichnete nach dem Dafürhalten dieses gesichtertundigen Gezeiten nicht den Helten, der kühn einen großen Entwurf festhalten könne, der Grammatiker des menschlichen Antlitzes nennt sie kurzweg eine veritable rohe Bauernnase. Schwulstige Lippen, die so matt in den Winkeln herabhängen, sagte Lavater, könnten keine Tugend verrathen, sein Auge sei zwar feurig, aber „von finsterner Vermessenheit“; auf der Stirn thronen nicht Heltenmuth, sondern „schambergese Gewaltsamkeit“, und der Zug, der durch die ganze Physiognomie des Mannes laufe, spreche markant die Caricatur des Genies, nämlich eine Exaltation aus, die an Narrheit grenze. Dem Gesichte Mirabeau's gilt, dacht mir, die famose Lavater'sche Devise: „Schwindelnd an der Narrheit Abgrund.“ Über diese Definition der

Gesichtszüge ihres Helten, obgleich sie wider Willen Wahres verräth, ist nun Bettina nicht empört bloß, sondern rasend. „Pöckengruben hat er!“ ruft sie, „meinetwegen, was sieht mich's an! Hineinbitten will ich mich in die Gruben seines Denkens, ja in diesen Pöckengruben magst' ich begraben sein!“

Diese, einmal spielerische, doch groteske Naserei des phantastischen „Kindes“ ist ganz in dem Anschein und scheint ganz in der Absicht hingestellt, als sei dies eine Empfindung, die dem Lebenden, dem noch Ringenden und Kämpfenden gegolten habe. Sie trägt ganz das Feuerzeichen einer heißen Gegenwart und des brennenden Moments, der sie geboren. Aber Mirabeau starb zu Anfang April des Jahres 1791. Und wenn Bettina, die Jungfrau, für die lebendigen Helten der Nationalversammlung geschwärmt hätte, so müßte Frau v. Arnim in Berlin eine siebzigjährige Dame sein. Was nicht gut annehmbar erscheinen möchte. Auch kommt uns alsbald aus den Briefen selbst die Kunde, Lavater habe kurz vor seinem Tode in einem Berichte an die Frau Großmama jenen Ausspruch über Mirabeau gethan und diese briefliche Mittheilung des Propheten von Zürich sei schon drei Jahre alt. Lavater starb aber erst 1801, wie wir wissen an den Folgen eines Schusses, den er bei der Wiedereroberung Zürichs durch Massena von einem französischen Soldaten auf der Gasse erhielt. Sind wir nun plötzlich durch jenes Geständniß über das Alter des Briefs in das Jahr 1804 versetzt, so stehen wir auf Grund und Boden der Kaiserzeit. Und deren Vorläufer drängen sich uns mit ihren lebendigen Interessen unter den Ereignissen jener Zeit am nächsten auf. Als Bettina den Briefwechsel mit dem Bruder eröffnet, ist das linke Rheinufer schon französisch, der luncbiller Friede hat von 47 Reichsstädten nur sechs übrig gelassen, die Verschwörung gegen den ersten Consul ist schon die Thürangel geworden zwischen alter und neuer Wendung der Dinge, Enghien ist eben erst erschossen, Georges guillotiniert, Moreau verbannt. Von alle Dem, was doch die Zeitungen als Neues brachten und die Seele des erwachenden Mädchens Bettina als Neues und Drängendstes erfüllen mußte, ist in ihren Tagebuchsblättern und brieflichen Ergüssen gar nicht die Rede. Sie schwärmt ganz allgemein und nachträglich für die Helten der Nationalversammlung, an die unter dem schwülen Gewitterhimmel, den fast jeder Tag mit neuen Wolken heraufführte, keine lebendige, mit dem Tag beschäftigte Menschenseele damals mehr dachte. Erst die poetische Recapitulation der Frau v. Arnim konnte sich eine Begeisterung für die ersten Leiter der großen Bewegung anschüren.

Es fällt mir, indem ich dies ermittle, nicht ein, den Werth dieser Begeisterung für die Helten des neuen Jahrhunderts herabzusetzen. Ich wollte nur die Ursprünglichkeit dieser Empfindungen in Zweifel ziehen. Poetischen Werken schaden Anachronismen nichts; aber hier schwärmt kein kaltes Mädchenherz, sondern die Matrone durchfühlt noch einmal ihre Jugendzeit und fügt

den Briefen aus jener Zeit nachträglich bei, was sie jetzt erst bei der Fülle und der Tiefe eines altgewordenen, aber noch immer jung empfindenden Herzens in sich verspürt. Ein Mädchen, das im heißen Drang jener Tage so gefühlt wie Bettina gefühlt haben will, hätte der Welt nicht bloß Worte, auch Thaten einer modernen Jungfrau von Orleans gezeigt. **F. O. Kühne.**

Literarische Notizen aus England.

Eine Miss Helen Spams hat unter dem Titel „The candidate for favour“ (London 1844) eine gemischte Sammlung Originaldichtungen und prosaische Erzählungen herausgegeben, deren letztere hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Deutschen bestehen. Die englische Kritik macht Deutschland die Artigkeit, zu sagen, das Deutsche sei in dem Buche das Beste, und zu widersprechen wäre unartig. Indessen enthalten die Poesien doch einiges Hübsche, was seinerseits sich überlegen ließe. Als kurze Probe:

Cupid's Inquiry.

„Dear grandpapa“, said little Cupid,
As Zeus the flaming lightning hurl'd,
„Methinks the folks are very stupid
In yonder place, they call the world.
For how they tremble at thy thunder
And shrink from yonder blaze of light,
Impelled by awe, dismay or wonder,
Each feeling merging in affright.
But, leaving out some rare exception,
When I discharge my sharpest dart,
No bosom shrinks from its reception,
Nor quails till it has reached the heart.
Now, mighty Jove, thou know'st full well,
My arms can even make thee shake,
Then why, until they feel my spell,
Don't mortals at my weapons quake?“

Wer Windsor zu besuchen gedenkt, versorge sich mit „Notices of Windsor in the olden time“ (London 1844), denn das Büchelchen bezeichnet Alles, was das schöne Schloß Sehenswerthes enthält. Wer eine Geschichte von Windsor zu lesen wünscht, verschaffe sich dasselbe Büchelchen, denn es erzählt diese Geschichte von der ältesten Zeit bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts ebenso gracios als ausführlich. Wer nach Posanekboten lüftert, der laufe oder borge genanntes Büchelchen, denn es bietet deren eine beträchtliche Zahl. Wer ein nettes, elegantes Büchelchen zu besitzen wünscht, für den ist gedachtes jist the thing. Und wer seine Bibliothek mit einem dem Prinzen Albert dedicirten Buche bereichern will, dem sei hiermit mehrerwähntes empfohlen. 16.

Bibliographie.

Aristophanes, Lustspiele. Überfetzt und erläutert von F. Müller. 2ter Band. Leipzig, Brochhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. C. Phipps und G. Fink. 1ter Band: Memoiren der Frau Roland. Mit einer Einleitung: Die Frauen in der Revolution. 1ster Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr.

Bukofzer, S., Raimonides im Kampf mit seinem neuesten Biographen Peter Beer. Berlin, Schniger. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Corpus Constitutionum Germanias, oder die kaiserlichen Verfassungen der Staaten Deutschlands, mit den beiden Grundverträgen des Deutschen Bundes und deren wesentlichen Ergänzungen. Herausgegeben von P. A. Guido v. Rayer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Brönnner. 1844. Schmal 4. 1 Thlr.

Dieliß, L., Deutsches Liederbuch. Berlin, Schöne. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fränkel, A., Das moderne Judenthum, die Frankfurter Reformfreunde und die neue Zeit. Ein Beitrag zur Kritik religiöser und socialer Zustände der Gegenwart. Neutlingen, Räder Sohn. 1844. 11½ Ngr.

Gagern, F. C. Freih. v., Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. L.: Mein Antheil an der Politik. V, 1, 2. Leipzig, Brochhaus. 3 Thlr. 18 Ngr.

Offene Gedanken über den Eid nach Preussischem Gesetz und Gerichtsverfahren. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 15 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der Christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Angehängt ist das Gesuch der Gemeinde an die königl. hohe Regierung zum Bromberg um Anerkennung. Bromberg, Leitt. 1844. 8. 5 Ngr.

Geßel, G., Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Angoulême, nachmals Dauphin und Großadmiral von Frankreich. Altenburg, Heßig. Gr. 8. 10 Ngr.

Kennedy's, Miss Grace, Sammlische Werke. Aus dem Englischen von F. Clemen und W. Pirscher. Drei Bände. 3te Auflage. Bielefeld, Kellagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 2 Thlr.

Klippel, G. F., Historische Forschungen und Darstellungen. 2ter Band: Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Köfelin, C. K., Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr.

Lasaulx, v., Über den Eid bei den Römern. Würzburg, Voigt und Mockler. 1844. Gr. 4. 10 Ngr.

Montan, F., Bilder aus dem Bergmannsleben. Berlin 1844. 8. 10 Ngr.

Das alte Passional. Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Plan, die Nationalschulen aller Nationen Europas zu tilgen. Berlin, Schniger. 1844. 8. 3½ Ngr.

St.-Hilaire, Marco de, Napoleon im Divouac, in den Tuileries und auf St. Helena. Bisher ungedruckte Anekdoten über die Familie und den Hof des Kaisers. Aus dem Französischen. Leipzig, Expedition der Signale. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Schad, A. F. v., Spanisches Theater. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Bauerländer. Gr. 12. 3 Thlr. 5 Ngr.

Der Schiffbruch, oder der Christ in der Drangsal. Erzählung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 11½ Ngr.

Sonnenburg, A., Tellus oder die vorzüglicheren Thatsachen und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Für Freunde der Naturwissenschaft allgemein fasslich dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Stuckert, E. K., Sammlische lyrische Gedichte. 2te Auflage. Karlsruhe, Neudt. 1844. 8. 20 Ngr.

Torffschäfer, W., Blätter der Liebe. Neue Ausgabe. Berlin, Hayn. 1844. 12. 15 Ngr.

Die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen und ihre Kirche zu Annaberg. 2te, durch neue Belege, Stimmen aus der Gegenwart und ein offenes Sendschreiben an den apostolischen Vicar in Sachsen Bischof F. E. Mauermann und den königl. Hofprediger J. Dietrich, vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Volkverein mit seinen Officissen und Hamburg. Von A. C...r. Berlin, Springer. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Freitag,

Nr. 17.

17. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brodhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß die Zeitrichtungen auf dem Gebiete der Politik und der Intelligenz mit der Literatur in engster Verbindung und in Wechselwirkung stehen, ist eine bereits so allgemein anerkannte und durch wissenschaftliche Erscheinungen so leicht zu erweisende Thatsache, daß es für den aufmerksamen Beobachter der Zeit und für Den, der ihrer Zustände und Bewegungen kundig ist, einer besondern Beweisführung gar nicht bedarf. Die Schwingungen des Zeitrades sind aber rascher als je; die Regungen der Geister und Gemüther sind lebendiger als in irgend einer Epoche der Menschheit; in keinem Zeitalter war es so schwierig als in dem gegenwärtigen, ruhig, unparteiisch und mit Erfolg zu beobachten, zu arbeiten, der Gefahr auszuweichen, daß man nicht von dem Strome erfasst und bewußtlos mit fortgerissen werde; daß man die Kraft des Geistes und der Intelligenz nicht atomistisch zersplittere und sich in egoistischer Selbstzufriedenheit lieber mit dem Scheine der Wirksamkeit als mit dem wirklichen und rühmlichen Effect begnügen lasse. Und insbesondere ist es die Aufgabe, die Pflicht der Wissenschaft, daß sie die Besonnenheit nicht verliere, stets ihres Ursprungs aus dem menschlichen Geiste, dem Funken der Gottheit, eingedenk sei. Dann wird sie auch ihrer höchsten Bestimmung nicht vergessen: sie soll die Menschheit, die Staaten, die Geister beherrschen und erleuchten, aber niemals die herabgewürdigte Dienerin ihrer Leidenschaften sein. Und so oft sie diese niedrige Rolle spielte, wirkte sie verderblich: verwirrte die Geister, entzweite die Gemüther. Aus dem soeben Gesagten läßt sich man auch der Schluß ziehen, daß dieselbe es gleichmäßig unter ihrer Würde finden müsse, dem Zeitgeiste zu fröhnen oder umfichtlos ihm entgegenzutreten. In dem weiten Kreise des socialen Lebens ist eine große Menge von Ursachen und Wirkungen in einer ununterbrochenen bald raschern, bald langsamern Thätigkeit; diese steht aber keineswegs in einer solchen Abhängigkeit von dem Menschen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, vielmehr erfährt derselbe ihren bestimmenden und lenkenden Einfluß in einer viel größern Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, als er sich selbst bewußt

wird oder angestekt. Und die Bemerkung, die Quetiset in seinem merkwürdigen Buche „De l'homme“ macht: „Es ist in der Geschichte der Wissenschaften eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man, je aufgeklärter man wurde, um so mehr die dem Menschen zugeschriebene Macht schwinden sah“, ist auch an unserer Stelle wahr, dessen ungeachtet aber bleibt es immer eine Aufgabe für den Menschen, vermöge der Freiheit und der hohen Bestimmung seines Geistes, auf der einen Seite sich von dem Andränge der in steter Wechselwirkung begriffenen Dinge nicht fortreißen zu lassen, auf der andern Seite aus verblendungsvoller Widersegligkeit und Überschätzung seiner Kräfte keinen Kampf gegen jene Dinge anzunehmen, der früher oder später zum Verderben ausschlagen muß. Darum ist es von Wichtigkeit, daß die Geister sich vereinigen, theils im Bewußtsein ihrer göttlichen Verwandtschaft, theils in der Erkenntniß der überlegenen Wirksamkeit einträchtigen Strebens: die Eintracht gibt in jedem Verhältnisse Stärke. Und diese Stärke vermag denn auch das Edle, was in einer echt wissenschaftlichen Bildung und deren nothwendigen Bestrebungen liegt, mit um so sicherem und dauerhafterm Erfolg im socialen Leben zu verbreiten, Gegensätze auszugleichen und gewisse Verhältnisse zu bezwingen, die nur darum die Aussicht auf den Sieg eine Zeit lang hatten oder ihn wirklich davontrugen, weil ihnen keine durch Eintracht starken und durch Tüchtigkeit der Gesinnung und der Intelligenz unbeflegbaren Geister die Stirn boten. Die echte Wissenschaftlichkeit, vereint mit der Herrschaft über die Sprache, mag sie schriftlich oder mündlich auf dem Felde des Kampfes erscheinen, ist in jeder civilisirten Gesellschafts-Verbindung eine Macht, eine Macht, die früher oder später ihre Triumphe zu feiern Gelegenheit hat. Die alte Welt liefert Zeugnisse genug dafür, und die Neuzeit hat bereits deren auch so viele aufzuweisen, daß man zu der Hoffnung sich erheben darf, sie werde solche Triumphe in noch größerer Zahl und in noch glänzenderer Weise aufzuführen im Stande sein: die Kraft der civilisirten Völker unserer Tage ist noch frisch und mannhaft genug, um jene Hoffnungen verwirklichen zu können.

Die einzelnen Wissenschaften sind sich aber weder gleich rücksichtlich ihrer Befähigung, Intelligenz zu erzeugen, noch rücksichtlich der Gesellschaftskreise, in deren

Mitte sie mit Erfolg zu wirken vermögen. Heben wir die Geschichte hervor, die uns hier zunächst liegt, so wird Niemand in Abrede stellen können, der eine richtige Ansicht von ihr hat, daß ihr in den beiden Beziehungen, die soeben angedeutet wurden, einer der ersten Plätze eingeräumt werden müsse. Sie führt den Menschen nicht nur zu dem Menschen und zum Nachdenken über sich selbst und über die unsichtbare Macht, von deren überlegener Größe und Weisheit sie ihm die klarsten Beweise liefert, sondern gibt ihm auch ganz besonders Veranlassung, das Staatsleben zu betrachten, Vergleichen zwischen den einzelnen Zeitaltern und Völkern anzustellen und zu der Einsicht zu gelangen, daß von dem politischen Leben ebenso die Tugend gefordert und die Leidenschaft verdammt werde wie von dem Gesetzbuche der Sittlichkeit. Und diese Lehren können in der untersten und höchsten Sphäre der Gesellschaftsverbinding gleichmäßig zur Anschauung gebracht werden. Wie wünschenswerth dies aber namentlich in unserer Zeit sei, wird Jeder einsehen, der ihre Bestrebungen, ihre Gesänge und die Verschiedenheit der Ansichten über die Vergangenheit und Gegenwart kennt. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß sich die Geschichtswissenschaft unabhängig zeigen, die reine Wahrheit fest ins Auge fassen und ein Zusammenwirken der Befähigten eintreten. Daher sind theils Geschichtsvereine, theils solche Institute von Werth, die in regelmäßiger Wiederkehr geschichtliche Arbeiten von gleichgesinnten, mit der Wissenschaft und Aufklärung es redlich meinenden Männer veröffentlichen. Und diese Institute, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleitet wurden, haben sich bereits vielfach erprobt und ebenso langdauernde als allgemeine Anerkennung gefunden: ein Beweis, daß sie weitverbreitete Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen berufen und geeignet sind. In die Kategorie der factischen Beweise für unsere soeben ausgesprochene Behauptung gehört unbezweifelt auch das „Historische Taschenbuch“, dessen neuester Jahrgang uns vorliegt mit dem Auftrage, über seinen Inhalt unsern Lesern einen treuen und gewissenhaften Bericht abzustatten. Dieser Inhalt ist folgender:

1. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von Talvj.
2. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von E. G. Carus.
3. Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. Von R. Roepell.
4. Aufenthalt in Paris im Jahr 1810. Von R. A. Barnhagen von Ense.
5. Ueber den Proceß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von W. G. Soldan.
6. Über Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orléans. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine den 27. Jan. 1844. Von F. von Raumer.
7. Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik. Von W. A. Arendt.

Die Entdeckung Amerikas ist in mercantilischer, politischer und culturhistorischer Beziehung von außerordent-

lichen Folgen gewesen, und ihre Entwicklung nach einem Zeitraum von bereits 350 Jahren nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sogar in unaufhörlicher Erweiterung begriffen. Die Geschichtswissenschaft hat unser Wissen die interessante, aber allerdings auch schwierige Aufgabe, jene Folgen genäht in ihrem ganzen Umfange darzulegen, noch nicht gelöst; denn die Abhandlung von Geng: „Über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts“, im fünften Bande seiner Schriften nach der Ausgabe von Weid enthalten, kann jetzt um so weniger für genügend angesehen werden, da sie zu den frühern Schriften jenes allbekannten Publicisten gehört, also in eine Zeit fällt, seit welcher das behandelte Thema an Umfang und Bedeutung nicht wenig zugenommen hat. An Materialien aber und Beiträgen fehlt es so wenig, daß gerade eine der größern Schwierigkeiten darin bestehen möchte, dieselben zu beherrschen und zu verarbeiten. Dagegen ist die jüngste Zeit ergiebig gewesen an Werken, die sich mit der Entdeckung des amerikanischen Continents, besonders seiner südlichen Hälften, beschäftigen. Auch die vorhistorische Zeit dieses Erdtheils ist in neuester Zeit der Gegenstand ziemlich lebhafter und von merkwürdigen Resultaten begleiteter Untersuchungen gewesen. Doch damit haben wir es hier nicht zu thun: die erste Abhandlung beschränkt uns auf die ersten Colonisationsversuche der Engländer in Nordamerika. Die Geschichten derselben sind in Deutschland wenig bekannt; um so willkommener darf jene Abhandlung genannt werden, die unsere in dieser Beziehung noch so mangelhaften Kenntnisse zu bereichern im Stande ist; denn die historische Darstellung der englischen Niederlassungen in Nordamerika von John Marshall, welche der Lebensbeschreibung des Präsidenten Washington zur Einleitung dient (1803), ist ebenso wenig allgemein bekannt als sie jetzt noch ausreichend befunden werden kann. Am Ausgange des Mittelalters war die iberisch-romanische Bevölkerung der pyrenäischen Halbinsel durch religiösen Bekehrungsseifer, durch das Bewußtsein ihrer Kraft in Folge der Befestigung der arabischen Herrschaft, durch den Länder- und Geldburch in die lebhafteste Bewegung gerathen; die großen Entdeckungen, die Wunder und Pracht der neuen Länder, die Hoffnung auf unermesslichen Gewinn steigerten sie ins Unglaubliche; die Phantasie vertrat die Stelle der Kenntnisse, und ihrem Träumen ward die Zuverlässigkeit der Verstandesbeweise zugesprochen. Der continentale Osten war durch die Türken verschlossen, die belebte Thakraft der europäischen Völker richtete sich daher nach dem geöffneten Westen: die Romantik der Kreuzzüge ward auf die Bahnen des Meeres verlegt. Die vom westlichen Europa ausgegangene Begeisterung theilte sich auch dem anglosächsischen Volksstamme mit. Wies schon Englands maritime Lage seine Bevölkerung aufs Meer, so richtete ein Theil derselben mit Sehnsucht seine Blicke nach den neuentdeckten Ländern, um entweder die dorthin geträumten Goldschätze zu heben oder ein Asyl für sein verfolg-

tes Gemissen daselbst zu finden. Während aber die romanische Bevölkerung nach der südlichen Hälfte Amerikas strömte, ging die englische nach den nördlichen Theilen desselben. Und diese Theilung der neuen Welt ist in ihren Folgen ebenso scharf und charakteristisch hervorgetreten als in Europa: sie ist entscheidend für das Geschick von ganz Amerika und dessen Inselfystem geworden. Die geschichtlichen Ereignisse, welche Talvj erzählt, fallen in die Zeiten der Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakob I. Die Hauptperson der Erzählung ist der Capitain Thomas Smith, den man allerdings schon aus Marshall's Darstellung kennt, aber keineswegs in der Romanhaftigkeit des Lebens und der Thätigkeit, wie er uns bei Talvj erscheint. Verbindet man damit die nicht minder romanhafte Erscheinung Pocahontas's, der Tochter eines amerikanischen Häuptlings, so hätte ein Romanschreiber, wenn er diese beiden Persönlichkeiten zum Mittelpunkt eines Romans machte, gewiß einen ebenso anziehenden als ergiebigen Stoff zu seiner Verfügung. Die Quelle, welche Talvj ihrer historischen Arbeit zum Grunde legte und die uns vorzüglich in die ersten Anfielungsversuche von Virginien verlegt, ist eine Selbstbiographie Smith's, die 1629 zu London unter folgendem Titel erschien: „The true travels, adventures and observations of Captaine John Smith in Europe, Asia, Africke and America, beginning about the yeare 1593 and continued to this present 1629. Together with a continuation of his generall history of Virginia, Summer Isles, New England and their Proceedings since 1624 to this present 1629. As also of the new Plantations of the Great River of the Amazons, the Isles of St. Christopher, Nevis and Barbadoes in the West Indies.“ Ein wörtlicher Abdruck dieses Werks erschien zu Richmond 1819. Die Abenteuer, Lebensstretungen und Irrfahrten Smith's grenzen oft an das Unglaubliche; und dennoch liegt kein Grund vor, in die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Selbstbiographie Mißtrauen zu setzen. Man wird aber um so mehr an die Erzählung gefesselt, weil Smith nicht bloß als thatkräftiger, sondern zugleich auch als redlicher und von den meisten Rohelten seiner Zeit freier Mann uns überall entgegentritt. Verbindet man damit die Geschicklichkeit, mit welcher Talvj die Erzählung durchgeführt hat, so wird man unsere Versicherung, daß dieselbe vom Anfange bis zu Ende zu fesseln vermöge, vollkommen erklärlich finden: mag der Leser dem historischen oder dem ästhetischen Interesse zugethan sein, er wird in beiderlei Beziehung sich befriedigt sehen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die zweite Abhandlung. Daß sie nicht ohne Werth sei, dafür bürgen die Namen Tieck und Carus. Um die Veröffentlichung dieser Abhandlung zu rechtfertigen, sagt der Verf. derselben:

Tieck's Vorlesen erhielt eine Art von europäischem Ruf, und eben weil es mehr als so viel Anderes gewirkt hat, den Sinn für eigentlich klassischen Geschmack in der Literatur zu entwickeln, so halte ich es für eine unerlässliche Pflicht, dazu beizutragen, daß das Gedächtniß dieser Lecturen nicht untergehe und daß in der Geschichte den Mittheilungen ein bleiben-

des Andenken erhalten werde, denen man an und für sich, weil sie auf die Geschichte der Bildung der Nation gewirkt haben, ein historisches Interesse nicht abprechen kann.

Die Bemerkungen, welche der Verf. namentlich an die Lecture von Stücken Shakspeare's und Goethe's angeknüpft hat, sind unmittelbare Gefühlsergießungen, welche durch die Trefflichkeit der Stücke und des Vorlesers in der Seele des Zuhörers erzeugt wurden, und beabsichtigen darzuthun, wie werthvoll es sei, sich nicht nur selbst in die Tiefen der Meisterwerke der Alt- und Neuzeit zu versenken, sondern sie auch durch meisterhaften Vortrag den Zuhörern so vor die Seele zu führen, daß sie ihre ganze Größe und Kunstherrlichkeit zu erkennen vermöchten. Ein unbestreitbares Verdienst bleibt es allemal, welcher Weg auch eingeschlagen werden möge, die besten und edelsten Schriftwerke ausgezeichneten Geister in den verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft nicht bloß zu verbreiten, sondern zugleich auch verständlich und fruchtbar zu machen. Wird dadurch nicht ihre höchste Bestimmung wesentlich gefördert, Erziehungs- und Bildungsmittel der menschlichen Gesellschaft zu sein? Zugleich ist dies auch die geeignetste Maßregel, dem Schlechten und seinen Wirkungen zu begegnen. Allein wie viel bleibt in dieser Beziehung bei uns noch zu wünschen übrig! Und folgende Worte des Verf. sind uns wie aus der Seele geschrieben:

Gott, was lesen doch Alles Menschen in unsern Tagen! Und wie könnte so viel Schlechtes producirt werden, wenn nicht auch das Schlechteste seinen Leserkreis fände! Ja ich muß hier auf eine besondere Schwäche oder, wie ich es lieber nennen möchte, eine besondere Treulosigkeit vieler unserer Gebildeten kommen, daß sie häufigst, obwol gegen die Vorzüge des Vortrefflichen gar nicht unempfindlich, doch auch dem Unbedeutenden, Verfehlten, ja dem Nichtigen so oft ein längeres Gefallen wirklich zuwenden können. Mir scheint nämlich, daß in gewissen Beziehungen Liebe und Haß gar nicht zu trennen sind. Wer recht liebt, muß auch des Hasses fähig sein, d. h. des Hasses gegen das Unschöne, Schlechte, Gemeine. Im Leben mag es recht und schön und im höhern Sinne unerlässlich sein, daß wir uns nie zum Haß gegen Personen hinreissen lassen, daß wir vielmehr in allen den eingeborenen, wenn auch oft selbstsam verdeckten göttlichen Funken ehren, ja lieben; aber wenn es bloß vom Verhältniß gegen Erscheinungen, Productionen, Thaten sich handelt, in welchen ein schwaches, mangelhaftes, irregeleitetes, verfehltes Wollen sich beurkundet, so muß das Mißfallen entschieden hervortreten und wird sich oft, wenn dergleichen Irrsal das Große und Treffliche stört und verdeckt, bis zum Haß steigern müssen. Hier ist es nun, wo eine gewisse Toleranz leicht in Alliance übergeht, denn selbst der mit Bessern genährte Geist gewöhnt sich zuletzt auch an eine niedrigere Sphäre. Nein! wer an Modelküpferchen, manierirtem Kram, modernen Lithographien und dergleichen wirklich mit einer gewissen Freude sich unterhalten kann, der sage nicht, daß er nachher wieder Rafael und Titian mit wahrer Liebe betrachten und in sich aufnehmen könne. Darum eben muß der wahre echte Mensch immer und immer wieder zum Vortrefflichen zurückkehren, er muß sich darin einleben, er muß sich von ihm immer lebendiger und voller durchdringen lassen, und nur so wird er den Lebensathem in sich einziehen, den eine reinere Atmosphäre des Geistes uns zu gewähren im Stande ist.

Bei dieser Stelle erschien uns die Verwirklichung eines Wunsches, den wir schon öfters ausgesprochen, daß

nicht nur in wissenschaftlich bereits gebildeten Kreisen, sondern auch in solchen Sphären des Volks Vorträge und Vorlesungen gehalten werden möchten, die für das Edlere und Bessere überhaupt empfänglich sind, wiederum in ihrer besondern Wichtigkeit. Und wir dürfen wol keinen großen Widerspruch befürchten, wenn wir behaupten: viele Deutsche wissen bewunderungswürdig viel, aber das deutsche Volk weiß noch sehr wenig! Auch sollten die Edelsten und Besten sich die Ehre oder vielmehr das schöne Verdienst nicht nehmen lassen, öffentlich in Versammlungen aufzutreten, und in denselben entweder die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur durch Erklärung und richtige Deutung dem Volke verständlich machen und seinem Geiste und Herzen möglichst nahe bringen oder durch freie Vorträge ihr überlegenes geistiges Capital in seiner ganzen Wirkungskraft ruchern lassen. Diese Bestrebungen dürften ungleich mehr leisten als die wohlgemeintesten Volksbüchervereine. Versuche der Art sind allerdings in der neuesten Zeit mehrfach gemacht worden, doch nicht immer, wie es scheint, mit dem nöthigen Takte, indem man z. B. da, wo schöne Kräfte mit Rührigkeit auftraten, sich der politischen Seite des Lebens zu sehr zuwendete. Dieses Letztere mag zu seiner Zeit und in der rechten Weise gethan ebenfalls sehr gut und wünschenswerth sein, führt aber nur nicht dahin, wohin nach Tied's Ansicht und Beispiel die Sache geführt werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fromme Wünsche für Italien.

Wem hätte das Herz nicht geblutet, wenn er den gegenwärtigen traurigen Zustand Italiens mit der reichen Vergangenheit dieses herrlichen Landes verglich? Wer hätte nicht von ganzer Seele gewünscht, diesen Sitz aller schönen Künste wieder zu seinem frühern Glanze zurückgebracht zu sehen? Unzählige Pläne sind entworfen, die alle dahin abzwacken, der jammervollen Lage, in der Italien jetzt schmachtet, ein Ende zu machen; aber alle diese frommen Wünsche sind an der unbittlichen Nothwendigkeit gescheitert. Wir erhalten jetzt einen neuen Beheruf, neue Vorschläge, neue Reformationsideen, die verhallen werden wie Alles, was früher schon hierüber gesagt ist. Sie sind niedergelegt in einer Schrift: „Des espérances de l'Italie, ouvrage traduit de l'italien, avec notes et préface“, von P. C. Leopardi. Es sind nicht etwa demagogische Schwärmerieen, keine revolutionnären Träumereien, wie sie in den Köpfen Mazzini's und seiner Partei spüten. Der Verf. wird nicht wie jene unglücklichen Dpser überspannter Freiheitsideen in schöner Schwärmerie sein Leben für eine todtgeborene Idee aufs Spiel setzen und mit propagandischen Gedanken an Italiens Wiedergeburt herantreten. C. Balbo, so heißt er, ist, was man einen ersten Schriftsteller heißt, kein Schwärmer, kein Phantast. Er behandelt seine Frage mit Ruhe, Besonnenheit und Räßigung. Nirgend trübt Parteibefangenheit seinen Blick, und die Illusionen der Erstirten sind ihm fremd. Erst nachdem er mit Unparteilichkeit, mit unerbittlicher Festigkeit, aber auch ohne Übertreibung den traurigen Zustand seines Vaterlandes aufgedeckt, alle Wunden

beführt und untersucht hat, erst dann fñnt er den Orakeln nach, die ihm geahnt scheinen. Das größte Hemmniß der freieren Entwicklung Italiens scheint ihm Dörrthum. Seine Ansicht nach lastet dieser Staat wie ein Alp auf der ganzen Halbinsel, von der er nur einen Theil eigentlich im Besitz hat. Wie kann Oörrthum entfernt werden? ist also die erste Frage, die der Verf. sich aufwirft. Er will nichts weniger als den Geist der Revolution heraufbeschwören. Alles soll vielmehr auf friedlichem Wege geschehen; der innere Verfall der Äußer, denen veröthendes Leben nur durch künstliche Mittel kläglich geistert wird, scheint ihm bei dieser Operation die besten Dienste leisten und die günstigste Gelegenheit bieten zu können. Oörrthum soll also für den Verlust, den es durch eine Räumung Italiens zu erleiden hätte, in der Äußer reichlich entschädigt werden. Dies ist eigentlich der Grundgedanke, auf dem der ganze Plan Balbo's beruht, die Basis, welche das ganze Gebäude seiner Vorschläge und Ideen trägt. Inwiefern dieser Gedanke den Keim der Verwirklichung in sich trägt, wagen wir nicht zu entscheiden. Wenn Oörrthum einmal so aufständiger Weise entfernt ist, so wird, wie der Verf. keinen Anstand nimmt zu glauben, sich mit Leichtigkeit eine Consideration der verschiedenen Parteien bewerkstelligen lassen. Selbst die Fürsten werden sich beeilen, die italienische Nationalität wieder aufzurichten zu helfen. Sie sind dazu genöthigt, wenn sie nicht wollen, daß ihnen der Revolutionsgeist über den Kopf wache. Mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über die wichtige Frage, welche Rolle dem Papste in der angenommenen Föderation zukomme. Balbo ist im Ganzen der Hierarchie durchaus nicht zuwider. Er glaubt, daß die theokratische Macht mit dem Fortschritt und der Idee der Freiheit keineswegs im Widerspruch stehe. Der Übersetzer und Bearbeiter Leopardi nimmt sich in seinen Noten zum Texte besonders der Reformation an, die der Verf. als den Sündenbock alles Unheils hinstellt.

Archäologische Journalistik.

Das Studium der Archäologie gewinnt in Frankreich immer mehr und mehr Boden. Das sicherste Kennzeichen dafür ist die große Anzahl von Werken aller Art, die über diese Wissenschaft täglich austauschen und die ungewöhnliche Verbreitung, welche derartige Schriften zu finden pflegen. Wenn speculative Buchhändler, d. h. solche, die mehr auf Gewinn als auf Ruhm speculiren, sich selbst in umfassende Unternehmungen archäologischen Inhalts einlassen, so kann dies immerhin für einen Beweis gelten, daß diese Wissenschaft beim großen Publicum bedeutend in der Gunst steigt. Es gibt bereits mehrere periodische Schriften, die ausschließlich der Alterthumskunde gewidmet sind; aber dessenungeachtet tauchen deren täglich neue auf. So ist uns vor kurzem die erste Lieferung eines neuen archäologischen Journals zugekommen, für dessen Gediegenheit schon der Name des Herausgebers hinreichend bürgt. Derselbe heißt Dibron, und der Titel lautet: „Annales archéologiques.“ Jeden Monat soll ein Heft von 3—4 Quartbogen erscheinen. Dibron, welcher Secrétaire der historischen Comités auf dem Unterrichtsministerium ist, hat sich bereits durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten über verschiedene Partien der Alterthumskunde einen rühmlichen Namen gemacht. Wir wünschen dem Unternehmen, dessen Leitung dieser verdiente junge Gelehrte übernommen hat, auch in Deutschland eine recht weite Verbreitung. Vielleicht wäre es geeignet, hier, wo die archäologischen Studien beim größern Publicum immer noch keinen recht lebhaften Anklang finden wollen, anregend zu wirken; denn leider ist, wie der geistreiche Bfcher kürzlich in den „Jahresbüchern der Gegenwart“ treffend nachgewiesen hat, die populäre Archäologie bei uns noch neu zu schaffen.

17.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 18.

18. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Abhandlung Roepell's, den Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. betreffend, nach einer lateinischen akademischen Gelegenheitschrift, die aber nicht im Buchhandel erschienen ist, überarbeitet, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein historisches Ereigniß, das in der neuesten Zeit die Federn der Historiker in lebhafter Bewegung gesetzt hat. Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs ist neuerdings eine Parteisache geworden, theils in politischer, theils in kirchlicher Beziehung. Als die Repräsentanten derselben dürfen die Werke von Barthold und vom bairischen Freiherrn v. Retin angesehen werden. Während aber Barthold und Andere, die im Wesentlichen mit ihm einverstanden sind, obgleich Protestanten, gleichwol von ihrem politisch-nationalen Standpunkte herab die protestantische Politik und ihre gefeiertsten Helden schwer anklagen, ja sogar in die allerdings lange Reihe der selbstsüchtigsten Charaktere versetzen, Andere dagegen aus derselben Reihe zu Ehren zu bringen bemüht sind, vertheidigt ebenfalls ein Protestant, Förster, einen katholischen Helden des Dreißigjährigen Kriegs mit allen Waffen historischer Kritik, historischer Wahrheitsliebe und scharfsinnig combinirender Dialektik so unermüdlich gegen die schwersten Anklagen katholischer Höfe und gegen die katholische Schriftstellervelt, daß ihm jeder Unbefangene wenigstens den Ruhm hohen wissenschaftlichen Verdienstes zusprechen wird. Bis auf Förster galt Wallenstein's Hochverrath in der Meinung der wissenschaftlichen Geschichtswelt so gut wie ausgemacht. *) Zweifel wagte man entweder aus politischen Rücksichten nicht auszusprechen, oder es fehlte der historische Boden, auf den man den Anker des Zweifels mit Sicherheit hätte werfen können. Äußerungen selbst österreichischer Fürsten, welche als Anekdoten im Umlauf waren und die Schuld Wallenstein's zweifelhaft erscheinen ließen, konnten der wissenschaftlichen Geschichtschreibung natür-

lich keinen sichern Anhaltspunkt gewähren, und Bemerkungen, wie man sie bei einem Zeitgenossen Wallenstein's, Ricci, zu lesen Gelegenheit hatte, z. B.: „Cum ab omni culpa alienum prudentiores sapientioresque censebant“, oder „Ducis crimen esse longe minus atrox, quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurarent“, Worte, welche Ferdinand II. in den Mund gelegt worden, wurden entweder übersehen oder waren nicht geeignet, weitere Aufklärung zu geben, da sie der urkundlichen Unterlagen ermangelten. Erst nach beinahe zwei vollen Jahrhunderten erleuchtete die Fackel der historischen Kritik im Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung, auch dem Feinde Gerechtigkeit zu verschaffen, die Nacht, die über einem Ereignisse schwebte, welches die Zeitgenossen, so sehr auch ihre Gemüther durch Krieg, Waffen und Elend abgestumpft waren, mit Entsetzen erfüllte. Förster trat nämlich zuvörderst mit einer großen Anzahl von noch ungedruckten Briefen Wallenstein's hervor (3 Bde., Berlin 1828—29), die größtentheils dem Archive der Familie von Arnim zu Weisenburg entlehnt waren, und auf diese sowol als auf andere archivalische Quellen gegründet erschien dann von demselben eine „Biographie des Herzogs von Friedland“ (Potsdam 1834). Als unzweifelhaftes Resultat gilt ihm die Schuldlosigkeit Wallenstein's; Liebe zum Frieden hat des vermeintlichen Verräthers Handlungsweise bestimmt. Und diese Liebe zum Frieden, dieses Streben, mit Ausschluß der Fremden Deutschland durch einen dauerhaften Friedensschluß zu beruhigen und auf diese Art seinen vieljährigen Leiden ein Ende zu machen, gibt den Aufschluß über des Herzogs im höchsten Grade verdächtiges Benehmen während der letzten ansehnlichen Jahre seines Lebens. Nur von ihr geleitet knüpft Wallenstein jene Verhandlungen mit den Protestanten an, er will Sachsen und Brandenburg gewinnen, um nach deren Abfall die Schweden entweder vertreiben oder zu einem billigen Frieden nöthigen zu können. Aber dieses Streben entfremdet ihm die spanisch-italienische Partei des Hofes, es entfremdet ihm einen großen Theil der höhern Offiziere, denen natürlich an einem Frieden nicht gelegen sein kann, da sie vom Kriege leben als Ritter des Stegreifs; und diese Partei nun, noch unterstützt vom Kurfürsten Maximilian und das Gefühl der Untereordnung, welches bei Kaiser und Hof in Folge der Capitulation Wallenstein's bei Übernahme des Generalats hervortreten mußte, bewirkt durch Entstellung der Handlungen Wallenstein's, die sie hinterlistig nach Wien berichtet, erst den Sturz und dann die Ermordung des Herzogs.

*) Die Hauptquellen waren bis dahin Rhevenhiller's „Annales Ferdinandae“ und Gecina's Bericht über Wallenstein's Tod in Rur's „Beiträgen“ u. s. w.

Es konnte nicht fehlen, daß der historische Proceß, den Förster, auf ganz neue und höchst wichtige Actenstücke gestützt, gegen die bisherige Meinung über seinen Klienten siegreich, durchgeführt zu haben glaubte, allgemeines Aufsehen selbst in den höchsten Kreisen erregte. Zwar wußten Rösse in seiner Biographie Bernhard's des Großen von Sachsen-Weimar, v. Freiberg in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ und v. Kretin in „Baierns auswärtigen Verh.“ Gegenbeweise aufzubringen, und auch Sölzl in seiner Biographie der Elisabeth Stuart vermochte sich nicht für Förster zu erklären; allein in den namhaftesten Geschichtswerken ist der Einfluß von Förster's Forschungen und Resultaten in der Beurtheilung der Katastrophe, welche den Friedländer traf, deutlich sichtbar: Loebell, v. Raumer und K. Adolf Menzel liefern den Beweis. Mag immerhin, so lautet in der Hauptsache ihr Ausspruch, der friebländische Herzog eines höchst zweideutigen Benehmens sich schuldig gemacht haben, mag er selbst, als er sich umgarnt sah, zu verrätherischen Unterhandlungen mit Österreichs Feinden gedrängt worden sein, so liegen gleichwohl keine schriftlichen Beweise vor, die ihn unmittelbar treffen, er ist ungehört verurtheilt worden, man hat einen politischen Mord begangen: die Schuld trifft eifersüchtige, habgierige, jesuitische Feinde, sie steigt bis in die nächste Umgebung Ferdinand's II. hinauf, ja selbst Dieser hat seine Hände von dem Blute des Ermordeten nicht rein gehalten. So stand im Wesentlichen die Sache, als der ungarische Graf Mailáth (1842) im dritten Bande seiner „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats“ mit gewaltigen Waffen Förster's Verfahren und Resultate angriff: der Friedländer ist nach Verdienst seiner Thaten und verrätherischen Pläne gefallen, auf Ferdinand II. lastet keine Schuld. Theils die Art des Angriffs, theils der Triumph, den man errungen zu haben glaubte, machten es für Förster zur Pflicht, ja zur Ehrensache, nicht zu schweigen. Daher sein neuestes Werk, das vor uns liegt: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts“ u. s. w. (Leipzig 1844). Wir müssen unsere Leser auf das Schluscapitel dieses Werks verweisen, um selbst zu prüfen, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Ruhe die Vertheidigung geführt worden sei. Nur die Schlussworte erlauben wir uns hier mitzutheilen, damit unsere Leser von dem Standpunkte unterrichtet werden, auf dem nach Förster's Meinung Wallenstein's Proceßsache vor dem Richterstuhle der Geschichte zur Zeit gedacht werden müsse:

Wallenstein, obgleich von keinem weltlichen Richter überwiesen, verurtheilt oder gerichtet, fiel als ein Opfer seiner eigenen Schuld; allein seine Schuld war nicht die, deren man ihn gewöhnlich anzufragen pflegt, er hat weder mit Schweden, Sachsen und Frankreich Hochverrath wider den Kaiser angeschlossen, noch hat er zu Pilsen mit seinen Offizieren zur Rebellion sich verschworen. Nicht des Verraths seiner Partei hat er sich schuldig gemacht, seine Schuld war vielmehr die, daß er dieser Partei angehörte. Seine Schuld war, daß er, ein geborener Böhme und Protestant, den evangelischen Glauben, für welchen Fuß den Feuertod erlitten, abschwor und zum Verräther an den Freiheiten und Rechten wurde, welche Böh-

men in blutigen Kämpfen sich errungen hatte; seine Schuld war, daß er, obgleich er selbst deutscher Reichsfürst war, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der deutschen Fürsten vernichtete und den Kaiser zum absoluten Herrn erheben wollte; seine Schuld war, daß er minder im offenen Kampfe als durch betrügerische Ränke und unendliche Ränke einer machiavellischen Politik seine Feinde zu besiegen suchte; seine Schuld war, um es mit Einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich angeschlossen, sondern der rückwärtsschreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint.

Hr. Roepell, zu dessen Abhandlung wir jetzt zurückkehren, konnte Förster's soeben besprochenes Werk noch nicht benutzen; und es wäre auch die Frage, ob er durch dasselbe von seiner Ansicht, die eine der Förster'schen entgegengesetzte ist, würde abgebracht worden sein. Er glaubt den vorliegenden Urkunden und Thatsachen keine künstliche Deutung geben zu dürfen, und nimmt psychologische Gründe, die aus Wallenstein's Leben und Charakter entlehnt sind, zu Hülfe, um das Schuldig über ihn aussprechen zu können. Wenn er aber in der Schlussbemerkung ebenfalls ansetzt: „Wallenstein fiel durch eigene Schuld“, so ist die Übereinstimmung mit Förster nur scheinbar; denn während der Letztere dies so versteht: Wallenstein fiel, weil er verdeckt handelte und seine Handlungen dadurch dem Verdachte wirklicher Schuld preisgab, heist dies im Sinne des Erstern: Wallenstein fiel, weil er, obwohl der Schuld sich bewußt, nicht rasch und entschlossen genug handelte, um dem Falle zu entfliehen. In diesen wenigen Worten liegt aber die ganze Schwierigkeit der Sache und ihrer Entschreibung. Wie gestehen ein: der Friedländer hat mit Schweden, Sachsen und Frankreich im Geheimen und ohne Vorwissen des Kaisers unterhandelt; dies geschah, meint Förster, um den Frieden zu erzwingen, der Eine war geneigt sich zu fügen, wenn die Übrigen gewonnen waren; doch Keinem sollte von vornherein klar werden, daß er nur als Mittel zum Zwecke zu dienen bestimmt sei. Nein, sagen die Gegner, es geschah aus Selbstsucht, ungemeinem Ehrgeiz; auf den Trümmern des Kaiserthums wollte sich der Friedländer einen Thron errichten. Wallenstein's Charakter, die Art, wie man sich seiner zu entledigen suchte, und die Zustände eines Mannes, der so Gewaltiges will, als Wallenstein's Widersacher voraussetzen, sprechen unser Bedünkens für Förster. Doch wird Roepell's Abhandlung selbst seinem Gegner der Beachtung werth erscheinen. Daß wir übrigens so lange bei dieser Sache verweilt haben, geschah nach dem Grundsatz, von dem wir auf das lebhafteste überzeugt sind: sollten auch Jahrtausende bereits auf dem Grabe eines Verstorbenen lagern, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit soll dennoch nicht verstummen, und es gehört zu den Pflichten wie zu den Triumphen der Wissenschaft, daß sie jene Stimme, sollte sie ermatten, wiederum ins Leben zurückrufe.

Über die drei folgenden historischen Arbeiten können wir unsern Bericht ziemlich kurz fassen. Von Warnehan v. Ense's Gesinnungen gegen Napoleon, das Kaiserreich, gegen die neue Adelswelt und gegen die Franzosen überhaupt sind

bekannt genug und bedürfen deshalb ebenso wenig wie seine Darstellungsweise unsererseits einer besondern Charakteristik. Mannichfaltig sind die Bilder und Scenen, die dem Leser in der vorliegenden Beschreibung des Aufenthalts in Paris (1810) vorgeführt werden: Bibliotheken, Kunstsammlungen, Persönlichkeiten, Salons, Volksleben, Volksstimmung, Curiositäten treten in buntem Wechsel auf. Zu loben wird wenig gefunden, und was des Lobes werth erscheint, erhält dasselbe, wie es uns vorgekommen ist, nicht ohne ein gewisses Widerstreben von Seiten der Feder des Verf. Weiter vermögen wir die Wissbegierde unserer Leser nicht zu befriedigen; diese Befriedigung kann nur durch die Lecture des Ganzen erzeugt werden.

Dr. Soldan, Derselbe, der die gelehrte Welt bereits mit einer interessanten „Geschichte der Herenproceße“ beschenkte (1843), bietet und wiederum eine recht belehrende Abhandlung über den weitberücktigten Proceß des Tempelherrnordens in Frankreich. Die Geschichtsliteratur läßt uns hier eine gleiche Bemerkung wie bei Wallenstein's Proceß machen. Während nämlich bis auf die neuern Zeiten katholische Historiker, denen sich selbst v. Hammer-Purgstall angeschlossen, aber von dem Franzosen Raynouard siegreich bekämpft ward, den Orden für schuldig erklärten, übernahmen protestantische Historiker die Vertheidigung desselben, wie die Namen Leibniz, Thomafius, Herder, Münter u. A. beweisen. Bei den Erstern waren unstreitig politische und hierarchische Rücksichten sowie Quellenmangel nicht ohne Einfluß. Diesem letztern ist nun in den neuesten Zeiten gründlich abgeholfen worden. Wenn nun gleichwohl zwei berühmte protestantische Historiker, Wille in seiner „Geschichte des Tempelherrnordens“ (3 Bde., Leipzig 1826 — 35) und Schloffer in seiner „Weltgeschichte“ (4. Bd. 1. Thl., Frankfurt a. M. 1839) dergestalt wieder zur frühern Anklage zurückgekehrt sind, daß der Letztere ein bedingtes, der Erstere aber ein unbedingtes Schuldig aussprechen zu müssen glaubte, so kam es darauf an, auf den Grund der veröffentlichten Actenstücke mit Unparteilichkeit den Gegenbeweis zu führen. Dies hat nun unser Verf. unternommen, und wie wir glauben, mit dem günstigsten Erfolge, wobei ihm übrigens die Originalacten, die Michelet (Paris 1841) zuerst veröffentlichte, während wir sie früher nur in einer etwas mangelhaften Uebersetzung Moldenhawer's (Hamburg 1792) besaßen, Dienste leisteten. Wir bedauern mit dem Verf., daß ihm das wichtige Werk von Mailard de Chambray noch nicht zugänglich gewesen ist. Auch ist er im Irrthum, wenn er in einer Anmerkung schreibt, daß dieser französische Historiker bloß aus einer Handschrift zu Dijon geschöpft habe. Er schöpfte nicht nur aus den Archiven zu Dijon, sondern auch aus den Bibliotheken Corsini in Rom, in Paris und aus den Archiven des Ordens. Nach den Arbeiten, die wir von dem Verf. kennen, zu urtheilen, müssen wir wünschen, demselben noch recht oft auf dem Wege historischer Forschungen zu begegnen.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“ nicht weniger als drei Abhandlungen enthält, welche die Ungeehrlichkeit von drei verschiedenen in der Geschichte berücktigten Justizmorden, die ihren Grund in politischen Verhältnissen hatten, darzuthun bemüht sind; denn daß die schmähliche Verurtheilung der Jungfrau von Orleans, deren Proceß Hr. v. Raumer zum Gegenstande der sechsten Abhandlung des Taschenbuchs gemacht hat, einen wesentlichen Grund in dem politischen Haffe habe, der damals Frankreich und England entzweite, das darf als unbezweifelt angesehen werden. War ja doch jenes Mädchen das Werkzeug gewesen, wodurch die englisch-burgundischen Racheplane gegen die in Frankreich herrschende Dynastie in der Hauptsache vereitelt worden waren. Und Rache an diesem weiblichen Wesen zu nehmen, schien die einzige und befriedigende Genugthuung zu sein, welche die Feinde ihrem Ingrimme über vereitelte Plane verschaffen zu können vermeinten. In Deutschland ist die Jungfrau von Orleans mehr von der poetischen als von der historischen Seite bekannt. Und es ist deshalb verdienstlich, daß Hr. v. Raumer die Geschichte der Dichtkunst gegenüber geltend gemacht hat. Auch möchte wol nur gelehrten Geschichtskennern eine der Hauptquellen: „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi“, sowie der fünfte Band von Michelet's „Histoire de France“ (Paris 1841) bekannt sein. Einiges ist jedoch in der neuesten Zeit auch in Deutschland zur weitem Verbreitung der Kenntniß jenes historischen Dramas geschehen. Görres schrieb „Die Jungfrau von Orleans nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken“ (Regensburg 1834), und übersezt ward aus dem Französischen Roy's „Geschichte der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans“ (Queblinburg 1842), womit zu verbinden ist „Die Jungfrau von Orleans, nach dem Berichte eines Augenzeugen“, von Joh. Voigt in Nr. 165 d. Bl. f. 1838. Daß Hr. v. Raumer für die völlige Schuldblosigkeit der Gemordeten stimme und das ganze Verfahren als ein monströses bezeichne, kann nach der Klarheit, in welcher die Acten nunmehr vorliegen, nicht anders erwartet werden. Und die Worte, womit er seine Darstellung schließt, sind gewiß sehr wahr:

Unparteiische Forschung zeigt: daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht, wie so oft, verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Percy Bysshe Shelley's poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von Julius Seybt. Mit Shelley's Bildniß. Leipzig, Engelmann. 1844. Lex. - 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verlagshandlung ist in Einer Hinsicht besser gewesen als ihr Wort. Sie zeigte 1840 beim Erscheinen der ersten

den Briefen aus jener Zeit nachträglich bei, was sie jetzt erst bei der Fülle und der Tiefe eines altgewordenen, aber noch immer jung empfindenden Herzens in sich verspürt. Ein Mädchen, das im heißen Drang jener Tage so gefühlt wie Bettina gefühlt haben will, hätte der Welt nicht bloß Worte, auch Thaten einer modernen Jungfrau von Orleans gezeigt. **F. W. Röhne.**

Literarische Notizen aus England.

Eine Miss Helen Spams hat unter dem Titel „The candidate for favour“ (London 1844) eine gemischte Sammlung Originaldichtungen und prosaische Erzählungen herausgegeben, deren letztere hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Deutschen bestehen. Die englische Kritik macht Deutschland die Artigkeit, zu sagen, das Deutsche sei in dem Buche das Beste, und zu widersprechen wäre unartig. Indessen enthalten die Poesien doch einiges Hübsche, was seinerseits sich übersetzen ließe. Als kurze Probe:

Cupid's Inquiry.

„Dear grandpapa“, said little Cupid,
As Zeus the flaming lightning hurled,
„Methinks the folks are very stupid
In yonder place, they call the world.
For how they tremble at thy thunder
And shrink from yonder blaze of light,
Impelled by awe, dismay or wonder,
Each feeling merging in affright.
But, leaving out some rare exception,
When I discharge my sharpest dart,
No bosom shrinks from its reception,
Nor quails till it has reached the heart.
Now, mighty Jove, thou know'st full well,
My arms can even make thee shake,
Then why, until they feel my spell,
Don't mortals at my weapons quake?“

Wer Windsor zu besuchen gedenkt, versorge sich mit „Notices of Windsor in the olden time“ (London 1844), denn das Büchelchen bezeichnet Alles, was das schöne Schloß Lebenswerthes enthält. Wer eine Geschichte von Windsor zu lesen wünscht, verschaffe sich dasselbe Büchelchen, denn es erzählt diese Geschichte von der ältesten Zeit bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts ebenso grazios als ausführlich. Wer nach Hofanekdoten küstert, der laufe oder borge genanntes Büchelchen, denn es bietet deren eine beträchtliche Zahl. Wer ein nettes, elegantes Büchelchen zu besitzen wünscht, für den ist gedachtes jast the thing. Und wer seine Bibliothek mit einem dem Prinzen Albert dedicirten Buche bereichern will, dem sei hiermit mehrerwähntes empfohlen. 16.

Bibliographie.

Aristophanes, Lustspiele. Übersetzt und erläutert von F. Müller. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pypis und G. Fink. 1ster Band: Memoiren der Frau Roland. Mit einer Einleitung: Die Frauen in der Revolution. 1ster Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr.

Bukofzer, J., Raimonides im Kampf mit seinem neuesten Biographen Peter Beer. Berlin, Schniger. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Corpus Constitutionum Germaniae, oder die kaiserlichen Verfassungen der Staaten Deutschlands, mit den beiden Grundverträgen des Deutschen Bundes und deren wesentlichen Ergänzungen. Herausgegeben von P. A. Guibo v. Rayer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Brönnner. 1844. Schmal 4. 1 Thlr.

Dielig, A., Deutsches Liederbuch. Berlin, Schöne. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fränkel, A., Das moderne Judenthum, die Frankfurter Reformfreunde und die neue Zeit. Ein Beitrag zur Kritik religiöser und socialer Zustände der Gegenwart. Reutlingen, Räder Sohn. 1844. 11½ Ngr.

Gagern, H. G. Freih. v., Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. L.: Mein Antheil an der Politik. V, 1, 2. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 18 Ngr.

Offene Gedanken über den Eid nach Preussischem Gesetz und Gerichtsverfahren. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 15 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Angehängt ist das Gesuch der Gemeinde an die königl. hohe Regierung zum Bromberg um Anerkennung. Bromberg, Levt. 1844. 8. 5 Ngr.

Gesefiel, G., Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Angoulême, nachmals Dauphin und Großadmiral von Frankreich. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Kennedy's, Miss Grace, Sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von H. Clemen und W. Pirscher. Drei Bände. 3te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 2 Thlr.

Klippel, G. H., Historische Forschungen und Darstellungen. 2ter Band: Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Köstlin, C. A., Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr.

Lasaulx, v., Über den Eid bei den Römern. Würzburg, Voigt und Mockler. 1844. Gr. 4. 10 Ngr.

Montan, F., Bilder aus dem Bergmannsleben. Berlin 1844. 8. 10 Ngr.

Das alte Passional. Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Plan, die Nationalschulden aller Nationen Europas zu tilgen. Berlin, Schniger. 1844. 8. 3½ Ngr.

St.-Hilaire, Marco de, Napoleon im Binouac, in den Tuilerien und auf St. Helena. Bisher ungedruckte Anekdoten über die Familie und den Hof des Kaisers. Aus dem Französischen. Leipzig, Expedition der Signale. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Schack, A. F. v., Spanisches Theater. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 3 Thlr. 5 Ngr.

Der Schiffbruch, oder der Christ in der Drangsal. Erzählung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 11½ Ngr.

Sonnenburg, A., Tellus oder die vorzüglicheren Thaten und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Für Freunde der Naturwissenschaft allgemein fasslich dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Stuckert, L. A., Sämmtliche lyrische Gedichte. 2e Auflage. Karlsruhe, Neudt. 1844. 8. 20 Ngr.

Torffkecher, B., Blätter der Liebe. Neue Ausgabe. Berlin, Gayn. 1844. 12. 15 Ngr.

Die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen und ihre Kirche zu Annaberg. 2e, durch neue Belege, Stimmen aus der Gegenwart und ein offenes Sendschreiben an den apostolischen Vicar in Sachsen Bischof F. L. Rauermann und den königl. Hofprediger J. Dittrich, vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Solverein mit seinen Officirten und Hamburg. Von A. S...r. Berlin, Springer. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 17.

17. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß die Zeitrichtungen auf dem Gebiete der Politik und der Intelligenz mit der Literatur in engster Verbindung und in Wechselwirkung stehen, ist eine bereits so allgemein anerkannte und durch wissenschaftliche Erscheinungen so leicht zu erweisende Thatsache, daß es für den aufmerksamen Beobachter der Zeit und für Den, der ihrer Zustände und Bewegungen kundig ist, einer besondern Beweisführung gar nicht bedarf. Die Schwingungen des Zeitraumes sind aber rascher als je; die Regungen der Geister und Gemüther sind lebendiger als in irgend einer Epoche der Menschheit; in keinem Zeitalter war es so schwierig als in dem gegenwärtigen, ruhig, unparteiisch und mit Erfolg zu beobachten, zu arbeiten, der Gefahr auszuweichen, daß man nicht von dem Strome erfasst und bewußtlos mit fortgerissen werde; daß man die Kraft des Geistes und der Intelligenz nicht atomistisch zersplittere und sich in egoistischer Selbstzufriedenheit lieber mit dem Scheine der Wirksamkeit als mit dem wirklichen und rühmlichen Effect begnügen lasse. Und insbesondere ist es die Aufgabe, die Pflicht der Wissenschaft, daß sie die Besonnenheit nicht verliere, stets ihres Ursprungs aus dem menschlichen Geiste, dem Funken der Gottheit, eingedenk sei. Dann wird sie auch ihrer höchsten Bestimmung nicht vergessen; sie soll die Menschheit, die Staaten, die Geister beherrschen und erleuchten, aber niemals die herabgewürdigte Dienerin ihrer Leidenschaften sein. Und so oft sie diese niedrige Rolle spielte, wirkte sie verderblich: verwirrte die Geister, entzweite die Gemüther. Aus dem soeben Gesagten läßt sich nun auch der Schluß ziehen, daß dieselbe es gleichmäßig unter ihrer Würde finden müsse, dem Zeitgeiste zu frohnen oder umfichtslos ihm entgegenzutreten. In dem weiten Kreise des socialen Lebens ist eine große Menge von Ursachen und Wirkungen in einer ununterbrochenen bald raschern, bald langsamern Thätigkeit; diese steht aber keineswegs in einer solchen Abhängigkeit von dem Menschen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, vielmehr erfährt derselbe ihren bestimmenden und lenkenden Einfluß in einer viel größern Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, als er sich selbst bewußt

wird oder zugesteht. Und die Bemerkung, die Quetset in seinem merkwürdigen Buche „De l'homme“ macht: „Es ist in der Geschichte der Wissenschaften eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man, je aufgeklärter man wurde, um so mehr die dem Menschen zugeschriebene Macht schwinden sah“, ist auch an unserer Stelle wahr, dessen ungeachtet aber bleibt es immer eine Aufgabe für den Menschen, vermöge der Freiheit und der hohen Bestimmung seines Geistes, auf der einen Seite sich von dem Andränge der in steter Wechselwirkung begriffenen Dinge nicht fortreißen zu lassen, auf der andern Seite aus verblendungsvoller Widerseßlichkeit und Überschätzung seiner Kräfte keinen Kampf gegen jene Dinge anzunehmen, der früher oder später zum Verderben ausschlagen muß. Darum ist es von Wichtigkeit, daß die Geister sich vereinigen, theils im Bewußtsein ihrer göttlichen Verwandtschaft, theils in der Erkenntniß der überlegenen Wirksamkeit einträchtigen Strebens: die Eintracht gibt in jedem Verhältnisse Stärke. Und diese Stärke vermag denn auch das Edle, was in einer echt wissenschaftlichen Bildung und deren nothwendigen Bestrebungen liegt, mit um so sicherem und dauerhafterm Erfolg im socialen Leben zu verbreiten, Gegensätze auszugleichen und gewisse Verhältnisse zu bezwingen, die nur darum die Aussicht auf den Sieg eine Zeit lang hätten oder ihn wirklich davontrugen, weil ihnen keine durch Eintracht starken und durch Tüchtigkeit der Gesinnung und der Intelligenz unbeflegbaren Geister die Stirn boten. Die echte Wissenschaftlichkeit, vereint mit der Herrschaft über die Sprache, mag sie schriftlich oder mündlich auf dem Felde des Kampfes erscheinen, ist in jeder civilisirten Gesellschafts-Verbindung eine Macht, eine Macht, die früher oder später ihre Triumphe zu feiern Gelegenheit hat. Die alte Welt liefert Zeugnisse genug dafür, und die Neuzeit hat bereits deren auch so viele aufzuweisen, daß man zu der Hoffnung sich erheben darf, sie werde solche Triumphe in noch größerer Zahl und in noch glänzenderer Weise aufzuführen im Stande sein: die Kraft der civilisirten Völker unserer Tage ist noch frisch und mannhaft genug, um jene Hoffnungen verwirklichen zu können.

Die einzelnen Wissenschaften sind sich aber weder gleich rücksichtlich ihrer Befähigung, Intelligenz zu erzeugen, noch rücksichtlich der Gesellschaftskreise, in deren

Mitte sie mit Erfolg zu wirken vermögen. Heben wir die Geschichte hervor, die uns hier zunächst liegt, so wird Niemand in Abrede stellen können, der eine richtige Ansicht von ihr hat, daß ihr in den beiden Beziehungen, die soeben angedeutet wurden, einer der ersten Plätze eingeräumt werden müsse. Sie führt den Menschen nicht nur zu dem Menschen und zum Nachdenken über sich selbst und über die unsichtbare Macht, von deren überlegener Größe und Weisheit sie ihm die klarsten Beweise liefert, sondern gibt ihm auch ganz besonders Veranlassung, das Staatsleben zu betrachten, Vergleiche zwischen den einzelnen Zeitaltern und Völkern anzustellen und zu der Einsicht zu gelangen, daß von dem politischen Leben ebenso die Tugend gefordert und die Leidenschaft verdammt werde wie von dem Gesetzbuche der Sittlichkeit. Und diese Lehren können in der untersten und höchsten Sphäre der Gesellschaftsverbinding gleichmäßig zur Anschauung gebracht werden. Wie wünschenswerth dies aber namentlich in unserer Zeit sei, wird Jeder einsehen, der ihre Bestrebungen, ihre Gegenstände und die Verschiedenheit der Ansichten über die Vergangenheit und Gegenwart kennt. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß sich die Geschichtswissenschaft unabhängig zeigen, die reine Wahrheit fest ins Auge fassen und ein Zusammenwirken der Befähigten eintreten. Daher sind theils Geschichtsvereine, theils solche Institute von Werth, die in regelmäßiger Wiederkehr geschichtliche Arbeiten von gleichgesinnten, mit der Wissenschaft und Aufklärung es redlich meinenden Männer veröffentlichen. Und diese Institute, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleitet wurden, haben sich bereits vielfach erprobt und ebenso langdauernde als allgemeine Anerkennung gefunden: ein Beweis, daß sie weitverbreitete Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen berufen und geeignet sind. In die Kategorie der factischen Beweise für unsere soeben ausgesprochene Behauptung gehört unbezweifelt auch das „Historische Taschenbuch“, dessen neuester Jahrgang uns vorliegt mit dem Auftrage, über seinen Inhalt unsern Lesern einen treuen und gewissenhaften Bericht abzustatten. Dieser Inhalt ist folgender:

1. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von Lohj.
2. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von C. S. Carus.
3. Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. Von R. Noepell.
4. Aufenthalt in Paris im Jahr 1810. Von R. A. Barnhagen von Ense.
5. Ueber den Proceß der Tempel und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von W. S. Soldan.
6. Über Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine den 27. Jan. 1844. Von F. von Raumer.
7. Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik. Von W. A. Trendt.

Die Entdeckung Amerikas ist in mercantillischer, politischer und culturhistorischer Beziehung von außerordent-

lichen Folgen gewesen, und ihre Entwicklung nach einem Zeitraum von bereits 350 Jahren nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sogar in unaufhörlicher Erweiterung begriffen. Die Geschichtswissenschaft hat unser Wissen die interessante, aber allerdings auch schwierige Aufgabe, jene Folgen genähs in ihrem ganzen Umfange darzulegen, noch nicht gelöst; denn die Abhandlung von Senz: „Über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts“, im fünften Bande seiner Schriften nach der Ausgabe von Weid enthalten, kann jetzt um so weniger für genügend angesehen werden, da sie zu den frühern Schriften jenes allbekannten Publicisten gehört, als in eine Zeit fällt, seit welcher das behandelte Thema an Umfang und Bedeutung nicht wenig zugenommen hat. An Materialien aber und Beiträgen fehlt es so wenig, daß gerade eine der größern Schwierigkeiten darin bestehen möchte, dieselben zu beherrschen und zu verarbeiten. Dagegen ist die jüngste Zeit ergiebig gewesen an Werken, die sich mit der Entdeckung des amerikanischen Continents, besonders seiner südlichen Hälfte, beschäftigen. Auch die vorhistorische Zeit dieses Erdtheils ist in neuester Zeit der Gegenstand ziemlich lebhafter und von merkwürdigen Resultaten begleiteter Untersuchungen gewesen. Doch damit haben wir es hier nicht zu thun: die erste Abhandlung beschränkt uns auf die ersten Colonisirungsversuche der Engländer in Nordamerika. Die Geschichten derselben sind in Deutschland wenig bekannt; um so willkommener darf jene Abhandlung genannt werden, die unsere in dieser Beziehung noch so mangelhaften Kenntnisse zu bereichern im Stande ist; denn die historische Darstellung der englischen Niederlassungen in Nordamerika von John Marshall, welche der Lebensbeschreibung des Präsidenten Washington zur Einleitung dient (1805), ist ebenso wenig allgemein bekannt als sie jetzt noch ausreichend befunden werden kann. Am Ausgange des Mittelalters war die iberisch-romanische Bevölkerung der pyrenäischen Halbinsel durch religiösen Bekehrungsseifer, durch das Bewußtsein ihrer Kraft in Folge der Befiegung der arabischen Herrschaft, durch den Länder- und Geldburch in die lebhafteste Bewegung gerathen; die großen Entdeckungen, die Wunder und Pracht der neuen Länder, die Hoffnung auf unermesslichen Gewinn steigerten sie ins Unglaubliche; die Phantasie vertrat die Stelle der Kenntnisse, und ihren Träumen ward die Zuverlässigkeit der Verstandesbeweise zugesprochen. Der continentale Osten war durch die Türken verschlossen, die belebte Thakraft der europäischen Völker richtete sich daher nach dem geöffneten Westen: die Romantik der Kreuzzüge ward auf die Bahnen des Meeres verlegt. Die vom westlichen Europa ausgegangene Begeisterung theilte sich auch dem anglosächsischen Volksstamme mit. Wies schon Englands maritime Lage seine Bevölkerung aufs Meer, so richtete ein Theil derselben mit Sehnsucht seine Blicke nach den neu entdeckten Ländern, um entweder die dorthin geträumten Goldschätze zu heben oder ein Asyl für sein verfolg-

tes Gemissen daselbst zu finden. Während aber die romanische Bevölkerung nach der südlichen Hälfte Amerikas strömte, ging die englische nach den nördlichen Theilen desselben. Und diese Theilung der neuen Welt ist in ihren Folgen ebenso scharf und charakteristisch hervorgetreten als in Europa: sie ist entscheidend für das Geschick von ganz Amerika und dessen Inselsystem geworden. Die geschichtlichen Ereignisse, welche Talvj erzählt, fallen in die Zeiten der Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakob I. Die Hauptperson der Erzählung ist der Capitain Thomas Smith, den man allerdings schon aus Marshall's Darstellung kennt, aber keineswegs in der Romanhaftigkeit des Lebens und der Thätigkeit, wie er uns bei Talvj erscheint. Verbindet man damit die nicht minder romanhafte Erscheinung Pocahontas's, der Tochter eines amerikanischen Häuptlings, so hätte ein Romanschreiber, wenn er diese beiden Persönlichkeiten zum Mittelpunkt eines Romans machte, gewiß einen ebenso anziehenden als ergiebigen Stoff zu seiner Verfügung. Die Quelle, welche Talvj ihrer historischen Arbeit zum Grunde legte und die uns vorzüglich in die ersten Ansiedelungsversuche von Virginien versetzt, ist eine Selbstbiographie Smith's, die 1629 zu London unter folgendem Titel erschien: „The true travels, adventures and observations of Captaine John Smith in Europe, Asia, Africke and America, beginning about the yeare 1593 and continued to this present 1629. Together with a continuation of his generall history of Virginia, Summer Isles, New England and their Proceedings since 1624 to this present 1629. As also of the new Plantations of the Great River of the Amazons, the Isles of St. Christopher, Nevis and Barbadoes in the West Indies.“ Ein wörtlicher Abdruck dieses Werks erschien zu Richmond 1819. Die Abenteuer, Lebensrettungen und Irrfahrten Smith's grenzen oft an das Unglaubliche; und dennoch liegt kein Grund vor, in die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Selbstbiographie Mißtrauen zu setzen. Man wird aber um so mehr an die Erzählung geknüpft, weil Smith nicht bloß als thatkräftiger, sondern zugleich auch als redlicher und von den meisten Roheiten seiner Zeit freier Mann uns überall entgegentritt. Verbindet man damit die Geschicklichkeit, mit welcher Talvj die Erzählung durchgeführt hat, so wird man unsere Versicherung, daß dieselbe vom Anfange bis zu Ende zu fesseln vermöge, vollkommen erklärlich finden: mag der Leser dem historischen oder dem ästhetischen Interesse zugethan sein, er wird in beiderlei Beziehung sich befriedigt sehen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die zweite Abhandlung. Daß sie nicht ohne Werth sei, dafür bürgen die Namen Litz und Carus. Um die Veröffentlichung dieser Abhandlung zu rechtfertigen, sagt der Verf. derselben:

Litz's Vorlesen erhielt eine Art von europäischem Ruf, und eben weil es mehr als so viel Anderes gewirkt hat, den Sinn für eigentlich classischen Geschmack in der Literatur zu entwickeln, so halte ich es für eine unerlässliche Pflicht, dazu beizutragen, daß das Gedächtniß dieser Lecturen nicht untergehe und daß in der Geschichte den Mittheilungen ein bleiben-

des Andenken erhalten werde, denen man an und für sich, weil sie auf die Geschichte der Bildung der Nation gewirkt haben, ein historisches Interesse nicht abprechen kann.

Die Bemerkungen, welche der Verf. namentlich an die Lecture von Shakspeare's und Goethe's angeknüpft hat, sind unmittelbare Gefühlsergießungen, welche durch die Trefflichkeit der Stücke und des Vorlesers in der Seele des Zuhörers erzeugt wurden, und beabsichtigen darzutun, wie werthvoll es sei, sich nicht nur selbst in die Tiefen der Meisterwerke der Alt- und Neuzeit zu versenken, sondern sie auch durch meisterhaften Vortrag den Zuhörern so vor die Seele zu führen, daß sie ihre ganze Größe und Kunstherrlichkeit zu erkennen vermöchten. Ein unbestreitbares Verdienst bleibt es allemal, welcher Weg auch eingeschlagen werden möge, die besten und edelsten Schriftwerke ausgezeichneter Geister in den verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft nicht bloß zu verbreiten, sondern zugleich auch verständlich und fruchtbar zu machen. Wird dadurch nicht ihre höchste Bestimmung wesentlich gefördert, Erziehungs- und Bildungsmittel der menschlichen Gesellschaft zu sein? Zugleich ist dies auch die geeignetste Maßregel, dem Schlechten und seinen Wirkungen zu begegnen. Allein wie viel bleibt in dieser Beziehung bei uns noch zu wünschen übrig! Und folgende Worte des Verf. sind uns wie aus der Seele geschrieben:

Gott, was lesen doch Alles Menschen in unsern Tagen! Und wie könnte so viel Schlechtes producirt werden, wenn nicht auch das Schlechteste seinen Leserkreis fände! Ja ich muß hier auf eine besondere Schwäche oder, wie ich es lieber nennen möchte, eine besondere Treulosigkeit vieler unserer Gebildeten kommen, daß sie häufigst, obwohl gegen die Vorzüge des Vortrefflichen gar nicht unempfindlich, doch auch dem Unbedeutenden, Verfehlten, ja dem Richtigen so oft ein längeres Gefallen wirklich zuwenden können. Mir scheint nämlich, daß in gewissen Beziehungen Liebe und Haß gar nicht zu trennen sind. Wer recht liebt, muß auch des Hasses fähig sein, d. h. des Hasses gegen das Unschöne, Schlechte, Gemeine. Im Leben mag es recht und schön und im höhern Sinne unerlässlich sein, daß wir uns nie zum Haß gegen Personen hinreissen lassen, daß wir vielmehr in allen den eingeborenen, wenn auch oft seltsam verdeckten göttlichen Funken ehren, ja lieben; aber wenn es bloß vom Verhältniß gegen Erscheinungen, Productionen, Thaten sich handelt, in welchen ein schwaches, mangelhaftes, irregeleitetes, verfehltes Wollen sich beurkundet, so muß das Mißfallen entschieden hervortreten und wird sich oft, wenn dergleichen Irrsal das Große und Treffliche stört und verdeckt, bis zum Haß steigern müssen. Hier ist es nun, wo eine gewisse Toleranz leicht in Alliance übergeht, denn selbst der mit Besserm genährte Geist gewöhnt sich zuletzt auch an eine niedrigere Sphäre. Nein! wer an Rodenküpfchen, manierirtem Kram, modernen Lithographien und dergleichen wirklich mit einer gewissen Freude sich unterhalten kann, der sage nicht, daß er nachher wieder Rafael und Lizian mit wahrer Liebe betrachtet und in sich aufnehmen könne. Darum eben muß der wahre echte Mensch immer und immer wieder zum Vortrefflichen zurückkehren, er muß sich darin einleben, er muß sich von ihm immer lebendiger und voller durchdringen lassen, und nur so wird er den Lebensathem in sich einziehen, den eine reinere Atmosphäre des Geistes uns zu gewähren im Stande ist.

Bei dieser Stelle erschien uns die Verwirklichung eines Wunsches, den wir schon öfters ausgesprochen, daß

nicht nur in wissenschaftlich bereits gebildeten Kreisen, sondern auch in solchen Sphären des Volks Vorträge und Vorlesungen gehalten werden möchten, die für das Edlere und Bessere überhaupt empfänglich sind, wiederum in ihrer besondern Wichtigkeit. Und wir dürfen wol keinen großen Widerspruch befürchten, wenn wir behaupten: viele Deutsche wissen bewunderungswürdig viel, aber das deutsche Volk weiß noch sehr wenig! Auch sollten die Edelsten und Besten sich die Ehre oder vielmehr das schöne Verdienst nicht nehmen lassen, öffentlich in Versammlungen aufzutreten, und in denselben entweder die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur durch Erklärung und richtige Deutung dem Volke verständlich machen und seinem Geiste und Herzen möglichst nahe bringen oder durch freie Vorträge ihr überlegenes geistiges Capital in seiner ganzen Wirkungskraft wuchern lassen. Diese Bestrebungen dürften ungleich mehr leisten als die wohlgemeintesten Volksbüchervereine. Versuche der Art sind allerdings in der neuesten Zeit mehrfach gemacht worden, doch nicht immer, wie es scheint, mit dem nöthigen Takte, indem man z. B. da, wo schöne Kräfte mit Rührigkeit auftraten, sich der politischen Seite des Lebens zu sehr zuwendete. Dieses Letztere mag zu seltener Zeit und in der rechten Weise gethan ebenfalls sehr gut und wünschenswerth sein, führt aber nur nicht dahin, wohin nach Tied's Ansicht und Beispiel die Sache geführt werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fromme Wünsche für Italien.

Wem hätte das Herz nicht geblutet, wenn er den gegenwärtigen traurigen Zustand Italiens mit der reichen Vergangenheit dieses herrlichen Landes verglich? Wer hätte nicht von ganzer Seele gewünscht, diesen Sitz aller schönen Künste wieder zu seinem frühern Glanze zurückgebracht zu sehen? Unzählige Pläne sind entworfen, die alle dahin abzwerten, der jammervollen Lage, in der Italien jetzt schmachtet, ein Ende zu machen; aber alle diese frommen Wünsche sind an der unbittlichen Nothwendigkeit gescheitert. Wir erhalten jetzt einen neuen Beheruf, neue Vorschläge, neue Reformationsideen, die verhallen werden wie Alles, was früher schon hierüber gesagt ist. Sie sind niedergelegt in einer Schrift: „Des espérances de l'Italie, ouvrage traduit de l'italien, avec notes et préface“, von P. C. Leopardi. Es sind nicht etwa demagogische Schwärmereien, keine revolutionnären Träumereien, wie sie in den Köpfen Mazzini's und seiner Partei spuken. Der Verf. wird nicht wie jene unglücklichen Opfer überspannter Freiheitsideen in schöner Schwärmerei sein Leben für eine todgeborene Idee aufs Spiel setzen und mit propagandischen Gedanken an Italiens Wiedergeburt herantreten. C. Balbo, so heißt er, ist, was man einen ersten Schriftsteller heißt, kein Schwärmer, kein Phantast. Er behandelt seine Frage mit Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung. Nirgend trübt Parteibefangenheit seinen Blick, und die Illusionen der Erstlirten sind ihm fremd. Erst nachdem er mit Unparteilichkeit, mit unbittlicher Festigkeit, aber auch ohne Übertreibung den traurigen Zustand seines Vaterlandes aufgedeckt, alle Wunden

beschriftet und untersucht hat, erst dann fängt er den Heilmitteln nach, die ihm geeignet scheinen. Das größte Hemmnis der freieren Entwicklung Italiens scheint ihm Oesterreich. Solcher Ansicht nach lastet dieser Staat wie ein Alp auf der ganzen Halbinsel, von der er nur einen Theil eigentlich im Besitz hat. Wie kann Oesterreich entfernt werden? ist also die erste Frage, die der Verf. sich aufwirft. Er will nichts weniger als den Geist der Revolution heraufbeschwören. Alles soll vielmehr auf friedlichem Wege geschehen; der innere Zerfall der Türkei, deren verlöschendes Leben nur durch künstliche Mittel künstlich gestützt wird, scheint ihm bei dieser Operation die besten Dienste leisten und die günstigste Gelegenheit bieten zu können. Oesterreich soll also für den Verlust, den es durch eine Rückung Italiens zu erleiden hätte, in der Türkei reichlich entschädigt werden. Dies ist eigentlich der Grundgedanke, auf dem der ganze Plan Balbo's beruht, die Basis, welche das ganze Gebäude seiner Vorschläge und Ideen trägt. Inwiefern dieser Gedanke den Keim der Verwirklichung in sich trägt, wagen wir nicht zu entscheiden. Wenn Oesterreich einmal so auf anständiger Weise entfernt ist, so wird, wie der Verf. keinen Anstand nimmt zu glauben, sich mit Leichtigkeit eine Conföderation der verschiedenen Parteien bewerkstelligen lassen. Selbst die Fürsten werden sich bereiten, die italienische Nationalität wieder aufzurichten zu helfen. Sie sind dazu genöthigt, wenn sie nicht wollen, daß ihnen der Revolutionsgeist über den Kopf wache. Mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über die wichtige Frage, welche Rolle dem Papste in der angenommenen Föderation zukomme. Balbo ist im Ganzen der Hierarchie durchaus nicht zuwider. Er glaubt, daß die theokratische Macht mit dem Fortschritt und der Idee der Freiheit keineswegs im Widerspruch stehe. Der Übersetzer und Bearbeiter Leopardi nimmt sich in seinen Notizen zum Texte besonders der Reformation an, die der Verf. als den Sündenbock alles Unheils hinstellt.

Archäologische Journalistik.

Das Studium der Archäologie gewinnt in Frankreich immer mehr und mehr Boden. Das sicherste Kennzeichen dafür ist die große Anzahl von Werken aller Art, die über diese Wissenschaft täglich austauschen und die ungewöhnliche Verbreitung, welche derartige Schriften zu finden pflegen. Wenn speculative Buchhändler, d. h. solche, die mehr auf Gewinn als auf Ruhm speculiren, sich selbst in umfassende Unternehmungen archäologischen Inhalts einlassen, so kann dies immerhin für einen Beweis gelten, daß diese Wissenschaft beim großen Publicum bedeutend in der Gunst steigt. Es gibt bereits mehrere periodische Schriften, die ausschließlich der Alterthumskunde gewidmet sind; aber dessenungeachtet tauchen deren täglich neue auf. So ist uns vor kurzem die erste Lieferung eines neuen archäologischen Journals zugekommen, für dessen Gediegenheit schon der Name des Herausgebers hinreichend bürgt. Derselbe heißt Didron, und der Titel lautet: „Annales archéologiques.“ Jeden Monat soll ein Heft von 3—4 Quartbogen erscheinen. Didron, welcher Secrétaire der historischen Comités auf dem Unterrichtsministerium ist, hat sich bereits durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten über verschiedene Partien der Alterthumskunde einen rühmlichen Namen gemacht. Wir wünschen dem Unternehmen, dessen Leitung dieser verdiente junge Gelehrte übernommen hat, auch in Deutschland eine recht weite Verbreitung. Vielleicht wäre es geeignet, hier, wo die archäologischen Studien beim größern Publicum immer noch keinen recht lebhaften Anklang finden wollen, anregend zu wirken; denn leider ist, wie der geistreiche Bischof kürzlich in den „Jahrbüchern der Gegenwart“ treffend nachgewiesen hat, die populäre Archäologie bei uns noch neu zu schaffen.

17.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 18.

18. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Abhandlung Roepell's, den Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. betreffend, nach einer lateinischen akademischen Gelegenheitschrift, die aber nicht im Buchhandel erschienen ist, überarbeitet, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein historisches Ereigniß, das in der neuesten Zeit die Federn der Historiker in lebhafter Bewegung gesetzt hat. Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs ist neuerdings eine Parteisache geworden, theils in politischer, theils in kirchlicher Beziehung. Als die Repräsentanten derselben dürfen die Werke von Barthold und vom bairischen Freiherrn v. Retin angesehen werden. Während aber Barthold und Andere, die im Wesentlichen mit ihm einverstanden sind, obschon Protestanten, gleichwol von ihrem politisch-nationalen Standpunkte herab die protestantische Politik und ihre gefeiertsten Helden schwer anklagen, ja sogar in die allerdings lange Reihe der selbstsüchtigsten Charaktere verstoßen, Andere dagegen aus derselben Reihe zu Ehren zu bringen bemüht sind, vertheidigt ebenfalls ein Protestant, Förster, einen katholischen Helden des Dreißigjährigen Kriegs mit allen Waffen historischer Kritik, historischer Wahrheitsliebe und scharfsinnig combinirender Dialektik so unermüdlich gegen die schwersten Anklagen katholischer Höfe und gegen die katholische Schriftstellerwelt, daß ihm jeder Unbefangene wenigstens den Ruhm hohen wissenschaftlichen Verdienstes zusprechen wird. Bis auf Förster galt Wallenstein's Hochverrath in der Meinung der wissenschaftlichen Geschichtswelt so gut wie ausgemacht. *) Zweifel wagte man entweder aus politischen Rücksichten nicht auszusprechen, oder es fehlte der historische Boden, auf den man den Anker des Zweifels mit Sicherheit hätte werfen können. Äußerungen selbst österreichischer Fürsten, welche als Anekdoten im Umlauf waren und die Schuld Wallenstein's zweifelhaft erscheinen ließen, konnten der wissenschaftlichen Geschichtschreibung natür-

lich keinen sichern Anhaltspunkt gewähren, und Bemerkungen, wie man sie bei einem Zeitgenossen Wallenstein's, Ricci, zu lesen Gelegenheit hatte, z. B.: „Cum ab omni culpa alienum prudentiores sapientioresque censebant“, oder „Ducis crimen esse longe minus atrox, quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurarent“, Worte, welche Ferdinand II. in den Mund gelegt werden, wurden entweder übersehen oder waren nicht geeignet, weitere Aufklärung zu geben, da sie der urkundlichen Unterlagen ermangelten. Erst nach beinahe zwei vollen Jahrhunderten erleuchtete die Fackel der historischen Kritik im Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung, auch dem Feinde Gerechtigkeit zu verschaffen, die Nacht, die über einem Ereignisse schwebte, welches die Zeitgenossen, so sehr auch ihre Gemüther durch Krieg, Waffen und Elend abgestumpft waren, mit Entsetzen erfüllte. Förster trat nämlich zuvörderst mit einer großen Anzahl von noch ungedruckten Briefen Wallenstein's hervor (3 Bde., Berlin 1828—29), die größtentheils dem Archive der Familie von Arnim zu Boitzenburg entlehnt waren, und auf diese sowol als auf andere archivalische Quellen gegründet erschien dann von demselben eine „Biographie des Herzogs von Friedland“ (Notodam 1834). Als unzweifelhaftes Resultat gilt ihm die Schuldlosigkeit Wallenstein's; Liebe zum Frieden hat des vermeintlichen Verräthers Handlungsweise bestimmt. Und diese Liebe zum Frieden, dieses Streben, mit Ausschluß der Fremden Deutschland durch einen dauerhaften Friedensschluß zu beruhigen und auf diese Art seinen vieljährigen Leiden ein Ende zu machen, gibt den Aufschluß über des Herzogs im höchsten Grade verdächtigtes Benehmen während der letzten anderthalb Jahre seines Lebens. Nur von ihr geleitet knüpft Wallenstein jene Verhandlungen mit den Protestanten an, er will Sachsen und Brandenburg gewinnen, um nach deren Abfall die Schweden entweder vertreiben oder zu einem billigen Frieden nöthigen zu können. Aber dieses Streben entfremdet ihm die spanisch-italienische Partei des Hofes, es entfremdet ihm einen großen Theil der höhern Offiziere, denen natürlich an einem Frieden nicht gelegen sein kann, da sie vom Kriege leben als Ritter des Stegreifs; und diese Partei nun, noch unterstützt vom Kurfürsten Maximilian und das Gefühl der Unterordnung, welches bei Kaiser und Hof in Folge der Capitulation Wallenstein's bei Übernahme des Generalats hervortreten mußte, bewirkt durch Entstellung der Handlungen Wallenstein's, die sie hinterlistig nach Wien berichtet, erst den Sturz und dann die Ermordung des Herzogs.

*) Die Hauptquellen waren bis dahin Revenhillers „Annales Ferdinandei“ und Cicinnas Bericht über Wallenstein's Tod in Rurr's „Beiträgen“ u. s. w.

Es konnte nicht fehlen, daß der historische Proceß, den Förster, auf ganz neue und höchst wichtige Actenstücke gestützt, gegen die bisherige Meinung über seinen Klienten freigeich, durchgeführt zu haben glaubte, allgemeines Aufsehen selbst in den höchsten Kreisen erregte. Zwar wußten Rösse in seiner Biographie Bernhard's des Großen von Sachsen-Weimar, v. Freiberg in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ und v. Arctin in „Baierns auswärtigen Verh.“ Gegenbeweise aufzubringen, und auch Sölzl in seiner Biographie der Elisabeth Stuart vermochte sich nicht für Förster zu erklären; allein in den namhaftesten Geschichtswerken ist der Einfluß von Förster's Forschungen und Resultaten in der Beurtheilung der Katastrophe, welche den Friedländer traf, deutlich sichtbar: Loebell, v. Raumer und K. Adolf Menzel liefern den Beweis. Mag immerhin, so lautet in der Hauptsache ihr Ausspruch, der friedländische Herzog eines höchst zweideutigen Benehmens sich schuldig gemacht haben, mag er selbst, als er sich umgarnt sah, zu verrätherischen Unterhandlungen mit Oesterreich's Feinden gedrängt worden sein, so liegen gleichwol keine schriftlichen Beweise vor, die ihn unmittelbar treffen, er ist ungehört verurtheilt worden, man hat einen politischen Mord begangen: die Schuld trifft eifersüchtige, habgierige, jesuitische Feinde, sie steigt bis in die nächste Umgebung Ferdinand's II. hinauf, ja selbst Dieser hat seine Hände von dem Blute des Ermordeten nicht rein gehalten. So stand im Wesentlichen die Sache, als der ungarische Graf Mailáth (1842) im dritten Bande seiner „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats“ mit gewaltigen Waffen Förster's Verfahren und Resultate angriff: der Friedländer ist nach Verdienst seiner Thaten und verrätherischen Pläne gefallen, auf Ferdinand II. lastet keine Schuld. Theils die Art des Angriffs, theils der Triumph, den man errungen zu haben glaubte, machten es für Förster zur Pflicht, ja zur Ehrensache, nicht zu schweigen. Daher sein neuestes Werk, das vor uns liegt: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts“ u. s. w. (Leipzig 1844). Wir müssen unsere Leser auf das Schlusscapitel dieses Werks verweisen, um selbst zu prüfen, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Ruhe die Vertheidigung geführt worden sei. Nur die Schlussworte erlauben wir uns hier mitzutheilen, damit unsere Leser von dem Standpunkte unterrichtet werden, auf dem nach Förster's Meinung Wallenstein's Proceßsache vor dem Richterstuhle der Geschichte zur Zeit gedacht werden müsse:

Wallenstein, obchon von keinem weltlichen Richter überwiesen, verurtheilt oder gerichtet, fiel als ein Opfer seiner eignen Schuld; allein seine Schuld war nicht die, deren man ihn gewöhnlich anzulagen pflegt, er hat weder mit Schweden, Sachsen und Frankreich Hochverrath wider den Kaiser angeschlossen, noch hat er zu Pilsen mit seinen Offizieren zur Rebellion sich verschworen. Nicht des Verraths seiner Partei hat er sich schuldig gemacht, seine Schuld war vielmehr die, daß er dieser Partei angehörte. Seine Schuld war, daß er, ein geborener Böhme und Protestant, den evangelischen Glauben, für welchen Fuß den Feuertod erlitten, abswor und zum Verräther an den Freiheiten und Rechten wurde, welche Böh-

men in blutigen Kämpfen sich errungen hatte; seine Schuld war, daß er, obgleich er selbst deutscher Reichsfürst war, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der deutschen Fürsten vernichten und den Kaiser zum absoluten Herrn erheben wollte; seine Schuld war, daß er minder im offenen Kampfe als durch betrügerische Ränke und unendliche Künste einer macchiavellischen Politik seine Feinde zu besiegen suchte; seine Schuld war, daß es mit Einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich angeschlossen, sondern der rückwärtschreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint.

Hr. Roepell, zu dessen Abhandlung wir jetzt zurückkehren, konnte Förster's soeben besprochenes Werk noch nicht benutzen; und es wäre auch die Frage, ob er durch dasselbe von seiner Ansicht, die eine der Förster'schen entgegengesetzte ist, würde abgebracht worden sein. Er glaubt den vorliegenden Urkunden und Thatfachen keine künstliche Deutung geben zu dürfen, und nimmt psychologische Gründe, die aus Wallenstein's Leben und Charakter entlehnt sind, zu Hülfe, um das Schuldig über ihn aussprechen zu können. Wenn er aber in der Schlussbemerkung ebenfalls ansetzt: „Wallenstein fiel durch eigene Schuld“, so ist die Übereinstimmung mit Förster nur scheinbar; denn während der Letztere dies so versteht: Wallenstein fiel, weil er versteckt handelte und seine Handlungen dadurch dem Verdachte wirklicher Schuld preisgab, heißt dies im Sinne des Erstern: Wallenstein fiel, weil er, obwohl der Schuld sich bewußt, nicht rasch und entschlossen genug handelte, um dem Falle zu entfliehen. In diesen wenigen Worten liegt aber die ganze Schwierigkeit der Sache und ihrer Entscheidung. Alle gestehen ein: der Friedländer hat mit Schweden, Sachsen und Frankreich im Geheimen und ohne Vorwissen des Kaisers unterhandelt; dies geschah, meint Förster, um den Frieden zu erzwingen, der Eine war gewöhnt sich zu fügen, wenn die Übrigen gewonnen waren; doch Keinem sollte von vornherein klar werden, daß er nur als Mittel zum Zwecke zu dienen bestimmt sei. Nein, sagen die Gegner, es geschah aus Selbstsucht, ungemessenem Ehrgeiz; auf den Trümmern des Kaiserthums wollte sich der Friedländer einen Thron errichten. Wallenstein's Charakter, die Art, wie man sich seiner zu entledigen suchte, und die Zustände eines Mannes, der so Gewaltiges will, als Wallenstein's Widersacher voraussetzen, sprechen unsers Bedünkens für Förster. Doch wird Roepell's Abhandlung selbst seinem Gegner der Beachtung werth erscheinen. Daß wir übrigens so lange bei dieser Sache verweilt haben, geschah nach dem Grundsatz, von dem wir auf das lebhafteste überzeugt sind: sollten auch Jahrtausende bereits auf dem Grabe eines Verstorbenen lagern, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit soll dennoch nicht verstummen, und es gehört zu den Pflichten wie zu den Triumphen der Wissenschaft, daß sie jene Stimme, sollte sie ermatten, wiederum ins Leben zurückrufe.

Über die drei folgenden historischen Arbeiten können wir unsern Bericht ziemlich kurz fassen. Von Wagnhagen v. Ense's Gesinnungen gegen Napoleon, das Kaiserreich, gegen die neue Adelswelt und gegen die Franzosen überhaupt sind

bekannt genug und bedürfen deshalb ebenso wenig wie seine Darstellungsweise unsererseits einer besondern Charakteristik. Mannichfaltig sind die Bilder und Scenen, die dem Leser in der vorliegenden Beschreibung des Aufenthalts in Paris (1810) vorgeführt werden: Bibliotheken, Kunstsammlungen, Persönlichkeiten, Salons, Volksleben, Volksstimmung, Curiositäten treten in buntem Wechsel auf. Zu loben wird wenig gefunden, und was des Lobes werth erscheint, erhält dasselbe, wie es uns vorgekommen ist, nicht ohne ein gewisses Widerstreben von Seiten der Feder des Verf. Weiter vermögen wir die Wissbegierde unserer Leser nicht zu befriedigen; diese Befriedigung kann nur durch die Lecture des Ganzen erzeugt werden.

Dr. Soldan, Derselbe, der die gelehrte Welt bereits mit einer interessanten „Geschichte der Hexenprocesse“ beschenkte (1843), bietet uns wiederum eine recht belehrende Abhandlung über den weltberühmten Proceß des Tempelherrnordens in Frankreich. Die Geschichtsliteratur läßt uns hier eine gleiche Bemerkung wie bei Wallenstein's Proceß machen. Während nämlich bis auf die neuern Zeiten katholische Historiker, denen sich selbst v. Hammer-Purgstall angeschlossen, aber von dem Franzosen Raynouard siegreich bekämpft ward, den Orden für schuldig erklärten, übernahmen protestantische Historiker die Vertheidigung desselben, wie die Namen Leibniz, Thomassin, Herder, Münter u. A. beweisen. Bei den Erstern waren unstreitig politische und hierarchische Rücksichten sowie Quellenmangel nicht ohne Einfluß. Diesem letztern ist nun in den neuesten Zeiten gründlich abgeholfen worden. Wenn nun gleichwol zwei berühmte protestantische Historiker, Wilde in seiner „Geschichte des Tempelherrnordens“ (3 Bde., Leipzig 1826 — 35) und Schloffer in seiner „Weltgeschichte“ (4. Bd. 1. Thl., Frankfurt a. M. 1839) dergestalt wieder zur frühern Anklage zurückgekehrt sind, daß der Letztere ein bedingtes, der Erstere aber ein unbedingtes Schuldig aussprechen zu müssen glaubte, so kam es darauf an, auf den Grund der veröffentlichten Actenstücke mit Unparteilichkeit den Gegenbeweis zu führen. Dies hat nun unser Verf. unternommen, und wie wir glauben, mit dem günstigsten Erfolge, wobei ihm übrigens die Originalacten, die Michelet (Paris 1841) zuerst veröffentlichte, während wir sie früher nur in einer etwas mangelhaften Uebersetzung Moldenhawer's (Hamburg 1792) besaßen, Dienste leisteten. Wir bedauern mit dem Verf., daß ihm das wichtige Werk von Mailard de Chambure noch nicht zugänglich gewesen ist. Auch ist er im Irrthum, wenn er in einer Anmerkung schreibt, daß dieser französische Historiker bloß aus einer Handschrift zu Dijon geschöpft habe. Er schöpfte nicht nur aus den Archiven zu Dijon, sondern auch aus den Bibliotheken Corsini in Rom, in Paris und aus den Archiven des Ordens. Nach den Arbeiten, die wir von dem Verf. kennen, zu urtheilen, müssen wir wünschen, demselben noch recht oft auf dem Wege historischer Forschungen zu begegnen.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“ nicht weniger als drei Abhandlungen enthält, welche die Ungeerechtigkeit von drei verschiedenen in der Geschichte berühmten Justizmorden, die ihren Grund in politischen Verhältnissen hatten, darzuthun bemüht sind; denn daß die schmachliche Verurtheilung der Jungfrau von Orleans, deren Proceß Hr. v. Raumer zum Gegenstande der sechsten Abhandlung des Taschenbuchs gemacht hat, einen wesentlichen Grund in dem politischen Haffe habe, der damals Frankreich und England entzweite, das darf als unbezweifelt angesehen werden. War ja doch jenes Mädchen das Werkzeug gewesen, wodurch die englisch-burgundischen Rachepläne gegen die in Frankreich herrschende Dynastie in der Hauptsache vereitelt worden waren. Und Rache an diesem weiblichen Wesen zu nehmen, schien die einzige und befriedigende Genugthuung zu sein, welche die Feinde ihrem Ingrimme über vereitelte Pläne verschaffen zu können vermeinten. In Deutschland ist die Jungfrau von Orleans mehr von der poetischen als von der historischen Seite bekannt. Und es ist deshalb verdienstlich, daß Hr. v. Raumer die Geschichte der Dichtkunst gegenüber geltend gemacht hat. Auch möchte wol nur gelehrten Geschichtskennern eine der Hauptquellen: „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi“, sowie der fünfte Band von Michelet's „Histoire de France“ (Paris 1841) bekannt sein. Einiges ist jedoch in der neuesten Zeit auch in Deutschland zur weitem Verbreitung der Kenntniß jenes historischen Dramas geschehen. Görres schrieb „Die Jungfrau von Orleans nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken“ (Regensburg 1834), und übersezt ward aus dem Französischen Roy's „Geschichte der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans“ (Duedlinburg 1842), womit zu verbinden ist „Die Jungfrau von Orleans, nach dem Berichte eines Augenzeugen“, von Joh. Voigt in Nr. 165 d. Bl. f. 1838. Daß Hr. v. Raumer für die völlige Schuldlosigkeit der Gemordeten stimme und das ganze Verfahren als ein monströses bezeichne, kann nach der Klarheit, in welcher die Acten nunmehr vorliegen, nicht anders erwartet werden. Und die Worte, womit er seine Darstellung schließt, sind gewiß sehr wahr:

Unparteiische Forschung zeigt: daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht, wie so oft, verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Percy Bysshe Shelley's poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von Julius Seybt. Mit Shelley's Bildniß. Leipzig, Engelmann. 1844. Lex. - 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verlagsabhandlung ist in Einer Hinsicht besser gewesen als ihr Wort. Sie zeigte 1840 beim Erscheinen der ersten

Lieferung an, das ganze Werk sollte in vier Lieferungen ausgegeben werden, und nachdem 1842 die zweite mit gleicher Hensertung gefolgt war, bringt jetzt die dritte, doppelt starke, den Schluss des Werks. Wenn dagegen die versprochene Vorrede vermisst wird, so kommt dafür das anfangs an die Bedingung, „sollte das Unternehmen den gehofften Beifall finden“, geknüpft Portrait des Dichters. Ob es ähnlich ist, weiß Ref. nicht. Zwei oder drei Bildnissen Shelley's, die er in England gesehen, ähnelt es wenig. Dort hatte der Dichter keine so widrig stierenden Augen, und keinesfalls unterstützt das Portrait das Anführen (S. xiii), daß er „von fast mädchenhafter Schöne“ gewesen. Das Leben Shelley's, worin dies steht, enthält nichts Neues, ist wol auch nur überflüssig.

Hat die Verlagsabhandlung ihr Versprechen lobenswerth gelöst — wie der Übersetzer seine Aufgabe? Denn hier kann von der Beurtheilung seines Originals, von der Werthbestimmung eines Dichters nicht die Rede sein, dessen Name — in erster Bedeutung dieses Wortes, da seine an den Strand geworfene Leiche nach Quarantainegesetz verbrannt wurde — seit 1822 auf dem Kirchhofe der Protestanten in Rom, an der Pyramide des Caestius, an der Stelle ruht, die er selbst bezeichnet hat als — morsche Mauern, die die träge Zeit,

Wie Feuer den snorrigen Block, langsam vernichtet. —

eines Dichters, dessen Werke schon vor 20 Jahren gelobt und getadelt, aber mehr und mit besserem Rechte gelobt als getadelt worden sind, dem sein Vaterland in der großen Dichterversammlung einen Platz neben Byron angewiesen, und dessen Gesänge, obwol jetzt zum ersten Male vollständig ins Deutsche übertragen, doch bereits, früher zum Theil verdeutscht worden sind und schwerlich Einem in Deutschland fremd sein dürften, der für Poesie im Allgemeinen und für englische Literatur insbesondere Sinn und Ruhe hat. Die Schwierigkeiten einer Übersetzung leuchten von selbst ein, und für den Fleiß und die Befähigung des Übersetzers zeugt das geleistete Ganze. Dennoch will es Ref. bedünken, als habe Hr. Seybt seine schwere Arbeit sich bisweilen zu leicht gemacht auf Kosten des englischen Originals und der deutschen Sprache. Belege hat Ref. viele angemerkt. Aber kein aufmerksamer Leser braucht weit zu lesen, um sie selbst zu finden. Den wenigsten Anstoß, wie allerdings auch im Verhältniß die wenigsten Schwierigkeiten, bieten die reimlosen Gedichte: „Königin Mab“, „Alastor“, „Der entfesselte Prometheus“, „Die Genci“, „Helias“, „Oedipus Tyrannus“. Eingemischte gereimte Stellen mögen in Abrechnung kommen. Da ist der Sinn meist richtig aufgefaßt, oft sehr glücklich wiedergegeben, die Sprache rein, der Ausdruck edel, die Copie dem Original ebenbürtig. Nicht so, mindestens beträchtlich seltener so in den Reimgedichten, deren größere „Rosalinda und Helena“, „Julian und Maddalo“ und „Die Empörung des Israhel“. Kamentlich in letzterm sind der Kraft und Verständlichkeit, der richtigen Wortfügung und selbst der Grammatik unserer lieben deutschen Sprache zahlreiche Hekatomben als Opfer gefallen. Klänge es nicht zu böß, weil Beispiele wegbleiben müssen, so möchte Ref. das Gesagte in Bezug auf die „Kleinern Gedichte“, acht Jugendgedichte, dann nach den Jahren geordnete Gedichte aus 1816 bis mit 1822, überzeugt, nicht zu viel zu thun, verdoppeln. Da ähnelt Manches einem invita Minerva gefertigten Pensum eines schlaftrigen Secundaners der englischen Classe — matt, kalt und eisk. Und doch ist die Mehrzahl dieser kleinen Gedichte voll Reinerkeit und echt lyrischer Wärme, also die oft kümperhafte Nachbildung dreifach auffällig und sehrschach zu beklagen. Wird Hr. Seybt zu seiner Rechtfertigung entgegen, Shelley sei auch über Rhythmus und Reim oft mit rascher Feder weggeeeilt? Das ist er, nicht zu leug-

nen. Had wem die Rechtfertigung genügt, der wird mit dem Übersetzer deshalb nicht rechten. Nur glaubt Ref., er hat durch sein Original übertraffen. 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Unterrichtswesen in Frankreich.

Wir haben aus der großen Menge von Schriften aller Art, welche täglich mit Bezugnahme auf die schwebende Frage des Unterrichtswesens erscheinen, bisher immer nur die wichtigsten ausgegriffen und zur Kenntniß des deutschen Publicums gebracht. So müssen wir denn auch einer neuen Erscheinung gedenken, die sich würdig an die hervorragenden Productionen dieser Literatur anreicht. Sie führt den Titel: „Etudes historiques et critiques sur l'instruction secondaire, considérée dans ses rapports avec l'état, l'université, le clergé et les familles, suivies d'un projet de loi avec exposés des motifs, adressé à MM. les membres des chambres législatives et de la réputation du rapport de M. le duc de Broglie par P. E. Gase.“ Dieses Werk verdient sowohl um seines eigenen Inhalts willen als auch seines Verfassers wegen alle Berücksichtigung. Derselbe steht nämlich, wenn wir nicht irren, an der Spitze eines ausgedehnten und bewährten Erziehungsinstituts und hat sich bereits als pädagogischer Schriftsteller durch einige Werke praktischen sowie theoretischen Inhalts bekannt gemacht. Diese neue Schrift stellt sich an ein früheres Werk über den Primärunterricht an, das aus der Feder desselben Verf. geflossen ist.

Beiträge zur Kenntniß von Cuba.

Unter den wenigen wissenschaftlichen Leistungen der Spanier in der neuesten Zeit ragt das treffliche Werk Ramon de Sagra's über die Insel Cuba hervor. Diese gediegene Arbeit ist nun auch vor kurzem ins Französische übertragen und somit einem größern Kreise zugänglich gemacht. Diese Bearbeitung führt den Titel: „Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba, par Ramon de Sagra. Traduction de M. S. Berthelot.“ Die zwei Bände, welche uns vorliegen und welche die erste Abtheilung des ganzen Werkes ausmachen, umfassen die physische und politische Geschichte der Insel. Dieser reiche Stoff ist folgendermaßen vertheilt: Der erste Band enthält außer einer Einleitung die Geographie, das Klima und die Bevölkerung, der zweite die Agriculture, den Handel und einen Anhang. Zu demselben Werke gehören übrigens noch folgende Abtheilungen: 1) Botanique. Plantes cellulaires par Camille Montagne; 2) Reptiles par Cocteau et Blbron; 3) Foraminifères par Alcide d'Orbigny. Jedenfalls reicht sich dieses Werk den großartigen Arbeiten eines Humboldt würdig an.

Über die Gewerbeausstellung zu Paris.

Unter der großen Anzahl von Broschüren, Werken, Gedichten, Aufsätzen aller Art, welche die großartige Ausstellung zu Paris im J. 1844 hervorgerufen hat, wollen wir nur eine Schrift hervorheben. Der Titel derselben lautet: „Histoire de l'exposition industrielle de 1844 par un comité spécial de rédaction sous la direction de M. Cabalde.“ Das ganze Werk, das aus zwei starken Bänden besteht, verdient wirkliche Beachtung, und wir halten es um so mehr für unsere Pflicht, selbst noch nachträglich auf dasselbe aufmerksam zu machen, da auch die Ausstellung zu Berlin sich von Seiten französischer Gelehrten und Industriellen eines so lebhaften Interesses erfreut hat. 17.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 19.

19. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Schluß aus Nr. 18.)

Die letzte Abhandlung: „Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien“, welche Hrn. Arendt zum Verfasser hat, ist nicht nur von bedeutendem Umfange, sondern auch von besonderm Werthe: sie ist ein schöner Beitrag zur Geschichte des Städtewesens nach Ablauf des Mittelalters. Sie ist um so dankenswerther, weil „die Geschichte der belgischen Städte seit ihrer Entstehung bis zur Herrschaft des Hauses Oestreich in den Niederlanden, obgleich nach allen Seiten hin inhaltsreich und wichtig, doch im Allgemeinen wenig bekannt und noch weniger bearbeitet ist“. Der Verf. benutzte nicht nur die reiche Quellsammlung, welche der Generalarchivar des Königreichs Belgien Gachard in den Jahren 1834 und 1835, dann wieder 1838 und 1839 in fünf Bänden in französischer Sprache veröffentlicht hat, sondern auch noch ungedruckte Urkunden, die ihm durch städtische und Staatsbehörden zugänglich gemacht wurden. In keinem Lande hat das Städteleben des Mittelalters in seiner Eigenthümlichkeit und Kraft so tief in die Neuzeit herein sich erhalten als in Belgien: es lag der Grund davon nicht bloß in der ursprünglichen lange genährten Lebenskraft jener Städte, sondern auch in der eigenthümlichen Stellung des ganzen Landes zu Spanien und später zu Oestreich. Und dadurch, daß die belgischen Städte so nahe an unsere Zeit heran ihr mittelalterliches Wesen und Leben bewahrt haben und der Beobachtung durch das In- und Ausland zugänglich blieben, welches Letztere die Zeiten, die sie noch repräsentirten, schon längst hinter sich hatte, dem beinahe sogar das Andenken an dieselben verloren gegangen war, gewährt uns ihre klar vorliegende Geschichte die Möglichkeit, wie durch einen Spiegel in das allgemeine Städteleben des entfernten Mittelalters hindurchzuschauen. Denn Das, was wir von den Zuständen und dem Charakter der deutschen Städte, namentlich der rheinischen und hanseatischen, während des Mittelalters wissen, stimmt im Allgemeinen so vielfach mit den Erscheinungen in den belgischen Städten überein, daß man daraus den Schluß ziehen kann, wie gewisse Charakterzüge des

Bürgerlebens besonders in der zweiten Hälfte des Mittelalters weit verbreitet waren. Ubrigens sind trotz aller theilweise gewaltsamen Umgestaltungen noch nicht alle Fäden zerrissen, die in das Mittelalter hinaufführen. Bei mehr als einer Stelle der in Rede stehenden Abhandlung wurden wir an die Verhältnisse und jüngsten Vorfälle in Hamburg erinnert.

Wir hatten uns nun anfänglich vorgenommen, einen Auszug von Hrn. Arendt's so belehrender Abhandlung hier mitzutheilen. Wir mußten jedoch davon absteigen, theils wegen des Raums, theils deshalb, weil wir doch nur ein mattes und ungenügendes Bild von dem Ganzen zu geben im Stande gewesen sein würden. Wir wollen daher sowohl die Geschichtsfreunde als die gelehrten Geschichtskenner auf die Arbeit selbst aufmerksam gemacht haben: Keiner von ihnen wird unbefriedigt bleiben. Nur mit einer einzigen vielleicht sehr Wenigen bekannten Erscheinung auf dem Gebiete des belgischen Städtelebens wollen wir unsere Leser noch bekannt machen, um so lieber, weil es eine Seite desselben betrifft, die der Hervorhebung gar wohl würdig ist. Wie einstens der olympische Sieger hohe Ehre und Freude in Haus, Familie und Vaterstadt brachte, so erzählt der Verf. nach Gachard Folgendes:

Eine nicht unbedeutende außerordentliche Ausgabe der belgischen Städte beruhte auf einem sonderbaren, aber höchst volksthümlichen, noch jetzt bestehenden Gebrauche. Wenn ein Stadtkind den ersten Platz bei dem auf der Universität Löwen alljährlich stattfindenden großen Concurse erhalten hatte oder, wie man sagte, Primus geworden war, so bereitete ihm die Stadtoberkeit bei seiner Rückkehr am Ende des akademischen Jahres einen höchst feierlichen Einzug. Der Magistrat an der Spitze aller Corporationen zog ihm entgegen, Ehrengeschenke wurden ihm übergeben, Reden und Glückwünsche an ihn gerichtet und ein großes Banquet auf dem Rathhause beschloß das Fest. Die Städte wetteiferten in Pracht und Aufwand bei solchen Gelegenheiten, die dadurch verursachten Ausgaben betrugen gewöhnlich mehrere Tausend Gulden.

Zuletzt noch folgenden Wunsch. Da die Geschichte des Kunstwesens der Niederlande, trotz seiner historischen Merkwürdigkeit und Bedeutsamkeit für die Erklärung früherer Zustände, so gut wie noch gar nicht bearbeitet ist, so würde sich Hr. Arendt gewiß sehr verdient machen, wenn er diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit und

geschickte Feder zuwenden mochte. Die Anerkennung des Verdienstes würde nicht fehlen, um so weniger, weil die mannichfaltigste Bekanntheit mit dem Stadtwesen des Mittelalters dem Historiker so wünschenswerth erscheinen muß.
Geel Zimmer.

Ein Wort über den literarischen Industrialismus in Frankreich und namentlich über die Einführung des „Feuilleton“ in die politischen Blätter dieses Landes.

Wenn einem großen Theile Deutschlands die französische Industrie ihrer Ausdehnung und Vielseitigkeit nach bis jetzt noch mit Recht als Gegenstand der Stauneiferung hingestellt wird, so gibt es doch mehr als Einen Zweig derselben, in Beziehung auf den ich meinen Landsleuten den von Herrn Tobias Bütz an Herrn Zill gerichteten weisen Rathschlag zurufen möchte: „Ach! Er nur kräftig Acht, wie es die Karren machen, und mach' Er es anders.“

Es handelt sich hier weder um die Industrie des Handels, welcher, durch das Stellvertretungssystem in die französische Armee eingeführt, die Reichen derselben mit dem schlechtesten Theile der Bevölkerung des Landes füllt^{*)}, noch auch um den kleinen Privathandel, welchen in Frankreich die Deputirten mit ihren Stimmen treiben, noch ferner um die Fabrication falscher Nachrichten, mittels welcher an der pariser Börse täglich bedeutende Summen gewonnen werden, noch um manchen andern gleich unschuldigen Trödel, der im Lande der höchsten Civilisation blüht, sondern es handelt sich diesmal um den Industrialismus, dem in Frankreich die Literatur im Allgemeinen und namentlich der die Schlüsselcolumnen der politischen Blätter einnehmende Roman huldigt.

Was würden jene mittelmäßigen, trägen Gräber, Racine, Corneille, Molière, Voltaire, jene von den Helden der neuern Literatur längst vergessenen Schriftsteller sagen, die nach dem Rathe Bouleau's endlich an ihren Werken feilten, bevor sie dieselben dem Publicum überlieferten, was würden sie sagen, wenn man ihnen vertrauen könnte, daß die jährliche Hervorbringung von zehn bis zwölff Bänden eine keineswegs übertriebene Aufgabe für einen heutigen Bucherfabrikanten ist, ja, daß unlängst in einem einzigen Jahre unter dem Namen eines und desselben Schriftstellers 24 Bände in Octav und zwei Dramen das Licht der Welt erblickten! Wie würden sie aber noch mehr erschauern und sich Klein und lächerlich vorkommen, wenn sie, die, oft im Dürftigkeit lebend und nur den Eingebungen des

strebten, ihre Nachfolger zu sehen und bei einer Ein- die großen Herren früherer: allen Dingen jenen alten französischen Literatur ein- icken Umständen die Quan- s müße.
Größe und Würde der and der able Drang ihrer d Schönen gerichtet, wäch- cheiß der Literatoren diesen id Ziel zeigt.
„flaßten. Zeitalters noch h nur die Phantasie ober- er kann Art von geistigen

*) Die Buchhändler haben sich ein Recht vorbehalten, die Werke der Schriftsteller zu veräußern, ohne deren Namen zu nennen, und ohne ihnen die Rechte der Verleger zu verschaffen. Es hat sich auf diesem Wege eine Klasse von Unterhändlern gebildet, welche allgemein „intermediaires“ genannt werden und sich gegen Zahlung des halben Ueberschusses der Einnahmen verpflichten. Sie haben demnach den Namen der Buchhändler zu verlei- hen.

Anstrengung erzeugenden Werken ist jenem mercantilischen Sinne so günstig und der Literatur so verderblich wie möglich. Daher denn diese Gündflut nie zur Reife gelangender, von dem Verf. ebenso schnell hingeworfener wie von den Lesern ohne Nachdenken verschlungenen Lagererzeugnisse, daher an den letztern diese Verzerrungen der Natur, die als lebendige Naturgesetze die moralische Schönheit unter der Fülle des Häßlichen, des Ausschreitens unter dem Scheine der Ausschweifung darstellen, daher diese die traurige Kurzsichtigkeit unendlich hinter sich zurücklassenden Unthaten und Verbrechen, welche vor den Augen des abgestumpften, nur durch solche Schauspiele noch zu erregenden Lesers sich entwickeln, daher die Bereitwilligkeit des Autors, die Tendenz seines Werkes einem jeden noch so künftigen und zweideutigen Erfolge aufzuopfern, daher eine unter dem Vorwande neuer Effekte alle Kräfte der Sprache umflossende Behandlung derselben, ein in wunderbaren Verrenkungen und geistlichen Formen sich hinwindender Stil, daher Begebenheiten, die aller Wahrscheinlichkeit Sporn sprechen, daher auf die Richtung der Bogenzahl hinzielender endloser Wortschwall ohne Gedanken, sowie jene dramatischen Erzeugnisse, die nur für die Ausbreitung glänzender Decorationen und für die durch die letztern erregte und das Haus füllende Reizgierde des Publicums geschrieben sind.

Die Bücher werden heutzutage in Frankreich in derselben Art von den Buchhändlern bestellt und von den Schriftstellern fabricirt, wie Bestellungen von Handelshäusern an Fabriken gerichtet und von diesen ausgeführt werden. Hat ein Autor einige „volumes“, so macht der Buchhändler sich ihn streitig, er folgt dem Schicksale der Werstigerungen, denn er fällt jedes Mal dem Reißbretenden zu. Der Handel wird in der That abgeschlossen, daß der Literat sich vor dem Notar verbindlich macht, bis zu einem bestimmten Termin so viel Bände von so viel Seiten und diese zu so viel Heften zu liefern; so die Über-einkunft erfüllt sich zuweilen selbst bis auf die Zahl der Ab-sätze im Text, deren der Autor sich sonst, um die Quantität der Waare zum Nachtheile des Käufers zu vermindern, im Übermaße bedienen könnte. Man sehe nur, um sich zu über-zeugen, daß diese letztere Angabe kein Scherz sei, den Proceß, den Alphons Karr vor einiger Zeit gegen den Buchhändler Quemer geführt und zur Belustigung seiner Leser in einer der letzten Nummern seiner „Gaspard“ selbst mitgetheilt hat. Hat der Autor die Bestellung, mit allen nöthigen Klauseln versehen, angenommen, so muß er zur bestimmten Zeit seine Bogenzahl liefern, eben so, wie ein Tuchfabrikant für eine Armee eine gewisse Stückzahl Tuch zu dem festgesetzten Termine bereit hal-ten muß. Ob die Stunde der Inspiration für den Verf. des bedungenen Werks geschlagen, ob dieses seine Kräfte erschöpfen und also wirklich beendigt sei, darauf kommt es nicht an; das lesende Publicum ist nicht schwierig und begnügt sich mit der Waare, wie sie eben geboten wird, um sie, nachdem der Drang nach dem Neuen einen Augenblick befriedigt ist, wieder zu ver-geßen; der Autor hat geschrieben, der Buchhändler gepreßt, das Publicum gelesen, es ist Alles geschehen, was geschehen mußte, und Alle sind zufriedengestellt. Sa, dies System macht sich in Frankreich in solchem Umfange geltend, daß die Kritik der Geistesproducte sich meist auf eine bloße Beurtheilung des Manuscripts derselben beschränkt.

In einem Theile der französischen Literatur aber macht sich diese Abhängigkeit von materiellen Umständen so ausprägend geltend wie in einem noch ziemlich neuen Genre derselben, dem unter dem Namen des „Feuilleton“ in den Tagesblättern der politischen Blätter auftretenden Roman.

Das Feuilleton ist eine Erfindung, welche dem politischen Romanen durch ihre Gestaltung zu dem Charakter gegeben worden ist, dadurch die Zahl der Leser zu vermehren. Die Richtung der Einrichtung entsprach anfangs dem Zwecke derselben, und selbst später festigte das Feuilleton vielleicht noch mächtiger seinen einflussreichen Besitz, bei den politischen Nachrichten vorzuziehen. Der Roman aber hat sich zum Nachtheile des Feuilletons

men den Verfall der romantischen Literatur in Frankreich sich umfassender entfalten als irgendwo anders; hier ist das literarische Fabrikgeschäft in seiner höchsten Blüte. Man denke sich ein geräumiges Geschäftslocal, in welchem an einem langen Tische die literarischen Handwerker sitzen, um, laut Verabredung mit der Redaction irgend eines Journals der Hauptstadt, zu einem drei, vier und mehre Monate vorhaltenden und von dem Principal des Geschäfts mit seiner Namensunterschrift zu versiehenden Feuilleton, Jeder in seiner Specialität, mitzuwirken. So verfertigt in einer Uhrfabrik der Eine nur die Cylinder, der Andere die Spindeln, ein Dritter die Spiralfedern u. s. w., während der Fabrikherr schließlich seine Firma auf das fertige Uhrwerk graviren läßt. In der Uhrfabrik aber geht wenigstens aus dem rohen, noch unbearbeiteten Material die in das Ganze innig eingreifende Form des einzelnen Stücks hervor; in der Feuilletonfabrik dagegen ist das Verdienst der Arbeiter oft weniger groß, indem altes Material, wie es eben vorgefunden, meist nur aus- und zusammengeklüftet wird, so gut es eben gehen will. Das eine Mitglied der Association hat z. B. die Aufgabe, einen Wust alter Romane, Memoiren, Novellen u. s. w. zu durchstöbern und aus denselben herauszufinden, was etwa aufgewärmt dem Geschmacke des für Feuilletons schwärmenden Publicums dargeboten werden möchte. Ist die Wahl getroffen, so läßt dieser erste Feuilletonist den Fund an seinen Nachbar gelangen, der die einleitenden Naturschilderungen zu liefern beauftragt ist; dieser nun beginnt etwa folgendermaßen *): „Die Sonne lachte an einem Tage des Septembers 181... glühende Strahlen in das spanische Thal Aran herab; ich weiß es, ich; denn an diesem Tage durchstriefe ich dasselbe mit einem Freunde. Die Sonne war unerträglich; die Schlangen bäumten ihre geringelten Leiber auf den von der Hitze versengten Steinen auf; nichts unterbrach die dumpfe Einsamkeit des Thals, nichts als einige gleich Kestern der Adler auf den Felsen schwebende Dörfer und das leichte Geräusch der Garonne; rund umher war keine Wohnung zu sehen. Links ragten kaum die Dächer der kleinen Stadt Ieg über die Höhe hervor; wir schritten ohne Führer durch die gästliche Gegend. Wolken von Blei stiegen langsam an den Höhen herab; der Donner hallte, wie eine ferne Artillerie, in den Bergen wider; die Luft kündigte das Herannahen eines Gewitters an; verzehrendes Feuer regnete bereits vom Himmel, als wir bei dem Dorfe Bososse anlangten“ u. s. w.

Man sieht, daß in der gelungenen Schilderung Jedermann leicht Befriedigung für seinen Geschmack findet und daß Wieland's vorzügliches Verfahren, den Lesern die Vorrede zu seinen Romanen dazureichen, wie ein Wirth den eintretenden Gästen die Speisekarte, damit dieselben vorher entscheiden, ob die Schaffeln nach ihrem Gefallen sind, hier ganz überflüssig erscheint. Wenn z. B. die strahlende Sonne im Thale Aran läßt, so mag sich auf die bleiern Wolken halten, die an den Bergen umherklettern; wer die dumpfe Einsamkeit liebt, lasse die die Gegend bekledenden und auf glühenden Steinen sich bäumenden Schlangen gewahren; wer die unbewohnten Länder vorzieht, dem gestattet der Autor rund umher keine Wohnung zu sehen, während ein Andersdenkender in Ieg, Bososse und in den auf den Felsen schwebenden Dörfern leicht ein Unterkommen findet; der Naturforscher kann überdem noch aus der Schilderung entnehmen, daß das Brüllen des Donners mit ziemlicher Gewissheit auf ein nahendes Gewitter schließen läßt; das Endresultat aber ist jedenfalls dieses, daß der geneigte Leser durch die ihm vorgestellten Bilder sich in einer höchst erfrischenden, ja graulichen und dem Fortgange der Erzählung angemessenen Stimmung befindet. Hat nun A die Aufgabe der Einleitung somit bestens gelöst, so läßt er das Manuscript an B, seinen Nachbar zur Linken, weiter gehen.

Diesem sagt es ob, den Felden oder die Feldin in die Erzählung einzuführen; er fahrt fort:

„Wir traten mit dem herabstürzenden Regen in die Herberge oder Posada des Orts. In der Erde kniete, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, Catrina, die kaum achtzehnjährige Tochter des Wirths. O, sie war verführisch, Catrina, sie war schön, von einer Schönheit, die ohne Zweifel Niemand bestritten haben würde, die mich aber überraschte; denn ich habe sie gesehen, ich selbst, die junge Spanierin von Bososse, ich habe sie gekannt.... O, wenn ihr sie betrachtet hättet, mit ihrer Wappentaille, mit ihren großen Augen, die von Eisenblein und Ebenholz gebildet zu sein schienen, mit ihren Zähnen, die weißer als das Weiß ihrer Augen waren, mit ihrem Fuße einer Andalusierin, mit ihrer kleinen Schalemmnase (nez lutin), wenn ihr einen Blick auf ihren vorspringenden und gestandenen, kaum unter einem rothblauen Kusse verborgenen Busen geworfen hättet, ob, eure Einbildungskraft hätte eine Gesetze sein müssen, oder ihr hättet, wie ich, gesagt: Catrina ist sehr schön!“

Der Regen führt nun glücklicherweise auch eine Karavane von Gitanos an die Thüre des Wirthshauses, und die Beschreibung des in das Zimmer tretenden Anführers derselben bleibt nicht hinter der Catrina's zurück.

„Zwei lange, breite und dicke Backenbäute liefen unter seinem Kinn zusammen und umgaben sein männlich gebräuntes Gesicht; man hätte sagen mögen, der schöne Kopf eines Kriegers, in die Mähne seines Hoses eingefast; seine dunkle Stirn war groß und offen und seine Augen — großer Gott! — welche Augen! zwei Tigeraugen, was weiß ich, glimmer noch als alles Das! Sie bligten durch das Haar seiner dicken Augenbrauen, sie funkelten wie zwei glühende Kohlen unter einem trocknen Zweige, ihre Lichtströme blendeten wie der Strahl eines Feuergewehrs mitten in der Nacht, wie ein durch eine Thürspalte dringender Sonnenstrahl! Sein Name war Juan, sein Vaterland eine Höhle der Pyrenäen“ u. s. w. *)

Der zweite Romantiker überläßt nun die Fortsetzung der Arbeit seinem Nachbar, welcher, weil die Gitanos häufig Brei von Weizenmehl essen, etwa eine Anekdote aus der Regierungszeit Heinrich's IV. zu liefern hat; denn dieser volksthümliche König fand jenes ihm von einem Bauer der Pyrenäen dargebotene Gericht nicht übel. Dann fährt B, der vierte Mann am Tische, dem die plötzlichen Unfälle, die geheimnißvollen und schauerhaften Scenen obliegen, dergestalt fort:

„Ich war an das Fenster getreten, der Regen fiel mit vermindelter Heftigkeit auf die Erde herab — plötzlich glitt eine menschliche Gestalt, wenige Fuß hinter uns, durch den Garten der Posada hin und verlor sich im dichten Nebel. Ich hörte ganz nahe neben mir einen Seufzer, der mich zusammenschauern ließ; als ich mich umsah, bemerkte ich Catrina, die sich mit langsamen und vorsichtigen Schritten entfernte.“

So geht die Arbeit die Reihe herum. Soll das Feuilleton für mehre Wochen und Monate ausdauern, so steht der Feld an der Schwindsucht, und Gott weiß, was der arme Teufel an Widerwärtigkeiten während seiner langen Krankheit zu erdulden hat; ist die Länge des Romans nur auf wenige Nummern des Journals berechnet, so ist der Feld eines plötzlichen Todes gewiß, und es steht der Fabrik zu diesem Zwecke das ganze Arsenal gebräuchlicher Mittel, als Weiskampf, Dösch, Sturz mit dem Pferde, Arsenik u. s. w., zu Gebote; mit der Feldin wird demnach getrennt verfahren, welches letztere Geschäft in der Regel die Sache des Principals ist; dieser schreibt dann als Einleitung allenfalls die bedeutungsvollen Worte nieder: „Ich nahe mich dem Ende dieser langen Erzählung“, und setzt, nach Hinzufügung des Erforderlichen, seinen Namen unter das Werk.

Wenn nun so der Roman zum Schluß gebrungen ist, wird er an die betreffende Redaction eingeleitet, welche nicht er-

*) Die beifpielsweise angeführten Stellen sind französischen Feuilletons in wörtlicher Uebersetzung entlehnt.

*) Ebenfalls, wie alle folgenden Beispiele, wörtlicher Auszug.

mangelte, zum Schutz ihres kostbaren Eigenthums dabei die gewohnte, die Krugierde raschende Warnungstafel aufzurichten: „Der Nachdruck dieses Romans wird hiermit untersagt und würde gesetzlich verfolgt werden.“

So sehr diese Darstellung einer schmerzhaften Uebertragung gleichen mag, ist dieselbe doch auf strenge Wahrheit gegründet. Aber abgesehen von dem verderblichen Einflusse, den eine solche fabrikmäßige Erzeugung der Geistesproducte auf die Literatur im Allgemeinen äußern muß, gibt namentlich der Roman in Gestalt von Feuilletons selbst in den Fällen, wo er aus einer laudern Quelle entspringen sein sollte, zu mannichfachen besondern Betrachtungen Anlaß, und seine Ausschließung aus den Spalten der deutschen politischen Blätter spricht für den richtigen Takt ihrer Redactionen.

Suerst nämlich erfüllt die Mischung des Truffen und Trivolen in einem politischen Journal keinewegs ihren eigentlichen, ursprünglichen Zweck, die Zahl der Leser zu vergrößern. Nur die Frauen unterwerfen sich, ihrer Individualität nach, allenfalls der freiwilligen Qual, von Tag zu Tag sich tropfenweise die Entwicklung einer Erzählung reichen zu lassen, eine Art der Mittheilung, die überdies noch den Nachtheil hat, daß die Unterbrechung eines einzigen Tages den Zusammenhang stört und den Hauber bricht, wenn ein solcher überhaupt vorhanden gewesen. Die Männer, welche die politische Lecture lieben (und alle ohne Ausnahme gehören in Frankreich zu dieser Kategorie), lesen, wie ich mich hinlänglich davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, fast nie die Feuilletons; die Frauen bleiben somit die fast ausschließlichen Anhängerinnen dieser Art von Literatur, und sie sind es nicht, welche die Abonnenten der Journale bilden. Wenn die Frauen aber die Feuilletons lesen, so geschieht dies sicherlich zu ihrem großen Nachtheile; denn selten ist der Inhalt derselben in den französischen Blättern geeignet, eine Frau in dem Maße ihrer häuslichen Pflichten als Gattin und Mutter zu bestärken, und der tägliche Genuß dieser murrenfüchtigen, nur durch ihre trügerische Außenseite verführenden Früchte muß auf die Länge in hohem Grade demoralisirend wirken.

Die Zusammenstellung ferner zweier ihrem Charakter nach so verschiedenen Erzeugnisse der Literatur, wie es die von dem Augenblicke lebende und durch ihren raschen Gang sich auszeichnende Berichterstattung über die Tagesbegebenheiten und das nur durch den Fleiß und die Heile des Verf. seine volle Reife erhaltende Werk der Phantasie es sind, eine solche Zusammenstellung kann entschieden nur zum Nachtheile des einen oder andern der beiden genannten Geistesproducte bestehen; denn man muß nicht glauben, daß das Feuilleton stets als ein fertiges Ganzes der Redaction des Journals zugeht; in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen geht die Bearbeitung des erstern mit dem Berichte über die politischen Zustände der Gegenwart gleichen Schritts fort, und der Autor, welcher sich zu Lieferung einer solchen literarischen Beigabe verstanden hat, spinnt seinen Faden von Charakteren und Intriguen so gut und namentlich so lang als möglich; ob der Arbeiter in der wünschenswerthen Stimmung sei oder nicht, ob er die notwendige Zeit habe, seine unfertige, nur aus dem Groben herausgearbeitete Schöpfung einer Durchsicht zu unterwerfen, darum handelt es sich nicht; weiß ich doch von einem der Koryphäen des belletristischen Paris, der zuweilen an einer unüberwindlichen Trägheit leidet, daß ein Commis des auf Beiträgen harrenden Journals sich gewöhnlich Morgens vor dem Bette des gähnenden und sich vergebens sträubenden Autors mit der Beisung des Redacteur en chef einfindet, nicht vom Plage zu weichen, bis Jener seine schuldige tägliche Spende von sich gegeben.

Auch hat die Erfahrung erwiesen, daß selbst ausgezeichnete Talente in diesem industriellen, dieselben immer fettigen Handwerkern gleichstellenden Treiben alle Spannkraft des Geistes und alle Wärme der Phantasie verloren haben und sozusagen

untergegangen sind. Ist nun aber das Feuilleton noch vor der zu seinem Abdruck bestimmten Zeit vom dem Verf. zu Tage gebracht worden, so ist dieser dennoch gezwungen, in Uebungen seiner eine bloße Zugabe bildenden Arbeit nicht dem Inhalte derselben anzuheften, sondern dem jedesmal von dem politischen Theile des Blattes übrig gelassenen Raum anzuweisen, d. h. dem Zufall anheimzugeben.

So entspricht also das Feuilleton keinem seiner Zweck, und die Art, wie es in neuester Zeit behandelt worden ist, wirft einen Schatten auf die Literatur des Landes, dessen Licht es ist.

R o t t e .

Der Vulkan Soufrière in Sta. Lucia.

Der Verf. des jüngst erschienenen Werks: „Sta. Lucia, historisch, statistisch, und descriptiv“, von H. S. Brem, erklärt diesen feuerstehenden Berg auf der England angehörigen, in der Nähe der französischen Besitzung Martinique liegenden Insel Sta. Lucia für die größte Naturmerkwürdigkeit. Er liegt eine halbe Stunde von der gleichnamigen Stadt und zwei Meilen östlich von den sogenannten Pitons, zwei ungeheuren pyramidenförmigen Felsen, die, an der dortigen Bai liegend, einen höchst merkwürdigen und malerischen Anblick gewähren. Der Krater des Vulkans befindet sich in einer Höhe von 1100 Fuß über der Meeresfläche zwischen zwei kleinen, ganz von Vegetation entblößten Hügeln. Er nimmt einen ziemlich großen Raum ein und ist mit Schwefel, Asche, Kiese und andern vulkanischen Erzeugnissen überdeckt, in deren Mitte mehre kesselförmige Vertiefungen im beständigen Zustande des Aufstehens zu sehen sind. In einigen derselben ist das Wasser wunderbar klar; aber in den größern ist es ganz schwarz und siedet zwei bis drei Fuß hoch empor, indem es fortwährend dicke Wolken von Schwefeldampf ausstößt, die einen unerträglichen und erstickenden Geruch verbreiten. Wegen der Schwüle der umgebenden Luft stehen diese Wolken gewöhnlich nach den Gipfeln der Hügel empor und stoßen dort in horizontaler Richtung, je nachdem der Wind geht, ab. Wenn man drei Minuten auf einem Fieck gestanden hat, kühlt man selbst durch die stärkste Fußbekleidung die unterirdische Hitze, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß der vulkanische Herd sich nicht auf die siedenden Quellen beschränkt. Man darf auch nur etwa 15 Zoll bis zwei Fuß in die Oberfläche des Bodens graben, um zu sehen, daß das Wasser hervorquillt und eine neue Quelle bildet. Dann und wann brechen aus freien Stücken bergleichen neue Quellen hervor, dann fangen die Kleinen an blasen zu werfen, und beruhigen sich dem Aufsteigen nach allmählig ganz. Der Soufrière besitzt jedoch eine Eigenthümlichkeit, die er mit keinem andern Vulkan theilt, weshalb er weder mit dem Atna, dem Vesuv noch andern Vulkanen, die entweder wegen der Stärke und Gewalt ihrer Ausbrüche oder ihrer schrecklichen Erhabenheit in ruhmigem Zustande berühmt sind, verglichen werden kann: er übertrifft nämlich alle durch die ununterbrochene Fortdauer seines vulkanischen Processes. Selbst der Oeyser auf Island, dem er am nächsten, wirkt nur in Zwischenräumen seine siedenden Fluten, während der Soufrière in beständigem, obwohl stetem Ausbruche sich befindet. Wie seltsam vor 300 Jahren war, so noch heute, und Gleiches wird wahrscheinlich auch noch stattfinden. Aus dem Gange der ganzen Umgegend, insbesondere der beiden Pitons, darf man ohne Zweifel schließen, daß diese Gegend einst der Mittelpunkt einer schrecklichen Naturerschütterung war; jedoch läßt sich nicht ermitteln, wann dies geschah. Jedenfalls trat sie lange vor Entdeckung der Insel durch die Europäer ein, denn selbst unter den Ureinwohnern, den Caribben, lebte in keiner Sage die Erinnerung eines solchen Ereignisses.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 20.

20. Januar 1845.

Die Neujahrsfeier in Schottland.

Nach englischer Quelle.

Der letzte Tag des alten und der erste des neuen Jahres werden über ganz Schottland gewöhnlich mit großer Festlichkeit begangen. Dieselbe trug bis vor kurzem noch den Charakter freier Ungebundenheit: die ausgelassenste Lustigkeit beherrschte die meisten Gemüther und gab der Zeit den Namen der *Daft days* *), d. h. der Narren-Tage. Der einzige Tag, der um dieselbe Zeit noch in einigem Ansehen stand, war der sogenannte *Hansel monday*, d. h. der erste Montag des neuen Jahres, an welchem man seinen Freunden und besonders den Kindern Geschenke — *handsels* **) — zu machen pflegte. Dieser *Bescher-Montag* war auch ein beliebter Tag für Familienzusammenkünfte und ist es noch in manchen Gegenden auf dem Lande; doch ist in diesem Falle gewöhnlich der der alten Sitte entsprechende Tag vorgezogen.

Weihnacht und Zwölft-Nacht, die in England so bedeutsam sind, findet in Schottland gar keine Beachtung, ja die letztere bleibt nicht bloß unbeachtet, sondern ist selbst unbekannt. Dies ist offenbar eine Folge der unablässigen Bestrebungen der Presbyterianer, ein Jahrhundert nach der Reformation, alle Weihnachtsfeier auszutilgen. Nur in den Hochlanden und in großen Städten unter den Familien der Episcopalkirche wird das Fest der Geburt Christi noch in Ehren gehalten; in den Tieflanden aber kennt das Volk nur noch wenige leise Spuren der Tradition, die an seinen Charakter als einen heiligen Festtag erinnern. Die Knaben haben einen Reim:

An Christmese Nacht den Spieß ich dreht,
Verbrannt die Finger — daß noch ihr's seht.

Oder der folgende Vers, der auf das Fest hinweist:

Jule ist gekommen und Jule verschwand,
Und festlich ging's von hinnen,
So nimmt Tod wieder den Flegel zur Hand
Und Jenny muß wieder spinnen.

*) Das schottische *daft*, mit *taub* verwandt, ist sonst *morphy*, *giday*; hier ausdrücklich durch *mad* erklärt.

**) *Hansel* ist sonst der Handlauf, das erst gelöste Geld. (Wurde: *Hansel Throne*, der neu besetzte Thron.) Es wird also auch oben nicht schlechtlin wie *present* zu fassen sein, sondern wie eine Art *Wettgabe* für das Neujahr.

Schottland hat auch zu seiner Zeit an den alten religiösen Gebräuchen Theil genommen, mit denen der Landmann Weihnachten an der Feuerseite zu feiern pflegte; und von den darauf bezüglichen Reimen finden sich gleichfalls noch manche in dem Munde der Knaben. *) Aber dies Alles sind nur schwache Erinnerungen an das alte schottische Weihnacht- oder Jule-Fest, und doch dienen sie als ein Beispiel der Bestätigung für Coleridge's Behauptung, daß es schwer sei, Das, was einmal gewesen ist, gänzlich auszurotten. Sie zeigen, daß selbst hohe religiöse Principien nicht hinreichen mögen, die einfachste bäurische Sitte, wenn sie wirklich Sitte war, gänzlich zu unterdrücken. Auch alte Balladen spielen auf die heiligen Tage des Jule an:

Als die heiligen Sultag' kamen
Und die Nächte lang und finster,
Da kamen auch ihre zwei Söhne herein,
Und die Hälte waren von Birken.

The Clerk's two sons of Owsenford.

Es muß hier bemerkt werden, daß Weihnachten (*Christmas*) in Schottland nur *Jule* genannt wurde, ein Wort, welches auch in einigen Theilen Englands bewahrt worden ist. Die Gerichtshöfe hatten ihre *Jule-Ferien*; das Volk war darauf bedacht, sich gute Kleider zu halten „for *Pace and Jule*“; und ein Sprüchwort sagt: „Grün *Jule* macht einen fetten Kirchhof“, obgleich, beiläufig, neuere Statistiker die Thatfache erwiesen haben, daß die Sterblichkeit immer bei einem sehr strengen Winter am größten sei. Daß *Jule* oder *Jol* das große jährliche Fest der alten Scandinavier war, eine Zeit von unbegrenztem Feiern, Trinken und Tanzen, ist bekannt; später ward dann das Fest der Geburt des Heilands darauf gepfropft, um die Gebräuche und Feste des Volks so wenig als

*) So existirte im Norden der Gebrauch, Weihnachten nach der Predigt, selbst in der Kirche, *Ule, Ule* (d. i. *Jule*) zu rufen, als ein Zeichen der Freude; und die geringere Sorte des Volks durchkaut die Straßen singend:

Jule, Jule, Jule,
Three puddings in a pule;
Crack nuts and cry Jule!

Dies erinnert an das englische Sprüchwort: *It is good to cry Jule (oder Ule) at other men's costs*. Im Schottischen heißt es: *A Jule smart may be quit at Fascho*, d. h. *one good turn deserves another*.

möglich zu stören, und der Name des alten Festes ward für das neue behalten.

Sehen wir indeffen von Weihnachten zu Hogmanay fort, so kommen wir von dem Schatten zu dem wesentlichen Körper. Hogmanay ist der allgemeine Volksausdruck für den letzten Tag des Jahres. Es ist dies ein Tag hoher Festlichkeit für Jung und Alt, besonders natürlich für die Jungen, die keinem der sogenannten Fast days halb so viel Theilnahme widmen als diesem. Die Kinder der ärmern Classen des Volks wideln sich regelmäßig an dem Morgen dieses Tags in ein großes Laten, welches vorn doppelt genommen wird, sodas es eine ungeheure Lasthe bildet, und ziehen in kleinen Scharen durch die Straßen, an die Thüren der Reichern, um ein Stückchen Haferbrot (oaten bread) zu betteln. Jedes Kind erhält einen viereckigen Schnitt des Haferkuchens (wozu im günstigen Falle etwas Käse hinzukommt), und dies heist ihr Hogmanay. In Erwartung reichlicher Ansprüche dieser Art sind die Hausfrauen manche Tage vorher beschäftigt, eine gehörige Menge Kuchen anzuschaffen; und von einem bestimmten Individuum wird ausdrücklich versichert, daß sie häufig an 12 Scheffel Mehl in Kuchen verbacken habe. Wenn die Kinder sich der Thür nähern, rufen sie Hogmanay, und das ist für sich schon eine genügende Ankündigung ihrer Forderung, obwohl es auch noch andere Worte gibt, die gelegentlich für denselben Zweck gebraucht werden; so heist es unter Anderm:

Hogmanay, Trollolay,

Give us of your white bread, and not of your grey!

Was die ursprüngliche Bedeutung des räthselhaften Wortes Hogmanay oder des noch unerklärlichen Trollolay sei, ist von schottischen Alterthumsforschern vielfach untersucht und besprochen worden *), wie uns scheint, ohne genügendes Resultat. So hat man Beides, um einiges anzuführen, aus den Worten Homme est né und trois Rois là, corrumptirt geglaubt, und sich neuerdings gewöhnlich bei der Ansicht beruhigt, daß das erste Wort aus „Au gai menez!“ (d. i. To the mistletoe go! Zu der Eichenmiste! geht!) entstanden wäre, welches Vermummte früher in Frankreich an Weihnachten gerufen haben sollen. Dabei sei es ferner gebräuchlich gewesen, ohne Umstände in die Häuser zu dringen, allerlei Poffen zu spielen und, um Geld und Lebensmittel bettelnd, zu rufen: „Tire-lire (mit Rücksicht auf eine kleine Geldbüchse, die sie trugen), mainte da blanc, et point du bis“, was den obigen Worten:

Hogmanay, Trollolay,

Give us of your white bread, and not of your grey!

für sehr gleichkommend erachtet wird.

An demselben sogenannten Hogmanay-Morgen wurden die folgenden Verse gesungen:

Steht auf, Hausfrau, und schüttelt eure Federn,
Und thut uns nicht für Bettler halten;

Denn wir sind Kinder zum Spielen gekommen,
Steht auf und gebt uns unser Hogmanay.

Oder, von anderm Charakter:

Steht auf, Hausfrau, und seid bereit
Eu'r Brot zu theilen an Die, die hier:
Es kommt, daß ihr gestorben, die Zeit,
Und braucht nicht Brot hinfort noch Hier.

Alberner erscheint das Folgende; indeffen, selig ist Der, der wenig erwartet, denn er wird nicht getäuscht werden:

Keine Schuh sind gemacht von schlechtem Fell,
Hinter der Thür kann ich nicht wohnen;
Die Jung' thut weh, d'rum sing' ich nicht;
Ich fürcht', man wird mich wenig lohnen.

Das beliebteste von allen aber geht viel kürzer und hübscher gerade auf den Punkt der Hauptsache zu: es lautet so:

Mein Fuß ist kalt, mein Schuh ist dünn,
Gebt mir ein Stück, — so lauf ich hin!

Es ist keine uninteressante Scene, während des Vormittags alle die Kinder reich beladen nach Hause eilen zu sehen, jedes mit seiner ungeheuern Schürze, die wie ein dicker Bauch vor ihm hängt, vollgestopft mit Kuchen, und kaum im Stande, unter der Last zu watscheln. Solch eine Masse von Almosen ist keine unbeträchtliche Zugabe zu dem Haushalte des Armen, und trägt gar wol dazu bei, die Zeit ihres Namens würdig zu machen.

In den Hochlanden hat sich noch in der ersten Nacht des neuen Jahres ein merkwürdiger abergläubischer Gebrauch erhalten, von dem in den Tieflanden keine Spur existirt. Jung und Alt versammeln sich in dem Hause eines wohlhabenden Pächters; einer der Stärksten aus der Gesellschaft nimmt eine getrocknete Kuhhaut, die er hinter sich herzieht. Die übrigen folgen nach und schlagen die Haut mit Stecken, indem sie dabei singen:

Collin a chuillig,
Bhuigh bhoichin,
Buol in chraichin,
Callich ai chuil,
Callich ai chiel,
Callich cli in ceun im tennie,
Bir na da Huil,
Bir na Gillie,
Chollin so!

Welches wörtlich übersetzt so heißen soll:

Hug man a',
Yellow bag,
Beat the skin,
Carlin in neuk,
Carlin in kirk,
Carlin ben at the fire,
Spit in her two eyes,
Spit in her stomach,
Hug man a'.

Nachdem sie dreimal rund um das Haus gegangen sind, machen sie alle vor der Thür Halt, und Jeder spricht einen extemporirten Reim, in dem er die Gastfreundschaft des Wirths und der Wirthin preist; worauf sie dann reichlich mit Brot, Butter, Käse und Whisky regakirt

*) S. „Archaeologia Scotica“ und Brand's „Popular antiquities“, herausgegeben von Ellis, Bd. 1, S. 247 — 250.

werden. Ehe sie dann das Haus verlassen, verbrennt noch einer aus der Gesellschaft den Brusttheil einer Schafshaut und hält ihn an die Nase jedes Einzelnen, damit Alle es riechen, um gegen Zauber und Hexerei dadurch gesichert zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Zustände, geschildert von E. J. A. Mittermaier. Heidelberg, Mohr. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit Vergnügen begrüßen wir dieses neueste Werk des berühmten Verfassers, welches die Frucht sehr ausgedehnter, mühsamer, aber von wahrer Liebe, ja oft Begeisterung für die Sache geleiteter Studien ist. Der Verf. hat Italien bereits sieben Mal in den verschiedenen Bildungsstufen und mit vielseitig gereiften Ansichten nicht nur bereist, wie tausend Andere, sondern durchforscht, und man sieht aus seinem Werke, daß er durch seine außerordentlichen Kenntnisse, durch seine praktische Richtung, durch seine Beobachtungsgabe mehr als irgend Jemand befähigt und berechtigt war, eine Schilderung des Landes und seiner Bewohner zu geben. Dazu kommt noch, was den gewöhnlichen Beurtheilern Italiens meistens fehlt, eine genaue Kenntniß der Sprache und Literatur jenes Volks, deren Geschichte uns so manche Aufschlüsse über die Entstehung jegiger Zustände gibt, der Staats- und Rechtsgeschichte, besonders aber eine, dem Ref. wenigstens sehr erklärliche Vorliebe für das schöne Land und seine naivheitern, in vieler Hinsicht sehr liebenswürdigen Bewohner. Diese Vorliebe bewog ihn, an vielen unbedeutend vorkommenden Erscheinungen nicht vornehm vorüberzueilen, sondern sie zu beachten, mit andern Erscheinungen, mit frühern Zuständen, mit der ganzen Geschichte der Entwicklung in Verbindung zu bringen, und auf diese Art den Charakter des Volks, seine Kräfte, Hoffnungen, seine Zukunft zu beurtheilen. Dies ist es, was bis jetzt den meisten Kritikern Italiens gefehlt hat, die nicht bloß der Häuser, Gemälde und alten Thürme wegen hingezogen sind, sondern auch den Menschen auf das Bist genommen haben, und nun nach einem zweimonatlichen Durchflug über Alles wegwerfend urtheilen, was sie nicht wie bei sich daheim fanden. Daher wird dieses Buch in der Geschichte der Beurtheilung Italiens Epoche machen, weil es einmal von den ins Unendliche getriebenen Lobhudeleien der Kunstgegenstände abzieht und auf die interessanteren, freilich auch viel schwierigere Aufgabe hinweist, den Menschen zu beobachten; und es wird eine große Frucht dieses Werks sein, wenn es bewirkt, daß die leichtgemachten Kunsttrichter einmal zum Schweigen, und die eigentlichen tiefern Studien über Italien, in welchen wir, im Vergleich mit Frankreich und England, fast noch ganz neu sind, in den Gang gebracht werden. Es ist sehr dankenswerth, daß ein Mann wie der Verf. die Beobachtung des Volks in den verschiedenen Classen, wie er selbst sagt, zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht hat. Er fand unter den Classen, die den Kern eines Volks ausmachen, sehr schöne Anlagen, hohe Bildungsfähigkeit, schnelle Auffassungskraft, praktischen Sinn, lebhaftes Phantasie, technische Fertigkeit, und unter den höhern Classen eine erstaunliche Menge von Männern, welche in allen Fächern der Literatur als vorzügliche Schriftsteller glänzen, welche nicht der hohen Reizjagd, sondern den hohen Studien obliegen, welche mit Uneigennützigkeit für die Verbesserung der Zustände des Volks unermüdet sind. Wenn ihn vielleicht seine Vorliebe zuweilen zu einer Art von Optimismus führt, so muß man bedenken, daß der berühmte Verf., wie Alle, die eine neue Bahn brechen, zu einer gewissen Polemik genöthigt war, um nur erst die eingewurzelten und uns tiefgelehrten Deutschen bequem gewordenen Vorurtheile zu beseitigen.

Gleich in der Einleitung werden sehr richtig die vielen unbekannten, übertriebenen und abernern Schilderungen und Notizen getadelt, die uns als Früchte eines zweimonatlichen Durchflugs von Reisenden aufgetischt werden, die nicht einmal die Sprache, noch weniger das Volk verstehen. „Wir erklären mit Entschiedenheit“, sagt der Hr. Verf., „daß ein großer Theil dieser Vorstellungen über Italien auf Vorurtheilen beruht, und die Schilderungen jener Reisenden das Product der Unkenntniß des Landes und der Einseitigkeit der Auffassungsweise sind. Mit Recht beklagen die Italiener, daß so viele Ausländer, welche Italien besuchen, sich nicht die Mittel verschaffen wollen, die Zustände des Landes und das Volk kennen zu lernen, und nur nach den Eindrücken urtheilen, welche die Bekanntschaft mit Gastwirthen und solchen Personen, deren der Reisende am meisten bedarf, oder die Schilderungen der Landsleute jener Reisenden auf sie machen. Wir haben aus unsern Reisen manchen Landsmann gefunden, der in Italien nur mit Deutschen, die seit mehreren Jahren in Italien lebten, Umgang hatte und die untreuesten Vorstellungen über das italienische Volk von jenen Männern erhielt.“ Dieses Vorurtheil rührt von einer gewissen Classe in Italien, die allerdings verborben, gewinnstüchtig, betrügerisch ist, von der Classe der Facchini, Giacres, Betturini, Schiffer her. Daß aber diese eben hauptsächlich durch die Fremden verderbt wurden, und diese also so wenig als andere Länder Grund zur Klage haben, ist Seite 7 und 8 sehr gut ausgeführt.

Der §. 2 gibt Beobachtungen über die Charaktereigenschaften der Italiener. Kein anderes Volk hängt so an der Natur seines Landes, die aber auch so ausnehmend freigebig gegen die Bewohner ist, und bei keinem andern lassen sich die Eigenthümlichkeiten mehr aus den klimatischen Verhältnissen entwickeln, wie hier die Mäßigkeit, Reizbarkeit, Beweglichkeit, geistige Empfänglichkeit. Mit vollem Recht ist der ziemlich allgemeine Vorwurf der Trägheit abgewiesen, der Leben in Erstaunen setzen muß, welcher jenes rührige Volk nur einigermaßen kennt. Dieses Vorurtheil mag von dem dolce far niente herrühren, das einige Reisende über die Alpen herübergebracht haben, oder von der Sieita, die manche Reisende viel besser mitgemacht hätten, um sich vor den Sonnenstrahlen zu bewahren, die man hier und da in ihren Urtheilen bemerkt. Die Italiener sind im Gegentheil äußerst fleißig; dies kann man in den Ländern, wo sie nicht durch die Verhältnisse gehemmt werden, täglich in ihrer Landwirthschaft, in ihrer Industrie, ihrem Handel beobachten, oder auch von fern in den großen Werken ihrer Gelehrten, den mühsamen Forschungen, dem merkwürdigen Sammlerfleiß bewundern, welche von unbegrenzter Ausdauer zeugen.

Aus der Beweglichkeit und Weichheit des Charakters wird auch der sehr lobenswerthe Wohlthätigkeitsinn abgeleitet, aber ebenso der aus dem Mitleid hervorgehende Schuß, den die verfolgten Verbrecher bei dem Volke finden. Hierdurch wird die große Zahl von Verbrechen erklärt, deren die meisten nicht angezeigt und nicht bestraft werden. Zu diesem Grunde kann Ref. nach seinen Erfahrungen noch als zweiten die große Aversion der Italiener gegen Policei und criminalistische Proceduren anführen. Der Italiener schafft sich gern selbst Recht und steht dem Unterdrückten gern bei. Sobald aber bei einem ernstern Conflict die Policei sich in der Ferne zeigt, so flieht alles Volk auseinander, um nicht als Zeuge vor Gericht belangt zu werden. Auf diese Art war es in Livorno 1841 allein möglich, daß ein wahnsinniger Schuster mit seinen Gesellen, die er für jeden Mord und jede Verwundung gut belohnte, ein ganzes Jahr die Stadt in Schrecken setzen konnte, und die Policei selbst erklärte Fremden, die ihr darüber Vorwürfe machten, jenes als den einzigen Grund des Mißlingens ihrer Thätigkeit.

Das bei dem Italiener so stark hervortretende Bewußtsein seiner Persönlichkeit und hohe Selbstgefühl ist natürlich nicht vergessen, und während der Verf. hierbei den nach

Italien Reisenden in Beziehung auf höfliches Betragen einen guten Bink gibt, stellt er auch dem deutschen Adel in dem italienischen ein nachahmungswürdiges Muster vor Augen. „Während man in Deutschland“, sagt er unter Anderm, „nicht selten durch die Härte der Behandlung, durch den Ton, mit welchem der Vornehme den Niedrigen seine geringere Stellung fühlen läßt, ebenso empört wird als durch die Servilität und Kriecherei, welche niedrige Volksklassen gegen die Vornehmen an den Tag legen, bemerkt man in Italien (wenigstens in den meisten Gegenden) ein weit zarteres Verhältniß. Man muß zur Ehre des Adels von Italien und der hochstehenden Beamten sagen, daß in ihrem Benehmen ein gewisses Wohlwollen gegen Niedrige und ein gutmüthiger Ton zu Grunde liegt, mit welchem auch der Vornehme den Armern anständig behandelt, während der Niedrige zwar höflich und anständig, aber ohne alle gemeine Kriecherei den Hochgestellten gegenüber steht.“

Der Sinn für Öffentlichkeit, womit die große Lust an heitern Festen, der feine Kunstsin in den niedersten Volksklassen, der Pomp in der religiösen Feier zusammenhängt, ist S. 20—30 weiter durchgeführt, dabei die Schattenseite desselben, der geringe Sinn für das Familienleben, nicht vergessen, wobei auch die ziemlich allgemeine Erziehungsart der Mädchen in Klöstern und ihre willkürliche Verheirathung an ungeliebte Satten einen Theil der Schuld trägt. Mit vollem Recht hat aber der Verf. den Vorwurf der Immoralität von den Italienern abgewälzt und den fremden Rüfiggängern die Hauptschuld in dieser Hinsicht gegeben. Wenn wir ihm indessen zugeben, daß, was die Moralität betrifft, die jetzige Zeit durchaus nicht mit dem 15. und 16. Jahrhundert verglichen werden darf, so können wir ihm nicht beistimmen, wenn er die zur Unsitte ausgeartete berbe Sinnlichkeit jener Zeit als Ausnahme betrachtet. Denn von dieser zeugt nicht nur das „Decamerone“, sondern eine unzählige Menge von Schriften, besonders solchen, welche von dem Leben der verschiedenen Stände, selbst der höchsten geistlichen Würdeträger berichten. Daß äußerst frivole Lustspiele geschrieben wurden, beweist noch nicht die allgemeine Unsitte, wol aber, daß sie vor Päpsten, Cardinälen, Fürsten, Großen und Damen mit großem Beifall und wiederholt aufgeführt wurden.

Der §. 3 (Stand der Ansichten in Italien über politische Zustände) bespricht die Mängel, über welche besonders manche Klagen laut werden. Die Verfassungs- und Verwaltungsarten sind hier nur kurz berührt, weil sie der Verf. in einer besondern Schrift entwickeln will. In Hinsicht auf Ständeverhältnisse wird dem italienischen Adel ein sehr schönes und wohlverdientes Lob gespendet, und manche Eigenschaften desselben angeführt, die ihn hoch über den der andern Länder erheben und immer daran erinnern, wie einst Italien schon durch Cultur blühte, als andere Staaten noch in Finsterniß und Noth versunken waren. Die gegründetste Klage mag der dortige Buchhandel führen, der gegen seine beiden Lohfeinde, den Nachdruck und die Censur, und zwar politische und geistliche Censur, kaum bestehen kann. Der Inhalt dieses §. führt den Verf. besonders auf die Nationalität der Italiener, von welcher früher gar keine Rede sein konnte, die aber doch jetzt anfängt Bestand zu gewinnen und welche, wenn einmal das Gefühl dafür überall durchgedrungen und ausgebildet ist, noch zu großen unberechenbaren Wirkungen führen kann. Über den Einfluß der Franzosen in Italien in neuerer Zeit hätten wir den Verf. gern etwas ausführlicher vernommen. Dieser Einfluß läßt sich nicht so schnell ablegen. Wenn er in Hinsicht auf Regierung, Verwaltung, Justiz der einzelnen Länder nicht zu bemerken ist, wenn man gegen die erobernden Franzosen ein beleidigtes Nationalgefühl geltend macht und manche Einrichtung gern hat wieder abschaffen sehen, die an die Zeit der Fremdherrschaft erinnerte: so ist deswegen der Einfluß nicht aufgehoben, sondern gerade der

geistige, still wirkende, nicht berechenbare bei dem Volke desto kräftiger. Eroderungen werden wol zurückgewiesen, nicht aber Beispiele, und so oft sich die Franzosen am meisten um ihre innern Angelegenheiten bekümmert haben, ist ihr Einfluß am stärksten gewesen. In den italienischen Ländern, in welchen freisinnige Regierungen französische Blätter zulassen, kann man wol den Eifer bemerken, mit welchem die verschiedenen Classen den Gang der dortigen innern Angelegenheiten verfolgen. Zum Schluß des §. werden noch einige Schriftsteller angeführt und der Inhalt ihrer Werke mitgetheilt, welche sich über die politische Gegenwart und Zukunft Italiens verbreiten. Die Mehrzahl der politischen Schriftsteller hofft für die Verbesserung der italienischen Zustände, wie dies von je her ein charakteristischer Zug der Italiener war, auf eine Rettung von außen, auf ein unvorhergesehenes Ereigniß; doch ist es erfreulich zu sehen, daß auch Viele darin übereinstimmen, daß das Hauptstreben auf die moralische und intellectuelle Bildung des Volks gerichtet werden müßte.

Der §. 4 gibt die verschiedenen Ansichten über die Gründung eines italienischen Zollvereins, in welchem man das eifrige Streben vieler ausgezeichneten Staatsmänner für die Verbesserung des innern Haushalts anerkennen muß. Die reiche Literatur über diesen Gegenstand wird allen Staatsökonomern willkommen sein. Ebenso die höchst interessanten statistischen Nachweisungen über die Ein- und Ausfuhr der einzelnen Länder, die Producte des Bodens und der Industrie, woraus man den innern Reichtum Italiens und das große Ziel, das dem italienischen Handel zu erreichen vorsteht, ersuchen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Poetische Übersetzungen.

Man wird den Franzosen nicht mehr den Vorwurf machen können, daß sie den Meisterwerken fremder Literatur nicht die gebührende Aufmerksamkeit zollten. Was Deutschland, oder England, oder Spanien und Portugal nur irgend Ausgezeichnetes an literarischen Productionen aufzuweisen haben, ist bereits in einer oder mehreren Übersetzungen in die französische Literatur eingeführt. Wenn diese Bearbeitungen auch nicht durchweg tadelfrei zu nennen sind, so gewähren sie doch immerhin eine erspriessliche Kenntnisaufnahme der fremden Schöpfungen, und bei steigender Concurrenz können die Flecken und Mängel, die sie noch an sich tragen, auch immer mehr und mehr getilgt werden. Unter den zahlreichen Übersetzungen fremder Dichtwerke, welche fortwährend erscheinen, verdient besonders eine zum Theil recht gelungene Bearbeitung der berühmtesten epischen Dichtung der Portugiesen hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „Les Lusiades ou les Portugais par Camoens; traduction de J. B. J. Malle, revue par Dubou.“ Von besonderem Interesse ist die literarisch-biographische Notiz, welche dieser fleißigen Arbeit beigegeben ist. Sie rührt von Charles Maguin her, welcher unzweifelhaft der gründlichste Kenner der portugiesischen Literatur ist, den Frankreich aufzuweisen hat.

Gesammelte Werke von Lamennais.

Es sind vor kurzem die ersten Bände einer neuen Ausgabe der gesammelten Werke Lamennais erschienen. Diese Gesamtausgabe ist auf zehn Bände berechnet. Sogar die neueste Flugschrift des exaltirten Verf.: „La voix de prison“, soll in dieselbe mit aufgenommen sein; ob aber die berühmten „Requies d'une philosophie“ der Sammlung einverleibt werden, möchten wir fast in Zweifel ziehen, wenigstens wird ihrer in der ausführlichen Ankündigung, die zugleich eine Art von Inhaltsverzeichnis bildet, nicht gedacht.

17.

Dienstag,

Nr. 21.

21. Januar 1845.

Die Neujahrsfeier in Schottland.

(Wizards aus Nr. 20.)

Wir haben nun noch von den Guizards (Wizards), d. h. den Vermummten, zu sprechen, die mit ihrem Maskenspieler einen wesentlichen Zug in der Physiognomie eines schottischen Neujahrstags bilden. Diese Personagen pflegen sich am Weihnachts-, Hogmanay-, Neujahrs- und Handels-Montag-Abend öffentlich zu zeigen. Diejenigen Knaben, welche etwas Stimme zu besitzen sich rühmen können, haben nun schon Wochen lang die Sammlung „ausgezeichneter neuer Lieder“, welche wie ein Bündel Lumpen unter dem Fenster liegt, durch ihre Finger gehen lassen, und da sie nun im Stande sind, „Barbara Allan“ oder das „Wee cot-house and the wee kail-yardie“ herzuheulen, so beschließen sie, die Rolle von Guizards zu spielen. Zu diesem Ende kleiden sie sich in alte Hemden, die ihren Vätern gehören, und setzen Mützen, wie die eines Bischofs gestaltet, von braunem Papier aufs Haupt — die sie von dem Abte von Unversand geborgt zu haben scheinen. An die Mütze wird nun ein Bogen desselben Papiers befestigt, der vorn niederfällt und das ganze Gesicht bedeckt und verbirgt, außer nur Öffnungen eingeschnitten sind, um Mund, Nasenspitze und Augen durchblicken zu lassen. Jeder dieser singenden Guizards ist nach der Weise alter Ritter von einer Art von dienendem Geiste begleitet, der sich als Mädchen zu kleiden pflegt, eine alte Frauenmütze auf dem Kopf, einen Besen in der Hand hat und gewöhnlich „Bessie“ genannt wird. Bessie geht vor ihrem Prinzipal her, öffnet alle Thüren, wo er seine Gesangskunst produciren will, und beschäftigt sich während des Gesangs damit, den Flur mit ihrem Besen zu kehren oder solchlei Poffen zu spielen, mit denen sie die Einwohner unterhalten zu können meint. Die gewöhnliche Belohnung für diese Unterhaltung ist ein halber Penny, aber es gibt auch solche, die über die unglücklichen Guizards herfallen und sie aus dem Hause prügeln. Aber die mögen nur am nächsten Allerheiligen ein wachsames Auge auf ihren Kohlgarten haben.

Die Guizards beschränken sich aber keineswegs auf dieses Herumwandern und Singen; ihre bedeutendsten Thaten tragen vielmehr einen schauspielartigen Charakter. Man hat ein kleines rohes und groteskes Drama,

welches sie an jedem der obgenannten Abende aufzuführen pflegen und welches sich in verschiedenen Bruchstücken und Versionen noch in allen Theilen Niederschottlands vorfindet.

Die handelnden Personen, nie weniger als drei, zuweilen auch sechs, gehen costumirt von Haus zu Haus und begnügen sich gewöhnlich, die Küche zu ihrer Bühne zu wählen, wo sich in Häusern, in denen noch der Genius eines guten Humors waltet, die ganze Familie zu versammeln pflegt.

Sir W. Scott, der ein besonderes Vergnügen darin fand, alte Sitten und Gebräuche aufrecht zu erhalten und, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, zu der einfaches Sitte herabzusteigen, hatte unveränderlich eine Truppe Guizards, die zu Abbotsford wie zu Ashfield dieses Spiel vor seiner Familie aufführen mußten. Das Folgende, welches wir nach besten Kräften übersetzt haben, soll ein erträglich vollständiger Text sein.

Galatian, ein Neujahrsstück.

A. Personen:

1. Zwei Fechter oder Ritter, deren einer der schwarze Ritter, der andere Galatian (auch Galatius oder Galgacus) genannt wird, und abwechselnd John.
2. Ein Doctor.
3. Eine vierte Person, welche, dem griechischen Chore vergleichbar, die sprechende und erklärende Rolle übernimmt, gewöhnlich Talking man genannt.
4. Ein junger Mann, als Nebenrolle.
5. Judas, der Borsenträger.

B. Costume.

Galatian ist in ein gut vollständig Hemde gekleidet, in der Mitte mit einem Halsstucke umwunden, von dem ein hölzernes Schwert herabhängt. Auf dem Haupte trägt er einen zugespitzten großen Hut von weißem Papier, der entweder mit menschlichen Profilen ausgeschnitten oder mit kleinen Pfennigfiguren überklebt ist. Der schwarze Ritter ist dagegen eine fürchterlichere Erscheinung: sein Anzug besteht wo möglich aus Lartan (einer Art dicken Wollengezeuß), einer alten Cavaleriemütze, und weißen Strümpfen, ganz mit rothem Bande umwunden. Ein künstlicher Bart erhöht sein schrecklich Ansehen. Der Doctor kleidet sich in abgetragene schwarze Kleider, wie man sie eben haben kann, und trägt einen Hut, der allem Anscheine nach einer benachbarten Logischeuche entwendet ist.

Sprecher tritt auf und spricht:

Fort mit Spinnraden
Und fort mit Gortwinden,

Fort mit den Stöcken

Und Rädern den geschwinden!
Raum für Kränze, und Raum wo ich sing',
Und ich will euch zeigen das schönste Ding,
Das je zur Weihnachtszeit geschah'n.
Grafteuf und Kleinwig hinter der Thür steh'n, —
Doch unser's Gleichen ist nie zuvor geseh'n!
— Heiß dich, schwarzer Ritter!

Schwarzer Ritter tritt auf und spricht:
Hier kommt der schwarze Ritter,
der große König von Macedonien,
Der hat die ganze Welt sich unterjocht,
ausgenommen Caledonien.
Als ich nach Schottland kam, da ward
Herz und Muth mir kalt,
Du seh'n das kleine Bölschen
so stark und so gewalt,
So stark und so gewaltig, so krank und so frei!
— Run rufe mir Galatian zu fechten herbei!

Galatian tritt auf und spricht:
Hier komm' ich Galatian, Galatian
that man mich nennen;
Schwert und Schild an der Seit', ich hoff'
ich werd' das Spiel gewinnen.

Schwarzer Ritter.
Das Spiel, Herr, das Spiel Herr
ist nicht in eurer Macht,
In kurzem hab' ich dich durch Hieb
und Stich wol still gemacht.
Rein Haupt ist von Eisen,
mein Herz ist von Stahl.
Rein Schwert ist ein Ferrara,
kennt seine Pflicht zumal.

(Sie fechten. Galatian überwältigt fällt.)
Nieder Jach, nieder auf
die Erde müßt ihr geh'n!
Oh! oh! was ist von mir geschah'n?
Ich hab' getödtet Bruder Jach,
mein's Vaters ein'gen Sohn!

Sprecher.
Hier sind zwei blut'ge Kämpen,
die fechten nie vorher,
Wir kommen ihn zu befreien, —
was könnten wir denn mehr?
Galatian ist todt nun,
und auf der Flur gelegen, —
Ihr werdet leiden, fürcht' ich,
gar sehr noch seinetwegen.

Schwarzer Ritter.
's war gewiß nicht ich, Herr,
bin schuldblos am Verbrechen;
Der junge war's hier hinten,
der wußt' so schön zu stehen.

Der junge Mann antwortet:
O ihr abscheulicher Schurke!
Die Schuld auf mich zu schieben!
Meine beiden Augen waren geschlossen, Herr!
als jener junge Mann geblieben.

Schwarzer Ritter.
Wie waren die beiden Augen geschlossen denn,
da ihre doch sahet zu?
Wie waren die beiden Augen geschlossen, da
ihre Schwerter schlugen zu!
— Ist da wol ein Doctor zu finden?

Sprecher.

Kuft her den Doctor Papp,
Den besten in der Stadt!

Doctor tritt auf und spricht:
Hier kommt ein Doctor Freie, so gut
wie Schottland ihn gegeben,
Rein Fach zu lernen that ich mich
in allen Ländern bestreben,
Und kehrte nun zu Schottland heim,
die Todten zu beleben.

Schwarzer Ritter.
Was könnt ihr heilen?

Doctor.
Ich heile Ausschlag und Scorbut,
Ob einer sieben Jahr' im Grab geruht,
Geb' ich ihm den Verstand zurück.
Und wär' sie ein sechzigjährig Weib,
Geb' ihr 'nen sechzehnjähr'gen Leib.

Schwarzer Ritter.
Was willst du haben, diesen Todten zu heilen?

Doctor.
Sehn Pfund.
Schwarzer Ritter.
Ist nicht ein Pfund genug?

Doctor.
Rein.
Schwarzer Ritter.
Sind nicht drei — fünf — sieben — neun genug?

Doctor.
Ja! neun — genug mag's sein,
Und dazu ein Quart Wein!
Ich hab' eine kleine Flasch' Inker Pinker im Noth;

(zur Seite zu Galatian):
Nimm davon einen Tropf!
Bei dem Focus Focus und der magischen Berührung
meines kleinen Fingers.
Steh auf, Sohn!

Galatian erhebt sich, aufstehend.
O weh, mein Rücken!

Doctor.
Was fehlt eurem Rücken?

Galatian.
Da ist ein Loch d'in, daß ihr zehnmal eure
Faust d'in umbrechen könnt.

Doctor.
Wie kommt ihr dazu?

Galatian.
Indem ich für unser Land socht.

Doctor.
Wie viele tödtet ihr?

Galatian.
Ich tödtete alle die Schufte, bis auf einen,
der tief und wollte nicht steh'n.
(Die ganze Gesellschaft tanzt, Galatian singt):
Oh einst war ich todt, Herr,
doch nun bin ich am Leben;
Gefegnet sei der Doctor,
der ihm mich wiedergegeben.

Nun geben wir all' uns die Hände
und sechten nimmermehr.
Und wollen gute Brüder sein,
wie wir gewesen bisher.

Judas, tritt auf mit dem Sack, sprechend:

Hier komm' ich Judas, und Judas heiß' ich auch;
Stecht ihr kein Silber in meinen Sack,

um Gotteswillen denkt an unsern Douch.
Als ich auf das Schloß kam, da klopf' ich an die Thür,
Doch sie nahmen die Schlüssel und öffneten nicht mir.
Ich that mich auch nach Osten und Westen hin bewegen,
Auch dastin, wo Wolken Erbsen und Bohnen regnen,
Wo Pächter die Häuser mit Radel und Haarnadel decken, —
Ich hab' gesch'n die Gänse in Holzschuhen geh'n,
Die Schweine die Luft durchfliegen, —
Unser Herzen sind von Stahl, unser Leib
weich wie Seuch, —
Habt ihr was zu geben, her damit sogleich!

Schlussgesang der Gesellschaft.

Gesegnet sei der Hausherr und die Herrin schön,
Und die Kleinen sämmtlich, die den Tisch umsteh'n.
Voll Selbes ihre Taschen, voll Bier die Flaschen —
Lustige Weihnacht und frohes Neujahr!

Es läßt sich nachweisen, daß auch in manchen Theilen Englands ein Spiel, welches dem obigen, dessen Varianten wir übergehen, in vieler Beziehung ähnlich, ja theilweise gleich war, von jungen Leuten, Mummings oder Old Father Christmas' boys genannt, aufgeführt ward. Man wählte dazu eben den Weihnachtsabend, an dem ja auch in Deutschland Ähnliches früher vorzukommen pflegte. Die handelnden Personen in dem erwähnten englischen Stücke, welches einen etwas größeren Umfang hatte, waren Alexander der Große, der König von Aegypten und Prinz Georg, der Sohn des Letztern, der mit dem Ersten kämpft. Und weiter finden wir ein anderes Spiel erwähnt, welches St.-Georg heißt und noch heutzutage am Neujahr in Cornwall aufgeführt werden soll, ganz in der Weise des obigen Galatian, dem es ebenso nahe stehen soll, als die verschiedenen Versionen des Letztern sich untereinander gleichen. Schon diese weite Verbreitung bei der Übereinstimmung weist auf ein hohes Alter hin, wußten wir auch nicht, daß ähnliche Feierlichkeiten schon in frühester Zeit ausdrücklich durch die Kirchenconcile verboten wurden. Den Königen aus dem Hause Plantagenet wurde stets zu Weihnachten mit solchen Spielen aufgewartet, die bis in die Zeit der Elisabeth eine der hauptsächlichsten Weihnachtsvergünstigungen bildeten. Unser „Galatian“, schließt der Herausgeber nach Sprache und Versbau, gehört wol in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wir erlauben uns zum Schlusse noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Gutzards, an deren Herumziehen und Singen in den Häusern der Wohlhabenden wir in der obigen Darstellung die allmählig eintretende Aufführung kleiner Schauspiele geknüpft sehen, eben nichts Anderes sind als die in manchen Gegenden Deutschlands noch kürzlich (vielleicht noch?) vorkommenden sogenannten Sterngucker, die zwar ihr Wesen besonders am heiligen Dreikönigsabende zu treiben pflegten (auf den als die ursprüngliche Zeit auch oben Allerlei

hinweist), übrigens ganz auf dieselbe Weise gekleidet waren. Charakteristisch sind besonders das übergeworfene weiße Hemde und die spitze Bischofsmütze. Auch wir haben von ihnen, wenn nicht Schauspiele, doch noch allerlei Lieder erhalten.

Albert Seefee.

Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Rittermaier.

(Schluß aus Nr. 22.)

Der §. 6 enthält die Criminalstatistik des lombardisch-venetianischen Königreichs, der Königreiche Neapel, Sardinien, des Kirchenstaats und des Großherzogthums Toscana. Mit besonderm Interesse verweilt der Verf. bei letzterem Land, wo durch die milde und liberale Regierung auch das Volk menschenfreundlicher und gestitteter geworden ist. Schon 1838 wurde hier die öffentliche mündliche Gerichtsverhandlung eingeführt, wonach die rechtsgelehrten Richter am Schlusse nach innerer Überzeugung (ohne Angabe von Gründen) das Urtheil zu fällen haben, und die Todesstrafe nur dann erkannt werden kann, wenn sie durch Einstimmigkeit als verdient erklärt wird. Seit 1831 hat in Toscana keine Hinrichtung stattgefunden, und zwar aus Gründen, welche andere Nationen, die sich so gern vornehm über die Italiener erheben, sehr tief beschämen. „Die Ereignisse“, berichtet hierüber der Verf., „bei den letzten im J. 1829 und 1830 in Pisa und Florenz stattgefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurückschaudern muß, durch die Bestätigung des Todesurtheils ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. Bei der Hinrichtung in Pisa hatte die Unzufriedenheit des Volks sich so heftig ausgesprochen, daß nur mit Mühe der Scharfrichter, der das Urtheil vollziehen sollte, der Wuth des empörten Volks, das die Vollziehung misbilligte, entzogen werden konnte. In Florenz hatte bei der letzten Hinrichtung die Misbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Bewohner, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit einen Gefallen fand.“ Hiermit vergleiche man einmal die Hinrichtungen in Deutschland oder gar in England, und den Jubel und den Arm und reichen Pöbels zu denselben. In Toscana haben sich seit Abschaffung der Todesstrafe die Verbrechen nur vermindert.

Im §. 7 (uneheliche Kinder, Kinderaussetzungen, Selbstmorde, Geisteskrankheiten) liest man mit Erstaunen die große Zahl der Selbstmorde in Italien, die freilich im Vergleich mit andern Ländern immer noch ein günstiges Verhältniß herausstellt, die man aber in dem schönen heitern Lande gar nicht erwartet. Allerdings sind dabei auch viele Fremde mitgerechnet, welche die Langweile, der Überdruß, die Reue über ein schlecht angewendetes Leben oder über unglückliche Speculationen auch dorthin verfolgt. Sehr merkwürdig ist die Angabe, daß in neuerer Zeit sehr oft religiöse Zweifel die Ursache von Geistesverwirrungen sind, und daß in allen Irrenanstalten viele Geistliche vorkommen, welche aus religiösen Grübeln und durch angestrengtes Studium, Alles verständig zu erklären, wahnsinnig wurden.

Im §. 8 wird dem menschenfreundlichen Sinne der Italiener bei Anführung der vielen Wohlthätigkeitsanstalten ein verdientes Lob gegeben. Doch ist dies gewiß eine der schwachen Seiten des italienischen Lebens, indem die sehr ausgeübte Unterstützung der Armen auch die Zahl dieser Armen

verzehrt und die Privilegien der Bettelerei wie im ständischen Gebiete die Zahl der müssigen Bettler ins Unermeßliche ausdehnen, so daß man dort bald von selbst wird genöthigt sein, die Unterstützungen zu beschränken, damit die Leute nur wieder Lust zur Arbeit bekommen. Wenn man hier liest, daß in Rom 3455 Familien tägliche Unterstützung aus dem Almosenfonds erhalten, und daß zu diesen Fonds allein das schändliche Lotto jährlich 30,000 Scudi beiträgt, so kommt man, da das Lotto hauptsächlich auf die Armen Jagd macht, beinahe auf den Gedanken, daß diese großentheils von ihrem eigenen Gelde leben, ohne zu arbeiten. Hier wird ein Loch gemacht, um das andere zuzustopfen. So machen auch die Anstalten für die Aussteuer armer Mädchen nur die Vermehrung der Findelhäuser notwendig. Der Verf. sagt daher: „Wirft man einen Blick auf die bisher mitgetheilten Nachrichten, so ergibt sich ein ungeheurer Reichtum, der, indem er dem Wohlthätigkeitsstrome der Italiener Ehre macht, notwendig die Frage veranlaßt, ob jene reichhaltigen Schätze so verwaltet und verwendet werden, wie der erhabene Zweck dies fodert, und ob diese Anstalten die Früchte tragen, welche so leicht durch sie hervorgebracht werden könnten. Wir können keine dieser Fragen unbedingt bejahen, wenn wir auch nach den sorgfältigen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen der meisten dieser Anstalten bezeugen müssen, daß in einzelnen Staaten die Regierungen Vieles gethan haben, um Mißbräuchen entgegenzuwirken und den Anstalten eine bessere Einrichtung zu geben. Veralteicht man den oben geschilderten Reichtum der

großen Zahl der Bettler in, daß die vielfachen Unterbern, die Energie und die Verdienste, schwächen und die ähren, daß die Wohlthätigkeit die Armen, die nicht arbeiten, daß diese ein Recht auf Un-

ter dem Volksunterricht und überhaupt gewidmet. Hier ist ritt im Ganzen bemerklich, welchem Lande allein auch die in angehalten werden, ihre uch in Sardinien befreit es vierte Theil der Gemeinden st. In Toscana wird sehr en ist es bis jetzt der Regiege zu machen. In Florenz t. Dort sind vier Knaben-eine Erziehungsanstalt in n, drei Anstalten des wechrtreffliche Anstalt für Mäd-deren Vorsteherin die ver-vielen besuchten Privataner noch der würdige Abbatte kühende Erziehungsanstalt t hat und dort besonders h um die Ausbreitung der wirbt. Dazu trägt auch rnal „Guida dell' educa-schen Erziehungsgrundsätze nd zu diesem Zweck hat er en gewußt. In Rom und i der gute Wille, den er :kte, zu der Billigkeit ver-er über die dort noch gro-werfen.

mit hoher Achtung vor sei-ndlich einmal Italien kennen u-lassen, und die vielen, allern, Vorurtheile durch Anbah-nung eines gründlichen Kenntniß, der moralischen und indu-

striellen Zustände des Landes zu verschaffen. Wenn wir den dortigen Zustand der Volksbildung, den überaus großen Einfluß der Geistlichen, die Hindernisse, die durch diese und durch Aberglauben und Vorurtheil der Bildung entgegenstehen, beklagen, so müssen wir doch nur, um nicht zu sehr über unsere geistigen Fortschritte zu werden, auf den ungenährten Boden in Aetna und auf den Sclandal, der dort wochenlang ganz ungehört vor sich gegangen ist. Wie Vieles hat dagegen das italienische Volk voraus, was wir hochachten und mit Bewunderung über ähnliche Zustände bei uns dort lernen müssen. Mit dem größ-ten Dank ist es also anzuerkennen, daß ein Mann von den umfassenden Kenntnissen und ausgebreiteten Hülfsmitteln des Verf. die Deutschen aus ihrer Unwissenheit über Italien herausgerissen, daß er kein Wort vom Apolo von Delphere und der Venus von Medici gesagt, aber uns gründliche Un-terfuchungen über den Geist, die Thätigkeit, die reichen Mittel und Talente des Volks gegeben hat, und mit Verlangen sehen wir der Erfüllung seines Versprechens entgegen, in einem fol-genden Hefte die politischen und Verwaltungseinrichtungen, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirtschaft und die Verhältnisse der acker-bauenden Classe in den verschiedenen Staaten Italiens zu schildern.

W. Rath.

Literarische Notizen aus England.

Ein Engländer über Gräfenberg und Priesnitz.

Ein englischer Arzt, Robert Hay Graham, hat unter dem Titel: „Gräfenberg; or a true report of the water cure“, eine Schrift erscheinen lassen, worin er aus den zu Gräfenberg als Patient gemachten Erfahrungen und Studien zu beweisen sucht, daß Daseyn, was an der Wasserheilung wirklich gut und anwendbar ist, von einsichtsvollen praktischen Ärzten in England längst gekannt und in Anwendung gebracht wurde, während das einzige Ursprüngliche in dem Verfahren Priesnitz's darin besteht, daß er denselben eine Theorie der Krankheit zu Grunde lege, die, weil auf bloßen Voraussetzungen eines völlig unwissenschaftlichen Mannes beruhend, eine offenbare Abgeschmacktheit sei. Zugleich wird dem berühmten Wasserarzt eine an Brutalität grenzende Rücksichtslosigkeit gegen seine Patienten schuld gegeben und zur Unterstützung dieses Vorwurfs die Geschichte einer jungen Engländerin erzählt, die durch seine falsche ärztliche Behandlung gekranket sein soll. Aus der ganzen Schrift geht hervor, daß ihr Verfasser trotz der Absicht, sich selbst einer Wassercur zu unterwerfen, mit den Vorurtheilen eines gewöhnlichen englischen Arztes nach Gräfenberg gekommen und vom ersten Augenblick an gegen Priesnitz persönlich eingenommen, ganz natürlich sich in seiner Heilung sowohl wie in seinen übrigen Erwartungen getäuscht sehen mußte.

12.

Ein neuer Roman von Cooper.

Fortsetzung und Beschluß des in Nr. 327 d. Bl. f. 1844 erwähnten Cooper'schen Romans: „Afloat and ashore; or, The adventures of Miles Wallingford“ (London 1844), hat nicht warten lassen und ist noch in demselben Jahre erschienen unter dem Titel: „Lucy Hardinge“ (3 Bde.). Das Ganze dürfte zu Cooper's glücklichsten Leistungen gehören. Wie Miles jeder Hott ein Fremmann, so ist Lucy jeder Hott ein Weib. Außerdem geben Hunderte von Seiten aufs neue Zeugniß, daß in der Beschreibung von Seegefechten und Seelandschaften, in der Schilderung tiefer und ernster Gefühle, in der Schilderung des menschlichen Herzens, in Skizzen von Sitten und Gebräuchen, in Gewandtheit des Ausdrucks und natürlicher Reihenfolge der Begebenheiten Cooper keinen Nebenbuhler zu fürchten braucht.

14.

nam. Man kann, den Deutschen, endlich einmal Italien kennen lassen, und die vielen, allern, Vorurtheile durch Anbah-nung eines gründlichen Kenntniß, der moralischen und indu-

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. v. Rath. Eingeführt durch F. C. Schloffer. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 11 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Es gehört unstreitig zu den erfreulichen Folgen des langen Friedenszustandes; dessen Europa genießt, daß eine Anzahl durch Welt und Bücher gebildeter Offiziere die geschichtliche Kenntniß unserer Tage durch lehrreiche Schriften militairischen Inhalts gefördert hat. Männer wie der Erzherzog Karl, die Generale Jomini, Grolman, Clausewitz, Londonderry, Rüßling u. A., haben durch die Schilderung der von ihnen zum großen Theile selbst erlebten Begebenheiten nicht bloß der Kriegeskunst nützlich sein wollen, sondern sie sind es auch für Alle geworden, die Geschichte schreiben und für die Belehrungen der Männer vom Fache empfänglicher sind als für bloße Tiraden und anekdotenartige Bücher. Weniger sind unsere tüchtigen Kriegsmänner — und wir erkennen hierin die Bescheidenheit des wahren Verdienstes — mit solchen Darstellungen aufgetreten, die nicht rein militairisch sind, wo wir indessen als ein glänzendes Beispiel des Gegentheils die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich“ vom General v. Schüz durchaus nicht unerwähnt lassen dürfen. Mit besonderer Theilnahme gedenken wir daher jetzt eines Buchs, das, wenn schon hauptsächlich militairischen Inhalts, doch auch andere Gegenstände der Staatseinrichtung in seinen Kreis gezogen hat, das die wichtigste Periode der neuern Geschichte umfaßt und einen echt deutschen Charakter trägt. Hat nun ferner Barmhagen v. Ense („Zur Geschichtsschreibung und Literatur“, S. 96) mit Recht gefordert, daß der Geschichtschreiber Napoleon's auch einige Kenntniß von kriegerischen Dingen haben müsse, so sehen wir diese Forderung jetzt auf das Beste befriedigt. Denn Hr. v. Rath, Hauptmann in württembergischen Diensten, hat in dem vorliegenden Werke eine ruhige, anständige und unparteiische Geschichte Napoleon's geschrieben, in ihr durch gründliche militairische Studien das Wesentliche der einzelnen Kriegsunternehmungen klar und anschaulich in das Licht gesetzt und auch die übrigen Seiten in dem Leben und der Regierung des Kaisers keineswegs übergegangen, sondern dabei gutes Urtheil

und sichern Takt bezeugt, wenngleich hier nicht eine solche Vollständigkeit bezweckt werden konnte als in dem ausgezeichneten Bachsmuth'schen Werke. Demnach erscheint uns dies Buch ganz des Lobes würdig, mit dem es der berühmte Vorredner ausgestattet hat, ja wir erachten dasselbe nebst Bachsmuth's Buche für vollkommen ausreichend, um die gegenwärtige Zeit über die großen Begebenheiten, unter denen sie herangewachsen ist, zu belehren, ihr ein fast überall wahres Bild derselben zu geben, und ihr Männer und Ereignisse ohne Parteilichkeit darzustellen, sodaß künftig Niemand mehr nach französischen Büchern oder nach den, aus ihnen allein geschöpften deutschen Compilationen zu greifen braucht, um sich über die Geschichte seit dem Jahre 1789 zu unterrichten. Für weitere Forschungen bieten die reichhaltigen Nachweisungen bei Bachsmuth genügenden Stoff, Hr. v. Rath konnte sich hier nur auf das Wichtigere beschränken (im ersten Theile sind fast gar keine Quellen angeführt, mehr im zweiten), wie es die Einrichtung seines Buchs mit sich brachte. Diese beiden handlichen Theile sind also großer Verbreitung werth, und wir beklagen daher nur das Eine, daß der hohe Preis einer so wünschenswerthen Sache ein wesentliches Hinderniß in den Weg legen wird.

Ref. will sich weder auf ein ausführliches Inhaltsverzeichnis noch auf die Nennung der besten, vom Verf. in der Vorrede aufgeführten und gebrauchten Hülfsmittel einlassen. Das Erste würde gar nicht im Verhältniß mit dem uns gegönnten Raume stehen, die Wichtigkeit der letztern aber verbürgt Schloffer's Lob und die bekante Trefflichkeit der Bücher; nur gegen die zu reichliche Anführung der Capesigue'schen Schriften erklärt sich der Vorredner, meint aber doch, daß der Einfluß dieser „Charakten“ auf das Rath'sche Buch nicht bedeutend gewesen sei. Auch von des Russen Danilewski Denkwürdigkeiten hält Schloffer nicht viel, aber dafür hat sie Hr. v. Rath auch nur an solchen Stellen benutzt, wo eine entschiedene Vorliebe für Rußland nicht hervortritt. Abgesehen also hiervon wollen wir jetzt nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten das Buch zu charakterisiren suchen.

Hier gedenken wir nun zuerst der durch besondere Klarheit und Bündigkeit der Sprache ausgezeichneten Schlachtbeschreibungen, als der Kämpfe bei Toulon, der

Schlachten bei Lodi, Arcole, Jena, Aspern, Borodino, Dresden, Stogee und Bauchamps, Laon, Paris und Belle-Alliance. Am kürzesten sind verhältnismäßig die Gefechte und Schlachten in Spanien beschrieben, vollständiger die in Rußland, Italien, Frankreich und Deutschland, nur meinen wir, daß die Schlachten bei Groß-Beerden, Dennewitz, an der Rappach und der Sturm auf Leipzig am 19. Oct. 1813 einer größern Berücksichtigung werth waren, sowie wir es dem Patriotismus des Verf. nicht verargt haben würden, wenn er das von den Würtembergern bestandene und so oft unrichtig geschilderte Treffen bei Montereau etwas ausführlicher im Texte, und nicht bloß in einer Anmerkung besprochen hätte. Wenden wir uns nun zu dem Feldherrn, der die meisten der genannten Schlachten gewonnen hat, so erkennen wir in Hrn. v. Rath zwar durchaus keinen partiellischen Lobredner Napoleon's, aber ebenso wohl den mit der größten Achtung für dies gewaltige Feldherrntalent erfüllten Mann. Wir müssen hier seine eigenen Worte einschalten:

Napoleon verstand meisterhaft und mit seltenem Talente längst bekannte oder wieder in Vergessenheit gerathene Grundsätze und Regeln anzuwenden und zu benutzen. Seine größte Kunst bestand darin, seine Truppen auf strategisch-wichtigen Punkten in möglichst großer Anzahl schnell zu concentriren, um dadurch seine Gegner zu überraschen und ihnen auf solchen Punkten stets überlegen zu sein; ebenso gut verstand er es, seinen Feind auf dem kürzesten Wege zur Schlacht zu zwingen, diese so lange, wenn der erste Anfall ihm nicht gleich den Sieg verschaffte, durch unausgesetzte Angriffe fortsetzen zu lassen, bis sein Gegner alle seine Reserven ins Gefecht verwickelt hatte, um dann mit einer gewaltigen, aus allen Waffen zusammengefügten Colonne seiner besten, bis jetzt zurückgehaltenen Truppen, den Durchbruch der erschütterten feindlichen Linie fast immer im Centrum zu erzwingen und den geschlagenen Feind nicht wieder zu Athem kommen zu lassen.

Weiter wird angegeben, wie die Conscriptio, das Requisitionssystem, die Unbeschränktheit in Führung des Oberbefehls, die Nichtachtung der Menschenleben ihm zu vielen Siegen verholfen hatten, wie er aber dadurch auch vom Glücke verzogen war und im Unglück nicht die nöthigen Gegenanstalten zu treffen mußte. Die Belege hierzu finden sich im ganzen Buche: wir bemerken nur, daß der erste Feldzug Napoleon's in Italien, der Krieg mit Preußen 1806 und sein Vertheidigungskampf in Frankreich 1814 nach Hrn. v. Rath die glänzendsten Erscheinungen seiner Feldherrngröße aufzuweisen haben. Wie gerecht derselbe gegen den Kaiser ist, zeigt sich in vielen Beispielen. Wir wollen nur anführen, daß jene schmählichen Angriffe auf Napoleon, als habe er Pilsnitz und Louvain-Louverture im Gefängnisse ermorden lassen, mit vollem Rechte zurückgewiesen sind; daß Napoleon mit Wärme gegen die Beschuldigung, in Jaffa viele hundert Pestkranke vergiftet zu haben, in Schutz genommen wird; daß weder seine Abreise aus Aegypten noch seine Trennung von dem Heere in Rußland als feige Flucht dargestellt ist, sondern als eine durch die Nothwendigkeit auf das französische Reich gebotene Nothwendigkeit; daß der Tadel, Napoleon habe die Schlacht bei Moskau zu früh abgebrochen, allseitig be-

leuchtet, und daß endlich die Beschuldigung, als habe er zu seiner eigenen Rettung die frühzeitige Sprengung des leipziger Brückens am 19. Oct. 1813 befohlen, gründlich widerlegt ist. Wo aber dem berühmten Feldherrn Mißgriffe und Fehler nachzuweisen sind, da geschieht auch dies mit der eben Räsigung, welche überhaupt eine Zierde dieses Buchs ist und ganz im Sinne Grolman's, der („Geschichte des Feldzugs 1814 im östlichen Frankreich“) bemerkt hat, es sei nichts leichter als einem Feldherrn nach erfolgten Begebenheiten nachzuweisen, wie er anders hätte handeln können, indem man sich in dem Besitze so vieler Bestimmungsgründe für ihn befindet, die ihm zur Zeit seines Handelns abgingen. So zeigt es sich in den Betrachtungen über die Begebenheiten nach der Schlacht bei Smolensk, über Napoleon's Marsch nach Moskau, über den damaligen Rang an Einheit in den französischen Operationen, über den Abschluß des Waffenstillstandes bei Poischwitz im Sommer 1813. Nicht weniger werden die strategischen Fehler Napoleon's im October 1813, und in den Entschlüssen nach dem 21. März 1814 aufgedeckt; das Abenteuerliche des Entschlusses, die Schlacht bei Leipzig am 18. Oct. 1813 anzunehmen, wird ebenso wenig beschönigt als die Mißgriffe und falschen Combinationen, welche den Verlust der Schlacht bei Belle-Alliance trotz aller Anstrengungen der französischen Truppen herbeigeführt haben.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich aber Hr. v. Rath dadurch erworben, daß er nicht Alles und Jedes hat genau wissen und mit der größten Sicherheit aufklären wollen; denn mit vollem Rechte hat er eingesehen, daß, wennschon eine ansehnliche Reihe von Jahren zwischen der Gegenwart und den von ihm geschilderten Begebenheiten liegt, Vieles doch noch immer dunkel bleibt. Dies gilt z. B. von der Schlacht bei Eylau, von der es bei den widersprechendsten Berichten fast unmöglich ist ein klares Bild zu liefern; von den eigentlichen Ursachen und Umständen, die Ferdinand VII. von Spanien und die Prinzen seines Hauses zu einer so schmählichen Verzichtleistung auf ein so großes Reich bewogen haben; von den Ereignissen auf dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, wo der Verf. ganz besonders auf die Mittheilungen des Prinzen Eugen von Württemberg in der „Österreichischen Militär-Zeitschrift“ vom J. 1841 aufmerksam gemacht hat. Ferner gehört hierher die Erwähnung der während des Waffenstillstandes 1813 geführten diplomatischen Verhandlungen, Napoleon's fünftägiges Verweilen im Schlosse zu Düben vor der leipziger Schlacht, und Ney's räthselhafte Schlachtführung bei Quatre-Bras am 17. Juni 1815. In einem ähnlichen Gefühle der Vorsicht und bescheidenen Maßhaltung ist auch über das weniger rasche Vorgehen der Verbündeten im April 1813 und über das Benehmen des Kronprinzen von Schweden im J. 1813 (hier fast zu schonend) geurtheilt und die Meinung gewürdigt worden, als habe sich Wellington vor der Schlacht bei Ligny von den Franzosen überfallen lassen; nicht minder mild heißt es von den neuen preussischen, in den Rheingegenden erst ausgehobenen

Truppen, „sie hätten sich nach der Schlacht bei Egmur verlaufen“. Der Übergang der sächsischen und württembergischen Truppen bei Leipzig ist ebenfalls frei von aller französischen Parteilichkeit und Entstellung erzählt worden; die ungnädigen, undeutschen Äußerungen aber, mit welchen König Friedrich I. von Württemberg das Ereigniß aufnahm, mochte Hr. v. Nath aus begreiflichen Gründen nicht gern den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“ entlehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern von J. F. Lentner. Drei Bände. Zweite Auflage. Magdeburg, Baensch. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

So viel dem Ref. bekannt ist, führte sich der Verf. durch sein von der Kritik günstig aufgenommenes „Tiroler Bauernspiel“ zuerst beim Lesepublicum ein. Wie dieses einer nicht ferneren Vergangenheit angehört, so sehen wir uns durch das vorliegende Buch in das 12. Jahrhundert und in Zustände versetzt, die sich fort und fort auf dieser Erde wiederholen, so lange es Reiche und Arme, also ein Recht der Macht geben wird. Wie lange? Band 3, S. 256, wird gesagt: „Einmal wird der Bauer neben dem Ritter gehen und die Herrenmacht sich vermählen dem willigen Gehorsam, und es wird eine gute Ehe geben. Das ist Gottes Wille längst, aber er führt alle Zeit die Menschen auf weiten Wegen, damit sie am Ziel erkennen, was sie hartnäckig verworfen am Anfang ihres Wanderns.“ Das ist ein frommer Wunsch! Hier und da findet er bei Einzelnen einmal Erfüllung: so lange aber der beste Staat noch nicht gefunden ist, wird auch die Macht ein Recht bleiben, und Mißbrauch derselben von Denen ertragen werden müssen, die nach den eingewurzelten Begriffen nur leben sollen, um für Andere zu arbeiten. Mit seiner Macht weiß der reiche Herzog Welf, Oheim des Löwenherzogs Heinrich, nichts anzufangen als sie in Wollust zu baden. Er verstoßt sein Weib, seine Ketterin aus Weinsberg und dafür fortlebend in Sag' und Sang; er verführt Weiber und Jungfrauen und heftet den Nord an seine Fußstapfen; er stiftet und begabt Klöster, um den innern Richter zu bestechen, und findet doch endlich, nachdem seine Reichthümer verschleudert, seine schmachtenden Freunde von ihm gewichen, seine Augen erblindet sind, eben nur da Liebe, Ruhe, Frieden, wo er Haß gesäet hatte. Das ist mit wenigen Worten der Grundton des reichen Lebensbildes, welches der Verf. vor uns aufrollt. Die Anlage und Durchführung desselben ist einfach und kunstreich, nirgend ist auf den Effect hingearbeitet, dennoch weiß der Verf. zu überraschen, und vorzugsweise ist das im letzten Bande, wo Alles erfüllt werden muß, was die ersten ahnen ließen, der Fall. Dabei ist die Zeichnung des Menschen und der Natur musterhaft, man sieht, der Verf. ist in Weidum zu Hause. Eins nur möchten wir sagen. Er hat es in diesem Buche dem Leser nicht leicht gemacht, sich sogleich, wie man zu sagen pflegt, zu interessieren. Der pragmatische, sichere und streng gemessene Gang durch das Labyrinth der verschiedenartigsten Verhältnisse läßt den Verf. gar oft bei einem Gedanken, einem Bilde, einem Gefühle verweilen, wo es den Leser weiterzukommen drängt, um Licht in den sich häufenden Räthseln zu sehen, und so setzt er sein Buch dem Schicksale der englischen Romane aus, von denen die praktischen Insultanten meistens nur den dritten Band kennen, weil dieser Resultate gibt. Außerdem möchte die Sprache dieses Buchs auch nicht eben Jedermanns Sache sein. Sie bezeugt freilich ein redliches Studium des Altdeutschen: allein es ist nun einmal eine solche Leschaft, die mit der Zeit auch zugleich das Buch möglichst rasch todtschlagen möchte, eingerissen, daß es unbequem fällt, bei einem un-

bekannten Worte verweilen und seinen Sinn im Glossar aufsuchen zu müssen. Jene goldene Zeit, wo wir Zeit Beber und seine Genossen mit wahrhafter Pietät lasen, ist nun einmal unwiderruflich dahin, und davon abgesehen meinen wir auch, daß der Gebrauch solcher Wörter nicht eben wesentlich beitrage, der Darstellung den altdeutschen Grundton zu geben. Dieser liegt schon in der Sache selbst, die ein Dichter nicht mit modernem Sprachflitter verderben wird; auch halten wir uns überzeugt, daß nur an wenigen Stellen ein altdeutsches Wort eigentlich nothwendig war. Dasselbe ungefähr läßt sich von den oft gebrauchten Provinzialismen sagen, auch sind die einen wie die andern zum großen Theile nicht geeignet, durch Wohlklang zu versöhnen, oder die Sprache der Gegenwart zu bereichern. Wir wollen übrigens mit dieser Ansicht weniger einen Fehler als einen Überfluß bezeichnet haben.

2. Der Roul. Modernes Genrebild von August Jäger. Zwei Bände. Reutlingen, Kallbeß-Kurg. 1844. 8. 1 Thlr. 18 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Verf., welcher außer einigen Romanen auch das „Leben des Fürsten Pückler-Ruskau“ schrieb, holt das Terrain, die Wiege seines Helden, aus der bekannten Jean Paul'schen Geographie, und beschreibt die Haupt- und Residenzstadt Scherrau noch anschaulicher wie ihr Erfinder. Der Hof daselbst hat genau das legitime Ansehen von 1770, wo die Nachaherei des pariser Hofes außer sich selbst nichts sah als Leute, die man unter dem Namen „Unterthanen“ begriff, denen als solchen also nur Pflichten zugestanden wurden. Der Held des Romans, Napoleon von Babern, verzogen von einem schwachen Vater, einer verschrobenen Mutter, einem an vielen Dingen bankrott gewordenen Oheim, macht in Halle und Berlin, zuletzt aber in dem Himmelreich aller zum Gefindel Inclinirenden, in Paris, die glücklichsten Fortschritte auf der Bahn eines unnützen Patrons; er spielt in London eine geheimnißvolle Rolle, aus welcher er als vollendeter Hofmann hervorgeht, und nun sicher nächstens Minister in Scherrau wird. Einige Breite und Unklarheit in manchen Partien abgerechnet, ist das Buch, auf Kenntniß der Lebensverhältnisse und Dorer, welche diese cultiviren, gegründet, recht unterhaltend, selbst unterrichtend, und da dasselbe sich nur als „Genrebild“ gibt, welchem freilich jene mehr der Erzählung zusagende Breite entgegensteht, so mögen sonstige, höhere Ansprüche immerhin schweigen.

3. Sigeuner und Edelleute. Ein Roman von A. Th. Boeniger. Mit vier Federzeichnungen von Hofmann. Zwei Bände. Berlin, Simon. 1844. 8. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine ganz gewöhnliche Geschichte, wo ein Kind, welches dem zweiten Sohn eines Grafen im Wege steht, Sigeunern übergeben wird, endlich aber doch zu seiner Erbschaft gelangt und dann europamüde nach Amerika geht. Dazu leitet die Darstellung noch an manchen Gebrechen: Gruppierung und Entwicklung sind unbefriedigend, die Sprache ist nachlässig, incorrect, und die eingestreuten Sigeunerbrocken sind überflüssig. Die junge Sigeunerin Colina wollen wir uns gefallen lassen mit ihrer aufopfernden stillen Liebe; indem wir nach der Wahrheit nicht fragen, können wir die Möglichkeit zugeben. Einige Scenen sind schön, ergreifend durch sich selbst, nicht durch ihre Behandlung.

4. Der Student von Coimbra. Novelle aus der neuern portugiesischen Geschichte. Nach dem Portugiesischen des G. Centazzi von A. F. Leipzig, Weidmann. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{4}$ Ngr.

Die große Vergangenheit Portugals hat dem Volke nichts gesagt: es zehrt von dem Golde, welches jene Zeit gewährte, oder gefällt sich in Schmutz und Armuth. Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft — Alles, was den Menschen erst zum Menschen macht, liegt wie Schutt daneber, unfertig wie seine Häuser und Paläste. Nichts ist bezeichnender für den armseligen Zustand als die vom Übersetzer des obigen Buchs

angeführte Thatfache, daß es kaum möglich sei, von einem Handwerker ein Stück Arbeit ganz vollendet zu bekommen. Daß es unter solchen Umständen auch mit der Literatur in Portugal trostlos genug beschaffen sein müsse, kann selbst dem mit literarischen Gegenständen nicht Vertrauten schon daraus deutlich werden, daß unsere Übersetzer, denen in neuerer Zeit bekanntlich kein Land dieser Erde unzugänglich bleibt, doch bisher aus Portugal nichts zu bringen wußten. Das vorliegende Buch mag nun als Kafftab dienen, wie es damit zunächst auf dem Felde der Novellistik beschaffen sei, und in dieser Beziehung müssen wir uns dem Übersetzer sehr verpflichtet bekennen. Der Verf. zeigt sich einsichtsvoll und mit der Literatur anderer Völker nicht unbekannt: gleichwol ist das Werk, welches er eine Novelle nennt, eigentlich nichts weiter als ein Tagebuch, oder eine jener weitläufigen Erzählungen, wie sie bei uns als verunglückte Nachtreter der „Insel Felsenburg“ bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Mode waren. An eigentliches inneres und äußeres Leben ist kaum zu denken, und wo etwas darzustellen wäre, wird in einer Weise berichtet, welche den Gegenstand als bekannt voraussetzt. Das erschwert denn namentlich eine klare Auffassung des kriegerischen Theils im Buche, jener Kämpfe um und für den Thron, den Dom Miguel zu behaupten suchte. Gewiß aber hat das Buch, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, für Portugals Gegenwart seinen guten Werth. Der Verf. bekennet sich nämlich überall als getreuer Anhänger der Königin Doria Maria, und wird daher mit seinem Buche ihrer Partei sehr willkommen sein. 18.

Literarische Notizen.

Das „Athenaeum“ über den Empfang des Kaisers von Rußland in England.

Bei Gelegenheit der Kritik eines über Rußland erschienenen Werkes spricht sich das „Athenaeum“ folgendermaßen über die Aufnahme aus, die Kaiser Nikolaus bei seiner Anwesenheit in England hätte finden sollen: „Wir können es nicht gut heißen, daß man dem Kaiser von Rußland während seiner letzten Anwesenheit nicht die öffentliche Meinung vernehmlich gemacht hat. Nicht in der Hoffnung, daß etwas Ersprießliches für Rußland daraus erfolgt sein würde, sondern zur Ehre unsers eigenen, vergleichsweise freien und glücklichen und aufgeklärten Volkes, hätten wir solches gewünscht. Einer der hauptsächlichsten Zwecke des Besuchs des Kaisers war, die Meinung zu erkunden (the purchase of opinion); und er hat für sein Geld so viel davon erhalten, daß er ohne allen Zweifel eine stark verminderte Meinung von deren Werth in seine eigne Heimat mit zurückgenommen hat. Wir spielen freilich nicht auf seinen Empfang von Seiten Derer an, deren unmittelbarer Gast er war; dort tauchte die Frage gar nicht auf, und wenn es geschah, so mochte sie eine unwidersprechliche Antwort erhalten. Aber das Sittengefühl der Völker ist der Courtoisie der Höfe nicht verhaftet; und es steht einem Volke nicht wohl an, unter allen Kronen einen gleichen Anspruch auf Ehrerbietung (to respect) zu erblicken. Bei der fraglichen Gelegenheit hätte von einem freien und seiner sittlichen Würde bewußten Volke zwar mit Anstand und Würde, aber doch gezeigt werden müssen, daß man einen Unterschied mache. Die Gelegenheit, eine große Lehre zu erteilen, wo sie gefühlt und verstanden worden wäre, ist schlimmer denn verloren gegangen, denn wir fürchten, man hat die Lehre umgekehrt gelesen. Von alle Dem, was in dem Herzen der Engländer gegen den Kaiser lebt, sah derselbe nichts. Das Land, das er beherrscht, ist ein solcher Flecken der Gessittung an der Schwelle Europas und der Kaiser ein solcher Alp an dessen Herzen, Alles liegt so finster, so kalt, so hoffnungslos unter seinem Scepter, während die Nationen rund umher im Lichte wandeln; das System seiner Politik ist so ungeheuer (monstrous) und unerträglich

für Ohren, in denen „die Rechte der Menge“ vertraute und geheiligte Worte und „das göttliche Recht“ der Zwingerherren ein vergessener Lehrling; der Mann selbst ist endlich so kaltblütig, so ruhig, so systematisch, so unaussprechlich grausam, daß er den Abscheu, welchen diese Dinge einflößen, in jenem ehrfurchtgebietenden Spiegel, dem Antlitz eines großherzigen Volks hätte lesen müssen. Wir müssen bei dem Gedanken erröthen“ — — Doch der Schluß ist der Art, daß der deutschen Presse wol kaum gestattet würde, eine solche Apoptrophe wiederzugeben.

Die chinesische Schrift.

Die chinesische Schriftsprache besteht in einem vollkommen gedankenbezeichnenden System der Kalligraphie. Da dabei das phonetische Element gar nicht in Betracht kommt, so können sich alle die Völker, welche sich dieser Schrift bedienen, mittels derselben schriftlich miteinander verständigen, auch wenn sie ganz verschiedene Sprachen sprechen und in mündlicher Rede sich gar nicht verstehen, wie denn die Bewohner von dem eigentlichen China, von Cochinchina, von Japan und Korea, deren Sprachen völlig fremd in Bezug zueinander sind, sich mittels derselben ihre Gedanken schriftlich mittheilen können. Um diese Eigenschaft jener Schrift sich zu veranschaulichen, darf man nur an unsere arabischen Ziffern denken, deren Sinn von allen europäischen Nationen verstanden wird, wenn auch z. B. der Italiener die Bezeichnung 22 mit venti due, der Böhme mit dva a dwadecet, der Engländer mit twenty-two, der Deutsche mit zweiundzwanzig ausdrückt. Diese Gemeinverständlichkeit, welche bei uns bloß den Zahlenzeichen zukommt, haftet der ganzen Schrift der Chinesen für alle Völker, die sich ihrer bedienen, an. In ähnlicher Weise können unsere Musiknoten überall von Denen gelesen werden, die musikalisch sind. Ein Missionar bezeichnet die chinesische Schrift daher sehr richtig, wenn er bemerkt, sie befähige, „Worte zu malen und zu dem Auge zu sprechen“. Bekanntlich dachte schon der große Leibniz daran, eine für alle Gebildete verständliche Gesamtsprache aufzufinden. Der englische Bischof Wilkins hat in einer der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eingereichten Denkschrift: „Essay towards a real character, and a philosophical language“, das Chinesische als vollkommen geeignet zu einem allgemeinen Mittel schriftlicher Mittheilung vorgeschlagen. So könnte sich am Ende die Befürchtung, die Kottred am Schluß seiner Weltgeschichte ausdrückt, daß die chinesische Cultur zu uns herüberschreiten werde, doch noch zum Theil erfüllen, obwol im andern Sinne und nicht als Rückschritt, sondern als Fortschritt, der die berückichtigte Folge des Thurmbaues zu Babel wenigstens in etwas ausgleicht. 12.

Colonialfragen.

Wir haben schon öfters bei Besprechung der Colonialinteressen Frankreichs Gelegenheit gehabt, Jules Lechevalier zu erwähnen, der sich durch eine Reihe sehr gehaltreicher Abhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand hervorgethan hat. Durch diese namhaften Leistungen wurde auch die Aufmerksamkeit der Minister auf diesen Publicisten gelenkt. Wir erhalten jetzt den Anfang eines auf Staatskosten gedruckten Berichts über eine Reise, welche Lechevalier im Auftrage des Ministeriums während der Jahre 1838 und 1839 auf den Antillen und in Guiana unternommen hat. Derselbe wird drei starke Folio-bände umfassen. Er führt folgenden Titel: „Rapport sur les questions coloniales adressé à M. le duc de Broglie, président de la commission coloniale, à la suite d'un voyage fait aux Antilles et aux Guyanes pendant les années 1838 et 1839 par Jules Lechevalier. Publié par ordre de S. Exc. l'amiral baron de Mackau, ministre secrétaire d'état de la marine et des colonies. Documents et pièces justificatives. Tome I, partie I, pièces écrites et recueillies pendant le voyage. Enquêtes.“ 17.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 23.

23. Januar 1845.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. von Rath. Eingeführt durch F. C. Schloffer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Noch höher aber als die gerühmten Tugenden ist die Rechtllichkeit und historische Treue anzuschlagen, mit der Verf. bemüht gewesen ist, die unzähligen Unrichtigkeiten und Fabeln aus dem Bereiche seiner Erzählung zu verbannen, durch die zuerst Napoleon selbst, dann die Männer seiner Umgebung, die an ihrem Herrn glaubten Alles loben zu müssen, und hierauf eine Sippschaft deutscher Schriftsteller die Geschichte entstellten haben. Was man den Franzosen allenfalls nachsehen kann, verdient bei Deutschen den lautesten Tadel, wenn radicale, unzufriedene Heimatlose die Thaten des Kaisers in Prosa und in Versen gefeiert haben, ein gewisser C. F. Heyne die Geschichte desselben für die Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge schreibt und Hohe sogar vor zwei Jahren des fanatischen Alexander Dumas Geschichte Napoleon's für deutsche Schulen bearbeiten konnte! Wie edel tritt dagegen bei Hrn. von Rath die deutsche Gesinnung hervor; er ist nur gerecht gegen sein Vaterland, wenn er die Wahrheit über Napoleon sagt, und hat somit den besten Commentar zu Karl v. Raumer's Aufsatz „Napoleon und Deutschland“ im ersten Theile der „Kreuzzüge“ (Stuttgart 1840) geliefert. Was unserm Vaterlande aus Napoleon's Welt-eroberungsplanen zugute gekommen ist und wie die von ihm im Einzelnen ausgestreute Saat schöne Früchte getragen hat, ist von Hrn. v. Rath mit bündiger Kürze zusammengestellt, aber auch die zahllosen Leiden, die durch ihn über dasselbe gekommen, und die auf das tiefste verletzten Nationalitäten sind in der anständigen Sprache der Wahrheit verzeichnet. Daher sagt er mit voller Wahrheit, die jetzt so häufig von der jüngern Generation verkannt wird, daß 1813 die deutschen Völker nicht nach Erlangung constitutioneller Verfassungsformen begierig gewesen wären, sondern daß der Trieb der Selbsterhaltung in seiner edelsten Äußerung und Richtung sie gegen Frankreich geführt habe, und daß die Begeisterung und Thatkraft in Nord- und Mitteldeutschland wegen

des größern Drucks weit feuriger gewesen sei als in dem materiell weniger heimgefügten Süddeutschland.

Unter den mit höchster Vorsicht zu benutzenden Quellen für die Geschichte Napoleon's stellt Hr. von Rath des Kaisers eigene Denkschriften von St.-Helena oben an, in denen alle Angaben das Gepräge der größten Parteilichkeit tragen, weil er durch sie die Welt täuschen wollte, in der er seine Rolle noch nicht ausgespielt zu haben glaubte. So ist es z. B. der Fall bei Schilderung der von den Franzosen über Gebühr erhobenen Schlacht bei Lodi; bei dem Tadel Murat's über dessen Benehmen in Rußland 1812, wo Napoleon behauptet, durch seine Anwesenheit würde Alles erhalten worden sein; bei der Angabe der lächerlich geringen Anzahl von 70,000 Mann, über die Napoleon habe zu Anfang des Feldzugs von 1813 zu gebieten gehabt, oder bei der Erwähnung der 25,000 Mann, die Hieronymus Napoleon nach der Schlacht bei Belle-Alliance gesammelt hätte, während es nur 3000 Mann gewesen sind; endlich bei seinen Beschwerden über die Verletzung des Gastrechts gegen ihn von Seiten der englischen Regierung. Nicht minder billigen wir es, daß Hr. von Rath bei Ausmittelung der numerischen Stärke der einzelnen Heere sich nicht bloß an die französischen, sehr unsichern Quellen gehalten und daß er vor allen die Bulletins ihres lügenhaften Schmutzes entkleidet hat, worin er wiederum mit Wachsmuth zusammengetroffen ist. So zeigt sich denn jetzt in der mit besonderer Ausführlichkeit beschriebenen Schlacht bei Marengo, daß Napoleon eigentlich auf kein Ereigniß seiner langen Kriegslaufbahn weniger selbstthätig eingewirkt habe; die fünftägigen Gefechte in Baiern zu Anfang des Feldzugs von 1809 erscheinen nicht mehr in ihrer französischen Umhängung als Hauptschlachten, obgleich noch genug übrig bleibt, um Napoleon's ausgezeichnetes Feldherrntalent zu erkennen; die dramatischen Berichte vom Tode des Marschalls Lannes und des Großmarschalls Duroc tragen hiernach einen sehr apokryphen Charakter; die von Haß und Grimm erfüllten Neben Napoleon's, als sei er stets der unschuldige, angegriffene Theil gewesen, zeigen sich als Lügen und Verdrehungen der Wahrheit. Da sich nun bekanntlich Napoleon ganz besonders darin gefiel, seine Gegner herabzusetzen und zu verkleinern, so ist des Hrn. v. Rath

Unparteilichkeit ebenfalls in dieser Beziehung anzuerkennen. Er bewährt überall guten Willen, auch das Fremde und Feindliche nach Billigkeit gelten zu lassen, so bei Bannamme's Niederlage in der Schlacht bei Kulm, bei Bourmont's Übergang zu den Verbündeten, bei Mar- mont's Benehmen vor der Einnahme von Paris, auf welche Männer die Anhänger Napoleon's nicht Schmähungen genug häufen konnten. Ganz besonders aber zeigt sich seine Gerechtigkeit bei den Kriegen der von Napoleon besiegten Völker und Feldherren, so in den Schlachten bei Jena und Wagram, von denen die erstere mit vorzüglicher Genauigkeit beschrieben ist, sodas der Umfang vieler von den Feinden Preussens über dessen unglückliches Heer ausgegoßenen Beschimpfungen daraus hervorgeht. Solche Abschnitte verdienen daher die besondere Aufmerksamkeit der Leser. Nicht minder gilt dies von den Stellen über Hudson Lowe und über den Aufenthalt des Kaisers auf St. Helena. Napoleon hat nicht leicht einen Widersacher mit größerer Unwürdigkeit und Gemeinheit behandelt als den englischen Gouverneur, und da diese Schmähungen noch immer geneigte und gläubige Leser finden, so ist Hr. v. Rath's Darstellung um so zweckmäßiger, da sie den Gouverneur nicht überall entschuldigt, aber auch den Grund seines Benehmens in dem bitteren Hass und in der geistlichen Beleidigung von Seiten Napoleon's findet. Wir lesen unter Anderm (Th. 2, S. 347):

Es dürfte ihn doch wol nur der Vorwurf treffen, daß er bei einem ängstlichen, argwöhnischen, reizbaren und wol auch rachfüchtigen Charakter sich in den zu Napoleon's Bewachung vorgeschriebenen Maßregeln zu strengern Formen hinreißn ließ, als sie eigentlich in den Absichten der englischen Regierung lagen, und seine Anordnungen dadurch in Napoleon's Augen zu der härtesten Tyrannei machte.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich von Gallet.

Gesammelte Gedichte von Friedrich von Gallet. Breslau, Schulz. 1843. 16. 1 Thlr.

Auf dem Titelblatte steht mit einer Handschrift, in welcher ich die des Dichters zu erkennen glaube: „zu bald gefälliger Recension vom Verf.“ Unten auf dem Titelblatt steht die gedruckte Jahreszahl 1843, und heute erst, ein Jahr darauf, kommt mir, der ich allerdings nicht gemeint war, durch Ihres Vermittelung das Buch zu. War es inzwischen bei Andern, und sie zögerten, bis — vielleicht weil sie des Dichters Lebenslied lasen, das lautet:

So viel Lieder will ich singen,
Als der Frühling Blüten schafft,
Die in äpp'ger Jugendkraft
Duftend aus den Knospen bringen.

So viel Gläser will ich trinken,
Als auf blumenschmückter Au
Von des Morgens hellem Thau
Kesseln in den Kelchen blühen.

So viel Küsse will ich küssen,
Als am Himmel Sterne sind.
Ob sie willig nur geschwind
Nicken, ohne viel zu zählen!

So in ewig jungem Streben,
Niemals alternd, werd' ich alt.
So viel Blätter sind im Wald,
So viel Jahre will ich leben.

bis er noch mehr Lieder gesungen, mehr Gläser getrunken, mehr Küsse geküßt, bis mehr Blätter im Walde gewachsen und mehr Jahre ihn gereift? — Zu spät! Schon zum zweiten Male grünt der Rasen auf seinem Grabe, und das Wort des Lobes oder Tadel's, der Theilnahme oder der Rüge, das Ihr sammeln zu dürfen glaubtet auf gelegener Zeit, erreicht ihn nicht mehr. Das carpe diem, darf man es auch der ästhetischen Kritik vorhalten? Der, ich meine der wahren, in letzter Instanz richtenden wol eigentlich nicht. Sie hat das Recht, oder vielmehr es ist ihr ingebornes Sein, ihre Bestimmung, daß sie erst über Todte, oder vollkommen fertige Erscheinungen, ihr Urtheil fällt; aber was wir wol sonst im Alltagsleben Kritik nennen, die Recensirverpflichtung, dürfte sich den alten Spruch dann und wann auch zu Gemäthe ziehen. Was ist ein Lyriker? Er singt, wie es aus der Seele aufsteigt, er singt, damit es widerklingt, jetzt gleich; wie es aus voller Brust schallt, soll es widerhallen. Das Echo soll die Töne nicht einpacken und nicht, nach Stunden oder nach Jahren, erst wieder herausgeben. Daß die Lieder nach Jahrhunderten wieder und noch gesungen werden könnten, daran denkt doch der Wenigste, wenn er singt; daß es Pflicht sei, das so Gegebene auch so zu empfangen, und — den Wein auszutrinken, so lange er schäumt, kam mir in den Sinn, als mich jene Worte von der Hand eines Todten an eine mögliche Vergesslichkeit'sände erinnerten. Aber es soll damit kein allgemeiner Vorwurf gegen unsere Kritik ausgesprochen sein. Umgekehrt, wir in der Fortschritts-, in der bigigen Erwartungsperiode sind ebenso geneigt, jedes neue Talent, besonders das lyrische, zu würdigen und zu bewundern, als, wenn es einem Augenblick Stille zu stehen und unsere Erwartungen nicht zu befriedigen scheint, es rasch wieder aufzugeben.

Gallet ist gewürdigt worden, als er noch lebte, wirklich, vielleicht nicht ganz in dem Maße als sein reines Streben es verdiente; aber sein Anwalt vor den Lebendigen darf nicht klagen, daß er unerkannt und ungerühmt ins Fühle Grab sank. Sein schöner Name sing gerade hell zu klingen an, als die Todtenglocke ihn abrief, und wenn außer seinem frühen Tode etwas zu beklagen wäre, so ist es, daß er von der Kritik mehr gewürdigt wurde als vom großen Publicum. Nicht daß dieses ihn mißkannte, aber es blieb im Verhältniß zu seiner Kraft, Gesinnung und seinen Leistungen gleichgültiger als recht war. Friedrich v. Gallet verdient wenn nicht gesungen, doch gelesen und mit dem ganzen Inhalte seiner Hedergabe beim deutschen Volke bekannt zu werden als er es ist.

Gallet war allerdings ein Lyriker, der sang wie es ihm aus der Seele aufstieg, aber es ist ein weit tieferer Hintergrund da als die augenblickliche Stimmung. Ein Sänger, der aus ernster, geläuterter Gesinnung dem tiefsten Ernst, welcher ihn begeistert, Laute geben muß. Dieser Ernst ist kein hostisches Gewühl schmerzlicher Verstimmung über die Dinge wie sie sind, es ist ein gereimtes Bewußtsein, eine innere Klarheit, die sich in Klagen freilich, aber in hellen, lauten Klagen und mit der Hoffnung Lust macht, daß es besser werden müsse. Er ist ein politischer Dichter, ein durchgebildeter Liberaler in Dem, was Staatsleben und kirchliches Wesen betrifft. Er wirkt so scharf wie je Einer, der in Reimen oder in Prosa sprach, das traditionelle Gerüst, auf dem unser Staatsleben und unsere Kirche ruht, er hält mit keinem Gedanken hinterm Berge, aber doch unterscheidet er sich im Ausdruck von den meisten Dichtern seiner Meinung. Er verspottet nicht, es ist nicht wilder Hohn, der in ihm dämonisch aufsteigt; er ist radical, und will doch nicht, was gegen ihn ist, unter die Füße treten; er jubelt nicht in der Vernichtungswuth, sondern im süßen Bewußtsein einer ideoßen bessern Welt, die einst zur Erscheinung kommen werde. Die Parallele zwischen ihm und

Chamisso, auch mit Gaudy, macht sich von selbst. Dichterisch stehen Beide bedeutender da: Gallet fehlt die energische Kraft des Ausdrucks, welche Jenem eigen ist, und der kede Muthwille, die joviale Lust, mit welcher Dieser die Gegenstände bündigt; mit Einem Wort, ihm fehlt die Poesie Beider, welche sich von selbst verkörpert und immer den schlagendsten Ausdruck trifft. Ihm fehlt der errungene Adel, das Pathos der Darstellung, durch das Chamisso hinreißt, die körnige, beißende, bunte Sprache, durch welche Gaudy die Empfindung figelt. So klar er in sich ist, ringt er doch noch mit den Worten, und oft hinkt der Ausdruck dem Sinne nach. Aber es ist kein wildflammendes Strohflecken, was plötzlich erlischt, kein wilder Anlauf, wo ihm plötzlich der Athem ausgeht, kein Heraus-schrauben der Empfindung, kein hohles Überbieten der Töne. Er ist immer seiner Sache gewiß; auf einem tiefen Ströme als erfahrener Schiffer, als bewährter Schwimmer treibt er vorwärts, und läßt die Kraft scheinbar nach, so weiß er, sie kommt wieder. Dies Durchdrungensein von seiner Wahrheit, die Abwesenheit aller Eitelkeit, die feste Zuversicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache machen ihn stark. Er bildet sich immer mehr aus, er wird sicherer im Fluge, und er würde weit mehr geworden sein als er ist, wenn ihm ein längeres Leben geschenkt wäre.

Aber schon wie er ist, bleibt er eine der beachtenswerthe-
sten Erscheinungen einer strebenden Zeit, eine der edelsten, er-
freulichsten. Er hat Das errungen, daß auch seine Gegner
ihn achten mußten; achten die reine, lautere Gesinnung, die
sich aus seiner Totalität, die sich in jedem Gedichte, in jedem
Verse ausspricht. Er fordert nicht heraus, er verletzt nicht das
Gefühl. Mild ist er wie ein Sieger, der die Besiegten schon
darf; denn er hat in seiner Ideenwelt den Sieg davon-
getragen. Wenn ihn auch die Behmuth überschleicht, daß er
noch nicht so ist und nicht die Aussicht hat zu werden, wie er
wünscht, ist doch auch sein Spott nur mild. Sein Don Quixote

will die Welt beschützen,
Will Gewalt und Unrecht strafen;
Doch die Welt will stille stehn,
Will geknechtet sein und schlafen.

Und für Ritter, Eßensesser,
Hand er nicht als Eßelstreiber,
Für Prinzessinnen und Schloßherren
Anstehen und gemeine Weiber.

Weil er schon die Welt sich dachte
Und sie fand so gar erbärmlich,
Ist er nun der Ausgelachte,
Als verrückt und geistesarmlich.

Daß der Wurf selbst, hoch und adeln,
Sank's Panke, seiner spottet,
Ob er gleich, geküßt und schätzten,
Knechtlich hinterher ihm trotzet.

Und der alte Ritter rettet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereit,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Regel's rung ist sein Name.
Stets geküßt in Götterwerken,
Wußt er endlich selbst mit Gram
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist verlaget.
Dorum scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überaget.

Auch der Gedanke muß spielen können, wenn er sich zu-
weisen Raum und Wachen in das Gefühl des Volks hinein-
spielen will. Der Dichter muß sich zuweilen gehen lassen kön-
nen, absichtslos, kindisch dem Augen, dem Witz der Laune
und des Gefühls folgen — das ist das ewige Götter- und Her-

renrecht der Poesie. Dies kann Gallet nicht, und eben um
deswillen mag es sein, daß er minder im Publicum bekannt
ist. Als eine Zeit lang in Schwaben das alte Minnelieder-
thum sich wieder neu aufzuthun schien, gab das Blatt, das
vom Zweige fiel, ein Gedicht ab, bis es auf die Erde kam.
Diese Periode ist nun wieder vorüber, aber sie fand in dem
Volke, das nicht immer ernst sein, das gern mit Gefühlen
spielen mag, Anklang, zum Beweis dafür, daß unsere heutige
Anforderung an die Dichtkunst allzu streng ist, die Forderung,
daß der Dichter stets, und keinen Augenblick anders, seine
Zeit und ihre ersten Aufgaben vor Augen haben solle. Diese
Aufgabe in vollen Ehren, aber die Poesie verträgt keine
Schürleiber und Gängelbänder; sie läßt sich so wenig einen
Bosch anbinden, als sie immer geneigt ist, auf den gefattesten
Hippograpphen zu steigen, um der Sonne entgegen zu fliegen.
Sie ist ein dämonisch Kind, das an seinem Rechte trotzig fest-
hält, und sein erstes Recht ist die Freiheit. Gallet war kein
Dichter jener naturpielerischen Periode, es war für ihn Auf-
gabe seiner Natur, nur das für ihn allein Wahre, Höchste
zu singen. Um den Beifall ist es ihm nicht zu thun, es ist
die Sache, die ihn treibt. Man wird mir entgegnen, daß wir
Deutsche einen Dichter haben, einen hochverehrten, ja den
höchstverehrten im eigentlichen deutschen Volke, der auf den-
selben Wegen ging. Auch Schiller spielte nie; auch er war
nur von heiliger, ernster Begeisterung durchdrungen, wenn er
dichtete, und doch ward er der Liebling des Publicums, und
gerade um deswillen. Ich will nicht einwenden, daß Schil-
ler's Zeit nicht mehr unsere Zeit ist, der Ernst der Überzeu-
gung wird immer, so lange wir Deutsche bleiben, seine treuen
Anhänger finden, und das ist keine schlimme Eigenschaft un-
serer Volksthümlichkeit; ich will nur anbeuten, daß Schiller
nicht allein philosophirte, wenn er dichtete, sondern auch schuf,
daß er Gestalten ins Leben rief, welche die Phantasie unserer
Jugend entkammten und mächtig auf unsere Bildung einge-
wirkt haben. Gallet hat nur gedichtet, nicht geschaffen. Er
starb jung, in der Reife seines schönen Geistes; aber wir wis-
sen nicht, ob er als Dichter nicht mehr Eigenes noch hätte
schaffen können. Und auch wie er ist, wie er sich in seiner
Verlassenschaft uns überliefert, liegt so viel Verwandtes in
ihm mit Schiller als Lieberdichter, was, unser's Dafürhal-
tens, ihn unserm Volke immer näher bringen muß.

Ist das Gedicht „Der Komet“ nicht ein Hymnus, in
welchem man einen Geistesverwandten zu hören meint:

Ich war ein schöner Stern in meinem Kreise,
Umsaßt von kühn gemessenen Harmonien.
Und in den Hlesahymnen kimm' ich leise,
Befriedigt, daß auch mir ein Klang verliehen.

Im Hymnenbouner Maß und hohe Stille,
Im wilden Umschwung leiser Ordnung Walten.
Da saßte mich ungtöthlich trog'ger Wille,
Die Weltmußt für Solerel zu halten.

Der alte Gott schien kindisch und voll Schwäche
Sein himml'sches Lieblingelieblein abzuklimpern,
Und ich, im Wusen frische Liebeswache,
Soll mit am altersschwachen Latte hämpfern? u. s. w.

In seinen Romanzen, Legenden und Balladen erinnert er
freilich weniger an den Meister, denn die pathetisch hüpfende Form
Schiller's ist unserm heutigen ästhetischen Gefühle entgegen;
aber auch Gallet hat keine gefunden, die uns anspricht und
der eigenthümlichen Richtung seines Geistes entspricht. Ebenso
wenig ist er glücklich, wenn seine Darstellungsweise an Humor
streifen soll, z. B.

So auf dem lahmen Esel schalen Brettageliebends
Sitz' ich, 'ne traurige Figur auf traurigem Bied,
Berechrt, Schwanz in der Hand und treib' und kose vergebend,
Der Esel ruckt und bockt, doch vorwärts geht es nie.

Besser und leichter bewegt er sich in dem „Epigram-
matischen und Lehrhaften“:

Fort mit den Stöcken

Und Rädern den geschwinden!
Raum für Kränze, und Raum wo ich sing',
Und ich will euch zeigen das schönste Ding,
Das je zur Weihnachtszeit geschah'n.
Grafen und Kleinwig hinter der Thür steh'n, —
Doch unser's Gleichen ist nie zuvor gesch'n!
— Beig dich, schwarzer Ritter!

Schwarzer Ritter tritt auf und spricht:
Hier kommt der schwarze Ritter,
der große König von Macedonien,
Der hat die ganze Welt sich unterjocht,
ausgenommen Caledonien.
Als ich nach Schottland kam, da ward
Herz und Muth mir kalt,
Du seh'n das kleine Völkchen
so stark und so gewalt,
So stark und so gewaltig, so krank und so frei!
— Nun rufe mir Galatian zu sechten herbei!

Galatian tritt auf und spricht:
Hier komm' ich Galatian, Galatian
that man mich nennen;
Schwert und Schild an der Seit', ich hoff'
ich werd' das Spiel gewinnen.

Schwarzer Ritter.
Das Spiel, Herr, das Spiel Herr
ist nicht in eurer Macht,
In kurzem hab' ich dich durch Hieb
und Stich wol still gemacht.
Mein Haupt ist von Eisen,
mein Herz ist von Stahl.
Mein Schwert ist ein Ferrara,
kennt seine Pflicht zumal.

(Sie sechten. Galatian überwältigt fällt.)
Nieder Jack, nieder auf
die Erde müßt ihr geh'n!
Oh! oh! was ist von mir gesch'n?
Ich hab' getödtet Bruder Jack,
mein's Vaters ein'gen Sohn!

Sprecher.
Hier sind zwei blut'ge Kämpen,
die sechten nie vorher,
Wir kommen ihn zu befreien, —
was könnten wir denn mehr?
Galatian ist todt nun,
und auf der Flur gelegen, —
Ihr werdet leiden, fürcht' ich,
gar sehr noch seinetwegen.

Schwarzer Ritter.
's war gewiß nicht ich, Herr,
bin schuldlos am Verbrechen;
Der junge war's hier hinten,
der wußt' so schön zu stechen.

Der junge Mann antwortet:
O ihr abscheulicher Schurke!
Die Schuld auf mich zu schieben!
Meine beiden Augen waren geschlossen, Herr!
als jener junge Mann geblieben.

Schwarzer Ritter.
Wie waren die beiden Augen geschlossen denn,
da ihre doch sahet zu?
Wie waren die beiden Augen geschlossen, da
ihre Schwerter schlugen zu!
— Ist da wol ein Doctor zu finden?

Sprecher.

Ruft her den Doctor Pott,
Den besten in der Stadt!

Doctor tritt auf und spricht:
Hier kommt ein Doctor Freie, so gut
wie Schottland ihn gegeben,
Rein Fach zu lernen that ich mich
in allen Ländern bestreben,
Und kehrte nun zu Schottland heim,
die Todten zu beleben.

Schwarzer Ritter.
Was könnt ihr heilen?

Doctor.
Ich heile Ausschlag und Scorbüt,
Ob einer sieben Jahr im Grab geruht,
Geb' ich ihm den Verstand zurück.
Und wär' sie ein sechzigjährig Weib,
Geb' ihr 'nen sechzeihnähr'gen Leib.

Schwarzer Ritter.
Was willst du haben, diesen Todten zu heilen?

Doctor.
Sehn Pfund.
Schwarzer Ritter.
Ist nicht ein Pfund genug?

Doctor.
Rein.
Schwarzer Ritter.
Sind nicht drei — fünf — sieben — neun genug?

Doctor.
Ja! neun — genug mag's sein,
Und dazu ein Quart Wein!
Ich hab' eine kleine Flasch' Inker Pinker im Noth;
(zur Seite zu Galatian):
Nimm davon einen Tropf!
Bei dem Pocus Pocus und der magischen Berührung
meines kleinen Fingers.
Steh auf, Sohn!

Galatian erhebt sich, aufschreiend.
O weh, mein Rücken!

Doctor.
Was fehlt eurem Rücken?

Galatian.
Da ist ein Loch d'in, daß ihr zehnmal eure
Faust d'in umbrechen könnt.

Doctor.
Wie kommt ihr dazu?

Galatian.
Indem ich für unser Land socht.

Doctor.
Wie viele tödtetet ihr?

Galatian.
Ich tödtete alle die Schufte, bis auf einen,
der lief und wollte nicht steh'n.

(Die ganze Gesellschaft tanzt, Galatian singt):
Oh einst war ich todt, Herr,
doch nun bin ich am Leben;
Gefegnet sei der Doctor,
der ihm mich wiedergegeben.

Nun geben wir all' und die Hände
und sechten nimmermehr.
Und wollen gute Brüder sein,
wie wir gewesen bisher.

Judas, tritt auf mit dem Sack, sprechend:
Hier komm' ich Judas, und Judas heiß' ich auch;
Streit ihr kein Silber in meinen Sack,
um Gotteswillen denkt an unsern Dack.
Als ich auf das Schloß kam, da klopft' ich an die Thür,
Doch sie nahmen die Schlüssel und öffneten nicht mir.
Ich that mich auch nach Osten und Westen hin bewegen,
Auch dahin, wo Vögel Erbsen und Bohnen regnen,
Wo Pächter die Häuser mit Nadel und Haarnadel decken, —
Ich hab' gesch'n die Gänse in Holzschuhen geh'n,
Die Schweine die Luft durchfliegen, —
Unser Herzen sind von Stahl, unser Leib
weich wie Reuch, —
Habt ihr was zu geben, her damit sogleich!

Schlussgefang der Gesellschaft.

Gesegnet sei der Hausherr und die Herrin schön,
Und die Kleinen sämtlich, die den Tisch umsteh'n.
Voll Geldes ihre Taschen, voll Bier die Flaschen —
Lustige Weihnacht und frohes Neujahr!

Es läßt sich nachweisen, daß auch in manchen Theilen Englands ein Spiel, welches dem obigen, dessen Varianten wir übergehen, in vieler Beziehung ähnlich, ja theilweise gleich war, von jungen Leuten, Mummers oder Old Father Christmas' boys genannt, ausgeführt ward. Man wählte dazu eben den Weihnachtsabend, an dem ja auch in Deutschland Ähnliches früher vorzukommen pflegte. Die handelnden Personen in dem erwähnten englischen Stücke, welches einen etwas größeren Umfang hatte, waren Alexander der Große, der König von Ägypten und Prinz Georg, der Sohn des Letztern, der mit dem Ersten kämpft. Und weiter finden wir ein anderes Spiel erwähnt, welches St.-Georg heißt und noch heutzutage am Neujahr in Cornwall aufgeführt werden soll, ganz in der Weise des obigen Galatian, dem es ebenso nahe stehen soll, als die verschiedenen Versionen des Letztern sich untereinander gleichen. Schon diese weite Verbreitung bei der Übereinstimmung weist auf ein hohes Alter hin, wüßten wir auch nicht, daß ähnliche Feierlichkeiten schon in frühester Zeit ausdrücklich durch die Kirchenconcile verboten wurden. Den Königen aus dem Hause Plantagenet wurde stets zu Weihnachten mit solchen Spielen aufgewartet, die bis in die Zeit der Elisabeth eine der hauptsächlichsten Weihnachtsvergnügungen bildeten. Unser „Galatian“, schließt der Herausgeber nach Sprache und Versbau, gehört wol in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wir erlauben uns zum Schluß noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Gulzards, an deren Herumziehen und Singen in den Häusern der Wohlhabenden wir in der obigen Darstellung die allmählig eintretende Aufführung kleiner Schauspiele geknüpft sehen, eben nichts Anderes sind als die in manchen Gegenden Deutschlands noch kürzlich (vielleicht noch?) vorkommenden sogenannten Sternkuckler, die zwar ihr Wesen besonders am heiligen Dreikönigsabende zu treiben pflegten (auf den als die ursprüngliche Zeit auch oben Allerlei

hinweist), übrigens ganz auf dieselbe Weise gekleidet waren. Charakteristisch sind besonders das übergeworfene weiße Hemde und die spige Bischofsmütze. Auch wir haben von ihnen, wenn nicht Schauspiele, doch noch allerlei Lieder erhalten. **Alibert Goefex.**

Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Rittermaier.

(Schluß aus Nr. 20.)

Der §. 6 enthält die Criminalstatistik des lombardisch-venetianischen Königreichs, der Königreiche Neapel, Sardinen, des Kirchenstaats und des Großherzogthums Toscana. Mit besonderm Interesse verweilt der Verf. bei letzterm Land, wo durch die milde und liberale Regierung auch das Volk menschenfreundlicher und gestitteter geworden ist. Schon 1838 wurde hier die öffentliche mündliche Gerichtsverhandlung eingeführt, wonach die rechtsgelehrten Richter am Schluß nach innerer Überzeugung (ohne Angabe von Gründen) das Urtheil zu fällen haben, und die Todesstrafe nur dann erkannt werden kann, wenn sie durch Einstimmigkeit als verdient erklärt wird. Seit 1831 hat in Toscana keine Hinrichtung stattgefunden, und zwar aus Gründen, welche andere Nationen, die sich so gern vornehm über die Italiener erheben, sehr tief beschämen. „Die Ereignisse“, berichtet hierüber der Verf., „bei den letzten im J. 1829 und 1830 in Pisa und Florenz stattgefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurückzusehnen muß, durch die Befestigung des Todesurtheils ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. Bei der Hinrichtung in Pisa hatte die Unzufriedenheit des Volks sich so heftig ausgesprochen, daß nur mit Mühe der Scharfrichter, der das Urtheil vollziehen sollte, der Wuth des empörten Volks, das die Vollziehung mißbilligte, entzogen werden konnte. In Florenz hatte bei der letzten Hinrichtung die Mißbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Bewohner, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit einen Gefallen fand.“ Hiermit vergleiche man einmal die Hinrichtungen in Deutschland oder gar in England, und den Jubel der armen und reichen Pöbels zu denselben. In Toscana haben sich seit Abschaffung der Todesstrafe die Verbrechen nur vermindert.

Im §. 7 (uneheliche Kinder, Kinderaussetzungen, Selbstmorde, Geisteskrankheiten) liest man mit Erstaunen die große Zahl der Selbstmorde in Italien, die freilich im Vergleich mit andern Ländern immer noch ein günstiges Verhältniß herausstellt, die man aber in dem schönen heitern Lande gar nicht erwartet. Allerdings sind dabei auch viele Fremde mitgerechnet, welche die Langweile, der Überdruß, die Neue über ein schlecht angewendetes Leben oder über unglückliche Speculationen auch dorthin verfolgt. Sehr merkwürdig ist die Angabe, daß in neuerer Zeit sehr oft religiöse Zweifel die Ursache von Geistesverwirrungen sind, und daß in allen Irrenanstalten viele Geistliche vorkommen, welche aus religiösen Gräuelen und durch angestrengtes Studium, Alles verständlich zu erklären, wahnsinnig wurden.

Im §. 8 wird dem menschenfreundlichen Sinne der Italiener bei Anführung der vielen Wohlthätigkeitsanstalten ein verdientes Lob gegeben. Doch ist dies gewiß eine der schwachen Seiten des italienischen Lebens, indem die sehr ausgebehnte Unterstützung der Armen auch die Zahl dieser Armen

vornimmt und die Privilegien der Bettler wie im römischen Gebiete die Zahl der müßigen Bettler ins Ungeheure ausdehnen, so daß man dort bald von selbst wird genöthigt sein, die Unterstützungen zu beschränken, damit die Leute nur wieder Lust zur Arbeit bekommen. Wenn man hier liest, daß in Rom 3455 Familien tägliche Unterstützung aus dem Almosenfonds erhalten, und daß zu diesen Fonds allein das schändliche Lotto jährlich 30,000 Scudi beiträgt, so kommt man, da das Lotto hauptsächlich auf die Armen Jagd macht, beinahe auf den Gedanken, daß diese großentheils vom ihrem eigenen Gelde leben, ohne zu arbeiten. Hier wird ein Loth gemacht, um das andere zuzustopfen. So machen auch die Anstalten für die Aussteuerung armer Mädchen nur die Vermehrung der Findelhäuser nothwendig. Der Verf. sagt daher: „Wirft man einen Blick auf die bisher mitgetheilten Nachrichten, so ergibt sich ein ungeheurer Reichthum, der, indem er dem Wohlthätigkeitsfinne der Italiener Ehre macht, nothwendig die Frage veranlaßt, ob jene reichhaltigen Schätze so verwaltet und verwendet werden, wie der erhabene Zweck dies fodert, und ob diese Anstalten die Früchte tragen, welche so leicht durch sie hervorgebracht werden könnten. Wir können keine dieser Fragen unbedingt bejahen, wenn wir auch nach den sorgfältigen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen der meisten dieser Anstalten bezeugen müssen, daß in einzelnen Staaten die Regierungen Vieles gethan haben, um Mißbräuchen entgegenzuwirken und den Anstalten eine bessere Einrichtung zu geben.“

den oben geschilderten Reichthum der mit der großen Zahl der Bettler in beklagen, daß die vielfachen Unterstützung befördern, die Energie und die rüch zu verdienen, schwächen und die Leute nähren, daß die Wohlthätigkeit seien, die Armen, die nicht arbeiten, und daß diese ein Recht auf Un-

nigste § ist dem Volksunterricht und dung überhaupt gewidmet. Hier ist: Fortschritt im Ganzen bemerklich, ei, in welchem Lande allein auch die Geldstrafen angehalten werden, ihre icken. Auch in Sardinien bessert es wo der vierte Theil der Gemeinden hulen weiß. In Toscana wird sehr den Städten ist es bis jetzt der Regie- n Eifer rege zu machen. In Florenz aller Art. Dort sind vier Knaben- Mädchen, eine Erziehungsanstalt in re Mädchen, drei Anstalten des wech- d eine vortreffliche Anstalt für Mäd- tänden (deren Vorsteherin die ver-), außer vielen besuchten Privatan- ; hätte hier noch der würdige Abbate der eine blühende Erziehungsanstalt n errichtet hat und dort besonders Lehrer sich um die Ausbreitung der dienste erwirbt. Dazu trägt auch isches Journal „Guida dell' educa- e, die deutschen Erziehungsgrundsätze h sucht, und zu diesem Zweck hat er zu ziehen gewußt. In Rom und hcheinlich der gute Wille, den er hst bemerkt, zu der Billigkeit ver- ren Schüler über die dort noch gro- bildung zu werfen.

Wir können dem Verf. mit hoher Achtung vor sei- nen Bemerkungen, endlich einmal Italien kennen zu lernen, und die vielen, allseitigen Vorurtheile durch Unab- hängigkeit eines gründlichen Kenntniß, der moralischen und indu-

striellen Zustände des Landes zu verschaffen. Wenn wir den nothigen Zustand der Volksbildung, den übergroßen Einfluß der Geistlichen, die Hindernisse, die durch diese und durch Aberglauben und Vorurtheil der Bildung entgegenstehen, be- klagen, so blieben wir doch nur, um nicht zu sehr über unsere geistigen Fortschritte zu werden, auf den ungemeinen Muth in Arier und auf den Estand, der dort wochenlang ganz ungehört vor sich gegangen ist. Wie Vieles hat dagegen das italienische Volk voraus, was wir hochachten und mit Bewunderung über ähnliche Zustände bei uns dort lernen müssen. Mit dem größ- ten Dank ist es also anzuerkennen, daß ein Mann von den umfassenden Kenntnissen und ausgedehnten Hülfsmitteln des Verf. die Deutschen aus ihrer Unwissenheit über Italien herausgerissen, daß er kein Wort vom Apollo von Delphere und der Venus von Medici gesagt, aber uns gründliche Un- tersuchungen über den Geist, die Thätigkeit, die reichen Mittel und Talente des Volks gegeben hat, und mit Verlangen sehen wir der Erfüllung seines Versprechens entgegen, in einem fol- genden Heft die politischen und Verwaltungseinrichtungen, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirtschaft und die Verhältnisse der acker- bauenden Classe in den verschiedenen Staaten Italiens zu schildern.

G. Ruch.

Literarische Notizen aus England.

Ein Engländer über Gräfenberg und Priesnitz.

Ein englischer Arzt, Robert Hay Graham, hat unter dem Titel: „Gräfenberg; or a true report of the water cure“, eine Schrift erscheinen lassen, worin er aus den zu Gräfenberg als Patient gemachten Erfahrungen und Stimmen zu beweisen sucht, daß Dasjenige, was an der Wasserheilung wirklich gut und anwendbar ist, von einsichtsvollen praktischen Ärzten in England längst gekannt und in Anwendung gebracht wurde, während das einzige Ursprüngliche in dem Verfahren Priesnitz's darin bestehe, daß er demselben eine Theorie der Krankheit zu Grunde lege, die, weil auf bloßen Voraussetzungen eines völlig unwissenschaftlichen Mannes beruhend, eine offen- bare Abgeschmacktheit sei. Zugleich wird dem berühmten Was- serarzt eine an Brutalität grenzende Rücksichtslosigkeit gegen seine Patienten schuld gegeben und zur Unterstützung dieses Vor- wurfs die Geschichte einer jungen Engländerin erzählt, die durch seine falsche ärztliche Behandlung gestorben sein soll. Aus der ganzen Schrift geht hervor, daß ihr Verfasser trotz der Absicht, sich selbst einer Wassercur zu unterwerfen, mit den Vorurtheilen eines gewöhnlichen englischen Arztes nach Gräfenberg gekommen und vom ersten Augenblick an gegen Priesnitz persönlich eingenommen, ganz natürlich sich in seiner Prüfung sowohl wie in seinen übrigen Erwartungen getäuscht sehen mußte.

12.

Ein neuer Roman von Cooper.

Fortsetzung und Beschluß des in Nr. 327 d. Bl. f. 1844 erwähnten Cooper'schen Romans: „Afloat and ashore; or, The adventures of Miles Wallingford“ (London 1844), hat nicht warten lassen und ist noch in demselben Jahre erschienen unter dem Titel: „Lucy Hardinge“ (3 Bde.). Das Ganze dürfte zu Cooper's glücklichsten Leistungen gehören. Wie Miles jeder Hock ein Herrmann, so ist Lucy jeder Hock ein Weib. Außer- dem geben Hunderte von Seiten aufs neue Zeugniß, daß in der Beschreibung von Seegefechten und Seelandschaften, in der Schilderung tiefer und ernster Gefühle, in der Condurung des menschlichen Herzens, in Skizzen von Sitten und Gebräuchen, in Gewandtheit des Ausdrucks und natürlicher Reifensolge der Begebenheiten Cooper keinen Nebenbuhler zu fürchten braucht.

11.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 22.

22. Januar 1845.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. v. Rath. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 11 $\frac{1}{4}$ Rgr.

Es gehört unstreitig zu den erfreulichen Folgen des langen Friedenszustandes; dessen Europa genießt, daß eine Anzahl durch Welt und Bücher gebildeter Offiziere die geschichtliche Kenntniß unserer Tage durch lehrreiche Schriften militairischen Inhalts gefördert hat. Männer wie der Erzherzog Karl, die Generale Jomini, Grolman, Clausewitz, Londonderry, Rüßling u. A., haben durch die Schilderung der von ihnen zum großen Theile selbst erlebten Begebenheiten nicht bloß der Kriegskunst nützlich sein wollen, sondern sie sind es auch für Alle geworden, die Geschichte schreiben und für die Belehrungen der Männer vom Fache empfänglicher sind als für bloße Tiraden und anekdotenartige Bücher. Weniger sind unsere tüchtigen Kriegsmänner — und wir erkennen hierin die Bescheidenheit des wahren Verdienstes — mit solchen Darstellungen aufgetreten, die nicht rein militairisch sind, wo wir indessen als ein glänzendes Beispiel des Gegenheils die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich“ vom General v. Schüz durchaus nicht unerwähnt lassen dürfen. Mit besonderer Theilnahme gedenken wir daher jetzt eines Buchs, das, wenn schon hauptsächlich militairischen Inhalts, doch auch andere Gegenstände der Staatseinrichtung in seinen Kreis gezogen hat, das die wichtigste Periode der neuern Geschichte umfaßt und einen echt deutschen Charakter trägt. Hat nun ferner Barmhagen v. Ense („Zur Geschichtsschreibung und Literatur“, S. 98) mit Recht gefordert, daß der Geschichtsschreiber Napoleon's auch einige Kenntniß von kriegerischen Dingen haben müsse, so sehen wir diese Forderung jetzt auf das Beste befriedigt. Denn Hr. v. Rath, Hauptmann im württembergischen Dienst, hat in dem vorliegenden Werke eine ruhige, anständige und unparteiische Geschichte Napoleon's geschrieben, in ihr durch gründliche militairische Studien das Wesentliche der einzelnen Kriegsunternehmungen klar und anschaulich in das Licht gesetzt und auch die übrigen Seiten in dem Leben und der Regierung des Kaisers keineswegs übergangen, sondern dabei gutes Urtheil

und sichern Takt beurkundet, wenngleich hier nicht eine solche Vollständigkeit bezweckt werden konnte als in dem ausgezeichneten Wachsmuth'schen Werke. Demnach erscheint uns dies Buch ganz des Lobes würdig, mit dem es der berühmte Vorredner ausgestattet hat, ja wir erachten dasselbe nebst Wachsmuth's Buche für vollkommen ausreichend, um die gegenwärtige Zeit über die großen Begebenheiten, unter denen sie herangewachsen ist, zu belehren, ihr ein fast überall wahres Bild derselben zu geben, und ihr Männer und Ereignisse ohne Parteilichkeit darzustellen, sodaß künftig Niemand mehr nach französischen Büchern oder nach den, aus ihnen allein geschöpften deutschen Compilationen zu greifen braucht, um sich über die Geschichte seit dem Jahre 1789 zu unterrichten. Für weitere Forschungen bieten die reichhaltigen Nachweisungen bei Wachsmuth genügenden Stoff, Hr. v. Rath konnte sich hier nur auf das Wichtigere beschränken (im ersten Theile sind fast gar keine Quellen angeführt, mehr im zweiten), wie es die Einrichtung seines Buchs mit sich brachte. Diese beiden handlichen Theile sind also großer Verbreitung werth, und wir beklagen daher nur das Eine, daß der hohe Preis einer so wünschenswerthen Sache ein wesentliches Hinderniß in den Weg legen wird.

Ref. will sich weder auf ein ausführliches Inhaltsverzeichnis noch auf die Nennung der besten, vom Verf. in der Vorrede aufgeführten und gebrauchten Hilfsmittel einlassen. Das Erste würde gar nicht im Verhältnis mit dem uns gegönnten Raume stehen, die Richtigkeit der letztern aber verbürgt Schlosser's Lob und die bekannte Trefflichkeit der Bücher; nur gegen die zu reichliche Anführung der Capesigue'schen Schriften erklärt sich der Vorredner, meint aber doch, daß der Einfluß dieser „Scharfseken“ auf das Rath'sche Buch nicht bedeutend gewesen sei. Auch von des Russen Danilewski Denkwürdigkeiten hält Schlosser nicht viel, aber dafür hat sie Hr. v. Rath auch nur an solchen Stellen benutzt, wo eine entschiedene Vorliebe für Rußland nicht hervortritt. Abgesehen also hiervon wollen wir jetzt nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten das Buch zu charakterisiren suchen.

Hier gedenken wir nun zuerst der durch besondere Klarheit und Bündigkeit der Sprache ausgezeichneten Schlachtbeschreibungen, als der Kämpfe bei Toulon, der

zeichniss der im Jahre 1842 und 1843 in Deutschland besitzten katholischen Bücher, Kunstkalien u. Mit Angabe des Formats, der Bogenzahl, des Verlegers, der Preise in Thalern und Gulden. Braunsberg 1844. 8. 12 1/2 Rgr.

Frantz, R. G., Grundriss der Lehre vom Menschen in seinem Einzelleben wie in seinem Gattungs- und Eheleben. Nordhausen, Schmidt. 1844. Gr. 8. 10 Rgr.

Gasparin, Gräfin, Versucht Euer Glück in Paris. Eine christliche Erzählung. Aus dem Französischen. Tübingen, Fues. 1844. 8. 7 1/2 Rgr.

Gedichte eines Königsberger Poeten. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von H. F. L. Heeren und F. A. Ukert. 11te Lieferung. 2te Hälfte. Geschichte Frankreich im Revolutionszeitalter, von W. Wachs muth. 4ter Theil. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Rgr.

Hagen, C. F., Die psarramtlichen Befolgungen vom Standpunkte der Moral und der christlichen Religion, sowie der Geschichte, Politik und Ökonomie betrachtet. Ein Versuch, hierdurch die über die Angemessenheit der geistlichen Befolgungtheile verschiedenen Meinungen zu einigen; nebst Vorschlägen zu einer von der Zeit geforderten Umwandlung und Verbesserung derselben; mit besonderer Rücksichtnahme auf das Großherzogthum Weimar und die übrigen sächsischen Lande. Neustadt a. D., Wagner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 26 1/2 Rgr.

Hasse, H. G., Geschichte des Anfangs der politischen Einheit Deutschlands. Nach den Quellen bearbeitet, nebst einer kritischen Schlussabhandlung und zwei Zugaben. Nebst einem Vorwort von J. Körner. Schneberg 1844. 8. 15 Rgr.

Heusler, A., Bürgermeister Wottstein's eigenmächtiges Wirken in den Jahren 1851—66. Ein Vortrag vor der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Nebst einem Vortrage J. C. Zellweger's. Basel 1844. Gr. 8. 10 Rgr.

Jeitteles, J., Eine Reise nach Rom. Mit einer biographischen Skizze desselben von A. Lewald. Siegen, Friedrich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Kalisch, Poetische Erzählungen. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Karl, A., Die Aufgabe der Ehegesetzgebung in Preußen, entwickelt an der „Darstellung der in den preussischen Gesetzen über die Eheführung unternommenen Reform“. Leipzig, Frische. 1844. 8. 20 Rgr.

Kilzer, B., Feierklänge. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 5 Rgr.

Die Kirche Christi in ihrer Gestalt auf Erden. Ein Versuch zur Berichtigung verschiedener Irrthümer. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 3 1/2 Rgr.

Kotze, H., Bosco. Teufelskinder des 19. Jahrhunderts. 1stes Heft. Mit dem Portrait und Facsimile des Regiers. Leipzig, Thomas. 1844. 8. 10 Rgr.

Leberecht, F., Ein Wort zur Prüfung an alle Freunde der Gerechtigkeit und Wahrheit, insbesondere an alle Kenner und Freunde des Volksschulwesens. Oldenburg, Schulze. 1844. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Lehnert, J. F., Das Leben Friedrich Wilhelm III. Königs von Preußen in Posen. Nach eigener Anschauung und Erfahrung dargestellt. Potsdam, Forbath. 8. 12 1/2 Rgr.

Leisentratt, Conservatismus, Liberalismus und conservativer Liberalismus. Briefe aus Königsberg. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 10 Rgr.

Lengerke, C. v., Bilder und Sprüche. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 22 1/2 Rgr.

— Eine Vision. Im Jubeljahr der Albertina. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Liederbuch für deutsche Gesellen. Berlin, Schmigke. Gr. 16. 7 1/2 Rgr.

Mahnrufe eines christlichen Streikers. Erlangen, Heyder. Gr. 12. 10 Rgr.

Mellin, G. F., Geschichte Oscar's I. Königs von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen. Mit Oscar's Bildniss. Berlin, Wein. Gr. 12. 1 Thlr.

Möller, S. F., Paul Gerhard's Ökumenisches im Gräfenhainichen. Gesänge und Altargebete, Predigt und Anden zur Einweihung der aus Liebe ihm gestifteten Gottesacker-Kapelle. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Peckolozzi's Bernhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Die zwei ersten Theile, in einem Bande nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt. Mit 13 Federzeichnungen von F. Wendel und 1 Kupferbeilage. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. 4. 1 Thlr.

Rebus - Almanach. 1ster Jahrgang. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Recht, C. v., Die Heldtug Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. 2ter Band. Schaffhausen, Furter. 1844. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.

Rosenbaum, J., Über die physische Erziehung. Ungebildete Eltern. 1stes Heft: Das Säuglingsalter. Leipzig, Gebauer. 1844. Gr. 16. 6 1/2 Rgr.

Satori (Reumann), J., Camilla, Prinzessin von Bisignano, oder: Die Rache. Roman. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1844. 8. 3 Thlr. 20 Rgr.

Scherenberg, C. F., Gedichte. Berlin, Cossin. 16. 20 Rgr.

Schick, J. F., Der Mensch vor, bei und nach seiner Belehrung. Dargestellt in drei Betrachtungen. Zürich, Hanke. 1844. 8. 2 1/2 Rgr.

Siebl, J. G., Laub und Nadeln. Zwei Bände. 2te vermehrte Auflage. Wien, Pichler. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Rgr.

Stängel, K., Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit, nebst Erörterungen über das Verhältniss Preussens zu dem §. 13 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803; über das Postrecht Württembergs und das rechtliche Verhältniss der Post zu Eisenbahnen. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Steffens, H., Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 2ter und 3ter Band. Breslau, May und Comp. 1844. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Wilmar, B., Die kurheffische Kirche. Eine vorläufige Antwort auf eine Conventsfrage. Kassel, Bohné. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Der Witz und die Aristokraten, oder Repeto im Jahre 1812. Vom Verfasser des Legitimen u. Drei Theile. 2te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Nebler. Gr. 8. 5 Thlr.

Bulliemmin, L., Geschichte der Eidgenossen während des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. 3ter Theil. — A. u. d. L.: J. v. Müller's, K. Flug-Blagheim's und J. J. Göttinger's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Bulliemmin. 10ter Band. Zürich, Drell, Füßli und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Wallmann, J. C., Johann von Lepden. Eine Geschichte fürs Volk. Duedlinburg, Franke. 1844. 12. 7 1/2 Rgr.

Webderkop, A. v., Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1844—45. Gr. 12. 3 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Wegelin, K., Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges vom Jahre 1405—1406. Noch gleichzeitigen, noch unbenutzten Stadt St. Gallischen Quellen bearbeitet. — A. u. d. L.: Die Stadt St. Gallen in ihrem politischen Leben und Treiben zu Anfang des 15. Jahrhunderts. St. Gallen, Huber und Comp. 1844. 8. 20 Rgr.

Julius Rosen als Lyriker.

Gedichte von Julius Rosen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig Brockhaus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der lyrische Kreis der Minnesänger liegt uns gänzlich fern, er ist losgerissen von allen den Bewegungen der neuern Literatur, unsere lyrische Unmittelbarkeit beginnt erst nach dem Dreißigjährigen Kriege. Umland ist noch am eigenthümlichsten in jene alten Sagen hinübergewachsen. Es mag Einigen auffallen, daß ich die Lyrik, die Poesie des unendlichen Selbstbewußtseins oder der Freiheit des Individuums, in bestimmte Kreise abzuschildern suche, allein so gut wie der Baum in Ringen wächst, so auch eine Nation in ihren Thaten, in ihren Gedanken, in ihrer Gefühlswelt. Ein Weckherlin mit seinem Schmerze für das Vaterland, ein Günther mit seinem subjectiven Drange mitten im Zwang pedantischer Schulen und mit seinem moralischen Bankrott im Herzen stehen uns und unsern Gefühlen weit näher als der stille Wald- und Liebestraum der Minnesänger, als die Ruhe ihrer klaren Liedernacht, als der Schein ihrer lieblichen Sterne. Die Minnesänger hatten gewiß einen weit größern Genuß beim Dichten ihrer Lieder als wir, ihnen genügte zur Anerkennung ein poetischer Wettkampf, ihnen genügte als Lohn ein Becher funkelnden Weins, ein Kuß von einer schönen Frau, eine Blume von der Geliebten; unsere Lyrik jagt unaufhörlich vorwärts, die Ruhe der Beschaulichkeit und des Genusses ist ihr nicht mehr vergönnt, die engen Schranken, in denen man sich für einen Ritt über die rothe Waida und für die Minne mit einer „hehren Frouwe“ über Alles hinaus begeisterte, sind lange gefallen, jedes Lied ist jetzt kaum etwas Anderes als eine Zuckung in einem großen Kampfe, in einem gewaltigen Schmerze.

Aber die Lyrik ist immer da. Sie ist der echte Proteus, welche den Deutschen auf allen Kreuzgängen seiner Geschichte begleitete, welche ihn tröstete, als das Epos ihn lange verlassen hatte und das Drama ihm nicht kommen wollte. Die Lyrik ist das echt deutsche Element, allen Zuständen, allen Nöthen des Deutschen gefügig. Wie fährt der Sturm jetzt über das Land, wie durchbohrt der Schmerz alle Verhältnisse und Zustände unserer Gegenwart, wie sucht der Scepticismus

alle poetischen Illusionen und der erwachte staatliche Sinn allen poetischen Trieb zu vernichten; der Industrialismus uniformirt Alles, vor uns steht eine sorgengraue Zukunft und, sehr, die deutsche Lyrik, die deutsche Trösterin, blüht immer und immer. Sie blüht noch fort als stille Blume im Waldthal, aber sie wagt sich auch als Röse an die donnernden Bogenberge unserer Zeitbewegung, sie setzt sich als Königsadler auf die Kuppen der neuern Geschichte und legt einen Panzer um ihren weichen, üppigen Busen, an dem sonst nur geloset ward und geständelt.

Es ist nichts weniger als ein Zufall, daß die Lyrik in unserer deutschen Literatur überall und zu allen Zeiten am reichsten hervorquillt, man mag spotten über die vielen Bände schlechter lyrischer Gedichte, welche fast jeder Tag hervorbringt, aber in dem ewigen Hervorsprudeln des lyrischen Elements liegt eine tiefe Bedeutung. Der Deutsche ergreift in der Lyrik die innere Einheit seiner Nation und seines Volksgeistes, welcher sich nach außen hin nirgend nachdrücklich und einzig repräsentirt. Der Deutsche ist nirgend einiger als eben in seiner Lyrik. In allem Innern, in allem rein Menschlichen, ja auch gemein Deutschen, sofern es abstract ist, in allem Subjectiven, in allem Lyrischen verstehen die Deutschen sich ganz vorzüglich, kein Volk versteht sich darin so klar und bestimmt wie sie. Sie retten sich in den Himmel der Lyrik, weil ihnen ein anderer Himmel verschlossen ist; bei den Griechen war die Poesie in unmittelbarer Einigkeit mit dem Staatsleben, bei dem Deutschen wächst die Lyrik aus dem Moder der Hoffnung, aus dem verzweifeltsten Ringen nach einem historischen Dasein heraus, aus der Gruft eines Münsters, aus den Trümmern ehrwürdiger Königsburgen, aus dem Schmerze der Individuen, welche alle Volksfreiheit entbehren müssen. Bei den Deutschen hat die Lyrik eine ganz andere Bedeutung als bei den Engländern und bei den Franzosen. Der gewöhnliche Engländer und Franzose wird viel seltener in eine lyrische Stimmung hineingerathen, er fühlt sich in der nationalen Bewegung der Geschichte, es ist ihm die Realität, es ist ihm die Öffentlichkeit des historischen Daseins gegeben, er richtet seinen Blick auf den Staat, auf die Politik, auf das Leben, auf die

Räder der Geschichte. Wo wäre aber der Deutsche, der nicht lyrische Gedichte geschrieben hätte? Es ist eine stille Verzweiflung, welche den Deutschen in seinen nebelhaften Träumereien aufgehen läßt, es ist die große Klage des unglücklichen deutschen Bewußtseins, welches an der Geschichte, an der Politik, am Staate, an sich selbst verzweifelt und sich aus der Unfreiheit des beschränkten, bevormundeten bürgerlichen Lebens in den Aether hinaufzuheben bemüht ist. Und selbst das bornirte Subject, welches sich einbildet Lyriker zu sein, welches überall dem Abfall unserer Cultur nachstöbert und, da in der modernen Lyrik für den Ausdruck der Empfindungen so viele Fälle vorhanden sind, nur eine rein formelle Thätigkeit äußert, selbst dieses bornirte Subject, welches unsern Büchermarkt unermüdlich mit einer Menge lyrisch sein sollender Gedichte überwässert, ist an seine lyrischen Reproduktionen durch die Verzweiflung herangetrieben, welche durch unser Leben geht, und ein jeder Band lyrischer Gedichte, seien sie noch so ohnmächtig und geistlos, muß als eine Klage des unglücklichen deutschen Bewußtseins angesehen und betrachtet werden. Wie wir dann in der Lyrik unsern Schmerz ausgießen und unser Unglück bei ihr verträumen, so hat unsere Lyrik auch die schönsten Blüten unsers Volkslebens getragen. Wir haben unserer Lyrik Alles anvertraut, all unsere Schmerzen und Freuden, sie ist der rechte Grenzkreis unsers Volks geworden. Die neue Zeit begann bei uns mit der Regeneration der Lyrik, als die Deutschen auch in der Lyrik das Bewußtsein ihrer Einheit verloren hatten, als sich die lyrischen Landsmannschaften einander pebantisch gegenüber standen, kannte und ahnte Niemand ein deutsches Volk; erst als Goethe in der Lyrik wieder das deutsche Volksbewußtsein concentrirte, fing ein neues Leben an, es dämmerte ein großer Morgen. Betrachten wir nun unsere Geschichte von Goethe an bis auf unsere Zeit, so ist sie wirklich mehr ein lyrischer Blütengarten, ein üppiges Feld voll Rosen und Vergißmeinicht als eine wirkliche, wahre Geschichte. Während die Völker um uns sich es sauer werden ließen, gaben wir gründlichen Unterricht in der Philosophie, und bei der einzigen Volksthat dieses für die deutsche Poesie so reichen Zeitraums, bei dem Freiheitskampfe, fällt einem die Körner'sche Lyrik weit eher ein als die Schlacht bei Leipzig. Die großen politischen Thaten anderer Völker wurden von uns nur als literarische Phänomene oder als lyrische Anknüpfungspunkte aufgefaßt und betrachtet, der reale Boden der Geschichte ging immer wieder in lyrische Gefühlswelten oder Capricen auf, und statt der Juno sind Wolken umarmt worden.

Eben aber will unsere Lyrik uns so entsetzlich viel erstreben und alle unsere Kämpfe verarbeiten muß, ist sie auch von viel tieferer Bedeutung und voll tiefern Gehalts. Ein deutscher Lamartine hätte Alles, was der französische von der Tribune aus in ganz Frankreich hineintief, in politischen Gedichten niedergelegt und überwunden. Die deutsche Lyrik ist am Ende unsere einzige historische Macht — man wird den Volkverband doch

nicht an die Stelle der deutschen Lyrik setzen wollen? — aber wir wollen nicht hoffen, so hoch und herrlich und so verlockend diese Macht auch erscheinen mag, daß sie es immer bleiben wird, das deutsche Volk wird auch die politischen Rinderschule austreten und Mann werden, und indem die Lyrik dann nicht mehr Alles ist, wird sie aus der krankhaften Überreizung und Verkünstelung, in welche sie geführt worden, ohne Überspanntheit und Selbstquälerei auf den einfachen Ausdruck des Lebens, auf das saftvolle, markige Princip des Natürlichen zurückgeleitet werden.

Wir haben es hier mit Julius Rosen zu thun. Rosen gehört nicht zu jenen Dammbrechern in der Literatur, welche eine neue Welt hervortreiben und sogleich vor allem Volke als Propheten anerkannt werden müssen. Sie gebären das Unerheiligtste Licht und rein wieder, welches verunstaltet worden war, und müssen nicht als Individuen, sondern als große historische Mächte beobachtet werden. Sie gehören nicht der Zeit an, sondern die Zeit gehört ihnen, sie sitzen erhaben über den Wolken wie Zeus, und spielen mit Donnerkeilen und Blitzen, sie brechen ihrem eigenen Strome gewaltig und unbedürftig um die Außerlichkeiten Bahn, aber die Zeitbewegung folgt ihnen mit allen ihren Flüssen, Klüffen und Bächen und findet durch sie das hohe unendliche Meer. Unsere Zeit scheint solcher neuen historischen Mächte wenigstens in der Lyrik nicht sehr bedürftig zu sein, die jungen Individuen, welche Goethe die Anempfindenden nennt, sprechen das deutsche lyrische Bewußtsein vollkommen und nach allen Richtungen aus, unser Drama dagegen muß von einer solchen historischen Macht seine Regeneration erwarten. Zu jenen anempfindenden Naturen gehört auch Julius Rosen. Unsere Zeit ist reich an solchen verdienstlichen Erscheinungen; ihnen wird freilich das Durchbringen zur Anerkennung weit schwerer und mühsamer als jenen großen Gestalten, welche autokratisch verfahren; sie sind Individualitäten, sie haben die Aufgabe, als solche zu wirken und weiter zu bilden, und wenn sie, je nach ihrer größern oder kleinern Kraft, unter den trüben Reflexen der Gegenwart und unter den hin- und herwogenden Discussionen und Kämpfen auch zuweilen als atomistische Punkte erscheinen, so wird der Literaturhistoriker ihnen doch, wo er die Massen überschaut und ordnet, einen verdienstlichen Einfluß zugestehen müssen. Jene großen historischen Mächte reißen sogleich das Ganze mit sich fort, diese anempfindenden Individuen wirken lange und mühsam im Stillen, und es liegt zuweilen der Zenith ihres Wirkungskreises schon hinter ihnen, wenn die Menge anfängt, ihnen jene Achtung zu zollen, welche sie verdienen. Eine der höchsten und adelvollsten Erscheinungen in diesem Kreise ist jedenfalls Uhland. Die Objectivität seiner Dichtungen, die gewaltige Wirksamkeit derselben läßt ihn beinahe den Kreis überspringen und sich zu den Gewaltthaten der Poesie gesellen, aber die particuläre Weltanschauung, worin der Dichter vollkommen versenkt ist und welche ihn, ohne Fortentwicklung, in ihrem Bann erhält, scheidet ihn

wieder von ihnen, welche das All in sich aufgenommen haben und weiter treiben. In der That, viele Dichtungen Uhland's können nur die Goethe'schen über sich anerkennen, sie klingen tief in die Seele hinein, man lobt die Gedichte und fragt nicht nach dem Dichter, es liegt der Zauber einer ungemeinen Gegenständlichkeit in ihnen, aber sie suchen den Trost, die Prallheit, die vollbusige Gesundheit und Kraft der Goethe'schen Lieder durch die träumerische Melancholie zu ersetzen, und wenn Uhland nun auch häufig mit diesem Schmerz, der wie eine Klage durch alte Burgen streicht, einen tüchtigen Humor verbindet, so werden in den Goethe'schen Liedern doch weit tiefere und sittlichere Gefühle angeschlagen als Uhland's partielle Weltanschauung sie bei allem sittlichen Adel zulassen kann. So ist es denn eine Thatsache, daß unser Uhland erst da populair wurde, als die Zeit seiner Schöpfungskraft allmählig abnehmen mußte, aber indem Uhland seine Individualität klar erkannte und mit Bewußtsein nicht aus dem Kreise herausging, in dem er das Höchste geleistet hat, bleibt er ewig jung und ewig einer der schönsten deutschen poetischen Sterne. Anders war es mit Rückert; ihm war früher als Uhland die Anerkennung des Publicums zugefallen; aber er verkannte sich, er gerieth in falsche Bahnen hinein, und indem er sie mit Gewalt und Caprice forcierte, hat er mit dem Verlust der Anerkennung den Kranz verlieren müssen, welcher ihm, und schriebe er Buch auf Buch, schwerlich wieder die Stirn schmücken wird wie in den Tagen des deutschen Freiheitskrieges.

Mosen stammt nun aus jener Periode, als eben Uhland und Rückert das lyrische Panier in allen Thälern, auf allen Bergen für die eben wieder gewonnene oder noch zu gewinnende Unabhängigkeit Deutschlands erhoben, als ein ungestümer Pulschlag die deutschen Herzen bewegte, als man an Thaten glaubte und das Ideal der deutschen Volksthümlichkeit vielfachen Zauber ausübte. Wohin entschwinden ist jener Traum, wie viele Hoffnungen sind da zerfallen. Wer liest nun noch Schenkendorf's Lieder? Unsere neuere Generation kennt sie kaum noch den Namen nach, und selbst auf den Burschentreiben, wo sie einst laut erklangen, haben sie Liedern von Herwegh und Hoffmann weichen müssen! Wer singt heutzutage von dem glücklichen Tode in blutiger Schlacht, wer rühmt die „preussischen Heldenlilien“, wer sieht das Ideal deutscher Zukunft noch in Kaiser und Reich, in dem Flattern der zerfetzten schwarz-roth-goldenen Fahne? Wie wehte und klang es in den alten Liedern, und welch eine phantastische Anschauung hatte sich in jener Periode über Deutschland verbreitet! Kaiser Karl der Große, Schwarz-Roth-Gold, Turnerei, der Glaube an Kaiser und Reich lebte zu jenen Zeiten in dem Gemüth der tief erregten Jugend, Schenkendorf sang an Ludwig Jahn:

Wir woll'n das Wort nicht brechen
Und Ruben werden gleich,
Woll'n predigen und prechen
Von Kaiser und von Reich.

und die Anklänge jener Tage finden sich auch hier in den Gedichten Mosen's wieder. Der Säbelschleifer singt von seinem Säbel (S. 91):

Will dich schwenken, will dich schwingen,
Schwingen mit der treuen Hand,
Das verlor'ne zu erringen,
Das verlor'ne Vaterland!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein!

Um das freie deutsche Reich,
Ach, um die zertret'ne Ehre,
Nur noch einen guten Streich,
Meine Waffe, meine Wehre!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein.

Brüder, rettet das Panier!
Heldentod ist zu erwerben!
Brüder, rettet das Panier,
Und dann laßt mich freudig sterben!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter der Große und Leibniz. Von Moriz E. Vosselt.
Dorpat, Severin. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir bewundern an diesem Buche Zweierlei, einmal die Kunst des Verf., aus einem immerhin wichtigen, aber an Umfang unbedeutenden Material ein dickes Buch zu machen, und zweitens den Muth des Verlegers. Denn das eigentlich Interessante in denselben sind einige Briefe des großen Leibniz, welche derselbe in den J. 1713 und 1716 an den Kaiser Peter den Großen auf dessen Veranlassung über die Justiz- und Landesverwaltung im russischen Reiche gerichtet hat. Wie richtig Leibniz diese Aufgabe erkannte, ist aus beiden Briefen hinlänglich klar, wie er denn z. B. aus Pyrmont unter dem 22. Juni 1716 schreibt: „Ich bin auf eine Gerichtsordnung bedacht gewesen, so das Mittel halte zwischen den europäischen verberblischen Processen und der asiatischen übereilten Willkür, denn gemeinlich sind bei den christlichen Völkern in Europa mit denen Studien zugleich die langwierigen Prozesse eingegriffen, denen billig im russischen Reiche vorzukommen.“ Ueberhaupt zeigt sich Leibniz durch seine vernünftigen, klaren Rathschläge überall als ein Mann des Staats und des Lebens, wie es der wahrhafte Mann der Wissenschaft immer ist, sodaß auch in diesen Briefen eine neue Entkräftung des Vorwurfs liegt, als wären die deutschen Gelehrten unpraktische Männer.

Beide Briefe sind nun 1842 in der Zeitschrift „Rusky Wiestnik“ veröffentlicht und im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (1842, Nr. 136, 137) den deutschen Lesern zugänglich gemacht worden, nachdem bereits Erdmann in dem neuesten Bande seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ auf diese Actenstücke nach einer Mittheilung des russischen Staatsraths v. Turgenev hingewiesen hatte. Die Briefe waren also in Deutschland nicht mehr unbekannt.

Was hat nun Hr. Vosselt hinzugefügt? Nichts als eine Menge moralischer, kosmopolitischer und naturphilosophischer Betrachtungen auf 103 Seiten, in denen einzelne historische Stellen und Bezüge sich wie verlorene Posten in einer weiten Dase ausnehmen. Am besten sind die Erörterungen über Peter den Großen, auf den ein russischer Unterthan mit allem Rechte stolz sein kann, aber sein Verhältniß zu Leibniz hatte bereits Erdmann, zwar mit weniger Worten, aber ganz bezeichnend in das Licht gesetzt. Bedenken wir nun weiter, daß

Alle jene Vorschläge Leibniz's man eben bloß Vorschläge waren und daß sie nicht in das Leben getreten sind, so erscheint es uns ziemlich unpassend, sie mit einer so langen Einleitung zu versehen, die ebenso gut zur Devorwörung irgend eines andern literarischen oder culturhistorischen Gegenstandes hätte dienen können. Die Schreibart ist nicht immer klar, öfters gesucht und bombastisch.

Wir können nicht glauben, daß dies Buch trotz der berühmten Namen, die es an der Stirn trägt, viele Leser finden werde, und haben es für unsere Pflicht erachtet, Die, welche es als einen Beitrag zur Geschichte des 18. Jahrhunderts betrachten möchten, vor einem Aufwande an Zeit zu warnen. Hoffentlich wird dasselbe von russischen Großen zur Zierde ihrer Büchergimmer mehr gekauft, wie wir um der schönen Ausstattung desselben durch den Verleger zu wünschen alle Ursache haben.

Interessant ist das Actenstück „Observationes über die Magnetenadel“, weil wir daraus erfahren, wie Leibniz bereits in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts in Rußland Beobachtungen angestellt zu sehen wünschte, wie sie in der neuern Zeit erst auf Alexander von Humboldt's Betrieb ausgeführt worden sind.

Bemerkungen über einige Hülfsmittel zum Studium der französischen Literatur.

Eine kürzlich in Nr. 280 d. Bl. f. 1844 enthaltene Mittheilung über die „Etudes historiques“ von Beauvois laßen wir in dem Augenblick, als wir selbst im Begriff waren, der Redaction einige Bemerkungen über dieses Buch einzusenden. Dies kann nun um so mehr unterbleiben, als unser Urtheil über die „Etudes historiques“ im Wesentlichen mit dem des Hrn. Ref. übereinstimmt. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß einzelne Pöken von untergeordneter Bedeutung unverhältnißmäßig lang sind und besser hätten weggelassen können. So sind z. B. das 25 Seiten füllende „Tableau de quelques institutions des Mexicains“ und ähnliche Stücke sehr wenig angethan, die Theilnahme jugendlicher Leser zu fesseln. Gleichwol verdient Hrn. Beauvois' Buch den Vorzug vor vielen andern Chrestomathien, und namentlich ist es für den Unterricht in höhern Schulen weit brauchbarer als die bekannten „Handbücher der französischen Literatur“, welche von Ideler und Nolte, Büchner und Herrmann und Andern herausgegeben worden sind. In der That würde es unbegreiflich sein, wie diese Handbücher bei ihrer Werthlosigkeit für die Jugendbildung in einer Menge von Gymnasien Eingang finden konnten, wenn man nicht wüßte, daß der französische Sprachunterricht auf vielen dieser Anstalten von Lehrern erteilt wird, die ihn nur als Nebensache betrachten, erst spät angefangen haben, mit dieser Sprache, die über 15 Jahre lang von den preussischen Gelehrtenschulen gesetzlich ausgeschlossen war*), sich zu beschäftigen, und in der Regel für das Gedeihen dieses Lehrgegenstandes keinen hinreichenden Eifer haben. Sehr natürlich ist es unter solchen Umständen, daß man bei der Wahl der Lehrbücher wenig auf eigener Prüfung fußt und sich am leichtesten für solche entscheidet, die bereits ein Renommée genießen, Namen von bekannten Männern an der Spitze tragen und sich durch literarhistorische Thaten von den gewöhnlichen Sammlungen unterscheiden. Es sind denn jene Handbücher

*) Seit dem J. 1815; erst 1831 wurde die allgemeine Wiedereinführung des französischen Sprachunterrichts angeordnet, wozu gleich nicht ohne Protektion von Seiten einiger Lehrercollagen, die eine heilige Eche vor dem franco-gallischen Krame hatten, weil sie nichts davon verstanden.

mit ihrer Menge von Biographien und dem bunten Ueberflusse ihres Inhalts in die Schulen gekommen, wo sie nicht hingehören, und aus denen sie verbannt werden müssen, wenn aus dem französischen Sprachunterricht etwas Besseres werden soll als bisher im Allgemeinen auf Gymnasien geworden ist.

Eine ausführliche Darlegung unserer Ansichten über diesen Gegenstand würde hier zu weit führen; da indes die französische Sprache und die Art ihres Studiums ohne Zweifel viele Leser d. Bl. interessiert, so dürfen ein paar kurze Andeutungen zur Begründung des eben ausgesprochenen Urtheils hier nicht am unrechten Orte sein.

Den Nutzen eines guten Conversations-Lexikon wird Niemand verkennen; doch wäre es eine arge Verfehrtheit, wenn man einem Jünglinge zum Zwecke gründlicher Ausbildung eine anhaltend fortgesetzte Lecture des Conversations-Lexikon empfehlen wollte. Nun aber sind jene Handbücher weiter nichts als Conversations-Lexika der Literatur, allerdings gut zum Nachschlagen, um über diesen oder jenen Autor eine Notiz zu finden, nicht aber zur Bildung der Jugend. In einem solchen Buche stehen Fragmente aus 30, 40 und noch mehr Schriftstellern; es strömt in seinem eigenen Überflusse, seine Mannichfaltigkeit ist eine böse Klippe, denn es ist kaum vermeidlich, daß sich viel Uninteressantes und Unpassendes, selbst Anstößiges unter der Masse befindet. Freilich ist des Ungehörigen auch manches durch die Schuld der Herausgeber hineingekommen. So begegnen wir in dem Handbuche von Ideler und Nolte z. B. „Le sénateur“ von Béranger; der treffliche Béranger hat manches ganz unverfängliche Lied gedichtet, warum mußte gerade „Le sénateur“ aufgenommen werden? In denselben Handbuche stehen Fragmente aus Biter's „Baricades“, die ungefähr auf gleicher Kunsthöhe mit Spieß' dramatisirten Geschichten stehen; ferner der Operntext zu Spontini's „Vestalin“, und weniggleich ein französischer Kritiker gesagt hat, dieser Text zeichne sich aus „par cet art heureux de couper le dialogue d'une manière favorable aux effets de la musique“, so hindert dies nicht, daß er der Jugend schade und langweilig erscheine. In Büchner's und Herrmann's Handbuch finden wir von Cousin „Du fait de conscience“, von Dupin „Plaidoyer pour M. M. Jay et Jouy“, auch Bruchstücke aus Lamennais. Will man geltend machen, daß Vergleichen in ein Buch gehöre, dessen Zweck es ist, „ein allgemeines Bild von den Autoren und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu geben“, so lassen wir dies unbestritten, bleiben aber um so mehr bei der Behauptung, daß solche Bücher keinen befruchtenden Einfluß üben und durchaus nicht geeignet sind, die jungen Leute für einen ohnehin vielfach vernachlässigten Unterrichtsgegenstand zu begeistern. Alles dies Fragmentiren läßt sie kalt; kaum haben sie angefangen, mit einem Schriftsteller bekannt zu werden, so tritt ein neuer ein, von welchem wieder ein paar Bruchstücke abgethan werden, und so lassen sich die Schüler ohne Freude und ohne Eifer von einem Abschnitte zum andern schieben; wenn sie auch dann und wann einmal durch ein schönes Stück aus der Gleichgültigkeit geweckt werden, so sind doch in der Mirtur gar zu viele Bestandtheile, die sie wieder in die alte Apathie versenken. Die beigelegten Biographien lassen die Reisten ganz unbeachtet; auch wäre der Gewinn, den sie davon ziehen könnten, nur ein zweideutiger, da diese isolirten Notizen allenfalls zu einer Vielwisserei führen, nicht aber dem Geiste und die Entwicklung der französischen Literatur im Zusammenhange erkennen lassen.

Senes unfruchtbare Vielerei mußte daher in den Schulassen bei dem französischen Unterricht ganz aufgegeben werden. Als Goethe (in „Dichtung und Wahrheit“) sagte, daß Chrestomathien manche gute Wirkung bei der Jugend hervorbringen können, hat er von den erwähnten Handbüchern nichts gewußt.

Sonntag,

Nr. 26.

26. Januar 1845.

Julius Rosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Auf dem Pfade unserer begrifflichen Entwicklung sehen wir kalt und kritisch in die stürmischen Traumwellen jener bewegten Tage zurück, in denen das

Schlagt hunderttausendarmig darein,
Es kann nicht genug geschlagen sein,

der Ausdruck der allgemeinen Stimmung war. Es war zwar ein Unglück, daß die Freiheitsbegeisterung unsers Volks sogleich in den Taumel der wesenlosen Romantik überschlug, aber die Thakraft jener Tage verdient immer eine Anerkennung, und ein Körner in der schwarzen Husarenuniform, hineinsaufend in die Schlacht, mag sich kühn neben einen Herwegh mit dem Lorberkranz auf dem Kopf und vor einem champagnerfelligen Festessen stellen. Auch Rosen hat in vielen seiner Gedichte jenen klingenden, rauschenden Tönen Tribut gezollt und geglaubt, der romantischen Bandagen nicht entbehren zu dürfen. Vielleicht hätte er in vielen seiner Lieder weit mehr Energie ausgedrückt, wäre er nicht wie alle Übrigen auch der Romantik ein Pöge geworden, denn daß seiner Natur die Energie und tiefe Begeisterung nicht fehlt, läßt sich in einigen Gedichten gewahren, in denen er glücklich und mächtig den Volkston ergreift. Zu unsern modernen Freiheitspoeten gehört Rosen nicht; es liegt eine ganze Bildungsschicht zwischen ihm und ihnen, er ist älter als die Genialität des Jungdeutschthums und als die modernen „Gefinnungs-poeten“; aber er ist auch jünger geblieben. Der Stern, welcher seiner Jugend leuchtete, jenes Pathos für die ewige Idee, welches in den Freiheitskriegen unsere Jünglinge gefangen nahm und bezauberte, ist dem Manne bestimmter geworden, ohne sich ganz zu verlieren oder sich auch starr abzuschließen, Rosen ist bis jetzt noch immer ein werdender und ein strebender. Der Grundton seines Lebens und also auch seiner Gedichte geht immer in jene Tage zurück, wo man in Körner den höchsten Repräsentanten der deutschen Freiheitsidee erblickte. Diese träumerische Richtung auf das Göttliche, der feste Glaube an Schwarz-Roth-Gold, der Taumel des deutschen Gemüths ist von den Karlsbader Beschlüssen nicht weniger als durch den Heine'schen Libertinismus und Egois-

mus, der über alle Regungen des Gemüths sich lustig machte, negiert und aufgehoben worden; aber der Stern, unter dem man geboren ist, behält einen dauernden Einfluß für das auch rastlos weiterstrebende Subject, und so mußte es unmöglich sein, daß Rosen ganz und gar jene Einflüsse der Jugend, den romantischen Gemüthsflug jener Tage ablegen konnte. Die Zeit nach den und während der Freiheitskriege war mehr für das Pathos der Freiheit und für nationale Unabhängigkeit als für die Weltidee der Freiheit selbst begeistert, darum hat bei ihr so häufig die leere Bewegung des Subjects im Spiegel seiner Eitelkeit stattfinden können, darum trug sie so wenig Früchte; die neue Freiheitsepoëe aber, durch die Julirevolution geboren, wurde begründet durch den Glauben an die Macht der Idee und nicht der rohen Gewalt, welche zwar zu jener Zeit nothwendig war und rühmlich, aber bei den unklaren Regungen der Jugend nur zu mannichfach, durch den Taumel der Romantik, von der Idee auf das Außerliche abführen mußte. In der leeren poetischen Allgemeinheit fehlt dem Worte Freiheit durchaus jedweder Inhalt, und es wird damit nichts mehr als eine vage Stimmung und Absicht ausgedrückt. Von dieser leeren Berausung, von dieser transcendentalen Freiheitsansicht, welche in der ersten Bildungsperiode Rosen's aufsteigt, ist Rosen jedoch ziemlich freizusprechen; das sächsische Naturell reagiert gegen das allgemeine Dämon, und anstatt die Freiheit nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen und bei den Wolken zu entdecken, läßt er sich in solche Phantasmen nur wenig ein und beschränkt sich lieber auf den Wunsch und die Forderung, daß Deutschland unabhängig, stark und einig sein solle. Dies läßt sich kräftig hören; eine unerschütterliche Vaterlandsliebe, ein festes Vertrauen auf den deutschen Geist ist ein schöner Grundzug des Rosen'schen Charakters. Siehe z. B. das Gedicht (S. 10):

Frisch, mein Lieb.

Frisch, mein Lieb, wie Schwerterklang!
Bösem Feind wird angst und bang;
Steig empor an allen Ecken,
Deine Stimm' sei frisch und frei!
Seh', die Trägen aufzuwecken,
Rufe Jung und Alt herbei,
Unermüdet! Kling' unbändig!
Nach die Herzen all lebendig!

Ist ein Kerker fest und hoch,
 Reiß, mein Lieb, erklimm' ihn doch!
 Wo unschuld'ge Männer liegen
 Tief in Ketten und in Nacht,
 Wie der Engel sollst du fliegen,
 Der auch Petrus frei-gemacht,
 Und dein Wort soll dich schallen,
 Daß herab die Ketten fallen.

Schlag' mein Lieb, den argen Knecht,
 Dem das freie Wort zu schlecht,
 Straf' ihn mit dem eig'nen Biß,
 Mit dem eigenen Verrath,
 Mit der eig'nen Degenspitze,
 Mit der eig'nen Uebelthat!
 Wie ein Glas sein Herz zerspringet,
 Dessen eig'nen Ton man singet.

Reiß, mein Lieb, wie Wetterschein
 In die Männer Schlacht hinein!
 Wo die jungen Helden strecken
 Für das heil'ge Vaterland,
 Sollst du an der Spitze schreiten,
 Flammen sprüh'n in Herz und Hand,
 Wo die schärfsten Lungen fragen,
 Die Kanonen Antwort sagen.

Der Unmuth und tiefe Schmerz, daß nicht Alles werden wollte, wie es von der kampferglühten Jugend erwartet war, spricht sich in den letzten Versen auf die Schlacht bei Leipzig aus (S. 32):

Was fragt ihr, Todesgenossen,
 Die ihr da unten ruht!
 Was half es, daß gekossen
 So viel vom rothen Blut.

Wer kann euch Antwort sagen,
 Wer sagen solches Leid?
 Wohl euch, daß ihr erschlagen,
 Daß ihr erschlagen seid.

Viele von denen, welche in den Tagen des Kampfes von einer hohen Vaterlandsliebe befeelt schienen, waren müde, als der kurze Rausch verflogen war und die Welt eine ganz andere Gestalt annahm, als sie geträumt hatten. Es fehlte ihnen die Kraft und die innige Wahrheit der Begeisterung und der Vaterlandsliebe; nicht so Rosen. Sein Vaterlandsgefühl war tiefer begründet, er wurde nicht irre wie Jene an der Zukunft des deutschen Volks, er verzweifelte nicht, sondern sah fort zu schaffen und zu streben. Er fühlt tief und schmerzlich, daß manche schöne Täuschung verweht ist, aber um so stürmlicher hebt er das Haupt empor (S. 7):

Was grämest du dich, mein Gemüthe,
 Daß dir ein Saitenspiel zersprang,
 Und daß vorbei die Rosenblüte
 Und der Schallmeien Reigenklang?
 Das eig'ne Herz muß sich der Mann bezwingen,
 Will er das Beste und sich selbst erringen, —
 Das Haupt empor.

Noch wölbt sich der Himmel oben,
 Noch braust das Meer in Wogen auf,
 Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
 Noch geht Alles seinen Lauf;
 Und schlägst du drei'n mit Donnerkeilen,
 Nicht eine Stunde würde schneller eilen; —
 Sei unverzagt.

Hinaus, das harte Leben zu erstreiken!
 Abgründe stürzen sich in deinen Weg;

Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten!
 Scheu nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg!
 Es schiert kein Teufel sich um deine Bähren,
 Zwei Häufte hast du, um dich selbst zu wehren; —
 Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
 Reiß' los das Kind vom Mäherband,
 Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
 Und schlagen für das Vaterland!
 Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Sammern?
 Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
 Treu bis zum Tod.

Stehst du zum deutschen Sängerkorden,
 Denk' nicht an Lohn und Lorbertrom!
 Das Vaterland ist Better worden,
 Was fodert noch des Bettlers Sohn?
 Er heischt ein Schwert, und todtestiefe Wunden,
 Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
 Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht gold'ne Ketten,
 Das Vaterland nicht Hof und Haus; —
 Lern' auf die Erde dich zu betten
 Unter Gottes Himmel hinaus!
 Kannst unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
 Und laß vom Sturm ein Wiegeliß dir pfeifen —
 Stark, starr und stolz.

Es ist wohlthätig einer so gesunden und tüchtigen Natur zu begegnen, wie sie Rosen geworden ist, einer Natur, die sich den Einflüssen der niedrigsten Verhältnisse und Krisen preisgegeben sieht, ohne darüber zu brechen und zaghaft zu werden. Unsere norddeutschen Dichter haben melancholische Momente, aber die Melancholie ist nicht ihr ganzer Lebensinhalt, sie zerfließen nicht in derselben, wie man es bei den Süddeutschen nur allzu häufig findet. Die Poesie der Norddeutschen geht aus den vielen Widersprüchen hervor, die über den Lebensverhältnissen liegen wie ein Alp, und sie kann nicht zu einer schwäbischen Behaglichkeit kommen. Welche Widersprüche auch in Rosen nach geworden waren nach einer Zeit schönen Traumes, beweist das zuletzt mitgetheilte Gedicht vollkommen: der Dichter, der Mann resignirt auf Alles, was den Jüngling lockte, um seiner Ueberzeugung treu zu bleiben; er weiß, daß Deutschland sein Edelstes verkommen und verderben läßt, aber er folgt den Sternen, die er als die wahren erkannte. Die Unklarheit schwindet, die Erkenntniß tritt ein. Was wir bei Rosen vermissen, das ist der Humor. Ihn können wir nirgend entdecken. Der Humor regirt, Rosen aber spricht sich immer voll ehrlichster Leidenschaft aus, seine Ueberzeugung bleibt bei dem Bewußtsein des Positiven stehen, bei dem Glauben an die Vernunft und den Geist; das negirende Princip, den Rathwillen, der die Popanz der Gewohnheit umschweift und neckt, hat er durchaus von sich ferngehalten, er gibt sich nicht der Negation des Richtigen, sondern immer nur der Realisirung des Wahren hin, er ist eine durch und durch strenge, spröde, ernste Natur. Als eins seiner schönsten Gedichte in diesem Sinne verdianen die wenigen Seiten, welche er ins „Gutenberg-Album“ schrieb, eine vollkommene Anerkennung:

Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
 Boht die Welt in allen Räumen,
 Stürzt das große Römerreich.
 Deutschland träumt — und seine Träume
 Wollen sich wie Riesendämonen
 In dem heil'gen Christenthum.
 Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
 Rinnst die Welt in Schäumen
 Und das priesterliche Rom.
 Deutschland träumt, — des Todes Band
 Straft Minerva von der Hand;
 Deutschland träumt; es wird erwachen
 Trotz dem Lächeln seiner Spötter,
 Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen,
 Und mit ihm die alten Götter.
 Grübelnd und gedankenschwer
 Schmiebet Gutenberg den Speer.

Die Freiheitsidee hat es nicht zum wilden Fanatismus gebracht, aber zum höchsten Vertrauen auf den Geist; sie fordert auch nicht jenen Fanatismus, der unter dem Vorwande, für die heiligsten Menschenrechte zu kämpfen, die abscheulichste Despotie ausübt, sie verlangt jene Mannestreu, jene besonnene Begeisterung, welche den Kampf in die Liebe umwandelt, welche den Gang der Geschichte zum Zeugen herbeiruft und wovon alle edeln Menschen besetzt worden zu aller Zeit. Indem Rosen in diesem Gedichte den Glauben an das altdeutsche Dogma durch das Vertrauen auf den Proceß der fortbewegenden Geschichte verfolgt, hat er seinen früheren politischen Standpunkt, die Periode des romantisch-altdeutschen Schwärmers, überwunden und ist er in That und Wahrheit ein moderner Freiheitsdichter geworden. Er faßt Fuß in der Gegenwart, er wurzelt in ihrem eigenen Leben und ist nicht in der Periode der Körner, der Schentendorfs stehen geblieben, er hat die Bewegungen der Zeit alle in sich empfangen und verarbeitet. Es ist bekannt, mit welcher Theilnahme er dem Unabhängigkeitskampfe der unglücklichen Polen folgte, und wenn Rosen's Polenlieder auch an ästhetischen Werthe denen des Grafen Platen nachstehen müssen, so schlug doch namentlich das eine: „Die letzten Jahn vom vierten Regiment“, durch seine Unmittelbarkeit und das richtige Ergreifen des Moments in das Herz des deutschen Volkes ein und wendete zum ersten Male das Auge desselben auf Rosen. Freilich wenn wir nur große Thaten und Bewegungen hätten, es würde uns auch an Volksdichtern nicht fehlen, das Volk ist noch immer empfänglich für die Poesie geblieben, aber es mag nichts von Dichtern wissen, die wie Wachteln im grünastreichen Bauer singen, es erwartet den Sturmflug der That von ihnen.

Haben wir Rosen nun in seinem strebsamen Fortwandel aus der romantisch-altdeutschen Periode Schentendorfs in das Bewußtsein der Gegenwart dargestellt, so ist seiner Ausbreitung nach andern Seiten hin noch nicht erwähnt worden, und wir glauben ihn hier am besten und bestimmtesten zeichnen zu können, wenn wir ihn als Balladen- und Romanzen-, dann als Natur- und endlich als Liebesdichter zu bezeichnen suchen.

Die epische Lyrik bildet den Übergang von dem Epos in die reine Lyrik und zerfällt wieder in eine Dreierheit

von Momenten: in die Ballade, die Rhapsodie und die Romanze, wie sie denn erst selbst als Moment in einer Dreierheit (epische, didaktische und melische Lyrik) ihre rechte Stellung und Bedeutung gewonnen hatte. Während in der Ballade der natürliche bestimmte Volksgeist sich offenbart und die Rückseite des Volksbewußtseins, die träumende Seele des Volks, und sein dämonisches Element, der natürliche Wille, im Gegensatz zu dem höhern, sittlichen Willen lebendig wird, findet die Rhapsodie ihr Element in der Tapferkeit und Kraft des historischen Lebens, die Ballade ist düster, die Rhapsodie heil und freudig, indem sich in ihr der Volksgeist von seiner ersten Unmittelbarkeit befreit, während er endlich in der Romanze sich nicht mehr in seiner Natürlichkeit, sondern in seinem idealen Selbstbewußtsein, in seiner freien Sittlichkeit anschaut und freiert. Die Ballade wandelt einsam und verschleiert, ein spukhaftes Weib, durch die düstern, dämonischen Katastrophen des Volksaberglaubens, sie will nicht aus der Natürlichkeit des Gemüthslebens heraus, und bleibt auf wenige Motive hingewiesen, sie liebt das Eintönige, das dunkel Andeutende; die Rhapsodie dagegen ist in der thatbesessenen Welt, in den Schlachten und Kämpfen kühner Helden lebendig, ein stolzer, thatendurstiger Ritter, hoch zu Ross, während die Romanze endlich sich über die Natürlichkeit der einzelnen Nationalitäten weit hinaus dehnt und im Princip der sittlichen Freiheit ihre Wahrheit findet; in ihrem stolzen Reiche sind die herrlichsten Blüten des Mittelalters dargestellt und aufbewahrt worden.

Sehen wir nun, bevor wir speciell an Rosen gelangen, wie sich diese drei Momente unserer lyrischen Epik in der modernen Literatur, auf ihren Hochpunkten dargestellt haben. Unsere modernen Poeten verfahren meistens ganz willkürlich in der Bezeichnung ihrer hier einschlagenden Poesien, sie nennen Ballade, was Romanze ist, und Rhapsodie, was unter die Kategorie der Romanzen gehört. Der Rhapsodie scheint man sich mit der größten Vorliebe zugewendet zu haben, denn in ihr entfaltet sich ein reiches geschichtliches Handeln, und die Bequemlichkeit der Form hat selbst eine Menge Mittelmaßigkeiten in dieses Gebiet hinübergelockt; indessen ist nichts schwieriger, als in dieser einfachen Weise die gewöhnliche prosaische Darstellung zu vermeiden und den Stoff durch die Schöpferkraft der Phantasie und die Gläubigkeit des Gemüths zu erklären. Uhland steht hier in dieser Form der lyrischen Epik als unübertroffen da, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich z. B. seinen „Eberhard der Rauschebart“ als das Muster einer in jeder Hinsicht gelungenen deutschen Rhapsodie bezeichne. In der Ballade und Romanze sind Goethe und Schiller unsere Vorbilder geworden; Goethe versenkte sich am liebsten in die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Volksgeistes, er dichtete deshalb die tief sinnigsten, wie vom Naturgeist selbst gedichteten Balladen, Schiller dagegen konnte nie anders als von einer hellen Idee ausgehen, die dämonischen Schatten der Volksnatürlichkeit schreckten ihn immer zurück, die Romanze wurde für ihn die

edelfste und angemessenste Kunstform, und in ihr wußte er mit voller Begeisterung das ideale Selbstbewußtsein, die freie Sittlichkeit des geschichtlichen Geistes darzustellen. Wenn Goethe das Lied vom Erlkönig dichtet, so glaubt man das grauenhafte, höhnische Balten des Naturgeistes zu vernahmen, wenn er das Lied vom König von Thule singt, so ist der Schmerz des alten Königs auf keine sittliche Idee, sondern vielmehr auf eine natürliche Wehmuth begründet; in allen hierher gehörenden Gedichten Schiller's aber ist das Selbstbewußtsein, die ethische Kraft im Menschen verklärt und besungen worden.

Der Andeutungen genug, welche den Unterschied zwischen Ballade und Romane sowie die Meisterschaft Goethe's in der einen, Schiller's in der andern lyrisch-epischen Form nachweisen mögen; von Ausführlichkeit konnte hier natürlich, wo es nur auf eine Übersicht ankommt, gar keine Rede sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Sommer. Reiseerinnerungen aus der Schweiz, Frankreich und Italien. Von Gustav von Heering. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1844. 8. 2 Hft. 15 Ngr.

Das Gebiet der Reiseliteratur ist von fabelhafter Größe und wächst mit jeder Reise. Jeder neue Autor schafft ein neues Genre. Die Thümmel'schen Reisen, echt humoristischer Art, sind der jetzigen Generation wenig bekannt; schon häufiger wird Seume gelesen; aber zwischen Seume und Heinrich Heine liegt ein unbebautes, langweiliges Feld. Heine war Anführer eines großen Schwarms; laube in seinen „Reiseprovellen“ zeichnete mehr ins Kleine; Mundt raisonnirt, nach berlinischer Weise, publicistisch und völkergeschichtlich; Guplow könnte seine „Briefe aus Paris“ auch in seiner Stube in Frankfurt oder Hamburg geschrieben haben. Es gibt sogar Reisebücher mit ganz speciellen Tendenzen; ich nenne nur Kahlert's „Erinnerungen an Italien, besonders an Rom“, ein Buch, welches, wie die Vorrede sagt, insonderheit für katholische Reisende geschrieben ist; ein Recensent des Buchs sagte daher, Hr. Kahlert reise auf den Katholicismus. Kohl's Reisen, die sehr instructiv sind, werden mit Recht geschätzt.

Schwerer ist es gewiß, eine Reise durch die Schweiz, Frankreich und Italien zu beschreiben. Wie soll der Reisebeschreiber verfahren? Soll er Tendenzen verfolgen wie Kahlert, oder keine wie Gustav v. Heering? Soll er für Reisende oder für Nichtreisende schreiben? Soll er nur erzählend oder auch kritisch schreiben? Soll er die Form des Reichardt'schen „Passagier“ mit neuem Geist zu erfüllen suchen, oder den Schatten des Yorick heraufbeschwören? Schwer zu beantwortende Fragen. Wenn ein Schriftsteller der Reisender sie sich aufwürfe, würde er wahrscheinlich gar nicht schreiben. Gustav v. Heering verfolgt keine Tendenzen in seinen zwei Bänden. Dabei ist große Gefahr, nämlich die, flach, unbedeutend, uninteressant zu werden. Indes dieser Gefahr unterliegt unser Verf. nicht. Er hat die Absicht, den Leser leicht zu unterhalten, und das gelingt ihm. In mehreren Partien ist das Buch vorzüglich ansprechend, zum Exempel wo von Seume und von Voltaire die Rede ist. Die Anläufe, die der Verf. zur Satire macht, namentlich gegen Nicolai und gegen die preussischen naturverachtenden Rationalisten, sind sehr schwach. Im Anfange des Buchs finden wir ein unangenehmes Cofettiren mit

fremden Ausdrücken: Worte wie *mesquin*, *seigneurial*, *Escalade* könnten wir im Zusammenhange einer deutschen Erzählung sehr wohl entbehren; der Verf. brachte sie wahrscheinlich von der Reise mit, im Verlauf der Darstellung kommen sie nicht mehr vor. Das Buch liegt sich recht leicht; es macht den Eindruck einer fließenden Salonerzählung; wer eine nicht anstrengende Lectüre sucht, wird recht angenehm unterhalten. Noch eines wesentlichen Vorzugs müssen wir erwähnen, nämlich es zieht sich durch das Ganze ein streng sittlicher Geist, der sich darin offenbart, daß nichts, was an eine Leichtfertigkeit auch nur von fern hinstreift, darin vorkommt. Alles, was darin über italienisches, französisches, schweizerisches Leben erzählt wird, ist so unanständig und rein, daß wir dies Buch zur Lectüre für junge Frauenglieder ganz besonders empfehlen müssen. In Frankreich setzt man auf solche durchaus discrete Bücher die Worte: *La mère le donnera à la fille*. 25.

Notizen aus England.

Die Aussprache der Eigennamen im Englischen.

Wer je Englisch getrieben, weiß, wie unvollkommen die englischen Lautzeichen oder Buchstaben den Lauten der Aussprache selbst angepaßt sind und welche Schwierigkeit deshalb diese Aussprache dem Lernen des Englischen zum mündlichen Verkehr und zum Lesen dem Nichtengländer bereitet, wie auf der andern Seite dieser Uebelstand dem Engländer selbst das Erlernen lautrichtigen Schreibens erschwert. Am schlimmsten ist es jedoch mit den Eigennamen, weil die Regeln, welche im Ubrigen für die Aussprache aufgestellt werden, für dieselben gar nicht vorhanden zu sein scheinen, oder besser gesagt, weil man die für Aussprache eines Selbst- und Doppellauts geltenden vielfachen Regeln, hier diese, dort eine andere, für einen Namen in Anwendung bringen muß, der geschrieben dem Auge dieselben Lautzeichen darbietet. Eine kleine Flugschrift, die jüngst über diese große Unvollkommenheit und die Mittel derselben abzuheben erschienen ist, führt als Beispiel in letzterer Hinsicht den Namen Sir Geart Priese Grough, Baronet of Thove an. Ea in Geart kann auf viererlei Weise ausgesprochen werden und das G in doppelter Weise, sodaß dieser Vorname lauten kann Gaert, Gyrt, Gart, Gert, Dachaert, Dschyrt, Dschart, Dschert. Das ie in Priese kann gleichfalls je nach Analogie von friend, grieve, sieve und cries vierfach, das e entweder scharf wie geese oder stumpf wie in cheese lauten, sodaß dieser Name auf acht verschiedene Arten ausgesprochen werden kann. Das ough in Grough wird, je nachdem es nach thought, though, through, plough, cough, rough, hough oder hicough lautet, wie Grah, Groh, Gruh, Grau, Grof, Gruf, Gro oder Grup ausgesprochen werden müssen. Das o in Thove kann o, u oder oe lauten und das th hart oder weich, sodaß also der Name jenes ehrenwerthen Herrn sammt seiner Besigung nach allen möglichen Fällen der Aussprache auf 48fache Weise ausgesprochen werden könnte und am Ende darunter sich doch nicht die richtige Aussprache befände, was z. B. der Fall wäre, wenn die Leute in der Nachbarschaft des ehrenwerthen Baronets das ou in Grough wie in dem Worte cow aussprächen.

A n e k d o t e.

„Der englische Maler Dipie“, erzählt sein Kunstgenosse B. R. Haydon in seinen jüngst erschienenen „Lectures on painting and design“, welches eine Menge interessanter Charakterzüge aus dem Leben englischer Künstler enthält, „malte einmal einen alten Modegecken. Sobald letzterer glaubte, Dipie sei mit dem Entwerfen seines Mundes beschäftigt, zog er denselben auf die lächerlichste Weise zusammen. Der Maler, ein Mann der gerade heraus war, bemerkte ihm ganz ruhig: „Wenn Sie wünschen, mein Herr, daß ich Ihren Mund ganz auslassen soll, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen.“ 12.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 27.

27. Januar 1845.

Julius Rosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Wie sich nun Rosen, mit dem wir es doch speciell zu thun haben, zu dem Allen verhält? Es ist weit mehr die Romanze als die Ballade, in der er Glückliches leistet. Nur manche Gedichte ließen sich unter die Kategorie der Balladen bringen; z. B. „Der Wassertönig“, „Haland“, „Rabenlied“, „Das Waldweib“ u. s. w. Ich theile das Beste, den „Schafhirten“, mit:

Schafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht,
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angesicht,
Schafhirt bin ich — König wieder,
Sch' ich von den Burgen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zauber Macht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Tasche Tag und Nacht;
Einsam zieh' ich durch die Wälder
Mit den Schafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken schauern,
Streckt wie Stahl meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus ins Land,
Wo die Schafe fröhlich grasen,
Spring' ich frei auf meinem Rasen.

Aus der Tasche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderstein,
Und verwandelt ist die Öde
In ein Schloß mit Säulenreih'n, —
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weit auf alle Thore springen.

Schnell die seidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die gold'nen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz;
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Die Braut erscheint als stolze, königliche Jungfrau und fragt den armen Schafhirten, warum er gestern nicht gekommen sei; er antwortet, es sei Samstag gewesen:

Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe muß' ich fegen.

Und sie spricht dann voll Erbarmen:
„Ruth' und Eisen machen frei!“
Und an sich mit beiden Armen

Küßt und drückt sie mich dabei,
Bis ich aufwach', wie vom Schlafen
Witten unter meinen Schafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Hürst in Waldeseinsamkeit,
In dem Thal ein Schafhirt kläglich
In dem schlechten Lumpenkleid, —
Und ich weiß nicht: soll ich's wagen,
Oder meinen Herrn erschlagen.

Das dämonische Element ist in dem armen Schafhirten lebendig, düstere Naturgebilde, denen er nicht in freier Sittlichkeit zu widerstehen vermag, lockende Traumgaukeleien nehmen ihn gefangen, dies sind durch und durch die einer Ballade zustehenden Motive; im Widerspruch aber zu ihrer Objectivität verhält sich die Durchführung der ersten Person, das Selbststreben des armen Schafhirten, die ganze Subjectivität in der Durchführung. Die Ballade bleibt immer abgeschlossen, nur einzelne Schmerzenslaute und Gefühlsmomente des Individuums dringen unmittelbar hervor, das Naturleben, das natürliche Bewußtsein des Volks umschleiert in ihr immer den sittlich-freien Willen des Menschen und duldet keine lange Betrachtung. In seinen Romanzen ist Rosen zwar von Uhland ausgegangen, aber seine Romanzenpoesie ist nicht wie diejenige Uhland's dem Mittelalter zugewendet, sondern er sucht in der Romanzenform die sittliche Kraft und den Herzschlag der neuen Zeit zu verherrlichen; alle Rosen'schen Romanzen haben den Grundton der germanischen Freiheitsidee und Ehre tief in sich aufgenommen, aber nur wenige versenken sich in das Mittelalter, welches doch eben dieser Poesieweise eine so große Fülle kräftiger Individualitäten darbietet, sie behalten fast alle den modernen Grund und Boden; selbst die, welche sich eine mittelalterliche Sage zu nuge macht, die „Rähr vom eisernen Heinrich“, dessen Herz mit drei Eisenringen umschmiebet ist, muß sich im Schlußverse auf die Gegenwart beziehen lassen:

O, laß dein Herz zerspringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerspringen
Zu dieser bösen Zeit!

und in einer andern heißt es geradeaus:

Rein Köpfelein und die junge Zeit,
Die haben muntern Lauf,
Und grauß dir nicht vor Heidenzeit,
So schwing' dich darauf!

Die meisten, wie „Andreas Hofer“, „Donay der Verräther“, „Der sächsische Tambour“, „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, „Polonia“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ u. s. w. sind auf dem Wahlplatze der Gegenwart, aus ihrer rothen Blüte, aus ihren verkohlten Hoffnungen und Herzen aufgewachsen. Nur die tragische Gestalt Heinrich's des Löwen hat Rosen zu einem kleinen Romanzencyklus veranlaßt. Das Mittelalter reizt sonst Den nicht mehr, der sich ganz von den Bewegungen dieser Zeit getragen fühlt und auch nur die partielle Weltanschauung Uhland's konnte noch jene köstlichen mittelalterlichen Blüten tragen, welche ewig jung bleiben werden. Es fragt sich nun aber, ob die Form der Romane für das sittliche Bewußtsein der Gegenwart überhaupt ausreicht und ob sie der richtige Boden ist, auf dem unsere Schmerzen und Hoffnungen poetische Blüten tragen? Am Romanzenton des Mittelalters ist unser Volk durch Uhland vollkommen gesättigt worden, die Nachahmer gaben mehr oder minder nichts Anderes als Spielereien; mag das Mittelalter noch unendlich reich an Stoff sein für die Romane, das genügt nicht, der Stoff gehört als solcher der Geschichte an und die Romane hat etwas Anderes zu thun als den geschichtlichen Stoff in Reime zu bringen und aufzubewahren. Dieses hat Rosen empfunden, darum wandte er sich der Neuzeit zu. Genügt aber hier die Romane? Es lassen sich einzelne schönen Partien hervorheben und in der Romane darstellen, das hat Rosen namentlich in seinem „Andreas Hofer“ herrlich bewiesen, aber die Gegenwart wird in der Romane nicht mehr ihren poetischen Höhepunkt finden können; sie genügt für das Mittelalter, weil dort nur eine sittliche Bewegung der einzelnen Individualitäten stattfindet, aber sie kann einer Zeit nicht genügen, sie kann die Schmerzen und Wehen einer Periode nicht tragen, welche in der sittlichen Bewegung der Massen ihren Charakter findet, sie bleibt mehr oder minder immer erkünstelt, und soll unserer Zeit ein poetischer Messias entstehen, so muß er sich im Drama oder Epos erheben, eben weil in diesen Formen der Poesie ein Blick über die Massen gestattet ist. Abgesehen von diesen allgemeinen Bemerkungen müssen wir Rosen's Talent für die Romane anerkennen, und hier eben ist es, wo ihm sein romantischer Hang ganz besonders zu statten kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Revelations of Russia, or the emperor Nicholas and his empire, in 1844. By one who has seen and describes. Zwei Bände. London 1844.

Es gibt kein deutlicheres Zeichen, welche Gefinnung in den civilisirten Ländern Europas die öffentliche Meinung in Bezug auf das nordische Riesenreich und seine Entwürfe befeelt, als die Spannung, mit der jeder Veröffentlichung entgegenzusehen wird, als die Eier, mit der alles Derartige verschlungen wird, was mit dem Ruf neuer Aufschlüsse und Enthüllungen über das dem Boden der Gefinnung dicht in die Seiten gerückte unheimliche Räthsel eines zu allgewaltiger Macht und Einfluß gelangten Barbarenthums, die Abneigung und die Feindschaft

gegen dasselbe zur Schau trägt. Was die englische, die französische und belgische wie die deutsche Literatur seit mehreren Jahren in dieser Hinsicht hervorgebracht, hat mit Ausnahme einiger wenigen Schriften, die ihren Ursprung meist nur zu deutlich erkennen lassen, beinahe durchschnittlich diesen feindseligen Geist geathmet. Aber seltsamerweise war diesen Darstellungen, den Schilderungen der Eindrücke, welche das Selbstsehen in den Berichterstattungen hinterlassen, meistentheils der Ausdruck der Geringschätzung, wol gar der Verachtung beigegeben, man schwebte in der Aufdeckung so großer und ungeheurer Gebrechen und Schäden, die der politische Riesenleib selbst bei dem ersten Blick an seiner Oberfläche erkennen ließ, und gefiel sich darin, aus diesen Erscheinungen auf seine völlige innere Ohnmacht und chronische Lähmung zu schließen. Zu dieser dem Haffe beigegebenen Verachtung paßten freilich sehr wenig die auf der andern Seite sich allenthalben kundgebenden Besorgnisse vor den weitem Entwürfen dieser Macht, Besorgnisse, welche in den Ereignissen der letzten Jahre, in dem ängstlichen Umherschauen der Diplomatie nach Auskunfts-mitteln die Ausführung dieser Entwürfe wenn nicht zu vereiteln, doch weiter hinauszuschieben, nur zu triftige Begründung finden. Diese Sucht der Herabwürdigung der russischen Zustände, wie sie uns in den englischen Werken von Bremer, Jesse, in den französischen des Marquis v. Custine, in Arcumund Welz's Skizzen u. s. w. in mehr oder minder auffallender Weise entgegengetreten, kann jedenfalls nicht als Beweis gelten, daß sich die öffentliche Meinung im Westen unseres Welttheils in dieser Sache zu dem unbefangenen und festen Urtheil erhoben, was der Gefahr gegenüber, die uns vom Norden droht, Lag für Lag nothwendiger wird. Alle diese mit dem Schmunzeln selbstgefälliger Zufriedenheit erzählten Geschichten von der innern Verderbnis und Fäulnis aller Verhältnisse in Rußland, alle berebten Darstellungen desselben als eines „ehernen Kolosses mit thönernen Füßen“, sind nichts als ein der eigenen Schwäche ausgestelltes Ohnmachtszeugniß, der Beweis, daß wir einem für gefährlich erachteten Gegner nicht Andres entgegenzusetzen wissen als Vorwürfe über seine eigenen Mängel und Gebrechen. Es ist dies auf Seiten des Volks oder der öffentlichen Meinung, welche die Ansichten und Herzen ergüsse der Schriftsteller mit Beifall aufnimmt, wie gesagt, ein Beweis gleicher Schwäche, wie ihn das Buhlen um Freundschaft oder das diplomatisch schlaue Vermeiden des Zusammenstoßes mit dem erkannten Gegner in den Regionen der Macht liefert. Das obengenannte Werk vermehrt die Anzahl jener Veröffentlichungen, von denen wir soeben gesprochen, und zwar in einer Weise, die seine Vorgänger weit überbietet. Seine Schilderung läuft darauf hinaus, daß dem russischen Reiche in Folge der völligen Verderbnis und Corruption, die unter allen Classen herrsche, eine unentrinnbare und wie es scheint, baldige Auflösung bevorstehe. Läßt die europäische Welt sich in diese Täuschungen einwiegen, so könnte sie freilich eines Tages zu ihrem Schrecken inne werden, daß aus diesem Herbe der Fäulnis und des Moders Flammen hervorbrehen, die sich zerstörend über die gesegneten Fluren des Westens wälzen und einer eigenthümlichen russischen Civilisation die Stätte bereiten, welcher Graf Alexander Surowski, unter gegenwärtigen Umständen nicht ohne den Anschein mancher Grundes, die Herrschaft der Zukunft zugesprochen.

Wenn es wahr ist, was der Verf. des erwähnten Werks behauptet, wenn die russischen Selbstherrscher stets empfindlich für die öffentliche Meinung im Europa gewesen sind, so können sie sich gewiß im Geheimen bloß Glück gewünscht haben, daß man, wie der Verf. selbst, an Rußland bloß das aufzufinden verstanden hat, was die Besorgnis vor der fernern Entwicklung seiner Macht und Größe nur zu schwächen oder gar als lächerlich erscheinen zu lassen geeignet ist. Es mag überdies dem Engländer sowie dem Franzosen wohl anstehen, diese Geringschätzung vor einem mächtigen, jedoch keineswegs überlegenen, auch ziemlich entfernten Gegner zur Schau zu

tragen und nur hervorzuhoben, was den Nimbus, welchen die Ereignisse ihm umgeworfen, zu zerstreuen im Stande ist; bei uns Deutschen aber scheint diese Art, einen sehr gefährlichen Nachbar zu behandeln, um so weniger rathsam, als die Verhältnisse in Deutschland der Art sind, daß sie der Aufspürung und Beseitigung der eigenen vielen Mängel und Gebrechen, und gerade derer, die der politischen und nationalen Schwäche vorzugsweise zu Grunde liegen, oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. In dieser Hinsicht schien es viel gerathener, die Macht und Mittel des Feindes eher zu überschätzen als zu unterschätzen und sich wohl zu hüten, zu viel auf die Übertreibungen seiner Schwäche zu bauen.

Doch kommen wir auf das erwähnte Werk zurück, das jedenfalls in Betracht des Themas, das es, und der Art, wie es dasselbe behandelt, seinen Weg längst durch eine deutsche Bearbeitung in das deutsche Publicum gefunden haben würde, wenn die leidige Censur sich der Ehre Rußlands bei uns nicht wie ihrer eigenen annähme und den Buchhandel scheu machte, sich mit dergleichen Dingen zu befassen.

Obwol der Verf. sich das Ansehen gibt und dann und wann mit Bestimmtheit versichert, Alles, was er berichtet, aus eigener Erfahrung geschöpft, überall selbst Einsicht in die Verhältnisse gewonnen zu haben, die er beschreibt, so wird diese Diktionation gerade durch die Mannichfaltigkeit, die Ausführllichkeit, die bis in die größte Einzelheit gehende Fülle der Thatfachen, die er zusammenträgt, sehr verdächtig, und die offen daliegende Unwahrscheinlichkeit, das Märchenhafte vieler seiner Erzählungen ist nicht geeignet, den hier und dort aufsteigenden Argwohn zu beschwichtigen, daß man es mit einem Nachwerk zu thun habe, dessen Verf. die aus vielfachen, oft wol auch zuverlässigen Quellen stammenden, aber sehr häufig übertriebenen Thatfachen unter dem Einflusse der Parteilichkeit, vielleicht auch des Rationalhasses zusammengestellt habe.

Wie gesagt läuft der Zweck des Verf. darauf hinaus, den russischen Riesen, diesen Popanz der eutopäischen Politik, seiner glänzenden Gewänder zu entkleiden und ihn in seiner Nacktheit als einen verwesenen Körper hinzustellen, an dem kein Glied mehr zum Bewegen fähig. Schon daß in dem Buch eine Menge alte Geschichten, wie die von dem Risse in der berühmten Alexandersäule, wieder aufgetischt sind, zeigt, daß er es eben mit der Keuschheit seiner „Enthüllungen“ nicht genau nimmt. Unter Anderm erinnern wir uns auch, die Bette zwischen dem englischen Consul und dem Grafen Orloff schon vor Jahren gelesen zu haben, wie denn so manches andere die „russische Civilisation“ sehr ins Lächerliche ziehende Anekdoten aus alten Zeitungen seinen Weg in diese namenlosen Enthüllungen gefunden haben mag. Jedoch läßt sich keineswegs leugnen, daß er sattem Maße genug zu Tage fördert, wie denn auch seine Darstellung eigenthümlich anziehend ist. So erzählt er, wo er von der unerschämten Käuflichkeit und Bestechlichkeit spricht, die durch alle Classen und Rangstufen bis an die Stufen des Throns hinauf in Rußland herrschen soll, worüber beiläufig gesagt, so ziemlich alle Reisende, die sich längere Zeit dort aufhalten, übereinstimmen, Folgendes:

„Von der Thür des kaiserlichen Vorzimmers, von den hohen Würdeträgern des kaiserlichen Hofes bis hinunter zur Schildwache vor der Schlosspforte ist Jeder ein Leuteschinder und öffentlicher Räuber, und Alle sind vereint in eine unermessliche Verschwendung verwickelt, um den einzigen Mann im Reiche zu hintergehen, der nicht erkaufte werden kann — den Befiger dieses Reichs! Man hat, auf die Schwäche der menschlichen Natur hinweisend, in cynischer Weise geäußert, «daß jeder Mensch seinen Preis hat» — eine unbestimmte Behauptung, die wir einst nur insoweit für wahr hielten, daß wir dem unmittelbaren Sinn eine entfernte Bedeutung unterlegten und annahmen, daß jeder Mensch durch eine mögliche Einwirkung auf seine Leidenschaften, Gefühle und Neigungen zu einer Hintansetzung gewissenhafter Pflichterfüllung vermocht werden könnte. Aber in Rußland ist es eine beklagenswerthe

Thatfache, daß dieser kurze Satz eine buchstäbliche und allgemeine Anwendung findet, denn dort hat Jedermann seinen Preis in Geld. Der Minister, der Richter, der General, der Admiral, die lange Liste der Untergebenen, welche die Glieder dieser Kette ausfüllen, bis hinunter auf den kleinen Schöwnitz, den Gerichtsdiener, den Bootsmann, den Butuschnik und den Fenster, Alle müssen sie in diesen Vorwurf eingeschlossen werden. Von oben bis hinunter sind alle zugleich verschworen: die Regierung durch Unterschleife, das Volk durch Erpressungen auszurauben, indem sie die Macht, womit sie ein System der Willkür bekleidet, bis hinab auf das letzte Bruchtheil des untergeordnetsten Amtes zum Gegenstand offenkundiger Veräußerlichkeit machen. — Man hat behauptet, der Kaiser strafe dann und wann nach langen Zwischenräumen dergleichen schlimme Praktiken; aber die Fälle, welche er dazu außerstieht oder welche zu seiner Kenntniß kommen, sind beinahe stets vergleichsweise durchaus nicht so auffallend und die Sühnigung geht als warnendes Beispiel völlig verloren. Hier einige Fälle: In Kronstadt brach im Sommer ein Feuer aus, und es fand sich, daß auf der ganzen Insel kein Pferd aufzutreiben war, obwol der Polizeimeister seit Jahren beauftragt und dafür bezahlt war, eine Anzahl dieser Thiere in Bereitschaft zu halten; er wurde zum gemeinen Matrosen degrabirt. Die Einfegung seines Nachfolgers begann mit der Erpressung einer Bestechung! Vor zwei Jahren wurde der Bankcontroleur bei der Staatsschuldenentilung von einem Adjutanten des Kaisers angegangen, ein Haus abzuschätzen, was er bei der Bank als Hypothek übergeben wollte. Der Beamte erwiderte: «Mein Gehalt besteht in 2000 Rubel Papier; zahlen Sie sie mir aus, und ich will es hoch abschätzen, ohne es an Ort und Stelle zu besichtigen, widrigenfalls kann es noch Wochen damit ansehn, und es wird dann unter dem Werthe abgeschätzt.» Der Adjutant hinterbrachte die Sache dem Kaiser; der Beamte ward auf die Galeeren (!) geschickt. Drei Tage darauf ward in demselben Bureau dasselbe Ansuchen an eine andere Partei gestellt!... Ein armer Adliger hatte bereits mehre Jahre lang einen Proceß geführt, als er eines Tags von dem Schreiber des Gerichts eine Botschaft erhielt, daß, wenn er nicht dem Gerichtsvorsteher 10,000 Rubel zahle, die Sache gegen ihn entschieden werden würde. Der unglücklichen Partei, die nicht so viel Kopfen im Vermögen hatte, fiel es ein, sich an den Grafen Benckendorf zu wenden, den Vorstand der hohen Polizei, da man ihr glauben gemacht hatte, daß es diesem Staatsmanne persönlich darum zu thun sei, einmal ein Exempel an einem solchen Geseßübertreter zu statuiren; überdies war Graf Benckendorf einer der vier oder fünf Beamten im Reiche, welche das Gerücht im Publicum (common rumour, sagt der Engländer, denn public opinion gibt es natürlich in Rußland nicht) als unbestechlich bezeichnete, oder von dem die Russen, wenn sie an das Vorhandensein einer unbedingten Unbescholtenheit durchaus nicht glauben wollen, sagen: «Wir glauben nicht, daß selbst eine solche Summe ihn erkaufen würde.» Der Klageführer erbot sich, dem Grafen die unwidersprechlichsten Beweise über die Käuflichkeit des Präsidenten des Appellationsgerichts zu liefern, und schlug zu diesem Zwecke vor, daß man ihm den Betrag der verlangten Erkaufsumme in Banknoten, die man markiren solle, anvertraue. Er verbürgte, daß man diese bei der Person des Präsidenten finden würde. Der Graf willigte ein. Seit der guten alten Zeit der Regierung Alexanders schließen weder die Schreiber noch die Vicepräsidenten und Präsidenten (Diejenigen, welche an den Gerichtshöfen alle Bestechungen empfangen, die eine unverweilte Entscheidung in Civil- oder Criminalfällen bezwecken) je ihren Handel vor Dritten ab oder nehmen so das Geld in Empfang. Die Furcht vor dem Boten des Kaisers veranlaßt sie sogar, manche Vorsichtsmaßregeln dabei zu treffen, an die man früher nicht dachte; bei der fraglichen Gelegenheit weigerte sich deshalb der Gerichtspräsident, das Geld in seinem Hause in Empfang

zu nehmen, sondern schlug seinem Manne vor, dieser solle ihn in einem von ihm bezeichneten Gasthause zu Lische laden und dort ihm die bedungene Summe auszahlen. Es muß hier bemerkt werden, daß es in Rußland nichts Ungewöhnliches ist, daß der Richter so behandelt wird.^{*)} Auch ward der Vorschlag des Richters angenommen, und sein gezwungener Wirth bewog einen Gendarmesoffizier, im anstoßenden Gemach Platz zu nehmen. Der Präsident erschien; er bedeutete seinen Wirth mittels der Fingersprache, daß erst das Geldgeschäft abgemacht werden möchte, bevor man sich zu dem gastronomischen Vergnügen niederlassen wolle; in Folge dessen übergab ihm Jener eine kleine Rolle Banknoten, die der Gast bedächtig zählte und sie dann in seinen Hut steckte. Da dies dem Denuncianten nicht genug schien und er hoffte, daß der Beamte endlich das Geld zu sich rechnen würde, so verschob er es, dem geheimen Polizeiagenten das verabredete Zeichen zu geben und sie legten sich zur Tafel. In diesem Augenblick klopfte Jemand; es war der Keffe des Präsidenten, der ihm etwas Geringfügiges von seiner Gattin ausdrückte. Sein Oheim entließ ihn mit einer kurzen Antwort. Gegen Schluß der Mahlzeit schied er sich selbst an, sich zu entfernen; er warf den Mantel um und setzte den Hut auf, als auf das verabredete Zeichen plötzlich der Gendarmesoffizier ins Zimmer stürzte und einen Befehl des Grafen Wenkendorf, dem jeder Beamte im Reiche gehorchen muß, vorwies, sich durchsuchen zu lassen. „Demüthen Sie sich nicht, zu suchen“, rief ihm vergnügt der Edelmann entgegen, „Sie werden die Banknoten im Hute finden.“ Die richterliche Person lächelte wohlgefällig und nahm zugleich den Hut ab; er war leer; sein Keffe hatte beim Abschiede den seinen mit seines Oheims Hut vertauscht! So entging der Richter nicht nur der ihm gelegten Schlinge, sondern brachte auch den Röder in Sicherheit und kaste die Angeber doppelt, einmal, indem er den Proceß gegen ihn entschied, und zweitens, weil dieser, da er seine Anklage nicht bewiesen hatte, gehalten war, die von der Polizei hergeliehene Summe von 10,000 Rubel zu ersetzen. „Kann man daran zweifeln“, setzt der Verf. hinzu, „daß dieser würdige Diener der Gerechtigkeit einen geheimen Wink aus dem Bureau des Grafen Wenkendorf erhalten hatte!“

Wer an solchen Geschichten und andern ähnlichen über das Spionwesen, welches gleichfalls bis in das Innerste der Familien dringt, von der Unwissenheit der geheimen Polizei und von den schrecklichen Folgen derselben für diejenigen, welche ihr volles Herz nicht mahnen, Gesallen findet, dem steht in diesen „Revelations“ eine reiche Auswahl davon zu Gebote. 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verjüngung des Journals „La Presse“.

Die jüngste Metamorphose des Journals „La Presse“ hat einen Feuerbrand in das Lager der Journalisten geschleudert. Die Herabsetzung des Preises dieses ohnehin schon wohlfeilen Blattes, mit der nicht etwa eine Beschränkung, sondern im Gegentheil eine Erweiterung des Raumes verbunden ist, droht den theueren Journalen mit bevorstehender Verminderung ihrer Abonnenten. Schon als der industrielle Emile de Girardin, der mit Kalglätte seinen Feinden und seinen eigenen Verlegenheiten zu entgehen weiß, seine erste Preisermäßigung bewerkstelligte, schrien die Inhaber der sogenannten großen Journale Setzer, weißagten den Untergang der besten Journa-

^{*)} Der Verf. deutet hierbei auf eins der unterscheidenden Kennzeichen zwischen einem freien Land und dem Lande des Stummen und unterwürfigen Gehorsams hin, indem er ausdrückt: man solle sich einmal vorstellen, daß der Lordkanzler von England mit einer der Parteien, in deren Proceß er eben ein Urtheil zu fällen im Begriff stehe und mit der er in keiner andern freundschaftlichen Beziehung stehe, zu Gerewich ein Gastmahl einnehmen wolle, um sich dort tödnen zu lassen.

listik und verfeinert den ihnen ohnedies schon verhassten Urheber dieser ärgerlichen Neuerungen. Die letzte Schwelung, welche der unfläts Girardin mit seinem Journale jetzt vornimmt, reducirt den Abonnentenpreis auf ein so Geringes, daß man in der That nicht begreift, wie sich der Herausgeber Gewinn oder auch nur hinlängliche Einnahmen, um die Kosten zu decken, versprechen kann. Sehr begreiflich ist es, wenn man zur Erklärung dieses Phänomens seine Zuflucht zu den geheimnißvollen Subventionen jener fernem nordischen Mächte nimmt, die in der Geschichte der französischen Journalistik eine etwas mythische und fabelhafte Rolle spielt. Vielleicht zählt auch der feindberühmte Publicist, in dessen Händen die eigentliche Leitung der „Presse“ ist, vorzüglich auf einen glänzenden Erfolg seines Feuilleton, für das er goldene Berge verspricht. Dies scheint der lockende Köder zu sein, mit dem er seine Abonnenten zu fangen hofft. Alle Schriftsteller, welche beim Publicum in Gunst stehen, werden, wie es in der Ankündigung heißt, ihre Beiträge liefern. Der Name eines Jeden wird mit lauten Posauntentönen begleitet. Daß man auf dem Aushängeschild Dumas, Balzac und wie die andern flüchtigen Fabrikarbeiter heißen, prangen sieht, kann nicht befremden, denn wo immer ein neues Blatt aufsteht, da machen sich auch diese Herren breit, deren flimmernde und schillernde Producte von den Entrepreneurs mit Gold aufgewogen werden. Räthselhafter schien es, daß Chateaubriand, der schon so oft von seinen Zeitgenossen für immer Abschied genommen hat, daß Lamartine, von dem man gesagt, er wäre wie der Verf. des „Génie du christianisme“, ein Kröpfchen Romanstil in einem See von Prosa, und einige ähnliche sogenannte „ernstere Schriftsteller“, d. h. solche, die man nicht gewohnt ist, ihre leichtfertigen Producte auf offenem Markte meistbietend ausbieten zu sehen, als Mitarbeiter an der verjüngten „Presse“ genannt wurden. Wir halten es für überflüssig, in das Detail einzugehen und ausführlich zu erzählen, wie der unternehmende Herausgeber sich das Recht erworben hat, die schon im voraus zum Überdruß besprochenen „Mémoires d'outre-tombe“ zuerst in seinem Blatte erscheinen zu lassen. Einige deutsche Blätter haben diese ganze Angelegenheit, die allerdings insofern charakteristisch ist, als sie einen Blick in das freche Treiben der Journalistik gewährt, schon in aller Breite ihren Lesern aufgetischt. Wir begnügen uns, der Polemik, die sich in Bezug auf die vielversprechenden Ankündigungen der „Presse“ zwischen mehreren Journalen entsponnen hat, nur die Notizen zu entziehen, daß die „Mémoires d'outre-tombe“ allerdings erst den früheren Bestimmungen ihres Verf. gemäß, nach Chateaubriand's Tode erscheinen werden, und daß Lamartine mit der Ausarbeitung einer umfassenden Geschichte der Girondisten beschäftigt ist, deren erste Erscheinung in der „Presse“ stattfinden wird.

Immer wieder über Napoleon.

So außerordentlich reich auch die Literatur über Napoleon und die Geschichte seiner großartigen Unternehmungen ist, so sind wir doch bei der unverfleglichen Reichhaltigkeit immer neuer Quellen für die Darstellung dieser Zeit noch weit entfernt, die Geschichte jenes Mannes und seiner Zeitgenossen bereits zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Unter der großen Menge von Werken aller Art, welche einer unparteiischen Schilderung Napoleon's und seiner Thaten gewidmet sind, ist eins der vorzüglichsten, die vor kurzem erschienen sind, „Vie publique et privée de Napoléon Bonaparte“ von E. G. Michoud. Dieses Werkchen, eigentlich ein Auszug aus der reichhaltigen „Biographie universelle“ (Bd. 73, oder Bd. 23 des Suppléments), gibt in gedrängter Darstellung ein massenhaftes Material. Der Verf., der früher Hauptmann des Generalstabs war, muß bei der Ausarbeitung seiner Schrift eine große Menge von Memoiren, Staatschriften und Specialwerken benutzt haben. Ubrigens ist er nicht weniger als befangener Lobredner seines Helden. 17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 28.

28. Januar 1845.

Julius Rosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Wir haben Rosen bisher nur als politischen Dichter betrachtet, denn was er im Kreise der Romane leistet, fällt mit seiner übrigen politischen Lyrik beinahe gänzlich zusammen, und wir wollen nun sehen, wie er sich in die Natur hinauswendet und in der schönen Endlichkeit das Absolute verkörpert und feiert. Die auf die Natur gerichtete Lyrik ist, was man sagen mag, eine der geheimnißvollsten und tiefstimmigsten Erscheinungen des deutschen Geistes. Die Bezeugung des bürgerlichen Lebens fällt, das Subject fühlt sich erst frei, wo die Bälber schauern und die Quellen rauschen, hier wird ihm Alles wichtig und in jedem Sonnenstrahl weiß der wahrhafte Naturdichter einen Anknüpfungspunkt für die das All durchströmende Weltseele zu entdecken. An allen Ecken sucht der Dichter den Schleier zu heben, überall schaut er die ewige Liebe und das geheimnißvolle Leben der heiligen Mutter. Je tiefer die der Natur zugewendete Seite der Lyrik mit dem deutschen Wesen verwachsen ist, je mehr ist hier auch gesüßelt und gesündigt worden, und nicht Wenige meinen, jede in Verse gebrachte Naturerscheinung sei ein Gedicht. Aber nur Das ist ein Gedicht, wo dem Geiste die Natur aufgeschlossen ist und überall ihr geheimnißvolles Wesen und Wirken durchscheint. Zu der wahren Naturlyrik sind wir erst durch Goethe geführt worden, die Poesie des Mittelalters kannte den Naturgeist nicht, die Natur ward nur zu Arabesken verwendet, später wurde die Natur nur vom ordinären Standpunkte einer Theodicee aus betrachtet, selbst Brodes, der noch am weitesten ging, wußte sich darüber nicht zu erheben; erst Goethe schlug den Stab in den Felsen, und es sprudelte nun ein helles, heiliges Wasser. Seine Lieder werden immer unsere unerreichbaren Muster bleiben, er sucht in der Natur nicht, wie unsere modernen Dichter, einer faderen Schwärmerei oder Caprice zu begegnen, vielmehr er bleibt durch und durch objectiv und weiß den gewaltigen Naturgeist immer fest zu beschreiben und sich an ihm zu machen; mit einem Worte, der ganze Goethe lebt sich in jeder einzelnen Naturerscheinung ganz und gar hinein, während unsere modernen Dichter nicht über

die subjective Stimmung hinauskommen und daher die tödlichste Monotonie und Langweile hervorbringen müssen. In unserer neuern Lyrik hat Lenau jedenfalls nach dieser Seite hin das Vorzüglichste geleistet, und auch Freiligrath würde, freilich in ganz anderer Art, eine besondere Beachtung verdienen.

Wie Rosen nun in das Walten und Weben der Natur hineintritt, das erklärt sich sogleich in dem Einleitungsgebichte der Sammlung:

Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequält,
Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein.
Dort haben mir die Bäume viel erzählt,
Sie sprachen treulich Trost und Muth mir ein;
Die Äste streckten sie mit allen Zweigen,
Dum „Grüß dich Gott“ mir eine Hand zu reichen.

Der Poet tritt nicht in die Natur, um sich sinnig in sie zu versenken, sondern um das Leid und Weh des Menschen zu vergessen beim Wehen der Bäume, beim Rauschen der Quelle. Die objective Versenkung in das Naturleben ist nicht das Fach des Dichters. Auch Goethe trägt den Schmerz der Menschlichkeit an die Natur heran, aber er vertreibt ihn nicht, indem er die Natur anschaut, sondern indem er sich ganz in dieselbe hineinlebt; man braucht nur die schöne Ballade vom Fischer zu lesen:

O wüßtest du, wie's wohl ist
Dem Fischlein auf dem Grund,
Du kämst herunter, wie du bist
Und wärdest recht gesund,

um zu sehen und zu begreifen, wie Goethe dem Menschenschmerz durch die Natur zu besänftigen weiß. Von Rosen kann man nicht eigentlich sagen, daß er in die Natur hineingeht, er bleibt vor derselben stehen und wiederholt sich entweder die Schmerzen, die Bewegungen der Zeit und des Menschengeschlechtes, oder er erfreut sich an den einzelnen Arabesken und Wundern, welche die Natur eben bietet und je nachdem seine subjective Stimmung dafür empfänglich ist. Unser Publicum ist durch die Romantiker an die Waldwege und an das Blätterrauschen gewöhnt worden, und man steht es, daß Wesen in seinen Naturpoesien mehr der romantischen Spur als seiner Individualität selbst folgt. Rosen bringt in seinen landschaftlichen Bildern eine Melancholie hervor, die an Lenau erinnert, obgleich Rosen älter als dieser ist (S. 120):

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen (S) Traum,
Von Wasserblumen zugebedt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt,
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

eins der schönsten Naturbilder in der ganzen Sammlung; man wird aber die Ähnlichkeit mit Lenau nicht verkennen. Der blaue Falter ist die träumende Seele des Dichters, die des Weltlärms müde ist und im lauten Streben keine Befriedigung findet, sie kann sich aber auch nicht in die Tiefe der Natur versenken, sondern flattert einsam darüber hin, sie spiegelt sich in der Natur und sucht in einer melancholischen Stimmung für das Unmögliche Genuß und Ersatz zu finden. Allein dieses Versunkensein in subjectiven Schmerz der stillen Natur und ihrem theilnahmlosen Leben gegenüber, diese steten Dissonanzen der Menschenseele, wo die Natur blüht und lacht, können nicht auf die Dauer fesseln und anziehen. Selbst bei Lenau, dem jedenfalls ein tieferer Naturblick als Mosens geworden ist, haben sie etwas Ermüdendes bekommen. Wir glauben dem Dichter wohl seine Verstimmung und seine Trauer, aber die Poesie ist etwas Anderes als ein Klageweib, und der Schmerz als solcher, als etwas Vereinzelter und Vergänglichliches, hat keinen poetischen Reiz, wenn er nicht durch die Macht der Poesie den Sternenhimmel des Allgemeinen licht und heilig hindurchschimmern läßt. Nur dieser verklärte Schmerz hat wahrhaft poetische Gestalt. Wie es aber schon Lenau immer schwer wird, sich über den einzelnen vergänglichlichen Schmerz, über den schmerzlichen Einfall emporzuheben, so bleibt auch Mosens meistens in dieser schmerzlichen Vereinzlung, und selbst die schönsten seiner Naturlieder pflegen immer wieder dahin zurückzukehren und bei dem hilflosen Gefühl der Vergänglichkeit oder der Ohnmacht sitzen zu bleiben, z. B. das schöne Frühlingslied „Heraus“ (S. 105):

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen!
Heraus! heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintertraut,
Heraus! heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Fink pißet
Ans Fenster wunderbar
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt er freundlich mich
Und rief: Du finst'res Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtensöhnlein,
Den Lenz, du Keiner Wicht?
Schreib mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Lrieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberhähnen klein und kraus
Heraus!

Da meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferstrand,
Wir wollten aber fangen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Baum und Blütenbusch,
Durch Wälder und durch Luen, husch
Hinaus!

Ade mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flog' ich doch mit dir
Hinaus!

Warum kann denn der Dichter nicht hinaus? In seiner trüben Stimmung bildet er sich gar ein, er könne den Frühling nicht ohne Flügel genießen. Und woher diese Melancholie, die allenthalben wiederkehrt und den freien Genuß verklümmert? Ja, wenn man das nur herauszubringen wüßte! Der Verdruss über die politische Weltlage kann sich doch unmöglich so weit erstrecken, daß der Dichter schon weinen muß, wenn eine immer singt:

Heiße Thränen, die rinnen;
Keiner, fröhlicher Dieb,
Da im Walde da drinnen
Hast du mich immer noch lieb?

Wir glauben einer so ehelichen Natur wie Mosens recht gern, daß dieser Schmerz etwas mehr ist als eine bloße Caprice des Romanticismus; aber wir rathen ihm, sich davon nicht überwältigen zu lassen und sich von der Lenau'schen Melancholie an die sonnige Herrlichkeit der Goethe'schen Lieder zu wenden; in ihnen sprudeln für ein solches Hintränkelein die heilsamsten Quellen, und bei ihnen wird man die subjectiven Grillen über das Walten und Weben des Naturgeistes selbst sehr leicht vergessen.

Nun aber endlich knospet und sproßet die Liebe auf. In den Naturgebilden hat der Dichter das ewige Leben nicht festhalten können, er wurde sich immer wieder zurückgegeben, er blieb immer vor ihnen trauernd in seiner Entzweitheit stehen, die Natur vermochte bei Mosens nicht selbständig zu sprechen, sondern er war es immer, der durch sie redete; nun sucht er in der Liebe den Odem des Absoluten um so tiefer in sich hineinzutrinken. Es werden alle Stadien durchlaufen, und man kann nicht verkennen, daß Mosens in seinen Liebesliedern die tiefinnersten Gefühle hervortreibt. Von der ersten Ahnung an:

Ich wüßte wohl zu fingen,
Ich sing' es aber nicht;
Mein Herz, das will zerspringen,
Ihr glaubt es aber nicht;

bis zum seligsten Bekenntnisse schauern und wagen die heiligsten Gefühle, und um die Geliebte ganz zu haben, muß der Dichter sich ihr vollkommen hingeben, er darf ihr nichts vorenthalten, sondern allen Eigennuß aufgeben, um den Triumph der höchsten Sonne zu feiern. In diesem Zusammenströmen heiliger Momente fühlt der Dichter wieder in sich regen, was er schon glaubte ver-

loren zu haben, und was es vielleicht war, was ihn der lyrischen Natur gegenüber mit Trauer erfüllte, die Frische des Herzens, die grüne Jugend des innern Lebens (S. 146):

Ich sah zu ihren Füßen,
Ich hielt wol ihre Hand,
Ich hatt' sie mögen küssen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie sah herab so wonnig;
Es war um mich gesch'hen;
Ich sah den Himmel sonnig
In ihren Augen steh'n
Vor Liebe.

Zwei glühendrothe Kellen
Trug sie an ihrer Brust,
Sie durften dort verweilen
In kurzer, sel'ger Lust
Vor Liebe.

In Liebespein befangen
Sah ich und sprach kein Wort,
Und als sie heimgegangen,
Sah ich noch immer dort
Vor Liebe.

(Der Beschluß folgt.)

Das Amt Bordesholm im Herzogthume Holstein. Eine statistische Monographie auf historischer Grundlage von Georg Hanssen. Mit einer Karte vom Amte. Kiel, Schwes. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn diese Blätter jetzt noch mit dieser Schrift hervortreten, nachdem zwei Jahre seit deren Erscheinen verfloßen sind, so mag dies von vorn herein ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken. Die Anspruchslosigkeit ihres Titels steht mit ihrem innern Werthe in umgekehrtem Verhältnisse.

Es ist die Statistik eine noch zu junge Wissenschaft, um nur die eine Hälfte ihrer Arbeiten die jetzt schon begonnen haben zu können; auch wird sie in der Regel zu geistlos betrieben, als daß sie im Stande wäre, eines befruchtenden Erfolgs für den Geist ihrer weniger warmen und weniger ausdauernden Verehrer sich zu rühmen. Vorherrschend hat sie sich jetzt mit Herren und Flotten, Zolllisten, summarischen Bevölkerungszahlen u. dergl., welche tüchtig in die Taschen fallen, befaßt, und ließ zu sehr außer Acht, daß, wenn sie recht brauchbar für Nationalökonomie und Staatswirtschaft werden will, sie sich dem schwierigen atomistischen Geschäft nicht entziehen dürfe, diejenigen Zustände recht genau zerlegt vors Auge zu bringen, welche die zwar unscheinbare, aber unleugbare Basis aller öffentlichen Verhältnisse bilden: das Leben des Einzelnen für sich und mit Einzelnen, das der Gemeinde und der kleinern Verwaltungsbezirke eines Staats, gewöhnlich Ämter genannt. Freilich lassen sich diese Zustände nur in geringerem Grade aus Aufzeichnungen einzelner Beamten, Bureau und Collegien ermitteln. Sie erfordern vielmehr die persönliche Erkundigung bei Individuen der einzelnen Stände und selbst eigene Beobachtung der That, das Einsehen in Pforten, Untergewerks- und Gemeindegewerks u. dergl., das Studium selbst älterer, sich auf die gesammte Landesgeschichte beziehender Urkunden, wenn sie, wie die vorliegende Arbeit, auf historischen Grundlagen beruhen, nicht gleichsam wie ein Dorn ex machina dem denkenden Leser sich darbieten sollen. Denn in unserm lieben deutschen Vaterlande, wo durch die Ausbreitung der Grundbesitzlosigkeit Dubeysstaaten in so üppiger Menge zu frühern Zeiten aufsprangen, deren Regierungen einer großen Zahl nach, besonders die weltlichen, mehr von bloß fiscalischen

Vorstellungen als von höhern volkswirtschaftlichen und gewerbepolitischen Einsichten sich leiten, Verordnungen über Verordnungen, Veranlassungen über Veranlassungen ergehen ließen, die augenscheinlich nur gerignet waren, ein Staatsleben aus der Hand in den Mund zu stiften, und so ein Gemisch von Zuständen erschufen, welche, in das Leben sich einwurzelnd, großentheils noch heute sich geltend machen und die Anwendung allgemeiner Verwaltungsnormen so sehr erschweren; wo ferner die größern Staaten fast alle aus solchen Duobesständen entstanden sind: hier ist es für den Beamten der Administration sehr oft eine höchst schwierige Aufgabe, sich ein richtiges Bild von den volkswirtschaftlichen Zuständen des seiner obrigkeitlichen Gewalt anvertrauten Districts zu erwerben. Es gehört für ihn eine geraume Zeit dazu, ehe er sich gehörig orientirt, das Wesentliche erkennt, alle bedeutungsvollen Gesichtspunkte in seinen Geist aufgenommen hat, und ist ihm dies geglückt, hat er sich geschäftstüchtig bewiesen, so wird er in ein größeres Amt, ihm in vieler Beziehung eine neue terra incognita, versetzt, und sein Nachfolger hat denselben Weg von neuem zum großen Nachtheil des ihm Anvertrauten durchzumachen. Hier hat nun die Statistik ein unendlich nützlich Gebiet vor sich, sowohl für den praktischen Dienst der Staatsverwaltung als für die Vervollständigung des wissenschaftlichen Materials. Als Lehrer der Statistik und politischen Ökonomie an der Universität Kiel sahte sich nun der Verf. verpflichtet, diesem wichtigen Gegenstande sein näheres Nachdenken zu widmen und nicht bloß mittelbar durch Anregung seiner Zuhörer zu künftigen statistischen Arbeiten, sondern auch unmittelbar für diesen Zweck das Seinige zu thun, indem er eine Districtbeschreibung zu liefern wünschte, welche aus einem vorherrschend nationalökonomischen Gesichtspunkte bearbeitet und alle statistischen Objecte möglichst vollständig behandelnd, als ein durchgeführtes Schema Andern für ähnliche Arbeiten brauchbare, die eigene Mühe ersparnde Winke und Fingerzeige geben könnte. So ist denn, durch die dänische Regierung und die Localbehörden auf sehr liberale und freundliche Weise unterstützt, vorliegende Arbeit, auf welche er alle Mühe und Kräfte von Ostern 1841 bis dahin 1842 vermenndete, entstanden, und Ref. gesteht, glücklich zur Schwere keine Veranlassung zu finden, die Wissenschaft und das praktische Geschäftsleben dürfen sich sehr gratuliren, dieses musterhafte Schema für ähnliche Arbeiten, und nicht bloß in Bezug auf Holstein, sondern für jedes Land zu besitzen, wenn auch hier Einschränkungen, dort Erweiterungen nöthig werden. Hauptfache ist die höchst umfassende Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte und deren bis ins Einzelne gehende Ausführung, wenigstens dieselbe für den örtlich Fernstehenden bisweilen etwas ermüdend wird, was natürlich dem wissenschaftlichen Werthe nicht den mindesten Eintrag thut. Der Verf. hat dadurch bewiesen, daß er zum Chef eines statistischen Bureau die ausgezeichnetste Befähigung besitzt, und eine solche Stellung ist es, welche wir ihm im Dienste der Wissenschaft recht dringend und bald wünschen.

27.

Bibliographie.

Abriß des Lebens und Wirkens Emanuel Swedenborg's, übersetzt aus der Penny-Encyclopaedia of the Society for the diffusion of useful knowledge; mit neuen Urkunden über Swedenborg's Leben und einer historischen Untersuchung seiner 13 Erfahrungsbeweise für die Unsterblichkeit und fortbauende Wiedererinnerungskraft der Seele, verbunden mit einer Würdigung der Berichte und Urtheile Stilling's, Klopstock's, Herder's, Kant's, Wieland's und Anderer. Stuttgart, Necht und Müller. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergius, C. S., Preussische Zustände. Münster, Detters. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dommel, C. van, über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts. Oder Darlegung der wahren Grundlage des öf-

festlichen Unterrichts, in seinem Verhältnisse zur Religion betrachtet. Ins Deutsche übertragen von S. Wulff. Wachenhausen und Comp. Gr. 12. 10 Ngr.

Shannon, M. C., über Unsterblichkeit. Aus dem Englischen überf. und mit einem Vorworte von Schücking. Detmold 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Gynasty, Der Baumkönig und die Jüdin. Überf. von F. Guad. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 1 Ngr.

Krause's Denkschrift der Würtembergischen Staatsregierung an den wissenschaftl. Beamtenschaft und beleuchtet, nach einigen wichtigen Seiten. Schaffhausen, Hurter. 1844. Gr. 8. 1 Ngr.

Dumas, A., Die drei Musketeere. Deutsch von F. W. Bruchbräu. Drei Bände. Augsburg, v. Senisch und Stöge. 1844. Gr. 12. 3 Ngr.

Erhard, A., Metaphysik. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Ngr.

Erklärung der Fresco-Gemälde am Museum. Nebst einer kurzen Biographie von Cornetius und Schinkel. Berlin 1844. 8. 1 1/2 Ngr.

Festgabe zur 25jährigen Stiftungsfeier des Pögnerschen Bismarckdenk. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1844. Gr. 8. 1 Ngr.

Flygare, Carlén, Emilie, Das Hibernien. Ins Deutsche übertragen von Wachenhausen. 1ster Theil. Grimsma, Verlagsgesellschaft. 1844. 8. 15 Ngr.

Die Geheimnisse von St. Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart. 1ter Band. Leipzig, Schöner. 1844. 8. 1 Ngr.

Fröder, A. F., Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. Its umgearbeitete Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Krobbe. 1844. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Evangelischer Glaubensführer wider römisch-katholische Anfechtungen, in einer Prüfung der Unterscheidungslehren seinen Glaubensgenossen vorgehalten von C... Stuttgart, Becher und Müller. 8. 7 1/2 Ngr.

Das Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. Mit 3 statistischen Beilagen. Frankfurt a. M., Cauerländer. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Hans Jörgels Reise nach Oberösterreich, Salzburg und Bozen, oder Abenteuer auf einer Fahrt nach Steyer, Kremsmünster, Gmunden, Ischl, Salzburg, Nürnberg, München und zurück, zu Wasser und zu Land, auf Seen und Flüssen, mit Dampf- und ordinären Schiffen, Gesellschaften und Begleitern, mit eigenen Gelegenheiten, und sogar eine Stunde zu Fuß. Ein unentbehrliches Handbuch für Alle, welche auch so reisen wollen. In Briefen an den Schwager Moriz in Basel. Zwei Bände. Wien, Dienbold. 8. 1 Ngr.

Hefter, W. M., Die Mythologie der Griechen und Römer. 1stes Heft: Die Geschichte der Religion der Griechen. Braunschweig, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacobson, F. F., Antwort auf die Frage: was muß die bevorstehende Provinzial-Synode thun? Königsberg, Tag und Nacht. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Jesuitenbüchlein. Leipzig, Neclam jun. 8. 22 1/2 Ngr. Keping, A., Longbor, die Hure von Ural, oder die Bluthochzeit auf Rosenbrin. Eine vaterländische Geschichte aus den abenteuerlichen Tagen der Mitterzeit. Jannin 1844. 8. 10 Ngr.

Kingdon, B., Der Ascherleser-Häuptling. Aus dem Englischen von R. B. Lindau. Drei Bände. Grimsma, Verlagsgesellschaft. 1844. 8. 3 Ngr. 15 Ngr.

Lehnert, L., Ottokar von Ballenberg. Ein historischer Roman. Leipzig, Strampel. 1844. 8. 1 Ngr. 22 1/2 Ngr.

Lengert, C. v., Herder. Ein Gedächtniswort, bei Herder's 60jährigem Tod in der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 25. August 1844 gesprochen. Königsberg, Heile. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Rever, C. J., Thomas Burke. Roman aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. Aus dem Englischen von C. Richard. 1ter und 2ter Band. Wachenhausen, Raper. 1844. Gr. 12. 3 Ngr.

Ribuffa, Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von P. A. Klar. 4ter Jahrgang. Die 2 Hefen und 1 Lithographie. Prag 1844. 8. 1 Ngr. 20 Ngr.

Rindemann, G. C., Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände. In zwei Theilen. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 2 Ngr. 20 Ngr.

Loë, T., Religiöses Harmonien nebst metrischer Übertragung einiger Psalmen David's. Augsburg, Schmid. 1844. Gr. 16. 15 Ngr.

Lichtenberg, R. C. v., Ätzer und Dunschkreis. Weimar, Hoffmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Lomoff, J. B., Der Lalmud und seine Beurtheilung. Ein Beitrag zur Verständigung. Königsberg, Heile. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Ludwig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein u. im Andenken seines dankbaren Volkes. Mit einer Ansicht des Ludwig's-Monuments. Darmstadt, Olweiler. 1844. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Masfmann, H. F., Wunderkreis und Irrgarten. Für Lärmlage und Gartenanlagen. Duedlinburg, Basse. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Mengert, A. F. C., Ist die evangelisch-lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? Aus den symbolischen Büchern dieser Kirche beantwortet. Stuttgart, Belfer. 8. 6 1/2 Ngr.

Mery, Der Krieg des Riam, oder die Bürgerbanden Indiens. Nach dem Französischen von B. Cauerwein. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 2 Ngr. 15 Ngr.

Philippi, A., Polyest, ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Krieger. 8. 10 Ngr.

Ralph, Die Geheimnisse von Oldenburg, oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände. Zwei Hefen. Oldenburg, Schulze. 1844. Gr. 12. 12 1/2 Ngr.

Rebendacher, W., Christliches Wörter. Gespräche, Selbstgespräche, Betrachtungen, Erzählungen und Geschichten, Sprichwörter und Lieder. Aus den Jahren 1831—34. 1stes Bändchen. Nürnberg, Raw. 1844. 8. 7 1/2 Ngr.

Rie, A., Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden, im Interesse der Gegenwart und mit besonderer Rücksicht auf Volkserziehung besprochen. Hamburg, Gohert. 1844. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Sand, G., Johannes. Deutsch von F. Bruchbräu. Augsburg, Senisch und Stöge. 1844. Gr. 12. 1 Ngr.

Scheide, A., Heilbäche. Romantische Erzählungen, Märchen und Sagen. Wien, Schöner. 1844. 12. 12 1/2 Ngr.

Schnekel, D., Die confessionellen Aemterverhältnisse in Schaffhausen und Friedr. Hurter's Übertritt zur römisch-katholischen Kirche. Zur religiösen Zeitgeschichte. Basel, Schweighauser. 1844. Gr. 8. 1 Ngr.

Seibt, D., Das die Sache des Protestantismus Sache aller Menschenfreunde auf Erden ist. Predigt am Reformationsfeste 1844. Wachenhausen, Schöner. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Steffens, H., Was ich erlebe. 1ter und 2ter Band. Ne veränderte Auflage. Breslau, Mar und Comp. 1844. 8. 3 Ngr.

Surrouff, R., Französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Wachenhausen, Schöner. 8. 24 Ngr.

Zeink, J., und G. Julius, Epischer Jordan's Leben und Leiden, nach seinen eigenen Schriften und einigen andern Quellen geschildert. Mit Jordan's Porträt. Leipzig, Rammberg. 8. 1 Ngr. 26 1/2 Ngr.

Witt, A., Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg. Königsberg, Heile. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 29. —

29. Januar 1845.

Julius Rosen als Lyriker.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Noch deutlicher spricht sich in dem schönen Gedichte „Vorüber“ das neue Leben aus, womit die Liebe den Dichter beseelt hat; dieses Gedicht allein wäre genug, um Rosen eine achtungswerthe Stellung unter den Lyrikern der Neuzeit zu begründen, und ich kann mir deshalb die Mittheilung nicht versagen:

Zwei lichte Augensterne,
Die geben hellen Schein,
Zwei Räthsel nah und ferne,
Die blicken auf mich ein
Aus heimlich wilden Räumen
Die sommernächt'g Träumen.

Gar lange mücht' ich schauen .
In dieses Sternentreich
Mit kindlichem Vertrauen
So fromm und still zugleich
Und all' die schweren Peinen
Aus meinem Herzen weinen.

Ich wüßt' von wildem Streben
Und von verlornem Ziel
Und von verlornem Leben
Der Märchen wunderviel,
Daß bei herzzinnern Kränken
Selbst Sterne niederfielen.

Die Blumen, all die bunten,
Die um mich leuchtend steh'n,
Die wurzeln heimlich unten,
Wo Grabeshauer weh'n,
Verbergen alle Schmerzen
In hellen Blütenkerzen.

Doch leuchte still und heiter,
Du freundlich Sternenlicht,
Dir stört der Sänger weiter
Den Gottesfrieden nicht;
Laß schnell vor deinen Blicken
Sein Bild vorüberziehen.

Hätte unsere moderne Lyrik doch recht viele solcher schönen Liebesblüten. Es gibt der Poeten genug, welche von der Liebe verächtlich reden, aber die Muse mag ihnen vergeben, denn wahrlich, sie wissen nicht was sie thun, und Menschen, welche das höchste und heiligste Gefühl verspotten, ein Gefühl, welches die tiefsten Wunden heilt, solche Leute, und ob sie sich noch so hoch in

ihrem Bewußtsein blähen, können nicht als die Vertreter des Menschenthums in seiner Vollkommenheit anerkannt werden, sie sind die Vertreter einer einzelnen, zwar bedeutsamen Richtung, aber nicht die Priester des Menschenthums in seiner Ganzheit, und sie wurzeln nicht auf dem Boden der Poesie, welche den hohen Beruf hat, alles schöne Menschliche auszudrücken. Wo aber kann es noch eine schönere Menschlichkeit geben als in der Liebe?

Die Seligkeit des Besizes, nach vielen Zweifeln und Schmerzen, wird endlich in dem Gedichte „Bekentniß“ vollkommen schön und wahr ausgedrückt:

So bist du mein, ich halte dich umschlungen
In meiner tiefsten Seele mit Gewalt,
In dir hab' ich mein eig'nes Selbst errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Gestalt;
Und als ich mich in dich erst ganz verloren,
War ich mir selbst gewonnen und geboren.

Es rauschten wol, eh' ich dich sah, die Bäume,
Und Stern' und Wolke zogen d'rüber hin,
Dorbei die Menschen und die bunten Träume,
Verschlossen und gefesselt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwandten,
Da hatt' ich mich und alle Welt verstanden.

Es war mein Blick, eh' ich dich sah, verhältet,
Und in mir eine Steppe öd' und leer;
Nun ist das ganze All von dir erfüllt,
Ich sehe nichts, was ich durch dich nicht wär';
Und so muß ich mit innigstem Entzücken
An meine Brust in dir mein Leben drücken.

Hier dichtet nicht mehr die ahnungsvolle, einseitige Sehnsucht, sondern die Sicherheit des Besizes und des ruhigen Genusses. Durch die Liebe ist die ganze Welt dem Dichter anders geworden, in der Geliebten hat er sein eigenes Selbst wiedergewonnen; das Subject hatte bisher immer die Nothwendigkeit gefühlt, sich zu einem Andern zu machen, und hat sich nun von diesem Andern befreit und geläutert zurückempfangen; die Liebe ist nicht mehr ein unbestimmter Morgentraum, sondern eine bestimmte Wahrheit. Sie entbehrt des natürlichen Elements nicht mehr, Kuß und Umarmung ist gestattet, und da die Poesie die Idee nur im sinnlichen Bilde ausdrückt, so kann auch die Liebespoesie des schönen natürlichen Elements, welches Rosen in dem „Bekentniß“ sinnig erhebt und idealisirt, nicht mehr entbehren.

Ich kann nun wohl, nachdem ich Rosen ziemlich genau in seinem poetischen Abergelächte verfolgt habe, zum Schluss und zum Resultate gelangen. Erscheinungen wie Rosen verdienen eine größere Beachtung als ihnen gewöhnlich gewidmet wird; es redet der Gott der Veröhnung und ein tief inbrünstiges Streben nach den Heilighümern des Menschenthums aus ihnen und ihren Schöpfungen. Wenn man bedenkt, wie leicht unsere Lyriker verblühen, und Rosen auf seinem mühsamen Gange, in seiner unermüdblichen Strebung betrachtet, so muß man um so höhere Achtung gewinnen vor einer Natur wie die seinige ist, beständig, treu, empfänglich für alles Bedeutende. Unsere jungen Dichter verblühen früh. Es fällt bald ein zerstörender Mehlthau auf ihre Blüten, und sie senken mißstimmig das Haupt. Rosen ist seit den Freiheitskriegen überall mitgegangen, er hat überall mitempfunden und mitgefungen und ist immer noch jung und rüstig geblieben. Er hat keine neuen Bahnen gebrochen und keine neue Epoche begründet, aber er hat im Kampfe sein Leben gefunden; er hat keine partielle Weltanschauung, wie sie den süddeutschen Lyrikern meistens eigenthümlich ist, er baut sich aber überall an und sucht überall das Weben und Walten des Geistes zu verarbeiten und künstlerisch wieder auszudrücken. Ihm ist über das politische Bedürfnis der Zeit und der Menschheit der seine Sinn für ihre übrigen Gestaltungen nicht verloren gegangen, er kennt weder jenen Freiheitsfanatismus, der sich selbst bis zum Wahnsinn steigern will, noch jene einseitige Naturanschauung, welche alles Ringen des Menschengelstes übersieht und verachtet. Er steht in der Mitte zwischen jenen beiden großen Parteien, welche unsere Lyrik in Besitz genommen haben, und wie er über dem *πολιτικόν ζῶον* die Liebe und alle übrigen schönen Ausdrücke der Menschennatur nicht verwarf, so verlor er auch über dem Cultus der Natur und der Liebe nicht das stolze, adelnde Bewußtsein der Freiheit. Von diesem Standpunkte aus betrachtet trägt Rosen eben jene beiden Elemente verschönend in sich, welche sich jetzt in unserer Lyrik feindlich gegenüberstehen und welche sich doch vereinigen müssen, um einen höhern lyrischen Cultus möglich zu machen als er unter den trüben Reflexen der Gegenwart möglich ist.

Die Zeit jagt vorwärts, der tausende Webstuhl ist in steter Bewegung. Die deutsche Lyrik wird alle Erscheinungen treu und rüstig begleiten; Poesie und Freiheit sind die natürlichsten Verbündeten, aber die Poesie bedarf auch noch anderer Momente als einer Constitution, als einer staatlichen Freiheit! Wollt nur Das nicht vergessen! Gebt euch nicht dem Schwindel hin, als ob ihr schon durch politische Lyrik frei werden könntet! Ihr versündigt euch damit an eurem Volke, ihr laßt wieder, nach alter deutscher Art, den politischen Erieb, ohne daß ihr es merkt, in einem literarischen Phänomen aufgehen und räumt noch gar eure Thaten und lyrisch-politischen Toaste, die ihr der Zukunft bringt! Seid ihr wirklich gerüstet, die Zukunft, den hereinbrechenden Donner zu erwarten? Wird euch das ernste Riesenweib nicht

im Champagnertrausch bei einem Zwedeffen überraschen? Lernet die Freiheit wollen und ergreifen, ohne die Poesie wieder zu beschränken, und gestattet dieser schönsten Ausbildung des Göttlichen im Menschen ihre volle Natur und Entwicklung! Laßt sie, wo sie Wehagen daran findet, durch Wälder irren und an Quellen träumen, laßt sie immerhin den Cultus der Liebe feiern, wahrlich, sie wird nicht fehlen in der großen Freiheitschlacht und immer in dem Ringen nach Staat und Recht auch das Allgemeinmenschliche zu neuen Früchten und Gestalten entwickeln. Diese Begeisterung für alles edle Menschenthum eben ist es, welche den lyrischen Gedichten Rosen's, abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, einen noch ganz besondern Zauber verleiht. 28.

Die Pantheismusfrage.

Ungeachtet viele Zeitgenossen in den Bildungen der neuern deutschen Philosophie durchgängige Spuren des Pantheismus erkennen, wollen doch die Anhänger derselben, namentlich der Hegel'schen Philosophie, so wenig wie Hegel selbst, Pantheisten sein, sondern sie behaupten einen höhern Standpunkt gewonnen zu haben als Spinoza, der unter den Neuern am entschiedensten und bündigsten die Lehre hingestellt. So unter Andern hieß es vor einiger Zeit in einer Anzeige von L. Feuerbach's „Wesen des Christenthums“:

„Der Pantheismus in der Form des Spinozismus ist überwunden durch die ganze Bewegung des philosophirenden Geistes von Leibniz bis Hegel. Denn das Absolute wird nicht mehr als unbewegte Substanz gefaßt, der Denken und Ausdehnung inhärent, sondern es wird begriffen als die sich selbst bewegende, d. h. ihre Unterschiede frei aus sich entlassende, aber dieselben in sich zurücknehmende und darin mit sich selbst zusammenschließende Substanz, d. h. als absolutes Selbstbewußtsein. Dieser Pantheismus ist also unendliche Selbstvermittlung der Substanz, und dadurch über den frühern Pantheismus erhoben. Wir können auch sagen: der Spinozistische Pantheismus faßt das Absolute nur als immanent, und darum nicht als sich selbstbewegend, der Pantheismus der gegenwärtigen Philosophie (der Hegel'schen), wenn man ihn so nennen will, begreift das Absolute als sich selbst zu allen Stufen des Lebens bestimmend, und durch seine Energie sich im unendlichen selbstbewußten Denken ununterbrochen zusammenfassend und in sich zurücklehrend. Dieser Pantheismus ist also gerade um das Moment der Transscendenz reicher, d. h. um die Kraft, über jede bestimmte Gestalt, die er hervorgebracht, durch seine Energie hinauszugehen und sich in diesem Proceß ewig zu erneuern.“

Spinoza wird hier überwunden genannt, weil er das Absolute als unbewegte Substanz faßte, dem die Attribute inhärent. Allein er hat nicht den Begriff der Inhärenz, sondern, wie eingestanden wird, der Immanenz, deren Wesensausdruck die Attribute Denken und Ausdehnung, mit ihren Modis Wille und Verstand, Ruhe und Bewegung sind; worin mithin nicht Selbstbewußtsein und Selbstbewegung sammt dem Hauptbegriff Hegel's, dem Proceß, fehlen. Es sagt freilich Spinoza, die unendliche Substanz, *deposita affectionibus*, in se considerata, habe weder Willen noch Verstand (also auch kein Selbstbewußtsein); allein dasselbe sagt auch Hegel vom An sich, welches erst durch Selbstvermittlung zum Für sich und Bei sich gelangt, abgesehen also vom Vermittelungsproceß weder Willen, noch Verstand, noch Selbstbewußtsein hat, und durch den Proceß der Menschengeschlechter zum Selbstbewußtsein sich vermittelt. Allerdings ist diese Vermittelung

der Substanz wesentlich, wie Affection, Attribute und Modi es der Spinozistischen sind. Wird demnach der Ausdruck in se considerata (An sich) gebraucht, so bezeichnet er eine Abstraction, welche das Wesen des Einen und Allen einer Absonderung von seinen Eigenschaften, Modi, Vermittelung unterwirft, und nach Hegel ein Sein — Nichts genannt werden mag. Spricht aber die obige Darstellung von Aus sich Entlassen, In sich Zurücknehmen, Sich mit sich Zusammenschließen, so sind dieses Raumbilder, welche das ursprüngliche Eine, sich selbst Gleiche, Denkende und Ausgedehnte, Wollende und Bewegende des Spinoza nicht überbieten, oder einen höhern Standpunkt bezeugen. Soll das Moment der Transcendenz als Bereicherung der Lehre gelten, so ist nicht einzusehen, wie das unendliche Eine und Alle über sich selbst hinausgehen kann, indem es durch diese Möglichkeit Ein Endliches wäre, und im Proceß seines Werdens ein Mehr würde, als es gewesen, also in seinen absoluten Hervorbringungen sich fortwährend nicht erreicht hätte.

Überhaupt sind die Gestaltungen der pantheistischen Lehre merkwürdig. Das All Eins, das Begriffsein der Dinge in Gott scheint höchst einfach und keiner abweichenden Formen fähig, die aber dennoch in Bezug auf den Dualismus des menschlichen Bewußtseins sich entwickeln. Sie wären etwa folgende:

- 1) Grundbegriff Sein mit Ausschluß des Werdens (Zenophanes);
 - 2) Grundbegriff Werden mit Ausschluß des Seins (Fluß aller Dinge bei Heraklit);
 - 3) Grundbegriff Seinwerden oder Werdensein.
- Die letzte Form ist seit Spinoza herrschend. Immanent dem Seinwerden ist Ideales und Reales des Bewußtseins, Bewußtes und Bewußtloses, Geistiges und Körperliches, wie bei Spinoza Denken und Ausdehnung. Nur nach der ältern einseitigen Begriffsauffassung möchten strenger Materialismus und Spiritualismus in den Pantheismus eingehen. Nämlich folgende:

- 1) die sinnliche Körperwelt ist das Werdende und Veränderliche, ein Bleibendes Unveränderliches ist Schein;
 - 2) das unsinnliche Substantielle ist das Seiende Unveränderliche, Werden und Veränderung sind Schein.
- Für das Seinwerden haben Unveränderliches und Veränderliches, Sinnliches und Unsinnliches, Ideales und Reales gleiche immanente Bedeutung.

Inzwischen gestattet der immanente Proceß des Seinwerdens wieder eine doppelte Auffassung:

- 1) das Ideale wird aus dem Realen, das Bewußtvolle aus dem Bewußtlosen;
- 2) das Ideale offenbart, verleiht oder verwirklicht sich im Realen, das Bewußtvolle im Bewußtlosen.

Nach beiderlei Ansicht bleibt die Immanenz des Veränderlichen am Unveränderlichen und des Unveränderlichen am Veränderlichen. Deutsche Naturphilosophie hatte die erste Auffassung, neuerdings macht sich die zweite bei Vielen geltend. So sprechen die jüngern Reinhold und Fichte vom Wandelbaren am Unwandelbaren, vom Leiblichen als Wirklichkeit des Geistigen, beide unterschieden und nicht getrennt, zusammenhängend und nicht gemischt, im Verhältnis wie Allgemeines und Besonderes, auch Manifestation des Innern am Äußern, des Unendlichen am Endlichen, des Urbilds am Abbilde genannt. Nach der ersten Ansicht entsteht die Persönlichkeit als Erscheinung, nach der zweiten scheint sie durch in der entstandenen Wirklichkeit.

Für beide Auffassungen pflegt ein doppeltes Bild als Unterlage zu dienen, das Eine bezieht sich auf unmittelbare ergriffene Anschauungen des bewußten Lebens, und gewinnt die Begriffe von Ursache und Wirkung, Bildungstrieb und Gebilde, oder auch — mit Beziehung auf Naturerscheinung — von Emanation, Evolution, Involution; das Andere entspringt aus logischem Begriffsverhältnis, aus Abstraction und Reflexion des Verstandes, und erzeugt die Bezeichnungen von Grund

und Folge, Allgemeines und Besonderes, einem Ganzen und seinen Theilen. Beide Bilderreihen verschmelzen auch wol miteinander, dann fallen zusammen Ursache und Grund, Wirkung und Folge, Bildungstrieb und Allgemeines, Gebilde und Besonderes; Ursache, Grund, Bildungstrieb, Allgemeines, als Ganzes; Wirkung, Folge, Gebilde, Besonderes, als Theile. Man könnte sonach einen Anschauungs-pantheismus, einen logischen Pantheismus und einen Doppelbild-pantheismus unterscheiden. Am letztem werden die erstern leicht überschlagen wegen Bereinigung des Anschauens und Denkens im erkennenden Bewußtsein, und daraus entspringen die Reden vom allgemeinen und besondern Leben, vom Totalleben und Partialleben, von der ersten Ursache als Urgrunde, vom All als Grund und Ursache der in ihm enthaltenen Stelle u. s. w. Selbst Hegel's zunächst logischer Pantheismus spricht von selbständiger Begriffsbewegung, also von Ursächlichkeit, lebendigem Wirken, und der Anschauungs-pantheismus spricht von einem allgemeinen, unendlichen, das besondere Endliche bedingenden Urgrunde, sei dieser nun bewußtlos oder bewußtlos, materiell oder geistig persönlich gedacht.

Verfolgen wir den Gang dieser pantheistischen Verschiedenheiten näher, so ist Eins und Alles Ausdruck der logischen Abstraction, welche schon bei jedem Begriff eintritt, daher auch der denkende Mensch zwanglos in diesem Ausdruck hingeführt wird. Jeder Begriff ist ein Eins und Alles, das Letzte bedeutet ein Vieles, nämlich eben alles ihm Angehörige. Eine Menge von Begriffen — Einheiten und Alheiten — sind im Denken zusammengestellt, coordinirt und subordinirt, worin das Abstrahiren und Reflexiren des Denkens besteht. Den abstractesten Begriffen kann kein anderer Begriff unter einem noch abstracteren coordinirt werden, ihnen steht bloß ihre eigene Negation gegenüber, Sein dem Nichtsein, Etwas dem Nichts. Sein bezeichnet Alles was ist, die in ihm gesetzte Erkenntnis ist nur diese Setzung. Sein als höchste Abstraction von allem Seienden ist in seiner Einheit sich selbst gleich, ohne quantitative und qualitative Differenz. Jegliches Werden ist diesem Begriff unangemessen, weil es quantitative und qualitative Differenzen setzt, sonach die Abstraction aufhebt. Daher ist die Einheit des All nach strenger Auffassung des Zenophanes unveränderlich, ewig, weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, eine völlige Verneinung des Bestimmten, Verschiedenen. Als solche kann dieser Begriff zu keiner Erklärung des Verschiedenen gebraucht werden, trennt sich sonach von jeder Erfahrung, die ein Bestimmtes mit Unterschieden aufweist, und man muß letztere — nur das Sein als seiend gesetzt — mit Parmenides und Seno für bloßen Schein halten. Der Name des streng logischen Pantheismus wird dem Eleatischen zukommen.

Gleichwol ist jede Erkenntnis ein Bestimmtes, unter Differenzen Gesehtes, die Einheit des All Aufhebendes, und macht sich als solches in der Erfahrung geltend, ebenso die Veränderung im Gegensatz zum Unveränderlichen. Wie ist diesem Widerspruche zu entgehen? Dadurch, daß man ihn als das Ursprünglichste voraussetzt, das Werden in das Sein hineinschiebt, das Bestimmte in das Bestimmungslose, das Viele ins Eine — was Spinoza gethan. Das All Eins ist dann Sein und Werden zugleich (Indifferenz und Differenz), die Bestimmtheiten gehören dem Letztern, welches aber auch das Erstere ist. Namentlich die bestimmte Differenz im Selbstbewußtsein zwischen Erkennendem und Erkanntem (Subjectiven und Objectiven) fehlt nicht dem Einen und Allen, sie ist notwendiges Attribut desselben, heißt Cartesisch bei Spinoza Denken und Ausdehnung. Vermöge solcher Einheit des Widersprechenden scheint eine Erklärung der Differenzen und des Bestimmten gewonnen, und das Sein der Erfahrung mit dem abstracten Sein der Speculation verschmolzen, besonders wenn die Attribute des Seinwerdens wiederum Modi zugesetzt, die mit Unterschieden der Erfahrung geradezu zusammenfallen. Um aber nicht die sich selbst gleiche Allgemeinheit des

Begriffs einzubüßen, woraus die pantheistische Ansicht hervorging, so wird das Werden selbst — welches doch endlich begrenzt ist — mit einem neuen Widerspruch unendlich gesetzt, und dadurch der frühere Widerspruch gleichsam verdeckt; sodas nun unendliches Seinwerden, mit unendlichem Denken, unendlich er Ausdehnung, als speculative Lehre hervortreten. Auch der neue Widerspruch — unendliches Erkennen, unendliches Erkante, sind gänzlich bestimmungslos — bedarf einer Deckung, und findet sie, wenn statt des Unendlichen — einer Verneinung aller Grenze, aller quantitativen und qualitativen Verschiedenheit — das Unbestimmte der Größe und Qualität des Werdens gesetzt, und zugleich mit ihm die Bestimmbarkeit, als logischer Grund des Werdens, der wirklichen Bestimmtheit, angenommen wird. Letztere ist dann *natura naturata*, jene *natura naturans*. Als Grund ihrer ungetrennlichen Einheit gilt die nothwendige Causalität des unendlichen Werdens in der Substanz des unendlichen Seins. Treffend sagte Hegel: der Widerspruch sei die Wahrheit der Speculation.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Gelehrte Reisen.

Es ist anerkennenswerth, daß das französische Ministerium des Cultus und Unterrichts der Durchforschung ferner Länder im wissenschaftlichen Interesse seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wenn auch nicht alle Reisen dieser Art, welche in letzter Zeit auf Anregung und mit Unterstützung der französischen Regierung unternommen sind, auf gleiche Weise für die Wissenschaften erprießlich gewesen sind, so geben solche gelehrte Unternehmungen doch immerhin der wissenschaftlichen Regsamkeit Nahrung, und im Allgemeinen ist ihr Gesamtergebnis ein erfreuliches. Indem wir einen Blick auf die gelehrten Reisen, welche theils im Werke, theils vor kurzem beendet sind, werfen, kann es uns nicht in den Sinn kommen, hierbei irgend welche Vollständigkeit zu erzielen; denn ein Theil der Unternehmungen, welche auf Kosten und unter der Protection des Staats veranstaltet werden, kommt gar nicht oder nur unvollkommen zur öffentlichen Kenntniß, von andern aber werden die Berichte oft erst sehr spät veröffentlicht. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Reise des gelehrten Lebas, dessen Einfluß bei der Leitung des Unterrichtswesens sehr bedeutend ist. Seine Reise erstreckte sich über Griechenland und einen großen Theil der Levante und wurde unter besonders günstigen Verhältnissen unternommen. Daher scheint denn das Ergebnis derselben auch sehr beträchtlich zu sein. Besonders reich soll, so viel man vernimmt, die Sammlung griechischer Inschriften ausgefallen sein, welche Lebas bei seiner Wanderung vorzüglich im Auge gehabt hat. Man spricht von 4000 Inscriptionen, die er an allen Orten aufgetrieben hätte und von denen die größere Hälfte noch ganz unbekannt wäre. Weniger ergiebig soll die Reise des Hrn. Charles de Choja — nicht zu verwechseln mit dem jungen Spanier, der sich durch die Herausgabe des gelehrten Katalogs der spanischen Handschriften auf der königlichen Bibliothek bekannt gemacht hat — gewesen sein; aber es steht zu erwarten, daß wir von diesem jungen Gelehrten doch wenigstens einige interessante Beiträge der unbekanntern Volksstämme Indiens erhalten werden. S. J. Ampère, der sich schon in verschiedenen Ländern Europas umgesehen und auch Kleinasien, freilich nur auf einem flüchtigen Streifzuge, besucht hat, ist im Begriff, eine Reise nach Aegypten zu unternehmen, welche vorzüglich der sorgfältigsten Untersuchung der Hieroglyphenüberreste gewidmet sein wird. Dieser verdiente Gelehrte wird, wie es heißt, seine Reise aus eigenen Mitteln bestreiten; indessen wird ihm, um dem Reisenden einige Erleichterung zu gewähren, von Staatswegen ein Zeichner beigegeben. Ampère hat sich bekanntlich

in verschiedenen Wissenschaften umgesehen, und überall hat er sich als einen scharfsinnigen, kenntnißreichen und gewissenhaften Forscher bewährt. Trefflich sind seine Darstellungen aus der nordischen Literatur, für deren Verbreitung in Frankreich er seit dem ersten Erscheinen des „Globe“ vorzüglich thätig ist; auch den südlichen Literaturen hat er seine eifrigste Aufmerksamkeit zugewendet und über den Entwicklungsgang des französischen Schriftenthums verdankt man ihm ebenso begiebene als umfassende Werke; ja in den schwierigsten Partien der orientalischen Linguistik hat er sich mit Erfolg versucht. So kann man denn von seinen neuesten Forschungen, die er schon seit geraumer Zeit in der Stille und ohne Geräusch verfolgt, Resultate erwarten, die am Probesteine der Wissenschaft als gehaltreich befunden werden.

Zeitgeschichte.

Vielleicht ist es gerade die fast sprichwörtlich gewordene Schwierigkeit der historischen Gestaltung und Darstellung der Zeitergebnisse, welche unzählige Schriftsteller reizt und herausfordert, das fortwährende Drängen und Treiben der Zeit, in der wir leben, in immer neuen Werken zu schildern und darzustellen. Nur wenige Historiker, welche sich die Behandlung der neuesten Ereignisse zur Aufgabe gestellt haben, erfreuen sich eines so schnellen und vorzüglich eines so allgemeinen und so glänzenden Erfolgs als Louis Blanc. Andere derartige Werke erregen wieder nur deshalb die öffentliche Aufmerksamkeit, weil ihre Verfasser Antheil hatten an der Gestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse und dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der größte Theil der Werke aber, welche der Geschichte der Gegenwart oder richtiger der nächsten Vergangenheit gewidmet sind, geht spurlos vorüber und fällt der tiefsten Vergessenheit anheim, wenn sich auch ihre Verf. den Anschein geben, als wollten sie die Räthsel der Gegenwart lösen. Wir fürchten, daß dieses Loos auch folgendem Werke zu Theil werde, welches einen wichtigen Abschnitt des gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer gewissen Unparteilichkeit, aber doch nicht ergreifend und gründlich genug geschildert. Es führt den Titel: „Chûte de l'empire, histoire des deux restaurations jusqu'à la chûte de Charles X en 1830“, von Ach. de Laubelle. Der erste Band erschien schon früher ohne Namen des Verf. und unter einem andern Titel, sodas der jetzt erscheinende zweite Band sich eigentlich an den Anfang des Werks nicht recht anschließt.

Kritische Ausgabe von Labruyère.

Es sind in neuerer Zeit außerordentlich erfolgreiche Bemühungen angestellt, um den Text einzelner Werke der für classisch anerkannten Autoren, die man meistens auf Treue und Glauben für echt und authentisch angenommen hat, mit Hüffe der Original-Handschriften und älterer Ausgaben von groben Fehlern zu säubern und in seiner ersten reinern Gestalt wiederherzustellen. Wir erinnern hier an die zahllosen Reinigungen, welche Cousin mit eifernem Fleiße auf Grundlage werthvoller Manuscripte an Pascal's unschätzbaren „Pensées“ vorgenommen hat. Andere Schriftsteller sind von andern kritisch gesinnten Herausgebern von den zahlreichen Veränderungen entkleidet, durch welche sie von unwissenden und taktlosen Händen im Laufe der Zeit entstellt waren. Wir erhalten jetzt eine neue Ausgabe von Labruyère's unvergleichlichen „Caractères“, deren Text an mehr als einer Stelle von der Lesart der gewöhnlichen Ausgaben bedeutend abweicht. Der Herausgeber Lesfèvre, dem man bereits eine Reihe von correcten, compacten und gefälligen Ausgaben der vorzüglichern französischen Classiker verdankt, hat bei dieser neuen Edition eine alte Ausgabe vom Jahre 1696, die nach Original-Manuscripten veranstaltet ist, zu Grunde gelegt. Diese neue Ausgabe, die mit einem gefälligen Außern eine große Correctheit verbindet, hat somit kritischen Werth.

17.

Donnerstag,

Nr. 30.

30. Januar 1845.

Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Mainz, Zabern. 1843. Gr. 8. 2 Bde. 10 Ngr.

Um seine Bezeichnung bei diesem Buche eines berühmten sächlichen Consisten und Ritters der Legimität zu finden, der, wenn sein Schwert Feiertag hält, die Feder nicht ungeschickt an die Arbeit sendet, darf man nicht zu viel davon erwarten. Wer sich aber damit begnügt, hört und wieder einen frischen, anregenden Gedanken, ein glühendes Bild, eine lebendige Scene in einem Buch anzuweisen, der wird davon befriedigt sein. Und dies ist um so schätzbare, als wir von unparteiischen Augenzeugen und auf ganz unabweisbare Art wissen, daß der Verf., Soldat von Beruf, zu den Bravos unter den Weiden gehört und zu den muthigsten Männern unserer Zeit zählt, und daß er im Lager eines selbst erwählten Helden Thaten verrichtet hat, die seine tapfere Umgebung staunen machten. Wo dieselbe Hand Schwert und Feder, Lanze und Püschel führt, sind wir von vornherein zu Reizung und Rachsicht gestimmt, und Beides gar nicht ohne Grund, denn eine zwiefache und heterogene Thätigkeit spricht zu uns wie von einem doppelten Menschengeist, der dem Geschlecht zur Ehre gereicht und an dem er Freude hat. Caesar, Friedrich der Große und Napoleon waren in demselben Fall, und steht dem Verf. auch viel, um den Vergleich mit diesen Helden zu ertragen, so hat er, wie gesagt, doch Anspruch auf unsere Rachsicht.

Das vor uns liegende Tagebuch fordert nicht gerade eine Prüfung der politischen Mienen des Verf., und so das Thema überall unerspreulich ist, so übergehen wir es gern und betrachten in ihm nur den Reisenden. Von England her Kings der Küste Portugals von Nordapfrosen vorübergeführt, betritt er die Lajowandlung und malt uns zunächst das großartige Panorama, welches hier aller Reisenden Entzücken ist. Er weist ihm seine Stelle an unter den berühmten Naturstücken und bezeichnet seinen Charakter gegenüber den Helden von Neapel, Genua und Rio. Mit dem letzten hat diese Scene die allmähliche Entwicklung gemein, während Neapel und Genua auf einmal überblickt werden und daher frappanter erscheinen. Lissabon, im Hintergrunde dieses Panoramas mit 42,000 Häusern amphitheatralisch über sieben Hügel ergossen, macht auf

den Landenden, der an der schönen Praça do Commercio aussteigt, einen tiefen und günstigen Eindruck. Ihre stellenweise Verödung, der Schmutz einiger Theile, die Monotonie ihrer Architektur werden erst später bemerklich. Von der Natur auf den Menschen übergehend, führt der Verf. und zunächst einige anziehende Charaktere vor; die Landung Dom Pedro's, jenes rafflosen, stets beginnenden, nie endenden Fürsten, lehrt uns einen Theil der Männer kennen, die das Rückwerk der jüngsten Geschichte von Portugal in Bewegung setzten. Unter ihnen ragt der Herzog von Terceira durch Adel der Gestalt und der Gesinnung, durch Bravour und Einfachheit, Festigkeit der Grundsätze und angenehme Sitte, vor allen Dingen aber durch seine Abneigung gegen Alles, was Intrigue heißt, hervor. Graf Alva, jetzt Marschall-Herzog, stellt sich unter so viel erkünstelter Größe als ein wirklicher Held, als ein beinahe antiker Charakter dar, und mit Vergnügen durchlesen wir den kurzen Abriss seiner Lebensgeschichte, wie der Verf. ihn gibt. Er oder Keiner ist die Stütze des heutigen Throns in Portugal, auf ihm beruht die Hoffnung aller Patrioten in diesem Lande, und es ist erfreulich, diesen Mann, dessen Degen und dessen Rath gleichsam das Schicksal Portugals sind, so einfach, so kindlich-heller, so natürlich-menschlich zu finden, wie der Verf. ihn und sein Handeln uns darstellt.

Die Gassen, Lissabons seltsames Fiaakerfahrwerk, die Hunderepublik, die Stadt und die Straßen, das Theater und die Frauen, welche der Reisende vielleicht mit etwas zu viel Galanterie behandelt, indem er ihnen die Vorzüge der Spanierinnen vereint mit denen der Französinen heimischt, unterbrechen den Bericht seiner politischen Charaktere, die am Ende doch den wahren Werth seines Buchs in sich fassen. Wir wandern mit ihm nach Cintra, L. Byron's berühmtem Eden, das diesem Dichter und seiner allerdings herrlichen Natur einen europäischer Ruf verdankt. Hier lernen wir den Lehrer und Freund des Königs, Hrn. Diez, und Lord Howard, den Polarstern der portugiesischen Politik, kennen, der die Diplomatie jedoch so „nonchalant“ betreibt, daß er seine Villa zuweilen selbst gegen Depeschen seiner Regierung absperret. Die Schlösser Orluz, der finstere Aufenthalt eines finstern Despoten, Necessidades, welche kaum

„Nothwendigkeiten“ eines fürstlichen Haushalts darbieten, und in rascher Ansicht der König und die Königin werden uns vorgeführt. Vom König Ferdinand, dem wärmsten Freund, den die Nation besitzt, wird Das als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß er das Portugiesische mit so seltener Vollkommenheit spricht, daß nach dem Zeugniß aller Portugiesen auch nicht die geringste Spur eines fremden Accents wahrnehmbar ist. Die Königin ist eine Habsburgische Gestalt, blond, sanft, des Deutschen mächtig; ohne es jedoch zu sprechen.

Die Gärten und Quintas, das Heer, von dessen äußerer Erscheinung der Reisende sehr Empfehlendes berichtet, die kirchlichen Wirren, die Plage der entlassenen und pensionirten Offiziere, ein Hauptleiden des Landes, die politisirende Geistlichkeit werden uns dargestellt, worauf die Schilderung des zweiten der politischen Diosturen Portugals, des Herzogs von Palmella folgt. Das Portrait ist minder günstig als das des Herzogs von Terceira; der 62jährige Staatsmann erscheint als ein kampfesmäder, lebemannischer Egoist, der nie politisirt, sich von den Geschäften fern hält und nur dem friedlichen Genuß seiner Ehren und Würden lebt in sicher-gestellter Popularität, ein italienischer Diplomat aus Machiavelli's berühmter Schule. Eine andere, auch uns leider nur zu wohl bekannte Notabilität, die wir neben ihm erblicken, ist der Nuntius Capaccini, der Heros in den Wirren der Kirche, der Stern der Geistlichkeit, der Mann, der wie Harmodius das Schwert im Myrthenzweige verborgen trägt; Costa Cabral und die politischen Parteien nehmen diesen Männern zur Seite Platz. Man darf nur diese Charaktere fest ins Auge fassen, um von den Elementen des Hoflebens und der Regierung in Portugal ein klares Bild zu erhalten. Die Skizzen der heutigen Zustände in diesem Lande, in denen der Verf. fortfährt, reichen hin, alle Lücken in unserm Wissen auszufüllen, das beständige Wanken und Schwanken der ganzen portugiesischen Erde wird uns klar; es fehlt an einem die Dinge beherrschenden Geiste. Man sei jedoch nicht zu freigebig mit dem Vorwurf wandelbarer Überzeugungen gegen die heutigen Staatslenker. Feste, unbewegliche Grundsätze sind eine achtbare Tugend, sit venia verbo; allein sie sind kein Zeichen eines scharfen Urtheils oder eines warmen Gefühls. Der scharfe, der feine und lebhafteste Geist muß vielmehr in unserer Zeit der Widersprüche, indem er hüben und drüben den Mißbrauch und die Übertreibung richtig erkennt, mit seinen Sympathien fast nothwendig in ein beständiges Schwanken gerathen. Das „Juste milieu“ ist in Wahrheit das Schiboleth unserer Zeit geworden, und den Erfinder desselben repräsentirt diese Zeit am besten. So starre Sympathien, wie der Verf. sie bekennt, sind daher fast eine Anomalie, und was ihm im Leben begegnet, hat er seiner exceptionellen Stellung zuzuschreiben. Wer kann auch unwandelbar feststehen, wenn er seine eigenen Überzeugungen hier bis zur Übertreibung verzerrt erblickt oder seine Widersacher plötzlich im Recht sieht! Staatsmännische Festigkeit ist durch die Natur

und die Art unserer Zeit zu einer Unmöglichkeit geworden, wenigstens für den Scharfsichtigen. Wer sie von sich behauptet, thut dies, weil er zu den Blinden gehören will. Es ist nicht sehr trostreich, aber wahr, daß der Schenke heutzutage häufig manen muß.

Der Hiernächst Portugals, Costa Cabral, Jenem auch äußerlich ähnlich, ein Geist voll Willenskraft und Energie, ein Mann, dem Portugal unendlich viel schuldet, und der, sind die Umstände ihm ferner günstig, seine Wiebergeburt herbeiführen wird, erscheint in des Verf. Schilderung als ein Mann der Berufung und der Zukunft. Seine Lage ist allerdings seltsam und schwierig. Genöthigt, sich auf die Parteien zu stützen, die er demüthigen möchte, ist er mächtiger in seiner Eigenschaft als Großmeister der Logen wie als Minister des Innern. Die seine geschliffene Form aller Portugiesen von Stande wohnt auch ihm bei; aber die Leidenschaft durchbricht oft diese Form, wenn er in der Kammer, in der er etwa dieselbe Stellung einnimmt wie Nothomb in der belgischen, Angriffe zu bekämpfen hat, wie sie freilich kaum ein Aenderer erfährt, bei welchen es, so zu sagen, sich stündlich um Kopf und Kragen handelt. Politischer Muth, dermalen überall, vorzüglich aber in Portugal eine Seltenheit, erhebt den vierzigjährigen Minister über alle seine Gegner, und wahrlich es bedarf desselben, um einer Presse ohne Zügel und einer Kammer, in der trotz jener allgemeinen Geschlossenheit die maßlosesten Schmähungen an der Tagesordnung sind, zu widerstehen. Mit diesem Muth verbindet sich eine Mäßigung, die in der Epoche, wo Costa Cabral Dictator des Reichs war, in der That bewundernswürdig erschien. Seine Verdienste als Minister des Innern sind unermesslich; er hat, der Erste seit Pombal, wieder einen Anfang zu einer geregelten Verwaltung gemacht.

Lebendig und anziehend sind die Zeichnungen, welche der Verfasser von der Corteseröffnung, von den Persönlichkeiten der Wahl- und der Erbkammer Portugals uns darbietet; für solche Schilderungen ist der Verf. offenbar ungemein begabt. Zuerst die Pairskammer, unwürdig im linken Flügel des Klosters von S.-Beato in einer kleinen, schmucklosen Halle, ohne Logen, zusammengebrängt. Hier sehen wir den unermüdlichen Schreier Graf Taipa wüthende Vorwürfe gegen das Ministerium so oft und so unaufhörlich schleudern, daß der alte Herzog von Palmella ihn bisweilen erinnern muß, auch einmal einen andern Redner zu Worte kommen zu lassen. Daneben leiert Graf Lavradio seine unerhörten Schmähungen im heisern Conversationston halblaut her, wodurch sie um so empfindlicher wirken; der Herzog von Palmella spricht einige Worte mit lebhafter Gesticulation, jedoch ohne Würde; dazwischen flötet der schöne Marquis von Loulé, der Liebling der Königinnen, einige zierliche Worte. Der alte zusammengeschossene General Sa da Bandeira, der taub ist und die Reden seiner Gegner von ihren Lippen liest, gebehrt sich unerklärlicherweise als Chef der Septembristen, stottert und sagt das Gegentheil von Dem, was er sagen will,

wiewol er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen ist. Und alle diese Herren vergessen, daß sie dem geschmähten Costa Cabral ihre Existenz verdanken, daß ohne ihn von einer Erblammer in Portugal die Rede nicht wäre. In der Deputirtenkammer geht es noch schlimmer her. „Unter deiner Verwaltung ist alles Concussion und Bestechung“, ruft ihm ein Oppositionsglied entgegen. „Unter der deinigen wurde noch viel ärger gestohlen“, lautet die Antwort. „Nein, du bist der wahre Dieb“, klingt die Gegenrede u. s. w. Unter solchen Angriffen würde selbst Thiers nicht mehr fein und höhnisch lächeln, er würde donnern wie sein Abbild Costa. Alle diese Lebensarten sind natürlich nur für die Presse und die Massen berechnet, die sie applaudiren. Das verkehrteste unter allen aber ist das Wahlsystem, welches diese Deputirten sendet. Es steht so ziemlich fest, daß das Ministerium, mittels gut angewandter Weinspenden, Tabakregien und Ämter, die Deputirten selbst ernimmt, aber um der Presse willen genöthigt ist, die Versammlung mit einigen selbstgewählten Gegnern zu versorgen, welche Opposition machen müssen. Von einem so verkehrten System haben wir Deutsche freilich kaum eine Vorstellung, wir, die wir jedes Ding ernst nehmen und wollen, daß das Gesetz eine „Wahrheit“ sei.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pantheismusfrage.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Spinoza hat diese unlogische Haltung des logischen Pantheismus durchgeführt und unterscheidet sich dadurch von den Eleaten. Es wird nun die Nothwendigkeit desselben und der nicht ganz zu verdeckende Widerspruch des abstracten Seins und abstracten Werdens einer bildlichen Anschaulichkeit entgegenzusetzen, die manchen Pantheisten genehm gewesen. Dazu dienen, damit die Anschaulichkeit einen speculativen Charakter nicht verliere, gewisse abstracte Begriffe, die mit der Erfassung genau zusammenhängen, und obgleich sie selbst nicht anschaulich sind, dennoch für anschaulich gelten. Sie sind Zeit und Raum, als das Begriffsmaß anschaulicher Bewegung, dadurch im Zusammenhange mit dem Anschaulichen, und zugleich abstract genug, um sich dem abstracten Seinwerden anzuschließen. Hierauf fußt die Emanationslehre (fließen ist Bewegung in Zeit und Raum), überhaupt alles Ausfließen, Zurückfließen, Aus sich entlassen, In sich zurücknehmen u. s. w. bei Kabbalisten, Neuplatonikern, heutigen Philosophen; sei es nun, daß aus dem Vollkommensten das Unvollkommene hervorjehet, aus dem Einsoph die erste Welt, zweite Welt u. s. w. — oder aus dem Unvollkommenen das Vollkommenere werde, aus dem dunklen Urgrunde die helle Gestaltung, stets aber zusammenhängend, immanent mit dem Ursprunge. Die Ausdrücke Selbstoffenbarung, Selbstobjectivierung sagen Dasselbe, nur in einem andern Bilde, nämlich dem Bilde des menschlichen Thuns und Schaffens; sie können auch, hineingeschoben in den allgemeinen Begriff der Causalität oder des nothwendigen Werdens, mit Emanation und Evolution in Zeit und Raum Verbindung eingehen. Um aber Zeit und Raum in ihrer Bestimmtheit nicht der Empirie gleich gelten zu lassen, geschieht die Emanation, Evolution, oder Selbstoffenbarung, Selbstobjectivierung, in ewiger Zeit, unendlichem Raum, d. h. im Widerspruch, denn Ewigkeit ist Negation aller Zeit, sowie Unendlichkeit Negation alles Raumes. Vermittelnd für beide wird hier wieder die Unbestimmtheit

der Seele eingeschoben, und aus dieser Unbestimmtheit entstehen dann bestimmte Dinge in Differenzen von andern; durch Fülle des Bildes gewinnt das abstracte Werden gleichsam Anschaulichkeit, es entsteht aus unbestimmter Zeit und unbestimmtem Raume ein bestimmt Zeitliches und Räumliches, und die Nothwendigkeit des Geschehens ist Grund des Geschehenen.

Formen des bildlichen Pantheismus wären der Materialismus, welcher eine unbestimmte Materie in Raum und Zeit als das Erste, der Intellectualismus, welcher ein unbestimmtes Erkennen, unbestimmten Verstand als das Erste setzt; dann die Identitätslehre, welche ein unbestimmtes Weder-Noch an die Spitze stellt. Selbstobjectivierung ließe sich für alle Formen gebrauchen, Evolution entspricht zunächst dem Materialismus, Emanation etwa dem Intellectualismus, Heraustreten aus dem Absoluten der Identitätslehre. Auch haben die Bilder gewechselt, miteinander sich vermischt, und in Folge davon die Formen gleichfalls. So lautet das Bild der Evolution (oder Involution) und des allmähigen Fertigwerdens der Natur wie der höchsten Intelligenz für die Identitätslehre materialistisch.

Ganz aller Bilder ledig wird schwerlich eine Philosophie. Selbst bei dem unbildlichen Spinoza sind Zeit und Raum (in den Attributen des Denkens und der Ausdehnung) kenntlich. Hegel spricht von Bewegung des Begriffs, Herbart vom Steigen und Sinken der Vorstellungen; ja schon die Definition des Pantheismus, als Begriffensein der Dinge in Gott, setzt den Raum als Bild, und Dasselbe thut die entgegengesetzte Lehre des Seins der Dinge außer Gott. Auch die Sprache führt dies herbei, nur darf ein Philosoph sich hüten, zu viel Gewicht auf Bilder zu legen.

Wenn daher Iolud einen Pantheismus des Begriffs, der Phantasie, des Gefühls unterscheidet; zum ersten die Eleaten Spinoza, Fichte, Hegel zählt; zum zweiten die Kabbalisten und Neuplatoniker, so ist allerdings ein Unterschied hervorgehoben; nur bleibt zu erinnern, daß jedes pantheistische Bild der Phantasie angehört, und die Kabbalisten und Andere bloß deswegen mehr Phantasten heißen, weil sie eine immaterielle Intellectualwelt an den Anfang setzen, und Personificationen in derselben annehmen, die vom sinnlichen Gewahrwerden des Seins im Raume entlegener scheinen, wiewol eine unbestimmte Materie ebenso unanschaulich ist als geistige Persönlichkeit. Im mystischen Pantheismus des Gefühls mischen sich Pantheismus und praktische Gesinnung. Letztere nämlich kommt im Pantheismus nicht zur Sprache, der aus Speculation entsprang, die praktische Gesinnung dagegen führt auf eine dualistische Lehre, wie bei Sokrates und Plato. Ihr ist Bewußtsein der Freiheit das Erste, eine Erhebung über Naturdinge, eine Herrschaft über sie nach Zwecken und Absichten. Das Werden und Sein der Handlungen findet seinen Grund in selbstbestimmender Persönlichkeit, dem Gegensatz der Epinozistischen Nothwendigkeit. Mit Zweck und Absicht ist zugleich der Unterschied des Guten und Bösen gesetzt, als etwas nicht dem bloßen Eins und All des Seins und Werdens Immanentes, sondern Übergeordnetes, wofür die Bilder des Raums, der Zeit und der Bewegung unzulänglich erscheinen. Gott, als die höchste Freiheit, Selbstbestimmung, Herrschaft nach guten Zwecken, ist theistisch die höchste Persönlichkeit, nicht identisch mit der Welt, sondern ihr Urheber, Schöpfer, für dessen Schaffen kein Bild der Emanation, Evolution u. s. w. zu gebrauchen. Wenn Mystiker im lebendigen Gefühle diese Überzeugung festhalten und speculativ dieselbe weiter verfolgen, so führt das Bedürfnis der Speculation auf pantheistische, dem Theismus ursprünglich fremde Bilder und geht in dieselben über. Wie wenig überhaupt der Bilder zu entzathen, zeigt der Ausdruck eines überweltlichen Gottes, der auf Raum sich bezieht, und doch theistisch nur den Sinn haben kann, in welchem wir von der menschlichen Freiheit als einer über Sinnenatur erhabenen reden, womit keine räumliche Erhabenheit, sondern eine geistige, vom Räumlichen verschiedene ge-

meint wird. Der Begriff von Selbstoffenbarung bleibt dieser theistischen Speculation nicht fremd, inwiefern die Zwecke der Gottheit und ihre Vorsetzung in der geschaffenen räumlichen Welt sich kund geben, nicht inwiefern das Wesen Gottes sich in derselben selbst objectivirt, emanirt, evolvirt.

Kraus setzt dreierlei Formen des Pantheismus: den logischen, dessen Urgrund das Sein, den dynamischen, dessen Urgrund die Kraft, den Spinozistischen, dessen Urgrund das Ganze. Ihm scheinen hierbei die Eleaten und Heraklit vorgeschwebt zu haben. Der dynamische steht mit der Freiheitslehre in Beziehung. Kraft ist ein Begriff, den der Mensch durch das Bewusstsein eigener freier Wirksamkeit gewinnt, sowie den Begriff Causalität überhaupt. Verlegt ins Räumliche und Zeitliche und abstrahirt von ihrem Ursprunge, der Selbstbestimmung, sind diese Begriffe aufgefaßt als notwendiges dynamisches Werden, als Emanation, Evolution u. s. w. — wobei Zweck und Absicht und die Bedeutung des Guten und Bösen fehlen. Hiernach wäre das Dynamische ein Lemma aus der Freiheitslehre des Theismus, umgebildet für pantheistischen Gebrauch; Ganzes aber und Theile bezeichnen ein logisches Verhältniß, und der Spinozistische Pantheismus wäre immer ein logischer, könnte also demselben nicht beigeordnet sein.

Aus diesem Allen erhebt, warum die Formen des Pantheismus selten rein geschieden hervortreten, sondern auf mancherlei Art sich untereinander mischen, wobei nicht allemal leicht ist, die eigenthümliche Mischung zu finden, und gesetzt, es fände sie Jemand, warum denn die Inhaber versichern, es sei nicht das Rechte? Das Schwankende der Formen wird um so schwerer vermieden, weil die Sprache, als Tochter des Logischen und Bildlichen, stets dazu Gelegenheit gibt. Hierin suche man den Grund des Hin- und Herredens über Pantheismus, der Beschuldigungen und Verleugnungen, denen auch die scharfsinnige Untersuchung Sätze's und ihre historische Durchführung kein Ende machte, wie schon Ritter's Gegen-schrift beweist.

Während deshalb Manche der Zeitgenossen ohne Fehl zum Pantheismus sich bekennen, wollen Andere ihn überwunden haben oder hoffen ihn zu überwinden, und es kommt zu fragen: ob Jemand, z. B. Goethe, ein Pantheist gewesen oder nicht. Michelet erklärt: „Feinde der Philosophie nennen die Behauptung der Immanenz des Göttlichen Pantheismus. In diesem Sinne ist aber jede wahre Philosophie Pantheismus, und über den Namen wird sie nicht haben wollen, obwohl sie weit entfernt ist, Alles zu Gott zu machen, indem sie vielmehr Gott nur als den Einen in Allem sehen will.“ Dagegen sagt F. Fichte: „Hegel ist nicht über die Immanenz hinausgekommen, hält den Erdgeist für den Weltgeist.“ Seien wir gerecht: der Philosophie ist ein Verkehr mit Begriffen, und zwar den abstractesten, natürlich; sie findet auf ihrem Gebiete den Pantheismus, kann zugleich mit Begriffen nicht über Begriffe hinaus; inzwischen merkt der Philosoph, daß er mehr sei als seine Begriffe, und daß diese noch weniger ausreichen für seinen Gedanken des höchsten Wesens. Er ringt mit der Sprache, und sieht sich von ihr in den Begriffskreis wieder hineingezogen, er sucht Bilder, und sie geben kein Genüge; ein fortwährendes Ansehen und Absegen durchbringt die Geschichte seiner Wissenschaft, oder ist am Ende diese selbst.

Religion inzwischen wurzelt untrennbar im menschlichen Bewusstsein, für unsere abendländische Welt das Christenthum. Christliche Überzeugung ist nicht aus Philosophie hervorgegangen, und noch weniger aus dem Pantheismus. Sie kommt aber mit beiden in Berührung, sobald sie als eine bestimmte Lehre und im Gegensatz mit heidnischer Vorstellungsweise verkündigt und fortgepflanzt wird. So sagt der Apostel Paulus den Athenern (Apostelgeschichte, 17, 23): „In Gott leben, weben und sind wir“; und wo von mancherlei Gaben der Gläubigen die Rede ist (1. Kor., 12, 4—7): „Gott wirkt Alles in Allem“;

ja es heißt (Eph., 4, 6): „Ein Gott und Vater unser Alles, der da ist über Euch alle und durch Euch Alle, und in Euch allen“ (Röm. 11, 36): „Von ihm, und durch ihn und in ihm sind alle Dinge.“ Die Ausdrücke lauten ganz pantheistisch, wiewol doch ~~schwerlich~~ Pantheismus der Inhalt des Christenthums sein möchte. Begriffe und Worte folgen ihren Gesetzen, auch wo sie auf das Unbegriffene und Unausprechliche hinweisen. 24.

M i s c e l l e n.

Die Juden, welche bei den Römern überhaupt wenig galten, standen besonders bei denselben in üblem Geruche im eigentlichen Sinne des Worts. Ammianus Marcellinus nennt sie „foetentes Judaeos“, und Martial sagt „den nächsten Feind der Sabbathfeier (jejunia sabbatariorum)“ unter die übelsten Gerüche. Der Jesuit Rader in seinem Commentar zu dieser Stelle gibt jedoch, unter Bezugnahme auf die Geschichte des Bischofs zu Poitiers Fortunatus (gest. zu Anfang des 7. Jahrhunderts), die fromme Versicherung:

„Ablatur Judaeus odor baptismate divo.“

Rutilius hingegen in seinem „Itinerarium“ *) thut, nachdem er über die „obscoena Judaeorum gens“ und ihre Religionsgebräuche heftig lachgezogen, den der Emancipation der Juden höchst ungünstigen Wunsch:

Atque utinam nunquam Judaea subacta fuisset

Pompeii bellis imperioque Titi!

Latius exilisae poestis contagia serpunt,

Victoraeque suas natio victa premit.

Der römische Satiriker Juvenalis bespöttelt in seiner 14. Satire die den Juden von Moses gegebene Vorschrift:

Non monstrare vias, eadem ulsi sacra colenti:

Quaesitum ad fontem volos deducere verpos.

Was soll man nun aber in unserer Zeit zu der Lehre sagen des katholischen Pfarrers zu Bilk, A. J. Winterim, Doctors der Theologie und Mitglieds der katholischen Akademie zu Rom, der in seinen zu Mainz herausgekommenen „Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche aus den ersten, mittlern und letzten Zeiten“ die Gemeinschaft der Katholiken mit Protestanten in kirchlichen Dingen gänzlich verwirkt, so zwar, daß er es dem Katholiken zur Sünde anrechnet, mit einem Protestanten zu Tische zu beten oder einem sterbenden Protestanten zur Erquickung auf dem letzten Wege einen Prediger seiner Confession herbeizurufen, oder einem römischen Priester, wenn er einen protestantischen Prediger „Herr Bruder“ oder „Herr College“ nennt.

Der Arzt Simon Pietre zu Paris (gest. 1699) verordnete in seinem Testament, man solle ihn nicht in der Kirche begraben, damit die Ausdünstung seines Leichnams den Lebenden nicht schädlich werde. Sein Sohn, Philipp Pietre, Advocat zu Paris, ließ deshalb seinem Vater auf dem Kirchhofe die ehrenvolle Grabschrift setzen: „Simo Pietreus, Doctor Medicinae Parisiensis, vir pius et probus, hic sub dio sepeliri voluit, ne mortuus cuicumque noceret, qui vivus omnibus profuerat.“

Der Papst Benedict XII. (gest. 1341) hatte wegen seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit bei Dem, was er für christlich hielt, die Liebe der Geistlichkeit verwirkt. Sie setzte ihm die Grabschrift:

Hic situs est Nero, laevis mors et vipera elero,

Devius a vero, cupa repleta nero.

2.

*) Von diesem „Itinerarium“ ist erst neuerlich eine französische Übersetzung mit Commentar erschienen von F. S. Gollombet (Paris und Lyon 1842).

Freitag,

Nr. 31.

31. Januar 1845.

Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842.

(Schluß aus Nr. 20.)

Von den Kammern springt der Verf. auf den Marstall über, noch jetzt einer der schönsten in Europa, wiewol die 2000 Pferde, welche Johann VI. noch hielt, auf etwa 200 zurückgebracht worden sind. Die Könige von Portugal unterhielten diesen kolossalen Marstall von Alters her zur Bequemlichkeit ihrer sämmtlichen Fidalgos, die Jahr aus Jahr ein sich desselben nach Belieben bedienten. Auf solche Art wurden die Revenuen Indiens verbraucht! Eben dieselben Fürsten sind im Besiz einer merkwürdigen Wagensammlung, wie sie gewiß nirgend sonst gefunden wird. Hier sind noch die Prachtcarrossen des Königs Alfons Henriquez (starb 1185) mit sieben venetianischen Spiegelgläsern und schönster Goldbronze verziert, des Königs Denis (starb 1325) Salawagen, die der Infantin D. Maria, Tochter Philipp's V. und unzählige andere, bis auf Johann VI. herab zu sehen; in der That eine Merkwürdigkeit. Unermesslich wie der Marstall, dem der Herzog von Terceira vorsteht, war vordem der Hofstaat. Die jetzige Königin war mit ihrem Gemahl längst darüber einig, daß diesem Unwesen ein Ende zu machen sei, daß sich wie eine schwere Kette dem einfachen Fürstenpaar fühlbar machte. Der König konnte sich jedoch nicht entschließen, sie zu brechen. Da benutzte die Königin einst seine Abwesenheit, und ein geringes Versehen im Hofhalt verabschiedete diese ganze unzählbare Servidumbre auf einmal, und seitdem ist der portugiesische Hofhalt der einfachste und bescheidenste, den es gibt. Diese Freiheit zu erlangen fehlte es wol selbst sonst hochachtbaren Fürsten an Muth; eine junge Königin besiegte sie darin.

Die Gräfin Hahn-Hahn hat uns schon von der Zahmheit der portugiesischen Stiergefechte ein lebendiges Bild gegeben; der Verf. stimmt mit ihr dahin überein, daß sie nur eine matte Abbildung der spanischen Stierkämpfe sind, für welche unser Berichterstatter übrigens eine große Vorliebe bekundet. Wir müssen ihm zugeben, daß der Reiz der letztern groß ist. Die architektonische Reise durch die Kirchen Lissabons erließen wir dem Verf. gern. Portugal ist ein Land ohne Kirchthürme; Lissabon hat keinen nennenswerthen, das große Oporto besitzt nur einen Thurm — es ist dies wol eine Folge der Erdbeben.

Unter den bunten Kirchen der Hauptstadt macht nur die Kathedrale (Se) überhaupt einen Eindruck. Anziehender sind die Schlösser, unter denen das alte maurische Königsschloß zu Cintra architektonischer und historischer Merkwürdigkeiten voll ist, und an dem von Johann I. ab fast alle portugiesische Könige fortgebaut haben. Hier ist der berühmte Wappensaal, mit den Wappenschildern der 74 ältesten Adelsfamilien des Landes, ein herrliches Museum, einzig in seiner Art, und noch heute macht es den Stolz der Erben jener Namen aus, ihr Wappen in Cintra zu haben; hier ist die kleine Zelle, in der Alfons der Siegreiche 15 Jahre lang so unablässig auf und abschritt, daß die Spuren seiner Schritte sich für immer in dem Steinboden abdrückten; hier ist das Korkloster mit den Bildnissen der Vic Könige von Indien, jener langen Heldenreihe großer Persönlichkeiten, wie Vasco de Gama, Albuquerque, Juan de Castro, deren Ruhm im Munde des Volks noch heute lebendig ist; dann Penha, Juan de Castro's Landsitz, der Preis unzähliger Siege, und endlich das unermeßliche, wüste, unvollendete Mafra, das die Silberflotten Amerikas verschlang, als die Könige von Portugal in falscher Schätzung ihrer ausgedehnten aber öden Gebiete mit den mächtigsten Fürsten der Erde zu rivalisiren unternahmen.

Über alle diese von dem Verf. mit leichter Feder geschilderten Gegenstände gehen wir flüchtig hin, um ihm auf seinem Ausfluge nach Figueira aveiro, Guimaraes und Oporto zu folgen, der an anziehenden Bemerkungen reich ist. Über Kloster Busaco, Pombal und Leiria, die Klöster Batalha und Alcobaca kehrt er nach Lissabon zurück. Coimbra macht ihm ganz den Eindruck einer mittelalterlichen deutschen Stadt, mit ihren hohen Giebelhäusern, vorspringenden Erkern, kleinen Fenstern und dem halbgeistlichen Costume ihrer Studenten, dem Stolz des Ortes. Die Gleichgültigkeit des Volks gegen die Politik, außerhalb der beiden Hauptstädte des Landes und abwärts vom Meere, zeigt sich auch in Coimbra, wo die Studenten ganz den Lebensformen deutscher Studenten ergeben scheinen und von der Politik nicht mehr Notiz nehmen als dies in Rostock oder Greifswald geschieht. Oporto macht mit seinem großartigen Handelsleben einen bleibenden Eindruck; hier fehlt es nicht an zahlreichen deutschen Etablissements, die im

Auf des Reichthums stehen. Die Landschaft nach Braga hin ist ziemlich reizlos, die berühmte Kathedrale aber verdient einen Besuch. Von hier vertiefte der Reisende sich in die Schatten der Pinien und Cypressen, welche die Sierra von Bafaco erfüllen, die eine Menge der schönsten Parfumsen bei großer Armuth der Bevölkerung darbot. Endlich wurde das unvergleichliche Batalha, das Denkmal des Sieges von Aljubarote im Lenathal erreicht, und machte auch auf den Verf. den Eindruck eines der vollendetsten Baumerke aller Zeiten und aller Länder. Obwohl der Plan des Erbauers verloren ging, und von Johann I. bis Alfons V. nach sehr verschiedenen Ideen daran fortgebaut wurde, macht das Ganze durch Kühnheit und Schmuck doch den mächtigsten Eindruck, in dem es dem Dom von Mailand nicht nachsteht. Hier ruhen in einem Grufsaal Inez und Pedro und ihre drei Kinder. Alcobaca ist nur drei Leguas von Batalha entfernt, und zu Villa nova da Rainha nahm der Dampfer Cartorius die Reisenden in Empfang und führte sie in einem Tage nach Lissabon zurück. Die Erfindung der Dampfschiffe hat besonders der Reisende in der Pyrenäischen Halbinsel zu segnen.

Wir kommen zum Schlusscapitel des Verf., seiner „Heimfahrt“. Die Zeitungen der halben Welt haben der bedenklichen Absteuer erwähnt und sie mit Dichtungen ausgestattet, welche den Reisenden, dem Fürsten Richomsky und Grafen Telsky, auf dieser Heimreise in Barcelona zuschickten. Wir wollen daher bei diesem Berichte des Fürsten etwas länger verweilen, um das Unerfahrene zur Berichtigung der Thatfachen beizutragen. Der Verf. war von Lissabon mit einem Paß der englischen Gesandtschaft, von dem spanischen Gesandten für mehrere Küstenstädte, auch für Barcelona visirt, abgereist. Im Fluge wurden Cadix, Sevilla, Cartagena, Valencia besucht, und der schlecht gehaltene französische Dampfer Phénicien trug die Reisenden nach der Rhede von Barcelona, das damals in der Gewalt des später so viel besprochenen Schleißhändlers Jurbano stand. Ahnungslos steigen die Reisenden an das Land, allein ein Regerschiffscapitain hat den Behörden bereits hinterbracht, daß ein kanakischer General Barcelona betreten habe. Vor den Kasse politico geführt, wurde der Reisende nach einigem Hin- und Herreden sich selbst überlassen, und nachdem der preussische Generalconsul d'Ogny intervenirt, wurden ihm die Entschuldigungen der höchsten Behörden der Provinz unter allen möglichen Zusicherungen überbracht. Hiermit zufrieden und ohne alles Misstrauen, kehrten die Reisenden am folgenden Tage in die Stadt zurück, als sie am Thor verhaftet und von neuem vor den politischen Chef geführt wurden, der nun den Fürsten für seinen Gefangenen erklärte. Umsonst waren Protestationen und Cautionserbietungen des würdigen Consuls; umsonst die Berufung auf das eigene Wort des politischen Chefs, Gutierrez; man berief sich darauf, daß der Fürst die Waffen in Catalonien geführt, auf den Zustand des Landes, und die Entscheidung in Madrid. Das erste den Reisenden — Graf Telsky blieb freimil-

lig — angewiesene Gefängnis war ihr Hôtel. Allein im Volke hatte sich das Gerücht verbreitet, der Gefangene sei Niemand anders als Cabrera selbst; und die Pöbelmassen — es war Sonntag — bedrohten den Gasthof mit Sturm. Vergeblich ist es, daß der Fürst sich vom Balcon dem Volke zeigt; denn er wird als kanakischer Anführer erkannt, und die Gefahr wird nur drohender. Es bleibt endlich nichts übrig, als ihn heimlich in das feste Staatsgefängnis San-Paolo, unter Schloß Montju, zu entführen. Hier, mit 140 Banditen und schweren Verbrechern aufbewahrt, von diesen mittels einiger Dugend „cigarros puros“ sich täglich einige Stunden Ruhe erkaufend, sonst aber gut behandelt, brachte der Verf. in guter Laune die Tage zu, bis der Pöbel ihn vergaß und der Eilbote von Madrid mit einer Mittheilung des Geschehenen zurückkam. Das Bedenkliche in seiner Lage war nur, daß Jurbano täglich erwartet wurde, und daß dieser Dictator die Vollmacht hatte, jeden Karlisten vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne weiteres erschießen zu lassen. Dem Verf. focht dies jedoch nicht an, Jugend und Muth ließen ihn das drohende Geschick vergessen, und er schildert die Tage seiner Haft mit freier und froher Laune. Endlich, nach 15 Tagen kam der Freiheitshote von Madrid, und Fr. v. Kessels führte den Geretteten auf die französische Fregatte Venus, woher er nach fünfzigem Sturm in Toulon landet. Wir dürfen dies Schlusscapitel eines mit Geist und Geschmack geschriebenen Buchs, in dem die beliebte aristokratische Sprachmengerei sich nur etwas zu breit macht, als anziehend und befriedigend bezeichnen und wollen dies Prädicat mit gutem Gewissen selbst rückwärts auf die ganze Schrift hiermit ausgelehnt haben.

19.

Gedichte des blinden Heinrich Weisse.*)

Das Vorwort dieser kleinen Gedichtsammlung sagt uns, daß der Verf., aus Elbing gebürtig, jetzt 25 Jahre alt, seit seinem achtzehnten Jahre erblindet ist, und daß er diese Sammlung herausgebe, um dadurch Mittel zur Erlangung einer ihm noch mangelnden gründlich wissenschaftlichen Bildung zu gewinnen, vermöge deren es ihm künftig vielleicht möglich werde, im Lehrfach eine seinen übrigen Kräften angemessene Stellung im bürgerlichen Leben sich zu erringen.

Das ist ein Motiv, welches der Kritik von selbst die Hände binden müßte, und was wäre verzeihlicher, als wenn sie durch die Vorstellung von der traurigen Stellung eines blinden Dichters zur Milde oder gar zum Lobe seiner Gedichte sich gedrungen fühlte. Was aber wäre unverzeihlicher, als wenn sie einen jungen Mann von seines Unglücks willen lobte und zu einer Laufbahn aufmunterte, für die seine Kräfte nicht gewachsen sind? Auch der Blinde, wenn er als Dichter vor das Publicum tritt und als solcher dessen Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, hat eine Verpflichtung, sich den gütigen Gesetzen zu unterwerfen. Zu unserer Freude darf die Kritik ihm ermunternd die Hand drücken und dem Publicum zurufen: Hier ist ein Talent, welches du beachten und pfelegen solltest,

*) Berlin 1848. Im Verlage des Verfassers. Zu beziehen durch die Deutsche Verlagsbuchhandlung (G. G. u. Pustkammer) in Berlin.

auch, wenn du nicht durch das Unglück, welches es befallt, dazu angeregt würdest.

Unser blinder Dichter ist kein Homer, auch kein Ossian. Ein Homer und ein Ossian wären Beide überhaupt Unmöglichkeiten für unsere Zeit. Aber es ließe sich denken, daß ein blinder Dichter alle disharmonischen Töne der Unzufriedenheit und der Betrübnis aus seiner wunden Brust ertönen ließe, daß er ein weltstürmender Sänger des Welt Schmerzes würde. Aufforderung dazu liegt nahe genug, wenn er in seiner Dunkelheit über die verführerischen Lieder brütet, welche Dichter, denen Gott das Augenlicht schenkte, so mächtig gerade jetzt ertönen lassen. Aber er hat diese Aufforderung an sich vorbeigehen lassen, und wir hören Lieder, mehr Stimmungen aus einem milden, reinen Herzen, die wohlklingend, selbst aufschmeichelnd wieder zu unsern Herzen bringen:

Da steht du unter der Thür
Und reichst mir nach einem der Panz —
Wie giebst du — Was ist es mit dir?
Was machst du dem Fremden verwandt?
Ich sag' dir, was ich's dir nicht,
Was dieses Dikem mir gibt;
Wie tief aus der Erde es spricht,
So tief hat den Sinn mir's erfüllt.
Jetzt schließt sich knurrend das Thor
Und trennt mich für heute von dir
Ich blicke zum Himmel empor —
Er ist dunkel, doch licht ist's in mir.

Er ist ein Dichter, dem einst das helle Sonnenlicht ge-
leuchtet hat, und die Klarheit ist in seiner Seele geblieben.
Das weht durch alle seine Versuche, und gibt ihnen einen rüh-
renden Klang. Sehnsucht und Vertrauen verschwimmen sich,
und er sucht, im schönen Glauben, daß er finden werde. Die
„sangarmischen Lieder eines Gedanken“, wie er die letzte Ab-
theilung tauft, werden vielen Anklang unter Gleichführenden
finden, wenngleich hier die Form vernachlässigt oder noch nicht
ausgebildet erscheint. Aber der Blinde ist ein reflektirender
Dichter, wie sich das fast von selbst versteht, und in diesen
Gedichten, die der Gedanke beherrscht, krystallisiert sich auch
die Form schon seiner. Manche Anklänge an den Dichter,
welcher die Götter Griechenlands sang, werden sich hier und
da entdecken lassen, aber doch sagt er:

Schiller — ein rauschender Wein — beglückend, dem Leben entrückend:
Goethe — ein lebender Laß — mächtig beherrschend den Geist.

Welcher Ideenrichtung der Verf. folgt, spricht sich aus
dem „Weltgeschichte“ überschriebenen Epigramm aus, dessen
zweiter Pentameter wol anders ausgefallen wäre, wenn er ge-
schrieben dem Verf. vor Augen gekommen wäre:

Weltgeschichte ist das doch aber nur erst aus dem Blinden,
Denn seit Columbus erst weiß sie, wo der Nadeln ihr liegt.
Aber, Gott sei gedankt, in better Ordnung ist Alles,
Denn das poppende Kind ist schon ein Weltschmerz getauft.

Auch aus dem Schlußmetre:

Seid die Menschen göttlicher geworden,
Wurden ihre Götter menschlicher.

und aus den Distichen:

Liebe, sie ist die Kraft, das Leben harmonisch zu bilden:
Harmonie in sich selbst kocht sie vom Eingeweiden'sraum.

Harmonie in sich selbst entspringt der Erkenntniß des Guten,
Und das Gute, es liegt lebend in jeglicher Brust.

Nähmt nicht so hoch die Natur, als könne sie das Gute ersetzen,
Was Gutes vom Menschen nun wird, Harmonie in Gutes selbst.

Denn die Natur, sie bedarf, um etwas zu sein, erst des Menschen.
Etwas und gut ist der Mensch schon an sich selbst als ein Geist.

Recht Theilnahme, besonders bei der schönen Beschreibung,

werden die größten Gebichte haben, die in edler Sprache u
wunderlichem Schwunge sich ergehen. Dennoch möchten u
darauf weniger die Beschreibung des Verf. zu einer allgem
nen Theilnahme gründen. Diese Gabe ist beständig, aber
verflüchtigt zu leicht wieder. Der Verf. hat eine andere Gabe
die der anmuthigen Darstellung erlebter Begegnisse in ein
ziemlich durchgebildeten Prosa. Er hat sie in einer schlicht
Erzählung dargelegt, welche seine eigenen einfachen aber rü
renden Schicksale zu lebendiger Anschaulichkeit bringt. E
wiegt sich darauf etwas von Goethe'scher Harmonie. Mö
er diese Gabe weiter ausbilden, die ihm nebenher auch zu s
nem Fortkommen behülftlicher werden dürfte. Er sagt besch
den, daß er der wissenschaftlichen Ausbildung bedürfe. I
heißt, der Ertrag dieser Gebichte solle ihm die Mittel verschaf
fen. Wir begreifen es, wie wir das deutsche Publicum ke
nen. Mögen wir uns darin getäuscht haben. Möge au
diese Bescheidenheit zu seinen Gunsten sprechen, denn wir ke
nen viele Dichter und Schriftsteller, welche sehen, und de
mocht sehen, daß sie der wissenschaftlichen Ausbildung noch l
dürften, ehe sie sich von dem Publicum so zeigen, wie es
häufig geschieht. Hier ist eine innere Bildung, der man d
jes Selbstgeständnißes willen wol verpflichtet wäre, zu Hil
zu kommen, um ihr zu der äußern Bildung zu verhelfe
welche wieder bildet. 7.

Literarische Notizen aus Rußland.

Eins der Institute, durch welche der gegenwärtige Minis
ter der öffentlichen Aufklärung in Rußland seinen Namen verher
licht hat, ist die archäographische Commission in Peter
burg, welche, 1834 gegründet und 1847 erweitert, zum Zw
hat, Manuscripte zu sammeln und drucken zu lassen, welc
zur Aufhellung der Geschichte der unter russischem Cept
stehenden Völker beitragen können. Die ersten Mitglieder die
Commission, die von Anfang an unter der speciellen Leitun
des Stellvertreters des Ministers Uwarow, des Fürsten Ed
rinskoi-Schachmatow stand, waren Paul Strojew, gegenwärt
der vorzüglichste Archäograph und Bibliograph in Rußlan
und Werednikow, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Peter
burg; später traten Grogorowitsch und Wostokow hinzu. I
Commission besteht jetzt aus ordentlichen Mitgliedern, die e
Gehalt vom Staate beziehen, aus Redactoren, Ehrenmitglieder
und Correspondenten, welche letztere theils im Kaiserthum
theils außerhalb desselben sich aufhalten. Die von den Mit
gliedern aufgefundenen Manuscripte werden von den Redactor
oder auch von Correspondenten geprüft; werden sie für nicht
anerkannt, so erhält der Auffinder eine Belohnung, die Man
scripte selbst werden in dem Archiv der Commission in Peter
burg niedergelegt, wo die Commission bereits eine bedeuten
Anzahl der seltensten Manuscripte beisammen hat, die in Ru
land, Lithauen u. s. w. zerstreut gewesen sind. Zuweilen send
auch die Commission auf ihre Kosten eins der Mitglieder an
um an bestimmten Orten oder in gewissen Gegenden Ra
forschungen nach Handschriften anzustellen. So hat der Pi
fessor an der Universität Helsingfors, Solowjew, in Finnla
und Scandinavien Nachforschungen angestellt und in Mosk
ist Strojew vor Allen thätig. Nach und nach werden die wi
tigsten der aufgefundenen Manuscripte gedruckt. Die Red
toren und Herausgeber sind: 1) Werednikow, welcher sich i
der Herausgabe der Chroniken befaßt, 2) Grogorowitsch, i
Geschichte, Erzieher des verstorbenen Kaisers Rumianzow
dem die Herausgabe der amtlichen Actenstücke in russischer u
russisch-slawischer Sprache übertragen ist, und 3) Wostokow, i
für die Schriften in den übrigen slavischen und nicht slavisch
Sprachen bestimmt ist. Nach dem Abdrucke werden die Man
scripte in dem Archive des Ministeriums der öffentlichen A
klärung niedergelegt. Was jetzt sind von der Commissi
herausgegeben worden: „Aktj rownyakoi imperii“ (4 Th
Petersburg 1836). Die älteste Acte ist vom Jahre 1794. Fern

„Juristische Acten“ (Petersburg 1838). Die älteste ist vom Jahre 1479. „Geschichte von Rußland unter dem Zar Alexi Michailowitsch“ (Petersburg 1840), nach einem Manuscripte aus dem 17. Jahrhundert; dann „Historiae russiae monumenta“ (Petersburg 1841), „Russische Annalen“ (2ter und 3ter Theil, Petersburg 1841) und „Historische Acten“ (3 Theile). Von den Annalen wird der noch erwartete erste Theil die Chronik des Nestor enthalten, zu deren Herausgabe Bereznow an 50 Manuscripte verglichen hat.

Über das Schicksal, das die aus Polen nach Rußland gebrachten Bibliotheken gehabt haben, berichtet der rühmlichst bekannte polnische Historiker Raciejowski in der Beschreibung einer nach Petersburg unternommenen Reise: „Die Bibliotheken, welche nach der letzten Revolution von 1830 fortgebracht worden sind, nämlich die der Warschauer und Wilnaer Universität, die der Warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften, die Pulawer Bibliothek und einige in Lithauen confiscirte Bibliotheken, bilden mit der schon im vorigen Jahrhundert nach Petersburg geschafften großen Saluski'schen Bibliothek eine besondere slavische Abtheilung der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg. In die an slavischen Werken nicht reiche Bibliothek der kaiserlichen Akademie ist zufällig die nach der Barer Conföderation confiscirte Bibliothek von Kiewitz gekommen. Ein Theil der Pulawer Bibliothek befindet sich in der Bibliothek des kaiserlichen Generalstabs in Petersburg. Dieser ist mit einer Geschichte sämmtlicher Kriege, welche Rußland geführt hat, beschäftigt, und hat sehr viel Material dazu zusammengebracht.“

Bibliographie.

Afrää. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1844 und 1845. Herausgegeben von F. v. Sydow. 1ter Jahrgang. Sondershausen, Cüpfel. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Die deutschen Auswanderer. Ulm 1844. 8. 5 Rgr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von S. E. Pipitz und G. Fink. 1ter Band: Memoiren der Frau Roland. 2ter Theil. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

— Derselben 2ter Band: Major Masson's geheime Denkwürdigkeiten über Rußland. Mit einer Einleitung: Russische Geschichten im 18. und 19. Jahrhundert. 1ster Theil. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 20 Rgr.

Boost, J. A., Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland. 3ter Band: Deutschland. 1te Abtheilung (von 1517—1648). Augsburg, Rieger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Rgr.

Brühl, M., Irland und O'Connell. Beiträge zur Kenntniß der neuern Geschichte Irlands. Nebst O'Connell's Proceß. Zugleich als Fortsetzung von Irlands Zuständen alter und neuer Zeit, von Daniel O'Connell. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Cornberg, D. Freih. v., Allerhand seltsame Gedichte. Hanover, Schöner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Daumer, G. F., Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife seiner Selbstoffenbarung, nebst Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.

Dietrich, C. M., Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen. Jüterbog, Goldig. 1844. Kl. 8. 1 Thlr.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche. Remscheid, Lichters. 1844. Gr. 8. 7½ Rgr.

Heil.-Rod.-Album. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Actenstücke, Briefe, Adressen, Berichte und Sitzungs-

artikel über die Ausstellung des heiligen Rocks in Trient. Leipzig, Mayer und Wigan. 8. 7½ Rgr.

Lange, L., Der Protestantismus in kirchlicher und politischer Hinsicht. Was er eigentlich ist und sein und werden soll. Eine allgemein faßliche und in unsern Tagen nothwendige Belehrung und Warnung für gelehrte und nicht gelehrte Protestanten. Jena, Bran. 1844. Gr. 8. 7½ Rgr.

Lubojagky, F., Russische Intriguen. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1ster Theil. Grimma, Verlags-comptoir. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Die Mariensagen in Ostreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kallenbaed. Wien, Klang. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Müller, J., Sendschreiben an den jungen Christen-Verein in Schneidemühl. Berlin, v. Puttkammer. Gr. 4. 2½ Rgr.

Orlich, L. v., Reise in Ostindien, in Briefen an Alex. v. Humboldt und Karl Ritter. Mit zahlreichen zum Theil eingedruckten und theilweise colorirten Abbildungen. Leipzig, Mayer und Wigan. Gr. 4. 24 Thlr.

Neuestes Portfolio. Sammlung politischer, auf die Geschichte der Gegenwart Bezug habender Documente. Aus dem Englischen. 1te Lieferung. Braunschweig. Gr. 8. 25 Rgr.

Kettig, F. S., Was antworten wir denen, die unser gutes Recht, am Hause des Herrn zu bauen, in Frage stellen? Predigt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. Gr. 8. 3¼ Rgr.

Ritter, J. S., Über die Verehrung der Reliquien und besonders des heiligen Rocks in Trient. Eine Vorlesung veranlaßt durch ein Schreiben des Hrn. Johannes Ronge. Breslau, Ueberholz. Gr. 8. 2½ Rgr.

Robert, C., Die Slawen der Türkei, oder die Montenegro, Serbien, Bosnien, Albanen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen überfetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitsch. 2ter Theil. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 15 Rgr.

Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge. Leipzig, Michelsen. 8. 7½ Rgr.

Romberg, J. H. F., Ein Wort an meine Gemeinde über die Theilnahme der evangelischen Bekenner an den unterstehenden Kirchenfesten und Gottesdiensten der römisch-katholischen Kirche. 2te, mit einer die Gegenschrift des Propst Lurkowski beleuchtenden Zugabe, vermehrte Auflage. Bromberg, Mittler. 1844. 8. 5 Rgr.

Schegg, P., Die Psalmen. Überfetzt und erklärt für Verständniß und Betrachtung. 1ster Band. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Schnelle, C., Kurzer Bericht über den mecklenburgischen Landtag des Jahres 1843. Parchim, Hinckorf. 1844. 8. 1 Thlr.

Schwietering, P., Wie sollen wir nach dem Vorgange Gustav Adolph's unserer bedrängten Glaubensbrüder uns annehmen? Eine Rede. Osnabrück, Meinders. 1844. Gr. 8. 2½ Rgr.

Statuten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung, wie solche in der Versammlung der Abgeordneten am 22. September 1843 zu Frankfurt a. M. angenommen sind. Mitgetheilt und mit einigen Bemerkungen begleitet von P. Sander. 2te Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. 12. 5 Rgr.

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von F. Schreiber. 4ter Jahrgang mit 3 Tafeln Abbildungen. Freiburg im Br., Emmertling. 1844. 12. 1 Thlr.

Tilly und Brede. Zur Feier des 8. Octobers 1814. München, Franz. 1844. Lex.-8. 10 Rgr.

Weidner, C., Über den Mangel an Kirchlichkeit. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Rgr.

Sonnabend,

Nr. 32.

1. Februar 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Über die italienische Tragödie.

Wir haben in einem frühern Aufsatz über den Ursprung des italienischen Theaters *) berichtet, und wenden uns nun zur Geschichte der italienischen Tragödie. Dieselbe bietet im Ganzen wenig Abwechslung. Sie zeigt ungefähr dieselbe merkwürdige Erscheinung wie die italienische Lyrik, ein mehrer Jahrhunderte dauerndes, fast stetiges Beharren auf demselben Standpunkt, das durch das Einpressen in eine bestimmte unveränderliche Form erzwungen ward. Die Italiener schmiegt sich in diese Form, in diesen unnatürlichen Zustand, mit der Leichtigkeit, womit sie sich in alle aufgedrungenen Zustände zu finden und sie äußerlich anzunehmen wußten. Ich sage äußerlich, denn im tiefsten Innern des Volks kommt doch der rein nationale Zug fort, der sich früher oder später in einer glücklichen Zeit Luft machen und zu einer schönen Blüte gelangen kann. Auf eine solche Messiaszeit deuten die vielen melancholischen Ausrufungen neuerer Dichter wie des Grafen Leopardi hin, die mit tiefer Ahnung des echt nationalen Zugs eine bessere selbstständige Entwicklung vorbereiten und, wenn sie einmal richtiger verstanden werden, auch herbeiführen werden. In dem 16. Jahrhundert, der Zeit des Erwachens der dramatischen Kunst, lastete aber auf dem Volk noch das ganze Unglück einer tausendjährigen Fremdherrschaft und ihrer Folgen, das leichte Aufgeben eigener Individualität, das Aufnehmen fremden Willens und fremden Charakters in den eigenen, und besonders der Mangel an derjenigen Energie, die fremde Einflüsse in sich bearbeitet, sich unterwirft und sie nur zu höherer Kräftigung der eigenen Natur gebraucht. Denn Schwäche des Volks ist der Grundfeind einer dramatischen Kunst.

Aber auch äußere Umstände stellten der Ausbildung

dieser Kunst unbesiegbare Hindernisse entgegen, und wir stehen nicht an auszusprechen, daß die dramatische Kunst in Italien ganz zur Unzeit ihren Anfang genommen hat. In dem gewöhnlichen Entwicklungsengang des geistigen und künstlerischen Lebens der Völker fällt die Zeit der Tragödie nicht mit dem Epos zusammen. Dies war der Fall bei allen Völkern, welche nicht nachgeahmt, ihre Bildung nicht von längst vergangenen entlehnt, sondern sich mit eigener Kraft naturgemäß entwickelt haben. Die Italiener hatten aber nur eine Erbschaft gut anzuwenden, den reichen Schatz einer alten Cultur zu erhalten und in modernem Geiste fortzubilden, und sie versielen mit besonderm Eifer gerade sehr früh auf den Kunstzweig, den sie einer viel spätern Kunstperiode hätten aufsparen sollen.

Aber auch andere unglückliche Hindernisse stellten sich der volksthümlichen Entwicklung der tragischen Kunst entgegen. Im Allgemeinen war es schon ein übler Umstand, daß die Italiener feste Regeln für ihre Kunst hatten, ehe diese nur zur ersten Thätigkeit kam. Diese Regeln gehörten einer fremden Zeit, einer ganz fremden Kunst und Anschauungsweise an, waren aber durch einen missverstandenen Enthusiasmus für diese alte Zeit geheiligt worden und unverlegbar, und so senfte die italienische Kunst schon in ihren innersten Principien unter der Fremdherrschaft. Selbst die Religion, die Urquelle aller Kunstbestrebungen, war in ihrer schönsten und reinsten Thätigkeit theilweise gehemmt, dem Volksbewusstsein gänzlich entrisen, und in der Hand der Hierarchie zu einem Werkzeug der Tyrannei geworden. Nur innerhalb sehr enger, in Zeiten gänzlicher Uncultur festgesetzter Schranken durfte das Volk den mächtigen Trieb seines religiösen Gefühls, seinen Cultus, seine Anschauungsweise entwickeln, und das geistige Bedürfnis der gelehrten Forschung war durch dieselben Schranken in das Labyrinth der Scholastik getrieben worden. Auch die italienische

*) Bgl. Nr. 312—316 d. Bl. f. 1844.

Geschichte bot kein Ereigniß dar, welches, durch vereinte Volkskraft herbeigeführt und ausgekämpft, in seinen Folgen erhebend und kräftigend wieder auf das Volksbewußtsein zurückgewirkt, was durch ganz Italien die Nationalität entflammt hätte. Die Erinnerung an die Fremdherrschaft der Römer war ohne lebendigen Keim, denn der römische Charakter war in Italien ganz national. Die Hierarchie, die sich allein mit bewundernswerther Energie entwickelte, war nirgend unpopulärer als in Italien, und lag auch wie eine fremde tyrannische Last auf ihm.

Wohin wir also blicken, sehen wir Druck. Die alten Erinnerungen brachten den Italienern nur einen von fremder Kraft und Größe verübten Druck vor die Anschauung, und ihre eigene Geschichte zeigte ihnen nur vielfache Beschränkungen, die in der Sphäre geistiger Thätigkeit am härtesten waren, und dort die schlimmsten auch auf alle andern Erscheinungen wirkende Folgen gehabt haben. Von der frühesten Zeit an ein eisernes Gängelband gewöhnt, lernte sich der Geist des lebendigsten Volks in einem kleinen Kreise gefallen und herumtreiben, dort eine minutiöse und einseitige Thätigkeit entwickeln, denselben Gegenstand bis über die Erschöpfung hinaus auf dieselbe Art bearbeiten; die Macht der Autorität gewann unumschränkten Einfluß, und eine unselige slavische Nachahmungslust war die sichtbarste Folge der unterdrückten Geistesthätigkeit. Daher findet sich in den Werken Derer, die zu freierm Bewußtsein dieses Zustandes gekommen sind, sowie in vielen Volksausführungen und selbst Volksliedern jener Zug der bitteren Ironie, die man im Allgemeinen als den halbblauen Nothschrei eines gedrückten Geistes, der sich nicht einmal durch Hülfseruf und Klage Luft machen darf, bezeichnen könnte, und die überall unter dem Druck, welcher Art er auch sei, wuchert.

Unter diesen traurigen Umständen hatten die Italiener plötzlich eine Tragödie, ehe sie nur für dieselbe reif waren; denn sie hatten sie, insofern sie sich die Tragödie der Griechen und Römer angeeignet hatten. Ihre ganze Geschichte, ihre Entwicklung, ihre Natur zog sie eigentlich vor der Hand zum Lyrischen hin. Unter allen Künsten waren von jeher gerade die mehr lyrischen, die Mälererei und Musik, in der Kunstthätigkeit dieses Volks vorherrschend, und gediehen weit vor allen andern zu meisterhafter Vollkommenheit. Ihre Dichtkunst entstand aus lyrischen Ergüssen, war im ersten Jahrhundert nur Lyrik, und noch immer beweist die ungemessene Anerkennung und Autorität des Petrarca diesen vorherrschenden Zug zur Lyrik, welcher leider durch diesen Dichter ebenso fest gewurzelt als irreführend wurde.

Was aber die Ausbildung des Volks im Allgemeinen am meisten hinderte, war der innere Zwiespalt im Charakter desselben, der sich eben hauptsächlich durch die Erbschaft einer früher im Lande gewesenen fremden Cultur erzeugte. Im italienischen Geiste stritten sich alte heidnische Kunst, Anschauungsweise und selbst Religion mit christlicher, volkstümlicher und nationaler Ausbil-

dung um die Herrschaft. Dies zeigt sich am deutlichsten an der schwierigen Entwicklung und unsichern Existenz der Sprache, die noch in dem classischen 16. Jahrhundert zwischen Lateinisch und Italienisch schwankte. So trennte sich die Nation in ihrem geistigen Leben in zwei Parteien. Das Volk machte wie überall seine eigene nationale Entwicklung durch, welcher allerdings die Trennung von den Gelehrten höchst verderblich war und zur Einseitigkeit führte. Über diesem oder vielmehr außer diesem Kreise webte das charakterlose und unnationale Heer der gelehrten Dichter, welche in einem unnatürlichen Verhältniß mit der nationalen Entwicklung beharrten, sich dieser theils entgegenstemmten und sie verachteten, also ganz bodenlos waren, theils ihr neue Richtungen aufdrangen, die noch nicht an der Zeit, also jener ganz fremd waren. Das Treiben und Streben dieser gelehrten Dichter war nur auf das Alte gerichtet; eine todte Zeit wollten sie heraufbeschwören, und verstanden kaum die todte Form herüberzuziehen.

In solche unglückliche Umstände fiel der Anfang der Tragödie, und es war dem gewöhnlichen Gange der Entwicklung natürlich, daß sie, die hier ganz zur Unzeit kam, zuerst in die Hände der Gelehrten fiel. In diesen Händen war sie denn auch nicht sowol ein Gegenstand der Kunst, ein Erguß des Genies, als vielmehr eine Sache der philologischen Wissenschaft, das Zeugniß einer krankhaften oder übelgeleiteten Schwärmerie für das Alterthum. Aber wie diese Gelehrten in den übrigen Werken des Alterthums sich mehr an die Worte hielten, und den Geist darüber vergaßen, so war dies unglücklicherweise auch mit dem Trauerspiel der Fall. Daß die Vorzüge der alten Meisterwerke daraus hervorgingen, daß die alten Dichter die Natur studirten, und sie mit schöpferischer Kraft idealisirt und vor die Augen stellten, das fiel Niemandem ein; desto eifriger zwängte man selbst das wenige Talent in die alte Form, welche bei der geist und kraftlosen Bearbeitung des Alterthums schon Jahrhunderte lang geherrscht hatte, und durch die mißverstandene Poetik des Aristoteles hinreichend eingepreßt und zum Kanon erhoben war.

Wie unglücklich diese Formherrschaft für die italienische Tragödien-Literatur war, und wie sehr die Trennung der gelehrten Dichter von der nationalen Poesie die nationalschöpferische Kraft gelähmt hatte, die jene alten Fesseln hätte brechen sollen, zeigt sich bis in die neueste Zeit, indem Manzoni, einer der größten neuern Dichter, dessen meisterhafte Schilderungen in seinen „Verlohten“ aus der Kraft des tiefsten und innigsten Nationalbewußtseins hervorgingen, doch in seinem Trauerspiel „Carmagnola“ sich wieder in die alte Form des griechischen Chors preßte. Und so gibt es, streng genommen, im Allgemeinen keine Geschichte der italienischen Tragödie, sondern sie ist so zu sagen eine unglückliche Fortsetzung, eine matts Wiederholung der mißverstandenen griechischen Tragödien, ein geistloses Exercitium nach Aristotelischen Regeln, wobei man nur Das versah, daß Aristoteles in seiner „Poetik“ ein schöpferisches Genie voraussetzte, das durch seine

Regeln viel mehr befreit als gefesselt werden sollte. Welcherlei Schatten- und Lichtpartien daher in den griechischen Tragikern vorkommen, die erscheinen auch bei den Italienern, nur daß in der Nachahmung das Licht gar zu schwach ausfällt und oft gänzlich mangelt. Dieser Mangel an griechischem Geist zeigt sich im Allgemeinen an äußerst schwacher, oft ganz widernatürlicher Charakterisirung, an dem Mangel tragischer Kraft und großer, ergreifender, durch den Kampf tragischer Leidenschaften herbeigeführter Verwickelungen, an der unnatürlichen Stellung des Chors, der oft aus Weibern besteht, und doch bei größter Gefahr, beim Eindringen siegender Feinde ganz ruhig auf der Bühne bleibt und durch diese Apathie den Eindruck persönlicher Gefahr, der uns einiges Interesse für den Helden des Stücks geben könnte, durchaus vernichtet. Bei diesem Mangel an Geist läßt sich keine andere als unglückliche Nachahmung voraussetzen, und sie zeigt sich deutlich genug an den alltäglichen Gemeinplätzen, wodurch die sentenzenreichen Dialogen der Griechen wiedergegeben werden sollen; an den heldenmäßigen Gedanken und Versprechungen bei sehr kleinmüthigen Handlungen; an der Menge übelangebrachter Beschreibungen und Gleichnisse, und besonders im Anfang den langen Erzählungen vorhergegangener Ereignisse, die den Zuschauer gehörig in den Moment der Handlung versetzen sollen. Dabei läßt sich denn die Macht der modernen Zeit und Anschauungsweise oft nicht zurückhalten, und mit derselben Schwäche, mit der man die Fesseln des Alterthums trug, ließ man auch in die Reden alter Römer und Karthager neuere Scholastik und ritterliche Zärtlichkeiten sich einschleichen. Das Einzige, was wol diesen Nachahmern eigenthümlich zugehörte, war die Wahl des Gegenstandes, und hierin allein läßt sich eine Abweichung von den Alten und der Einfluß der neuern Zeit wahrnehmen, indem das Christenthum das Gebiet der Mythologie von der Tragödie (mit sehr wenigen Ausnahmen) ausschloß, und dieser das Gebiet der Geschichte, sowol der römischen als auch der einheimischen, anwies.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Ischolle's Ährenlese. Zwei Theile. Karau, Sauerländer. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch gibt unter dem Titel „Pandora“ Briefe an einen Fürsten über Todesstrafen, und außerdem „Die Rose von Disentis“, eine Erzählung. Jene Briefe, schon vor 20 Jahren geschrieben, verbreiten sich über alle Erscheinungen im Leben eines Staats, um darzuthun, „daß der Staat es oft leider selbst ist, welcher den größten Theil der größten Verbrechen gesetzlich hervorruft oder veranlaßt“. Um zu diesem für den Staat trostlosen, übrigens schon bekannten Resultate zu gelangen, wird der Mensch in seinem Verhältnisse zum Thier und der Natur betrachtet; dann werden Urrecht und bewilligtes Recht festgesetzt, und nun erst wenden wir uns zum Staate, seinem Zwecke, seinem Rechte, womit wir der eigentlichen Aufgabe der Briefe näher kommen. Das Strafen ist durchaus keine willkürliche Menschengründung, sondern ein göttlich geordnetes in der Natur wie in dem Wesen unsers Geistes, damit die Menschheit, genötigt vom Schmerz, sich

aus dem Schlamm ihrer Verthierung zur eigenen Würde erhebe, und erst, wenn der Menschengeist in sich selbst heller, freier und des Göttlichen bewußter geworden ist, erkennt er das Heilige und Heiligende im Zwecke aller Strafen; erkennt er, daß auch die Liebe strafe. Sehen wir uns nun in den folgenden Briefen um, so finden wir, soweit die Geschichte reicht, Civilisation und Demoralisation überall zusammen, und im Steigen der einen wie der andern den Verfall des Staats. Nur der Mittelstand, welcher jedoch nicht auf irgend einen Rang beschränkt ist, bleibt der eigentliche Kern jedes Volks in seinem einfachen geregelten Hauswesen, seinem Wohlthum, seinem Sinn für Gemeinnütziges, seiner Liebe und Treue für Fürsten und Vaterland. Diesen Stand rein und groß zu bewahren ist die wichtigste Aufgabe jeder Regierung. Allein was thun die Verwaltungen? Sie hindern die gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums, ohne vor der Anhäufung ungeheuern Vermögens bei Einzelnen zu erschrecken; sie vermehren die Abgaben, weil die Bedürfnisse des Staatshaushalts steigen sollen, und machen das Volk zum Schlachtopfer des Staatslurus; drängen und schwächen ihre kräftigste Stütze, den Mittelstand, aus welchem die schönsten Stiftungen für das Gemeinwohl stammen, wie sie selten oder nie aus den höhern Ständen hervorgehen. Neben den Witwen-, Waisen- und Sparkassen, neben den Musik- und Gesangsvereinen, den Lesegesellschaften, Volksbibliotheken, Mäßigkeitsvereinen, die am bereitesten dafür zeugen, daß die Regierung den Staat nicht ausmache, läßt der Staat Bordelle, Spielbanken, Lotto gebeißen, bezieht Abgaben von patentirten Brantwein-, Wein- und Bierhändlern in Fülle, und überweist die in trunkenen Betäubung vollbrachten Unthaten den Gerichten. Auf Schule und Kirche darf sich der Staat nicht berufen: wie sie nun einmal sind, können sie die Demoralisation nicht aufhalten. Welche Saiten auch die Kirchendiener anschlagen mögen, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart greift immer weiter um sich, macht sich Luft in Opposition, politischer Poesie u. s. w. Dann kommt der Verf. auf die Schoos- und Stiefkinder des Staats. Jene sind eigentlich alle Einwohner; diese Alle, denen der Genuß staatsbürgerlicher Rechte verkümmert ist, also Alle, die einen andern Glauben haben als den der Staatskirche, denn damit sind sie meistens auch in ihrer bürgerlichen Existenz beschränkt, gedrückt, und in dieser Beziehung stehen wir Christen mit den Türken auf gleicher Stufe. Es fehlt an einer christlichen, einer moralischen Staatsordnung, und darin liegt der Grund vieler Verbrechen. Nach dem Allen sind Todesstrafen weder gerecht, noch zweckmäßig, noch unentbehrlich, ja sie sind eigentlich keine Strafe, sondern nur Erbeirbischen Ungemachs. Schon die Menge der Selbstmörder erklärt, der Tod sei von allen Schmerzen in der Welt nicht der unerträglichste. Allein der Staat hat ein Recht zum Strafen, es kommt daher nur darauf an, für die Eddtung ein Ersatzmittel zu finden, und dieses gewährt die Blendung des Verbrechers vollständig.

Ref. muß gestehen, er traute seinen Augen nicht bei dieser Wendung der Deductionen, und selbst der Verf. scheint gefühlt zu haben, daß er Empörendes ausgesprochen, denn sichtlich müht er sich ab in Aufzählung der angeblichen Vorzüge seiner Blendung. Allein nach seiner Darstellung des Staats kann diesem, wenigstens in sehr vielen Fällen, nicht einmal das Recht der Strafe überhaupt zugesprochen werden, und auch der Verf. spricht es schon aus, daß der Staat meistens sich selbst strafen müsse statt des von ihm erzeugten Verbrechers. Wenn sodann dem Staat das Recht ver sagt wird, ein Leben, welches ihn gefährdet, zu vertilgen, so kann er auch kein Recht ansprechen wollen, einen Theil dieses Lebens, und zwar den edelsten, zu vernichten. Wir haben dem Verf. mit Antheil zugeschaut bei Dem, was er aus der Büchse der „Pandora“ hervorholte, und mußten ihm in gar manchen Dingen sein gutes Recht einräumen; wir erwarteten, da er nicht als Philosoph, nicht als Staatsmann vor uns aufge-

treten ist, sondern allein als Mensch und Christ, billig in dem Letzten das Verschwendende. Aber — auch hier wird die Pandorabüchse nur geschlossen, nachdem sie das Furchtbarste gegeben hat, ein Ziel ästhetischer Tyrannen. Was soll da der Schluß der Briefe? „Christus und seine Jünger, Sokrates und Plato, Columbus und Luther leben und wirken durch die Jahrtausende für und für in der Menschheit befestigend fort!“ Ist das vielleicht Hohne?

Wenden wir uns zu der Erzählung „Die Nase von Dantes“. Auch diese Erzählung war, nach dem Vorworte, schon vor vielen Jahren angefangen, blieb dann liegen und ist nun wieder hervorgeholt und vollendet. Der Verf. gesteht, was wir lange schon wußten: sein Umgang mit den Mäusen sei von jeher etwas flatterhaft gewesen und dieser Fehler gehöre zu seinen Lieblingslünden. Das ist eine antiquirte Redensart der Seladonsgalanterie, sie soll ein loser Scherz sein, der, wenn er auch heute, und dem Wunde eines Greises überhaupt nicht mehr kleidet, dennoch strenge Wahrheit wenigstens in Bezug auf diese Erzählung ist: sie genügt kaum irgend einer Forderung, die an einen Erzähler gemacht werden muß. Sie ist halb Historie, halb Topographie und Landschaftsmalerei, halb Novelle, bald Schlachtbericht, bald noch vieles Andere, z. B. auch eine Briefsammlung. Wir müssen daher auf künstlerische Einheit in Form und Idee verzichten und, wollen wir einmal lesen, das Ding nehmen wie es eben ist, und dann finden wir manches Aufspendende. Der Schauplatz ist das wenig gekannte Graubünden, die Zeit das Ende des vorigen Jahrhunderts, und wie es damals in Europa beschaffen war, schildert der Verf. scharf, kurz, treffend. Ebenso stellt er die Schweiz und zunächst Graubünden auf mit dem ewigen Fader um Nacht und Ansehen, der zur Zeit der Erzählung in einen wahrhaften Factionenkampf ausgeartet war. Die Einen wollen Österreich, die Andern Frankreich, und nur eine schwache Partei will das Rechte, nämlich Graubünden selbst und dessen Vereinigung mit der helvetischen Republik. In diesen Kampf stellt sich Florian Prevost verwickelt, der jedoch nichts thun kann als den Ereignissen nachgeben, und so würde seine ganze Laufbahn eine ziemlich überflüssige sein, wenn es ihm nicht gelänge, hier und da einmal Ungerechtigkeit und Grausamkeit abzuwenden. Indessen auch Das gefährdet seine Existenz, und es gelingt einer edeln Dame, ihn vom Schauplatz des Kriegs wegzuschaffen, damit er sich als schützender Begleiter zweier Damen nützlich mache. Die Eine ist vermurmt, weil sie einen Krebschaden im Gesicht haben soll. Das ist für den Leser schon höchst widerwärtig, vorzüglich, da er bald genug ahnen muß, es sei gar nicht wahr, und daß man den Begleiter nur mystificirt. So findet sich denn auch zuletzt in der Vermummten eine Geliebte von Wien her, und es gibt einen Schluß wie auf dem Theater. So haben wir denn eigentlich zwei Geschichten, deren Zusammenhang kaum auf etwas mehr als Willkür beruht, und wenn wir auch die Möglichkeit zugeben, daß die junge Dame ihr friedliches Asyl mit dem rauhen kriegdurchdonnerten Graubünden vertauschen konnte, so ist hier diese Möglichkeit doch in keiner Weise zu künstlerischer Nothwendigkeit erhoben. Bei allen Mängeln der Erzählung bietet sie manches Fesselnde in Darstellung einiger Persönlichkeiten und landschaftlicher Schilderungen, und im Vergleich zu vielen andern Erscheinungen der Tagesliteratur können wir dieser Erzählung den Vorzug schon einräumen, daß sie unterhaltend sei. Mehr will der Verf. nach seinem Vorworte auch nicht.

18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Deutsche Kunst in Frankreich.

Wir können nicht darüber klagen, als wenn unserer deutschen Kunst, die allerdings in den letzten 20 Jahren einen schönen Aufschwung genommen hat, von unsern Nachbarn und namentlich von den Franzosen die gebührende Achtung

nicht geworden wäre. Freilich liegt es nicht in der Art und Weise der Franzosen, sich tief in das Wesen einer fremden Nationalität zu versenken oder anhaltend lange für Kunst oder Wissenschaft eines fremden Volks zu schwärmen. Indessen müssen wir es anerkennen, daß unsere Künstler und Kunstwerke in Frankreich jetzt lebhaft genug gepriesen und bewundert werden. Auch zeugt die große Anzahl von Werken, in denen theils der Stand der deutschen Kunst im Allgemeinen, theils einzelne Richtungen derselben besprochen werden, so ungenügend alle diese Versuche auch im Einzelnen sein mögen, doch dafür, daß das Interesse an unsern Bestrebungen unter den Franzosen wenigstens rage ist. Auch sind einige von den Werken, die wir hierbei im Sinne haben, wirklich ganz anerkennenswerthe Versuche, in den Geist der neuesten Kunstleistungen Deutschlands einzubringen. Dahin rechnen wir vorzüglich des geistreichen Portoul „Art en Allemagne“. Auch Michiels verdient unter denen, welche als Apostel der deutschen Kunst in Frankreich aufgetreten sind, genannt zu werden. Nachdem nun in verschiedenen einzelnen Werken das Interesse der Nation auf die deutsche Kunst hingeleitet ist, scheint es an der Zeit, die vorläufigen vereinzelten Arbeiten in einem größern Werke zusammenzufassen. Ein solches Unternehmen hat jetzt unter dem Titel „L'Allemagne monumentale et pittoresque“ begonnen. Schon daß ein so umfassendes Werk, welches nothwendig mit höchst bedeutenden Kosten verbunden sein muß, erscheint und erscheinen kann, ist ein Zeichen, welches auf eine höchst erfreuliche Weise für die Verbreitung unserer Kunst in Frankreich spricht. In der ganzen Anlage und Ausstattung schließt es sich an das bekannte „L'Espagne monumentale“, welches zu den größten Prachtwerken der französischen Bibliographie gehört. Erfreulich ist es auch, daß die französischen Journale, welche der Besprechung von Kunstinteressen gewidmet sind, immer mehr und mehr Deutschland berücksichtigen. Besonders haben wir dies von der seit kurzem erscheinenden „Gazette universelle des beaux arts“ zu rühmen. Diesem Blatte, welches aus der kostbaren und ungemein glänzend ausgestatteten Zeitschrift „Les beaux arts“ hervorgegangen zu sein scheint, gebührt überhaupt der erste Rang unter allen Kunstjournalen, welche gegenwärtig in Frankreich erscheinen. Man verbannt die Gründung und Leitung dieses Blattes, welches in seiner vielseitigen Richtung wirklich einem fühlbaren Bedürfnis entspricht und eine wahre Lücke ausfüllt, der umsichtigen Thätigkeit des bekannten pariser Buchhändlers L. Curmer, dem tüchtigen Redactoren zur Seite stehen. Recht wünschenswerth wäre es, daß dieses Kunstblatt auch in Deutschland eine ausgebreitete Verbreitung fände.

Documente zur Geschichte der französischen Herrschaft in Korea.

Wir haben Buchon's interessante Reisebeschreibungen aus Griechenland und der Levante bereits in d. Bl. erwähnt, indem wir andeuteten, daß in denselben neben glänzenden und ansprechenden Skizzen und Schilderungen auch Bemerkungen wissenschaftlichen Gehalts sich vorfinden. Diese Reise war nämlich vorzüglich um historischer Zwecke willen unternommen. Es galt die Auffindung solcher Manuscripte und Denkmäler, welche geeignet sind, auf die Geschichte der französischen Herrthümer in Korea, deren Erforschung und Darstellung Buchon sich zur Lebensaufgabe gestellt zu haben scheint, einiges Licht zu werfen. Ein Theil des großen Sammelwerkes, welches die Frucht und das Ergebnis dieser Reise ist, hat bereits im September vorigen Jahres die Presse verlassen und ist von uns in d. Bl. als eine wichtige Erscheinung der historischen Literatur begrüßt worden. Wir haben vor kurzem einen neuen Band dieses interessanten Werkes erhalten. Es ist dies die erste Abtheilung des ersten Bandes, der bis jetzt noch im Kest war. Möge der Verf. Ausbauer genug haben, um diese wichtige Sammlung mit derselben Umsicht und Sorgfalt fortzuführen, die man bei den bisher erschienenen Theilen wahrnimmt.

17.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Die älteste Tragödie der Italiener ist die „Sophonisbe“ des Trissino, welche zu Anfange des 16. Jahrhunderts zur Aufführung kam. Die Fabel des Stücks ist aus der Geschichte des Untergangs Karthagos genommen und behandelt speciell das tragische Ende der Sophonisbe, der schönen Tochter Asdrubal's. Gegen die Wahl des Gegenstandes läßt sich nichts einwenden, er eignet sich vortreflich für den tragischen Kothurn und ist auch später noch mehrmals bearbeitet worden. Asdrubal hatte seine Tochter anfangs dem Masinissa zur Ehe versprochen, um ihn für das Bündniß mit Karthago zu gewinnen. Als dieser aber seinen Einfluß verloren hatte, ward Sophonisbe dem mächtigen Syphax zur Ehe gegeben, und dieser dadurch zum Bunde mit Karthago bewogen. Masinissa aber, nun Todfeind der Punier, vereinigte sich mit den Römern, eroberte sein altes Reich wieder, nahm den König Syphax gefangen und drang in die Hauptstadt Cirtha ein, um an der Sophonisbe, die unschuldig in eine Treulosigkeit verwickelt war, Rache zu nehmen. Allein ihre Reize und Bitten besänftigten seinen Zorn; er nahm sie noch vor der Ankunft der Römer zu seiner Gemahlin. Diese fürchteten aber, daß er, so wie Syphax, durch seine Liebe von ihrem Bündniß abgezogen würde, verlangten die Sophonisbe als Siegesbeute, und Masinissa wußte sie nicht anders als durch den Tod vor der römischen Sklaverei zu bewahren. Was nun die Ausführung betrifft, so hat Trissino in einigen Scenen, besonders in den letzten, ein unbestreitbares Talent für die Tragödie gezeigt, und sich gar nicht als den „geistlosen Pedanten“ zu erkennen gegeben, als welchen ihn A. W. Schlegel hinstellt. Die Scene, worin Sophonisbe's Gisttrank und Abschied von ihrem Haus und ihrer Familie erzählt wird, und dann besonders die Scene, wo sie auf der Bühne stirbt, ist mit tragischer Wärme, edler Einfachheit und Natürlichkeit gegeben und stellt uns die Heldin in moralischer Größe als das edel duldbende Opfer des finstern Zusammenstoßes feindlicher Leidenschaften dar. Was Trissino mit diesem hier geoffenbarten Talent zur Charakterzeichnung bei selbständiger zeitgemäßer Ausbildung in dem

tragischen Fache hätte leisten können, läßt sich nun freilich nicht bestimmen, aber gewiß ist, daß die unselige Nachahmung der Griechen seinen Werken unendlich geschadet hat. Zuerst widersteht uns der unnatürliche Chor cirkhensischer Frauen, der bei der Handlung gar nichts zu thun hat, sie beständig aufhält, den handelnden Personen in die Rede fällt, bloß um Gemeinplätze anzubringen oder das Gesagte noch einmal auf eine andere Art zu wiederholen, oder sich selbst in die Rede der siegenden und plündernden Erbfeinde, der Römer, mischt. Dann hat die Nachahmungssucht alle jene Schwachheiten und Mängel hervorgerufen, die oben im Allgemeinen getadelt wurden. Gleich im Anfange will Sophonisbe im Gespräch mit Erminia den herben Schmerz mildern, der sie Tag und Nacht quält, und fängt (bloß weil bei den Griechen auch so lange Einleitungen vorkommen) eine unendliche Erzählung von Dingen an, die Erminia längst weiß; sie berichtet ihr in 99 Versen von der Gründung Karthagos durch Dido, von der allmählig steigenden Macht dieses Staats, von seinen Kriegen mit den von Aeneas abstammenden Römern; die geringsten Umstände in dem Kriege Hannibal's werden nicht übergangen; dann wird berichtet, wie Syphax der Römer Feind geworden und wie er sie geheirathet habe, wie darauf Masinissa, durch die Nichterfüllung der Zusage erzürnt, ihr Todfeind und der Bundesgenosse der Römer geworden sei, wie er einen Theil des Reichs erobert, und schon bereit sei, dem Syphax eine Schlacht zu liefern, der sich gegen das römische Heer nur schwach werde vertheidigen können. Zum Schluß gibt sie noch einen Traum zum Besten, der in der ganzen Handlung nichts zu thun hat, als ihre Furcht und Unruhe zu allegorifiren.

Statt nun die Zuhörer für die lange Ermüdung durch gesteigertes Interesse, durch den raschen Fortgang der Handlung, durch Entfaltung der leitenden Charaktere zu entschädigen, läßt der Dichter die Sophonisbe und Erminia in Reime gerathen, die sie von der Handlung und selbst von ihrer Trauer und Furcht über den Ausgang der entscheidenden Schlacht weit abführen; Erminia sucht zu trösten, und die Andere ergeht sich in langen trivialen Klagen über die Bürde ihres hohen Stan-

des, der in der Tragödie gar nicht einmal, sondern nur ihr Sattenverhältniß in Betracht kommt. Dabei kommen gar flache Bemerkungen vor, wie die folgenden:

Erminia.

Der Ruhm und anderes Gute, das die Welt schätzt, befindet sich doch in dem hohen Stand.

Sophonisse.

Ja, aber solcher Ruhm ist schwach und trüg'lich.
Wohl gefällt das Herrschen,
So lange du es wünschst, scheint dir's angenehm;
Doch hast du's, fühlst du stets davon den Schmerz.
Bald Hunger oder Pest, bald Krieg beschwert dich,
Bald auch die läst'gen Reden deiner Völker,
Gift und Verrätherei;
Und fliehst du Eins, bestürmet dich das And're.

Nach der noch lange fortgesetzten Unterredung über das Für und Wider der Regentenwürde ladet endlich Erminia ihre Königin ein, sich im Gebet zur Gottheit zu wenden, daß diese sie von allem Übel befreien und es auf die Feinde ausgießen möge. Während sie das thun, beklagt der Chor nach seiner Weise das Schicksal der Königin, wenn sie je als Skavin in rohe Hände fallen sollte. Ein Bote (der zu häufige Gebrauch dieser geschwägigen Boten, die oft ganz unnöthige Dinge mit unendlicher Weitschweifigkeit berichten, ist ebenfalls eine unglückliche Nachahmung oder vielmehr Übertreibung der Griechen) erzählt hierauf der zurückgekommenen Königin, daß in dem Treffen ihr Gemahl zum Gefangenen gemacht sei, und nur Wenige sich in die Stadt gerettet haben. Sophonisbe gibt sich ihrem Schmerz und ihrer Furcht, Skavin zu werden, in einigen gelungenen Stellen hin. Der Chor antwortet aber schlecht. Ein anderer Bote meldet, daß die Thore dem Masinissa als künftigen Herrn geöffnet worden seien. Dieser erscheint an der Spitze des Heers. Sophonisbe gibt sich ihm gefangen, bittet ihn aber, sie nicht den fremden Römern auszuliefern. Masinissa (dessen Charakter überhaupt erbärmlich gezeichnet ist) erinnert sich zwar der frühern Beleidigung des Syphax, der Art wie er seine Braut verlor; allein von den Reizen der Königin gerührt, fällt der Afrikaner aus der alten Zeit plötzlich in die Courtoisie der Ritter, und sagt, das Niedrigste sei Damen zu beleidigen und Die zu beschimpfen, die ohne Schutz seien; macht dann eine Beschreibung ihrer Reize, die einen Tiger zum Mitleid bewegen würde, bedauert aber, daß er ihr jenes nicht versprechen kann, da er von den Römern abhängt. Sophonisbe bringt noch stärker in ihn, und verlangt entweder dies Versprechen, oder daß er sie in der äußersten Noth tödten wolle. Dies geht endlich Masinissa mit Handschlag ein. In dieser ganzen langen Unterredung (von 138 Versen) herrscht eine ermüdende Declamation und Nebseligkeit, besonders nachher in dem Dank der Sophonisbe und der Verheuerung Masinissa's, daß er nur seine Schuldigkeit gethan habe.

Der Chor erhebt sich nun zu einem lyrischen Gesang, in welchem der Dichter einen hohen Flug und ein echt lyrisches Feuer offenbart; er beginnt mit einer Apostrophe an die Sonne, geht dann zu einigen poeti-

schen Ausführungen über den Tag, daß das Unrecht nicht gedeihen kann, über, und gibt sich nach dem Versprechen des Masinissa den besten Hoffnungen für seine Königin hin. Dieser lyrische Gesang ist nebst der Sterbescene der Sophonisbe das Beste in der ganzen Tragödie. Lilius tritt auf und läßt sich von einem Boten erzählen, daß in dem Palaste Masinissa seine Vermählung mit Sophonisbe mit Gesängen und Lustbarkeiten feiere. Dies ist schon der dritte geschwägige Bote, der dem Zuschauer die Handlungen erzählt, und den Italienern, die ohnedies stark in Beschreibungen sind, mag diese Nachahmung der Griechen besonders angenehm gewesen sein. Der Alte übergeht nicht den geringsten Umstand; wie Sophonisbe erst geweint, wie Alles zur Trauung vorbereitet worden, wie sie dann zum Priester getreten, was sie gesagt, was der Priester gesagt u. s. w. Masinissa kommt dazu und geräth mit Lilius in Streit über diese Ehe, welcher wieder genau den Griechen nachgeahmt ist, nur daß hier die Helden weniger kühn und mehr mit logischen Gründen disputiren. Lilius reclamirt die Beute für die Römer, Masinissa schügt seine alten Rechte auf seine Braut vor; der Streit wird zulezt hitzig, und es soll zum Blutvergießen kommen, da tritt der alte Cato auf, beruhigt Beide, überredet sie, sich dem Ausspruche Scipio's zu unterwerfen, und bringt sie so weit, daß sie sich umarmen.

Scipio hat unterdessen von Syphax, der früher Bundesgenosse der Römer war, erfahren, daß die bezaubernde Liebe zu Sophonisbe ihn von seinem Bündniß abgebracht und in die Arme der Feinde der Römer geführt habe. Scipio hegt daher gleiche Besorgnis für den Bundesgenossen Masinissa, und verlangt in einer langen Unterredung, worin er alle sophistischen Gründe erschöpft, daß Masinissa seine Gemahlin ausliefere. Masinissa willigt sonderbarerweise ohne viele Umstände ein und bittet nur um die Erlaubniß, sein Versprechen für die äußerste Noth gegen seine Gemahlin zu erfüllen. Bald darauf wird dem Chor erzählt, daß auch wirklich dieser Erbärmliche, ohne nur irgend einen Versuch zur Rettung gemacht zu haben, seiner Gemahlin Gift geschickt, weil Alles verloren sei; wie dann Sophonisbe den Becher ausgetrunken und vom ganzen Haus Abschied genommen habe. Diese Schilderung ist gut ausgeführt und zeigt der Italiener vorherrschendes Talent zur Malerei vor der Plastik, obgleich die folgende Scene noch besser ist, wo Sophonisbe selbst auf dem Theater erscheint, von ihren Freundinnen und Untergebenen Abschied nimmt, mit rührender Wehmuth ihrer Altern und der Zukunft ihres Sohnes gedenkt, diesen der Erminia als ein heiliges Vermächtniß übergibt und dann stirbt. Dies ist eine der besten Scenen im ganzen italienischen Theater, voll Wahrheit und Natur, voll Gefühl und Wärme, nur daß die eintönigen Wehklagen der Erminia, die eben wieder der griechischen Nachahmung zu lieb angebracht sind, etwas stören. Überhaupt ist der Charakter der Sophonisbe der einzige mit wahrer Vorliebe und mit Fleiß durchgeführte, während den übrigen

alles Interesse mangelt. Die Römer Scipio, Cato und Cato sind langweilige Schwäger ohne Charakter und ohne Kraft, und Masinissa ist ein unnatürliches Gemisch von Muth und Feigheit, von Verliebtheit und Gleichgültigkeit.

Wir haben uns bei diesem ersten Tragiker der Italiener länger aufgehalten, weil er uns zugleich die Kenntniß der meisten übrigen gewährt. Denn der Weg, den er selbst angegeben hatte, wurde nun von einer unendlichen Menge von Tragikern bis zum 18. Jahrhundert betreten, und manche ahmten nicht einmal mehr die Griechen, sondern nur ihre Vorgänger nach, sobald diese bei dem gelehrten Publicum nur irgend einen Erfolg gehabt hatten. Bei der ganzen Arbeit war also nicht sowol ein genialer Geist als vielmehr wie bei dem Sonett nur Wiß, Talent zum Anschmiegen in die unabänderliche Form, ein kleinlicher Fleiß im Ausarbeiten der vielen angebrachten Beschreibungen nothwendig, welche Eigenschaften wir denn auch hauptsächlich an ihnen zu bewundern haben. Schon der nächste Nachfolger des Trissino, Rucellai, gibt in seinem „Dreß“ eine noch viel gewissenhaftere Nachahmung des Euripides, selbst darin, wie ein italienischer Kritiker sagt, daß er im ersten Act die Bühne zweimal leer läßt, was dem Griechen „zum großen Trost aller Nachahmer, die sich zuweilen in ähnlichen Röthen befinden, widerfahren ist“. Und wo er sich von seinem Vorbild entfernt, verfällt er gerade in den langweiligsten Fehler der italienischen Nachahmer, in die entsetzlich lange Einleitung, wie hier Drestes und Oylades die griechische Geschichte seit der Zerstörung von Troja durchgehen, um sich klar zu machen, warum sie nach Kolchis gekommen sind. Die „Rosmunda“, bei welcher Rucellai kein eigentliches Vorbild hatte, ist denn geradezu eine Schülerarbeit, die, statt Handlungen darzustellen, nur langweilige Erzählungen derselben gibt. Der fünfte Act z. B. ist nur drei Seiten lang und besteht aus der einzigen Erzählung des Voten von der Ermordung des Longobardenkönigs Alcuin, von der man vorher gar keine Ahnung hat, und aus der kurzen Moral, die dem Chor bei dieser Gelegenheit einfällt. Alamanni trieb gar die Nachahmung so weit, daß man seine „Antigone“ eine freie Übersetzung der Sophokleischen Tragödie gleiches Namens nennen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Remoiren einer babylonischen Prinzessin.

Man trifft doch in London mit allerhand Menschen zusammen. So geschah es mir während meines letzten Dorfsseins, daß ich zu einer Abendgesellschaft schriftlich auf eine Lasse Thee, mündlich auf eine babylonische Prinzessin geladen wurde, welche demnach die Löwin war. Neben ein wenig Englisch sprach sie ziemlich fertig Französisch, und ich erfuhr, daß sie wirklich eine geborene babylonische Prinzessin sei, jedoch aus einem Stamme asiatischer Christen, und daß sie mancherlei trabe Schicksale erlebt habe. Dieses Allgemeine genügte mir nicht. Ich ersah einen günstigen Moment, den Wirth um Einzelheiten zu bitten. „Morgen ein ganzes Buch voll“, antwortete er lächelnd,

und am folgenden Morgen schickte er mir, zierlich eingebunden, „zu gefälligem Behalten“:

Memoirs of a Babylonian Princess, written by herself, and translated into English. Zwei Bände. London 1844.

Dies also die selbstgeschriebenen und ins Englische übersetzten „Remoiren einer babylonischen Prinzessin“, Maria Theresa Asmar, geboren 1814 zu Ninive, wohin ihre Eltern vor der in Bagdad ausgebrochenen Pest sich geflüchtet. Ihre Familie zählt zu den chaldäischen, mit der katholischen Kirche vereinigten Christen, und ihr Oheim, Basillus Asmar, ist — oder war — Erzbischof von Diarbekr. Ihr Vater, Emir Abdallah Asmar, war sehr reich. Allein der Eifer, mit welchem er und die Seinigen dem christlichen Glauben anhängen, diente den mohammedanischen Herrschern häufig zum Vorwande, ihm von seinen Schätzen abzunehmen. Die Remoirenschreiberin scheint eine besonders enthusiastische Christin zu sein. Wenigstens deuten darauf ihre Versuche hin, sowol in Mosul, wo der Prophet Rahum begraben liegt, als in Bagdad christliche Mädchenschulen zu stiften. Während ihres Aufenthalts in Mosul wurde sie mit der Schwester des Pascha bekannt und benutzte dies, seinen Harem zu sehen. Die davon mitgetheilte Beschreibung ist ganz interessant. Hier einige Stellen:

„Zuerst gingen wir nach den Schlafzimmern, deren eine große Menge. Sie waren meist mit prachtvollen Teppichen belegt, die Betten — in Bagdad gefertigt — aus Palmbaumzweigen und so leicht, daß ich ohne Mühe das Gesteck mit eigener Hand aufheben konnte. Das Bett der Favorite des Pascha bestand aus fünf Matrasen, jede mit Seidenstoff von anderer Farbe überzogen und mit Pfauenschnitten gefüllt. . . . Von hier stiegen wir auf die Dachterrasse, die einen herrlichen Blick bot über die Stadt und deren Umgebung, worunter die immer mehr verfallenden Trümmer der einst mächtigen Stadt Ninive. Auf dem Dache befanden sich drei Bette von Wachstuch. Durch sie gegen die lästige Sonnenglut geschützt, gaben wir uns ungefähr dem wunderschönen Anblicke hin. Dann stiegen wir in den Garten hinab, der von beträchtlichem Umfang und von allen Seiten mit Wasserbächen durchschnitten war, die nirgend über einen Fuß breit, in Marmor gefaßt und mit einer Fülle von Blumen aller Art besetzt, in deren Wohlgeruch in jedem Luftzug duftete, besonders der Geruch der Rosenbeete, die verschwenderisch blühten. . . . Nachdem wir eine Stunde an diesem Zauberorte gewelt, führte mich die Fürstin in einen nach dem Garten sich öffnenden Salon, wo ich den Frauen ihres Bruders, des Pascha, 25 an der Zahl, vorgestellt wurde. Außer den Georgierinnen und Cirkassierinnen waren auch etliche aus Kurdistan. . . . Der Eintritt des Pascha unterbrach unser Gespräch. Alle erhoben sich, ihn zu begrüßen. Er mochte 40 Jahre alt sein, hatte eine hohe, gebietende Gestalt, große, dunkle, feurige Augen und einen dichten, schwarzen Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte, wo sein Hanjar oder Dolch hing, mit unebenem Griff, aber funkelnd von Juwelen. Seine Kleidung war reich und seinem Range angemessen. Sein höfliches Benehmen flößte Vertrauen und Achtung ein. . . . Die Fürstin stellte mich ihm als eine Verwandte seines Kerkha oder Statthalters vor, die ich auch bin, und darauf empfing er mich mit ausgezeichnete Artigkeit und fragte viel nach meiner Familie und meinen Angehörigen, besonders nach meinem Vater, der sich damals auf dem Wege nach Bagdad in Bassorah aufhielt. Die Unterredung mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als der Kollah vom Minaret die Gläubigen zum Salat al zohor, zum Mittagsgebet rief. Sofort verabschiedete sich der Pascha, um sich in die nahe Moschee zu begeben. Der Harem betete im Salon. . . . Während ihrer Andachtsübungen beschäftigten sich die Frauen mit etwas, das sie eine Reliquie des großen Propheten nannten, das jedoch weder mehr noch weniger als ein Stück des Sherval oder Weinkleides war, welches Mohammed's Schwester getragen haben soll, in Papier gewickelt und in einer goldenen, reich mit Diamanten ausgelegten Hülse. Inmitten des Gebets küßten sie diese kostbare

Reliquie zu wiederholten Malen und legten sie ebenso oft auf ihre Köpfe. . . . Indessen saß ich ruhig auf dem Diven und saß dem ungewöhnlichen Vorgange mit ungeschmälerter Neugier zu. Als die frommen Gebräuche vorüber, trat ein Sklave ein und kündigte das Mittagessen an. Dem wurde unverzüglich Folge geleistet. Wir verfügten uns sämmtlich in das Speisezimmer, das wegen der großen Hitze — es war im Juni — eins von den Gemächern war, deren eine Seite ganz nach dem Hofe zu offen ist."

Nicht lange nachher auf der Reise von Mossul nach Telet in Gesellschaft ihrer Mutter und ihres Bruders, wurde die Prinzessin von räuberischen Kurden angefallen, entging kaum dem Tode und mußte ihren verwundeten Bruder eine weite Strecke tragen. Später lebte die Familie Asmar mehrere Jahre ungestört in Mossul, bis neue Religionsverfolgungen ausbrachen und der Vater der Prinzessin starb. Da erwachte in ihr das Verlangen nach einer Wallfahrt nach Palästina, und sie schloß sich einer „Konfiter“ Karavane an, die außer den benötigten Kameelen und Pferden an 5000 Personen zählte. In 40 Tagen erreichte sie wohlbehalten Damaskus, mußte aber hier in Folge eines Falles zurückbleiben. Doch fand sich nach ihrer Genesung eine andere Gelegenheit, und gerade vor der heiligen Woche 1826 kam sie in Jerusalem an. Während ihres Verweilens in Palästina gewann Prinzessin Asmar die Freundschaft Amira's, Gemahlin des Emir Beshir, Beherrschers des Libanon, wurde deren Chronikame und scheint in dieser Stellung fünf äußerst glückliche Jahre verlebt zu haben. Allein der Wunsch, die Hauptstadt der katholischen Welt zu sehen, vermochte sie, den Palast des Emir zu verlassen und zu Schiffe nach Italien zu gehen. Nicht lange in Rom (1832), wurde ihr ein hoher Betrag werthvollen Eigenthums gestohlen. Bald nachher brach der Krieg aus, der mit der Belagerung von Acre und Beirut begann und sie jeder Unterstützung von Seiten ihrer Freunde beraubte. In Folge desselben Kriegs fallirte ein Kaufmann in Beirut, dem sie den größten Theil ihres Vermögens übergeben. Dies und andere Unglücksfälle brachten sie plötzlich vom Reichthum zur Armuth, und in dieser Lage wendete sie sich nach Paris, um durch Unterricht in ihrer Muttersprache ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Wie knapp und schmal es ihr dort ging, erzählt sie folgendermaßen:

„Ich hatte mir in dem Hause einer vornehmen Dame, die ihr Vermögen dem Orient verdankte, eine bescheidene Wohnung gemiethet. Eine Reihe von Unglücksfällen hatte mir mein Legates geraubt. Ich litt den bittersten Mangel. Meine einzige Hülfe war ein Schüler, dem ich wöchentlich zwei Stunden im Arabischen gab, wofür er mir drei Francs die Stunde bezahlte. Ich hatte mich bemüht, mir in dieser Weise eine Substanz zu erwerben, denn ich bin einiger orientalischen Sprachen hinreichend mächtig, sie lehren zu können. Doch jener war mein einziger Schüler. Trotz der Geringfügigkeit dieses Erwerbes wollte ich lieber damit auszulangen suchen als meine Bekannten um Unterstützung ansprechen. Je wie mein Geld sich verminderte, verminderte ich meine Nahrung, bis sie endlich kaum genügte, Leib und Seele zusammenzuhalten. Monatlang hatte ich mir täglich nur Eine Mahlzeit erlaubt, und diese in ein wenig, weil zu arm, mir Feuerung zu kaufen, über der Spirituslampe gekochter Grütze und einem Stückchen Brot bestanden. Meine Noth war jetzt zum Höchsten. Ich hatte monatlich den Betrag von 20 Schillingen (8 Thlr. 20 Ngr.) für meine Wohnung zu entrichten und nahm wöchentlich für die zwei Stunden, die ich Dienstags und Freitags gab, kaum 5 Schillinge ein. So ging Woche auf Woche an mir vorüber. Jeden Tag packte die kalte Faust der Armuth mich fester; die Quelle meines Bluts war fast zu Eis, ich zu einem Schatten geworden. Ich war kaum fähig zu reden, konnte nur mit Anstrengung gehen. Da — ich werde den Tag nie vergessen! es war einer der zwei Tage, an welchen ich zu meinem Schüler ging, der in einem fashionablen Stadttheile wohnte. Seit 30 Stunden

hatte ich nichts gegessen, denn ich hatte nicht, mir auch nur ein Stückchen Brot zu kaufen. Mit aller Ungebuld des peinigenden Hungers harrte ich der Stunde des Unterrichts. Es war einer der kältesten Wintertage, und der Schnee lag hoch und der Fluß war zugefroren, als ich mit meiner letzten Kraft mich auf den Weg machte, in vollem Vertrauen, den Preis meiner Mühe zu empfangen, wofür ich mir Nahrung kaufen wollte, mich gegen Verhungern zu schützen. Endlich erreichte ich die Wohnung meines Schülers. Aber was empfand ich bei der Nachricht, daß er eine Einladung zu einem Ball angenommen und deshalb die Lesson aussetzen müsse! Er entschuldigte sich tausend Mal wegen der Mühe, die er mir verursacht, und ich zweifle nicht, er meinte es ehrlich. Aber wie fürchterlich waren seine Worte für mich, deren Leben von der kleinen erwarteten Gabe abhing! Mein Herz stand still. Die Stimme klang mir wie mein Grabgeläut. Ich weiß nicht, was ich antwortete; aber ich verließ ihn und schleifte mich fort durch den tiefen Schnee, während jeder Windstoß mir das Blut erstarren und meine Zähne klappern machte."

Später erhielt Prinzessin Asmar noch einige Schüler, auch Zutritt zum englischen Gesandten und zu Frau Guizot, auf dessen Rath sie nach England ging, „wo, wie er anzunehmen schien, wegen Englands unermeßlichen Besigungen im Orient der Fähigkeit, meine Muttersprache zu lehren, sich ein größeres Geld bieten würde“. Graf Münster, der Stifter des orientalischen Unterstützungsfonds, nahm sie freundlich auf. Aber schon im März 1841 starb er. Seitdem hat die Prinzessin zwar weilt in London gelebt, allein „meine Erwartungen“, schreibt sie, „durch Unterricht in meiner Muttersprache und durch Übertragung orientalischer Bücher und Handschriften mir einen festen Erwerb zu sichern, haben sich nicht erfüllt. Möglich, es wäre anders gekommen, hätte es der Vorsehung gefallen, das Leben des gütigen Mannes zu verlängern, der meinem Schicksale so freundliche Theilnahme bezeugte.“ Möge daher die am Schlusse ausgesprochene Hoffnung „bessere Tage, die mir beschieden“, nicht auch eine Täuschung werden! 16.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur Monumentalgeschichte von Paris.

Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, auf verschiedene interessante Werke aufmerksam zu machen, welche der Beschreibung einzelner merkwürdiger Gebäude und Monumente von Paris oder der gesamten monumentalen Geschichte dieser Stadt gewidmet sind. Vom allgemeinsten Interesse war besonders das Sammelwerk „Les rues de Paris“, das unter Mitwirkung verschiedener beliebter Schriftsteller vom Feuilletonisten Lurine herausgegeben ist. Eigentlich wissenschaftlicher oder künstlerischer Gehalt ist diesem Werke nicht beizumessen. Dessen gehaltreicher und gebiegender waren einige Monographien, an die sich ein sechsen heftweise erscheinendes Specialwerk über das berühmte Hôtel de Ville anreihet. Dieses neue Werk verdient in jeder Beziehung wirkliche Beachtung. Der Titel dieser interessanten Erscheinung lautet: „Hôtel de Ville de Paris, mesuré, dessiné et publié par Victor Calliat, architecte, inspecteur de l'Hôtel de Ville, avec une histoire de ce monument et des recherches sur le gouvernement municipal de Paris par Leroux de Linçy.“ Zwei Lieferungen in Folio mit sechs Tafeln sind uns bis jetzt zu Gesicht gekommen. Der Anknüpfung zufolge werden deren zehn erscheinen. Der Name Leroux de Linçy bürgt allein für den wissenschaftlichen Werth dieses Werks, welches einem in historischer wie in künstlerischer Beziehung so interessanten Gebäude gewidmet ist. Dieser Gelehrte hat sich durch mehrere archäologische wie sprachliche Abhandlungen, z. B. seine umfassende Sammlung französischer Sprichwörter, vorthellhaft bekannt gemacht. Er ist, wenn wir nicht irren, bei der königlichen Bibliothek beschäftigt. 17.

Montag,

Nr. 34.

3. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

So ging die Nachahmung durch die lange Reihe der tragischen Dichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert fort, und es wäre eine unnötige Mühe, sie alle zu nennen und ihre Werke zu analysiren. Das Trauerspiel war und blieb Sache der Gelehrten, und je fester sie in diesem schwachen und kranken Zustande beharrten, desto mehr blieben sie von der nationalen Ausbildung geschieden, die ihren eigenen Weg verfolgte und welcher ihrerseits jene Loslösung der gelehrten Dichter ebenso verderblich war. Der sonst in der Geschichte der Wissenschaft bekannte Speroni folgte auch dem Strudel und vermaß sich, ein Trauerspiel zu schreiben, welches wir hier kurz anführen, weil es einen heftigen kritischen Krieg veranlaßt hat. Die Heldin des Stücks, die ihm auch den Namen gab, Canace, die Tochter des Aolus, dient der Venus zu einem ganz besondern Werkzeuge der Rache dafür, daß der Windgott ehemals ihrem Sohn Aeneas die Flotte zu Grunde gerichtet hat. Venus bringt durch ihre Macht die arme Canace zu einem blutschänderischen Umgange mit ihrem Bruder Makareus, von welchem sie Mutter eines Knäbchens wird. Nun erst erfährt Aolus das ganze Verhältniß; wuthentbrannt wirft er das Kind den Hunden vor, Canace muß zwischen Gift und Dolch wählen, Makareus stürzt sich bei ihrem Tod in sein Schwert, und Aolus, zu dessen Wuth nun noch die Neue über die zu schnelle That kommt, schwört, daß er sich an den Nachkommen des Aeneas fürchterlich rächen wolle. Speroni hat sich etwas von dem breitgetretenen Wege der angestrichenen Nachahmung entfernt, aber nur um ein desto unfinnigeres und monströseres Werk hervorzubringen. So wie die Wahl des Stoffes die Moral empört, so die Ausführung den Geschmack. Den zweiten Prolog hält das den Händen vorgeworfene Kind der Canace, das als Schatten aus der Unterwelt heraufkommt, während es noch im dritten Acte nur als Fötus existirt und erst im Zwischenact zur Welt kommt. Doch eine Werwegenheit hat Speroni gewagt. Er hat den Chor weggelassen. Aber man merkt ihm die Angst vor Aristoteles an, denn an den Stellen, wo nach jenem Kritiker der Chor stehen sollte, hat er wenigstens das Wort angebracht: Chor fehlt, und am Ende müssen

doch alle Hände herbei, um in sehr prosaischen Reden die Verwünschungen des Aolus zu bekräftigen.

Wie verderblich der unumschränkte Einfluß des Aristoteles herrschte, und wie tödtend die zur Natur gewordene Nachahmung der griechischen Tragiker wirkte, läßt sich auch an Tasso's „Torrismondo“ ersehen, und im Stillen, welches dieser Dichter freilich in einer Zeit schrieb, wo sein Geist durch grausame Behandlung gebeugt und seine productive Kraft durch die unsinnigen Verfolgungen seiner Rivalen und Feinde so gebrochen war, daß er sich sogar durch die elendesten Kritiken bewegen ließ, seit „Jerusalem“ ganz umzuarbeiten. Wenn man in den frühern italienischen Trauerspielen mehr den Euripides als Muster durchschaut, so scheint es, daß in der spätern Zeit des Speroni und Tasso besonders des Sophokles „Oedipus“ einen großen Eindruck in Italien gemacht. Dies läßt sich hauptsächlich aus den zwei italienischen Bearbeitungen ersehen, durch die er in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem größern Publicum bekannt wurde. Die eine ist eine freie Bearbeitung von Angiolini, die wenig taugte, aber doch ihr Glück machte; die andere eine getreue Übersetzung von dem Venetianer Orsatto Giustiniano. Diese letztere wurde 1585 von den Mitgliedern der Accademia Olimpica zu Vicenza in dem berühmten von Palladio erbauten Theater mit außerordentlichem Pomp aufgeführt, und (was die damalige Auffassung der Idee einer Tragödie charakterisirt) im fünften Act übernahm, um die Täuschung noch besser zu bezwecken, die Rolle des geblendeten Oedipus ein wirklich blinder Mann, Luigi Grotto von Udine, welcher zu jeder Vorstellung auf Kosten der Akademiker nach Vicenza geführt, dort köstlich bewirthet und wieder nach Hause gebracht wurde. Diese Darstellungen erregten nun einen ungemeinen Enthusiasmus für den „Oedipus“ und erweckten zu mehrern Bearbeitungen und Nachahmungen. In dieselbe Zeit fielen auch die Tragödien von Speroni und Tasso. Aber schon an der Vergleichung der Pläne dieser Tragödien erkennt man das große Übergewicht des Letztern, und dieser war von der echt tragischen Idee des „Oedipus“ tief ergriffen und zog sie in seine romantische Sphäre herüber. Daher in seinem „Torrismondo“ nichts von jener unsinnigen bewußten Blutschande der Geschwister, wie in der „Canace“ durch physi-

schen Zwang der Venus geschieht, mit welcher höhern Anordnung sich die beiden Sünder auch vollkommen beruhigen; sondern hier geschieht die Sünde durch ein unglückliches Geschick, wobei allerdings die Leidenschaften der Menschen ihr Theil haben, wofür diese aber auch vollkommene Sühne geben. Torrismondo, ein junger Gothenkönig, geht nach Norwegen, um mit Alvida, der Tochter des dortigen Königs, die Trauung zu vollziehen, und zwar nicht für sich, sondern im Namen seines Freundes Germondo, welchem jene aus Familienrücksichten verweigert worden war. Er erhält die Alvida zur Gattin und will sie nun, unter dem Vorwande, die Hochzeit zu Hause zu feiern, seinem Freunde zu Schiffe zuführen. Auf der Reise aber entbrennt er selbst in Liebe zu Alvida, die ihrem vermeintlichen Gatten alle Zärtlichkeit erweist, und da sie von einem nächtlichen Sturm auf eine einsame Küste verschlagen werden, vergiftet er sich mit ihr und wird zum Verräther an der Freundschaft. Er kommt in seiner Heimat an, von Neue gefoltert, kehrt wieder in das frühere gemessene Verhältniß mit Alvida zurück und verschiebt von einem Tage zum andern die Feier der Hochzeit mit ihr, die durch dies wankende Betragen in die größte Unruhe versetzt wird. Unter diesen Umständen trifft plötzlich der Bote des Germondo ein, der dessen Ankunft meldet. Torrismondo beschließt in seiner Angst, dem Freunde seine Schwester, die schöne und tugendhafte Rosmunda, zu geben. Allein während der Zubereitungen zum Feste ergibt sich eine Reihe von schauerhaften Entdeckungen, welche die tragische Katastrophe herbeiführen; daß nämlich Rosmunda nicht seine Schwester ist, sondern daß sie in ihrer Kindheit mit Alvida vertauscht worden ist, welche Letztere also der Norwegerkönig, der sie auch irrthümlich für seine Tochter hielt, ihrem eigenen Bruder zur Gattin gab. Torrismondo eilt zu Alvida, entdeckt ihr das schreckliche Geheimniß und überredet sie, sich von ihm zu trennen und Germondo zu vermählen. Aber sie tödtet sich vor Entsetzen über den Verrath an der Natur. Torrismondo, hierdurch aufs äußerste gebracht, bietet in einem Schreiben seinem Freunde Germondo sein Reich an und bittet ihn, die Stütze seiner unglücklichen alten Mutter zu sein. Hierauf ersticht er sich neben dem Leichnam seiner Alvida.

Diese Tragödie wurde lange Zeit von den Italienern unter ihre besten gezählt. Und wenn sich nicht allein ihre Composition durch die stets sich steigende Verwicklung tragischer Scenen, gegeneinander wirkende Interessen und Leidenschaften vor vielen übrigen auszeichnet, so erinnert auch die Ausführung in vielen Scenen, der edelgehaltene Charakter der so schwer büßenden Hauptpersonen, die schöne, männliche Sprache und der herrliche Versbau oft an den Sänger der schönsten italienischen Epopöe. Aber Alles verdirbt die unglückliche Unterwerfung unter die Regeln des Aristoteles. Es ist zu bedauern, daß Lasso seine Tragödie nicht 12 Jahre früher, wo er schon den nachher etwas veränderten Plan des Stückes und den ersten Act ausgearbeitet hatte, vollenden konnte. Er war damals noch in der rüstigen Kraft,

wie in dem Epos so auch im Drama seinen eigenen Weg zu bahnen.

Das 17. Jahrhundert war, sowie überhaupt für die ganze italienische Poesie, so besonders für das Trauerspiel eine Zeit tiefer Ermattung. Der Hauptzug des italienischen Charakters zum Lyrischen war fortwährend der vorherrschende, bildete sich aber nicht mehr in der Poesie, sondern bei dem immer mehr eintretenden Mangel an Denkfraft in der Musik aus, welcher in der nun leidenschaftlich beliebten Oper die Poesie ganz untergeordnet dienen mußte. So weit hatten es die gelehrten Dichter mit ihrer pedantischen Ausschließung von der Nationalität und der Richtung der Zeit gebracht, daß sie ihren Einfluß auf den Volksgeschmack gänzlich verloren, und sich sogar diesem, zu einer Zeit, wo er so ganz verdorben und verflacht war, unterwerfen mußten. Die italienische Sprache war zwar nun befestigt, Dank der vielen Wortfechterei der Gelehrten, aber eben durch diese war auf der andern Seite auch die Grammatik über die Poesie gestellt worden, man dichtete oft nur, um das Wörterbuch der Crusca zu bereichern, und jedenfalls hatte ein Dichter keinen Werth, wenn er nicht von jener Wörterakademie anerkannt war. Harmonie und Correctheit der Sprache ist daher oft das Einzige, was an Trauerspielen jener Zeit hervorgehoben werden kann, was aber gerade damals den Ausschlag gab. Das Publicum war nur noch für Genüsse des Ohrs gestimmt und wollte, wenn es keine Oper vor sich hatte, doch immer einen musikalischen Sylbenfall, in den Dialogen Recitative, und durchaus lyrische Chöre, die denn auch oft das Beste am ganzen Stücke waren. Nachdem in den Trauerspielen des Juristen Gravina die unglückliche Nachahmung der Alten durch eine wahre Verküsterung des Seneca sich erschöpft hatte, brach, wie auch in andern, der herrschende Einfluß der französischen Tragödie über Italien ein, und es läßt sich nach dem oben Gesagten leicht erklären, wie man von jenseit der Alpen gleich von vornherein nichts Besseres zu entlehnen mußte als die Alexandriner. Diese Versart, die der italienischen Sprache ganz jämmerlich steht, führte der Bologneser Martello ein, der zuerst seine Begeisterung für die Meisterwerke des Corneille und Racine kundgab und den Ruhm erlangte, daß die Alexandriner in Italien nach ihm Martellianer genannt wurden. Seine fünf Bände voll Trauerspiele brachten in Italien die französische Manier in vorherrschendes Ansehen, sodaß er sogar eine Schule stiftete.

(Die Fortsetzung folgt.)

M e x i c o.

Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico, besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Nach eigener Anschauung und den besten Quellen bearbeitet von Eduard Mühlensporft. Zwei Bände. Hannover, Kius. 1844. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk gehört in die Classe der seltenen Schriften, welche Ausführlichkeit mit Gründlichkeit auf das innigste zu vereinigen wissen. Es ist eine geübte Arbeit, welche mit liebenswürdiger Anspruchlosigkeit sich nur schüchtern

in das bunte Gedränge der literarischen Welt hineinragt und in der hierdurch veranlaßten Bekommenheit den eigenen Werth fast ganz aus dem Auge verliert. Ein Werk von Bedeutung, das in Geographie, Ethnographie, Statistik und Politik den Männern von Fach nicht weniger eine sehr willkommene Erscheinung sein wird, wie es vollkommen befähigt ist, dem gebildeten großen Publicum ein lebhaftes Interesse abzugewinnen. Umsichtig und genau in allen Angaben und gehaltvoll ausführlich in der Besprechung aller die Erd- und Volkskunde Mexicos betreffenden Gegenstände: das sind die Vorzüge des Buchs. Und zur Erreichung dieser trefflichen Eigenschaften half zunächst eine siebenjährige unmittelbare Anschauung und Durchlebung der mericanischen Staaten und deren Verhältnisse, half aber auch ebenso kräftig ein fleißiges Studium der bedeutendsten Schriften über dieses Land, sowie eine fortwährend unterhaltene Correspondenz mit hochgestellten Freunden des jungen Freistaats.

Des Verf. Fleiß im Herbeischaffen und Verarbeiten des sehr umfangreichen Materials ist nicht weniger zu bewundern als seine dabei an den Tag gelegte vielseitige gründliche Bildung. Mit vorurtheilsfreiem, klarem Auge blickt er auf alle beachtenswerthen Punkte dieses Landes und versteht mit Einsicht und Würde darüber zu sprechen, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu fesseln. Gemüthliche Ruhe und Leutseligkeit wohnen friedlich still im ganzen Buche, und diesen edlen Charakterzug weiß er überall, selbst da noch zu bewahren, wo das harte Schicksal der unglücklichen Ureinwohner Mexicos Mitleid und Rührung erwecken, das Gemüth gar leicht zu heftigen Ausbrüchen entzünden kann. Heutige Begeisterung ist dem Verf. ebenso fremd wie steife Gelehrthuererei. Ubrigens nimmt er doch auch zuweilen Partei, jedoch stets mit der unbefangenen Offenheit und immer nur da, wo sie jeder aufrichtige Menschenfreund ebenfalls nehmen würde. An geeigneten Stellen zeigt er auch Wärme, ja sogar viel Wärme und versteht recht gut wieder zu erwärmen. Doch herrscht der bedächtig prüfende und berechnende Verstand vor, und in dem Handhaben der Sprache läßt sich eine gewisse Ungeübtheit nicht leicht verkennen. Einen höhern stilistischen Schwung gewinnt der Vortrag nie: — es fehlt der Sprache das süßliche Feuer, die entzündende Begeisterung für das Wahre und Schöne in der so wunderbar reich gesegneten Tropenwelt — es fehlt ihr das Poetische, der feine Tact und der Alles bezaubernde Impuls, welcher so bezaubernd schön und mächtig sich durch des großen Humboldt strenge Wissenschaftlichkeit hindurchzieht. Doch wollen wir hier ja nicht außer Acht lassen, daß des großen Reisenden Höhe noch Jahrhunderte lang ganz unerreicht allein stehen wird, und daß sie, gerade dieser alleinstehenden Erhabenheit wegen, weder zum Maßstabe noch zum Vergleichungspunkte dienen kann. Wenn nun Verf. dessenungeachtet des großen Erdkundigen vergleichend hier Erwähnung gethan hat, so geschah das wahrlich nicht zur Verkleinerung der Ansicht über die Leistung unsers Verf., sondern einzig aus dem Grunde, weil derselbe mit jenem gefeierten Manne einerlei Thema behandelt und weil er dabei der Alles überstrahlenden Reiserschaft Humboldt stets eingedenk geblieben, ja so stark davon durchdrungen ist, daß er an die Spitze seines Werks Humboldt's eigene Worte stellt, welche dieser schon vor 40 Jahren (1803) in seiner berühmten Schrift über Mexico — damals noch Neu-Spanien genannt — ganz für die jetzige Zeit passend, prophetisch wahr ausgesprochen hat.

Mexico kennen wir seit langer Zeit nur von der höchst dauerlichen Seite, worin es durch die schrecklichsten Wirren, Parteien und ewigen revolutionnären Umtriebe verest worden ist. Daher freut man sich, wenn sich hier endlich einmal wieder eine Stimme hören läßt, welche den so lange vermißten innern glücklichen Zuständen und Eigenschaften dieses von Natur reich gesegneten Landes das friedliche Wort redet. Durch Hrn. Mühlensfordt bekommen wir eine vielseitige genaue Beschreibung von der ausgezeichneten Fruchtbarkeit der Bodenerzeugnisse, von dem unererschöpflichen Reichtum an werthvollen

Mineralien. Durch ihn lernen wir die freisinnigen Institutionen sowie die Hauptmomente der neuesten Geschichte dieser jungen Republik aufs genaueste kennen und schätzen. Das Volk schildert er im Ganzen genommen als ein kräftiges, unverdorbenes, welches mit der jetzigen Verfassung zufrieden sei. Den Indianern widmet er vorzugsweise seine Aufmerksamkeit und urtheilt darüber ebenso menschenfreundlich als verständig. Hinter der unheimlichen Verschlossenheit, hinter der so unangenehm stark in die Augen fallenden kalten Abgemessenheit dieser gemauerten Befestungen und civilisirten Ureinwohner weiß der Verf. sehr richtig die allmählig wieder heimkehrende innerliche Zufriedenheit der unglücklichen Menschen mit ihrem sich bessernden Geschick wahrzunehmen und die erfreulichsten Spuren davon deutlich nachzuweisen. Auch läßt er es nicht an beherzigenswerthen Winken fehlen über die Wichtigkeit der Vorsticht in der Behandlungsweise dieser eingebürgerten indischen Stämme; er macht darauf aufmerksam, daß die wahrhafte Aussöhnung von dieser Seite mit der neuen Regierung noch nicht zu einem vollkommen beruhigenden Schlusse gebracht worden sei, daß diese rein farbigen Einwohner beizeiten die größere Volksmenge des Landes ausmachen und geistig und körperlich wohl befähigt sein könnten, sich wieder zu alleinigen Herren ihres Landes zu machen. Ubrigens hat der Verf. auch darin recht, wenn er mit besonderer Vorliebe auf Mexicos jetzige Regierung blickt, wenn er sich nicht entschließen kann, dieses Land in irgend einer Hinsicht einem andern der neuen Welt nachzustellen, wenn er in ihm sogar Anlagen zu einem der glücklichsten Staaten auf der ganzen Erde gewahrt, und daß zur Realisirung dieser schönen Aussicht hauptsächlich nur der Segen eines dauernden innern Friedens nöthig sei.

Der eigentliche Inhalt des Werks ist in sieben Abschnitte getheilt, wovon der erste sich auf Namen, Lage, Grenzen, Größe, Eintheilung des Staats bezieht. Der zweite bespricht Gebirge, Flüsse, Küsten, Klima, Boden, überhaupt die geologische und physische Beschaffenheit des Landes. Der dritte und vierte ist dem Pflanzen- und Thierreiche gewidmet, der fünfte dem Volke. Der sechste gehört dem Staat und der Kirche. Der siebente bespricht die Verhältnisse des Handels, der Gewerbe und des Bergbaus. Nach einem frühern Plane des Verf. sollte diesem Bande auch noch ein besonderes Capitel über die eigenthümliche Technik des mericanischen Grubenbetriebs und über die Wirksamkeit der fremden (namentlich englischen) Bergbaugesellschaften zu Mexico beigelegt werden; indeß ist dies wieder ausgegeben, weil der Verf. eine selbständige Schrift darüber herauszugeben gedankt. Auch bemerkt er am Schlusse der Vorrede, daß es ihm vielleicht später gestattet sein möchte, noch eine von 18—20 Kupfern begleitete Arbeit über mehr der wichtigsten südmericanischen Alterthümer zu veröffentlichen, namentlich über die prachtvollen Überreste der alten Priesterpaläste zu Mita im Staate Oajaca, welche von ihm mit möglichster Sorgfalt schon aufgemessen und gezeichnet worden waren. In dieser letztgenannten Schrift würden auch noch mehrere nicht unwichtige Notizen für Geschichte und Sagen südmericanischer Volksstämme mitgetheilt werden. Man sieht, der Verf. sucht alle Verhältnisse Mexicos so erschöpfend gründlich wie nur möglich zu schildern, und es ist ebenso wahrscheinlich als wichtig und erfreulich für Erd- und Völkerkunde, daß er in der Beschreibung Mexicos eine literarische Aufgabe für sein ganzes Leben erhalten habe. Von einer so gewissenhaften, ehrlich deutschen Feder, wie sie dem Verf. eigen ist, läßt sich nichts Anderes als Werthvolles erwarten, daher dürfen sich jene beiden in Aussicht gestellten Ergänzungsschriften schon im voraus der guten Aufnahme versichert halten.

Nach dem kurzen Einleitungsworte, welches Humboldt zu Ehren dem berühmten Werke desselben: „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne“, entnommen ist, werden zunächst die verschiedenen Namen „Neu-Spanien“, „Anahuac“, „Mexico“, welche sich auf die Länder der jetzigen Republik bald mehr bald weniger beziehen, historisch und sprach-

lich in Betracht gezogen. Darauf folgt die genaue Angabe der Längen- und Breitengrade, zwischen denen der neue Staat gelegen ist. Dann werden die Inseln, Grenzen und Flächenräume des Landes wenigstens so weit besprochen, als die theilweise sehr unsicheren Daten es gestatten wollten. Interessant ist hier das Wort des Verf. über die eigentliche Veranlassung der Trennung von Texas vom Mutterlande, wie empfindlich dieser Bruch vermerkt worden, wie sogar die eifrigsten Versuche angestrebt worden, diese ungetreue Tochter sich künstlich wieder zu versichern. Auch Yucatan wird in ähnlicher Weise besprochen. Was die Topographie des Landes betrifft, so stimmt der Verf. der allgemein bekannten Klage bei, daß wir darüber noch wenig Zuverlässiges wissen. In den sämtlichen bekannten Karten sind viele der Hauptflüsse und Städte ganz unrichtig angegeben. Den Schluß dieses ersten Abschnitts bildet eine Besprechung der Einteilung des Landes nach ältern und neuern Grundsätzen und nach der Handelslage besonders.

Eine sehr detaillierte Beschreibung der Formationen der Oberfläche des Landes bildet den Anfang des zweiten Abschnitts, woran sich zugleich auch eine Untersuchung über den innern Gehalt der Gebirge schließt. Obgleich hierbei die Arbeiten von Humboldt, Sonnenschmidt, Gerold, Berghes u. m. A. sehr beachtend erwähnt und benutzt worden sind, so kann der Verf. doch nicht umhin zu gestehen, daß unser Wissen in der geognostischen Structur der mexicanischen Cordilleren immer noch höchst unvollkommenen Art ist. Von den wichtigsten Berggipfeln werden Höhe und Lage so genau als möglich bestimmt, und den Beschluß dieser geognostischen Betrachtung macht eine Specialbeschreibung des Vulkans von Jorullo. Ref. hat namentlich diese letztere mit vielem Interesse gelesen und hält einiges davon der Mittheilung wol werth. Die Lage dieses Berges wird sehr genau mit $18^{\circ} 53' 30''$ n. B. und $103^{\circ} 51' 48''$ w. L. bestimmt. Er entstieg in einer einzigen Nacht (vom 28. auf den 29. Sept. 1759) wie durch Bauberschlag der Erde. Der Jesuit Franz Rafael de Landivar hat in seiner „*Rusticatio mexicana*“ (Bologna 1784) die wunderbare Entstehungsart dieses schrecklichen Feuerspeiers besungen. Das in lateinischen Perametern abgefaßte Gedicht ist aber ebenso wenig wie das betreffende furchtbare Ereigniß selbst zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Durch A. v. Humboldt sind uns die ersten Nachrichten darüber mitgetheilt. Das Thal, in welchem nahe bei der Meierei Playa de Jorullo der Hauptpunkt des Vulkans sich erhebt, ist gegen Süden von einer aus Osten nach Westen streichenden Bergkette begrenzt, welche aus tafelförmig abgesetzten Basalten und aus mächtigen Lagern vulkanischer Asche besteht, wodurch zugleich darauf hingedeutet wird, daß hier schon früher unterirdische Feuer gewüthet haben. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durchströmten das breite Thal zwei Bäche, der Quitimba und der San-Pedro, von Osten nach Westen. Schon am 29. Juni 1759 wurden die Bewohner der Hacienda San-Pedro de Jorullo, deren reiche Zuckerrohr- und Indigofelder jene Flüßchen künstlich bewässerten, von Erdstößen erschreckt, welche mit einem unterirdischen, aber doch entsetzlich lauten Getöse begleitet waren. Diese Gefahr drohenden Durchhebungen der Erde wiederholten sich 65 Tage lang. „Auch in dem Bergwerksorte Yuguaran“, sagt der Verf. „erregten diese Erdstöße den größten Schrecken. Zu Anfang des Monats September schien die Ruhe wiederhergestellt und erhielt sich, bis in der Nacht vom 28. auf den 29., Morgens gegen 3 Uhr, das fürchterliche Krachen aufs neue und heftiger als je gehört ward. Jetzt stürzten die entsehten Bewohner der Gegend auf die Höhe von Aguafarco und waren hier Augenzeugen des fürchterlichen Naturereignisses, welches ihre blühenden Felder, ihre friedlichen Wohnungen völlig zu Grunde richtete. Flammen stiegen auf einer Fläche von mehr als einer halben Quadratlegua Ausdehnung allenthalben empor, glühende Eisenstücke wurden zu ungeheurer Höhe emporgeschleudert, und durch eine dicke Aschenwolke, vom vulkanischen Feuer schauerlich erleuchtet, glaubte man die erweichte Erdrinde wie ein bewegtes Meer

answellen und wogen zu sehen. Ein Landstrich von fast zwei Quadratleguas erhob sich in Form einer Blase, an den Rändern um 30—35, in der Mitte fast regelmäßig anschwellend um 525 Fuß über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Jetzt stürzten sich die Flüsse Quitimba und San-Pedro in flammende Schlünde hinab, und die Bergeung ihres Wassers vermehrte die Flammen so, daß sie in der Stadt Paquaro gesehen wurden, 19 Leguas in gerader Linie gegen Norden und 4—600 Fuß höher als die Playas de Jorullo, auf einer ausgedehnten Gebirgskette gelegen. Im Dorfe Guacana, fünf Leguas westnordwestlich vom Schauplatz des Ausbruchs, fiel noch am 19. Oct. eine solche Menge Asche, daß sie alle Felder bedeckte, alle Feldfrüchte zerstörte, die Bäume umwarf, und Häuser und Kirche unter ihrer Last zusammenzusinken drohten. Undurchdringliches Dunkel herrschte, nur durch das kusseligen vulkanischen Feuers und stöbende Funken zeitweise erhellt. Der bei Jorullo entspringende Bach Guacana, sonst ziemlich seicht, schwoll so an, daß er nicht mehr zu durchwaten war und das Dorf zu überschwemmen drohte. Er begann täglich gegen 8 Uhr Abends zu schwellen, stieg fortwährend an bis gegen 10 Uhr des folgenden Morgens und nahm dann wieder ab. Sein Wasser war schmutzig, stinkend, den davon trinkenden Thieren tödtlich. Am 29. Sept. zählte man 47 rasch aufeinander folgende Erdstöße von solcher Heftigkeit, daß es schien, als käme irgend ein ungeheurer reisender Strom unter der erschütterten Erde. Bis in die Mitte des Octobers dauerten die Stöße fort, obschon schwächer und in immer längern Intervallen. Sie wurden selbst noch im Dorfe San-Pedro de Churumuco, am Ufer des Zacatulaflusses, 18 Leguas südlich von Jorullo, deutlich gefühlt. Die Asche bedeckte damals selbst die Dächer der Häuser zu Queretaro, mehr als 50 Leguas in gerader Linie vom Schauplatz des Ausbruchs entfernt. Im Osten des gehobenen Landstrichs sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 1300—1600 Fuß über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentlich sogenannte große Vulkan von Jorullo. Um diese größern Feuerberge her erhoben sich Tausende von kleinen Kegeln, 6—9 Fuß hoch, jeder ein Vulkan, Flammen und Schwefeldampf ausstößend. Die Indianer, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulkans, verließen anfangs alle Dörfer im Umkreise von 7—8 Leguas von den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran und kehrten zu ihren verlassen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben, sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstrich, dem man den Namen Malpais gegeben, während mehrerer Jahre nach der Eruption wegen der daselbst herrschenden großen Hitze völlig unbewohnbar. Die heftigen Ausbrüche des großen Mittelvulkans währten bis in den Monat Februar 1761. Dann wurden sie nach und nach seltener, hörten endlich ganz auf und der Malpais kühlte sich ab.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Geschichte der Akademie zu Marseille.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß der literarischen Verhältnisse in der Provinz erhalten wir in einem Specialwerke, welches der Geschichte einer jener gelehrten Akademien, an denen Frankreich einen großen Reichthum besitzt, gewidmet ist. Es ist dies die „*Histoire de l'Académie de Marseille depuis l'année 1826 jusqu'à l'année 1836*“, von S. B. Loutard, von der vor kurzem die dritte Abtheilung erschienen ist. Wenn auch dem Werke mit Recht wol der Vorwurf allzu großer Breite gemacht werden kann, so gewährt es doch für Den, welcher die geistige Thätigkeit des Provinziallebens in allen ihren Richtungen gründlich kennen lernen will, manche interessante Seite.

17.

Dienstag,

Nr. 35.

4. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Diesem Einbrüche strebte der Veroneser Marchese Scipione Rassei sich mit allem Eifer zu widersetzen, der aber zum Unglück für die dramatische Kunst auch wieder mehr Gelehrter als Dichter war. Er setzte zuerst der Flut von französischen Nachahmungen eine Sammlung älterer, fast vergessener italienischer Tragödien entgegen, die freilich auch nichts als Nachahmungen anderer Art waren. Dann suchte er den Corneille durch eine scharfe Kritik seines „Rodogune“ von seinem dramatischen Throne zu stoßen, und trat zuletzt mit seiner „Merope“ auf, durch die er ein ungemeines Aufsehen machte und auf kurze Zeit seinen Zweck erreichte. Die Fabel zu diesem Stücke nahm er aus dem Hygin. Merope ist die Witwe des messenischen Königs Cratiphontes, welcher durch eine Verschwörung der Großen mit zwei Söhnen ermordet worden ist. Den dritten Sohn, Agisthus, hatte Merope verborgen und dann heimlich zu ihrem Vater geschickt, wo er erzogen wurde. Polyphontes, das Haupt der Verschwörung, hatte die Regierung an sich gerissen und zur Sicherung seines Thrones der Witwe des vorigen Königs, wiewol vergeblich, seine Hand angetragen, unterdessen aber den geretteten Agisthus überall aufsuchen und durch Belohnungen zur Ermordung desselben aufmuntern lassen. Als der Jüngling erwachsen war, verließ er mit Racheentwürfen seinen Zufluchtsort, kam nach Messenien und verlangte als angeblicher Mörder des Agisthus von Polyphontes den auf Jenes Kopf gesetzten Preis. Schon vorher hatte aber Merope, die ihren Sohn für ihre Pläne benutzen wollte, einen Boten abgeschickt, um ihn zurückzurufen. Dieser kommt indeß mit der Nachricht zurück, daß Jener verschwunden. Die verzweifelte Mutter läßt den angeblichen Mörder ergreifen, an eine Säule binden, und will ihn in ihrer schmerzlichen Wuth selbst umbringen, wird aber durch die Dazwischenkunft des Königs daran verhindert. Doch am Abend erfährt sie, daß der Unbekannte in dem Vorssaal eingeschlafen ist, eilt mit einer Art hin und will ihm eben den Kopf spalten, als der Bote ihr in die Arme fällt und, während Agisthus entflieht, der Mutter das Geheimniß ihres Sohnes entdeckt. Um so mehr beharrt Merope auf dem Entschlus, dem König ihre Hand

zu verweigern. Doch am folgenden Morgen wird sie gezwungen, mit Jenem zum Altar zu treten, aber im entscheidenden Augenblick von ihrem Sohne befreit, der den König umbringt und nun selbst den Thron besteigt.

Da Rassei den Zweck hatte, wieder zur antiken Tragödie zurückzuführen, so entfernt er jeden romantischen Zug aus seinem Stück, und die einzige Liebe, von welcher es, und zwar ungemein, belebt wird, ist die väterliche Liebe der Mutter zu ihrem Sohn, welche allen Arten der Leidenschaft den höchsten Grad der Spannung verleiht. Die Rolle der Merope hat er auch mit großer Vorliebe durchgearbeitet und darin oft den echt tragischen Ton getroffen. In den andern Scenen merkt man aber wieder den gelehrten Kritiker durch; sie sind ziemlich frostig, die Charaktere nicht lebendig, und auch die alte italienische Sucht zu umständlichen Beschreibungen kann der Dichter nicht unterdrücken. Mit dieser fand er aber bei dem italienischen Publicum keinen Anstoß, die besser durchgeführten leidenschaftlichen Scenen brachten einen ungewöhnlichen Enthusiasmus hervor, und Rassei's „Merope“ herrschte eine Zeit lang unumschränkt in Italien und selbst auch im übrigen gesitteten Europa. Kein Werk wurde in so kurzer Zeit (in 18 Jahren über 30 Auflagen) so vielmal in Italien, Deutschland, Frankreich und England aufgelegt und übersetzt als diese „Merope“. Die große Wirkung, die sie hervorgebracht, zeigte sich besonders in der unzähligen Menge von Nachahmungen, die aber wenig werth waren, und unter welchen sich höchstens die vier Tragödien aus der römischen Geschichte von dem Venetianer Antonio Conti durch energische Sprache auszeichnen. Nachdem die Zurückführung zu den Alten eine Zeit lang gelungen und selbst der Chor wieder auf der Bühne erschienen war, trat besonders durch Bettinelli, der die Trauerspiele Voltaire's nachahmte, der französische Einfluß siegend auf. Ein eigentlich italienisches, von fremdem Einfluß freies, aus dem lebendigen Quell der Nationalkraft entsprungenes Trauerspiel war aber noch nicht erschienen und in jener Zeit auch nicht möglich. Die Nation war seit Jahrhunderten erschlaft, und obgleich sie noch immer geistig viel producirt, so merkte man doch an dem Schwulst, an der übertriebenen, kleinlichen Beschreibungsucht und besonders an dem Mangel an Handlung

gen, daß die Producte nicht aus thatkräftigem Geiste hervorgingen, und hauptsächlich wußten sich die tragischen Dichter nur durch emsiges kritisches Studium der alten und neuen Muster einigermaßen auf die Höhe der tragischen Kunst hinauf zu arbeiten.

Einen in gewisser Art ganz neuen Schwung gab der italienischen Tragödie zuletzt noch Alfieri, ein durch seine Gesinnung und seinen Charakter höchst achtungswerther Mann, der sich aber in seiner Bestimmung als Dichter augenscheinlich vergriff. Ein edler Unwille über die politische Vernichtung und die moralische Schwäche und Gefunkenheit seiner Nation und über den Mißbrauch der Souverainetät und die Greuel des Despotismus in seinem Zeitalter, von welchen er auf seinen Reisen vielfach berührt worden war, gab ihm bei seiner Rückkehr erst die Begeisterung für die tragische Muse, die ihm nur als Mittel zu seinem großen Zwecke dienen sollte, seine Nation für seine eigene Liebe zu Recht und Freiheit, für politische und sittliche Größe zu begeistern und einen allgemeinen Aufschwung zu männlicher Kräftentwicklung zu bewirken. Wir sind der Überzeugung, daß er sich in der Wahl des Mittels vergriffen hat, und daß er als Satiriker in dem Tone Juvenal's sich seinem Charakter angemessener ausgebildet und ungleich mehr Erfolg gehabt hätte; denn seine Stücke nähern sich im Ganzen mehr der Juvenal'schen Satire als der Tragödie; es wird uns darin nicht sowohl eine tyrannische oder sonst böse Handlung in ihrem ganzen Verlauf plastisch entwickelt, als vielmehr durch Reflexionen und andere Mittel der Abscheu vor denselben erregt und sogar erklärt. Je schwächern Charakter im Allgemeinen die italienische Poesie zu seiner Zeit und vor ihm zeigte, je mehr mit dieser Schwäche die Ausbildung der Sprache gleichen Schritt ging und sich bis zum Süßlichen verweilichte, desto mehr fühlte er sich gedrungen, zur Heilung dieses Fehlers die Sprache seiner Helden aller Grazie und Weichheit, die Rede aller Bilder und Phantasie zu entäußern. Selbst die Rede der Frauen, selbst die Äußerungen der innigsten Liebe klingen rau und hart; den erhabensten Grundsätzen, den edelsten Gedanken fehlt aller Reiz des poetischen Gewands, und seine Personen erscheinen auch finster und räthselhaft, weil sie gleichsam nur in abgebrochenen Sätzen redend das innigste Gefühl ihres Herzens zu verschlucken scheinen, um ja nicht in Weichlichkeit zu verfallen. Es ist nicht zu leugnen, daß Alfieri in dieser Hinsicht einen guten Einfluß auf das Theater gehabt hat, der sich erst bei spätern Werken durch die Ausgleichung beider Extreme zeigte; noch weniger ist zu leugnen, daß er mit dem besten Willen und der edelsten Absicht der Regeneration seines Volks durch Entwicklung großartiger Charaktere und antil strenger Grundsätze die Hand ans Werk legte. Aber seine Trauerspiele lassen seinen Fehlgriß eben der guten Absicht wegen um so mehr bedauern. Sie sind dürr und kahl und mögen den Eindruck machen wie die ungeheuern Trümmer an der Grenze der ägyptischen Wüste, deren ihnen fehlt die Seele, wie diesen der belebende Cultus.

Das Streben, seine Sprache so kurz und energisch als möglich zu machen, verhinderte ihn vielleicht auch an der bessern Entfaltung der Charaktere, die man gänzlich vermißt. Die Intrigue fehlt entweder gänzlich oder ist so schwach, daß sie kaum als solche erkannt werden kann, und daher geben viele seiner Trauerspiele vielmehr Gemälde als Handlungen. Es mag hier, da zur Analyse aller Tragödien Alfieri's nicht Raum genug ist, nur eine als Beleg zu unserer Behauptung dienen, und zwar sein „Philipp, König von Spanien“, welches Stück von den italienischen Literatoren über den freilich auch nicht vorwurfsfreien Schiller'schen „Don Carlos“ gesetzt wird. Im ersten Act klagt zuerst Isabella, Gemahlin des Königs Philipp, in einem Monolog über ihre unglückliche Lage, da sie ihren Stiefsohn Don Carlos liebt und diese Liebe sowie ihren Kummer vor spähenden Augen verbergen muß. Don Carlos kommt dazu, und sein einfaches Erscheinen ohne Intrigue, ohne Rüge und Maßregel widerlegt eigentlich die vorhergehende Klage über des Königs Eifersucht und Späher. Doch klagt er mit Isabella über das nämliche Thema, dann darüber, daß sein Vater ihn haßt, und er diesen haßt. Sie kommen wieder auf ihre Liebe zurück. Isabella räth ihm, sich zu entfernen, doch das ist ihm unmöglich. So beschließt sie ihm denn, das Geheimniß ihrer Liebe fest zu bewahren, aber sie nie wiederzusehen. Perez findet seinen Freund Carlos in großer Aufregung und befragt ihn um die Ursache seines Kummer, um seine Feinde. Carlos nennt den König und den Hof, der ihn verleumde und den Haß des Königs vermehre. Perez er bietet sich, bei dem König offen Carlos' Sache zu verfechten, erfährt aber nun, daß Carlos noch einen ganz andern wesentlichen Kummer habe; er bringt vergebens in ihn, sein Herz zu eröffnen, und trennt sich von ihm, ohne etwas zu erfahren. Es wird also in diesem ganzen Act nichts eingeleitet, keine Entwicklung vorbereitet. Im Gegentheil, die einzige Handlung, die durch den Zusammenstoß der Leidenschaft des Königs und seines Sohnes in Aussicht gestellt ist, wird vernichtet, indem Isabella im Gedanken an die Unmöglichkeit einer Änderung des Zustandes sich aller Handlung begibt und auch Carlos einen solchen leidenden Zustand ansetzt. Dieser Act ist also in dem Trauerspiel eigentlich gar nicht, sondern nur dann nothwendig, wenn uns ein Gemälde von den Leiden jener beiden Personen vorgestellt werden soll.

(Der Rest folgt.)

Mexico.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Von der Betrachtung der Gebirge geht der Verf. zu der des Meeres und dessen Küstenstriche, der Flüsse, Dünensen und Quellen über. Es werden hier die für Hafenanlage höchst nachtheiligen starken Sandablagerungen an den Küsten des mexicanischen Meeresbusens besprochen und bei der Gelegenheit bemerkt, daß diese Barras (Sandbänke) keinem Schiffe, welches tiefer als 9—10 Fuß geht, die Annäherung zum Lande gestatten, daß sie der Schifffahrt große Hindernisse in den Weg legen, aber auch zugleich das plötzliche Einbringen einer frem-

den erobrerungsfüchtigen Seemacht verhindern können. Ein zweites Hinderniß des freien Verkehrs bilden die bösen Nothen, die Nord- und Nordwestwinde, welche zur Zeit der Nachtgleichen an den Küsten des Golfs stürmen. Am schwächsten sind diese Stürme im September und October, am stärksten dagegen im März. Die hieran geknüpften Beschreibung des allmählichen Entstehens und der schrecklichen Folgen dieser so oft in Orkane ausartenden Winde ist trefflich. Aber auch das Gute dieser Stürme wird nicht verschwiegen. Sie thun den verheerenden mexicanischen Fiebern entschieden Einhalt. Die Flüsse, besonders die schiffbaren, werden ganz speciell besprochen, im Ganzen wird aber hier wenig Neues mitgetheilt.

Den Schluß dieses Abschnitts bilden sehr interessante Untersuchungen über Klima, Jahreszeiten, Erdbeben und Orkane. Die bekannte Einteilung der Landestheile in drei Classen nach dem Unterschiede der Temperatur wird hierbei einer recht verständigen Prüfung unterworfen. Die Ursachen zu den ebenso häufigen als lebensgefährlichen Krankheiten Mexicos sucht der Verf. nach der gewöhnlichen Weise zu erklären, sodas er dieselben in Verbindung bringt mit dem ewigen Verwesungsprocesse in den feuchten, brennend heißen Niederungen. Am allermeisten erliegen die unglücklichen Einwohner diesen pestartigen Uebeln. Das gelbe Fieber und das Schwarzbrechen sind die ärgsten Feinde aller Weißen, sie wüthen besonders da mit fürchterlicher tödtlicher Gewalt, wo sich eine neu eingewanderte Bevölkerung in Masse sammelt.

Die beiden nun folgenden Abschnitte sind durchaus nicht weniger als die vorhergehenden reich an belehrenden Darstellungen, an neuen interessanten Wahrnehmungen und Ansichten. Daher kostet es Ref. keine kleine Überwindung, sich hier der Mittheilung gänzlich zu enthalten. Indeß ist doch auch wieder wahr, daß mit dem bis jetzt Ergebenen sich schon ziemlich genau ein Urtheil über des Werkes Werth bilden lasse, und daß der hier noch gestattete Raum nicht besser genützt werden könne, als zum Durchgehen des fünften Abschnitts, des wichtigsten vom ganzen ersten Bande, mit der Überschrift: „Bevölkerung, ihre Anzahl, ihre Classe, ihr Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung, Krankheiten.“ Dabei kommt dem Verf. der langjährige Aufenthalt im Lande selbst sowie der ihm ganz besonders eigene Scharfblick in der Beurtheilung des Volks sehr gut zu statten. Der Verf. hat die Bewohner Mexicos wahrhaft lieb gewonnen, er nimmt ebenso aufrichtig Theil an ihren Freuden wie an ihren Leiden, hat ein unparteiisches Auge für ihre guten Seiten und übersieht auch ihre Schwächen nicht. Mit ganz besonderer Vorliebe ist daher dieser ethnographische Theil des Werks abgefaßt, ihm wird ein Raum von 163 Druckseiten gestattet, und er macht also ein Drittel der Größe vom ganzen ersten Bande aus.

Nach sorgfältiger Erwägung und Berücksichtigung der ältern Zählungen und Annahmen wird die Bevölkerung Mexicos 9,341,250 gefunden. Eine officielle Angabe des Nationalinstituts der Geographie selbst vom J. 1839 setzt aber die Einwohnerzahl auf 7,044,140, wobei indeß die Bevölkerung von Texas nicht mitgezählt ist. Aus dieser Betrachtung wird als unmittelbare Folge abgeleitet, daß Mexicos Bevölkerungszunahme verhältnismäßig sehr langsam von statten geht. Die Ursachen hiervon glaubt der Verf. in den schlimmen Nachwirkungen der starren, unduldsamen Handhabung der Politik zu erkennen, womit bekanntlich Spanien alle seine Colonien zu drücken gewohnt gewesen ist; ferner in den ebenso häufigen als blutigen Bürgerkriegen, in den Proscriptionen, in dem Priestercölibat, in der argen Vernachlässigung der Kinder, besonders bei der untern Volksschicht, in der wunderlichen kirchlichen Meinung, daß dem getauften Neugeborenen kein größeres Glück zu Theil werden könne, als noch im Zustande der reinsten Unschuld in eine höhere Welt versetzt zu werden. Dieser zuletzt erwähnte Aberglaube ist besonders tief bei den Indianern eingewurzelt und wird hier Veranlassung zu schrecklich häufigem Kindesmorde.

Bei der Einteilung der Einwohner bindet sich der Verf. an die gewöhnlichen sechs Abtheilungen, welche aus der Vermischung der drei Grundelemente, Amerikaner, Europäer und Afrikaner, in der ersten Folge abstammen. Er macht darauf aufmerksam, wie vor der Revolution die verschiedenen Grade der Mischung dieser Rassen eine nicht bloß bürgerliche, sondern auch politische Wichtigkeit angenommen hätten, daß aber dieser kleinliche Grund zur Rangordnung jetzt ebenso wenig mehr gelte, wie der Geburtsadel Europas noch Macht habe, sich geltend zu machen; indeß tauche das gar zu tief eingewurzelte Vorurtheil von dem Vorsein der ungemischten weißen Farbe doch immer noch einmal wieder auf. Von den Regern behauptet der Verf., daß sie ungemischt nur sehr selten anzutreffen seien, daß sie sich jetzt, wo die Sklaverei aufgehört, gar bald aus dem Freistaate verlieren werden. Dagegen ist die Zahl der Indianer, die sich rein erhalten, noch außerordentlich groß. Der Verf. zählt 15 verschiedene reine kupferfarbene Stämme und weiß sie genau zu charakterisiren. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen:

„Die mexicanischen Indianer haben, wie mit wenigen Ausnahmen alle Urvölker der neuen Welt, eine kupferrothe, mehr oder minder ins Schwärzlich-Braune spielende Hautfarbe, glattes, schwarzes, grobes, sehr glänzendes Haar, hervortretende Backenknochen, langgespaltene, mit dem äußern Winkel unmerklich gegen die Schläfe emporgezogene, meist schwarze und sehr scharfsichtige Augen, breite, flache Lippen und größtentheils etwas stumpfe, aber ausgebildete und keineswegs übergeformte Nasen. Der Kopf ist eckig, die Ohren groß, die Stirn niedrig und weit in das Gesicht hinab behaart, die Augenbrauen hervorragend mit gut ausgedrückten Bogen, das Gesicht etwas breit, ohne platt zu sein, die Büge, im Profil gesehen, tief ausgefurcht. Die Gesichtslinie ist stark nach hinten geneigt, Stirn und Nasenbein stark zurückgedrückt, stärker als bei den Mongolen, wenn auch weniger als bei den Negern. Das Hinterhauptbein ist weniger gewölbt; die mit dem kleinen Gehirn correspondirenden Hervorragungen sind weniger merklich, die Backenknochen gerundeter, die Augenhöhlen tiefer und die Arme der Unterarmknochen weniger weit auseinanderstehend als bei den Erstern. Die Hirnschale ist gewöhnlich leicht. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen dunkler, der Bart, besonders bei einigen Stämmen im mittlern Theile des Landes, stärker als bei den Bewohnern heißer Landstriche des amerikanischen Südens; doch steht er ungleich, in Büscheln, sproßt nur am Kinn und auf der Oberlippe, selten oder nie an den Backen hervor, und pflügt sich gewöhnlich erst im spätern Alter stärker zu zeigen. Wie denn z. B. bei den Indianern in Sonora das Dasein eines merkwürdigen Bartes für das Zeichen eines Alters von mindestens 50—60 Jahren gilt. Die größere oder geringere Hitze des Klimas sowie die mehr oder mindere Bekleidung hat auf die Hautfarbe des Amerikaners nicht den Einfluß, welche sie auf die des Menschen kaukasischen Stammes zu äußern pflegt. Die Bewohner des höhern Norden, der kältesten Gebirgsgegenden sind ebenso braun als die, welche in den heißen Regionen des Südens die brennendsten Striche der Seeküsten bevölkern, und ich habe häufig gefunden, daß die gewöhnlich bekleideten Theile des Körpers eine dunklere Färbung zeigten als die unbedeckten, der Luft und den Sonnenstrahlen beständig ausgesetzten. Nur das Innere der Hände und die Fußsohlen sind stets bedeutend heller gefärbt als der übrige Körper. Die Sammetweiche der Haut haben die kupferfarbenen mit den Negern gemein, sowie die Schönheit der glänzendweißen, starken, scharfen und dichtgereihten Zähne. Der Körperbau ist bei den meisten Stämmen groß, dabei gedrungen, stämmig, muskulös und in guten Verhältnissen. Niedrigkeit irgend einer Art ist äußerst selten, und ich habe unter den reinen Indianern nie einen Krüppel angetroffen. Die Jägervölker der Apaches und Cumanches, die Indianer in Sonora und dem höhern Norden zeichnen sich durch hohen, schlanken Wuchs besonders aus. Ein Stamm der Erstern, die Lipanis, haben blondes Haar und sind schöne Leute. Andere

Stämme, zumal im Süden, sind unter der mittlern Größe, wie z. B. die Chatinos mit häßlichen Gesichtern, einige Zweige der Risteros und die Mazateros mit ungewöhnlich großen Köpfen. Die Brust ist hochgewölbt und breit, Schenkel und Wade voll und wohlgerundet. Die Knie stehen auf der innern Seite ein wenig auseinander, die Füße werden beim Gehen etwas einwärts gesetzt. Diese und die Hände sind bei einigen Stämmen groß, bei andern klein, und dann, besonders bei den Frauen, von sehr zierlicher Form. Das Fleisch, zumal jüngerer Leute, ist bei den Kupferfarbenen härter als bei den Weißen. Die Brüste jüngerer Frauenzimmer sind gewöhnlich äußerst fest und straff absteigend, aber spitzer, weniger voll und nicht so schön gerundet als bei den Europäerinnen; auch sieht man bei ihnen nicht selten schlanke Taillen, obgleich sie von keiner Schnürbrust wissen."

Von der weitern Beschreibung wollen wir uns nur noch merken, daß die Indianer vortreffliche Lastträger sind, eine Eigenschaft, welche ihnen der so lange dauernde Fremdherrdruck wohl einprägen konnte. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie sie ihre Wanderungen im Lande auszuführen pflegen. Sie reihen sich immer einzeln hintereinander und bewegen sich fast ohne Ausnahme stets in einem kurzen Hundetrabe vorwärts. Wird von einer so dauerlaufenden Reihe der Zugführer gefragt, so machen plötzlich Alle Halt, und ebenso übereinstimmend fangen auch Alle wieder an zu laufen, wenn dies ihr Vordermann thut. Sie leben sehr mäßig und äußerst einfach, daher ist bei ihnen Krankheit ebenso selten, wie hohes Alter häufig. Nur das Fieber der Trunkenheit schleicht sich vielfach in ihre Sitten und richtet wie immer böse Folgen an. Fleischnahrung genießt der Indianer selten. Maiskuchen, Schminkebohnen mit Knoblauch gewürzt, Kürbis, grüne Maiskolben sind die gewöhnlichen Speisen. Dazu kommt zuweilen noch gedörrtes Rindfleisch, Schweinefleisch und Schmalz. Das gewöhnliche Getränk dabei ist Pulque oder Xepache, welche beide aus dem gegohrenem Safte der Agave bereitet werden. Das letztgenannte lieben sie besonders der stark berauschenden Eigenschaft wegen. Wir wollen den Verf. hierüber selbst hören.

„Der Xepache, welcher stark berauschend ist, lieben die Indianer besonders leidenschaftlich, und an Sonn- und Montagen sowie an hohen und niedrigen Festtagen trifft man gewöhnlich in allen indischen Dorfschaften eine große Menge Leute beiderlei Geschlechts in diesem Getränke berauscht an. Außerdem sind ihre berauschenden Getränke noch Brantwein aus Zuckerrohr (Chinguerito) und aus Agavenknochen (Vino Mezcal), und verschiedene Gebräue aus gegohrenem Mais und Manioc (Chicha). Aus dem Mais verstanden die Indianer schon vor der Eroberung eine Menge zuckeriger, säuerlicher und geistiger Getränke zu bereiten; allein damals war der Genuß derselben nur den Vornehmern erlaubt. Jetzt aber ist das ehemalige Vorrecht des indianischen Adels, sich zu berauschen, ein Gemeingut geworden, und Trunkenheit besonders gewöhnlich unter den Indianern, welche das Thal von Xenochtitlan, die Umgebungen von Puebla und Mexcala, die Thäler von Toluca, überhaupt jene Gegenden bewohnen, in welcher der Maguay vorzugsweise angebaut wird. «Estamos un poco alegres» — wir sind ein wenig lustig — ist die Phrase, mit welcher die Berauschten ihren Zustand anzudeuten pflegen, dessen sie keineswegs glauben sich schämen zu müssen. Sie halten vielmehr bei allen feierlichen Gelegenheiten diesen Zustand für den Culminationspunkt alles Vergnügens, vielleicht weil er sie auf Augenblicke des Druckes vergessen ließ, unter welchem sie von ihrem spanischen Zwingherren gehalten wurden. Übrigens ist Trunkenheit nicht immer straflos. Häufig werden die Trunkenen in den Straßen der Dörfer und Städte aufgegriffen und müssen dann, mit den Füßen in den Block — Cepo — gespannt, ihren Rausch auf dem harten Boden eines Gefängnisses ausschlafen, auch wol einen oder mehrere Tage beim Reinigen der Straßen oder bei sonstigen öffentlichen Arbeiten Straßfrohn verrichten."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Engliens's Proceß und Tod.

Über keiner Partie der inhaltreichen Geschichte Napoleon's schwebt ein so eigenthümliches Dunkel als über dem Proceß und der Hinrichtung des Herzogs von Englien. Nicht nur sind die Urtheile über dieses traurige Ereigniß, welches von den Einen als eine unverantwortliche Schandthat Napoleon's, von Andern als ein durch die Umstände gerechtfertigter Staatsstreich aufgeführt wird, äußerst verschieden, sondern die Thatfache selbst wird von den verschiedenen Historikern mit großen Abweichungen erzählt. Es muß deshalb für Jeden, der sich in Bezug auf dieses Ereigniß ein eigenes Urtheil bilden will, erwünscht sein, daß ein bewährter Schriftsteller, der schon in verschiedenen Schriften historischen Inhalts Proben seines kritischen Sinnes gegeben hat, den Tod Engliens's zum Gegenstande specieller und bis auf das Einzelne gehender Untersuchungen macht. Das soeben erschienene Werk: „Recherches historiques sur le procès et la condamnation du duc d'Englien", von Aug. Rougarde de Papet (2 Bde.), bietet eine Fülle des interessantesten Materials. Der Verf., von dessen frühern historischen Werken wir besonders die Beiträge zur Kunde der römischen Staatsverhältnisse hervorheben, hat sich bei der Ausarbeitung seines Werkes möglichst objectiv gehalten, sodaß man schon um dieses Umstandes willen, wenn auch sein literarischer Ruf nicht hinreichende Bürgschaft böte, seinen Worten unbedingt Glauben zu schenken geneigt ist. Ungleich leidenschaftlicher und vom Parteigeiste entflammter ist ein anderes Werk von Saint-Ericq, das wir seinem Inhalte nach mit der Schrift Rougarde's in Verbindung bringen können. Es führt den Titel: „Toulouse et Vincennes ou le dernier Montmorency et le dernier Condé, étude d'histoire et de politique." Schon die Zusammenstellung dieses Titels zeigt, daß es bei diesem Werke weniger auf Geschichte und Politik abgesehen ist als auf Parteilärm und Scandal. 17.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon. Neuente, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.; auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Erschienen ist der erste bis sechste Band (Heft 1—48). Monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben.

Frühere Auflagen des Conversations-Lexikon werden nur einige Zeit noch gegen diese neueste Auflage umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in jeder Buchhandlung zu finden ist.

Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Vollständig in 500 Blättern in 120 Lieferungen. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Erschienen ist die vierzehnte bis sechzehnte Lieferung. Jeden Monat werden wenigstens zwei Lief. ausgegeben.

Diese Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste schließt sich an alle Originalausgaben und Nachbildungen des Conv.-Lex. an und bildet mit einem erläuterndem Texte zugleich ein selbstständiges Ganzes.

Lei zig, im Februar 1845

F. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 36.

5. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Im zweiten Acte gibt Philipp dem Gomez den Auftrag, in dem Gespräche, das er nun sogleich mit Isabella haben werde, genau auf jede ihrer Mienen Acht zu haben und sie aufzuzeichnen. Man ist also gespannt auf eine wichtige Scene, auf eine tragische Katastrophe, welche die Auflösung der Dissonanz noch weit hinausschieben werde. Isabella erscheint. Philipp nach einer feierlichen Einleitung und einigen verfänglichen Fragen, ob sie den Carlos liebe oder hasse, ob sie ihn als Stiefmutter liebe, macht sie nun zum Richter über ihren Sohn, und berichtet ihr, daß — Carlos mit den aufwüthenden Niederlanden zusammenhalte. Also kein Wort mehr von seinem eifersüchtigen Verdacht, und ein Übergang zu einer Sache, die nur in die Politik gehörte, also eine Königin in Spanien gar nichts anging. Indessen Isabella sucht ihn zu überreden, daß er von den Hofleuten getäuscht, daß sein Sohn unschuldig sein, daß dieser in beständiger Furcht sich ihm nicht einmal nähern könne; er solle einmal als Vater zu ihm reden und, finde er ihn schuldig, doch immer mit dem Vaterherzen ihn strafen. Sie ändert auch wirklich des Königs Sinn ganz um (in einer Rede von nur 36 Versen), er befragt das Schicksal der Könige, die ihr Herz nicht dürfen reden lassen, findet schon seinen Sohn unschuldig und läßt ihn rufen. Diese Änderung ist denn doch gar plötzlich und unnatürlich bei einem mißtrauischen König, der nicht nur seinen Sohn wegen Rebellion, sondern auch seine Gemahlin und seinen Sohn wegen Einverständnisses in Verdacht hat. Doch nein, vielleicht ist das Ganze nur Verstellung, denn da Isabella sich bei der Unterredung des Vaters und Sohnes entfernen will, befiehlt ihr Philipp zu bleiben, da sie sich für des Sohnes Tugenden verbürgt habe, und besonders habe sie nur den Namen der Stiefmutter, und könne diesen vergessen haben. Philipp hält seinem Sohne das Vergehen der Rebellion vor, verzeiht ihm aber aus Rücksicht auf seine Mutter und befiehlt ihm, diese stets zu sehen und zu sprechen, damit sie ihn auf der rechten Bahn leiten könne. Carlos unterwirft sich ungern seinem Vater und findet hart, die Verzeihung anzunehmen. Wir gestehen, daß unsere am Anfange des Actes ge-

spannte Erwartung sich in Überdruß aufgelöst hat, denn nichts von Allem, was Philipp's Anordnung zu dem Verhör und die ganze Lage der Dinge, die nun Gegenstand einer leidenschaftlichen Unterredung werden sollte, voraussetzen ließ, ist eingetroffen. Wir müßten denn annehmen, daß Philipp gerade entgegengesetzte Gedanken hegte als er aussprach. Und dies scheint aus der letzten Scene hervorzugehen, die gleich auf jene Verzeihung folgt und die aus lauter fast abgebrochenen Sätzen besteht. Diese Schlussscene, welche von den Italienern für ein Meisterstück erklärt wird, lautet:

Philipp.
Hörtest du?
Gomez.
Ich hörte.
Philipp.
Hast du?
Gomez.
Ich sah.
Philipp.
D Wuth!
Also der Verdacht?....
Gomez.
Ist nun Gewissheit....
Philipp.
Und ungerecht
Ist Philipp noch?
Gomez.
Denke....
Philipp.
Ich habe gedacht. — Folge mir.

Im dritten Acte wollen wir die zu Anfange vorkommenden wiederholten Klagen Isabella's und Carlos' über ihre Liebe und unglückliche Lage übergehen; sie reden kein Wort von der vorhergehenden Unterredung mit dem König, von den Entwürfen, die darauf zu bauen, oder den Gefahren, die zu vermeiden sind. Dann folgt aber der Geheime Rath mit dem König zu Gericht; dieser besteht aus Gomez, einer Figur ohne den geringsten Charakter, nicht einmal aus Grundsatz unterwürdig, aus Perez, den wir als den intimsten Freund des Don Carlos kennen lernten und daher nicht begreifen wie er hierher geräth, aus Leonardo, einer ganz unbekannten Person, und aus mehreren stummen Personen. Der König plagt seinen Sohn an, er habe in der Nacht nach jener Verzeihungscene (die Sitzung ist also entweder am fol-

genden Tag, oder Philipp läßt seine Rache mitten in der Nacht berufen) an des Königs Bett schleichend, den Dolch nach ihm gezückt und schon den Todesstreich thun wollen, als er durch die Stimme eines Herbeieilenden erschreckt worden sei und die Flucht ergriffen, indem er den Dolch fallen lassen. Nun fällt natürlich das ganze Gericht über den Prinzen her, und Jeder weiß ein anderes Verbrechen: daß er von Frankreich Hülfe zugesagt erhalten und ihm dafür mehre Provinzen versprochen, daß er den Cultus verachte, daß er mit den Rebellen in Flandern unterhandle, lauter Dinge, für welche die Todesstrafe erkannt wird. Nur Perez vertheidigt mit Kühnheit seinen Freund. Der König ist darüber erbost, und nachdem das Gericht durch den ganzen Act gefessen hat, schickt er es ohne Resultat weg. Es ist nun zum mindesten erstaunlich für den Zuschauer, der den Prinzen kurz vorher und in den frühern Acten gesehen und nur als einen liebetranken Troubadour kennen gelernt hat, nun plötzlich von Andern seine greulichen Thaten, seine kühnen und weitausehenden Pläne zu vernehmen. Warum hat der Dichter solche Facta nicht benützt, um seinen Helden wenigstens als eine handelnde Person interessanter zu machen?

Der vierte Act beginnt mit einem Monolog des Don Carlos — wieder über seine unglückliche Liebe. Er muß jene Handlungen im Schlafwandel begangen haben, daß er, so oft er auf die Bühne tritt, nichts mehr davon weiß. Der König stößt mit ihm heftig zusammen, überschüttet ihn erst mit allgemeinen Vorwürfen und rückt zuletzt mit dem Mordversuch heraus. Von Carlos erfährt man nicht, ob die Beschuldigung wahr oder falsch sei. Er wird aber doch zuletzt ins Gefängniß abgeführt. Isabella kommt dazu und wird von Philipp mit einigen Sticheleien auf ihr Verhältniß von dem Vorgang unterrichtet, die sie in große Unruhe versetzen. Unterdessen hat ein anderes Gericht in aller Eile gefessen und das Todesurtheil über Carlos ausgesprochen. Gomez kommt mit der schriftlichen Sentenz, um die Unterschrift des Königs zu holen. Er berichtet Isabella von dem ganzen Vorfall, von Carlos' Mordversuch, den Anklagen Philipp's und dem Todesurtheil; er spricht jetzt mit verätherischer Wärme von dessen Unschuld, von seiner eigenen Willenlosigkeit gegenüber dem König, und zuletzt verschafft er Isabella auf ihre Bitte Gelegenheit, den Prinzen im Gefängniß zu besuchen (man erfährt nicht durch welche Mittel), und verspricht unterdessen alle Anstalten zu des Prinzen Flucht zu treffen.

Im fünften Acte zuerst wieder ein Monolog des Don Carlos, worin er seine Furcht ausdrückt, daß seine Liebe zur Königin möchte verrathen worden sein. Isabella kommt zu ihm, erzählt ihr Zusammentreffen mit Gomez, daß dieser ihren Besuch im Gefängniß möglich gemacht, und selbst nun zu seiner Flucht behülflich sein wolle. Bei dem Namen Gomez erschrickt Carlos aufs äußerste, erklärt seiner Mutter, daß dieser der Vertraute des Königs, daß ihre Liebe nun verrathen und sie Beide verloren seien. Er beschwört sie dringend, sich zu ent-

fernen, um wenigstens sich zu retten. Allein es ist zu spät; der König erscheint und überhäuft sie mit wüthenden Vorwürfen über ihre strafbare Liebe und kündigt ihnen den Tod an. Carlos will die ganze Schuld auf sich nehmen, Isabella aber ihm gleich schuldig erscheinen. Unterdessen bringt Gomez den noch blutenden Dolch, womit Perez auf des Königs Befehl ermordet worden, und die Reihe ist nun an Carlos, der sich mit Verwünschungen gegen Philipp erstickt und Isabella zu gleichem Ende ihrer Qual einladet. Diese greift auch zu, aber Philipp, der nun merkt, daß ihr der Tod willkommen ist, will sie gerade zur Strafe leben lassen. Doch sie entreißt plötzlich dem König seinen eigenen Dolch und ersticht sich auch.

Alfieri ist der letzte Tragiker, der durch seine Eigenthümlichkeit Epoche gemacht hat und der noch immer auf der italienischen Bühne herrscht; denn nach ihm erscheint eine unzählige Menge Nachahmer. Unter den neuesten haben sich wol einige, besonders Pindemonte, durch bessere Charakterisirung der Personen, durch Wahrheit, Wärme und Natürlichkeit der Dialoge sehr vorthellhaft vor den Übrigen ausgezeichnet; allein eine classische Tragödie wird nicht eher zu hoffen sein, als bis die Italiener sich von den Formfesseln befreit und die Nachbildung der Antike in unserer romantischen Zeit in ihrem rechten Sinne begriffen haben werden.

E. Rutz.

Mexico.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Über Kleidung und Wohnung wird das allgemein Bekannte gegeben. Charakter und intellectuelle Fähigkeiten der Indianer hat der Verf. besonders sorgfältig geprüft und einer Betrachtung unterworfen. Er redet über diese Gegenstände mit einem sehr edlen menschenfreundlichen Gefühl tiefen Mitleids. Die Indianer standen vor der spanischen Invasion und während der nachfolgenden Druckherrschaft geistig viel höher als jetzt. Sie besaßen eine Gemäldechrift, mit deren Hülfe sie geschichtliche Ereignisse, gerichtliche Verhandlungen und Entscheidungen, Grenzbestimmungen von Ämtern und der Sicherheit ihrer Nachkommen aufbewahren konnten. Die frommen spanischen Priester haben aus bloß christlicher Liebe ihren religiösen Jünglingen diese theuren Andenken glücklicher Tage entrissen und fast alle verbrannt, sie sahen darin ein Hinderniß der schnellen Bekehrung. Von der Länge des Jahres besaßen die Ureinwohner Mexicos eine viel genauere Kunde als die Ägypter, Griechen und Römer; sie verstanden die Einschaltung nach dem Cyclus von 104 Jahren beitem besser als diese der Wirklichkeit anzupassen. Sie konnten geographische Karten, Pläne von Feldmarken und Ortschaften aufnehmen, Städte, Dämme, Straßen, Brücken, Paläste, Tempelpyramiden bauen, künstliche Bilder und Schmuckfachen aus Federn verfertigen, Metalle gewinnen, Hartsteine schleifen und poliren. Eine solche Ausbildung deutet auf ein langes Zusammenleben dieses Volks. „Wie man nun aber auch den Ursprung der alten Sittung der mexicanischen Völkerschaften zu erklären geneigt sein möge“, sagt der Verf., „sie war, vielleicht nie sehr tief in die ganze Masse des Volks eingebrungen, vielleicht nur das ausschließliche Eigenthum eines kleinen Theils desselben, bald nach der Eroberung spurlos verschwunden, und man kann noch jetzt nicht sagen, daß eine neue an ihre Stelle getreten sei. Unter dreihundertjährigem Drucke despotischer Fremdherr-

schaft gingen die alten Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die alten Sitten, die historischen Erinnerungen von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verloren, ja man zerstörte sie absichtlich. Die wohlhabendsten und gebildetsten Eingeborenen wurden die ersten Opfer der habgierigen und herrschsüchtigen Conquistadores und der grausamen spanischen Politik, christlicher Fanatismus wüthete gegen die indianischen Priester. Diese, bei den Azteken Teopiqui, Diener der Gottheit genannt, waren, scheint es, bei allen mericanischen Völkern die Bewahrer der geschichtlichen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse. In ihrer Verwahrung befanden sich hauptsächlich die Gemäldeschriften, durch welche diese Kenntnisse aufbehalten und fortgepflanzt wurden. Die Spanier verfolgten die Priester und verbrannten und zerstörten die Bilderschriften, wie überhaupt alle zerhörbaren Denkmale. Besonders arg wüthete bald nach der Eroberung der Franciscaner Fray Juan de Sumarraga, erster Bischof von Mexico, vandalischen Unkenkens, der ganze Haufen von Schriftgemälden verbrennen ließ, deren Sinn und Bedeutung sein beschränkter Verstand nicht faßte, und die er deshalb für Werke des Satans hielt. Das Volk ward seiner ursprünglichen Unterrichtsmittel beraubt und versank bald in tiefe Unwissenheit, denn es lag nicht im Interesse der Zwingsherren, neue Unterrichtsmittel an die Stelle der alten zu setzen. Die monchischen Glaubensboten, Franciscaner und Dominicaner, anfangs natürlich nur wenig bewandert in den indianischen Sprachen, richteten ihr Augenmerk vorzüglich darauf, nicht den Indianern Kenntnisse von den Grundfägen und Lehren des Christenthums beizubringen, sondern sie nur an die Ausübung des katholischen Ceremoniells zu gewöhnen. Als späterhin einige vernünftiger unter diesen Mönchen sich bemühten, nützliche europäische Kenntnisse unter ihren Befehlten zu verbreiten, fanden sie bei der weltlichen Gewalt, bei den Encomenderos und in den Repartimientos den heftigsten Widerspruch und die größten Hindernisse. Die heutigen Indianer stammen, wie natürlich, größtentheils von der großen Masse, der untersten Classe der alten Völker ab, und diese befand sich denn allerdings schon vor der Eroberung in dem Zustande der Erniedrigung und des Elends, welcher allenthalben Folge des Feudalismus und des Despotismus ist."

Sind die heutigen mericanischen Indianer nicht durch Muff und berauschende Getränke aufgeregt, so bewahren sie im Allgemeinen einen schwermüthigen Ernst, ein tiefes Schweigen. Dies ist ein Charakterzug, der sich sogar schon an den Kindern wahrnehmen läßt. Kinder von fünf bis sechs Jahren erscheinen hier schon viel gesetzter und verständiger als bei uns von neun bis zehn Jahren; indeß ist dieser Schein von Gesetzmäßigkeit doch keineswegs Folge einer raschen oder hohen Geistesarbeit, und der Anblick dieser trübsinnigen, aller kindlichen Fröhlichkeit und Vertraulichkeit ermangelnden Jugend hat wenig Erfreuliches. Die Ernsthaftigkeit und Verslossenheit ist übrigens allen Ureinwohnern von ganz Amerika eigen und ward gleich von den ersten Entdeckern der neuen Welt als vorherrschend erkannt. Dagegen möchte Störigkeit und Eigensinn, ein Charakterzug der jetzigen Indianer, mehr in der spanischen harten Bedrückung ihren Grund haben. „Es ist fast unmöglich“, sagt der Verf., „den Indianer zu irgend etwas zu bewegen, was er sich vorgenommen hat, nicht zu thun. Festigkeit, Drohung, selbst körperliche Dächtigungen helfen ebenso wenig als das Anbieten von Geld oder Belohnungen; eher noch helfen Überredung, Bitten und Schmeichelei. Der mericanische Indianer liebt es, seinen gleichgültigsten Handlungen ein geheimnißvolles und wichtiges Ansehen zu geben. Regt ein bedeutendes Interesse ihn auf, so bricht er sein gewöhnliches Schweigen, und redet dann wol mit Nachdruck, aber nie mit Feuer. Bis ist bei ihm ebenso selten als Eifer und lautes Lachen, und niemals, selbst wenn er durch den Genuß geistiger Getränke aufgeregt war, habe ich einen Indianer so recht von Herzen lachen hören. Seine ungemeine Charakterstärke läßt ihn seine Leidenschaften, seinen Born, seine Rach-

beziehe lange tief in sich verschließen. Kein Zug verräth äußerlich das im Innern tobende Feuer, bis es plötzlich mit fürchterlicher, zügelloser Gewalt hervorbricht. In diesem Zustande ist der Indianer geneigt, die größten Grausamkeiten, die schrecklichsten Verbrechen zu verüben. Die mericanischen Eingeborenen ertrugen jederzeit mit vieler Geduld die Ketzereien, welche sie von den Weißen zu erleiden hatten und zum Theil noch haben. Sie setzen ihnen Verschlagenheit entgegen, welche sie unter dem höchst trügerischen Scheine von Gleichgültigkeit und Dummheit geschickt zu verbergen wissen. Ungeachtet ihrer langen Sklaverei, ungeachtet der Mittel, welche man angewendet hat, jede geschichtliche Erinnerung den Indianern zu rauben, haben sie doch keineswegs allenthalben ihre ehemalige Größe vergessen. Sie wissen recht gut, daß sie ehemals die alleinigen Herren des Landes waren, und daß jene Creolen, welche es lieben, sich Amerikaner zu nennen, nur die Söhne und Erben ihrer Unterdrücker sind. Ich selbst habe häufig die Indianer, wenn geistige Getränke ihre gewöhnliche Zurückhaltung überwunden, ihre Zunge gesprächiger gemacht hatten, sich dahin äußern hören, daß ja eigentlich sie die Herren des Landes, alle übrigen nur fremde Eindringlinge seien, und daß, wenn die Creolen die Spanier verjagen dürften, ihnen selbst noch weit eher das Recht zustünde, die Creolen zu verjagen. Möge die eigene Klugheit die Letztern lehren, den Indianern früh genug die ihnen theoretisch zuerkannten gleichen Bürgerrechte auch praktisch zu gewähren, denn ein Aufstand der kupferfarbenen Eingeborenen würde fürchterlich sein, da er, an einem Punkte erst einmal ausgebrochen, sich rasch über das ganze Land verbreiten und ohne allen Zweifel mit der gänzlichen Vernichtung der Weißen enden würde."

Gegen den Vorwurf, welcher gar oft den farbigen Eingeborenen Amerikas gemacht wird, als befäßen sie einen großen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit, gegen diesen Vorwurf erhebt der Verf. mit Recht seine Stimme. Er erinnert daran, daß diese unglücklichen Menschen während der drei letzten Jahrhunderte immer die Lastthiere der hochmüthigen weißen Eindringlinge gewesen seien. „Waren es nicht ihre Kräfte, ihre Thätigkeit, die der spanischen Regierung und den Hunderten und aber Hunderten spanischer Abenteurer, welche — pour chercher leur fortune — in Scharen nach Mexico zogen, jene Reichthümer erwerben halfen, welche die Welt in Erstaunen setzten, und in deren Folge Leute der niedrigsten Classe zu Rang und Titel von Baronen und Grafen gelangten? Und welche riesenhafte Bauten, welche bewundernswürthen Kunstwerke haben sie vor der Zeit der spanischen Invasion ausgeführt! Wie regsam erscheint ihre damalige Thätigkeit, in welcher Blüthe standen damals bei ihnen Ackerbau, Handel, manche Gewerbe, selbst manche Wissenschaften!“ So ist wahrlich kein Zug edler Menschlichkeit, bei diesen bedauernswürthen Mitmenschen von Trägheit zu reden. Die Scheu vor angestrengten Arbeiten haben alle Nationen heißer Länder; liebt man das dolce far niente nicht ebenso gut in Europa wie in Asien und Afrika? warum soll diese naturgemäße Liebe gerade Amerika zum Vorwurf gereichen? — vielleicht deswegen, weil es weniger als die andern Erdtheile glücklich gewesen ist, sich seine angeborenen Völkerrechte zu bewahren? Man bleibe doch menschlich im Urtheile über so bedauernswürthen Menschen!

Von einer höchst merkwürdigen Sitte dieses Volks redet der Verf. auch noch im Laufe der Charakterbeschreibung. Wir wollen sie mit einigen Worten berühren. Die Indianer haben oft Gelegenheit, große Geldsummen zu verdienen, von denen sie aber gerade nur so viel verbrauchen, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist, das übrige vergraben sie oder wissen es für die fernere Benutzung ganz untauglich zu machen. Bei Gelegenheit eines Besuchs im Dorfe San Pedro Totomachapa erzählte der dortige Pfarrer unserm Verf., daß er erst vor kurzem einem sterbenden Indianer die letzten Sacramente gereicht, von dem bekannt gewesen, wie er durch Sucht und Verkauf von Coche-

nisse in den Besitz großer Summen gelangt sei, welche er aber sämmtlich vergraben habe. Des Pfarrers angestrengteste Überredungskunst habe den Sterbenden nicht vermögen können, den Ort anzugeben, wo das Geld vergraben liege, selbst nicht einmal zu Gunsten seiner Kinder. „Nein!“ hatte der halbsittliche Mistral auf alle Vorstellungen seines Beichtigers geantwortet, „das Geld ist meinen Kindern ganz unnütz. Sie mögen arbeiten, wie ich gethan habe, so werden sie keinen Mangel leiden.“ Ein solcher Ausspruch klingt hart, und man konnte dadurch leicht zu dem Schlusse verleitet werden, als hätten die Indianer ihre Kinder nicht lieb; daß dies aber doch der Fall ist, weiß der Verf. genau nachzuweisen. „Für ihre Kinder“, heist es S. 247, „hegen die Indianer eine große Liebe, und behandeln sie stets mit großer, wol auch zu großer Milde und Rücksicht. Gleich den Frauen der Birmanen säugen auch die mexicanischen Indianerinnen ihre Kinder, wenn nicht jüngere zu rasch nachfolgen, häufig zwei Jahre und noch darüber. Wie der Reisende Edward Alexander bei Senen ein Kind sah, welches, nachdem es saßen an der Brust der Mutter gelegen, mit großem Behagen eine Cigarre rauchte, so sah ich selbst in Mexico einst einen Knaben von sieben bis acht Jahren, welcher seiner Mutter ein Bündel Reisig aus dem nahen Walde geholt, diesen mit den Worten abwarf: «Mamá, quiero mamá!» Schuldig reichte die Mutter dem Bengel die Brust, welche er stehend auszog. Sonderbar ist, daß die Indianerinnen, wenn sie einmal geboren und Kinder gefügt haben, die Milch nie mehr ganz aus den Brüsten verlieren und bis in ihr hohes Alter hinaus jederzeit, und zwar auch ohne vorangegangene eigene Niederkunft, Ammendienste zu verrichten im Stande sind, wie ich selbst einige Beispiele davon gesehen habe.“

Das von den Indianern an den Tag gelegte Christenthum ist kaum etwas mehr als äußerer Schein. Auf wirkliche Uebergangung darf hierbei nicht stark gerechnet werden. Ueberdunkung, List und Zwang waren bei der Belehrung die Hauptmittel. Eine solche Verbreitung des Christenthums ist einer Entweihung desselben viel ähnlicher als einer wahrhaften Hebung. Die Folgen eines so verkehrten Strebens sind auch nicht ausgeblieben. So hat Vielgötterei noch jetzt, nachdem sich Alles zum Christenthume verstanden, nicht aufgehört. Die Götter der Besiegten sind bloß in den Hintergrund gedrängt, um denen der Sieger Platz zu machen. Sagen doch die Indianer ganz unverbohlen selbst: „Wir haben allerdings drei sehr gute, brave, spanische Götter, man hätte uns immerhin auch einige von denen unserer Vorfahren lassen können.“ Ward sagt in seinem berühmten Werk über Mexico: „Die Mexicaner sind sehr gute Katholiken, aber schlechte Christen.“

Von den beiden noch übrigen Abschnitten wollen wir kurz bemerken, daß sie sehr beherzigenswerthe Ansichten und Aufschlüsse über Staat, Kirche, Handel, Gewerbe und Bergbau Mexicos enthalten, daß aber ihre spezielle Besprechung hier zu weit führen würde.

Gehen wir nun zu einer summarischen Beurtheilung des zweiten Bandes über. Er behandelt die einzelnen Landestheile und die merkwürdigsten Städte und Dörfer derselben verhältnismäßig ebenso ausführlich, ebenso gründlich wie der erste den mexicanischen ganzen Staat. Daß der Verf. in dieser Fortsetzung seines Werks gar oft auf schon Besprochenes stoßen mußte, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen. Indes kommen doch keine eigentlichen Wiederholungen vor, obgleich die Gelegenheit dazu nicht fehlt. Durch zeitgemäßes Verweisen auf die betreffenden vorhergehenden Stellen des ersten Bandes wird überall sehr befriedigend abgeholfen. Dadurch geht nun allerdings diesem Bande das Selbständige ab, welches den ersten so vorthellhaft auszeichnete. Wer den ersten Band gelesen, glaubt so befriedigenden Aufschluß über ganz Mexico erhalten zu haben, daß er nicht ohne Besremden auf einen noch umfangreichern zweiten Band blicken kann. Bei näherer Prüfung stellt sich aber gar bald heraus, daß der Verf. für diese Fortsetzung noch sehr viele interessante Punkte

zu besprechen aufgespart habe. Ref. macht in dieser Hinsicht ganz besonders auf zwei Abhandlungen aufmerksam, wovon die eine auf die projectirte Niederlassung am Flusse Guasacualco sich bezieht und auf die hiermit in Verbindung stehende Idee der Vereinigung der beiden Reere, die andere aber eine sehr detaillierte Beschreibung der Stadt Mexico zur Absicht hat. Zu bedauern ist es übrigens, daß der Verf. in diesem Bande nichts von Texas sagt. Es gehört diese Provinz allerdings nicht mehr zur Republik Mexico, indes ist doch auch wieder die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf diesen Jahrhunderte lang mit Mexico verbundenen Landstrich gerichtet, daß man das Schweben darüber in einer getreuen Schilderung der mexicanischen Lande nicht billigen kann. War doch im ersten Bande fortwährend von ihr die Rede. Als Provinz Mexicos konnte freilich ihrer nicht mehr Erwähnung geschehen, da sie schon seit 1835 sich vom Mutterlande losgerissen und als selbständiger Freistaat von mehreren Großmächten anerkannt worden ist, indes hätte sich ihre spezielle Behandlung recht gut zu einem Anhange für die Provinz Yucatan gepaßt, welche bekanntlich 1841 sich ebenfalls vom gesammten Freistaate losgesagt hat und jetzt als alleinstehende Republik betrachtet sein will. Anhänge, Zusätze und Anmerkungen sind doch sonst dem Verf. nicht gerade zuwider.

Mexico ist jetzt eine Centralrepublik, und die früheren „Staaten“ des Föderalsystems sind in „Departements“ umgetauft. Da aber an den Grenzen und Eigennamen dieser einzelnen Landestheile durchaus keine Änderung vorgenommen worden ist, so hat der Verf. es vorgezogen, die alte ihm geläufigere Benennung beizubehalten. Dagegen wechseln die politischen Zustände Mexicos seit 20 Jahren so rasch, daß man kaum mit einiger Sicherheit auf ein dauerndes Beibehalten des Neuesten rechnen darf.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes zerfällt in drei Gruppen. Die erste schließt die fünf östlichen Küstenstaaten in sich, die zweite behandelt außer Alt- und Neu-Californien die sechs westlichen Küstenstaaten, und die dritte bezieht sich auf die acht Innerstaaten, auf Nuevo-Mexico und auf die Länder der freien Indianer im Norden und Nordosten von Mexico. Einigen dieser 24 durch die Territorialeinteilung entstandenen Capitel sind noch Anhänge zugefügt worden, in denen außer den beiden oben schon erwähnten Abhandlungen auch noch das Territorium Tlascala, ferner die Gesetze über den öffentlichen Unterricht, über die Bibliotheken Mexicos und über die Aufhebung der Mission in Californien zur Sprache gebracht werden.

Aus dem Mitgetheilten wird die Reichhaltigkeit und Vortreflichkeit des Werks sicherlich schon erkannt und hoffentlich auch die Reizung zum Selbstlesen der Schrift erweckt worden sein.

D. G. Ströbmann.

Bibliographie.

Audin, J. M., Geschichte des Papstes Leo X. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. 8. Vollständig 1 Thlr. 25 Ngr.

Gärtschen, G., Die Medicäer oder die Verschwörung der Pazzi. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Würzburg, Ellinger. 1844. Gr. 12. 12½ Ngr.

Hallberg-Broich, L. Freih. v., Deutschland, Russland, Kaukasus, Persien; 1842—44. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Holtzmann, A., Über den Ablaut. Karlsruhe, Holzmann. 1844. 8. 17½ Ngr.

Lorent, J. A., Wanderungen im Morgenlande während den Jahren 1842—43. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. v., Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele (ein Nachtrag zu des Verfassers Geschichte der Seele). Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 37.

6. Februar 1845.

Vorträge über Aesthetik, für bildende Künstler in der königlichen Academie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Duandt. Leipzig, Hirschfeld. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Im Herbst des Jahrs 1842 starb der damalige Director des dresdner Antikencabinet, Hofrath Hase. Während eines jeden Winterhalbjahrs hatte er den Zöglingen der Kunstakademie allwöchentlich an zwei Abenden kunstgeschichtliche Vorlesungen in einem Saale des Akademieggebäudes gehalten. Man wünschte, daß die jungen Leute solche oder ähnliche Vorlesungen nicht so lange entbehren möchten, als die Directorialstelle am Antikencabinete vacant bliebe, und so veranlaßte die betreffende Behörde, damals noch unter Oberleitung des Staatsministers v. Lindenau, den Hrn. v. Duandt, bekanntlich eins ihrer Mitglieder, als Ersatzmann für den Verewigten einzutreten. Diesem Verlangen entsprach Hr. v. Duandt durch Vorträge, die er im Winter 1842 über den Gegenstand hielt, welchen die vorliegende Schrift in dem Titel bezeichnet, und diese Vorträge sind es, welche des Hrn. v. Duandt jüngstes literarisches Werk bestimmt ist dem Publicum mitzutheilen.

Die Zuhörer bestanden nicht allein aus den Zöglingen der Kunstakademie, sondern auch aus dabei angestellten Professoren, überhaupt den bedeutendsten dresdner Künstlern allen oder doch den meisten. Übrigens fand sich jene indefinissable Zusammensetzung ein, die man das Publicum nennt; dieses jedoch nichts weniger als zahlreich, nur in der Person einiger Repräsentanten, welche den Vortheil des Mitanwesendseins keinen andern Wählern als sich selbst verdanken. Zu letztgedachter Classe der Zuhörerschaft zählt sich Ref. Er hat die Anzeige der Schrift übernommen, erstlich, weil er überzeugt ist, das Buch vor dem Publicum zu besprechen sei in gewissen Beziehungen Niemand befähigt, der nicht ein Zuhörer des Hrn. v. Duandt gewesen, und sodann, weil allem Anscheine nach kein anderer der gewesenen Zuhörer entschlossen ist, sich der angenehmen Mithwaltung zu unterziehen, durch Anzeige der v. Duandt'schen Vorträge die Erinnerung an ebenso würdig als heiter verbrachte Abendstunden neu anzufrischen.

Die Vorträge hatten mancherlei Urtheile zu be-

stehen, mehr noch aber Ansechtungen; dies leicht begreiflicher Weise, denn so bequem man es sich auch mit den Urtheilen machen kann, immer noch viel bequemer kann man es sich mit den Ansechtungen machen. Warum sollte der Abdruck unangefochtener bleiben als die mündlichen Vorträge? Dafür ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden und daher Ref. entschlossen, übersichtlich unter gewisse Rubriken zu ordnen, was ziemlich wirr und vag durcheinander, jedenfalls aber vornehm genug von mancher Fraction des Publicums über die Vorträge gesprochen ward. Leicht und füglich läßt hiermit sich verbinden, was entgegengesetzt Gesinnte Entgegengesetztes äußerten, zum Theil streitend verfochten. Dem Ref. sichert diese Art und Weise der Berichterstattung einen zweifachen Gewinn. Erstlich scheint vor allen andern eine so eingerichtete Berichterstattung geeignet, die selbständigere Theilnahme des Publicums anzuregen, und eine solche der Schrift zuzuwenden ist des Ref. Wunsch. Zweitens wird diese Art des Verfahrens in Hrn. v. Duandt die angenehme Gewißheit hervorrufen, Argerniß habe er gegeben, und dessen noch mehr zu geben könne er versichert sein; denn thatsächlich ist nun einmal die Lust an Argerniß eine Prädisposition des Hrn. v. Duandt, als welche schwarze Nachtseite seine Natur auch durch die Worrede der angezeigten Schrift in gemüthlich-malitiöser Unbefangenheit vor dem Publicum an das Licht tritt. Möge der Mann dies mit seinem Gewissen ausmachen; jedenfalls glaubt Ref. es vor dem seinigen verantworten zu können, wenn er durch seine Anzeige jener unchristlichen Idiosynkrasie vielleicht einiges Vergnügen bereitet.

Vor allen Dingen eine kürzeste Anzeige des Inhalts. Hr. v. Duandt geht von den verschiedenen Betrachtungsweisen aus, wozu ein Werk der bildenden Kunst Anlaß geben kann, der archäologischen, der technischen und der wahrhaft ästhetischen, die zu einer sich selbst bewußten durch kunstphilosophische Betrachtung wird, welche in der Darstellung eines Künstlers den verkörperten Gedanken des Künstlers wieder erkennt. Hierüber spricht er sich also aus (S. 3):

Die wahre ästhetische Auffassung wäre aber diese, wenn Rafael's Gemälde (die Sirtinische Madonna) in dem Beschauer zur Anschauung würde. Von dem Kunstgelehrten und dem Kunstkenner kann man sagen, daß sie die Kunstwerke besieht, von dem Aesthetiker aber, daß er sie schaut. Ich will hiermit

sagen, daß jene das Kunstwerk als einen Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung auffassen, woran sie dann anderweitige Betrachtungen anknüpfen und fortspinnen, und dieser das Bild durch die Sinne in sich aufnimmt und als Wahrnehmung im Gemüthe, als einer Anschauung, als einer innern Wahrnehmung sich bewußt wird.

Die Befähigung für diese Art der Auffassung sucht er in den Zuhörern, sucht er nunmehr in den Lesern zu erwecken, indem er, ohne irgend ein bedeutendes Mittelglied zu überspringen, von Plato's Ideen über das Schöne an bis zu seinen eigenen im J. 1830 erschienenen „Briefen über das Geheimnißvolle der Schönheit“ und bis zu der Hegel'schen Philosophie, den weiten Weg verfolgt, welcher einen Ausgangspunkt in den Worten nimmt (S. 141):

Auf der Nothwendigkeit des vernünftigen Denkens, das heißt, daß der Mensch nicht bloß sich der Wahrnehmungen der Sinne bewußt wird und aus Vorstellungen Begriffe bildet, sondern was er denkt selbst bestimmt, und zwar, daß die Vernunft entscheidet was er denkt, beruht die Nothwendigkeit der Kunst, welche sodann nicht bloß den wahrgenommenen Schein abbildet, sondern das vernünftig gedachte Ding als ein Wirkliches aus dem Geiste herausstellt, woran der Geist, der es gedacht, und jeder Andere den Gedanken in seiner Erscheinung wiedererkennen kann. Auf dieser Nothwendigkeit nun beruht das Produciren. Dies echte Produciren macht die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie aus. Sie ist das Vernünftige, das als Geist nur ist, insofern es sich zum Bewußtsein thätig hervortreibt, doch, was es in sich trägt, erst in sinnlicher Form vor sich hinstellt. So spricht denn Hegel deutlich aus, was ich vor zehn Jahren sagte und damals für leere Dialektik erklärt wurde. Indes kommt immer eine Zeit, wo die Wahrheit Anerkennung findet.

Hier nun die erste Anfechtung: Als eine Vermessenheit über alle Vermessenheiten legt man es vielleicht dem Hrn. v. Quandt zur Last, um nicht zu sagen, hat man es ihm zur Last gelegt, sich also mit dürrten Worten als den Vorgänger, als einen Johannes den Täufer des großen Hegel prädicirt zu haben, und täuscht Ref. nicht Alles, so harrt hin und wieder man ungeduldig und mit kaum unterdrückter Schadenfreude auf den Augenblick, wo die Hegelianer, so viele ihrer nur sind, die Jagd auf ihn also eröffnen werden, daß dem grimmig Verfolgten des verwandelten Aktäon Schicksal dürfte beneidenswerth scheinen. Indes diese Anfechtung ist nicht ohne Gegenrede geblieben. Zwar scheint Niemand geneigt, wenn es wirklich dazu kommen und die Jagd eröffnet werden sollte, sich in den Weg zu werfen, wol aber ist jenen Scandalstüchtigen bereits erwidert worden, so lange die Hegelianer stillschweigen und Hr. v. Quandt der Vermessenheit nicht zeihen, am allerwenigsten ihn derselben überführen, sei jeder Nichthegelianer und überhaupt über Das, was Hegel gesagt oder nicht gesagt habe, zu entscheiden Unberufene menschlich und moralisch verpflichtet, vorauszusagen, es habe Hr. v. Quandt, was er an jener Stelle niedergeschrieben und, wie hiermit feierlich und öffentlich versichert wird, also auch bei dem mündlichen Vortrage mündlich ausgesprochen, in redlicher Überzeugung niedergeschrieben und ausgesprochen. Eine Selbsttäuschung ist bei redlicher Überzeugung wenigstens

nicht zu vermuthen, und darum auch Hr. v. Quandt voranzusetzender Weise in dem Falle, darauf sich berufen zu können, schon Lessing habe gesagt, Niemand brauche seines Fleisches sich zu schämen, und sein Licht unter den Scheffel zu stellen sei noch zur Zeit keine Bürgerpflicht. (Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Leben echter Humanität, dargestellt in drei Trilogien von Heinr. Wilh. Loeßl. Berlin, Stühr. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

In Trilogien — das heißt einer Zusammenstellung von drei Stücken — haben griechische Dramatiker den Gesamtumfang einer Fabel darzustellen gesucht; in Trüben gesehen sich spätere Philosophen, um die Vielheit der Dinge aus der Einheit zu entwickeln; und so mag man dem Verf. nicht übel deuten, daß er in drei Trilogien „neue Grundgedanken oder Ideen, welche die Hauptträger des sittlichen Lebens und den wesentlichen Inhalt der geistigen Welt bilden“, entwickelt. Sie sind 1) die Wahrheit, das Gute, das Rechte; 2) Weisheit, Schönheit, Stärke; 3) Glaube, Hoffnung, Liebe. Die erste Trilogie wird vom Verf. als Region des reinen Gedankens bezeichnet, die zweite als Anwendung der Ideen, und die dritte als Erhebung in eine Welt, wo Erkennen und Empfinden Eins werden. Durch die letzte „beginnt für die Menschen-seele schon auf Erden ein seliges, ihr von je an bestimmtes Leben, bei dessen geistiger Wiedergeburt und Feuertaupe von der Hand der göttlichen Offenbarung drei große Zeugen den heiligen Bund mit Gott besiegeln, die drei von dem Throne des Allmächtigen abgesandten fremdlichen Engel: Glaube, Hoffnung und Liebe.“

Um dieser Verheißungen willen, die wol Niemanden gleichgültig lassen, wollen wir auf die letzte Trilogie etwas näher eingehen, ungeachtet in den frühern gewiß gleichfalls Viel zu besprechen wäre. Glaube und Wissen sind zwei Mächten zu vergleichen, welche das menschliche Leben beherrschen. Wirksam waren sie immer, oft miteinander in Streit, Verstärkung des Einen scheint Schwächung des Andern, und Ausgleichung ihrer gegenseitigen Ansprüche ist ungeachtet vielfacher Friedensvorschlüge bis zur Stunde noch nicht mit Entschiedenheit vorhanden. Der Verf. sagt: „Alle unsere Erkenntniß beginnt mit dem Glauben und endigt mit ihm; zwischen beiden, der Morgen- und Abenddämmerung, liegt das Wissen.“ Man könnte in demselben Bilde fortfahren: zwischen Abend- und Morgendämmerung liege der Glaube, nämlich die Nacht, und alle menschliche Erkenntniß sei entweder das Licht einer sinkenden Sonne oder einer aufgehenden; den Strahlen der letztern müsse Jeder entgegenblicken und sein Glauben in Wissen zu verwandeln suchen, wofür der Verf. die Möglichkeit einräumt (S. 297). Aber, heißt es, dies sei bei den edelsten Wahrheiten der höhern Welt nicht möglich und gebe Anlaß, den Glauben in seiner eigensten Bedeutung kennen zu lernen. Also:

Wo wir glauben, was gewußt werden kann, ist das Wort in seiner uneigentlichen Bedeutung genommen, und will so viel sagen als Vermeynen oder Vertrauen. So wird es gebraucht bei Vermuthung über die Folgen gewisser Thatfachen, ist also abhängig vom Wissen derselben und einer darauf gefolgten Combination. Ebenso bei historischem Wissen von Andern vertrauen wir deren Aussage; und es ist demnach das Vermeynen ein gemischtes Urtheil zwischen Wissen und Glauben, das Vertrauen ein Durchgangspunkt vom Glauben zum Wissen. Der wahre ungemischte Glaube beruht auf keinem bloßen Vermeynen, sondern auf festem Vertrauen; das reine, d. i. vermittelte Wissen auf logischer, nach den Gesetzen des Denkens als nothwendig hervorgehender Überzeugung. Hiernach hat alle historische Wahrheit eine gemischte Grundlage, nämlich von Glauben und Wissen, und reines Wissen kann nur durch das Denkvermögen erlangt werden.

Der Glaube, dem Wissen gegenüber, widerspricht ihm nicht, umfaßt keine Gegenstände, die mit den Wahrheiten der reinen Vernunft nicht in Einklang gebracht werden könnten, sondern der rechte Glaube kann nur ein vernünftiger Glaube sein, weil die Vernunft selbst dann, wenn sie die Grenze alles Denkens freiwillig und aufrichtig anerkennt, auch zugleich eingesteht, daß es Wahrheiten geben könne, sogar geben müsse, die hinter dem vor ihr verdunkelten Horizonte ein höheres Leben beginnen lassen, was die ahnende Seele nicht durch Denken allein, sondern auch, und vorzüglich durch Empfinden zu erreichen befähigt sei. Die höchste Erhebung der Empfindung ist eine Stimme der innern Offenbarung, welche Wahrheit enthüllt, die weder das fleischliche Ohr vernehmen, noch das Denken erschließen kann. Das Gemüth ist die Wurzel des Glaubens, jedoch des vernünftigen Glaubens und der gläubigen Vernunft, das heißt: es gibt keinen Glauben, der den ewigen Gesetzen der aus Gott stammenden Vernunft widerspräche, und es gibt auch keine wahrhaft erhellte Vernunft, welche das Bedürfniß des Glaubens abzuleugnen wagen sollte.

Die Unterscheidungen des Glaubens vom bloßen Meinen und die Bestimmungen des eigentlichen Wissens sind richtig genug vom Verf. angegeben, und es macht ihm Ehre, daß er keinen unvernünftigen Glauben empfiehlt. Allein Bewürfnisse über Glauben und Wissen sind keineswegs dadurch gehoben. Welches sind nämlich die Grenzen des Denkens? Wären sie festgestellt, inwieweit dürfte man sich der subjectiven Empfindung überlassen? Müßte nicht der Inhalt des durch Empfindung Beglaubten wieder im Denken gefaßt werden, obgleich er über die Grenze des Denkens hinausliegt? Ist dies nicht ein Widerspruch, und wie könnte doch der Glaube ohne solche Fassung vernünftig sein? Philosophie, welche hierüber entscheiden müßte, ist mit sich selbst nicht einig.

Inzwischen fährt der Verf. fort: In Bezug auf Empfindung ist das A h n e n eine Erfahrungswahrheit. Für die Wahrnehmung des Zukünftigen gesteigert ist es Prophetengabe, und heißt, sofern es sich auf ein Diesseits beschränkt, prophetisches Schauen; erhebt es sich bis zum jenseitigen Leben, so ist es der Glaube in seinem eigentlichen und höchsten Sinne. Geht der Glaube im Widerstreit gegen das Wissen seinen Weg allein, so wird er entweder Köhlerglaube oder ein ruchloser fanatischer Glaube; nur wo Denken und Empfinden, als Gemüth, also im Einklange miteinander Wissen und Glauben besteht, erblickt die höhere Erkenntniß, die unerschütterliche Wahrheit eines nicht wieder bloß in der Idee erfassen künftigen Lebens, sondern von einem das Leben nach der Idee reich und herrlich ausfüllenden Zustande der Seele. Der Glaube gründet sich auf ein Bedürfniß der menschlichen Natur, auf eine Offenbarung im menschlichen Gemüthe, und weil die Empfindung theils von der Sinnenwelt betäubt werden oder bei alleinigem Bestreben der Dennkraft nach Erkenntniß erkalten kann, macht dieser Mangel an Glaubensfähigkeit dem Menschengeschlecht ein Rettungsmittel notwendig, und ihm ward die unmittelbare sinnlich-geistig zu erkennende Offenbarung von Gott durch die Sendung seines Sohnes Jesu Christi. Die Vernunft ist nicht ungläubig, aber sie zweifelt, und gerade der Zweifel führt sie zur Wahrheit, d. h. zum Anerkenntniß, daß sie sich mit dem Glauben vereinigen müsse; der Verstand zweifelt nicht bloß, er ist auch zweifelsüchtig, er bleibt im Zweifel. Leichtgläubigkeit und blinder Glaube sind der Gegensatz des Unglaubens; sie werden leicht ein Raub des Irrglaubens, welcher sich nicht auf einen vernünftigen Gebrauch der Offenbarungseinsicht, sondern auf Zusätze menschlicher Autorität gründet, welche mit der gelungenen Ausbildung des rein Menschlichen in uns nicht wohl zu vereinigen sind. Aberglaube deutet ursprünglich auf eine dunkle Empfindung im Menschen hin, daß er in einer ihm unerklärlichen Verbindung mit übersinnlichen Verhältnissen stehe. Sie ist so tief in der menschlichen Seele gewurzelt, daß die fortschreitende Cultur und ein

schon sehr veredelter Aufschwung der Wissenschaft und Philosophie die Verirrung dieser an sich so werthvollen Empfindung nicht zu verhindern und sie mit der Vernunft zu versöhnen vermöchte.

Wir kommen mit dieser Auseinandersetzung nicht weiter als vorher. Ahnen ist ein unbestimmter, schwankender Zustand, auf welchen sich schwerlich sicher zu verlassen, und wenn es auch zur Prophetengabe gesteigert wird, erscheinen neben den wahren Propheten die falschen, wobei der Glaube allein nicht entscheiden kann, und das Wissen unzureichend ist, indem der Gegenstand über dessen Kreis hinausliegt. Beide sollen im Einklange miteinander bestehen, aber sie klingen in verschiedenen Tonarten. Ein bloßes Bedürfniß des Glaubens ist den Gegnern desselben für seine Begründung unzureichend, und wenn der Glaube auf gutes Glück seinen Weg fortsetzt, wird er laut Angabe Köhlerglaube oder ruchlos fanatisch, und erkalte wiederum bei alleinigem Bestreben der Dennkraft nach Erkenntniß. Kann denn die Dennkraft etwas Anderes wollen als diese? Weil hieraus Mangel an Glaubensfähigkeit erwächst, hält der Verf. ein Rettungsmittel notwendig, die äußere christliche Offenbarung. Allein in Beziehung auf sie bleibt dasselbe Verhältniß zwischen dem Glauben und Wissen, daß sie die wahre Offenbarung sei. Vernunft soll zweifeln und der Verstand auch, die erstere aber in Glauben übergehen, der zweite im Zweifel stecken bleiben. Ist nicht jeder Mensch vernünftig, verständig zugleich? Der alte Gegensatz des Glaubens und Wissens wird nur auf andere Weise ausgedrückt. Und da es einen Irrglauben gibt, der sich nicht auf vernünftigen Gebrauch der Offenbarung, sondern auf Zusätze und menschliche Autorität gründet, wer soll darüber das Raß bestimmen? Aberglaube endlich ist nach Angabe des Verf. durch Aufschwung der Wissenschaft und Philosophie bisher überwunden. Wir werden sonach von Einem zum Andern gewiesen und suchen vergebens ein ständiges sicheres Verhältniß des Glaubens zum geistigen Leben der Menschheit.

Aber die Sache selbst ist dadurch bezeichnet. Jedes Zeitalter hat seinen Glauben und Unglauben, Irrglauben und Aberglauben. Ist die Glaubensfähigkeit eine Kraft, so sind doch Leichtgläubigkeit und blinder Glaube eine Schwäche; ist der gerechte Zweifel eine Stärke, so ist doch der leichtfertige Unglaube eine Ermattung. Ein Schwanken hinüber und herüber geht durch die Geschichte, die christliche Welt hat Concilien, Päpsten, Bibelworten geglaubt und ihre Aussagen bezweifelt, aus Behauptungen entwickelten sich Verneinungen, und aus Verneinungen Behauptungen. Unsere gegenwärtige Zeit erscheint gegen frühere Jahrhunderte ungläubig und zweifelsüchtig, doch ist sie nicht glaubensleer und zeigt ihre Glaubensstärke besonders in der deutschen Philosophie, welche durch Anwendung gewisser Begriffsformeln das A n s i c h, F ü r s i c h und B e i s i c h, oder durch eine drei Potenzenlehre das Wesen Gottes und der christlichen Offenbarung wissenschaftlich ergründet und erkannt zu haben vertraut. Nicht der Glaube ist hierdurch in Wissen verwandelt, sondern das Wissen selbst von der eigenthümlichsten Glaubensfähigkeit durchdrungen. Und sollte es außerdem uns noch am Irrglauben an menschliche Autoritäten und am Aberglauben über Verbindung mit unsichtbaren Mächten fehlen?

Unser Verf. entwickelt näher seinen christlichen Glauben, er will nicht die Dogmen der einzelnen Kirchen und Secten in Erdreterung ziehen, sondern nur die Grundwahrheiten betrachten, und wo möglich dabei zu zeigen versuchen, wie so innig vereint Empfindung und Vernunft den nämlichen Weg gehen. Was die Vernunft nämlich als unumstößliche Nothwendigkeit ermittelt hat, muß vom Glauben bekräftigt werden, und was als Glaubenssag, als besondere Wahrheit gilt, den allgemeinen Denkformen nicht widersprechen. Auffallend genug erscheint sogleich zuerst (S. 324) in dogmatischer Farbe der Glaube an Gott in seiner dreifachen Wesenheit. Nach dem der Vernunft angeborenen Causalitätsgesetze gibt es eine noth-

wendige Grundursache, Gott, in dessen Idee sich darstellen die Kraft des Schöpfens in seiner Allmacht, die Kraft des Gedankens in seiner Allweisheit, die Kraft des Lebens in seiner Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Unendlichkeit. Gott ist nach christlichem Glauben ein Gott der Allmacht (erste Person), der Liebe (zweite Person), der Allweisheit und Allheiligkeit (dritte Person). Dies ist eine Mysterie, nach der innern Offenbarung von der gläubigen Empfindung erkannt, jedoch nicht wider die Vernunft, sondern über dieselbe hinaus. Der Verf. geht, es werde der Zusammenhang des Inhalts der Mysterie sich in jedem gläubigen Gemüthe wahrscheinlich anders ausbilden, wovon neuerdings Beispiele genug vorhanden sind, allein es möchte doch schwer werden, diese Mysterie des Dreieinigens als eine durch gläubige Empfindung geforderte zu beweisen, da sie wol näher dem Scharfsinn dogmatischer Speculationen angehört. Entschieden wird die Persönlichkeit Gottes als eine dem religiösen Glauben unentbehrliche Wahrheit betrachtet, und der Verf. bestimmt sie nach der Vernunft als „das in dem Alles umfassenden Gedanken, jedes besondere Bewußtsein der Vernunftwesen ausströmende Gottesbewußtsein, das nur geistig angeschaut, in irgend einer Gestaltung des Besondern aber nicht erkannt werden kann. Die immer veredeltere reinere Anschauung des Göttlichen, in sich erweiternder und erhebender Erkenntnis des göttlichen Wesens, sucht die Vernunft beim Glauben.“ Ref. muß gestehen, daß ein Ausströmen des Gottesbewußtseins sehr pantheistisch lautet, und nicht wohl einzusehen ist, wie Anschauung und Erkenntnis des göttlichen Wesens beim Glauben gesucht werden kann. Ähnliche Bedenken erheben sich bei den Artikeln der Vorsehung, der Erlösung, der Unsterblichkeit und einem Zustande künftiger Seligkeit oder Unseligkeit. Die christliche Gläubigkeit verdeckt — was sie von je her bei den Gläubigen gethan — eine Menge von Schwierigkeiten, welche sich bei der Auffassung im Begriff für die Überzeugung entgegenstellen. Kommen diese zur Sprache, dann wird Hülfe gesucht bei einer Dogmatik, die sich dem Glauben unterbaut. Macht Kritik diesen Unterbau wankend, dann sucht der Glaube entweder sich selbst zu helfen, oder eine philosophische Begriffcombination bringt sich mit der Dogmatik in engste Beziehung, um diese auf speculatives Wissen zu stützen, was neuerdings positive Philosophie heißt und im Grunde wieder einen überschwenglichen Glauben an Dogmatik und eigene Nachvollkommenheit voraussetzt. Die Wanderung ginge also vom Glauben zum Glauben, und der Verf. hätte ganz recht mit seinen anfangs geäußerten Worten: „Alle unsere Erkenntnis beginnt mit dem Glauben und endigt mit ihm“; — nur daß dann Erkenntnis nicht eigentlich sich selbst, sondern ein Streben nach derselben bedeutet, welches bei „den edelsten Wahrheiten der höhern Welt“ sein Ziel nicht erreicht. Sehen wir dieses wiederkehrend im Laufe der Zeiten, und unter dem Wechsel von Lehrgebäuden, von Begriffen und Empfindungen sich gleichbleibend, so ist es als das Herrschende in der Geschichte — Menschenschicksal.

Ist dem Schicksal Alles unterworfen, dann auch das Christenthum in seinem geschichtlichen Dasein, und es möchten sich die Worte des gläubigen Verf. nicht bewähren, Christi Lehre sei „ein so schöpferischer Zusammenbau, eine so vollendete, in sich durchaus geschlossene Religion, in welcher der menschliche Geist keinen Zusatz zu erdenken, keinen Mangel zu entdecken und zu ergänzen befähigt wäre“ (S. 369). Gab und gibt es nicht der Zufall, der Ergänzungen verschiedener Art? Und wenn sie ausgeschlossen werden sollen, was gehört zu dem Auszuscheidenden? Die Gläubigen selbst sind darüber nicht einig, das Schicksal macht sich geltend. Gern aber wollen wir einräumen, der „feste unüberwindliche wahre Glaube begeistere die Hoffnung zur freien Entfesselung ihrer Schwingen, und die Phantasie zeichne die Bilder jenes idealen Lebens, das hinter dem Grabe verheißt ist“. Gern wollen wir einstimmen in den Preis der christlichen Liebe, mit welchem der

Verf. sein Werk schließt, und sie als die Spitze alles Desjengigen, was Liebe heißen kann, kenntlich macht, schon im Innern der Thiere bemerkbar, dann bei dem Menschen als Sympathie, Geschlechtsliebe, Familienverband, Freundschaft, Vaterlandsliebe, Nächstenliebe, Mitleid und Erbarmen, und endlich Liebe zu Gott. 24.

Zur polnischen Literatur.

Die letzten Nummern des nun schon seit länger als zehn Jahren in Petersburg Polnisch erscheinenden „Tygodnik Petersburski“ (Petersburger Wochenblatt) bringen folgende Nachrichten über neue polnische Werke:

In Petersburg ist für das Jahr 1844 ein literarisches Jahrbuch: „Rocznik literacki“, von Romuald Podderecki herausgegeben worden. Es enthält manche werthvolle Mittheilungen in Prosa und in Versen von den namhaftesten der neuern polnischen Schriftsteller, wie Kraszewski, Solowinski, Grabowski, Thomas Jan und Andern. Es ist mit den Portraits der Maler Rusceci und Barzgewski, mit Holzschnitten und Lithographien, welche unter Andern Scenen aus dem Leben der Weistrassen darstellen, geziert, auch fehlen Musikbeilagen nicht. Der Herausgeber dieses Jahrbuchs verspricht die baldige Herausgabe der Poesien von Thomas Jablocki.

Mit dem neuen Jahre wird ein neues Werk von dem sehr thätigen und gewandten Kraszewski erwartet, es ist das Tagebuch einer Reise, welche derselbe im J. 1843 nach Odessa, dem Sudbischak und dem süblichen Rußland gemacht hat; es wird u. d. L. „Wspomnienia Odessy, Jedyassanu, Budzaku“ in Wilna in drei Theilen erscheinen. Neben interessanten Mittheilungen über Odessa, dessen Handel, dessen Verbindungen mit Europa und dem Oriente, finden sich in dem Werke Darstellungen aus der Lebensweise der Tataren und geschichtliche Untersuchungen über die tatarischen Völker, welche den Polen wegen ihrer in frühern Jahrhunderten häufigen Einfälle in die Ukraine, in Podolien und Rothpreussen nicht wenig interessieren müssen.

Ein in der polnischen Literatur fast einzig dastehendes Werk ist die umfangreiche Beschreibung einer Pilgerreise nach dem gelobten Lande: „Pielegzymka do ziemi swiatej“, von dem Geistlichen Ignatius Solowinski; bereits sind vier Theile dieser Beschreibung erschienen, jetzt wird der fünfte erwartet. Die Polen besaßen bisher nur eine aus dem 16. Jahrhundert stammende, früher sehr gelesene und auch deutsch und lateinisch vorhandene Beschreibung einer Pilgerreise nach Palästina, die von einem Fürsten Radziwill unternommen wurde.

Mit vielem Beifall sind „Pamiatki starego szlachcica Litewskiego“ (Denkschriften eines alten lithauischen Edelmanns) aufgenommen worden, lebensvolle Skizzen aus den letzten Zeiten der polnischen Republik. Der zweite, demnächst in Wilna zu erwartende Theil wird den König Stanislaw und Stanislaw Rzemuski zeichnen. Dieran schließt sich eine nationale Erzählung: „Tajkury“, von Edward Laskza. Der Verf. derselben hat sich durch mehrere frühere Erzählungen vorthellhaft bekannt gemacht, insbesondere muß die Erzählung „Koliszczyzna i stepy“, welche einen Aufstand der Kosaken unter dem letzten polnischen Könige und die Erstürmung des Städtchens Human schildert, den besten polnischen Erzählungen beigezählt werden. Von dem Grafen Const. Hynenhaus wird eine „Ornitologia“ in zwei Theilen in Wilna gleichfalls in nächster Zeit erscheinen.

Eine der bedeutendsten polnischen Zeitschriften der Gegenwart ist das von Kraszewski gegründete und redigirte, in Wilna erscheinende „Athenaeum“, das bereits bis zum sechsten Jahrgange gediehen ist und einen Schatz originaler und überlegter Abhandlungen enthält, die theils von der polnischen Literatur und Geschichte, theils von der ausländischen Literatur handeln.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 38.

7. Februar 1845.

Vorträge über Ästhetik, für bildende Künstler in der königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Quandt.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Eine andere Anfechtung: Was sollen der Art Vorträge jungen Kunstakademikern frommen? Bei allen Mitteln, ihre Ausbildung zu fördern, ist das einzig und allein Wichtige, für die Möglichkeit anzustreben, daß Werke hergestellt werden, die nicht unwerth sind, einen Platz neben den Werken der alten großen Meister einzunehmen. Zweifelsohne werden hierzu die jungen Leute am tüchtigsten herangebildet, wenn man sie, soweit Zeit und Umstände es verstatten, den nämlichen Bildungsweg nehmen läßt, den jene großen Meister genommen. Diese aber wurden zu den großen Meistern, die sie gewesen, weil in den Schülerjahren all ihr Fleiß und all ihre Anstrengung einzig dem Technischen zugewendet und den Göttern überlassen blieb, wie viel nach Maßgabe dem Schüler inwohnender höherer Begabung sich vereinst in seinen Werken an ideeller Vortrefflichkeit offenbaren werde. Jene tüchtige Bildung war eine solche, weil sie nicht glaubte zu hoch gestellt zu sein, um aus handwerksmäßiger Bescheidenheit und Mühseligkeit emporzuwachsen. Selbst dem Namen nach mußte man in jenen schönsten Tagen der Kunst nichts von Kunstphilosophie, es gab sogar keine Kunstakademie, geschweige denn Kunstakademien, auf deren Bänken die jungen Gemüther mit der Überschwenglichkeit Platon'scher, v. Quandt'scher, Hegel'scher und anderer hochberühmter Männer philosophischer Institutionen gefüttert wurden.

Bogenlang und in berebtester Form ließe diese Anfechtung sich ausspinnen. Allein die Widersacher machen dies ganz und gar entbehrlich. Man gibt ihnen das Factum und somit den ganzen Angriff zu, der offenbar auf weiter nichts hinausläuft als die allerdings ganz richtige historische Behauptung: Anders hielt man es damals als jetzt, und dabei leistete man damals Das, und jetzt leistet man Das nicht. Was aber, fragt die jener Anfechtung widerstrebende Partei, ist damit gegen Hrn. v. Quandt, seine Vorträge und deren Ersprießlichkeit bewiesen? Denn das factische Argument des Angriffs zugegeben, wird wol auch andererseits Jedermann so viel einräumen, daß die Gleichzeitigkeit einer negativen und einer positiven

Erscheinung nicht ohne weiteres berechtigt, anzunehmen, dieselben verhielten sich zueinander wie Ursache und Wirkung. Niemand bestreitet, daß die Feldmestkunst längst im Stande war bedeutende Aufgaben zu lösen, ehe die Feldmestkünstler angefangen hatten, der reinen Mathematik mächtig zu sein. Kann und wird man nun wol um deswillen behaupten, der Hals sei der Feldmestkunst gebrochen worden, weil man später den Feldmestkünstlern zugemuthet, der reinen Mathematik mächtig zu sein? Geisttödtend ist es, nach unverständenen Regeln zu verfahren, hingegen nach erkannten höchsten, d. h. in der Organisation des Menschengesistes begründeten Gesetzen zu verfahren die höchste Aufgabe jeder intellectuellen Bestrebung. Da man nicht behaupten wird, hiervon mache die bildende Kunst eine Ausnahme, so wird man auch nicht leugnen, Hr. v. Quandt's Mühswaltung sei ebenso erfolgreich als dankenswerth, sollte sie auch nur eine einzige reichbegabte junge Künstlerseele angeregt haben, nach reinen und absoluten Kunstanschauungen sich Rechtschaffenheit über die concreten Kunsterscheinungen zu geben.

Noch eine Anfechtung: Wer belehren will, sei vor allen Dingen verständlich, er hebe den Zuhörer so weit zu sich empor oder lasse sich so weit zu ihm herab, als es nothwendig ist, damit auch das physisch vernommene Wort des Lehrers als intellectuelle Anschauung in den Schüler übergehen könne. Diese bloß vorbereitende, aber ganz und gar unerlässliche Operation ist überaus schwer, wenn es sich um philosophische Entwicklungen vor einem Auditorium junger Männer handelt, denen größtentheils die streng geschulte formale Geistesbildung fehlt, wie dies der Fall mit der großen Mehrzahl der jungen Kunstakademiker aller Art ist und sein muß, was man auszusprechen gerechtes Bedenken trägt, hätten nicht die Betheiligten guten Grund, sich davon nicht im allermindesten anfechten zu lassen. An dem guten Vorsatz, verständlich zu sein, hat es nun allerdings Hr. v. Quandt nicht fehlen lassen. Denn wir lesen in der Vorrede (S. iv):

Der Titel des Buchs spricht besonders aus, daß diese Vorträge für bildende Künstler und zwar in der Akademie zu Dresden gehalten worden sind. Daraus kann man schließen, daß diese Vorträge in einer jungen Künstlern faßlichen Sprache gehalten werden mußten, wobei so viel als nur immer möglich

sich der Redner einer philosophischen Terminologie enthalten mußte, wodurch der mystische Reiz der Wissenschaft zum Theil verloren ging, und daß dennoch Vieles zu erklären und wenigstens das Nöthigste aus andern Disciplinen zu besserem Verständniß herbeizuholen blieb, weshalb denn auch eine reinliche Abgrenzung auf die Ästhetik zu vermeiden sein wird.

Hat er aber wol es der Mühe werth gehalten, den guten Voratz auch nur approximativ zur That werden zu lassen? daß er in jener Stelle der Vorrede unmittelbar darauf also fortfährt:

So geht es denn auch ohne Wiederholungen nicht ab, zumal da sich der Redner es zur Aufgabe machte, darzulegen, wie der Geist, einen großen Kreis durchlaufend, seinem andern Sein zu entschlüßeln suchte und sich selbst im Realen wiederfand, mit welchem ihn die Kunst nun unzertrennlich in ein Einssein aufnahm.

Dies möge auf sich beruhen, denn alle Verständlichkeit ist eine relative; in gewissem Sinne gibt es gar keine Unverständlichkeit, sondern zu Allem, was man so nennt, einen möglichen Schlüssel, und dem Schriftsteller ist es anheimgegeben, zu bestimmen, welches Maß von Fähigkeit zu verstehen er in den Personen voraussetzt, die er zu seinem Publicum rechnet. Wir, so würden jene Widersacher weiter sagen, heben daher hier die am Schlusse der Schrift an die junge Zuhörerschaft der Akademie gerichteten Abschiedsworte hervor (S. 164):

Ich hoffe, was meine Absicht war, Sie mit der Ästhetik versöhnt zu haben, welche nicht den Leib entseelt, wie ich Eingangs versicherte, sondern darthut, wie in der Kunst beide durchaus Eins sind, und das durchaus Seiende das Einssein von Geist und Wirklichkeit ist. Sie werden sich überzeugen haben, daß die Erscheinung des Göttlichen in uns, in dem Menschengeiste, und das Ideal Erscheinung des Göttlichen in der Sinnenwelt ist; und wie glücklich ist der Künstler zu preisen, dem sich das Göttliche in seiner idealen Erscheinung offenbart, und in dessen Werke Wissen und Sein Eins ist! Ich hoffe Sie ermuntert zu verlassen, da ich Ihnen dargelegt habe, daß die Kunst vollbringt, was die Weisheit zu erkennen strebt, wie die Idee in dem Endlichen und für sich seienden Einzelnen das wahrhaft und durchaus Seiende ist.

S. 105 liest man sogar Folgendes:

Das reine Wissen ist ein gegenstandsloses Wissen, ist die gänzliche Trennung von Geist und Materie, von Wissen und Sein, wobei das Wissen um das Sein kommt als ein nicht Seiendes (non ens) und das Seiende als das nicht Gewusste betrachtet wird und um das Bewußtsein kommt. Wenn man die Verunft auf diesen äußersten Punkt der Absonderung treibt, so bleibt nur noch der Ausspruch zu thun übrig, daß der Idee in der Realität nichts congruent sei; denn es verneinen dann Idee und Realität einander als widersprechende Gegentheile, und wir befinden uns hier auf dem der Platonischen Philosophie entgegengesetzten Standpunkte.

Schwerlich würde die Stimmung, in welche solche Aussprüche vernehmend, junge Kunstakademiker versetzt werden, sich in treffendere Worte einkleiden lassen als die von Sokrates an Diotima gerichteten: „Der Sehergabe bedarf es für Das, was du wol meinst; ich fasse es nicht.“ (Symp. cap. 25.)

Diese Ansehung hat in den Argumenten, deren es ihr beliebt sich zu bedienen, die Wahrheit, allein weil sie einzig und allein diese Momente hervorhebt, auch nur die halbe Wahrheit für sich und ist darum malitios

ganz und gar. Fragen könnte man, ob es denn nun am Ende ein Unglück sei, wenn die jungen Leute, eben weil sie jene Aussprüche nicht begriffen, sich der Ahnung hingeben, um das Wünschenswertheste, um Das, was ihren Bestrebungen als immaterieller und höchster Lohn sich bieten könne, habe es eine geheimnißvolle, nicht faßlich in Worten auszusprechende Bewandniß? Wir lassen diese Frage fallen, weil sie Gefahr liefe, für Paradoxien-sucht und Muthwillen angesehen zu werden, und machen dagegen die unbestreitbare Wahrheit geltend, daß es für die Zuhörerschaft zuverlässig ein großer Gewinn gewesen, wenn, was ihr Lehrer gemeint, zwar nicht zum klaren, wol aber doch zum ahnenden Verständniß in ihr sollte durchgebrochen sein. Dafür (den Beweis davon liefert der Abdruck der Vorträge) war wol gesorgt dadurch, daß an namhaften Kunstwerken vielfach die Erläuterung der abstracten Theorie mittels vergliedernder Betrachtung der concreten Productionen gegeben wurde. Zudem wird Niemand der von Hrn. v. Quandt unternommenen Kritik derjenigen Schönheitsrecepte, womit man von Zeit zu Zeit gesucht hat, den bildenden Künstlern unter die Arme zu greifen, den Werth populairer Faßlichkeit absprechen. Kann man es da wol für unverdientlich in praktischer Hinsicht halten, wenn dem Publicum, für das jene Vorträge zunächst bestimmt waren, ein Grauen aufgegangen, mindestens doch Zweifel gegen Theorien, die um ihrer trivialen Faßlichkeit willen, leicht Eingang in unbewachte Gemüther finden? Jedoch auch dies lassen wir dahingestellt, um hier derjenigen Betrachtung und zuzuwenden, die schwerlich im Bereiche eines Lesers des Buchs, überaus nahe aber einem gewissen Zuhörer der Vorträge liegt, und schon Eingangs andeutetermaßen die Veranlassung geworden ist, daß ein solcher sich verpflichtet gefühlt hat, gegenwärtige Anzeige zu übernehmen. Als Veröffentlichung der Vorträge kann das Buch des Hrn. v. Quandt nur in einem gewissen Sinne gelten, in einem gewissen andern aber durchaus nicht. Das ist also gemeint: Vorträge sind, wie sehr richtig in der Vorrede bemerkt ist, keine Vorlesungen. Hr. v. Quandt las nicht vor, sprach nicht, was im Wesentlichen auf Dasselbe hinausgelaufen wäre, die vorher niedergeschriebene und dem Gedächtniß wohl eingeprägte Rede mit affectirter Improvisation, sondern für den vorher erwogenen Gegenstand der Rede wurde das gesprochene Wort im Augenblick geboren. Während Vorlesungen sich nimmermehr mit durchgeführter Täuschung als Vorträge halten lassen, verwandeln die Vorträge sich durch Niederschrift und Abdruck in Vorlesungen, dies auch dann, wenn „die Vorträge“, wie allerdings bei den angezeigten geschehen, und die aufmerksam gewesene Zuhörerschaft einhellig bezeugen kann, „aus lebendiger Erinnerung, oft wörtlich, wie sie gehalten worden, niedergeschrieben sind“. Das geschriebene Wort verhält auch dann sich, wenn der Schreibende zu schreiben versteht — ein Talent, das unserm Schriftsteller Niemand absprechen wird —, zu dem improvisirten Worte des an sich und seine Überzeugungen glaubenden und ihrer Vordersage mächtigen Mannes von

Geist und Leben, wie die *Wissenschaft* zu dem ausgeführten Vortrag. Es entsteht bei dem wirklichen Vortrage „zwischen dem Redner und seinen Zuhörern ein Rapport, den man fast für magnetisch halten möchte“. Die Folge davon ist, daß für *Dachniger*, was mancher Leser nicht ganz versteht, weil er nicht vermag, das Gesehene sich logisch zu bemessen, ohne welches Vermögen solchenfalls auch nicht das *Quentchen* Verständniß möglich ist, dennoch dem Hörer des Vortrags die Möglichkeit eines gewissen andern, nicht selten mehr als das eigentliche, das logische, anregenden Verständnißes bleibt, als worauf vielleicht hingedeutet ist in der schon mitgetheilten Stelle der Vorrede, wo davon die Rede war, wie durch *Enthaltung* von philosophischen Terminologien zum Theil der mystische Reiz der Wissenschaft verloren gehe. Während in der Regel der wirkliche Vortrag den eben bemerkten Vorzug vor dem abgedruckten hat, der genau genommen kein Vortrag ist, war er ein den Vorträgen des Hrn. v. Quandt höchst eigenthümlicher. Mit ununterbrochener, nicht als Ergebnis eines Entschlusses festgehaltener Aufmerksamkeit fühlte sich der Hörer fortgezogen von dem wirklichen Verständniß, oder jenem täuschenden, noch in keiner Theorie des Lehrvortrags erörterten, weniger noch bestimmt prädicirten, ahnenden, sich magnetisch mittheilenden, mystischen, für das wir ein Anerkennung in den Worten Goethe's finden:

Und soll ich dir noch einen Vortrag sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehen,
Was wir verstehen, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Missionare, oder der Weg zum Lehramte des Christenthums. Von J. B. Kerning. Dresden, Bromme. 1844. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Verf. bekämpft in seinem Buche einen Irrthum, der sehr alt und sehr verbreitet ist, nämlich den, daß die Vorbereitung zum christlichen Lehramte durch Schule, Seminar und Akademie, mit Einem Worte also, durch Lehre allein bewerkstelligt werden könne. Er führt an einem Beispiele die Behauptung durch, daß Jeder, der das Christenthum lehren wolle, die Wahrheit desselben auch erlebt haben müsse, das heißt, daß er entweder durch philosophisches Denken, oder in den Ereignissen seines Lebens den Zusammenhang mit dem Christenthum müsse gefunden haben. Mit dem ersten Falle beschäftigt sich die vorliegende kleine Schrift. Sie zeigt an einem Beispiele, daß der Verstand des Christenlehrers nicht bloß materiell gebildet werden soll, das heißt, mit Kenntnissen vollgestopft, sondern daß der Lehrer auch eine geistige Beweglichkeit und Selbständigkeit besitzen müsse, durch die man zur Einsicht in den Grund und Zusammenhang der einzelnen Lehren gelangt. Nur Der, welcher selbst dieser Einsicht sich bemächtigt hat, ist befähigt, Andere das Christenthum zu lehren. Ref. meint, der Verf. hätte nun auch zeigen sollen, inwiefern seine Grundsätze Anwendung finden auf das Geschäft der *Beidenbelehrung*; das soll vielleicht in einem nachfolgenden Werkchen noch geschehen. Wenn Hr. Kerning im Vorwort darüber klagt, daß seine Ansichten, die er schon früher, freilich in anderer Form, ausgesprochen habe, wenig Eingang gefunden haben, so weiß er ja selbst, daß dies, theilweise wenigstens, seinen Grund in der

Divergenz der rationalistischen und der supranaturalistischen Theologie hat. Nun meint der Verf., mit seinem oben angezeigten Werkchen werde es ihm gelingen, ein größeres Publikum zu gewinnen; wir raten ihm, nicht zu sanguinisch sich großartigen Hoffnungen hinzugeben. Rämlich unser Verf. theologische Ansichten stehen auf dem Gebiete des rationalistisch begründeten Offenbarungsglaubens. Diese Ansicht enthält nun schon in ihrem Princip eine Inconsequenz; nämlich, wenn ich an eine Offenbarung Gottes glaube, so hat die Vernunft des Menschen an der Offenbarung Gottes gar nichts zu deuten, zu erweitern, noch weniger zu kritisiren, ob etwas davon genommen werden dürfe oder nicht. Was nun Hr. Kerning z. B. über die Wunder Christi oder über die Dreieinigkeit sagt, das ist Alles recht hinreichend und gut, aber doch nicht von so schlagender Wahrheit, daß er verlangen kann, Jedermann solle nun dabei, wie bei einem Gesetz, stehen bleiben. Und am Ende muß doch auch, nach des Verf. Ansicht, die Freiheit des Einzelnen so weit gehen, daß er über dergleichen Punkte in der Weise denken darf, wie sein Verstand ihm gerade das Maß gibt; denn als rationalistischer Supranaturalist will Hr. Kerning doch dem Einzelnen das Denken, das Forschen, das Erweitern des bereits Erforschten nicht verwehren. Ref. hofft, Hr. Kerning werde einsehen, daß er sich über Mangel an Anerkennung zu beklagen nicht Ursache habe. Dazu kommt noch etwas: nämlich die oben bezeichnete theologische Denkweise des Verf., die ich einen rationalistisch begründeten Offenbarungsglauben nannte, gehört jetzt schon einer hinter uns liegenden Periode an; sogar die Strauß'sche Epoche ist vorüber; wir haben selbst Feuerbach schon hinter uns — und alle diese Extravaganzen belehren uns, daß die Kunst schwer sei, das einfache wahre Christenthum zu bewahren. Wenn Hrn. Kerning's Bestreben dahin geht, so wird er sich niemals über Mangel an Anerkennung zu beklagen haben.

Die Darstellung des Stoffs ist ganz ungekünstelt; wir sind überzeugt, der Verf. macht gar keinen Anspruch auf das Lob eines eleganten Stilisten; die Form, deren er mächtig ist, genügt. Ref. hat die Überzeugung, daß die vorbezeichnete kleine Schrift, außer der allgemeinen Wahrheit, die sie lehrt, nämlich, daß die Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums erlebt werden müsse, noch mancherlei anderweitige Belehrungen enthält. In Missionsanstalten, in Schullehrerseminarien sollte sie verbreitet werden, sie würde kräftig dahin wirken, daß der in diesen Anstalten so häufig grassirende Pest des Pietismus, des Buchstabenglaubens und der Heuchelei gewehrt werde. Wir fordern den Verf. auf, gegen dieses Unwesen des Mysticismus, das in den Schullehrerseminarien oft den Jünglingen eingeimpft wird, gegen diesen Mysticismus, der wie ein Gift am gesunden Stamme des Christenthums frisst, in die Schranken zu treten; der einfache, gesunde Wahrheitsinn des Verf. wird da gewiß Vortreffliches leisten. 25.

Das englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung in Bezug auf die heutigen Zustände von Franz Schulte. Berlin, Schlesinger. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Obgleich die Organisation und die Geschäftsführung des englischen Parlaments sowohl durch die englischen Werke von Blackstone, Willar, de Lolme und Hallam und durch ihre deutschen Bearbeiter Schmid, Dahlmann und Rüdor als durch die selbständigen Werke von Schmalz, Binde und Veischner in Deutschland hinlänglich bekannt ist, so können wir es uns doch gefallen lassen, daß Hr. Schulte, der mehrere Jahre in England lebte, gleichfalls unternommen hat, über diese Gegenstände ein Buchlein abzufassen. Weit weniger passend erscheint uns die Vorrede, welche, ohne daß man den Zusammenhang mit der Schrift selbst einsehen, sich über deutsche Historiographie äußert und wieder das alte Lied anstimmt, daß es

In Deutschland mit wenigen Ausnahmen eigentlich gar keine Geschichtsschreiber gäbe. Da lesen wir denn wieder von dem „welken Aussehen“ unserer Historiographie, die „eine Kunstplanze unserer Universitätsmauern“ ist, von dem „holprichigen Stil“ und den „gebrechelten, inhaltlosen Phrasen“ unserer Geschichtsbücher, von dem „großen Weinhaufe“, dem das historische Feld in Deutschland gleichen soll, und von ähnlichen Ausfällen, wie sie theils die Unwissenheit, theils die Eucht, etwas Neues zu sagen, manchen jungen Schriftstellern eingegeben pflegt. Um so begieriger sind wir natürlich auf die Geschichte von Großbritannien, die Hr. Schulte herauszugeben verspricht. Unstreitig wird in ihr so viel Glanz der Rede, volksthümliches Wesen und Kenntniß der menschlichen Natur herrschen, daß wir arme Deutsche erst aus diesem Buche erfahren würden, was es denn eigentlich heiße, Geschichte zu schreiben, wenn nicht zum Glück dafür gesorgt wäre, daß die Däme nicht in den Himmel wachsen.

Auf den ersten 69 Seiten hat Hr. Schulte die Organisation des Parlaments ganz gut und übersichtlich dargestellt. Dasselbe steht freilich schon in vielen andern Büchern, wir geben also keinen Auszug daraus, hätten es aber für ganz zweckmäßig erachtet, wenn auch die Parlamentsberedtsamkeit hier und da berücksichtigt wäre, wozu das noch immer nützliche Buch von Hegewisch brauchbare Materialien geliefert haben würde. Man darf indeß von einem deutschen Literaten im J. 1844 kaum verlangen, daß er ein im J. 1804 gedrucktes Buch kennen soll. Der zweite Theil des Buchs ist überschrieben: „Summarische Betrachtungen“, und beschäftigt sich mit einer Anzahl Dinge, die Hr. Schulte in der englischen Verfassung nicht gefallen. Dahin gehört die englische Chronik, das Stimmensystem, die zu lange Dauer des Parlaments, die Reformbill u. A. m., wo der Verf. auch, wie auf S. 113, manche Verbesserungsvorschläge mittheilt. Aber am meisten ergrimmt er über die hierarchisch-aristokratische Selbstsucht, welche das britische Reich bis auf den heutigen Tag regiert hat. „Die Weltgeschichte“, sagt Hr. Schulte auf S. 115, „kennt keine Partei, die mit solcher Macht, Klugheit, Consequenz und Humanitätslosigkeit ihre eigennützigen Zwecke verfolgt hätte. Die hierarchisch-aristokratische Oligarchie ist es, welche mit ihren Polypenarmen die Erde von Pol zu Pol umklammert und in alle Cabinete ihre gemessenen Befehle donnert. Letztere sind im Grunde nur ihre Landpfleger und Statthalter. In diesem Feld zerstückte endlich der Siegeswagen Napoleon's. Unter den riesigen Jüngen dieser Gorgo brachen die Herzen der größten Staatsmänner, der Witz von Sheridan, die Begeisterung von Fox, die Klarheit von Canning, der Gigantenhumor (!) von Brougham zusammen. Daß ihnen D'Connell 25 Jahre unversehrt gegenübersteht, bekundet die seltene Größe dieses außerordentlichen Mannes.“ Und dann einige Zeilen weiter: „Hebet die Freiheit gleich einem blinden Gaul in der Mühle um den ganzen Erdkreis: so lange diese Zwingsburg nicht gesprengt ist, wird sie nirgend einen sichern Ruhepunkt finden können.“ Welch ein Quallekt!

Zum Schluß erhalten wir noch eine Übersicht der Quellen, aus denen der englische Adel fortwährend neue Lebenskräfte zieht, eine gute Zusammenstellung, die noch praktischer sein würde, wenn es dem Verf. beliebt hätte, die bei uns so oft mißverstandenen Ausdrücke Sir, Baronet, Marquis, Viscount u. a. näher zu erklären. Sein Büchlein soll ja auch von Ungelehrten gelesen werden und aus dem dreizehnten Stücke von Rüttner's vortrefflichen „Beiträgen zur Kenntniß von England“ konnte alles Nothwendige leicht entnommen werden. Das ist zwar ein deutsches Buch, und die Bücher seiner Landsleute scheint Hr. Schulte nicht gern anzuführen. Doch ja! in der Vorrede wird Dahlmann in gerade nicht anständiger Weise getadelt, daß er in seiner „Geschichte der englischen Revolution“ Wilhelm III. den Gründer der politischen Freiheit Englands genannt hat. Das sei jener König aber durchaus nicht gewesen, sondern vielmehr der Gegner derselben, soweit es ihm

die Umstände und die Mangel gestatteten. Wir haben das Dahlmann'sche Werk nicht zur Hand, um über die Richtigkeit des Vorwurfs zu urtheilen, da die von Hr. Schulte angeführten Worte aus dem Zusammenhange herausgerissen sind und wir mit Vielen die Ansicht haben, daß Dahlmann gerade diesen Punkt in seinen Untersuchungen mit Klarheit und Gewissenhaftigkeit behandelt haben wird. 10.

Notizen.

Die Camden Society hat vor kurzem sich wieder durch die auf ihre Kosten veranstaltete Herausgabe eines englischen Geschichtswerks aus der Zeit der Tudor neue Verdienste erworben. Es führt den Titel: „Three books of Polydore Vergil's English History, comprising the reigns of Henry VI., Edward IV. and Richard III., from an early translation preserved among the MSS. of the old Royal Library in the British Museum.“ Der Herausgeber ist Sir Henry Ellis. Der Verf. war ein geborener Italiener aus Urbino, der sich der literarischen Welt zuerst durch die Abfassung einer Sammlung von Sprüchwörtern bemerkt machte, die unter dem Titel „Proverbiorum libellus“ 1498 in Venedig gedruckt erschienen. Es war dies der erste Versuch dieser Art, und zwischen Polydore Vergil und dem gelehrten Erasmus brach später ein heftiger Streit aus, als Letzterer für sein „Adagia“ das Vortangsrecht in Anspruch nahm. Ein anderes seiner Werke: „De inventoribus rerum“, welches gleichfalls nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften das erste dieser Gattung war, wurde in mehrere Sprachen übersezt. Im J. 1501 schickte ihn Papst Alexander VI. berühmten Andenkens nach England, um dort den ebenso berühmten Peterspennig einzusammeln, und dort blieb er bis kurz vor seinem Tode. Bei Heinrich VII. scheint er hoch in Gunst gestanden zu haben. Er erhielt bedeutende Pfründen und war ein Freund Wolsey's, dem er den Cardinalsstuhl verschaffte. Später fiel er in Ungnade und wurde gefangen gesetzt. Im J. 1517 erhielt er seine Freiheit wieder. Nach einigen andern Werken, die zu seiner Zeit viel Aufsehen machten, verfaßte er, von Heinrich VII. dazu veranlaßt, sein Hauptwerk, die englische Geschichte, die in lateinischer Sprache 1534 zu Basel erschien und Heinrich VIII. zugeeignet war. So großen Werth sie auch in literarischer Hinsicht hat, so wenig darf man ihr den Werth einer zuverlässigen Geschichtsquelle beimesen, da dies Werk im Auftrage eines mächtigen Herrschers und unter dem Einflusse seiner Creaturen von einem Fremden abgefaßt wurde, dem als solchem nicht einmal die Mittel und Wege zu Gebote standen, die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes und Volkes kennen zu lernen, die er schildern wollte. Das Ganze ist denn auch nichts als ein Abklatsch der Lesart, wie die Tudor und ihre Partei die Ereignisse und Personen aufsaften. 12.

Die Orientalen — erzählt Miss Roberts in ihrer Reise in Indien — messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Fragt man Jemanden, wie viel Uhr es ist, so stellt er sich sogleich in die Sonne, hält sich gerade und beobachtet, bis zu welcher Stelle sein Schatten sich erstreckt; dann mißt er mit seinen Füßen die Länge des Raums, den derselbe einnimmt, und wird dadurch in Stand gesetzt, die Stunde mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Auch wünschen die Arbeiter lebhaft, die Länge des Schattens ankommen zu sehen, welche den Augenblick anzeigt, da sie die Arbeit verlassen können. Daher sagt ein Mensch, der müde ist: „Wie lange es doch dauert, ehe mein Schatten kommt!“ Wenn man Einen fragt, warum er nicht früher gekommen ist, so antwortet er: „Weil ich auf meinen Schatten wartete.“ In dem siebenten Capitel und zweiten Verse von Job steht geschrieben: „Wie ein Knecht sich schmet nach seinem Schatten, und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei.“ 31.

Vorträge über Aesthetik, für bildende Künstler in der königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Quandt.

(Beschl. aus Nr. 38.)

Dem, was hier gesagt worden, wird Ref. Credit, den thatsächlich verbürgten Credit durch die Bemerkung verschaffen, daß die heutige Genialität der jungen Künstlerwelt am wenigsten eine solche ist, die aus Respect für einen hochverehrten Mann sich genirt und langweilige Stunden aufopfert. Erhielt nun des Hrn. v. Quandt Zuhörerschaft deffenungeachtet sich in gleicher, vielleicht am Schlusse der Vorträge gesteigerter Frequenz und läßt sich dafür hundertstimmiges Zeugniß anführen, so wird man hoffentlich an die Wahrheit Dessen glauben, was vorstehend berichtet worden. Endlich noch eine Anfechtung: Hr. v. Quandt ist (denn auch an solchen oder ähnlichen Aeußerungen hat es nicht gefehlt) renommistischer besessen, gegen Diejenigen, welche vornehm auf ihn herabsehen könnten, weil er neben und über Aristoteles und Plato ein selbstständiges Urtheil ausspricht, ohne griechisch zu verstehen, sich durch im voraus überbietendes Vornehmbezeugen in Advantage zu setzen. Er sagt Vorrede (S. 14):

Mit Recht kann man dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er keine Kenntniß der classischen Sprachen hat; allein er wird sich sehr gern von Solchen belehren lassen, die besser als Schleiermacher und Buhle Griechisch verstehen und den Plato und Aristoteles tiefer als Jene aufgefaßt haben.

Man gestehe Schleiermacher und Buhle die menschlichmöglich richtigste Auffassung des Plato und Aristoteles zu, folgt denn daraus, daß ihre Übersetzungen das Organ für gleichmäßig erschöpfende Auffassung sind? Ein Maler, ebenso vollendet in der Technik als innig vertraut mit allen Schönheiten des Rafael, wird, ob schon ihm Pinsel und Leinwand von gleicher Güte als diejenigen zu Gebote stehen, deren Rafael sich bediente, dennoch (so behaupten die Kunstkenner und an ihrer Spitze Hr. v. Quandt) keine sich bis zur Identität erhebende Copie der Sixtinischen Madonna oder Rafael'schen Salatea liefern, also auch seine Copie nie das Original vertreten. Wie vielmehr muß dies von einer Übersetzung gelten, die das Nämliche in einem ganz verschiedenen Stoffe nachzubilden sucht. Unrichtig ist der

Aristoteles aufgefaßt. Abgesehen davon, daß (S. 64) kein Bewunderer der Aristotelischen Logik sie „Organon“ genannt hat (nur gewisse übrigens gar kein formelles System einer Logik aufstellende Bücher des Aristoteles hat man mit diesem Namen als einem collectiven bezeichnet), daß ferner falsch die S. 95 *) gegebene Begriffsbestimmung der Aristotelischen Kategorien ist: entschiedenes Unrecht thut er dem Aristoteles, wenn er S. 65 behauptet, nach dessen Meinung könne die Kunst nichts erschaffen oder erfinden, sondern bloß das von außen dem Geiste durch die Sinne Gegebene ordnen und nachahmen. Mächtig des Griechischen würde bei genauerem Studium er sich überzeugt haben, daß des Aristoteles Mimesis (missbräuchlich Nachahmung in das Deutsche übersetzt) so viel als Darstellung bedeutet. Auch dem Plato ist die rein objectiv künstlerische Darstellung, wie sie in der Tragödie und im Epos uns entgegentritt, Mimesis (vgl. J. G. Hermann „Poetik des Aristoteles“, S. 84); und wie hätte wol Aristoteles auch die Musik unter die nachahmenden Künste stellen können, wenn er an das deutsche Nachahmen und nicht an Darstellung gedacht hätte? Somit gehen Plato und Aristoteles gar nicht in solcher Weise auseinander wie Hr. v. Quandt zu glauben scheint, sondern es wäre derselbe wie auf Plato'sche so auch auf Aristotelische Weise verfahren, wenn er die Frage aufgeworfen hätte: Wie entwickelt der Darstellungstrieb sich in dem Menschen bis zur Kunstproduction und worauf beruht in seinen Elementen und dem Wesen des menschlichen Geistes nach der Genuß, den die Betrachtung von Kunstwerken gewährt?

Auch diese Anfechtung ließe sich des Weitern ausführen, und Ref. wäre vielleicht im Stande, damit sich um so bessern Dank jener Willkürigen zu verdienen, als auch er überzeugt ist, nicht auf eine Nachahmungs- sondern Darstellungstheorie habe Aristoteles es abgesehen gehabt. Denn es würde, denken wir uns den Aristoteles

*) „Schon Aristoteles hatte versucht, Eigenschaften zu erdenken, welche man als nothwendig voraussetzen und allem Denkbaren beilegen müsse, ohne daß die Wahrnehmung diese Eigenschaften überliefere. Diese Grundeigenschaften werden Kategorien genannt, und diese geben den scholastischen Philosophen einen weiten Spielraum zu spitzfindigen Streikigkeiten.“

unter die Lebenden zurückgeführt, zuverlässig auch er Mozart's „Quando dal vino“ u. s. w. und Bach's „O Haupt voll Blut und Wunden“ bewundern lernen und ebenso zuverlässig die Größe seiner Bewunderung mit der Größe der in jenen Tonstücken sich darlegenden künstlerischen Mimesis rechtfertigen, obschon er sich sagen müßte, daß damit weder eines Vogels Schlag noch das Rollen eines Donners, noch sonst irgend ein Naturlaut von den Componisten imitirt sei. Nicht minder, jedoch ohne darum genöthigt zu sein, auch nur ein einziges Wort der „Poetik“ zurückzunehmen, würde er sich sagen und sagen müssen, daß hier Dargestelltes sei weder in Haus noch Garten, in Wald oder Feld der sinnlichen Wahrnehmung geboten u. s. w. Indes eine solche amplificirende Auseinandersetzung würde nicht weiter führen, als jene Anfechtung bereits in ihrer aphoristisch mitgetheilten Polemik führt; und wohin führt diese? Höchstens zu der Annahme der Möglichkeit, auch Plato könne mißverstanden und so der Ausgangspunkt der Vorträge ein falsch aufgefaßter sein. Vor allen Dingen wäre Das zu beweisen. Die durch ihre Form bedingte Vieldeutigkeit der Platonischen Gespräche dürfte dies jedenfalls schwer machen; und was hier das Hauptsächliche ist und jenen philosophischen Angriff mit dessen eigenen gelehrtten Waffen zurückwirft, unabweigbar ist es, daß ebenso wie Hr. v. Quandt den Aristoteles aufgefaßt hat, denselben auch Heroen der Philosophie aufgefaßt haben. Die genannte Ausgabe der Aristotelischen „Poetik“ schließt mit einer Untersuchung über die tragische und epische Poesie, welche in lateinischen, hier übersetzt folgenden Worten also anhebt:

Schwerlich braucht auseinandergelegt zu werden, daß diejenigen irren, welche mit Aristoteles meinen, daß Wesen der Poesie beruhe auf der Imitation. Offenbar ist das Vergnügen, welches Poesie und die übrigen gleichartigen Künste uns gewähren, auf das Gefühl des Schönen zu beziehen, nicht darauf, worauf es Aristoteles bezieht, die Freude am Lernen und an Bewunderung des Fleißes der Imitation.

Demnach hat, wenn hier etwas zu verantworten ist, der unphilologische Hr. v. Quandt kein Titelchen mehr zu verantworten, als die allergrößte oder, um sicher schlechterdings keinen Widerspruch besorgen zu dürfen, eine der allergrößten philologischen Autoritäten.

Hier bricht Ref. ab, denn er glaubt nach Kräften vermittelt zu haben, was er zu vermitteln wünschte, Theilnahme des Publicums an der angezeigten Schrift. Ein also zu gegenseitig einander bestreitenden Ansichten anregendes Buch ist schon um deswillen der Auszeichnung werth. Schließlich noch ein ebenso egoistischer als patriotischer Wunsch: mögen diese Vorträge nicht die letzten sein, die Hr. v. Quandt über einen solchen Gegenstand gehalten. Das Publicum, das dankbare Publicum müßte er zu finden.

29.

Contes popu'aires de l'Allemagne par le Comte de Corderon. Erster Theil. Paris und Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Als vor einigen Jahren zum ersten Male eine umfassende Zusammenstellung deutscher volkstümlicher Lieder in fran-

zösischer Bearbeitung erschien, fand dieselbe bei den verschiedenen literarischen Partien eine sehr verschiedene Aufnahme. Die Einen, welche das literarische Element quondammodo bewundern, begrüßten diese Sammlung als Quintessenz aller wahren Poesie; die Andern hingegen sahen in den einzelnen Nummern derselben Auswüchse und Verirrungen eines poetisch überreizten Gefühls. Nur Wenige waren unparteiisch genug, den eigentlichen Gehalt der Arbeit des Hrn. St.-Albin ruhig zu würdigen. Mit vorzüglicher Erbitterung wurde diese Musterkarte der deutschen Poesie von den Vertretern der radicalen Partei in den Staub gezogen. Diese Kriesei kann sich durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen, daß bei vermehrten gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten das Ausland sogar auch in Frankreich allmählig einigermaßen zur Anerkennung kommen muß. Napoleon verbot das herrliche Werk „De l'Allemagne“, weil diese geistreiche Schrift der Frau v. Staël im Stande war, der französischen Nation einige Achtung vor dem jugendlich aufstrebenden Germanenthum einzusößen. Seine radical französischen Kritiker, von denen wir reden, möchten gern Napoleon nachahmen und dem germanischen Elemente, das auf den Umschwung aller modernen Literaturen einen steigenden Einfluß ausübt, Thür und Thor verschließen. Es zeigt sich diese antigermanische Tendenz in der planmäßigen Verpöthung deutscher Philosophie, die sich in verschiedenen Organen der liberalen Partei Luft macht und die sich namentlich in der Verfolgung solcher Schriftsteller zeigt, welche wie Richiols unverhehlen einräumen, daß sie unter dem Einflusse deutscher Ideen stehen. Unverständlichkeit, Unklarheit, Mysticismus — das sind die banalen Anklagepunkte, die von dieser Partei aus der deutschen Kunst und Wissenschaft vorgehalten werden. Was man nun aber jener Sammlung deutscher volkstümlicher Dichtungen vorzüglich noch vorwarf, war Mangel an Logik. Dieser Vorwurf, der mehr oder weniger stark in allen Kritiken dieser Sammlung durchleuchtete, wurde in der „Revue du progrès“, die wol schon längst selig entschlafen ist, auf die Spitze getrieben. Der Kritiker dieses radicalen Blatts erklärte von seinem schwankenden Dreifuß herab alle in dieser Zusammenstellung enthaltenen Gedichte — unter ihnen waren zum Theil die düftigsten Blüten der deutschen Poesie — für baren Unfinn und für ein buntes Durcheinander zusammenhangsloser Ideen. Es wäre verlorene Mühe, mit einem Kritiker rechten zu wollen, der in einem Gedichte Goethe's keinen logischen Zusammenhang sieht. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß derselbe von seinem Standpunkte aus, der freilich jedes Verständniß mit einer fremden Individualität von vornherein unmöglich macht, vollkommen recht hat. Freilich hat unsere Poesie jene starre Logik nicht, der man die Rippen im Leibe zählen kann und welche die Schwingen der Poesie mit kalter Hand entfledert. Sie ist nun einmal kein bloßes Product einer reinen Verstandesthätigkeit, in der der Franzose den einzigen Quell der Dichtung sucht.

Wenn schon eine Auswahl ausgezeichneter deutscher Gedichte, wie sie dem französischen Publicum von St.-Albin geboten wurde, eine so seltene Aufnahme gefunden hat, was soll man dann von einem höchst umfassenden Werke sagen, dessen Verf. sich kein geringeres Ziel setzt als das, daß er den reichen Schatz der deutschen Sagenwelt vor den Augen der französischen Nation ausbreiten will? Welche seltene Urtheile wird nicht ein solches Unternehmen hervorgerufen! Glücklicherweise scheint der Verf. von einer anhaltenden Begeisterung für Deutschland getragen zu sein, sodaß wir hoffen dürfen, er werde sich von den ungünstigen und feindseligen Stimmen, die ihm in seinem eigenen Vaterlande entgegenstehen werden, nicht abschrecken lassen, den einmal betretenen Weg zu verfolgen. Er möge sich bei seiner Mühe und bei den Angriffen, denen er sich unfehlbar aussetzt, mit dem Gedanken trösten, daß die Zahl Derer, welche das Verdienstliche seiner Arbeit zu schätzen wissen, auch in Frankreich im Steigen begriffen ist. Ja, es gibt unter den Franzosen eine Menge gebildeter Leute,

wahrscheinlich den Gang der deutschen Literatur mit ruhigem Blicke verfolgenden, Männer wie Gervais, Zalkindler u. A., die zum Theil mit deutschem Wesen innig vertraut sind, ohne deshalb allem, was deutsch heißt, mit krankhaftem Reize anzuhängen. Wir können wol sagen, Gott bewahre uns vor unsern Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden. Man kann es sich nämlich nicht verheimlichen, daß gerade unsere gewaltigen Lobredner uns in Frankreich am meisten geschadet haben, theils weil sie durch ihr übertriebenes Preisen nothwendigen Widerspruch hervorrufen, theils weil sie uns immer noch hartnäckig als blaudäugige Jünglinge schildern, deren Herz von namenlosem Sehnen geschwellt ist und die sich in stummer Sentimentalität verzeihen. Wenn es in dem näher mit uns verwandten England immer noch Phantasten gibt, wie wir aus den geistreichen Skizzen eines deutschen Reisenden im Ausland sehen, die in unserer modernen Literatur immer nur jene blassen Mondschneepantasten erkennen, die eine Zeit lang wie eine ansteckende Modetracht sich über Deutschland verbreiteten, wie sollte man es da einigen hyperfementalen Franzosen verargen, wenn sie in Bonnetbränen zerfließen beim Anblick eines deutschen „Ne m'oubliez pas“? Jene süßen Schwärmer werden selbst überrascht sein, wenn sie vorliegenden Werk zur Hand nehmen, aus dem sie das Labfal einer weinreichen Schwermuth zu saugen hoffen, und wenn ihnen statt der blondgelockten und blaudäugigen Jungfrauen der tolle Robold Rübezahle entgegenpringt.

Der Verf. erzählt in der Vorrede die Entstehungsart seines Werkes. Er sagt, daß er seit 13 Jahren Deutschland in allen Richtungen bereist habe, um ernste Studien über das Land und das Volk anzustellen, die er in einem ausführlichen Werke niederzulegen beabsichtigt. Je mehr er sich in das Verständnis des deutschen Wesens vertieft hat, desto reizender ist ihm vorzüglich die reiche Welt der deutschen Sage vorgekommen, sodaß er der Versuchung nicht hat widerstehen können, jenem größten Werke, in dem alle Seiten unsers Rationallebens berührt werden sollen, durch Zusammenstellung der Volksagen vorzugreifen. Wir müssen gestehen, daß die Vorrede, auf die wir uns hier beziehen, nicht geringe Erwartungen in uns erregt hat. Mit Recht macht der Verf. die Bemerkung, daß eine vollständige Sammlung aller Sagen, sowol derer, welche im Verlaufe der Jahrhunderte ihre eigentliche Bedeutung verloren haben, als derer, welche noch heutigen Tags im Munde des Volks leben, unserer Literatur noch fehlt. Nicht als ob nicht von speculativen Buchhändlern Werke unternommen wären, die auf eine Ausfüllung dieser Lücke abzwacken, aber was uns noch gänzlich fehlt, ist eine sichtende Zusammenstellung unsers gesammten Sagenschatzes. Wenn wir Hr. v. Corberon recht verstehen, verheißt uns derselbe ein Werk, welches diesem dringenden Bedürfnisse abhelfen würde. Es thut uns leid, seinem Werke, das in mehr als einer Beziehung eine höchst verdienstliche Arbeit ist, diese Bedeutung nicht unbedingt beilegen zu können. Zwar sagt er ausdrücklich, er habe sich nicht mit den gedruckten Quellen begnügt, sondern sei den Spuren der Tradition bis in die vergilbten Manuscripte bestauber Bibliotheken und bis zur Spinnstube nachgegangen. Allein, insofern wir uns nach dem ersten Bande ein vollständiges Urtheil erlauben können, ist das Ergebnis seiner Forschungen nicht durchaus so hoch anzuschlagen. Nichtsdestoweniger verkennen wir das Interesse nicht, welches sein Werk für französische Leser unbefangenen Sinnes bieten mag, denen die deutschen Originale nicht zugänglich sind. Nur fürchten wir, daß der Plan des Verf. etwas zu weitläufig und die ganze Behandlung zu ausführlich sein dürfte. Der ganze erste Band ist dem neidischen Rübezahle gewidmet, und es scheint, als hätte der Verf., wenn er alle deutschen Sagen mit derselben Beiläufigkeit behandeln will, sein Werk auf eine allzu große Bändezahl berechnet. Wird die Aufmerksamkeit seiner französischen Leser bei einem so weitläufigen Werke nicht allmählig erkalten? Wenn wir nach den Quellen fragen, welche Hr. v. Cor-

beron bei seiner Darstellung vorzüglich zu Rathe gezogen hat, so bietet sich vor allem unser guter alter Musäus dar, dessen Schriften noch jetzt von Jung und Alt mit Vergnügen gelesen werden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß er auch andere Bearbeitungen, wie z. B. das Buch vom Rübezahle von Lysier u. s. w. zum Theil benutzt hat; aber die eigentliche Grundlage seines Werkes bleiben doch die „Volksmärchen der Deutschen“ jenes gemüthlichen Erzählers. Wir sind weit entfernt, den schönen Kranz zu zerpfücken, den sich Musäus durch seine lieblichen Märchen erworben hat, ja wir halten es für unsere ausdrückliche Pflicht, uns gegen den Vorwurf zu verwahren, als verkennt man die Werth seiner Sammlung und den echt volksthümlichen Ton der Erzählung, den Musäus zu treffen wußte. Aber es ist eine andere Frage, ob unsere dultigen Sagen ganz unverändert in dieser Schale den Franzosen aufgetischt werden dürfen? Einmal finden wir bei aller Vortrefflichkeit des Musäus'schen Werks denn doch hier und da Spuren der Zeit, in der es abgefaßt wurde, und dann kann man nicht leugnen, daß diese Bearbeitung, wie sie uns im Musäus geboten wird, doch durch und durch nur für deutsche Leser berechnet ist. Musäus scheute keine Mühe, um seine Sammlung so vollständig als möglich zu machen; wo er von einem alten Hirten oder einem greisen Krieger hörte, der im Besig irgend einer interessanten Sage war, da sparte er weder Zeit noch Geld, bis er demselben seinen Schatz abgelockt hatte. Aber so hoch er auch den Werth jener Volksüberlieferungen anschlug, die in den niederen Ständen der Nation vorzüglich, Jahrhunderte lang von Mund zu Mund gehen, so verfuhr er doch in der Darstellung zuweilen gar zu willkürlich mit diesen lustigen Gestaltungen der deutschen Sagenwelt. Er erlaubte sich dabei nicht nur Verschmelzungen, Fortführungen und Zusätze, sondern er konnte sich auch eines gewissen satirischen Hanges, dem er in einigen andern Werken seiner Feder Luft machte, nicht ganz entschlagen, sodaß er hier und da seine Darstellung durch Anspielungen auf damalige Personen und Verhältnisse pikanter zu machen suchte. Dadurch ward der eigentliche Quell der Sage getrübt. Vorzüglich gingen seine Märchen dadurch des eigenthümlichen Reizes verloren, daß sie ein unmittelbarer Ausdruck des gesammten deutschen Volksgeistes wären. Hiernach ergibt sich nun aber von selbst, daß Hr. v. Corberon, der in seinen „Contes populaires de l'Allemagne“ doch nicht bloß die Unterhaltungsliteratur zu bereichern, sondern zugleich ein Spiegelbild des gesammten deutschen Rationallebens zu geben beabsichtigte, sich nicht ohne Weiteres an Musäus anschließen durfte. Er mußte, ähnlich wie es Wolf in seinen trefflichen „Niederländischen Sagen“ gethan hat, die Volksüberlieferungen unvermischt mit den Auswüchsen einer augenblicklichen Laune in ihrer ganzen Unmittelbarkeit hinstellen. Wenn er geglaubt hat, seinem Werke durch diese breitere Darstellung einen höhern Reiz zu geben, so ist er in einem argen Irrthume befangen. Wir würden den Werth seiner Sammlung unendlich höher anschlagen, wenn er überall darauf bedacht gewesen wäre, die reinen Goldkörner der Sage von den Schladen prosaischer Jahrhunderte zu säubern.

Wenn man aber nun einmal von Dem absteht, was der Verf. hätte leisten können, und nur das ins Auge faßt, was er wirklich geliefert hat, so muß man ihm immerhin ein ganz bedeutendes Talent der Darstellung und eine große Belesenheit in unserer Literatur zuerkennen. Vielleicht prunzt er mit letzterer etwas allzu sehr. Wir würden uns wundern, wenn ihm seine Landleute nicht den Vorwurf machten, daß er von unsern unseligen Citationswuth angesteckt sei. So gibt er z. B. auf Veranlassung einer gelegentlichen Anspielung auf die „Krotbiotik“ Gufeland's in seinen Anmerkungen (S. 476—499) eine lange biographische Notiz dieses vortrefflichen Arztes, in der eine vollständige Liste aller schriftstellerischen Leistungen desselben mitgetheilt wird. In einer andern Stelle erhalten wir einen mehr als zwei Seiten langen Excurs über Wallenstein, bloß weil der Name dieses Feldherrn im Texte im Vor-

beigehen erwähnt wird. So werden ferner, wo nur irgend der Name einer Stadt, eines Flusses oder eines Berges vorkommt, lange geographische und zum Theil auch statistische Erörterungen angeknüpft, sodaß man nicht umhin kann zu erklären, daß der Verf. nicht selten die Gelegenheit mit Haaren ergreift, à propos de l'histoire seine Gelehrsamkeit auszukramen. Dieses Paschen nach gelehrtem Schimmer zeigt sich am auffallendsten darin, daß er seiner Erzählung nicht selten Anspielungen auf die nordische Mythologie einwebt. Er kann dies offenbar nur deshalb thun, um dann Veranlassung zu nehmen, sich in seinen weitläufigen Anmerkungen im Labyrinth der nordischen Götterlehre zu ergehen; denn daß dieselbe bei uns nicht eigentlich volksthümlich ist, kann ihm, da er an andern Stellen eine innige Bekanntschaft mit dem deutschen Wesen an den Tag legt, nicht verborgen geblieben sein. Es wäre ein arger Mißgriff, wenn er Freya, Thor, Wotan und Lofna nur deshalb ins Spiel gezogen hätte, um seiner Darstellung eine gewisse Localfarbe zu geben. Statt wie es als Bearbeiter seine Pflicht war, unsere Volksagen seinen Landsleuten näher zu bringen, hat er ihr Verständniß durch dieses pedantische Entfalten des mythologischen Krames denselben eher noch erschwert.

Allerdings wollen wir dagegen nicht verkennen, daß er an andern Stellen von einem richtigern Laste geleitet worden ist. Es zeigt sich dies bei einer Vergleichung seiner Darstellung mit der des Rufäus in der Unterdrückung solcher Partien, welche dem französischen Leser unverständlich bleiben müssen. Wir beziehen uns hierbei namentlich auf solche Stellen, wo z. B. Rufäus auf den Proceß der Schlefier, auf die Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode u. s. w. anspielt. Zuweilen erlaubt er sich kleine willkürliche Abweichungen von seinem Original, deren Grund wir zwar nicht immer recht einsehen, über die wir aber mit ihm nicht weiter rechten wollen. So verwandelt er z. B., um nur Einiges zu erwähnen, einen Eschenbaum des Rufäus in eine Platane, eine Rose in eine Marguerite u. s. w. Es sind zwar ganz unbedeutende Nebensachen, auf die wir auch weiter kein Gewicht legen wollen, die wir aber doch wenigstens im Vorbeigehen erwähnen, um Hrn. v. Corberon zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein Werk gelesen und mit seinen Originalen verglichen haben.

30.

Bibliographie.

Ander sen's, H. C., Märchen. Gesamtausgabe. Aus dem Dänischen übertragen von J. Neusch. 1ste Sammlung. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Berlin, Simon. 1844. Kl. 8. 15 Rgr.

Antwort eines katholischen Priesters auf den Ronge'schen Brief, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trient betreffend. Leipzig, Jachowig. 1844. Gr. 4. 1 Rgr.

Augustin, Freih. v., Marokko in seinen geographischen, historischen, religiösen, politischen, militairischen und gesellschaftlichen Zuständen. Nach eigener Anschauung geschildert. Mit Muley Abderrhaman's Bildniß, der Ansicht von Tanger und von Mequinez. Pesth, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Bernard, E. de, Ein Freundschaftsreich. Aus dem Französischen von St. Friedrich. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 22 1/2 Rgr.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. 2tes Heft: Die preussischen Finanzen. Berlin, Zeit und Comp. Gr. 8. 21 Rgr.

Ehrhart, J. G. B., Die Märtyrin von Mequinez. Dichtung. Marienwerder, Levysohn. 1844. 8. 2 1/2 Rgr.

Findeis, A. R., Über die Gesellschaft der protestantischen Freunde und ihre Grundsätze. Offenes Sendschreiben an Herrn Pastor Uhlich in Pommelte. Magdeburg, Faldenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Gustav Adolph als Christ, in seinem Verhältniß zum evangelischen Bekenntniß und Gottesdienst. Zur Erinnerung an den 9. December 1594 und den 6. November 1632. Berlin, Wohlgemuth. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Hammer-Purgstall, Zeitwaite des Gebets in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch. Pesth, Hartleben. 1844. 8. 22 1/2 Rgr.

Hartmann, R., Reiz und Schwert. Dichtungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Hoffmann, C. G. B., Schneeflocken. Erzählungen für Jung und Alt. Nebst einem Vorworte von R. Vogel. Leipzig, Raumburg. 1844. 8. 22 1/2 Rgr.

Jones, P., Marie Bayer. Dresden, Grimm. 1844. Kl. 8. 5 Rgr.

Keller, A., Über Aufhebung und Ausweisung des Souttenordens in der Schweiz. Vortrag der Aargauischen Grenzgenossenschaft auf der eidgenössischen Tagung zu Luzern am 19. August 1844. Aarau, Sauerländer. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Külb, P. H., Länder- und Völkertunde in Biographien. 1ste Lieferung. Berlin, Dunder und Humblot. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

Lyser, J. P., Deutschland und Johannes Ronge. Ein ernstes Wort zu rechter Zeit. 1ster und 2ter Abdruck. Leipzig, Pönike und Sohn. 1844. Gr. Imp. 4. 7 1/2 Rgr.

Müller, C. F., Die Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Posten und Postaren. Antwort an die Constitutionellen Jahrbücher. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Rgr.

Reander, A., Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 5ten Bandes 2te Abtheilung, welche das christliche Leben und den christlichen Cultus, sowie die Geschichte der Lehre enthält. (10ter Theil des ganzen Werks.) Hamburg, Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Pestalozzi (H.) nach seinem Gemüth, Streben und Schicksale. (Übersetzt aus dem Französischen der Notice sur la vie de Pestalozzi. Joorbon 1843.) Mit 2 Lithographien. Aarau, Sauerländer. 1844. Gr. 8. 10 Rgr.

Pistorius, H. A., Was und wo ist die lutherische Kirche? Eine Frage unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Preußen beantwortet aus den lutherischen Glaubensschriften. Magdeburg, Faldenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.

Rhenius, R. B., Grundlinien zur Verständigung über die Symbolfrage, für alle Gebildete, welche an der neuen Gestaltung unserer Kirche Theil nehmen. Magdeburg, Faldenberg und Comp. 1844. 8. 7 1/2 Rgr.

Herr Johannes Ronge, der falsche „katholische Priester“, und die schlechte Presse. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. 8. 3 1/2 Rgr.

Schlesier, G., Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt 2ter Theil. 1ste Abtheilung. (Von 1798—1819.) Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Sor, C. v., Serbiens Freiheitskrieg und Nilosch. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Lauber, F., Fischer-Gedichte. München 1843. Gr. 16. 15 Rgr.

Bannoz, Rab. de, Briefe an eine Dame über gesellige Unterhaltung. Aus dem Französischen übersetzt von v. Schlichtegroll. München, Finsterlin. 1844. Gr. 12. 5 Rgr.

Begener, G. H., Briefe an den Pastor C. B. König, über das zweite Heft seines Rechten Standpunktes. Ein ruhiges Wort für die Schrift, mit ganz bescheidenlich gegebenen Hinweisen für König's fernere schriftstellerische Thätigkeit. Magdeburg, Faldenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Reichselbaumer, C., Ein deutsches Lied. Regensburg, Manz. 1844. 8. 22 1/2 Rgr.

Berner, B., Bilder und Lieder vom Rhein und Main. Darmstadt, Kern. 12. 25 Rgr.

Bündt, C. Freih. v. Kenzingen, Einsame Stunden. München 1844. 12. 1 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 40. —

9. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Johann Kaspar Lavater's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Johann Kaspar Drelli. Sechs Bände. Zürich, Schultheß. 1841—42. 16. 3 Hfr. 7½ Rgr.

Erster Artikel.

„Es ist fast Niemand, der nicht wegen fünf oder sechs Dingen im Ruße stehe; und darunter findet sich oft gerade das Ding nicht, wegen dessen man verbiente, im Ruße zu stehen.“ Diesen Satz hebt Lavater aus einer französischen Schrift bestimmend aus, und in der That enthält er eine Wahrheit, die sich in vielen Fällen, die sich an Lavater selbst bewährt. Noch wahrer jedoch und allgemeingültiger wird dieser Satz, wenn man ihn dahin abändert: Fast kein ausgezeichneter, berühmter Mensch wird von der Mehrzahl der ihn Anerkennenden, Preisenden und Bewundernden, oder der ihn Bekämpfenden und Anfeindenden in der Einheit, im Zusammenhang, in der Ganzheit seines eigenthümlichen Wesens und Strebens erfasst und verstanden, sondern stückweise aufgegriffen und beurtheilt, und nicht nur die Verkennung eines Hauptbestandtheils, eines Grundzugs im Wesen eines Menschen, sondern auch schon die Übersetzung und Vernachlässigung einer nur vermittelnden, verbindenden Eigenthümlichkeit, einer natürlichen oder angewöhnten Anschauungs-, Handlungs-, Empfindungsweise ist oft von unberechenbaren Folgen für das richtige Verständniß, die Würdigung einer Individualität. So ist der Name J. K. Lavater's in Deutschland sehr bekannt, aber hauptsächlich nur als Erfinder oder Erneuerer und Wiedererwecker der angeblichen Wissenschaft der Physiognomik, worin man jetzt mit mitleidig vornehmem Lächeln nur eine thörichte Modellehaberei zu erblicken pflegt, und als religiöser Schwärmer, Mystiker, Theosoph, oder welchen Namen man Ansichten und Bestrebungen zu geben beliebt, von welchen die Wenigsten etwas Genaueres wissen, an welchen Vielen im Grunde nur die Consequenz anstößig ist, während Andere schon die ersten Grundsätze verwerfen. Lavater ist, wie Mancher seiner Zeitgenossen, mehr dem Namen nach bekannt als nach seinen Schriften und nach seiner Wirksamkeit gekannt; während aber der Ruhm Anderer blüht und wächst, wenn auch ihre Werke wenig gekannt sind und benutzt werden, ist die Berühmtheit Lavater's mehr eine

ungünstige als eine vortheilhafte, wird er in neuern Zeiten mehr bekämpft und verspottet als empfohlen und gelobt. Sehr schätzbare und einflussreiche historische Werke haben sich mit seiner Wirksamkeit und seinem Streben in nichts weniger als billiger und freundlicher Weise, vielmehr entschieden verwerfend und verspottend ausführlich beschäftigt, und die daselbst vorgetragenen Ansichten werden ihres Eindrucks auf viele Gemüther nicht verfehlen. Ohne Zweifel läßt sich mit gutem Grunde Vieles gegen Lavater einwenden; ein Mann seiner Art mußte viele Blößen geben; die vorherrschende Stimmung des jetzigen Zeitalters ist im Ganzen gegen seine Richtung und Eigenthümlichkeit, und die Neigungen und Ansichten der Gegenwart kommen den Beweisen, den Angriffen des den armen Physiognomiker und Schwärmer analysirenden oder destruierenden Historikers auf halbem Weg entgegen. Schloffer, in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, rechnet ihn bei dem damaligen Kampfe von Licht und Finsterniß zu den Vorkämpfern der letztern, zu den Gegnern der hereinbrechenden Aufklärung; er erkennt in ihm einen der berühmtesten Männer der Zeit, der von verschiedenen Seiten her und durch ganz verschiedene Eigenschaften einen bedeutenden Einfluß auf seine Landleute und auf ganz Deutschland übte; aber er leitet diese Berühmtheit zum Theil von den Lobpreisungen des hanooverschen Leibarztes Zimmermann her (welchen Schloffer auf das ungünstigste beurtheilt, ihn eitel, hochmüthig, servil und einen Charlatan nennt), von der klug gewonnenen Gunst der Großen, von seiner Kunst, zu prahlen und zu zechen, und seinem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Ansehen des echten Goldes zu geben; er nennt ihn das Drakel aller Derer, welche in jener Zeit die herrschende Empfindsamkeit der von „Werther“ und „Siegwart“ geschmolzenen Seelen entweder mit religiöser Schwärmerie verbinden wollten, oder auch religiöse Schwärmerie an die Stelle der empfindelnden setzen; er schreibt ihm eine affectirt-geistreiche, sentimental-declamatorische Manier und einen Prophetenton zu, weil er gewohnt gewesen, seine Einfälle als göttliche Eingebungen zu betrachten, und sagt in Beziehung auf das Aufsehen, welches das physiognomische Werk machte:

Man muß die Art kennen, wie geniale, von der Phantasie beherrschte Leute urtheilen, um sich zu erklären, wie Lavater's

Declamationen und Exclamationen, seine Kupfer und ihre Deutung auf die Zeitgenossen einen solchen Eindruck machen konnten, daß Richterberg und alle Verständige der Mühe werth hielten, sich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Wir finden bei ihm die Worte:

Man würde vielleicht ungerecht sein, wenn man den Stuben und ganz besonders das sonst so gesunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religiosität und vor Allem ihren Geschmack in Literatur und Sprache danach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenniger gute Schriftsteller und tüchtige Religionslehrer schienen.

Und:

Wer gegenwärtig Lavater's Schriften liest und seine Geschichte kennt, wird begreifen, daß er als angesehenener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Mensch, als Seelsorger, und innerhalb eines kleinen Kreises als Lieberdichter sehr geachtet sein konnte; Jedermann aber wird unbegreiflich finden, wie man ihm 30 Jahre lang einen angesehenen Platz unter Gelehrten und Schriftstellern anweisen durfte. Dies erklärt sich nur daraus, daß er gewissermaßen Vorkühnheit war, blindlings von seinen Anhängern verehrt wurde, und unbedeutenden, sogar abgeschmackten Leuten, die sich seiner Sache annahmen, durch seinen Namen Bedeutung gab.

Doch läßt er im Ganzen seiner edeln Gesinnung, seiner Freiheitsliebe, seiner Redlichkeit und seinen Bemühungen um Volksbildung und Jugendunterricht Gerechtigkeit widerfahren.

Ausführlicher, aber nicht eben günstiger als hier Schloffer, bespricht Gervinus in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ den merkwürdigen Dichter, weniger jedoch als Dichter denn nach seiner sonstigen Bedeutung für die Bildung der Zeit. Wir müssen auf die umfassende, geistvolle, vielfach interessante Analyse und Beurtheilung Lavater's in dem genannten Werke selbst verweisen, und heben nur ein paar der schärfsten Äußerungen hervor, neben welchen sich allerdings auch glimpflichere finden. Gervinus anerkennt, es sei eine Zeit gewesen, wo Lavater gleichsam ein Mittelpunkt aller der jungen Männer gewesen, die eine neue Ära gründen wollten, wo die bedeutendsten sich enthusiastisch an ihn drängten; aber er urtheilt auch, Lavater habe sich gegen die phantasielose, nüchterne Zeit, in die sein erstes Auftreten fiel, gegen die er sich laut und eifrig aufgeworfen, später im Troge versteckt und sich für ihre Eigenschaften blind gemacht. Er habe viele Gespenster für Erscheinungen eines Geistes gehalten, den er in einer zu späten und kalten Zeit noch lebendig geglaubt habe, er habe sich nicht enttäuschen lassen und sich immer tiefer in seinen Eigensinn eingewühlt. Er sei an den eigenthümlichen Meinungen des ersten geistigen Revolutionseifers und seiner eigenen Kindheit hängen geblieben, während die Andern alle mit der rasch vorschreitenden Zeit weiter gingen und ihn als einen Zurückbleibenden ansahen. Er findet in Lavater's Wesen einen Verein von guter Absicht und übeln Mitteln, von Salbung und Menschenkenntniß, von Schlaueit und Schwärmerei, der in Verbindung mit geistlichem Stolz und verstecktem Ehrgeiz den Charakter des Priesters im schlimmen Sinne gebildet habe. Er findet in Lavater's Sätzen die Merkmale des Starkgeists und des Kleingeists beisammen; er

behauptet, seine kleinlichen Mittel, seine kleinlichen Beweggründe, und die kleinlichen, ja sogar höchst lächerlichen Wirkungen, die er gemacht, zeigen ihn ganz herabgesunken zu den Kleingeistern. Er nennt ihn einen religiösen Hypochondristen, einen hochkomischen Charakter, einen christlichen Don Quixote, was er weiter ausführt und begründet, und beklagt, daß Lavater nicht eine ähnliche Composition bei uns hervorgerufen habe. (Beiläufig bemerkt, Lavater selbst mag zu dieser Parallele den Anlaß gegeben haben, denn er schreibt an einen Freund: „Wahr ist's, warum sollte ich's verhehlen, daß ich in großer Gefahr war, ein geistlicher Don Quixote zu werden, — aber von Ihrer Existenz können Sie nicht gewisser sein als davon, daß ich es nie werden werde.“) Gervinus spricht Lavater alle Selbsterkenntniß ab, er führt beistimmend B. v. Humboldt's Aussagen an, daß er in Lavater bei einem persönlichen Besuche nichts gefunden als einen kleinlichen Geist, der ewig selbstgefällig und eitel auf sich selbst zurückblickte, dem Spielereien in Worten und der Ausdruck geistloser und fader Herzengefühle alle wahre Kraft raubten. Nur bei sich selbst und seinen wenigen Ideen habe er in seinen vielen Schriften verweilt, und seine ganze Art zu leben, seine Umgebung und Einrichtung habe den Eindruck der abentheuerlichsten Trödelbude des Charlatanismus und der Pedanterie gemacht. Selbst sein Eifer in der Revolutionszeit findet bei Gervinus keine Gnade, indem geurtheilt wird, daß dies keine Zeit mehr gewesen sei für prophetische Patrioten. Diese und andere Urtheile über Lavater werden von Gervinus theils aus dessen eigenen Schriften und Bekenntnissen zu begründen gesucht, theils aus den Urtheilen und der Stimmung der Zeitgenossen, von welchen sich Lavater nach und nach die bedeutendsten entfremdete, zum Theil sind sie auch bedingt durch des Historikers eigene Weltanschauung und Denkweise, und diese hat ohne Zweifel, was er historisch gefunden und bewiesen hat, bedeutend zu Ungunsten Lavater's verschärft und den unparteiischen geschichtlichen Ton zur lebhaften Polemik gesteigert. Daß sich darüber viel hin- und herreden lasse, gibt Gervinus selbst zu; er sagt: „Es ist leicht, gegen die Spötter dieser Schwärmereien die verständigen und nüchternen Momente in seinem Talent geltend zu machen“; aber er hat es selbst unversucht zu wenig gethan. Und wie auch ein so gründlich aus den Quellen schöpfender Historiker wie Gervinus Gefahr läuft, durch rasch-gezogene Konsequenzen mit thatsächlich Vorliegendem in Widerspruch zu kommen, dies zeigt seine Behauptung: „Der Apollotopf, die griechische Schönheit gilt bei Lavater nichts“, — gegenüber dem 25. Fragment Lavater's: „Über Ideale der Alten, schöne Natur, Nachahmung“, wo der Satz durchgeführt wird, daß schöne Werke der bildenden oder dichtenden Kunst immer Nachbildungen, zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur seien; wo voran die Behauptung steht: „Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen Bild-

stärken aus der besten Zeit, kann als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben"; und aus beiden Sätzen die Folgerung gezogen wird: „Also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!" Und für eine schale Platitude wird daselbst die Einwendung erklärt: „Über jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!" Ausdrücklich sagt dort Lavater: „Viele haben sich schon am Apoll, an der Venus und am Torso von Hercules versucht; aber Keiner habe sie übertroffen oder auch nur erreicht; womit jedoch ganz gut die Behauptung sich vereinigen läßt, daß die Bildung selbst des Apollo dem Bilde, das man sich von Christus machen müsse, fern stehe."

Die harten, verwerfenden Urtheile über Lavater liegen sich leicht sehr vervielfältigen; wie streng, spöttisch, bitter haben sich Nicolai und Lichtenberg, die „Kenien" von Goethe und Schiller gegen ihn geäußert, wie bitter und feindselig verhöhnt Klinger in seinem „Kauf" den Physiognomist ausübenden Mönch, unter welchem er deutlich genug Lavater meint! Bedeutende Menschen, in deren Natur Einbildungskraft und Gefühl wichtige Elemente sind, werden überhaupt immer herben und spöttischen Urtheilen öfter ausgesetzt sein als mehr verständige Naturen, theils weil sie leichter die Pfade des Auffallenden, der Excentricität betreten, theils weil solche Organisationen an sich schon das Vorurtheil der Verständigen und Deter, die sich für verständig halten, weil sie jene Eigenschaften nicht besitzen, gegen sich haben, und sie gern für alle Thorheiten und Phantastereien, die man mit ihren Ansichten und ihrem Wirken in Verbindung bringen kann, verantwortlich gemacht werden. Man kann hierin eine ausgleichende Reaction erblicken, sofern eben solche Individualitäten im Anfang oft ein mit ihren Kräften und der Nachhaltigkeit ihrer Leistungen und Wirkungen nicht im Verhältniß stehendes Aussehen erregen; aber der unparteiischen Geschichte liegt es ob, die Schwankungen der Ansichten und Urtheile ins richtige Verhältniß zu bringen, was in Beziehung auf Lavater noch nicht vollkommen erreicht zu sein scheint.

Den herben Urtheilen dieser Historiker lassen sich höchst interessante Äußerungen über Lavater entgegenstellen von bedeutenden Männern, welche den merkwürdigen Mann selbst gesehen und gekannt haben. H. Steffens in seinem Buche: „Was ich erlebte" (Bd. 2, S. 178 fg.), erzählt, wie er im J. 1792 Lavater, der auch einige Wochen nach Kopenhagen kam, gesehen und predigen gehört habe. Mit großer Spannung habe man die Ankunft des von den Einen leidenschaftlich angebeteten, von Andern ebenso leidenschaftlich bekämpften Mannes erwartet. Steffens schildert seine Gestalt als höchst interessant: „Der lange schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von innern Kämpfen, seine Augen überaschten durch Feuer, Glanz und Klarheit." Den Eindruck seiner Predigt vom Gebet beschreibt Steffens als

höchst ergreifend und gewaltig, trotzdem daß Sprache und Organ zuerst etwas Befremdendes und Hartes gehabt; „es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus... Die Sprache, die mir anfangs so zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer schöner, heller, ja anmuthiger, sie schien mir mit dem belebenden Inhalt so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich." Freilich wird das Zeugniß von Steffens Manchen als nicht unparteiisch und unbefangen genug erscheinen, obgleich er damals von einer Religiosität in der Weise Lavater's weit entfernt war; aber wird man ihm eine lebhaftere und treffendere Beobachtungsgabe absprechen wollen, und findet man in seiner Schilderung von Lavater's Erscheinung etwas, das an die des „Ritters von der traurigen Gestalt" mahnte? Und was sagt man zu der Darstellung Goethe's von seinem Verhältniß zu Lavater und seinem Urtheil über ihn? Nur einige Sätze führen wir hier an:

Lavater gehörte zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, streng zusammenhängend mit den spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zarresten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höhern, auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein... Als ein edler guter Mensch fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit, und was diesem allenfalls in der Erfahrung widerspricht, soll ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die sich, in der Mitte der Zeiten, in die menschliche Natur herabgesenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wieder herzustellen.

Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir.

Seine Wirksamkeit galt in der Gegenwart... Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen und wie manches Andern, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei kather Bruch, etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Ubergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen.

Die Beschreibung des herzlichen, brüderlichen Verhältnisses zwischen Goethe und Lavater muß man selbst nachlesen, sowie den Briefwechsel Beider; man muß sich die Frage beantworten, ob der von Leben, Feuer, Kraft übersprudelnde Jüngling Goethe so an einen Mann sich persönlich anschließen konnte, der nicht eine bedeutende, tüchtige, kernhafte Natur war, zumal bei so großer, offenen daliegender Ungleichheit der beiden Charaktere? Es ist wahr, Goethe deutet auch Schattenseiten Lavater's in jenem Buch an; er habe geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebraucht, er habe gewisse Absichten im Hinterhalte verborgen, an deren Beförderung ihm sehr gelegen, doch sei er zart und klug zu Werk gegangen, und sei von seinen Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit seines Treibens so überzeugt gewesen, daß man ihn habe für einen redlichen Mann halten, ihn lieben und verehren müssen, daß man ihm zum Ruhme nachsagen konnte, er habe wirklich höhere Zwecke gehabt und, wenn er weltlich gehandelt, wol

glauben dürfen, der Stoff heilige die Mittel. In den „Kenien“ ist Lavater mit dem Propheten gemeint, von welchem es heißt:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.
und ein ähnlicher Gedanke ist in dem Epigramm „Amalgam“ ausgesprochen:

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt!
und wenn auch Schiller der Dichter dieser Epigramme ist, so trifft doch Goethe ebenso die Verantwortlichkeit. Und jedenfalls hat Goethe, wie Servinus anzuführen nicht verfehlt, im Unmuth über den alten Freund, von dem er sich abwandte, geäußert, er sei ein Freund der Lügen vom Anfang an, dem es nichts koste, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um dann seine herrschsüchtigen Klauen desto sicherer einzuschlagen; aber er hat, wie uns scheint, mit dem spätern Urtheil über Lavater in seiner Autobiographie die Härte und Unbilligkeit, zu welcher er sich in leidenschaftlichen Momenten hinreißen ließ, zurückgenommen und gut gemacht und darin seine bleibende Ansicht von Lavater's gesamtem Wesen niedergelegt, nach langen Jahren mit der in unzerstörlicher, liebevoller Erinnerung bewahrten Gestalt des alten Freundes wieder ausgeföhnt, in edler Behmuth das alte schöne Verhältniß sich wieder vergegenwärtigend, gemäß dem Wort: Der Tod hat eine reinigende Kraft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ewige Jude. Deutsch von Theodor Delbäcker.
Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1844. 8. 2 Thlr.
22 1/2 Rgr.

Deutsch? Nun ja, der Titel schon ist deutsch, also wird der Text auch in derselben Sprache geschrieben sein. Dieses kleine Wort „deutsch“ kann nun aber doch zwei Bedeutungen haben: entweder soll es anzeigen, man habe hier nicht etwa eine Übersetzung des bekannten Romans von Sue, vielmehr ein echt deutsches Originalwerk vor sich, oder aber — es sei eben eine der vielen Übersetzungen. Wir können die Versicherung geben, daß Letzteres in keiner Weise der Fall sei, vielmehr ein echt deutsches Originalwerk vorliege. Wir finden uns zuerst in einem Wirthshause der nordöstlichen Grenze von Frankreich und Deutschland im Sommer des J. 1631, wo der Wirth nach mehren Debatten über die Existenz des Ewigen Juden seinen Gästen aus eigenen Erlebnissen den Glauben an dieses Wesen in die Hand gibt, und da einer der Gäste, anscheinend ein Kaufmann, plötzlich unsichtbar wird, so ist der Ewige Jude sogar leibhaftig unter ihnen gewesen. Dann kommen Briefe von Standespersonen, mit hier und da eingelegten Versen, worin es sich dann um höchst unangenehme Liebesverhältnisse handelt, zwischen denen der Ewige Jude und eine Art Zauberin hin und her wandeln. Das Wesen verwickelt sich immer mehr durch gesteigerten Kampf zwischen Tugend und Laster, zwischen Wohl und Böse, Ja und Nein, bis dann endlich die Geschichte nach 200 Jahren, nämlich 1837, ein glückliches Ziel erreicht, auch sich herausstellt, daß der Ewige Jude nur ein ganz einfacher, aber höchst braver Herr Thasver sei, der sich dem Wohle der Menschheit gewidmet habe. Weiter läßt sich über dieses deutsche Originalwerk eben nichts sagen.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Strauß' „Leben Jesu“ in Frankreich.

So mitleidig auch das Ausland und namentlich die Franzosen und Engländer auf die ersten Regungen unserer werdenden Liberalismus herabsehen und unsere Abzinken im Ganzen noch für recht zahme und friedfertige Subjecte halten — wir erinnern nur an Mauquins's bekanntes Urtheil über Rotted's und Welcker's politische Ansichten —, so sehr entfegen sich unsere Nachbarn über den revolutionnären und vernichtenden Geist, den wir auf dem Gebiete der Wissenschaft und namentlich auf dem Felde der theologischen Doctrin an den Tag legen. Man wird sich erinnern, welche Anathemata von England, wo sogar die Naturwissenschaften, besonders die Geologie sich nur zu gern innerhalb der Schranken der Bibel halten, gegen Strauß und ähnliche Bekämpfer des bloßen Buchstabenglaubens geschleudert sind. Auch in Frankreich hat Mancher von Denen, die mit großer kritischer Unbefangenheit an die Prüfung der theologischen Wahrheiten gegangen sind, über die zerstörende Jakobinerwuth unserer äußersten Linken in der Theologie und Philosophie bedenklich den Kopf geschüttelt. So darf es nicht befremden, daß jetzt, wo in der Person Ruge's und Anderer mehr Vertreter der neuern philosophischen Richtung in Frankreich eingepilgert sind, ein förmliches Galloph gegen diese „Atheisten und Gottesleugner“ mit Wankfluch und obligatem Theaterdonner erhoben wird. Wie wir vernehmen, wird sogar an der Universität zu Lyon in der theologischen Facultät von einem glaubens-eifrigen Professor ein besonderes Collegium gegen die neue Kezerei und ganz speciell gegen das „Leben Jesu“ von Strauß geleitet. Bekanntlich ist dieses Werk durch eine ganz lesbare Uebersetzung, die man dem vielseitig gebildeten Mediciner Littré verdankt, bereits vor einigen Jahren in die französische Literatur eingeführt.

Geschichte der Orden und adeligen Institutionen.

Wenn man die große Menge von Werken heraldischen Inhalts betrachtet, welche in Frankreich fast täglich erscheinen, so sollte man gar nicht glauben, daß die Sache des Adels hier auf so schwachen Füßen stehen könne. Nicht genug, daß jede Provinz ihre Wappenbücher, ihre Archives nobiliaires etc. habe, besitzt fast jedes einigermaßen bedeutende adelige Geschlecht auch seine besondern Historiker. Auch die Ritterorden haben ihre eigene Literatur, die im fortwährenden Steigen begriffen ist. Eine genügende Zusammenstellung aller historischen und heraldischen Kenntnisse in Bezug auf diesen letzten Punkt finden wir in dem vor kurzem erschienenen „Précis historique des ordres de chevalerie, décorations militaires et civiles, reconnus et conférés actuellement par les souverains régnants en Europe et dans les états des autres parties du monde“. Dieses Werk, in dem man eine für gewöhnliche Bedürfnisse ausreichend erschöpfende Darstellung findet, enthält außer dem nöthigen Texte 106 Tafeln.

17.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Studien

über

Anarchie und Hierarchie des Wissens.

Mit besonderer Beziehung auf die Medicin.

Von

Dr. Johann Malfatti von Monteregio.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1845.

F. A. Brockhaus.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 41. —

10. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Endlich ist noch Einiges anzuführen aus dem Vorwort, welches der Herausgeber der uns vorliegenden Auswahl aus Lavater's Schriften, der treffliche J. A. Drelli, ein gewiß nicht phantastischer und schwärmerischer Mann, an die Spitze der Sammlung gestellt hat. Er hält es für zeitgemäß, die Geisteserzeugnisse des „genialen“ Lavater, der, vor vier Jahrzehnden noch einer der gefeiertsten Schriftsteller Deutschlands, nach und nach ziemlich in den Hintergrund getreten, von dem jüngern Geschlechte kaum anders als vom Hörensagen und aus Literaturgeschichten gekannt sei, in einer passenden Auswahl des Geistreichsten, Originellsten, Ergreifendsten, Anmuthigsten, jedoch vorerst nur in sehr sparsamem Maße, dem Publicum wieder vorzulegen. Zu seinem Verus für dies Unternehmen legitimirt er sich mit folgenden Worten:

Obgleich ich mich durchaus nicht zu allen Ansichten, Urtheilen und Meinungen Lavater's bekenne, trage ich doch das Bewußtsein in mir, mit völliger Unbefangenheit Dasjenige herausgehoben zu haben, was mir seine Individualität besonders zu bezeichnen, für den jetzigen Leser genießbar, anregend und anziehend zu sein schien. . . . Mit diesem kleinen Denkmal erfülle ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die deutsche; erfülle eine Pflicht der Pietät gegen den herrlichen, wunderbaren Lavater selbst. Mit meinen Ältern war er durch innige Freundschaft verbunden; tief wirkte dies anmuthige Verhältniß . . . wie auf mein Gemüth, so auch auf meine äußern Lebensschicksale ein. Noch sehe ich jene majestätische Gestalt in vollster Lebenskraft, mit bligendem Auge, überströmend von Wig, Großsinn und Tiefinn, nie finster, stets mild, und lieblich schäfernd mit mir, dem Knaben. O, es war eine schöne Zeit!

In Lavater's Schriften, urtheilt Drelli, sei vieles für alle Zeiten Dauernde.

Unstreitig war Lavater's irdisches Dasein und Wirken bis zu seinem tragischen Ende ein in sich vollendetes, organisches Kunstwerk der in der Menschennatur wirksamen Gottheit. Dieselbe ewig waltende Macht hat Goethe und Lavater zuerst aufs innigste vereint, auf daß sie sich wechselseitig mit Geistesleben durchdringen sollten; dann unwiederbringlich getrennt, auf daß diese großen Geisterne jedes ganz frei seine eigene Bahn wandelte, in der Idee aber aus beiden eine höhere Einheit sich gestaltete und der deutschen Nation im hellsten Lichte strahlte.

Obgleich hier Drelli, nach unserer Überzeugung, Lavater's Bedeutung und Wirksamkeit, gewiß nicht in Folge

theoretischer Übereinstimmung mit seinen Ansichten und Lehren, sondern aus persönlicher Hochschätzung und Anhänglichkeit, überschätzt, wenn er ihn so Goethe an die Seite setzt: ist uns doch sein Urtheil über Lavater, das Urtheil eines anhänglichen Verwandten und Mitbürgers, aber auch eines nüchternen, fünfundfünfzigjährigen, ernsten, classischgebildeten und tiefgelehrten Mannes, von großer Bedeutung. Eins hauptsächlich glauben wir, zusammengenommen mit Dem, was Steffens und besonders Goethe über Lavater geschrieben haben, daraus folgern zu dürfen: daß der unmittelbare Eindruck seiner Gegenwart, seiner Persönlichkeit ein höchst günstiger, gewinnender und mächtiger gewesen sein muß, und daß Denjenigen, welchen die Anschauung und persönliche Bekanntschaft dieses, wie Goethe sagt, in seiner Art ganz einzigen Mannes versagt blieb, der Schlüssel zum ganzen Verständniß seiner Persönlichkeit, der lebendige Totaleindruck einer, wunderliche Gegensätze und scheinbare Widersprüche doch harmonisch in sich tragenden und ausgleichenden Natur fehlte, was sie dann allzu hart urtheilen machte. Hiermit hängt nun sehr eng dies zusammen: jeder bedeutendere Mensch hat seine persönliche, individuelle, und dann auch seine allgemeinere, seine historische Bedeutung. Manchen Charakteren ist eine ganz persönliche, die tiefsten Elemente und zartesten Züge der Individualität, des innern und des Privatlebens durchforschende Darstellung, andern dagegen eine mehr historische, auf äußere Thätigkeit und Wirksamkeit gerichtete Beleuchtung günstiger. Die stärkern, männlichen, heroischen Naturen sind es, welche in der Wirksamkeit nach außen erst ihre rechte Befriedigung und Entwicklung finden, und welche in und nach ihrer äußern, gesellschaftlichen Wirksamkeit am richtigsten geschätzt werden; die weichern, weiblichen Naturen dagegen gewinnen, je mehr man sie möglichst für sich, abge sondert von der Welt, in der und auf die sie wirken, betrachtet, — sie verlieren, je mehr man sie nach Erfolgen und Thaten beurtheilen will, — wie denn überhaupt der Mann mehr nach Dem, was er schafft und leistet, das Weib nach Dem, was sie ist und in sich darstellt, geschätzt wird. Es versteht sich, daß hier bei dem Gegensatz von männlich und weiblich nicht an den Gegensatz von Geben und Empfangen, von Spontaneität und Receptivi-

tät zu denken ist, auch nicht zunächst an Unterschiede des Willens oder sittlicher Charaktereigenschaften; die in unserm Sinne weibliche Natur kann einer entschieden männlichen sowohl an Ideenreichtum als auch an Willen, an sittlicher Kraft sehr überlegen sein; vielmehr soll damit, in einem weitern Sinne, nur der Gegensatz des in seiner Thätigkeit consequent und bewußt nach außen gerichteten Geistes, in der Regel mit großer Verständigkeit begabt, und des mehr reflexiven, selbst in der äußern Thätigkeit hauptsächlich die eigene innere Befriedigung, den Genuß suchenden, die Signatur der Gemüthlichkeit und Phantasie an sich tragenden Geistes bezeichnet werden. Zu den weiblichen Naturen in diesem Sinne scheint nun Lavater gerechnet werden zu müssen; und wenn auch die Bedeutung, der Einfluß, die er in der Literatur- und Bildungsgeschichte Deutschlands erworben hat, die Anregung des historischen Maßstabs nicht nur rechtfertigen, sondern sogar fordern, so muß der Historiker, um gegen Lavater gerecht, und somit in jeder Hinsicht wahr zu sein, den seiner tiefsten Natur nach innerlichen, das Leben mehr geistig zu genießen und mit weiblicher Milde zu bilden beflissenen, als es zu lenken und zu beherrschen geeigneten Lavater in seiner Eigenheit gleichsam isoliren und ihn als Individuum würdigen, ehe er seine Thätigkeit und Wirksamkeit beurtheilt; die Leistungen, Thaten und Wirkungen des männlichen, geschichtlich wirkenden Geistes geben manchmal eine Summe, welche den wirklichen Werth der Persönlichkeit zu übertreffen scheint; ein mehr weiblicher Geist, in seiner unsichern, minder consequenten und disciplinirten Thätigkeit, erschöpft sich leicht, zu äußerer Thätigkeit veranlaßt, in Anstrengungen, ohne doch ein treues und genügendes Bild seines Innern in seinen geschichtlichen Wirkungen darzubieten.

Nicht ein männlicher Wille, männliche Gesinnung, männlicher Muth sollen im mindesten Lavater abgesprochen werden damit, daß seine Geistesart als eine in gewissem Sinne weibliche bezeichnet wird. Seine Handlungsweise, sein Leben beweist klar, daß es ihm an den Eigenschaften nicht fehlte, welche den Mann zieren. Zwar meint er selbst: „Es ist eben nicht viel Tapferes und Kühnes aus mir geworden“, aber einen ledigen Jugendmuth, eine männliche Entrüstung gegen Unrecht und Unterdrückung zeigte der von Natur scheue, fast blöde Jüngling, als er in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel in Gräningen wegen Erpressungen angriff und seinen Sturz herbeiführte: — eine That, welche von dem jugendlichen Goethe selbst mit Enthusiasmus gepriesen wurde. Männlich war seine Amtsthätigkeit, seine treue Pflichterfüllung, und männlich zeigte er sich in den Revolutionsstürmen, welche über sein Vaterland hereinbrachen. Ein eifrig frommer Geistlicher und Prediger, der doch eine lebhaftere Theilnahme an den großen geschichtlichen Ereignissen der Zeit an den Tag legte, seine Liebe zur Freiheit kräftig und offen bekannte und sie nie verleugnete, auch da nicht, als unter dem Namen und Deckmantel der Freiheit und Gleich-

heit die empörendsten Frevel verübt wurden, die Tyrannei und der Terrorismus herrschten, ist an sich schon eine merkwürdige, erhebende Erscheinung. Und ein männlicher Muth gehörte dazu, um in jenen Zeiten so aufzutreten, wie er es that, um nach der Deportation der entseßten zürcher Regierungsmitglieder eine solche Eingabe an das Directorium der helvetischen Republik abzugeben, eine solche Predigt zu halten, wie der sechste Band der vorliegenden Sammlung sie enthält; Muth, große moralische Kraft gehörte dazu, um gegen Neubel, Mitglied des französischen Directoriums, eine solche Sprache zu führen, wie Lavater gethan hat in dem „Wort eines freien Schweizlers an die große Nation“. Zürich, die Schweiz war in der Gewalt der Franzosen, und in diesem Zeitpunkte schrieb Lavater dem französischen Directorium:

Man geht in'sam mit der Schweiz um! Das Wort ist nicht so schlimm als die Handlungsweise, die dadurch bezeichnet wird. Ich weiß nicht, was mich abhalten soll, ein so gesetzwidriges, so inhumanes, so despotisches Betragen mit seinem wahren Namen zu nennen! In'samie ist das gelindeste Wort, das ich finden kann!

Die Räuberbande (ich weiß nicht, besteht diese aus Sieben oder Dreien, aus Fünfen oder Zweien, gewiß nicht aus 25 Millionen) fordert von dem unoligarchischen, glücklich regierten Zürich drei Millionen!

Dies Alles ist noch nichts; wer Unrecht thut, thut weiter Unrecht. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters ausgeht, der findet der Lasterthaten kein Ende.

Wie werdet ihr das (die Nothigung der freien demokratischen Cantone zur Annahme der Constitution) entschuldigen können, ihr, die Berebtesten und Bigreichsten! ihr, denen es nie an künstlichen Wendungen fehlt, alle Greuel von Tyrannei in Tugenden umzulügen, und wie an Freiheit, den ungeheuersten Despotismus mit dem Namen Freiheit zu stempeln? wie werdet ihr je ein Entschuldigungswort finden für diese Greuelthat, die ein ewiger Schandfleck sein wird eurer Staatsumwälzung?

Weist sich Lavater nicht edel und männlich über seinen Beruf zu diesem Schritt aus, wenn er schreibt:

Ich fühle mich gedrungen, geschehe mir was geschehen kann (ich erwarte das Schlimmste und fürchte nichts), da ich weder mit Geld noch mit Waffen meinem armen, wie ich glaube unschuldigen, gedrückten, despotisirten Vaterlande pflichtbürgerlich Dienste leisten kann, ihm wo möglich mit den einzigen, obgleich schwachen Mitteln, die mir die Natur gab, mit der Zunge und Feder zu dienen, und wenigstens seine Ehre zu retten. Soll ich schweigen, weil Alles schweigt? Soll ich kleinen Personalbeforgnissen Raum geben? Wofür wäre mir Hand und Zunge gegeben, wenn ich nicht sprechen und schreiben dürfte, was Bürgerpflicht und Vaterlandsiebe mich sprechen und schreiben heißen? Wie könnte ich meine Existenz ertragen, wenn ich in dieser Zeit für mein Vaterland hinathmete und Alles gut sein ließe?

Mag dieser Eifer, wie Servinus meint, „ungeschickt“ gewesen sein, männlich und muthig war er gewiß; und größere, nüchternere Politiker, als Lavater war, haben häufig, ohne daß man es lächerlich fand, Prophezeiungen ausgesprochen, welche durch den Erfolg weniger gerechtfertigt wurden, welche viel minder anstößig und für den Propheten gefährlich waren, als die Warnung Lavater's an Neubel:

Noch Eine, das Ihnen das Wort eines Fanatikers scheinen mag! der Erfolg wird über den Werth dieses Wortes entscheiden. Es kann eine Zeit kommen, und sie scheint mir gar nicht

fern zu sein, wo Sie ernsthaft an dies Wort zu denken ge-
drungen sein könnten: die französische Nation reizt durch den
trogenden Übermuth ihrer Glücksmacht den Fluch aller Natio-
nen wider sich, und sie eilt ihrem schnellen, schrecklichen Falle
entgegen. Wir sind die jetzigen Directoren, wir sind Sie,
fester Mann! wie unstückbar Sie sich auch glauben mögen,
schon wie geführt vor dem Auge. Berachten Sie den Rath
eines redlichen Mannes nicht, der Barthélemy's *) Schicksal
lange vorher ahnte, ehe es möglich schien. Sie haben das Recht,
über das Wort zu lachen; aber es wird — verlassen Sie sich
darauf — es wird keine zwei Jahre anstehen, Sie werden an
Ihre Brust schlagen und froh sein, wenn Sie bei uns einen
sichern Zufluchtsort finden werden. So manches Unglaubliche
ist geschehen, was ich ahnte und Freunden vertraute. Auch dies
könnte geschehen; was sage ich: könnte — es wird geschehen!

Diese Prophezeiung ging wirklich insoweit in Er-
füllung, daß binnen zwei Jahren das Directorium ge-
stürzt war, in andern Punkten aber gar nicht, so daß
man, je nachdem man nachsichtig oder streng urtheilt,
hieraus mit gleichem Recht den Beweis für und gegen
Lavater's Divinationsgabe führen kann, — falls man
überhaupt die Sache aus dem Gesichtspunkte der Pro-
phetie und Ahnung betrachten muß. Daß übrigens das
„Wort an die große Nation“ nicht ganz unbeachtet,
wenn auch vielleicht ganz fruchtlos blieb, geht daraus
hervor, daß Lavater eine Antwort des französischen Di-
rectoriums, zwar ohne seine Unterschrift, aber mit seinem
Siegel, zukam, worin die Widerlegung seiner Anklagen
und Beschwerden versucht wird; und daß er selbst einer
Deportation nach Basel nicht entging, beweist, daß er
für den Haß und die Verfolgung der Nachhaber nicht
zu gering gewesen sein muß. Lavater's Tod, herbeige-
führt durch einen Schuß von einem „besinnungslosen
Söldling der helvetischen Republik“, in den Straßen von
Zürich (Jung-Stilling will dies Ereigniß in weiter Ferne
geahnt oder innerlich geschaut haben), hängt wol nicht zu-
sammen mit politischen Motiven, aber auf seinem lan-
gen Kranken- und Schmerzenslager bewährte er sich
noch ebenso sehr als Mann wie als seinem Glauben
treuer Christ. In hohem Grade achtungswerth und
männlich ist es an ihm, daß er, der heftigste Gegner
der unter dem Namen der Freiheit schaltenden Tyran-
nei und Gesetzlosigkeit, der revolutionnären Roheit und
Unsitte, doch den Grundsätzen der wahren Freiheit uner-
schütterlich treu blieb, während der Mißbrauch so Vielen
die Sache der Freiheit selbst verleibete. Er schreibt:

Ich bin nie durch irgend ein Geschrei irre gemacht oder
meine immer gleich festen Grundsätze zu ändern bewogen wor-
den. Ich schreie mit Gründen wider das Blutvergießen — ge-
schehen durch Übermacht der Gewalt oder des Glücks — sollen
Könige oder Landleute von Stäsa hingerichtet werden. Namen,
Wörter, Geschrei, Sobriquet machen kleine, pöbelhafte Seelen
wankend und sich selbst widersprechend; Lavater gewiß nicht.
Despotismus in allen Gestalten, in denen des Monarchismus,
des Anarchismus, des Sansculottismus, — Despotismus mit
dem Schwert oder mit der Kutte oder mit der Feder, im öf-
fentlichen Blatte oder Privatbriefe, ist mir gleich verhaßt, und
diesem arbeite ich unaufhörlich auf alle Weise entgegen.

Er findet die unvorbereitete Aufstellung politischer
und moralischer Ideale, zu deren allgemeiner und gleich-

*) Früher Mitglied des Directoriums.

förmiger Annahme man die verschiedenartigsten Men-
schenklassen zwingen wolle, ebenso täuschend als gefähr-
lich und verderblich; er klagt über den nie zu berechnen-
den Schaden der Staatsrevolutionen, daß sie in rohen
Seelen allen Fonds von Roheit aufregen, zur Sprache
kommen lassen, und allen zarten, edeln Geschmack ge-
waltthätig ersticken und einen äußerst unsittlichen und
ungefüsteten Sansculottismus zur Tagesordnung machen;
aber er behält Klarheit des Blickes und des Geistes,
Gerechtigkeit und Freiheitsliebe genug, um über die fran-
zösische und schweizerische Revolution also zu urtheilen:

Ihr Schaden ist unmittelbar so groß, so drückend, so man-
nisch peinigend und unabsehlich, daß es nur dem reifen
Nachdenken und der ruhigsten Vernunft möglich ist, diesen
gleichsam aus dem Auge zu verlieren, um dem Guten, was sie
wirkt und wirken wird, einige Gerechtigkeit widerfahren
zu lassen. Die guten Erfolge derselben werden und müssen
zahllos und überschwenglich sein; Menschen werden sie nie,
Gott wird sie immer wollen, diese guten Erfolge. Menschen,
welche die Revolution gewaltsam erregen, werden sie nie, Gott
wird sie immer hinlänglich rechtfertigen können. Sie hat den
menschlichen Gedankenkreis unendlich erweitert, hat eine Menge
durch sanfte Belehrung unbeflegbare Vorurtheile so bekämpft,
daß sie nie wieder so allgemein herrschend werden können als
sie es waren. Sie hat ein zahlloses Heer menschlicher Kräfte,
die schlummerten, geweckt, oder die gebunden waren, gelöst,
und sie in eine bewundernswürdige Thätigkeit gesetzt, die durch
Zeit und Umstände schon von ihrer Raschheit und ihrer empö-
renden und zerstörenden Wildheit nachlassen und zu einer
wohlthätigen Rührtheit herabsinken werden.

Und an einem andern Orte:

Bin ich von etwas in der Welt überzeugt, so bin ich, ob-
gleich ein entschlossener Feind aller Revolutionen und gewalt-
thätiger Staats- und Kirchenumwälzungen, ich bin es, sage
ich, davon, daß unsere Revolution, so viel Drückendes und
Schreckliches sie, vielleicht bald als bald, mit sich führen mag,
große, durch nichts Anderes bewirkbare, moralische und reli-
giöse, äußerst wohlthätige Wirkungen hervorbringen wird. Nie
werden diese Wirkungen erstickt werden können; nie werden sie
begrenzt sein; die Grundsätze von den unveräußerlichen Men-
schenrechten, von der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz,
dem Rechte der Regierung, von der durch keine Außerlichkeiten,
Geburtsvorteile oder Nachtheile bestimmbar Regierungsfähig-
keit, sind, an sich selbst betrachtet, so wahr und so klar, so
groß und heilig, so sehr mit dem Innern der menschlichen Na-
tur übereinstimmend, so verwebt mit unzähligen Ideen und
Handelnsweisen, und können durch schnelle praktische Anwen-
dung so geläufig und fruchtbar werden, daß keine Kunst, keine
Sophistik des feinsten Aristokratismus, keine üble Anwendung,
selbst keine Gewaltthat, die man dagegen aufbieten möchte,
sie wieder zu vertilgen vermögend sein werden.

Ist hier nicht die freisinnigste Vorurtheilslosigkeit mit
der edelsten Humanität, mit der männlichsten Unabhängig-
keit gepaart?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dresdner Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollen
Meisterwerken, erklärt von Julius Rosen. Dres-
den, Arnold. 1844. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein angenehmes Büchlein voll Dichtung und Wahrheit
und das utile dulci auf eine feine Weise gesellen! Hr. Ro-
sen hat dadurch Ansprüche auf den Dank nicht nur der in der
dresdner Galerie bewanderten Kunstfreunde und Kenner, son-
dern auch namentlich Derjenigen erworben, welche die erste

Bekanntheit dieser unvergleichlichen Sammlung an der Hand eines lebenswürdigen Cicero manchen wollen. Er bietet uns hier einen Catalogue raisonné, welcher aber nichts weniger als die schulgerechten Erklärungen eines Kunsttheoretikers und Kunsthistorikers enthält, sondern die geistvollen Ansichten, Schilderungen und Reflexionen eines Mannes, der die Poesie der Malerei aufzufassen, zu übertragen und selbst umzubilden versteht. Daß diese Ansichten häufig sehr subjectiv sind, versteht sich von selbst, und wenn sie deshalb auch nicht immer auf Bestimmung zu rechnen haben, so bleibt ihnen doch meistens der Reiz einer pikanten Eigenthümlichkeit. Hr. Rosen geht von dem Grundgedanken aus, „daß hinter der formellen Bildung eines bestimmten Kunstwerkes die Seele der Weltgeschichte in dem Künstler thätig gewesen ist“ — ein Gedanke, der sehr wahr, aber in unsern Tagen nicht mehr neu ist, wo er, „nur mit ein bißchen andern Worten“, schon öfters ausgesprochen worden ist, weil er in der That von der heutigen Auffassungsweise unzertrennlich ist und gleichsam von selbst einem Jeden sich aufdrängt, der hinter der Oberfläche der Dinge dem schaffenden Demiurgos nachspürt. In diesem Sinne sagt Hr. Rosen gleich zu Anfang der Einleitung, daß die dresdner Gemäldegalerie in ihren Meisterwerken die vertrautesten und geheimsten Memoiren des Sedenlebens des 16., 17. und 18. Jahrhunderts für Den enthalte, welcher Bilderschrift zu lesen versteht. Die Übersetzung dieser Bilderschrift beginnt der Verf. gleich im Rafael- und Correggio-Zimmer und zwar mit der Sixtinischen Madonna, in der er wol mit Unrecht „vielleicht das gewaltigste Bild sieht, welches Rafael geschaffen hat“. Mit Vergnügen wird man ihm von hier aus folgen und sich seiner Schilderungen, Auffassungen und häufig schlagenden Bemerkungen erfreuen, durch welche das Buch schon an und für sich eine höchst anziehende Lecture gewährt. Der Leser darf jedenfalls sicher sein, Bilder zu erblicken, die ihm die Kunst des Verf. lebendig hinzubraubt und die eigene Phantasie ausmalt, und sich an Kunstwerken zu ergötzen, wenn diese auch am Ende den dresdner Originalen nicht immer gleich sehen. 32.

Literarische Notizen aus England.

Ein Geschichtswerk aus den Zeiten Karl's I.

Es ist kürzlich von dem bekannten Spalding Club in England ein Geschichtswerk aus der Zeit Karl's I. bis zur Republik herausgegeben worden unter dem Titel: „A short abridgement of Britane's distemper, from the years of God 1639 to 1649. By Patrick Gordon of Ruthven.“ Der Verf. dieses sehr umfangreichen „Kurzen Abrisses“ ist ein Schotte, der als enthusiastischer Anhänger der reinen Monarchie und der Stuarts, als ebenso eingekerkelter Feind alles Dessen, was puritanisch und englisch ist, auftritt. Geschichtlichen Werth hat das Werk an sich wenig, doch enthält es manche bezeichnende Züge für die damaligen Zustände und trägt in sich selbst die beste Schilderung der königlichgefinnten Partei, welcher der Verf. angehört. Wir erfahren unter Anderm daraus, daß die Offiziere des grimmigen schottischen Covenantheers während dessen Aufenthalts in Nordengland 1646 allein für Sekt und Zucker viele Tausend Pfund Sterling in Anrechnung gebracht hatten, was eben nicht für eine große Gottseligkeit unter diesen Heiligen zeugt. Der Verf. sieht in seiner abergläubigen Beschränktheit die schrecklichen Dinge, die da kommen müssen, voraus in den Reichen und Wundern am Himmel und auf der Erde, wobei er oft einen wahrhaft dichterischen Schwung nimmt. So erzählt er: „Sintemal es nur selten oder nimmer gesehen worden, daß der Himmel und die Sterne und die Elemente, ja und der klügste Witz und der tiefinnigste Verstand, oder die Anstrengungen sterblicher Menschen, nicht alle zu den unentrinnbaren Beschlüssen der göttlichen Vorsehung beitragen, wenn der erhabene Gebieter und Schöpfer und Herrscher über alles Dies eine Revolution, den

Untergang von Königreichen, den Fall hoher Würden, oder einen Wechsel der Monarchien zur Strafe für die Sünden beabsichtigt: so wird es offenbar zu dieser Zeit, theils durch die schlimmen Conjunctionen des Saturns und des Mars, so da die unheilvollen unter den Planeten genannt werden, deren schlimmer und boshafter Einfluß der heiligen Blut des Jupiter, der erhabenen und königlichen Herrschaft der Sonne, der Hellseligkeit und dem einnehmenden Wesen der Venus durch das misstönende Geschwirr der Elemente entgegenwirkt: als ob Himmel, Erde und Meer oder das große und ewig dauernde Gebäu des Alls aus seinen festen Achsen gerissen und geschleudert worden wäre.“ Eine alte, damals ausgesprochene Prophezeiung: „Germanie beginnas a dance, that passes through Italie, Spaine and France, but England most (must) pay the piper“, gibt dem Verf. Veranlassung, sich wie folgt darüber auszusprechen: „Dies nicht Lichobra, jener gelehrte und allbewunderte Astrolog unserer Zeit, seine Weissagung über jenen erschrecklichen und wunderbaren Kometen, der im J. 1617 sich zeigte, im Druck erscheinen, worin er behauptete, daß damals in Deutschland der Krieg seinen Anfang nehmen, sich über ganz Europa verbreiten und in England sein Ende finden solle: und setzte nicht in dem nächsten Jahre 1618 der Pfalzgraf die böhmische Krone auf sein Haupt, was den Anfang des Kriegs bildete, der sich nach Böhmen, Frankreich und Spanien verbreitete und nun so schrecklich in Britannien wüthet: dessen Volk unter zwei huldreichen Fürsten, Jakob VI. und Karl I., in solcher Lust, Fülle und Frieden bis zum J. 1639 gelebt, daß das ganze andere Europa erkant und höchst verwundert auf solches Glück daselbst blickte? Aber wie ich zuvor gesagt, wenn der Himmel beschloß, dies Elend heimzusuchen ob unsers Unthanes, so diene nicht nur alle Himmel und Elemente seinem Willen, sondern die Menschen selbst helfen mit zu ihrem eigenen Untergang.“

Die neuere deutsche Philosophie durch englische Brille gesehen.

Die Besprechung des französischen Werkes über das Leben Kant's und seine Philosophie von Amand Cointes gibt dem „Athenaeum“ Veranlassung, sich über die philosophischen Studien Deutschlands wie folgt zu äußern: „Wir wünschen keinesfalls den ganzen Inhalt der verschiedenen Schulen der deutschen Philosophie als ein leeres Wortgeflüster zu bezeichnen, obwol wir von einer großen Anzahl ihrer Erzeugnisse sagen möchten: „Verba sunt, praeterea nihil.“ Aber selbst Deutschland ist des Klangwechsels dieser philosophischen Glocken: Ich und Nichtich, Subject, Object und absolut, überdrüssig und begehrt einer Weltweisheit des Lebens und Fortschritts, um die Welt aufzuhellen, nicht um die Schulen zu verwirren. Man fühlt, daß die Sonderung zwischen Gedankenforschung und Beschäftigung, zwischen Anschauung und Wirklichkeit, zwischen dem Fortschritt der Schulen und der Bewegung des Volks falsch ist, und wenn kluge Professoren irgend Ergebnisse ihres Forschens erzielt haben, die allgemeiner Erprobung, Anwendung und Nuzens fähig sind, es hohe Zeit scheint, mit denselben hervorzutreten und sie mit der wahren Entwicklung des Volkes zu vereinigen. Wir leugnen keineswegs, daß die neue Philosophie gemeinschaftliche und in thatsächlicher Anwendung wichtige Ergebnisse geliefert. Ihre greifbare Darstellung der Freiheit, ihre Auseinanderlegung der bestimmt sittlichen Grundlage, auf der die wahre Freiheit eines Volkes ruhen müsse, ist z. B. ein unermesslicher Fortschritt über die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ihre Forderung einer Gesetzgebung, die für Alle gut und mit der Einheit und der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts vereinbar ist, stimmt mit dem fortschreitenden gesunden Menschenverstande überein, und in praktischen Dingen lehrt sie im Allgemeinen nach allen ihren Umschwüngen zu guten, alten anerkannten Lehren zurück.“ 12.

Dienstag,

Nr. 42.

11. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wenn wir nun doch in gewissem Sinne Lavater eine weibliche Natur nennen, so sieht man leicht, daß damit nicht die moralische Seite seines Wesens im engeren Sinne bezeichnet werden soll, sondern so zu sagen die physiologische Eigenthümlichkeit seiner geistigen Organisation, seine Anschauungs- und Empfindungsweise, der Charakter seiner Thätigkeit und seiner Lebensführung, die Art, wie Eindrücke auf ihn wirkten und ihn zum Handeln reizten. Goethe's Schilderung von Lavater deutet vielfach auf weibliche Züge und Elemente in seinem Wesen und Charakter hin; er beschreibt ihn als höchst aumuthig, reinlich, züchtig, duldzaam und langmüthig, aber höchst empfindlich und verleglich organisirt. Was Lavater's intellectuelle Begabung betrifft, so kann man ihm gewiß einen scharfen und tüchtigen Verstand nicht absprechen; es zeugen hiervon besonders die drei Gespräche über Wahrheit und Irrthum, Sein und Schein, worin diese Begriffe sehr scharf bestimmt und gegeneinander abgegrenzt werden. Es wird darin gezeigt, daß Wahrheit gleichbedeutend sei mit (empfundener, wahrgenommener) Existenz, Irrthum mit Nichtexistenz, Disharmonie, daß wahr Dasjenige sei, was unser Existenzgefühl erhöhe, Irrthum, was das Gegentheil bewirke; daß Wahrheit und Sein zusammenfallen, daß aber auch der Schein ein Sein, somit in gewissem Sinn eine Wahrheit sei, nämlich für das Organ, für das Gefühl, für welches er nothwendig vorhanden ist; und daraus wird dann die Folgerung abgeleitet, daß es nicht Eine, gleichmäßige, unveränderliche Wahrheit gebe, sondern Grade der Existenz, Grade der Wahrheit, Grade des Selbstgefühls; „es gibt unzählige Stufen der Wahrheit wie der Existenz, und so wie jede Existenz es für uns bloß durch unsere äußern und innern Sinne ist, mit den Sinnen kommt und mit den Sinnen verschwindet, so mit jeder Wahrheit. Alles, was wir Object nennen, verändert uns, macht uns auf eine andere Art existiren“; die Wahrheit steigt mit der Summe der Existenz, mit der Zahl und mit der Vollkommenheit der Organe der Wahrnehmung. Hieraus wird nun die wichtige Folgerung abgeleitet: „Es gibt für uns keine absolute, bloß objec-

tive, rein abstracte, keine durchaus unrelative Wahrheit.“ Organ und Object bedingen sich gegenseitig. „Es gibt allgemeine Wahrheiten für Menschen; aber jeder Mensch hat noch sein besonderes Reich von Wahrheit, Empfindung, Seinsart, worin er allein schalten und walten kann.“ Merkwürdig sind diese philosophischen Gespräche, weil sich einerseits darin Lavater's tiefste Eigenthümlichkeit in der Ansicht ausspricht, daß die Wahrheit unendlich mannichfach sei nach der Vielheit der Individuen und der Verschiedenheit der Organisationen, „jeder Mensch hat Millionen Seiten“; andererseits aber ein Anklang von Fichte's Art zu philosophiren und seinem subjectiven Idealismus, jedoch sehr modificirt, hindurchtönt. Lavater fand es einmal nöthig, dem Gerüchte zu widersprechen, Fichte habe ihn in Ansehung seines bisherigen religiösen Glaubenssystems auf ganz andere Gedanken gebracht; er erklärt, daß er mit einigen Freunden Lektionen bei Fichte genommen habe (in den neunziger Jahren), um diesen scharfsinnigen Mann zu benutzen und um von der Kant'schen Philosophie einen richtigen Begriff zu bekommen. Diese Lektionen, die er nicht ganz verstanden, haben seinen Verstand geschärft und ihm Stoff zu vielem Nachdenken gegeben; aber sein Verkehr mit diesem „außerordentlichen Manne“ habe sein bisheriges Glaubenssystem nicht im mindesten erschüttert. In einem Brief an Fichte selbst bekennt er sich diesem zu lebenslänglichem Dank als Schüler, Freund und Mitmenschen verpflichtet, weil er von diesem schärfsten Denker, den er kenne, gelernt habe, „heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen, leichter verallgemeinern, schneller vom Allgemeinen zum Besondern übergehen, richtiger und sicherer prüfen, bestimmter Alles bezeichnen, darstellender sprechen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschaubarkeit zu bringen“ u. s. w. Somit erkannte Lavater wohl, was zum philosophischen Denken gehört; er wußte die Eigenschaften des philosophischen Kopfes zu würdigen, aber ihm selbst war das abstracte, das speculative Denken eigentlich nicht gegeben; er sagt in den „Physiognomischen Fragmenten“:

Ich schrieb bloß als Beobachter, Erfahrer, Empfinder. Was ich nicht wußte, erfuhr, ahnte, war nicht in meinem Kreise. Beinahe überall bin ich der speculativen Metaphysik abgefordert. Reduction des Unbekannten aufs Bekannte; Aufsuchung Dessen, was wirkt, in der Wirkung, ohne die innere

Natur des Wirkers und der Wirkung erforschen zu wollen — siehe da meine Philosophie, die es immer mehr werden wird, je mehr mir Gott die Erhabenheit und die Beschränktheit der menschlichen Natur offenbaren wird.

Anderstwo spricht er sein Mißtrauen, seine Abneigung gegen die Abstraction so aus:

Eine Wahrheit ohne Intuitivität ist null für den menschlichen Geist. Lieber! ich wünsche gar sehr, daß du Das, was ich für das proton pseudos bei dir halte, nämlich die Entgegensetzung sogenannter abstracter Wahrheiten gegen concrete, aufs neue einer scharfen Prüfung unterwürfst. Meine Philosophie ist, und es wird meine ewige Philosophie bleiben: es gibt keine Tugend ohne einen Tugendhaften, keine Weisheit ohne einen Weisen, keine Wahrheit ohne existierende, substantielle Individua von Object und Subject. Alles was ist, ist irgendwo; was nicht irgendwo ist, ist nicht.

Und dies ist es nun, was wir als eine mehr weibliche Organisation des Geistes ansprechen möchten, — diese Vorliebe für die Beobachtung mehr als für die Erklärung, dies unmittelbare Eingreifen des Concreten mit Verschmähung des für wesenlos und nichtig erklärten Abstracten; das Vertrauen zur Intuition sowie auch zur Analogie, und die Abneigung gegen die streng wissenschaftliche Deduction, das Mißtrauen gegen Grundsätze und Systeme, die Ablehnung der eigentlich wissenschaftlichen Form. Die echte Philosophie ist ihm „Philosophie der Menschlichkeit und des Kinder Sinnes, innerer Ahnungs- und Schöpfungskraft, die in allen Menschen liegt“. Wie die strenge Wissenschaftlichkeit, lag Lavater auch die Gelehrsamkeit in einem höhern Sinne fern, und er hat dessen keinen Hehl. Ebenso sehr oder noch deutlicher als nach der intellectuellen Seite tritt der weibliche Zug in Lavater's Natur nach der gemüthlichen, der Gefühlsseite, hervor. Er ist der Mann der plötzlichen, lebhaften und tiefen Empfindungen, der überwältigenden Eindrücke, der mächtigen Impulse, womit nicht gesagt sein soll, daß er nicht in seinen Neigungen und Bestrebungen beharrlich und consequent gewesen. Auf intuitiver Empfindung, Sympathie und Antipathie ebenso sehr als auf Beobachtung beruhte sein physiognomisches Bestreben; er laß, empfand die Charaktere, statt sie aus der Handlungsweise zu folgern, unmittelbar aus den Gesichtern mit einer großen Sicherheit, mit einer in dieser Beziehung unverkennbaren, obwol natürlichen Divinationskraft. Überhaupt aber hielt er viel auf Ahnung und Prophetie, bei Andern und bei sich selbst, — auch hierin den weiblichen Charakter nicht verleugnend, sofern der Glaube vieler Völker vorzugsweise den Frauen prophetische Gaben zuschreibt, wie die Pythien, die Sibyllen, die Priesterinnen und Seherinnen der Germanen beweisen, und sofern auch in neuesten Zeiten in den Annalen des Magnetismus und Somnambulismus hauptsächlich das weibliche Geschlecht eine Rolle spielt. Weiblich war seine oft überzarte, zur unfruchtbaren Selbstquälerei führende Gemüthsartigkeit, während er doch im Ganzen nichts Peinliches und Angstliches in seinem Wesen und seiner Geistesrichtung hatte; weiblich sein Hingeben an Freunde, sein Eingehen auf die Empfindungen Anderer, namentlich auch der Frauen; weiblich

war endlich der Charakter seiner Religiosität. Weder Philosoph noch gelehrter Theolog in strengem Sinne, hielt er wenig auf scharfgefaßte, begriffsmäßige Dogmen; „ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit abspriecht, wenn man mir nur die biblische läßt“, schreibt er einmal, und anderstwo:

Es thut mir immer in der Seele weh, wenn man eine deliciose, auf mannichfaltige Weise genießbare Sache zu einem dogmatischen Zankapfel macht, und die allergeringste Herzensache in eine metaphysische Streitfrage verwandelt.

In nichts, was nur einen Geruch von sogenanntem Religionsstreit zu haben scheinen könnte, lasse ich mich je ein. Religion ist eine innere Geistes- und Herzensache zwischen Dem, was sich endlich nennt, und Dem, was das Endliche unendlich nennt; ein geistiger Genuß unsichtbarer und ewiger Dinge. Ich gebe alle Namen für Genuß und Seligkeit hin, sogar Geist und Christenthum, wie viel tausendmal eher Alle, was Reformirtheit, Zwinglianismus, Calvinismus heißen mag.

(Der Beschluß folgt.)

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert. Zweiter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Mit größerer Ungeduld als dieser mag selten ein zweiter Theil erwartet worden sein. Die lange Verzögerung seiner Erscheinung gab selbst zu wunderlichen Vermuthungen Stoff und reizte auch auf diesem Wege die Neugier. Wir haben die vielbegehrte Fortsetzung nun vor uns und mit ihr eine Arbeit, welche die verschiedenartigsten Urtheile anregt. Natürlich — denn während der erste Theil seinem Titel gemäß ein lebensvolles Bild des unvergeßlichen Königs dem Gesichtsfreunde und der mitlebenden Männerwelt darbot, wendet sich dieser Theil, indem er zum großen Theil ein Charaktergemälde der Königin, einer der schönsten und anmuthvollsten Frauen ihrer Zeit, darbietet, wesentlich an die Frauen und setzt die Interessen fast ganz bei Seite, mit welchen und unter deren Einfluß der erste Theil dieses Werks zur Hand genommen wurde. Hieraus viel Täuschung auf der einen, viel Antheil auf der andern Seite; denn die Königin Luise ist für den Biographen ein trefflicher und dankbarer Vorwurf; eine Frau, nicht bloß voll Harmonie, sondern voll Charakter und in der Geschichte ihrer Zeit nicht ohne mitbestimmenden Einfluß.

Der Verf. hatte, wie wir wissen, das Glück, in der Nähe und unter der ungehinderten Anschauung dieser begabten Natur zu leben; er war befähigt, und wenn man will, zu rufen, uns die Umrisse und die Züge dieser Erscheinung zu skizziren, wie wenig Andere, und wir können nicht zweifeln, daß ihnen dieses Unternehmen auf das vollständigste gelungen sein würde, hätte nicht die allzu große Weichheit seiner Natur ein subjectives Hinderniß abgegeben, das der vollständigen Erfassung einer so charaktervollen Frau als die Königin Luise war unbeeinträchtigt entgegenstand. Er hat die Königin in allen Beziehungen, als Gattin, Mutter und Herrin in einem großen Haus — aber als Königin hat er sie nicht geschildert. Es ist hierzu kaum ein Versuch vorhanden; ja der Verf. zielt, wie absichtlich, darauf ab, den geschichtlichen, den politischen Einfluß der Königin Luise, wie er von andern Seiten her zu seiner Zeit allerdings übertrieben hoch angeschlagen worden sein mochte, in seinem Buche gänzlich zu ignoriren, was nicht

*) Beogr. über den ersten Theil Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1843. D. K. v.

minder unhistorisch sein wird als es das Gegentheil war. Daß ihm die Kenntniß so bekannter Vorgänge, wie sie die Periode vom Frühjahr 1805 bis zum Sommer 1806 herbeiführte, abginge, läßt sich gar nicht annehmen, und wir haben daher nur die Wahl, entweder den Standpunkt festzuhalten, daß der Verf. des Theils, den die Königin an den Beschlüssen des Cabinets in dieser Periode nahm, nicht gedenken wollte, um schmerzhaftige Erinnerungen zu vermeiden, oder daß er sich wirklich und absichtlich gegen Einflüsse verblendete, die allerdings auf einer mangelhaften Auffassung der Weltbegebenheiten mehr als auf dem Charakter beruhten, der das alleinige Object seiner Darstellung bleiben sollte.

Hat der Geschichtsfreund nun auch in dieser Beziehung über ihn zu klagen und findet er sich in seinen Erwartungen nicht vollaus befriedigt, so werden ihm die Leserinnen desto mehr Dank dafür wissen, daß er dem fadenlosen Bilde der Königin in jedem Zuge weiblicher Wirksamkeit seine ganze Mühe und Treue zugewendet hat. In der Regel ist auch kaum ein reineres und glänzenderes Bild einer königlichen Frau zu denken als das, welches der Verf. in immer wiederkehrenden und immer neuen Zügen vorführt. Ihr ganzes Wesen auf einmal zu bezeichnen hat die deutsche Sprache ein schönes Wort, es ist „Goldseligkeit“. Goldselig war ihre Rede, ihr Schweigen, ihr Scherz, ihr Ernst, ihr kindliches Herz im Glück, ihr religiöser Schmerz im Unglück. Sie kannte die Segnungen einer reinen Seele im Wohlergehen, die Segnungen einer erhabenen, das Irdische fromm überblickenden Stimmung im Leide. Als Weib ganz Liebe und Wohlwollen, als Gattin nach Lavater's schönem Wort das Du zu dem Ich des Mannes, als Herrin ganz Anmuth und Huld, von keiner unreinen Regung je bewegt, Kind entweder oder über der Leidenschaft schwebender Geist, gewährt das Charaktergemälde, das der Verf. von der Königin Luise entwirft, eine sanfte Nührung, ja eine Erbauung, wie sie uns aus Heiligengeschichten nicht immer zu Theil wird. Und hierbei ist Alles Wahrheit und Wirklichkeit, so unauflösbare Wahrheit, so volle und innere Harmonie, daß an keiner Stelle des Buchs auch nur die Ahnung eines Zweifels erweckt wird. Es liegt dies in der eigenthümlichen Art der Darstellung des Verf. überhaupt; denn er mag wol mit Absicht oder ohne diese hinweglassen, hinzugefügt hat er mit oder ohne Absicht gewiß nicht.

Der logische Zusammenhang des Inhalts dieses Theils mit seinem Titel wird ausschließlich durch das eheliche Verhältniß der Königin begründet. Und wie die Königin als Gattin ein Muster für alle Frauen ihrer Zeit war, so werden die Frauen unserer Zeit dies Buch mit Lust und Befriedigung durchlesen und an dem Bilde ehelichen Glücks, wie es hier in ewigjünglicher Gefühlsfülle, in süßester Zartheit und makelloser Reinheit vor ihnen entfaltet wird, ihre rechte Freude haben. Von da an aber, wo der Schmerz des Lebens das glückliche Paar ergreift, zeigt sich ein lehrreiches Bild religiöser Erhebung über das Leid des Daseins und ein schönes, erbauendes Vertrauen auf Überwindung und endlichen Sieg. Mitten in dieser Erhebung, welche die schönsten Züge und vernünftlichen, erwachenden Geist, sein Andenken unvergänglich im Volke zurücklassend. Es widerfuhr ihm nach seinem Verdienst, denn er wird gepriesen — bis auf diese Stunde.

An den einzelnen Äußerungen dieser erhabenen Seelenstimmung sich zu erfreuen und zu erbauen ist Sache des Lesers, welcher dabei ihre Unvollständigkeit empfinden mag, je nachdem er auf eine zusammenhängende Lebensgeschichte rechnete oder nicht. Daß auch nicht eine einzige Äußerung von Zorn, Ungeheiß oder Haß gegen den unerbittlichsten Gegner ihres Glucks und aufbewahrt wird, würde Verdacht erwecken, wenn es sich nicht eben von einer vollkommen schönen Natur handelte, der das Unphöne, beträfe es selbst den schlimmsten Feind, eben deshalb fremd war, weil es die innere Harmonie zerstörte. In dieser Beziehung ist der Zug gedenkenswerth, wo, als eine Person aus der königlichen Umgebung vor einem Bildniß Ka-

polcon's, nach der Schlacht von Eylau, aussprach, die Königin tadelnd und heftig antwortete: „Nicht doch, Lina, so werden wir nicht fertig mit unserm Schmerz!“

Was in dieser Nacht der Drangsale folgt, ist durchweg als Probe eines erhabenen Geistes anzusehen und muß jedes fühlende Gemüth zur Bewunderung stimmen. Pflichttraue, Ergebung, Mutterliebe sind am Ende in einer solchen Lage natürliche Äußerungen eines nach Selbsterkenntniß ringenden Geistes; aber daß diese sich mit Lebenswürdigkeit und mit dem Lächeln der Anmuth umkleiden, deren Herrschaft nicht bei uns steht, das ist als Ergebnis einer höhern Natur bei Leidenden zu erkennen, denen die Schönheit zum zweiten Naturgesetz geworden ist. In diesem Sinne trug sie den Druck und die Enge der Verhältnisse zu Königsberg und Memel, und wußte sich in dem Dorfe Huben, in dem Landhause des genialen Pöpel, ein kleines Paradies und aus dem Druck des Daseins ein Idyll zu schaffen, das wir bewundernd betrachten.

Gegen den Schluß dieser Abtheilung hin tritt der König wieder etwas mehr in den Vordergrund der Darstellung, ohne jedoch dem leuchtenden Gestirn, welchem dieser Theil vorzüglich gewidmet ist, von seinem Glanze etwas zu entziehen. Der gänzliche Ausschluß politischer und historischer Beziehungen hat den Rahmen des Verf. unnatürlich verengt; in Dem, was ihm hiernach übrig bleibt, hat er sich erschöpft, und wir dürfen sein Buch, dessen erster Theil einen einflussreichen Ruf des Heils erweckte, nummehr wol als dem Schlusse nahe ansehen, obgleich der Vorhang etwa beim 3. 1808 herabfällt. In geschichtlicher Beziehung beginnt um diese Zeit gerade die große Epoche der preussischen Revolution, um uns auch einmal dieses Ausdrucks zu bedienen, d. h. die Epoche der gänzlichen Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse aus einem neuen Princip her. Es war eine schwere, mächtige Interessen tief verlegende, unermessliche Opfer begehrende Zeit; allein die Vaterlandsliebe der Preußen, verbunden mit der Überzeugung von der gänzlichen Unhaltbarkeit der alten Einrichtungen, brachte diese Opfer, schweigend — ja selbst dankbar. Das strenge Recht brugte sich in dieser gewaltigen Epoche der Umbildung vor der Nothwendigkeit, die einzelnen Ungerechtigkeiten, welche unerlässlich waren, um ein altes und großes Unrecht wieder gut zu machen, wurden still und schweigend ertragen, ja sie weckten und kühlten die Liebe zum Vaterlande, für welches man eigentlich jetzt zum ersten Male bewußte Opfer brachte. Diese Zeit der Erhebung aus tiefem, todesähnlichen Schlummer hat der Verf. noch vor sich, sie ist sicher einer der schönsten Abschnitte in der preussischen Geschichte; allein wir besorgen sehr, der Autor werde sie, seinem Systeme getreu, wenig oder gar nicht ins Auge fassen, und den lebenswürdigen Zügen aus dem Privatleben des Königs und der Königin in etwas declamatorischer Art den Vorzug vor einer ernsteren Würdigung der Verdienste Friedrich Wilhelm's III. bei der Reorganisation des ganz zerrütteten Staatsgebäudes einräumen. Offenbar heißt dies, den trefflichen Fürsten nur halb kennen lehren; ja insoweit ihm selbst Unrecht thun, als eine solche Darstellung die Welt nur in der falschen Annahme bestärken kann, als habe der König um die schöpferische Wiederherstellung des Staats kein „persönliches“ Verdienst; allein dennoch glauben wir, daß der Verf. bei seinem Gedanken reinmenschlicher Abzeichnung des königlichen Bildes verharren und den verdienstvollen Landesfürsten darüber in den Schatten stellen wird. Geschieht dies, wie wir nicht anders glauben, so ist dies Geschäft noch zu thun: die Mitwirkung, die Theilnahme, die Anregung darzustellen und zu würdigen, die Friedrich Wilhelm persönlich bei dem Wiederaufbau des Staats in den 3. 1800—12 hingutrug, und das Verdienst hervorzuheben, das in seiner Festigkeit bei einmal gefasstem Beschluß, in seiner Konsequenz, in der Stärke seines Gemüths, die durch keine Gegenwirkung erschüttert wurde, in seinen schnellen und raschen Entschlüssen und den wichtigsten Materien der veränderten Gesetzgebung und in seiner weisen Leitung des Fortschritts für den künftigen zu

Lage liegt. Dies Verdienst ist größer als man glaubt; es überragt das einer durchaus reinen Persönlichkeit unsers Erachtens beizumessen, und der Verf. würde ein großes Unrecht begehen, ginge er schweigend darüber hin. Ein reformirender Fürst ist den schwersten Versuchungen ausgesetzt; denn jede Erneuerung läßt ihre doppelte Ansicht zu, und indem in der Regel beide vertreten werden, gehört große Kraft des Geistes, Stärke der Überzeugung, Festigkeit des Willens und Unabhängigkeit dazu, sich bestimmt und consequent für die eine Ansicht zu entschließen und so schnell zu diesem Entschluß zu gelangen, wie dies in der Epoche von 1809—12 bei den wichtigsten Staatseinrichtungen der Fall war. Diese Willensfestigkeit ist es gerade, welche dem trefflichen Fürsten seltsamerweise am meisten von der öffentlichen Stimme entweder abgeprochen oder bei ihm doch bezweifelt wird, und der Verf. hätte daher offenbar Gelegenheit, sich ein wesentliches historisches Verdienst zu erwerben, wenn er nun den Anlaß nähme, gerade diese Seeleneigenschaft des Königs und zwar in besondrer Bezug auf die Reorganisation des preussischen Staats in ein recht helles Licht zu stellen.

Doch er wird dies kaum unternehmen wollen, und so werden wir uns denn schon an der Darstellung so schöner Züge aus dem Privatleben des Königs genügen lassen müssen, wie er z. B. auf S. 213 fg. berichtet. Der dort erzählte Vorgang ist merkwürdig. Ein wilder Mensch tritt den in Erdmannsdorf einsam wandernden König bewaffnet und mit dem Entschluß einer Unthat an, und die Milde, die Festigkeit, die Herzensgüte, die ihm begegnet, entwaffnet den wilden Menschen. Diesen Zug berichteten viele Localblätter gerade um dieselbe Zeit, als das abscheuliche Attentat in Berlin vollbracht wurde. 19.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Belletristik.

Wir pflegen von Zeit zu Zeit den Lesern d. Bl. eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten belletristischen Erscheinungen der französischen Literatur zu geben. Man sollte meinen, daß wir uns recht gut dieser Mühe überheben könnten, indem Tausende von fingerfertigen, unermüdblichen Übersetzern Tag für Tag auf der Laure stehen, um sich jeder nur einigermaßen wichtigen Erscheinung auf dem Gebiete der französischen Romanliteratur zu bemächtigen. Nichtsdestoweniger lassen diese Schriftsteller, die um Tagelohn arbeiten, oft gerade die wichtigsten Sachen unberücksichtigt. In der Regel greifen sie nur solche Romane aus, von denen sie glauben, daß sie ein einträgliches Reihbibliothekensfutter abgeben werden. Auch wir werden hier nicht bloß Meisterwerke citiren, deren keine Literatur in großer Anzahl hervorbringt; aber wir wollen doch wenigstens die wichtigsten hervorheben. Dabei nehmen wir besondere Rücksicht auf solche Erscheinungen, welche zur Charakteristik der modernen französischen Literatur dienen können. Abgesehen von der bekannten Sammlung Montmergue's, welche wissenschaftlichen Gehalt hat, sind die Eagen der Bretagne unzählige Male Gegenstand romanhafter Behandlung geworden. Einen neuen Versuch dieser Art erhalten wir in Paul Féval's „Contes de Bretagne“, der im Ganzen etwas dürftig ausgefallen ist. Der fruchtbarste von allen jetzt lebenden Roman-dichtern ist ohne Zweifel Alexander Dumas, dessen Productivität an das Unglaubliche streift. Wir haben indessen diesmal nur vier neue Romane von ihm zu erwähnen, die zusammen neun Bände ausmachen. Es sind dies „Le château d'Épstein“, „Amaury“, „Cécile“ und „Gabriel Lambert“. Bei der ungeheuren Hast, mit der Dumas seine Productionen in die Welt schleudert, ist es nicht zu verwundern, wenn seine neuesten Romane nicht über die Linie der Mittelmäßigkeit hinausgehen. Zwei dieser Werke sind einer großen Sammlung von Romanen einverleibt, die bis jetzt schon manches Gute

enthält. Dieselbe führt den Titel „Bibliothèque de romans nouveaux“. Außer den Dumas'schen Romanen haben wir von den zuletzt erschienenen Theilen dieser Bibliothek folgende Dichtungen hervor: „Le comte Frédéric ou l'États polonais“ von Célestine Reverchon (Bd. 34—36), „Le deraier des touristes“ von Adrien Delaville (Bd. 40), und ganz vorzüglich „Raccolta, mœurs siciliennes et calabraises“ von Charles Dibier (Bd. 39 und 40). Dibier, ein Senfer von Geburt, gehört zu den gewandtesten und geschmackvollsten Schriftstellern, welche die gegenwärtige französische Literatur aufzuweisen hat. Seine „Campagne de Rome“ namentlich ist ein sehr gefälliges Werk, das auch bereits in einer neuen Auflage erschienen ist. Auch seine Leistungen als Romandichter sind ganz bemerkenswerth. Von Gustave Desnoireterres, der sich gleichfalls bereits durch mehre poetische Erzeugnisse vortreflichst bekannt gemacht hat, erhalten wir in seinem „Jarnowick“ eine recht lebhaft Schilderung aus dem vorigen Jahrhundert. Auch Paul F. Jacob, der unermüdbliche Bibliophile (Lacroix), gibt uns ein neues Product seiner düstern Muse. Dasselbe führt den Titel „Le fils du notaire“. Jules David, einer der hitzigsten Streiter für die Sache des Radicalismus, hat in seiner „Reine des voleurs“ einen Roman geliefert, der in verschiedenen Partien an einzelne Scenen in Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris“ erinnert. Als interessante Schilderungen des alltäglichen Lebens lassen wir Roland Baugery's „Les Bohémiens de Paris“ und die „Boudoirs de Paris“ vom Herzoge von Abrantes gelten, während beide Werke nicht den geringsten Werth in poetischer Beziehung in Anspruch nehmen können. Der Verf. des letztern Buchs ist ein Sohn der berühmten Memoirenschreiberin. Er hat sich in den höhern Kreisen zu Paris mehr durch seine geselligen Talente und sein etwas abenteuerliches Leben hervorgethan und eine Art von Namen gemacht, als durch seine unbedeutenden poetischen Leistungen.

Celtica.

Die celtischen Studien haben in unsern Tagen einen neuen Schwung bekommen, und wenn diese Forschungen auch noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, so haben sie doch sicher schon ganz beträchtliche Resultate ergeben. In Deutschland ist der Anstoß dazu vorzüglich von Hopp und Diefenbach gegeben, während sich in Frankreich die ganze Schaar der Celtophilen um den trefflichen, hochverdienten Legonibec reißt, der sich um diese Studien unsterbliche Verdienste erworben hat. Unter der großen Menge Derer, welche auf der vom Meister eröffneten Bahn weiter vordringen, zeichnet sich vorzüglich ein junger Italiener, E. Galli, aus. Derselbe entfernt sich in seinen Untersuchungen zum Theil von den gewöhnlichen Ansichten, obgleich er nicht in den Fehler verfällt, den sich oft Diejenigen zu Schulden kommen lassen, welche aus Lust an Originalität alle Resultate ihrer Vorgänger unberücksichtigt lassen. Seine Ansichten hat er in einem kleinen Werkchen niedergelegt, das uns erst vor kurzem zu Gesicht gekommen ist. Er bemüht sich darin nachzuweisen, daß die Celten ebenso wie die Erythen und Äthiopier nicht eine Nation, sondern verschiedene Nationen sind, daß sie sich nicht einer Sprache, sondern verschiedener Sprachen bedienten. Er hält es für ein thörichtes Beginnen, eine gemeinschaftliche Basis für diese Sprache auffinden zu wollen oder sie mit andern Worten aus derselben Quelle herzuleiten. Er nennt dies ein Gebäude auf Sand bauen. Galli bringt zur Bekräftigung seiner Behauptungen Belege aus 50 Sprachen bei. Manche seiner Combinationen dürften vielleicht nicht ganz haltbar sein; aber im Allgemeinen muß man dem Verf. das Zeugniß geben, daß seine Schrift reich an geistvollen Bemerkungen ist, aus denen die Wissenschaft sicherlich manchen Gewinn wird ziehen können. Dieses Werkchen, aus dem wir bei der Gedrängtheit der Darstellung nicht wohl einen eigentlichen Auszug geben können, ist betitelt „Kassai sur le nom et la langue des anciens Celtes“. 17.

Mittwoch,

Nr. 43.

12. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 42.)

So legt er, echt weiblich, den Hauptnachdruck nicht auf den Glauben, sondern auf die Liebe, die Geistesgemeinschaft, den Genuß, und scheint den Glauben ganz freilassen zu wollen, mit jeder Art von Glauben sich vertragen zu können. Er klagt: „Wir beschränkte Wesen sind von so beschränkender Natur; je beschränkter, desto beschränkender“; und in der That war Lavater selbst einerseits so wenig dogmatisch-ängstlich und ausschließlich, daß ihm sein lebhafter und vertrauter Verkehr mit Katholiken heftig zum Vorwurf gemacht werden konnte (wobei man freilich nicht seine Toleranz angreifen, sondern seine Hinneigung zu reactionnären und verdunkelnden Bestrebungen rügen wollte) und er sich gegen die Beschuldigung des Socinianismus verteidigen mußte. Aber diese theoretische Weitherzigkeit, welche über Worte und Dogmen sich wegsetzte — das bloß Begriffsmäßige verabscheute, „geistlose Theologie führt an Abgründe der Irreligiosität“ —, war wohl vereinbar mit einer freilich inconsequenten, aber nicht eben unweiblichen, rechthaberischen Ausschließlichkeit, welche, die Einstimmigkeit in Worten und Dogmen nachlassend, die Gleichförmigkeit der Empfindungen und Gefühle Andern zumuthete und, wie Goethe berichtet, bis zu dem Dilemma: „Christ oder Atheist“, fortgehen konnte. Lavater glaubte, wohlmeinende Menschen für seine Ansichten gewinnen zu können, dadurch, daß er bloß vom Interesse der reinen Menschenliebe erfüllt sei und sich zeige, und daß er dann weiter eine der allerlebendigsten Überzeugungen des Gegners zum Grunde lege, und von dieser aus sonnenhell denselben von der Wahrheit seiner (Lavater's) Ansicht überzeuge; und wenn dann Einer die Beweisführung doch nicht so sonnenhell fand, sie nicht gelten ließ, so war er Lavater, wie diesem ein Freund vorrückt, ein schwacher, unerleuchteter, unsreier Geist; und Lavater gibt den Vorwurf zu, er gesteht, „daß er immer schwerer finde, ihm auszuweichen, je mehr er Eigensinn, Unbelehrlichkeit und Schüchternheit miteinander verbunden sehe, die Wahrheit zu verwerfen; allerdings müsse er lieber in seinem Herzen und vorsichtiger mit seiner Dunge sein“. Im Wollen und Handeln wird sich we-

niger als im Intellectuellen und Gemüthlichen eine spezifische Verschiedenheit der Geschlechter nachweisen lassen, welche nicht schon durch die Unterschiede in diesen Beziehungen bedingt und angedeutet wäre; vielleicht darf man behaupten: das Wollen und Streben des weiblichen Geistes behält mehr die Form des Triebes, des Instincts, der Neigung, — beim männlichen Geist prägt es sich mehr als bewußter Eigenwille und klar gedachter Zweck aus; und: der Mann handelt mehr nach Grundsätzen und Maximen, die er für allgemein gültig gehalten wissen will, oder er strebt nach dem Scheine, so zu handeln; der weibliche Charakter handelt mehr aus unmittelbarem Gefühl des Guten und Rechts, wie es sich ihm im einzelnen Fall darstellt, und glaubt durch Aufstellung von Regeln und Grundsätzen die Freiheit und Schönheit des Handelns zu beeinträchtigen. Auch diesezüge der weiblichen Eigenthümlichkeit würden auf Lavater ihre Anwendung finden.

Genuß ist Zweck der Tugend, Genuß der Zweck der Gewissenhaftigkeit und Religion. Wenn die Sünde nichts als Genuß verschaffte, wer wäre so thöricht, sie zu hassen, und so barbarisch, sie zu verbieten. Tugend und Religion ist der Epicuräismus der Vernunft und des Herzens. Weg mit dem kriechenden Geist der immer jaghaften Ängstlichkeit!

Ebenso wie peinliche Ängstlichkeit, unevangelische Geselligkeit, ist ihm auch ein strenger und stolzer Stoicismus — die Philosophie höchst männlicher Geister — fremd. Wie hoch er die Individualität, die Rechte derselben und das Handeln aus ihr hält, geht aus folgender Stelle hervor:

Philisterei heiße ich: Nichtachtung der Individualität, Nichtachtung der Privilegien, welche Natur und Schicksal mit vielen Lasten und Bürden gewisser Individuen erteilen. Jeder Mensch hat seinen eigenen Gang. Ich finde es nicht klug und nicht delicat, ihn darüber zu meistern. Nichts ist mir unviolabler als eines jeden Individualität, selbst wenn sie mich drückt.

Gewiß hat Lavater zu dem Cultus der „schönen Seelen“, die sich doch hauptsächlich, wo nicht ausschließlich unter dem schönen Geschlechte fanden, durch seine ganze Geistesrichtung viel beigetragen. Mit Entzücken dankt er Jacobi für das Geschenk seines „Boldemar“, dieses „unsterblichen Werks“, gegen das er fast nichts einzuwenden wisse, und wo er „fast überweiblich groß die göttlichen Geschöpfe Henriette und Alwine“ findet, welche das Genie der Tugend, die freie Schönheit der

Seele darstellen. Weiblich kann man endlich an Lavater finden seine Vielgeschäftigkeit mit Schreiben und Anknüpfen von Verhältnissen, seine ausgebreitete, wuchernde, ihn selbst am Ende durch Last der Antworten und des Portos erdrückende und zur Verzweiflung bringende Correspondenz, und seine Tagebuchführung, die ganze Art seiner ungemein fruchtbaren, aber fast durchaus einen mehr oder minder persönlichen Charakter tragenden Schriftstellerei. Welche Vorzüge er auch als Schriftsteller haben mag: man kann Goethe nicht Unrecht geben, wenn er ihm die Gabe der Darstellung im eigentlichen (künstlerischen) Sinn abspricht; Lavater's Herz und Mund floss beständig über, aber er hatte nicht die Geduld oder nicht das Bedürfnis und den Sinn, was er glaubte, dachte, fühlte, in eine gezielte Form zu gießen; das Schreiben war ihm immer nur Bedürfnis oder Mittel — sich mitzutheilen oder zu belehren, zu wirken —, nie Zweck an sich; statt die Aussichten in die Ewigkeit als Gedicht auszuarbeiten, wie er die Absicht hatte, schrieb er darüber in Prosa weitläufige Briefe an Zimmermann, und über der Mittheilung des Plans unterblieb die poetische Ausführung. Ihm fehlte, in seinen eigenen Productionen, der künstlerische wie der wissenschaftliche Sinn, und er glaubte das unmittelbare Leben und die rastlose Thätigkeit nicht durch solche Schranken und Fesseln einengen, den Strom der sich frei ergießenden Mittheilung und Belehrung nicht hemmen und schwächen zu dürfen; hingebend, wie die weibliche Natur, gab er in Allem sich, und zeigte auch vielfach eine Eitelkeit, welche beim Weibe unverhüllter und naiver hervortritt, während sie beim Manne in der That vielleicht tiefer wurzelt. *)

33.

V é r a n g e r.

Schon vor langen Jahren hat in der deutschen Literatur die Kritik oft und viel von einem Übersetzer-Handwerk gesprochen. So ehrenwerth auch dieses nützliche Handwerk ist, so fehlte doch der diesem Namen bezeichnenden schriftstellerischen Thätigkeit eben das Nützliche. Die Kritik wollte sagen, daß der Übersetzer dabei, ohne seinen Kopf zu Rathe zu ziehen, die Hand allein habe walten lassen, und daß unter derselben gerade das Beste und Wesentlichste verloren gegangen sei. Auch dieses gerechten Tadel hat sich jenes unnütze Handwerk bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt. Man könnte sogar behaupten, es habe in Deutschland noch nie in solchem Maße gestanden als eben jetzt. Besonders tritt der Fall im Fache der Staatswissenschaften, der Belletristik und des Tourismus ein. Kaum erscheint im Auslande eine durch den Ruf des Verfassers oder andere Umstände empfohlene politische Flugschrift, Novelle oder Reisebeschreibung, so angeln auch schon gleichzeitig eine Menge Mitglieder des Buchhandels und der Schriftstellerei danach, um sie verdeutschet auf den Markt zu bringen. Da nun der zuerst am Ziel Selbstande gewöhnlich den Preis nur den Spätern davantage, so fehlt der künftigen Hand des Übersetzers nicht selten alle Zeit, sich mit dem Kopfe zuvor zu beraten. Wenn aber hinterher die Frucht von der Kritik für unreif erklärt wird, ist bereits ihr mercantiler Erfolg entschieden. Dessen ungeachtet wußte sich neben dem sogenannten Übersetzer-Hand-

werk auch eine Übersetzer-Kunst immer mehr heranzubilden und nach und nach, vermöge der fortschreitenden Elasticität und Diebsamkeit unserer Sprache, auf eine sehr hohe Stufe hinaufzuschwingen. Obwohl sie von dieser Stufe aus nur selten mit dem durch sie beschämten Handwerk in mercantiler Hinsicht bei Verdeutschungen, deren Urschriften des Reich der Neuheit und Rode dem hauptsächlichsten Werth verleiht, sich keineswegs zu messen vermag, so gelingt es ihr doch bei Originalen, die sich durch großen, bleibenden Gehalt auszeichnen, auch dem kaufmännischen Interesse Genüge zu leisten. Einen besondern Zweig der Übersetzerkunst bietet die durch Metrum und Reim gebundene Rede dar. An ihm hat das bloße Handwerk sich zwar ebenfalls, aber nie mit einigem Erfolge versucht. Außer dem Kopfe verlangt dieser Zweig, soll das Werk auch nur einiger Berücksichtigung würdig werden, von seinem Bearbeiter noch Gemüth und, wo nicht gerade viel Phantasie, doch wenigstens etwas Kraft zu Erfindung und Gestaltung, sowie möglichste Sprachgewandtheit. Ohne letztere Eigenschaften würde sogar die verständigste Nachbildung des Originals an den Klippen von Verstand und Reim zu Grunde gehen. Denn diese zwei wichtigen Dinge nicht in die Nachbildung mit aufnehmen, das hieße solche einer Unvollkommenheit wieder preisgeben, deren sie schon vor geraumer Zeit entwaften ist. Ist doch sogar der jetzigen, schwerlich unrichtigen Ansicht nach, nur im Nothfalle von der äußern Form des Originals und dessen Versmaße abzugehen. Die neuere Zeit beweist übrigens, zu welcher Meisterschaft auch dieser Zweig der deutschen Literatur sich emporgeschwungen hat, durch eine Menge Versuche der Uebersetzung epischer und lyrischer Dichtungen des Auslandes.

Vielleicht gehören die Lieder des so gemüthreichen als geistvollen französischen Dichters V é r a n g e r zu den schwierigsten Aufgaben eines Verdeutschers. Schon die lustige, nicht selten sogar leichtfertige Grazie im Ausdruck der Sprache Frankreichs an sich, welche dieser Sänger so ganz in der Gewalt hat, könnte den bedenkliehen Deutschen von der Sache zurückschrecken. Allein dessen nicht zu ermüdendes Streben nach neuen Eroberungen auch auf diesem Gebiete des Geistes scheint ihn gerade vorzugeweiht zu Gewinnung der Werke V é r a n g e r's für die deutsche Literatur aufzufodern zu haben. Denn bekanntlich sind in den letzten Jahren bald nacheinander drei verschiedene Bearbeitungen derselben von mehr oder weniger großer Auszeichnung, besonders im Einzelnen, im deutschen Buchhandel hervorgetreten. Als eine hülfliche Gabe ist unter Andern die zweckmäßige Auswahl davon zu betrachten, welche wir der Dichterkraft der seitdem leider verstorbenen v. Chamisso und v. Saubey verdanken. Bei dem größten Theile der Sammlung ist es ihnen geglückt, nicht nur Sinn, Geist und Art der französischen Poeten in eine höchst gefällige deutsche Sprache überzuführen, sondern auch die in V é r a n g e r's lebenslustigen Liedern zuweilen halbverschleierte Schönheiten ganz herauszufühlen und sie auf gleiche Weise mit einem durchsichtigen deutschen Gewande zu umhüllen. Aber, wie gelangen auch ihre und die rühmlichen Bemühungen der andern Verdeutschter V é r a n g e r's sein mögen, so sind dadurch neue Bestrebungen, dessen Lieder mit deutscher Kleidung zu versehen, keineswegs für unnütz zu erklären. Bei Werken in ungebundener Rede ist die Uebersetzung aus einer Sprache in die andere vollständig gut, wenn der damit Beschäftigte ihren Inhalt entsprechend wiederzugeben versteht. Letzteres wird jedoch bei Trauzugnissen in gebundener Rede geradezu eine Unmöglichkeit. Versmaß und Reim stellen fast unablässig nicht zu bezwingende Hindernisse in den Weg, sodaß, falls auch ihnen die nöthige Berücksichtigung nicht entzogen werden, in vielen Fällen der Sinn des Originals durch Aequivalente ersetzt werden muß. Jede Uebersetzung epischer und lyrischer Productionen in eine andere als die ursprüngliche Sprache ist daher ohne neue Schöpfungen gar nicht denkbar und folglich mehr oder weniger selbst Original. Es liegt fernach in der Natur der Sache, daß sogar durch die ausgezeichnetsten Nachbildungen dieser Art das

*) Den zweiten Artikel sehen wir im nächsten Monat.

Kreis derselben nie als geschlossen betrachtet werden kann, indem die Perfectibilität einer solchen keine Grenze hat.

Schon darum erscheint bei vorzüglichen Dichterwerken eine recht große Zahl dieser Nachbildungsversuche sehr wünschenswerth, weil durch sie, falls sie nicht völlig verunglücken, der Sprache, in der sie geschehen, immer eine, in gewisser Hinsicht selbständige Bereicherung auf dem Felde der Poesie widerfährt. Und deshalb dürfen dergleichen Versuche, besonders an recht schwierigen Originalen, auch wenn sie sich schon der ausgezeichnetsten rühmen können, im Allgemeinen dem Unternehmener keineswegs als Anmaßung auszulegen sein. Dies zur Entschuldigung, wenn ich ebenfalls einige Versuche dieser Art zu präsentieren mir erlaube. Das Bewußtsein meiner sehr beschränkten Kräfte setzte sich zwar einige Male, wenn ich schon zur Ausführung zu schreiten dachte, tadelnd dagegen. Zuletzt ließ aber doch meine allzu große Lust und Liebe zu dem Unternehmen dieses Bewußtsein nicht mehr zum Worte kommen.

Die hier beigefügte erste Probe ist ein aus dem Innersten französischer Landleute aufgegriffenes Werk, dessen gemüthliche Lebenswärme allgemein anzusprechen pflegt. So viel ich mich erinnere, hat Béranger's der Freiheit huldigender Dichtergeist sich nie bis zur Kniebeugung vor dem großen kaiserlichen Gewalttherrscher herabgelassen. Der Eindruck seines Liebes „Les souvenirs du peuple“ zeigt aber, wie gut er die durch Napoleon's so Auge als glänzende Eigenthümlichkeit in dem französischen Volke erzeugte Vorliebe für ihn kannte und zu einer gar rührenden Schilderung zu benutzen verstand. Als Gedicht gehört dieses übrigens gerade zu Denen, bei welchen die gänzliche Beibehaltung der äußern Form des Originals ohne Aufopferung wesentlichrer Dinge dem Bearbeiter nicht thöulich erschien.

Des Volkes Erinnerungen.

Ja, sein Ruhm wird sich bewahren
Unterm Strohdach arm und Klein,
Noch von ihm nach fünfzig Jahren,
Nur von ihm die Rede sein!
In der Kiste, die dort ist,
Leitet dann das Dorf die Schritte:
„Mütterchen, o bitte, bitte,
Sag' uns, was Ihr von ihm wißt;
War vor ihm auch Frankreich freier,
Weist er doch dem Volke theuer.
Schleitet unsern Umhang,
Mutter, nur erzählt von ihm!“

„Kinder, ach, 's ist lange, lange,
War nach munterm Hochzeitssange
Raum in dieses Häuschen fort,
Als von Knechten umgeben
Er einst kam durch unsern Ort.
Welch ein lautes Jubelstern!
Schnell den Hügel dort hinan,
Sag' ich ihn mit meinem Blicken,
Und als sollte mich's erdrücken,
So hat er mir's angedehnt.
Ach, ich werd' ihn nie vergessen,
Mit dem grauen Ross und kleinen Fuß,
Und der Miene so cordat und gut,
Als er damals auf dem Pferd gesessen!
Klang sein: Guten Morgen, liebe Frau.
Wie im Ohr doch viele, viele Sachen.“

„Mutter, hat er gar mit Euch gesprochen?“

„Und“, versetzte nickend dann die Frau,
„Ein Jahr drauf, als er im Prachtzug wieder
Nach der Kirche zu Paris erschien,
Drängten Stadt und Land sich rings um ihn,
Freude bebt' uns Allen durch die Glieder.
Kühnlich Welker! rief da Jedermann,
Immer lächelst du der Himmel an.“

Und er selber war vom Glück durchdrungen,
Daß sein Wunsch, ein Sohn, von Gott errungen.“

„Welch ein schöner Tag für's ganze Reich,
Mütterchen, um den beneid' ich Euch!“

„Doch als später fremder Wälder Massen
Blühten in unserm armen Land,
Und er, Hülfe Dem herbeizuschaffen,
Noch allein beinah' im Felde stand,
Klopft' es Abends einst an diese Pforte.
Öffnend ohne Furcht vor Hinterlist,
Ach, erkenn' ich bald am Ton' und Worte,
Guter Gott, daß er es selber ist;
Er, mit einer kleinen Zahl Gefährten.
Wo ich eben sage, nahm er Plak:
Welch ein böser Krieg, mein guter Schatz,
Rief er, hört der Heimat Tracht' und Heerden!“

„Mütterchen, daß wie es nie vergessen,
Hier hat wirklich er, er selbst gegessen?“

„Was mich hungert! sag' er, und bereit
Stand alskald das Brot und Sauerwein.
Trinkend trocken! er sein nasses Kleid
Und am warmen Ofen nicht' er ehn.
Dann erwachend, sah er, wie ich weinte.
Da nun sprach er: Brauchen, Muth gefaßt!
An Paris gerichtet des Unglücks Laß,
Dort erlös' ich Frankreich von dem Feinde. —
Er ging. — Doch ein werthes Pfand ist mir
In dem Glas, aus dem er trank, geblieben!“

„Wie, in seinem Glas? Habt Ihr's hier?“

„Ja, das ist's! Doch er auf's Meer getrieben,
Er, dem selbst der Papst die Krone bot,
Auf ein wüstes Eiland, in den — Tod!
Lange durst' uns dieses Niemand sagen.
Wartet nur, so sprachen wir dar'in,
Bald wird er im Lande wieder sein.
Unsere Dränger rath' hinauszugehen. —
Desto härter aber schnitt der Schmerz
Halscher Hoffnung mir nachher durch's Herz.“

„Und hat sie mit gleichem Schmerz beladen.
Segne Gott Euch, Mütterchen, in Gnaden!“

Wie es in diesem Gedichte dem Verfasser gelungen ist, die Anhänglichkeit des Volkes an die blendende Gestalt des gewaltigen Kaisers wahr und gemüthlich auszusprechen, so wußte Béranger im folgenden der mehr als bloß zweideutigen Sigeunermirthe eine Seite abzugewinnen, welcher sogar der Zustand, wenn er seine Scrupel nicht übertreibt, den Blick vergönnen darf. Die überall heiter hindurchblickende Ironie des Dichters verfährt mit dem hin und wieder vorkommenden Anstößigen, welches, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, einer Apologie des Sigeunertreibens aus Sigeunermunde kaum zu entziehen sein möchte.

Die Sigeuner.

(In der Versform des Originals.)

Zauberer, Gaukler, oder noch mehr,
Trübe Reize
Verschollener Reiche,
Zauberer, Gaukler, oder noch mehr,
Munt're Sigeuner, wo kommt ihr her?
Woher? Wer weiß davon etwas?
Schwalbenflüge
Sind uns're Flüge.
Woher? Wer weiß davon etwas?
Wohin wir gehen, weiß man das?
Von Sägung, Herren und Heimat frei
Sind wir Heiden
Eicher zu reiden,

Von Sägung, Herren und Heimat frei,
Sacht von neun Tagen das Glück uns drei.

Ins Leben tritt man ohne Zwang,
Nichts von Schanden
Und Laufgebühren,

Ins Leben tritt man ohne Zwang
Beim Schall von Pfeifen und Gesang.

Vom Laufband wird kein Schritt beengt,
Alles Leben

Ist irres Streben,
Vom Laufband wird kein Schritt beengt,
Kein Alibi ins Vorurtheil gezwängt.

Das Volk beethet durch unsern Trug,
Glaubt an Wunder
Und Bauderplunder,

Das Volk, beethet durch unsern Trug,
Braucht Heilige und Herzensput.

Dem Reichen kauft man das Gewand,
Luft'ges Bitten
Ist wohlgeklitten.

Dem Reichen kauft man das Gewand,
Reigt singend ihm die leere Hand.

Gott arme Vögel nicht verläßt,
Ist in Städten

Der Weg vertreten,
Gott arme Vögel nicht verläßt,

Im Waldegrund hängt unser Rest.

Still macht die Lieb' oft in der Nacht
Uns bekanner,

Bunt durcheinander,

Still macht die Lieb' oft in der Nacht
Ein Lager uns, eh man's gedacht.

Dein Auge kann nicht, Bücherwurm,
Mag're Seele
In dumpfer Höhle,

Dein Auge kann nicht, Bücherwurm,
Hinweg vom Welterdahn am Thurm.

Das Seh'n ist haben, sink hinein,
Irres Treiben

Säßer als Helden!

Das Seh'n ist haben, sink hinein,
Wer Alles sieht, nennt Alles sein.

Doch dem Menschen sagt man früh und spät,
Luft'gen Brüdern,

Wie Stubenhütern,

Doch dem Menschen sagt man früh und spät,
Lebt er, Bondbies, stirbt er, Walz!

Und sterben wir so Mann als Weib,
Gott befehlen

Wir uns're Seelen,

Und sterben wir so Mann als Weib,
Kauft der Bergliederer den Leib.

Wir haben d'rum, durch Demuth stark,
Nicht Gesege,

Ketten und Schätze,

Wir haben d'rum, durch Demuth stark,
Nicht Wiege, Obdach nicht, noch Sarg.

Doch glaubet unserm frohen Blick,

Herr und Priester,

Diener und Küster,

Doch glaubet unserm frohen Blick,

Die Freiheit, glaubt es, ist das Glück.

Ja, glaubet unserm frohen Blick,

Herr und Priester,

Diener und Küster,

Ja, glaubet unserm frohen Blick,
Die Freiheit, glaubt es, ist das Glück.

Friedrich Laun.

Literarische Notizen.

Eine neue Schrift über irische Zustände.

Die politischen, nationalen und religiösen Kämpfe unserer Tage sind reich an mannichfaltigen Belehrungen, Übertritten und Wiederabtrünnigkeiten. Je ungestümer die Parteimeinungen und Parteibestrebungen widereinander kufen, desto seltsamere Erscheinungen solcher Art kommen zu Tage. Die sogenannte Repealagitation in Irland hat in dieser Beziehung besonders eigenthümliche Fälle aufzuweisen, was sich wol am besten daraus erklärt, daß dort alle drei Störungstoffe unserer Zeit, die reinpolitischen, nationalen und religiösen Gedanken, Geister und Massen durchströmen und aneinander reiben. Ein Beispiel der eben angedeuteten Erscheinungen liegt in dem vor kurzem erschienenen Werke von W. Carleton: „Valentine M'Clutchy, the Irish agent“, vor. Der Verf. war durch seine frühern schönggeistigen Schriften als ein Anhänger der conservativen und protestantischen Partei bekannt, deren Vorurtheilen er darin geschmeichelt, deren Absichten er zu fördern gesucht hatte. Daß die in Dublin erscheinende „Nation“, das Parteiblatt der Repealer, seines vorletzten Werkes „Traits and stories“, welches Angriffe auf die katholische Geistlichkeit enthalten, rühmend erwähnt, hatte diesem Blatte von der katholischen Partei bittere Vorwürfe zugezogen. Aber der neueste Roman Carleton's hat den Beweis geliefert, daß die „Nation“ ihren Mann besser gekannt, denn er tritt darin entschieden für die Repeal auf, indem er in der Person seines Helden den Inbegriff all der Unbilden schildert, die sein Vaterland von der Squirarchie zu dulden hat. Seine Schilderungen des irischen Volkes sind meisterhaft; die Beschreibung des Herauswerfens einer irischen Pächterfamilie, Mann, Weib und ein auf dem Sterbedett liegendes Kind, ist wahrhaft erschütternd und mahnt in seinem Eindruck an das herrliche Gedicht Freiligrath's über einen verwandten Gegenstand. Auch ist es, wie gesagt wird, dem Leben entnommen. Mit ebenso kundigem Pinsel unterwirft er das abscheuliche Treiben in den Logen der Dranienmänner. Einige seiner Bilder, welche die Entsetzlichkeiten vor Augen stellen, die dort unter dem Deckmantel gesetzlicher Rechte vor sich gehen, streifen jedoch an das Unschöne und Abstoßende. Der Verf. scheint dadurch nur die Allgemeinheit der Regel, daß Bekehrte in ihrem neuen Glaubenseifer selten Maß zu halten wissen, bestätigt zu haben.

Das „Athenaeum“ über die deutsche Presse.

Das „Athenaeum“ thut den „Geheimnissen von Wien“ von Julian Schöningh die unverdiente Ehre an, dieses Erzeugniß des Besprechens zu würdigen. Freilich meint der Engländer, das einzige „Geheimniß“ dabei, wie an vielen andern Subjekten, die in Sue's Fußstapfen treten wollen, sei, wie dergleichen Bücher nur Abnehmer finden können. Es fallen dabei böse Worte gegen die deutsche Presse: „Was thun die Wächter der Presse“, ruft das „Athenaeum“, „wenn ein solcher Schreiber, wie er sich rühmt, zehn Romane dieser Sorte zu veröffentlichen vermag? Ernstlich gesagt betrachten wir die Menge schwacher, fieber und anekelnder Gebilde der Einbildungskraft, die aus den zahlreichen Pressen Deutschlands hervorgehen, für ebenso schmachvoll für dieses Land, als es die „Literatur der Verzweiflung“ für Paris geworden.“

Shakespeare's „Julius Cäsar“ französisch.

Der bekannte Dichter der „Jambes“, Auguste Barbier, hat, wie der pariser Berichterstatter des „Athenaeum“ meldet, Shakespeare's „Julius Cäsar“ für die französische Bühne bearbeitet. Die Veröfentlichung dieser Umbildung sei noch nicht erfolgt, aber man könne mit Grund nur etwas Tüchtiges erwarten. 12.

l i t e r a r i s c h e U n t e r h a l t u n g .

Donnerstag,

Nr. 44.

13. Februar 1845.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrecht von Clemens Theodor Perthes. Hamburg, F. u. A. Perthes. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Seitdem sich Deutschland aus der Verkommenheit seiner Zustände regenerirt hat, sind in der neuesten Zeit besonders zwei Ansichten einander mit Schroffheit gegenüber getreten, in deren Gegensatz sich der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, Gefühl und Raisonnement, zwischen dem Positiven und der Speculation von neuem hervorthut. Während man auf der einen Seite glaubt, der überstandene Reinigungsproceß sei noch nicht gründlich genug gewesen, und man müsse sich in das scharfe und ägende Bad jener Verjüngungsquelle, an der sich die Menschheit von Zeit zu Zeit curirt und ausäubert, zurückverfügen, um einen nicht unbedeutenden Rest von materia peccans loszuwerden, ist man auf der andern Seite ganz anderer Ansicht. Weichliche Patienten verabscheuen heroische Curen, und vollends deren Wiederholung. Man erklärt daher die Cur selbst für ein Unglück und will die Stoffe, welche sie fortschaffen soll, nicht als üble anerkennen. Man sieht in ihnen Elemente des Staatslebens, welche keineswegs abgestorben sind, und deren Verjüngung für möglich und heilsam gehalten werden muß. Die Conservation ist also der Zweck, und Gründe für diesen Zweck sind bald gefunden. Man weist auf das Historische und urkräftig im Volke Entstandene hin, erklärt es für Frevel, Dergleichen vernichten zu wollen, und ruft als mächtigsten Bundesgenossen die Pietät gegen die eigene Vergangenheit und das Nationalgefühl, welches diese zu verschönern geneigt ist, zu Hülfe. So ist es denn noch immer die Frage: Soll zwischen Jetzt und Sonst fest und entschlossen ein Abschnitt gemacht und ein neues Leben begonnen werden, oder die Gegenwart nur eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe der Vergangenheit sein? Praktisch ist die Frage noch nicht beantwortet. Man hat nach beiden Seiten Concessionen gemacht und sonach die Aussicht aller Politik der Concessionen gewonnen: zunächst einen für Alle unbefriediglichen Zustand, in welchem immer nur von Dem, was sein sollte, die Rede ist, und für die Nachkommen die Gewißheit von Krisen, deren Ausgang in Gottes Hand steht. Theoretisch ist

viel über die Frage gesprochen und geschrieben, und sie bildet im Grunde den Kern aller politischen Erörterungen; die beste Vorbereitung zu ihrer Lösung ist es aber wol, wenn man unsere nächste und entferntere Vergangenheit genau erforscht und von ihr ein getreues, nicht verschönertes, nicht verzerrtes Bild entwirft. Auch scheint es, als ob das Zurückweisen auf das Historische und Nationale dergleichen Darstellungen in neuerer Zeit hervorgerufen hat: Hagen, Ranke, Servinus und besonders zuletzt noch Schlosser haben hier so treffliche Arbeiten geliefert, daß die Materialien zu dem abzugebenden Urtheil liegen. Diesen Arbeiten schließt sich die oben bezeichnete Schrift an, indem sie das für jene Frage Wichtige besonders zusammenstellt. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir ihr einen bedeutenden Werth beilegen; daß außerdem die Darstellung anziehend und geeignet ist, Gleichgültige rege zu machen oder ihnen Unterhaltung zu gewähren, können wir nur als Nebensachen in Anschlag bringen.

Wäre auch Deutschland, so lehrt der Verf., ohne die Revolution nicht Das, was es ist, so folgt doch nicht, daß diese letztere der Keim des jetzigen Zustandes sei. Sie kann nur das Todte beiseite geworfen und dem Hervorkommen der lebendigen Stoffe den Raum eröffnen haben. Es kommt also darauf an, ob die mittelalterlichen Staatsgebilde im vorigen Jahrhundert ein Lebendiges gewesen sind, welches weder den Keim des Todes in sich noch die Keime neuen Lebens unter bloßen Ruinen verborgen trug, und ob die schaffenden Kräfte im Volke auf solche Weise erstorben gewesen sind, daß nur die Willkür Einzelner oder die Macht der Ereignisse die Zukunft bestimmen konnte. Es werden deshalb zunächst die Staatsstrümmen des deutschen Mittelalters und die Keime einer neuen politischen Zukunft, und dann die staatsbildenden Kräfte im deutschen Volke vor der Revolution näher betrachtet.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, als Universalmonarchie der Christenheit, war von vornherein in einer falschen Lage. Seine Idee hat die Gemüther im Mittelalter wol erfüllt, aber sie hatte nichts Praktisches, nichts im europäischen Völkerverleben Ausführbares, und bereits seit dem 17. Jahrhundert sprachen bedeutende Männer ohne Bedenken aus, daß jedes Bemühen, das erstorbene Recht des römischen Reichs als

Schirmherrn für die Kirche und als einigender Macht für die europäischen Völker geltend machen zu wollen, für die Deutschen verderblich und thöricht sei. Zu dem Begriffe eines Staats hat es das deutsche Reich nie gebracht. Das Volk war sich freilich seiner nationalen Einheit kräftig genug bewußt, um auch das Bedürfnis einer politischen Einheit zu fühlen, und hielt an dem Namen des deutschen Königthums fest. Dessen Wesen war indeß durch die aufkommende Landeshoheit frühe zerstört, und dem Volke blieb jene ewige, unbefriedigte und mit Scheinbildern abgefundene Sehnsucht nach politischer Einheit. Das Reich als Einheit hatte im vorigen Jahrhundert — wo Alles auf Geld und Soldaten ankam — nicht einen einzigen Soldaten und nur wenige Tausend Gulden jährlicher Einkünfte, und von einer Regierung, „dem politischen Herzschlag, welcher die Lebenskräfte des einheitlichen Staats durch alle Adern seiner Gliederungen treiben soll, war im Reiche keine Spur vorhanden.“ Nur der König und der Reichshofrath deuteten im vorigen Jahrhundert auf das Dasein eines alle Deutschen umfassenden Staats hin. Aber der König war, wie ihn Hippolytus a Lapide nennt, ein inane simulacrum, und der Reichshofrath ein willenloses Werkzeug seiner Launen. Auf der Herrenbank des Reichshofraths saßen Kinder und Ignoranten. Der Minister Söhne und Bettlern wurden nach Leyden geschickt, um deutsches Staatsrecht zu studiren, gingen zum Scheine zwei Jahre in ein böhmisches oder österreichisches Collegium und kamen dann in den Reichshofrath. Die Gelehrtenbank war mit bestechlichen Handwerksgelehrten besetzt. Nicht minder losc und zuletzt wesenlos war der Lehnsverband des deutschen Reichs. Er ruhte auf einer historischen, aber keineswegs für alle Zeiten und unter allen Umständen geltenden Nothwendigkeit. Sie sollte die Stelle einer politischen Einheitsform vertreten, war aber selbst nicht auf Volkseinheit gegründet. Sie mußte entweder aus dem Privatrechtlichen rein herausgehen und staatlichen Charakter annehmen oder in sich verfallen. Der Gang der Geschichte entschied in Deutschland für das Letztere. An die Stelle einer Einheit unter einem kräftigen Oberhaupt trat eine Conföderation der Landesherren hervor, und im Gerichts-, Kriegs- und Finanzwesen erhielt die nationale Einheit auch eine einheitliche politische Form, welche ihrem Wesen nach nicht Staat, sondern Conföderation war. Die Conföderativ-Gewalt gelangte an den Reichstag, der seit 1663 permanent wurde. Die Art der Geschäftsführung am Reichstage ist auf traurige Weise bekannt. Jeder Reichsstand konnte den Beschluß dadurch aufhalten, daß sein Gesandter sagte, er habe keine Instruction erhalten. Reichsstände nicht länger aus, so trat der Gesandte mit seinem Nein hervor. Es galt nicht als Ausdruck der Gesinnung des Gesandten oder seines Herrn, sondern „der Hof“ oder „das Cabinet“, gleichsam ein Fatum, hatte ihm die Instruction gegeben. Es wurden vota bei gemeinsamen Angelegenheiten gewöhnlich, die jeder Fürst und jeder Gesandte, wenn er sie für seine Person hätte

abgeben sollen, aus Scham unterlassen haben würde. So mußte wol die conföderative Gerichts-, Finanz- und Kriegsverfassung auf die traurige Weise verfallen, wie es der Verf. (S. 38 fg.) schildert. Nichtsdestoweniger gab diese Verfassung doch noch immer einen Haltspunkt ab: sie machte dem Kriege Aller gegen Alle, welcher das 15. Jahrhundert charakterisirt hatte, ein Ende. Das Chaotische verlor sich aus dem politischen Leben; nicht alle Einzelnen, sondern nur Einheiten konnten gegeneinander auftreten. Auch die Landesherren, wenn sie der Conföderation zuwider handelten, brachen nicht nur einen Lehns- oder Allianzvertrag, sondern galten als Verleger der deutschen politischen Einheit. Hier war also der Weg, mit Beseitigung der abgestorbenen Formen von Reichstag und deutschem Königthum, durch eine Particularunion der mächtigern Stände eine feste nationale Einheit zu schaffen. Bekanntlich hatte schon Leibniz in dem Bedenken: welchergestalt securitas publica im Reiche auf festen Fuß zu stellen, diesen Weg angerathen. Ob der Deutsche Bund am Ende dieser Idee entspreche, untersucht der Verf. nicht, und wir wollen daher so wenig dieses, als, ob überhaupt eine Union souverainer Landesfürsten die erstrebte politische Einheit gewähren könne, in Frage ziehen.

Betrachtet man nun die einzelnen Territorien, so litt die landesherrliche Gewalt noch immer an ihrem privatrechtlichen Charakter, an der Idee, daß der Landesherr bloß ein großer, reichbegüterter Herr sei, der außerdem eine Masse von gutherrlichen, nuzbaren Rechten über ein ganzes Territorium in Folge privatrechtlichen Titels besitze. Das Ganze glich mehr einem bloß zu Zwecken des Eigenthümers administrirten und regierten Guts- und Hauswesen. Es ist bekannt, wie diese Idee schon im 16. Jahrhundert durch die aufkommende Staatstheorie geläutert und umgestaltet wurde, wie die Landesherren selbst durch Stabilirung der Souverainetät und Beugung der ebenfalls privatrechtlichen Befugnisse der Stände ihr Abbruch thaten, und wie sie endlich durch den erweiterten Verkehr mit beweglichen Gütern und die genauere und vollständigere Administration der Staaten ganz beseitigt wurde. Unter Berücksichtigung dieses allgemeinen Gesichtspunkts kann man nach Stabilirung der Souverainetät die Staaten dreifach sondern: solche, die lebenskräftig waren, wie die größern Territorien Baiern, Württemberg, Baden, Hannover, Sachsen, Hessen; solche, die ganz abgestorben und innerlich verrotten waren, wie die kleinern Territorien, die Reichsritterschaft, die Reichsstädte, die geistlichen Fürstenthümer, und endlich die beiden Staaten mit europäischem Charakter, Preußen und Oesterreich. Nach Begründung der Souverainetät sah man zunächst nur in der durchgängigen Macht der Fürsten, in der imponirenden Pracht, mit der sie sich umgaben, und in der Nullität jedes Elements, welches dem reinen Willen hätte Widerstand leisten können, den letzten Zweck, und es ist bekannt, wohin dieses, namentlich in den kleinen Territorien, führte. Wir können dem Verf. hier nicht in die Einzelheiten folgen, sondern müssen auf

seiner Schrift selbst verweisen. Die Ausbildung der Canzlermeister, das halb lächerliche, halb entsehlte Hof- und Staatswesen in den kleinen Territorien sind hier vorzüglich geschildert. Man kann der Gegenwart, um ihr die Lust zu Reactionen in die gepriesene Vergangenheit zu benehmen, nichts dringender empfehlen als Schilderungen, wie sie sich in vorliegender Schrift und bei Schloßer finden.

(Der Beschlus folgt.)

Dante und die katholische Philosophie des 13. Jahrhunderts von A. F. Dyanam. Aus dem Französischen übersetzt. Münster, Deiters. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den Freunden der deutschen Nase ist wol dieses Werk des gelehrten Dyanam schon aus dem französischen Original bekannt, als mit das beste, was in Frankreich zum Verständniß des großen Dichters und seiner „Göttlichen Komödie“ geschrieben worden ist. Artaud, der sich jetzt viel mit Biographien von Päpsten zu schaffen macht, gibt so in seinem Leben Dante's mehr eine Compilation aus bekannten Biographien als eigene Ideen. Dyanam hat sein Werk eigentlich in drei Haupttheile eingetheilt; der vierte enthält nur nachträgliche Untersuchungen aus Documenten. Der erste Theil gibt eine Untersuchung des religiösen, politischen und intellectuellen Zustandes der Christenheit im 13. und 14. Jahrhundert, eine Auseinanderlegung der scholastischen Philosophie, ihrer Entwicklung in Italien und ihres Einflusses auf Dante und sein Gedicht. Der zweite Theil enthält eine specielle Analyse der philosophischen Lehre Dante's, besonders seine Ansichten über das Böse und Gute und ihren gegenseitigen Kampf in dem Menschen. In dem dritten Theil sehen wir eine Kritik der Dante'schen Philosophie, nebst Nachweisung ihrer Verwandtschaft mit den Schulen des Alterthums, besonders mit Plato und Aristoteles, ihrer Beziehung zu der scholastischen Lehre des Bonaventura und des Thomas von Aquino, und sogar ihrer Ähnlichkeit mit der modernen Philosophie der Empiriker und Rationalisten.

Dies ist der Inhalt des Werks, welches nach seinen einzelnen Bestandtheilen genau zu prüfen unsere Absicht nicht ist, wobei wir aber im Allgemeinen, obgleich es viele gelehrte Studien verräth und treffliche Ansichten gibt, bemerken wollen, daß uns unter Anderm schon sein Titel nicht gefällt. Denn wie aus dem ganzen Werk offenbar hervorgeht, so soll in demselben die Dante'sche Philosophie und ihre Beziehung zum Scholasticismus klar gemacht werden. Der Titel ist also unklar und unvollständig, oder das Werk hat seine Aufgabe nur halb gelöst. Was, nebenbei gesagt, katholische Philosophie sein solle, nach der Bedeutung, die das Wort Philosophie in Dyanam's Jahrhundert erhalten hat, können wir uns so wenig erklären, als was etwa eine katholische Geometrie sein sollte. Um Dante's Philosophie zu erfassen, muß man etwas weiter blicken können als bloß in die scholastischen Folianten. Er hat nicht bloß eine speculative, sondern auch eine praktische Philosophie gebildet, und von dem praktischen Theile nicht bloß die Ethik, sondern auch die Politik mit besondern und reichen Studien umfaßt. Dazu führte ihn, wie noch viele bedeutende Italiener, wie den Poggio, den Machiavelli, und die großen griechischen und römischen Philosophen, der Dienst in einem politisch sehr bewegten Vaterlande. Man kennt Dante nur halb, wenn man, wie es bis jetzt immer geschehen ist, die visionenartigen Systeme jener Zeit aus der „Divina commedia“ zusammensucht und damit des Dichters Philosophie erschöpft zu haben glaubt. Das speculative System ist zum größten Theil nicht einmal sein eigen, das hat er nicht geschaffen, sondern durch mühsame Studien aus den Schriften der damaligen Heiligen sich angeeignet; er erscheint nur als

Schüler des h. Thomas, Bonaventura und des h. Bernbach, und läßt daher im Paradies den Lesern an Beatrix's Stelle reden und seine Lehre darstellen. In dieser Hinsicht kann also eigentlich von einer Dante'schen Philosophie kaum die Rede sein. Aber eigentlich groß und schöpferisch und genial zeigt sich Dante in dem praktischen Theile seines philosophischen Systems, der die Grundsätze der Staatsweisheit entfaltete und die vollkommenste Einrichtung des irdischen Lebens der Menschen als Vorbereitung zum himmlischen zum Ziele hat. Hier sehen wir das Resultat der Verbindung seines praktischen, bewegten Lebens und seiner scharfsinnigen Beobachtungen, die er an den Höfen und in den vielerlei Staaten zu machen Gelegenheit hatte, mit seiner innern, durch höhere Studien geleiteten Geistesbildung. Dies gehört freilich nicht zur katholischen Philosophie, denn Dante's politische Ansichten sind nichts weniger als katholisch, aber durchaus wesentlich zum Verständniß der Dante'schen Philosophie und des Dante'schen Gedichts, wozu doch Dyanam's Werk beitragen sollte. Da Dyanam so oft das „Convito“ citirt, um zu zeigen, wie Dante auf die moralischen und politischen Fragen gekommen sei, so hätte ihm dies allein schon auf diesen wichtigen Theil der Dante'schen Philosophie, der ihr allein ein eigenthümliches Gepräge und einen selbständigen Werth gibt (alles übrige ist überhaupt bloß Scholasticismus), aufmerksam machen sollen. Denn das „Convito“ enthält viele Schätze aus dieser Dante'schen Philosophie. Die Hauptsumme derselben ist aber in dem Buche „De monarchia“ niedergelegt, das viel weniger beachtet wird, als es schon an sich, als die Frucht eines scharfsinnigen, genialen, für das Wohl der Menschheit glühenden Geistes, aber auch besonders zum Verständniß der „Divina commedia“ verdient. Wenn uns auch die Ansichten und das ganze in demselben dargestellte System jetzt als unhaltbar erscheinen, so ist dies kein Grund, es verächtlich zu ignoriren; wir nehmen ja auch viele unsinnige Schätze der Scholastik geduldig hin, bloß um uns das „Purgatorio“ und „Paradiso“ verständlich zu machen.

Erschöpfend und umfassend ist also die Dante'sche Philosophie in Dyanam's Werke durchaus nicht dargestellt, aber der reines speculative Theil derselben ist gut aufgefaßt und von allen Seiten entwickelt. In dieser Hinsicht verdient das Buch jedenfalls die große Anerkennung, die es in Frankreich und Italien gefunden hat, wie es denn in letztem Lande schon in drei Übersetzungen verbreitet ist. Die uns vorliegende deutsche Übersetzung kann nun an sich sehr gelungen genannt werden, doch hätten wir zum Besten der Wissenschaft und des wahren Verständnisses der „Göttlichen Komödie“ gewünscht, daß Dyanam's Werk einem unbefangenern Bearbeiter in die Hände gerathen wäre, der des geistreichen Franzosen Ansichten zuweilen berichtigen, immer aber sehr erweitern, Dante's philosophische Weltanschauung aus dem Nebel der „katholischen Philosophie“ herausziehen und auf ihre durchaus praktische Tendenz, welche Dante in dem Dedicationsbriebe an Cangrande ganz ausdrücklich ausspricht, hinweisen konnte. Daß der münster'sche Übersetzer nicht unbefangen und eines weitem Blicks und höherer Ansichten nicht fähig war, geht deutlich genug aus der Vorrede hervor. In dieser führt der Übersetzer die Wirkungen der Zeit an, welche den modernen Geist immer mehr von dem des Mittelalters entfernten und eine gerechte Würdigung Dante's verhinderten. (Dies soll sich wol auf Dante den Philosophen beziehen, denn der Dichter Dante ist immer gewürdigt worden; selbst Machiavelli, dessen Philosophie gewiß eine ganz andere war als die des 13. Jahrhunderts, hat selbst in seiner traurigsten Lebensperiode der Ungnade und politischen Unthätigkeit immer den Dante mit sich geführt, wie er in einem Briefe an Vettori sagt.) Unter diese verderblichen Wirkungen rechnete er „die in Einseitigkeit ausartenden humanistischen Studien (diese Anklage ist auch von der frommen „Litterarischen Zeitung“ in Berlin eine Zeit lang sehr beharrlich, aber schon deswegen ohne allen Erfolg durchgeführt worden, weil eben diese heidnischen Studien uns ebenso gut noch jetzt

wie im 14. Jahrhundert vor dem Rückfall in die Christlich sein sollende Philosophie des Mittelalters bewahren müssen), dann den reformatorischen Eifer, die in verderbenden Kriegen zunehmende Geistesbarbarei und endlich die superkritische Aufklärung des 18. Jahrhunderts". Diese einseitige Auffassung der mühevollen und langsamen Fortschritte, welche die Menschheit in ihrer Befreiung aus der Barbarei und der Finsterniß des Mittelalters machen mußte, führt nun den Übersetzer zu der ärgerlichen Bemerkung, daß Dante's Gedicht von einer gewissen Seite her einem Urtheil preisgegeben sei, „das alles Tiefere, ewig Wahre und Schöne in ihm erkennt". Und diese Bemerkung erhärtet er aus der Darstellung Dante's von Bouterwelk in seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit", „einer Kritik des großen Dichters, welche für deutsche Wissenschaft zu beschämend ist, als daß er ihre Schmähungen hier wiederholen möchte". Es wird wol Niemand mehr alle Ansichten des göttlichen Ästhetikers ohne Ausnahme zu den seinigen machen, aber geschämt hat sich die deutsche Wissenschaft noch niemals des Bouterwelk'schen Literaturwerks, so wenig als sie auf Kant's Werke erröthend steht deswegen, weil wir nun einige Schritte weiter gegangen sind. Es ist möglich, daß es einige Winkel in unserm Vaterlande gibt, wo es noch so dunkel ist, daß man Künstler und allenfalls auch Väterboren für ganz Deutschland ansieht; wenn aber solche Kurzsichtigkeiten sich einen Einfluß auf die deutsche Wissenschaft anmaßen wollen, so müssen sie entschieden zurückgewiesen werden. Der Übersetzer hat hier seine Tendenz zu deutlich verrathen, und so sehen wir gleich aus der Vorrede, was sich auch in dem Buche bestätigt, daß die Übersetzung nichts Anderes und nicht Besseres zu Dem hinzusetzt, was schon in dem Original bekannt ist, welches unter allen Kennern und Freunden der Dante'schen Muse verbreitet ist.

34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Künste und Gewerbe des Mittelalters. Unter allen Werken, welche bei der mächtig erwachten Liebe für die literarischen Schätze des Mittelalters aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen werden, dürfte kein einziges das Interesse der Gegenwart so anregen als eine Schrift des Mönchs Theophilus, die für eine genaue Kenntniß der Industrie des Mittelalters von großem Werth ist. Dieselbe ist vor kurzem von einem französischen Vornehmen in einer lesbaren Ausgabe wieder zum Druck befördert unter dem Titel: „Théophile, prêtre et moine. Essai sur divers arts, publié par le comte de l'Escalopier et précédé d'une introduction par J. Marie Guichard" (Paris, 4.). In der trefflich geschriebenen Einleitung, welche wir dem verdienstvollen Bibliothographen Guichard verdanken, werden verschiedene biographische und literarische Punkte erörtert, die auf das Leben des Theophilus und seine Werke Bezug haben. Man kennt bekanntlich das Vaterland dieses Mönchs, der sich Knecht der Knechte Gottes nennt, ebenso wenig als die genaue Angabe seiner Geburtszeit. Italien sowol als Deutschland nehmen ihn in Anspruch. Corn. Agrippa ist der erste Schriftsteller, bei dem wir den Namen des Theophilus erwähnt finden; aber derselbe scheint von der „Diversarum artium schedula" nur das zweite Buch gekannt zu haben, in dem die löbliche Glasmacherkunst abgehandelt wird. Konrad Gesner, Josias Simler, Joachim Keller, Bayle und Morhof beschäftigten sich der Reihe nach mit seinem interessanten Werke. Lessing fand in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel das Manuscript, welches nach Simler's Angabe Georg Agricola in Besitz gehabt hatte. Der große deutsche Kritiker benutzte diesen Fund und suchte mit Bezugnahme auf das Werk des Theophilus darzuthun, daß die gewöhnliche Angabe, als sei Johann von Brügge der erste Erfinder der Dmalerei, unbegründet sei. Lessing erkannte bald das Interesse, welche das aufgefundenen Werk bot, und beschloß

deshalb, dasselbe dem Publikum zugänglich zu machen. Indessen ereilte ihn der Tod, ehe er die vorbereitete Ausgabe der „Diversarum artium schedula" vollendet hatte. Dieselbe erblickte endlich im J. 1781 unter Beforgung Christian Leiste's das Licht der Welt. Man muß bei dieser correcten Ausgabe den gänzlischen Mangel aller Anmerkungen, deren es zum Verständniß mancher Partien bedurft hätte, beklagen. Ein Theil des nämlichen Werkes wurde zu London nach einem Manuscripte des 13. Jahrhunderts, das in der Bibliothek des Dreifaltigkeitscollegiums zu Cambridge aufbewahrt wird, abgedruckt. Bisher sind im Ganzen fünf Handschriften bekannt geworden: nämlich eine zu Wolfenbüttel, eine zweite zu Leipzig, zwei zu Cambridge und eine fünfte zu Paris. Hierzu kommt endlich noch eine neuere Copie aus der Bibliothek Rani. Wir haben diese bibliographischen Angaben der interessanten Notiz entnommen, welche Guichard der trefflichen Ausgabe des Grafen Escalopier beigegeben hat. Letzterer hat sich durch seine Arbeit ein wesentliches Verdienst erworben. Er hat besonders in seiner treuen Übersetzung, die der vielen technischen Einzelheiten wegen nicht geringe Schwierigkeiten bot, eine ebenso große Ausdauer als Sachkenntniß bewiesen. Die Anmerkungen, durch die er die Lecture des interessanten Werkes auch dem größern Publicum möglich machen will, entsprechen ihrem Zwecke vollkommen!

Napoleon's Correspondenz.

Erst wenn die gesammte Correspondenz Napoleon's veröffentlicht sein wird, kann man sich ein vollständiges Bild seiner ungeheuern Thätigkeit machen. Aber so groß auch schon die Zahl der Briefe ist, die ihm mit Sicherheit beigelegt werden können, so bringt doch jeder Tag in dieser Beziehung immer neue Ausbeute. So liefert ein Werk, das vor einiger Zeit schon die Presse verlassen hat („Correspondance inédite de l'empereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grande armée, publié par Adr. Pascal"), wieder einen wichtigen Beitrag zur Kriegsgeschichte des Kaiserreichs. Die Briefe Napoleon's, welche hier mitgetheilt werden, sind an den Grafen von Lariboisière gerichtet, der sich bei verschiedenen wichtigen Unternehmungen rühmlichst ausgezeichnete und den der Kaiser deshalb mit seinem besondern Vertrauen beehrte. Einige der Briefe, welche hier gesammelt erscheinen, waren in den „Mémoires" des Generals Pelet über die Kriege des Jahres 1800 — im Ganzen beziehen sich in dieser Correspondenz 47 Briefe auf diese Kriege — bereits abgedruckt.

Victorin Fabre's gesammelte Werke.

Unter der bescheidenen Schar von Schriftstellern der Kaiserzeit, welche auch für die gegenwärtige Entwicklung der französischen Literatur einige Bedeutung haben, gehört Victorin Fabre zwar nicht zu den tiefsten und begabtesten, aber sicher zu denen, welche den verständigen, aber freilich auch etwas nüchternen Sinn ihrer Zeit am besten repräsentiren. Man kann sich ein klares Bild von seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit indessen erst aus der Sammlung seiner verschiedenartigen Werke machen, die jetzt im Erscheinen begriffen ist. Wir haben vor kurzem den zweiten Band erhalten, welcher unter der Bezeichnung „Eloquence" mehrere akademische Gelegenheitschriften, Reden und einige literarische Abhandlungen gemischten Inhalts bietet. Die interessantesten Bestandtheile des vorliegenden Bandes sind das „Kloge de Montaigne", die „Oraison funèbre du maréchal Bessières" und vorzüglich das „Tableau littéraire du dix-huitième siècle", welches neben der ausgezeichneten Arbeit Barante's, von der Goethe wol etwas hyperbolisch sagte, daß kein Wort zu viel und zu wenig darin sei, noch mit Rugen gebraucht werden kann. Die Herausgabe dieser ganzen Sammlung, von der vorliegender Band eine Abtheilung bildet („Oeuvres de Victorin Fabre mises en ordre et augmentées de la vie de l'auteur"), wird von S. Sabbatier besorgt, welcher dazu laut Testament Aug. Fabre's, des Sohnes, beauftragt ist.

17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Mr. 45.

14. Februar 1845.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrechte von Elementen Theodor Perthes.

(Bechluss aus Nr. 41.)

Der zweite Hauptabschnitt der Schrift zeigt, daß die Staatbildenden Kräfte im deutschen Volke keineswegs durchaus abgestorben waren. Die Staatsgesinnung des deutschen Volkes war politischer Gehorsam. Dieser ruht nicht in der Furcht vor Gewalt, da die Gewalt an manchen Orten gering war, nicht in der Zuneigung zu den Individuen, da diese Zuneigung oft genug fehlte, sondern in dem dunkeln, aber starken Bewußtsein, daß dem Fürstengeschlechte, welchem die Väter sich untergeordnet hätten, auch die Enkel Gehorsam schuldig seien. Diese Gewohnheit ist indeß eine todte Macht, die das Raisonnement nicht ausschließt, und somit konnte eine politische Opposition entstehen. Der Verf. verfolgt diese Opposition von den ersten Anfängen aus dem 16. Jahrhundert bis in die Zeit der Illuminaten und Aufklärer. Luther empfiehlt zwar Gehorsam und Gewaltleiden, aber doch nicht unbedingt. Er statuiert kein reines Belieben der Obrigkeit, sondern nimmt feste Grenzen an, bei deren Überschreitung er wörtliche Widerrede und ernste Ermahnung, dann aber am Ende auch eine Nothwehr einräumt, die über den bloß passiven Widerstand und das Gewaltleiden namentlich da hinausgeht, wo es auf Glaubensfreiheit ankommt. Dabei sondert Luther den Begriff der Obrigkeit, die von Gott ist, wohl vom Fürstenindividuum und rügt das Verhalten der Individuen sehr scharf. Die Vernunft, der sie folgen sollen, ist die christliche Liebe. „Versucht und verdammt“, schreibt er, „sind alle Werke, welche nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigene Lust, Nutzen und Ehre, sondern auf Anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet sind. Der Fürst muß nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie mir es gefällt, sondern also: ich bin des Landes und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen nützlich und gut ist.“ Wir finden also bei Luther eine einfache und klare Antwort auf die Fragen, ob der Fürst des Volkes wegen da sei oder umgekehrt: eine Frage, die bekanntlich das moderne christlich-germanische Staatsrecht für eine überflüssige und einfältige erklärt. natürlich mit

dem Vorbehalte, daß sie praktisch doch entschieden und zwar gegen das Volk entschieden, vom Volke aber niemals aufgeworfen werde.

Überhaupt war die politische Opposition jener Zeit mannichfach getrennt. Die Fürsten opponirten gegen den Kaiser. Bauern und Adel opponirten gegen die Fürsten und wünschten Stärkung der kaiserlichen Macht. Die Bauern aber opponirten auch gegen den Adel. Sie waren der allein gedrückte Theil der Nation. Der Adel reagierte gegen die Fürsten, weil diese allein herrschen wollten und also des Adels Rechte über die Hinterlassenen angriffen, und das alte, jetzt so oft beliebängelte Privilegien- und Corporationswesen beeinträchtigten. Fürsten und Adel konnten sich also im Grunde nur über die Theilung des ihnen vorliegenden Objectes nicht vertragen: Erstere wollten den Letztern ganz ausschließen. Man muß wünschen, daß sie dieses immer gründlich gethan hätten und noch thäten. Der Streitgegenstand befände sich besser dabei. Eine fernere politische Richtung hat der Verf. nicht scharf genug bezeichnet. Man verstand die Lehren der Reformatoren vom leidenden Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit ganz im Sinne der bald aufkommenden Hystheologie. Für viele Fürsten lag hierin gerade ein Motiv des Anschlusses an die Reformation. Man fand in der neuen Lehre die beste Rechtfertigung für die sich bildende Souverainetät. „Es besteht danach“, heißt es in einem Aufschreiben des Markgrafen von Anspach und Baireuth vom Jahre 1525, „die christliche Freiheit nicht in Erledigung Rent, Zins, Gült, Zehent, Steuer, Dienst oder andern dergleichen äußerlichen Bürden und Beschwerden, wie es die Unterthanen nennen, sondern ist allein ein geistlich Ding. Das sollen auch alle Prediger, so oft sie von christlicher Freiheit predigen oder reden, dem Volke getreulich anzeigen und erklären, damit sie nicht von rechter, wahrer, christlicher Freiheit in ein teuflisch unchristlich Freiheit des Fleisches verführt und dadurch um Seele, Leib, Leben, Ehr und Gut gebracht werden.“ Dann wird noch besonders eingeschärft, wenn auch „unnütze Personen“ von der Gemeinde „nicht billig“ ihre Nahrung nähmen, so solle es doch dabei bleiben, und allem Unrecht der Obrigkeit oder „Jemand Anders“ solle sich die Gemeinde christlich fügen. Die bedientenhafte Gemeinheit dieser mit Lu-

ther's kräftigem Sinn so scharf contrastirenden Hystheologie ist bekannt. Sebastian Frank schreibt: „Sonst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herrn zu strafen, jetzt muß Alles gehoffizet sein, oder es ist aufrührerisch, so hart ist die letzte Welt worden. Gott erbarm's!“ Bald änderte sich denn auch das Verhältniß zwischen Adel und Fürsten. Mit französischer Bildung umlagerte der Adel die Höfe und nahm die besten Stellen im Civil- und Militärdienste ein. Der Nachtheil, den er an den Höfen gestiftet, ist nicht sowol in dem Zehren und Schwelgen auf Kosten der ausgefogenen Territorien zu finden als in dem bleibenden Einflusse des ausschließlichen täglichen Umgangs mit den Fürsten. Diefen wurde eine so unbeflegliche Masse von Vorurtheilen eingegeben, diese Vorurtheile wurden durch Erziehung, täglichen Umgang und strenges Fernhalten anderer Einflüsse so dauernd, daß sie sich zu erblichen Ansichten gestalteten. Man hielt und hält bis auf die heutige Stunde den Bürgerstand für gemeiner und geringer als den Adel, und die Staatsphilosophie vindicirt bis auf die heutige Stunde dem Adel das Recht des ausschließlichen Umgangs mit den Fürsten. So blieb und bleibt noch die Aeufserung und Rede des Hofmanns das in allen Dingen Entscheidende, und das Urtheil der Fürsten über Personen und Verhältnisse ward durch das Gerede eines Hofjunkers bestimmt. Es ist daher die frühe Opposition gegen den Adel erklärlich, der seinerseits mit dem vollsten Erfolge jenen Einfluß benutzte, den Fürsten die feste Überzeugung beizubringen, daß jeder Angriff auf den Adel ein Angriff auf die Fürsten sei. Das Volk verfiel jetzt einer allgemeinen Rechtslosigkeit, und die Opposition erscheint nur als frommer Wunsch oder als leere Theorie, gegen welche der factische Bestand immer und immer wieder seine erdrückende Kraft übt.

Der Verf. erörtert endlich das Familienleben, das Leben in Wissenschaft und Kunst und das religiöse Leben des vorigen Jahrhunderts. Was das Familienleben betrifft, so verurtheilte die in Alles eingreifende Regierung und Gesetzgebung die Ursprünglichkeit der Familie und mischte sich in deren intimste Verhältnisse. Der Verf. citirt Th. 2, Tit. 20, §. 738, 902 des „Allgemeinen preussischen Landrechts“, wonach Mütter und Ammen Kinder unter zwei Jahren nicht bei Nachtzeit in ihre Betten nehmen sollen, nach Bewandniß der Umstände bei Gefängnißstrafe oder körperlicher Züchtigung, und wonach Mütter und Pflegerinnen die jungen Mädchen nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre von Schwangerschaften und Niederkünften mit Vorsicht unterrichten sollen. Er hätte noch mehr anführen können: das Gesetz disponirt ziemlich genau über die Leistung der ehelichen Pflicht (Th. 2, Tit. 1, §. 178—180), über das Säugen der Kinder (Tit. 2, §. 67—69) u. dgl. m., als ob, wie der Verf. sagt, das Innere der Familie das Innere einer Kaserne oder eines Zuchthauses sei. Die weiteren Züge, aus denen das Bild des Familienlebens jener unglücklichen Zeit besteht, sind dann in der treffli-

chen Schilderung des Verf. genau und scharf gezeichnet. Das Leben in Wissenschaft und Kunst zeigt gleichfalls die Symptome eines völligen Abgestorbenseins der Verhältnisse, sodaß man vergeblich nach einem lebendigen Inhalte sucht, und dem unbefangenen — nicht selbst noch unter dem Einflusse ähnlicher Verhältnisse auf leere Schwindeleien angewiesenen — Beurtheiler Alles matt, klanglos und leer erscheint. Die Leute von Geschmack hielten sich an französische Bildung, und wol mag sich das Nationalgefühl dadurch verletzt fühlen, daß man das Deutsche dem Fremden nachstellte. Man vergleiche indess die platte Rohheit der deutschen Literatur zu jener Epoche, wo die französischen Classiker schrieben, und stelle auch aus der spätern Zeit Gottsched'sche und Lange'sche Übersetzungen französischer Tragödien mit den Originalen, die deutschen Aufklärer mit den französischen Encyclopädisten, die dressirte Natürlichkeit und altschluge Kinderweisheit deutscher Pädagogen mit Rousseau's „Emile“, und endlich sogar die Schwärmerei und Empfindsamkeit, wie sie im „Werther“ ihre Blüte erreicht, mit Rousseau's „Héloïse“ zusammen. Das Deutsche steht hier überall dem Französischen nach: es wiederholt sich überall das Verhältniß, welches sich zwischen deutschen Publicisten und Staatsgelehrten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und Montesquieu, Rousseau und Mably wahrnehmen läßt. Der einzige Mann, der Deutschland gegen die Überlegenheit des Auslandes vertreten konnte, ist Lessing, und Lessing schrieb: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre“: Worte, die uns einen tiefen Blick in die Fäulniß sämmtlicher Zustände thun lassen, und die durch ein patriotisches Breitmachen mit nationaler Vortrefflichkeit und legitimes Tadeln eines so radicalen Misvergnügens nur eine neue und traurige Bestätigung empfangen würden. Was die Wissenschaft war, wo Gelehrte die Rollen von Hofnarren spielten, und die Gelehrsamkeit nur in einer Anhäufung tochter Citate bestand, ist leicht abzunehmen. Erst mit der Wiederbelebung der Philosophie wehte ein frischer Hauch durch die Wissenschaft, dessen Wirkungen wir wieder verlieren und in die alte Barbarei zurück-sinken werden, sobald der Plan gelingt, Positivismus und Autoritätenglauben in neuer tiefsinniger Aufzählung an die Stelle der Philosophie zu setzen. In der schönen Literatur fehlt ganz auf gleiche Weise das wirkliche concrete Leben. Einerseits bitterer Unmuth über das Bestehende und eine fast Stereotyp gewordene Satire auf die Zustände. In Gellert's „Fabeln“ heißt es, daß Alcest bei Fleiß und Talent elend gewesen, weil er sich nicht zum Laster geschickt und vor großen Herren gekrochen, und der Sieg des Lasters wird überall als etwas sich einmal von selbst Verstehendes vorausgesetzt. In den Theaterstücken stellt der Prinz, Baron oder Minister immer ein Laster oder eine Lächerlichkeit dar. Andererseits Empfinderei und Schwärmerei, ein Flüchten in erträumte Sphären, ein Spiel mit überschwänglichen Gefühlen, ein leerer Kosmopolitismus. Goethe, den man

Deutschlands größten Dichter nennt, ist dies allerdings, insofern er seine Zeit, das Zurückziehen von den wirklichen Volksinteressen, den Quietismus und die Versumpfung in Privatinteressen getreu darstellt.

In diesen Zuständen war denn allerdings Das, was die Revolution vernichtete, ein tochter Schutt, der nur beengend und tödend auf dem noch lebendigen Stamme lag. Große Erschütterungen waren nöthig, in diesem die schlummernden Lebenskeime zum neuen Wachstume zu bringen, und es konnte nicht fehlen, daß die gegen das Bestehende gerichtete Gesinnung auf der einen Seite wol die Kräfte, welche sich in Religion, Kunst und Wissenschaft gebildet hatten, zu Waffen des Angriffs machte, auf der andern aber theils in den Folgen, die langer Druck auf den Nationalcharakter äußert, theils in den Bemühungen Derer, welche bei der möglichsten Unbeweglichkeit der Zustände interessiert waren, ein bedeutendes Gegengewicht fanden. Wol trennt uns, wie der Verf. sagt, eine Kluft von dem kaum vergangenen Damals und dem Jetzt, aber dieses wurzelt doch noch in jenem. Was wir von den todtten Stoffen des vorigen Jahrhunderts noch haben, was uns von der Staatsgesinnung des Damals geblieben und wie sich dieses Gebliebene mit den heutigen Ansichten gemischt hat, berührt der Verf. nicht, so wenig er die Gründe, aus denen man das Abgelebte mit Vorliebe behandelt, oder die Ausflüchte, die hier zu einer theoretischen und praktischen Überwindung vorhanden sind, erörtert. Wir wollen daher diese Fragen dem eigenen Nachdenken der Leser überlassen. Wir sind, um indeß nicht jedes Urtheil zurückzuhalten, nicht eben optimistisch gesinnt, und finden den schlimmsten Stoff in dem jetzt sehr allgemein geltenden Geiste einer vernünftigen Mäßigung und Vermittelung, der keine Unbesonnenheit, keine Gemüths-erhebung, keine großen Thaten und Gedanken zuläßt, das wohlverstandene Interesse auf den Thron erhebt, sich wohlüberlegend nach der Decke streckt, die wirklich bedeutungsvollen Fragen mit weiser Miene als Hirnspinnaste jugendlicher Köpfe beiseite schiebt und die breite nützliche und praktische Mittelmäßigkeit zur Herrschaft bringt. Es ist derselbe Geist, der das kühne Wort des Dichters tadelt, der nur da Begeisterung zuläßt, wo es erlaubt und ungefährlich ist, und die scharfe und offene Erklärung gegen die offenen und unerbittlichen Feinde unsers religiösen Glaubens und der theuer erkauften politischen Freiheit in vermittelnd begütigender Weise zu scharf und zu offen findet. Es ist die Altersschwäche und die geistige Ausgelebertheit, wenn man die Bewegungen am Ende des letzten Jahrhunderts als letzte und von dem wehmüthigen Gefühle, daß es im Grunde doch zu spät sei, begleitete Regungen des Nationalgeistes ansehen will. Als Trost aber nehmen wir von der Lecture des angezeigten Buchs jedenfalls die zwei Lehren mit, daß der deutsche Geist viel leiden und dulden kann, ohne ganz abzustorben, und daß überdies, wo nicht seine Regungen eine bessere und frischere Zeit hervorriefen, jedenfalls die politischen Fehler, die bei der Unterdrückung

dieser Regungen und bei der Pflege vermeintlicher Gegengifte gemacht wurden, seine guten Bundesgenossen und Helfer gewesen sind. 35.

S a g e n b ü c h e r.

1. Kölns Legenden, Sagen, Geschichten nebst Volksliedern, Schwänken, Anekdoten, Sprüchwörtern u. s. w. Unter Mitwirkung Mehrer herausgegeben von Ernst Weyden. (Von E. W. ab fortgesetzt von mehreren rheinischen Alterthumsforschern.) Köln, 1830—44. Gr. 12.

Mit rechter Freude haben wir vor Jahren Ernst Weyden's „Kölns Vorzeit“ begrüßt. Bald nach seinem Erscheinen schon war das Buch vergriffen, und der Verf., wie es scheint, eingeladen, eine zweite Auflage zu veranstalten. Statt einer solchen bietet er uns das Werkchen, dem wir hier eine kurze Übersicht widmen wollen. Die Geschichte Kölns, welche die Vorzeit eröffnete, vermissen wir hier ungern; sie gab einen kurzen und klaren Überblick der Schicksale des deutschen Rom und wäre gewiß eine willkommene Zugabe gewesen. Die Sagen und Legenden bilden dagegen den Hauptinhalt. Hätte Weyden sie uns wieder so gegeben wie in der „Vorzeit“, uns würde nichts zu wünschen übrig geblieben sein, das Buch hätte einen reellen Werth gehabt, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Volk, dem immer eine kurz und mit seinen eigenen Worten erzählte Sage besser gefällt als eine mit romantischen Lappen und Glittergold mühsam zugestufte. Der letztere Art aber sind alle, welche Weyden uns hier mittheilt, und wir bedauern dies um so mehr, als der Verf. nicht selten dieser Romantisirung den ganzen Gang der Sagen opferte, sodaß man sie kaum wiedererkennt. Noch schlimmer gehen die sogenannten „rheinischen Alterthumsforscher“ zu Werke; die binden sich an gar nichts, berauben gar die Sage all ihres Grundes und erklären sie auf die nüchternste Weise, so z. B. die hübsche Sage von dem Einbertusborn. In diesem Born sitzen die Kindlein und die Mutter Gottes mitten unter ihnen, heißt es im Volke. Wenn nun eine Mutter ein Kind haben möchte, dann geht sie zum Brunnen, läßt den Eimer herunter, und die Mutter Gottes legt ihr eins hinein. Gewöhnlich aber stößt die Mutter das Bein an einen großen Stein, der am Borne liegt, und muß dann so lange im Bette bleiben, bis die Wunde wieder heil ist. Der Brunnen war ein heiliger Quell, sagen die Alterthumsforscher (aus welcher Quelle sie das holten, bleibt zu beweisen), und man hat ein paar Mal Kinder neben ihm ausgelegt gefunden.

Volkslieder mitzutheilen hielten die rheinischen Alterthumsforscher unter ihrer Würde; Weyden gab sie nur spärlich, und dazu noch sind die wenigen meistens neu und reichen nicht über die französische Revolution hinaus. Ältere sind nur „Unse Broder Melcher“, „Der Schäfer“, „Der Becker“, „Wacker Mädchen“ und das „Stell dich ein“, doch haben auch diese keinen höhern poetischen Werth. Schwänke und Anekdoten sind vergessen, die Sprüchwörter rollen in der größten Unordnung durcheinander. Weyden theilt sie mit, wie sie ihm eben einfielen.

Was die Orthographie des kölner Dialekts betrifft, so hätten wir diese wol besser von Weyden erwarten können; sie liegt fürchterlich im Argen. Schmeß (Schmerz) klingt doch wol wie Häß (Derz); es ist kein e, sondern ein a. Glaubd, verläubd, steht statt gläuf (er glaubt), verkäuf (verkauft), der t-Laut der zweiten und dritten Person Singularis wird selten gehört, du, hä friß (du, er frißt), de Roh kalv, die Ruh kalbt, da bes, hä es u. s. w. Solcher Sünden ließen sich Hunderte aufzählen.

Es ist jammerschade, daß gerade aus dem so eigenthümlichen, sagen- und legendenreichen und in seinem Dialekte für

die Sprachforschung so wichtigen Kitz nur eine so unvollständig nachlässige, nicht eine mit Sorgfalt und Liebe behandelte Sammlung der dort im Volksmunde noch schlummernden Schätze für die Kunde unserer Vorzeit hervorgehen konnte.

2. Die Sagen des Rheinlandes von F. J. Kiefer. Mit einem Mittelkupfer. Köln, Eisen. 1845. 8. 1 Thlr.

Ein reiches Suchen und Stöbern in dem Rheinlande müßte eine Menge der herrlichsten Sagen zu Tage fördern, das unterliegt keinem Zweifel. Auf den Bergen, in dem Flusse war gewiß ein reges Götterleben; der alte Wotansberg (Godesberg) allein gibt schon Zeugniß dafür. Ein solches Suchen und Stöbern aber geht nicht ohne Mühe her, und dieser sich zu getrösten, das gefiel dem Verf. der „Sagen des Rheinlandes“ eben nicht. Er machte sich's bequemer, nahm aus Cimrod's, Pfarrnus' und Anderer Sammlungen das ihm zumest Behagende heraus, wickelte es in ein mitunter gefälliges romantisches Kleidchen, und sein Buch war fertig. Solchen Reisenden, welche die Zeit auf dem Dampfschiffe oder der Eisenbahn gern tödten möchten, ist das Werk bestens zu empfehlen.

36.

Bibliographie.

Balger, C., Glaube und Liebe, oder: Religiöser und sittlicher Ernst sind wesentlich Eins. Predigt. Halle, Lippert und Schmidt. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Hundert neue Wiener Bären, zusammengetrieben von dem alten Bärenreiber (J. F. Castelli). Wien, Lenoler. 1844. 16. 5 Ngr.

Baron, R., Der 31. October 1844, oder: Welche Stellung und Bedeutung haben die religiösen Bestrebungen und Kämpfe der Gegenwart im Entwicklungsgange der Reformation? Eine Rede am Reformationsfeste 1844. Breslau, Gossorowsky. 1844. 8. 7 1/2 Ngr.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser, gezeichnet von J. Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben von F. Kohlrausch. 1ste Abtheilung. 3tes Heft. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Bürger, L., Der Altmud und die Perfectibilität des Kosmos vom Standpunkte der Reform beleuchtet. Pesth, Kisan und Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Chownig, S., Deutsche Wespen. No. 1 und 2. Stuttgart, Becker und Müller. 1844. 8. 11 1/2 Ngr.

Christern, Novellen und Skizzen. Hamburg, Schubert und Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Cooper, J. F., Red Ryder. Aus dem Leben eines Vorkastellmatrosen. Aus dem Englischen von C. Rauch. Stuttgart, Liesching. Gr. 16. 17 1/2 Ngr.

Dehmann, C. A., Die christliche Kirche in ihrem Verhältnisse zur Gegenwart. Predigten. Breslau, Gossorowsky. 1844. 8. 15 Ngr.

Diez, Katharina, Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Essen, Bader. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feierabend, M. A., Geschichte der eidgenössischen Freischützen. 2tes Bändchen: Die Schlachtfeier von St. Jacob und das eidgenössische Freischützen in Basel im Juli 1844. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 28 Ngr.

Fischer, F., Preußens Wunsch. Ein Neujahrsgruß. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Frang, Agnes, Literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Julie v. Großmann. 3ter Band: Volterabendserge und Spenden für Familienfeste. Berlin, v. Puttkammer. 8. 22 1/2 Ngr.

Geißler, B. A., Album historisch-romantischer Erzählungen. Zwei Theile. Magdeburg, Galdenberg und Comp. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida, Gedichte, Gedichte der Damp. Zwei Theile. Die vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus & J. Thlr. 15 Ngr.

Die Haupt-Sätze der christlich apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, beleuchtet vom Standpunkte der christlichen Freiheit. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Henri, A., Die Pariser Giganten. Dramatischer Roman. Frei nach dem Französischen von A. Schvaber. Hamburg, Schubert und Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Hirsch, R., Balladen und Romane. Neue Folge. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Holtei, C. v., Theater. In einem Bande. 1ste Lieferung. Breslau, Schulz. Der. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Hosbach, Die kirchliche Eintracht. Predigt über Epheser 4, 1—3. Berlin, Dümmler. 1844. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Hurter, F., Geburt und Wiebergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klößen, R. F., Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. L.: Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1345—56. Berlin, Simon. 1844. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Kritik der von Dr. Friedr. Köllner gelieferten actenmäßigen Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Weidig, von einem praktischen Criminalisten. Wiesbaden, Ritter. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Kritik des kurhessischen Eisenbahnwesens. Leipzig, Hartung. 8. 10 Ngr.

Lang, C. G. F., Gustav Wolph, der Beschützer des evangelischen Glaubens und die nach ihm genannte Stiftung. Helmstedt, Fleckstein. 12. 5 Ngr.

Liebetrut, F., Über die Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder. Zur Verständigung und mit Beziehung auf die Predigt des Hrn. Kaplan Kuland. Berlin, Dehmgke. Gr. 8. 5 Ngr.

Löbe, W., Geschichte der Landwirtschaft im Altenburgischen Osterlande. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Lorinser, C. J., Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien, historisch, medicinisch und mythisch beleuchtet. Oppeln, Weithäuser. 8. 12 1/2 Ngr.

Löwenstein, W., Über Juden-Bekehrung und Juden-Emancipation, in besonderer Beziehung auf Preußen. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 5 Ngr.

Malfatti von Monteregio, J., Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Beziehung auf die Medicin. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Röding, S., Das Criminalgericht in Bremen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Sprachenkampf in Ostreich. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 4 Ngr.

Volks-Bibliothek. 1ster Band: Joachim Kettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgeschrieben und herausgegeben von S. C. L. Haken. 2te Auflage. Mit dem Bildnisse Kettelbeck's und einem Plane der Gegend um Colberg. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Roselly de Lorgues, Christus und das Jahrhundert. Ober: Neue Zeugnisse der Wissenschaften zu Gunsten des katholischen Glaubens. Nach der 1sten Originalausgabe aus dem Französischen überfetzt von J. Röttinger. Regensburg, Manz. 8. 27 1/2 Ngr.

Wildenhahn, C. A., Paul Gerhard. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Kurfürsten. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard und Reisländ. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 14. Februar 1845.

Denkwürdigkeiten des Freiherrn Ahas Ferdinand von der Aseburg, Erbherrn auf Falkenstein und Reisdorf u. s. w., russ. kaiserl. wirklichen Geheimraths und bevollmächtigten Ministers am Reichstage zu Regensburg u. s. w. Aus den in dessen Nachlaß gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Mit einer Vorrede von R. A. Barchanow v. Ense. Berlin, Nicolai. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir unterschreiben gern, was der Vorredner, Barchanow v. Ense, von dem Verf. (Grafen Fr. Albr. v. d. Schulenburg-Klosterrode, Königl. sächs. Gesandten am kaiserl. östr. Hofe) sagt: „daß sein Werk durch Maß des Ausdrucks wie des Urtheils, durch Klarheit und Scharfblick wie durch Sachkenntniß und Umsicht die Darbietung eines in Welt und Geschichte tief Eingeweihten zu erkennen gebe“. Wir fügen hinzu, daß in diesem schätzbaren Buche, einer Sammlung von wahrhaft „denkwürdigen“ Begebenheiten aus der Periode von 1740—97, nicht bloß für den Geschichtsforscher und Geschichtsfreund sich eine reiche Quelle, sondern besonders auch für jüngere Diplomaten eine lehrreiche Schule für Gesinnung, Denken, Wort und That, vorzüglich durch die wie in großer Zahl so mit sorgfamer Auswahl beigefügten meist französischen Correspondenzen u. s. w. der bei den verhandelten Angelegenheiten Theilgenommenen u. s. w. der bei den verhandelten Angelegenheiten Theilgenommenen eröffne. Pikante Anekdoten verspricht uns der Verf. nicht; „denn“, schreibt er S. 173, „unserer Meinung nach steht der vorübergehende Genuß, satirische Bemerkungen niederzuschreiben und damit einer sehr kleinen Anzahl von Lesern ein augenblickliches Vergnügen zu verschaffen, mit der Möglichkeit, wichtige Interessen zu gefährden, in keinem Verhältniß, und tüchtige Geschäftsmänner enthalten sich aller Bemerkungen, die nicht zur Förderung der Sache, die ihnen anvertraut ist, nothwendig scheinen. Deshalb finden wir denn auch in Aseburg's Berichten (zumal) im Laufe von dritthalb Jahren, die er am russ. Hofe (Katharina's) zubrachte, keine Anekdoten, keine pikanten Andeutungen über persönliche Verhältnisse u. dergl.“ Ganz unbefriedigt werden Liebhaber solcher Würze denn aber doch an jener, freilich vorzugsweise mit gesunder, einfacher, nahrhafter Speise besetzten Tafel, wozu wir hier einladen, nicht bleiben. Wir dürfen nur auf den sechsten Abschnitt hindeuten: „Vermählungsangelegenheit des Großfürsten Paul von Rußland“ (1768—73), wo Aseburg's interessante „Brautschau“ an mehreren deutschen Höfen, sammt seiner Correspondenz mit Katharina, die ihn dazu ausendet, abgehandelt wird, oder auf die Beilagen 3 und 4: „Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrich's II., die Arretirung des Lieutenants Ratt betreffend“ und „über Friedrich's Entfernung vom Schlachtfelde zu Mollwitz“, zwei beachtenswerthe Aufklärungen, die man dem bei jenen Angelegenheiten theilgenommenen Oberwachmeister Christoph Berner v. d. Aseburg (dessen Enkel die beiden jetzt lebenden Grafen v. d. Aseburg sind) zu verdanken hat. Desgleichen finden wir S. 315 ein vermutlich aus Mittheilungen des bei dem Ereigniß theilgenommenen vormaligen Großhofmeisters und nachmaligen Ministers Grafen Nikita von Panin abgefaßtes, unter Aseburg's geheimten Papieren aufgefunden, ausführliches „Mémoire sur le détronement de Pierre III“; auch einige Notizen über den unglücklichen Ivan, dessen Ältern und Geschwister. Beklagen müssen wir aber, daß der Wunsch, auch in das Privatleben Aseburg's, dieses Ehrenmanns vom feinsten und edelsten Korn, eingeführt zu werden, wenig erfüllt wird. Da der Verf. selbst im Vorworte meldet,

daß er schon als Knabe sich dem Freiherrn v. d. Aseburg (einem Vetter) habe nähern können, dessen Wohlwollen gewonnen, dessen Umgang und Lehren genossen habe, und ein reifes Urtheil ihm erlaube, dessen seltene Eigenthümlichkeiten zu würdigen, so ist dieses Letztere freilich in Bezug auf des Ministers diplomatische Laufbahn, nicht aber auf dessen Privatleben und seinen außerhalb des diplomatischen Wirkungskreises gelegenen Lebensbezug geschähen. Wir können der Meinung des Verf. (S. 445): „Wenn es dem Herausgeber gelungen ist, in gegenwärtigen Denkwürdigkeiten Aseburg's Leben und Handlungsweise so darzustellen, wie der Gegenstand es verdiente, so bedarf es weiter keiner Charakterhildung, und zum Schlusse des Werkes dürfte nur diejenige seiner Person noch zweckmäßig erscheinen“, keineswegs beistimmen. Bei einem Manne, der wegen seiner ausgezeichnet löblichen Eigenschaften jeden Leser innigst interessiren wird, kann es nicht genügen, daß wir eben nicht mehr erfahren, als daß er als Student zu Jena (1740) stark Taback geraucht und geritten habe, nachmals (1744) als hessen-kasselscher Hofjunger sich sehr knapp habe behelfen müssen, dann (1745—46) als Legationsrath zu München überall einen vortheilhaften Eindruck hervorgebracht habe und namentlich auch vom schönen Geschlechte begünstigt worden sei, auch (1747) Reisen nach Rom und Paris gemacht habe, wovon uns weiter nichts Näheres gemeldet wird. Und wenn uns nun am Schlusse des Werkes noch seine äußere Gestalt portrairt wird (im höhern Alter, neben Gemahlin und Tochter, erblicken wir ihn auf einem Gemälde zu Reisdorf, von Weitsch), außerdem nachgewiesen wird, wie er seine Finanzen glücklich verbessert habe, von seinem Leben für Wissenschaft (er hinterließ eine bedeutende Bibliothek, wie wir wissen, und ordnete das Archiv auf dem Falkenstein) und Kunst in diesen „Denkwürdigkeiten“ nichts weiter von einem so hochgebildeten Manne berichtet wird als die dürftige Notiz, daß Klopstock ihm von Hamburg aus (1772) den Hinscheid des vortrefflichen Ministers Grafen Bernstorff gemeldet, dessen Liebe, Achtung und Vertrauen Aseburg genossen, wie der durch das ganze Werk an vielen Stellen mitgetheilte Briefwechsel der beiden Ehrenmänner es beweist, und daß Klopstock zu mehreren seiner erhabensten Dichtungen am Fuße des Falkensteins begeistert worden sei. (Die Sage nennt einen der ersten Gesänge der „Messiade“, und als des dem Minister befreundeten Dichters Lieblingsplatz die Eckhartsklippe, bei der Papierfabrik.) Über Bürger, der seine Jugendjahre bei Vater und Großvater auf den Aseburg'schen Gütern Wolmerswerde und Pansfelde verlebte und nachmals den Falkenstein zum Gegenstande seiner berühmten Ballade „Des Pfarrers Tochter“ erwählte, finden sich keine Andeutungen, ob zwischen ihm und dem Minister, der ihn um drei Jahre überlebt hat, irgend eine Berührung stattgefunden habe. Jene wichtigen Notizen reichen nicht hin, unsere oben geäußerten Wünsche zu befriedigen und der sonst lehrreichen und anziehenden Biographie das Lob der Vollständigkeit zu erwerben. Nur zum Schluß wird noch das Werk durch einen schönen Kranz geschmückt, die letztwillige Verordnung über die Erziehung seiner einzigen Tochter, Anne Charlotte Ferdinandine, nachmaligen Gattin des Grafen Moriz Lewin Friedrich v. d. Schulenburg-Burgscheidungen, deren einzige Tochter nachmals mit dem jetzigen Grafen und Königl. Hofjägermeister August Ludwig v. d. Aseburg-Falkenstein vermählt worden ist. Jene Verordnung zeigt uns den liebevollen, weisen und frommen Vater im schönsten Lichte. Was nun noch die im ersten Abschnitte des Werkes mitgetheilten „ausführlichen Angaben“ über das alterthümte edle Geschlecht der Freiherren v. d. Aseburg anlangt, so ist zu bedauern, daß der Verf. hierbei nur aus der handschriftlichen Chronik des vormaligen Predigers Heyer, der das wichtige Archiv auf dem Falkenstein

zu seiner Zeit nicht hat benutzen können, das Meiste geschöpft hat. Glücklicherweise (obgleich es im Buche selbst nicht gesagt wird) ist den bei Heyer unrichtigen Tafeln der ältesten Genealogie der Affeburge eine Berichtigung aus den „Neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins“ (Band 3, Heft 4, und Band 4, Heft 1) zu Theil geworden. Der Nichtbenutzung des Falkenstein'schen Archivs ist es auch wol zuzuschreiben, daß wir unter den merkwürdigen Mitgliefern des Affeburg'schen Geschlechts den trefflichen Bussio, Enkel des berühmten Kriegshelden Johann, Stifters der vier Affeburg'schen Linien, vermissen; und dieses Bussio, der im Dreißigjährigen Kriege den Falkenstein und die dazu gehörigen Güter durch Muth und Klugheit vor dem Untergange bewahrt hat, Vater war August, von welchem eben die Falkenstein'sche Linie abstammte, welche im J. 1797 mit unserm Achaz Ferdinand zu Ende gegangen.

Wir lassen noch eine Übersicht des Inhalts folgen. Der erste Abschnitt enthält die eben erwähnten Angaben über das Affeburg'sche Geschlecht, nebst drei genealogischen Tafeln; der zweite eine Übersicht von Affeburg's Dienstverhältnissen (1744—97) mit brieflichen Beilagen, außer von Affeburg selbst auch von dem dänischen Minister Bernstorff und dem russischen Minister Panin u. A. m.; der dritte bis sechste bezieht sich bestimmter auf Affeburg's diplomatische Thätigkeit im dänischen Dienste (1753—73). Hier bewegt sich sein diplomatisches Leben in den denkwürdigen Zeiträumen der Austauschungsangelegenheit holsteinischer Lande gegen die Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst (1754—68); ferner der unsauberen Streitigkeiten, die dem Grafen Brahe und Baron Horn den Kopf kosteten, zwischen den sogenannten Hüten und Nigen in Schweden, und der fremden Einflüsse auf diese unläßlichen Parteien (1755 fg.); dann der zum nachmaligen Untergange Polens führenden dissidentischen u. a. m. durch den Sturmwind angeregten oder verstärkten Streitigkeiten (1767); auch der Zwiste der württembergischen Landstände mit dem unartigen Herzoge Karl (1764—71); endlich der fast romantischen Brautschau für den Großfürsten Paul, womit Affeburg, damals noch im dänischen Dienst, mit Erlaubniß dieses Hofes, von der Kaiserin Katharina, deren Beifall und Vertrauen er sich als dänischer Gesandter am russischen Hofe (1765—68) in so hohem Grade erworben hatte, daß sie schon früher ihn ihrem Sohne zum Großhofmeister gewünscht, beauftragt worden war. Der siebente und achte Abschnitt berühren die gefährdenden bairischen Tausch- und Erbfolgeangelegenheiten des Fürstenbundes und des Leschener Friedens (1773—79), wo Affeburg als russischer Gesandter bei dem Reichstage zu Regensburg waltete, und das erste Wetterleuchten der französischen Revolution (1790—91). Der neunte schildert die persönlichen Verhältnisse Affeburg's zum landgräflich hessen-kasselschen Hofe, wo er, wie oben gemeldet worden, seine öffentliche Laufbahn angetreten hatte und mit welchem er seitdem stets in vertraulicher Verbindung geblieben war. Hier kommen auch der Uebertritt des Erbprinzen, nachmaligen Landgrafen Friedrich zur katholischen Religion, dessen Veranlassung und trübe Folgen, sowie die bekannten Wirrnisse am Hofe Königs Christian VII. durch Struensee und deren blutiger Ausgang zur Sprache. Der zehnte Abschnitt betrifft die persönlichen Verhältnisse mit dem Grafen v. Bernstorff und Panin und einem unklaren Herrn v. Caldern. Der elfte Abschnitt erzählt Affeburg's Familien- und Vermögensverhältnisse, seine letzten Lebensereignisse und sein Hinscheiden. Er war am 20. Juli 1791 zu Weißdorf geboren und hatte zum Vater den königl. preuß. Kammerherrn Johann Ludwig v. d. Affeburg, und zur Mutter Anna Maria v. d. Schulenburg-Apenburg. Er starb zu Braunschweig am 13. März 1797 und ruht mit den Seinigen in einem von ihm selbst erbauten Grabmal aus rauen Steinblöcken auf einem Waldbügel in der Nähe des Schlosses Weißdorf.

Nicht nur die zahlreichen Beilagen zu den einzelnen Abschnitten, sondern auch die dem Text eingewebten, denselben

erläuternden und begründenden Bruchstücke sind aus der reichen Handschriftensammlung des Ministers fleißig und sorgsam ausgewählt. Schätzbar insbesondere ist der ununterbrochene Briefwechsel Affeburg's mit Bernstorff und Panin, sowie auch Affeburg's zahlreiche amtliche Berichte, Entschenten u. s. w. es sind. Wir schließen unsern Bericht mit einigen wenigen, hochgestellte Personen des damaligen Schauplazes charakterisirenden Auszügen. Bekanntlich hatte Schweden (1757) durch ein Bündniß mit Frankreich und Oesterreich sich verbindlich gemacht, 20,000 Mann gegen Friedrich den Großen im jüngst begonnenen siebenjährigen Kriege ins Feld zu stellen, wofür Schweden im ersten Kriegsjahre 4,200,000 Livres und in den folgenden Jahren 3,150,000 Livres Hülfsgelder ausgezahlt erhalten sollte. Man suchte auch Dänemark zur Theilnahme am Kriege gegen Preußen zu locken. Aber der Antrag ward abgelehnt. Der edle Minister Bernstorff schrieb bei dieser Gelegenheit an Affeburg (15. August 1757):

„Ne pensez pas que je m'aveugle sur les jugements du public. Je n'ignore point que l'on taxe et que l'on taxera de défaut de lumières et de génie, cette même conduite qui met le roi hors du cas de se promettre „des conquêtes“, dont ceux qui entrent totalement dans les vues des maisons de Bourbon et d'Autriche, et qui partagent leurs efforts, peuvent se flatter avec quelque apparence, et je me représente très-vivement tout ce qui se dit et se dira par les critiques du siècle futur; mais qu'il soit loin de moi de me laisser détourner par ces censures, et les risques que je pourrai courir personnellement à cet égard quelque jour, de la poursuite de ce que j'estime être juste. Personne ne peut souhaiter plus passionnément que moi la gloire et l'agrandissement de son maître, personne ne peut être convaincu, que mon honneur et ma fortune y sont attachés, mais je ne rougis point d'avouer à vous ce que je déclarais à la terre entière s'il le fallait. „La crainte de l'arbitre suprême des événements l'emporte et m'arrête; je rejette la pensée de former des projets qui pourraient Lui déplaire, et j'aime trop mon roi, pour lui conseiller de s'exposer à encourir Sa vengeance. Une guerre entreprise sans juste cause, je dis plus sans nécessité, me paraît la plus redoutable de toutes les résolutions que les hommes peuvent prendre; quoiqu'il ne m'échappe pas, combien cette façon de penser pourra être taxée de ridicule et d'absurde, je me livre sans balancer à la honte qui pourra m'en revenir. La querelle de l'Amérique nous est totalement étrangère; le roi de Prusse n'a rien fait contre le Danemark, par quel droit partagerions-nous donc une guerre qui ne nous regarde pas et pourquoi prendrions-nous les armes contre un prince qui ne nous a point attaqué etc.“ De repandre un sang innocent, au moins à notre égard, pour acquérir peut-être quelque pays de plus, — de charger mon roi des gémissements et des pleurs de son peuple et de celui auquel il ferait la guerre, d'irriter ce Dieu, source unique de toute prospérité et de toute bénédiction, dont la puissance peut nous accabler tous au premier instant de Sa colère et faire disparaître dans un moment les avantages que nous croyons infaillibles et déjà acquis, — m'en préserve le ciel!“

In den Beilagen zum sechsten Abschnitt, der die interessante, dem Minister Affeburg für den Großfürsten Paul, damals ein liebenswürdiger, lebhafter, gutgearteter Jüngling, von der Kaiserin Katharina aufgetragene sorgsamste „Brautschau“ an mehreren deutschen Höfen enthält, wo uns dann die heirathsfähigen Prinzessinnen jener Zeit in charakteristischen Schilderungen vorübergeführt werden, sind uns auch mehrere ausführliche eigenhändige Schreiben der Kaiserin an den Minister aufbewahrt, aus denen der feine und scharfe weibliche Blick jener im Ueblichen wie im Unüblichen ausgezeichneten Frau hervorstrahlt. Hier einige Stellen aus einem Schreiben vom 16/27. Januar 1772:

„Volontiers je consens à votre demande, de continuer votre double examen jusqu'au mois de Mars, avant que je me détermine finalement pour l'une des deux postulantes, c'est-à-dire pour la Princesse de Wurtemberg, ou bien aussi pour la Princesse Wilhelmine de Hesse-Darmstadt.“*) Le portrait de cette dernière que vous nous avez envoyé, prévient favorablement en sa faveur; il faudrait être bien difficile pour trouver à redire à cette figure-là. Les traits du visage sont réguliers; je l'ai comparé au premier portrait que vous m'avez envoyé ci-devant de cette princesse, et j'ai relu la description que vous faites des articles, en quoi vous trouvez que le peintre a manqué. De cet examen il résulte, que la gayeté et l'agréable (compagne ordinaire de la gayeté) ont disparu de dessus ce visage, et que peut-être la gêne d'une éducation sévère et d'une vie gênante et monotone s'y sont placés, ce qui disparaîtrait bientôt, si cette jeune personne se trouverait moins gênée, et qu'elle eût, qu'un air guindé et trop sérieux ne serait point le moyen de réussir selon les vues ou l'instinct de son ambition. Quand vous y retournerez, je vous conseille, de laisser échapper sans affectation devant elle dans vos propos quelques mots sur ce qu'à la cour de Russie on fait grand cas de la gayeté et d'un maintien prévenant et gracieux, — que je suis d'un naturel très-gay et mon fils aussi. Il se pourrait, si tel est, que l'ambition soye son premier mobile, que vous la voyez changer du soir au lendemain: car tels sont les jeunes gens et même une partie du genre humain; et peu-à-peu elle se déferait de ces mouvements désagréables et grimaciers que vous lui avez remarqués. Tout ce que vous nous dites de sa moralité, n'est point à son désavantage et pourrait composer une personne solide et de mérite. Mais il faut débrouiller, d'où viennent ces bruits sur son penchant à la désunion? — Cite-t-on quelque fait? — Madame la Landgrave de Durlach, sa tante, qui l'en accuse, a-t-elle des preuves à alléguer? — Et ne juge-t-elle point de sa nièce par passion, ou d'après quelque goût analogue à son propre caractère? Et les autres personnes qui donnent corps à ces bruits, quelles raisons en donnent-elles? Je vous prie, tâchez d'aller à la source et examinez sans prévention, ces soupçons valent-ils la peine d'être acceptés, ou sont ils des misères dignes d'être méprisées? Un enfant fort innocent peut redire par confiance ou indiscretion un propos, ce qui brouille deux personnes; un troisième, d'un esprit circonspect, s'écrie: „Cet enfant est d'une humeur inquiète!“ et au bout du compte cet enfant n'est rien du tout encore qu'un étourdi, ce qui ne laisse pas d'être à sa place, lorsqu'il est vif.“

Merkwürdig ist, was die Kaiserin über die Prinzessin von Württemberg, die nachmals zweite Gemahlin Paul's und so vortreffliche Mutter ihrer Familie wie Landesmutter, hinzufügt. Ihrer zarten Jugend wegen mußte sie bei der ersten Wahl noch ausgeschlossen bleiben, obgleich die Kaiserin ihr gern den Vorzug gegeben hätte. Sie schreibt schon unter dem 30. Januar 1771: „Je vous avoue que c'est avec peine que je me départis du choix de la princesse de Wurtemberg, mais la raison l'emporte sur la passion; elle est trop jeune.“ Dann abermals im April: „Je reviens à ma passion favorite; la princesse de Wurtemberg qui aura 12 ans accomplis au mois d'octobre prochain. Les réflexions de son médecin sur son état sain et robuste me rapprochent d'elle.“ Im letzten Briefe über diese Angelegenheit, aus welchem wir bereits oben einige Stellen mitgeteilt haben, heißt es: „Vous ne voulez point que nous fassions attention au portrait de la princesse de Wurtemberg, et vous ne l'avez envoyé que

pour faire voir la grandeur de sa taille. Hé bien: je vous dirai que nous la trouvons fort avancée pour son âge et que nous n'en pouvons rien dire de plus, car c'est un enfant, dont nous attendons que vous nous fassiez la description; mais il me semble, d'après ses traits, que la bonté sera son seul mérite.“

Den damaligen (neunzehnjährigen) Großfürsten, nachmals in unglücklichen Verirrungen zu Grunde gegangenen Kaiser Paul schickte der preussische Gesandte am russischen Hofe, Graf Solms, in einem Schreiben vom 31. August 1773: „Le Grand-Duc a de quoi se faire aimer par une jeune personne d'un autre sexe. Sans être grand de taille, il est beau de visage, parfaitement bien fait, agréable dans la conversation et dans ses manières, doux, extrêmement poli, prévenant et d'une humeur gaie. Dans ce beau corps demeure l'âme la plus belle, la plus honnête, la plus généreuse, en même temps la plus pure et la plus innocente, qui ne connaît le mal que du mauvais côté, qui n'en connaît que ce qu'il faut pour être résolue de l'éviter pour elle même, et pour le désapprouver en d'autres; enfin on ne saurait dire assez de bien de ce Grand-Duc, et Dieu le conserve dans les sentiments qu'il a actuellement.“

Über den Schlußact der tragischen Geschichte Herzog Anton Ulrich's von Braunschweig, seines unglücklichen Sohnes Iwan und der übrigen Kinder gibt das vorliegende Buch einige Aufklärungen (S. 171 fg.): „Die unglückliche Katastrophe, die am 5. August 1764 dem Prinzen Iwan von Braunschweig, der vom 28. October 1740 bis 6. December 1741 als russischer Jar anerkannt gewesen war, das Leben kostete, schien auf die Kaiserin einen großen Eindruck hervorgebracht zu haben. So wenig Schuld die Kaiserin an jenem beklagenswerthen Ereigniß hatte, so besorgte sie doch, daß die Welt sie als mittelbare Veranlassung dazu betrachten würde, und sie wünschte deshalb eine öffentliche Maßregel nehmen zu können, um durch dieselbe zu beweisen, daß jene Begebenheit ohne ihr Zutun geschehen sei. Sie entschloß sich daher im Februar 1766, dem Vater des Prinzen Iwan die Freiheit antragen zu lassen. Denn als nach dem Tode der Kaiserin Anna (28. October 1740) der damals zwei Monate alte Iwan zum russischen Kaiser ausgerufen, aber durch die Kaiserin Elisabeth wieder vom Throne gestürzt war, hatte Elisabeth auch dessen Ältern, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und dessen Gemahlin, eine Enkelin von Peter's des Großen älterm Bruder, nach Komolgori oder Kola bei Archangel verbannt und dort gefangen gehalten. Aus obgedachten Ursachen fand sich nun aber die Kaiserin Katharina veranlaßt, dem Herzog Anton Ulrich vorzuschlagen, sich in eine Stadt im Herzogthum Braunschweig, die er selbst zu wählen hätte, zu begeben, um daselbst eine Pension von 24,000 Rubeln (18,000 Dukaten) mit seinen noch übrigen jüngern vier Kindern zu verzehren; auf jedes derselben sollte nach seinem Tode die Hälfte des Jahresgehalts übertragen werden. Über die Antwort des unglücklichen Prinzen berichtet Affeburg (im 3. 1766): „Un officier envoyé de la part de l'Impératrice à l'infortuné Antoine Ulric de Brunswick à Kola, dans le gouvernement d'Archangle, a rapporté que ce Prince habitué à son état de captivité (seit 25 Jahren), infirme et abattu, a refusé la liberté qu'on lui a offert, et ne démandait autre chose que d'être mieux logé et d'avoir une vaisselle d'argent. La cour a ordonné qu'on lui fournit la vaisselle et les meubles et qu'on adoucît sa situation autant qu'il serait possible.“ Der Prinz blieb also hier bis zu seinem 1775 erfolgten Ableben. Seine Kinder, zwei Prinzessinnen und zwei Prinzen, wurden 1780 mit Einverständnis des russischen und des dänischen Hofes nach Dorpat in Sütfand gebracht, woselbst sie untermählt in der letzten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts verstorben sind. Über den 1764 ermordeten Iwan findet sich eine Randnote von Affeburg's Hand: „Iwan était fort blond, roux même, de taille moyenne, très blanc de visage, le nez aquilain, ayant de grands yeux, et étant bégue. Son esprit était en déroute;

*) Mit der Prinzessin Wilhelmine, der Ältern von jenen beiden, wurde Paul 1772 verlobt, und, als diese bald nachher starb, dann 1778 mit der Prinzessin von Württemberg, der nachmals berühmten Kaiserin Maria Fjodorowna, Mutter Alexander's, Nikolaus' u. s. w.

il disait qu'Iwan était mort, et que lui était le St.-Esprit. Il faisait compassion; il était mal vêtu."

„Kseburg den musterhaften „Hausvater“ näher kennen zu lernen, geben wir noch eine Stelle aus einer im Febr. 1795 geschriebenen, auf seine einzige Tochter Anna Charlotte Ferdinandine (geb. 1. Oct. 1778), nachmals vermählte Gräfin v. d. Schulenburg, sich beziehenden väterlichen Anordnung, auf den Fall seines frühern Hinscheidens: „Je prie instamment ma femme et Mr. le Comte de Schulenburg (Seigneur de Wolfsburg), de coopérer à la perfection de l'éducation de cette fille, chérie et estimable par sa vertu et son bon caractère; qu'il soit choisi un bon domicile, les meilleurs maîtres en tout genre, et surtout les plus sages instructions en religion; que ma femme prenne toujours à ce sujet et pour tous les autres les conseils de son cher et éclairé frère; qu'elle ait autour d'elle des domestiques attachés, fidèles, de bonnes mœurs, aucun rapporteur ou qui veuille maîtriser, et qu'elle donne tous ses soins à la santé de sa fille. Quoique peu empressée à se marier, la pureté de son ame, son nom et ses biens lui amèneront des époux. Que dans un tel moment, où il faudra décider de son bonheur, ses tendres parents employant toute leur sagacité pour démêler le faux mérite de celui, qui pourra se soutenir, et les qualités empruntées de celles, qui promettent un avenir heureux, les vues d'intérêt, de l'attachement pour la personne, et qu'enfin ils choisissent un honnête homme, connu et éprouvé pour tel, et qui soit conforme à l'inclination de la jeune personne!"

37.

Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt von K. Gottl. Bretschneider. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 26 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Sehr ausgebreitet ist nach und nach der Kreis von Lesern geworden, welche der ehrwürdige und verbiente Bretschneider seit einer namhaften Reihe von Jahren durch zahlreiche größere und kleinere Schriften um sich versammelt hat, in welchen er mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Bestimmtheit über controverste geworden oder sonst wichtige Zeitfragen aus dem Gebiete der Theologie und Religion sein Urtheil abgegeben hat, und seine bekannte, auch durch die Einkleidung auf das Einbringen in ein größeres Publicum berechnete Trilogie „Heinrich und Antonio“ (gegen das Treiben jesuitischer Professorenmacheri), „Der Freiherr v. Sandau“ (gegen die Quälereien des Ultramentanismus mit den gemischten Ehen) und „Elementine“ (gegen die mächtig auftretende Pietisterei und reactive Symbolglaubigkeit) hat zu dem ebenbedachten Erfolge wesentlich beigetragen. Man mag sich freuen, daß die vorliegende Schrift nur gerignet sein kann, das ihrem Verf. zugethane Publicum zu vergrößern. Denn hatte sich Bretschneider seither in populärer Weise nur über einzelne Theile des christlichen Lehrgebäudes, wie es gerade vorwaltende Erscheinungen und Bedürfnisse der Zeit ihm oberlangten, ausgesprochen und doch schon dadurch Viele an sich gezogen, so läßt es sich voraussehen, daß eine von ihm ausgehende Entwicklung des christlichen Lehrsystems in strengem Zusammenhange und doch zugleich in allgemein verständlicher Fassung viele Leser finden werde, indem, zahlreichen Nachkationen zum Trost, die Zahl Derer groß geblieben ist, „welche sich“, mit unserm Verf. zu sprechen, „weder an die theologische Uberglaubigkeit noch an die philosophische Unglaubigkeit anschließen mögen“. Dazu kommt, daß man mit vollem Rechte in dieser Schrift das Ergebnis eines dem Studium der Theologie gewidmeten Lebens zu ehren hat; denn Gelehrte vom Fache werden hier den Verf. des „Handbuch der Dogmatik“

wiedererkennen, das, bei vielem Eigenthümlichen mit großer Klarheit und philosophischer Scharfe geschrieben, durch wiederholte Auflagen seine Brauchbarkeit erhöht hat. Daß es aber auch bereits die vorliegende Schrift, bald nach ihrem ersten Hervortreten, zu einer dritten Auflage gebracht hat, kann als thatsächlicher Beweis dafür dienen, wie sie in die Hände gar vieler gelangt sein möge, die mitten unter den Wirren, Kämpfen und Vertilgungskämpfen wissenschaftlicher Systeme auf dem Gebiete der Theologie das Bedürfnis fühlen, eine Vernunft und Herz befriedigende Überzeugung von den Religionswahrheiten und dem Christenthum insbesondere zu gewinnen. Aus diesem Grunde wird aber auch eine ausführlichere Besprechung dieser Schrift hier nicht mehr erwartet werden, und es wird für den Zweck ihrer Empfehlung auch durch d. Bl. hinreichen, für diejenigen, die von ihr noch keine Kenntniß genommen haben, den Gang anzudeuten, der zur Verarbeitung des ihr zustehenden Materials genommen worden ist. „Soll eine feste und gründliche religiöse Überzeugung gewonnen werden“, heißt es Vorrede S. vi fg., „so muß zuerst die natürliche Grundlage alles religiösen Glaubens, folglich auch des christlichen, dargelegt und die Wahrheit und Geltung der religiösen Ideen der Vernunft festgesetzt werden. Diese Grundlagen können aber nicht sein die über das Bewußtsein und die Gesetze des Erkennens hinausgehenden Speculationen eines ältern oder neuern philosophischen Systems, sondern das menschliche Bewußtsein selbst als der Anfangspunkt und die Basis jedes Wissens, und die unveränderlichen Gesetze unsers Erkenntnisvermögens, als der letzte Grund und die Bewährung aller Wahrheit unsers Wissens. Nach dieser Erörterung der Grundlage alles religiösen Glaubens mußten nun zweitens die Bedingungen aufgesucht und erwogen werden, unter denen die religiösen Ideen an den menschlichen Geist gelangen und von ihm aufgefaßt und fortgebildet werden konnten, welches nichts Anderes ist als die Theorie der Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist. Dieser bedurfte es, da die göttliche Offenbarung, gleichviel ob man sie für mittelbar oder unmittelbar hält, die religiösen Ideen dem menschlichen Geiste auf keine andere Weise geben und in ihm fortbilden kann, als nach Maßgabe der allgemeinen Bedingungen, an welche der menschliche Geist überhaupt bei aller ideellen Erkenntniß unabänderlich gebunden ist. Diese Bedingungen zeichnen daher den Gang vor, den die wahre göttliche Offenbarung im Laufe der Zeiten nehmen mußte. Nun war aber drittens zu zeigen, daß die Offenbarung, von welcher die Bibel berichtet, von Abraham an diesen Weg wirklich genommen und sich dadurch als die wahre bewährt hat. In diesem Abschnitte sollten sich Theorie und Geschichte der Offenbarung gegenseitig beleuchten und bewähren. Es kam hier darauf an, den ganzen Stufengang der Entwicklung der religiösen Ideen darzulegen.“ Nach diesem Ideengange wird, unter Voranstellung einer kurzen Einleitung über die Wichtigkeit einer richtigen und wohlgegründeten Überzeugung von den religiösen Wahrheiten, das gesammte Material in sechs Abschnitten — Der religiöse Glaube nach der Vernunft; Von der Entfaltung der religiösen Ideen in dem menschlichen Geiste oder von der göttlichen Offenbarung; Die in der Bibel niedergelegte Offenbarung; Die Offenbarung durch Christum; Die Person Jesu Christi; Die religiösen Ideen in der christlichen Offenbarung — verarbeitet. So reich auch die Belehrung ist, für die sich vorurtheilfreie und denkende Leser dem Verf. verpflichtet fühlen werden, ohne sich alle seine einzelnen Ansichten und Behauptungen aneignen zu mögen oder zu können, so wird es auch nicht daran fehlen können, ihn von mancher Seite her in Anspruch genommen zu sehen. Namentlich dürfte es ihm in dem Fundamentaldogma des Christenthums, in der Versöhnungslehre, schwerlich gelungen sein, den Anhängern der Kirchenlehre und den Vertretern eines rein rationalen Christenthums Genüge zu leisten.

38.

Amrillais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Rückert, der uns schon so viele herrliche Schätze aus dem Orient zugeführt hat, liefert uns auch in dieser Übertragung des Amrillais eine höchst dankenswerthe Gabe. Bekanntlich gehört Amrillais zu jenen ältesten arabischen Dichtern, welche unmittelbar vor Mohammed lebten und die man ihrer Zahl nach — in nicht eben glücklichem Vergleiche mit den höchst unscheinbaren Plejaden des alexandrinischen Zeitalters — wol das arabische Siebengefüß genannt hat. Ihr Ruhm gründet sich besonders auf ihre *Modhabbat* oder *Moallakat*, d. h. diejenigen ihrer Gesänge, welche in den feierlich zu Mekkah angestellten poetischen Wettkämpfen den Preis davongetragen hatten und deshalb mit goldenen Buchstaben in Leinwand oder Seide gestickt und an den Thoren der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden. Außer diesen ist jedoch noch eine beträchtliche Anzahl anderer Gedichte sowohl von ihnen selbst wie auch von andern Dichtern damaliger Zeit auf uns gekommen, welche theils in den Divans der einzelnen Stämme, theils in den beiden Hamasa oder Anthologien der Araber enthalten sind. Während von den Moallakats schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders durch die Bemühungen Reiske's, Lette's, Jones', de Sacy's, Wahl's, Rosenmüller's, Hartmann's u. A. mehrfache Bearbeitungen und Übertragungen in abendländische Sprachen existiren, sind die Gedichte der Divans längere Zeit minder berücksichtigt geblieben und haben namentlich keine so alle umfassende Behandlung erfahren. Erst 1837 hat Mac Guckin de Slane den Divan des Amrillais (Imrillais) in seinem ganzen Umfange herausgegeben und mit einer französischen Übersetzung begleitet; eine deutsche Übertragung fehlte jedoch bis jetzt gänzlich, und Rückert hat daher das Verdienst, die Gedichte des Divans zuerst in unsere Literatur eingeführt und überhaupt uns mit einer Gesamtübertragung dieses Dichters beschenkt zu haben. Wenn wir uns eben des Ausdrucks „Gesamtübertragung“ bedienen haben, so bedarf derselbe genau genommen einer kleinen Berichtigung. Auch in der vorliegenden Sammlung nämlich ist Einiges, was sich im

Arabischen und bei de Slane findet, ausgelassen; doch besteht alles Ausgemeßte nach Rückert's eigener Versicherung nur aus müßigen Reimereien, woran jeder arabische und persische Divan einen Überfluß habe, oder aus Stellen, die sich nur lateinisch oder arabisch lesen lassen. Auch in Betreff der Anordnung ist Rückert von de Slane abgewichen und hat mehrere der größern Gedichte in viele kleinere zerlegt, nicht selten auch mit einzelnen Versen eine Umstellung vorgenommen. Der Hauptgrund dieses Verfahrens liegt in der Absicht, die Gesänge des Dichters zugleich als ein Abbild seines Lebens erscheinen zu lassen, und da eine ästhetische Einheit auch in der ursprünglichen Verbindung nicht eben sichtbar ist, so haben wir bei der vorliegenden, die wenigstens einen biographischen Zusammenhang bietet, jedenfalls nur gewonnen.

Diese schon im Titel sich aussprechende biographische Tendenz hat denn Rückert auch veranlaßt, den das Leben des Dichters abspiegelnden Liedern eine prosaische Lebensbeschreibung voranzuschicken, die in Das, was dort sich nur zerstreut und vereinzelt findet, einen Zusammenhang bringt und auf viele sonst dunkle und unverständliche Stellen ein aufklärendes Licht wirft. Als Hauptquelle hat ihm hierbei Abulfeda gedient. Doch hat er daneben auch die Lebensbeschreibung des Kitab Alagani und die Scholien auf das sorgfältigste benützt, die divergirenden Nachrichten für den Leser zur Prüfung nebeneinandergestellt und die Ergebnisse seiner eigenen Kritik mitgetheilt. Was hiervon einerseits allgemeines literarhistorisches Interesse hat, andererseits für die Auffassung und das Verständniß der Gedichte zu wissen nothwendig erscheint, ist in der Kürze Folgendes.

Amrillais hatte zum Vater Hobschr und zum Großvater Elhareth Ben Amru. Dieser Elhareth, König von Kenda, war durch Annahme einer neuen Glaubenslehre auch König von Hira geworden, ward aber späterhin durch Elmundhir, den frühern König von Hira, dieser Herrschaft wieder beraubt und von diesem in einer großen Schlacht geschlagen und verfolgt, wobei zwei seiner Söhne, Dheime des Amrillais, gefangen genommen und bald darauf hingerichtet wurden. Elhareth selbst starb auf der Flucht bei den Beni Kelb, oder nach einer andern Nachricht in Kenda. Schon vor seinem Sturze

hatte er jedoch seine verschiedenen Reiche unter seine Söhne vertheilt, und Hodschr hatte hierbei die Herrschaft über die Beni Eshed erhalten. Anfangs behauptete er sich in derselben; bald aber verweigerten ihm die Beni Eshed die Abgaben und den Gehorsam, und er zog deshalb gegen sie, demüthigte sie und behandelte sie höchst grausam, indem er sie theils mit Prügelein todt-schlugen, theils in andere Wohnsitze abführen ließ. Durch die poetische Klage eines bei ihm gefangen gehaltenen HAUPTLINGS jedoch gerührt, erlaubte er ihnen, zurückzukehren. Diese aber, ermuntert durch einen Weissager, der Hodschr's nahen Tod verkündigt, überfallen das Zelt desselben, und Hodschr wird hierbei durch Ilba Ben Elhareth von Rahel oder, nach einer minder verbürgten Überlieferung, auf dessen Anstiften ermordet.

Amrillais, der von seinem Vater vielleicht wegen seiner Ausschweifungen und einer Verletzung des väterlichen Harems verstoßen war, befand sich damals zu Demmum in Jemen, wo er in Gemeinschaft mit verlaufenen Arabern ein abenteuerliches Leben führte. „Wo er einen Teich fand, einen Weideplatz und ein Jagdgebiet, da verweilte er, schlachtete für seine Begleiter jeden Tag Kameele, ging auf die Jagd und erlegte Wild, kam damit zu seinen Leuten zurück, und aß und trank Wein mit ihnen, wozu seine Konkubinen aufspielten. Das trieb er so lange an einem Orte, bis der Teich erschöpft, die Weide und die Jagd ausgegangen war, dann zog er weiter.“ Die Nachricht vom Tode seines Vaters kam ihm in dieser Lage sehr störend, so daß er ausrief: „Er (mein Vater) hat erst meine Jugend verflört, und nun mein Alter mit seiner Blutrache beschwert. Heute keine Nüchternheit und morgen kein Rausch! Heute Wein, und morgen, was da muß sein!“ Hierauf zechte er noch sieben Nächte lang, dann aber schwor er, seinen Vater zu rächen und nicht eher wieder die Genüsse des Lebens zu kosten, bis er seinen Schwur erfüllt habe. Zunächst unternahm er nun einen Rachezug gegen die Beni Eshed mit Hülfe der Beni Bekr und Tagleb. Die Beni Eshed aber, von dem schon oben erwähnten Ilba Ben Elhareth, dem Mörder Hodschr's, gewarnt, flüchteten sich zu ihren Verwandten, den Beni Kenana, von wo sie, abermals auf Ilba's Rath, während der Nacht sich noch weiter fortmachten. Amrillais, der sie verfolgte, hielt im Dunkel der Nacht die Beni Kenana selbst für die Beni Eshed und fing an sie niederzumegeln; nach Entdeckung des Irrthums aber begab er sich wieder auf die Verfolgung, erreichte die Beni Eshed gegen Mittag und tödtete eine große Zahl. Die Übrigen entkamen mit Hülfe der Nacht. Als er mit dieser Rache noch nicht zufrieden war, verließen ihn die Beni Bekr und Tagleb, und Amrillais sah sich nun zur Flucht genöthigt. Nach einer muthmaßlichen Combination verschiedener Überlieferungen begab er sich zunächst zu seinem Vetter Amru, dem Sohne des Königs Elmundhir von Hira. Dieser verbarg ihn eine Zeit lang bei sich, bis Elmundhir den Verrath erfuhr und ihn aufs neue zur Flucht nöthigte. Er kehrte

nunmehr nach Jemen zurück und wußte sich dort den Beistand des Königs Marthad el Chait Himjari zu verschaffen, der ihm 500 Himjaren ausrüstete. Minder günstig war ihm dessen Nachfolger Kormol, mit dem er es, wahrscheinlich durch ungezügelte Neben, selbst verborben hatte. Ohne bedeutende Unterstützung unternahm er nun seinen zweiten Zug gegen die Beni Eshed, befragte unterwegs ein berühmtes Drakel und zog von den drei Loospfeilen „Geheiß“, „Verbot“ und „Warte“ den Pfeil „Verbot“. Er ließ sich jedoch dadurch nicht schrecken, zerbrach die Pfeile und warf sie dem Gott an den Kopf. Indessen bewährte das Drakel sich bald. Als nämlich Elmundhir Truppen gegen ihn ausschickte, fielen seine Begleiter abermals von ihm ab, und mit nur wenigen Getreuen und Verwandten sah er sich zur Flucht genöthigt. Er floh nun von einer Kabye zur andern, bis er endlich Schutz und Aufenthalt fand bei dem Juden Samuel Ben Abija, Fürsten von Teima. Diesem übergab er seinen Vorrath kostbarer Waffen und machte sich alsdann über Syrien auf den Weg zum griechischen Kaiser, um dessen Beistand zu suchen. Der Kaiser soll ihn nun wirklich gut aufgenommen und mit Hülfsstruppen ausgestattet haben. Da aber sei ein Mann aus der Beni Eshed, Lammach, gekommen und habe ihn verleumdet, weshalb ihm der Kaiser einen vergifteten Mantel nachgeschickt habe, nach dessen Anlegung er gestorben sei. Die Erzählung vom Mantel ist jedenfalls Fabel; unzweifelhaft dagegen, daß er wirklich auf dem Rückwege vom Kaiser in Kleinasien von einer schweren Krankheit befallen und in der Nähe des Berges Asib gestorben und neben dem Grabe einer ebenfalls dort fremden Fürstin begraben ist.

Dieses mit poetischen Momenten reich ausgestattete Leben des königlichen Dichters finden wir nun mehr oder minder bestimmt ausgeprägt auch in allen seinen Gedichten wieder. Rückert scheidet dieselben nach ihrer biographischen Bedeutung in zwei Partien. Die erste umfaßt alle diejenigen, welche sich auf seine uns nur im Allgemeinen bekannte Jugend beziehen; die zweite umfaßt alle spätern Erlebnisse, von dem Punkte an, wo er die Ermordung seines Vaters erfährt. Unter den Gedichten der ersten Partie befindet sich auch seine berühmte Moallaka, welche Rückert, weil sie nur eine Aneinanderreihung einzelner Gemälde, nicht aber wie die des Tarata ein Ganzes bilde, in vier verschiedene Gedichte zerlegt hat. Ob mit vollem Recht, darf bezweifelt werden. Ein streng gegliedertes, aus einer Idee hervorgewachsenes, künstlerisches Ganzes ist allerdings nicht darin zu finden; aber eine wenn auch noch so lockere Fortspinnung des Gedankenfadens möchte schwerlich zu verkennen sein, und bei so naturwüchsigen Dichtern wie die ältern Araber sind muß dies um so eher genügen, als selbst die lyrischen und elegischen Dichter der Römer trotz ihrer rein künstlerischen Ausbildung sich selten zu einer höhern Einheit erhoben haben. Wie Dem aber auch sein mag, an ästhetischem Werth haben die einzelnen Theile der Moallaka durch die von Rückert

vorgenommene Trennung jedenfalls gewonnen, indem sich nun jeder derselben als ein in sich abgeschlossenes Bild, darstellt. Das erste derselben: „Die Liebesabenteuer“, nimmt ganz jenen Gang, der bei arabischen Dichtern so beliebt ist. Der Dichter kommt auf einer Reise an einer Stelle vorüber, auf der er einst mit einer Geliebten seiner Jugend glücklich gewesen ist. Dies ruft alle Erinnerungen an sie heran, und indem er sich ganz in die Vergangenheit versenkt, erzählt er, wie er mit ihr zusammengetroffen, wie er sie gewonnen, und preist ihre Schönheit und das Glück, das er mit ihr genossen. Die Schilderung ist sinnlich, üppig, reich mit glänzenden, überschwänglichen Bildern ausgestattet, wie es einmal der orientalische Geschmack mit sich bringt. Man höre nur den Schluß:

Da führt' ich sie von hinnen, und hinter uns im Raum
Zog sie auf uns're Spuren des Kleids gestickten Saum;
Als nun aus dem Schöße der Zeit' hinaus es ging,
Und uns des Hales Kied'ung mit sand'ger Dün' umfing;
Wo ich an beiden Schläfen sie faßt' und zu mir zog,
Die über mich schlankwuchsig und schwellend her sich bog:
Die zarte, weiße, feine, anmuthig überall,
Ihr Brustbein ist ein Spiegel, ein glatter von Metall.
An ihr, wie an der Perle, ist Weiß mit Halb gemischt;
Dem Wasser, das kein Fußtritt berührt, ist sie erfrischt.
Sie bog sich ab, und zeigte zwei Wangen und ein Paar
Von Augen, gleich der Hirschkuck, bei der ihr Junges war,
Und einen Hals des Rebes, dem keine Schönheit fehlt,
Wenn sie empor ihn hebt, mit gold'nem Schmauch vermählt,
Und dunkle Rosensfülle, die um den Nacken hängt,
Wie sich am Schaft der Palmen der Dattelsbüschel drängt.
Es kräuseln in die Höhe verlor'ne Locken sich,
Weil hier ein Ringel flattert, dort eine Flecht' entwich.
Am Morgen duftet Roschus von ihres Lagers Rand;
Spät steht sie auf und gürtet zum Hausdienst kein Gewand.
Sie leuchtet in dem Dunkel der Nacht, als ob sie sei
Die abendliche Lampe des Königs der Siedetei.
Nach einer solchen blickten Verständige bethört,
Im Kleide, das halb Frauen, halb Mädchen angehört.
Frei machen sich die Männer von blinder Liebesthust,
Allein von deiner Liebe wird nie mir frei die Brust.
Wie manchen Widersacher, der eifrig mich bestritt
Und guten Rath mit aufdrang, wies ich schon ab damit!

Das zweite Gedicht bildet hierzu ein Gegenstück und schildert eine „Sorgenacht“, die nicht enden will, und die der Dichter zuletzt so anredet:

O Nacht, du lange, lange! willst du dem Morgenschein
Nie weichen? Doch, wird besser als du der Morgen sein?
O Nacht, du wunderbare, als ob die Sterne dein
Mit hant'nen Stricken wären gelegt an Felsgestein!
(Die Fortsetzung folgt.)

Baussteine, zusammengetragen und mit einem Gedächtnis-
ben an seine unabhängigen Freunde begleitet von Karl
Grün. Darmstadt, Kiste. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
Der Verf., welcher früher Redacteur der „Rheinischer
Abendzeitung“ war und in Folge dieser Wirksamkeit aus dem
Großherzogthum Baden ausgewiesen wurde, ist eben hierdurch
bereits dem größern Lesepublikum bekannt geworden. Er liefert hier
unter dem Namen „Baussteine“ eine Anzahl bereits gedruckter

Aufsätze über Personen, Zustände und Fragen, 1
eignisse der letzten Jahre hervorgerufen haben. „Charaktere“, „Presse und Censur“, „Rational
„Zur Gesetzgebung“ und „Zur Politik“, stehen
andern Verbindung miteinander, als daß sich ein
sicht in denselben ausspricht. Es ist die des
der politischen Gestaltung der Dinge. Diese
Stücken mit Klarheit und Folgerichtigkeit festgeh
in den einzelnen Betrachtungen ausgesprochenen
währen ein vielseitig anregendes und förderndes

Ob nicht, um zum Einzelnen überzugehen, das
Gesagte bereits durch die Zeit oder vielmehr den
von dessen Gedichten seine Berichtigung und B
funden habe und daher vielleicht besser nicht zum
gedruckt worden wäre, ist eine Frage, deren
wir der Klugheit des Verf. anheimgeben. Uns
genehm berührt, Herwegh mit Schiller und ne
Nachtheile des Letztern verglichen zu sehen. Je
ein talentvoller Dichter; aber einen großen Thei
erlangten Ruhms wird jedenfalls ein besonnenes
glücklichen Zusammentreffen von Umständen und
zuschreiben, die mit der ästhetischen Würdigung
talents nichts gemein haben. Schiller ist kein
ein Genie, und über seinen Werth hat längst d
ästhetischen Kritik sowohl als auch der Zeit, abg
ren Schwankungen und dem Wechsel der Ereigni
In Schiller hat sich die ganze deutsche Eigen
ihrer vollen Kraft und in ihrem hohen Schwu
nicht eine Zeit mit ihren theils gesunden, theils kre
tungen. Schiller ist deswegen noch kein politisch
Herwegh, wenn er auch einmal in seinen „Räuber
sagen läßt: „Stelle mich vor ein Heer Kerle wie in
Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Re
Konnenklöster gewesen sind.“ Und doch gibt diese S
die Veranlassung zu der oben gerügten Vergleich
ist mehr als ein politischer Dichter, er ist ein natu

An derselben Überschätzung krankt auch Das,
über Karl Heinen sagt, der beiläufig nicht die
hat, welche ihm des Verf. Freundschaft beilegen mag
den aber müssen wir es tadeln, daß er in die Wa
Dome der Zukunft einen Retrolog auf Karl Fredebe
aufnimmt, eines stillfreundlichen Arztes in dem i
chen an der Sieg, dessen Leben weder für die
noch für die Zukunft von irgend einer Bedeutun
ehren die fromme Anhänglichkeit des Enkels an di
denen Großvater; aber was uns zu dem Men
muß uns hier an dem Schriftsteller misfallen, b
derselbe sonst so wie unser Verf. gegen den d
lienstinn eifert und uns um jeden Preis in ein E
schaffen will. „Naturam si furca expellas, res
sagt schon der alte Horaz. Und die Kleinlicheit
bung: sogar die schöne Hand seiner Großmutter
Verf. So etwas gehört in eine Familiengeschichte
litische Baussteine.

Außer dem Angeführten bespricht der Verf.
rakteren“ noch Cornelius Agrippa, eine räthselha
keit des 16. Jahrhunderts; Ludwig Börne, Ludw
Karl Seydelmann und Heinrich Koenig auf ein
Beise, wenn auch seine Zeichnung von Koenig
scheinung eine verunglückte zu nennen sein dürf
Überschrift „Presse und Censur“. Lesen wir Betr
die letzte preussische Verordnung über Censur u
Proben der „guten“ Presse, oder „Heimliche
Dr. Kallen“ und „Censurpöbel“, worunter uns i
schidung am besten gefallen hat. Der dritte Abs
naloekonomisches“, bringt uns eine Abhandlung
und zwei über Nationalwirtschaft. Hier spricht
mit vieler Sachkenntniß und Umsicht für den G
lange ein Volk noch nicht den naturgemäßen P

Gewerthätigkeit erreicht habe. Und ebenso wahr und befriedigend ist das, was er über Nationalschiffahrt sagt. In diesen Gegenständen ist Grün auf seinem rechten Felde.

Unter Dem, was der Verf. unter 4: „Zur Gesetzgebung“, und unter 5: „Zur Politik“, vorbringt, zeichnen wir die Betrachtungen über den Communalgesetzentwurf für die Rheinprovinz, über die innere Emancipation des Judenthums, über die neue großherzoglich heftige Gesetzgebung und über die erbischöfliche Angelegenheit aus. Belehrend und für unsere Zeit von Bedeutsamkeit ist die Würdigung, welche die Angriffe auf die Irrenheilanstalt zu Siegburg erfahren. Sie zeigt uns, wie der Jesuitismus, welcher sich wieder aus dem Grabe, in das ihn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts versenkt zu haben glaubte, erhoben hat und als Gespenst unter den Lebenden wandelt, sich jedes Mittels bedient, um nochmals zur Wirksamkeit und Geltung zu gelangen. Um so mehr bedauern wir es, daß gerade der Verf. in dem als Einleitung seinen „Bausteinen“ vorangeschickten Sendschreiben an seine osnabrücker Freunde selbst diesen Raubwürfen der Menschheit, die den Boden der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge zu untergraben suchen, freilich gegen sein Wissen und Willen, in die Hand arbeitet.

Wir wenden uns daher zu diesem Sendschreiben, in welchem er offen erklärt, daß er die in seinen „Bausteinen“ ausgesprochene Grundansicht bereits aufgegeben und zu den Grundtendenzen des sogenannten Socialismus übergetreten sei. Er geht hier von der unter den Anhängern Hegel's ebenso tief gewurzelten als einseitigen Ansicht aus, ihr Meister habe allein den Schlüssel zur wahren Wissenschaft gefunden, und nach den Ergebnissen dieser Wissenschaft müsse und werde sich das Leben gestalten. Dann findet er in den Lehren der sogenannten Junghegelianer: Feuerbach, Bruno Bauer, Arnold Ruge u. s. w. die consequente Ausübung der Hegel'schen Entdeckung, worüber sich ebenfalls noch mit ihm streiten ließe; denn wir wenigstens getrauten uns, gerade die gegentheiligen Lehren aus der Hegel'schen Philosophie abzuleiten. Auf diese Weise gelangt er in fähnen Sprüngen, die aber alle „naturnothwendig“ genannt werden, über die Trümmer der Kirche in ihrer Lehre, ja über die Grabsstätte jeder Religion und des Staats der Gegenwart bei Fourier's Socialismus an, dessen Urheber er den socialen Hegel nennt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Grundirrtum dieser Lehre hier aufdecken wollten, deren Verwirklichung jede Entwicklung und Bildung des Menschen im Einzelnen sowie der Menschheit im Allgemeinen aufheben würde. Sie steht in offenbarem Widerspruche mit den in der Natur geoffenbarten göttlichen Gesetzen und bildet den schneidendsten Gegensatz zu dem in der Geschichte seit zwei Jahrtausenden sich ausbreitenden Geiste des deutschen Volks, der immer nur das Allgemeine um des Besondern willen bildet und schafft. Sie ist ferner keine naturgemäße Entwicklung des Menschengesistes, sondern ein Erzeugniß krankhafter Zustände in einer bewegten Zeit zeigt sich besonders in Übergangsperioden. War ja doch das Wiedertäuferumwesen zur Zeit der Reformation nichts Anderes als der jetzt sogenannte Socialismus, nur damals nach dem Zeitgeiste in religiösem Gewande. Jetzt tritt sie in staatlichem Kleide auf und bedroht uns von zwei Seiten mit gleich großen Gefahren. Auf der einen Seite würde diese Lehre, wenn sie in die Massen dränge, bei der im Zunehmen begriffenen Genußsucht der ärmern Stände zu den schauerhaftesten Auftritten führen, welche das Glück und den Wohlstand von Hunderttausenden zerstören und die Bildung der europäischen Menschheit auf eine unberechenbare Zeit zurückwerfen würden. Auf der andern Seite gibt sie der Partei des Rückschritts die willkommenste Gelegenheit, sie als endliches Ergebnis der Aufklärung darzustellen und somit diese selbst zu brandmarken; ja sie leiht derselben den wohlbenutzten Vorwand zu Gewaltmaßregeln, die unter diesem Scheine selbst die Billigung der besonnenen Menschenfreunde finden müßten. Denn das steht fest: gäbe es keine Mitte zwischen beiden dem Glück

der Menschheit feindlichen Parteien, so kehrte der rechtlichgefärrte Deutsche lieber zu den Klöstern und Burgen des Mittelalters zurück, als daß er in den bodenlosen Abgrund des Communismus sich versenkte. Vor diesem warnen wir ernstlich den Verf. Und wir können auch nicht umhin, die etwas cavaliere Art, in welcher er diese hochwichtigen Dinge berührt, zu rügen. Überhaupt ist sein Stil zwar leicht und fließend, aber etwas, wir wissen es nicht anders zu benennen, burschikos und mit Fremdwörtern überladen.

Literarische Notizen aus England.

Die Eroberung von Scinde.

Der nicht nur als tapferer Krieger, sondern auch als Geschichtsschreiber, namentlich durch sein großes Werk über den Krieg in der Halbinsel berühmte General W. G. P. Napier scheint es in seiner neuesten Schrift: „The conquest of Scinde“, hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, seinen berühmten Verwandten, den originellen und wackern General Sir Charles Napier, von den Anklagen zu reinigen, welche ein Theil der englischen Presse wegen des Feldzugs wider die Emirs von Scinde gegen ihn erhoben, indem man vielfach behauptete, nur kriegerischer Ehrgeiz habe ihn zur Eroberung dieses Landstrichs verlockt, während dieser Feldzug doch allein eine nothwendige und unausweichliche Folge der von Lord Auckland eingeschlagenen beklagenswerthen Politik gewesen wäre. Unter vielen andern bezeichnenden Zügen und Anekdoten, welche das Buch enthält, mag hier folgender Tagesbefehl stehen, den der ehrenwerthe General kurz nach seiner Ankunft im Lager des Expeditionsheers erließ, und der zu beweisen scheint, daß die Kriegszucht ziemlich schlaff geworden war. Dieser Befehl lautet: „Herren vom Stände sowohl wie Lumpenpack können, sobald sie zu Pferde steigen, wenn ihnen beliebt, zum Teufel fahren, aber weder Leute vom Stände noch Lumpenpack haben ein Recht, andere Leute zum Teufel fahren zu lassen, was geschehen würde, wenn man gestattete, in dem Lager wie toll herumzusprengen. Der Generalmajor hat eine Abtheilung Reiterei dem Capitain Pope zur Verfügung gestellt, welcher Die, so sich solches zu Schulden kommen lassen, verhaften und, soweit die bestehenden Verordnungen es gestatten, bestrafen wird. Auch ist Capitain Pope nicht ermächtigt, irgend wen der Ahndung sich entziehen zu lassen, fintemalen es Zeit ist, wenn Befehle wiederholt worden sind und ihnen doch nicht gehorcht wird, ihnen mit Gewalt Achtung zu verschaffen; ohne Gehorsam wird ein Heer ein Pöbelhaufe und ein Kriegslager ein Wägenzwinger; das Erzwingen des Gehorsams ist wie Arznei, nicht wohlgeschmeckend, aber nothwendig.“

Reineke der Fuchs.

Servinus bemerkt in seiner „Deutschen Nationalliteratur“ sehr treffend, daß allemal in den Zeiten, wo der endlose Kampf zwischen dem Rückwärtsstreben der Geistlichkeit und dem Fortschrittsdrange des Laienthums lebhafter entbrannte, die ewig junge Dichtung von „Reineke der Fuchs“ wieder hervorgezogen und von der letztgenannten Partei als letzter Mittelreiter aufgestellt wird. Die Erscheinungen unserer Tage aus kirchlichem und religiösem Gebiete bieten eine solche Gelegenheit dar, und in England, wo auch dieser Kampf in vielfacher Gestalt heftiger als je entbrannt, ist denn vor kurzem eine Bearbeitung dieser „ergöglichen und köstlichen Historie“ unter dem Titel: „Reynard the Fox — a renowned apologue of the middle age reproduced in rhyme“, von E. Kaylor, an das Licht getreten. Der englische Bearbeiter, obwohl, wie er selbst erzählt, durch eine frühere Anregung Goethe's selbst zu dieser Arbeit veranlaßt, hat nicht die Goethe'sche Dichtung, sondern das niederdeutsche Gedicht Heinrich's v. Alkmar derselben zu Grunde gelegt, aber sich gleichfalls eine Menge Freiheiten bei der Übertragung gestattet.

12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung

Sonntag,

Nr. 47.

16. Februar 1841

Amrillais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Die lebendigste Schilderung ist jedenfalls im dritten Gedichte enthalten, und wir glauben dem Leser die beste Probe zu geben, wenn wir es ganz mittheilen:

Der Jagdbritt.

Früh ritt ich, als die Vögel noch in den Nestern lagen,
Auf einem langgestreckten, her Klüft'ges kann erjagen,
Der vordringt und zurückspringt, umrennt und anrennt wieder,
Als wie ein Siebbehälter vom Berg den Felsblock nieder;
Von dessen glattem Rücken die Satteldede gleitet,
Wie von der Steinwand glitschet, wer an ihr niederschreitet;
Der schwächig ist, doch brauset vor Rath, und also schmauchet,
Dass man des Kessels Deausen im Sud zu hören glaubet.

Er macht von seiner Kruppe den leichten Reiter fliegen,
Und dem das Kleid entfallen, der fester aufgesiegen.

Er wirbelt wie der Kreisel, gedreht von einem Knaben,
Der beide Hände ihm folgen und an der Schnur ihn haben.

Er hat des Straußes Läufe und eines Hirsches Kruppe,
Ein alter Wolf im Strecklauf, ein Füchlein im Saloppe.
Beckchenklug; wenn von hinten du ihn betrachtest, legst
Staub in den Spalt ein Schweiß sich, der nicht den Boden
setzt.

Auf seinem Buge scheint zu liegen allenthalben
Der glatte Stein, auf welchem die Orkute reiben Salben.

Da stieß und auf ein Kugel, als wären seine Geigen
Jungfrau'n, Betumgang haltend, im Schleppgewand, dem
weisen;

Die da zurück sich schoben, wie eine Schnur Korallen
Am Hals des edlen Knaben, des ahnenreichen, wallen.

Er aber trug den Führer des Buge nach zu, vorüber
Den hintersten der Herde, die d'runter ging und d'rüber;

Wo einen er der Böcke zugleich und eine Geiß
Zum Schusse brachte, und d'rüber vergoß kein Aepfchen
Schweiß.

Da rüsteten die Böcke das Fleisch; das briet zum Theile
Auf glüh'ndem Stein, weil and'res im Topf seit in der Fülle.

Nun aber abzuspringen rief ich den edlen Mannen,
Und über uns die Reiter als Saiten aufzuspannen.*)

*) Dieser und die sechs folgenden Verse befinden sich zwar im
des Moallala selbst nicht; da sie aber höchst aus einem Gedichte
des Dichters als passende Ergänzung vorgelegt, so haben wir sie
des besseren Zusammenhangs wegen hier sogleich eingefügt.

Da dienten zu Pfählen des Zelts die Panzerspangen,
Und scharfgespitzte Speere Rodeina's zu den Stangen.

Bu Seilen mußten dienen Kameeschalfterstricke,
Bu Knäusen der jemenischen Gewänder bunt Gefricke.

Und als wir eingegangen, die Rücken lehnten wir
An neue hirsche Sättel, geschmückt mit reicher Bier.

Da schienen vom erlegten Gewilde hier und dort
Die Augen wie Korallen, die noch nicht sind geböhrt.

Dann wuschten wir die Hände an Nähen unsrer Od
Aufstehend von der Mähigkeit der halbgeflegten Keule;

Und ritten heim, behangen mit Rehen jeder Sattel,
Als kämen von Oshannatha wir mit 'ner Labung Datt.

Da haunten alle Blicke, als Abends heim wir ritten,
Die meinen Hengst erklommen, und an ihm niederglitt.

Das Blut der Kufelführer an seinen Schläfen war
Bu seh'n wie Pennafärbung an eines Greifen Haar.

Er aber blieb die Nacht durch, mit Sattel und mit B
Vor meinen Augen stehend, nicht schweift er um im L

Sehr schön ist auch das vierte Gedicht: „Die
genschan“, doch wird der reine Genuß an den
und treffenden Bildern ein wenig durch die Häu
arabischer Ortsnamen gestört, die für unser Ohr
etwas Betäubendes haben, um so mehr, als sie die
Stellung leer lassen.

Außer diesen Gedichten der Moallala sind noch
aus dem Divan aufgenommen, die sich zum ge
Theil auf Liebesangelegenheiten beziehen, zum
aber auch die Darstellung freundschaftlicher und
schaftlicher Verhältnisse und Naturschilderungen
Inhalte haben. Unter den erottischen sind mehrere
an das Bild der Moallala erinnern, z. B. „Erinn
an Selma“, „Besbasa“, „Die geliebte Hirtin“ und „
mus“; andere nehmen eine selbständigere Wendung
zeichnen sich zum Theil durch epigrammatische
aus. So z. B. Nr. 6:

Sie sprach, wenn ich dir geize,
Und weig're den Genuß,
Verdrückt dich's; und gewäh'r ich,
So macht dir's Überdruß.

In manchen derselben spielt neben dem Lobe der
ten zugleich die Verachtung des Nebenbuhlers od
Gemahls der Geliebten eine große Rolle. So in
basa“, welches nach einer Schilderung des Liebesk
zwischen dem Dichter und Selma also schließt:

13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Dann kamen wir zur Güte, und weich ward unser Wort;
 Ich zähmte, bis sie nachgab, und o wie gab sie nach!
 Da stand ich auf am Morgen geliebt, und ihr Gemahl
 Stand auf, bestaubt von Unmuth, von Sorg' und Ungemach.
 Er brüllet gleich dem Rinde, wenn es der Schlächter würgt,
 Und droht mich zu ermorden; kein Mörder ist er ach!
 Wie sollt' er mich ermorden? es ist mein Schlafgenos
 Ein Speer ein scharfgeschliff'ner, als wie ein grimmer Drach.
 Und er hat einen Bogen, der niemals Einen traf,
 Und er hat eine Lanze, die niemals Einen stach
 Wie sollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen an
 Gethan die süßen Schmerzen, ermorden hintennach!
 Das weiß wol Selma selber, wiewol er ist ihr Mann,
 Daß er ist stark in Worten, doch im Vollbringen schwach.
 Und ähnlich, doch mit anderm Schlusse, in „Hind's
 Freier“, welches lautet:

Hind, freie mir nicht den Raben der Nacht,
 Der fuchsiges Paar mit zur Welt hat gebracht;
 Der jedem dünnen Wein anhängt
 Ein Amulet, und den Hasen fängt,
 Um an der Hand den Knöchel zu tragen,
 Um damit den Tod zu verzagen.
 Ich sehe nicht wie ein Löpel schwer,
 Und bin keine lange Stange wie er;
 Kein lahmer Dicht, kein Haltestill,
 Der sich läßt zieh'n, wohin man will.
 Sie sprach: Ich sah' ihn wie er war,
 Jung, eh' ihm einst ausging das Paar,
 Als es ihm schwarz wie eine Kohle
 Ging von der Scheitel bis zur Sohle.

Manche Gedichte behandeln nicht die Liebe selbst, sondern
 die Losreißung von derselben, z. B. „Der Befehzte“,
 das wegen seiner frommen Schlussverse:

Zur rechten Zeit hat sich mein Sinn gewandt,
 Als mich die Gottesfurcht nahm bei der Hand.
 Mit Gottes Beistand werd' ich nichts vermissen,
 Frömmigkeit ist das beste Sattelkissen.

sich einer besondern Ver- und Bewunderung der Scho-
 liaften zu erfreuen hat. Etwas weltlicher gestaltet sich
 seine Resignation auf Liebeshändel in „Die vier vorbe-
 haltenen Stücke“, welches lautet:

Schwer fiel mir manche Trennung, nun fällt mir keine schwer,
 Und meine Seele kummert um Mädchen sich nicht mehr.
 Der Thorheit ihren Abschied hab' ich gegeben, doch
 Halt' ich vom frohen Leben auf die vier Stücke noch:
 Das erste: zu ermuntern Bechbrüder ungesäumt,
 Daß sie den Schlauch handhaben, den vollen, welcher schäumt.
 Das andere: zu tummeln die Kasse, daß es staubt,
 Auf einen Rubel Wildes, wo er sich sicher glaubt.
 Das dritte: auf Kameelen, wann sich der Nacht Gewand
 Verbreitet hat, zu traben durchs unbekannte Land,
 Zu richten aus der Wüste den Ritt nach einer Stadt,
 Bekanntschaft neu zu knüpfen, und was man Lust nur hat.
 Das letzte ist: zu küssen ein Weib, von Duft behaugt,
 Das nach dem amulettrich geschmückten Säugling schaut;
 Die hier mein Klagen rühret, und dort sein Weinen tränkt,
 Und die nach ihm sich wendet, daß er sich nicht verrenkt.

Unter denjenigen Gedichten, welche freundschaftliche
 Verhältnisse behandeln, zieht besonders „Der gute Ka-
 merad“ an; unter denen, die gegen Feinde gerichtet sind,

verdient das „Gegen die Drohungen und Ansprüche sei-
 nes Vetter's Abul Ahsab“ hervorgehoben zu werden, be-
 sonders um der in ihm enthaltenen, den arabischen Dich-
 tern eigenthümlichen Manier willen, die Gegenstände
 durch Beiwörter, mit Umgehung des Namens, zu um-
 schreiben. Es schließt:

Wenn ihr uns schlägt, wir werden euch erschlagen;
 Und sucht ihr uns, so find wir zu ertragen;
 So lang wir sind vertraut mit Lanzenstoß,
 Mit Gut und Nacht und hohem Ehrenschoß,
 Mit Seltschlagung und mit Schüsselfüllung,
 Mit Feuerschürung und Gasthungerfüllung.
 Zum Krieg ist mir geschirrt ein Begleiter,
 Ein scharfer Kenner und gemacher Streiter,
 Ein Gänger und ein Springer, der hinrastet,
 Als wie in Brand gestecktes Reisholz prasselt;
 Auch ein gekettelter, ein ringelreicher,
 Zusammengefaltet einem Ringe gleicher,
 Der, sich ergießend, seinen Mann umhüllt,
 Als wie ein Bergstrom seinen Graben füllt;
 Auch ein gekrakter, wie das Seil am Bronnen,
 Aus Fasern glatten Palmenschafts gespannen.
 Und ein geriefter, dessen Hieb eindringt
 Und, wo er den Knochen trifft, zurück nicht springt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

Eine Gesellschaft Engländer, welche unter den Trümmern
 des Amphitheaters sitzend schmaust und zecht, kann als Sinn-
 bild für eine große Classe unserer reisenden Landsleute gelten.
 Die alten Mauerbrocken gehören wol mit zum Vergnügen;
 aber sie wären gar nichts ohne die Brocken, die man in den
 Mund steckt. Essen ist die Hauptangelegenheit einer gewichti-
 gen Majorität der Engländer außerhalb Englands. Das kommt
 vielleicht zum Theil von einer gewissen anglistischen Besorgniß
 her, nichts auf dem ganzen Continent zu finden, was sich ei-
 nigermaßen möchte essen lassen, und aus Furcht, nichts Ge-
 nießbares zu erlangen, genießen sie Alles, was sie irgend er-
 langen können. Einen Engländer auf dem Continent an einer
 Table d'hôte, nachdem er den 20 oder 30 Schüsseln tüch-
 tig zugesetzt, erklären zu hören, daß man keinen Bissen zu
 essen kriegt, ist nichts Seltenes. Großentheils wird dieses Ge-
 fühl auf Rechnung des Zwiespalts zwischen der Gewohnheit
 und dem ihr Widerstrebenden zu setzen sein, wenn dieser Zwi-
 spalt plötzlich und gerade in dem Augenblick erweckt wird, da
 der Mensch am wenigsten geneigt ist, seinen Wünschen Schwe-
 gen zu gebieten. Aber Alles zugestanden, was sich in dieser
 Hinsicht zugestehen läßt, wird nicht zu leugnen sein, daß der
 Engländer einen gewaltigen Magen überall mit sich herum-
 führt: er schlingt wie ein Hai und verdaut wie ein Strauß.
 Die natürlichen Bedürfnisse stehen ihm durchaus den geistigen,
 ja der Reugier selbst voran. Seine erste Frage im Wirths-
 haus ist ohne Zweifel: Um welche Stunde wird gespeist? Er
 kann keinen Schritt ins Freie thun, ohne einen Imbiß mit-
 zunehmen; denn ist das Klima heiß, so erschöpft es ihn, und
 er muß sich stärken; ist es kalt, so hat die Luft etwas wun-
 dersam Behrendes, und man wird schnell hungrig. Die fremde
 Luft, die fremde Gegend, die fremde Lebensart, die stete Be-
 wegung von Ort zu Ort, das ewige Getöse einer fremden
 Sprache, kurz Alles und Jedes hilft dazu mit, gerade so, als
 ob es recht eigentlich des Reisens Zweck und Ziel wäre, daß
 man guten Appetit bekomme.

Die Franzosen machen einen feinen, aber sehr wichtigen Unterschied zwischen den beiden Classen der gourmands und der gourmets: uns setzen sie durchschnittlich in die erstere Classe. Wir suchen ihren Giebel zu pariren, indem wir uns über das subtile Raffinement ihrer Küche lustig machen, gerade als ob bei uns nicht auch viel Lärmens wäre um Speise und Trank; aber dafür nehmen die Franzosen Rache, und was für eine glänzende Rache, indem sie uns für den Spott über ihre qualitative Ausschweifung den über unsere quantitative zurückgeben. Ja, es muß eingestanden werden, kein Volk in der civilisirten Welt sitzt so lange bei Tisch als das englische. In Frankreich ist die Zubereitung einer Mahlzeit eine äußerst wichtige und ernste Angelegenheit, in England fängt der Ernst und die Wichtigkeit erst in dem Augenblick an, da das Essen auf dem Tische steht. Unsere Nachbarn geben uns den Epithetonen Roast-beef, um anzudeuten, daß der Angelpunkt, um den sich die Gedanken eines Engländers drehen, substantielles Wohlleben ist; dagegen haben wir für sie den Reclamen *Soupe-maigre*, gleichsam ein verächtlicher Blick des Gatt- und Bollseins auf das Hungerleiderthum. Ungerechtigkeit von beiden Seiten! Die Franzosen essen ebenso viel als die Engländer, aber sie sitzen nicht so schwer und fester darüber.

Mißverständnis von Rationaleigenheiten, der mit irgend einem Vorurtheile oberflächlich anfängt und dann tief in den Volksglauben einbringt und sich in solchen Spitz- und Spottnamen kundgibt, entspringt gewöhnlich aus der ungereimten Methode, denselben Maßstab an die ungleichartigsten Dinge zu legen, ganz abweichende Sitten und einander entgegengesetzte Lebensverhältnisse mit demselben moralischen oder sozialen Gewichte zu rügen. Aber von allen Nationen haben wir am wenigsten ein Recht, uns über eine Ungerechtigkeit dieser Art zu beschweren, weil wir von allen Völkern das verdräuflichste und unanachgiebigste sind und die geringste Geschneldigkeit, die geringste Anrührungsgabe, die geringste Fähigkeit besitzen, aus uns selbst heraus und in die fremde Gewohnheit hinein zu gehen. Wir begreifen nicht, wie Sitten vernünftig sein können, die nicht den unserigen gleich sind; wir erklären das Festhalten an denselben ohne Umstände für Eigensinn oder Unbeugsamkeit. Wir können uns nicht für eine Minute auf den Standpunkt eines Andern versetzen und mit dem Beistand einiger Phantasie die Dinge einmal in einem andern Lichte sehen als wir sie von Kindheit auf gesehen haben. Verschiedenheiten der Gemüthsrichtung, Gegensätze der Körperbeschaffenheit, das Alles kümmert uns nicht. Wir wanken und weichen nicht, lassen in Nichts von unserer gewohnten Weise und stemmen uns mit Hand und Fuß gegen allen fremden Brauch. Dies ist das wahre Wesen des Engländers und der wahre Grund, warum er sich auswärts so unbehaglich fühlt und seine Gegenwart alle Andern unbehaglich macht. Außerhalb Englands ist er außer seinem Elemente. Er vermisst seine unzweideutige Küche, seine wollenen Bettdecken, seine Fußteppiche, seine blanken Treppen und Fenster, die Ordnung, die Anständigkeit, die Wohlhabenheit des Hauswesens, kurz, seine ganze materielle Genüge. Er findet sich aus seinen Rebellen und dem schwefelgeschwängerten Dampfstreife seiner Steinkohlenfeuerungen unter einen offenen, lachenden Himmel versetzt. Gesang und Musik betäuben sein Ohr von früh bis spät; keinem Gesichte kann er begegnen, das nicht von Heiterkeit glänzt; er kann nicht einmal den Kopf zum Fenster hinausrecken, ohne die Sonne zu sehen. Was Wunder, daß der arme Mann sich unglücklich fühlt und sich nach Hause wünscht? Er hat keinen Begriff von einem Vergnügen, mit dem sich keine Sorge paart. Auch aus dem Vergnügen muß er sich ein Geschäft machen können, sonst ist es kein Vergnügen für ihn. Soll er nicht aus dem Lohne kommen, so muß es notwendig einen Beisatz haben, denn er hat ein Sprüchwort: Kein Glück ohne Beisatz, und daher, wenn der Beisatz mangelt, so macht er sich einen. Es fehlt ihm dazu nie an Mitteln, da er an seiner eigenen Phantasie eine unerschöpfliche Quelle des Wismuths hat; er

braucht nur in sich selbst einzulehren, um augenblicklich allen äußern Einflüssen zu entrinnen, die einen gar zu hellen Lichtblick auf den dunklen Grund seiner Grämeleie werfen, oder seine Eigenliebe beleidigen könnten, indem sie ihm zeigen, daß andere Völker am Ende wol gar glücklicher sind als er.

Der Grundirrtum des englischen Reisenden ist, daß er glaubt, seine englische Art zu fühlen und zu sein überall mitbringen zu müssen, anstatt sie mit feinen Räubeln und Gemälden daheim in Verwahrung zu lassen. Man erkennt den Engländer in der Fremde augenblicklich an jenem abstoßenden Wesen, das ihn zu einer Art Eisklumpen macht, in dessen erstarrter Hülle Niemand kommen kann, ohne daß es ihn kalt überläuft. Seine Überlegenheitsmiene macht die Luft um ihn her gefrieren. Oher wird es der Sonne gelingen, den ewigen Schnee der Eisklumpen zu schmelzen, als der gewöhnlichen Wärme eines geselligen Umgangs, die zu Eis gewonnene Höflichkeit des Engländers in der Fremde aufzutauen. Woher kommt dies? Woher kommt es, daß der Engländer allein auf alle fremden Länder, die er besucht, mit so hochgetragener Nase von oben herab sieht, gleich als ob die Kratte dort von schlechtem Thon, er allein aus dem echten Porzellan wäre, als ob Kunst und Bildung, Wissenschaft und Macht, Anmuth und Schönheit, Kraft, Verstand und die himmelstoben Güte und Weisheit, Alles miteinander mittels Monopols nur in den Fingern Großbritanniens eingewoben wäre? Woher kommt es? Daher, und nur daher, daß des Engländers Herz vom Golde angegriffen ist, daß er den Gabelmeister der Welt macht, daß Geld Macht ist und er die Hand nur in die Tasche zu stecken braucht, meint er, um die Erde aus den Angeln zu heben. Der Engländer ist ja nicht ausgenommen von den Schwachheiten der menschlichen Natur, und Stolz und Eitelkeit, Prahlerei und Hochmuth folgen dem Reichtum ebenso gewiß wie den verlängerten Schatten der Sonnenuntergang folgt. So war es mit allen den strahlenden Republiken der alten Zeiten, mit Syrus und Athen und mit der königlichen Venetia, als sie gleich einer Herrscherin der Welt gekrönt sich dem Adriatischen Meer vermählte und sich für unsterblich hielt.

Die Insellage Englands und der enbloße Krieg, der den Engländer ein halbes Menschenleben lang in seine Werkstätten und in seine Vorurtheile einsperrte, auch dies hat reichlich dazu beigetragen, sein schroffes, hartnäckiges Wesen, seine selbstische und eigensüchtige Unbuddsamkeit zu nähren. Man hat das Meer ein Bild der Ewigkeit genannt; so mag man sagen, der Engländer hat in die Ewigkeit hinausgeguckt, in dessen andere Menschen sich mit ihren Brüdern in thätigem, geselligem Verkehr tummelten. Das Klingt vielleicht abgeschmackt, wenn man es von einem Volke sagt, das so ungeheuern Reichtum angehäuft hat, das die Welt durchsegelt und colonisirt hat, das in allen Ertheilen seinen Herrscherstab schwingt und auf dessen Besitzungen die Sonne nicht untergeht. Und dennoch ist es wahr. All das Colonisiren, Erobern und Regieren ist am Schreibtisch ausgeführt worden. Die Comptoirstube in einem dämmerigen Gäßchen mitten im düstern Busen der City ist das Laboratorium, in welchem all das klüchtige Was bereitet wird, das von da ausströmt und sich in tausend Kanälen über den Erdball verbreitet. Ein halbes Duzend sauerblickender Männer sitzt um einen Tisch, frisst Unterschriften auf ein Blatt Papier, und ein neues Reich erhebt sich im Stillen Ocean; sie stapfen Schweigend zur Thür hinaus, gehen nach Hause, essen Mittagbrot, ganz mit demselben unerschütterlich gleichmüthigen Appetit, als ob nichts Außerordentliches vorgegangen wäre, und zehren den Rest des Abends an ihrem Phlegma beim Familientische, wie sie seit ihres Lebens alle Tage thun. In einem einzigen Morgen ist der Grund gelegt zu einem blühenden Handel auf Jahrhunderte: die Leute, die ihn legten, haben deshalb auch nicht eine Miene verzogen und sind aus ihrem gewohnten Lebensgange keinen Schritt gewichen. Draußen rühren sich die Hände, aber das Tagewerk drinnen schleppt sich nach dem Glockenschlage träg und eintönig fort

Jahr ein Jahr aus. Es ist ein Anderes, unsere überflüssige Bevölkerung nach entfernten Inseln verschiffen, auf irgend einem wilden Felsen den Union-Jack aufpflanzen und mit einem Hufsch auf das Wohl Altenglands eine Flasche köpfen, und ein Anderes ist es, mit Nationen civilisirt wie wir vertrauten Umgang und beherztigen Verkehr pflegen, den Stoff des abgelebten, befallenen Lebens abreiben und erhoben über den einen und einzigen Gedanken des Selbstverdienens Menschenfreundlichkeit, Gemüthlichkeit und Gerechtigkeit uns von den Rachbarn holen. Zu colonisiren, in dem großen und philosophischen Sinne des Wortes, haben wir eigentlich nie verstanden; wir gewinnen die Bitterstämme nicht, wir unterjochen sie, und wir erobern Alles, nur nicht ihre Herzen. *) Unsere Niederlassungen sind Feldlager im feindlichen Lande, so völlig abgesondert von dem Leben der heimischen Bevölkerung wie Schwannenseer auf einem Otrone. In Indien sind wir auf allen Seiten von Eifersucht und Mißtrauen eingeholt; der Racenkampf in Canada wüthet noch heutiges Tages ebenso wie 1760, und der Haß in Irland wuchert fort trotz freien Handels, zwei Empörungen, Union, Katholikenemancipation und Reform.

Was so die politischen Verhältnisse im Großen zeigen, das wiederholt der Verkehr unserer Reisenden im Kleinen. Unser Socialtarif ist nach den Regeln des Prohibitionsystems geschnitten. Gedenktaustausch findet nur im äußersten Nothfall statt. Wir öffnen Mund und Ohren mit nicht geringerem Mißtrauen als England's Häfen, und haben einen ebenso heftigen Abscheu vor fremder Mittheilbarkeit als vor fremdem Korn. Gewohnheiten sind bei uns schwer auszurotten. Es ist hergebracht zu schreiben: Der Farmer geht zu Grunde! Wohl, so müssen wir den Kriegspreis festhalten, wenn wir auch seit beinahe 30 Jahren Frieden haben. Ganz ähnlich geht es uns mit unsern Umgangsregeln. Der Engländer, welcher auf dem Continente reist, tritt hergebrachtermaßen in einen Gasthof mit ebenso argwöhnischen Blicken und zurückhaltendem Benehmen, als ob wir noch den Degen für die Legitimität gezogen hätten und ihn ewig nicht in die Scheide stecken dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Dramatisches.

Der Stoff, wenn auch nicht durchgängig die Behandlung eines kleinen Lustspiels: „La ciguë, comédie en deux actes et en vers“, von Emile Augier, paßt ganz trefflich zum Sophokles, zum Plautus und den andern griechischen und römischen Dramatikern, deren Werke man auf unsern modernen Bühnen wieder ins Leben zu rufen im Begriff steht. Dieses kleine Stück, das nicht ganz ohne Interesse ist, stimmt ganz mit dieser Tendenz nach dem Alterthume überein, wenigstens hat Augier ebenso wie Dumas in seiner „Lucrèce“ einen völlig antiken Gegenstand zu seiner Bearbeitung gewählt. Er führt uns in das Zeitalter des Perikles, und obgleich die Sitten dieser entlegenen Periode der großen Menge nicht eben sehr zugänglich sind, so hat dieses kleine Lustspiel doch bei seiner Aufführung ungewöhnlichen Beifall geerntet. Wir halten dies

*) An die englischen Missionen scheint der Verf. nicht gedacht zu haben. Diese haben in der That nicht unbeträchtliche Eroberungen gemacht. Aber, es ist wahr, im Grunde auch nur in einer Art Geschäftsstil. Sie überschwemmen die Halbwelt mit Weiden, Dogmen und Geremonien, wie die Fabrikanten den Continent mit Baumwollenwaaren und sonstigen Erzeugnissen. Wenn man die phantastischen Geschichten der Engländer liest, so kann man sich des Gedankens oft nicht erwehren, daß Großbritannien mit dem Syrienthum für berechnete gute Kunstschaff auf Abzug geht.

D. überf.

für einen Beweis, daß es dem Dichter gelungen ist, sein Gemälde sehr lebendig zu machen. In der That hat er ein überaus geistreiches Stück geliefert, das ungeachtet einer sehr einfachen Anlage ein fortwährendes Interesse bietet. Klinias, „an viveur“, glaubt alle Genüsse des Lebens bis auf die Hefe erschöpft zu haben und beschließt deshalb aus Überdruß sich durch einen Schierlingsbecher selbst zu tödten, weil ihm der Tod ein geringeres Übel als die Langeweile dünkt. Aber bevor er seinen Plan ausführt, will er sich erst noch auf Kosten seiner beiden Genossen Paris und Kleon, die sein wüthes Leben mit ihm getheilt haben, einige heitere Stunden bereiten. Er hat eine schöne Sklavin, Hippolyta, kaufen lassen und veranlaßt nun seine beiden Freunde, ihr den Hof zu machen, indem er Denenigen von ihnen zum Erben einzusetzen verspricht, der so glücklich ist, ihr Herz zu rühren. Diese schöne Aussicht raschelt die beiden Wüstlinge, die ihren faden Witz aufbieten, um sich bei der schönen Sklavin in Gunst zu setzen. Die Scene, in der dieser Wettkampf origineller Art dargestellt wird, ist nicht ohne Interesse, besonders da Hippolyta ihren gegenwärtigen Courmachern keine Antwort schuldig bleibt. Klinias staunt über den Aufwand von Geist, den sie macht, und verändert deshalb plötzlich die Aufgabe, die er gestellt hat. Er befreit die Sklavin und erklärt, daß Derjenige sein Erbe werden solle, der sich mit ihr verheirathen wolle. Dies führt eine neue Scene herbei, die an komischem Effecte des obigen nicht nachsteht; denn die alten Schlemmer wollen sich hierzu nicht bequemen, und sie suchen deshalb den Eindruck ihrer frühesten Schwärmereien dadurch zu vernichten, daß sie sich in ihrer wehren Gestalt zeigen. Klinias denkt nun zwar selbst daran, der Hippolyta seine Hand anzubieten, aber er hält sich für so unwürdig, daß er seinen ersten Plan, sich den Tod zu geben, auszuführen beabsichtigt. Als er eben im Begriff ist, dies zu thun, erklärt ihm die junge, edelmüthige Sklavin, die kein anderes Mittel sieht, ihren Wohlthäter zu retten, daß sie ihn liebt. Da erscheint dem Klinias, dem alle Freuden abgeblüht zu sein schienen, plötzlich das Leben in einem neuen Glanze, und er sieht, daß er von allen Genüssen den größten bis dahin noch nicht kannte. Dies ist das dürftige Gerippe einer vielversprechenden Erstlingsarbeit.

Der Verfasser der Nachfolge Christi.

Von Lyon aus ist vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht, dem Andenken des großen Anglers Gerson, dessen Autorschaft in Bezug auf die berühmte „Imitation de Jésus-Christ“ jetzt als feststehend allgemein angenommen wird, ein Denkmal zu errichten. Darnach ist der Name Dessen, welcher die Sache zuerst öffentlich in Anregung gebracht hat. Bereits hat sich, wie man vernimmt, für die Geldsammlung zur Befreiung der Kassen ein sehr günstiges Resultat ergeben. Besonders lebhaft interessiert sich für dieses Monument, in dem unsern monumentensüchtigen Zeit ihren schuldigen Tribut dem Gedächtniß eines herrlichen Mannes zahlen zu müssen glaubt, Omer Lezoy, der schon längst in der Streitsache über den wirklichen Urheber der „Imitation“ für eine vorzügliche Autorität gilt, und die er erst neuerdings noch in seiner Schrift „Cornuella et Gerson dans l'imitation de Jésus-Christ“ (Paris 1842) und in seinen „Etudes sur les mystères et sur les manuscrits de Gerson“ die ganze Frage in ausführlicher Darstellung beleuchtet hat. Eine noch erschöpfendere Bereinigung alles Dessen, was bis jetzt über Gerson und die andern Personen, denen man den Ursprung des berühmten Werkes beilegt, geschrieben ist, findet man in einem vor kurzem erschienenen Werke, welches von einem Engländer herrührt. Es führt den Titel: „Gersoniana, Recherches bibliographiques etc. sur l'origine de l'imitation de Jésus-Christ, publiées par Jean Spencer-Smith“ (Paris). Dieses Werk, das sich an alle „Brüder in Gerson“ (nos frères en Gerson) richtet, wird, so vollständig es auch ist, doch noch nicht das letzte sein, welches in dieser unendlich vielbesprochenen Angelegenheit geschrieben wird. 17.

Blätter

für

literarische Unterhalt

Montag,

Nr. 48.

17. Febr.

Amrillais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert.

(Schluß aus Nr. 47.)

Die Gedichte der zweiten Abtheilung stehen an allgemeinstem Interesse denen der ersten im Ganzen nach, doch enthalten auch sie treffliche und mit überraschenden Zügen ausgestattete Schilderungen sowohl von Seelenzuständen als von äußern Situationen und gewähren mit Hülfe der von Rückert hinzugefügten Anmerkungen bald einen mehr ästhetischen, bald einen mehr historischen Genuß. Nr. 1 derselben schildert den Eindruck, den die Nachricht von der Ermordung seines Vaters auf ihn gemacht; Nr. 2, 3 und 4 beziehen sich auf seinen ersten Zug gegen die Beni Esfed und seinen irrtümlichen Angriff gegen die Beni Kenana. Nr. 5, 6 und 7 sind Loblieder auf Dweil, der einst nach Hodschr's Fall dessen Tochter Hiad bei sich aufgenommen und geschützt hatte, und sie enthalten zugleich Vorwürfe gegen Solche, die sich gegen ihn selbst treulos bewiesen haben. Ähnlich diesen beziehen sich auch die folgenden (von 8—29) auf seine heimatlose, flüchtige Lebensweise nach seinem verunglückten zweiten Zuge gegen die Beni Esfed und enthalten theils Schwähungen solcher Hauptlinge, die ihm Schutz und Aufnahme verweigerten, theils Lobpreisungen derer, die sich freundlich gegen ihn erwiesen; zum Theil auch ergehen sie sich in Klagen über die untergegangene Herrlichkeit seines Geschlechtes und über das verschwundene Glück früherer Tage, zum Theil sucht er sich darin mit kühnen Hoffnungen oder einer Horazischen Lebensweise, die den unverkümmerten Genuß des Augenblicks empfiehlt, über sein Mißgeschick zu erheben. Nach diesen folgen noch einige Gedichte (30—33), welche auf seiner Reise durch Syrien nach Konstantinopel, und endlich die beiden letzten, welche während der Rückreise kurz vor seinem Tode gedichtet sind. Von allen diesen Gedichten sei es mir erlaubt, nur noch zwei mitzutheilen, und zwar zunächst das: „Du Ehren zweier Jäger von Tai, Ibn Mor und Ibn Sindis“, in welchem er sich mit einem Hirsch vergleicht und dieses Gleichniß weiter ausführt. Es lautet:

Ich reit' als ob mein Sattel
Auf einem Eil von Schotta liege,
Oder ein Hirsch von Iran,
Der schon die Ohren spitzt, hinkiege.

Nach mäßigem Abendfütter
Steht er und stemmet seine Klauen
Um sich ein Bett, ein Lager
Der Nacht im Boden aufzubauen.

Er schaufelt und er wühlt,
Und stäubet um sich Kies und Sa-
th wie ein Brunnensieger
Sich abmüht in des Mittags Woe.

Dann leget er sich nieder
Auf eine seiner braunen Wangen,
Sich so zusammenkrümmend,
Als wie ein Mann, der liegt gefe-
und unterm Artabaume
Entschlummert er, den sonst durch
Die Nacht, und der, vom Thau
Besprüh't, wie ein Brautzelt duft.

Dann wecken ihn am Morgen,
S'rad' als die Sonne kieg empot
Die Hunde des Ben Sindis,
Oder die Hunde des Ben Mor.

Vom Hunger angespornet,
Und von dem Jutuf, welchen that
Die Jäger, funkeln ihnen
Die Augen wie am Geruch Orm.

Er rennt, und daßt mit Staub
Die zu, und überm Hügelrande
Hinkriegend, gleicht er einem
Von fern geholten Feuerbrande.

Er weiß, daß, wo die Feind' ih
Erreichen auf den grünen Feldern,
Auf Tod und Leben kämpfend,
Die Stunde kam, wo Seelen schei-

Dann greifen sie und packen
Ihn bei den Schenkeln, und gerth
Sein Fell, wie Knaben eines
Geweihten Pilgers Rod zerklütern.

Dann suchen sie den Schatten,
Und schnaufen aus, er aber liegt
Wie ein Kameelhengst, trüglig,
Zum Tod erschöpft, und unbeflegt.

Das zweite Gedicht, das wir mittheilen „Dichters Lebensweise“, ist reflectiven Nach einigen einleitenden Versen ist darin fort:

Bin ich in Trübsal heute, doch manches
Hab' ich, wo saige Wangen erleuchten, ein
Bin ich in Trübsal heute, doch manche
Voll Anmuth ließ ich spielen mit forgenst

Die, wo sie schlug die Harfe, da klang's wie Schlägelgetöse,
Und garte Finger weckten ein liebliches Gedröhn.
Bin ich in Krübsal heute, doch manchen Beutezug
Eröffnet' ich, zu dem mich ein schlanker Renner trug,
Ein rascher, unverdross'ner, im Laufe dampfender,
Raangestrengt ergossen, den Boden stampfender,
Auf derben Sohlen rennend, auf Kiesel spaltenden,
Auf fennenseffigen, schmeidigen, etwas aushaltenden.
O weilt du bist vergänglich, genieße du der Welt,
Was dir von frohem Rausche und schönen Frau'n gefällt,
Von weißen, marmorgleichen, und bräunlichen gleich Reh'n,
Die schamhaft Augen senken, und die da fest d'rein seh'n.

Nach den gegebenen Proben ist es unnöthig, über den Charakter und poetischen Werth dieser Gedichte noch etwas hinzuzufügen. Der Leser erkennt daraus, daß sie einerseits in kräftigstem Wuchse dem realen Boden eines vielbewegten Lebens entsprossen sind und insofern eine Naturwüchsigkeit und Wahrheit, eine Fülle und Unmittelbarkeit entfalten, die an reinen Kunstproducten nur selten gefunden werden; daß sie aber andererseits damit eine Kunstmäßigkeit der metrischen Formen, eine Wahl des Ausdrucks und zum Theil selbst eine Symmetrie in der Gliederung und Fortspinnung des Gedankens verbinden, die sie wesentlich von den eigentlichen Naturdichtungen unterscheiden. Ebenso kann ihm nicht entgehen, daß der Horizont, in welchem sie sich bewegen, zwar eng und beschränkt ist, aber trotzdem ein interessantes und ein der poetischen Darstellung reichlichen Stoff gewährendes Leben umschließt; daß der geistige Gehalt, welcher sich in denselben regt, zwar durch eine höhere Intelligenz noch nicht geklärt, durch eine reinere Sittlichkeit noch nicht veredelt, durch eine tiefere Gemüthlichkeit noch nicht erwärmt ist, aber eben als unmittelbarster Ausfluß der Sinnlichkeit um so kräftiger und concreter sich darstellt, und daß endlich auch die künstlerische Fassung zwar noch am gewissen, nicht überall geschmackvollen Manieren hängt und sich selten über die Form der beschreibenden und schildernden Darstellung erhebt, dabei aber von höchster Lebendigkeit und überraschendster Wirkung namentlich in den Bildern und Gleichnissen ist. Über die letztern spricht sich Rückert selbst in einer Anmerkung so aus:

An sich gehören sie, ihre Fassung abgerechnet, keinem schlechten Geschmacke an, leiten aber einen solchen ein, wie er später von Metastasi an herrschend wird, diesem Meister in übertriebenen, unnatürlichen, spielenden und frostigen Vergleichen. Aber diese hier sind noch echt Homerisch, nur weniger ausgeführt, und insbesondere denen der Odyssee ähnlich, wovon mir hier die beiden einfallen, die ganz ebenso in einem arabischen Dichter stehen könnten: Odysseus in Scheria legt sich nackt in die Fülle der abgefallenen Blätter, wie ein Mann im äußersten Feinde, wo er keine Nachbarn hat, einen Brand in die Asche birgt, den Samen des Feuers über Nacht zu bewahren, damit er nicht des andern Tages Feuer wo anders her zu holen brauche. Dann: Odysseus in seinem Hause, den Freiern Verderben sinnend, wälzt sich schlaflos auf dem Lager, wie man einen Wanst mit Fett und Blut gefüllt, am heißen Feuer hin- und herwendet, daß er brate und gar werde.

Außer dieser Naivität in den Vergleichen und der Gewohnheit, sich über den Vergleichungspunkt hinaus

in die Betrachtung des zum Bilde dienenden Gegenstandes zu versenken, haben jedoch diese Gedichte mit den Homerischen wenig Ähnlichkeit. Weit eher lassen sie sich mit den serbischen Volksliedern und den altnordischen Gesängen vergleichen, namentlich ist bemerkenswerth, daß hier wie dort trotz aller Sinnlichkeit und Kraft, ja einzelner Lüge der Noth ein gewisser elegischer Grundton nicht zu verkennen ist, nur daß er bei den Arabern in Folge des südlichen Klimas einen nicht so düstern Charakter trägt und nur selten sich zu wirklicher Tragik vertieft. Richard Mörning.

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Weil wir so viel zu Hause sind und durch den Druck äußerer Umstände zu Hause gehalten werden, sind unsere Gedanken und Gefühle so nach innen gekehrt. Wir kommen beständig auf uns selbst zurück. Wir sammeln, häufen maßlos auf und erfahren dabei in unserm Wesen wenig oder keine merkliche Veränderung. Wir schreiten auf der Bahn nützlicher Erwerbungen fort und sind doch ziemlich noch dasselbe Volk, das wir vor einigen hundert Jahren waren. Der einzige scharf ausgeprägte Unterschied ist der, daß wir nicht mehr so frisch und frei und fröhlich sind wie damals. Wir lassen unsere alten Volksbräuche, Spiele, Feste eins nach dem andern fallen und werden immer raffinierter und selbstischer. Merry England lebt nur noch in Balladen; Robin Hood und Little John sind ins Arbeitshaus gesetzt. Wenn ein Franzose oder Italiener zu uns nach England kommt, so bringt er seinen Sonnenchein mit. Wenn ein Engländer nach Frankreich oder nach Italien geht, kann er seine Rebel nicht vergessen. Er ist wie ein Klumpen Finsterniß, der, wo er sich hinwälzt, alles Licht einsaugt und keins ausstrahlt. Der Franzose und der Italiener verwandelt sich sogleich in einen Bürger des Landes, welches er besucht; der Engländer hört nie und nirgend auf, der kleine Lord vom Lande, der Gemeinderathmann, der Hauptschulz des Dorfes oder der Grafschaft zu sein.

Bei dem Allen ist es erstaunlich, wie ein Ditschen Schätzlein und Rütteln auf Dampfbooten und Eisenbahnen und Diligencen und Schnellposten und Fuhrwerken jeder Gattung und in Hotels mit Gerüchen aller Art einen Menschen aus seinen schleichenden Gedanken und aus seinem biden Humor heraus treibt. Es ist die beste aller Radicaleuren für Leib und Seele, wiewol dieselbe auf das Stricklecht eines englischen Nervensystems nur langsam wirkt. Nichts regt so gründlich allen Sauerteig der standesmäßig herkömmlich tief eingenisteten Hochachtbarkeiten aus als Reisen. Alle unsere feierlich ehrwürdigen wohlverordneten Rechte, unser Familienstolz, unsere Classeninstincte, unsere örtlichen Wichtigkeiten und beständigen Vorsichtsmassregeln, Gehege und Wäldchen, Livreen, Revenuen und Cerimonien, alles Das ist für nichts und aber nichts im Wirbel und Braus des Lebensstroms. Der große begüterte Edelmann kann nicht seine zehn Fuß hohen Mauern, seinen Thiergarten oder seine Pfarrkirche mit ihren altherwürdigen Steinplatten und Inschriften auf der schwarzen Wand mit nach dem Continent hinübernehmen; er kann nicht den Bear und den Oberverwalter und die Richterbank ins Putzband stecken; er kann nicht den Braus der Treitmühle auf seinem Reisefloß zur Warnung aufstecken; er ist herausgetreten aus dem Bauertrübe, in welchen seine Herrlichkeit gebannt ist, und ist nun auch einmal in seinem Leben gezwungen, auf sich allein zu stehen und der Hülfe seiner Lictoren beraubt sich selbst zu verdienen, was er an Achtung oder auch nur Gefälligkeit zu ge-

niesen wünscht. Eine heilsame und gesunde Diät, höchst seelen- und gattenreinigend zugleich.

Es wird sich anderntheils auch Niemand unauffhaltsamer in den Rausch des neuen, entzündenden Daseins stürzen, das man frei vom heimischen Zwang genießen kann, als der Engländer, wenn er sich erst einmal erkühnt hat, den Versuch zu machen. Nun rennt er Hals über Kopf in das entgegengesetzte Extrem. Er tollt und lärmt wie ein Knabe, der aus der Schule läuft, oder wie ein Hengst, der vom Stricke losgelassen ist, stürmt über Stock und Stein, als ob der Teufel hinter ihm wäre. Wenn er sicher ist, daß es unbemerkt bleibt, daß ihn Niemand sieht (denn diese selbe Scheu, die Furcht, sich lächerlich zu machen, verfolgt ihn Tag und Nacht), so ist nichts so kindisch, nichts so lustig und so üppig, das er nicht unternähme. Er ist kein Biergieriger oder Fungier mehr, er ist ein neunzehnjähriges übermüthiges Blut. Sein ganzes Wesen ist verwandelt; er ist wie beherzt. Gelöst sind die Bande der kalten Rücksichten und Berechnungen, die Schnürbrust der steifen Bedächtigkeit und der abgemessenen Würde ist gesprengt: seine Glieder regen sich frei und werden biegsam; er ist ganz Auge, Bein und Ohr. Mit welcher Reugier guckt er in alle Ladenfenster, mit welcher Gesprächigkeit (bei sich im Stillen seinen erstaunlichen Fortschritt im Geschmack bewundernd) kritisiert er Gemäldegalerien und Museen; mit welcher Rüstigkeit durchtrabt er königliche Gärten und Paläste, um Stoff zum Schwelgen für die Table d'hôte zu sammeln; wie viele hohe Stiegen klettert er hinauf und prahlt mit seiner guten Lunge; welche Berge Eis verschluckt er in der Hitze des Tages; welche Ströme Limonade gabelt oder Selterwasser schluckt er ein; welche eine Mittagsmahlzeit hält er, seinen Appetit mit tausend kleinen pikanten Sachen spornend, und wie eifrig nährt er seinen entsehlten Enthusiasmus mit Hochheimer und Bordenaur, indem er mit Todesverachtung aller Sichts der Welt und allen Indigestionen Arog bietet. Fürwahr, es ist nichts unter dem Monde so echt englisch als diese Dinge, die in ihrem innersten Kern und Wesen so durch und durch unenglisch sind: so unnatürlich ist die Knaverei des Zwanges, den wir uns selbst anthun, so natürlich die Befreiung von ihm: und zwischen diesen Extremen sind wir hin- und hergeworfen.

Gewiß, es ist nichts so geeignet, alles grämliche Wesen abzustreifen und sich zu verjüngen, als daß man sich in eine neue Welt von Menschengesichtern stürze. Dem Engländer wird es nur schwer, diesen Sprung glimpflich auszuführen. Anstatt sich unbefangen unter das Volk des Continents zu mischen und Allem, was noch von Lebenslust und froher Laune in ihm ist, den freien Lauf zu lassen, rennt er meistens mit der Stirn gegen Alles. Ihm ist nichts recht; Alles hindert, Alles ärgert ihn. Er ist von vorn herein darüber mit sich einig, daß ihm nichts gefällt. Sonnenschein oder Regen, gleichviel, er schmolzt, es ist ihm widerwärtig, bloß weil es nicht englisch ist. Man sollte denken, er wäre nur ausgerückt, um England aufzusuchen, und es kränke ihn, daß er nicht an jeder Straßenecke England findet. Es kommt ihm gar nicht in Gedanken, wie viel Lust und Belehrung er gewinnen würde, wenn er überall das Gemeinsame suchte, Das, worüber man sich verständigen kann; nein, all sein Bemühen ist darauf gerichtet, das Abweichende aufzusuchen, das ihm widerstrebt. Er hat nicht den leisesten Schimmer einer Ahnung davon, wie sehr das Erstere das Letztere überwiegt, wie viel mehr zu bewundern und nachzuahmen als zu bekritteln und zu verwerfen ist, und wie viel Vereinigungspunkte in Sachen des richtigen Gefühls und gesunden Menschenverstands, thätiger Tugend und geselliger Annehmlichkeit zwischen Völkern sich finden können, die sich über Angelegenheiten des Küchenwesens und der Zimmerlüftung nicht verstehen. Er findet ein Vergnügen darin, alle Placereien und Widerwärtigkeiten, Beschwerden und Unannehmlichkeiten herauszuklauben, und murrst darüber wie ein Hund über einen Knochen, den er, statt ihn liegen zu lassen, weil er ihn nicht brauchen kann, mit einer Art

grämlichen Vergnügens beknurrt. Jeder Schritt, den er thut, liefert ihm neuen Vorwand zu brummen und aus der Haut zu fahren, und es ist nur das Eine wunderbar, warum er von Hause weggegangen und warum er nicht spornstreichs nach Hause zurückkehrt. Man findet nichts zu essen (dies ist die gewöhnliche Klage); der Wein ist Effig; die niederen Volksclassen kommen in Schmutz und Aberglauben um; die Kirchen sind mit Theaterlappen behängt; das Volk wird von den Priestern aufgefressen; der Gestank in den Städten ist unaussprechlich; die Weiber sind frech und affectirt; die Männer sind lauter Karren und Handwürste; die wenigen Leute, die Erziehung haben, besitzen nicht die Würde und Zurückhaltung im Benehmen, welche Rang und Stand erfordert; es gilt kein Ansehen der Person; man kann in keine Gesellschaft gehen, ohne sein atemberaubendes Jactgefühl durch die Leichtfertigkeit und Ungelehrtheit der Unterhaltung verlegt zu finden. Man hat von den Engländern mit Recht gesagt, daß das Unangenehme und Abstoßende ihre Stärke sei.

Ist denn in England nichts, was einen Fremden ärgern könnte, der Vergnügen daran fände, auf Widerwärtigkeiten Jagd zu machen und nach unerquicklichen Wahrheiten zu fischen? Sind wir so sicher, daß wir von öffentlichen Gebrechen und sozialen Uebeln frei sind? Laßt einen Fremden in unsere Manufacturdistricte kommen, in unsere Minen und Kohlenwerke, in unsere großen Städte. Wird er da nichts finden, was sein Mitleid erregt, was ihn mit Staunen und Grausen erfüllt? Kein Unrecht, keine Bedrückung, keine Lasten? Auf allen Ecken und Enden werden ihm die Grausamkeiten unsers Systems das Herz zerreißen, der widrige Contrast von übergroßem Reichtum und übermäßiger Armuth, von Pracht und Elend, eine bevorzugte Classe in Üppigkeit und Wohlleben gewiegt, und eine dichtgedrängte Bevölkerung, die gleich hungerigen Wölfen um die ersten Lebensbedürfnisse kämpft. Außer dem Allen Trunk, der in wärmern Bonn unbekannt ist und ihn bei uns auf jedem Schritte ansetzt. Er hört das Angestrichene der Verzweifelden, bittere Verwünschungen, lästerliche Flüche, wenn er durch die überfüllten, qualmigen Straßen geht. Weiß Gott, wir haben schöne Läden und aristokratische Häuser und macadamisirte Wege und gepflasterte Straßen, aber alles Das und das behagliche Gefühl, das es weckt, und die Gemächlichkeit und Wohlhabenheit, die es verräth, macht nur das wirkliche Elend und den fressenden Krebs der Verworfenheit desto fühlbarer und schauderhafter. Und von Priesterwirthschaft zu reden, was wird unsere Kirche bei der Vergleichung gewinnen? Wahrhaftig, unsere Priester gehen niemals auf der Straße, man sieht sie nur in Kuttsen fahren, ein Symptom von dem gefährlicheren Charakter der Krankheit. Auch von Aberglauben sind wir gar nicht so frei, als wir die Welt möchten glauben machen. Es ist noch nicht so lange her, daß Sir William Courtenay in East Kent predigte, die Sekte der Johanna Southcote blüht ganz artig, und im Norden ist das Hexenwesen sehr beliebt. An Leichtgläubigkeit können wir es doch fürwahr mit jeder Nation der Erde aufnehmen: man sehe nur unsere Polizeiberichte an, unsern Börsenschwindel, unsere Emigrationsprojecte und unsere patentirten Universalärznen. Übertreffen wir als Nation unsere Nachbarn an Aufklärung? Behandeln wir Gelehrte und Schriftsteller ehrenvoller? Ist die Masse des Volks bei uns besser erzogen? Nein, unser Volk wächst in materiellen Bedürfnissen auf und hat für Geistespflege weder Muße noch Neigung. Der Handwerksmann kennt nichts außer seinem Handwerk und beschränkt sich auf dieses aus einer instinctmäßigen und angeerbten Furcht vor Verplitterung und Schwächung seiner Kräfte. Er ist aufgezogen worden in dem Grundsatz, daß ein Hans in allen Ecken in keiner recht Bescheid lernt, und so sperrt er sich in die seinige ein und will von sonst nichts auf der Welt das mindeste wissen. Diese Art Erziehung bringt prächtige Handwerker zu Stande, aber Fähigkeit, zwei Gedanken zusammenzureimen, Urtheil und Verständniß allgemeiner Dinge muß

man nicht erwarten, wo der Geist platt geschlagen und in einen einzigen engen Kanal gezwängt ist. Dies ist es großentheils, was dem englischen Landvolke jenen finstern und verschlossenen Anstrich gibt, der allen Fremden bei uns so sehr auffällt. In den höhern Kreisen der Gesellschaft ist die Sache übrigens nicht viel besser. Eine englische Conversation ist ein Ding wie der Brauermarsch im „Gaul“. Jedermann scheint in einer Art Grabschmimmung, der feierlichste Ernst thront auf allen Gesichtern, und das ganze Wesen sieht allem Andern auf Erden eher ähnlich als einer Zusammenkunft zu geselliger Erholung und Erheiterung. Wenn ein Fremder, der an heiterem Ton und Mannichfaltigkeit gewöhnt ist und gewohntermaßen seinen Schatz von munterer Laune mitbringt und anzuwenden gedenkt, wenn der zu Stein vor Erstaunen würde bei einem Anblick, der allen seinen Vorstellungen so zuwiderläuft, so wäre das kein Wunder. Der Fremde nimmt es vielleicht von der besten Seite, die er irgend herausfinden kann, wenn er in Wirthshäusern und an andern öffentlichen Orten über seine Sprachschwierigkeiten ausgelacht und aufgezogen wird; er denkt, das sind Ungezogenheiten des Pöbels. Er sucht dafür in den obern Ständen Entschädigung und Mitgefühl. Wird er sich getäuscht finden? Nun, er ist zu sehr ein Mann von Welt, zu geneigt, Alles günstig anzusehen, zu großmüthig und zu gutgelant, zu bereitwillig, Alles, was in der That lobenswerth und erfreulich ist, anzuerkennen, um irgendwem mit seinen traurigen Erfahrungen beschwerlich zu fallen. Der Contrast ist schlagend, die Folgerung — leicht zu ziehen.

Wie gesagt, wir sind dermaßen geneigt, Alles schlecht zu finden, was nicht mit unsern Bräuchen übereinkommt, daß wir selten die Billigkeit üben, notwendige Unterschiede der Gewohnheit und Lebensweise in Anschlag zu bringen. Wir bedenken nicht, daß Manches, was gegen unsere Sitte streitet, mit den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen einer andern Nationalität im besten Einklang stehen kann, und daß Anderes, was bei uns vollkommen gut und zweckmäßig ist, durchaus nicht in die ganze Anlage eines anders gestalteten gesellschaftlichen Lebens, vielleicht nicht einmal in das Klima und die Dichtigkeit, durch die dasselbe bedingt ist, passen würde. So ärgert sich der Engländer gewöhnlichen Schlags fast unaussprechlich an der Vergnügungslust und anscheinenden Geschäftslosigkeit des Volks auf dem Continent. Wenn er nur ein klein wenig überlegte, würde er sich sagen müssen, daß die Leute dort so gut als wir um ihr Vergnügen arbeiten müssen, obgleich sie nicht gleich uns ihr Vergnügen mit einer Geschäftsmiene einnehmen. Vergnügen ist auf dem Continent gleich allen übrigen Dingen wohlfeiler als bei uns, weil dort das Volk nicht einen Kobold auf dem Nacken hat in Gestalt unserer glomwändigen Nationalschul. Die Leichtigkeit des Herzens im Vereine mit der Leichtigkeit der Luft bringt jenen heitern, festlichen Anstrich zuwege, der dem schwerfälligen, hypochondrischen Manne die Haare zu Berge treibt. Er ist gewohnt, in Einem fort an Laren und Ostwind zu denken; er kann es nicht begreifen, wie solche Massen Volks ins Freie laufen und so vergnügt sein können. Wie kann man nur so wenig Scheu vor Gelddausgaben und vor Rheumatismen haben! denkt er. Er geht in ein Hôtel und bestellt hochmüthig ein Mittagessen in ein abgesonderetes Zimmer; denn sein exclusiver Sinn erlaubt ihm nicht, sich unten in den ungefisteten Häusern der *salle à manger* zu mischen. Die *salle à manger* ist nun zwar da zu Lande Mode. Es ist der allgemeine Brauch in ganz Europa. Der Engländer allein kann sich nicht damit veröhnen. Er erblickt einen Saal so prachtvoll ausgestattet, daß er, der Engländer, augenblicklich zu berechnen anfängt, was das Alles gekostet haben müsse, und zu dem Schlusse gelangt, natürlich immer mit englischem Maße messend, es sei eine rein verlorene Speculation. Freilich, er hat nicht sein Capital hineingesteckt; aber was kann er gegen den Instinct? (Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Geschichte von Spanien.

Wir haben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, auf einige vortreffliche Werke französischer Touristen aufmerksam zu machen, in denen uns landschaftliche Schilderungen, Darstellungen der politischen Verhältnisse von Spanien und Skizzen aus dem Volksleben dieses Landes vorgeführt werden. Bei dem besondern Interesse, welches Spanien seit einer Reihe von Jahren in Anspruch genommen hat, fehlt es aber auch nicht an ernstern Werken über die Geschichte dieses Landes. Um nur bei den jüngsten Erscheinungen dieser Art stehen zu bleiben, erwähnen wir des „L'Espagne depuis le règne de Philippe II jusqu'à l'avènement des Bourbons“. Der Verf. dieser gehaltenen Schrift, Ch. Weiss, Professor am Collège Bourbon zu Paris, hat sich bereits, wie wir aus den politischen Tageblättern ersähen, einer officiellen Anerkennung seiner Verdienste als Historiker von Seiten der spanischen Regierung zu erfreuen gehabt. Wenn er diese Auszeichnung zum Theil auch wol seiner Parteinahme in den Kämpfen des modernen Spaniens verdankt, so gebührt ihm gewiß auch seiner gründlichen historischen Leistungen wegen alles Lob. In seinem Werke, welches sich die Schilderung des Verfalls der spanischen Macht zur Aufgabe gestellt hat, wird der Culturgeschichte eine größere Berücksichtigung gewidmet als dies in ähnlichen Werken zu gesähen pfelegt. So werden besonders im zweiten Bande die Handelsverhältnisse und die industriellen und literarischen Beziehungen Spaniens auf eine ebenso geistreiche als umfassende Weise behandelt. Mit dieser interessanten Schrift bringen wir die vor kurzem begonnene neue Auflage eines Werkes über die Geschichte Spaniens in Verbindung, welches bereits in den weitesten Kreisen die gebührende Anerkennung gefunden hat. Wir meinen die „Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII“, von Rossouw-Saint-Hilaire. Die neue Auflage dieses gehaltreichen Werkes wird aus zehn Bänden bestehen, die in schneller Folge erscheinen sollen. 17.

Algier.

Das Werk des englischen Reisenden J. S. Blofeld: „Algier, past and present“, enthält nicht nur die Beschreibung jener Landstriche, sondern schildert auch die Stämme der Mauren, Kabylen, Araber, Türken, Juden, Neges und Kalugits, welche diese Länder bewohnen, nach ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, und gibt zugleich einen kurzen Abriss der Geschichte dieser Gegenden von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Obgleich der Verf. eben kein großer Freund der Franzosen scheint, so läßt er ihnen doch in vieler Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Er gesteht ein, daß sie besonders in der Stadt Algier selbst große Verbesserungen gemacht haben. „Ganze Straßen“, erzählt er, „sind in den letzten 10—12 Jahren neu aufgebaut oder wiederhergestellt, und Gebäude von mehreren Stockwerken im pariser Stile errichtet worden. Der Gewerbfleiß der Einzelnen hat große Fortschritte gemacht, auch enthalten die europäischen Läden eine Auswahl von Bequemlichkeiten aller Art; es ist kein Mangel an Gegenständen der Uppigkeit und der Hierde; ihre Bazars umfassen alle Moden und Neuigkeiten von Paris: Bronzen, Porzellan, Glas, reiche Charais, Stickereien, wollene Zeuge, Seiden- und Baumwollenwaaren u. s. w. Auf dem Place du gouvernement und in den Straßen de la Marine u. s. w. sind einige umgeheure öffentliche Werke ausgeführt worden. In der Straße Bab el Oued trifft man mehr Fußgänger als in einigen belebten Theilen Londons. Man sieht dort kein maurisches Gebäude mehr; Alles ist verändert, und wäre nicht das Gedränge von Türken, Mauren, Arabern und Negern, so könnte der Fremde sich einbilden, er befände sich in einer größern Stadt Frankreichs.“ 12.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung

Dienstag,

Nr. 49.

18. Februar 18

Gesammelte Novellen von Theodor Mügge. Erster bis sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1842—43. Gr. 12. 10 Thlr. 15 Ngr.

Indem ich den Anlauf nehme, über die Mügge'sche Novellistik zu sprechen, bin ich fast in der Lage eines Blinden, der über die Wirkung einer Farbe sprechen soll; denn ich besitze für diese Gattung von Novellistik keinen Maßstab, den eigene Übung in diesem Genre oder eine natürliche Anlage dazu gewähren könnten. Ich will allenfalls ein Drama schreiben, welches nicht schlechter sein soll als hundert andere, welche die Jahrespresse liefert; ich will ein erträgliches Lied dichten, eine Weltgeschichte für Kinder und Säugammen schreiben, die nicht minder verdienstvoll sein soll als manche andere auf buchhändlerisches Geheiß angefertigte Weltgeschichte für Erwachsene; ich will Gutzkow im Wendepunkte zweier Dramen oder die durch Meinhold und Laube bewirkte Verlängerung der Hexenprocesse betrachten; über die Veredlung der Racen durch Kreuzung vom Pücker-Russlauer Standpunkt aus, über Bettfederreinigungsanstalten und Schafrollenwäusche, über die wohlthätige Wirkung der Romane der Gräfin Hahn-Hahn auf die nothleidenden Classen der menschlichen Gesellschaft, über den künstlerischen Werth des lithographirten Portraits von R. Prutz, über seines ehemaligen Freundes Ruge Verdienste um Anerkennung deutscher Tugenden im Auslande und über hundert andere lang- und kurzweilige Dinge Werke liefern, welche von meiner Clique gelobt werden müßten, wenn ich mich je in eine Clique hineincomplimentirt hätte; aber ich erkläre mich gänzlich außer Stande, je so angenehme und leicht lesbare Novellen aus dem Armel schütteln zu können wie die vorliegenden. Und ich weiß nicht, ob dieses Unvermögen in einem gewissen kritischen Rigorismus, in einer Lücke meines productiven Talents oder in einem Mangel an Übung in diesem Fache beruht. Vielleicht könnten wir Schriftsteller alle gute Lustspringer und Seiltänzer sein, wenn unsere Glieder zu diesem unnützen Geschäfte von Jugend auf eingerichtet und biegsam gemacht worden wären; und daß gerade zu der unterhaltenden Novellistik neben dem Talente besonders Übung und Virtuosität gehören, ist auch bei der oberflächlichsten Prüfung wahrzunehmen. Es scheint mir nun nicht ausgemacht, wer als kritischer Be-

richterflatter über irgend eine Gattung der Poesie zuziehen sei, Der, welcher sich darin versucht, oder welcher sich darin nicht versucht hat? Dieser, der sagen wird unbefangener und unparteiischer urtheilen, aber es gibt jetzt eine Menge hämischer Kritiker, nie eine Zeile geschrieben haben und um so unbedeutender über ein poetisches Werk, eine theatralische musikalische Aufführung urtheilen, je weniger sie Erfahrung von den Schwierigkeiten der Kunstkenntnis haben, und deren absprechende Weise gesellschaftlichen Medisance überhaupt zusammen. Ich meine, daß das Urtheil über ein Werk sich milder und vorsichtiger gestalten wird, je mehr man übt in derselben Kunstgattung und Kunstströmung war und Einsicht in die eigenthümlichen Seiten dieser speciellen Kunstgattung gewonnen hat aber stehe ich auf einem meiner eigenen Kunstübungen wenn ich von dieser sprechen darf — ganz fremdbietend. Ich kann sagen, daß diese Novellen theilweise mich unterhielten, daß sie reich an Eigenschaften welche gerade auf die große Lesermenge wirken; ich kann und werde noch manche dieser Eigenschaften die aber meist nur auf einen unterhaltenden Zweck auslaufen, namhaft machen, aber ich fürchte, daß dieser allgemeinen Empfehlung den Verf. nicht zustellen werde; denn, so viel mir bekannt, gehört den etwas Verwöhnten, die vorzugsweise für die Haltung schreiben, mit der Stimme der großen Leser welche sie für sich haben, jedoch nicht zufrieden sondern auch noch die Stimme der Kritik für haben und zugleich eine Stellung in der Literatur zunehmen wünschen. Hierüber hat jedoch nur die Welt zu entscheiden, nicht der einzelne Kritiker, ich fürchte fast, daß bei der überreichen Menge der Werke welche gerade auf dem Gebiete der Novellistik sind, Viele, welche jetzt an ihrer Spitze stehen, stehen glauben, bereits von der nächstkünftigen Generation vergessen sein werden. Wie viele Namen, ehemals einen ebenso guten Klang hatten wie I sind im Sturmeswehen unserer raschen Zeit verblasst. Vielleicht besitzen die Segigen wenn auch nicht das ursprüngliche Talent früherer Erzähler, doch einen in einem gewissen Gedankeninhalt, welchen die Zeit

ihnen zuführt, in jenem feinen gemeinsamen Geiste, der alle Individualitäten durchdringt und ihnen eine allgemeine Färbung ausdrückt, welche nur noch selten etwas individuell Charakteristisches durchscheinen läßt.

Eben diese individuelle Local- und Sonderfärbung des Talents vermißt man bei Mügge, der sich allerdings durch geschmackvolles Arrangement, Beweglichkeit der Darstellung, Frische der Schilderungen und die Geschicklichkeit, Zeitstimmungen in seinen Novellen zu verarbeiten, weit über die rohe Menge der Tageschriftsteller erhebt. Mügge hat durchgängig etwas Nobles; Edles oder Adeliges möchte ich nicht sagen, da das deutsche Wort einen höhern Seelenwerth andeutet. Das Noble, was ich meine, bezieht sich bei Mügge mehr auf die äußerliche Form und ist an sich anerkennenswerth. Weil ihm aber der Stempel der eigentlichen Originalität mangelt, so gefällt er wol, so lange man ihn liest, aber es bleibt kein dauernder Eindruck übrig, welcher eben die Unsterblichkeit eines Buchs oder Schriftstellers ist, soweit überhaupt etwas Irdisches sich auf Unsterblichkeit und Unvergänglichkeit Rechnung zu machen hat. Mügge's Erfindungskraft ist sehr beweglich, aber auf einem nur beschränkten Felde, und spricht mit einer sehr geläufigen, wenn auch etwas breiten Sprache zu uns, in einer Sprache, deren Grammatik uns ihren Grundzügen nach ziemlich bekannt ist. Außerdem haben seine Novellen fast sämmtlich das Eigenthümliche, daß sie mit großer Lebendigkeit, oft mit neuen Figuren, Gruppen und Situationen beginnen und selbst die Erwartungen Desjenigen spannen können, der nicht nach dem flatterhaften Schmetterlinge der bloßen Unterhaltung hascht. Aber diese novellistische Feuer hält nie oder selten aus und brennt dann in weitem Umfange aber niedrig am Boden fort, um sich nicht wieder zu der anfänglichen Höhe zu erheben. Der industrielle Sinn unserer Romanschriftsteller, womit sie den Stoff statt zusammenzudrängen möglichst ausdehnen, beherrscht auch Mügge und bringt ihn um jede concentrirte Wirkung. „Man muß den Quart breit treten“, sagte ein gewisser Romanschriftsteller und Novellenfabrikant, welcher freilich viel tiefer steht als Mügge und auf der Sturmleiter unserer Novellistik eine der untersten Stufen einnimmt. Indes ist der Entschuldigungsgrund, daß der Mensch leben und verdienen will, immerhin ein sehr triftiger, besonders einem Publicum wie das gegenwärtige gegenüber, welches für eigentliche poetische Kunstschöpfungen weder Sinn noch Gedächtniß mehr besitzt. Schade nur, daß so viele schöne Kraft sich unnütz zersplittern muß; denn es ist ersichtlich, daß auch Mügge, wenn er sich mehr in sich sammeln wollte, literarisch Bedeutsameres leisten könnte, freilich auf die Gefahr hin, für die zweifelhafte Gunst der Kritik die ungewisse der Buchhändler und des großen Lesepublicums einzubüßen.

Mehre der hier mitgetheilten Novellen haben den Hauptmangel, daß sie das knappe, über eine schlanke, zierliche und leicht zu umspannende Taille bewirkende Gewand der Novelle aus-, und das breite, schleppende

Kleid des Romans anziehen, wobei denn die psychologische Durchführung dem mehr äußerlichen romanhaften Apparat weichen muß. Ich nenne beispielsweise hier die Novellen „Jakobine“ und das „Gold der Vinheiros“. Jene beginnt sehr munter, malerisch und lebendig, verliert sich aber immer mehr in das Dickicht oft verbrauchter Romanefecte, sodaß der Leser durch Dick und Dünn, über Stock und Stein gehest wird, wobei die Kritik häufig ins Gebränge kommt, wennschon der Liebhaber compacter Gefahr-, Rettungs- und Verzeihungsge-schichten seine Freude daran haben mag. Dagegen ist der Verf. in Darstellungen aus dem beschränkten Haus- und Familienleben überaus glücklich, indem ihnen der Stempel der Wahrheit und natürlichen Einfachheit aufgedrückt ist. Der Verf. weiß uns hier in die vollkommenste Mittheilung zu versetzen, sodaß wir an den Leiden und Freuden der Personen den innigsten Antheil nehmen. Ich nenne hier vorzugsweise die Novelle „Liebe in alter Zeit“, die ein erhöhtes Interesse durch die glückliche Einführung des großen Preussenkönigs Friedrich erhält. Auch in die tiefern Leiden der menschlichen Gesellschaft thut Mügge zuweilen einen sehr glücklichen Griff, wie in der Novelle „Simon“, die, und nicht zu ihrem Nachtheil, an die Weise von Boz in dessen ernstem Gentrübeldern erinnert. Als glücklicher Reiseschilderer und Beobachter zeigt sich Mügge ferner in dem Aufsatze „Ewinemünde und Rügen“, worin treffende Bemerkungen mit den glücklichsten Naturschilderungen in anziehender Mannichfaltigkeit abwechseln.

Der Verf. ist häufig auch ein Partisan des modernen Liberalismus genannt worden, und wennschon es an liberalen Bezugnahmen und Andeutungen nicht fehlt, so tritt doch seine Freisinnigkeit im Ganzen in ziemlich sanftmüthiger Form auf. Hier und da finde ich selbst Züge eines gewissen Austerliberalismus, der, weit entfernt, wie etwa in der Novelle „Simon“, einen innigern Bezug auf die Leiden und Interessen des Volks zu nehmen, mit aristokratischen Gelüsten liebäugelt und sich mit Glanz und Eleganz zu umgeben liebt. Diese Wendung hat der Liberalismus überhaupt in gewissen höhern Classen des Bürgerthums genommen, indem man, unter dem Vorwande einer geistigen Aristokratie, mitten zwischen den höhern und niedern Positionen der Gesellschaft, jenen freilich ebenso sehr sich nähernd als von diesen sich abschließend, einen bevorzugten Stand mit allen Ansprüchen auf Überlegenheit, Freiheit, Glanz und Wohlsein zu bilden sucht. Jede Annäherung an das Volk gilt innerhalb dieser Emporkömmlingsclasse für unfashionabel und gemein. Ein Repräsentant dieser geleckten bürgerlichen Aristokratie ist Georg, der bürgerliche Gutsheer, in der Mügge'schen Novelle „Welt und Herz“. Georg liebt Marie, ein schlichtes Mädchen, das aber genöthigt wird, einen Förster zu heirathen. Georg ist voll Wuth und Verzweiflung, die aber, wie man bald gewahr wird, nicht eben tief in seinem Herzen wurzeln. Sehr bald sieht er ein, daß Marie seiner wirklich nicht würdig war; denn wie erscheint sie ihm, als er sie später wieder er-

blickt: „Ihre Züge“, heist es, „waren grob und rauh, ihr Gesicht aufgedunsen, das Haar, einst so schön und glänzend, hing verworren um ihren Nacken. Ihre einfache Kleidung, die großen, von wirtschaftlicher Arbeit rothen Finger, Alles widerte ihn an, und stumm blieb er an der Schwelle stehen.“ So schildert auch Gräfin Hahn-Hahn die einfachen Töchter aus dem Volke; ich erinnere nur an ihre Thorschreibertochter in „Cecil“. Was hilst da Gemüth und Herz? Die garstigen Finger, die simple Kleidung, die raue Arbeit — dies sind zu gemeine Elemente für ein innigeres Anschließen oder auch nur für ein Festhalten früherer Reizung. Und doch sollte der Mensch auf den Besitz von Herz und Gemüth, die ebenso seltene als kostbare Güter sind, stolz sein dürfen, wenn nicht Herz und Gemüth nothwendig mit der unglücklichen Eigenschaft verbunden wären, bescheiden zu sein. Bei Rügge wird der Eindruck nur um so schneidender, da uns Marie in einer Lage, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt und auch die Theilnahme Georg's in Anspruch nehmen sollte, vorgeführt wird. Marie trauert eben an der Leiche ihres Kindes, und ihr Schmerz spricht sich gerade dann am rührendsten aus, als sie das todte Kindlein in ihren Arm nimmt, herzt und küßt, ohne Georg weiter zu beachten. Ein solches Verfahren ist unzweifelhaft nicht fashionabel; Marie hätte ihren mütterlichen Schmerz künstlicher zu verbergen wissen sollen. Dies scheint auch Georg einzuleuchten; denn es heist: „Niedmüthig und getäuscht, verfolgte er seinen Weg. Nun empfand er schon, daß er einem andern Lebenskreise angehöre, daß Marie ihm nichts mehr sein könne, daß Herzensgüte und die einfachen Tugenden eines unverdorbenen Gemüths nicht ausreichen als Ersatz für die Forderungen höherer Ansprüche“ u. s. w. So werden also jetzt Herzensgüte und Unverdorbenheit auf die niedrigste Stufe gestellt; sie schützen ja nicht vor rothen Händen und Aufgedunsenheit des Gesichts! Georg heirathet zuletzt auch ein ebenso schönes als kokettes und geistreiches adeliges Fräulein, dem auch die Moral der Erzählung in den Mund gelegt ist, wenn sie zu Georg sagt: „Mein Georg, so ist es doch wahr, daß du zu Höherem bestimmt bist, als Feld und Wald zu bestellen oder Dampfmaschinen zu heizen. Aber das sind Mittel zum Zweck. Erwerbe wer steigen will! Besitze weltliche Güter, wenn deine geistigen Schätze nützen sollen!“ Dies heiße ich dem Erwerbsthanmel der Zeit geschickt zum Munde reden! Leider bleibt der Leser im Unklaren, ob Georg ein hochbegabter Mensch ist, und was er Höheres und Größeres leistet oder zu leisten vermag; denn daß Rügge ihn am Schluß zum Präsidenten der Kammer ernennen läßt, ist ein ebenso willkürliches und unvorhergesehenes als armseliges Auskunftsmitel.

So liegt etwas Doppelhüngiges in Rügge's Liberalismus, der nach oben hin kokettirt und nach unten hin den gnädigen Herrn und Protector spielt. Indes mag ihm dies zur Entschuldigung dienen, daß ein deutscher Novellist von Geschmack und ästhetischer Durchbildung sein Publicum vor-

zugsweise in der höhern Classe und zwar unter den Frauen suchen und jedes Mittel anzuwenden muß, diesen zu gefallen. Dieser Umstand wie der Mangel an echt humoristischer Gestaltung hindert auch unsere Novellistik, volksthümlich und ein so entschiedener Ausdruck der deutschen Nationalität zu werden, wie z. B. Boy ein Ausfluß und Ausdruck der englischen Nationalität, nicht bloß das schmeichelnde und geschmeichelte Geschöpf einer ästhetisch gebildeten Gesellschaftsclasse ist. Rügge's bessere Besinnung kommt bei alledem häufig genug zu Tage, für seine bewegliche Productivität zeugen diese sechs Theile Novellen, außerdem beweist er ein lebenswürdiges Gemüth und eine pralle lebendige Auffassung der Lebenserscheinungen, sodaß man seine Novellen als eine angenehme, zum Theil anregende Lecture mit Recht empfehlen kann.

H. Warggraf.

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Ein unbegrenztes und allzu kühnes Vertrauen auf die Macht des Geldes, gleich als sei damit Alles zu erreichen, ist eine unserer Hauptschwächen, die man sich in der ganzen Welt nicht hat entgehen lassen. Nicht genug, daß wir auf das Gewicht unserer Börsen im Stillen vertrauen, nein, wir müssen sie auch prahlend allen Gastwirthen und Positionen um die Ohren schütteln, bis die Leute unsere Überlegenheit gebührend begriffen haben, wobei wir noch obenein die beleidigende Voraussagung machen, daß Jene arm und feil genug sein werden, um für unser Geld unbedingt nach unserer Pfeife zu tanzen. Natürlich kommt uns unsere Eitelkeit und Unverschämtheit theuer zu stehen. „Mylord anglais“ ist die Lösung zu Plünderung, Übertreibung, kriechender Bettelei; für die Plagen, denen er vorzugsweise ausgesetzt ist, mag Mylord anglais sich bei sich selbst bedanken. Wir trafen einmal in Lüttich einen alten Herrn, der ganz Belgien und den Rhein hinauf bis ins Nassauische bereist hatte, ohne ein Wort von irgend einer Sprache der Welt außer seiner englischen Muttersprache zu verstehen. Er war der Ansicht, man könne durch die ganze Welt fortkommen, ohne irgend eine Sprache zu können, wenn man nur viel Geld habe. Was er in Wiesbaden oder sonst wo bezahlt hatte, wußte er nicht: seine Methode war, die Hand in die Tasche zu stecken, sie voll Gold herauszuziehen und dann das Gold sich selbst helfen zu lassen; er wurde betrogen, er machte sich nichts daraus; er wußte wol, daß er betrogen würde: was that's? er konnt's bestreiten, er wollte betrogen sein. Wir fragen jeden vernünftigen Mann aus irgend einem Lande, ob solch ein eingeständenes System, welches offen eine Prämie auf Spitzbüberei setzt, nicht ganz dazu angethan ist, Diejenigen, welche es in Anwendung bringen, unelberufen und lächerlich zu machen?

Diejenigen Engländer, welche sich auf dem Continent ansiedeln — Leute, die aus guten Gründen ihr Geburtsland verlassen, sonderlich aber aus einem, den sie nicht immer gern verlassen — sind der Vernunft und Freisinnigkeit nicht gerade zugänglicher. Sie sehen gemeiniglich finster aus und grollend wie Gewitterwolken. Sie geben sanften Eindrücken niemals nach; sie müssen hart gestoßen werden, um zu weichen. Die Kruste der Vorurtheile schmilzt nie: sie kann nur durch wiederholte Schläge zertrümmert werden. Und das Schlimmste ist, daß sie gerade in dem Lande, welches sie um der Nähe seiner Lage willen und aus ökonomischen Rücksichten zu ihrem Aufenthalt zu wählen genöthigt sind, unter eine Bevölkerung gerathen, welche in Allem das Gegentheil von ihnen ist. Der

verdrückliche Stolz der Engländer und die losplagende Eitelkeit der Franzosen geben ein Gemisch, das für einen Perceffekt taugt. Die schönste Erläuterung hierzu liefert ein Gespräch, das zu gut ist, um wahr zu sein. Ein Franzose prahlte gegen einen Engländer mit dem Siege von Waterloo. „Siege?“ ruft der Engländer aus, „Wer hat gesiegt? Wir haben gesiegt, denn wir haben das Feld behalten.“ „O mon Dieu“, entgegnete der Franzose; „was beweist das? Gewonnen haben wir die Schlacht, aber Ihr wart so eigensinnig und wolltet absolut nicht geschlagen sein; darüber haben wir die Geduld verloren und haben Euch den Platz überlassen.“ Engländer, welche in Frankreich ihren Aufenthalt nehmen, gehen gewöhnlich aus dem Grunde dahin, um wohlfeil zu leben und die Erziehung ihrer Kinder wohlfeil zu haben. Eine Familie kann in England nicht ohne harte Einschränkung und noch härtere Demüthigung mit dem Stümpern leben, womit sie in Frankreich gemächlich auskommt. Das ist der Magnet, der so viele Personen von beschränktem Einkommen nach den französischen Küsten zieht. In dem Städtchen Dinan an der Rance leben fast 300 Engländer*), in Tours an der Loire 2000 (und früher wol dreimal so viel, bis ein Mißbehagen ausbrach und die Gemeinde zersprengte); Auranches, St.-Malo, St.-Servan sind überfüllt mit Engländern; in Boulogne wohnen ihrer 6000, und verhältnismäßige Massen in Rouen, Caen, Havre und andern Städten. Man verbannt sich nicht aus bloßer Caprice in ein fremdes Land, wo eine fremde Sprache gesprochen wird, wo man mit fremden Sitten umgeben ist und getrennt von den vertrauten Gesichtern und den gewohnten Bezügen und Verbindungen, es muß ein mächtiger Beweggrund sein, der zu solchen Opfern antreibt. Und ein solcher ist es. Mit tausend Mißständen haben sie daheim zu kämpfen; sie können die Stellung nicht behaupten, die ihre Verhältnisse oder ihre Neigungen ihnen anweisen, und sobald haben sie Kinder, die zu erhalten, zu erziehen, in die Welt zu bringen sind. Sie suchen sich daher ein Land zum Aufenthalt, wo man wohlfeil lebt und wo sie nicht beachtet sind. Es ist kein Wunder, daß so viele Engländer in wohlfeilen Ländern leben; es ist vielmehr ein Wunder, daß ihre Zahl nicht noch größer ist.

Der in Frankreich ansässige Engländer ist indessen bei allen diesen Vortheilen mit seinem Aufenthalt und neuen Leben keineswegs zufrieden. „Sa“, ruft er aus, „wohlfeil lebt sich's hier, das ist wahr; allein das ist auch Alles. Von Geselligkeit, vernünftigem Umgang ist keine Rede; man vegetirt nur; das Beste ist, für sich zu bleiben und zu essen und zu trinken nach Herzenslust.“ Wir möchten den armen aber wohlgeachteten Mann fragen, was für Gesellschaft und Umgang er bei sich zu Hause und ob er überhaupt dergleichen haben konnte. Wenn aber, warum hat er sich aus seinem Vaterlande so elendiglich verbannt? Warum? Weil er wohl wußte, daß Gesellschaft geben und Besuche machen in England schon allein sein ganzes Einkommen aufgezehrt haben würde. Es fehlt aber in den französischen Städten gar nicht an guter Gesellschaft; sie ist nur gewöhnlich viel zu gebildet für den englischen Sparmann. Man findet in den Provinzen überall unterrichtete, gelehrte Männer, Kenner der Literatur, Schriftsteller; wenn auch Paris der Mittelpunkt des gesammten politischen und Modelbens von Frankreich ist, muß man doch nicht glauben, daß in Frankreich alle tüchtigen und gebildeten Leute so nach Paris laufen wie in England nach London. Also Umgang könnte der ansässige Engländer schon finden, wenn er dem, der sich findet, nur gewachsen wäre.

Die gewöhnliche Dittung einer englischen Niederlassung in einer französischen Stadt ist der Verderb der letztern. Sie wird mit der Zeit eine englisirte französische Stadt, nicht französisch und nicht englisch, sondern eine schlechte Mischung aus Beidem, etwa so wie ein „Bistek anglais“ mit einer bicken Brähe von Zwiebeln daran. Die Franzosen würden ganz ge-

neigt und willig sein, mit ihren Gästen in Verkehr zu treten, aber die Schroffheit und Kälte der Engländer hält jeden Umgang entfernt. Die Engländer fügen sich nicht den herrschenden Sitten, sondern führen die ihrigen ein; es gibt keine englische Niederlassung, die nicht ein Miniaturbild von Altengland wäre, in die nicht, soweit es irgend möglich ist, die ganzen Sitten des Mutterlandes lebhaft überpflanzt wären, ohne die mindeste Rücksicht auf die Interessen oder Vorurtheile der umwohnenden Bevölkerung. Die Engländer sind die Einzigen, die dies thun, die Einzigen, die es können. Die Deutschen, die den Engländern mehr als sonst eine Nation in allem Übrigen gleichen, weichen hierin gänzlich von ihnen ab. Wohin Deutsche kommen, bequemen sie sich der Landessitte und zeichnen sich gewöhnlich aus durch ihre Einfachheit, Geradschlosigkeit. In Amerika sind sie wegen dieser Eigenschaften beliebt, und weil sie sich hüten, die Eigenliebe und den Nationalstolz des Volks zu verwunden. Die Engländer thun sich etwas darauf zu Gute, gegen die Vorurtheile der Welt sich aufzublasen und die Stacheln ihres Charakters mit der Reizbarkeit des Eigels herauszutreiben.

Unter aller der erwähnten geldstolzen Hunkerei verbirgt sich eine wahre Hülzigkeit, und jeden Augenblick gibt sich ein kleinlicher, knausernder Sinn kund. Selbst in den wohlfeilen Orten, die sie sich ausgesucht haben, klagen sie beständig über die Kostspieligkeit des Lebens und die Betrügereien, deren Opfer sie sind. Es ist eine sehr gewöhnliche Beschuldigung, die gegen die Franzosen erhoben wird, daß sie zweierlei Preis haben, einen Engländerpreis und einen Franzosenpreis; aber die Schuld davon fällt wie von so vielen andern kleinen Beschwerden nur auf die Käufer selbst. Wenn die Engländer lernen wollten wie die Franzosen zu leben, dürften sie hoffen wie die Franzosen behandelt zu werden.

Nicht weniger merkwürdig ist der Umgang einer Hand voll englischer Ansiedler unter sich. Der borkige Stolz, die persönlichen Eitelkeiten und die Classenvorurtheile des alten Landes sieht man hier ebenso üppig auf dem Ableger wuchern als auf dem Mutterstamm. Fünfhundertjährig spielt die Rolle der Aristokratie. Sie sind im allerhöchsten Grade argwöhnisch gegeneinander. Niemand weiß, weshalb sein frisch angelangter Nachbar sein Zelt in diesem wohlfeilen District aufgeschlagen, aber die Bosheit ist fruchtbar in Ruchmachungen. Genug! Man könnte fragen, warum wir es unternommen haben, diese Schwachheiten unserer Nation aufzuwecken. Wir antworten, weil wir es lieber thun wollten als Andern das Geschäft überlassen, und weil wir doch nicht Anstand zu nehmen brauchen, der Welt zu zeigen, daß unsere Ehrlichkeit und unser Muth größer sind als unsere Eitelkeit. 40.

Literarische Anzeige.

Bei **H. A. Brodhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das

Criminalgericht in Bremen

vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen

von

Johannes Böfing.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Ebendasselbst erschien im Jahre 1843:

An Bremens gemeinen Mann. Von dessen Mitbürger **Johannes Böfing.** Gr. 12. Geh. 3 Ngr.

*) Dinan hat nicht viel über 8000 Einwohner.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung

Mittwoch,

Nr. 50.

19. Februar 18

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von J. Scherr. Stuttgart, Grunth. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

In der schönen Literatur Deutschlands grassirt die Schnellproduction; Vieles wird fabrikmäßig gearbeitet, nur für den Markt, nicht für die Dauer. Und doch weiß Jeder von den Schulbänken her, daß Horatius sagt: „Nonum prematur in annum“, das heißt, wenn man ein Buch herausgeben will, soll man es vorläufig neun Jahre liegen lassen und dann ediren, nota bene, wenn man es noch für passend hält; jetzt wird an dem Bogen, dessen letzte Seite der Autor erst Abends schreiben will, am Morgen schon gedruckt. Vom Ausfeilen ist die Rede nicht. Welches Kunstwerk aber bedürfte der Feile nicht?

Diese Schnellproduction hängt zusammen mit einer maßlosen Selbstüberschätzung. War es nicht Plato, der seine Schichte verbrannte, nachdem er den Homer gelesen hatte? Dergleichen findet man jetzt absurd; der Autor will jetzt nicht das möglich Beste geben, er will nur geben. Es ist in der belletristischen Literatur, seit dem Jahre 1830 ungefähr, eine Oberflächlichkeit eingetrisen, die erschreckend genannt werden muß. Jeder will Jedes machen können; Novellen, Tragödien, Lieder, kritische Erörterungen und so fort. Eine kräftige poetische Begeisterung regt sich selten; wie selten vernimmt man den Flügelschlag des Genies? Eine echte poetische Begeisterung hat ihren Quell in der poetischen Wahrheit; diese Wahrheit vermiffen wir in vielen poetischen Producten der neuesten Zeit. Die dichterische Weltanschauung ist eine eigenthümliche; worin ihr Wesen besteht, läßt sich gar nicht so leicht in ein paar Worten aussprechen; die poetische Weltanschauung weicht zwar von der ordinären ab, aber darum ist sie keine zurechtgemachte; barocke Composition. Das Letztere scheinen viele moderne Poeten zu glauben. Wer keine poetische Productionskraft besitzt, der mag diesen Mangel verdecken hinter den buntesten Lappen und verbergen durch die wunderlichsten Capricien, das Werk erscheint immer als ein zusammengefügtes, niemals als ein organisches Ganzes. Wo die schaffende Kraft fehlt, da ist die sogenannte Dichtung todgeboren, kann daher auch kein Leben, keine That, keine Begeisterung, nicht einmal dem ordinärsten Beifall, erwecken. Für alles Lebenskräftige hat jeder Lebendige eine

seine Bitterungskraft; aber für Lebenskraft gibt Surrogat. Vielen der Männer, die sich auf dem jetzt insonderheit der dramatischen Poesie, hervor stellt die schaffende Kraft. Leider ist dem J durch einseitige Kritik so viel Falsches vorgeschw es an Kritik nicht mehr glaubt, oder vielmehr derselben nicht mehr überzeugen läßt. Das ist ein mer, anarchischer Zustand. Das vorliegende Bu übrigens von kritischem Geist. Hr. Scherr schi lage zum Optimisten zu haben; Vieles sieht ein verschönerndes Glas; das Meiste begreift er rechten Eigenthümlichkeit. Der Verf. beschränkt blos auf deutsche Dichter; er spricht auch über d sten polnischen, italienischen, englischen und fran über die drei erstgenannten freilich nur sehr aphor

Mit viel Wärme ist der erste Abschnitt über rühmten polnischen Dichter Adam Mickiewicz gel Kräftige, enthusiastische Gebichte erworben : ungefähr zehn Jahren großen Ruhm; jetzt ist er ris und führt ein Mummienleben: er ist unter risten gegangen; wir behandeln ihn daher mit N einen Todten. Mickiewicz ist oft mit Lord By glichen, aber Ref. hält diese Vergleichung für Mickiewicz schloß sich ganz eng und fest an di nalktät seines Volks an, mit jedem Blutstropfen Pole; Byron kokettirte mit englischen Liebhabern Reiten, Schwimmen, Pistolenschießen; Byron w England Byron gewesen, Mickiewicz niemals wicz ohne Polen. Das fatale Gemisch von Spi Blasiertheit in Byron findet man in Mickiewi Daß man in Deutschland von Byron so viel macht, das hat offenbar der alte Goethe veranl ihn empfahl. Mickiewicz hat die Theilnahme l blieums sich selbst erworben. Die politischen Li fers polnischen Dichters sind anderer Art als d sten deutschen; in den erstgenannten braust ein tige Begeisterung, die Alt und Jung mit zur kühnen That. Mickiewicz's „Rußland“ ist e artiges Werk. Wie anregend und befeuernd ist : Heldengebichte „Konrad Wallenrod“; diese künfti testation gegen Unterdrückung entflammte Helb in jeder Brust; für uns Deutsche ist es auch in glichung fesselnd, daß demschändliche Rüge von

opfernder, entsagender Liebe darin vorkommen. Auch in der Genre-malerei ist der genannte Pole Meister, das beweisen seine Schilderungen von Jagden, Nationaltänzen und Bauerwirtschaften; seine Liebeslieder und seine Bearbeitungen orientalischer Stoffe finden wir wenig ansprechend.

Die Überschrift des zweiten Abschnitts kündigt zwei Tode an; der erste ist der italienische Dichter Giacomo Leopardi, der 1837 starb; eine Auswahl seiner Gedichte hat deutsch K. L. Kannegießer (Leipzig 1837) herausgegeben. Nachdem Hr. Scherr eine kurze Charakteristik dieses Dichters versucht hat, kommt er auf Platen. In dieser Abhandlung finden wir Mancherlei, worüber wir mit dem Verf. rechten müssen. Derselbe geht nämlich von der Behauptung aus, Platen sei eine der schönsten Zierden der deutschen Dichtershalle; aber schon zwei Zeilen hinterher bekennet er, daß Platen einer schöpferischen Phantasie entbehre. Wenn man die Platen'schen Dichtungen durchgeht, so läßt es sich nicht verkennen, daß der Dichter derselben eine poetische Weltanschauung habe, daß er für poetische Eindrücke empfänglich sei, daß er auch oftmals seine Empfindungen glücklich in Worte fasse und ausspreche; allein Das, was den Dichter zum Dichter macht, die freie göttliche Schöpferkraft, die geht ihm ab. Darum gefiel sich Platen in den fremden Formen der Poesie, weil sich da jener Mangel leichter verbergen läßt; aber selbst diese Ghafelen, wie unbedeutend, wie matt, wie nüchtern sind viele darunter! Hr. Scherr begeht in der Vorliebe für Platen die Ungerechtigkeit, zu behaupten, daß Ghafelen etwa für eine Formenvermehrung unserer Poesie gelten möchten, daß sie aber keineswegs im Stande seien, eine Wirkung zu üben, ein Menschenherz in seinen Tiefen „aufzuregen oder zu beruhigen“. Diese Behauptung, mit nichts begründet, ist ganz unkritisch und willkürlich. Diese „Aufregung“ und jene „Beruhigung“ kann der echte Dichter in jede Form, die nicht ganz heterogen ist, legen. Wenn Platen's Ghafelen weder „aufregen noch beruhigen“, so läßt sich das eben von Platen'schen, nicht aber von der ganzen Dichtungsart sagen. Ferner, ungeachtet Hr. Scherr behauptet, Platen sei eine der schönsten Zierden der deutschen Dichtershalle, so räumt er doch ein, daß den Platen'schen Dramen der dramatische Nerv fehle; Hr. Scherr hätte es doch geradezu aussprechen sollen, daß Platen's Aristophantische Komödien eigentlich nur einen formellen Werth haben. Läßt sich ja doch auch nicht leugnen, daß der Feldzug gegen Immermann und Heine sehr übereilt gewesen sei, zumal da Immermann und Heine bedeutender sind als Platen. Platen war offenbar in einer schlimmen Selbsttäuschung befangen; er hielt sich für geisteshemmer, als er war, daher seine Erbitterung gegen die Bühnenerfolge Houwald's und Müllner's, daher sein Troß gegen Immermann und Heine. Ref. hat die Überzeugung, der rechte Dichter horcht nicht neugierig hinaus, ob das Volk auf der Gasse auch wol seine Gefänge singe; er selbst will nur singen zu seiner Genüge; der rechte Dichter läßt Jedem gern seine Sangesweise und

deren Bewunderer. Dieses tränkliche Erbittertsein, diese Gereiztheit gegen Andere, dieses Sichgetränkthfühlen über Vernachlässigung ist ein Zeugniß gegen die Originalität seines Geistes; ein gleiches Urtheil fällen wir über Immermann.

Noch ein Mal muß ich Hrn. Scherr wegen einer Inconsequenz in Anspruch nehmen; nämlich S. 65 sagt derselbe, man müsse die strenge Form ihrer Schönheit überwunden haben, bevor man die Holdseligkeit der Platen'schen Dichtungen zu begreifen und zu genießen fähig sei. Hr. Scherr behauptet also hier, daß hinter der strengen Schönheit die Holdseligkeit liege, oder daß eine strenge Schönheit, wenn man sie genauer besehe, holdselig sein könne. In diesen Behauptungen vermissen wir alle logische Schärfe. Was man strenge Schönheit nennt, damit bezeichnet man vorherrschend das Antike in seiner eigenthümlichen, scharfen Abgeschlossenheit, worin es mehr den Geist als das Gemüth oder das Gefühl anregt. Das schroffe Gegentheil ist die holdselige Schönheit; die Holdseligkeit ist dem außerchristlichen Leben ganz fremd; eine Venus ist nicht holdselig, wol aber ist es eine Madonna. Wenn wir nun noch über die Auswahl der hier mitgetheilten Platen'schen Dichtungen sprechen sollen, so müssen wir bemerken, daß Hr. Scherr wol gerade nicht die ansprechendsten gewählt habe. Derselbe preist Platen's Epigramme als sinnvoll, schlagend, lieblich und vollendet in der Form. Sogar gegen die Vollendung der Form ließe sich Mancherlei einwenden; nämlich Ref. erklärt es nicht für gut, daß der Sinn des Pentameters erst im nachfolgenden Hexameter seinen Abschluß bekommt, wie z. B. in dem Epigramm „Sophokles“ (S. 57). Was ferner das Sinnvolle dieser Epigramme betrifft, so können wir auch diesen Vorzug nicht unbedingt zugeben; unter den sieben hier mitgetheilten Platen'schen Epigrammen sind zwei total schielend; z. B. in dem einen sagt der Dichter: daß in Sophokles Ehrfurcht gegen das Himmlische tiefer wohne als irgend es träumt ein modernes Gebetbuch. Ref. glaubt nicht, daß es sinnvoll gesagt sei, ein Gebetbuch träume. Ferner, Platen vergleicht, unter der Überschrift „Triumph“, den Dichter mit einer Lawine, die selbst der Feind rasch weiter wälze. Ref. meint, daß die Lawine nicht gewälzt wird, sondern daß sie sich fortwälzt; das Epigramm heißt (S. 58) so:

Einer Lawine vergleich' ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst

Rasch ihn weiter; es kommt eine gerechtere Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke in mein Leben, mitgetheilt von G. v. von Bülow. Helmstedt, Fleckeisen. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir die Lecture des vorliegenden Buchs beinahe beendigt hatten, fiel uns ein Artikel über dasselbe in Nr. 250 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 3. 1844 in die Hände, in welchem es von Hrn. v. Bülow ohne weiteres hieß, er habe keine höhere sittliche Haltung befohlen, mit Einem Worte, er sei kein Charakter gewesen. Mag nun auch immerhin der Verf. jenes Artikels in der Nähe des Hrn. v. Bülow leben und

einige Kenntniß von den braunschweigischen Zuständen besitzen, so erregen doch gerade die von ihm gebrauchten Ausdrücke ein nicht unbegründetes Mißtrauen, weil sich in unsern Tagen höhere Staatsbeamte, sie mögen nun in der Verwaltung oder bei der Rechtspflege beschäftigt sein, nur zu oft müssen gefinnungs- und charakterlos schelten lassen. Aber Gottlob! es steht so schlimm noch nicht bei uns in Deutschland, und wenn wir auch selbst Einzelnes an dem vorliegenden Buche anzufügen haben, so verdient doch sein Verfasser durchaus nicht jenen harten Vorwurf seines braunschweigischen Landsmannes.

Wenn wir nicht irren, so bezieht jener Tadel sich vorzugsweise auf die Zeit vom 17. Oct. 1826 bis zum 3. 1830, wo Hr. v. Bülow durch ein Cabinetschreiben des Herzogs Karl mit den Dienstverrichtungen des Geheimraths v. Schmidt-Philstedt interimistisch beauftragt war. Wir ersahen aus den letzten Seiten des Buchs, daß mit der Verbrennung des Schlosses in Braunschweig und mit der Vertreibung des Herzogs schließt, daß schon damals in Flugschriften mancher Tadel über den bei den Regierungsmaßregeln theilhaftigen Verfasser ausgesprochen sei, der dann von „nachhallenden Geschichtsschreibern“ (Rottke, Welcker und Münch) wiederholt worden sei. Hr. v. Bülow erklärt aber im Vorworte, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, diesen Abschnitt der braunschweigischen Geschichte zu schreiben, und begnügt sich nur auf der letzten Seite auf das Bestimmteste zu erklären, daß von einem Finanzbruche in jener Zeit keine Rede sein dürfe, daß die öffentlichen Abgaben zwar nicht vermindert worden sind, daß sie aber auch nicht drückend gewesen wären (durchschnittlich etwa drei Thaler auf den Kopf), und daß die Abtragung der Landesschulden gleichfalls vorgerückt sei. Ebenso fest versichert er (S. 197), daß ihm die Briefeöffnungen und die geheime Polizei durchaus fremd geblieben sind, und wir nehmen keinen Anstand, ihm hier Glauben beizumessen und die versöhnliche Gesinnung zu beloben, die er in den Schlussworten ausgesprochen hat. Nur das ist uns auffallend gewesen, daß Hr. v. Bülow, der doch in jener unruhigen Zeit des Sept. 1830 eine der bedeutendsten Stellen in Braunschweig einnahm, ganz ohne einige Kunde der Katastrophe vom 7. Sept., die den Herzog Karl um Thron und Land brachte, geblieben ist und daß er in einer so schweren Zeit gerade am Tage des Schloßbrandes auf sein Gut Rhode reisen konnte. Wir gestehen, daß uns die Äußerung (S. 198), er sei als Mitglied des Staatsministeriums nicht beauftragt gewesen, durch Polizei oder Militair zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe zu wirken, und sein Verbleiben sei also nutzlos gewesen, befremdet hat.

Wenn wir hierauf der Erzählung des Buchs folgen, so eröffnet uns der erste Theil desselben, welcher des Verf. Familie und Erziehung umfaßt, wohlthuende Einblicke in das geordnete Leben einer braunschweigischen adeligen Familie, die, ohne gerade mit Glücksgütern zu sehr gesegnet zu sein, doch auskömmlich zu leben hatte und eine anständige, gastfreie Haushaltung führte. Der Verf. genoss einer guten Erziehung, erst im ältlichen Hause, dann auf dem Carolinum in Braunschweig, wo er zugleich dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand als Page diente und manche interessante Einzelheit von diesem ruhmwürdigen Herrscher anführt. Die von ihm schon im J. 1833 herausgegebenen „Beiträge zur braunschweigischen Geschichte“ und die beiden ersten Bände der Strombeck'schen „Erinnerungen“ erhalten hier manche Ergänzungen, und die Jüngern unter den Lebenden müssen es beiden Verfassern danken, daß sie ihnen eine Zeit geschildert haben, die durch geistige Bildung, Feinheit der Sitte und Einfachheit des Lebens eine besondere Auszeichnung in den damaligen Zuständen des nördlichen Deutschlands erhalten hat. Dasselbe gilt von der Universität Helmstedt und mehreren ihrer berühmtesten Lehrer, deren Zuhörer Hr. v. Bülow in den Jahren 1789—93 gewesen war. Nach üblicher Landesstille trat er nach Ablauf dieser Zeit als Assessor bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel ein und erhielt eine Stellung, die damals durchaus ihren Zweck ver-

fehlte, die jungen Männer sich ganz selbst überließ und ihre Arbeitszuteilung lediglich von der Laune oder Muße des Kanzleidirectors abhängig machte. Diese und ähnliche Mängel der Gesetzgebung sowie die politische Verstimmlung der Zeit, die namentlich durch die Unentschlossenheit der preussischen Politik herbeigeführt wurde, bespricht der Verf. mit Freimüthigkeit, auch verheißt er nicht, wie manche Schritte des Herzogs, dem er wie das ganze Land mit der innigsten Anhänglichkeit und Treue zugethan waren, Besorgnisse erregten, die der Auszug desselben zum Kriege gegen Frankreich nur noch steigerte.

Zur Katastrophe des 3. 1806 weist unser Verf. manche Einzelheiten beizubringen. Die Franzosen nahmen Braunschweig als herrenloses Gut in Besitz, der Gouverneur Bisson bezog das Schloß, lebte im Überflusse und nahm sich vom Theater, „pour suivre la coutume du lieu“, wie er höhnend bemerkte, eine Maitresse, zu deren Gesellschaft sich ehrbare Frauen in seinen Gesellschaften einfanden sollten. Als das Königreich Westfalen errichtet war, ward v. Bülow zum Richter bei dem Criminalgerichtshofe des Norddepartements ernannt und vertauschte im April 1812 diese Stelle mit der eines Präsidenten des brandenburger Tribunals. In beiden Stellen wußte er die Pflichten eines altbraunschweigischen Unterthans mit den Amtsgeschäften eines westfälischen Richters in guten Einklang zu bringen. Auch von ihm erfahren wir Manches über die westfälische Zeit, z. B. über den Einzug des Königs Jerome in Braunschweig, wo die Zuschauer nur mühsam das Lächeln verhielten, als sie diese kleine, ausgemergelte Figur schon am Eingange des Schloßplatzes den Degen ziehen und mit gezücktem Schwert in das Schloß einreiten sahen, und Anderes mehr. Merkwürdig aber ist von einem Manne, der als Schriftsteller über das französisch-westfälische Civil- und Criminalverfahren aufgetreten ist, folgende Stelle hierüber auf S. 16: „Waren auch die guten Seiten der fremden Verfassungsweise und Rechtsprechung wie der Vorzug eines Jedermann zugänglichen Gesetzbuchs nicht verkannt, so schickte man ihnen doch keine sehnlichen Rückblicke nach. Für die Öffentlichkeit im Verfahren der gerichtlichen und Verwaltungsbehörden sprach sich kaum ein Wunsch aus, noch weniger erfüllte das Verlangen nach derselben das Publicum, wie die anmaßlichen Stimmführer des Volks jetzt behaupten und hervorzurufen sich bestreben, allerdings mit richtiger Berechnung des eigenen Vortheils, weil damit eine reiche Aente für die Pressfabriken, Stoff zu Scandal nämlich und Verdrungen der Wahrheit, erzeugt werden muß. Dem Strafverfahren war allerdings mehr Theilnahme und Beifall geworden als dem westfälischen Civilproceß, aber auch da galt derselbe weniger dem Wesentlichen als dem Schauspiele, und der Unterhaltung, die es gewährte. Es zählte zu den Circenses des Napoleonischen Despotismus. Den nähern Beobachtern war jedoch der Nutzen unverkennbar, den jenes Verfahren den Advocaten und den Staatsbürgern der niederen Classen, die zu Geschworenen berufen werden konnten, dargeboten hatte. Jene sahen sich zu einem belebenden Wettstreit genöthigt, diese mit Männern höherer Bildung zusammengefaßt, durch Erweiterung des Geschäftskreises und Erweckung des Selbstgefühls gehoben.“ Wie wenig indessen das französische Rechtsverfahren das wirkliche Recht vor Augen hatte, geht aus einer Erzählung des Hrn. v. Bülow sehr anschaulich hervor. In einem Concurse in Mecklenburg war ein dem Verfasser zustehendes Hypothekencapital weit vor einer Forderung zur Zahlung angelegt, die dem Kurfürsten von Hessen gehörte, allein von Napoleon nach Ewentrecht angesprochen wurde. Hr. v. Bülow machte seine rechtskräftig erkrittene Ordnungsstelle geltend, allein der feindliche Geschäftsträger schrieb ihm: „Monsieur, vous êtes sans doute bien fondé en justice, mais il me faut vous observer que Sa Majesté l'empereur et roi prime tout le monde.“ Das Reich der französischen Herrschaft aber glück Alles aus.

Nach Wiederherstellung der alten Verhältnisse ward v. Bülow Vicepräsident im Landgerichte zu Wolfenbüttel und er-

freute sich der wohlwollenden Berücksichtigung des Herzogs Friedrich Wilhelm, mit dessen frühem Tode so schöne Hoffnungen des Landes zerstört wurden. Unter der vormundschaftlichen Regierung ward der Verfasser, der auch viel mit Grenzberichtigungen und staatsrechtlichen Ausführungen beschäftigt gewesen war, als Kammerdirector 1819 nach Braunschweig versetzt und trat so in die Reihe der höchsten Staatsbeamten. Die Darstellung seines neuen Geschäftskreises und die Verhandlungen mit der Landschaft müssen wir hier übergehen; von wichtigen Persönlichkeiten werden der Minister Alvensleben und der Geheimrath v. Schmidt-Phisfeld mit Lob genannt, die Diskussionen über den bevorstehenden Regierungsantritt des Herzogs Karl erwähnt, die Befürchtungen über denselben nicht verschwiegen und offen ausgesprochen, daß unter den erwähnten Umständen die Verlängerung der vormundschaftlichen Regierung über ein Jahr hinaus allgemein als ein Gewinn angesehen worden ist.

Die Schilderung des Herzogs Karl scheint uns gerecht. Seine Abgeschlossenheit und sein großes Mißtrauen traten nach Antritt seiner Regierung immer mehr hervor, sie gingen in Nichtachtung der Menschen über und in jene unglückliche Stimmung, die Tacitus so treffend mit den Worten bezeichnet hat: *solus moestum vigilantiam et malas curas exercebat*. Um Regierungsgeschäfte kümmerte er sich wenig, nur das Militair und das Theater erregten seine Theilnahme, ferner die Streitigkeiten mit seinem fürstlichen Vormunde, wo v. Bülow offen und rücksichtslos seine abweichende Meinung ausgesprochen zu haben versichert. Dadurch sei auch der Grund zur Entfremdung des Fürsten gegen ihn gelegt worden. Über die Mißhandlung des würdigen Schmidt-Phisfeld geht der Verf. kurz hinweg, hält aber seinen Unwillen nicht zurück; eine längere Stelle ist der räthselhaften Erscheinung des Legationsraths Kindwirth gewidmet. Den Schluß macht der Streit, in welchen der Verf. mit der Landschaft im J. 1828 gerieth, wo er seine landschaftliche Stellung aufgab und dies als eine Schwäche anerkennt, die er seiner Ruhe nicht hätte bringen sollen. Wir sind über diese Verhältnisse nicht genau genug unterrichtet, um ein vollständiges Urtheil abgeben zu können, müssen aber gestehen, daß die Offenheit, mit welcher sich der Verf. hier und in andern Stellen über seine dienstlichen Verhältnisse ausgesprochen hat, eine Achtung verdient, welche ihm seine politischen Gegner nicht hätten vorenthalten sollen.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Rechtsgeschichtliche Studien.

Wir haben schon früher in d. Bl. auf die bedeutenden Leistungen Klimrath's im Gebiete der historischen Rechtswissenschaft aufmerksam gemacht. Gegenwärtig liegen uns seine gesammelten Werke, welche sich auf die Geschichte des französischen Rechts beziehen, vor, und wir beilen uns, noch einmal den Namen dieses leider zu früh verstorbenen jungen Gelehrten in Anregung zu bringen. Seine Arbeiten scheinen uns um so bedeutender, da sie als ein schöner Versuch gelten können, ein innigeres Band zwischen deutscher und französischer Gelehrsamkeit zu schlingen. Der deutschen Sprache in hohem Grade mächtig, hatte Klimrath einen längern Aufenthalt auf der Universität Heidelberg, trefflich dazu benutz, sich mit dem Stande der Wissenschaft in Deutschland vollkommen vertraut zu machen. Leider hat ein früher Tod es vereitelt, daß die schönen Kenntnisse, welche er sich gesammelt hatte, ihre Früchte getragen haben. Aus den einzelnen Arbeiten, die sich aus seiner Feder noch erhalten haben, so trefflich sie auch schon an und für sich sein mögen, kann man doch eigentlich nur schließen, was Klimrath geleistet haben würde, wenn ihm die Zeit die vollständige Entwicklung seiner herrlichen Anlagen gestattet hätte. Seine „*Travaux sur l'histoire du droit français*“ (3 Bde.), auf die wir oben hingedeutet haben, sind von Barn-

Wülg, der sich um die Verbreitung deutscher Rechtswissenschaft in Frankreich wesentliche Verdienste erworben hat, zum Druck befördert. Sie umfassen folgende einzelne Arbeiten, welche bisher nur in verschiedenen rechtswissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut waren: 1) Versuche über das historische Rechtsstudium und den Nutzen desselben für die Auslegung des französischen Civilgesetzbuchs. 2) Wissenschaftliche und geschichtliche Wichtigkeit einer französischen Rechtsgeschichte. 3) Programm einer französischen Rechtsgeschichte. 4) Anzeige des Werkes von Lefevre's „*Histoire du droit*“. 5) Anzeige des Werkes von Brever über die Geschichte der gerichtlichen Einrichtungen in Frankreich. 6) Anzeige von Michelet's „*Origines*“. 7) Das französische Recht in seinem Ursprunge, seinem Grundcharakter und seiner geographischen Ausbildung. Letztere Arbeit, welche den ersten Band schließt, enthält interessante Skizzen aus einem umfassenden Werke über die Geschichte des französischen Rechts, aus dem der Verf. seine Lebensaufgabe gemacht hatte. Der zweite Band umfaßt 1) sein *Mémoire* über die ungedruckten Quellen des französischen Rechts im Mittelalter, 2) das „*Mémoire sur les Olim*“, 3) Studien über die coutumes, 4) historische Untersuchungen über die *saine* nach den Rechten des Mittelalters, eine Abhandlung, auf welche Wittermaier in der „*Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes*“ (Bd. 16) besonders aufmerksam gemacht. Wol mag es traurig sein, daß Klimrath, der mit gründlichen Kenntnissen einen heiligen Eifer für die Wissenschaften verband, einen so frühen Tod gefunden hat und daß so schöne Hoffnungen mit ihm im Reine zerflört sind. Tröstlich aber ist für uns, die wir im Interesse Deutschlands und Frankreichs seinen Verlust beklagen, der Gedanke, daß immer mehr junge französische Gelehrte, vom heißen Wissensdrange getrieben, herüberkommen über den Rhein, um am Quell deutscher Wissenschaft ihren Durst zu stillen. Wir freuen uns darüber nicht um des eiteln Ruhmes willen, daß wir bei unsern Nachbarn endlich eine gebührende Anerkennung finden, sondern weil wir darin den Anfang eines engen internationalen Verhältnisses zwischen den Gelehrten verschiedener Völker erkennen. Erst wenn der geistige Austausch aller Nationen immer reger geworden sein wird, erst dann wird das goldene Zeitalter der „*Belle littérature*“ hereinbrechen, das Goethe mit prophetischem Blick als herannahend verkündet hat.

Moralische Werke.

Die Moral scheint auf dem Büchermarkte in geringem Credit zu stehen, wenigstens finden die moralischen Geschichten, die moralischen Poesien u. s. w., die das Zeichen ihrer Moralität gleich an der Stirn tragen und denen früher eine günstige Aufnahme geworden wäre, jetzt nur selten ein großes Publicum. Indessen haben wir jetzt ein Buch anzuzeigen, welches, so wenig lothend auch sein Titel ist, doch schon um des Namens seines Verfassers willen von dieser Regel eine Ausnahme machen dürfte. Wir meinen die „*Galerie morale*“ des Grafen von Ségur. Der berühmte Verf. hat in dieser Schrift einen Theil seiner reichen Erfahrungen und seiner Betrachtungen niedergelegt. Obgleich der Graf von Ségur mitten in den Bewegungen des vorigen Jahrhunderts geboren und also das Kind einer Zeit ist, deren Moralität etwas anrüchig zu sein scheint, so sind doch seine moralischen Betrachtungen, die er hier mittheilt, gleich weit von der Passivität des vorigen Jahrhunderts als von der frommen Kopfhängerei entfernt, die in unsern Tagen wieder in Mode zu kommen anfängt. Dabei gewährt sein Werk, in dem die verschiedenartigsten Punkte berührt werden, eine höchst interessante Lecture, was man den sentenzenreichen Moralisten des großen Jahrhunderts nicht eben nachrühmen kann. Ségur eröffnet seine „*Galerie*“ mit den Worten: „*Ich habe dieses Werk für die Reichen, Glücklichen und Mächtigen verfaßt, obgleich ich weiß, daß diese gerade am wenigsten geneigt sind, Rath zu empfangen und die Wahrheit zu hören.*“

17.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 51.

20. Februar 1845.

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von
J. Scherr.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

In dem dritten Abschnitte geht der Verf. zu den schwäbischen Dichtern über. Die Einleitung macht eine poetische Beschreibung Schwabens und schwäbischer Natur; mit ergreifenden Worten schildert der Verf., wie schon seit längerer Zeit eine stinkende pietistische Dunstschicht sich auf die herrlichen Thäler legt und die schwäbische Heiterkeit erstickt, und die echt schwäbischen Originale nicht mehr aufkommen läßt. Hart, aber nicht unwahr ist es, was von der frömmelnden Keimerei gesagt wird, die Albert Knapp beharrlich über das Land ausgießt. Nachdem Hr. Scherr uns drei Originale aus seiner Jugendzeit recht hübsch hingezeichnet hat, kommt er zu der Frage, ob es eine schwäbische Dichterschule gebe oder nicht. Hr. Scherr ist Schwabe mit Leib und Seele, und liebenswürdig in der Liebe für sein Volk und Land; so wollen wir es verzeihen, wenn er in diesem Abschnitte das Heimatlische in schönen Farben malt. Mit Recht nennt er es abgeschmackt, wenn man Uhland, Schwab, Kerner, Körke und Pfizer unter dem Collectionnamen schwäbische Schule zusammenfaßt. Uhland wird richtig gewürdigt: seine Dichtungen bildeten einen Gegensatz gegen die fade Andachtslei der Nachtreter der romantischen Schule und gegen die abgeschmackte Rorberei Fouqué's; Uhland sind Romantik und Freiheit nicht schroffe Gegensätze, sondern er verbindet sie zur Einheit eines ebenso freien als poetischen Volkslebens; nie entwirft dem Dichter der Faden, welcher uns aus der Herrlichkeit des Mittelalters in die Gegenwart zurückleitet. Am Schlusse dieser Charakteristik beklagt Hr. Scherr lebhaft, daß Uhland nicht mehr dichtet, und theilt einen an Uhland gerichteten Zuruf mit, worin er aufgefordert wird, wieder zu dichten und zu singen. Diese Apostrophe des Hrn. Scherr gefällt uns sehr; Uhland wird darin so geschildert:

Des Wissens Waffe in den Händen,
Des Rechtes Panzer umgeschwält,
Des Muthes Gürtel um die Lenden,
Den Eisenzweig als Helmschmück,
Am schwarzrothgoldnen Bändel
Das blanke Hüftorn der Romane —
So tratst du dereinst einher
Und schleudertest des Wortes Lanze.

Ebenso kräftig schildert Hr. Scherr das Treiben der Gegenwart, woran er die Aufforderung knüpft, wieder zu singen:

Dringt nie in deine Einsamkeit
Das bunte Gafeln all der Geden,
Die sich in hohler Eitelkeit
Aus Svergen woll'n zu Riesen strecken?
Und hörst du nie das Zuggeirr,
Und hörst du nie das Truggeschwirr,
Womit man Hohn spricht deinem Volke?
Wach' auf! In all den faulen Bög
Laß zucken deiner Lösung Blig
Aus deines Schweigens düst'rer Wolke!

Auf Uhland folgt Gustav Schwab. Das Feld, worin derselbe sich ergeht, ist weniger das des unmittelbaren lyrischen Ausdrucks als vielmehr das der schildernden Poesie, der Erzählung, deren Form er nach allen Seiten hin angebaut hat, in Legende, Romanze und Ballade. Ein mehr eigenthümlicher Geist ist Justinus Kerner. In seiner Lyrik liegt viel Schmerz, Wehmuth, Resignation, aber auch viel Lebensmuth. Seine religiösen Lieder mögen wol als duftreiche Lilien im deutschen Liebesgarten bezeichnet werden. In seinen prosaischen Sachen ist Kerner oft sehr heiter, nicht selten echt humoristisch, z. B. in dem „Bärenhäuter in Salzbad“ und in den „Reisefchatten“. Rücksichtlich des Hrn. Gustav Pfizer scheint Hr. Scherr in einer etwas schwierigen Lage zu sein. Jedenfalls thut der Verf. zu viel, wenn er behauptet, Pfizer stehe in ganz genauer Wahlverwandschaft mit Goethe sowol wie mit Schiller; wenn nicht gelugnet werden kann, daß Pfizer mehr didaktisches als poetisches Talent hat, daß sein „Ezzellino“ und seine „Tataren Schlacht“ reich an langweiligen Stellen seien, so erscheint jene Parallelsirung Pfizer's mit Goethe und Schiller fast wie eine Verflüchtigung.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben „Heinrich Heine“. Ref. gesteht, daß er des ewigen Geschwäges über diesen Autor müde ist; gewiß sind Viele gleichgestimmt. Dem Heinrich Heine fehlt der höhere Lebensernst, der den Staatsmann, den Philosophen, den Feldherrn wie den Dichter charakterisirt. Dieser Ernst ist das Resultat eines beharrlichen Strebens, eines reblichen Forschens, einer freudigen Hoffnung. Von alle Dem ist in Heine nicht die Spur zu finden, Alles abgerissen, zusammenhanglos; alle etwanigen Vorzüge Heine's sind schon seit

lange im Abnehmen; sein „Atta Troll“ gibt den besten Beweis, durch Mittheilung solcher Unbedeutendheiten sollte man selbst seine besten Freunde nicht belästigen. Seine Acten scheinen uns mit seinem Buch über Borne geschnitten.

Der fünfte Abschnitt ist überschrieben „Jungdeutsche“. Die Sturmflut des Jungen Deutschlands ist verlaufen. In den Werken der Autoren liegt selten ein Goldkörnchen; Hoffnungen und Reime der Zukunft sind sehr schwach. Hr. Scherr spricht nicht als Parteimann, nur als Historiker über die bezeichneten Herren; so muß es geschehen. Wir sind darin nicht seiner Ansicht, daß die jüngste Freiheitstheorie völlig unabhängig von den politischen Tendenzen der Jungdeutschen sei. Selbst Hoffmann von Fallersleben ist davon nicht unabhängig, obwohl er der geisteskraftigste dieses Sängerkreises ist; Dingeldey und Herwegh stehen unbestreitbar in nächstem Zusammenhang mit den Jungdeutschen. Die Julirevolution und Polens Fall gaben den Autoren seit 1830 den ersten Anstoß; die socialistischen Systeme von jenseit des Rheins, die Hegel'sche Philosophie gab ferner Stoff und Form. Indesß all dieses Treiben ist Ref. vom Anfang an wie ein Gemachtes vorgekommen, nicht wie ein von innen herausbrennendes Feuer; es ist viel Experiment darin ganz sichtbar; anfangs experimentirte man mit der Novelle und mit der literarischen Silhouette, dann mit dem Roman, neuerdings mit dem Drama. Das Experimentiren mit dem Drama ist das unglücklichste. Wie ist es möglich, daß Jemand, der ein Dichter sein will, den unwissensten Theaterdirectoren, den elendesten Komödianten schmeicheln kann, damit sie willfährig werden das neue Product aufzuführen! Gutzkow ist der Bedeutendste, er macht was gerade modern ist; wir hoffen, daß er die dramatische Schriftstellerei bald aufgeben wird; für einen Mann von Geist ist es doch kein Geschäft, um die Gunst von Actricen und Breterhelden zu buhlen. Wienbarg ist ein kräftiger, markiger Autor, der in seinen Darstellungen oft poetisch aufglimmt. Mundt kommt mir vor wie ein geschickter Koch; er componirt allerlei, gibt der Composition einen bedeutungsvollen Namen, und das Gericht und der Ruhm ist fertig; vollgestopft von Halblehrsamkeit stoßt er seine Zuhörer wieder, und sie lassen sich gern stopfen mit dieser Waare, die Berliner; Mundt's neuestes Buch über die socialen Zustände beweist, was wir sagten.

Immermann wird im sechsten Abschnitte besprochen. Hr. Scherr hat vollkommen recht, wenn er sagt, Immermann erweckte keine Sympathie. Ref. findet Das in dem Wesen der Immermann'schen Poesie begründet. Immermann hat nicht Goethe's Plassit, und doch will er Goethe nachahmen, z. B. in seinen „Götzenen“; Immermann setzt den Schiller ganz maßlos hinunter, und behauptet namentlich von der „Braut von Messina“, diese Dichtung sei eine totale Nullität. Wie flau aber sind die „Opfer des Schweigens“ von Immermann gegen die „Braut von Messina“, und doch meint er selbst, die seien ein anderes Werk als das ge-

priesene Schiller'sche. In vielen andern Immermann'schen Sachen herrscht ein Tieck'scher Ton, der sogar in dem „Münchhausen“ noch stark mitleidet. Der „Münchhausen“ wird allgemein gepriesen, auch Ref. ist der Ansicht, daß er viel Schönes enthält; indesß, wenn man aufrichtig sein will, muß man zugeben, daß alle schriftlichen und mündlichen Recensionen nur die Episoden vom weiffälischen Oberhof und von der Elisabeth und dem Jäger loben; die Geschichte von Münchhausen selbst, die von seiner Tochter, die vom Schulmeister Agel, die von den Ziegen am Helikon — das ist Alles mit Tieck'schen, d. h. forcirten Sonderbarkeiten und zopfigem Witz ausgestattet. Ein nachgelassenes Werk Immermann's ist „Tristan und Isolde“. Was Ref. betrifft, so verlangt er entschieden, daß man diese wunderschöne Dichtung Gottfried's von Strassburg ganz in ihrer alten Gestalt lasse; wie ein alter Dom dem Beschauer Herz und alle Sinne bezaubert, so „Tristan und Isolde“. Was man an dem Immermann'schen Werk am meisten preist, ist doch des alten Dichters Eigenthum; die selbständig hinzugebichteten Romanzen und Balladen sind ganz hübsch, indesß Gottfried's von Strassburg Gedicht hat diesen Zusatz nicht nöthig.

(Der Beschluß folgt.)

Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit von Friedrich v. Sallet. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 1844. 1 Thlr. 4 Ngr.

Nicht ohne tiefe Begeisterung ergreift Ref. die Feder, um über das opus posthumum eines edlen, viel begabten, zu früh dahingegangenen Dichters zu berichten*), der rastlos bemüht war, der Vernunft, der Freiheit des Menschengeschlechts ihre Rechte zu erkämpfen. Ernten wir ihn bisher als begeisterten, tiefinnigen Dichter kennen, so zeigt er sich in dem genannten Werke als klarer, speculativer Denker.

Mit jugendlichem Ungestüm wirft sich Sallet in das Kampf: gewühl der Parteien, in welche sich die Gegenwart gespalten hat, das Banner der neuesten Philosophie, des Bewußtseins der modernen Zeit, hoch emporzuschwingend. Scharf und todtbringend ist sein Schwert, unaufhaltsam sein Vordringen; geschickt weiß er dem Gegner Blößen abzugewinnen, indem er mit unermüdlicher Kraft Schlag auf Schlag gegen ihn führt, um ihm das Schwert ins Herz zu stoßen. Sein Buch könnte man mit vollem Rechte eine Enzyklopädie der philosophischen Ethik nennen, eine Weltanschauung nach Hegel'schen Principien; weshalb Diejenigen freilich, denen jene Philosophie bekannt ist, wenig Neues finden, aber dennoch tief ergriffen sein werden von dem Feuer, mit welchem Sallet die Sache der Philosophie vertheidigt. Überraschen wird sie die Consequenz, mit welcher das Princip durch die verschiedenen Kreise des geistigen Lebens durchgeführt wird, und entzückt werden sie sein von der Originalität, mit welcher Sallet den so oft behandelten Gegenstand aufgefaßt und dargestellt hat.

Die Atheisten, gegen welche er den Vernichtungskrieg führt, sind natürlich nicht die Philosophen, Weltmänner u. dgl., sondern es sind die Gläubigen, welche mit jenem Worte am freigebigsten um sich zu werfen pflegen, die nicht nur im alleinigen Besitz des wahren Glaubens zu sein vorgeben, sondern aus dem Christenthume ein wunderliches System von verstandes-

*) Vgl. über Friedrich v. Sallet Nr. 20 d. Bl.

schwachen Dogmen herausgeklügelt haben, mit denen sie die Welt unterjochen und über sie richten wollen. Ihnen gilt dies Leben für eine Prüfungsqual, die Erde für ein Sammerthal, weshalb man nur für den Himmel, für ein leeres, abstractes Jenseits leben, die Weltlichkeit verachten, in der Fülle der Natur schwachen und darben und dem gütigen Geber durch Verachtung und Verlästerung seiner Gaben danken müsse. Ihrem Gott glauben sie mit dieser Selbstzerstörung, mit dem Indifferentismus gegen alles geistige Leben zu dienen; denn diese Christlichfrommen, wie sie sich gern nennen, leugnen die Gegenwart Gottes in der Natur, in dem Staate, in der Familie, Wissenschaft, in der Geschichte; sie sperren ihn in ihre Kirche ein, kerkern den göttlichen Geist in den engen, kalten Buchstaben der Schrift; sie sind die wahren Gottesleugner, die Empirer gegen Gottes Wollen und Schaffen. Diese atheistische Weltanschauung bekämpft Salzet auf das heftigste und nach meinem Dafürhalten auf das siegreichste, indem er seine Gegner aus einem Schlupfwinkel, aus einem Syllogismus, aus einem Widerspruch in den andern treibt, das ganze feindliche Gebiet verheert und den letzten Rest des Feindes vernichtet.

Salzet's Schrift ist um so bedeutender, als sich jetzt täglich mehr und mehr zeigt, welcher tiefe religiöse Sinn noch im Volke lebt, so sehr die Frömmlichen auch bemüht sind, das Gengtheil glaublich zu machen. Die Religiosität unserer Zeit besteht aber nicht in der Gefangenengebung des freien Geistes an ein dunkles Dogma, an den von Priestern verdolmetschten Willen eines gegenseitigen, unbekannten Gottes, sondern in der begeisterten Dahingabe an den geoffenbarten, allgegenwärtigen Gott. Man strebt also mit tiefer Inbrunst nach dem Verständniß des Göttlichen, wie es sich in allen geistigen Regungen des Lebens, in allen Begehungen des Menschenherzens, in der geistdurchwehten, gedankenbelebten Natur darstellt. Überall, wo Geist, Leben und Freiheit ist, wo keine mechanische Starrheit, kein Festhalten an abgestorbenen Erfindungen stattfindet, wo nicht an Erstarrung des ewig regen Geistes geglaubt wird, da ahnt, sucht und entdeckt der wahrhaft Religiöse das Wollen des göttlichen Geistes. Deshalb ist es gar nicht zu verwundern, daß die Politik gegenwärtig so oft und fast immer auf das Gebiet der Religion hinübergreift und umgekehrt; da man zu dem Bewußtsein gekommen ist, daß der Staat durchaus auch eine Erscheinungsform des Göttlichen, ein Tempel der Gerechtigkeit, eine Gestalt vernünftiger, also göttlicher Gedanken ist, daß Wissenschaft, Ehe, Familie, Recht u. s. w. gleichfalls Phasen des göttlichen Geistes, des Geistes der Wahrheit und Freiheit sind. Ja, Gott ist erkannt als Das, wie ihn Christus gelehrt hat: als Geist der Wahrheit, den man im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll. Wo der Geist des Herrn ist, erläutert Paulus weiter, da ist Freiheit. Die Entdeckung und Beherzigung einer Wahrheit, die Ausübung derselben in der That sind ein besserer Gottesdienst als das Ländeln und Spielen mit frommen Lebensarten, als die heuchlerische Demuth vor Gott, die nur Hochmuth gegen Menschen ist; und die rücksichtslose Dahingabe an den Geist der Wahrheit und Freiheit ist christlicher als das Verfluchen und Verfolgen des freien Fortschens, als die Verlästerung der Vernunft und ihrer göttlichen Rechte.

Wie sehr aber die frommen Lasterer diese Allgegenwart Gottes leugnen, wie sehr sie bemüht sind, den Staat nur zum Boigt der Kirche und die Wissenschaft zu deren Ragd herabzudrücken, haben Hengstenberg und seine Getreuen uns oft genug mehr oder weniger versteckt vorgepredigt. Wie sehr endlich die höchsten Geistlichen das Wesen der Religion, die göttliche Kraft des Glaubens verkennen und mißbrauchen, beweist die Geschichte mit dem heiligen Rocke und Ronge's Ercommunication, der ganze Jesuitismus am besten. Wer stimmt Ronge's Streben bei? Das Volk. Wer verfolgt und verdammt ihn? Der hohe Clerus.

Salzet entwickelt das Princip seiner Schrift in der Kürze S. 3 fg.: „Das Weltall ist eine Offenbarung, eine

Darstellung Gottes selbst, soweit er nämlich in der Erscheinung als Erscheinung sich offenbaren und dargestellt werden kann, der Mensch aber, als die höchste Staffel der Natur, wo diese selbst zu Geist wird, ist die Offenbarung und Darstellung Gottes im höchsten Maße, d. h. soweit Gott überhaupt darstellbar ist; denn in ihm ist offenbar und er stellt dar Gott, den Geist, als Geist und im Geiste, den unendlichen Geist, wie er als endlicher Geist sein kann und wirklich ist. In allen menschlichen Verhältnissen, Bestrebungen und Leistungen ist Gott also da, als ihre innerste Seele, in so höherem Maße, je geistiger sie sind; in ihnen hat und genießt er seine eigne Selbstentwicklung, die er eben nur in der Sphäre des endlichen Geistes haben und genießen kann, denn darüber hinaus ist keine Entwicklung mehr, sondern nur der in sich selbst ewig fertige Gott. Unsere alleinige, weil einzig vernünftige Lebens- und Weltaufgabe ist es daher, uns des Geistes Gottes, dessen geweihte Gefäße wir sind, und seiner Wirklichkeit in uns selbst immer klarer bewußt zu werden, und ihn demnach in unserm Denken, Leben, Thun und Treiben immer reiner und unverfälschter, für uns und für ihn selbst, darzustellen, damit er sich in uns, wie wir in ihm, wieder erkennen.“

„Wer sind nun die Atheisten? Alle diejenigen, welche Gottes Dasein in den verschiedenen Gebieten menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit ableugnen und nicht anerkennen wollen, welche ableugnen, daß er im menschlichen Geiste gewußt, durch menschliche That dargestellt werden könne und solle. Denn damit leugnen sie ihm ja das Vermögen ab, sich selbst im menschlichen Geiste zu wissen, in der menschlichen That darzustellen, in beiden sich zu offenbaren. Dieser Gott, den sie aus der Welt hinausleugnen und irgendwohin bannen, also dem Gesetze des Raumes, des Sinnlichen unterwerfen, ist eben kein Gott mehr, sondern ein Göze. Gottlos nun sind demnach Alle zu nennen, die nicht einzig und allein danach trachten, im ganzen Umfang ihres Lebens und Thuns Gott selbst sich offenbaren zu lassen, die, als Hauptsache nur vereinzelt, kleine und sinnliche Zwecke verfolgend, ihm nur nebenbei, zu anberaumter Stunde, die Aufmerksamkeit machen, wie einem großen Herrn, dem man im Ganzen fremd und fern bleibt, mit dem man es aber, weil er mächtig ist, nicht verderben darf; Alle endlich, die sich selbst, ihre Theilnahme und Thätigkeit der großen geistigen Weltentwicklung der Menschheit gefühllos fernhalten und entziehen.“

Diese Gottesleugner will Salzet „in ihrem Verhältniß zu einigen Hauptgebieten des Menschenlebens und Menschenstrebens zeichnen, strafen und dem ewigen göttlichen Inhalt gegenüber zur Erkenntniß ihrer eigenen Richtigkeit bringen“.

Wie tief diese Befreiung vom Dogma der Kirche, diese Verinnerlichung des Glaubens und der Erkenntniß Gottes verflochten ist mit den politischen Richtungen der Zeit, wie nahe die Consequenz liegt, zu einer freien, geistvollen, demokratischen Kirchenverfassung auch eine gleiche Staatsform als Darstellung Gottes in der Welt, in dem Gesamtleben der Menschheit, zu verlangen, entwickelt Salzet scharf und bestimmt S. 77 fg.

„Der allgemeine, vernünftige, freie Wille tritt auf als die rein geistige Einheit aller Willen in dem einen, allgemeinen, im Worte ausgesprochenen Willen — im Gesetz. Das Gesetz stellt die totale Ausgestaltung des Geistes, die der Einzelne in der Familie gewonnen hat, dar für Alle, das Gesetz ist der Volksggeist selbst, aus dem Vielerlei des willkürlichen Meinens und Beliebens der Einzelnen gerettet in die Einheit der innersten Wesenheit Aller, so daß alle Willen ihren innersten Kern, d. h. Das, was in ihnen vernünftig und frei ist, im Gesetz ausgesprochen und als zwingende, gebieterische Macht befestigt finden. Das Gesetz ist somit den Bürgern nicht ein Fremdes, sondern indem sie dem Gesetze nachleben, handeln sie in An-

gemessenheit zum Geiste, d. h. da sie selbst Geist sind: ihrem eignen Wesen gemäß, folglich frei. — Weit entfernt also, daß der Wille des einzelnen Individuums im Staate vernichtet werde, steht er sich im Gegentheil zu seiner unendlichen Geltung gebracht, indem er seiner Wahrheit nach, d. h. soweit er vernünftig ist, als allgemeiner Wille im Gesetz zur unüberwindlichen Macht über Alle erhoben ist. Der Staat stellt somit die Freiheit dar, nicht nur in dem Sinne, daß er den Einzelnen sich seinem innern Wesen nach entfalten läßt, sondern alle Mitbürger um ihn her sind auch gezwungen, sich nach demselben, seinem eignen Gesetze zu entfalten. Im vernünftigen Staate ist Jeder ohne allen Unterschied Herrscher, soweit er vernünftig ist. Alle Menschen ohne Unterschied sind Geist, allen Menschen ohne Unterschied ist somit die Vernünftigkeit als ihr eigenes Wesen eingeboren, also darf kein einziger Bürger ganz ausgeschlossen sein, zur Schöpfung und Weiterbildung des Gesetzes beizutragen. — Das Volk muß sich selbst das Gesetz geben, es muß selbst über sich herrschen. Hiermit ist die Souveränität des Volks als die notwendige Grundlage jedes vernünftigen Staats ausgesprochen.

Natürlich verlangt Sallet Volksvertreter, Selbstbesteuerung, Verantwortlichkeit der Minister und Beamten, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung, Lehrfreiheit, Pressfreiheit u. dgl.

Es leuchtet hieraus ein, daß die Staaten, welche am Absolutismus festhalten, diese freie Richtung des Denkens durchaus verwerfen und unterdrücken werden, daß sie im orthodoxen Dogmatismus hingegen eine Stütze suchen werden, da dieser verbietet, das Staatsoberhaupt für einen Menschen zu halten, der irren kann und durch die Zufälligkeit der Geburt Herrscher geworden ist, sondern den er den Gottgesalbten nennt, der für Alles, was er thut, nur Gott verantwortlich ist, mag es Millionen Segen oder Verderben bringen, gegen den also unbedingter Gehorsam Pflicht ist. Zugleich wird aber auch der Zusammenhang der Hegel'schen Philosophie mit dem Communismus und Socialismus klar, die seinen Fäden, welche von beiden hinüber und herüber gehen, da ja beide in dem Princip der Allgemeinheit der Vernunft und des Rechts, welches der Einzelne hat, sich an ihm zu betheiligen, durch diese Theilnahme seiner Individualität die Bedeutung des Menschseins zu geben, ihren Mittelpunkt haben.

Es kann bei diesem Princip nicht fehlen, daß für Sallet die Geschichte eine Offenbarung Gottes ist, und seine Religiosität Welt und Natur, als Erscheinungsformen Gottes, umfaßt, weshalb ich Jedem, der sich für Gott, Recht und Wahrheit will begeistern lassen, Sallet's „Atheisten“ empfehle, indem ich die Schlussworte dieses Werks anführe; denn einzelne Mittheilungen lassen sich wegen der Gedrängtheit der Darstellung nicht gut geben:

„Und zu diesem Erkennen, zu diesem Mitwirken, zum Schauen Gottes und zum Leben und Weben in ihm wird nicht etwa eine besondere wissenschaftliche Kenntniß des Geschichtsganges, oder eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung, eine verfeinerte Bildung erfordert. Der gemeinste Tagelöhner kann bewußt in der Geschichte leben und zu ihr mitwirken, und er wird es und thut es unter einer Bedingung, und diese Bedingung ist die Lebensbedingung unserer Zeit, der Nothschrei des Geschlechts geworden, es ist die politische Freiheit, aber die wahre und volle politische Freiheit, denn mit einem Schein- und Trugbilde derselben, das wieder die größte Masse des Volks von der lebendigen Theilnahme am Staatsleben ausschließt, d. h. den Urtheilspruch absoluter Unvernunft, vollkommener Ungöttlichkeit über sie fällt, ist uns nicht gebietend. Die Möglichkeit zu diesem Mitwirken und Mitleben ist in einer freien Staatsverfassung gegeben, denn sie erzeugt nicht nur bewußte, mithandelnde Bürger des einzelnen Staats, sondern sie erweitert den Gesichtskreis, sie läßt jedem Einzel-

nen, der nur will, die Beziehungen der Völker zueinander, die Gesamtheit der gegenwärtigen Weltlage und, in den Beziehungen der Gegenwart, die Zukunft des Lebens der Menschheit anschauen.“

„So macht ein Leben der Einzelnen im Ganzen ein sich Finden und Fühlen des endlichen Lebens im unendlichen Leben Gottes, wie er sich in der Menschheit schaut und offenbart, möglich.“

„Behe Denen, die diese Forderung und Berechtigung verkennen oder absichtlich verkennen wollen, die das Volk in der Finsterniß und unverföhnten Rathlosigkeit des vereinzelt Dahinlebens mit seiner Noth und seinen ungelösten Widersprüchen, mit seiner Gottverlassenheit erhalten wollen, nur um des eigenen, schlechten Vortheils willen, um für ihre willkürliche Macht noch eine Salgenfrist von ein paar lumpigen Jahrzehnden zu gewinnen.“

„Behe aber auch allen Denen, die dieses Bedürfniß, diese Nothwendigkeit, diese Verpflichtung gegen das Göttliche erkannt haben und sich mit dem Erkennen und mit dem geheimen Aufküstern ihrer Weisheit an gute Freunde begnügen, statt daß sie all ihr Sinnen und all ihre Kräfte auf das große Erlösungswerk der Menschheit, auf die Lebendigmachung des Volks, bemußtseins im Geiste der Weltgeschichte, im Geiste Gottes richten sollten. Denn auch sie sind gottlos, da sie eine eitle Aristokratie der Götterkenntniß bilden wollen und, selbstgefällig lächelnd, das Volk, die Gesamtmasse der Menschheit in ahnungsvollem Durste nach dem Göttlichen verschmachten lassen.“

Friedrich Körner.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Gedichtsammlungen.

Amédée Pommier hat sich selbst den Beinamen le mitromane gegeben, den er auf dem Titel seiner poetischen Werke seinem Eigennamen beizufügen pflegt. Überhaupt trägt er gern eine gewisse Originalität zur Schau, die Aufsehen erregen soll, ihm aber sicher nicht viele Leser zuführt. So nennt der Mitromane seine neueste Gedichtsammlung „Colères“. Dessenungeachtet rathen wir dem Freunde französischer Poesie, sich von diesen Bigarrieren nicht zurückschrecken zu lassen, er wird vielmehr bei näherer Bekanntschaft mit Pommier in diesem Dichter ein ganz ehrenwerthes Talent entdecken, das nur zuweilen über sein Ziel hinausschießt. Seine Verse sind zwar nicht immer frei von Verstößen gegen die Form, und selbst in seinen schönsten Productionen laufen mehrere Geschmackslosigkeiten mitunter; aber dessenungeachtet finden wir in Allem, was aus seiner Feder fließt, eine seltene Energie, einen schönen Schwung und manches äußerst glückliche Moment. Besonders bewegt er sich mit Geschick im satirischen Elemente, für das sich seine ganze Gemüthsbeschaffenheit am meisten zu eignen scheint. Zuweilen erinnern einzelne Partien an Auguste Barbier, dem er an Gewalt und Kraft, aber auch an Verbeist und oft Roheit des Ausdrucks gleichkommt. So überspringt er gleich in seinem einleitenden Stücke bei einer gelungenen Schilderung vom Verfall Roms die Schranken des Anstandes an mehr als einer Stelle. Vielleicht hat ihm hier Suvénal vorgeschwebt, dessen Geißel er über die Gebrechen der Gegenwart schwingt. Er spricht sich selbst über den Ton seiner Sammlung aus:

Ce livre n'est pas fait pour les ames douillettes,
Pour les boudoirs musqués et pour les femmelettes,
Ce livre est un livre sincère et vigoureux
Qui ne fait point parler en termes doux et suaves.
Ne cherchez pas ici la pudibonde phrase
Qui drapait les objets, les adoucissait, les gâtait:
Chez nous tout est nature, et tout s'y dit crament.

17.

Freitag,

Nr. 52.

21. Februar 1845.

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von
J. Scherr.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Dem unglücklichen Grabbe ist der siebente Abschnitt gewidmet. Hr. Scherr hat ganz recht, wenn er behauptet, Grabbe wollte die finstersten und gewaltigsten Räthsel des Menschenherzens sowie die finstersten und gewaltigsten Räthsel der Weltgeschichte dramatisch lösen. Sein Genius wühlte sich mit der Wollust der Verzweiflung in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens und der Weltgeschichte ein, und was er aus diesen Abgründen zu Tage förderte, steht in marmorner Wahrheit, in unantastbarer Größe vor uns. Aber nie hat er es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen, lyrischen Klang. Seine Seele war ein Vulkan, aus dessen Krater die Lavaströme der Poesie zwar in rothflammendem Fluß hervorstürzen, an dessen Fuß sie aber zu steinerne Härte und Scharfzantigkeit erstarren. Und wie die Liebe nur in unbändigster, quälerischer Leidenschaftlichkeit in des Dichters Leben getreten, so tritt sie auch in seinen Werken nur in leidenschaftlicher Hast auf, weiß nicht zu lösen, sondern nur zu stürmen. Durchgehends fehlt das weibliche Element, darum steigert sich die Freude immer zu bacchantischem Rasen, darum spitzt sich die Trauer zu verzweifeln dem Lachen zusammen, darum faltet sich der Gedanke zu epigrammatischer Kürze und Knappheit, darum verzerrt sich der Scherz zu infernalischem Cynismus.

Hiernächst wird im achten Abschnitte Friedrich Rückert recht treffend charakterisirt. Seine Mission ist die lyrische, das finden wir bestätigt auch durch die Dramen, die er in neuester Zeit versucht; seine Muse ist ebenso heimisch in dem Kreis der traulich plaudernden Kinderwelt wie in den Tiefen der ernstesten Forschung; sie bläst nicht minder sanft und süß die erotische Flöte, als lungenstark und machtvoll die politische Tuba; von der letztern Gattung führt Hr. Scherr das gewaltige Sonett an:

Was schmiedst du, Schmied? — „Wir schmieden Ketten, Ketten!“

Der neunte Abschnitt ist überschrieben „Franzosen“. Nachdem Hr. Scherr über die Nachtigall mit Adler-

klaunen, wie Börne den Jean Pierre Béranger nannte, mit Unparteilichkeit gesprochen, auch nicht verschwiegen hat, daß dieser Poet, durch Ludwig Philipp's Freundschaftlichkeit bestochen, dessen Institutionen mit einer gewissen zarten Rücksicht behandelt, kommt er auf Victor Hugo. Hr. Scherr läßt dem Talente des französischen Dichters Gerechtigkeit widerfahren, er erkennt an sein tiefes und reines Gefühl, die Wärme seines Herzens, die Pracht seiner Farben, die Fülle seiner Gedanken, die feine Kenntniß der Gemüthswelt und das Ueberraschende der Wendungen. Aber über Victor Hugo's dramatische Dichtungen urtheilt Hr. Scherr aphoristisch und ohne hinlängliche Begründung. Victor Hugo's Gemüth ist in seinen lyrischen Poesien der Sonnenseite des Lebens zugewendet, in seinen Dramen mehr der Schattenseite; aber sowohl französische als deutsche Spötter — unter den Letztern namentlich Börne — haben die Dramen dieses Dichters falsch beurtheilt. Ich stelle nur eins heraus: „Le roi s'amuse.“ So viel ist unbestreitbar, der Narr Triboulet ist eine tragische Person. Oder wäre es nicht tragisch, des Königs Narr sein zu müssen, so viel rein menschliches Gefühl zu haben und nicht einmal der verwaisten Tochter Vater sein zu dürfen? Wenn nun der König die Tochter des armen Triboulet aufspürt, sie dem Vater, der immer nur Nachts heimlich zu ihr schleicht, entführt, so ist das eine tragische Situation, die in der Menschenbrust Anklang findet, weil es sich im Leben immer wiederholt, daß das Elend den Elenden verfolgt, bis es ihn verschlungen hat. Wenn Jemand in diesem „Le roi s'amuse“ die leichte Composition, das naturgemäße Fortschreiten, die geschickte Verwicklung, den vortrefflichen vierten Act — die meisten Dramen gehen am vierten Acte zu Grunde — nicht anerkennt, dem müssen wir entweder die Kenntniß und den Takt für dergleichen absprechen, oder er hat bösen Willen. Diese letzte Bemerkung bezieht sich auf die absurde Bemerkung französischer Kritiker, welche sagen, in Victor Hugo's Dramen werde das Schicksal durch Tapeten und Kallshären vertreten. Ueberhaupt ist es absurd, zu verlangen, in der Tragödie solle stets ein gigantisches Schicksal walten. Die ganze Phrase vom gigantischen Schicksal ist nichts als eine Phrase. Was denkt man darunter? Das Schicksal ist immer gigantisch; das Schicksal ist etwas durchaus Subjectives;

sofern das Subject gegen das Schicksal nicht reagiren kann, ist es gigantisch für ihn; es ist absurd, Victor Hugo vorzuwerfen, das Schicksal in seinen Dramen sei herzlos, diabolisch, sarcastisch; ich bin der Ansicht, Das, was wir Schicksal nennen, trage allemal diesen Charakter, gerade weil man das Diabolische, Herzlose, Sarcastische im Geschick des Menschenlebens nicht auf die ewige Güte zurückführen kann, gerade darum spricht man überhaupt vom Schicksal. In der dramatischen Poesie werden die Franzosen, namentlich Victor Hugo, Delavigne, auch Alexander Dumas und einige Andere noch lange uns Deutschen ein Vorbild geben. Man nehme nur die allbekannten „Un verre d'eau“ und „Une chaine“; wie einfach sind die Motive, wie unscheinbar die Mittel, aber wie überraschend geistreich ist das Einfachste gestellt, verflochten, verwirrt, und mit welchem Wahrheitsgefühl ist es gelöst! Ref. ist ein entschiedener Gegner der französischen Fabrikpoesie und ihrer deutschen Übersetzer; aber das Gute anerkennen, wo es erscheint, ist Pflicht. Über Alfons de Lamartine spricht Hr. Scherr recht interessant; er hat wirklich ein anerkennenswerthes Talent, Poeten zu charakterisiren. Lamartine wird mit Recht als eine reine und trostvolle Erscheinung bezeichnet; seine Gläubigkeit ist himmelweit entfernt von Dem, was man in Deutschland in pietistischem und mystischem Sinne unter Gläubigkeit versteht; sein Glaube ist der Glaube einer jungfräulich reinen, keuschen Seele: ein Glaube, der sich wehmüthig zu dem skeptischen Geschlechte der Gegenwart wendet, die Thräne des Abschieds in dem liebeglänzenden Mutterauge.

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben „Dichtertrias aus Osterreich“. Der erste von den Dreien ist Anastasius Grün, mit vollem Recht hochgestellt wegen seiner Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht, wegen der kräftigen Zuversicht auf eine freiheits- und freudenreiche Zukunft, wegen des tief sinnigen Gedankenernstes und der hoch sinnigen Menschenliebe. Es war eine schmählige Verleumdung, daß von verschiedenen Seiten her ausgesprochen wurde, Anastasius Grün sei ein Iposkat seiner eigenen Ideen; er hat unbestreitbar recht, wenn er sagt, „Wem die Freiheit ein Mal ihren Strahl ins Herz gegossen hat, der bleibt ewig warm davon.“ Die „Nibelungen im Grad“ sind ein humoristisches Capriccio. Ref. stimmt aber Hr. Scherr gar nicht bei in Dem, was er über Karl Bed sagt. Bed kann durchaus nicht neben A. Grün und Nikolaus Lenau gestellt werden, den Platz hätte Jedlig viel eher verdient. Bed mag Talent haben, aber er selbst schlägt es viel zu hoch an; seine frühern Lobredner haben ihn längst fallen lassen; sein erstes Auftreten war das eines renommirenden Studenten; seine neuesten Sachen lassen keinen Fortschritt sehen, wenn man sie mit den frühern vergleicht. Dagegen ein echt deutscher Dichter ist Nikolaus Lenau; es ist in ihm ein weiblich-schönes Gemüth mit einem männlich-kräftigen Geiste verschwistert, wodurch die weiche Empfindung und das Feuer der Begeisterung wie die Flamme des Jorns ins Gleichgewicht gesetzt werden. In Lenau's

„Faust“ sind wunderschöne Sachen; die schärfsten Wahrheiten werden darin unverhüllt ausgesprochen. Auch Lenau's „Savonarola“ ist eine in Erfindung und Form vortreffliche Dichtung. Den „Albigensern“ dagegen thut es Eintrag, daß sie keinen persönlichen Mittelpunkt haben, denn weder der Papst Innocenz III. noch der Graf Raimund von Toulouse kann dafür gelten; so ist das Gedicht mehr eine Zusammenstellung von Einzelheiten denn ein organisches Ganzes. Höchst ungerecht ist es von Hr. Scherr, daß er so theilnahmslos an Jedlig vorbeigeht; das kürzlich erschienene „Waldfräulein“ ist eine liebliche Dichtung und bekundet einen echt poetischen Geist.

Im elften Abschnitte werden uns vorgeführt „Dichtende Frauen“. Bettina wird zuerst genannt. Viele haben Bettina bisher für eine geistreiche Schwärmerin gehalten; aber in ihrem Königsbuch treten doch ihre Phantasien in sehr concreter Gestalt vor uns hin. In der That, es ist etwas Prophetenartiges in dem Weibe; sie ist eine Debora, welche Schlachthymnen dichtet, daß der Feldherr Barak Muth bekommt und die Philister auf das Haupt schlägt. Es ist eine tiefe Ironie des Schicksals darin, daß der Mund eines Weibes die Wahrheit verkünden darf, die man von Männerlippen nicht hören will. Bettina steht unvergleichlich hoch über allen dichtenden Frauen der Gegenwart. Wenn nach Bettina's Buch noch Jemand kommen wollte und fragen, ob Frauen auch berufen wären zu Schriftstellern und zu dichten, dem müßte durch allgemeine Verhöhnung geantwortet werden. Hr. Scherr spricht an einer andern Stelle sich einmal sehr scharf darüber aus, daß eine solche Frage nur in dem überstudirten Deutschland möglich sei. Mögen die Novellen von Ida Hahn-Hahn für die höhere Gesellschaft viel Anziehendes haben, mögen die Romane von Frau v. Paasow und Frederike Bremer noch so weit verbreitet sein durch alle Zonen der Gesellschaft: keine von diesen Frauen kann neben Bettina gestellt werden. In Bettina ist die höchste Selbstständigkeit und Originalität der Ansichten; Nachgesprochenes, Nachgeahmtes findet man bei ihr gar nicht; jeder Gedanke hat nach Stoff und Form seinen Ursprung in ihrem eigenen Geiste. Wie ganz und gar verschieden ist sie dadurch von der einst so hochgepriesenen Frau von Staël, welche über deutsche Art und Kunst, über deutsches Leben und deutsche Philosophie Alles wörtlich aufzeichnete, was ihr Freund Schlegel ihr vorschwazte. Alles, was Bettina vorträgt, ist ganz ohne Selbstbewußtsein, ohne Affectation hingestellt, es ist, als hätte sie gar keine Ahnung von der Größe und Gewalt Dessen, was sie ausspricht; auch Das ist ein Zeugniß für die Ursprünglichkeit ihrer Gedanken.

In dem zwölften Abschnitt, „Trelawney und der neue große Unbekannte“ überschrieben, sagt Hr. Scherr, daß der Verfasser der amerikanischen Naturschilderungen nicht Hr. Seatefield sei — der habe nur den Rohstoff gesammelt —, sondern ein Deutscher, der nie Amerika gesehen habe, sei es; der Name müßte aus ernstern Gründen noch verschwiegen bleiben.

Im dreizehnten Abschnitt folgt nun Ferdinand Freiligrath. Hr. Freiligrath ist ein Schüler des detmoldischen Gymnasiallehrers Falkmann; dieser lehrte seine Tertianer das Versmachen, und das hat Freiligrath von ihm gelernt. Die wenigsten seiner Sachen sind Gedichte; es sind prosaische Sachen, oft sehr bunte, in Verse gebracht. Es mag jemand, der an das Comptoir gebannt ist, unter besondern Umständen von einer Sehnsucht nach Romarien, Dromedaren und arabischen Wüsten ergriffen werden; aber ein Publicum würde Hr. Freiligrath schwerlich gewonnen haben, wenn nicht jeder Commis voyageur es für eine Ehre hielte, Freiligrath zum Kollegen zu haben und deshalb seine Gedichte kaufte und mit sich herumführte. Auch Hr. Scherr ist in hohem Grade für den Wüstenpoeten eingenommen; er lobt sogar eine Apostrophe Freiligrath's an das Meer; die Apostrophe ist in Scherr's Buche abgedruckt und ein Conglomerat total prosaischer Sätze. Wir haben schon mehrmals in diesem Referate ausgesprochen, daß Wahrheit das Princip aller Poesie und Kunst sei. Auch als Übersetzer wird Hr. Freiligrath von Hrn. Scherr sehr gelobt, indeß was den einen Beleg, den er dazu gibt, betrifft, nämlich den „Rittgang“ von Robert Burns, so muß Ref. behaupten, daß ihm viel gekungener Übertragungen dieses Idylls bekannt sind; sogar die Kaufmann'sche Übersetzung ist besser.

Nun folgt im vierzehnten Abschnitte Julius Rosen. Unter die Poeten muß Rosen jedenfalls gestellt werden; wir kennen häßliche novellistische und lyrische Sachen von ihm, auch hat er im Drama sich so mannichfach versucht, daß er zum oldenburgischen Hofrath ernannt ist. In seinen Dramen vermiffen wir die Kraft, den Leser und Zuschauer fortzureißen; indeß hoffen wir, daß Rosen seine bessern Sachen noch schreiben werde.

Der fünfzehnte Abschnitt ist überschrieben „Leopold Schefer, F. v. Sallet, E. Duller.“ Was Hr. Scherr über Leopold Schefer sagt, unterschreiben wir gern. Wenn in Börne Jean Paul's politische Mission ihre Fortbildung fand, so ist die poetische durch Schefer fortgesetzt. Schefer ist ein gedankenreicher Dichter, und reich an Bildern; der Ahnung läßt er Vieles übrig, aber niemals ist er unbefriedigend. Seine „Göttliche Komödie“ ist ein wahrhaft großartiges Werk, reich an Adel des Gedankens, fesselnd durch Wahrheit und Reinheit der Poesie; nur ein versteilter, pedantischer Mystiker wie Hr. Hengstenberg konnte die lebensvolle Wahrheit dieser Dichtung verkennen. Schefer's „Laien-Deavier“ ist wie die „Vigilien“ ein Buch voll poetischer Weltanschauung und rein menschlichen Gefühls. Ein philosophisch-religiöses Bewußtsein spricht auch F. v. Sallet aus in seinem „Laien-Evangelium“, und Eduard Duller in seinem „Fürst der Liebe“. Duller ist der größte Poet von diesen dreien; der „Fürst der Liebe“ gibt den Beweis, es ist etwas Schwunghaftes in Dem, was Duller schreibt.

Der nächstfolgende Abschnitt ist überschrieben „Karl Spindler“. Spindler, ein liebenswürdiger Mensch, ist mehr als ein gewöhnlicher Romanschriftsteller, er ist ein begabter Autor. Wie wir hören, wirft er sich jetzt auch

auf die Vorfgeschichten; die Probe, welche Hr. Scherr davon gibt, ist gar nicht originell im Hauptmotiv, aber in der Form vortreflich.

Den Schluß des Ganzen macht „Politische Lyrik“. Vor einigen Jahren tauchte — ich meine in den „Haller'schen Jahrbüchern“ zuerst — die Behauptung auf, die bis dahin sogenannte Lyrik sei total inhaltlos, und einer so mährlichen Zeit wie die unsrige unwürdig, man müsse sie stofflich erfüllen, und da sei die Politik die beste Materie. Man ging bald so weit, jede Lyrik, die nicht politischen Inhalt habe, zu verspotten und für Nonsens zu erklären. Auch diese Ansicht steht nur in dem Register menschlichen Unsinns aufgezeichnet. Nichtsdestoweniger haben wir einige treffliche politische Lieder aus den letzten Jahren. Hoffmann von Fallersleben bringt am tiefsten ins Volk; seine Pointen sind meistens treffend, seine Zusammenstellungen charakteristisch, seine Sprache anspruchslos, leicht. Dingelstedt hat in seinem „Kosmopolitischen Nachwächter“ einige ganz allerliebste Satiren; die Persiflage des frankfurter Rothschild ist vortreflich, die Verspottung der Demagogenriechei schlagend. Ref. hat den durch Freunde in die Höhe geschraubten Herwegh niemals für etwas mehr als für einen gewöhnlichen Versemacher gehalten; wir finden es unbegreiflich, daß seine frühern Bewunderer behaupten, die neuen Gedichte im zweiten Bande seien schlechter als die ersten; in der That, es ist ganz dieselbe Waare.

Wenn wir nun ein Gesamturtheil über das besprochene Buch aussprechen sollen, so mag es so lauten: Das Buch zeugt von kritischem Geist; einzelne Inconsequenzen im Urtheil haben wir in den Abschnitten über Maten, Pfizer u. s. w. nachgewiesen. Zu loben ist, daß Hr. Scherr sich nicht zum Vorkämpfer einer Partei macht; von dieser Einseitigkeit ist er frei. Indes hat er doch auch seine Antipathien wie seine Sympathien, welche ihn denn unrichtig urtheilen lassen, z. B. über Freiligrath, Beck, Zedlig; der echte Kritiker soll seine ira so gut wie seine studio urtheilen. Das Buch ist an eine Frau adressirt, womit der Verf. ohne Zweifel hat andeuten wollen, daß er kein streng-kritisches Werk schreibt; eine Entwicklung kritischer Grundsätze darf man nicht suchen. Die Darstellung ist gefällig, leicht hinfließend; der Stil ist pikant, mit natürlichem Witz durchwebt. Wir erkennen gern an, daß das Buch nicht ohne Werth sei zur Orientirung über die darin besprochenen Poeten der Jetztzeit.

25.

Neugriechische Literatur.

Die schon früher erschienene neugriechische Übersetzung des Auszugs der griechischen Geschichte von Goldsmith, die den gelehrten Griechen A. R. Mangawis zum Verfasser hat, ist 1844 in einer zweiten verbesserten Ausgabe erschienen.

Ebenso hat der gelehrte Krophistos Dufas, der ausgezeichnet ist durch sein unermüdeliches Streben für Aufklärung der griechischen Jugend und durch seine patriotischen Gaben an dieselbe, neuerdings zwei Bände: „Επιστολὰς πρὸς τὴν ἐν διαπορῶν νεανίασιν“, herausgegeben, die sich an die 1839 herausgegebenen ersten beiden Bände einer gleichartigen Briefsam-

lung angeschlossen. Sie sind besonders literarischen und politischen Inhalts. Während Dugas schon früher manchen klassischen Schriftsteller des alten Griechenlands herausgegeben und mit Scholien versehen hat, ist er in der letzten Zeit mit der Herausgabe des Aristophanes beschäftigt gewesen.

Von dem Griechen Stephanos erschien 1844 eine neugriechische Übersetzung der Schrift Herakleitos: „Schicksale des Aristonoo“ (Τύχη τοῦ Ἀριστονοῦ), einer Schrift, die S. J. de la Harpe dem „Telemaach“ an die Seite setzt.

Von dem obengenannten A. A. Rangawis, der Dichter und Archäolog, dabei zugleich Kerkograph, und auch sonst als prosaischer Schriftsteller, namentlich durch Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen höchst thätig, ist uns kürzlich die erste Lieferung eines archäologischen Werks: „Antiquités helléniques, ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce“ (Athen 1842), zugekommen. Inhalt und Zweck desselben ergeben sich aus dem Titel. Zu bemerken ist noch, daß der Verf., der Secrétaire der Archäologischen Gesellschaft in Athen ist, mit dem hier behandelten Gegenstande sich ziemlich vertraut gemacht hat. Er gibt die Inschriften sowie die Abbildungen der übrigen Alterthümer aus der Sculptur, Architektur u. s. w., und erklärt sie in genügender, die Wichtigkeit derselben für Erforschung und Aufklärung des griechischen Alterthums im Allgemeinen und Einzelnen darstellender Weise.

5.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1845. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 20 Rgr.

Hoffert, G., Johannes Stegmaier, Schultheiß in Regensburg. Ein Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte des schwäbischen Volks. 2te vermehrte Auflage. Ulm 1844. 8. 5 Rgr.

Castelli's, J. F., Sammtliche Werke in 15 Bänden. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. 2te Lieferung. Wien, Pichler's sel. Witwe. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Rgr.

Gass, W., Gennadius und Pletho, Aristotelesmus und Platonismus in der griechischen Kirche, nebst einer Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter. Breslau, Goschorsky. 1844. 8. 2 Thlr.

Geheimnisse von Altenburg. 1ster Band. Altenburg, Helbig. 8. 22 1/2 Rgr.

Gesegensvorschlag über Ungarns Freistädte. Entworfen von der zu diesem Behufe vom Reichstage des Jahres 1843 ausgesandten Circulardeputation. Nach dem ungarischen Urtexte übersetzt von J. Kristella. Nebst einem Anhange von C. Henßlmann. Tirnau, Wachter. 1844. Gr. 8. 25 Rgr.

Gesegensvorschlag über die Volksberziehung im Königreiche Ungarn. Aus dem Ungarischen übersetzt von C. Henßlmann. Tirnau, Wachter. Gr. 8. 11 1/2 Rgr.

Goebel, K., Der heilige Rock, ein evangelisches Zeugniß abgelegt in einer Predigt über Joh. 19, 23, 24. Neuwied, v. d. Beck. 1844. 8. 2 1/2 Rgr.

Kurz, F., Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaikern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarisch-ästhetischen Commentar. 1ste Abtheilung: Gottsched bis Kant. Zürich, Meyer und Zeller. Hoch 4. 1 Thlr. 17 1/2 Rgr.

Das innere Leben einer leidenden Christin. Frankfurt a. M. Zimmer. 1844. 12 1/2 Rgr.

Menfink, B., Die Cyriacus-Feier zu Vorken, oder der Sieg über den Grafen von Geldern und seine Verbündeten. Eine geschichtliche Darstellung aus dem 14. Jahrhundert. Bearbeitet nach den besten Originalquellen. Mit 3 Kunstblättern. Emmerich, Romen. 1844. Gr. 8. 20 Rgr.

Müller, A., Ohne Kränzung durch die Kirche keine christliche Ehe gültig. Einige Worte gegen die sogenannte Civilehe mit besonderer Beziehung auf den jüngsten Gesetzgebungs-Entwurf für das Großherzogthum Hessen. Pappenheim 1844. Kl. 8. 5 Rgr.

Amthliche Nachrichten über die Feier des 3ten Säcularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Kau, K. F., Geschichte des Pfluges. Mit Holzschnitten. Heidelberg, Winter. 8. 20 Rgr.

Magusa, Herzog v., Über den Geist des Militär-Desens. Nach dem französischen Originalmanuscripte übersetzt von J. Stäger v. Waldburg. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Riegler, G., Unauflöslichkeit des Ehebandes, mit der ganzen Lehre von der Ehe, nach Schrift und Tradition, historisch-kritisch, exegetisch, dogmatisch-symbolisch, polemisch-apologetisch, praktisch dargestellt. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Der heilige Rock zu Trient und der katholische Priester Johannes Monge. Ein freimüthiges Wort an die Christen deutscher Nation. 2te Auflage. Mainz, Palenz. 1844. 8. 3 3/4 Rgr.

Der ungemähte Rock, oder König Drendel wie er den grauen Rock gen Trient brachte. Gedicht des 12. Jahrhunderts, übersetzt von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Kohäsch, Ein Uebel unserer Zeit und seine Folgen. Die übermäßige Geistesanstrengung, ihr Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden der Menschen und Mittel, ihre schädlichen Wirkungen zu entfernen. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 5 Rgr.

Kuland, J. K., Von der Verehrung der Reliquien im Allgemeinen und der des heiligen Rockes zu Trient insbesondere. Predigt. Mit zwei Anhängen. 2te von neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Cyprianhardt. 8. 3 Rgr.

Sachs, C. F. F., Predigt zur Eröffnung des Landtags für das Herzogthum Sachsen-Altenburg am 2. Decem-ber 1844. Altenburg, Helbig. 1844. Gr. 8. 4 Rgr.

Sallet, F. v., Laien-Georgium. Tübingen. 2te verbesserte Auflage. Breslau, Schulz. 1844. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.

— Zur Erläuterung des 2ten Theils vom Goethe'schen Faust. Für Frauen geschrieben. Breslau, Schulz. 1844. 8. 10 Rgr.

Schneider, J. B., Worte zur Verträglichkeit. Predigt am Fronleichnamsfeste 1844. Rottweil, Seger. 1844. 2 Rgr.

Sendschreiben an den verehrlichen Handwerkerstand Deutschlands über den Pauperismus. Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Leipzig, Gluck. 8. 2 1/2 Rgr.

Sendschreiben an Johannes Monge in Laurabütte. Von einem katholischen Laien. Würzburg, Voigt und Röder. 1844. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Safel, J. F., Supplement zu Kant's Biographie und zu den Gesamtausgaben seiner Werke. Stuttgart, Becker und Müller. Gr. 8. 11 1/2 Rgr.

Barnhagen von Ense, K. A., Biographische Denkmale. 1ster und 2ter Theil. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Reimer. 8. 3 Thlr.

Wagner, F. E. W., Der heilige Rock zu Trient. Darmstadt, Leske. 1844. 12. 2 1/2 Rgr.

Werfer, A., Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 1844. 8. 11 1/2 Rgr.

Witte, C., Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von A. Reumont. 2ter Band. Berlin, A. Duncker. 8. Beide Bände 4 Thlr. 15 Rgr.

Wocel, J. C., Grundzüge der böhmischen Alterthums-kunde. Mit 8 lithographirten Tafeln von J. Pellich. Prag, Kronberger und Riquina. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

literarische Unterhaltung

Sonnabend,

Nr. 53.

22. Februar 1845

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig.
Zweite Auflage. Drei Bände.

Erinnerungen des Verfassers.

Was ich im Jahr 1833, einige Monate nach dem Erscheinen meiner „Hohen Braut“, erwartete, hat mich nach Ablauf von zehn Jahren überrascht. Damals — ich war eben auf dem Landtage in Kassel — forderte, kurz nach den ersten ungemein günstigen Stimmen der Kritik über das Buch, der Verleger, Herr Woodhaus, durch ein Circular die noch nicht verkauften Exemplare ein, und Gerüchte wie Buchhändler versprochen mir das in Deutschland ungewöhnliche Glück der zweiten Auflage eines Romans im ersten Jahre seines Erscheinens. Dies Glück hat sich indes etwas verzögert; wir schreiben 1844 und schreiben damals 1833. Dennoch, als mir die Verlagehandlung das Bedürfnis einer neuen Auflage anzeigte, fragte ich mich, was wol meinem Buch eine Gunst zugewendet haben könnte, die heute nur jenen Romanen zu Theil zu werden pflegt, die auf dem blank geschmarten Tische der Fräulein Bremer geschrieben oder auf der chaise longue der Frau v. Paalzow ausgedacht worden sind, höchstens etwa noch deren, die der Pastor Biernagel auf dem „Weg zum Glauben“ sendet, oder Confessionsrath Werckmeister über confessionelle Fragen abfaßt, wie Gese über Leberschnittchen. Ich überzeugte mich endlich, der Titel „Die hohe Braut“ habe meinem Buche zuletzt noch den guten Abgang zugebracht; denn welche Theilnahme des hohen und niederen Publicums erregt heutzutage nicht eine fürstliche Vermählung, zumal wenn die hohe Braut eine russische Prinzessin ist und mit dem langen Zuge der Wagen sich ein Suchtengerath über das zollvereinigte Deutschland verbeißt! Wie, dem auch sei, so wird die wieder aufgelegte „Hohe Braut“ bei ihrer Erneuerung nichts verloren haben. Sie beginnt bei ihrem zweiten Ausgange einer zur Hälfte neuen Lesergeneration, und mag ihr Glück noch einmal versuchen. Vielleicht erfährt sie jetzt weniger von der Kritik als damals, und so mögen statt dessen einige Erinnerungen ihres Vaters aus der Zeit ihrer Geburt folgen!

Ein großartiges Liebhabertheater in Fulda, dem der Verf. in seiner Jugend mehr Jahre mit Leib und Seele angehört, trieb seine Fäden zuerst zu dramatischen Vor-

suchen. Festprologe erinnerten das frohe, schaulke Publicum an einen bedeutungsvollen Tag oder beglückten den Fürsten Primas, der, so oft er sich in sein „franzosen“ Fulda zeitweise aufhielt, durch den Garten herumkram in das schöne Drangeriegebäude, er dem „Verein der Rufenfreunde“ überlassen hat. Wir hörten von der Bühne aus den heitern, humorigen Fürsten lachen oder nach dem Spielenden fragen. Der junge Verfasser der Prologe ließ er bescheiden und Anstellung vornehmen. Später schrieb der Verf. ein Spiel: „Die Erfüllung“, zum Festabend des Tages, welchem Fulda dem Kurfürsten von Hessen gekul hatte. Der alte Herr gerührte ebenfalls mit seinem Folge ins Theater zu kommen und das ihm gewide Stück allergehörigst mit anzusehen. Es war ein herrlicher, blühender Montag des J. 1816. Wenn, um solchen Tag zu einem Prachtgewächs vaterländischer Geschichte zu machen, der Jubel des Volks das Bildwerk, und heitere Gnadenbezeugungen des Fürsten Blüten vorstellten: so war es ein ungemein blätterreicher Tag. Es regnete die folgenden Wochen unablässig und später wanderte das den Fuldaern so liebe Theater aus dem Drangeriebau, so daß er seitdem leer stehen hat.

Bald darauf versuchte sich der Verf. an eigentlichen Dramen. „Thatt“, eine Tragödie, blieb mit ihren Mischungen ziemlich unbemerkt; „Otto's Brautstag“ ein Schauspiel, erfuhr eine beifällige Kritik, besond von Müller, dessen Urtheil damals galt, und wurde nahe auf die frankfurter Bühne gekommen. Der Aemtern und Mitdirector Ihle hatte es angenommen mit dem Verf. einige Abänderungen besprochen, ders eine wichtige politische. Zwei Knappen, Sachse und ein Schwabe, zankten sich häßlich in Nebenrollen und ~~ihnen~~ sich ihre Landsmannschaft. Ihle machte den Verf. ernstlich aufmerksam auf die schwere Stellung die frankfurter Bühne zu dem Bundestage habe, und daß seine Feder durch die diplomatischen Reclamationen des sächsischen und württembergischen Gesandten abschneiden müsse. So es, und das ist auch das einzige Mal, daß ich im diplomatischen etwas gethan habe. Die Rollen waren angegeschrieben und vertheilt, als Ihle ohne viele Pläne starb. Sein Nachfolger legte das Stück bei

und ich versuchte seitdem keine diplomatischen Bühnengänge mehr.

Nach diesen und noch einigen dramatischen Sachen schrieb der Verf. im Übergang zu erzählenden Arbeiten den „Rosenkranz eines Katholiken“ und den „Christbaum des Lebens“. Die Novelle „Wallfahrt“ war — wie auf der andern Seite „Wyatt“ — ein Versuchswurf. Aber der darauf folgende Wurf traf weiter als die früheren dramatischen. Es war „Die hohe Braut“.

Ein Skizze im „Morgenblatt“ bot die ganz einfache Geschichte eines jungen Schüzensohnes in Drappo bei Nizza, der mit einer leidenschaftlichen Neigung zur Tochter des Grundherrn, Marchese Malvi, den Unzufriedenen der Grafschaft in die Hände fällt, an der Verschwörung zu Gunsten der revolutionnären Franzosen Theil nimmt und in dieser Empörung unglücklich endet. Die zweite Hälfte der einfachen Geschichte, die fittliche Verirrung zum Räuber und der wilde Untergang des Jünglings, sprach den Verf. nicht an. Vielleicht auch hielten sich die Ansichten des politischen so bewegten Jahres 1831, in welchem derselbe schrieb, für zu berechtigt und glücklich, um den tragischen Ausgang einer bürgerlichen Liebe zu einem adeligen Fräulein zu vertragen. Im Gegentheil jenes verzweifeltsten Ausganges ließ der Verf. seinen Helden geadelt und auf diesem heitern Wege beglückt werden. Die Ironie, die sich hinter dieser Wendung versteckte, blieb von mancher Seite unbemerkt, obschon der Verf. zu besserem Verständnisse seiner Anspielung das Bild Bonaparte's auftauchen ließ und dem General Delleria im Lager auf den Höhen von Maus bezügliche Scherze in den Mund legte.

Weitem mehr als die gegebene einfache Geschichte mit ihrer durchaus nicht neuen Verwicklung zogen den Verf. Ort und Umstände derselben an, ein reizendes Feld für Erfindung und Darstellung eines großen und bedeutenden Gemäldes; — Nizza und Turin mit den zwischenliegenden Seraien, Meeresufer und französische Emigranten, Hof und Emigranten, auf beiden Seiten Spannung und Bewegung um die großen Fragen der Revolution, verwegene Unternehmungen, schlaftrunkene Erwartungen, und hinter Allem unausgemessene, düstige Fernsichten. Zuvörderst mußte all der Reichthum an Gestalten, Interessen, Situationen, die sich dem Verf. beim Durchbrüten und Durchträumen seines Stoffs aufdrängten, unter einen einheitlich umfassenden Gesichtspunkt gebracht werden. Konnte dies ein anderer sein als die Idee der Freiheit? Und wie glücklich, daß diese große Lebensfrage nicht nur die Zeit, in welcher der Roman spielte, sondern auch die nächste Nähe und das Herz Dessen bewegte, der ihn schreiben wollte! Freiheit! Es war seit Monaten die Parole in Frankreich und Belgien, es war die Losung in Deutschland und Polen. Wie oft wurde damals dies Wort in Hanau vernommen! Zum ersten Mal an jenem Abende, als der von Kassel zurückgekehrte Bürgermeister der Stadt die kurfürstliche Zusage einer Verfassung für das ganze Land verkün-

digte. Der Verf. stand in tiefer Dämmerung unter den Arcaden des Rathhauses; man drängte sich in die Rathsstube, wo jene Verkündigung wieder und wieder gelesen wurde. Die Herauskommenen waren still und nachdenklich; sie mochten den Werth überschlagen, der in einer großen Verheißung unausgesprochen lag. Endlich schienen Einige den Stempel zu solcher Präge gefunden zu haben. Dunkle Gestalten näherten sich einander auf dem weiten Marktplatz, und plötzlich erscholl der Ruf Freiheit mit gräßlicher Betonung der zweiten Sylbe, wie man auch in ähnlicher Jammenbetonung das Wort Feuer zu schreien pflegte, wenn ein solches Unglück ausgetreten war. Und wirklich schien auch von solchem Mißverstände das entsetzliche Element selbst erweckt zu sein. Denn kaum war man dem mit wiederholtem Schrei und dazwischen schrillendem Pfeifen von fern gefolgt: so traf man schon das Thor des Rathgebäudes erbrochen und in Mitte der Straße ein Feuer entzündet, das von den aus dem Bau entwendeten Schriften, Mobilien, Waarenpäckten u. dgl. hoch und höher loderte. Die Bewohner strömten herbei; im rothen Widerschein der Glut begossen die Nachbarn aus den Fenstern die dünnen Wände ihrer Wohnungen, um sie gegen die lodernde Propaganda zu schützen. Es waren jene kleinen Hausdespoten, die damals hinter ihren schlechten Wänden aufschrauten, wo sie auf gepolsterten Thronesseln ihre eigensinnigen Schläfen von einem zum andern ledernen Geheimrathsohr zu wälzen pflegten. Mit der Hand, die nur Schnippchen zu schlagen gewohnt war, hatten sie jetzt zur Gießkanne gegriffen.

Der Verf. will hiermit die Atmosphäre andeuten, worin er zu seiner „Hohen Braut“ die Studien machte und die Federn zum Flug nach Nizza schwang. Es war in jenen Tagen der Unruhe, der täglichen kleinen Aufläufe und Zerstörungen, die man, ich weiß noch nicht woher, Krawalle nannte: ein Wort, das auch in den Roman eingewebt worden ist, weil eben dessen handschriftliche Blätter unter jenen Windstößen offen lagen. Abends, wenn die gellen Pfeischen durch die Gassen schrillten, als Signale zum Sturm auf einen Bäderladen oder dergleichen, wenn die Nachbarn eiligst die Fensterläden zuschlugen, die Hausthüren verriegelten und die Lärmtrommel durch die Straßen wirbelte: dann konnte sich manchmal der poetisch gestimmte Verf. über den schmutzigen, zerlumpten Augenblick ärgern, der doch oft sein Farbenreißer war. Das Erlebnis und die Dichtung begegneten einander, und wenn jenes verworfen wurde, hob er diese für die nachfolgenden Stunden auf. Unbestimmt um die eigentliche Bedeutung dieser Unruhen, die ihm zu nahe und vielleicht nur für Kaffel in die rechte Ferne gerückt waren — wo sie sich zum Schauspiel des constituirenden Landtags wie Lärm und Gesecht hinter den Bühnenwänden ausnahmen —, saß der Verf. über der Windrose der Idee Freiheit mit ihrem ewigen Magnet, und steuerte da und dorthin auf Scenen, Personen, Verwickelungen los, aus denen ein farbreiches und lebensvolles Gemälde erwachsen sollte.

Wie nun aber der Verf. auf seinem etwas verschlagenen Lebenspfade sich überhaupt in Allem, wozu er innerlich getrieben oder äußerlich berufen ward, ohne methodische Vorbildung durch eigenes Tasten und Lauschen zurechtfinden mußte, so ging es ihm auch jetzt, als er, über einem reichen Stoffe brütend, die Gestalt des Kunstwerks suchte; denn das Poetischbedeutende lag wenigstens in seinem Vorhaben. Wäre er noch Jüngling gewesen, so hätte es ihn vielleicht nach einer lebhaften, vielgegliederten, stürmisch verschlungenen Melodie des Romans getrieben; wenn ich mit diesem Worte den Gang der Haupterzählung bezeichnen darf. So aber war der Verf. schon in seine besten Mannesjahre vorgeschritten, da man nicht mehr ungestüm vorwärts bringt, sondern gelassen nach allen Seiten umschaut. Und daher mag es gekommen sein, daß er mehr auf eine reiche Instrumentirung seines Themas geführt ward; ich will sagen, daß er in sehr verschiedenen Gestalten und Interessen die Erscheinungen freien und unfreien, losen und gebundenen Lebens zur Anschauung zu bringen suchte. Erst später wurde es dem Verf. klar, daß zum rechten Kunstwerk gehört hätte, diese vertheilten Gestalten und Interessen, mehr als es ihm gelungen, in den Hauptgang der Handlung zu verflechten und zum Hauptziel der Begebenheiten mitwirkend zu machen. Dieser Aufgabe ist er hernach in seinem „William's Dichten und Trachten“ vielleicht etwas näher gekommen; wie denn auch diesem letztern Werke der Vorzug der Kunstgestaltung von der Kritik mehrfach zuerkannt worden ist. Allerdings greifen in der „Hohen Braut“, wie auch nicht unbemerkt geblieben, verschiedene Personen, einzelne Vorgänge des Romans nicht genug in die Hauptströmung ein, heben und tragen die Geschichte des Helden nicht weiter, sondern strahlen oft nur wie Nadien aus der Grundanschauung des Ganzen hin, wie z. B. die alte deutsche Baronin in Nizza, an der ich eine religiös unfreie Seele darstellen wollte. In andern Personen mag dann auch wieder das Reizmaße der Verwandtschaft mit der Grundidee unbemerkt geblieben sein, wie z. B. an der jungen Renata in Vreglio, die durch stöckende Entwicklung unfrei und zur Nachtwandlerin wird, und an der sich die Jünglingsnähe Giuseppe's doch heilsamer als Eustachio's Rönchstränken erweist. Vielleicht war es aber ein Glück für den Verf., daß seine Absichten zuweilen von der Wärme und Wahrheit der Ausführung ins Unkenntliche überwachsen wurden: wer weiß, ob der Leser nicht manche Combination zu tüplich oder grillenhaft gefunden hätte!

Konnte sich nun der Verf. in Absichten und Gesichtspunkten seines Romans nicht genug thun, so nahm er es mit den Studien und Zurüstungen zu demselben desto leichter. Von der wirklichen Zeitgeschichte bedurfte er nur einiger Höhepunkte zum Anknüpfen seines poetischen Gewebes, — etwas Weniges von den Sturmwinden, vom Sonnenschein und den Wetterwolken jener Revolutionsjahre. Weder sein Stoff noch seine poetischen Ansichten ließen ihn zu einem Wetteifer mit jenen Ro-

manen kommen, die hinter dem Rücken ihrer Roman- gestalten die alten Pergamente vorzeigen, denen sie ihre historischen Personen legitimiren, oder in einer Note dem Leser die Versicherung in die Hand drücken, daß dieser oder jener Zug wirklich geschichtlich sei. Man kann aber sehr ängstlich die einzelnen Thatfachen der Geschichte auflesen und findet die Poesie derselben nicht; hinter lauter Fätschen versteckt sich das Gewebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wohlfeile Bücher in England.

Mit Recht hat nicht bloß ganz Europa, sondern England selbst lange Zeit Klage geführt über die außerordentliche Höhe der Bücherpreise in England; diese Klage ist jetzt nur noch auf denjenigen Theil des Schriftenthums anwendbar, bei welchem nur auf eine kleine Zahl von Abnehmern zu rechnen ist, auf streng wissenschaftliche und Prachtwerke. Die Schätze der englischen Literatur aber sind jetzt selbst den ärmern Classen nicht mehr unzugänglich; nette Ausgaben der vorzüglichsten englischen Schriftsteller sind überall für wohlfeile Preise und stets gebunden zu haben; für einen Thaler kann man bereits Shakespeare's Werke, zwar nur in Miniaturdruck, erhalten; Milton's, Shelley's, Cowper's Werke bezahlt man mit 18—20 Groschen; die vorzüglichsten Gedichte von Scott, Byron u. s. w. sind für 4—8 Groschen zu haben, alle schön gedruckt und gebunden. Größere Ausgaben dieser und anderer Schriftsteller behaupten freilich einen höhern Preis; indessen kann man die vollständigen Werke von Smollet, Fielding, Swift, Southey und Andern in höchst geschmackvollem Druck und Band in Royaloctav für Preise von 2½—3 Thaler erhalten. Schlimmer sah es lange Zeit aus mit wissenschaftlichen und solchen Werken, die die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zum Gegenstande haben; sie behaupteten sich lange in hohen Preisen und waren dem Armen völlig unzugänglich. Für die Abänderung dieses Abelsandes ist Großbritannien vorzüglich den Schotten verpflichtet; zuerst machte Constable, der aus Walter Scott's Leben hinreichend bekannt ist, den Versuch, wissenschaftliche und belehrende Bücher in guter Ausstattung zu wohlfeilen Preisen zu liefern. Er lieferte 36 Bände mannichfaltigen Inhalts zum Preise von 1½ Thaler den Band, was zu jener Zeit unerbört wohlfeil war, und hörte nicht eher auf als bis er zu Grunde gerichtet war. Mit besserem Glücke und mit besserer Einsicht verfolgten denselben Plan zwei andere Schotten, die Gebrüder Chambers in Edinburgh, die sich ein unsterbliches Verdienst um die Verbreitung von Kenntnissen unter den niedern Volksclassen in England und Schottland erworben haben. Robert und William Chambers waren, wie man uns von mehreren Seiten her in Edinburgh berichtet hat, noch vor 15 Jahren Händler mit alten Büchern, die sie auf offener Straße verkauften; sie sollen Jeder in jener Zeit für Wohnung und Kost nie mehr als 5 Schillinge wöchentlich gebraucht haben. Ihre außerordentliche Sparsamkeit befähigte sie endlich, ihr Geschäft nach einem Laden zu verlegen. Hier setzten sie den Plan, ein wöchentliches Blatt herauszugeben, das, indem es sich fern von allen Staatsangelegenheiten hielt, nur die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, verbunden mit Unterhaltung, zum Zweck haben sollte. Seit 1832 lieferten sie wöchentlich einen großen Bogen in Quart mit 24 Spalten für den Preis von 1 Groschen. Diese Zeitschrift fand einen ungeheuern Absatz und hatte bereits im zweiten Jahre ihres Erscheinens gegen 10,000 Abnehmer, deren Zahl sich seitdem immer vermehrt hat. Sie dauert bis heute fort unter der Leitung beider Brüder, die selbst Schriftsteller sind — Robert ist durch seine „Scottish songs“ (1821), „History of the rebellion of 1745—46“ (5. Ausg., 1842), „Popular rhymes of Scotland“ (1842), „Auld Rukie“ und andere Werke über Geschichte

und Werthümer *England's* vorthellhaft bekannt; William durch seine Reisebeschreibungen von Holland, Belgien und der Schweiz — und verdient den Beifall, den sie findet, in hohem Grade. Schon 1833 begannen die Brüder die „*Information for the people*“ in 50 Bogen, eine kurze, aber brauchbare Übersicht alles Wissenswürdigsten, welches Wert in einer zweiten, viel bessern Ausgabe auf 100 Bogen angewachsen ist. Darauf folgten die Schul- und Unterrichtsbücher, von denen viele in England für die besten ihrer Art gelten; die Preise der 29 Bände stiegen von 1 Groschen bis zu 1½ Thaler hinauf. 1837 begannen sie die Volksausgabe einer Anzahl trefflicher Werke, theils Wiederabdrücke classischer, theils Übersetzungen fremder Werke, wozu noch eine kleine Anzahl Bücher mit eigenem Verlagsrecht kommen. Bis jetzt sind 51 Bände ausgegeben. Im Jahre 1842 erschien die „*Cyclopedia of english literature*“, ein Werk in 90 Groschenbogen, das beste Buch dieser Art für Ungelehrte, das es bis jetzt in England gibt; Auszüge aus den Schriftstellern, mit Verstand gewählt, sind beigegeben, und das ganze Buch zeigt von Urtheil und ist bei viel geringerem Umfange und bei weniger Vorarbeiten unserm in anderer Hinsicht ähnlichen Werke von Wolf über die deutsche Literatur bei weitem vorzuziehen. Robert Chambers ist der hauptsächlichste Verfasser dieses Buches. Endlich im November 1844 haben die Brüder ein anderes Unternehmen begonnen, das die untersten Volksklassen im Auge hat, die „*Miscellany of usefull and entertaining tracts*“, wöchentlich einen Bogen von 32 Seiten für 8 Pfennige. Die erste Nummer vom 2. November enthält ein gut geschriebenes Leben Ludwig Philipp's. Wir freuen uns, hinzufügen zu können, daß die Brüder Chambers allgemein, wenn nicht als reich, doch als wohlhabend angesehen werden.

Chambers' Beispiel rief eine Menge ähnlicher Unternehmungen hervor, von denen wir nur die neueste und wichtigste, die von Charles Knight in London hervorheben wollen. Im Juni 1844 hat dieser Mann, der bereits lange Zeit als Buchhändler und Schriftsteller thätig gewesen ist, die Herausgabe eines wöchentlichen Bandes unter dem Titel „*Knight's weekly volume*“ begonnen. Bis zum 2. Nov. 1844 waren 19 Bände mannichfaltigen Inhalts erschienen; jeder Band enthält 250—300 Seiten in klein Octav und eine Anzahl guter Holzschnitte. Unter den schon erschienenen Bänden sind die wichtigsten: Davis' Buch über China in drei Bänden, Fairfax' Uebersetzung der „*Gierusalem liberata*“ in zwei Bänden, Craik's Geschichte der ältern englischen Literatur in zwei Bänden und „*Die Engländerin in Aegypten*“, ebenfalls in zwei Bänden; außerdem erhalten wir die Lebensbeschreibung des ersten englischen Buchdruckers William Caxton, Riß Martineau's „*Feats on the sword*“, einen Band über die Webereien in Großbritannien und einige Bände über Naturgeschichte. Der Preis jedes Bandes ist 8 Groschen. 41.

M a n c h e r l e i.

Daß man Glauben braucht und Glauben verlangt, ist begreiflich wegen des vielen Unbegreiflichen. Der Mensch begreift nicht das Keimen der Pflanze, das dumpfe Regen des Sturmes, nicht sein eigenes Leben. Er glaubt an seine Seele, an die Seele seines Nebenmenschen, er weiß von beiden nichts als Wirkungen, als Handeln, Sprechen, Lachen und Weinen; er fühlt in sich und glaubt an das Gefühl Anderer, er denkt selbst und glaubt an fremde Gedanken. Jede Wissenschaft hat bedenklichen Glaubensartikel; der Arzt glaubt eine Krankheit am Krankenbette, der Criminalist an das Verbrechen des Schuldigen, der Theologe glaubt an Gott und ewiges Leben. Freilich nicht ohne Glaubensgründe, ohne Kennzeichen einer Krankheit, ohne Zeugenausagen und Geständnisse, ohne Offenbarung religiöser Wahrheiten. Immer ist hierbei der Glaube geschäftig, der ein mehr oder minder für die Gedanken Wahrscheinliches zur sichern Annahme festigt und bei schwankenden Verhältnissen

sen für entschiedene Ueberzeugung den Ausschlag gibt. Ganz besonders wird auf dem Gebiete der Religion ein Glaube sich wirksam zeigen, da zu den Glaubensgründen kein Augenschein sich gesellt, sondern Jegliches dem Unsichtbaren anheimgegeben ist. Selbst die augenscheinlichsten Wunder beweisen nicht für den Wunderthäter, sie lassen sich auf Gott, oder Dämon, oder auf Naturrevolution, oder unbekannte Kraftentwickelungen beziehen. Die Theologen haben also ganz recht, auf Glauben zu verweisen und ihn zu fordern, denn dies ist die Natur der Sache, und ohne das Gefoderte wurzelt keine Religionslehre im Gemüth. Um dabei nicht ins Räthsel und Mähe sich zu verlieren, bleibt stets eine Erörterung der Glaubensgründe nöthig, und darin besteht die Wissenschaft der Theologen, zum Unterschiede von Blindgläubigen. Wie gesagt, dies Alles ist begreiflich. Wenn aber die Philosophie mit einigen Stammbegriffen absolute Wissenschaft vorträgt; wenn sie — gemäß dem Begriff des absoluten Wissens selbst — Glauben ausschließt; wenn sie mit Formeln des Ansich, Fürsich und Beisich, oder des unvordenklichen und denklichen Seins, das Wesen Gottes und die Welterschöpfung zu begreifen versichert: — läßt sich dieses begreifen? Sollen wir zu begreifen glauben? Dies wäre eine unvernünftige, widersprechende Forderung. Wo sind Glaubensgründe? In der Vernunft? Jeder Philosoph glaubt an die seinige, jeder Andere auch; aber es sollte begreifen werden und nicht geglaubt, und wenn nun der Andere die Versicherung des Begreifens nicht begreifen kann, so glaubt er nicht dem Glauben des Philosophen, und es wird von ihm etwas Unmögliches verlangt, nämlich die Anerkennung eines absoluten, von ihm nicht gemachten Wissens, ein Vertrauen zur Wissenschaft, die den Glauben ausschließt und ihn für ein unbegreifliches Wissen fodert, eine Berufung auf Vernunft als Glaubensgrund, während die nichtbegreifende Vernunft ihren Unglauben aussprechen muß — etwas vollkommen Absurdes, oder vielmehr ein Superlativus desselben.

Dahlmann's „*Geschichte der englischen Revolution*“ unterscheidet sich vorthellhaft in Zusammenstellung und Vortrag von andern deutschen historischen Schriftwerthen, es ist darin ein Geschmacksfortschritt neuerer Zeit kenntlich, den man ehedem mit Gründlichkeit fast unvereinbar hielt. Dahlmann läßt nicht „*Sunder vorhanden sein zum Brennen*“, oder „*einen Sturm beschwören*“ u. dergl., womit die Bäderlust älterer historischer Schule uns reichlich zu beschenken pflegte. Doch leider auch er hat sich nicht ganz frei erhalten von schlechten Bildern — den Schmutzreden guter Erzählung —, die rühmlichweise zwar selten vorkommen, aber noch rühmlicher ganz fehlen sollten. So heißt es von der Königin Elisabeth, deren Popularität durch Hinrichtung des Essex vermindert wurde: „*Sie wußte und empfand dies, und diese Erfahrung drückte ihr den Stachel von ihres Lieblings Tode noch tiefer ein.*“ Noch andere verwerfliche Vortragsgestalten wären folgende: „*In diesem Orte bauten die stillen Anhänger der Republik ihre Nest, — es nisteten sich Schmeißfliegen ein, die in jedes Vertrauen so gern ihr Ei legen, — was schwarz ist, wird weiß gewaschen, — in den Hafen der Erfüllung einlaufen — König Ludwig (XIV.) ließ den eingefangenen Vogel (Rast II.) am schlaffen Faden flattern, so lange er im Ganzen der vorgeschriebenen Richtung folgte.*“ u. s. w. Ein Geschichtschreiber berichtet vom Schmerz, der empfunden worden, aber nicht von dessen Stacheln, die sich tiefer in eine Weiberbrust drücken, ebenso wenig von Nestern, worin sich politische Parteien anbauen, nicht von Schmeißfliegen, die das Vertrauen fressen, nicht vom Reichthum schmutziger Mäuse, nicht von eingefangenen Vögeln, die am Faden der Annäherung flattern, ja selbst nicht vom Hafen der Erfüllung, da den Erfüllung selbst genügt, und ohnehin vom Hafen zu Seiten die Rede sein wird, in welchem Schiffe einlaufen. Die musterhaften Alten erzählten ohne solchen geschmacklos Schmutz, und würdige Neuere sollen ihnen darin gleichen. 24.

Sonntag,

Nr. 54.

23. Februar 1845.

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig.
Zweite Auflage. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Etwas entfernter lag dem Verf. die Landschaft und Lebensart der Gegenden, in welchen sein Roman spielt. Mehrere Recensenten und selbst Privatpersonen, die Nizza und Turin kannten, haben, als sich von selbst verstehend, angenommen, der Verf. der „Hohen Braut“ habe jene Gegenden aus eigener Anschauung gezeichnet. Dessen aber kann er sich leider nicht rühmen. Einem einzigen Reisewerk verdankt er alle Farben seiner landschaftlichen Malerei. Vielleicht leitete ihn dabei ein guter Instinct, nur Das aufzunehmen, was zureichte, um die Einbildungskraft des dort fremden Lesers zu täuschen, und was dann auch wieder nicht zu viel war, um die genauere Erinnerung eines Gereisten nicht zu enttäuschen. Und wenn wirklich Nylius seine „Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien“ nicht selbst gemacht, sondern aus andern Reisewerken zusammengetragen hat, so bleibt es in der That zu verwundern, daß bei wiederholtem Aufguss von Beschreibungen noch eine so lebhaftige Anschauung herauskommen konnte, an der sich selbst Dortgewesene zurechtfinden und erquicken mochten.

In seiner Arbeit wurde der Verf. durch einen politischen Beruf unterbrochen. Die Stadt Hanau wählte ihn im Frühjahr 1832 zu ihrem zweiten Abgeordneten am damaligen ersten Landtage, und zwar an die Stelle des anfangs gewählten jungen Beamten, der durch Annahme einer Dienstbeförderung, während er noch auf dem Deputirtenstuhle saß, im Vertrauen seiner Mitbürger ein wenig wand geworden war. Es kam auf dem neuen Markt unsers constitutionellen Verkehrs wiederholt vor, daß junge Männer von Talent das Vertrauen des Volks gegen das Vertrauen der Regierung umwechselten. Dies war freilich kein Geschäft im Interesse des eben neu ausgegebenen Papiers unserer Constitution. So tiefer mußte ich, an die Stelle jenes abgehenden Deputirten gewählt, das volle Gewicht eines solchen Vertrauens meiner Mitbürger empfinden, unter denen ich eigentlich doch von Herkunft ein Fremdling lebte. Es war ein Vertrauen in die Gesinnung, das, zumal in der Kindheit einer Verfassung, heiliger zu halten

ist als das Vertrauen in die Intelligenz eines Mannes, die freilich im Staatsdienste mehr Stufen der Ehre und bauern-dere Aufgaben findet als im Wechselwetter der Volksgunst. Der neugewählte Deputirte mußte sich klar darüber machen, was er wolle und was ihm dabei von der Zukunft zu erwarten übrigbleibe. Er überlegte das auch, und kehrte in wenig Wochen, als die Ständerversammlung zum ersten Mal aufgelöst wurde, zur Vollendung der „Hohen Braut“ zurück. Auch der Verf. machte sein Geschäft, und tauschte für sein Interesse die Politik gegen Poesie aus, — einen Artikel, der heutiges Tags nicht so bald auf Vari kommen wird.

Noch ehe aber der Roman fertig war, ging der Verf. — wiederholt gewählt — im Winter zum fortgesetzenden Landtage. Hier schrieb er noch die Epikope „Dora-Steinchen“, jenen Auszug aus dem angeblichen Tagebuche des Helden, der den Leser durch fortlaufendes Datum über einen leeren Zeitraum hinausführen und ihm durch wechselnde Betrachtungen die zunehmende Bildung des Schulzensohnes Giuseppe begreiflich machen sollte. Nach der zweiten Auflösung des Landtags, im März 1833, brachte der zum dritten Mal gewählte Verf. den ganzen Sommer und Anfang des Herbstes in Kassel zu, wo er auch das fertige Buch erhielt und die ersten öffentlichen Stimmen über dasselbe vernahm.

Die Erwartung und die Ankunft des Buchs gereichte dem Verf. damals zu wahrer Erquickung; denn wir durchzogen, nach neuen Gesetzen und Einrichtungen durstig und verlangend, eine Wüste. Und wenn Manche unter uns von weitem Wasser und Weide zu sehen glaubten, so war es oft nur der bekannte Wüstenbunt Sirab, auf den die Kameele aller Art so gern losflühen. Mit dem neuen Buche war nun wenigstens für mich eine süße Quelle entsprungen. Der Himmel lag in jenem unfreundlichen Sommer trübselig über dem Landtag, und der Landtag unter dem Himmel. Zwar manches Gewünschte kam doch zu Stande; es war keineswegs ein bloß von unten verwilligter Landtag; allein unsere Constitution hatte sich auch noch weniger an das nun schon bauernde Klima gewöhnt, und jene Erscheinungen wiederholten sich, die von der Ständerversammlung zu der bekannten Anklage gegen den Minister Passenpflug gesammelt wurden, und die niederdrückender waren als die Anklage selbst.

in der sich wenigstens eine junge parlamentarische Kraft zum ersten Mal versuchte. Allein die ebenfalls neue Kraft der Reaction bekam sich doch rascher, besonders in ihrer Richtung gegen die Opposition der Staatsdiener. Eine solche Opposition in den Reganen der Regierung selbst deutet freilich auf einen krankhaften Zustand, den man aber dadurch ein für allemal gehoben dachte, wenn man nur erst diese Symptome des Übels vertrieben hätte. Am Ende ist es ja auch eine bekannte Sache, daß der Staatsdienst in einem constitutionellen Lande abhängiger ist als bei absoluter Verfassung. Theilt eine Regierung einmal die gesetzgebende Gewalt mit dem Volke, so will sie dafür der ausübenden desto unbedingter froh werden. Und dieser Frohmuth ist auch jeder Regierung zu gönnen, wenn sie nur sonst großartig und glücklich steuert. Aber ein constitutioneller Staat hat auch wieder seine eigenen Verlegenheiten. In demselben Grade als der freie Bürger an Einsicht und Selbstgefühl größer wird, kann leicht eine Regierung reizbarer gegen jeden Widerspruch, selbst den gesetzlichen, werden. Ihre Maßregeln gegen denselben fallen dann leicht kleinlich aus, nehmen die Miene der Verfolgungssucht an und setzen das herrschende Princip in den Augen des Volks herab. Die zum Heucheln genöthigten, in Untermüthigkeit wettsirenden Staatsdiener werden innerlich in dem Grade unzuverlässig, als sie äußerlich ergeben scheinen. Was nun aber dann, wenn wieder einmal eine politische Krise dies gedrückte Nervensystem der Regierung mit einem Fieber heimsuchte, und eine solche Regierung sich in den Tagen des Unglücks von der Ehrfurcht des Volks und dem Selbstgefühl ihrer Beamten zugleich verlassen sähe? Aber, nicht wahr, all Vergleichen ist ja auch in Deutschland fremd und fern: die kleinlichen Reactionsmittel und die großen politischen Befürchtungen?

Zunächst war es ein persönliches Verhältniß, was mich damals betrübte. Auf meine Versicherungen hin hatte man bei der letzten Wahl einen jüngern Freund zum andern Deputirten der Stadt gewählt, einen jungen Mann von einigem Vermögen, der den Kaufmannsstand verlassen hatte, um gewissen Lieblingsstudien nachzuhängen. Ein edler Stolz, eine rege Theilnahme am öffentlichen Leben befehlten ihn. Die frühere Eitelkeit, für vornehmer zu gelten als er war, schien überwunden, felt der Freund selbst über diese Schwäche scherzte. Dennoch schlug diese in der Luft der Residenz, in der Berührung mit den adeligen Mitgliedern des Landtags wieder frisch aus, und nachdem der junge Abgeordnete im ersten Versuch, sich als Sprecher an die Majorität der Ständeversammlung anzuschließen, geradezu stecken geblieben war, schien er seine Entschädigung in einem engern und erlaßwerthen Anschluß zu suchen, in welchem er sich für beneidenswerth halten mochte. So manches Jahr hatten wir vertraulich miteinander verlebt, unser Innerstes gegeneinander aufgeschossen, und unsre oft genug zusammengehaltenen Ueberzeugungen mit gleichem Stempel bezeichnet. Nun auf einmal war mit der Freund entfrem-

det und unbegreiflich; wir standen uns in den alten Interessen mit verwandelten Ueberzeugungen schnurgerade entgegen. Ich errieth nicht sobald, welche neue Einsicht oder — Aussicht ihm über Nacht gekommen war. Ich mußte genau, wie viel er mit seinen geistigen Gaben wog, und sah nun mit Verwunderung, wie viel auf der andern Seite sein Gewicht galt. Wie hoch dort die bloße Abstimmung eines einzigen bürgerlichen Mannes von ansehnlichen Männern geschätzt wurde, war eine Erfahrung für mich, die ich freilich zu meinem eigenen Besten nicht benutzen konnte. Ohne auch nur eines der beiden Schwerter eines rüstigen Deputirten, der Zunge und der Feder, gewaltig zu sein, war der Freund in gewissen Kreisen schon seines stummen Aufstehens oder Sitzbleibens halber ungemein geehrt und geschmeichelt, da er es verstand, die beiden Waagschalen landständischer Abstimmung — Kopf und Steiß — in der richtigen, d. h. in der gewünschten Schwanung zu erhalten. Wir gingen noch miteinander um, aber so kühl, wie der Sommerabend war, an welchem wir, auf mein Zimmer zurückkehrend, einen dicken Brief vorfanden. Dieser brachte als Einlage das Blatt Nr. 133 der „Zeitung für die elegante Welt“ mit Laube's Recension meiner „Hohen Braut“.

Eine solche Verkündung mit Pauken und Trompeten, ich gestehe es, erschreckte mich anfangs. Für mein Gefühl schien das Maß Dessen überschritten, was ich an Beifall erwarten mochte, für meine Berechnung die Summe Dessen, was der oft getäuschte Leser für baares unparteiliches Lob gern annehmen mag. Mir war Laube bisher noch ganz unbekannt geblieben; auch wußte ich noch nicht, zu welchem Credit der junge, poetische Redacteur die „Zeitung für die elegante Welt“ aus ihrer methusalemischen Langweiligkeit emporgebracht hatte. Bald aber beruhigte ich mich. War es nicht eine hohe Braut, die mit Posaunen angemeldet werden durfte, wie bei Shakespeare die Könige auftreten? Brachte doch Laube viel Ansprechendes über den historischen Roman überhaupt vor. Ohne zu wissen, wie leicht ich es mit den geschichtlichen Vorstudien genommen, sagt er, wie mir scheint, sehr wahr: „Die Geschichte ist nicht nur die Kenntniß der Begebenheiten, sondern auch die Wissenschaft, die Poesie derselben, das Epos der Gottheit; man muß sie nicht bloß kennen, man muß sie wissen, um sie zu schreiben, man muß sie lieben, um einen historischen Roman zu empfangen.“ Wenn er dann von meinem Roman behauptete, es durchdringe sich in ihm Geschichte, Terrain, Charakter, Begebenheit auf so innige Weise, daß nicht Eins vom Andern zu trennen sei, und es stehe nicht wie bei andern historischen Romanen ein Faden Geschichte und ein Faden Erzählung nebeneinander: so war es wenigstens meine Absicht gewesen, Das zu leisten. Am meisten freute mich, daß dem begeisterten Kritiker bei aller Überschwänglichkeit der Empfindung, mit der er mein Buch aufgenommen hatte, doch manche meiner versteckten Absichten nicht unbemerkt geblieben war. Einiges freilich hätte „Die hohe Braut“ in übeln Ruf bringen können, was der entzückte Laube von ihren

geheimen Reizen andeutete, von ihrem „weichen Arm“, von dem „schwellenden Mund“, dem „vollen Schenkel“: nun wird sie es ihm aber ganz verzeihen, da sie es sich jetzt zum Ruhme nachsagen läßt, gänzlich vergriffen zu sein.

Bald hinter Laube, dem lebenswürdigen Schwärmer, der kam aus demselben Leipzig ein kühlerer „Literarischer Hochwächter“, der in seiner Unterwelt Herrn Walter Scott sehr gleichgültig bei dem Buche bleiben läßt, „das unser ganzes belletristisches Publicum in Alarm gesetzt habe“. Besonders ist der selige Herr mit den Charakteren, außer Klatschen, gar schlecht zufrieden; es sind ihm lauter Copien, und Fräulein Blanka ist ihm sogar verdächtig geworden, jene Blanka, die, wie Laube so schön sagt, „als blanke Wasserblume der frischen Welle Giuseppe's bedarf, ohne daß sie weiß warum, in deren tiefem Reiche lange Tage und Nächte der Thaumtropfen der Liebe ruht, ohne daß sie es ahnet“ u. s. w. Ein anderer Unterirdischer ist empört darüber, daß Giuseppe sich abeln läßt. Dieser Demagog wird vielleicht bei der neuen Auflage durch einige stärkere Striche des Autors über dessen Absicht klarer und beruhigter werden.

Ein Beiblatt zum „Gesellschafter“, zufällig ebenfalls mit 133 bezeichnet, brachte später eine nicht weniger begeisterte Besprechung, die dem Roman eine bedeutende, einflußreiche Zukunft versprach und sich ausdrücklich auf die rühmende Anzeige Laube's bezog.

So mußte ich denn mit allem Dank erkennen, daß Laube auf seine entschiedene Weise nicht nur das lesende Publicum, sondern auch die Kritik auf mein Buch hingelenkt hatte. Bald folgten auch Stimmen, die nach dem Verf. des Buchs fragten. Nr. 252 d. Bl. gab anfangs September eine ruhige, gemessene, aber in ihren Resultaten nicht weniger erfreuliche Beurtheilung. Dieser Kritiker wußte um des Verf. politische und religiöse Richtung, und suchte sich von dessen Persönlichkeit aus dem Romane selbst ein Bild zu machen. Er traf es wirklich, wenn er „keinen jugendlichen Dichter mit idealem Apollonhaupte“ vermuthete: es ist ein echt fuldaer Kopf, so edig, wie sie nur immer auf den feinnigen Hügel der Rhön wachsen, und sein Haar ist so wenig gekräuselt wie seine Gesinnung. Der Verf. darf es wol sagen, er hat ja den Schaden davon. Und wenn Rec. meint, die Rosenzeit spielender Träume und Gefühle liege hinter dem Dichten, und mancher rauhe Sturm des Lebens sei mit tiefen Furchen über seine Stirn hingefahren, so will es der Verf. mit den Stürmen dahingestellt sein lassen; gegen die Furchen aber wehrt er sich, so lange es gehen will.

Ich möchte auf Mundt als den Verf. dieses kritischen Artikels rathen; wenigstens kommen einige Ansichten jener Besprechung in dem Artikel wieder vor, den dieser mir damals unbekannte und nachher befreundet gewordene Mann in seiner „Geschichte der gegenwärtigen Literatur“ dem Verf. der „Hohen Braut“ so günstig gemeldet hat.

(Der Besluß folgt.)

Zur Geschichte der Académie française.

Einige interessante Einzelheiten aus der Geschichte der französischen Académie, welche unerachtet alles Gepöbts, dem sie ausgesetzt ist, doch noch lange ihre Bedeutung nicht verlieren wird, dürften hier vielleicht an ihrem Plage sein. Wir entnehmen sie einem Aufsatze, welcher vom bekannten Literaten Villenave in dem *Congrès des Institut historique* vor kurzem vorgelesen ist. Die erste Idee von der Stiftung einer gelehrten Gesellschaft, welche den Titel Académie führen sollte, ging von einem gewissen Fleurance Rivault aus. Derselbe ließ im J. 1612, also zwei Jahre nach Heinrich's IV. Tode, ein Werkchen drucken, in dem die erste Anregung dazu gegeben wurde. Es führte den Titel „Le dessein d'une académie et introduction d'icelle en la cour et l'ouverture de cette académie“. Während der Regierung Ludwig's XIII. bildete sich eine literarische Gesellschaft, deren Director der bekannte Fédelin Abbé d'Aubignac war (gest. 1676). Im Schooße dieser Gesellschaft wurden am ersten Tage eines jeden Monats Reden gehalten, über die sodann förmliche Disputationen angestellt zu werden pflegten. Der Vice-director Baumorière, ein Provencale (gest. 1693), gab 1637 eine Sammlung von „Harangues sur toutes sortes de sujets“, von denen gewiß einige, wie Abbé Goujet („Bibliothèque française“, Th. 2, S. 377) vermuthet, für ähnliche Veranlassungen ausgearbeitet wurden. Der Ursprung der eigentlichen Académie française ist bekannt. Man weiß, daß die ersten Mitglieder sich in einer Privatwohnung bei Conrart versammelten. Die Zahl der Akademiker, als von Ludwig XIII. die Autorisationsurkunde (1635) ausfertigt wurde, belief sich auf 34. In demselben Jahre wurden noch fünf Mitglieder aufgenommen, zu denen der Kanzler Seguier gehörte. Die Anzahl von 40, die in dem ersten Patente festgesetzt war, wurde im J. 1639 mit Priezac geschlossen. Bekannt ist ferner, daß die Fauteuils nach ihren ersten Inhabern bezeichnet werden. Nach dem Tode Richelieu's, der 1634 Protector der Gesellschaft geworden war und ihre Bestätigung bewirkt hatte, übernahm 1642 der Kanzler Seguier das Protectorat. Im J. 1642 erklärte sich Ludwig XIV zum Protector, und seitdem hat die gelehrte Gesellschaft stets unter dem speciellen Schutze des jedesmaligen Herrschers gestanden. Der sonderbare Gebrauch der leidigen Paradereden, welche bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes gehalten werden müssen, schreibt sich vom J. 140 her. Der Advocat Patru, der in dieser Epoche in den Schooß der Académie aufgenommen wurde, hielt zuerst eine Rede, in der er seinen Dank für die Aufnahme abkattete, und seit dieser Zeit ist die stehende Sitte, sich gegenseitig zu becomplimentiren, eingeführt. Man weiß, daß, während früher die ganze Sache nichts als ein Austausch schönklingender Phrasen und ein langweiliges Lobhudelei war, neuerdings auch wol zuweilen bittere Ausfälle vorgekommen sind, sodaß z. B. nicht selten dem neuen Mitgliede bei seiner Aufnahme auf die höflichste Art tüchtig der Kopf gewaschen worden ist. Die Gewohnheit, nur solche Männer aufzunehmen, welche sich ausdrücklich um einen erledigten Fautueil beworben haben, datirt vom J. 1703, wo der Académie der unangenehme Fall begegnete, daß der Präsident Ramoignon, auf den die Wahl gefallen war, diese in einem anspruchlosen und bescheidenen Schreiben, aber in den bestimmtesten Ausdrücken von der Hand wies. Vergeblich suchte der Secretair Régnier-Desmarais den Präsidenten zur Annahme zu bewegen, und die Académie beschloß d. h. alld., in Zukunft einer ähnlichen Weigerung zuweizukommen. Es wurde deshalb die Bestimmung getroffen, daß die Aspiranten sich bewerben und zwar schriftlich und ausdrücklich bewerben sollten. Später hat sich nun noch die Sitte eingeschlichen, daß Jeder, der sich zur Aufnahme in die Académie meldet, allen Mitgliedern derselben eine persönliche Visite machen muß, „et aujourd'hui encore les académiciens tiennent plus que les Anglais au droit de visite!“ wie Villenave recht witzig sagt. Die Preisverthei-

lungen, welche am 25. Aug., als am heiligen Ludwigstage, stattzufinden pflegen, wurden im J. 1671 eingesetzt. Der Preis der Berechtigung wurde von Balzac gegründet, und bis zum J. 1758 wurden die Gegenstände der Behandlung meist unter den Grundsätzen der christlichen Moral gewählt. Eine vielgerühmte Frau, Mlle. de Cambray, die jetzt nur noch als hyper-sentimentale Dichterin und als warnendes Schreibbild für unsere Romandichter genannt wird, trug den ersten Preis im J. 1671 davon. Der Gegenstand der Rede war: „De la louange et de la gloire qui n'appartiennent qu'à Dieu.“ Das zweite Thema, welches aufgestellt wurde, lautete: „Sciences da salut.“ Dieses Mal trug ein Doctor der Sorbonne, der Abbé de Mauptertuis, die akademische Palme davon. Alle diese Reden mußten mit einem Gebet an Jesus schließen und bedurften einer Approbation von zwei Doctoren der Theologie. Im J. 1758 wurden die religiösen Themen mit andern Aufgaben, welche meistens das Lob berühmter Männer betrafen, vertauscht. Das erste Eloge dieser Art ist die Lobrede auf den Marschall von Sassen von Thomas. Die versificirten Zusendungen an die Akademie mußten mit einer „Courte prière au roi“ versehen sein. Dieser Gebrauch, auf den lange Zeit hindurch mit Strenge gehalten wurde, kam erst kurze Zeit vor der Revolution in Vergessenheit. Alle Productionen in Versen und in Prosa, welche einen Preis davontrugen oder wenigstens einer rühmlichen Erwähnung gewürdigt wurden, sind in einer Reihe von Sammlungen abgedruckt, welche 1750 bereits 35 Duodez-bände umfassen.

Die Statuten und Reglements der Akademie haben im Verlauf von zwei Jahrhunderten verschiedene Veränderungen erlitten. Man findet sie in der Form, wie sie jetzt Geltung haben, abgedruckt im „Annuaire de l'Institut“ vom J. 1817. Die Akademie hat einen zeitweiligen Director, einen Kanzler, der gleichfalls nur für eine bestimmte Frist gewählt wird, und einen immerwährenden Secrétaire. Als jetzt ist diese letztere Stellung, welche die meiste Bedeutung hat, von 16 Personen besetzt worden. Diese sind: Conrart, Mézery, Regnier, Desmarais, André Dacier, Dubos, Fonteville, Mirabaud (gest. 1755), Duclos, d'Alembert, Marmontel, Guard, Raynouard, Ruyer, Andrieux, Arnault und Villemain, welcher letztere am 11. December 1834 gewählt ist. Bei ihrer Wahl hat die Akademie, welche sich bekanntlich immer selbst ergänzt, häufig mehr auf den Glanz äußerer Ehren, auf hohe Würden und Titel als auf literarisches Verdienst gesehen. So findet man besonders viele geistliche Mitglieder, welche ihre Aufnahme in diese gelehrte Gesellschaft einzig ihrer äußern Stellung und ihren Verbindungen verdanken, und wir haben noch neuerdings das Schauspiel gesehen, daß Männer in den Kreis der unsterblichen Vierzig aufgenommen wurden, welche in Verlegenheit kommen würden, wenn sie irgend welche literarische Titel produciren sollten. Man findet auf der Liste der Akademiker: 14 Cardinale, 28 Erzbischöfe, 54 Bischöfe, 8 Almosenier, unter denen der bekannte Abbé Cotin; 34 Abbés und Prioren, 4 Canonici, 1 Curé und 1 Erzbischof. Im Ganzen zählt man 154 geistliche Mitglieder, was ein wenig mehr ausmacht als die Hälfte der gesammten Anzahl. Allerdings gibt es unter der ganzen Menge hervorragende Notabilitäten, aber es findet sich unter den ersten Gontilakommes der Kammer, unter den Maitres d'hôtel du roi, unter den Marschällen und selbst unter den 28 Ministern, welche die Ehre genossen haben, die mit Palmen gezeierte Uniform tragen zu dürfen, mancher Mann, der für die Gegenwart auch nicht die allgeringste Bedeutung hat und dessen Leben man in den bekannten Worten zusammenfassen könnte: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Es gereicht überdies der Akademie nicht gerade zum Ruhme, daß, besonders während des 17. Jahrhunderts, auf der Liste der Akademiker Männer fehlen, deren literarischer Ruf unvergänglich ist und die nicht wenig zum Glanze der Akademie

beigetragen haben. Wir erwähnen von solchen, die nicht der Aufnahme gewürdigt wurden; nur: Mottou (gest. 1650), Mottère, Magnard und Baron; Descartes, Gessendi, Bernat, Malebranche und Pascal; Arnauld, Nicole und Lacaille; Bernat, Verf. der „Maximes“; Raynard, Lafare, Chaulien und J. B. Rousseau; den Cardinal Reg, Mascaron, Moreti, Bayle, Gilles-Ménage, den bekannten Etymologisten, den Herzog von Saint-Simon, Lesage, den unsterblichen Verfasser von „Gla Blas“, den berühmten Grammatiker Barlelet, und noch eine lange Reihe. Der Auf dieser und vieler ähnlicher Männer stützt sich auf literarische Leistungen, welche der Vergänglichkeit Trotz bieten, während Leute, die in literarischer Beziehung völlige Nullen waren, auf der akademischen Liste figuriren. Nicht selten siegen sogar bei Bewerbungen solche Personen, die nur von ihrer Stellung und ihren äußern Verhältnissen emporgehoben und getragen wurden, über Männer, deren Ruhm wie ein glänzender Stern bis in die fernste Nachwelt hineinleuchten wird. So wurde z. B. der Präsident Salomon, nach dessen wissenschaftlicher und literarischer Berechtigung man vergeblich forschen würde, dem Verf. des „Cid“ vorgezogen. Corneille's Bewerbungen wurden, angesichts der unsterblichen Dichters bereits mit seinen glänzendsten Werken hervorgerufen war, noch bei einer zweiten Bewerbung zurückgewiesen, und er wurde auch zum dritten Male an die Pforte der Akademie vergebens angepöcht haben, wenn nicht Voltaire, der auf dem Punkte stand, mit Übergehung Corneille's gewählt zu werden, den glücklichen Einfall, der ihm mehr Ruhm sichert als seine eigenen Leistungen, gehabt hätte, an die Akademie zu schreiben, um dieselbe zu bitten, daß man seinem berühmten Mitbewerber den Vorrang einräumen möge.

30.

Literarische Notiz aus England.

Memoiren über die Regierung Georg's III.

Durch das Erscheinen der „Memoirs of the reign of King George III. By Horace Walpole. Now first published from the original manuscript; edited with notes by Sir Dennis Le Marchant“ (2 Bde.) ist wieder die Quellenliteratur der Geschichte jener für die innere Entwicklung Englands so bedeutungsvollen Zeit um ein höchst wichtiges Werk bereichert worden. Horace Walpole stand bekanntlich durch seine zahlreichen Verbindungen den Parteien sehr nahe, welche längere Zeit die geheimen Springfedern der Staatsgeschäfte in Händen hatten, oder welche durch ihr Auftreten im Parlamente einen Einfluß darauf ausübten. Der durchdringende Blick, welcher das Urtheil dieses Mannes auszeichnet, wird in dieser Arbeit auch nicht durch die Befangenheit getrübt, welche in seinen Memoiren über die Regierung Georg's II. dadurch erzeugt wurde, daß er darin die Politik seines Vaters, Robert Walpole's, ins günstigste Licht zu stellen suchte. Die beiden erschienenen Bände behandeln die ersten sieben Jahre der Regierung Georg's III., in welchen der junge zum Thron gelangte Fürst sich bemühte, das Joch der Whigpartei abzuwerfen, welche beinahe ohne Ausnahme seit dem Tode der Königin Anna sich am Ruder befunden hatte. Die heftigen Parlamentskämpfe gegen die Verwaltung Lord Bute's, die Ereignisse, die der Schilderhebung der Nordamerikaner vorhergingen und diese zum Theil veranlaßten, die Verfolgung des Demagogen Wilkes und die nähern Umstände, wie dessen berüchtigte politische Schwärmerei, „Keezy on women“ Grund zu seiner Verfolgung gien, die ersten Anfälle des Irrens des Königs und der Charakter seiner Krankheit, des großen Commoners Pitt Erhebung zur Partschast und tausend andere mehr oder minder wichtige Ereignisse und Zustände jener Zeit finden in diesem Werke eine oft eigenenthümliche und neue, mit scharfen Gesichtspunkten durchwebte, sehr geistreiche Auffassung und Beleuchtung.

12.

Montag,

Nr. 55.

24. Februar 1845.

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig.
Zweite Auflage. Drei Bände.

(Vervollst. aus Nr. 54.)

Doch der Verf. darf den damaligen öffentlichen Urtheilen über sein Buch nicht weiter nachgehen: so auf den zehnjährigen Fußstapfen der Kritik die abgeworfenen Kränze des Beifalls aufzulesen, möchte sich ein wenig lächerlich ausnehmen, und der Verf. ist weit entfernt, Strohhülsen für Immortellen auszugeben. Nur hinsichtlich der durch das Buch fortgesponnenen Reflexionen mag ich mich gern auf die tiefere deutsche Prüfung gegenüber einem französischen Urtheil berufen. Denn auch ein solches erfährt „Die Hohe Braut“ („La noble fiancée“) schon im Sept. 1833 in der „Revue encyclopédique“, herausgegeben von F. Garnet und V. Leroux (Paris). Den Schauplatz und die Epoche findet der Franzose glücklich gewählt und den Roman mit bemerkenswerther Sorgfalt componirt und geschrieben, jedoch die Reflexion zu vorherrschend und die Handlung zu oft durch „conversations plaquées“ unterbrochen, wie man es von einem Romane zu erwarten habe, der weniger Dichter sei als vielmehr „esprit positif et pénétré du sentiment des réalités sociales“. Wenn dagegen Laube behauptet, „es falle nicht auf und störe nicht, wenn alle die neuen Interessen des neuen Jahrhunderts durchgesprochen, wenn die Freiheit und ihre wohlgearteten und ausgearteten Söhne unter allerlei Farbenwechsel vorübergeführt werden, wenn das kühle, geistige Raisonnement neben das warme Leben tritt“, so findet der andere oben angeführte Kritiker die Besprechungen nicht nur nicht aufgelegt, aufgetischt, platirt (plaquées), sondern erklärt sie sogar für einen Theil des historischen Bodens, als Geschichte der Ansichten, der Meinungsänderungen, worauf der besprochene Roman sich bewegt; und seine wesentlichsten Gestalten entwickeln läßt. „Diese Seite des Romans“, sagt jener Kritiker, „ist in der That vortrefflich ausgeführt; in den vielfach eingestreuten Reden und Gesprächen lassen sich geistreiche und durchsichtige Auffassungen der Zeitbewegungen vernehmen; nicht minder werden sie in den vorgeführten Verhältnissen und Conflicten, die dem unmittelbaren Romanstoff angehören, oft kühn gezeichnet, selbst hier und dort mit Energie ironisirt.“

Es war hiernach also dem Franzosen entgangen, wie die Reflexionen des Romans gerade dessen geistigen Boden bilden, und wie sie aus der jedesmaligen Situation und Begebenheit, aus der Wurzel der „reichen Erfindung“, die er der „Hohen Braut“ zugesieht, mit herausgewachsen. Ueberhaupt aber werden die fremden Nationen der deutschen poetischen Eigenthümlichkeit selten gerecht. Wir sind nun einmal ein beschauliches Volk; all unsere Poesie, selbst die lyrische, in der wir noch am eigenthümlichsten und stärksten sind, ist mit einem Inbegriff von Philosophie verschmolzen. Wir sind ein Volk von hoher Abkunft, und bekommen, gerade wenn uns am wohlsten ist, ein Schweizerheimweh nach dem Höchsten. Durch alle Tiefen des Herzens, durch alle Anschauungen der Welt tasten wir nach dem ewigen Grunde des Daseins. Goethe sagt, der rohe Mensch wolle nur immer etwas sehen, der Gebildete suche schöne Gefühle zu haben, und nur der ganz Gebildete erfreue sich am Denken. Reflexen wir denn hiernach unsern nationalen Geschmack!

Leider! hat aber dies deutsche Naturell auch wieder andere Eigenthümlichkeiten, auf die ich mich zu Gunsten meines Romans nicht berufen darf. In jedem andern Lande würde ein Aufsehen, wie dies Buch damals machte, für den Verf. von bedeutendern Folgen und Vortheilen gewesen sein. Bei uns gehört es aber noch lange nicht, wie in England, zum guten Tone, besprochene Schriften auf unsern Tischen zu haben. Es dauerte zehn Jahre, ehe die mäßige Auflage der „Hohen Braut“ vergriffen war. Unsere vornehmsten Leute und die gepugten Frauen der Banquiers schämten sich nicht, das empfehlenswerthe Buch aus der Leihbibliothek holen zu lassen. Sie warten es ab, wenn es nicht zu Hause ist, und waschen sich die Hände, wenn sie den Schmutzband weglegen. Und gerade ein gutes Buch ist sogar für die wenigsten Leihbibliotheken da. In Friburg, einer heftigen Provinzialstadt, wo der Verf. der „Hohen Braut“ geboren ist und dort mit wieder leben muß, ist weder dies noch eins seiner übrigen Bücher in der Leihbibliothek zu finden. Denn ein katholischer Geistlicher, ein Dominikaner, istensor der anzuschaffenden Bücher, und fragt von Zeit zu Zeit beim Leihbibliothekar mit sanfter Drohung: Sie schaffen doch nichts von Herrn Koenig

an? Und der Leihbibliothekar versetzt darauf einträchtiglich: Ich schaffe nichts von Herrn Koenig an!

Holder Griede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!

Schiller.

Als nun aber doch eine zweite Auflage des Buchs nöthig geworden war, hatte der Verf. mit sich einig zu werden, wie tief die verbessernde, ein poetisches Kunstwerk verschönernde Feder in das Leben des Buchs eingreifen dürfe. Aber gerade Das war es: — ein Leben galt es, das im Verkehre mit der Welt unzählbare Herzen bewegt und eine Geschichte hinter sich hatte. Kann und darf man ein solches Leben zerstören, um es zu verbessern? Und wer durfte das versuchen? Der Verfasser? Aber der war ja der Alte vor zehn Jahren nicht mehr! Er hatte kein Recht und keine Geschicklichkeit mehr zu einer solchen Umgestaltung durch Auflösung. Und je lebhafter er sich jener Zeit erinnerte mit all ihrem und seinem eigenen Dichten und Trachten, desto gerührter mußte er in seinem Buche den vertrauesten und unwandelbarsten Zeugen jenes schönen Zeit- und Lebensabschnitts anerkennen.

Bei alledem blieb noch Einiges an dem Buche zu thun übrig. Der Stil vertrat, ja verlangte hier und dort eine frische Feile; manches Bild mußte verschönert oder vom Schielen operirt werden; manche Ausführung war überflüssig, öfter noch blieb zur Verdeutlichung oder Ausmalung Einiges einzuschalten; die Zeichnung der Charaktere gewann hier und da durch einen scharfen Strich oder auch durch Verwischen eines schiefen Auges, ebenso die Entwicklung der Begebenheiten durch ein mehr hervorgehobenes Motiv oder durch eine eröffnete Perspective. Das Ganze aber erhielt eine neue Einheit nach Büchern und Capiteln. Solche Abschnitte hatte der Verf. früher bloß als Ruhepunkte oder beim Scenenwechsel gesetzt: jetzt betrachtete er sie mehr als organische Gliederung, als die Gelenke einer großen Geschichte nach deren innerer Entwicklung. So erscheint der Roman jetzt in drei Theilen und in sieben statt fünf Büchern, theilweise mit andern Capitelabschnitten.

„Die hohe Braut“, an Sinn und Seele die alte, hat bloß an ihren Gewändern — Schnitt verändert, eingnäht, ausgebügelt. Sie will aufs neue gefallen, scheint es, und warum soll sie es nicht bekennen? Wenn zu gleicher Zeit ihre jüngste Schwester „Veronika“ auf erste Eroberung aushüpft, so schreitet sie, im Selbstgefühl ihrer ältern Eindrücke, gemessener einher.

So geh' denn hin, meine Tochter, und grüße die alten Gönner, und suche dir einige neue Freunde zu gewinnen! Aber liebäugle nicht, weil du älter geworden, mit geringern Leuten. Frage nicht nach der Anzahl deiner Freunde, sondern achte nur darauf, — immer die besten zu haben!

H. Koenig.

Geschichtsbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde von Carl Vogel. Leipzig, Hinrichs. 1845. Gr. 8. 2 Thle.

Dieses Werk schließt sich wie Fortsetzung und Beschluß unmittelbar an die vor drei Jahren erschienenen „Naturbilder“ des Verfassers an. Beide unterstützen und ergänzen einander zu demselben Zwecke: sie wollen die Randzeichnungen des „Schulatlases der neuern Erdkunde“ in Worten ausmalen. Sie suchen dem geographischen Unterrichte sowohl für die Schule wie für jeden gebildeten Denker eine naturgetreue interessante Seite abzugewinnen. Die neue, so vollendet emporgehobene Wissenschaftlichkeit der Erdkunde wollen sie einführen helfen in das gebildete große Publicum, in die Schulen. Sie gehen von dem so lange vernachlässigten Princip aus, daß die Erdkunde belebt werden müsse durch das wirkliche Leben auf Erden. Und, je nachdem dieses Leben und Wirken der Gesamtnatur oder dem Menschen allein angehört, verfolgt jedes von ihnen einen gesonderten Hauptpfad zum vorgezeichneten schönen Ziele. Redet daher das Eine vorzugsweise da, wo sich das Leben auf Erden noch im Gange, noch mit Einfluß des Menschen zeigt, so nimmt das Andere da das Wort, wo der Mensch durch seine Civilisation sich schon über die Natur gestellt hat. Und aus demselben Grunde war der Blick bei den „Naturbildern“ vorzugsweise auf die sechs Erdganzes des Atlas gerichtet, während er hier bei den „Geschichtsbildern“ auf den noch übrigen neun Blättern ruht, welche sich auf die wichtigsten Landestheile Europas allein beziehen. Das ins Auge gefaßte Leben auf Erden gestaltet sich hier zu Erlebnissen und Thaten der Völker und Menschen, zu dem historischen Grund und Boden auf Erden.

Hat nun die günstige, die außerordentlich günstige Aufnahme der „Naturbilder“ einen ebenso überzeugenden als laut redenden Beweis abgegeben, daß in diesen anmuthigen Bildern ein stark gefühltes Bedürfnis richtig erkannt, daß sich in ihnen Kraft und Geschick zum Handeln bewährt hat, und zwar zu einer Zeit, wo die Gelegenheit zur entschiedenen That geboten war, so kann es nicht fehlen, man wird auch auf das Erscheinen dieser „Geschichtsbilder“ mit zuversichtlicher Lust die Aufmerksamkeit richten. Prüfen wird man, recht vielfach und scharf prüfen, ob dieses neue Werk seinem ältern, vom Schicksal hochbegünstigten Bruder auch mit würdevollem Rechte zur Seite gesetzt werden dürfe, und sein Geschick würde sicher kein günstiges sein, sobald es nicht ganz vollkommen im Stande wäre, diese vorgefaßten guten Erwartungen in Erfüllung zu bringen. Ref. hat seine Sonde nun auch nicht ruhen lassen, er hat streng geprüft, aber je tiefer er dem Werke ins Herz hineindrang, um so größer wuchs seine Liebe zu ihm. Jetzt ist dem Ref. das Buch ein ganzer Liebling geworden, gerade so, wie es sein liebenswürdiger Bruder, „Die Naturbilder“, schon lange war. Man kann diesen „Geschichtsbildern“ mit der sichersten Wahrscheinlichkeit ein sehr glückliches Prognostikon stellen. Sie werden wie ihre Vorgänger zum Liebling des gebildeten Publicums werden und vielleicht selbst einen umfassen, deren Beifall eintreten, da das Interesse der Leser für Weltgeschichte noch lebhafter und allgemeiner ist als das für Naturgeschichte. Auch geht es aus dem vorliegenden Werke klar und deutlich hervor, daß das Glück der Anerkennung, welches den „Naturbildern“ in so reichem Maße zu Theil geworden, des Verf. Feder noch mehr gestählt und zur schönsten That begeistert und gekräftigt hat.

Die verschiedenen Unterrichtszweige auf Schulen haben sich in den Händen der Fachlehrer so vereinigt herausgestellt, so isolirt in ihrer Abgeschlossenheit sich geltend zu machen gewußt, daß man heutzutage wahrlich nicht wenig Ursache hat,

um die ursprünglich erzielte Einheit und Harmonie der geistigen Ausbildung unserer Jugend in großer Sorge zu sein. Damit soll aber auf keinen Fall in Abrede gestellt werden, daß unsere Schulen jetzt wirklich hoch stehen, daß fast ohne Ausnahme die einzelnen Disciplinen tüchtig gelehrt und naturgemäß gelernt werden. Rein, wie wollen nur darauf aufmerksam machen, daß man bei so vortrefflich geglätteter Fehdung des Einzelnen die Vereinigung zu einem innigen Ganzen nicht streng genug im Auge behalten habe, daß die Nothwendigkeit zu einer gegenseitigen Unterstützung und Durchdringung aller Lehrgegenstände nicht scharf genug als Grundbedingung behauptet worden sei. Der Sinn für Vereinigung aller geistigen Bildungszweige liegt jetzt noch im Schlafe. Man entwickelte und benutzte bisher nur einzelne Kräfte in dem Einzelnen und bedachte nicht, daß die Gesamtkraft des Ganzen der höchste Zweck, und daß derselbe ohne Einigkeit kaum zu denken, viel weniger zu erreichen ist. Das ist ein Uebelstand von stark drückendem Gewichte, der den so herrlich aufstrebenden Auf unserer heutigen Pädagogik wieder herabzubringen droht. Man kann daher den Männern, welche eben jetzt, wo es so hohe Noth thut, bestrebt sind, die sociale Eintracht aller verwandten Lehrzweige auf Schulen zu begründen, nicht genug Anerkennung und Unterstützung zu Theil werden lassen.

Rein Lehrzweig auf Schulen paßt nun aber so trefflich zu dieser Einigung wie die Erdkunde. Das hat Herbart, der große philosophische Denker, der noch lange nicht hoch genug geschätzte Pädagog, zuerst ins klare Licht gestellt; das hat der gelehrte Ritter, der geniale Schöpfer unserer jetzigen wissenschaftlichen Erdkunde, mit Wort und That bekräftigt. Und die Werke unsers Verf. haben alle die Tendenz, die Bildung der Jugend durch Einigung der Lehrgegenstände zu vereinfachen und zu einem brauchbaren Ganzen zu verweben. Sie wollen zunächst die Natur- und Weltgeschichte mit in den Kreis des rein erdkundlichen Unterrichts hineinziehen. Und passen in dieser Hinsicht die früheren geographischen Werke des Verf. genau zum Handgriffe. Für die Jugend, so zeichnen sich die „Naturbilder“ und „Geschichtsbilder“ gerade dadurch aus, daß sie dem strebsamen, für sein Fach begeisterten Schulmanne sowie dem für wahre Wissenschaftlichkeit empfänglichen Gebildeten überhaupt eine sehr gediegene Stütze, ein wirksames Mittel zur Förderung und Fehdung der geistigen Entwicklung abgeben können.

Doch so richtig auch den meisten Pädagogen diese innige Verbindung der reinen Erdkunde mit Natur- und Weltkunde scheinen mag, so nothwendig und erfreulich diese Vereinigung der Unterrichtszweige für das Wohl und die geistige Brauchbarkeit der Jugendbildung auch in der That ist, so fehlt es aber auf der entgegengesetzten Seite nicht an Männern, welche ihre Stimme ablehnend dagegen erheben. Wären dies Leute, denen das Neue bloß der Neuheit wegen oder aus gar zu tief eingewurzelter Anhänglichkeit an gemächlichen alten Scholendrian nicht gefiele, so möchte es sich wol kaum der Mühe verlohnen, auf ihren Einwand zu hören. Solche reine Gewohnheitsmenschen auf dem Felde der Pädagogik überläßt man am besten sich selbst. Sie lassen sich entweder gar nicht bekehren, oder ihre Bekehrung ist nicht ehrlich gemeint, und in diesem Sinne ist sie für das Gelingen der guten Sache viel nachtheiliger wie das alte Fortwirken im alten Glei. Aber es gibt noch andere, Achtung gebietende Anhänger des alten Systems, welche bei dem neu hinzugebrachten natur- und weltgeschichtlichen Unterstützungsmittel der Geographie auf Schulen sehr bedenklich den Kopf schütteln. Sie befürchten ein Überladen dieses Unterrichts mit zu vielen fremden Elementen. Und noch Andere sind der Meinung, daß bei einer solchen Zusammenziehung der bisher getrennt gehaltenen drei Wissenschaften ihnen die erforderliche Berücksichtigung nicht zu Theil werden könnte. Ein Lehrer, der Erdkunde, Natur- und Weltgeschichte in eine einzige Section zusammenzubringen wollte, legen sie, übernehme auf einmal zu viel und leiße in dem Einzelnen lieber zu wenig. Diese

Zweifel verdienen eine vollständige Berücksichtigung, viel vollständiger, wie sie hier gegeben werden kann. Wir nehmen sie daher von unserer Betrachtung hinweg und fügen nur noch ein paar beherzigenswerthe Winke hinzu. Diese Bedenklichkeiten und Zweifel fallen in sich selbst zusammen, sie beruhen auf einer zu vortheilhaft gefärbten, unrichtigen Ansicht, ja man kann recht gut sagen, auf Unkenntniß der Sache selbst. Wenn wir vorher behauptet haben, daß einem naturgetreuen Unterricht über unsere Erde die Beziehung auf Natur im Allgemeinen und auf den Menschen im Besondern nicht fehlen dürfe, so möchte doch wol eine sehr klüchtige, besangene Logik dazu gehören, aus dieser Behauptung schon folgern zu wollen, daß ein solcher Unterricht überfüllt sei mit zu vielen fremdartigen Stoffen, daß mit ihm beabsichtigt werde, eine besondere Lection für das Naturfach und eine zweite für die Geschichte überflüssig zu machen. Nach dieser Art zu schließen, könnte man z. B. dem lobenswerthen Vorschlage, bei allen schriftlichen Arbeiten der Schulfugend auf eine saubere und schöne Handschrift zu halten, die Absicht andichten, daß besondere Unterrichtsstunden im Schönschreiben nicht mehr zugelassen werden sollten, als sei dieser durch jene Einrichtung überflüssig gemacht. Wer möchte es hier aber in Zweifel stellen, daß durch eine so vernünftige Anordnung der Schreibunterricht auf Schulen sowol an Beachtung, als an Sicherheit und Brauchbarkeit fürs Leben gewinne? Und warum sollten wir bei einem mit Natur- und Weltgeschichte eng verbundenen Unterrichte der Erdkunde uns nicht ebenfalls überzeugen lassen können, daß auch durch diese beständige Verbindung der besondere Unterricht für Natur- und Weltgeschichte an Beachtung, an Sicherheit und Brauchbarkeit fürs Leben gewinne? Ohne eine zuverlässige geographische Grundlage werden Natur- und Weltgeschichte schwankende, gehalten, und werthlose Dichtungen, sowie umgekehrt der Erdkunde alles Leben, alle Wahrheit und Wirklichkeit genommen werden würde, wenn sie sich von jenen beiden Bundesgefährtkinnen mit Gewalt und auf immer trennen sollte. Wie kann man in der Vereinigung dieser drei im wirklichen Leben immer gemeinschaftlich auftretenden Grundlagen des menschlichen Wissens etwas Unwesentliches, Fremdartiges finden wollen! Daß man bei einer von der Natur so klar und bestimmt vorgezeichneten Methode nur noch Bedenken tragen kann, sie gutzuheißen und anzuwenden! Man sollte doch nicht vergessen, daß die Trennung der genannten drei Fächer rein nur aus äußerer Rücksicht auf das beschränkte Fassungsvermögen des Kindes für rathsam gehalten werden kann, daß es aber Pflicht sei, diese Trennung wieder aufzuheben, wo eine geistig schon gereifte Jugend vorauszusetzen ist, wo es auf ein letztes Handanlegen der Schulbildung, auf ein Tüchtmachen der Jugend für freie Selbstständigkeit im Denken und im wirklichen Leben außerhalb der Schule ankommt. Für Alle, welche wie Ref. der genannten Einigung nicht allein nicht abgeneigt, sondern damit wahrhaft befreundet sind, welche in den „Naturbildern“ einen sichern Gewinn für die Förderung und Behebung einer naturgetreuen Erdkunde erkannt haben — für Diese sind die „Geschichtsbilder“ geschrieben, und nur Diesen erwacht daraus ein reiner Gewinn für ihre geistige Ausbildung.

Die „Geschichtsbilder“ gehören also den rührigen Männern der gebildeten Schule. Diese werden sich mit dem darin gegebenen und verarbeiteten Stoffe gar bald befremden. Ihnen wird das Buch nicht weniger wie die ganze Verebelung der Jugend warm am Herzen liegen. Enthält es doch die edelsten Momente der Geschichte in einem würdigen schönen Gewande, gerade wie sie die unverdorrene, geistig gereifte Jugend so gern in der feurig begeisterten Brust bewahrt, gerade wie sie die treuen Freunde einer ungekäuften, wahrhaft edeln Bildung ihren jugendlichen Freunden am liebsten darbringen. Es führt seine Leser zu den größten Meistern der Geschichte, zu den geachteten, treuesten Freunden des Volks, zu den gewandtesten, kräftigsten Bednern. Auf der einen Seite be-

wandern wie die Mächtigkeith, Gerechtigkeit, den Gehalt und Klang der Beschreibungen eines Raumer, Gibbon, Maack, Schloffer, Ranke, Rottel, Dahlmann; auf einer andern ergötzen wir uns an der kraftvollen Frische und kernigen Gediegenheit der Gemälde eines Knab, und wieder auf einer andern werden wir mächtig angezogen und gefesselt von der poetischen Fülle und gehaltvollen Tiefe der Werke eines Steinbock, Bischoff, Leo, Passavant. Mit den gediegensten Meisterwerken dieser und noch vieler andern gleichgeachteten Männer von europäischem Rufe schmückt das Buch seine historischen Hallen, verherrlicht es die Ehrenempel aller Länder Europas. Von allen Edele und Großen auf den Thronen und im Volk, von den Fürsten, Helden und Staatsmännern, von den Dichtern, Philosophen und Gelehrten, von den Gutsäckern, Erfindern, Kaufleuten und Menschenfreunden liebt es Portraits und verbindet diese mit irgend einer historisch wichtigen hochherzigen That. Das ganze Buch ist eine mit Geist und Geschmack gesammelte und geordnete Gruppe von wahrhaft schönen Gemälden, in denen das ewig Bleibende, das Edle, Gute und Schöne der Völker und Menschen auf Erden treu nach dem Leben gezeichnet und mit den begeistertsten Wortfarben frisch und lebenskräftig ausgemalt ist. Daß der Verf. dabei auch auf die Stimmen der Dichter ein lauschendes Ohr gerichtet, das hat seiner Farbenpracht den poetischen Schmuck, den erhabenen Schwung gegeben.

Wie oben schon angedeutet, darf man indes nicht der Meinung sein, als besäße das Buch nur Werth für die Schule. Dadurch würde man der viel umfassendern Anlage des Werks stark zu nahe treten. Es ist allerdings den denkenden Lehrern und Erziehern der Jugend ganz vorzugsweise gewidmet und ihrer sorgfältigsten Hergewinnung zu empfehlen, aber es besitzet dabei auch noch so allgemein interessante Seiten, daß es sich der beifälligen Aufnahme in dem großen Kreise der Gebildeten überhaupt fest versichert halten kann. Einmal beruht sein ganzer Inhalt auf der durch den großen Ritter ins Leben gerufenen wahren Wissenschaftlichkeit der neuesten Erdkunde. Das gewinnt Viele, besonders wenn wie hier die Epochen der Darstellung nicht bloß auf Gelehrte beschränkt ist, sondern sich auf gebildete Denker überhaupt ausdehnt. Und dann ist der ganze Geist des Buchs so ehrenwerth deutsch, die Sprache so vollendet, klar und kräftig, so sittlich edel und schön, daß das Werk, auch von dieser patriotisch, moralisch und ästhetisch bildenden Seite betrachtet, ein sehr beachtenswerthes ist und allgemeine Auszeichnung verdient. Daneben ist das Buch, wie alle literarischen Bestrebungen des Verf., auf einem höchst verständlich cultivirten Boden der Erfahrung gezogen. Daher wird Alles, was dasselbe von der historischen Grundlage des geographischen Unterrichts enthält, für jeden Gebildeten anziehend und belehrend. Seine Anlage und Durchführung ist wohlberathen wissenschaftlich und übersichtlich plan, dabei hütet es sich aber, diese Vorzüge äußerlich zur Schau zu stellen. Wozu auch das Prunkten mit der feinen Vergleichungsbaust, wo das Vergleichende nicht Zweck ist? Genug, daß diese anatomischen Haltpunkte für Solche nicht fehlen, denen es ein besonderes Vergnügen gewährt, danach zu forschen.

Wir wollen nun auch den Inhalt des Buchs ganz allein betrachtet etwas näher zu bezeichnen suchen. Das Ganze zerfällt in neun Abschnitte, oder, wenn wir im Sinne des Verf. und eine Gemäldegalerie darunter vorstellen, in neun Bildersäle. Die Überschriften hiervon sind: 1) Die Staaten des Deutschen Bundes, 2) Frankreich, 3) Großbritannien und Irland, 4) Die Niederlande und Holland, 5) Skandinavien, 6) Rußland, 7) Die pyrenäische Halbinsel, 8) Italien, 9) Die Balkanhalbinsel. Am Eingange eines jeden Saals sind allgemein geographische und ethnographische Bilder des betreffenden Landes angebracht, diese dienen zur Einleitung und Vorbereitung für die darauf folgenden allgemeinen und besondern historischen Werke, welche den jeweiligen Hauptinhalt des Saals aus-

machen. Die Randzeichnungen des bekannten Titels unseres Buchs haben zu dieser Einrichtung, die erste Veranlassung gegeben, sie bilden die „Stimmen“, die ersten Entwürfe zu den „Naturbildern“ und „Geschichtsbildern“. Der Atlas enthält nun 25 Seiten, und die „Naturbilder“ und „Geschichtsbilder“ enthalten auch 15 Bildersäle; daher ist es ganz natürlich, anzunehmen, daß jeder Saal sich auf den natur- und weltgeschichtlichen Rahmen so einer Karte beziehe. Diese Annahme trifft auch bei den ersten acht Karten vollkommen zu, weil sich aber bei den übrigen sieben nicht ganz genau bestätigen. Hier werden die Bilder von Großbritannien und Holland, von Skandinavien und Rußland nicht dem Atlas gemäß in zwei, sondern in vier Säulen vertheilt. Den Grund davon gibt der Verf. nicht an. Das wäre nun auch nicht nöthig und man würde diese Abweichung sogar als eine sehr zweckmäßige Verbesserung angesehen haben, sobald dies nur nicht auf Kosten zweier ganzer Bildersäle geschehen wäre. Die Bilder der östreichischen und der preussischen Monarchie, auf deren ausführliche Beschreibung in den „Staaten des Deutschen Bundes“ mehrmals hingewiesen ist (S. 56, 83), haben so den Platz zum Aufhängen verloren. Das gibt Verf. die Veranlassung, zu vermuten, daß der Verf. seinen „Geschichtsbildern“ noch einen Anfang zugebracht habe, in dem die geographischen, ethnographischen und historischen Hauptmomente der genannten beiden Staaten und vielleicht auch noch des Königreichs Sachsen und der Schweiz ausgemalt werden. Allerdings ist von diesen Ländern schon in den „Staaten des Deutschen Bundes“ die Rede, indes war doch hier der Stoff so gewaltig groß, daß ein specielles Eingehen in die genannten einzelnen Länder rein unmöglich fiel. Der Wunsch nach diesen Beschüssen des Ganzen wird sicher bald ganz allgemein gefühlt werden, und der Verf. wird dann gewiß auch nicht säumen, seine so ausgezeichnet treffend malende Feder aufs neue zur Hand zu nehmen. Doch vorläufig wünschen wir dem vorliegenden Werk recht von Herzen eine gute Aufnahme, die es seiner vorzüglichen Eigenschaft wegen im vollen Sinne des Worts verdient!

D. P. Steinmann.

Literarische Anzeige.

Volks-Bibliothek.

Erster Band:

Joachim Neffelbein, Bürger zu Goldberg.

Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. F. Haken.

Mit dem Königl. Antiquar's und einem Plane der Gegend um Goldberg.

Erwollte Anlagen.

Gr. 8. Sch. 1 Thlr.

Mit der zweiten Auflage dieses trefflichen Werkes beginnt eine Sammlung, die durch Inhalt und billigen Preis den Namen Volks-Bibliothek rechtfertigen wird. Neffelbein's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei weit besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu gefälliger Beachtung empfohlen.

Leipzig, im Februar 1845.

H. W. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung

. Dienstag,

Nr. 56.

25. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwicklungen und Problemen. Von Theodor Mundt. Berlin, Simon. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seit dem dreißigjährigen europäischen Weltfrieden sind während der schätzbaren Blindfalte von äußern Ereignissen in den Gemüthern und Gedanken der Völker größere Umwälzungen vor sich gegangen und raschere als selbst in den gewaltigen Tagen, da die heutige Ruhe der Staaten errungen ward. Dieser Umschwung, welcher unterstützt ward durch die seitdem hundertfach gemehrten Verbindungsmittel, hat zunächst das günstige Ergebnis gebracht, daß alle großen Aufgaben der Menschheit allgemeiner gefühlt, und daß die Fragen nach ihrer Lösung im Kerne Europas — Deutschland, Frankreich, England — immer gemeinsamer aufgeworfen, gemeinsamer bearbeitet ihren Antworten zugeführt werden. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß die Anzahl Derer, welche für jene Hauptaufgaben der Menschheit Theilnahme zeigen, sich ins Tausendfache vergrößert hat. Wenn diese Verwidelung auch die Gefahr dilettantischer Verflachung in sich birgt, so ist auf der andern Seite der Gewinn nicht zu verkennen, der aus dem Umstande erwächst, daß die gewaltigsten politischen und sittlichen, selbst religiösen und philosophischen Fragen allmählig ans Tageslicht der Welt hervortreten, und daß es immer schwieriger, ja unerlaubter wird, sich jenen Fragen eigenwillig zu entziehen. Natürlich bleibt die letzte Entscheidung sowie das wahrhafte Durcharbeiten und Begräuen jener Fragen doch immer wie vor Alters den wahrhaft Berufenen allein vorbehalten. Aber auch den unberufenen Mitsängern in dem großen Chore der Zeit ist ihre Stimme zu gönnen, indem sie berufen sind, was Andere tiefsinnig schaffen, durch ihre Einstimmung zu verstärken, zu erfüllen oder zu verschönern.

Mit solchen Einleitungsgedanken nahm ich — ich gestehe es, nicht ohne Vorurtheil — das obige Werk des geistvoll gewandten Verf. zur Hand, der uns vom Anfange seiner Laufbahn durch die Verschiedenheit seiner Leistungen in Ersäunen gesetzt hat. Von der poetischen Richtung der ersten Jugendtage, die sich in Novellen und romantischen Erzählungen Luft machte, wandte er sich bald unverhüllt den Tendenzen zu, die schon in den frühesten Werken durchschimmerten. Kritik und Polemik

führten ihn auf den Seitenpfad, der unerwartet genug das didaktische Feld ausmündete, wo er eine der besten Früchte seiner Studien erntete: „Die Kunst der deutschen Prosa“ (1837). Durch diese Arbeiten gestärkt wandte sich sein Geist dem eigentlich wissenschaftlichen Streben lebhafter zu, um auch hier den Ruhm des gewandten Arbeiters zu beschaffen, während ihm der schmerzliche Versatz blieb, der sich nur in spröder Einsamkeit, leidenschaftlicher Versenktheit, aufopfernder Liebe werden läßt. Ich habe mich oft gefragt, welches den nur der wahre Mittelpunkt dieses räthselhaften Proteus sei, der in deutscher Sprache, Poesie, Politik, Philosophie, Kritik, Socialismus, Pauperismus u. s. w. abwechselnd nicht verächtliche Studien gemacht? Zwar hört man dieselbe Stimme, nur veredelter überhauscht, in den spätesten Werken wie in den frühesten. Aber welche endlich seine Lebensaufgabe sei, wo sein Herz und Gemüth eigentlich zu Hause — dies zu entscheiden gebe alle seine Werke zusammen genommen keinen rechtlichen Aufschluß. Man wende nicht ein, daß dieselbe Erscheinung an Goethe, Schiller u. A. auch vorzukommen scheint. Klingt doch selbst in der strengen Form der „Farbenlehre“ immer die bekannte Weise des reinsehenden, des bildschaffenden, des naturfittlichen Dichters durch, und nicht minder ist in allen philosophischen und historischen unfer Schiller die Stimme des unermüdeten Titanen, des Järllichfittlichen, des mannhaft Ringenden zu erkennen, dessen Gemüth von den „Räubern“ bis zum „Leut“ specifisch nicht verändert ward. Solcher kraftvolle Mittelpunkt des Lebens scheint mir bei den Chorführern unserer jüngsten Literatur zu fehlen. Und hiermit ist, was den buchlichen oder künstlerischen Charakter auch diese Buchs betrifft, der wesentlichste Theil seiner Borge und Schwächen ausgesprochen.

Denn wir müssen diesmal, der gewöhnlichen kritischen Sitte zuwider, mit der Person des Autors anfangen, da an einem gegebenen, oft behandelten ungleich bekannten Gegenstande das Interesse fast schon erschöpft und das Hauptaugenmerk der deutschen Leswelt weit mehr auf die geistreiche Form gerichtet sei wird als auf den bis zur Ermüdung durchgesprochenen Inhalt. Damit ist nicht gesagt, daß uns dieser letztere an sich minder wichtig schiene als die literarische Erschei-

nung aus der Feder eines der gewandtesten Salonschriftsteller. Nur dies wollen wir damit andeuten, daß in diesem Buche Alles uns auffodert, die eigenthümliche Form zu betrachten, die jenem Inhalte subjectiv gegeben ist. Denn, daß jene gewichtigen Ideen, die man unter dem Namen Socialismen zusammenzufassen pflegt, noch lange nicht erschöpft, kaum noch deutlich und bestimmt gestellt sind, weiß jeder Gebildete, der der neuesten Literatur mit Bewußtsein folgt; daß aber Mundt's Darstellung derselben für die letzte Entscheidung wenig Förderung bringt, und daß es eben nur die Darstellung ist, welche uns hier vorübergehend in Anspruch nimmt, wird sich im Folgenden erweisen.

Wir gehen über den etwas räthselhaften, fast unfaßlichen Titel hinweg und wenden uns zum nächsten Blatte, welches glücklicherweise nicht eine Vorrede, sondern den Index bietet. Daß die Vorrede fehlt, scheint mir um so mehr lobend hervorzuheben, weil noch ganz kürzlich ein renommirter Recensent, vom weichen Schlandrian gründlich umsonnen, solche Weglassung geradezu eine Unart nannte. Die Übersicht des Inhalts gibt in 35 Abschnitten die Hauptpunkte, bei deren Aufeinanderfolge ein scharfer Zusammenhang, eine deutliche Gliederung vermisst wird. Es sind folgende:

1) Das Glück, die Freiheit und die Arbeit. 2) Die Idee der christlichen Freiheit. 3) Verhältniß von Welt und Geist im Christenthume. 4) Das romantische Mittelalter. 5) Der christliche Geist und die Natur. 6) Kampf zwischen Geist und Welt. 7) Epoche der Weltlichkeit bei den Völkern. 8) Der dritte Stand in der deutschen Reformation. 9) Der Adel, die Wissenschaft und die Freiheit in Deutschland. 10) Die ersten socialen Bewegungen des Handwerkerstandes. 11) Communismus der Wiedertäufer. 12) Bauer, Feudalsystem. 13) Deutsche Reformation. Französische Revolution. 14) Französischer Atheismus. 15) Friedrich der Große und der französische Atheismus. 16) Der dritte Stand in Frankreich. 17) Proletariat. 18) Ethische Bedeutung der antiken Sklaverei. 19) Idee der Gleichheit. 20) Gleichheitsprincip, Eigenthum, Communismus. 21) Geld als Maßstab politischer Rechte. 22) Babouv. 23) Neuere Entwicklung des Communismus. 24) Deutscher Communismus. 25) St.-Simon. 26) Socialismus. 27) Utopismus. 28) Deutscher und französischer Socialismus. 29) St.-Simonismus. 30) Organisation der Arbeit. 31) Emancipation der Frau. 32) Fourier. 33) 34) Englischer, französischer, deutscher Socialismus. 35) Schluß.

Wenn in dieser ziemlich bunten Aufeinanderfolge ein bestimmter Plan erkannt werden soll, so muß der Leser viel Eigenes hinzubringen, um nicht den Faden zu verlieren. Vielleicht liegt folgende Skizze zum Grunde: Allgemeine einleitende Betrachtungen 1—3; Übergang 4—7; dritter Stand (Socialismus), Proletariat 8—11; (Sklaverei, Freiheit und Gleichheit) Bestrebungen zur Herstellung der Gesellschaft 12—34. Aber selbst diese bemußte Folgerichtigkeit vorausgesetzt, so fehlt noch viel, da jedes Zweite aus dem Vorangehenden wirklich folge, ja manche Capitel scheinen aus einem ganz fremden Gebiete wie zufällig hierher gerathen. So Capitel 14, 15, welche mindestens entbehrlich sind oder doch nicht mehr Recht haben, hier zu erscheinen, als etwa der Pietismus, der Katholicismus u. s. w. Auch die Cap. 20—24 sind

nicht in strenger Entwicklungsfolge gestellt, und das erste Capitel (Communismus der Wiedertäufer) von jenen fünf unbequem getrennt. Endlich ist auffallend, daß über St.-Simon und dessen Lehre in zwei voneinander ziemlich entfernten Capiteln (25 und 29) gehandelt wird, und die Zwischensätze dieser heißen (Cap. 26—28) gleichsam selbständige Abhandlungen über Socialismus, Philosophie, Nationalität und Utopismus geben, aus denen der Rückgang zu St.-Simon fast sprungweise geschieht.

So viel von dem architektonischen Grundriß des Gebäudes. Wenn dieser vor den strengen Anforderungen der Wissenschaft nicht besteht, so kann das dem Buche anderweit wol zum Vortheil gereichen, indem es seiner Bestimmung gemäß, wie dies auch die Widmung an ein Weib verräth, solcher Strenge gar nicht nachstrebt. Wir könnten uns dabei beruhigen, wenn einmal diese bestimmte Erklärung ausgesprochen wäre, daß man sich ohne weiteres aller Tiefe enthalten und nur ein anmuthiges Gespräch in anmuthiger Gesellschaft halten wolle. Solcher bestimmt ausgeprochenen Absicht folgend haben die Franzosen seit Voltaire manche der höchsten Fragen ins leichtfertigste Gebiet der Geselligkeit eingeschwärzt, und gewiß manches Gute gewirkt, manchmal etwas Gehaltvolleres in die öden Salongeschwäbe unvermerkt hineingeworfen, dessen Sonne ebenso unvermerkt zu gehöriger Stunde aufging. Aber hierbei beruhigt sich in Deutschland weder der gebildete Mann noch die gebildete Frau — und, wage ich hinzuzufügen, Th. Mundt selbst muß das Ungenügen fühlen, da sein Büchlein zwischen glänzender Form und Formlosigkeit schwankt, da es deutliche Spuren der Ungebuld, Unruhe und Unreife an sich trägt, und in diesem Punkte z. B. so weit hinter seiner „Kunst der deutschen Prosa“ zurücksteht. Wie weit diese unsere Anklage richtig sei, wird sich aus der Erörterung der Hauptbegriffe und der Mundt'schen Auffassung derselben erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krieg von Korea in den Jahren 1687 und 1688. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur heftigen Kriegsgeschichte, bearbeitet von F. Pfister. Mit einem Plane von Negropont. Kassel, Krieger. 1845. Gr. 8. 27 Rgr.

Obgleich das vorliegende Schriftchen nur einen Zweig des großen Kampfes der abendländischen Christenheit zu Ende des 17. Jahrhunderts gegen die Osmanen, und auch hiervon wieder nur ein Bruchstück des von den Venetianern in Korea getragenen Abzuges zum Gegenstande hat, so mag dasselbe doch als ein solches bezeichnet werden, von dem Clausenwig sicherlich geurtheilt haben würde, daß sein Studium zur Erforschung des Geistes jener Zeit und des Wesens der damaligen Kriegführung nützlicher als so man! es bänderreiche Werk erscheine. Der Hr. Verf. hat es nämlich verstanden, mit ebenso viel Scharfsinn als Gediegenheit des Urtheils den Leser schon auf den wenigen Blättern der Einleitung auf einen so übersichtlichen Standpunkt zu versetzen, daß er mit vollkommener Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse, der obwaltenden Triebfedern und des Geistes der Zeit zur Kenntnisaufnahme des Specieellen der Begebenheiten überzugehen vermag: ein Ziel,

was zwar von jedem Geschichte Schreibern erstrebt, aber — verhältnißmäßig — von nur sehr wenigen erreicht zu werden pflegt. Nicht minder rühmendwerth erweist sich die fernige Gediegenheit seines Stils, und die Pracht, das Leben und das Feuer seiner Bilder und Gleichnisse. Neben dem hierdurch nicht bloß dem Kriegsvorkämpfigen, sondern überhaupt jedem Gebildeten gebotenen reichen Genuße und vielfacher Belehrung, wird auch noch insbesondere jeder Forscher der Vorzeit Griechenlands dieses Werkchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn es gewährt ihm ebenso interessante als wichtige Nachweisungen über die beklagenswerthe gänzliche Auflösung des damals zwar nur noch in einzelnen, aber in noch unverfälschten Bruchstücken fortlebenden hellenischen Volksthum und der vandalisch geübten Zertrümmerung oder Entföhrung seiner klassischen Kunstwerke. Aber auch Der wird Befriedigung finden, dessen Standes er sein mag, dessen Herz sich empört fühlt über Rom's immer wieder auflobernde unterjochungsfüchtige Bestrebungen. Denn wahrlich, hierin am allerwenigsten verleugnet der Verf. den Karthagenmeister, und fürwahr, nicht lose knatterndes Tirailleurseuer ist es, mit welchem er den Felsen Petri angreift, sondern einem solchen Dreidecker vergleichbar, wie Ermouth gegen die Ungläubigen, also legt sich der Verf. auf Pistolenschußweite an die Burg der Übergläubigen, ihnen mit lautem Donnergroße Lage auf Lage spendend. Leicht möglich, daß ihn darob der Harnsprahl der katholischen Kirche treffe, denn Stellen wie folgende müssen die katholische Priesterherrschaft bis ins Innerste verwunden.

„Jeder Despotismus“, sagt nämlich unter Anderm der Verf. S. 7, „hast die Geschichte, die warnend und schreckend seine Folgen zeigt, und in der Priesterherrschaft vollendet, muß er jedes Licht, jedes andere Leben und Geseß, das ihn berührt, zur Selbstverhaltung unterdrücken. Nie scheute sich die hierarchische Eroberungsgier, deren Hunger wuchs, je mehr sie verschlang, dem Menschengeschlechte ein Blutbad zu bereiten, und den Befehl Christi im Evangelio: Rühige sie, hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde, mit Feuer und Schwert, mit geistlichen Janitscharen, mit Geweihten der Inquisition, nicht menschlicher als Pigarro mit seinen Muthunden, zu erfüllen. Und wenn mit Unthaten aller Art die Eroberung eines türkischen Plazes entweißt wurde, so hört man den heiligen Vater und seine geistlichen Scharen den großen Lobgesang singen über den Untergang ruchloser Mohammedaner, über Unglückliche, die für die theuersten Güter mit männlicher Standhaftigkeit und edler Aufopferung gekochten. Rom stand in Freudenstammen nicht minder wie bei der Rettung Wiens und Oßens Eroberung, als die Aufhebung des Edicts von Nantes ganz Frankreich zerriss; das Te Deum laudamus, das Läuten der Glocken, der Donner der Geschütze erkante dort nicht freudiger bei den Siegen über den Erbfeind, als über die gleichzeitige Niederwürgung protestantischer Gesinntheiten in England, Ungarn und Polen, über die Vertilgung der Waldenser und die Kegerverbrennungen in Spanien und Portugal. Die Stadt des großen Pontifex der katholischen Christenheit hatte in diesem Zeitraume einen geistlichen Genuß, der sie für lange Entbehrungen entschädigte, und die Einkerkelung geistlicher Schriftsteller oder die Todesurtheile über sie schmückten den Hochsitz des Statthalters eines liebenden Erlösers, eines Weisen, der für seine Lehren starb. Traurige Denkmäler, widerfönnige Zeugnisse einer vermeintlich christlichen Gottesfurcht in fast allen Ländern Europas. Und mitten auf dem Kriegsschauplatze bekundeten die martervolle Zerfleischung des gefangenen Kneigaten zur Rache Christi und zur Ehre Gottes, pfäffische Mästeraden, Wunderthaten durch die Fetische hölzerner Heiligenbilder u. s. w. eine Religion der Zeit, für die der Krieger sechten und sterben sollte, und von der man zwar sagen könnte, auch sie sei ehrwürdig, wenn sie nur dem Gemüthe als Wahrheit galt; aber dem geistlichen Wahnsinne oder dem Mißbrauche des Glaubens durch geweihte Betrüger in der Stola entsprachen alle Erscheinungen von Barbarei und Entmenschung,

die auch auf der Kriegsbühne dieser bluttriefenden Zeit wie eine Hinterlassenschaft der Pentenbanden des Dreißigjährigen Kriegs hervortraten.“

— „Skav ist jeder Gefangene; was die christliche Barmherzigkeit ihm darreicht, ist die Kette an der Stuberbank; den Kindern Knechtsdienst, dem Weibe das Bett der Entehrung. Unrühmliche Regeleien besudeln die Lorbern des Siegers, und sie wagen es, sich auf die Beispiele des „ausgewählten Volkes“ zu berufen, auf den „königlichen Propheten David, den Mann nach dem Herzen Gottes“, der ganze Völkerschaften mit gleich grausamen Martern hinrichtete ließ als je ein Sultan einzelne Menschen.“

— „Wo bleiben die Verklärungen des Christenthums im werthtätigen Leben, wenn selbst Keapel, das doch in vollen Zügen an den Brästen der alleinseligmachenden Mutter saugte, ein Paradies genannt wurde, bewohnt von Teufeln; oder wenn der Allchristlichste König und sein Heer mitten unter frommen Gebeten der Welt ein Schauspiel der Barbarei gaben, von dem der Kaiser klagen mußte, daß bei Heiden und Türken kein gleiches zu finden?“

— „Die türkischen Paschas waren nicht roher als die kaiserlichen und venetianischen Heerführer, wenn Beide ihre Krieger mit Gold ermunterten, die Köpfe der Feinde auf ihren Langen herbeizutragen, oder wie jene deutschen Kaufleute, welche ganze Häffer voll Türkentöpfe (nicht Pfeisentöpfe) auf die leipziger Messe brachten. Der christliche Morlak war ein gleiches Ungeheuer als der islamitische, und der am Stuhle Petri säugte Pandit ist dem Himmel vermuthlich kein lieberer Sohn als der räuberische Turkmann, der sich vor einem Dervisch statt vor einem Kapuziner beugt. Das machte den Krieger nicht edler, daß auf seinen Fahnen die Bilder christlicher Heiligen standen, statt des vom Christenthume, der dreifachen Gottheit, verabscheuten Lösungsworts des Islam: „Es ist kein Gott als Gott!“ — und der Stolz, Soldat von St. Petrus, St. Marcus oder von St. Johannes dem Täufer zu heißen, hätte nie vergessen sollen, wie oft er in bangen Kleinmuth vor dem bloßen Namen der Fahne Mohammed's versunken war.“

Aber auch protestantische Seelen werden vielfache Ursache zu lautem Bettr finden, und einem Lämmleinbruder mag es nur als atheistischer Greuel erscheinen, wenn der Verf. S. 103 in die Worte ausbricht: „Griechenland war längst untergegangen, bevor es eine Beute der Osmanen wurde; das byzantinische Kirchenwesen war es, so das innerste hellenische Volksthum mit seiner Götterweihe und seiner Weisheit und Kunst zerriss; jene anachoretische Joranthologie, die nicht gekommen war wie eine Göttin der Liebe und des Lichts, sondern als ein graues Gespenst, das seine dunkeln Fittiche ausbreitete über das schöne Land des Lichts; Feindin von Allem, was in der antiken Griechennatur gelebt, was die Menschheit veredelte durch Vaterlandsliebe, Selbdenmuth, Weisheit und Schöne.“ — hierzu in einer Anmerkung hinzusetzend:

„Raum bedarf es der Hinweisung auf die Greuelthaten und Greuellehren der Anachoreten, oder auf den Ausspruch des heiligen Augustin: daß auch die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seien. Doch erwärmt das Sterben eines Kodrus, Leonidas, Sokrates ewig jedes große Herz, wenn die fanatischen Gestalten hirnkranker Theologen längst in Vergessenheit versunken sind.“

Desto wärmer wird der Dank sein, den der Freund der Wahrheit und der Menschheit, vor Allen aber der deutsche Vaterlandsfreund dem Verf. zollen muß; denn wie eine edle Frucht immer köstlicher und labender wird, je näher ihr Fleisch dem Kerne liegt, so auch erweist sich die feurige, stolze Vaterlandsliebe des Verf. als eine immer tiefer empfundene, je specieller er der Theilnahme der deutschen und unter diesen der heftigen Krieger an jenem denkwürdigen Kampfe Erwähnung thut. Diese Liebe zum deutschen Vaterlande aber ist der eigentliche Kern des ganzen Werkchens. Von hier aus gehen alle Betrachtungen als Strahlen aus, und hierdurch hat die Verheißung des Vorworts: daß die Liebe zum

Gesamtvaterlande sich auch in der Bearbeitung deutscher Einzelgeschichten betheiligen könne, die redlichste Erfüllung gewonnen. Sonach wird es auch seine Rechtfertigung finden, wenn die Grenzen der Beurtheilung dieses zwar wenig umfangreichen, aber von den edelsten Motiven ausgehenden und vielfach die belehrendsten und interessantesten Aufschlüsse über eine thaten- und folgenreiche Zeitperiode enthaltenden Werkes weiter gesteckt wurden als sonst üblich ist, und deshalb wird es auch nicht minder begründet erscheinen, auch noch speciell auf das Einzelne des Inhalts einzugehen, wobei der Ref. Gelegenheit finden wird, durch Äußerung von Lobel zu bezeugen, daß er, wo er lobte, nur dem Lriebe aufrichtiger Anerkennung eines Talentcs und Verdienstes folgte, das ihm wenigstens als ein ausgezeichnetes erschien. Zu einem Lobel scheint aber eine Stelle der Einleitung gerechten Anlaß zu bieten, obgleich solche außerdem in jeder Beziehung sich als ausgezeichnet darstellt, hündig und in der anziehendsten Form darlegt, wie durch den Sieg, den das christliche Heer am 12. Sept. 1683 vor Wien ersochten, ein völliger Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt worden sei, und der bisher nur die Abwehr der Osmanen bewegende Kampf in einen Eroberungskrieg der christlichen Fürsten (den Alerchristlichsten allein ausgenommen) gegen solche verwandelt wurde.

Es muß nämlich ungemein befremden, daß der Verf. diesen Sieg zugleich als einen solchen bezeichnet (S. 5), „wozu der Kaiser mit den allergrößten Opfern die Hälfte Königs Sobieski's von Polen erkaufte (?), die starke Tapferkeit der Deutschen die Bahnen gebrochen hätte, während die polnische Reiterei, nachdem sie von der deutschen gerettet, die meisten und leichtesten Lorbern und ihrem Könige (weil der Kaiser, seinen Ehrgeiz zu schonen, abwesend blieb) den unverdienten Ruhm des großmüthigsten Retters von Deutschland erwarb.“ Daß Sobieski nur mit Unrecht als großmüthiger Retter Deutschlands zu preisen sei (was zu werden sogar nicht einmal in seiner Macht stand), darin hat der Verf. zwar allerdings sehr recht; daß er aber dessen Hüfte in höchst doppelsinnig gebrauchtem Ausdrucke als erkaufte bezeichnet, scheint Ref. um so weniger zu billigen, als Sobieski jedenfalls, wenn auch nicht als einziger, doch in Verbindung mit Johann Georg von Sachsen und Karl von Lothringen, als durch Heldthurngröße und Klugheit sich auszeichnenden Retter Deutschlands geehrt zu werden verdient.

Ebenso wenig vermag Ref. die Abwesenheit des Kaisers jarfsinnigen oder staatsklugen Motiven zuzuschreiben, zumal als Kochner's gekrönte Preisschrift: „Über den Antheil Johann Sobieski's, Johann Georg's von Sachsen u. s. w. und ihrer Heere an dem Entsatz von Wien“ (Kürnberg 1831) und der erste Band der auf höchst gebiegenes Quellenstudium begründeten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen“ einer solchen (allerdings auch schon von Andern, z. B. Schmid in seiner „Geschichte der Deutschen“ gemachten) Unterstellung völlig widersprechen. Ueberhaupt wird man beinahe zu dem Glauben verleitet, als hege der Verf. eine gewisse Voreingenommenheit gegen die Polen, wenigstens scheint eine S. 113 enthaltene Stelle hierauf hinzuweisen. Sollte diese Stelle aber wirklich speciell auf die Polen gemünzt sein, dann müssen wir allerdings offenerzig gestehen, daß uns ein solcher gelegentlicher Seitenhieb auf ein heldenmüthiges und über allen Ausdruck unglückliches Volk als ein recht greller Wiston in dem sonst so vortrefflichen Werke des Verf. erscheint. Desto erfreulicher, daß er jedenfalls als der einzige bezeichnet werden kann.

Nachdem nämlich der Verf. einen kurzen Überblick der Kriegsthaten der von dem General-Capitain Morosini befehligten venetianischen Kriegsmacht bis zum J. 1787 angegeben und dargelegt hat, wie der wahre Kern derselben lediglich in dem Feldmarschall Königsmarck und den deutschen Soldtruppen zu suchen war, gewährt er einen ebenso klaren als gewissermaßen tröstenden Einblick über Veranlassung und Motive der Goldstellung der deutschen Truppen an die Republik Venedig.

Eine Übersicht über die benutzten Quellen schließt den einleitenden Abschnitt. Ihre Reichhaltigkeit erhebt daraus, daß sich, ohne die handschriftlichen, darunter 20 deutsche, acht italienische, sieben französische, sechs englische, ein schwedisches und zwei lateinische gedruckte Werke befinden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lyrische Productionen.

Wir haben von Zeit zu Zeit den Lesern d. Bl. die wichtigsten Erscheinungen der französischen Lyrik vorübergeführt. Bei der großen Menge derartiger Erscheinungen hat sich ein Dichter in dem großen Haufen verloren, der wol verdient hätte, die Aufmerksamkeit einige Augenblicke zu fesseln. Es ist dies Victor de la Boulaye, dessen „Itinéraire poétique“ ein wirkliches Talent verräth. Die verschiedenen Stücke seiner Sammlung sind von Pisa, Neapel, Lheben, Konstantinopel, vom Niagara und von Lappland datirt und erinnern zuweilen an die poetischen Irrfahrten Childe Harold's. Überall zeigt der Dichter einen empfänglichen Sinn für das Schöne, der sich besonders in einer melodischen und zuweilen wahrhaft meisterhaften Form kund thut. Dabei haben auch die Gedanken etwas Gediegenes und Gereiftes, wie man bei einem Manne, der „der Länder und Städte viele gesehen“, vermuthen kann, besonders da er ein offenes Auge für das Schöne der Natur hat. Wir können nicht alle einzelne Stücke, welche uns in dieser Sammlung besonders angesprochen haben, hier anführen, und begnügen uns, statt dessen ein „Constantinople“ überschriebenes Sonett zu citiren, das uns künstlerisch vollendet scheint:

Parmi ces lieux divins dont la splendeur natale
Nonchalamment se baigne aux rayons du midi,
Où le soupir des eaux vient mourir attiédi,
Lisbonne, aux sept coteaux, lait, reine occidentale.

Naple a son noir panache, ardente capitale;
Gène, aux palais de marbre, a son golfe arrondi;
Beyrouth ses pics neigeux qu'en gradins elle étale;
Smyrne son doux valloir, par Homère applaudi!

Athènes a ses grands monts, ses dieux et son silence;
Mais le choix est facile au regard qui balance,
S'il te voit sous ce ciel, Péri des flets amers,

O rêve d'Orient! ô sultane choisie!

Ton beau corps en Europe et ton bras sur l'Asie,
Laver tes pieds d'albâtre aux carences des mers.

Die Landenge von Panama.

Die schon oft behandelte Frage von der Durchstichung der Landenge von Panama wird in einer lichtvollen Arbeit des trefflichen Michel Chevalier („L'Isthme de Panama. Examen historique et géographique des différentes directions suivant lesquelles on pourra les percer et des moyens à y employer; suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez“) aufs neue einer Erörterung unterworfen. Es dürfte nicht leicht Jemand so berufen sein, bei der Erwägung dieser Frage seine Ansicht auszusprechen und öffentlich mitzutheilen als gerade der Verf. der ausgezeichneten „Lettres sur l'Amérique du Nord“. Bekanntlich hat Chevalier seine Reise auf Centralamerika ausgebeht. Es ist nur zu bedauern, daß derselbe bis jetzt mit Ausnahme einiger Bruchstücke die eigentliche Beschreibung seiner Wanderungen in diesem Theile des amerikanischen Continents dem Publicum noch immer vorenthält. Seine neue Schrift, in der zum Theil eigene Beobachtungen niedergelegt sind, regt diesen schon oft ausgesprochenen Wunsch in uns aufs neue an. Besonders erwähnt zu werden verdient, daß Chevalier in vorliegender Abhandlung alle frühern Versuche berücksichtigt und namentlich eine vollständige Sammlung aller auf diese Frage bezüglichen positiven Angaben liefert.

17.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwicklungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Societät, Social, Socialismus sind Kategorien, welche seit weniger als einem Menschenalter sich bei uns eingebürgert haben und nach der Weise aller neuen Terminologien bald enger, bald weiter gefaßt, oft aber mißverstanden und kaum von Jochen ganz gleichbedeutend verstanden werden. „Eine neue Gestalt der Gesellschaft wird vorbereitet“ — dies ungefähr ist das gemeinsame Bekenntniß der Socialisten und der übrigen Publicisten, die sich mit dieser angeblich neuen Wissenschaft befassen. Aber ist sie wirklich ein Neues? Das heißt, ist der Begriff des Socialismus, der Association, der socialen Reform so specifisch eigenthümlich, daß er als eine wirkliche Ausgeburt der Zeit seinen selbständigen Rang neben den übrigen ethisch-historischen Wissenschaften erobern oder behaupten könnte? Wenigstens gebührend sich viele Socialtheoretiker so, und auch in der Mundt'schen Schrift werden mehrmals Gesellschaft und Politik entgegengestellt als gleichberechtigte, coordinirte Potenzen; so S. 98:

Das neue religiöse Element der Zeit, das durch Hatten und Suchen nicht hatte politisch werden können, versucht jetzt gesellschaftlich zu werden.

Und S. 178:

Bisher hatte es sich in der Geschichte nicht um die Gesellschaft gehandelt, sondern ausschließlich um den Staat, und die alte Zeit des europäischen Völkerebens — war dem die gewesen, daß darin der Begriff der Gesellschaft noch verloren und überwältigt war in dem Begriff des absoluten Staats und der absoluten Kirche. — Der Staat der alten Zeit hatte das Moment der Gesellschaft noch nicht in sich aufnehmen können, sondern hatte sich als ein dem Begriff der Gesellschaft entgegengesetzter Drucksatz gestaltet.

Hat nun wirklich die vergangene Welt nirgend Notiz genommen von Dem, was hier als specifisch Neues eingeführt wird? Ist in der That die Praxis der Gesellschaft, d. h. die Erziehung und Berechtigung des Einzelnen in der Masse und ihr gegenüber, so ganz außer Acht gelassen in allen früheren Staaten und Gemeinschaften? Oder ist etwa die Theorie der Gesellschaft, d. h. die philosophische Fixirung dieses Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft, allen Vorzeit unbekannt,

ehe St.-Simon seinen neuen Terminus wäre Unfug oder Hochmuth, allen früh und Seiten abzusprechen, daß sie die einfachste ihrer Umgebung also verfaßt hätten. Von Anfang aller Cultur bald Frage, bald halb Erregung und Kampf zwischen Reichthum, Bevormachteten und Verkürzten, Herren und Dagegen? Es sind nicht minder Conflische — der deutlichst erscheinenden, der ringenden! —, wenn im alten Ägypten Priester einander verdrängen, wenn in Attika und Doris Scharen Mißvergnügter umwälzen, wenn Italien durch Sklavenkriege, fratricide und demokratische Umtriebe viele lang verwüßt wird, wenn die Erbkönige Kreuzzüge erheben, um frei zu werden; nicht in jenen Ereignissen Dasein und Wirksamkeit (selbst gegen den Staat, wenn man erkennen, als in den Bewegungen Mittelalter Jahrhunderte. Und wie die Thatfache, so ist auch die Theorie der Gesellschaft — vielleicht gar Geschichte derselben — um viele Jahrhunderte die neuesten Socialtheoretiker zugeben möge hat die Wissenschaft die Stelle zu erfassen der Einzelne untergeordnet oder beigeordnet in verflochten wird, und welches die Idee und der beiden sei. Diesem großen Ziele ging schon Plato in seiner „Republik“ nach — die lichen Utopien sind auch Th. Mundt bekannte Hegel's „Encyclopädie“ liegen die Grundlinien ständigen Theorie Dessen vor, was der heutige sucht und will. Es ist gerade eines ersten Capitel in diesem wundervollen Idem; die Betrachtung der Stufenleiter durch die lichen Stufen: Familie, bürgerliche Gesellschaft hindurchgeführt wird. Die zweite Stufe auf den Namen sogar dem St.-Simon's Schema; die erste Unterabtheilung derselben, der Bedürfnisse, erläutert bis ins Einzelne hin griffe: Vermögen, Besitz, Theilung der Arbeit die spätern Abschnitte bringen auch die allgemeinen von Gesetz, Ehre, Freiheit und Gleichheit.

Mit der Beantwortung dieser und ähnlicher

ist die neueste Geschichtsforschung seit Raumer und Ranke unablässig bemüht, und wenn einmal von einer Socialwissenschaft und Socialhistorie die Rede sein soll, so ist von ihnen und ihren Verwandten der Ausgangspunkt zu entnehmen, wobei nicht zu umgehen, was die tiefstnige neueste Philosophie angeregt hat. In Hegel's „Phänomenologie“, in seiner „Philosophie des Rechts“, der Geschichte, der Religion, sind an unzähligen Stellen die heute gäng und geben Kategorien von Schicksal, Jugend, Gleichberechtigung, Verhältniß der Menschen untereinander u. s. w. theils neu entdeckt, theils ausgebeutet, theils anregend angewandt. Selbst Dasjenige, was die Socialisten vorzüglich als specifisch Neues, als ihre Erfindung zu rühmen pflegen: die Berechtigung Aller zu den höchsten Gütern der Menschheit — dieselbige hat nicht allein, wie es Hr. Mundt zugibt, die Reformationszeit vorgebildet — nein! es ist vielmehr der Gang der Geschichten schon in der vorchristlichen Welt, daß jedesmal, wo ein gewisser blühender Standpunkt erreicht war, wie in Athen zu Solon's, in Rom zu Scipio's III. Zeit, daß dann die große Masse der kleinen Bürger hinzutrat, um sich die Vorzüge der Bevorzugten auch anzueignen. Dieses Streben nach Veralgemeinerung der gewonnenen Güter ist ursprünglich menschlich, nicht specifisch christlich oder reformatorisch. Das Christenthum bringt aber als wesentlich Neues hinzu das Bewußtsein dieser Wahrheit und die Liebespflicht, diese ins Leben einzuführen, weil alle Menschen gleichberechtigt sind vor Gott und in der Welt. Zu diesem Bewußtsein konnte sich das Alterthum nicht erheben, um die kraftvolle Liebe, diese Aliberechtigung Aller, im Leben wirksam zu machen. Dieses Bewußtsein hat die spätere römische Kirche, mit pelagischen, altitalienischen, celtischen Ideen durchzogen, umhüllt, ja fast zerstört: da tritt die germanische Reformation, die Herstellung des Urchristenthums hervor, um jene Wahrheit der Liebe aufs neue zu erwecken. Aber selbst jene Zeit voll mächtigen Flügelschlags konnte die Aliberechtigung nicht, wie sie wollte, durchführen oder doch nicht dauernd begründen, weil den gewaltig gährenden Volkskräften erst Concentrirung nothwendig war, jene absolute Staatsbildung, welche hier das Segenstheil der Socialität heißt. Als im vorigen Jahrhundert diese Concentrirungen bis zu ihrem Gipfel vollendet waren, da brach das künstliche Gebäude zusammen, wie es seine Bestimmung erfüllt hatte, und es begann die Zeit der Völker, welche jene Forderungen der Reformation oder des Urchristenthums zu erfüllen trachtet.

Demnach ist die neue Terminologie: Socialismus, Socialtheorie, Socialreform u. s. w. nur insofern gerechtfertigt, als wirklich die neueste Zeit mehr Anstrengungen macht als jede frühere, um zu den erwünschten echtmenschlichen Ergebnissen zu gelangen; ein wesentlich neuer Begriff ist in ihr nicht ausgesprochen. Nichtsdestoweniger liegt der neuen Scheidung ein gewisses Bedürfniß zu Grunde, indem die specielle Betrachtung der Menschheit unter den Gesichtspunkten ihrer gegenseitigen Verhältnisse (Bedürfnisse, Berechtigung, Schicksal, Frei-

heit u. s. w.), mit den stetigern Begriffen von Recht, Moral, Politik — oder Individuum, Familie, Volk, Staat, Menschheit — noch nicht ganz erschöpft ist, einer besondern Würdigung aber nicht weniger bedarf als die übrigen Gebiete des praktischen und theoretischen Geistes. Dieses Bedürfniß also kann es entschuldigen, wenn man der gesammten Theorie davon einen neuen Terminus erfindet, aber nicht, wenn man dieselbe für etwas Losgerissenes, Selbständiges, auch außerhalb Geschichte und Politik zu Verstehendes betrachtet; denn aus dieser Losreißung folgen nicht allein theoretische Fehler. Kein Raisonnement aber wird uns überzeugen, daß etwa eine St.-Simonistische Societät oder sociale Reform anderswo als auf dem Boden irgend eines Staats stattfinden könne.

Mit der heller gewordenen Welt sind auch ihre Gebrechen mehr an das Licht getreten. Wie die Freiheit und die Presse täglich an Territorium gewinnen, so offenkundig sich auch das Elend der Menschheit rücksichtsloser. Ist deshalb das Elend, der Pauperismus, überhaupt der Zustand der Gesellschaft in unserer Zeit ein wesentlich anderer zu nennen, als er früher gewesen? Es hat allezeit Arme, Heimatlose, Flüchtige gegeben — in vielen Umwälzungsperioden haben die Parias der Gesellschaft zur Entscheidung beigetragen, unzählige Mal haben sie die Hände ausgestreckt nach den Gütern, wozu sie natürliche Berechtigung fühlten —, und ebenso oft ist die unglückliche Masse in das gewohnte Dunkel zurückgeschleudert. Nicht allezeit war der Zustand dieser Unglücklichen gleich. Die Anfänge der Staaten, einfach begnügt und hoffnungreich, umfaßten natürlich eine kleinere Masse Menschen, in engeren Sitten beschränkt, und schon durch Kleinheit der Menschenzahl vor dem drohenden Elend gesichert. Mit dem Umfang und der Mäße der Staaten wuchs sowohl der Jubel von außen her als die innere Übervölkerung. Davon gibt ein erstes schreckliches Beispiel das sullanische Rom, wo keineswegs, wie Hr. Mundt es darstellt, die Sklaverei gleichsam ein Damm des Proletariats gewesen, sondern ganze Heere von hablosen Römern bildeten den jammervollen Pöbel, der für ein Bißchen täglich Brot sein Leben dem Machthaber verkaufte. Liberi cives waren es, von denen Gracchus mitleidig spottend sagte: „Das Volk, das sich rühmt der Welt Herrscher zu sein, hat nicht so viel zu essen wie sein geringster Unterthan in Asien!“ Und keineswegs ist es allein der Hunger, der sowohl diese als die kühne Sklavenschar des Spartacus in den Revolutionskrieg treibt, sondern weit mehr noch die mit der Bevölkerung wachsende allgemeine Mibung, und aus dieser das Bewußtsein, daß alle erstrebten Güter dem Vollenden offen stehen. Selbst die Zahl der Hablosen ist zu verschiedenen Perioden, am meisten aber zu Rom im Anfange der Kaiserzeit (panem et Circenses!) nicht geringer, sondern wahrscheinlich weit stärker gewesen als zu unserer Zeit in Frankreich und England.

Und dennoch ist das Übel jetzt drückender als es je gewesen, weil es in dieser Zeit der höchst gesteigerten

Culture, des allgemeinen menschlichen Bewusstseins, unter dem Schilde des Christenthums selbst, wie es scheint, unausrottbar fortwuchert. Deshalb sind die Fragen und Bemühungen edler Menschenfreunde gerecht, welche in der Möglichkeit dieses Nothstandes eine Schmach der gebildeten Menschheit erblicken und zur Beseitigung desselben eine sittliche Aufforderung in sich fühlen. War solcher Zustand der Armen in Alt-Rom ein Übel, im spätern Mittelalter ein himmlisches Leiden, so ist er jetzt einem Krevel, einer schwachen Sünde gleich zu achten, da die Bedingungen des Lebens so unendlich vervielfältigt, da die Welt nach tausend Seiten eröffnet, und da das Bewusstsein über diese Leiden so weit verbreitet ist. Denn man darf nicht die Augen aufschlagen, wenn man die Übervorteilung erwägt, die wir Alle, die wir satt essen, lesen, schreiben, genießen und phantasiren dürfen, einem großen Theile unserer minderbegabten Mitmenschen jeden Augenblick antun. In diesem Sinne sind wir Alle Aristokraten: ein Gefühl, das die oft ungerecht verkettete Gräfin Hahn-Hahn mit vollem Herzen und mit weiblicher Wärme recht dringend auszusprechen pflegt, am lebhaftesten in dem „Reiseversuch im Norden“. Wenn aber solche Betrachtungen das Herz zerdrücken, der erwägt nicht, wie alles Elend ursprünglich aus Schuld entsteht. Gründlicher Trost und abschließende Hülfe wird hier von keinem Zeitalter der Endlichkeit erkunden werden. Aber ein zeitlicher Trost ist doch dieser, daß Armuth und Reichthum wandelbar sind wie alles Menschliche, daß sich beide nach natürlichen Gesetzen aufreiben und sehr selten derselbe Zustand, sei es Armuth, Wohlhabenheit oder Reichthum, in einer Familie unverändert die dritte und vierte Generation erreicht. Aber es ist billig und menschlich, dem unerreichbaren Ideale allgemeiner Beglückung nachzuringen, und auch ohne das Christenthum würde die Zeit durch die Nothwendigkeit, Übervölkerung, Bildung u. s. w. dahin gedrängt werden, auf Abhülfe zu sinnen. Wie die Hauptvölker der heutigen Bildung von jenen Übeln am meisten bedroht werden, so sinnen sie auch gemeinsam über die Abhülfe, jedes nach seinen natürlichen Gaben und Neigungen: der Franzose raisonnirt und probirt, der Engländer deliberirt und handelt, der Deutsche empfindet und denkt über das Loos der verlassenen Brüder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Bearbeitet von F. Pfister.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Der zweite, „Kriegsjahr 1687“ überschriebene Abschnitt gibt zunächst Nachricht über die von dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel (gleich dem Kurfürsten von Sachsen, den Herzogen von Württemberg, Lüneburg, Celle, Wolfenbüttel und Reiningen, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Waldeck) der Republik Venedig gestellte Truppenhilfe. Dieselbe bestand aus einem Regiment Fußvolk von 1000 Köpfen in 10 Compagnien, wobei außer 31 eingetheilten Offizieren noch 15 Volontaire, unter dem Befehle des Obersten George Dumont, eines noch jugendkräftigen,

aber bereits schon vielversuchten Kriegers. Das Regiment verließ am 3. Mai 1687 Venedig und traf am 20. Juni zu Venedig ein. Nach 14tägiger Ruhe ward es nach dem Kriegsschauplatz eingeschifft, den es am 8. August bei Corinth betrat, welches inzwischen als Siegesfrucht der am 24. Juli stattgefundenen und höchst anziehend beschriebenen Schlacht bei Patras in die Gewalt der Venetianer gefallen war. Nach mehrwöchentlichem müßigen Verweilen der Landarmee in dessen Umgegend rückte Morosini am 21. Sept. vor Athen, um dessen Akropolis zu belagern. Als ein von der Hand eines lüneburgischen Lieutenanten gezündeter Bombenwurf die schönste Trophäe des menschlichen Geistes, das Parthenon, wofelbst die Belagerten ihren Pulvervorrath bewahrten, in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte, fiel jene Feste (am 20. Sept.) in die Gewalt der Venetianer, womit der Feldzug beendet ward. Aber fürchterlicher als das Schwert des Feindes wütheten Fieber und Pest während des Winters unter den siegreichen Heerschaaren. Auch das heffische Regiment verlor auf diese Weise 421 seiner Streiter.

Der „Kriegsjahr 1688“ überschriebene dritte Abschnitt stellt zunächst dem Leser in erschütternder Weise die Sammerseenen vor Augen, welche durch Morosini's Entschluß, Athen zu räumen und dessen Bevölkerung nach Morea zu verpflanzen, erzeugt wurden. Vor Allem aber empörend ist das Grauelbild der gegen die unglücklichen türkischen Bewohner Mistras geübten Unthaten. Unschlüssig über das zu wählende Ziel des Feldzugs, ward das Heer im Anfange des April nach Porto Poros geführt, um dort die verheißenen zahlreichen Verstärkungen zu erwarten. Aber die wiederausbrechende Pestseuche gab Tausenden einen ruhmlosen Tod. Als sie jedoch Mitte Mai allmählig erlosch, Morosini mit glanzvollen Festlichkeiten seine Erhebung zur Dogenwürde gefeiert hatte und ein Anschlag auf Kandia misslungen war, wurde, im Widerspruche gegen Königsmarck's Rathschläge, die Belagerung Negropontes beschlossen. Am 7. Juli ward das Heer dahin eingeschifft, am 13. auf jener Insel gelandet und die wohlbewehrte Stadt von der Inselseite eingeschlossen, ohne ihr jedoch die Verbindung mit dem Festlande, wo Talil-Pascha bei Theben lagerte, abschneiden zu können. In 24 Bataillone Fußvolk, 8 Schwadronen Reiterei und zahlreiche Freischaren athenischer und dalmatischer Völker eingetheilt, zählte das Belagerungsheer mindestens 24,000 Mann, darunter 12,000 Deutsche. Aber mit Recht mochte man ausrufen:

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gallisch hier zusammen kamen.

Denn in buntem Gewimmel sah man Waltefer zwischen Württembergern und Hanoveranern, Baldecker und Baireuther zwischen Spaniern und Schweizern, Hessen und Florentiner zwischen Wallonen und Slawoniern gelagert. Nur langsam Fortgang nahm die Belagerung; 37 Tage vergingen und noch war die äußere Umwallung der Vorstadt nicht gewonnen. Groß war der durch das Geschöß und Schwert des Feindes erlittene Verlust, noch größer die Zahl der Opfer, welche pestartiges Siechthum dahintrast. Selbst Königsmarck, die Seele des Heeres, war schwer erkrankt, auch die heffische Schar bis auf 300 Köpfe zusammengeschmolzen, so daß sie fernere Selbständigkeit nicht mehr behaupten konnte und mit einer württembergischen vereinigt wurde. Da ward am 10. August ein Hauptsturm auf jene äußere Umwallung gerichtet, aber der erste wie auch ein zweiter Anlauf auf allen Punkten abgeschlagen. Vor Allem vergeblich waren die heldenmüthigen Anstrengungen der in den Vorderreihen kämpfenden Johanniterritter, die Schanze des großen Marabuts zu gewinnen, und durch den Schwall der Weichenden sogar auch im zweiten Treffen, wo die heffisch-württembergische Schar ihren Platz gefunden, Verwirrung verbreitet. „Aber festen Schrittes dringt sie gegen den Marabut heran. Während das ihr entgegenkommende Getümmel blutrünstiger, zerschmetterter Bataillone bereits ihren rechten Flügel, die Württemberger, ins Schwanken bringt, Major Mai

dahin eilt, die Werdung abzuwarten, wird den Oeffen die Erinnerung an ihre Kriegstheorie zum Tadeln ihrer Standhaftigkeit. Hauptmann Georg Otto Maas springt vor die Fahnen, ruft: „Ihr unsern Landknechten und die eigene Ehre liebt, der Folge nach!“ — und mit dem Feldgeschrei: „Jesus mit uns!“ folgen ihm seine Oeffen an die Werke nach. Doch preangen die Fahnen des Marabuts; noch einmal donnert sein Geschütz auf die Stürmenden herab, dann empfängt sie der Feind unter wilden Ausstrahlungen mit Musketenfeuer, Pfeilen, Durspiessen, Handgranaten, Pulversäcken und blanker Waffe. Fünf Offiziere wurden vor den Pulversäcken mit Todes-, sechs andere mit milder schweren Wunden niedergeworfen. Aber das Pfahlwerk wird niedergeworfen, die Brustwehr erklimmt, die türkischen Fahnen sinken und mit jauchzendem Geschrei pflanzen die Oeffen die ihrigen auf; gleich nach ihnen die Würtemberger, die, von ihrem Beispiel ergriffen, unmittelbar gefolgt waren.“

Dieser Erfolg führte auf der ganzen Linie zur Nachahmung; überall dringen die Stürmenden ein, über 1500 Türken werden niedergemacht, 44 Geschütze und viele Fahnen erobert; der tapfere feindliche Befehlshaber, Mustapha-Pascha, selbst schwer verwundet. Doch war hiermit wenig gewonnen, da man hierdurch erst nur die Fähigkeit sich verschafft hatte, zum direkten Angriffe gegen den Hauptwall vorschreiten zu können. Im wechselläufigen Spiele von erfolglosen Sturmangriffen und der Abwehr unaufhörlicher Ausfälle der Belagerten, denen von dem Festlande ununterbrochen Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedarf und Ergänzung der Streiterzahl zu Theil ward, verzehrte das venetianische Heer seine besten Kräfte. Als daher fast alle Kriegsbaumeister den Tod oder schwere Wunden empfangen, Königsmaas auf leidenvollem Krankenlager seine Heldenseele ausgehaucht, 13,000 christliche Krieger — darunter ihre edelsten Helden — durch Pest und Ruhr oder durch das Schwert und Geschütz des Feindes dahingerafft, 15,000 Bomben und 52,000 Stückschüsse erfolglos auf jene Wälle abgefeuert worden waren, und ein letzter, am 12. Oct. unternommener Hauptsturm eine Einbuße von 1000 Mann verursacht hatte, ward in einem Kriegsrathe einstimmig die Aufhebung der Belagerung beschlossen. Am 21. Oct. wurden die Trümmer des Heeres eingeschifft. „Langsam und traurig zog die Flotte den Kanal hinab; kein Wort, der nicht mit Schmerz, mit Kranken oder Sterbenden erfüllt war. Dort die Witwe Königsmaas an der Mumie ihres Gatten, sie zur väterlichen Gruft nach Gelle heimführend. Hier die Waldder mit den irdischen Resten ihres heldenmüthigen Grafen, die Würtemberger, ihren jungen Herzog noch in Todesgefahr sehend, alle Truppen an den Sterbelagern verzehrter Befehlshaber.“ An den Gestaden Hydras wurden die Aker geworfen und der Verband des Heeres gelöst. Kamentlich traten die Hanoveraner und Oeffen, deren Goldvertrag zu Ende ging, am 5. November die Heimfahrt an und erreichten am 5. Dec. Venedig. Hier ward über solche Musterung gehalten. Aber von dem 1300 Mann stark gewesenem lüneburgischen Regimente kehrten nur 80 Streiter nach Hanover zurück, und auch das heftigste zählte nur noch 184 Köpfe, und 9 seiner Offiziere hatten durch die Hand des Feindes, einer durch Mordmord, 19 durch Krankheiten den Tod gefunden. Auf wenigen Fahrzeugen die Gsch bis Verona hinausschiffend, verließ das zertrümmteste Regiment am 5. Febr. Venedig und zog durch Tirol der Heimath zu. Am 3. April hielt es seinen Einmarsch zu Kassel: „eine kleine glanzlose Schar, die Trümmer aus einem vielfach tödtlichen Kampfe, aber durch ihren kriegerischen Anblick und ihre Narben, mit ihren treubewährten Panieren und ihrem Ruhm eine herrliche Ehrengruppe.“

Welchem Hochgefühl darf sich deshalb Jeder, der die heftigen Marken seine Heimat nennt, auch hier wieder hingeben, mit welchem jauchzenden Entzücken mag er es verkünden, daß noch immerdar Oeffen Krieger, wenn auch nach vielfach unglücklichen Kämpfen, wenn auch, wie jene, nur in zertrümmerten Scharen, doch immer und immer mit treubewährten Panieren und neugewonnenem Ruhm den Weg zur Heimkehr

bestreiten. Welche stoffe Bedürfnisse um Führung und Begleitung solchen patriotischen Hochgefühls der Verf. durch vorliegendes Werkchen den bereits früher erworbenen hinzugefügt hat, möchte schon zur Genüge aus dem Mitgetheilten zu entnehmen sein; aber auch allem Familienfolge hat er fruchtbringende Reize in dem höchst schätzbaren Personalnachrichten enthaltenden Werkchen gewährt; interessant schon deshalb, weil daraus zu entnehmen, daß die Jugend des heftigen Adels nicht — wie fast allenfalls anderswo — bereits in der Wiege zu Befehlshaberstellen zu gelangen vermochte, sondern, gleich jedem Bürgerlichen als Musketier oder Sergeant die Kriegslaufbahn beginnend, jene nur als Preis edelmüthiger Thaten zu gewinnen vermochte. Zudem wie glauben, hiermit unsere Leser vollkommen in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu beurtheilen, ob die Lecture jenes Werkchens ihnen eine wünschenswerthe sein möchte, bemerken wir schließlich, daß der Adel des Oeffen, in dem es geschrieben, den Genuß sehr erhöhen dürfte, obgleich wir nicht bergen können, daß auch manche Stellen (wie z. B. die Anmerkung auf S. 75) und manche einzelne Ausdrücke und Redewendungen fast in die Kategorie jener Schönheitspfälzerchen zu gehören scheinen, womit die Damen am Hofe zu Versailles — zum offenkundigen Überflusse — ihre natürliche Schönheit noch zu erhöhen vermeinten. 10.

Notiz aus England.

Die Richtungen des Jungen England.

Einer der Dichter des Jungen England, das Parlamentsmitglied Lord John Russell, beweist durch seinen im Laufe vorigen Jahres erschienenen „Trust and other poems“ recht deutlich, worauf diese Partei hinsteuern möchte. Was nur die Gegenwart als unschätzbare Güter geistigen und stofflichen Fortschritts hoch hält, wird als verächtlich und werthlos bezeichnet:

Let wealth and commerce, laws and learning die,
But leave us still our nobility.

Reichthum und Handel, Wissen und Gesetz laßt sterben,
Wenn unser alter Adel nur sich fort mag erben.

Die Geistlichkeit, der Adel und das unumschränkte Königthum werden als die wahren Beschützer des Volksglücks gepriesen, und die untern Classen aufgefodert, sich mit denselben gegen die Mittelclassen zu verbinden. Gerühmt wird von der ersonnenen:

On them no lurid light had knowledge spread,
But faith stood them in education's stead.

Durch falsches Licht des Wissens nicht berückt,
Der Glaube sie, statt Unterricht, beglückt.

Die Geistlichkeit wird als „eine Schar heiliger Männer“ hingestellt und für die Kirche als notwendiges Erforderniß „ihre einst so scharfes Schwert“ in Anspruch genommen. Gejamert wird über die Gegenwart, daß sie alle Ehrfurcht für diese heiligen Gegenstände verloren. Der Dichter singt unter Anderm:

Where now is that fond reverence which spread
A holy halo round each royal head,
And show'd the world that more than earthly thing
The Lord's anointed in a sceptred king.

Wo ist die Ehrfurcht hin, die jedes Königthum
Einst mit unnahbar'm Heil'genschein umlambt,
Der Welt gezeigt in mehr denn ird'her Pracht
Des Herrn Gesalbten in des Scepters Macht.

Um dem Gange die Krone aufzusetzen, wird dem König, Adel- und Pfaffensthum der Rath ertheilt, die niedern Stände, wie es im Mittelalter bereits durch Geistlichkeit, Mönche und Adel geschehen, durch reichliches Almosen für sich zu gewinnen: ein Gedanke, der auch durch das neue Evangelium des Jungen England, den Lebensroman „Comingsby“, von D'Israeli, wie ein rother (?) Faden hindurchläuft. 12.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwicklungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Ein solches deutsches Gedankenbild gibt nun das Mundt'sche Buch. Er holt zu dem Zwecke etwas weit aus, doch weiß seine natürliche Geistesgewandtheit die Sprünge und Fernen zu rechtfertigen und die Unordnungen auszuglätten, welche in diesem Hin- und Wiederspringen der Gedanken augenblicklich verlegen könnten. Daß er die wichtigsten einheimischen und ausländischen Schriften über seinen Gegenstand kenne, läßt sich von seiner Belesenheit erwarten, und er selbst bezeugt es zuweilen durch einzelne Citate, die nur darin auffallen, daß sie so oft aus zweiter Hand überkommen sind, also bei einem böswilligen Kritiker den Verdacht erwecken könnten, sie wären als äußerlicher Gelehrtenprunk hinzugefügt. So über den St.-Simonismus (S. 354, 356), wo die Quelle doch so nahe lag; S. 183 die Worte eines französischen Kammerpräsidenten nach deutschen unbekannten Quellen mitgetheilt; ein Gesetz des Kaisers Justinian vom J. 528, dem Franzosen Cassagnac nachzählt; S. 103 Tertullian durch Neander eingeführt, zumal an unrechter Stelle; denn Tertullian sagt nicht, daß „der Handwerkerstand am ersten und mächtigsten vom Christenthum durchdrungen sei“, sondern seine Worte besagen nur, daß jeder Christ, auch der gemeinste, der Handwerker, und somit auch alle übrigen, Gott gefunden habe, d. h. daß er als Christ mehr von Gott wisse denn alle Heiden. Und hiermit fällt auch die Konsequenz weg, daß in der Reformation nach dem Bilde des Christenthums es zuerst und vorzugsweise der Handwerkerstand gewesen sei, „in welchem die Bewegungen der neuen Zeit am heftigsten zum Ausbruche drängten“.

Mit historischen Einführungen ist überhaupt der Verf. nicht immer glücklich. Es begegnen uns hier und da Irrthümer, die theils aus Flüchtigkeit verschuldet sein mögen, theils von subjectiv befangenen Tendenzen herühren. Von leichtern Irrthümern nennen wir nur: daß (S. 59) Clemens XVI. statt VI. genannt, daß (S. 210) unter die aus dem Sklavenstande hervorgegangenen Dichter auch Virgil gezählt wird; daß (S. 209) die römischen Sklavenkriege lediglich aus physischen Ursachen abgeleitet sind. Gefährlicher scheinen die Tendenzirrhü-

mer, d. h. die aus mißverständlicher Auffassung ge-
Daten entstandenen Aukproquos. Die ganz-
klärung des Tertullianischen Satzes ist schon
Luther's Schrift „An den Adel deutscher Nation
wie es in jener Zeit gebräuchlich war, ihre Li-
dem Titel deutlich aus, nämlich daß sie eine
an die Edelsten des Volks sei, sich gegen die
tyrannie zu erheben, aber sie handelt nicht, wie
(S. 85) als Hauptgedanken derselben anführt
das protestantische (urchristliche) Dogma ab vor-
hebung des Unterschieds zwischen Geistlichen und
Zuweisen die neue Sprachschöpfung der Refor-
zeit vorzugsweise ein Werk des dritten Standes
nen sei, ist mir weder hier (S. 81) noch in d-
der deutschen Prosa“ des Verf. klar geworden.
mehr aber hätten wir geglaubt, bei Voltaire-
tuge Auffassung der deutschen Reformation un-
zu finden, wie dieses (S. 154) gerühmt wird!
müthlose Satyr, der in seinem „Essai sur l-
des nations“, Cap. 128: „De Luther“, fast so
wie Worte, so viel Verderbungen wie Bibe-
über den gewaltigen Deutschen, dessen tiefes
les Streben er gar nicht fassen kann! Kein
Voltaire'schen Werks ist unwürdiger und
Sinne unhistorischer als das über die Refor-
und Luther. Wie ferner Napoleon das V-
Freiheit nach außen hin verbreitet haben soll,
drein „durch die Herrlichkeit seiner Schlachten“
lebens unerklärlich. Endlich wird schwerlich ein
samer Seelenkenner beistimmen, daß „den
ein mystischer und fanatischer Charakter“ eig-
sei, vielmehr sind die Thüringer eben hierin
Niederachsen und Norddeutschen verschieden, und
aller äußern Regsamkeit und Leidenschaftlichkeit
mystischem Schwabeln sehr fern sind, wie denn
diesem Lande kein bedeutender Dichter oder
neuere Zeit herkommt. Thomas Münzer selbst
vom Harze; sein gewaltiges Wort, in der
Zeit gesprochen und an die beweglichen Thü-
richtet, wirkte damals doppelt stark, und der
muntere, tapferere und kernigere thüringer Landm-
dem Schwärmer auf kurze Zeit, aber die
Bauernkriege legten sich hier weit rascher als

und Ostdeutschland; der eigentliche Fanatismus trat in Thüringen bedeutend gegen den politischen (sogenannten socialen) Befreiungskampf zurück, während z. B. in Schwaben, Holland, Niedersachsen weit mehr wirklicher Religionsfanatismus hervortrat, wie sich schon aus den dort häufigern Zerstörungen von Kirchen und Bildern erweist.

Wie diese ganze Art und Weise, geschichtliche Daten einzuführen, auf das engste mit den bestimmten Tendenzen dieses Buchs zusammenhängt, so wenden wir uns jetzt zu diesen, wobei, wie gesagt, unser Hauptaugenmerk auf die Darstellung wird gerichtet sein, da der Inhalt selbst nur an wenigen Stellen auf schöpferische Weise gefaßt oder neu wiedergeboren erscheint. Auch ist eine Grundtendenz ein einziger fester Mittelpunkt ebenso wenig sichtbar als eine reine geschichtliche Entwicklung. Zwar sagt die Einleitung (S. 1):

Das neueste und letzte Evangelium der Menschheit ist das Glück und die Freiheit — Niemand soll mehr unglücklich und besüßlos sein —

Und die Schlußbetrachtung (S. 426, 432 fg.) gibt die Antwort auf jene Frage der Einleitung, indem „Arbeit, Association, Erziehung und Constitution“ als die mächtigen, allein wirksamen Mittel zu jenem idealen Ziele bezeichnet werden. Und dennoch ist das Ganze ohne eigentliches Ergebnis, weil die wahren Ideen darin nicht neu und nur einzeln mit dem Scheine der Originalität verziert sind, und weil die gediegene Befestigung der Ideen nur allzu häufig durch flatternden Ideenlurus, aneddotische Seitensprünge, blendende rhetorische Antithesen, zuweilen auch durch eine affectirte Schulsprache, die gleichsam fremd zwischenklingt, gestört und erschüttert wird.

Die Tendenzen also — in plurali, da die Eine Tendenz eigentlich fehlt — sind, wie man aus des Verf. Persönlichkeit und bisherigen Leistungen schon voraussetzen wird, durchweg populär-liberaler Natur. Die Stichwörter des liberalen Journalismus: Socialismus, Reform, Gesellschaft, Freiheit, Nationalität, Propaganda der Menschheit, reformatorische Elemente, Gleichheitsprinzip, Emancipation u. s. w., werden reichlich ausgebeutet, umschrieben, gedeutet, umspielt, sehr selten aber ernsthaft definiert oder auch nur mit Ruhe erörtert. Wer kann z. B. aus den Umschreibungen der Gesellschaft und des Socialismus (S. 179, 115, 325):

Der Begriff der Gesellschaft ist wesentlich die Idee der freien Persönlichkeit selbst — — — der einzelne Mensch soll sich innerhalb ihrer in seiner ganzen individuellen Bedeutung entfalten, in seiner vollen menschlichen Würde zur Anerkennung gebracht sein. Darum hatte der Staat der alten Welt das Moment der Gesellschaft nicht in sich aufnehmen können.

Ein anderes Element regte sich um dieselbe Zeit (1530) inhaltsschwer und gewichtig — welches sich — auf den Arbeiterstand stützte, und durch die bewegliche Masse desselben auf dem eigentsten Boden der Gesellschaft festzusetzen suchte (?). Dies war das Element der Wiedertaufer (?).

Es wird immer eigenste Richtung des Socialismus sein, in echtem constitutionellen Sinne zu wirken, d. h. eine geistige Versöhnung zwischen Volkthum und Königthum,

welche mitten in der beruhigten und freien Gesellschaft zusammentreffen werden, zu wirken.

oder aus den flüchtigen Andeutungen S. 178, 180, 284, 296, 312, 331 u. s. w. sich einen deutlichen Begriff von den vorliegenden Gegenständen machen, der ihn nicht schon mit hingubringt? Bedeutsamer und kräftiger dagegen und häufig sehr klar und gelungen tritt die polemische Tendenz gegen deutsche bureaukratische Obscuranten hervor, welche jederzeit in Allem, was liberal oder socialistisch riecht, einen rebellischen destructiven Gallicismus riechen. Diesen weiß der Verf. tüchtig heimzuleuchten, gewöhnlich mit der Notiz, daß die verdammtesten Ausgeburten französischer Liberalität ihre Quelle in hochgefeierten deutschen Denkern haben, oder daß ihre Wurzeln schon in früherer Zeit, ja in der germanischen Urzeit aufzusuchen seien. Zuweilen treibt ihn jedoch der Eifer für die deutsche Priorität und Nationallehre weiter als billig, wie wenn in unserer Naturphilosophie oder in Fichte's geschlossenem Handelsstaat die ersten Andeutungen der französischen Systeme entdeckt werden, da vielmehr jene Ideen als ein elektrisches Fluidum die Welt durchzogen und die deutsche Verwandtschaft in der That ziemlich fern ist. Wenn dagegen die Emancipation der Weiber mit den „Verirrungen der königsberger Muder“ zusammengehalten wird, so ist das ein pikanter Seitenhieb auch auf den berliner Pietismus, der doch die historische Einsicht nicht fördert. Aber im Ganzen ist der Unmuth gegen mißtrauische Regenten und der Ingrimm gegen viele thörichte Beschränkungen in unserm guten Vaterlande gerecht, und wol der wärmste, leidenschaftlichste, gelungenste Theil des Buchs. Unter vielen Stellen hebe ich nur hervor S. 303, 395, 397, 398, 407, 409, gegen die Historischen, die Bureaukratischen, die Franzosenfürchter.

(Der Schluß folgt.)

Stan oświęcienia w Polsce w ostatnich latach panowania Augusta III. (1750—64) przez Ks. H. Kollataja. Zwei Theile. Posen 1843.

Zu den freisinnigsten und um die Volksbildung hochverdienten Geistlichen in Polen gehört der im J. 1812 verstorbene Verf. dieses Werks, einst Canonicus an der Krakauer Kathedrale, Rector der Universität, Unterkanzler des Reichs und oftgenannt als der Vorläufer für die Constitution vom 3. Mai 1791, deren Schicksal er im Verein mit dem Marschall Potocki in einem besondern, auch ins Deutsche übertragenen Werke beschrieben hat. In dem vorliegenden Werke stellt Kollontaj den Zustand der Volksbildung in Polen während der letzten Regierungsjahre August's III. dar, vornehmlich aber zeichnet er in genauen Zügen den Zustand des Erziehungswesens und der Geistlichkeit, meist nach eigenen Erfahrungen, die er während seiner vielfachen Kämpfe mit der Unwissenheit und dem Fanatismus zu machen oft Gelegenheit gehabt hatte. Und zwar schildert er in so freimüthiger Weise, daß man es dem Herausgeber des Werks, dem bekannten Grafen Eduard Raczyński, Dank wissen muß, daß er sich durch Rücksichten gegen die katholische Geistlichkeit nicht hatte zurückhalten lassen, ein so wichtiges Denkmal des freien polnischen Geistes und einen so interessanten Beitrag zur literar. und Bildungsgeschichte Po-

aus der Öffentlichkeit zu übergeben. Graf Konarski erhielt das Werk im Manuscript aus der Bibliothek des Fürsten Sapieha, dem es, wie es scheint, Kollontaj selbst als ein Freundschaftszeichen verwahrt hat.

Der Verf. beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der polnischen Sprache in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, er sucht die Gründe für die damals herrschende Verachtung derselben auf und findet eine der Hauptursachen darin, daß die der Reiche nach aus der Fremde stammenden Könige selbst nicht Polnisch zu sprechen im Stande waren. Während die Sprache am Hofe die französische, die Gerichtssprache die lateinische war, war die Sprache der damaligen Gebildeten ein Gemisch aus Polnischem, Lateinischem und Französischem. „Einem Könige konnte sich der Pöbel nicht nähern, dieser verstand ihn nicht, der Magnat verachtete das nicht französische redende Volk, und der Jurist wieder überdortheilte den in dem barbarischen Latein nicht erfahrenen Magnaten.“ Bei Erwähnung der verschiedenen in den einzelnen Theilen des polnischen Reichs herrschenden Sprachen, der litauischen, russischen u. s. w., macht Kollontaj die Bemerkung: „Der Staat hätte diese sprachlichen Unterschiede mindern, die Dialekte einander nähern und die nichtslawischen Sprachen unterdrücken sollen oder wenigstens jeden Einwohner, wenn dieser auch sonst aus Eigensinn bei seiner Sprache verbliebe, in Verbindung mit der Regierung zum Gebrauch der polnischen Sprache zwingen müssen. Dies beachtete man jedoch damals gar nicht, und daher kam die polnische Geschichte Aufruhr und Abfall von Polen nur da, wo das Volk die Landessprache nicht verstand, wie in der Ukraine, in Podolien und Böhmen, und leicht in die Schlingen der angrenzenden Russen fiel.“ Wie übel aber deuten es heute die Polen, wenn die deutschen Regierungen in ihren polnischen Provinzen solche Winke der polnischen Patrioten selbst befolgen!

Von dem Zustande des polnischen Unterrichtswesens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwirft Kollontaj ein sehr trübes Bild. Die Söhne der Magnaten erhielten in der Regel eine hässliche Erziehung durch französische Lehrer, lernten zuerst die französische und dann erst, wie eine Fremde, die polnische Sprache, weshalb sie es in dieser häufig nicht einmal zu einiger Fertigkeit brachten, und reiften darauf zu ihrer weiteren Ausbildung nach Frankreich. Kollontaj führt einige sehr ergötliche Resultate solcher Erziehungsweise auf. Da kam im 1750, zur Zeit der größten Anarchie in Polen, ohne den geringsten Beistand von Seiten der Regierung erwarten zu können, Konarski den Entschluß, durch den wenig beachteten ärmlichen Orden der Piaristen das Erziehungswesen in Polen zu regeneriren. Er wirkte bei dem Papste Benedict XIV. ein Breve aus, durch welches er seinen Orden von manchen mönchischen Lasten befreite und den Mönchen die Mäßigkeit gewährte, sich zu Lehrern der Jugend auszubilden. Häßlich dem Hochmuth des Adels, auf dessen Genuß seine ganze Schöpfung beruhte, gründete er das Collegium nobilium in Warschau, das er zunächst nur zur Ausbildung des reichen und höhern Adels bestimmte. Gingen die bisherigen Schulen Polens, die von Mönchen geleitet und nur von der Jugend niedern Standes besucht wurden, in einer Einübung der den Kindern ganz unverständlichen Grammatik von Altor auf, und wurde dabei an eine Vorbildung für das Leben gar nicht gedacht, so suchte Konarski dagegen den Unterricht naturgemäß und national zugleich zu machen. Er setzte neben der französischen Sprache die polnische in ihre Rechte ein und nahm auch, was bis dahin unerhört war, die Naturwissenschaften unter die Lehrgegenstände auf. Durch sein beschiedenes Auftreten und seinen wahrhaften aufrichtigen Eifer für das Gute gewann er bald allgemeines Vertrauen, und mit ihm beginnt in dem polnischen Unterrichtswesen eine neue Epoche. Selbst auf den mächtigen Orden der Jesuiten wirkte er zurück.

Der Jesuitenorden mag unter den katholischen Geistlichen wenig heftigere Gegner gehabt haben, als Kollontaj war.

„Der Hauptzweck des Ordens“, sagt er in dem vorliegenden Werke, „war, sich zu bereichern und zu herrschen; jeder Classe von Einwohnern wollte er den jesuitischen Geist einhauchen, das Volk zu Fanatikern ausbilden, denn er sah ein, daß ein fanatisches Volk am leichtesten zu beherrschen sei. Wahrhafte Kenntnisse bot er der Jugend gar nicht dar, dieselbe der Kirche oder vielmehr dem Orden Zuteilung dienlich zu machen, das war sein Begehr. Seine Schulacht war barbarisch, die Strafen entehrend, eine Belohnung für den fleißigen Schüler u. s. w. war, daß er den nachlässigern züchtigen durfte. Daher kamen aber auch die häufigen Widersegligkeiten in den obern Classen, die nicht selten in öffentliche blutige Ausfälle ausarteten.“ Als Konarski mit seinen Reformen hervortrat, mußten die Jesuiten, um ihren Ruf nicht zu verlieren, auch an eine scheinbare Verbesserung des Unterrichts denken, aber trotz der prächtigen physikalischen Museen und Observatorien, die sie einrichteten, blieb der Unterricht der alte. Im Vorbeigehen stellt Kollontaj aus seinen Lebenserfahrungen in einigen Beispielen die Mittel dar, welche die Jesuiten anwendeten, um sich zu bereichern. So erzählt er, wie die Jesuiten, die es hauptsächlich auf geistesschwache reiche Frauen abgesehen hatten, sich bei der Wojewodin Girej, der Besitzerin der Grafschaft Penczyn unweit Krakau, einschmeichelten; sie umgaben sie mit ihren Creaturen, verwalteten das bedeutende Vermögen, während sie selbst ausschließlich mit andächtigen Übungen beschäftigt war. Endlich wurde die fromme Beterin belohnt, sie hatte Visionen, sie pflog mit Heiligen Umgang, denn von Zeit zu Zeit erschienen der heilige Aloysius und Koska, die mit ihr zu Abend speisten und andere Kurzweil trieben, sie hielt das für himmlische Güteigkeiten. Dies wurde aber, so heimlich es auch die Jesuiten trieben, in der Gegend rufbar, und die Familie fürchtete, die Wojewodin möchte ihr Vermögen den Jesuiten verschreiben. Da versprach ein Bettelmönch, der Wojewodin die Augen zu öffnen. Er schlich sich ins Schloß und erschien in der Gestalt des heiligen Petrus mit zwei gewaltigen goldenen Schlüsseln in der Hand, scheltend, im Saale, als die Wojewodin gerade mit den Heiligen tanzte. Diese bekannten im ersten Schreck, daß sie verkappte Jesuiten wären, wurden entlarvt, und die erkannte Wojewodin vertrieb noch in derselben Nacht alle Jesuiten aus ihrem Schlosse, das sie aber vor Scham nie wieder verließ.

Darauf spricht Kollontaj von den hohen Schulen, den Akademien Polens. Es bestanden die zu Krakau, Wilna, Warschau und Kiew. Die älteste derselben, die einst so berühmte krakauer Akademie, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gesunken. In der Philosophie galt hier noch die durch Thomas von Aquino verbesserte Lehre des Aristoteles; die neuern Philosopheme eines Cartesius, Leibniz, Newton wurden verabschmt. Vergebens bemühte sich der Bischof von Krakau, der berühmte Salusti, den deutschen Philosophen Christian Wolf nach Krakau zu ziehen, die ältern Akademiker widersetzten sich als gute Katholiken der Berufung „des Järetikers“, wenn er auch nur in der Mathematik und Physik unterrichten sollte. Als Salusti hierauf einen jungen Geistlichen, Swionkowski, nach Halle sandte, der unter Wolf seine Studien absolvirte, traf derselbe nach seiner Rückkehr ebenfalls auf unübersteigliche Hindernisse und erhielt kein Lehramt. „Denn die Akademie“, sagt Kollontaj, „suchte ihre Hauptstüge in Rom, und daher mußte sie sich nach dem Geschmacke Roms richten, das alle Neuerungen verwarf, so lange es nicht zu der Überzeugung gekommen war, daß von denselben alle die veralteten, ihm aber vortheilhaften Meinungen nicht untergraben würden.“ Sehr umständlich und freimüthig erzählt Kollontaj die mit der Geschichte der krakauer Akademie eng verflochtene, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte Canonisation des berühmten Johann Kanty, eines Professors der Theologie aus dem 14. Jahrhundert, welcher vielleicht manchem unserer Leser durch eins der trefflichsten Gedichte von Gustav Schwab bekannt ist. Kanty wurde schon seit langen Jahren in Krakau

verehrt, seine Gebeine ruhten in der Kathedrale; nun wünschte die Akademie, um ihr Ansehen zu heben, diesen berühmten Lehrer der Vorzeit unter die Heiligen der römischen Kirche aufgenommen zu sehen. Als aber zu diesem Behufe sämtliche hinterlassene Manuscripte Kanty's nach Rom gesandt wurden, erfolgte von dort aus wider Erwarten der Bescheid, wie aus den eingesandten Handschriften hervorgehe, daß Kanty ein Häretiker sei, dessen Gebeine in keiner katholischen Kirche gebuddelt werden dürften, der also auch gar nicht zum Heiligen erhoben werden könnte. Da blieb der erschrockenen Akademie, der es so schwer geworden war, einen Heiligen aus ihrer Mitte herauszufinden, und welche die bereits verwendeten Kosten nicht vergebens gezahlt haben wollte, nichts Anderes übrig, als den Beweis zu führen, daß die eingesandten Schriften (was aber gar nicht der Fall war) nicht von Johann Kanty, sondern von einem andern Johannes herrühren, und hierauf erst erfolgte die Kanonisation Kanty's, welche der Akademie gegen eine Million polnischer Gulden kostete.

Am Schlusse seines Werkes handelt Kollontaj von den Verhältnissen und den großen Vorrechten der polnischen Geistlichkeit, die meist aus niedern Ständen hervorging und im Ganzen auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stand. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Charakteristiken europäischer Notabilitäten.

Wir freuen uns, den ungehörten Fortgang eines interessanten und geistreichen Werkes anzeigen zu können, dessen Inhalt bereits zu wiederholten Malen Erwähnung geschehen ist. Es ist dies die bunte „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien“, von welcher der sechste Band bereits vor einigen Monaten beendet wurde. Der bekannte Unbekannte, der sich hinter der bescheidenen Maske eines *homme de rien* birgt, weiß seiner Darstellung eine seltene Mannichfaltigkeit zu geben. Es ist wahrlich nichts Kleines, daß sich, so groß und zahlreich seine Galerie auch schon geworden ist, noch nirgend eine Spur von Monotonie zeigt. Allerdings muß man dem geistreichen Verf. das rühmliche Zeugnis geben, daß er bei seinen Charakteristiken, welche Notabilitäten aller Art betreffen, nirgend an der Oberfläche haften bleibt, sondern daß er selbst tiefer gehende Studien nicht scheut, um seines jedermaligen Stoffes vollkommen mächtig zu werden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, wie wir schon früher bemerkt haben, die große Unparteilichkeit, welche der Verf. bei Beschreibung ausländischer Zeitgenossen an den Tag legt, und die uns bei einem französischen Schriftsteller in diesem Maße beinahe noch nicht vorgekommen ist. Die Reihe berühmter Männer, die uns in diesem sechsten Bande vorgeführt wird, ist bunt und mannichfaltig. Sie wird durch Casimir Périer eröffnet, der wol noch nie so unparteiisch gewürdigt ist als hier. Auf diesen bedeutenden Staatsmann folgt Manzoni, dessen ruhiges, einflussreiches Leben einen grellen Contrast mit der stürmischen Laufbahn Périer's bildet. Die Charakteristiken des Marschalls Gérard und des Fürsten Gortchakoff führen uns zwei einflussreiche Männer vor, die in zwei verschiedenen Revolutionen bedeutende Rollen gespielt haben. An sie reiht sich wieder ein würdiger Träger echter Wissenschaftlichkeit, Gay-Lussac, der verdienstvolle Freund Humboldt's, an. Man muß dem Verf. nachrühmen, daß er die hohen Verdienste dieses Mannes um die Fortschritte der Chemie und Industrie auf eine ebenso lichtvolle als belehrende Weise zu würdigen verstanden und daß er bei dieser Gelegenheit eine große Sprachkenntnis bekundet hat. Auf Gay-Lussac folgen wieder zwei Staatsmänner: Wille, der Minister der Restauration, und Lobau, welcher den ersten Politikern Belgiens beigezählt zu werden verdient. Am aber gleich die bunte Reihe wiederbeizustellen, folgen sich nun im schnellen Wechsel der berühmte Bildhauer Woflo, Pasquier, der Kanzler der Pairskammer, der

spanische Staatsmann Lorenzo und Eugène Delacroix, der das Haupt der romantischen Malerschule in Frankreich ist. Man wird diese mannichfaltige Galerie nicht durchlaufen, ohne die Leichtigkeit zu bewundern, mit der sich der geistreiche Verf. den verschiedensten Stoffen anschmiegt. Wir können dieses interessante Werk, das in Frankreich sich einer ungewöhnlichen Verbreitung erfreut, deutschen Lesern nicht dringend genug empfehlen. Wir würden der Mühe, auf dasselbe wiederholt aufmerksam zu machen, überheben sein, wenn die Redaction der „Sternboten“, welche ihre interessanten Charakteristiken französischer Notabilitäten dieser Galerie stilschweigend entlehnt hat, es für angemessen erachtete, die Quelle, aus der sie so reichlich schöpft, auch einmal namhaft zu machen.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Vor Kurzem haben wir einen interessanten Katalog von Jacob le Bibliophile besprochen, den wir als eine wesentliche Bereicherung der Geschichte und besonders der Bibliographie der dramatischen Literatur bezeichneten. Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Arbeit zu lenken, welche, bereits im vorigen Jahre erschienen, würdig ist, diesem werthvollen Werke an die Seite gestellt zu werden. Es ist dies ein „Catalogue des livres composés la bibliothèque poétique de M. Viollet le Duc avec des notes bibliographiques et littéraires sur chacun des ouvrages catalogués. Pour servir à l'histoire de la poésie en France.“ Bierzig Jahre hindurch hat der Besitzer dieser reichen Bibliothek seine Mühe, seine Zeit und sein Geld gescheut, um die Schätze, die er hier beschreibt, zusammenzubringen. Sein besonderes Augenmerk hatte er dabei auf die Dichter der Vor-Rassierbe'schen Periode gerichtet, wenngleich er auch die spätere Zeit, welche gewöhnlich als die eigentliche Blütenperiode der französischen Literatur bezeichnet wird, nicht unberücksichtigt läßt. Anerkennungswerth ist, daß Viollet le Duc sich bei seinen bibliographischen Streifzügen nicht wie so viele andere Bibliophilen von gewissen Modeeindrücken und einseitigen, ästhetischen Ansichten hat leiten lassen, und daß er selbst solchen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, die in gewöhnlichen Handbüchern nur mit ein paar Worten im Vorbeigehen abgefertigt werden. Auch dadurch unterscheidet er sich von den Sammlern gewöhnlichen Schlages, daß er sich nicht begnügt, seine literarischen Schätze aufzustapeln, sondern daß er sie auch zu einem eifrigen, eindringlichen Studium benützt. Er verschmäht es, ein bloßer Bibliophage zu sein, wie er sehr bezeichnend die Bücherregalen nennt, die sich nur freuen, wenn sie die Kostbarkeiten, die sie gesammelt haben, hinter Schloß und Riegel bringen können. Der Inhalt dieses wichtigen Werkes, dem wegen seiner sorgfältigen bibliographischen Angaben und vorzüglich auch wegen der Anführung vielfacher Proben ein besonderer Werth beigelegt werden muß, ist folgendermaßen vertheilt. Zuerst kommt die Bibliographie der *Institutions, éléments et traités de poésie* (S. 1—10), hieran reihen sich die *Poèmes sur l'art poétique* (S. 11—17), die *Recueils de poésies* (S. 17—47). Dann folgen die *Poésies antérieures au XVIII^e siècle* (S. 47—108), unter denen einige, wie z. B. Marie de France u. s. w., noch einer späteren Erwähnung vorbehalten bleiben, indem dieselben unter Anderem im Kataloge der „*Chansonniers*“ ihren natürlichen Platz finden. Von S. 108—322 wird das 16. Jahrhundert abgehandelt, und nach einer Betrachtung über den Wendepunkt der französischen Literatur am Ende des 16. Jahrhunderts folgt dann endlich von S. 324—610 eine ausführliche Beleuchtung des 17. Jahrhunderts. Am Schlusse des Werks wird dann endlich ein Blick auf die neuen Aussichten geworfen, die sich am Ende dieser Periode für die französische Poesie eröffnen. Der Verf. stellt eine Fortsetzung dieses Werks in Aussicht, welche noch zwei Bände umfassen soll. Der eine derselben wird die dramatische Literatur, der andere die Fabeldichter u. s. w. behandeln. 17.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 59.

28. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwicklungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Die letzterwähnte Polemik, welche in Berlin sehr natürlich und den aufgeweckten Geistern gleichsam geboten ist, zieht sich unbewußt das ganze Buch hindurch. Der heimische Boden, auf dem sie erwachsen, hat auch anderweit der Darstellung Ton und Farbe geliehen, und das glänzende Gaukelspiel witziger rhetorischer Antithesen, das gemüthliche Hin- und Her- und Webersprechen, der ganze äußerlich luxuriöse Apparat von Worten, Bildern, Sentiments, Sentenzen, Anekdoten u. s. w. wird sicherlich dazu beitragen, selbst in die Salons und weiter hinauf in höhere und höchste Kreise hineinzuspielen, was dort auf anderm Wege nicht eingeschwärzt werden mag. Von dieser schillernden Art sind die antithetischen Spiele „Napoleon und Ludwig Philipp“, „Pferd und Dampf“; ferner die witzigen Causeries über Karlstadt, „St. Simon“, „Lieberliche Kleriker“, „Gelehrte und andere Handwerker“, „Bettina und der Socialismus“. Bei der spitzigen Bemerkung über die Bonmots, daß diese „so oft als der prickelnde Lebensausdruck verderbter Gesellschaftszustände erscheinen“, konnten wir ein trostloses Lächeln nicht unterdrücken, wenn wir uns des modernen Journalismus, der neuesten deutschen Prosa, und selbst der Sprache Th. Mundt's erinnerten, die fast immerfort bonmotisirt. Wirkamer noch mag der schneidende berliner Witz und die saloppe Sprache, auf welche sich auch W. Alexis viel zugute thut, hier und da einschlagen. Mag er aber noch so wirksam sein, der wissenschaftliche Ernst verschmäht diese hüpfenden schrägschimmernden Sprachkunststücke nicht aus Pruderie, sondern aus dem natürlichen Instincte, jedem Inhalt seine ursprünglich eingeborenen Formen zu geben. Die geistreiche Leichtfertigkeit, die auch die Profanation nicht verschmäht, hat auch ihre berechnete Stelle — aber sie bleibe fern vom Tempel: sie ist nicht fähig, die großen Fragen zu lösen, an denen die Zeit krankt. Jene launige Geschwägigkeit, zu welcher vor 20 Jahren Heine den Ton anschlug, entzückt für Augenblicke, ja sie kann blenden, hinreißen, während der gediegene Ernst des aufrichtigen Forschers, in geraden, stolzen, stetigen Schritten unaufhaltsam zum lichten Ziele strebend, auch den Weg

durch die Nacht nicht verschmäht, welchen nur der Gemüthlose schauerlich trocken nennt. Aber freilich, diese strenge Weise Hegel's und Dahlmann's würde dem jarten Munde nicht munden, dem das Buch gewidmet ist. Nur müßte der „Künstler der deutschen Prosa“, wenn er einmal das Bedürfnis der Geistreichigkeit für seine und seines Buchs Stellung in Anspruch nimmt, doch auch Maß zu halten wissen und sich wenigstens der schlimmsten Auswüchse der Salopperie und der Profanation enthalten können. Allzu bequem, nachlässig geschrieben ist S. 177, 181, 209, 255, 327:

Die eigentliche Geschichte der Bewegungen der Gesellschaft — sie nimmt ihren Anfang mit der Geschichte des dritten Standes — — erst in dieser Periode der Geschichte — —

Der dritte Stand, schwarz gekleidet, keine Feder zielt seinen Hut, steht als der letzte da.

Die Sklaven der Alten aber, obwohl mit dem Einschnitt in die Stirn bezeichnet, in schlechten Kleidern gehalten — ausgeschlossen vom Genuß des Weizenbrots, . . . in diesen Zwang des physischen Lebens eingeschlossen gleich dem Thier, hatte der alte Sklave doch zugleich das Recht auf geistig menschliche Behandlung.

Dieser Reichtum der neuen Zeit, in welchen sich eine volksthümliche Kraft hineingesetzt hat (?), zu ihm gesellt sich das Talent —

Der König, welcher arbeitet, in ihm stellt sich eine ewig junge Nacht der Zeit dar — —

Diese Herodot'sche Naivetät steht unserer wissenschaftlichen Prosa sehr schlecht zu Gesicht, weil bei uns, und zumal gegenwärtig, der Unterschied zwischen natürlicher und Schriftsprache, wie zwischen Unmittelbarem und Vermitteltem, tief ins Bewußtsein gedrungen ist; mag man es schelten oder loben, aber es ist so, und keine Geistreichigkeit kann solche Salopperien vergessen machen. Noch weit weniger kann ich mich mit der profanen Weise befreunden, mit welcher der berliner oder pariser Witz an dem Heiligen herumnagt, indem er es alle Augenblicke als Symbol, Gegenstück, Gleichniß gebraucht, oder geradezu mißdeutet. Die widrige Geschichte mit der lieberlichen Göttin der Freiheit erscheint wie zum Scherz; eine „fromme Stunde der Verzweiflung macht den Armen zum Communisten“, „Offenbarungen an die Gesellschaft“, „Propaganda der neuern Menschheit“ und Ähnliches ist schon zum stehenden Ausdruck geworden. Die „Ablasszettel mit dem Giro des Papstes versehen“ kün-

gen zwar dem protestantischen Ohre minder anstößig, sind aber mehr spöttisch als historisch so benannt. Auch gestehe ich, ohne eben Pietist zu sein, daß mir die „Anbetung des Talents“ nicht würdiger gesagt scheint als der kürzlich vielbesprochene „Cultus des Genius“. Mehr zierlich als fromm klingt endlich die sonderbare Auffassung des Sabbaths.

Gleichsam zur Sühne für diese der wissenschaftlichen Sprache angethanen Unbilden gibt der Verf. anderwärts dem Hegel'schen Sprachgebrauche größere Concessionen als die Bestimmung seines Buchs zuläßt. Wenigstens hochtrabend werden es die Damen nennen, wenn S. 416 „die Revolution von 1649 wesentlich eine That des sich in seiner Selbstmacht erkennenden Volksgeistes“ genannt wird; dieselben werden vielleicht noch weniger als mancher Student von 1830, der im Auditorium Nr. VIII vergeblich schwitzte, Ausdrücke verstehen wie: „die wahre ihrer selbst gewisse Wirklichkeit des Geistes“, das „frei aus sich entlassen“, die „Ehe als Coincidenzpunkt von Welt und Geist“ und Ähnliches. Vollends unerträglich ist der häufige Gebrauch des „Dieses“, welches in Hegel's Phänomenologie ein eigenes Capitel bildet, und in seinen übrigen Schriften oft ungewöhnlich, zwar an rechter Stelle angewandt, doch immer neu und fremdbartig klingt. In der leichtflüssigen Prosa unsers Verf. dagegen nimmt es sich komisch aus, wenn z. B. S. 50 gesagt wird: „Die Natur war dem antiken Menschengeist immer nur dieser verarbeitete Lebensstoff selbst gewesen“, ja er überhegelt den Hegel S. 53:

Was (im Märchen) als das Erlösende von dem Banne dazwischen tritt, ist gewöhnlich die Liebe, also das geistige Element, welches das andere Geistige, das in diesen Naturzwang gerathen, auch wieder zu sich befreit, und sich dann mit ihm zu diesem schönen ewigen Liebesbund verbindet, welcher als das wahre Symbol der freien und berechtigten Einheit von Natur und Geist erscheint.

Endlich eine erzhegelsche Phrase von einer Art, wie sie mir nur im schweren Ringen des Gedankens, etwa in phänomenologischen Untersuchungen, entschuldigend scheint, dem flatternden Confiturentone aber gänzlich fremd, ist zu lesen S. 179: „Diese alte Zeit war eben die gewesen, daß darin der Begriff der Gesellschaft noch verloren und überwältigt war.“ Diese Zwitterhaftigkeit des Tons, welche zwischen Schuljargon und gleißender Eleganz hin und her hüpfet, und von thränenreicher Frömmerei oder laschev Epigie nach Belieben entlehnt, gibt der ganzen Darstellung einen zersprungenen Charakter. Sie entspricht allerdings der Zerrissenheit und Einheitslosigkeit des ganzen Buchs, wird aber zugleich seiner Wirksamkeit schaden, indem die haute volée, in deren Geist es eigentlich gedacht ist, sich mit Entsetzen von den speculativen Wendungen abwenden, der gelehrte Denker aber ebenso sehr die Flatterhaftigkeit des Tons verabscheuen wird.

Man kann aus dem Buche Viel und Mancherlei lernen; aber mit all den überraschenden Combinationen, den interessanten Notizen u. s. w. wird der Schatz nicht gehoben. Wer die Leiden der heutigen Menschheit empfindet und mit Ernst an die großen Fragen der Ge-

genwart tritt, wer mit vollem Herzen, mit überströmender Leidenschaft in das Gebiet dieser neuen Welterschöpfungen hineingetrieben wird und hier zu wirken, zu schaffen und zu leiden Veranlassung fühlt: der wird ganz andere Mittel in Bewegung setzen, um der Wahrheit, dem Glück, dem Ideal nachzujagen.

Und wenn's auch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen? —
Verstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.

Ungeachtet dieser bedeutenden Schwächen der Darstellung bleibt indessen die Summe Dessen, was das Büchlein anregt, immer bedeutend genug, um zum Lesen und Wiederlesen besonders Diejenigen aufzufodern, denen, wenn ich recht gerathen, die Schrift zunächst bestimmt ist. Daß das Ziel der heutigen Menschheit Glück und Freiheit, daß ihr Mittel die Arbeit sei, dieser Hauptgedanke ist mit Gewandtheit durchgeführt, und so viel es diese Form erlaubte, bewiesen. Als letztes Mittel wird die Association genannt, als eigentliche Bestimmung dieses Gesellschaftslebens aber soll der Reichthum erscheinen. Hierbei ist mir das Bedenken aufgefallen, in welchem Verhältniß nun die Begriffe Association, Arbeit, Glück, Reichthum zueinander stehen, d. h. inwiefern verhalten sie sich zueinander als Mittel und Zweck? Ist Glück und Reichthum einerlei? Dies wird der Verf. nicht behaupten wollen, obgleich man es aus S. 1 schließen müßte: „Das letzte Evangelium der Menschheit ist Glück und Freiheit“, verglichen mit dem eben genannten S. 381: „Die Bestimmung der Gesellschaft — Reichthum“; wogegen schon der trivialste Verstand die Einwendung machen wird, daß nicht der Reichthum eo ipso, ohne Sittlichkeit, ein Glück sei, und zudem ein allgemeiner Reichthum eine Chimäre, weil der Begriff des Reichthums eben ein comparativer ist. Überhaupt aber vermißt man bei der Erörterung der Cardinalbegriffe Glück, Reichthum, Association, Arbeit nur zu sehr das sittliche Moment, dessen nur unvollständig und vorübergehend in den Schlussworten über Volksziehung gedacht wird. Die echte und letzte Beglückung der Menschheit ist nur auf dem Wege der Sittlichkeit möglich; und den sittlichen Charakter tragen auch schon die meisten Associationen unserer Zeit in sich, manche mehr als Aushängeschild, manche als wahre Tendenz. Je weiter die Kraft der sittlichen Verbindungen bringen wird, desto mehr wird das Elend, ererbtes und erworbenes, aus der Welt verdrängt werden. Davon deutet der Verf. die Grundzüge an in den Erläuterungen der Arbeit, nur minder vollständig als wir erwarteten, da ihr, die doch das Hauptmittel des zu erreichenden bessern Zustandes sein soll, nirgend eine eindringende Untersuchung gewidmet ist, sodaß man nicht erfährt weder was noch wie gearbeitet werden soll. Auch meinen wir, daß die Association nicht Alles thun kann, oder der Begriff derselben müßte weiter ausgedehnt und doch zugleich bestimmter gefaßt werden. Wie bei der Arbeit nämlich, so wird auch hier zu fragen sein, „was, wozu und wie associirt werden solle“. Wenn alle möglichen Bestrebun-

gen zum Fortschritte der Menschheit von jetzt an nur in solcher corporativen Form erscheinen sollten, so würde dies zuletzt in eine zünftige Philisterei ausarten und die freie Genialität nur noch als Revolution daneben stehen. Außerdem ist des wichtigen Moments der systematischen Auswanderung, um welches viele wahrere Socialisten eifrig bemüht sind, hier gar nicht gedacht. Wie weit dann selbst diese, die corporativ oder regierungsseitig oder individuell betriebene Auswanderung, späterhin durch Entdeckungen neuer Länder, Nahrungsmittel, Bodenculturen, Erwerbsquellen wird befördert und gesichert werden, läßt sich gar nicht berechnen; wir aber hätten gewünscht, in dem ahnungsreichen Büchlein auch dieser wichtigen Momente Erwähnung zu finden, da seine Tendenz ja theoretisch und praktisch zugleich sein will.

Können wir nun auch aus dem Buche kein schlagendes Hauptergebnis herauslesen, und selbst mit den einzelnen Ergebnissen, die es bietet, uns nicht immer befriedigt erklären, so danken wir ihm doch mannichfaltige Belehrung und Anregung. Nur diesen Wunsch sprechen wir zum Schluß aus, daß wir bei aller Bewunderung der glänzenden Gaben des Verf. ihn doch lieber auf einem andern Gebiete arbeiten sähen, wo seine Natur ursprünglich einheimischer scheint. Wenn er, die schönen Kräfte, die er in seinen kritischen, literarischen, poetischen Arbeiten früher gezeigt hat, von den praktischen, socialen und politischen Verhältnissen zurückziehend, zu seinem Eigsten zurückkehrte, so würden wir gebiegenen Kunstwerken entgegensehen.

Eduard Krüger.

Schleiermacher.

Vorlesungen über Schleiermacher. Von Julius Schaller. Halle, Lippert und Schmidt. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Buch, auf welches sehr viel Fleiß verwendet sein mag, von dem sich aber nicht recht einsehen läßt, für wen es doch geschrieben sei. Denn Unbefangene, denen der Gegensatz zwischen Schleiermacher und Hegel nicht unbekannt ist, werden über den Erstern nicht aus dem Munde eines Hegelianers belehrt sein wollen, und Anhänger des Hegel'schen Systems, wie deren noch jedes zur Zeit seines Vorherrschens gezählt hat, die eine Sache erschöpft zu haben glauben, wenn sie sich dieselbe vom Standpunkte eben dieses Systems zurechtgelegt haben, möchte es nicht viele mehr geben. Auch würden die Letztern die *arrièro-pensée* bei allem Lobe, welches ein strenger Hegelianer etwa ausspricht, daß nämlich der Gesobte es hauptsächlich selbst wissen werde, daß ihm damit immer nur eine Vorstufe zur Philosophie des absoluten Gedankens angewiesen sei, vielleicht nicht hinlänglich angedeutet finden. Es scheint dem Verf. wirklich Ernst zu sein, wenn er S. 1 sagt, nicht das Argerniß an Schleiermacher sei es, was diese Vorlesungen veranlasse, sondern die Achtung vor seinem gewaltigen Geiste, an dessen Schöpfungen wir uns belehren und erquickend wollen. Nun könnte man freilich ferner fragen, warum er uns denn nicht an diese Letztern selbst verweise, sondern uns statt Dessen ein Buch voll Auszüge aus ihnen in die Hände gebe. Aber aus diesen und den andern angedeuteten Zweifeln zieht uns auf einmal die Vorrede, aus welcher wir sehen, daß wir überhaupt gar nicht ein Buch vor uns haben, sondern akademische Vorlesungen, und da läßt sich denn allerdings nicht in Abrede stellen, daß es Studenten gegenüber, welche zu einem durchgreifenden Studium einer wissenschaftlichen Persönlichkeit als

solcher noch nicht berufen sind, ganz zweckmäßig sein möchte, wenn ein Lehrer, der ihr Vertrauen genießt, eine solche vor ihnen entfaltete. Immer aber bleibt das Bedenken, ob nicht bei der nachfolgenden Herausgabe das Element der Kritik, so sehr es bei der ursprünglichen Bestimmung zurücktreten mußte, mehr hätte zur Hauptsache gemacht werden sollen. Denn einer vorläufigen Darstellung von Schleiermacher's Wesen und Wirken kann doch das wissenschaftliche Publicum als solches, bei dem die Bekanntschaft mit den Werken Schleiermacher's selbst, insofern sie eben gedruckt vorliegen, vorausgesetzt werden muß, nicht bedürftig sein. Es wird sich die ganze Leistung sogleich objectiv machen, und statt sich zu beschreiben, aus ihr Schleiermacher kennen zu lernen, die Frage aufstellen, ob dieser in ihr richtig dargestellt und, wo der Verf. von ihm abweichen zu müssen glaubt, in der That widerlegt sei. Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist es hier mit einer auszugewiesenen Berichterstattung nicht gethan. Vielmehr liegt darin, es mit dieser gethan zu glauben, bereits ein wesentliches Mißverständnis. Es ist bekannt, wie sehr Schleiermacher's Philosophie mit seiner Individualität verwebt war. Schleiermacher kann gar nicht dargestellt werden, als indem er sich selbst vor uns hinstellt. Es kommt bei ihm nicht sowohl auf die Philosophie an als auf das Philosophiren, nicht auf den Inhalt, sondern auf die Formthätigkeit, welche diesen ans Licht fördert. Und eben daraus ergibt sich denn auch, was von der materiellen Abweichung seiner Lehren von den Hegel'schen zu halten ist. Was bei Schleiermacher eigentlich nur eine Art Regel des Verhaltens ist, und Lehrmeinung nur insofern, als es als das aufgestellt wird, worauf es ankomme, wird von dem Hegel'schen Kritiker als reines Dogma aufgefaßt und beurtheilt werden müssen. Und so kann denn das vorliegende Buch in jeder Weise nur als eine Parteilichkeit angesehen werden. In dieser Beziehung hat es aber freilich bei der Gründlichkeit, durch welche es sich auszeichnet, und dem ernstlichen Bestreben, sich die Leistungen der Gegenseite anzueignen, das Verdienst, die Streitpunkte mit großer Klarheit ins Licht zu stellen. Besonders ist dies der Fall nach der Seite hin, welche das größere Publicum am meisten interessieren möchte, der ethischen. Die wenig dieses Gebiet für Schleiermacher erotischer war, ist bekannt; es erhebt aber aus der praktischen und besonders der politischen Wendung, die man neuerlich der Hegel'schen Philosophie hat geben können, daß auch in dieser eine ganz bestimmte ethische Weltansicht liegt. Schaller's Verfahrungsweise in diesem Punkte ist nun diese, daß er dem Schleiermacher'schen Princip der Eigenthümlichkeit und des individuellen Lebensberufes die substantiellen Mächte des Handelns gegenüberstellt, die Eigenthümlichkeit aber, die wir nach Schleiermacher's Ansicht fixiren sollen, für Particularität erklärt (siehe besonders den Abschnitt über die „Briefe über die Lucinde“, S. 38), wobei denn aber darin, daß Schleiermacher immer mehr das Allgemeine wenigstens für eine wesentliche Seite erkannt habe, wodurch er freilich zum Theil mit sich in Widerspruch gerathen sei, nach Weise Hegel's ein Fortschritt zu dem eigenen Princip des Letztern hin erblickt wird. Daß hierbei ein Irrthum obwalten muß, ist klar; wie könnte irgend ein Mensch die Ausbildung Dessen, was Hegel Particularität nennt, als allgemein gültiges Princip aufstellen, da ja dieselbe gar nichts Anderes ist als das wesentlich nicht Allgemeine. Auch liegt schon darin, daß durchaus nur von Gemeinschaft Eigenthümlicher die Rede ist, die Anerkennung einer der Einzelheit als solcher entgegenstehenden und dieselbe wenn auch voraussetzenden, doch zugleich umschließenden Allgemeinheit; weshalb auch die aus den „Hallischen Jahrbüchern“ entlehnte Anknüpfung Schleiermacher's an die Romantik wenigstens in dieser Weise nicht statthalt sein möchte; Schleiermacher hat der „Lucinde“ etwas Besseres untergelegt als darin ist, ähnlich wie Plato der Knabenliebe. Die Sache ist eben diese, daß, wie Schleiermacher die Metaphysik auf das Gebiet der Ethik hinüberzieht und daher als Dialektik faßt, so die Hegel'sche

Weltansicht die Ethik unmittelbar auf Metaphysik begründen will, indem sie nur einen ewigen Inhalt des Bewußtseins sucht. Ein solcher ist in der Lösung der eigenthümlichen Lebensaufgabe als solcher, wie sie Schleiermacher an die Spitze stellt, nicht gegeben, und darum weiß jene Weltansicht mit derselben nichts anzufangen. Es wird gerade behauptet, daß es nur auf die Form ankomme, nämlich daß man sich des unmittelbar gegebenen Lebensinhalts mit Entschiedenheit zu bemächtigen wisse. Man sieht leicht ein, daß hieraus eine wirklich praktische und also allgemein gültige Sittenlehre viel eher wird hervorgehen können als aus der Hegel'schen Lehre, welcher, insofern sie in jedem Gebiete nur das Höchste, oder Das, welches die letzte Wahrheit desselben ist, gelten lassen will, eine solche Unmittelbarkeit von Haus aus unzugänglich ist, und die daher mit ihren ewigen Mächten des Handelns eigentlich nur auf den Höhen der Menschheit eine Bedeutung haben kann. Nur scheitert freilich Schleiermacher zuletzt doch an derselben Klippe, indem er eine Lebensaufgabe im Sinne hat, die nicht nur in dem Sinne eine eigenthümliche ist, daß ich sie eben für die meinige erkenne, sondern auch in der materiellen Beziehung, daß in ihr etwas enthalten sei, was in denen der andern nicht vorkommt; denn dergleichen werden gewiß nur Wenige von sich behaupten können, und selbst für diese liegt die Gefahr nahe, statt des Eigenthümlichen nur die formelle Eigenthümlichkeit zu verfolgen und somit in Leerheit und sittlichen Nihilismus und Dualismus zu verfallen. Dagegen ist nun wieder Hegel im Rechte, der auf die Sache dringt, und verlangt, ich solle nur das Richtige wollen und solche träge Reflexion darauf, daß gerade ich dies wolle, bleiben lassen. Dieses Richtige sind denn aber in letzter Instanz nur jene substantiellen Mächte des Handelns. Es kann zu mancherlei Reflexionen über den Gang der modernen Philosophie veranlassen, daß die beiden Antagonisten in der praktischen Philosophie in einem so unpraktischen Resultate zusammentreffen.

42.

Bibliographie.

- Arnold's, G., Geistliche Lieder, zum ersten Mal gesammelt und bearbeitet von A. Knapp. Mit Arnold's Bildniß. Stuttgart, Becker und Müller. Gr. 12. 15 Ngr.
- Das Buch vom Jahre 1812. Oder: Napoleon in Rußland. Dargestellt von einem Augenzeugen. 3ter Band, Quecksilberg, Basse. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Buchholz, C. F., Das tägliche Brod. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 1844. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Dürr, A. J., Vier Monate in Algerien. Bericht über meine Amtsführung in Dely-Israhim, in einem Schreiben an die Pastoral-Conferenz zu Strassburg. Strassburg, Treuttel und Würz. 12. 5 Ngr.
- Die Grundgesetze des Deutschen Bundes, oder deutsche Bundes- und Schluß-Acte, nach Ordnung der Bundesacte vereinigt; nebst den wichtigsten Territorial-Bestimmungen und den organischen Gesetzen des Bundes. Von G. v. Meyer. Frankfurt a. M., Poselli. Schm. 4. 20 Ngr.
- Gutensohn, J. G., Vergleichende Betrachtung über Eisenbahn-Anlagen und ihren Betrieb durch Locomotiv- und Pferdebekraft. München 1844. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Haupt, L., Das neue Lied des Preußenvolkes. Predigt über Psalm 144, 9—11. Görlitz, Feinze und Comp. 1844. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Heyd, L. F., Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 3ter Band, vollendet und herausgegeben von A. Pfaff. Mit dem Bildniß des Herzogs Christoph. Tübingen, Fues. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.
- Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 1ste Snadenführung: Das Werk im Glauben. Halle, Rühlmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kalisch, L., Schlag Schatten. Mainz, Birtz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinmann, F., Die Nothwendigkeit durchgreifender Justiz-Reform, unsere dermaligen Ansichten auf solche, und was hierbei den öffentlichen Rechtsanwältten zu thun bleibt? Rottweil, Seger. 1844. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Englische Skizzen aus den Tagebüchern von Ida Kohl und J. G. Kohl. Drei Theile. Dresden, Arnold. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Leonhardi, A., Kinder der Muse, in einsamen Stunden erzeugt. Gedichte. Leipzig, Goez. Kl. 8. 1 Thlr.

Lieber, F., Bruchstücke über Gegenstände der Strafkunde, besonders über das Eremitensystem. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 6 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Meneval, Baron v., Napoleon und Marie Louise. Gemüthliche Erinnerungen. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 1ster Band. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paffow, B. A., Zur Erinnerung an Karl Schöppach. Meiningen, Kreyner. 1844. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Pestalozzi, J., Abendstunden eines Einsiedlers. Zur Erinnerung an ihn neu herausgegeben von D. Schulz. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Kieler Petition gegen den Antrag Uffing's auf eine landesherrliche Erklärung über die dänische Staatseinheitsfrage. Mit einem einleitenden Vorwort von F. Hedde. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1844. Lex.-8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Vistorius, F. A., Frau Argula von Grumbach geborene von Stauffen und ihr Kampf mit der Universität zu Ingolstadt. Aufs neue bearbeitet. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Kl. 8. 15 Ngr.

Pütter, K. T., Das praktische europäische Fremdenrecht. Nebst einem Anhang zur Kritik der fremdenrechtlichen Bestimmungen des preussischen Strafgesetzbuchs. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rathgeber, G., Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst. Gotha, Müller. 1844. Fol. 14 Thlr. 15 Ngr.

Rauer, R. F., Die ständische Gesetzgebung der preussischen Staaten. Zwei Theile. Berlin, Heymann. Gr. 8. 4 Thlr.

Revue österreichischer Zustände. 3ter Band. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Ruland's F für ein u. Beleuchtung der Predigt über die Verehrung der Reliquien. Berlin, Bethge. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr. Scenen und Bilder oder Lehrereiden und Lehrereiden, aus dem Leben eines Schulmeisters. Leipzig, Glück. 1844. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Schuler, K. J., Der Frühling. Fortsetzung des Winters. Mannheim, Köfler. 1844. Gr. 18. 10 Ngr.

Sonntag, S. B., Knittelfeld in Obersteiermark. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde. Grätz 1844. Kl. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Ngr. Der neue Tempel. Blätter zur Besprechung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands. Für alle Confassionen. 1stes Heft. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Volter, F. A., Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart. Magdeburg, Schmilsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Wort an Rom und seine Hierarchie. Veranlaßt durch die Ausstellung des heiligen Rockes und zugleich als Beleuchtung der Schrift: „Der Joh. Ronge, der falsche katholische Priester, und die schlechte Presse.“ Pagen, Thieme und Bug. 1844. 8. 3 Ngr.

Wovor fürchtet man sich? Ein ruhiges Wort über einige von den Kreis-Synoden im Jahre 1844 gestellte Anträge. Von einem protestantischen Geistlichen. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wunderthäter und Ablassfrämer im 19. Jahrhundert. Eine Parallele des 16. und 19. Jahrhunderts zur Charakteristik unserer Tage. Veranlaßt durch die Wallfahrt nach Arier u. Bese, Bagel. 8. 10 Ngr.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Der Staat und die Kirche.

Der Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche. Von W. E. Gladstone. (Nach der vierten Auflage des Originals.) Eingeführt durch A. Tholuc. Übersetzt von Julius Treuberg. Halle, Rühlmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Je größeres Aufsehen dieses Werk in seinem Geburtslande gemacht hat, was schon die rasche Folge der letzten Auflagen zeigt, und je größern Werth selbst der hochachtbare Vorredner darauf legt, je wichtiger endlich der Gegenstand, den es behandelt, sowohl an sich selbst als insbesondere unter den obwaltenden Zeitumständen ist, desto mehr haben wir es für eine unerlässliche Pflicht gehalten, uns mit der größten Aufmerksamkeit hineinzustudiren, und desto mehr verpflichtet uns unser Beruf, unsern Lesern den Inhalt unverfälscht darzulegen. Sollen wir hierbei nicht sehr oberflächlich und abspreschend zu Werke gehen, was wir uns bei einem solchen Werke am wenigsten herausnehmen dürfen, so können wir nicht umhin, den wesentlichen Gang der Untersuchung des Verf. im ganzen Zusammenhange auszuziehen und zu beleuchten, wozu wir denn freilich uns nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch eine längere Zeit von unsern Lesern erbitten müssen, aber auch die Gewährung um so gewisser voraussetzen, da diese Angelegenheit für alle Menschen von Bildung und von einer ernstlichen Lebensansicht von der höchsten und ausgebreitetsten Bedeutung sein muß.

Selten schreibt sich ein Schriftsteller sein eigenes Urtheil unabsichtlich so entschieden als hier der Verf. S. 28: „Es ist unheimlich, den Erfolg richtiger Schlüsse bloß deshalb zu verfehlen, weil sie nicht aus richtigen Prämissen gezogen oder ohne eine scharfe Analyse ihrer Gründe gefolgert worden sind, wenn dadurch die Erkenntniß der Menschen nur mit ihren Gefühlen und Neigungen in Übereinstimmung gebracht wird.“ Es soll also der Verstand dazu gebraucht oder eigentlich gemeisbraucht werden, um sich selbst zu überreden und vor sich zu rechtfertigen, daß unsere Gefühle und Neigungen uns beherrschen und wir uns nun ihnen regieren lassen. Wie nun der eigene Verstand in der Regel selten das volle Maß erreicht, so müssen auch wir hier bemerken noch hinzusetzen, daß der Verf. seine Gefühle und Neigungen nicht bloß durch eine Ausführung des Nachdenkens rechtfertigt, sondern daß er jene dieser zum Grunde gelegt hat, sich also in einem vollkommenen Einflusse bewegt, und daß in demselben sich wenigstens ebenso

viel unrichtige als richtige Schlüsse ergeben, sodaß er aus unstatthaften und unbegründeten Voraussetzungen auf noch unstatthaftere und ganz unwahre Ergebnisse kommt. Offenbar geht dem Verf. der Ged an Egarstin und Selbstkritik ab, der zu einer streng wissenschaftlichen Ausführung und Beweisführung erfordert wird; er ist seiner Gesinnung nach ein Hochtöner dermaßen, daß selbst der Geist der Feudalität an ihm einen Leberpreiser gefunden hat, und zugleich erfüllt von der ganzen Bigotterie, mit welcher die Hochkirche von England ihre Söglinge erfüllt, sodaß die Gestaltung der Verfassung seines Vaterlandes in Verbindung mit der hochbischöflichen Kirche ihm höchst vortrefflich erscheint und er sich berufen gefunden hat, als deren Anwalt sie gegen die Stimmen Derer zu verteidigen, welche aufgestanden sind, vor dem Einflusse und dem Festhalten an der Macht der Aristokratie und der Kirche zu warnen und die Vermeidung fürchterlicher Krämpfe an eine bedächtige Wandlung dieses Zustandes zu knüpfen; solchergehalt nimmt er ganz und gar den Platz und die Rolle eines Advocaten ein, der aus oder mit eigenem Interesse an dem Gegenstande seiner Vertretung auf die Gewinnung eines günstigen Urtheils ausgeht, und dem es hierum, nicht um die rücksichtslose Erforschung der Wahrheit, zu thun ist. Durch häufige Berufungen und Ausführungen aus den Schriften des klassischen Alterthums, durch eine kühne Kritik über die ausgezeichnetsten Schriften der neuern Welt, durch einen lebendigen Sinn für Sittlichkeit und Religiosität, durch eine überaus würdige und beredte Behandlung der Sache und durch eine sehr weite Auswahl und Verbreitung, welche so leicht den Faden des Vorlesens verlieren läßt, den er geschickt wieder am ihm passenden Orte anzuknüpfen weiß, hat Gladstone so sehr im Geschnack seiner Landsleute, vornehmlich derer, denen er das Wort geführt hat, geschrieben, daß die vier Auflagen ganz begreiflich sind. Dagegen bezweifeln wir, daß er in Deutschland einen gleichen Anhang finden möchte. Wie Bine's durch Volkmann übersetzte Schrift über die Freiheit des religiösen Cultus unter den Neuern ihm vorzüglich Widerpart hält, so hat er unter uns Deutschen die nächste Verwandtschaft mit Stahl, auf den er sich auch öfter beruft. So wenig unheimlich die Doctoren des Letztern die Lehre und das Recht der evangelischen Kirche beweistern wird, ebenso wenig Gladstone, weil der Grund des ganzen Gebäudes keine Festigkeit und keinen Halt hat. Denn wenn auch der Vorredner meint, daß die Hauptsätze der vorliegenden Ausführung des Schlusses, daß der Staat seinem allgemeinen Begriffe nach der Religion nicht

entbehren könne, von nicht wenigen der ersten Geister auch hier zu Lande schon erkannt worden sein, doch aber an Gewicht durch eben diese Entwicklung gewinnen würden, müssen wir doch im voraus bemerken, daß alle jene Sätze: der Staat sei ein vollständiger sittlicher Organismus; die Nation die realisierte Volkseinheit, welche im Staate allein lebensfähig und thätig sich gebahren könne; daß die Religion dem Staate wesentlich sei, weil es die Aufgabe desselben in seiner Persönlichkeit ist, das gesellschaftliche Leben der Menschen zu entwickeln, welches wesentlich nach seinen Triebfedern, Inhalte und Zwecke sittlich sein muß, und weil die Sittlichkeit des Erfolgs nur sicher sein könne, wenn sie religiös ist u. s. w., ebenso wie der Schlussatz selbst nur halb wahr sind und mehr oder weniger Wahres und Falsches miteinander vermischen, je nachdem ihr überaus zweideutiger Sinn verstanden wird. Die einfache Wahrheit versteckt sich aber nie hinter Zweideutigkeiten, strebt vielmehr nach der entschiedensten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Wie unterschreiben sehr gern die Behauptung: „daß derjenige Staat, welcher zur Realisirung seines Begriffs der Kirche entbehren zu können meinte, viel weniger der Kirche einen Schaden als sich selbst die größte Schmach anthun würde“, ohne darum zuzugestehen, weder daß hieraus eine Unumgänglichkeit der Befassung des Staats mit dem Kirchenregimente, noch viel weniger eine Suprematie des Staatsregiments über die Kirche folgt, was denn doch das endliche Ziel der Aufgabe unsers Verf. ausmacht. Ganz besonders machen wir hier darauf aufmerksam, wie unvermerkt hier mit einem Male die Kirche der Religion Platz einnimmt. Diese Verwechslung wiederholt sich in dem Buche jeden Augenblick und ist einer der hauptsächlichsten Gründe, weshalb dasselbe zu keiner Klarheit hat kommen können, sondern schöne Declamationen die Stelle einleuchtender Beweise vertreten. Der Staat von Nordamerika zeigt durch die That, daß er die Religion, sogar die christliche Religion, hoch verehrt, ohne sich im mindesten mit irgend einer Kirche zu befassen. Wir sind keineswegs der Meinung, daß dies die höchste Weisheit sei, weil eben die Kirchen eine äußere Anstalt von viel zu vielem Belange sind, als daß sie der Staat unbeachtet lassen könnte. Aber es ist schon Unsinn, für irgend einen concreten Staat von der Kirche schlechthin zu sprechen, da es überall keine alleinige und allgemeine Kirche gibt, sondern viele Kirchen, deren jede ihrem Wesen nach die beste zu sein behaupten muß, aber keine die übrigen zu verdammen sich ein Recht anmaßen darf, sondern die im Geiste der Liebe, der Frucht jeder echten Religion, einander dulden müssen. Demnach bedarf die Religion selbst, die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, zu ihrem Bestande unumgänglich keiner äußern Vereinbarng noch Anstalt, sondern die Kirche ist nur für die Religiösen ein Hülfsmittel der Erbauung, der Andachtsübung, der Unterweisung, also insofern nützlich, aber nicht notwendig. Auch für den Zweck des Staats ist sie hülfreich und wohlthätig, woraus jedoch weder folgt, daß sie selbst in dem Begriffe oder dem Zwecke des Staats eingeschlossen sei, noch daß er sich ihrer als eines Mittels bemächtigen und sie nach seinen Absichten verwenden dürfe. Auch Reichthum und Schiffe sind ein das Staatswohl beförderndes Mittel; dies gibt aber noch keinem Staat eine Befugniß, sich der Bank oder Flotte von England zu bemächtigen. Auch die Wissenschaft, die Kunst, die Tugend und die Liebe fördern den Staatszweck; ist darum aber der Staat eine wissenschaftliche, künstlerische, Moralitäts- oder erotische Anstalt? Der größte Fehler bei allen wissenschaftlichen Erörterungen ist stets der, über Dinge zu sprechen, für welche keine bestimmten und vollständigen Begriffsbestimmungen aufgestellt worden, von welchen aber vielerlei Vorstellungen im Schwange sind. Dieser große Fehler begegnet uns auch hier. Was Staat, Religion, Kirche sei, ein Jeder kann sich dabei denken, was er aus dem Zusammenhange dafür entnehmen kann; der Verf. aber hat sich vorbehalten, davon nach seinem Belieben zu handeln.

Wenn der Vortræbner als den zweiten Theil der Aufgabe

des Verf. die Behauptung bezeichnet, daß die anglicanische Kirche dem wahren Begriffe einer rein christlichen Kirche vorzugsweise entspreche, hätte er nicht die Erwartung davon so gleich im Reime zerstreuen sollen, indem er hinzusetzt, wie der Verf. die Vorzüglichkeit seiner Kirche hauptsächlich darauf gründet, daß in ihr die bischöfliche Nachfolge und die Anordnung des Glaubens jedes Einzelnen unter das Urtheil der allgemeinen Kirche, oder, kurz gesagt, ein objectiver Kirchenglaube, als Vorzüge bestehen. Wenn der Verf. selbst mit Chalmer's die wesentliche Unterscheidung des Protestantismus vom Katholicismus darein setzt: „ob die Heilige Schrift die einzige Glaubens- und Lebensregel sei oder nicht?“ muß sogleich begriffen werden, daß die anglicanische Kirche ganz und gar nicht zu der evangelischen, sondern ihrem ganzen Wesen nach dem Katholicismus angehört, nur daß sie sich vom Papste losgesagt und an dessen Stelle unter die Suprematie des Staats getreten ist: denn wo lehrte Jesus irgend etwas von der bischöflichen Nachfolge und von der Unfehlbarkeit der Kirche? Beides beruht lebhaftig auf Tradition, die dem Evangelium zur Seite gestellt worden ist, zum Theil sogar gegenüber. Wer auch nur ein Bißchen die Geschichte der Entstehung der anglicanischen Kirche kennt, aus welchen unlauteeren Absichten sich König Heinrich und aus welchen politischen Gründen die Königin Elisabeth sich der Gewalt des Papstes entzogen, sich aber ganz an dessen Stelle setzten, wie ebendeshwegen sie in der Glaubenslehre nur Dasjenige veränderten, was ihren Plänen entgegen war, hingegen alles übrige ungeändert erbielten; mit welcher Eigenmacht sie hiernach das kirchliche Glaubensbekenntniß festsetzten und durch das Parlament zum Landesgesetz erhoben, mit welcher blutigen Gewalt und Grausamkeit sie dessen Annahme erzwangen, mit welchen Scheiterhaufen und Hinrichtungen der Lebensanfang und die Einführung dieser Kirche durchgesetzt worden ist, und wie sie den freien Geist des Christenthums in eben dieselben Fesseln bannt, daß er drei Jahrhunderte nun schon erfolglos an sich hat vorübergehen sehen: wahrlich der wird nicht bloß einsehen, daß diese Kirche ganz fälschlich den evangelischen zugezählt worden ist, sondern er wird, wenn er ein evangelischer Christ ist, gewiß auch mit Inbrunst beten: „Bewahre, o Herr Gott, die deutschen evangelischen Kirchen vor aller Verschärfung der hochbischöflichen!“ Wir wollen in dem von Christus angezündeten Lichte ersehen, was er uns verkündet hat und was dies enthält, aber wir mögen nicht für Wahrheit uns aufnöthigen lassen, was dem wohlthätigsten und gütigsten Könige von England und seiner Tochter wohlgefällig gewesen ist.

Unser hiermit abgegebenes Endurtheil zu belegen, diese Verbindlichkeit führt uns nun zu dem Werke selbst, in dessen Einleitung der Verf. seine Meinung über die vornehmste Literatur seines Landes ausspricht. Es würde mit mehr Begründung dies am Schlusse als am Anfange seiner Arbeit vorzunehmen gewesen sein. Doch wollen wir uns nicht einer Kritik seiner Kritik unterziehen, sondern uns nur darauf beschränken, zu den hier aufgestellten Grundsätzen, auf welche der Verf. später zurückkommt, unsere Betrachtungen hinzuzufügen.

Der Satz der Metapolitik, daß man das staatsrechtliche Verhältniß auf einen Urvertrag zurückführen müsse, ist ganz mißverstanden, wenn der Verf. ihn um deswillen in Abrede stellt, weil eine solche Vertragsschließung nirgend erweislich sei. Es ist damit nur gesagt, daß, weil kein Vernunftwesen von Natur einem andern unterthan ist, ohne Unterwerfung ein solches Verhältniß also rechtlich gar nicht bestehen kann, das ganze Staatsrecht aus einem solchen Urvertrage entwickelt werden müsse, der nicht ausdrücklich abgeschlossen zu sein braucht, sondern ebenso rechtsbeständig fälschweigend eingegangen sein kann, zumal die Moral die Menschen antreibt, in Gerechtigkeit, und um der Gesellschaft willen in bürgerlicher Ordnung zu leben. Dies ist also ein Sitten- und Rechtsgesetz, aber keine Naturnothwendigkeit. Der bloße Besitz der Macht, selbst als von Gott verliehen gedacht, verleiht noch nicht die geringste

Befugniß, sich zum Herrn anderer Vernunftwesen zu machen, sondern nur ihre Feindseligkeiten abzuwehren und ihnen mit Liebe behäuflich zu sein. Um sein selbst willen muß der Mensch seinen Willen einem Gemeinwillen unterwerfen und thut solches durch die That, indem er sich in den Bereich eines solchen einstellt. Darin eben besteht der Unterschied zwischen Knechtschaft und Unterthänigkeit, zwischen Herrschaft und Regierung. Mein König führt den Ehrentitel Herr mit Recht, weil ein Seher Herr ist, der zu gebieten hat, und er also vorzugsweise; aber er ist darum nicht mein Herr, weil ich nicht sein Knecht bin, wennschon sonst der Curialstil so lautete, was jedoch nicht mehr in sich hat, als wenn ich zu meines Gleichen sage: Ihr gehorsamer Diener. Ebenso verhält es sich mit der Kirchenangehörigkeit, welche aus dem Bedürfnisse der gemeinsamen Religionsübung und dessen Befriedigung hervorgeht, durch beide also bedingt wird und damit aufhört. Daraus eben beruhte weiter das Recht der Einführung des Christenthums, nicht als eines Naturereignisses, sondern weil durch dasselbe die Seelen erleuchtet wurden, daß der Tempel zu Jerusalem oder die Tempel des Jupiter und der Ceres ihrem Bedürfnisse nicht mehr entsprächen, und sie folglic, indem sie sich zum Christenthume bekannten, mit jenen in keiner weitem Gemeinschaft bleiben konnten. So unendlich nun die Wahrheit ist, ebenso unverschränkt muß dann auch diese Befugniß bleiben, jede erkannte Unwahrheit zu meiden, also auch aus jeder Kirche zu scheiden, sobald von ihr erkannt wird, daß sie der Unwahrheit fröhnt. Indem nun dies geschieht, kann der Fall eintreten, daß der Ausscheidende Niemanden findet, der mit ihm übereinstimmt und eine religiöse Gemeinschaft pflegt. Es ist also gar sehr wohl denkbar, daß Jemand um der Religion willen und aus Religiosität keiner Kirche angehört, sondern sich von allen vorhandenen Kirchen entfernt hält.

Wo die „unumgängliche Nothwendigkeit für den Regenten herkommen solle, die religiöse Wahrheit und Falschheit erkennen zu müssen und zur Aufrechthaltung und Verbreitung der erstern verbunden zu sein“, dergestalt, daß er dazu seine Macht verwende und Zwang anwende, will ebenso wenig sich einsehen lassen als daß ebendeshalb das Staatsoberhaupt auch der höchste unumschränkte Gebieter in der Kirche sei. Denn keineswegs sind „Gemeinwesen und Kirche eine und dieselbe Gesellschaft oder Person, welche Gemeinwesen heißt, insofern sie unter bürgerlichem Gesetze lebt, und Kirche, so weit sie das Gesetz Jesu hat“. Das Gegentheil offenbart sich überall, wo die Staatsgewalt nicht eine alleinige Landeskirche erzwingen hat, aber auch darin, daß in solchen Ländern die Personen, denen die weltliche Regierung zusteht, in der Kirche als Laien unter dem kirchlichen Regimente der Kleriker stehen.

Wenn auch Papst Clemens VIII. dem Doctoren „*Religiosae potestatis*“ alle Ehre erwiesen hat, mögen wir doch aus demselben uns nicht weis machen lassen, daß der Staat eine Person ist, die ein Gewissen hat, den Inhalt der Religion erkennt und sie durch alle verfassungsmäßigen und naturgemäßen Mittel zu befördern verpflichtet ist. Daumschrauben und Scheiterhaufen, wo die Verfassung den Gebrauch erlaubt, mögen ganz naturgemäße Mittel sein, die Menschen in diejenigen Kirchen zu treiben, in welche die Staatsgewalt sie einzusperrchen beliebt, aber vernunft- und rechtsgemäße Mittel sind es nicht. Wenn aber auch der Staat die Realisirung eines Gemeinwillens oder der Einheit des Willens aller Glieder in staatlicher Beziehung ausmacht und dieserwegen rechtlich eine Person vorstellt, ist er dies doch nur vermöge einer Rechtsfiction, also nur im idealen Verstande, aber keine reale Person, noch hebt er darum die Persönlichkeit seiner Mitglieder ganz auf, sondern nur so weit, als sie ihm unterthan sind. Außerdem behalten sie ihre ganze Persönlichkeit und bleiben eben darum auch im Staate noch Subjecte von Rechten und Verbindlichkeiten, sowohl Kindern als dem Staate selbst gegenüber. Kammentlich haben sie weder auf Verstand noch auf Vernunft verzichtet; und da der Glaube, auch der religiöse, derjenigen Über-

zeugung unüberwindlich folgen muß, die jene herüberbringen, kann alle Religion der Einzelnen gar nicht in das Gebiet des Staatsvereins fallen, noch darf der Staat sich beikommen lassen, irgend einen Gewissenszwang ausüben zu wollen, was eine durchaus unrechtmäßige Gewalt sein würde, welche zu ertragen keine Obliegenheit obwaltet. Wenn man von der Einsicht, der Vernunft oder dem Willen des Staats spricht, sind dies analoge Bezeichnungen für die innere Thätigkeit des Staatsregiments, durch welches der Staat regiert wird, wie der Mensch durch eben diese Vermögen seiner Seele. Aus dieser biblischen Zuschreibung aber zu folgern, daß die ideale Körperschaft (Corporation, nicht Körper, denn der Staatskörper ist noch etwas Anderes als die Körperschaft des Staats) eine reale Seele und in ihr ein Gewissen habe, heißt sich jenem Vogel gleichstellen, der die gemalte Traube des Apfels anpöckelt. Jede Vergleichung von Dingen, welche weiter geht als die Ähnlichkeit dieser, wird zur Frage und Entstellung. So verhält es sich mit dem Staatsgewissen. Denn nur eine reale Person, deren Seele auch unfreiwillig und unbewußt thätig ist, und welche vermöge ihrer dunkeln Vorstellungen unwillkürlich ihr Urtheil über den moralischen Werth der gefassten Entschlüsse sich selbst vorhält, kann ein Gewissen haben, keine ideale Person, welche Alles, was sie beschließt, reiflich erwägen und mit Bewußtsein entscheiden soll, dann aber auch ihren Beschluß so lange selbst in Ehren halten muß, als sie nicht durch andere Betrachtungen zu einer andern Einsicht gebracht wird. Das Staatsgesetz und die ihr erkennbare Beschaffenheit der Gegenstände sind ihre Richtschnur, nicht durch Begierden und Affecte, mit Einem Worte durch den Widerspruch der Sinnlichkeit gegen das Pflichtgebot darf sie sich bestimmen lassen; in Ermangelung solchen innern Gegenstandes der Triebfedern kann ihr daher auch kein Gewissen, keine Reue und keine Buße zugeschrieben werden. Gott bewahre uns vor dem Staatsgewissen! Das Gewissen eines Nero und Caligula, eines Philipp und Heinrich schwieg zu Allem, was sie verübt haben. Wol können die Menschen, in deren Hand die Regierung gelegt ist, von Gewissensbissen heimge sucht werden, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thaten; aber die Regierungen als solche sollen nicht einmal nach den Rahnungen des Gewissens, sondern jedesmal nach dem natürlichen und positiven Rechtsge setz und nach der möglichst klar durchschaute n Beschaffenheit der Sachen sich entschließen.

Der Verf. unterscheidet auch selbst das religiöse Bewußtsein aller Einzelnen, aus denen ein Staat besteht, von der Religion, der die Staatsregierung den Vorzug gibt, indem er anerkennt, daß „das Princip von der Einheit zwischen Kirche und Staat die Staatshoheit über jene so lange duldet, als die Gesamtheit hauptsächlich aus Mitgliedern seiner Kirche besteht, und so lange das Bewußtsein derselben, welches ein Ausfluß vom allgemeinen Glauben des Volks ist, mit den Lehren der Kirche in Übereinstimmung steht“. Wenn aber hiernach das Bewußtsein der Glieder des Volks diese bestimmen darf und soll, zu welcher Religion sie Glauben hegen, so kann die Regierung keine Befugniß und Recht haben, ihnen deshalb Vorschriften zu machen. Umgekehrt, wenn der Staat, ungeachtet das Volk oder auch der Regent seine Religion verändert und mit ihr seine äußerliche Gottesverehrung, darum doch derselbe Staat bleibt, so kann weder die alte noch die neue Kirche einen wesentlichen Bestandtheil des Staats ausgemacht haben oder ausmachen, sondern nur etwas in oder neben dem Staate Bestehendes. Nicht die Regierung des Staats als ein wesentlicher Bestandtheil desselben hat Religion, sondern die Person oder Personen des Regenten als Menschen sind ihr ergeben. Am sichtbarsten tritt dies in denjenigen Ländern hervor, in denen der Regent mit seiner Familie allein zu einer andern Kirche übertrat und dabei verfassungsmäßig zur Beruhigung seiner nicht nachfolgenden Unterthanen seine Gerechtame in Betreff der Landeskirche einer Staatsbehörde übergab. So hat der Protestantismus in Sachsen sein fröhliches Gedeihen ge-

habe, fast besser noch als vor dem Umstürze des päpstlichen Hauses zur katholischen Kirche; so haben in Preußen die katholische und katholische Kirche in gleichem staatsrechtlichen Verhältnisse mit der reformirten gestanden. Um wie viel würde es in Schottland und Irland, ja in England selbst, besser um den Staatsverband stehen, wenn nicht die Vorzüge der hochkirchlichen Kirche die übrigen Glaubensgenossen bedrückten!
(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Oregongebiet.

Dem Werke des Amerikaners Greenhow über das Oregongebiet (vergl. Nr. 349 d. Bl. f. 1844) ist die Schrift des Engländers John Dunn über den gleichen Gegenstand gefolgt unter dem Titel: „History of the Oregon territory and British North American fur trade, with an account of the habits and customs of the principal native tribes on the northern continent.“ Sie trägt das Gepräge des bittersten Nationalhasses gegen die Vereinigten Staaten und tritt dadurch in den schlagendsten Gegensatz zu der leidenschaftlos diplomatisch abgefaßten Schrift Greenhow's. Abgesehen davon enthält sie eine Menge interessanter Thatsachen und Schilderungen, beschreibt das Leben der Jäger und Wiberfänger in jenen entlegenen Gegenden, sowie die Sitten und Zustände der daselbst herumstreifenden, nach und nach aussterbenden Indianer. Das streitige Oregongebiet erstreckt sich nach Dunn vom 42° bis 54° nördlicher Breite und ist an Flächeninhalt ziemlich vier Mal so groß als Großbritannien. Alle Flüsse, welche diesen ungeheuren Landstrich bewässern, entspringen innerhalb seiner Grenzen und münden auch daselbst ins Meer. Er umfaßt reizende Landschaften, jedoch ist, mit Ausnahme des Küstenstreifens am Stillen Meer, das Land im Allgemeinen nicht besonders für den Ackerbau geeignet. Seine Wichtigkeit besteht besonders in der vortheilhaften Lage für die Schifffahrt und einige große Handelszweige. Der Hauptfluß ist der Columbia, in den eine Menge andere größere und kleinere Flüsse münden; auch viele Seen sind vorhanden, so daß es an Bewässerung dem Lande nicht fehlt. Der westliche Theil, am Meere gelegen, hat ein sehr mildes Klima. Die mittlern Gegenden werden häufig von großer Dürre heimgesucht, und Hitze und Kälte steigen daselbst oft bis zu einem hohen Grade. Im Osten ist die Witterung sehr veränderlich, und der Boden ist dort so sehr mit Salztheilen geschwängert, daß er sich kaum für den Anbau eignet, während an der Küste ein tiefer schwarzer Humusboden vorherrscht. Die Hügel bestehen aus Basalt, Sandstein und Schiefer. An der nördlichen Küste befinden sich eine Menge Inseln, worunter die beiden größten, die Vancouver- und die Königin-Charlotten-Insel, sich sehr zum Ackerbau eignen. Große Kohlenlager finden sich dicht unter der Oberfläche, auch sind bedeutende Aderu edler Metalle vorhanden; die Flüsse sind reich an Fischen, besonders Lachsarten; Eekwaid, Bären, Wölfe, Karber und Moschusratten finden sich in großer Anzahl, und in dem östlichen Theile gegen die Felsengebirge gibt es große Büffelheerden. Über die Zukunft dieses Landkapfels unter den beiden mächtigsten Oeststaaten der Erde spricht sich Dunn wie folgt aus: „Die Vortheile, welche das Land besitzt, lassen voraussehen, daß sich daselbst ein ausgedehnter Handel unter günstigen Bedingungen mit den meisten Theilen des Stillen Meeres gründen wird. Es ist ganz geeignet, die folgenden Stapelartikel zu erzeugen: Pelzwerk, gefalzenes Rind- und Schweinefleisch, Fische, Korn, Mehl, Wolle, Häute, Salz, Bauholz und Kohlen, wofür es Zucker, Kaffee und andere tropische Erzeugnisse von den Sandwicheinseln beziehen wird: Vortheile, die bald eine unermessliche Ausdehnung erlangen werden.“

Ein englisches Urtheil über Berlioz als Kritiker. „Ales, was ich über die Musik in Frankreich zu sagen weiß“, bemerkt der pariser Berichterstatter des „Athenaeum“,

ist, daß ich mich nicht enthalten kann, dem musikalischen Geschmack und Gefühl eines Landes zu misstrauen, dessen angesehensten Kritiker einer solch leichtsinnigen und geschmacklosen Urtheile ausspricht, wie ich sie jüngst aus der Feder Berlioz' nicht allein persönlich gegen Bach und Handel, sondern über Kirchenmusik im Allgemeinen gelesen habe. Die Leichtfertigkeit, die Verworfenheit und der unangemessene Gedankenfang der Kritiker dieser Gattung ist der Art, daß, während sie, eingeleitet durch geschichtliches Ansehen, ihre Bewunderung Mosart's und Michel Angelo's eingestehen, sie mit Veringsfügung von Männern sprechen, deren Geist dem Ausdruck derselben Gedanken durch Lüne geweiht war. Der große Lehrer, welcher den Grundstoff so vieler trefflichen und herrlichen Erörterungen Goethe's bildete — daß die Kunst nur eine — ist weit zu umfassend und tief für ihren beschränkten und oberflächlichen Blick. Mit einer solchen Gattung von Fiedler-Kritikern vergleiche man die Bergliederung des „Messias“, die der alte Heller seinem Freunde Goethe sendete — die dichterische und dramatische Ansicht, welche er von diesem „großen Werke“, wie er es nannte, hegte. Und Hr. Berlioz kann Handel nicht leiden, weil er keine dramatische Kraft besitzt! Hr. Berlioz drückt sein Bedauern (das in Deutschland wenig beachtet werden wird) über die unglücklichen Leute in Leipzig aus, welche die Bach'schen Conceptionen von Felix Mendelssohn und zwei andern berühmten Pianisten vorgetragen anhörten. Um seinem Mitleiden den schmerzhaften Stachel zu nehmen, wollen wir ihm rathe, Goethe's Bericht über den Eindruck zu lesen, den Bach's Musik auf ihn machte, als er sie das erste Mal von demselben Felix Mendelssohn vortragen hörte, der damals schon, zwar beinahe noch ein Knabe, wie jetzt der würdige Dolmetsch des gewaltigen Conducators war. Der Kritiker sagt, nur das Kunstpublicum von London und Berlin, die in ein Concert wie zu einer religiösen Handlung gehen und feierlich und geduldig den schwierigsten Vortrag anhören, wenn es nur Kirchenmusik, könne Dratorien aushalten.“ Über diese letzte Äußerung wigelt der Brit, indem er meint: „Die bewunderungswürdig paßt dieser Charakter des stillen selbstverleugnenden Puritanerthums zu der philosophisch forschenden, schaffenden und kritisirenden Hauptstadt des großen Friedrich!“ Zuletzt stellt er an uns Deutsche die Frage, was wir, die Landsleute des großen Beethoven, zu der Behauptung der Franzosen sagen, „daß Berlioz in Paris diesen gewaltigen Conducator am vollkommensten und gründlichsten verstehe“? Die Antwort ist wol nicht zweifelhaft.

12.

Literarische Anzeige.

In neuer Auflage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Sahn-Sahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ferner bei mir:

Gedichte. 8. 1835. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Gedichte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Venezianische Nächte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1845.

f. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 61.

2. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Noch mehr wird die Unstatthaftigkeit einer Einheit von Staat und Kirche da sichtbar, wo mehrere Kirchen nebeneinander bestehen und die religiöse Überzeugung der Einwohner also eine verschiedene ist. Wenn der Verf. in diesem Falle die Regel aufstellt: „daß der Staat mit der größten Vertrag zu schließen habe, weil dieser natürlich der größte Antheil von politischem Einflusse gebühre“, mögen wir diese Regel von Seiten der Klugheit nicht anfechten, aber unwiderleglich folgt aus ihr von selbst, daß nicht die Überzeugung der Staatsregierung, sondern die der Menge hier die Herrschaft übt, daß jene dieser nachgeben muß, und daß also die erstere den Ausschlag zu geben keine durchgreifende Befugniß hat. Abriß mag die Politik die Menge zählen, die Wahrheit thut es nicht; im Gegentheil möchte meistens die Minderzahl auf der Seite der Aufgeklärten und Weisen, die Mehrzahl auf der Seite der Stumpfheit und Gewohnheit sein, so daß also nicht die Wahrheit, sondern die Nachgiebigkeit gegen Macht und Erhaltung der Ruhe den Bestimmungsgrund abgeben.

Da es notorisch ist, daß kaum in irgend einem Reiche die confessionnelle Erbitterung und Anfeindung der Einwohner nach Verschiedenheit der bestehenden Kirchen so groß und gewaltig ist als in Großbritannien, so ist es unleugbar nur ein schönes Phantastengemälde, wenn Burke sagt und der Verf. sich darauf beruft: „Die englische Nation denkt sich nicht nur als Individuum verbunden in dem Heiligthume des Herzens oder als vereint in der persönlichen Fähigkeit, zufolge welcher sie das Andenken ihres hohen Ursprungs und Geschlechts erneuert (welches denn? eines gallischen, römischen, sächsischen, dänischen oder normannischen?), sondern auch indem sie in ihrer corporativen Eigenschaft ihre nationale Anbetung dem Schöpfer und Beschützer der bürgerlichen Gesellschaft darbringt. Die Kirche Englands durchflauert überall das Leben des Volks; in seiner Seele sind Kirche und Staat untrennbare Begriffe, und kaum wird des Einen erwähnt, ohne zugleich des Andern zu gedenken.“ Aber je dicker die Schale, desto kleiner der Kern! Je mehr die Kirche in Betrachtung kommt, desto weniger handelt es sich eben darum um Religion; man kommt schwer durch die dicke, harte Schale bis zum Kerne. Je mehr Bauertum in der hochbischöflichen Kirche vorrätig gewesen ist, desto größer ist die Gefahr gewesen, daß sie die Nation nicht durchflauert, sondern veräuert habe. Wohin deuten die vielen beschalligen Klagen der unbefangenen und geschicktesten Männer, die das privat- und bürgerliche Leben ihres Vaterlandes genau kennen? Schlägt man genug, daß die angemessensten Maßregeln politischer Verbesserung an dem Widerstande scheitern, den die Hochkirche leistet, und daß kaum eine zur Sprache kommen kann, wobei dieser nicht sogleich vernehmbar wird!

Eine noch stärkere Phantasie als die, welche die Gen-

tauren erschuf, gehört dazu, mit Coleridge und dem Verf. den Gedanken zu fassen, daß „die Diener einer Nationalkirche, die Alerisei, die von der Nation erwählten Bewahrer eines zurückgelegten Staatsfonds seien“, nämlich desjenigen Fonds, welcher aus dem Rationalvermögen zur Ausstattung der Kirche hergegeben worden ist. Wenn indessen diese Ausstattung der Kirche angehört, steht nur dieser, nicht ihren Dienern, die Verfügung darüber zu; denn der Diener steht nicht über dem Herrn. Weil ferner die Kirche eine äußere Anstalt und als solche allerdings der Hoheit des Staats unterworfen ist, und weil ihre Ausstattung einen Bestandtheil des Rationalvermögens ausmacht, kann sie dieses auf keine Weise der Oberherrlichkeit des Staats entziehen, der darüber zwar nicht nach Gutdünken zu schalten befugt ist, so wenig als über das Vermögen anderer Personen, aber dabei auch den wichtigen Umstand nicht übersehen darf, daß die moralische Person einer jeden Kirche zur todtten Hand ist, und daß eben diese Beschaffenheit besondere Bestimmungen des Staatsrechts und der Staatsklugheit bedingt.

So wird denn diese Begleitung des ersten Capitels unsern Lesern einen Vorschmack von Dem gegeben haben, wie wir zu dem vorliegenden Werke stehen, oder vielmehr, wie weit wir auseinandergehen. Wir kommen nun zu dem zweiten Capitel, in welchem der Verf. seine Theorie von der Verbindung zwischen Kirche und Staat und insbesondere von der Pflicht des Staats in Betreff der Religion entwickelt hat. Wir glauben indessen eine andere Methode hierbei befolgen zu müssen als die bisher beobachtete, damit wir den Leser in den Stand setzen, den ganzen Zusammenhang und das volle Gewicht der gesamten Ausführung aufzufassen. Wir werden deshalb diejenigen Sätze, in welchen der Verf. die Summe seiner Betrachtungen selbst zusammengefaßt hat, möglichst mit seinen eigenen Worten ausziehen, dabei durch (?) oder (!) sogleich auf die Unrichtigkeiten oder Schiefheiten aufmerksam machen, so entweder nur die Wortfassung angehen oder ohne alle Nachweisung von selbst bemerkbar sind, hingegen das sonst Angewandte jeder Stelle sogleich beifügen.

„Es scheint mir vier Hauptmethoden für die Erörterung des Gegenstandes zu geben: 1) die directe, durch Berufung auf positive Vorschriften oder ihnen gleichstehende Beispiele aus der Schrift; 2) die ethische, durch analytische Betrachtung der Natur eines Staats und die hierauf sich gründende Darlegung seiner Zwecke und der Bedingungen seiner Existenz; 3) die schließende, durch Darstellung der Nothwendigkeit der Religion zur Erfüllung beider Staatszwecke, der höhern wie der niederen; 4) die inductive, indem man die actuellen Formen der weltlichen und geistlichen Gewalt in der Geschichte verfolgt und so das Dasein einer ursprünglichen Macht in der allgemeinen Übereinstimmung der Menschen hinsichtlich der Verbindung beider Gewalten zur Erfüllung ihrer gemeinsamen und besondern Aufgaben nachweist. Diese vier Methoden ent-

sprechen den vier Formen: es ist geschrieben, naturgemäß, dienlich und gebührend."

Der Verf. bemerkt selbst, daß Untersuchungen wie die vorliegende die Stürme des socialen Lebens nicht vertragen, sondern nur ins Reine zu bringen sind bei völliger Windstille in demselben. War es denn da für ihn an der Zeit, dieselbe vorzunehmen? Wo glüht unter dünner Asche ein gewaltigerer Stoff verlegten Parteinteresses und Parteieifers, der hier und da in helle Lohr durchbricht, als in den Reichen Großbritannien? Auch wollen wir nicht rügen, daß die Religion der Kirche hier untergeschoben worden ist, weil allerdings eine besondere äußere Darstellung des innern Wesens diesem Folge leisten muß. Nur hätte dies bemerklich gemacht werden müssen. Was inzwischen die angegebenen Methoden anlangt, so springt in die Augen, daß die dritte zum Austrage seiner Untersuchung gar nichts beitragen kann. Denn was nützlich ist, ist darum noch nicht wesentlich oder nothwendig; es kann angemessen sein, eine Sache zu gebrauchen und sich mit ihr zu verbinden, ohne das deswegen eine Vereinigung oder Einverleibung vor sich geht. Der Staat bedarf mancherlei Hülfsmittel und Allianzen; er soll auch den Beistand der Religion keineswegs verschmähen; aber Beistand leisten kann nur ein Wesen, das für sich besteht und von dem verschieden ist, dem es Hülfe leistet. Der Nachweis des Vorhandenseins aus der Geschichte ist noch keine Induction, welche vielmehr es mit der Nothwendigkeit der äußern Erscheinungen in der Ausbildung der Verkörperung einer Idee aus dem Wesen derselben und den dadurch bedingten Richtungen des Triebes und Treibens im Fortgange des Lebensprocesses zu thun hat. Außerdem sind Berufungen auf die Geschichte nur Anführungen von Beispielen zur Veranschaulichung; sie können aber nie einen Beweis für die Wahrheit oder Richtigkeit einer in der Geschichte realisirten Vorstellung liefern, weil die Geschichte die Überlieferung von Dem ist, was die Menschen erlebt und vollbracht haben, und weil die Menschen zu allen Zeiten überaus unvollkommene Vernunftwesen waren, in denen bei etwas Wahrem und Gutem viel mehr Falsches und Schlechtes obgewaltet hat. Man vermag deshalb aus der Geschichte umgleich leichter anschaulich zu machen, was niemals hätte sein sollen, als was sein soll. Freilich hat unter der Leitung der göttlichen Weltregierung Alles so kommen müssen, wie es sich zugetragen hat, aber doch nur unter der Wirksamkeit der von Gott selbst den Menschen anerschaffenen Freiheit und Willkür, deren Folge in dem Geschehen ebenso wohl zu beobachten und herauszustellen sind als die Nothwendigkeit, der sie sich haben fügen müssen, und in deren zusammenhängender und zwingender Wirksamkeit sich die Hand Gottes offenbart. Wer diesen Zusammenhang in der belebten Fortgestaltung irgend einer Idee nicht verfolgt, sondern nur einzelne Begebenheiten und Thatfachen der Geschichte zu Belegen nimmt, modelt diese entweder gemeinlich nach seinem Plane oder betrachtet sie wenigstens durch seine Brille, läßt hingegen alle Beispiele für das Gegentheil ganz außer Acht. Da der Verf. am Schlusse des Capitels zwar auch in dieser Methode zu Werke gegangen ist, jedoch nur auf wenig Seiten, die keine vollständige Induction enthalten können, übergehen wir solche ganz. Doch haben wir uns gewundert, daß derselbe sich nicht darauf berufen hat, wie das Christenthum, obgleich es seine Wurzeln zunächst in den untern Regionen der römischen Welt geschlagen und ausgebreitet hat, doch zur Herrschaft nur durch den Übertritt Konstantin's gelangen konnte, und daß bei den germanischen Völkern dessen Einführung fast allgemein zunächst durch die Belehrung der Könige bewirkt worden ist. Es ist die zweite der angegebenen Methoden, welche der Verf. geständlich vorzugsweise einzuschlagen für angemessen erachtet hat, indem er bekennt, daß es für die erste an einer ausreichenden Grundlage ermangele.

„Die Beweisführung aus der Schrift kommt eigentlich der Theologie zu, und es scheint dazu eine besondere Erkenntnis

erforderlich, indem es dabei vornehmlich auf die Erklärung von Typus und Prophezeiung ankommt. Denn die Form der heiligen Schrift ist überall den Umständen ihrer Überlieferung angepasst, so daß wir, da das Neue Testament zu einer Zeit abgefaßt worden ist, wo noch keine Nation zum christlichen Glauben sich bekannte, auf die mittelbare Anwendung der Schrift auf Folgerungen aus der Geschichte des hebräischen Gemeinwesens, welches sich in sehr wichtigen Punkten von denen in der neuern Zeit unterscheidet, zurückgewiesen werden."

Wir meinen, daß die theokratische Verfassung Israels überall kein Muster für die weltlichen Reiche in sich trage, und daß überhaupt jene nur in Betreff des durch den Messias zu stiftenden Himmelreichs als Hinweisung und Reim angesehen worden ist und werden mochte, worauf auch die Prophecie nur bezogen, durch die Untersuchungen der neuern Zeit jedoch auch in dieser Beziehung gar sehr beengt worden ist, so daß wir wissen, wie mancherlei als Vorherfügung genommen worden ist und gegolten hat, was in ganz anderer Absicht gesprochen oder geschrieben wurde. Wissenschaft und Aufklärung vernichteten manchen Wahn, obschon mitunter sehr spät, der lange geblendet hat und nachgebettet worden ist; durch sie werden die Wolken am Sternenhimmel leuchtender Erkenntnis zerstreut; aber die Rebler werden durch solch helleres Licht geblendet, das durch den ersten Eindruck sogar schmerzhaft werden kann.

„Niemals ist die Aufgabe unserer Erörterung, der Erweis der Union eines christlichen Staats mit dem Organe der Christenheit, der heiligen allgemeinen Kirche, bestimmter, populärer und kräftiger zur Erscheinung gekommen als in dem eigenthümlich englischen Stichworte: Kirche und Staat."

Wir gönnen den Engländern dies Stichwort, welches, wie die Betrachtung dieser einzigen Stelle, mehr noch die Beleuchtung des ganzen Capitels darthun wird, die Frucht einer großen Begriffsverwirrung und Gedankenunklarheit ist; wir danken Gott, daß wir zu der Einsicht gelangt sind, daß Kirche und Staat nicht Eins sind noch sein können und dürfen, sondern daß deren Verschmelzung der bürgerlichen wie der Wissenschaft gleich gefährdend ist. Wir befragen den Verf.: wo und welches denn die heilige allgemeine Kirche ist, von der er spricht. Wir kennen sie nicht, weder in der Wirklichkeit noch in der Idee. Eine unsichtbare Kirche enthält einen Widerspruch mit sich selbst, indem die Kirche ja eben eine äußerliche, also sichtbare, Einigung zur gemeinsamen Anbachtübung ist. Die Religion ist das Unsichtbare, Geistige, Lebende; die Kirche ist nur eine beschränkte Wirkung und Verkörperung der Religion, keineswegs deren Stellvertreterin. Es ist wol eine Kirche in der abstracten Idee, eine ideale Kirche zu denken, ebenso wie der Staat in der Idee oder als Ideal; aber davon kann hier keine Rede sein, sondern nur von concreten Staaten und einer concreten Kirche, weil außerdem eine Vereinigung beider von Haus aus Unsinn enthielte. Ungleicheartige Dinge lassen sich wol verbinden, aber nicht vereinbaren, in eine Summe bringen.

Ebenso verworren ist die Benennung und der Begriff eines christlichen Staats; denn der Staat, die Gesamtheit der öffentlichen Angelegenheiten aller dazu vereinigten Menschen, kann als solcher, wie wir schon gesehen haben, weder selbst eine Religion haben noch die Religion seiner Angehörigen bestimmen, mithin das Christenthum immer nur für ihn etwas außer ihm Vorhandenes sein, womit er sich in Verbindung setzen kann, was aber nicht sein Wesen und seine Natur angeht. Der Staat von Meroe und Memphis, der römische Staat, China, Tibet und Marokko sind Staaten ohne Christenthum, woraus von selbst folgt, daß Alles, was aus der Natur des Staats fließt, was vom Staat überhaupt zu behaupten und auszusagen ist, für alle Staaten ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses seiner Glieder gelten muß. Nur mittels einer Redefigur, durch welche ein Prädicat seiner Genossen auf deren Genossenschaft im Staat übertragen, oder

aber die Maximen der Staatsverwaltung mit bestimmten Religionslehren verglichen werden, gewinnt es einen Sinn, den Ausdruck zu brauchen: ein christlicher Staat. Im erstern Falle bedeutet es einen solchen, dessen sammtliche oder doch überwiegende Einwohner christlich, oder auch nur dessen Regenten Christen sind; im andern Falle will es sagen, daß die Regierung die Grundlehren des Christenthums zu ihren Maximen angenommen habe, oder daß diese mit jenen übereinstimmen. Dies kann und muß sogar sehr wohl geschehen ohne alle Religiosität, sobald die Regierung erkennt, daß gewisse Religionslehren von der Beschaffenheit sind, daß nach der ihr obliegenden Pflicht, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, sie keine bessern Maximen erwählen kann. Es ist ein herrliches und wichtiges Ereigniß, daß ein mächtiger Verein von Staaten feierlich erklärt und angelobt hat, die Lehren Jesu zur Richtschnur ihres politischen Handelns machen zu wollen und zu sollen. Hieran hätten aber auch Regenten Theil nehmen können, welche keine Christen sind; denn diese Erklärung, da sie die Handlungsweise betrifft, hat nur Bezug auf die Moral in der Lehre Jesu, nicht auf die Glaubensartikel des Christenthums, ist also keine religiöse, sondern eine ethische, gründet sich auf kein kirchliches Bekenntniß, wie denn die Haupttheilnehmer ganz verschiedenen Kirchen zugehörig sind, sondern auf die Einsicht der Vortrefflichkeit der christlichen Moral, welche auch der Kaiser des himmlischen Reichs anerkennen müßte, wenn sie ihm in ihrer Kleinheit bekannt wäre. Die Religiosität, welche lediglich ein Antrieb dunkeln Gefühls sein kann, stets eine Angelegenheit des Gemüths ist, muß dabei außer aller Gemüthsung bleiben, weil es die Pflicht der Regierungen allemal ist, in deutlicher Erkenntniß nach den bestehenden Gesetzen, und in deren Ermangelung nach den Regeln der Gerechtigkeit und Weisheit, nie nach Gefühlen, Reigungen, Meinungen oder Gemüthsbewegungen ihre Beschlüsse zu fassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Von K. A. Wernhagen von Ense. Berlin, Dunder und Humblot. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Helden des Siebenjährigen Krieges leben unter uns in unsterblicher Erinnerung, und wie entfernt auch unsere Jugend von jener wichtigen Periode ist, so vernimmt sie doch die Namen eines Seydlitz, Winterfeldt, Zieten und Schwerin mit Verehrung und empfängt aus den Erzählungen derer, die ihre Kenntniß selbst wieder aus Büchern und Überlieferungen geschöpft haben, ein lebendiges Bild der besondern Tüchtigkeit jener Männer. Solche Namen sind volksthümlich geworden, und selbst Manches, was falsch ist und bloß traditionell, will sich den Antheil der großen Menge nicht entziehen lassen. Da nun aber das 18. Jahrhundert uns von allen Seiten seine Bekenntnisse darlegt und in seine Heimlichkeiten blicken läßt, so erscheinen uns auch jene kriegerischen Gestalten nicht mehr allein in dem Gewühle der Schlachten, sondern auch in verschiedenen andern Bezügen geläutert und von manchen Schlacken gereinigt. In solchen Darbietungen aber hat Keiner mehr geleistet als Wernhagen von Ense. Denn schon früher, als der wackere Preuß vor zwölf Jahren mit beseligem Eifer und treuem Fleiße das Andenken Friedrich's des Großen im Glanze seiner wahrhaften Gestalt vor unsere Augen emporgerufen hatte, schrieb Wernhagen von Ense (1824) das Leben des Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau. Seitdem hat er gleichzeitig mit Preuß und nach der Vollendung der umfangreichen Lebensgeschichte des Königs von der Hand dieses Geschichtschreibers mehrere der denkwürdigsten Gestalten aus dem Kriegeleben jener Jahre und aus der nähern Umgebung des Königs in einzelnen Bänden geschildert, zuerst Seydlitz, dann Winterfeldt, zuletzt Schwerin. In diese würdige Reihe schließt sich jetzt das Leben des Feldmarschalls Keith.

Die Vorzüge der frühern Biographien darf man wol als bekannt voraussetzen. Eine umsichtige Quellenbenutzung und vollkommene Vertrautheit mit dem erwähnten Gegenstande, eine musterhafte Einfügung kleiner Züge, die sonst als unbedeutend erscheinen, eine milde und nach Erwägung aller Umstände ausgesprochene Gefinnung, endlich eine reine, edle Sprache haben seit einer Reihe von Jahren Hrn. Wernhagen von Ense eine allgemeine Anerkennung bei den Männern vom Fache und bei allen wahren Geschichtsfreunden erworben. Nur der sichtbar böse Wille oder die absichtliche Entstellung des Thatsächlichen haben es mitunter versucht, jene Vorzüge in Schatten zu stellen, hier und da sogar in spasshafter Weise, wie es unter andern Hrn. Köppen in Berlin ergangen ist. Denn dieser Kritiker, der behauptet, daß Wernhagen von Ense ein Leben Schulenburg's geschrieben hat, nahm ohne weiteres an, er sei auch der Verfasser der zwei Bände „Denkwürdigkeiten“, welche der Graf von der Schulenburg-Klosterrode im J. 1834 herausgegeben hatte *), und citirte nun fröhlich dessen Worte, um zu beweisen, welch ein schlimmer Aristokrat dieser Wernhagen von Ense sei. Unser Buch aber, um zu demselben überzugehen, hat außer den genannten hierden noch eigenthümliche Vorzüge, die sich theils aus dem gewählten Gegenstande ergeben, theils aus den glücklich erfaßten und wohlgeordneten Materialien. Diese bestehen nun außer Dem, was aus bekannten und unbekanntem Druckschriften gesammelt ist, aus dem Fragmente einer Selbstbiographie Keith's, die zu Edinburgh im J. 1843 für den Spalding Club als Handschrift gedruckt worden ist, auf dem Festlande so gut als ganz unbekannt geblieben und in einem festen und klaren, wenn auch nicht ganz correcten Englisch sein Leben vom J. 1711 bis zum Schlusse des J. 1734 beinahe vollständig enthält. Eine nicht minder kostliche Ausstattung sind die französischen Briefe Friedrich's II. an Keith und seinen Bruder Lord Marischal, sowie der beiden Brüder an den König, die hier zum ersten Mal aus dem königlichen Archive in Berlin hervorgezogen sind, und die, wenn sie der Verf. nicht gegeben hätte, vielleicht auf immer in ihrem Dunkel geblieben wären. Aus diesen Handschriften hat Wernhagen von Ense viele Stellen in ihrer Ursprünglichkeit mitgetheilt, was wir durchaus nicht als einen Flecken der Darstellung betrachten, sondern es fast für unmöglich erachten, daß das Englische des Felden, das wirklich eine Merkwürdigkeit ist, und die Vertrautheit und Höflichkeit des großen Königs, wie sie sich in seinem anmuthigen Geistesverkehr ausdrückt, selbst von einem sehr sprachgewandten Übersetzer hätte befriedigend wiedergegeben werden können. Eine neue Unterstützung fand der Verf. auch in dem noch ungedruckten Auszuge aus dem von Keith's Secretair Wiedemann niedergeschriebenen „Journal du maréchal Keith“ über dessen Feldzüge; weitere handschriftliche Mittheilungen verdankt er dem Professor Preuß, dem Präsidenten Deuer und andern Gönnern.

Einen zweiten Vorzug des Wernhagen'schen Buches fanden wir in der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes. Denn wenn die von ihm früher geschilderten Felden meistens geborene Preußen waren, oder wenigstens mit kurzer Unterbrechung in den preussischen Heeren gebient und den Eindruck preussischen Sinnes und Geistes in seinem ganzen Umfange in sich aufgenommen hatten, so schildert uns der Verf. in diesem Buche einen Mann, der sich während eines interessanten Zeitraums schon in großen Welt- und Kriegssachen hindurch umgesehen hatte, ehe er daran dachte, seinen Degen dem Dienste Friedrich's des Großen zu widmen. Demnach treten wir hier an der Hand des kühnsten Führers in die Seiten eines Theodor von Corfica, des Marschalls Schulenburg und des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, und gewahren auch hier einen gebildeten, tüchtigen, tapfern Mann, der in verschiedener Herren Diensten eine Kraft beweist, die er dem eigenen Vaterlande nicht widmen konnte, und sich durch eigene Kraft überall

*) Bergr. Nr. 48 u. 49 d. Bl. f. 1835.

zu den Waffen erhob, welche daselbst ihm die Geburt angewiesen hatte. Seine Zeit aber, die mit dem großen nordischen Kriege anhebt, die Regentschaft des Herzogs von Lorraine in sich begreift und bis in die schrecklichen Kriege hineintrifft, kann in ihrer abenteuerlichen politischen Unruhe und in ihrem Gegenstande zu der verwickelten Herrschaft Ludwig's XIV. nur durch die Mittheilungen und Erlebnisse einzelner mithandelnder Männer, als eines Alberoni, Bonnevall, Lam, die ausföhrliche und wahre Entwicklung empfangen. Um so willkommenere sind die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Beiträge.

Jakob Keith stammte aus einem der vornehmsten schottischen Geschlechter, in welchem die Würde und der Name eines Marschalls von Schottland erblich waren, und war als der zweite Sohn des Hauses auf einem festen Schlosse desselben am 11. Juni 1696 geboren. Sein älterer Bruder Georg, der aus Friedrich's II. Reichswedel und Klemens's Erbprinzip nühmlichst bekannt ist, führte nach dem Tode des Vaters den Titel des Earl Marischal und wird im französischen Lord Maréchal genannt. Jakob Keith war für das Studium der Rechte bestimmt, hatte aber große Reigung zum Kriegshandwerk und fand in den Jakobitischen Unruhen während der J. 1715 und 1716 den ersten Anlaß, sich demselben entschieden zu widmen. Die Familie Keith gehörte zwar zu den Tories, war aber auch protestantisch und fand daher kein Bedenken, den König Georg I. anzuerkennen. Als indes das Geheimministerium die beiden Brüder schände zurückgewiesen hatte, gewann die Reigung für den ausgeschlossenen Herrscherstamm die Oberhand, Beide schlossen sich der Sache des Prätendenten an, und der jüngere Keith zeigte bei allen Gelegenheiten sowohl im Rath als auf dem Schlachtfelde einen hohen Grad von Entschlossenheit und Überlegung. Aber nach dem Unglücke des Prätendenten sahen die Brüder ihr sämmtliches Vermögen der Krone verfallen, sie mußten die Flucht ins Ausland ergreifen und kamen nach manchen zu Wasser und zu Lande bestandenen Gefahren am 12. Mai 1716 an der französischen Küste an. Keith stand damals im neunzehnten Lebensjahre; aber er wollte der Sache des Prätendenten getreu bleiben, sich indeß durch wissenschaftliche Beschäftigung ausbilden, und begab sich also nach Paris. Kaum aber hatte er sich zum Studiren eingerichtet, so ward er 1717 aufgefodert, in schwedische Dienste zu treten, und ließ sich im folgenden Jahre bestimmen, nach Spanien überzugehen, um an der von Alberoni ausgearbeiteten Unternehmung auf Schottland Antheil zu nehmen. Wir müssen hier auf das Barnhagen'sche Buch selbst verweisen, um aus demselben zu entnehmen, wie der mit großer Kühnheit entworfene Plan in der Ausführung bald zu Stocken anfang, wie die Brüder endlich mit Mühe Kruppen und Kriegsgeräth erhielten, wie aber schon vor der Landung in Schottland unter den vornehmsten Schotten Rangstreitigkeiten ausbrachen und wie endlich das ganze Unternehmen in kürzester Zeit völlig zu Grunde gerichtet ward. Nun folgt eine trübe Zeit des Herumirrens und der Unthätigkeit. Erst verbarg sich Keith in den schottischen Hochlanden, dann durchzog er Holland und Frankreich, lebte einige Zeit in Italien und erschien im Juli 1720 wieder in Madrid, wo man aber seine Forderungen nicht anerkennen wollte, die wirkliche Anstellung ihm versagte und überhaupt gar nicht auf ihn achtete, sodaß er sich in trostloser Verlassenheit befand. Jesuiten und Weichtöäter mischten sich in seine Angelegenheiten, man knüpfte endlich seine Anstellung als Regimentsbefehlshaber an eine Glaubensänderung, die Keith mit Unwillen zurückwies und sich nun wol überzeugen mußte, daß in Spanien an ein weiteres Gedeihen für ihn nicht zu denken sei. Also suchte er um seine Anstellung in Rußland nach, ward als Generalmajor dorthin berufen und verließ im August 1728 Spanien mit königlichen Empfehlungen und einem Geldgeschenke, das ihm sehr zu flatten kam, da er nur eine geringe Summe aus seinem noch immer eingezogenen Vermögen zu erhalten vermochte. Sein Bruder blieb in Spanien zurück.

Der Aufenthalt Keith's in Rußland (1728—47) läßt den Leser interessante Blicke in die Geschichte jenes Reichs unter Peter II., der ältern und jüngeren Anna und der Katharin Elisabeth thun und zeigt deutlich, wie verarmten damals die Verhältnisse in Rußland waren, wie sie aller festen Grundlage entbehrten, und wie es nur der Gewalt übrig blieb, die freitigen Rechte zu entscheiden. Keith wollte nur Kriegsmann sein, mußte als solcher ein starkes, durch Muth und Tapferkeit wie durch Bewußtsein persönlicher Nothwendigkeit gestärktes Selbstgefühl zugleich in freimüthiger Unbesorgtheit und vornehmer Höflichkeit auszupressen, und fand dadurch bei den russischen Mächtigen in Ansehen und bei den Kaiserinnen Anna und Elisabeth fortwährend in hoher Gunst. So konnte er wol dem verfehlten Kampfe ehrsüchtiger Ränke und Habsüchten, wie ihn damals die vornehmen Stände und die eingebürgerten Deutschen, Römisch, Böhmische und Oesterreich, am Hofe zu Petersburg beständig führten, begegnen, auch dem stolzen Ränke zu Zeiten ruhigen Widerstand leisten und es wagen, nach dem 20. October 1740 sich ganz allein (als damaliger Statthalter der Ukraine) gewagte gegen die Regentschaft des Herzogs Biron von Kurland zu erklären. Ubrigens zeigte er Milde und Menschenfreundlichkeit in seiner Kriegsführung, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit in allen seinen bedeutenden Ämtern, Eigenschaften, die damals in Rußland bei einem hochgestellten Manne in einem solchen Maße zu den Seltenheiten gehörten, daß sie ihm den ehrenvollen Nachruf der Ukrainer bei seinem Weggange gewannen, „der Hof hätte ihnen einen solchen Gouverneur, der ihnen den Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern gezeigt, nie geben oder dann nie wiedernehmen sollen“. Die aus seiner Selbstbiographie an verschiedenen Stellen, z. B. auf S. 45 ff., mitgetheilten Stellen über den russischen Hof und den Zustand der Verhältnisse dürfen als Betrachtungen eines selbständigen, vorurtheilsfreien Mannes nicht übersehen werden, wenn sie auch nicht überall mit andern Berichten, wie wir sie im siebenten Bande von Raumer's „Geschichte Europas“ lesen, übereinstimmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Beitrag zur Geschichte der normännischen Herzoge in England.

Eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur, deren Veröffentlichung man der zweckmäßigen Liberalität der französischen Regierung verdankt, sind die „Chroniques des ducs de Normandie par Benoit, trouvère anglo-normand du XIIème siècle publiées pour la première fois par Francisque Michel“ (4 Bde.). Dieses interessante Werk, dessen Benützung für den Historiker unentbehrlich wird, bildet einen Theil der weitgeschätzten „Collection de documents inédits sur l'histoire de France“, deren erste Veranstellung und Dotirung auf Guizot's Verwaltung des Unterrichtsministeriums untergänglichen Ruhm wirft. Die Chronik, welche in vorliegender Ausgabe vom verdienten Hr. Michel mit ebenso großer Sorgfalt und Genauigkeit als Gelehrsamkeit besorgt ist, enthält 42,310 Reimverse und geht bis auf Heinrich I. oder 1135. Der Herausgeber hat ihren Werth durch eine Fülle gelehrter Anmerkungen und Erläuterungen erhöht. Außerdem erhalten wir noch einige interessante Excurse und Anhänge, die sich theils auf historische theils auf sprachliche Schwierigkeiten beziehen. Wenn auch im Allgemeinen bei dieser Ausgabe ein gehaltreiches Manuscript der reichen Bibliothek des Britischen Museums zu Grunde gelegt ist, so haben sich doch hier und da aus der Vergleichung dieser Handschrift mit einem weniger guten Manuscripte der Bibliothek von Tours einige interessante Varianten ergeben.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 62.

3. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Aus dieser Ursache sehen wir selbst in Ländern, wo die Religion die Ansehung der Regier gebietet, diese in gerechten Schutz nehmen, oder die sogenannten guten Werke beschränken, oder Anderes dergleichen, was der Kirche misfällt. Eine Kirche, welche alle Christen in ihrem Schooße versammelte, hat es niemals gegeben. Schon zu den Zeiten der Apostel spalteten Lehrameinungen die Christenheit, und der Apostel Johannes mußte das Übergewicht der römischen Kirche schon so sehr fühlen, daß er auf Patmos außer Wirklichkeit gesetzt und alle ihm anhängigen Gemeinden ihm abwendig gemacht wurden, bis auf die sieben in Kleinasien. Später haben sich in Asien und Afrika immer mehr eigene Kirchen gebildet, und dies ist bis auf die neueste Zeit so fortgegangen, indem zu dem Allgemeinen, worin die Christenheit übereinstimmt, verschiedene andere Artikel als von gleicher Glaubensnothdurft hinzugesetzt worden sind, und jede Partei ihren Glaubensinhalt für den ausschließlich richtigen und unerlässlichen betrachtete und ausgab, anstatt daß alle Christen nur an jenem Ursprünglichen und Gemeinsamen hätten festhalten, es aber dem Gewissen eines Jeden überlassen sollen, was er weiter zu glauben hinreichenden Grund finde. So hat das Christenthum ebenso viel Mannichfaltigkeiten enthalten als christliche Kirchen entstanden sind, es gibt in der Wirklichkeit nur noch Christenthum nach Maßgabe der Heilsordnung einer jeden Kirche; ein einiges, allgemeines Christenthum besteht nur noch in der Idee. Denn unstreitig wollte Jeder für einen Christen gelten, der an Jesus Christus als den gottverklärten Boten der Vorsehung zur Umkehr der Menschheit von ihrem unglückseligen Verfall und an die Wahrheit seiner Lehre glaubt, darauf getauft ist und sie zur unverbrüchlichen Richtschnur seiner ganzen Gesinnung in dieselbe aufnimmt. Dieses Bekenntniß sollte durchweg genügen, und die Constitution des nordamerikanischen Staatenbundes hat sich das Verdienst erworben, staatsrechtlich zu bestimmen, daß es ihm genüge. In Europa hingegen ist Dem noch nicht also; hier ist noch immer die Frage: zu welcher Kirche man sich bekenne? Wer darauf ehrlich antwortete: zu keiner der jetzt bestehenden, könnte die Erfahrung machen, daß man ihm den Charakter und das Recht eines Christen versagte, so fromm er immer sein mag. O wunderbare Einrichtung der Vorsehung, welche am Sternenhimmel und im geistigen Erschauen das Licht von Osten nach Westen bewegt, da doch die leuchtende Sonne und die Erleuchtung des Geistes dieselbe bleibt und nur die Erdumwälzung es mit sich bringt, daß das Licht auf ihr täglich denselben Weg physisch durchschreitet, geistig aber nur erst in jener Richtung vom Ganges bis an den Polorimal vorgeschritten ist, vom Himalaja bis zum Alleghanygebirge. Ausgehend von der Leuchte der Erkenntniß, daß alles Sein eine Einheit sein müsse, folglich alle Wahrheit in der Einheit, und als eine noch zu erschauende oder eingesehene in der Uebereinstimmung besteht, verkümmert der Verstand, alsbald wieder diese

fruchtbare und heilbringende Einsicht durch seine mystische Anwendung derselben, welche anstatt eines streng bestimmten richtigen Begriffs eine Mythe zum Ausgangs- und Stützpunkte seiner ganzen Betrachtung hinstellt.

„Der Ursprung des Bösen in dieser unserer Welt war die Durchbrechung des Gesetzes der Beobachtung eines einzigen und höchsten Willens. Unsere ersten Ältern begnügten sich nicht an dieser alleinigen Quelle alles Gesetzes, sie wollten selbst die Natur des Rechten und Unrechten beurtheilen; sie wollten nicht Gott, sondern sich selbst zum Richter darüber haben. Ein Act desorganisirte die Erde und alle ihre sittlichen Zwecke.“

Wie, die Handlung eines Menschenpaars verwandelte, zerüttete den Schöpfungsplan der ewigen Gottheit? Wie vermochten es wol die ersten Menschen, während sie unter dem actuellen (wirklichen) Gesetze des Allmächtigen lebten, mißthun keinen eigenen Willen und Willkür hatten, sich diesem Gesetze zu entziehen und zu widersetzen? War ihnen aber Willkür und Freiheit verliehen, wie konnte deren Anwendung dem Allwissenden jemals unbekannt gewesen und eine Veranlassung sein, die von ihm geordneten Beschaffenheiten und Einrichtungen zu verderben? War das Verbot des Genusses des Apfels das einzige für ihr ganzes Handeln bestehende Gesetz, und war letzteres in diesem Falle eine Naturnothwendigkeit und ohne alle moralische Bedeutung? Wie konnte bei Bejahung dieser Frage jener unwillkürliche Ungehorsam von einem gerechten Richter und gütigen Schöpfer mit maßlosem Elende vergolten werden? und wie konnte gerade hierdurch der Mensch des höchsten Gutes, des Vernunftgebrauchs und der ewigen Vervollkommenung in und mit Freiheit, theilhaftig werden? Woher entnahm bei Verneinung der Frage das erste Menschenpaar das Gesetz Gottes für alle übrigen Entschlüsse, wenn nicht durch die ihm anerkannten Vermögen seines Geistes? War dies aber der Fall, so müssen den Menschen, da die Schrift von einer Entziehung ebenderselben überall nichts erwähnt und jener gefährliche Baum im Paradiese geblieben ist, eben jene Seelenkräfte fort und fort das Mittel gewesen sein und noch sein, die Gebote Gottes zu erkennen und ihr Leben danach einzurichten. Mit der wörtlichen Auslegung der Mythe von dem Baume der Erkenntniß, wie sie der Verf. gibt, ist hiernach auf keinen Fall zu einem richtigen Verständnisse derselben zu gelangen. Das Paradies kindlicher Unschuld und des ungurechenbaren Handelns nach Naturtrieben und in Sympathie mit der umgebenden Natur mußte aber nothwendigerweise verloren gehen, sobald die Menschen durch Übung ihrer Denkkraft zum Bewußtsein des Guten und Bösen und ihres Vermögens, dazwischen zu wählen, gelangten und Selbstrichter über sich selbst dadurch wurden. Wer den Inhalt eines Gebiets nicht herausfinden kann, macht unvermeidlich mehr oder weniger widersinnige Anwendungen davon.

„Das actuelle Gesetz des menschlichen Handelns lag also vor dessen Falle außer dem Menschen in Gott, nach dem Falle

im Menschen selbst, außer Gott. Er regulirte dasselbe selbst als sein eigener Richter vermöge der Beziehung auf sich, anstatt der Unterstellung unter das von Gott ihm vorgeschriebene Gesetz. So also war mitten in Gottes schöner Schöpfung überall, wo ein Mensch stand, ein immerwährend fruchtbringendes Princip der Besserung, des selbstthätigen Begehrens und Wollens, das sich Aufgaben zum Ziele setzte, die nicht in den Plan des Universums passen."

Wenn das Seiende eine Einheit ist, kann da ein Mensch oder die Menschen außer Gott sein? Können alle ihre Kräfte, Thätigkeiten und Wirkungen außer dem weltumfassenden Plane des Unermeßlichen bestehen, nicht hineinpassen, daran rütteln? Hier offenbart sich eine gänzliche Verwirrenheit der ganzen Berechnungslehre. Nur so weit der Mensch frei und mit Willkür begabt ist, ist er für deren Gebrauch verantwortlich; nur in seiner Unterwerfung des Guten und Bösen beruht die Verurtheilung durch die Bevorzugung des Letztern gegen den Ruf zum Erstern. Außer dem Menschen und seiner Vorstellungswelt kann in dem Walten der unwiderstehlichen Liebe und Weisheit nichts Böses bestehen, noch in ihrer weiten Schöpfung einen Platz finden. Weil die Menschen vermöge ihres Bewusstseins nicht anders zu denken vermögen, als daß sie Das, was sie sich selbst zuschreiben oder was von ihnen ausgehe, von ihrem Selbst unterscheiden, es also von eben demselben gegenständlich trennen, so erscheinen ihnen die Schöpfungen ihrer eigenen Geistesthätigkeit als Gegenstände außer ihnen selbst, da doch deren ganzes Sein in ihnen nur vorhanden ist. Offenbar ist der Verf. diese Selbsttäuschung noch nicht gewahr geworden.

"Die Folge dieser Empörung, wenn sie ungezügelt geblieben wäre, müßte ein beständiges Zunehmen jener Selbstanbeugung gewesen sein. Während es jedoch der Gnade Gottes gefiel (?), die Erlösung der Menschheit durch seinen Sohn geschehen zu lassen, stellte er zugleich gewisse Bedingungen auf, welche als vorläufige Mittel und Werkzeuge einer hülfreichen Disciplin den Fortschritt der Selbstsucht hemmen sollten und insgesamt, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, unter dem Charakter des gemeinsamen Lebens der Gemeinschaft (*κοινωνία*) sich zusammenfassen lassen."

Ganz richtig setzt der Verf. das Verderben als Wirkung in die Selbstsucht oder Eigenliebe als Ursache; und die Selbstsucht, der Egoismus, ist die Ausgeburt der Sinnlichkeit, wie deren Befiegung durch Aufstellung allgemeiner Maximen das Werk der Vernunft ist. Aber diese von Gott dem Menschen verliehene Freiheit, sich durch und nach seiner eigenen Vernunft zu bestimmen — wie ist es möglich, diese mit der Selbstsucht zu verwechseln? Versäht denn die Vernunft gefesselt, oder darf sie nach einem andern Gesetze verfahren als nach dem, was Gott ihr eingepflanzt hat? Selbst die Triebe und Begierden der Sinnlichkeit sind nicht von Natur sündhaft, sondern werden es erst durch die Erkenntniß ihres Gegensatzes gegen ein verbindliches Gesetz. Nur durch diese Erkenntniß entsteht die Sünde, daher auch die Schrift ausdrücklich sagt: „Ohne Gesetz keine Sünde!“ Im Menschen, nicht außer ihm, haust die Sünde. Auch die Sinnlichkeit folgt Naturgesetzen und ist in allen ihren diesen gemäßen Richtungen an und für sich gut, da aus der Hand ihres heiligen Schöpfers nichts Unreines und Unheiliges hervorgehen konnte. Erst durch die Vernunft oder eine andere Belehrung wird es dem Menschen offenbart, daß er nicht für sich allein lebt, sondern als Glied der Menschheit, und daß er deshalb nicht den Reizungen seiner Sinnlichkeit unbedingt, sondern nur so weit folgen darf, als deren Befriedigung sich mit seinen Obliegenheiten verträgt. Daß der Mensch zu seiner eigenen Ausbildung in Gemeinschaft leben müsse, dies wußte man auch schon vor dem Auftreten des Messias. Alle gesellschaftlichen Verbindungen, von denen der Verf. spricht, die Familie, der Staat, die Kirche und viele andere bestanden vorher längst überall. Nirgend verkündete Jesus, daß die Gemeinschaft das Gnadenmittel der geistigen Wiedergeburt der Menschheit sei, denn er fand sie vor und ließ

sie in ihrem Bestande; sondern die immer fort und fort wiederholte Mahnung des Heilandes lautete: „Bekehret euch, befolget meine Lehre, beobachtet die Wahrheit im Erkennen und Wollen! Denn die Wahrheit wird euch frei machen.“ Er selbst zeigt uns, daß die Freiheit unser höchstes Ziel ist, wie die Liebe das erste und allgemeinste Gesetz; aber nicht bloß die Liebe zu den mit uns Verbundenen, sondern auch zu unsern Widersachern. Diese Liebe ist das neue Gebot, das er eingeführt hat, und das besonders den Juden unbekannt war.

„Derjenige, der wahrhaft lieben gelernt hat, muß die Grundlage und Bewegungsgründe seines Handelns außer sich selbst gefunden haben. Die Unterordnung des Eigenwillens unter das Gebot der Gemeinschaft ist das Correctiv des Selbstes der Selbstsucht.“

Nicht außer ihm, sondern in ihm, in seiner Einsicht, möge diese durch Selbstdenken oder Belehrung gewonnen werden, hat der Mensch den Antrieb für seine Selbstbestimmung. Nicht daß er seinen Willen einem Gemeinwillen unterordne, befreit ihn von der Selbstsucht, sonst würde auch eine Falschmünzer- oder Räuberbande ihn vereinen, sondern daß er in solcher Gemeinschaft lebt, welche ihn das Gesetz der Liebe beobachten läßt und ohne welche dieses nicht zur steten Ausübung zu bringen wäre. Eben dies enthält zugleich das Merkmal der Unterwerfung der Gesellschaften, welche einen religiösen Grundcharakter haben, von denen, die nur die vernünftige Bedingung an sich tragen, nichts gegen das Sittengesetz zu thun. Der Verf. quält sich vergeblich, das Kennzeichen dieser Unterwerfung aufzufinden; uns hat es sich ganz von selbst dargeboten.

„Eine Verbindung oder Gemeinschaft des Lebens ist keine bloß willkürliche oder vertragsmäßige Erfindung, keine bloße Vorstellung ohne Realität; denn dadurch, daß sie gegenseitige Verpflichtungen auferlegt, erweitert sie den Bereich unserer Thätigkeit; indem sie ein Gesetz für alle Mitglieder aufstellt, bewirkt sie, daß solches von jedem Einzelnen unabhängig ist; indem sie die Reizungen der Genossen ineinander verfließt, macht sie die Uneigennützigkeit zur Gewohnheit unseres Handelns und liefert unserer Thätigkeit Zwecke, die außerhalb unseres Ich liegen.“

Alle diese Erfolge der Geselligkeit sind die Ursache ihrer Nothwendigkeit für die Menschen, rechtfertigen jedoch nicht den hier daraus gezogenen Schluß. Die Vereinbarung selbst ist keine Realität für sich, sondern ein Act der Entschließung dazu, folglich zwar nicht willkürlich, aber doch freiwillig; ohne Selbstbestimmung und deren Übereinstimmung bei den sich Verbindenden kann keine Verbindung entstehen, das heißt eben nur vertragsmäßig. Das Erzeugniß dieser Verbindung, der Verein in seinem Bestande selbst, wird eben hierdurch verwirklicht; aber diese Realität desselben erstreckt sich auch nicht weiter als der Gegenstand der Vereinigung reicht. Sie selbst ist daher nicht der Ursprung des Gesetzes für ihr Bestehen, sondern dieses wird ihr mit und bei ihrer Zustandbringung vermöge der Vereinbarung gegeben, entweder unmittelbar und ausdrücklich, oder mittelbar durch die Bildung eines fortwirkenden Gemeinwillens. Nur für solche Gesellschaften, deren Eingehung eine unerlässliche moralische Verpflichtung der Menschen ist, bestehen natürlich auch ohne besondere Eingehung alle diejenigen Gesetze, durch welche und nach welchen jene Verpflichtung selbst bestimmt wird, und der Mensch ist ihnen vermöge seiner Vernunft von Natur unterworfen. Eben deswegen ist das natürliche Staatsrecht eine Vernunftwissenschaft, mit welcher kein positives Staatsrecht sich in Widerspruch setzen darf. Überhaupt bestehen hypothetisch für jede Gesellschaft ganz von selbst alle Regeln, welche aus dem Begriffe derselben mit Nothwendigkeit folgen. Immer aber ist der Grund derselben nicht in Dem enthalten, was außer uns ist, sondern in dem Gesetze unserer Vernunftthätigkeit.

„Jede Körperschaft erzeugt nur eine Beziehung ihrer Glieder unter sich und in ihnen den Geist der gegenseitigen Betheiligung zum gemeinen Besten, aber nicht zum Besten Derer, die außer ihr sind. Insofern bewirkt folglich der Corporations-

geist mittelbar wieder eine Steigerung der Selbstsucht, indem die Genossen außer der Berücksichtigung ihrer selbst nun auch noch die Angelegenheiten und den Vortheil ihrer Körperkraft sowohl im Ganzen als für ihren Antheil daran ins Augenmerk nehmen. Diese Kraft zu schwächen, bedarf es eines genügenden Gegenmittels außer (†) der Gesellschaft und ihrer Individualität. Der gesunde Verstand, der unversehrte der Menschheit, findet übereinstimmend dies Heilmittel in der Gesammtreligion."

Weil aber, wie ganz richtig ist, jede Gemeinschaft einen Geist der ausschließenden Gemeinsamkeit erzeugt, zeigt sich eben daraus, daß die Gemeinschaft an und für sich selbst kein Ausfluß eines ethischen Princips ist, sondern nur als ein Mittel zur Ausführung eines solchen dienen und geschickt sein kann, eben darum aber auch an die Bedingung gebunden sein muß, Vorkehrungen zu treffen, daß durch ihr Dasein der Sittlichkeit kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Mithin ist es in der Gestalt einer Gesellschaft allemal nur ein Mangel und die Unterlassung einer Obliegenheit, wenn diese Maßregeln übergangen sind, woraus von selbst folgt, daß es wenigstens keine Nothwendigkeit ist, sie außer ihr zu suchen. Am wenigsten folgt hieraus, daß die Religion, noch viel weniger die Gesammtreligion, dies notwendige äußere Mittel sein müsse; denn es handelt sich hier lediglich um ein ethisches Verhältniß, mithin ist es die Ethik, bei welcher die Hülfe zu suchen ist. Ethik und Religion sind keineswegs einerlei; es hat viele Religionen gegeben, die sehr unmoralische Vorschriften enthalten haben, z. B. die Kinderopfer des Moloch, die Menschenopfer des Odin, der Feindeshaß und die Überhebung der Israeliten, die Regerverfolgungen der römischen und anglicanischen Kirche und jeder mehr oder minder vorhandene Gewissenszwang und Unduldsamkeit. Heil den Menschen, wenn ihre Religion eine durch und durch sittliche wäre! Aber eine Gesammtreligion von dieser Beschaffenheit? Dem Verf. möge gefallen, sie uns nachzuweisen! Auch meint er nach dem Folgenden wol nicht Dies, sondern daß die gesammten Mitglieder der Körperchaften einer und derselben Religion zugethan seien. Kommt indeß die Beschaffenheit der Religion überhaupt nicht in Betracht, so kann auch die Übereinstimmung der einzelnen Glieder in Betreff derselben kein Erforderniß sein, sondern die Aufstellung desselben ist ein gewaltthätiger Sprung, den man weder mit Verstande noch an der Hand der Geschichte mitmachen kann. Fast alle Gesellschaften lassen sich unbekümmert um die Religion ihrer Genossen, selbst mehrere Staaten. Nur wo eine unduldsame Religion ihre Herrschaft über die Staatsregierung erhoben hat, ist es ihr gelungen, von derselben die Ausschließung der ihr nicht Angehörigen aus dem Staatsgebiete oder doch aus dem Staatsbürgerrechte zu erlangen. Diese Maßnahmen beständig aber nicht die Regel, die der Verf. dem gesunden Menschenverstande in den Mund legt, den er zugleich mit der Schmeichelei ködert, er sei der allgemeinste. Es geht uns nichts über den gesunden Menschenverstand; aber seine Allgemeinheit ist ganz gewiß eine Unwahrheit, weil der ungebildete Verstand jeden Augenblick durch sich selbst und die Fehler in seinen Einrichtungen, durch die Einwirkungen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft, der Vorurtheile und Gewohnungen, der Trägheit und der Eitelkeit geirrt wird. Es gehört eine große Übung im richtigen Denken und viel Sachkenntniß dazu, einen gesunden Menschenverstand zu haben und zu gebrauchen; nur eine kleine Zahl ist seiner mächtig. Man denke an das Ei des Colombo! Die Menschen werden als Kinder geboren; sie müssen leiblich und geistig erst gehen lernen; und dieses geistige Geschick hat mehr auf sich als das leibliche. (Die Fortsetzung folgt.)

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Von R. A. Wagnhagen von Ense.

(Schluß aus Nr. 61.)

Als Kriegsmann zeigte Keith eine ausgebreitete Thätigkeit, bald als Generalinspector großer Heeresmassen in einer Aus-

dehnung von 1500 Wegstunden, bald als Feldherr im polnischen Kriege im J. 1732, bald als Generallieutenant und Befehlshaber der russischen Fußstruppen am Rhein gegen Frankreich (1735), bald in den Türkenkriegen von 1736 und 1737, theils selbständig, theils unter Rünmich's Oberbefehl, wo er sich namentlich bei der Erstürmung von Ogalow auszeichnete und daselbst eine schwere Verwundung erlitt, deren Heilung er erst in Paris, wohin ihn sein aus Spanien zur Pflege seines geliebten Jakob herbeigekletterter Bruder geführt hatte, erhalten konnte. Damals erklärte die Kaiserin Anna, daß sie lieber 10,000 ihrer besten Soldaten als den General Keith verlieren wollte. Mit frischer Kraft führte er dann mit Lascy von 1741—44 den Krieg gegen Schweden in Finnland, wirkte bei allen günstigen Erfolgen thätig mit, zeichnete sich auch als Diplomat aus und erwarb sich hohe Ehren von Seiten der Kaiserin, sowie die allgemeine Achtung der Finnländer wegen seiner Kriegsverwaltung im feindlichen Lande. In der klaren Schilderung der Gefechte, Märsche und was sonst zur militairischen Beschreibung gehört, finden wir hier wie im folgenden Theile dieses Buches die besondern Vorzüge des Verf. wieder, wie sie Einer, der bei kriegerischen Ereignissen persönlich theilhaftig gewesen ist und zu schreiben versteht, zur großen Belehrung seiner Leser entwickeln kann. Nach dem schwedischen Feldzuge aber fand sich Keith durch die Abneigung des Biceranzlers Bestuscheff, der den Widerwillen der Russen gegen Fremde zu benutzen wußte, vielfach gekränkt, durch Zurücksetzung beschimpft und durch die Wegweisung seines Bruders aus Rußland, wo er eine Zeit lang bleiben wollte, sehr verletzt. Das Letztere erfolgte zwar auf Veranlassung des englischen Gesandten in Petersburg, weil Lord Marischal an der Unternehmung des Prätendenten Karl Eduard Antheil genommen hatte, aber Bestuscheff ging aus Feindschaft gegen Keith leicht auf die erwähnte Wegweisung ein. Demnach bat Keith um seinen Abschied, ward aber hingehalten, gehudelt und sollte, obgleich seine Entlassung von der Kaiserin genehmigt und vom Kriegscollegium ausgefertigt war, er sich also thatsächlich nicht mehr in russischen Diensten befand, doch schriftlich geloben, niemals gegen Rußland zu sechten; im Gegentheil würde er einer Ahndung nach den russischen Gesetzen anheimfallen. Wie schmähsch auch eine solche Bedingung war, so hatte doch Keith (nach seiner eigenen Äußerung in der Erzählung dieser Ausstritte) nicht Lust, sich nach Sibirien schicken zu lassen, und stellte also die Versicherung aus, weil, wie er auch dem Generalauditeur nicht verhehlte, kein russischer Kriegsartikel einem freien Engländer untersagte, zu dienen, wo er Lust hätte, und er also erst abwarten wollte, ob man gegen ihn ein neues Gesetz erlassen würde. Darauf ging er schnell mit den Seinigen zu Schiff (Alles zur Abreise war längst vorbereitet) und fühlte sich sehr glücklich, den Gefahren in Rußland entgangen und völlig frei zu sein. Die Erzählung dieser Vorgänge aus Keith's Tagebuche gibt zu manchen Betrachtungen und Vergleichen einen genügenden Stoff.

König Friedrich II. hatte die Bitte Keith's, ihm in seinem Heer eine Anstellung zu geben, mit Freuden empfangen und nahm den vollendeten Kriegsmann und tüchtigen Feldherrn mit offenen Armen auf. Er ward mit bedeutendem Gehalt zum Feldmarschall ernannt und gehörte nun nebst seinem Bruder, der ebenfalls in den preussischen Dienst getreten war, zu dem vertrauten Umgange des Königs, der sie als angenehme und lehrreiche Gesellschafter von großer Lebenserfahrung und kräftiger Geistesart zu schätzen wußte. Beide wetteiferten ihrerseits in Bewunderung und Anhänglichkeit für den König, mit dem ihr edles und treues Benehmen nie getrübt worden ist. Wie sich dies in verschiedenen Briefen Keith's ausdrückt, wollen wir an einigen Beispielen zeigen. So berichtet er über seine erste Zusammenkunft mit dem König an seinen Bruder: „He has more wit than I have wit to tell you: speaks solidly and knowingly on all kind of subjects; and I am much mistaken if, with the experience of four campaigns, he is not the best officer of his army.“ Nach den Unfällen

bei Kollin hält er dem Könige folgende tröstliche Betrachtung vor: „Votre Majesté a encore une belle armée, elle a des ressources dans son génie que les autres n'ont certainement pas, et si personne ne s'en mêle que les Autrichiens, sans être prophète, je puis répondre que ce petit échec sera réparé, mais je crains, Sire, la réflexion qu'elle fait elle-même, je crains qu'ils temporiseront jusqu'à ce que leurs alliés agressent d'autre côté; au quel cas il est certain que sans alliés, sans ressources que dans ses propres forces, il est presque impossible qu'elle put résister aux forces de toute l'Europe combinée contre elle, mais fort souvent quand les affaires paraissent les plus désespérées, les changements les plus inopinés arrivent, je ne puis encore croire que la France souhaite sérieusement l'agrandissement de la maison d'Autriche et la décadence de la votre, mais si cette ressource même manquait, une bataille gagnée rétablirait encore les affaires“ u. s. w. Und als ihm der König den Tod des Prinzen von Preußen angezeigt hatte, erwidert Keith unter Anderem am 20. Juni 1757: „Dieu nous conserve Votré Majesté, il faut que nous supportons les autres pertes avec fermeté.“ Auch da, wo Friedrich in übler Laune oder voll Verdruss über Roth und Unglück mitunter härter und ungerechter an Keith schreibt, weiß dieser, ohne sich die eigene Verstimmlung merken zu lassen, freimüthig und doch eheverbieg in der Kürze stets das Richtige zu sagen. Ebenso wenig wurde er ihm durch Unzufriedenheit oder Ansprüche beschwerlich noch durch Unverträglichkeit mit seinen Nebengeneralen, wie sie unter den übrigen Feldherren nicht selten war, er vertrat sich mit allen (nur Prinz Moriz von Dessau war sein eigentlicher Widersacher), gehorchte und befehligte mit gleichem Eifer und führte die kleinste Schar so willig wie ein ganzes Heer. Denn wenn auch ihn Stolz und Ehrgeiz erfüllten, so war dies zunächst für das eigene Bewußtsein, das ihn für den äußern Schimmer fast gleichgültig machte. „Je n'ai d'autre ambition“, schreibt er S. 207, „que de servir Votré Majesté, je laisserai aux autres avec plaisir le commandement, et si je puis être utile en quelque chose à mon maître c'est là l'honneur auquel j'aspire.“ Ferner machte er sich dem Könige besonders werth durch seine strenge Rechtfertigung und freundliche Menschenliebe, durch seine Zuverlässigkeit und durch die Kühnheit der Gedanken, die er im Umgange nicht weniger bewährte als durch die That auf dem Schlachtfelde, durch seinen Humor und Witz, der sich in wunderbaren Ausdrücken und seltsamen Bildern zu kleiden liebte, endlich auch durch sein Talent für politische Geschäfte und diplomatische Verhandlungen, in denen ihn der König oft gebrauchte. So geschah es gleich nach dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges bei der Eröffnung des sächsischen Archivs in Dresden und später bei den Verhandlungen mit dem Herzoge von Richelieu im Herbst 1757.

Wie hoch Friedrich alle diese Eigenschaften anzuschlagen wußte, war den Kennern seiner Geschichte nicht unbekannt, aber sie finden in dem Barnhagen'schen Buche dazu die willkommensten und anziehendsten Belege. Der König schreibt fast immer eigenhändig an Keith, nie anders als voll Vertrauen zu seiner Befehlshührung, höflich und sehr rücksichtsvoll; die Briefe folgen zahlreich aufeinander, öfters zwei, drei an einem Tage, und enthalten neben militärischen Anweisungen, Marschordnungen und bitteren Klagen über die Ungeschicklichkeit anderer Anführer die vertraulichsten Herzensergießungen und die Beweise zartester Sorgfalt für Keith's oft von Fieber und asthmatischen Beschwerden angegriffene Gesundheit. Auch aus diesen Briefen dürfen einige Stellen nicht fehlen. Einer der merkwürdigsten ist der vom 11. October 1757, wo der König seine ganze Lage so vertraulich als geistreich ausspricht. Suerst pöppelt er über die Pläne und Meinungen der Österreicher, meint, Leopold Daun habe „la tête lourde“, und was den Herzog Karl betrifft, „il boit, mange, rit et ment; les fanfarons de là-bas se partagent nos dépouilles et l'on n'est embarrassé à

Vienne que de trouver une prison pour m'y mettre.“ Dann fährt er fort: „O qu'il sera beau pour l'avantage de l'humanité d'humilier ces tyrans barbares, ennemis de toute liberté — qu'il sera glorieux pour nous de délivrer l'Allemagne par une seule victoire du joug que ses oppresseurs lui préparent, surtout si on peut lui rendre la vue que ces mêmes oppresseurs lui ont fascinée par leurs artifices. Quel que soit le succès de nos entreprises, il est toujours beau d'oser tenter de sauver sa patrie; ce sera par nous qu'elle subsistera encore ou ce sera avec nous que périra la liberté et son existence. Adieu mon cher maréchal.“ Ebenso zu-träulich heißt es in der eigenhändigen Nachschrift eines Cabinetschreibens vom 30. Januar 1758: „Il nous faut de l'argent, mon cher maréchal, et je vous prie de vous recorder sur votre politesse russe pour nous en procurer, car il ne faut plus ménager personne“; in einem andern Briefe klagt er über diese „chiennne de guerre, ou l'on ne peut avancer d'aucun côté quoiqu'on fasse“, und auf die Werbung Keith's, daß Klage über die Plünderung des dem Grafen Brühl zugehörigen Schlosses zu Rischwitz geführt sei, erwiderte der König: „Dans un temps où presque toute l'Europe se ressent des inconvénients de la guerre, il n'est pas extraordinaire que le comte de Brühl se ressente aussi quelque chose pour sa part.“

Diese Briefe, die uns in das Innerste des königlichen Geistes und Gemüths blicken lassen, hat nun der Verf. in Keith's bedeutende Kriegsthaten eng verflochten und eine ihrer Natur nach mühsame Zusammenstellung von Citaten und Notizen durch das dem Gegenstande inwohnende Interesse für den Leser, der den Vortheil belehrender Unterhaltung sucht, angenehm zu beleben verstanden. Wir müßen uns begnügen, hier bloß die Schlachten bei Lowositz, bei Rossbach und bei Hochkirch zu nennen, sowie die von Keith ebenso tapfer als einsichtig geleiteten Belagerungen von Prag und Dimuz. In dem Nachgefechte bei Hochkirch (14. October 1758) fand Keith, der mit ausdauerndem Heldenthume den östreichischen Angriffen begegnete, seinen Tod. Die Feinde, welche ihn hoch geehrt hatten, ordneten ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an, Friedrich's Trauer über diesen Verlust („c'est une perte pour l'armée et pour la société“) war tief und herzlich, wie er sie gegen seinen Vorleser de Cotte, gegen Voltaire und gegen Lord Marischal ausspricht, dem er im December 1758 eine poetische Epistel über den Tod seines Bruders, voll ernster kühner Gedanken und voll Wärme des Gefühls widmete und bis an sein Lebensende die innigste Hochachtung bewies.

Die letzten zwölf Seiten unsers Buchs enthalten die Beschreibung der Persönlichkeit Keith's nach den vorhandenen Abbildungen und allerhand anziehende Betrachtungen über seine häuslichen Verhältnisse, seine religiöse Gesinnung, nach welcher er zu den Aufgeklärten der Zeit gehörte, und seine gewöhnlich überschätzte Gelehrsamkeit, die vorzugsweise ein aus dem Leben geschöpftes Wissen war. Wir heben hieraus noch hervor, daß Keith seit seinen finnländischen Feldzügen mit Eva Werthens aus Åbo, die er als eine junge Waise zu sich genommen hatte, in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse lebte und auch die mit ihr erzeugten Kinder sorgfältig erziehen ließ. Eine Heirath mit ihr hinterten die Standesverhältnisse, nach Keith's Tode aber heirathete Eva den Schlosshauptmann von Reichenbach in Straßund und genoß bis zu ihrem erst am 15. October 1811 erfolgten Tode bei Allen, die sie kannten, einer großen Achtung. „Im Heere“, sagt der Verf., „war Keith eigentlich nicht geliebt, die Generale und Offiziere sahen stets den Ausländer in ihm, den Soldaten blieb er fremd, da er nicht genug Deutsch konnte, um mit ihnen zu reden, aber sie folgten freudig seinem Befehl und Beispiel.“ Und deswegen hat er mit Recht unter den marmorenen Standbildern preussischer Feldherren in Berlin seine Stelle erhalten und in der Schrift des Hrn. Barnhagen von Ense die ihm gebührende Anerkennung.

20.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

„Das Gemeinleben ist es, was man gewöhnlich durch den Ausdruck der Persönlichkeit der Gesellschaft bezeichnet. Durch diese wird jenes repräsentirt und tritt handelnd auf. Es ist dies keine bloß metaphysische Abstraction, sondern eine Realität, die ihre eigenen concreten Exponenten in denjenigen Individuen hat, welche in ihren verschiedenen Wirkungskreisen die Organe der Gesellschaft sind, und in jedem Gliede derselben, je nach der Sphäre der Thätigkeit, die ein jedes vermöge seiner Mitgliedschaft ausfüllen soll.“

Das Gemeinleben ist doch nichts weiter als der Inbegriff der Thätigkeiten der Genossen für die gemeinschaftlichen Zwecke; es muß also aus der gesammten Thätigkeit aller Glieder Dasselbe abgesondert und ausgezogen, hiernächst aber wieder zu einer Vorstellung verbunden werden, was diesen gemeinsamen Charakter an sich trägt; es ist also das Gemeinleben lediglich mittels einer Abstraction als etwas Besonderes zu denken und sich vorzustellen; es ist ein Abstractum und keine Realität. Eben deswegen hat dasselbe auch seiner Natur nach keine Persönlichkeit, weil diese in der durch eigenthümliche Kraft beruhenden Unterscheidung von allem Andern und der Selbstbestimmung eben dieser Kraft beruht, das Gemeinwesen aber nur vermöge der Denkkraft der Individuen, die es sich vorstellen, ein Gegenstand ihrer Vorstellung wird. Nur insofern für dasselbe durch jene nach einer bestimmten Form und Regel gedacht wird, wird dieses Denken und Beschließen ihm durch Übertragung zugeschrieben und es selbst als ein Subject von Beziehungen im Leben, insonderheit von Rechten und Pflichten, analogisch und juridisch angesehen, was eine Fiction ist. Wenn diese einmal gemacht, bildlich von einer moralischen (eigentlich durch geistige Abstraction erst gebildeten) Person die Rede ist, kann füglich das Gleichniß weiter verfolgt und dieser Person Alles beigemessen werden, was von der Person überhaupt zu behaupten ist, soweit nämlich die Vergleichung geht, soweit nicht die Realität eine wesentliche Bedingung der Behauptung und diese von einem Abstractum zu machen ist; denn wird dies aus den Augen verloren und nicht sorgfältig beachtet, fällt man in den allgemeinen Fehler der Mythik, das Bild und die Sache zu vermengen, jenes für diese zu nehmen.

„Das Kräftige und für sich bestehende moralische Wirken, welches dem Egoismus des Corporationsgeistes Einhalt thun soll, erfordert eine Verbindung mit einem heiligen religiösen (wir meinen: ethischen) Grundfasse. Das sittliche und verständige Bewußtsein aber gehört Gott an, dem Könige des Universums, ist ihm jedoch eine Zeit lang entfremdet und gemischtbraucht worden (?). Es kann nur dann in der menschlichen Brust wahrhaft und dauernd lebendig erhalten werden, wenn wir unaufhörlich auf seine Quelle zurückgehen und durch die Gnade Gottes, die durch eine würdige Verehrung erkauft und erlangt wird, unterstützt werden.“

Die Regeln der Ethik sind ebensowol aus dem Selbst-

bewußtsein des Menschen als aus der Vollkommenheit ihres Schöpfers und Erhalters abzunehmen, weshalb eben die Ethik sowohl einen Bestandtheil der Philosophie als der Religion ausmacht und von verschiedenen Principien ausgehend beide Erkenntnißarten für die Praktik unsers Lebens vereinigt. Es ist also wenigstens nicht nothwendig, daß die Religion die Körperlichkeiten vor unsittlicher Ausschweifung bewahre, sondern dies kann schon durch das Sitten- und Rechtsgesetz zur Genüge geschehen, oder mit andern Worten durch den Gebrauch der Vernunft. Wenn daher auch Gott der Urquell alles Verstandnisses und alles Sittlichen ist, hat er doch die Menschen durch Verleihung der Vernunft in den Stand gesetzt, sich selbst zum Gesetze zu werden. Der Weise trägt, wie die Schrift sagt, sein Gesetz in ihm selbst. Eine würdige Gottesverehrung ist von unsaglichem Nutzen; aber es ist eine Uebertreibung und Unwahrheit, daß die Wahrheit, so weit sie überhaupt dem endlichen Verstande zugänglich ist, nicht ohne Gebet zugänglich sei. Vielmehr ist jede emsige und redliche Erforschung der Wahrheit die würdigste Gottesverehrung und ein beethätigtes Dankgebet zu dem Gotte, der uns dazu ausgerüstet und befähigt hat. Der Verf. pflichtet Dem auch selbst bei.

„Die Fähigkeit des Bewußtseins und der Intelligenz, die Fähigkeit, das Gesetz zu begreifen, daß Mittel ihren Zwecken angepaßt werden und nur erlaubte Zwecke vorgelegt werden dürfen, und die Gabe, frei zu wählen, sei es nun Zweck oder Mittel, umfassen alle Erfordernisse, die den Begriff einer moralischen Person (?), eines moralisch verantwortlichen Wesens bilden. Denn die nothwendigen Bedingungen des sittlichen Handelns knüpfen sich an die Persönlichkeit mit der verringerten oder vielmehr beschränkten Einheit, die sie einschließt, und nicht an die Individualität als solche, die zwar absolute Einheit hat, jedoch ohne darum sittliche Elemente enthalten zu müssen.“

Dieser Satz ist zwar sehr unverständlich, kann aber nichts Anderes aussagen wollen, als: Nicht die Individuen, ungeachtet ihrer Natureinheit, sondern nur deren Vereinigungen sind eigentlich als Personen anzusehen, weil nur erst durch das Gemeinleben der Egoismus eingeschränkt und dadurch ein sittlicher Zustand hervorgebracht wird. Wenn aber der Verf. eingesteht, daß aus dem Selbstbewußtsein, aus der Erkenntniß der Verknüpfung von Ursache und Wirkung und des Zustandes der Freiheit die Fähigkeit, die Vorschriften der Moral einzusehen und für deren Beobachtung verantwortlich zu sein, erwächst: so ist die Moralität der Menschen ganz unabhängig vom Leben in Gemeinschaft, sondern dieses kann nur ein Mittel abgeben, jene unter verschiedenen Verhältnissen anzuwenden und durch Übung zu einer Fertigkeit zu bringen. Ein Bedürfniß der Religion für diesen Zweck ist damit noch weniger erwiesen. Dennoch schließt der Verf. weiter:

„Das Bedürfniß der Religion in den menschlichen Vereinigungen und ihre Aufnahme in die Staatsverbindungen durch ausdrückliche Aufstellung des Grundfasses, daß eine Nationalreligion bestehen solle, stellt sich folchergegestalt in seiner praktischen Anwendbarkeit dar.“

Der Verf. vergißt einem bei solchen Sprüngen; denn bisher war immer nur von einer allgemeinen (catholic) Religion die Rede, welche die Stelle der Ethik einnahm, also von einer idealen Religion, welche, von allen positiven Glaubenssätzen frei, einen reinen Theismus geltend macht und erhellt, wie denn doch der Verf. selbst nicht in Abrede zu stellen vermag. Wie kommen wir nun mit diesem Male zu einer Rationalreligion, womit hoch nicht die Einführung jener natürlichen Religion bei allen Nationen gemeint sein kann, sondern die nach Maßgabe der Charaktere und der Geschichte der verschiedenen Nationen verschiedenartig von ihnen angenommene und vorhandene Religion? Wir können unsern Lesern hierauf

ein-
stellen
he in
sicht,
dann
räng-
st er

Re-
Ka-
ver-
wir-
te im
I am
Ka-
selbst
also
b re-
mein-
wird.
deren

Namen
inmal
weige
würde

uns hier zu weit führen, ist auch nicht nöthig. Die Zeiten Ludwig's XIV., der sich mit seinem „Der Staat das bin ich“ Spott und Feinde genug erholt hat, kommen nicht wieder, und man erkennt leicht die Verschiedenheit von: den Staat vertreten und den Staat ausmachen. Weil aber der Verf. zu keinem deutlichen Verständnisse von den Begriffen Volk, Nation und Staat gekommen ist, verwechselt er sie auch beliebig und gebraucht für staatlich oder staatsbürgerlich gemeinhin national, was zu bemerken war.

Obgleich der Staat die Idee einer sittlichen Regierung nur sehr unvollkommen ausführt, strebt und ringt er doch nach dieser Vollendung und legt in seinem Fortschreiten in vorzüglicher Weise Spuren einer sittlichen Herrschaft an den Tag.

Obgleich nun der Verf. noch drei Seiten lang fortfährt, in poetischer Prosa die Leistungen des Staats für die Menschheit zu schildern, am Schlusse aber doch eingesteht, daß dies Alles nur vom Staat in der Idee gelte, von keinem besondern Lande oder einer vorbedungenen Verfassung, daß vielmehr die Staaten in der Wirklichkeit nur lebendige Durchgangsprozesse zur Erreichung des Ideals vorstellten, ist doch aus dem Allen durchaus nicht einmal andeutungsweise zu entnehmen, was der Staat seinem Wesen und Zwecke nach ist, und welches die Grenzen seines Berufs und seiner Machtübung sind? Nur so viel ist ersichtlich, daß der Verf. den Staat nicht bloß für eine Rechtsanstalt, sondern selbst für eine Sittlichkeitsanstalt erachtet und zu dem Ende das Sittlichkeitsgesetz und selbst die Religionübung seiner Macht, Gesetzgebung und Verwaltung untergeben will. Der Staat ist aber so weit davon entfernt, eine Sittlichkeitsanstalt zu sein, daß er sogar in seinem Grundwesen dem Princip der Sittlichkeit entgegensteht, welche auf Freiheit beruht und davon ausgeht, während der Staat auf

dem Zwange beruht und mittels desselben für die Freiheit erst einen freien Spielraum zu ebenen trachtet. Es steht diesem nicht im Wege, daß der Staat nicht eine sittliche Anstalt sei, wie dies jede menschliche Gesellschaft sein muß, ja daß die Beförderung der Sittlichkeit und Religiosität als wirksame Mittel zur Erreichung seines Zwecks ihm von ungemessener Wichtigkeit sei, ohne daß sie deshalb selbst seinen Zweck ausmachen und zum Bestimmungsgrunde für seine Einrichtung und Anordnungen gereichen. Der Staat braucht nicht bloß physischen Zwang, sondern auch moralischen, er droht mit Strafen und Nachtheilen, und stellt Belohnungen und Begünstigungen in Aussicht; er macht sich damit nicht nur den Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Gewinnsucht, mit einem Worte die Eigenliebe dienbar und reizt sie, sondern er baut hauptsächlich auf die Wirkungen der Hoffnung und der Furcht und aller darin eingeschlossenen Gemüthsbewegungen, indem er die Menschen nimmt und behandelt wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Hierin kommt er nun ganz mit der Religion überein und unterscheidet sich mit dieser zugleich von der Ethik. Eine mit der Vernunft übereinkommende Religion kann keine Gebote oder Verbote verkünden, als welche auch die Moral lehrt; aber sie ist darum doch von der letztern wesentlich verschieden durch den Antrieb, mittels dessen beide die Menschen bewegen, ihnen nachzukleben. Sie stimmen in dem materiellen Inhalte ihrer Vorschriften vollkommen überein, aber in deren formeller Ejecution geht jede einen andern und entgegengesetzten Weg. Der rein moralische Mensch thut das Gute um des Guten willen, und meidet das Böse, weil es böse ist, oder eigentlich weil er selbst es dafür erkennt; der religiöse übt jenes und hütet sich vor diesem um des Wohlgefallens und Mißfallens Gottes, dessen Segens oder Abscheus willen, behufs seiner Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, also ebenfalls aus Hoffnung oder Furcht. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Menschen selbst die Dolmetscher der Gebote Gottes sind und daß dies unumgänglich ist, daß eben deswegen es aber auch nur darauf abgesehen zu werden braucht, diese Auslegung aus religiösen Ansichten selbst einem höhern Ansehen und Aussprüche zu unterwerfen, namentlich dem der Kirchenobern, so haben wir hiermit die Grundursache der Sympathie des Staats- und Kirchenregiments, aber auch des ununterbrochenen Bestrebens entdeckt, wesshalb jede von diesen beiden Mächten unausgesetzt darauf ausgegangen ist, sich die andere botmäßig zu machen, um solchergehalts die Menschen sich von ihrer Gemüthsseite ganz zu unterwerfen. Dies ist das Geheimniß, dessen Verfolgung durch alle Krummungen, die es schon genommen hat oder noch nehmen kann, dem Verf. das ausgebreitetste Feld für treffende Beobachtungen und Combinationen geliefert hätte. Anstatt dessen hat er einen für seinen Zweck ganz unergiebigen Umweg durch Heranziehung der Ethik gemacht. Zur Beurtheilung der Natur eines Vereins reicht es übrigens nicht aus, den Zweck desselben zu kennen, sondern auch die Beschaffenheit der Vereinbarung und der ihr zu Gebote stehenden Mittel gehört dazu. Der Verf. hat ganz recht darin, daß der Staat in der erstern Beziehung keine bloße Rechtsinstitution ist, daß nicht bloß die Gerechtigkeits-Sicherheit und -Pflanze seine Aufgabe ausmacht, sondern das ganze Zusammenleben der Menschen, sodaß in seinen Beruf Alles und Jedes fällt, was nicht nur als demselben nachtheilig abzustellen ist, sondern auch, was unmittelbar oder mittelbar demselben förderlich ist. Er hat auch darin vollkommen recht, daß die Bestimmung Dessen nicht von der Willkür der Einzelnen abhängt, weil einen Jeden seine angeborene Pflicht zum Unterthan desjenigen Staats macht, in dem er lebt, sondern daß solche dem Ermeßsen des Gemeinwillens selbst anheimfällt. Den darum aber, weil dies für Alle Rechtens ist, steht ihnen insofern auch das gleiche Recht zu, daß der Gemeinwille 1) alle mit gleicher Gerechtigkeit hierbei behandle, folglich sich nur mit solchen Gegenständen befaße, wobei er Gerechtigkeit und Gleichheit zu beobachten vermag; und 2) daß er insonderheit, da Aufhören aller Privatgewalt und Herrschaft der of-

besten Gewalt durch das ganze Gebiet des Staats die Anwendung seines Befehdes ist, diese auf nichts erstreckt, wovon a) es nicht klar ausgemacht ist, daß der Wille jedes Betrügnigen dem Gemeinwillen beipflichten müsse; und b) daß der Gegenstand an und für sich, oder auch nur in der beabsichtigten Weise erzwingbar sei, daß ein Mensch mit Vernunft den Zwang für gerecht erkennen müsse.

Hiernach fällt die Erziehung der Jugend, der heranwachsenden Geschlechter, ganz in den Bereich der Staatsgewalt; denn die Jugend muß erzogen werden und sich erziehen lassen, jedoch mit der Aufgabe, daß, da die Entwicklung der Vernunft keine erzwingbare Sache ist, dieser auch durch die Erziehungswise kein Zwang angethan werde, solcher vielmehr in demselben Grade sich vermindert als jene fortschreitet. Die mündig gewordenen Unterthanen sind deshalb auch der fernern Erziehung ganz entzogen und nur noch dem Zwange zu unterwerfen, wenn sie durch die That den Beweis geben, daß jene Rechtsvermutung bei ihnen nicht eintritt, und soweit sie ihr entgegen handeln. Überhaupt liegt alle innere Geisteshätigkeit, alle Entwicklung der Erkenntniß und alle freie Bestimmung des Willens aus und nach derselben ganz außer dem Gebiete der Staatsgewalt. Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion können ihrer Natur nach nicht von der Staatsgewalt vorgeschrieben und befohlen werden; jeder Zwang ist ihrer Natur zuwider und vernichtet sie; nur auf dem Boden der vollen individuellen Freiheit wachsen und gedeihen sie aus innerer Lebenskraft. Der Staat kann und muß in seinem Interesse Anstalten zu ihrer Beförderung und Ermunterung einrichten, aber selbst hierbei nicht in ihre selbständige Ausbildung und Gestaltung eingreifen; er kann und soll von ihren Erfolgen Nutzen ziehen, ihre Früchte pflücken, aber er muß dieselben auf ihrem Stamme wachsen und reifen lassen, und bringt sich selbst darum, wenn er fördernd hineinschüßt.

Der Regent des Staats muß von der Religion erleuchtet sein, weil auf dieser Grundlage allein die Sittlichkeit wirksam erzielt werden kann (?), und weil dieselbe Frieden und Ordnung, folglich die öffentliche Wohlfahrt befördert, endlich weil er dadurch wieder zu der gefunden, durch den Corporationsgeist angefochtenen, Denkungsart zurückgebracht wird, nicht seinem Eigennutze die Jugend seiner Bürger zu opfern."

Eher ist es sehr wünschenswerth, daß der Regent von Religiosität durchdrungen sei, nur nicht von Bigotterie und Pietismus; denn nicht die Religion an sich, sondern nur die lautere Moral in derselben schafft jene Erfolge, und die Religiosität kann nur bei einer durchaus dem Sittengesetze entsprechenden Religion die Moralität beleben und befeuern. Das Wesentliche also ist und bleibt, daß der Regent von dem Sittengesetze befeelt sei.

Ein bewußtes Thun, dessen Objecte sittlicher Natur sind, schließt nothwendig (?) ein Gewissen ein, welches ex vi termini die Norm des sittlichen Handelns ist (?).

Eine bewußte Entschliebung nach den Vorschriften des Sittengesetzes ist gar keine Thätigkeit des Bewußtseins, sondern der Überlegung und der Entschliebung. Das Gewissen spricht nicht vor, sondern nach der That, und seine Thätigkeit ist keine bewußte und freie, sondern eine bewußtlose und unwillkürliche, nur das Ergebnis seiner Thätigkeit bringt es zum Bewußtsein. Es besteht in der in der innersten Seelenkammer vorgenommenen Vergleichung des Gehörten mit den Geboten der Pflicht, und führt darum seinen Namen, weil diese letztern ihm gewiß sind, ohne alle Prüfung und Einrede. Daß dieselben aber objectiv wahr und sittlich seien, ist keineswegs dazu nothwendig, sondern das Gewissen eines Jeden richtet sich nach seiner Vorstellungs- und Denkweise und wird durch nichts so beherrscht und gelenkt als durch die religiöse Meinung. Mit diesem Gewissen schloß ein König von Frankreich auf die Engenoten wie auf Sperlinge, und ein anderer ließ seine Erretterin als Hexe verbrennen. Die Königin Maria ließ die unschuldige Johanna Gray, und die Königin Elisabeth ihre recht-

mäßige Mary Stuart hinstellen, ohne sich darüber zu kümmern. Die Verweisung auf das Gewissen der Regenten ist deshalb eine ganz unrichtige, theils weil es zu spät kommt, theils weil es nicht ein klarer Ausdruck der Vernunft ist, der dadurch vernommen wird, theils endlich weil es sich betäuben und beschwichtigen läßt.

Die Persönlichkeit der Nation als eine große moralische Realität verlangt ihren eigenen Gottesdienst, nämlich den des Staats, der in seinen lebenden und regierenden Mitgliedern personifiziert wird, also einen öffentlichen und gemeinsamen Gottesdienst. Denn da die Nation die hohen Bedingungen der Persönlichkeit erfüllt, eine reale (?) Einheit im Sein, Denken, Handeln und Leiden zu bilden, und zwar in einer bestimmten Weise und in weitem Umfange, indem unzählige sittliche Handlungen von ihr ausgehen, so hat sie darum auch diejenige umfassende und bewußte Verantwortlichkeit, der sie allein durch das Bestimmte einer bestimmten Nationalreligion und durch die Einrichtung eines Cultus, der ihren Handlungen eine öffentliche Weihe verleihen soll, entsprechen kann. Diejenige Religion, die sie durch ihr regierendes Organ ausdrücklich bekennt, muß auch ihre untergeordneten Glieder als einen Theil der Glaubensgemeinschaft durch und durch beleben."

Das sind nicht bloß Sprünge, sondern Längsden, Sprünge in die leere Luft. Wo ist die Nation, die eine Einheit ist im Sein, Denken, Handeln und Leiden? Wir wissen nur von einer Menge von Individuen, welche wegen des Gemeinsamen, das sich in ihrem Sein, ihrer Gesinnung und Sitte und in ihrem Leben herausstellt, und welches aus ihrer ganzen sonstigen Individualität ausgeschieden und in Gedanken zusammengefaßt wird, eine Nation genannt werden, also daß das Reale in dieser Vorstellung sich nur in den Individuen vorfindet, sie selbst aber nur eine Abstraction ist, welche eben deswegen keine wirkliche Persönlichkeit hat, sondern nur personifiziert, das heißt unter der Analogie einer Person gedacht wird. Wollen wir nun auch darüber hinweggehen, daß Nation und Staat Begriffe von sehr verschiedener Ausdehnung sind, da manche Nation in mehrere Staaten zerfällt und mancher Staat aus mehreren ganzen oder theilweisen Nationen besteht, folgt doch aus der Möglichkeit der Religiosität des Regenten, vorausgesetzt daß dieselbe eine echt moralische ist, noch nicht das Mindeste in Betreff aller übrigen Mitglieder des Staats, noch viel weniger die Nothwendigkeit einer allgemeinen und einzigen Religion, von der sie durch und durch belebt sein sollen, gesetzt auch, daß sie von den wirklich lebenden Individuen mit dem entschiedensten Widerwillen zurückgewiesen würde. Was ist denn Religion? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird nun unerlässlich. Religion ist doch wol der Inhalt des Glaubens von Gott und seinem Walten über uns? Der Glaube aber ist die Wirkung der Überzeugung, des Wahrhaftigkeits einer oder mehrerer Vorstellungen, folglich der Thätigkeit eines Verstandes. Ohne Verstandesgebrauch keine Religion; kein Thier hat Religion; bei lebendigem Verstande hingegen nothwendig Religion; daher denn auch, weil die Beschaffenheit eines jeden lebenden Verstandes eine eigenthümliche ist, alle Religion unausbleiblich subjectiver Natur sein, und jedem verständigen Individuum seine Religion unangefastet belassen werden muß. Eine gemeinsame oder allgemeine Religion kann nur vermöge der Aussonderung des Gemeinsamen in den Religionsvorstellungen der Einzelnen ausfindig gemacht worden, ist mithin etwas Ideales, nicht ein Reales. Eine objective Religion, welche den Menschen aufgebracht, deren Bekenntniß ihnen geboten wird, hiesse ebenso viel als ohne Glauben das Glauben anknüpfen, ein Bekenntniß ohne Überzeugung von seinem Inhalte vorschreiben. Dies hindert nicht, Religion zu lehren und zu predigen, selbst Glauben dafür zu erheischen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sie selbst überzeugend sei und wirklich Überzeugung schaffe, wie denn Christus sagte: „Befolgt nur meine Lehre, so werdet ihr eben dadurch inne werden, daß sie von Gott kommt!" Hiermit hat jedoch der Staat nichts zu

schaffen, weil er den Betrieb der Religion der Freiheit eines Jeden überlassen muß, d. h. derjenigen Thätigkeit, welche sich selbst fortbewegt, ohne Jemanden zu beleidigen. Dasselbe muß denn auch vom Cultus gelten, wenn anders dieser ein Ausdruck der Religion und eine Religionsanstalt sein soll, nicht ein Gaukelspiel oder eine Heuchelei in dem Heiligsten. Der Cultus muß nach der Religion, nicht diese durch jenen bestimmt werden. Innerhalb der gesteckten Grenze aller Freiheit, daß sie kein Recht kränke, auch nicht die Staatswohlthat, was der Staat abzuwehren wohl befugt und berufen ist, steht ihm gar keine Einmischung in den Cultus zu. Daß die religiösen Einsichten der Einzelnen sich dem Gebote des Regenten nicht fügen oder unterwerfen dürfen, weil in dieser Hinsicht gar kein Gemeinwille denkbar ist, hat auch dem Verf. selbst vorge-schrieben.

„Das Rationalgewissen oder, wenn dieser Ausdruck anstößig wäre, dasjenige Pflichtgefühl, welches Norm für die Staats-handlungen sein soll (1), muß sich, so weit dies möglich, auf die bloße aber umfassende Idee des Rechts gründen und so wenig als möglich von Idiosynkrasien oder individuellen Eigenheiten gefärbt sein. Der Staatsmann muß empfinden, daß sein Amt diese breitere Norm für seine Handlungen erheischt, während sein Gewissen ihn von der Schwierigkeit überzeugen muß, seine eigenen Meinungen und selbst Launen von den Anforderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trennen, die sein Amtsverhältniß an ihn stellt. Selbst diejenigen, deren Doctrin von den Rechten der Regierung am anspruchsvollsten auftritt, werden eintäumen, daß sie in ihren Maßregeln sich mit dem Charakter und der Sinnesart der Nation im Einklange erhalten müsse. Der Staatsmann muß sich also entschließen, in seiner öffentlichen Thätigkeit sich einestheils seiner Individualität zu entäußern in allen Gegenständen, die nicht Gewissenssache sind; er muß mehr sich bewegen lassen als selbst bewegen, mehr nach den Überzeugungen der Nation als nach seinen eigenen verfahren.“

Abgesehen von der Ungenauigkeit des Ausdrucks, indem der Regent nicht nach bloßem Rechtsgefühl, sondern nach möglichst deutlicher Erkenntniß des Wahren und Rechten sich entschließen, sich deshalb auch in seinen Regierungshandlungen nicht bloß eines Theiles, sondern seiner ganzen Individualität nach Möglichkeit entschlagen soll, und ebendeshwegen Gewissensangelegenheiten gar nicht in die Reihe der Regierungsthätigkeiten gehören, enthält diese Anweisung insofern etwas Wahres, als sie Beachtung und Schonung der Volksmeinung und der Sitte anempfiehlt. Doch darf solche dennoch nicht so weit gehen, darum das entschieden Bessere oder Richtige aufzugeben, sondern nur den Widerstand allmählig und mit Klugheit zu überwinden, und nur da dem Volksinne nachzugeben, wo die Sache noch nicht völlig ausgemacht oder noch nicht hinlänglich vorbereitet ist. Auf die Religion hat dies jedoch gar keinen Bezug, da sie keine Staatsangelegenheit ist, sondern lediglich die Überzeugung der Individuen angeht, gleichviel ob sie Regenten oder Unterthanen sind. Den Regenten die Religion des Volks aufzudringen und ihnen deren Bekenntniß zumuthen, ist ebenso rechtswidrig und irreligiös, als wenn Regenten ihre Überzeugung ihren Unterthanen aufzwingen. Auch um einer Krone willen seine Religion verleugnen und verändern, ist Frevel an der Wahrheit und Gotteslästerung, ist ein Beweis, daß Der in der That keine Religion hat, der sich dazu versteht. Nur allein dafür hat die Staatsverfassung Vorsehung zu treffen, daß, wenn der Regent einer andern Kirche angehört, als zu der oder denen sich seine Unterthanen halten, diese darob ungefährdet bleiben und keine Unbill von der Macht erfahren.

„Manche werden durch den Einwurf wankend gemacht, daß eine Nation, so wie andere Formen menschlicher Vergesellschaftung, nicht unsterblich sei, daß ein künftiger Zustand der

Belohnung und Bestrafung für sie nicht eintrete, oder wie man es auch ausdrückt, daß Corporationen keine Seele hätten. Sie haben Seelen, denn sie (1) haben die Fähigkeit zu überlegen, sie haben Persönlichkeit und damit Verantwortlichkeit (1).“

Sie? Wir meinen diejenigen Menschen, welche durch die Verfassung berufen und ermächtigt sind, die Corporation zu vertreten, weshalb denn auch bei rechtswidrigen Entschlüssen gesetzlich nur diejenigen dafür verantwortlich sind, die den Beschluß gefaßt haben, nicht die Widersprechenden oder gar nicht Zugezogenen. Nicht die moralische Person, sondern nur die in ihr vereinigten Menschen können ein Verbrechen begehen. Deshalb heißen Körperschaften moralische Personen. Allerdings sagt ein altes Sprichwort: Was die Könige wirren, büßen die Thäer! Aber nicht von Rechtswegen, sondern weil die Unterthanen die Werkzeuge der Anordnungen ihrer Obrigkeit abgeben und das solchergestalt Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, folglich auch seine Folgen haben muß. Welche Bewandniß es mit der Seele und Persönlichkeit der Gemeinschaften hat, ist schon früher vorgezeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur Seelenkunde der Thiere.

Unter den vielen sonderbaren Erscheinungen, welche auf dem weiten Gebiete der Lagesliteratur fortwährend emporwuchern, wollen wir auf ein kleines Werkchen aufmerksam machen, welches einen speciellen Theil der interessanten Thierpsychologie betrifft. Es ist dies die „Idiologie des animaux ou recherches historiques, philosophiques et glossologiques sur le langage des bêtes“, von Pierquin de Gemblour. Der Verf. hat hier so ziemlich Alles zusammengetragen, was an interessanten Beobachtungen, an kühnen Hypothesen, an sonderbaren Behauptungen und phantasiereichen Schrullen in Bezug auf die Sprache, welche den Thieren eigenthümlich sein soll, von Naturforschern, Philosophen und Phantasten aufgestellt ist. Wir können dieses Werkchen des reichen Materials wegen, das es enthält, allen denen empfehlen, welche an diesem weitläufigen Thema und den mancherlei Fragen, welche damit in Verbindung stehen, einiges Ergötzen finden. Freilich müssen sich die Leser dieser Broschüre auf manche Abschweifung vom eigentlichen Gegenstande, auf manchen kühnen Gedankensprung und auf eine gewisse Selbstüberschätzung von Seiten des Autors gefaßt machen. Es sind dies Eigenschaften, die man alle schon in den frühern Werken des nämlichen Verfassers, der leicht verworren und abspirend zugleich wird, z. B. in seiner Abhandlung „De l'utilité des patois“, nicht ohne Mißbehagen bemerkt hat.

Der Abbé Genoude.

Einer der vorzüglichsten Repräsentanten jener confusen Richtung auf dem Gebiete der Journalistik, welche — dem Anscheine nach wenigstens — die legitimistischen Principien und die Ideen des jungen Liberalismus, die offenbar auf dem Boden der Revolution entsprossen sind, mit den Grundfägen des Katholicismus verschmelzen möchten, ist der Abbé Genoude. Dem Auslande ist er vielleicht bekannter durch ein schönes Gedicht, welches Lamartine ihm widmete, als Genoude, durch traurige Umstände veranlaßt, plötzlich den Priesterstand er-wählte. Wir erhalten jetzt eine Sammlung der „Oeuvres de M. de Genoude, publiées par M. Delaforest“ (Band 1), die sehr händerreich werden dürfte, wenn die ungeheure journalistische Thätigkeit, die Genoude seit mehreren Jahren entfaltet hat, dabei nur einigermaßen berücksichtigt werden soll. 17.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 64.

5. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Beschluß aus Nr. 63.)

„Das Princip der Staatspersönlichkeit und des Staatsgewissens, welches die Religionseinheit gebietet, ist insoweit Modifikationen (also der Nichtachtung, Nichtbefolgung) unterworfen und beschränkt, als der politische Verband thatsächlich verschiedene Religionsverwandte verbunden hat, denen nicht Zwang anzuthun ist.“

Der Zusammenhang ergibt, daß der Verf. mit dieser Unstatthaftigkeit des Zwangs keine rechtliche, sondern nur eine politische und physische meint, weil die Menge sich ihn nicht gefallen lassen, sich ihm widersetzen würde. Wir aber meinen, daß, was dem Einen recht, dem Andern billig ist, und daß so wenig der schwächere als der stärkere Theil gezwungen werden darf, weil eben der Staat dazu da ist, jedwede ungerechte Nöthigung der bloßen Stärke zu verhindern. Übrigens macht es hierbei keinen Unterschied, ob es sich um schon eingeführte oder erst einzuführende Religionen handelt. Die Überzeugung ist an keine Zeit gebunden; sie wirkt zu aller Zeit den Glauben, und dieser die Religion. Jeder Religiöse und jede Religion hat das gleiche Recht hierin, die neue so viel als die alte; nur darf nichts Unsittliches für Religion ausgegeben und behauptet werden. Wäre dem nicht also, mit welchem Rechte hätte Christus seine Lehre verkünden können? Wie hätte irgend eine Religionsverbesserung der Menschheit zugute kommen, wie hätte diese aus den Banden der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Arglist befreit werden mögen?

„Der Staat kann freilich die Theologie nicht zu seinen ständigen Functionen machen, also auch die Lehrmeinungen nicht reguliren, noch darin über Wahrheit und Irrthum entscheiden.“

Gleichwol soll er der oberste Gesetzgeber in den Angelegenheiten der Religion sein, nach seinem Gewissen sie und die Landeskirche ordnen und seine Unterthanen anhalten, in ihr zu leben? Vielmehr folgt eben daraus das Unvermögen des Staats, in Betreff des Glaubens und dessen Bekenntnisses, sei es in zusammenhängender Rede oder in den Gebräuchen des Cultus und dessen Formen, irgend etwas zu bestimmen; sondern seine Wirksamkeit beschränkt sich auf den zu verleihenden Schutz und Sicherheit, auf die Unterdrückung jedes öffentlichen Ausbruchs von Unsittlichkeit und Irreligiosität, endlich auf die Unterstützung und Beförderung derjenigen Kirche oder Kirchen, welche seinen Zweck am besten unterstützen, ohne Beeinträchtigung der andern. Gerade darum, weil Religion eine Sache der Gesinnung, also eine Beschaffenheit oder Zustand des Geistes ist, welche durch das Maß der Erkenntniß, und Gemüthsstärke eines Jeden hervorgerufen wird, und weil die äußern Religionshandlungen nur ein Zeugniß und Symbol von dieser Gesinnung sind, deren Unwahrhaftigkeit ein Verrath an dieser sein würde, darf eine Regierung selbst an sich gleichgültige Handlungen unter keinem andern Vorwande verlangen oder befehlen, sobald sie der religiösen Überzeugung einen Anstoß geben und zu einer Heuchelei, auch nur dem Anscheine nach, Anlaß geben. In diesem Lichte erklärt sich die Gefährlichkeit des Commandos des Kniebeugens vor der Konstante bei den evangelischen Soldaten in Bayern.

„Weil alles Gute eine göttliche Einrichtung ist, und weil nach dem Maße ihrer Wirksamkeit dies bei den verschiedenen Anstalten gradweise zu beherzigen ist, so stellt der Staat im eminentesten Sinne eine von Gott geordnete, also religiöse Anstalt vor. Staat und Kirche bedingen und durchdringen sich wechselseitig, denn beide haben sittliche Motive.“

Sind denn göttliche Anordnung und religiöse Anstalt gleichbedeutend? Oder gibt es im Göttlichen und in seinen Anordnungen Grade, oder ist nicht Alles gleich heilig, insofern es göttlichen Wesens ist? Die Kirche hat aber keinen sittlichen, sondern einen religiösen Grund, den, der Religion zur Übung und Ausbildung zu dienen; und die Religion hat kein sittliches Motiv, sondern beruht auf Gottesfurcht, und die Vorschriften für die Sittlichkeit, die sie ertheilt, entspringen erst aus dieser. Mit dieser Gemeinsamkeit des Ursprungs ist es also schon nichts, so wenig dies einen Beweisgrund ausmachen würde, da aus einem gemeinschaftlichen Ursprunge sehr verschiedene Gestaltungen entspringen können. Cain und Abel waren von Einem Stamme, und Gabriel und Belial von Einer Schöpfung.

„Es ist kaum mehr als die bloße Möglichkeit, daß die Kirche irgendwo die Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung lange überleben könnte; es würde zu ihren positiven Pflichten gehören, ihre besten Kräfte zur Wiederherstellung derselben anzuwenden, und sie muß offenbar (!) entweder in diesem Bestreben glücklichen Erfolg haben oder durch Unterlassung desselben untergehen. Ebenso können möglicherweise Staaten ohne Religion bestehen; dennoch ist die Beobachtung derselben ein Gesetz ihrer Natur, und sie anticipiren, beobachten sie es nicht, die sichere, wenngleich vielleicht späte, Strafe verlegt oder nicht erfolgter Obliegenheit. Auf diese Weise sind diese Mächte coordinirt; jede ist zu Zwecken eingesetzt, die in die Sphäre der andern fallen, aber die spezifische Berichtigung der einen ist nicht die der andern.“

Die größten Thatfachen der Geschichte bekunden das Gegentheil von Dem, was der Verf. für unvermeidlich erachtet. Weder die Veränderungen der Religion haben den innern Staatsverband aufgelöst oder umgestaltet, noch haben die größten Staatsumwälzungen den religiösen und kirchlichen Zustand der Länder umgeworfen. Die Ausbreitung des Christenthums im römischen Reiche geschah unabhängig von aller Verfassungsveränderung; seine Einführung bei allen germanischen und slavischen Völkern hat nichts in ihren Regierungsformen abgeändert; die Kirchenreformation hat im deutschen Reiche und den einzelnen deutschen Ländern, in England und in Scandinavien Alles in den staatsrechtlichen Verhältnissen beim Alten gelassen. Umgekehrt sind das abendländische und morgenländische römische Kaiserthum zerstört worden ohne alle Einwirkung auf das Innere der päpstlichen und byzantinischen Kirche; die mehrfachen Staatsveränderungen in Schweden und die gewaltige Staatsumwälzung in England von Cromwell bis zu Wilhelm von Holland haben in dem Zustande der Kirche nichts umgeformt; die große französische Revolution ist vorübergegangen und die Kirche von Frankreich wieder auf demselben Flecke wie vor 300 Jahren; die südamerikanischen Staaten sind Re-

publikan geworden, ihre Kirchenverfassung ist geblieben. Dagegen hat der Verf. in seinem letzten Sage endlich einmal eine volle Wahrheit ausgesprochen: Staat und Kirche sind coordinirte Mächte, und darum, weil sie dies sind, hat keine über die andere sich zu erheben, keine der andern eine Oberherrschaft anzunehmen, außer so weit diese selbst in dem Gebiete jener sich ansiedelt, keine eine Abhängigkeit von der andern. Wenn aber zwei Begriffe, oder auch die Gegenstände derselben, coordinirt sind, können sie untereinander ebenso wol einstimmig sein, als jeder von ihnen auch mit dem Gegentheile des andern übereinstimmen, niemals aber kann einer dem andern subordinirt oder mit ihm einerlei sein. Dies sind einfache logische Sätze, auf welche zurückgeführt das ganze Verhältniß fogleich klar vorliegt. Welches Dunkel schwebt dagegen über folgenden Behauptungen des Verf.!

„Die Lehre vom Verbundensein in einer Gesellschaft macht deren Glieder zu einem Theile des lebendigen Bundes, wodurch ihnen das Eingehen in andere Verbindungen verboten wird, selbst wenn solche die Förderung des Wortes Gottes bezwecken, dies aber in einer Weise, welche der von Gott vorgeschriebenen zuwiderläuft. In Gemäßheit der Lehre von Einem Körper in der Heiligen Schrift ist das Anerkennen des Christenthums in gesonderten Körperschaften nichts Anderes als eine Unterwürfung der Güte, welche überall vorhanden ist, wo man Das trennt und spaltet, was Gott geeinigt hat.“

Alsdann wäre das Bestehen der hochbischöflichen Kirche unbefreitbar eine Sünde, da sie sich von der allgemeinen Kirche abge sondert hat, welche wenigstens Kraft des Namens es zu sein behauptete. Von Einem Körper steht nun aber nichts in der Schrift, sondern nur von einer Heerde, deren Hirte Jesus Christus selbst sei, und welche folglich in der ganzen Christenheit besteht. Jede größere Heerde wird aber nach Sorten in Haufen getheilt und diese abge sondert auf die Weide geführt, die Hammel, die Stutterische, die Zeilinger, die Lämmer, die Stiere und das Ferkelchen je nach ihrem Bedürfnisse. Das verschiedene geistige Bedürfnis gestattet denn auch den Gläubigen, solche Sondernung selbst vorzunehmen, da sie selbst jenes nur empfinden und bemessen können und weil, wie wir schon gesehen haben, überall keine Verbindlichkeit bestehen kann, in Sachen der Religion einer andern Überzeugung zu folgen, als der eigenen. Das Eingehen einer Verbindung enthält auch überall nicht das geringste Hindernis, noch in jede andere Verbindung beliebig einzutreten, als insofern die erstere ihrer Natur nach ausschließend ist wie in der echten Ehe, oder insofern dadurch ganz oder theilweise eine Aufhebung oder ein Zuwiderhandeln gegen die obhabenden Pflichten begangen oder doch angeleitet würde. Das Bürgerthum kann hiernach kein Hindernis abgeben, nach Überzeugung in eine Kirche ein- oder auszutreten. Der Staat, der Solches verbietet, erlaubt sich eben damit nur einen Mißbrauch seiner Gewalt.

„Die Befugnis der vermeintlichen Wahl der bessern Religionslehre ist noch sonst verderblich, indem sich damit ein Recht angemacht wird, das dem Einzelnen nicht zusteht. Es führt solches zu dem Glauben, daß die Macht der geoffenbarten Wahrheit in den abstrakten Formen ihrer Lehrsätze gerade so enthalten ist, als wir, wenn wir eine mathematische Formel mit Genauigkeit aufgestellt haben, wissen, daß wir im thatsächlichen Besitze aller ihrer Resultate sind, und als wir ferner, wenn wir ihr eine engere Fassung geben, immer noch darüber sicher sind, welche Resultate wir dadurch ausschließen und wie viele davon fehlen bleiben. Es ist das Gefährlichste, nach einem solchen Grundsatz das Christenthum zu handhaben, das Verweigen, in dieser Weise mit einer Gnadengabe Gottes zu schalten. Die Kirche, von ihm mit der Verkündigung der Lehre beauftragt, hat allerdings in ihren ältesten Bekenntnissen, offenbar unter dem Einflusse der Inspiration, die großen Gnadenwahrheiten des Glaubens, die uns durch den Mund der Apostel überliefert sind, verkörpert. Hiernit wagte sie nicht, einen Theil Dessen auszustoßen, was geoffenbart ist; vielmehr

wollte sie nur in dem Zusammenhange des fortschreitenden Unterrichts denjenigen Wahrheiten eine mehr hervorstechende Stelle geben, worauf der übrige Inhalt des Christenthums erbaut ist. Diese Summe des Glaubens, den sie in dieser Weise angenommen hat, beabsichtigt ihren Unterricht anzuleiten, nicht ihn zu beschränken. Hinsichtlich seiner Anordnung und Methode ist sie sein Richter; ihres Amtes ist es, Äußerungen der Privatansicht zu dulden oder zu verbannen, da diese sich darauf beschränken muß, sich der Schrift und ihrer allgemein verbindlichen (catholic) Interpretation anzuschließen. Niemals aber hat sie gesagt, noch kann sie sagen: Mit diesem geschriebenen Credo will ich mich begnügen und nichts weiter verlangen. Beiwelchem weniger noch kann irgend eine andere Untericht, als die ige, den Weg der Belehrung, den das Credo offen läßt, verschließen, und am wenigsten besug sein, eine neue Form oder Classe von Dogmen aufzustellen.“

Gerade darum, weil die meisten Religionsätze zu keiner mathematischen Gewisheit zu bringen sind, nicht einmal zu einer philosophischen, und weil doch ohne Heuchelei von Niemandem ein Glaube behauptet werden darf, den er nicht selbst hat und der nicht in seinem Gemüthe lebt, ist es moralisch unmöglich, daß irgend einem Menschen von einem oder mehreren Andern vorgeschrieben werden könne, was er zu glauben habe. Gerade deshalb, weil dies die Reformatoren eingesehen haben und weil es geschichtlich durchaus unwahr ist, daß Gott der Kirche den Auftrag gegeben habe, sein Wort zu verkünden, den Glauben festzustellen und zu sichern, und das Richteramt über die Glaubensansichten aller Bekenner der Lehre Jesu zu führen oder allein dieselbe für Alle verbindlich auszulegen und zu erklären, weil vielmehr die Kirche mittels dieser Annahme die reine Lehre Jesu mit vielerlei Deutungen und Zusätzen versehen hatte, durch die sie entstellt worden war: so erkannten sie in ihrer Begeisterung für die Religion ihren Beruf von Gott, dieselbe wieder zu säubern und zu ihrer Lauterkeit zurückzuführen, indem sie das Urtheil darüber nicht der Kirche, sondern der Vernunft vindicirten, vermöge welcher, nach dem ausdrücklichen Gebote der Schrift, Alles von einem Jeden geprüft und nur das Richtige beibehalten werden soll. Es ist um deswillen nur das halbe Princip des Protestantismus von dem Verf. ausgesprochen worden, wenn er die Heilige Schrift für die alleinige Grundlage der Religionslehre erklärt, sondern es gehört dazu noch wesentlich, daß die Auslegung und das Verstandnis derselben einem jeden vernünftigen Menschen nach seinem besten Wissen und Gewissen zusteht, ihm nicht verschränkt werden dürfe, sondern unantastbar sei. Hiernach allein gründete sich ihre Befugnis, der Kirche zu widersprechen, ja selbst die Widersetzlichkeit Jesu gegen den Sanhedrin. Die Lehre dieses Meisters ist es, worauf der evangelische Christ seinen Glauben gründet; aber er läßt sich nichts weismachen noch untergeschoben, sondern braucht seinen Verstand, um zu prüfen, was Lehre Jesu sei und was sie besage. Soll Inspiration eine unmittelbare göttliche Eingebung bedeuten, so schließt schon deren Vorgeben aus dem Mittel der evangelischen Kirche aus, weil davon in der Schrift nichts steht, sondern nur die Tradition sie eingeführt hat. Soll dieselbe aber jene Begeisterung der Seele bezeichnen, welche das überraschende Aufgehen des Lichts der Erkenntnis und der Wahrheit entzündet, so hat Jesus seinen Schülern allerdings diesen Trichter vertheilt, durch den sie erst geschickt wurden, das Wort zu vollbringen, zu dem sie auserworen waren, welcher später in den Reformatoren sich wieder kundgab, und ihnen vorarbeitend aus so manchem Munde redete, den die Kirche gewaltsam verschlossen hat, von welchen wir hier nur Abälard, Bruno, Huss und Wicliff nennen wollen. Von einer Vererbung dieses heiligen Geistes steht in der Schrift wieder nichts, und deswegen können evangelische Christen weder an eine Unfehlbarkeit der Kirche glauben noch ihr ein Gewicht über ihren Glauben einlegen. Am allerwenigsten aber mag sich der Verf. auf die Inspiration für die 39 Artikel der anglikanischen Kirche

bestehen, da weder der blutdürstige König Heinrich noch die hinterlistige Elisabeth damit begabt sein konnten, und die Zustimmung des Parlaments, das erst im Jahre 1554 die päpstliche Kirche wieder für die alleinseligmachende erklärt hatte und einen Hawkes, Ridley, Latimer und Cranmer ihr in Flammen opfern ließ, kann sie nicht ersetzen. Eigenmächtig hatte Heinrich sich selbst für das Oberhaupt der Kirche von England, und die schlaue Elisabeth für deren Gouvernör erklärt, hatten sie den Leutid durchgesetzt und das kirchliche Kind ihrer Schöpfung mit dem Blute von Tausenden getauft, die ihren Glauben auf ihren Befehl aufzugeben sich nicht entschließen mochten. So verdrängten sie selbst aus einem großen Theile von England die Reformation und die evangelische Kirche, die doch schon ebenfalls früher Fuß gefaßt hatte, aber ihrer Politik und Herrschsucht nicht entsprach, und welche allerdings eine so entstandene und begründete Kirche weder in England selbst noch in Schottland für ihre Schwester hat anerkennen können.

Ebenso geschichtswidrig ist die Angabe des Verf. von dem Wesen und der Geltung der vorhandenen kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Ausgemacht war zu den Zeiten der Apostel ein sehr einfaches und kurzes Glaubensbekenntnis im allgemeinen Gebrauche, welches nur die Grundlehren des Christenthums enthielt, aber, bis auf die Anfangsworte, ganz verloren gegangen ist, weil es dem Rechtgläubigkeitseifer nicht genügte, nur daran festzuhalten, sondern weil er für den ganzen Lehrinbegriff einen festen Anhalt verlangte. Solchergehalt wurden von Jahr zu Jahr immer mehr Bestimmungen in dasselbe aufgenommen und sein Werth nach seiner Vollständigkeit bemessen. Das älteste von diesen nichtapostolischen, dennoch aber als Stellvertreter des apostolischen eingeführten Bekenntnisses ist unbekannter Ursprungs, drei Jahrhunderte nach Christi Tode erst fertiggestellt und hat keine andere Beglaubigung, als daß man sich dessen eben im kirchlichen Gebrauche bediente. Aber auch dieses genügte bald nicht mehr, da immer mehr Glaubenslehren in Discussion gezogen wurden, so daß die Väter auf dem ersten Nicäischen Concil Alles zusammenzustellen für nöthig fanden, was sie für rechtgläubig erachteten, und nicht lange nachher auch dies wieder nicht zureichte, sondern irgend ein unbekannter Anhänger des Anastasius in Folge der Streitigkeiten mit den Arianern dasselbe noch viel mehr zu erweitern sich berufen hielt. Der Zweck dieser Glaubensbekenntnisse war also die Aufstellung möglichst vollständiger Glaubensnormen, die dann durch spätere Concilienbeschlüsse, insonderheit durch die tridentinischen, immer weitere Ausdehnung erhielten. Unannehmbar ist die Beschränkung einer jeden Kirche gewesen, damit einverstanden sich zu erklären, sich ihrer zu bedienen und sie in den kirchlichen Gebrauch einzuführen; nur dazu hatte keine ein Recht und Ansehen, daraus Glaubensvorschriften zu machen, für alle Zeiten die Gewissen daran zu binden und Diejenigen zu verfolgen, die daran nicht glauben konnten und mochten; denn frei wie der Gedanke ist auch der Glaube. Das Geistige ist keiner irdischen Macht unterthan, und eine solche ist auch die Kirche, die irdische Verkörperung der Religion, dieses geistigen Wesens. Ehe eine Kirche entstehen konnte, mußten Gläubige da sein, die sich über die Form ihrer äußern Gottesverehrung vereinbarten, nach Maßgabe ihres Glaubens, also die Kirche auf ihrem Glauben errichteten, ihn nicht von dieser empfangen. Eben dies Verhältnis ist das durch alle Jahrhunderte fortwährende, weil wesentliche; in jedem Zeitabschnitt ist dies Gemeinsame in der bestehenden Religion der Einzelnen, welches sie dann in einer äußern Form und Gebrauchthum zu ihrer Andachtsübung darstellen, das Fundament der Kirche, und diese nur die Dienerin, nicht die Gebieterin der Religion und der Menschen, in denen dieselbe lebt.

„Wollte der Staat sich nicht an das Glaubensbekenntnis der Kirche binden, würde dies die Folge haben, daß er einen Canon wesentlicher Dinge aufstellte, zu deren Dienst er nicht eingesetzt ist. Es würden auf diese Weise die Dogmen nach unserer menschlichen Ansicht ihrer Folgen classificirt werden, und

der Staat würde dadurch ein Solterium aufstellen, das in allen Begriffsständen ständiger Art durch seine Anwendung niedrigen erniedrigen würde. Endlich würde er den Umstand übersehen, daß alle christliche Lehre völlig abhängig ist von dem inneren Leben des heiligen Geistes, das der Offenbarung als einem Ganzen, nicht einzelnen Theilen derselben vertheilt ist. Er würde also in Einseitigkeit verfallen und das eng verknüpfte in seinem organischen Zusammenhange zerstören. Theilweise Unterweisung in der Religion kann nur als Vorbereitung dazu gerechtfertigt werden. Wenn man aber das Glaubensbekenntnis einer Sekte schützte, das sich absolut auf die Negation dessen gründet, was ein Staat für einen Theil der gesonnenen göttlichen Wahrheit halten muß (1), so ist die von ihr behauptete Lehre nicht ein Element, sondern eine Verwundung der Wahrheit, sie ist nicht ein Theil des Körpers, sondern von ihm geschieden.“

Aber welche Lehre muß denn der Staat für einen Theil oder auch für einen Ausfluß der Offenbarung halten, wenn zwei vernünftige Menschen darüber nicht übereinkommen können? Und wenn nun die eine Partei Dies für das Offenbarte oder für eine Offenbarung, die andere Senes dafür erachtet, woran hält sich der Staat? An die Kirchenlehre! Das wäre ja eine Voraussetzung der Folgerung, die sich kein richtig denkender Mensch zu Schulden kommen lassen darf. Erst wenn über die Wahrheit der entgegengesetzten Lehre entschieden wäre, könnte von deren Befolgung die Rede sein. Die Antwort ist aber hier ganz nahe liegend. Weil es nicht zu den Functionen des Staats gehört, die Theologie zu studiren, noch weniger darin zu entscheiden, liegt es ganz außer seiner Geschäftssphäre, in Glaubenssachen irgend etwas positiv zu bestimmen und vorzuschreiben, sondern sein Wirkungskreis muß sich darauf beschränken, daß er einerseits nicht duldet, daß unter dem Vorwande religiösen Glaubens der Sittlichkeit und dem Staatsrechte, oder seinen in Gemäßheit desselben erlassenen Verordnungen zuwidergehandelt und entgegenge wirkt werde, also auch nicht Glaubensartikel von der Art gepredigt und eingeprägt werden, und andererseits, daß er solche Glaubensartikel, deren Verleugnung auch in bürgerlicher Beziehung Mißtrauen zu erregen geeignet ist, für Bedingungen eines von ihm zu beweisenden besondern Vertrauens erklärt, z. B. den Glauben an Gott, an die Obliegenheit der Wahrhaftigkeit, der allgemeinen Bruderliebe. Einen zweiten Verstoß gegen die Logik begeht der Verf., indem er in Worte stellt, daß auch von einem Theile gelten müsse, was dem Ganzen zukommt, daß folglich in jedem einzelnen Theile einer echten Religion der heilige Geist sich offenbaren müsse, der sie ganz und gar durchdringt. Endlich hat der Verf. vergessen, daß die Christenheit lange Zeit bei Juden und Heiden nur für eine Sekte der Erstern gegolten, und daß sie sich selbst als solche angesehen und ausdrücklich erklärt hat, wie aus der Schrift zu ersehen. Hiernach würde deren Verfolgung eine gerechtfertigte Sache gewesen sein, wenn des Verf. Theorie Gültigkeit hätte.

„Nachdem die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist, den subjectiven Formen des Glaubens Realität verliehen (1) und tatsächliche unerschütterliche Wahrheit zum gemeinsamen Erbtheil aller Menschen gemacht hat, würde die Erscheinung, daß der christliche Glaube jemals zu einem, unter vielen gleichstehenden Kostgängern (!) einer Regierung verschiedenartig ausgebildeten Bekenntnisse herabsinken könnte, den Beweis liefern, daß die subjective Religion die ihr von Gott verliehene Stütze, ihre objective Realität, verloren hätte, oder es würde, wenn unter dem dürftigen Schutze ihres Namens eine Menge widerstreitender Systeme in eine gleichberechtigte Stellung gebracht werden und miteinander die Wohlthat des Rechtschutzes genießen sollten, eben dies beweisen, daß wir aus der Religion, in welche das Evangelium uns gebracht hat, wiederum in die zurückgehen im Begriffe sind, in welcher es die Menschheit vorgefunden hat.“

Bis auf den heutigen Tag ist die Christenheit in der Mensch-

heit noch sehr in der Minderzahl, also die unerschütterliche Wahrheit noch nicht das Erbtheil aller Menschen geworden. Doch lassen wir Das, da es dem Verf. hier nicht darum zu thun ist, den Vorzug des Christenthums vor allen andern Religionen darzuthun, sondern nur die Nothwendigkeit der Einheit in der Christenheit. Diese aber besteht unsers Wissens darum, weil alle verschiedene Bekenntnisse von Christo ausgehen, jede christliche Kirche dies behauptet und als eine solche auch von den andern von den Nichtchristen unterschieden wird. In den Hauptsätzen, dem Glauben an einen einigen Gott, den Vater aller Menschen, der Verehrung Jesu Christi und der Heiligung des Geistes durch seinen Unterricht sind alle Christen einverstanden, und wir bezweifeln, daß irgendwo eine Religion vorhanden sei, wider zum Juden- oder Heidenthume zurückzukehren. Dagegen theilt sich die Christenheit in zwei große Sippen, von denen die eine für immer festhalten will, was die Kirche einmal aus der Lehre Jesu gemacht hat, die andere sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Abthnung aller Kirchensatzung zur reinen Lehre Jesu und deren in ihr selbst begründetem Verständnisse zurückzukehren. Beide entgegengesetzte Parteien zertheilen sich wieder in verschiedene Unterabtheilungen, je nachdem dort der Inhalt des objectiven Glaubens, hier der Fortschritt der subjectiven Einsicht und Aufklärung gemeinschaftliche Uebereinstimmung oder Abweichung bedingt hat. Im Verhältnisse zu der ganzen Christenheit sind alle diese Kirchen untereinander Sekten, die unter Gottes Fügung und Regierung sich gebildet haben zu seiner Verherrlichung, soweit sie es redlich meinen und treiben. Eben diese Bedingung schließt von selbst allen Indifferentismus aus; Keinem kann sein Verhältniß zu Gott eine gleichgültige Sache sein; aber ebenso weit entfernt muß ihre Bahn von Überhebung und Verbammung sein, weil es Gott allein ist, der die Herzen erkundigt, die Menschen aber sich untereinander als christliche Bekenner Dessen achten müssen, was sie zu glauben vermögen. An dieses Gesetz sind auch die Regierungen der Staaten gebunden; jeder Religiöse hat auf diese Achtung ein Recht; jeder Religion oder vielmehr jeder Kirche muß der Schutz des Staats gewährt werden, die sich dessen nicht selbst unwürdig macht; über ihren theologischen Werth gebührt dem Staate kein Urtheil, weil solches außer seiner Sphäre liegt. Diese rechtliche Gleichstellung und die Verträglichkeit der verschiedenen Kirchen bekundet der Vereinsstaat von Nordamerika, dessen gesetzgebende Versammlung allemal durch ein feierliches Gebet eröffnet, dadurch, daß hierbei darauf gesehen wird, daß der solches sprechende Geistliche abwechselnd aus allen verschiedenen christlichen Kirchen gewählt wird, indem darin nichts aus den Unterscheidungslehren vorkommen kann noch darf. Schon weniger freundlich ist es, wenn die religiöse Feindlichkeit politischer Begebenheiten in den verschiedenen Kirchen nebeneinander begangen wird, wobei sich denn natürlich die Glaubensgenossen des Regenten an diesen anschließen. Doch ist rechtlich auch hiergegen nichts einzuwenden. Dagegen haben wir Alles gegen eine subjective Glaubensform mit Objectivität oder gar objectiver Realität einzuwenden, weil nach unserer Logik widersprechende Merkmale zu einem Begriffe nicht zu verbinden sind.

„Der Staat ist ein einzelnes menschliches Wesen nach unserer Erörterung (?). Hat er nun sittliche Wirkksamkeit, muß er auch der sittlichen Wahl fähig sein. Diese Wahl muß aber auf die Wahrheit allein sich stützen, zum wenigsten auf die nächste Annäherung daran. Darum müssen wir jederzeit, sobald der Staat nicht im Stande ist, ein klares und erkennbares Bekenntniß seiner Einheit im Glauben abzulegen, behaupten, daß das nationale Leben in demselben Verhältnisse in seiner sittlichen Erfüllung verkümmert sein müsse, weil in der vornehmsten leitenden Kraft seines Wesens eine zwieträchlige Thätigkeit obwaltet.“

Es verhält sich mit dem Leben und Treiben der Religion in noch weit höherm Grade wie mit dem Gewerbebetriebe; je

maße der Staat sie sich selbst überläßt und nur alle Angelegenisse verhältet, desto besser für sie. Eine Wahrheit, welche zu erkennen gar nicht zu den Berichtigungen des Staats gehört, wie eingestanden, ist für ihn keine Wahrheit. Aus seiner moralischen Obliegenheit, die, wie wir gesehen haben, ihn noch zu keiner allgemeinen Moralitätsaufsicht macht, folgt endlich in Betreff seiner Stellung zur Kirche und Religion durchaus gar nichts. Was aber seines Amtes nicht ist, da laß seinen Vorwitz!

Solchergehalt vermeinen wir unsere Schuldigkeit unsern Lesern erwiesen zu haben, ohne denselben die weitem Capitel in gleicher Art vorführen zu dürfen. Dies würde ein dickes Buch geben. Wenn die Begründung des Ganzen in diesem zweiten Capitel bei näherer Besichtigung aus eitel geschnitten und marmorirtem Trieblande besteht, kann jenes von keinem Hakte sein. 43.

Literarische Notiz.

Metrische Übersetzungen römischer Dichter.

Unermüdetlich wie Sisyphus mühen die französischen Übersetzer sich ab, die schwere Last einer gelungenen Uebersetzung der altclassischen Dichterverke auf den Gipfel der Vollendung zu bringen. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, die prägnanten Verse der lateinischen Poesie in französischen Reimen wiederzugeben, ohne in die Scylla der Undeutlichkeit oder die Charybdis der Verwässerung zu fallen. Wenn auch das Ideal einer treuen, lesbaren Uebersetzung, welche den unge-trübten Genuß des Originals einigermaßen zu ersetzen im Stande wäre, noch lange nicht erreicht ist, so muß doch anerkannt werden, daß jene sprichwörtlich gewordene Breite Dacier's längst aufgegeben ist und daß eine gewisse Körnigkeit des Ausdrucks, die mit angemessener Eleganz vollkommen vereinbar ist, und vor Allem eine treue Anschmiegung an den Sinn wenigstens angestrebt wird. Zu den bessern Uebersetzungen classischer Reisterwerke des Alterthums, welche uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind, gehört eine Bearbeitung der Theaterstücke des Plautus von Alphonse François („Théâtre de Plaute, traduit de M. A. F. accompagné d'une notice sur la vie et les ouvrages de Plaute, de l'analyse de chaque comédie et des imitations de notre théâtre"). Wenn wir indessen auch dieser neuen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und vorzüglich zugeben, daß durch diese Uebersetzung frühere Versuche beivielem übertriffen werden, so können wir uns doch noch nicht gerade veranlaßt sehen, in das übertriebene Lob einzustimmen, das dem Verf. derselben in verschiedenen Journalen in überschwänglichem Maße spendet wird. Überhaupt ist es eine seltsame Erscheinung, daß in Frankreich, während manche bedeutende selbständige Erscheinung spurlos vorübergeht, diese Art von Arbeiten oft ein unerklärliches Aufsehen erregt. Vielleicht rührt dies daher, daß die römische Poesie in Frankreich immer noch mit einer gewissen Vorliebe geübt und gepflegt wird, und dann bringen die französischen Kritiker, die sich über solche Arbeiten vernehmen lassen, wol immer die ungeheuren Schwierigkeiten, die im Wesen der französischen Sprache und Poesie begründet sind, bei ihrer Beurtheilung mit in Anschlag. Von allen lateinischen Dichtern, welche von französischen Verskünstlern zum Gegenstande ihrer Studien und Bemühungen gemacht werden, ist keiner, dessen Dichtungen so oft bearbeitet worden wären als Horaz, der schon bei den steifen, glattfüßigen Anhängern der eigentlich classischen Schule in ganz besonderm Ansehen gestanden hat. Als literarisches Curiosum mag es bezeichnet werden, daß vor kurzem eine poetische Bearbeitung dieses Dichters erschienen ist, die mit einer Menge von politischen Anspielungen, welche in den Anmerkungen vertheilt sind, gespickt ist. Sie rührt von Delort, Generalleutnant, Adjutanten des Königs, her. 17.

Donnerstag,

Nr. 65.

6. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

Vor 30 Jahren fragte Kant nach der Möglichkeit einer Metaphysik, hielt Dasjenige, was bis dahin Metaphysik gewesen, ungenügend, sprach von einem Thurm, den die baulustige menschliche Vernunft mehrmals schon aufgeführt und wieder abgetragen habe, wollte daher durch Kritik der reinen Vernunft Schein von Wahrheit untersuchen und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß bestimmen. Zwar von jeher wurde die metaphysische Richtung des Völkerglaubens durch Religion befriedigt, und das Einfache konnte dünken, sich an die Aussagen derselben zu halten, wie auch ganze Zeitalter gethan, allein eine von religiöser Vernunftschaff sich losagende Philosophie mochte das Metaphysische auf eigene Hand finden und angehen. Offenbar liegt hierin eine Negation, nämlich diejenige der Hingänglichkeit überlieferter Religionslehre, zu welcher Kant die zweite fügte, daß vorläufig Speculation auf eigene Hand nichts Haltbares zu Stande gebracht. Insofern sind jede selbständige Philosophie und Kritik negativ, nämlich in ihrem Ausgange, und ob sie es bleiben bis ans Ende, wird von den Resultaten ihrer Speculation und Prüfung abhängen. Eine positive Philosophie im vollständigsten Sinne müßte die Kritik als ein ihr Fremdes beseitigen und ihre Selbständigkeit unter die Obhut einer im Laufe der Zeiten festgewurzelten Religionslehre stellen.

Negationen und Positionen solcher Art bilden die Pendelschwingung der Geschichte der Philosophie; bald überwiegen jene, bald diese, und ist es zum Äußersten auf irgend einer Seite gekommen, so pflügt die Bewegung nach der andern sich hinüberzuwenden. Das ist der Fall bei ganzen Zeitaltern und einzelnen Menschen, man spricht von Ungläubigen und Gläubigen, und erfährt, daß jene zu diesen, und diese zu jenen werden. In Deutschland zeigt die Philosophie seit Kant die mannichfachen Gestalten, wir finden Glauben und Unglauben an die Kirchenlehre, gläubiges Vertrauen und ungläubiges Misstrauen (Kritik) in die Kräfte der Speculation, ja noch bis auf den heutigen Tag streiten die Wortführer über Negation und Position, und die lebhaftesten Hoffnungen jener ersten Anhänger Kant's und seiner kritischen Macht für eine allgemein-gültige und gelovende Metaphysik und Philosophie sind unerfüllt

geblieben. Den Lauf der einzelnen Verrückungen während des halben Jahrhunderts zu verfolgen, ist gewiß höchst lehrreich, und es bieten sich dazu in neuerer Zeit unterschiedliche Führer, von denen einer der jüngsten sehr zu empfehlen steht:

Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissenschaftliche Entwicklung und ihre Stellung zu den politischen und sozialen Verhältnissen der Gegenwart. Von Karl Biedermann. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1843. Gr. 8. 4 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Mit großem Fleiß gibt der Verf. eine Übersicht des Inhalts der verschiedenen Systeme, und, weil durch deren Nichtübereinstimmung die Kritik wieder hervorgerufen wird, auch kritische Bemerkungen, der Einsicht des Lesers zu Hülfe kommend. Welch ein reiches philosophisches Saatfeld! Unmöglich können unsere Blätter nur die Hauptpunkte des Ganzen (der erste Band zählt 543, der zweite 738 Seiten) berühren, wir müssen uns begnügen, gleichsam die Spitzen einzelner Ähren abzubrechen, und daran etwas Charakteristisches zu erläutern.

Im Unterschiede von andern Führern will der Verf. nachweisen, wie die deutsche Philosophie unter dem Einflusse des Lebens und der in seiner Bewegung sich erzeugenden Ideen des Fortschritts entstanden ist und sich entwickelt hat; er bezeichnet in dieser Hinsicht die moderne Philosophie als eine Tochter des christlichen Glaubens, die sich gegen ihren Vater erhoben und ihn vom Throne gestossen. Zu den Zeiten der Scholastik war das anders, doch erhob sich schon der Nominalismus als Vertreter des kritischen gegen den Realismus als Vertreter des dogmatischen Princip. Die Gesamtheit dieser Untersuchung hieß Metaphysik. Seit dem Kampfe des 16. Jahrhunderts gegen Scholastik entwickelte sich in England und Frankreich Skepticismus, in Deutschland systematische Philosophie, welche das dogmatische Princip vertheidigte oder bestritt, aber weniger praktisch war als in England und Frankreich. Die Deutschen waren mehr Denker, Träumer und Schwärmer als praktische oder politische Leute. Man könnte den französischen Materialismus als einen Übergang von der Metaphysik zur empirischen oder analytischen Methode betrachten. So erschien das 18. Jahrhundert.

Zu Kant's Zeit galt es, den Idealismus und Empirismus, das dogmatische und kritische Princip durch

ein organisches Band zu verknüpfen, und er versuchte dies durch eine Art von Gleichgewichtssystem, oder, mit modernem politischen Ausdruck, von juste-milieu. Dabei zeigen sich Ungefügigkeiten; denn die Einschränkung, an welche Kant den Gebrauch der allgemeinen Ideen im Gegensatz mit dem alten Dogmatismus bindet, daß sie die empirischen Erkenntnisse durch ein allgemeines Princip in systematische Ordnung bringen, hebt das Princip der Synthese a priori auf. Dennoch wird die letztere angenommen, und dies bildet einen schwer zu lösenden Widerspruch. Eigentlich zerstört der Criticismus die Metaphysik als ein vorgebliches System von Erkenntnissen in Bezug auf das Übersinnliche, leugnet freilich nicht das Dasein einer übersinnlichen Welt, aber verwehrt der Vernunft jeden Eingang in das Innere dieses unbekannten Landes. Kant's Reform leidet an bedeutenden Fehlern (Vd. 1, S. 168 fg.), es herrscht ein Princip der Vermittelung und Unbestimmtheit, welches zwar auf Entwicklung ausgeht, aber dabei immer wieder an einem unbeweglichen Punkt festhält; welches sich für die Individualität erklärt und dennoch nicht vom dem alten Absolutismus loskommen kann. Daher, was er verworfen, kam nach ihm wieder, die Metaphysik erhob noch bei seinen Lebzeiten ihr Haupt, das absolute Wissen sammt allen transcendenden Ideen ward wieder auf den Thron der Philosophie gesetzt. Hr. Biedermann stimmt Kant bei, aber aus dem Grunde, weil Dinge an sich und unsinnliche Substanzen nichts weiter als eine metaphysische Abstraction sind. Kant's Moralprincip enthält zu einseitig die Bekämpfung der Leidenschaften, die Sinnlichkeit muß nicht bloß bekämpft, sondern auch entwickelt und geregelt werden, das Reich des Physischen und das des Moralischen sind zu sehr als ungleichartig und beziehungslos gesetzt. Jene Uneinigkeit der kritischen Philosophie mit sich selbst hat schon zu Anfange unsers Jahrhunderts F. H. Jacobi („Über das Unternehmen des Criticismus die Vernunft zu Verstande zu bringen“; Werke, Vd. 3) ausführlich dargelegt.

Unserm Verf. empfiehlt sich das Princip der freien Entwicklung als Triebfeder und Richtschnur für den Willen, als Moralprincip und Socialprincip; es ist allen Naturwesen in verschiedenen Graden eigen. Zwar ist das organische Leben der höchste Ausdruck dieses Bildungsprincips in der Natur, allein auch in Krystallisation, Adhäsion und Cohäsion äußert sich die bildende Naturkraft. Dem teleologischen Princip Kant's wäre daher folgende Fassung zu geben: Jede besondere Daseinsform ist das Resultat eines eigenthümlichen Bildungstriebes, wir vermögen ihn nicht unmittelbar zu erkennen, sondern bloß annäherungsweise, durch Beobachtung und Berechnung der Wirkungen. Je höher und vollkommener dies Princip in einem Wesen ist, desto größer wird der Abstand zwischen dem innern Leben und den äußern Wirkungen, und wir sind daher geneigt, es als einer höhern geistigern Ordnung der Dinge angehörig zu betrachten.

Die Idee einer fortschreitenden Entwicklung der

Menschheit beschäftigte im ersten Jahrzehnd der französischen Revolution alle Denker. Kant erwartet einen Fortschritt zum Bessern nicht von unten hinauf, sondern von oben herab, d. h. nach einem überlegten Plane der obersten Staatsmacht, was allerdings sehr richtig ist, wenn man das Obere als durch Vernunft geregelt, das Untere dagegen als Inbegriff roher unregelter Kräfte betrachtet. Bezüglich auf Religion huldigt Kant statt eines Kirchenglaubens der Vernunftreligion und sieht die Fortschritte der Menschheit in einem Übergange des ersten zur letztern als eine Annäherung des Reiches Gottes. So machte sich der Criticismus auf der einen Seite zum Organ der Ideen des Fortschritts, in den beiden Hauptrichtungen des Lebens damaliger Zeit, der Politik und Religion, und brachte andererseits diesen Fortschritt wieder auf ein festes Maß zurück, das nicht selten mit dem Princip in Widerspruch stand, wo aber durch diese Doppelseitigkeit es den Kühnen wie den Furchtsamen möglich wurde, der philosophischen Lehre beizustimmen.

Neben der Bestimmung zeigte sich inzwischen auch Gegensatz, und J. G. Fichte unternahm in seiner Wissenschaftslehre, über Kant hinausgehen. Identität unsers Bewußtseins ist dessen Grundgesetz, die erste oberste That-handlung unsers Ich. Das Ich ist schlechthin, weil es sich setzt und als was es sich setzt, es ist das oberste Princip alles Denkens. Hr. Biedermann bemerkt: Wir können dieses Ich als eine einfache Einfachheit oder als einen Proceß der Entwicklung betrachten, und bei Fichte sehen wir die Idee der Einfachheit mit der Idee der Thätigkeit oder Entwicklung überall im Streit. Sein absolutes Ich ist eine willkürliche metaphysische Abstraction, sein praktisches Ich entspricht der fortschreitenden Entwicklung des Menschen, sie ist aber fälschlicherweise in einer mystischen Einskehr in sich selbst und Abkehr von der Außenwelt gesucht, wodurch auch das Verhältniß zwischen dem praktischen und theoretischen Ich verrückt wird. Dadurch spaltet sich Fichte's philosophische Wirk-samkeit in eine praktische, mystische und eine zwischen beiden getheilte. Zur Leitung unsers Willens bedarf es keiner fremdartigen, übersinnlichen Triebfeder, sondern unsere sinnliche Natur enthält die beste Triebfeder in sich, nämlich den Trieb nach unendlicher Thätigkeit und Entwicklung. Was andere Geschichtschreiber der Philosophie als eine spätere Veränderung der Ansichten auslegen, betrachtet unser Verf. als natürliches Resultat der ursprünglichen Richtung des Fichte'schen Systems, welche Dogmatisches, Praktisches und Kritisches in sich schloß, und das dogmatische Element brauchte sich nur zu einer förmlich mystischen Richtung zu entwickeln.

Schelling's Philosophie des Absoluten will den Zwiespalt zwischen der idealen Seite (Ich) und der realen (Natur) des menschlichen Wissens ausgleichen durch einen höhern Standpunkt über beiden. Es gibt Entwicklungsstufen des Absoluten oder Potenzen; zu den realen gehören Magnetismus, Electricität und Galvanismus, zu dem idealen Wissenschaft, Kunst, Staat, Kirche

Sechster Abschnitt: Bedeutung des Staats und Religion, die Anschauung Gottes in seiner unendlichen Selbstoffenbarung und Selbstentwicklung, die ihren höchsten Ausdruck in der Geschichte findet. Die Geschichte des Menschengeschlechts ist die Geschichte des menschgewordenen Gottes, denn die Menschheit ist die höchste Form der Erscheinung des göttlichen Wesens in der Welt. Streng genommen kann im Identitätssystem von einem Gegensatz zwischen Gott und der Welt, ja selbst von einem Uebergange des Einen in die Andere nicht die Rede sein. Indessen der Gegensatz trat später wieder hervor, die Idee der Persönlichkeit Gottes und die seiner Entwicklung in der Welt wurden combinirt, es sollte eine Construction der Weltentwicklung zu Stande kommen, die aber von der unbegründeten Voraussetzung eines absolut einfachen Elements (einer bloßen metaphysischen Abstraction) und einer aus der Erfahrung gewonnenen Gestaltung oder Entwicklung ausgeht, sonach nicht constructirt. Nach solchen vermeintlichen Constructionen schrieb einst Hegel eine Abhandlung, daß keine andern Planeten außer den damals bekannten entdeckt werden könnten, als Oibers noch in demselben Jahre vier neue Planeten entdeckte. Die Erklärungen über das Verhältniß der verschiedenen Potenzen zueinander widersprechen sich fortwährend; so wird das eine Mal die Wahrheit für den niedrigsten Grad der Entwicklung des Idealen erklärt, allein zu gleicher Zeit gesagt, die Philosophie schließe alle Stufen des Absoluten in sich und sei gewissermaßen die Selbsterkenntniß des Absoluten.

Bezüglich auf das Staatsleben verläßt Schelling die weltbürgerliche Ansicht Kant's von der Geschichte, und doch liegt in dem ruhigen Verkehr, Gewerbe und Handelsbetriebe, in den industriellen und materiellen Interessen die Möglichkeit und Bürgschaft einer geordneten, die Freiheit des Gemeinwesens, das rechtliche und friedliche Verhältniß der Staaten untereinander sichernden Verfassung. Es ist das hohe Verdienst unserer Zeit, daß sie diesen Begriff der wahren naturgemäßen Freiheit, einer unendlichen Entwicklung und Thätigkeit des Individuum in seiner Bedeutung erkannt und ins sociale Leben der Menschheit einzuführen begonnen hat. Dem Alterthum wie dem Mittelalter war diese Freiheit fremd. Die Schelling'sche Ansicht von der Freiheit trägt den Widerspruch offen an der Stirn, und man sieht diese Philosophie, welche sich anfangs mit warmem Enthusiasmus in das Naturleben zu vertiefen schien, bei dem vollständigen Mysticismus anlangen, der Verachtung des natürlichen Daseins und der natürlichen Interessen der Gesellschaft. Auch sieht man bei ihren Nachfolgern, was der Urheber selbst als seinen Endzweck mehrfach aussprach, die Philosophie in Poesie übergegangen, zu einer poetischen That geworden. Goethe ist ein Typus dieser heitern, aber kalten classischen Ruhe und Selbstgenügsamkeit; die übrigen minder begabten Naturen hielten sich nur eine Zeit lang in künstlicher Höhe schwebend, und sanken dann entweder in die schweren Luftschichten dumpfer Gefühlschwärmerei, oder wurden em-

porgeschwemmt in den Alles verzehrenden Äther transcendenter Speculationen — eine glänzende Phantasmagorie.

Hatten sich nun Wissenschaftslehre und Identitätssystem in das haltlose subjectiver Abstractionen und mystischer Gefühle, in poetische Willkür und religiöse Schwärmerei verloren, so wollte Hegel erkennen und verstehen lernen, aus vereinzelten Momenten der Ideen und Systeme das wahre Wesen der ewigen Vernunft, aus Irrthümern die Totalität der Wahrheit darstellen. Dies sollte durch dialektische Selbstbewegung und Selbstentwicklung des Geistes geschehen. Philosophie ist absolutes Wissen, ein Wissen ohne alle Voraussetzung, der empirische oder phänomenale Geist ist sehr verschieden von dem reinen oder absoluten Geiste. Was nun aber Hegel Phänomenologie des Geistes schlechthin nennt, möchte wol richtiger Phänomenologie, d. h. Entwicklungs-geschichte des Hegel'schen Geistes heißen. Die Phänomenologie Hegel's leidet an zwei wesentlichen Fehlern. Einmal nimmt sie für ihre Untersuchungen eine Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in Anspruch, welche ihr auf keine Weise zukommt, andererseits geht sie von einem allzu dogmatischen Gesichtspunkt aus, und verfährt zu wenig kritisch.

Hegel entwirft ein treues Bild der innern Zerrwürfnisse und Qualen, denen unser Gemüth zum Raube wird, sobald wir einmal aus dem Zustande der Unwissenheit und Unschuld herausgetreten sind. Allein das Mittel, welches er angibt, um aus diesem unseligen Zustande uns zu befreien, scheint uns keineswegs das natürlichste und geeignetste zu sein. Nicht durch Versenkung in die Mysterien der Natur, nicht durch das Sagen nach einem absoluten Wissen, welches nirgend existirt als in unserer Einbildung, nicht dadurch wird unser Bewußtsein befriedigt und gelangt zur Ruhe, sondern einzig und allein durch praktische Thätigkeit. Das erhabene Genie Goethe's hat diese Wahrheit richtiger begriffen, er hat in seinem „Faust“ die so einfache und doch so tiefe Ansicht ausgesprochen, daß der Mensch durch nichts glücklich werde als durch praktische Thätigkeit. . . . Hegel theilt diese Ansicht nicht, macht sich zum Vertreter des idealen, schwärmerischen, überliegenden Geistes, der so lange die deutsche Nation beherrscht hat und den die deutschen Philosophen so gern auch jetzt noch festhalten möchten. (Vd. 2, S. 273.)

So äußert sich unser Verf., setzt aber hinzu, daß Hegel selbst die oben aufgestellte Ansicht verwirft, ausdrücklich die Nothwendigkeit einer praktischen Thätigkeit für den Menschen ausspricht, und im Gegensatz zu Fichte und Schelling vorzugweise den Menschen nach seinen praktischen und gesellschaftlichen Beziehungen ins Auge faßt. Er will die Methode Schelling's umgestalten, der Philosophie eine wahrhaft wissenschaftliche Form geben, und zu gleicher Zeit ihren Gesichtskreis durch eine consequenter Durchföhrung des Princips der Entwicklung wesentlich erweitern. Die vollständige Totalität und freie Selbstentwicklung wird erfaßt im Begriff, der nun nicht etwas Abstractes oder Subjectives bedeutet, sondern der allgemeine Ausdruck für die vollkommene Identität des Allgemeinen und Besondern ist. Gibt man zu, daß der Weg, den die Metaphysik nimmt, von dem absolut Einfachen aus zu dem Zusammengesetzten, der Construction oder Synthese a priori, der richtige sei,

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Загл. 92 г. 301 и. 302 б. 81. ф. 184.

[illegible]

Abdruck der Revisions-Gegenschrift für den Herrn Reichsgrafen Gustav Adolf von Bentinck wider den Herrn Reichsgrafen Emil Friede. Christ. von Bentinck, betreffend die Succession in den Reichsgräflichen Herrschaften und Gütern. Herausgegeben von C. F. Dieck und F. C. Cernberg. Leipzig, Zimmern jun. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Nübrecht, A. M. A., Rede, gesprochen bei der 1sten Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Neudorf am 25. August 1844. Neudorf-Wendisch, Cramd. Gr. 8. 1 Rgr.

— Vorlesung über die Entstehung, Ausbreitung und
Wirksamkeit des Sufiya-Adolf-Bereins, gehalten in der 1ten
Generalversammlung des Zweigvereins in Neuhaldensleben.
Neuhaldensleben, Cyraud. 8. 1 Apr.

Zweites offenes Bebenken, die Antheilungs-Frage, insbesondere die neueste Entschliessung vom 2. November 1844 betreffend. Mit zwei Beilagen. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 5 Rar.

Betrachtungen über das Sendschreiben von Joh. Kenge.
Von einem Pfarrer der Diözese Erlangen. Coblenz, Meiff. 16.
2 1/2 Rgr.

Silber der Borgeit in der Mark Brandenburg. Berlin,
Raud. 1844. Lex.: 8. 8 1/2 Ngr.

Char., F., Geschichte des Herzogthums Cleve, seit
der ersten historischen Kenntniss bis auf unsere Zeit. Mit
besonderer Rücksicht auf die Hauptstadt Cleve. In volk-
thümlicher Darstellung. Cleve, Char. 8. 1 Thlr.

Greve, J., *Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein*. Mit einem Vorwort von R. Fald. Kiel, Schwes. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenberg, H.; über Pietismus, eine erklärende Zug-
schrift nebst Warnung gegen die Gefahren desselben. Gleve,
Char. 1843. 8. 3 Mar.

Hinrichs, Arter-Ronge-Schneidemühl in Staats- und bundesrechtlicher Hinsicht. Ein fliegendes Blatt zu Neujahr 1845. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Hoffmann, C. F., Daß die evangelische Kirche für ihr Bestehen und Gedeihen noch immer nichts zu fürchten hat. Predigt am Reformationsfeste 1844. Freiberg, Erag und Gerlach. Gr. 8. 2 1/2 Rar.

Hornstein, A., Der Taback in historischer, finanzieller und diätetischer Beziehung, mit einer Blumenlese. 2te Auflage. Wien, Fasver. 12. 22½ Kr.

Röhler, L., Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Barth. Gr. 12. 4 Thlr.

Mayer, F. A., Ein Dugend antiquarische Rhapsodien.
Tuttlingen, Kayff. 1844. 8. 18 $\frac{3}{4}$ Rgr.

Wißer, F., Der Krieg von Korea in den Jahren 1687 und 1688. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders: als Beitrag zur Heffischen Kriegsgeschichte bearbeitet. Kassel, Krieger. Gr. 8. 27 Rar.

Rümelin, G., Die Aufgabe der Volks-, Real- und
 Lehrerschulen zunächst mit Beziehung auf die württembergi-
 schen Zustände. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 22 1/2 Rgr.

Schwarz, S. E. C., Die Einheit unserer evangelischen Kirche. Predigt am Reformationsfeste zu Jena. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Mar.

Simon, J., Die Preussischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844. Leipzig, D. Bigand. Gr. 8. 20 Bgr.
Der Winsbeke und die Winsbekin. Mit Anmerkungen von M. Haupt. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Freitag,

Nr. 66.

7. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Nach dieser einfachen mit gesundem Verstande übereinstimmenden und bei deutschen neuern Philosophen höchst seltenen Ansicht ist die Philosophie ein Reflex des allgemeinen Culturlebens der Menschheit, sucht die zeitliche Stufe desselben in einem Systeme zu fixiren, erhebt sich über ihre Vorgänger, denen keine so reiche und durchgebildete Lebensanschauung zu Gebot stand, und die fortschreitende Bewegung des Lebens reißt auch die Wissenschaft wieder aus ihrer Abgeschlossenheit, nöthigt sie zu neuen Versuchen, die Breite des Lebens in eine gewisse Anzahl von Begriffen und Kategorien festzubannen, die freilich insofern fruchtlos bleiben müssen, weil eben jene Fülle von Gestalten, welche Philosophen gern in das Netz ihrer Systeme einfangen möchten, unter ihren Händen quillt und wächst und fort und fort die künstlichen Bande sprengt. Daher wird das Ende (Ziel) der Philosophie nicht ein absolutes System, sondern die Auflösung der Systematik des Wissens in eine dem Leben und seiner Bewegung sich aufs engste anschließende vollkommen praktische Betrachtung der Dinge sein.

Von diesem Ende oder Ziel ist die deutsche Philosophie annoch entfernt genug. Nach dem Tode Hegel's entstanden Spaltungen seiner Schule. Einige wollten das Gegebene festhalten, Andere es vervollkommen, indem die dialektische Methode Hegel's nicht volle Wahrheit gewähre, und das Wesen Gottes und der Schöpfung der Welt sich nicht aus einer bloßen Selbstentwicklung des Begriffs erklären lasse, sondern daß es der Annahme eines persönlichen Elements in Gott bedürfe. Man faßte sonach den Gedanken von der persönlichen Existenz Gottes, als eines der Welt zwar immanenten, aber doch auch transcendenten Wesens, als wahren Theismus im Gegensatz zum Deismus und Pantheismus, wie Weiße, der jüngere Fichte, Brandt u. A. Die Principe der Stabilität und der Bewegung, deren Gegensatz im Hegel'schen Systeme lag, traten auseinander, machten sich besonders auf dem Gebiet religiöser Fragen bemerkbar. Es ließen sich sehr bald eine rechte und linke Seite und ein Centrum unterscheiden. Aus einem Theile der Hegel'schen Schule erwuchs speculative Theologie, welche die Glaubenswahrheiten des Christenthums

philosophisch begründete und erklärte, aus einem andern Theile entwickelte sich eine rein kritische Richtung, die sogar bis zur Auflösung alles Inhalts der Theologie fortging und in politischer Hinsicht einen Terrorismus der Freiheit predigte.

Man pflegt wol die Hegel'sche Philosophie überhaupt als eine negative zu bezeichnen und darauf die notwendige Forderung einer entgegengesetzten positiven zu stützen. Genau genommen trifft aber diese Bezeichnung nur die äußerste Linke, wie Strauß in Rücksicht auf historisches Christenthum, wie L. Feuerbach rücksichtlich seiner Negation aller Theologie und Zurückführung derselben auf Anthropologie. Sonst hat vielmehr das System starke Positionen, namentlich in seiner Wurzel eine Transsubstantiation der Logik; dann die Behauptung einer wissenschaftlichen Erkenntniß des Wesens Gottes — da Gott nicht neidisch sei — durch die Begriffsbewegungen des Ansich, Fürsich und Weisich; dann die Begründung des Dogma der Dreieinigkeit bei Weiße, Göschel, Rosenkranz u. A.; ja es ist eine ganze hinreichend orthodoxe Dogmatik aus speculativen Principien Hegel's entwickelt worden. Nur die besondere Rührigkeit und wiederholte laute Stimme der äußersten Linken Seite entzog im preussischen Staate dem Hegelthum die zuvor genossene Gunst und machte ein politisches Bewußtsein bedenklich. Auch wollten die historisch-christlichen Theologen ihr positives Dogma in den speculativen Ableitungen und nähern Bestimmungen nicht immer wiedererkennen und glaubten Negation darin zu erblicken.

Sowol wegen der Originalität als wegen des Contrastes, den sie zu den sämmtlichen neuern deutschen philosophischen Systemen bilden, widmet unser Verf. den Ansichten Herbart's einen besondern Abschnitt. Hiernach besteht Philosophie in einer Bearbeitung gegebener Begriffe, deren Widersprechendes denkbar zu machen durch eine Ergänzung, mit der sich die Metaphysik beschäftigt. So z. B. dient der Naturphilosophie als notwendige Ergänzung die teleologische oder religiöse. Religiöser Glaube ist übrigens viel älter und hat tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüth als alle Philosophie. Die Annahmen solcher Systeme, die von Gott als einem Bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu er-

nem Wissen erheben könnten, für welches uns nun einmal die Data fehlen und vielleicht weislich versagt sind. Was Herbart durch Annahme einfacher Wesen und deren Störungen und Selbsterhaltungen bezweckt, wird nach der Angabe unsers Verf. erreicht durch die Annahme einer Vielheit der Substanzen, deren jede ein eigenthümliches, von der andern gradweise verschiedenes Bildungs- oder Lebensprincip besitzt, ohne daß wir dadurch in die Widersprüche verwickelt werden, denen die erstere Ansicht anheimfällt. Herbart's praktische Ideen bedürfen einer Bestätigung oder Berichtigung durch das unmittelbare Gesetz, den Trieb nach freier unendlicher Entwicklung. Auch bei Herbart findet sich der Idealismus der Gesinnung wie bei andern deutschen Philosophen, nur eigenthümlich modificirt; er ist kein überspannter Spiritualismus, kein schwärmerischer Mysticismus, sein Streben geht auf ideale plastische Vollendung des Individuums und ganzen Lebens, auf jene Katastrophe der Griechen.

Während Hegel's Leben und der höchsten begünstigten Blüte seiner Philosophie beobachtete Schelling ein vornehmeres Schweigen, nur zuweilen durch Ankündigungen neuer speculativer Eröffnungen von ihm selbst oder durch geheimnißvolle Andeutungen seiner Schüler über die großen Entdeckungen des Meisters unterbrochen, eine Totalreform der Wissenschaft verheißend und gegen die Hegel'sche Schule gerichtet. Bei Vielen fand dies Eingang und Glauben, doch besaß man keine Aufschlüsse, angekündigte Schriften erschienen nicht, ja mehrmals ward ein halb gedrucktes Werk zurückgenommen. Bloß Stahl's „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ galt als einzige authentische Mittheilung der von Schelling verheißenen positiven Philosophie, was von Schelling selbst längere Zeit stillschweigend anerkannt und erst neuerdings von ihm verleugnet ward. Jene Rechts- und Staatslehre hieß eine christliche, deren Bewährung durch Wiedergeburt aus einem gefallenem Zustande gefunden werden könne. Den Einflüssen Hegel'scher Schule entgegengestellt, ward Stahl in Berlin ein Vorläufer des Meisters. Dieser selbst kam, verleugnete seinen treuen Anhänger und Schüler („wahrscheinlich, um nicht die Ungunst zu theilen, welche demselben die zu heftige Bekämpfung der Hegel'schen und überhaupt aller rationalistischen Philosophie zugezogen“) und eröffnete seine Vorlesungen mit einer (hernach gedruckten) Rede, worin er erklärte: „im Besitz einer sehnlichst gewünschten, dringend verlangten, wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie zu sein“, und worin er aufs neue versicherte, der Philosophie, die er selbst früher begründet (deren Proceß ihm Hegel verdorben) „eine neue bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft“ hinzuzufügen.

Unser Verf. meint, daß in Berlin „so bombastisch angekündigte Vorlesungen“ einer schärfern Controle ausgesetzt sein mußten als in München, und es ließ sich allerdings vermuthen; allein davor war von strenger

Auffassung und Kritik wenig wahrzunehmen, vielmehr verkündeten die Zeitungsblätter nur rasch erfochtene Siege, und durch Zeugnisse namhafter angesehener Männer, die den Vorlesungen beigewohnt, sowie durch eigens geprägte Schaumünzen wurden die Siege beglaubigt. Wer indeß außerhalb Berlin mit einigem kritischen Hange dachte und bedachte, mochte sich fragen:

Quid tanto dignum feret promissor hiatu?

Was so gewalt'ger Trompete Würdiges bringt der Verheißer? Eine Antwort mußte fehlen; denn was gebracht wurde, kannten nur die Zuhörer in Berlin. Erst allmählig berichteten diese Einiges und wagten zugleich Kritik, bis endlich Paulus zum Behuf allgemeiner Widerlegung eine vollständige Nachschrift der Vorlesungen drucken ließ, die gerichtlich als Nachdruck verfolgt wurde und eben dadurch wol authentisch beglaubigt ist, weil sie sonst nimmer Nachdruck wäre. Unser Verf. gibt hiervon einen Auszug mit möglichster Beibehaltung der eigenen Ausdrücke und Wendungen des Philosophen.

(Der Beschluß folgt.)

Recensenten.

Unter der Überschrift „Reviewers“ enthält das Decemberheft von Chambers' „Edinburgh journal“ einen Aufsatz, der zwar Vieles bespricht, was bloß englische Bücher- und Kritikzustände sind, jedoch auch Mangeltheil berührt, was ebenso gut dießseit des Kanals gilt und wobei nicht und jener deutsche Recensent erschrecken — erschrecken? nein, aber lächeln und denken dürfte: „Das geht auf mich.“ Hier Einiges davon:

„Gegenwärtig ist es nur untergeordnete Aufgabe der Kritik, schlechte Schriftsteller zu tadeln und gute zu loben. Sie beabsichtigt als Hauptzweck einen Überblick der für Detailirung zu zahlreichen Tagesliteratur, ein nützliches Miniaturbild alles Dessen, was aus der Masse der jährlich erscheinenden Bücher Beachtung verdient. — Vor Zeiten war das anders. Damals waren die Recensenten ein Trupp Schriftsteller, die ebenso sehr ihre Bosheit auslassen als das einfältige Publicum belehren wollten. Guet, Bischof von Avranches, nennt die Recensenten „glücklichsten Falls ein nothwendiges Übel, die Kritik eine unedle Beschäftigung des Verstandes, nur eines kleinen Geistes würdig, eine nothwendige, aber elende Arbeit, gleich der der Gäter in meinem Garten, die mir das Unkraut vertilgen, während ich die Früchte genieße.“ Der Geistliche, Franz Douce, schilt sie „das Gift der Gelehrsamkeit, die Verdreher alles Wissens“, und Barker, der Herausgeber des neuen griechischen „Thesaurus“ „die Gassenlehrer der Literatur“. Nicht süßer duftet Voltaire's Ausdruck: „La canaille de la littérature.“ — Daß die Recensenten des vorigen Jahrhunderts jene Beinamen einigermaßen verdient haben, können wir schon deshalb nicht bezweifeln, weil wir uns der Wuthausbrüche des tollen Dennis und der unsinnigen Reize Gilbert Stuart's erinnern, des Legtern gegen Jeden, der in besserem Renommée stand als er. D'Israeli hat von den Bosheiten dieses Menschen als Recensent, besonders in Bezug auf den verdienstvollen Dr. Henry, Verfasser einer mühsamen Geschichte von Großbritannien, ein schauerhaftes Bild aufgestellt. Stuart schrieb ein „Edinburgh magazine“, in welchem er Alles aufbot, ihm verhaßte Schriftsteller — wie er sich am liebsten ausdrückte — todzuschlagen. Damit nicht zufrieden, wünschte er sich oft nach London, um durch die „Monthly“ und „Critical reviews“ seine Angriffe zu vermehren. Als Dr. Henry zum Behuf der Unterbringung seines Manuscripts nach der Hauptstadt reiste, schrieb Stuart an einen dortigen Freund: „Ich gäbe viel darum, wenn ich mit ihm zur selben Stunde nach Colborn kommen könnte. Er sollte

ein unauflösliches Kreuzfeuer zu besitzen haben. Ich beschwore Sie, aus Gefallen für mich, ihm etwas von Ihrem Donner läßt zu lassen. Ich würde Ihnen Das nie vergessen. Ist Whitaker in London, könnte der ihm einen Schuß geben. Paterson wird ihm einen Pöcher geben. Jedenfalls sorgen Sie dafür, daß er Hause bekommt. Der elende Dicht wird zittern, erbleichen und mit dem Bewußtsein seiner Schwäche zurückkehren.» Die Lage solcher literarischen Noth ist vorüber. Allein zwischen damals und jetzt liegt eine der Gegenwart nicht sehr ferne Zeit, wo namentlich in Folge jenes Parteigeistes, der noch jetzt zum Werkzeuge dient, eine Menge Dinge zu verderben, die Kritik vielfach gemißbraucht wurde. Wir sind alt genug, uns der Zeit zu erinnern, wo regelmäßig Jeder, der auf die Bühne der Literatur trat, von dem in politischer Beziehung ihm opponirenden Blatte nach Möglichkeit schwarz gefärbt wurde, und das Publicum ließ das so ruhig geschehen, als stimme es mit den reinsten Grundsätzen der Moralität, oder sei eins von den Dingen, deren Besserung geradezu undenkbar. Unter der Herrschaft dieses Mißbrauchs ereigneten sich zwei merkwürdige Irrungen. Im J. 1808 veröffentlichte ein Junger von Ubel ein Bündchen Gedichte, die sich nicht über das Mittelmäßige erhoben, deren sämtliche Fehler er jedoch damit zu entschuldigen gesucht, daß er sich auf dem Titel «einen Unmündigen» nannte. Es war eine fener harmlosen Thorheiten, wie junge Männer sie täglich begehen, und ganz gewiß verdiente das Buch nicht eine einzige kritische Bemerkung. Aber das «Edinburg review» sah und erfaßte die herrliche Gelegenheit, einen Aristokraten an den Pranger zu stellen. Es packte den Unmündigen und überzeugte auf vier und einer halben Seite das Publicum durch und durch, daß sein Buch vom Anfang bis zu Ende «eine todte Untiefe» sei. «Wir bitten um Erlaubniß», wendete sich der Kritiker an den Verfasser, «ihm ernstlich zu versichern, daß das bloße Reimen der Endsilbe, selbst in Begleitung einer gewissen Zahl Füße, und sollten sogar, was nicht immer der Fall, diese Füße regelrecht scandiren — keineswegs die ganze Dichtkunst umfaßt. Wir möchten ihm den Glauben empfehlen, daß eine gewisse Lebendigkeit, so etwas wie Phantasie zu einem Gedichte erfordert wird, und daß ein Gedicht, um heutigen Tags lesbar zu sein, wenigstens einen Gedanken enthalten muß, der sich von den Ideen früherer Dichter in einer Kleinigkeit unterscheidet oder anders ausgedrückt worden. Nun stellen wir es seiner eigenen Aufrichtigkeit anheim, ob etwas, das Poesie heißen könnte, aus Versen heraus zu lesen ist wie folgenden» u. s. w. Zum Schluß hieß es: «Welches Urtheil aber auch über die Gedichte dieses Unmündigen von Ubel gefällt werden möge, es scheint, wir müssen sie hinnehmen wie sie sind, denn sie sind das Letzte, was wir von ihm empfangen sollen. Er ist, wie er sagt, glücklichsten Falls bloß ein ungeborener Gast im Haine des Parnassus. Er hat nie gleich eingeschulten Dichtern in einer Dachstube gewohnt und, obgleich er einst ein sorgloser Bergsteiger die schottischen Hochgebirge durchwandert, ist ihm doch dieser Vortheil neuerlich entgangen. Außerdem erwartet er von seinem Werke keinerlei Gewinn, und ob es Beifall finde oder nicht, seine Stellung und spätern Beschäftigungen machen es höchst unwahrscheinlich, daß er sich je wieder herbeilassen werde zu schriftstellern. Nehmen wir also, was wir empfangen haben, und seien wir dankbar. Mit welchem Rechte dürfen wir armen Leuten lecker sein? Gut genug für uns, daß wir so viel von einem Menschen erhalten haben, der ein Lord ist, der nicht in einer Dachstube wohnt und über die Abtei Newstead, herrscht. Nochmals also, seien wir dankbar und thun wie der ehrliche Sankso, bitten Gott, ihn zu segnen, und sehen dem geschenkten Gaul nicht ins Maul.» — Dieser somit als junger, nichts versprechender Tropf hingestellte Dichter veröffentlichte vier Jahre später «Ediths Harold's Pilgerfahrt».

„In der andern Irrung fiel zwar der Ausspruch des Recensenten gegen das letzte Urtheil des Publicums weniger schroff ab, doch war für den ungünstigen Ausspruch beiderseitig weni-

ger Grund vorhanden. Ein in London bei einem nichtigen Geschäftsgewerke junger Mann hatte ein Bündchen Gedichte herausgegeben, das von einer Oppositionszeitung freundlich besprochen wurde, in dessen Folge der Verfasser mit dem Redacteur in Verbindung kam. Also zählte er zu den krausfälligen Schriftstellern, und in seinem Borne fertigte William Gifford am Schlusse einer vier Seiten langen Kritik in seinem „Review“ ihn folgendermaßen ab: «Sollte Jemand so keck sein, diesen poetischen Roman zu kaufen, so viel mehr Schuld haben als wir, ihn über das erste Buch hinaus zu lesen, und so viel mehr Glück als wir, Bestand darin zu entdecken, so bitten wir dringend, uns schleunigst davon zu benachrichtigen.» Der so abgethane Dichter war Keats, ein echtes Originalgenie wie selten eins, und dessen Gedichte zwar langsam, aber fortwährend Auf gewinnen. Zu derselben Zeit hob eine Beurtheilung von Wordsworth's «Excursion» spöttisch an: «Damit kommt er nicht fort», und schloß: «Wir geben ihn auf als einen Zucurabain und nicht zu Recensirenden.» Und dieser Wordsworth steht jetzt an der Spitze unserer lebenden Dichter.

„Auf der andern Seite liegt ebenso viel Lächerliches als Trauriges in der Wirkung, welche die undarmherzigen Kritiken vergangener Jahre auf das unglückliche Geschlecht der Schriftsteller hatten. Sogar der gefeierte Newton war in dieser Hinsicht so empfindlich, daß Watson seine Beurtheilung von Newton's «Chronologie» unterdrückte, aus Besorgniß, ihn damit zu tödten. Dergleichen hat sich wirklich ereignet. Hawkesworth fiel als Opfer eines Recensentenmords, und der Tod des Bischofs Stillingfleet wurde durch etwas Ähnliches beschleunigt. Das Schicksal des armen Kirke White ist ziemlich bekannt. In seinem siebzehnten Jahre gab er ein Bündchen Gedichte heraus in der Hoffnung, vom Erlöse die Universität beziehen zu können. Eine ungünstige Anzeige im Februarhefte des «Monthly Review» 1804 zerriß sein Gefühl. In den mildesten Ausdrücken schrieb er an die Redaction und diese begnügte sich, ihm in einer gedruckten Formularantwort zu erwidern, daß sie seine Vorstellungen zu würdigen wisse. Wie sehr ihn jene Kritik schmerzte und drückte, erhellt aus seinem eigenen Zugeständniß. «Wohin ich gehe», schreibt er, «geht das Journal vor mir her, und ich glaube wahrhaftig, daß es ein Werkzeug in der Hand Satans, mich zum Selbstmord zu treiben.» Wenigstens Einer, der die Kritik gelesen, Southey, hielt sie für so unbillig, daß er mit dem Hosiinne des edlen Mannes an den jungen Dichter schrieb und ihn aufmunterte, fortzufahren. So entspann sich zwischen Beiden ein Briefwechsel, und als Auszeichnung den geistig verwundeten Dichter in ein frühes Grab gelegt, war es Southey's Freundschaft, die seine zerstreuten Dichtungen sammelte und der Welt übergab. — Das veranlaßt uns zu einem Worte über die offenbar unkluge Maßregel des Antikritikirens. Ein Schriftsteller, der sich gegen eine ihm ungünstige Kritik auflehnt und mehr thut als in Beziehung auf Thatfachen oder in Betreff seiner Moralität sich zu rechtfertigen, geräth ziemlich in dieselbe falsche Stellung, als trompetete er seine eigenen Verdienste aus, und recht ehrlich tritt das Publicum nie auf seine Seite. Goldsmith erfuhr Das, als er die Ausfälle des «London review» in einer Flugschrift abhandelt, von welcher kein Mensch Notiz nahm. Desgleichen Hazlitt, der dem «Quarterly» in einer Broschüre entgegentrat, deren verkaufte 15 Exemplare, wie sein Freund Lamb bemerkte, die 15,000 des «Quarterly» beantworteten sollten. Es war dem kühlen nationalen Charakters und der Leidenschaftlosigkeit Scott's vorbehalten, die Art anzugeben, wie man der Heimführung eines kritischen Chirurgens begegnen müsse. «Vom ersten Anfange an», sagt er, «nahm ich mir vor, weder der Stimme echter Kritik mein Ohr zu verschließen, noch irgend etwas in Gestalt der Satire zu beachten. Also wappnete ich mich mit dem dreifachen Erze des Porz gegen die Plänkereien der Satire, der Parodie und des Spottes, lachte, wenn der Scherz gut war, und war er das nicht, ließ ich ihn verkommen und sich selbst in Schaf laufen. Dessen Verfasser

glaube ich, es denken zu müssen, daß ich in den dreißig Jahren eines literarisch vielfach beschäftigten Lebens nie in einen literarischen Band oder Streik verwickelt worden bin, und was mir noch angenehmer, daß meine besobtesten Zeitgenossen aller Parteien mich durch ihre persönliche Freundschaft ausgezeichnet haben. — Ungeklärte Recensenten gehören jetzt ebenso der Vergangenheit an wie jene eisherzigen Damen, die ihre Ritter Jahre lang seufzen ließen, ohne ihnen auch nur ein Lächeln zu schenken. Recensiren ist nicht mehr wie einst Sache des Gefühls, sondern jetzt gleich vielen andern Dingen, die es ebenfalls waren, eine Art Geschäftssache. Der Recensent widmet sich einer nützlichen Beschäftigung im öffentlichen Dienste just wie der Schriftsteller, und sind auch nicht alle von den Einküfterungen der Bosheit oder des Reides stets ganz frei, so thun sie doch im Allgemeinen ihre Pflicht auf eine Weise, mit welcher ein achtbares Publicum zufrieden sein kann. Die Ausnahmen verdienen keine ausführliche Besprechung; doch ein flüchtiges Wort kann nicht schaden. Natürlich gibt es auch bei den heutigen Recensenten so etwas wie Begünstigung, eine Geneigtheit, von gewissen Schriftstellern, sogar von den Werken gewisser Verleger immer nur Schönes und Liebes und Gutes zu sagen, dagegen, wo Rücksichten der Art nicht eintreten, sich in Recensentenpostur zu werfen und ein scharfes, vielleicht spöttisches Urtheil abzugeben. Man versichert, amphitruyonische Lockungen verschafften bisweilen einem Buche eine günstige Anzeige, und noch directere Mittel würden bisweilen angewendet, die Stirn des Aristarchen zu glätten. Das mögen wir nicht glauben. Allein Kritiker gibt es, die, weil sie ohne sonderliches Glück über Dies oder Das geschrieben haben, alle Diejenigen anbellern, die sich an denselben Gegenständen versuchen, zumal wenn die neuen Abenteuer öffentlichen Beifall gefunden — ad modum einer ältlichen Dame, die, weil sie in der Liebe kein Glück gehabt, über alle Liebesbändel ihrer Richten jankt und leist. Beständig süß und beständig bitter ist wie an jedem Menschen so am Recensenten ein Fehler. Demnächst pflegen Manche damit zu paradien, daß sie ein Wenig mehr wissen als im Buche steht. Sie wollen dadurch ihre Befähigung zum Recensiren darthun. Aber die schlimmste aller Recensenten — wie aller menschlichen Schwächen überhaupt ist die Verstocktheit, keinen Irrthum einzugehen. Ein Autor kann dem Kritiker die größte Verdrehung von Sinn und Thatsachen nachweisen — kein echter Sohn des Aristarch wird einräumen, daß er nicht vollkommen recht habe, und mit einigem Focul Porcul gelingt es ihm meist, sich aus der Affaire zu ziehen. Endlich existirt unter Recensenten ein gewisser Gefälligkeitsverkehr, der nahe daran ist, alle Recensionen in Miscredit zu bringen. Niemand hasste den mehr als der Geistliche Robert Hall. Auf die an ihn ergangene Bitte, die Predigtammlung eines Freundes anzuzeigen, antwortete er: „Ich muß Das ablehnen. Ich habe die Predigten mit vielem Vergnügen gelesen. Doch berge ich mir nicht, wie unabhängig die Freunde des Verfassers seine Talente überschätzen. Würde ich sie daher anzeigen und mich äußern wie ich müßte, würde ich verlegen statt zu erfreuen. Mit einem Worte: die Bitte, das Buch eines Freundes anzuzeigen, ist eine Gewissensschlinge. Ich habe mir nie eine solche Bitte erlaubt.“

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Leben eines braven Mannes.

Das Leben des edeln Ritters Guisan ist eine schöne und würdige Aufgabe für einen Schriftsteller, der für den Gegenstand, den er behandelt, sich lebhafter als gewöhnlich zu interessiren vermag. Wir erhalten jetzt ein Werk, in dem dieselbe auf eine höchst befriedigende Weise gelöst wird. Dasselbe führt den Titel: „Le chevalier de Guisan, sa vie et ses travaux à la Guyane“, von Ch. Gynard (Paris und Genf). Guisan stammt aus einem edeln Geschlechte des Canton de Vaud, das damals der berner Republik unterthan war. Sein

Vater hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen durch unglückliche Speculationen und durch unkluge Verwaltung zu Grunde gerichtet und hielt es deshalb für das Zweckmäßigste, seinen Sohn ein bestimmtes Gewerbe lernen zu lassen, um denselben in Stand zu setzen, sich eine sichere Existenz zu schaffen. Er ward für die Betreibung des Tabackbaues bestimmt, welcher damals erst seit kurzem im Waadtlande eingeführt war. Indessen sagte dem jungen Manne, der sich zur Pflege der Wissenschaften unwiderstehlich hingezogen fühlte, diese Beschäftigung wenig zu. Es gelang ihm zwar, seinen Vater zur Aufhebung seines frühern Planes zu bewegen, aber nun sollte er durchaus Zimmermann werden. Vergebens sträubte er sich; er ward nach Genf zu einem Meister in die Lehre geschickt. Hier knüpfte er bald Verbindungen an, die ihn in den Stand setzten, seine Kenntnisse zu erweitern und sich eine Bildung zu verschaffen, die über seinem Stande war. Jeden freien Augenblick verwendete er auf eifriges Studium. In Yvon, wo er einige Zeit verweilte, vollendete er mit der größten Gewissenhaftigkeit seine wissenschaftliche Ausbildung. Ein Onkel, den er in Surinam hatte, machte ihm endlich den Vorschlag, dorthin zu kommen, wo er für ihn eine Stelle als Unterlieutenant auswirkte. Guisan, der sich beilegte, dieser Aufforderung Folge zu leisten, erhielt dem Gouverneur der Colonie so wohl, daß derselbe sehr leicht seine Einwilligung gab, als Guisan es verlangte, eine Anstellung in der Administration mit seinem Militairposten zu vertauschen. In dieser neuen Stellung entwickelte er eine ebenso große Thätigkeit als Gewandtheit. Nachdem die gutgemeinten, aber wenig durchdachten Colonisationspläne des Herzogs von Choiseul gescheitert waren, bildete sich eine neue Compagnie zur Benutzung dieser Colonie. Malouet, der von dieser Gesellschaft nach Cayenne geschickt war, wußte Guisan zu gewinnen, der nun erst eine seiner großen Befähigung angemessene Wirksamkeit erhielt. Nachdem er sich bald durch seinen Eifer sowie durch seine unerschütterliche Rechtlichkeit bemerklich gemacht und sich einen bedeutenden Einfluß verschafft hatte, ward er nach Paris berufen, wo ihn der Graf v. Broglie bei der Entwurfung neuer Colonisationsprojekte zu Rathe zog. Er kehrte nach Cayenne zurück und erwarb sich hier im Laufe weniger Jahre die höchsten Verdienste um die Blüte dieser Colonie. Die französische Revolution schleuderte Guisan aus seiner ruhmvollen Laufbahn und drohte seiner ganzen Existenz Gefahr. Indessen gelang es ihm, mit einer mäßigen Summe, dem Ersparniß langer Jahre, nach seiner Heimat zu flüchten, wo er sich noch manches Verdienst um dieselbe erwarb. Das Werk, aus dem wir nur einen dürftigen Auszug geben, enthält eine Fülle interessanter Einzelheiten, auf die wir hier nicht weiter eingehen können.

Unterrichtswesen in Belgien.

Eine sehr gute Beleuchtung und Darstellung vom Zustande des Unterrichtswesens in Belgien erhalten wir in einem kleinen Werke, welches kürzlich in Brüssel erschienen ist. Dasselbe führt den bescheidenen Titel „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique“, von Theodor Sotte. Der Verf. dieser Schrift, Secrétaire der belgischen Centralcommission, berücksichtigt in seiner Arbeit die verschiedenen in Belgien herrschenden Ansichten, die sich gerade jetzt in ziemlicher Schroffheit gegenüberstehen. Wir erhalten ein klares Bild von den gegenwärtigen Verhältnissen, zugleich aber auch einen Überblick über den gesammten Entwicklungsgang des Unterrichtswesens in Belgien, den dasselbe seit der Gründung dieses Königreichs durchlaufen hat. Auch in Frankreich, wo die Säkularisation, welche in Bezug auf die wichtigen Fragen der Erziehung im weitesten Sinne herrscht, sich nicht so leicht beschwichtigen läßt, findet die gründliche Arbeit Sotte's reges Interesse. Das „Journal des débats“, das in dieser ganzen Angelegenheit sehr lebhaften Antheil am Kampfe der Parteien nimmt, hat bereits auf diese interessante Erscheinung der belgischen Presse in einem längern Aufsatze hingedeutet.

literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 67.

8. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Und was wird gebracht? Niemand verlangt vom Ref., Dieses durch Nachzug des Nachzugs hier anzudeuten. Eine ganz eigene Mischung von Phantasie und scholastischer Spitzfindigkeit zieht sich durch das Ganze. „Offenbarung muß etwas über die Vernunft Hinausgehendes enthalten, aber Etwas, das man ohne die Vernunft noch nicht hat.“ Dies soll durch Philosophie begriffen werden, und sie als eine Position geht aus vom absolut Transcendenten, von einem Blindfeinden, unvorstelllichen (unterschieden also von einem vorweltlichen und weltlichen) Sein, in welchem sich Potenzen bilden, des Seins Herr zu werden, und durch einen Proceß dreier Potenzen die Welterschöpfung vor sich geht. Erkenntnis Gottes als des Schöpfers bildet die Grundlage des wahren Monothismus, der sowohl dem Theismus als dem Pantheismus entgegengesetzt ist. Gott ist der All-Eine, und der Begriff der All-Einheit findet seinen bestimmteren Ausdruck in dem dreieinigen Gott. Durch den Fall des Menschen gerietehen die Potenzen in Spannung, namentlich traf dies die zweite Potenz, den Sohn, die vom Vater getrennt wurde, wodurch eine Periode der Erniedrigung des Sohnes, die des Heidenthums, und eine Periode der Wiederherstellung des Sohnes in seine Persönlichkeit und Herrlichkeit, die Periode der Offenbarung, entstand, sodas die positive Philosophie zu zwei Kreisen der Betrachtung fortgeht, zur Philosophie der Mythologie und zur Philosophie der Offenbarung. Was das mythologische Bewusstsein ahnte, ward erst durch die That, durch die Erscheinung Christi als göttlicher Man offenbar — die Erlösung u. s. w.

„Das also ist die positive Philosophie, die für unmöglich gehaltene Wissenschaft!“ ruft der Verf. aus, und verachtet auf das Bedient, solche Überschwänglichkeiten dem gesunden Verstande zugänglich zu machen, oder sie kritisch zu prüfen, da sie bald unter der Maske der Philosophie, bald wieder in die Wolke des Glaubens flüchtend einer Prüfung nirgend Stand halten. Nur glaubt der Verf. verschern zu dürfen, „das die nun kaum geahnete Lehre nichts weiter ist als die bereits früher in der Schrift über die Freiheit dargestellte Ansicht, nur in einen breiten Schwall bedeutsam klingender

geheimnisvoller Worte gekleidet, mit mehr historischer, philologischer und spegetischer Gelehrsamkeit aufgeführt, und aus naheliegenden Gründen in noch engere Verthüllung mit den christlichen Dogmen gebracht.“ Da Schelling erklärt, er sei nicht transcendent, denn er überschreite nichts, weil er gleich vom Transcendenten anfangt, schließt der Verf. seine Geschichte des neuen deutschen Philosophie mit folgenden Worten:

O ehrwürdiger Kant, was würdest du sagen, wenn du diese neue Entdeckung der positiven Philosophie vernähmst? Du glaubtest durch deine scharfsinnige Dialektik alles Hinausgeschaffen über die Erfahrung in leeren Begriffen auf immer abgeschnitten und in seiner Richtigkeit gezeigt zu haben; aber diesen neuen Weg der absoluten Transcendenz hatteft du nicht vorausgesehen, und darum auch nicht verstopft; du dachtest nicht daran, daß Einer nach dir kommen würde, der da spräche: Eben weil wir von dem Denken aus nicht über die Erfahrung hinausgelangen können, eben darum will ich mich gleich von vornherein, durch einen absoluten und resoluten Act meines Willens, über das Denken und die Erfahrung hinaussetzen. Du ahntest nicht, als du deine „Kritik der Vernunft“ schriebst, um die Grenzen des Erkenntbaren auf immer festzustellen, daß nach weniger als einem halben Jahrhundert eine Philosophie anferstehen würde, welche zu ihrem Motto den Spruch wählte: Glaube, wenn dir auch Ungeordnetes sich darstellt; d. h. mit andern Worten: Credo, quia absurdum est.

Ref. seinerseits begreift wol, wie ein lateinischer frommer Kirchenvater den harten Satz aussprechen konnte; aber er begreift nicht, wie ein erleuchtetes Jahrhundert meinen kann, Wissenschaft zu finden, wo keine ist, und nur ein künstliches willkürliches Spiel der Begriffe herrscht. Hierfür gilt der noch härtere Satz: Scio, quia absurdum est. Dennoch haben viele Zeitgenossen solchen neuen Lehren gehuldigt, also an die Wahrheit dieses härtesten Satzes geglaubt. Verbindung mit den Dogmen des christlichen Glaubens und deren Einfluß gibt hierüber einige psychologische Erklärung. Andere dagegen, die von solchem Einfluß frei sind, fahren auf mit Entrüstung, und z. B. L. Feuerbach von der äußersten Hegel'schen Linken („Wesen des Christenthums“, zweite Aufl., Vorrede S. 33) nennt die Neu-Schelling'sche Philosophie eine

Philosophie des bösen Gewissens, welche seit Jahren lichtscheu im Dunkeln schleicht, weil sie wohl weiß, daß der Tag ihrer Verurtheilung der Tag ihrer Vernichtung ist — diese Philosophie der lächerlichen Eitelkeit, welche zu ihren

Argumenten nur Namen und Titel hat — diese theosophische Pöffe des philosophischen Eagliostro des 19. Jahrhunderts, durch die Zeitungen förmlich als Staatsmacht proclamirt!

Und er fügt noch hinzu:

Armes Deutschland! Du bist schon oft in den April geschickt worden, selbst auf dem Gebiete der Philosophie, namentlich von dem genannten Eagliostro, der dir stets nur blauen Dunst vorgemacht hat, nie gehalten; was er versprochen, nie bewiesen, was er behauptet. Aber sonst fügte er sich doch wenigstens auf den Namen der Vernunft, den Namen der Natur, — also auf den Namen von Sachen, jetzt will er dich zum Schluß gar betören mit Namen von Personen, den Namen eines Cuvigny, Zweffen und Meander! Armes Deutschland! selbst deine wissenschaftliche Ehre will man dir nehmen. Unterschriften sollen für Vernunftgründe gelten!

Wie nun kein Historiker von den im Lauf der Zeiten geschilberten Gegenständen ohne allgemeine Betrachtungen scheidet, so gibt unser Dieberrmann die seinigen. Sagen und nicht sagen läßt sich von der Gegenwart, was Kant spricht:

Metaphysischer Behauptungen ist die Welt satt. Die Sachen der ganzen speculativen Philosophie stehen so, daß sie auf dem Punkte sind, gänzlich zu erlöschen, obgleich die menschliche Vernunft an ihnen mit nie erlöschender Reizung hängt, die nur darum, weil sie unaufhörlich getäuscht wird, es jetzt, obgleich vergeblich, versucht, sich in Gleichgültigkeit zu verwandeln.

Ein Rundlauf der Systeme ist gemacht. Kant zeigte mit unentschiedener Tendenz ein Absolutes im Hintergrunde, und kam doch nie dazu, es wirklich zu erschaffen. Daraus konnte erwachsen ein Aufgeben des Absoluten zu finden, constructives Wissen zu bilden, wohin Engländer und Franzosen bereits gekommen waren; oder man mußte wie in Deutschland die ideale transcendente Richtung verfolgen. Wir gewahren, wie wenig die Findung des Absoluten gelang, wie Einige der Philosophen die Unmöglichkeit einer absoluten Erkenntnis eingesehen, andere zwar eine Durchführung derselben versucht haben, aber dabei in die mannichfachen Widersprüche verfielen — Widersprüche, die sich sämmtlich auf den einen zurückführen lassen, daß nämlich dieses sogenannte absolute Wissen die Welt der Erscheinungen, der physischen wie der moralischen, als abgeschlossen betrachtet und betrachtet muß, um sie mit seinem System umfassen zu können, während doch das Leben unwiderleglich das Gegenteil beweist und daher auch die Philosophie fortwährend zur Verleugnung ihres Princip, zu Abweichungen und Zugeständnissen aller Art nöthigt. So geschehen denn Übergänge von Einem zum Andern. Die moralisch-allegorische Auffassung der Persönlichkeit Christi bei Kant, sowie die speculative Construction des Christenthums als eines nothwendigen Moments der Weltgeschichte bei Schelling und Hegel mußten fast unvermeidlich zu der mythischen Ansicht von Strauß, diese wiederum zu der anthropologischen Feuerbach's und der historisch-pragmatischen Bauer's führen. Kant und Fichte bildeten ihre politischen Ansichten unter dem Einfluß der französischen Revolution; Schelling nahm sein Ideal von den griechischen Republiken, machte den Staat

zu einem Kunstwerk und einer Kunstakalt; Hegel idealisirte das preussische System und gab eine Apotheose der Staats- oder Beamtenweisheit; Herbart ließ ähnlicherweise die individuelle Freiheit im unbedingten Vertrauen zum Fürsten aufgehen; die jüngere Schule Hegel's ist einem vollkommenen politischen Radicalismus zugewandt und geht auf die Principien der Revolution von 1789 zurück. Merkwürdig hat Keiner den Werth und das Wesen des constitutionellen Lebens wahrhaft begriffen, was in dem abstracten idealistischen Charakter der deutschen Philosophie seinen Grund haben mag. Über commercielle und industrielle Interessen herrscht große Verschiedenheit der Ansichten, ihrem dogmatischen, absolutistischen und idealistischen Charakter blieb die deutsche Philosophie immer treu. 24.

Botanik im Treibhause der Tagesfragen. Von Julius Ries. Schaffhausen, Brodtmann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel des vorliegenden Buches ist sehr unangenehm gespreizt und gesucht, steht aber auch eben deshalb mit dem Inhalte selbst in keinem entschiedenen Widerspruche. Hr. Ries ist ein Kaufmann, also ein Praktiker, der viel erlebt, der Manches gesehen hat. Wenn solche Männer ihre Erfahrungen mittheilen, so können sie durch Erzählungen von Thatsachen, durch die Bemerkungen, welche der schlichte Menschenverstand macht, leicht größern Nutzen stiften als viele Bände voll Gelehrsamkeit und voll Theorien. In unserm gelehrten Deutschland wagen sie sich leider noch sehr wenig an die Öffentlichkeit, denn es ist uns schon mit der Muttermilch das Vorurtheil gekommen, daß man, um eine Broschüre oder gar ein Buch schreiben zu können, das Gymnasium und die Universität besucht, die nöthigen Gelehrsamkeitszeugnisse in der Tasche haben müsse. Diese beklagenswerthe Thatsache trägt viel dazu bei, daß uns eine Menge Erfahrungserkenntnisse verloren gehen. Jeder, der sie sich mühselig im Kampf und Strudel des Lebens erworben, trägt sie wieder mit sich zu Grabe, ohne seinen Erben noch den Nießbrauch zu überlassen. Unsere Schriftsteller, unsere Journaldocenten, unsere Professoren stubiren Tag und Nacht über Rationalökonomie, sie beglücken die Welt mit diesen Büchern über dieselbe, was könnten diese Männer noch von solchen Kaufleuten lernen, wie sie ganz besonders Hamburg zu Dutzenden aufweisen kann. Aber jene schreiben und diese denken nur an ihr commercium, Alles bleibt getrennt, und diese große Spaltung raubt uns viele tüchtige Kräfte. Der Handelsrath, welcher in Preußen angeordnet ist, will wenig aus der bürocratischen Sphäre heraus, und gibt den Kaufleuten nur sehr wenig Gelegenheit, ihre praktischen Erfahrungen mit den Principien und Theorien der Staatsmänner zu messen und auszugleichen, und auch die Industrieausstellung hat zu keiner rechten Vereinbarung geführt. Der Kaufmann steht der literarischen und der staatlichen Bewegung unsers Vaterlandes kalt gegenüber, die Gelehrten, die Staatsmänner nennen ihn unbefugt, wenn er sich an Fragen betheiligt, welche über die Gaurse und den Beschäftigt hinausgehen könnten. Die Trennung der Stände ist also wahrlich noch nicht ausgeglichen; sie ist nur etwas feiner geschliffen als im vorigen Jahrhunderte.

Unter solchen drückenden Bedingungen sind uns Erfahrungen, Ansichten, Bemerkungen, welche ein praktischer Kaufmann über Handel, Gewerbe, Rationalökonomie u. s. w. in die von Theorie überflutende Literatur hineinbringt, doppelt willkommen, denn es gehört Muth, es gehört die Überwindung eines deutschen Vorurtheils dazu. Hr. Ries ist freilich kein Reuling mehr auf dem literarischen Markte, er erinnert uns gern und

wohlgelällig daran, daß er Dies und Jenes geschrieben habe. Willen wir es auch vollkommen, daß er schreibt, so hat die Art und Weise, wie er schreibt, uns doch nicht allzu häufig zusagen wollen. Eine glänzende Stilistik, einen Aufwand von Logik und wissenschaftlicher Dialektik dürfen wir von keinem Praktiker verlangen, aber um so mehr, daß er einfach bei der Klinge bleibt, daß er weniger raisonnirt als erzähle, daß er sich weniger mit Principien, die über seinen Gesichtskreis hinausgehen, als mit Thatfachen, die er ganz in seiner Hand hat, und mit schlagenden Bemerkungen abgebe, bei denen es eben keiner sophistischen Künste bedarf. Hr. Ries dagegen scheint mehr in einem selbstgefälligen, und häufig nur allzu unklaren Raisonnement, als in der Schwere der Thatfachen und in dem Ernste der Erfahrungen seine Hauptkräfte setzen zu wollen; wir indeß, und gewiß viele Leser, hätten ihm das Erste gern erlassen, wenn er das Andere hätte deutlich hervorheben wollen. Hr. Ries hat in seiner selbstgefälligen Raisonnirung den Stoff der vorliegenden Broschüre so verwickelt und so verwirrt, daß es ganz unmöglich wird, den eigentlichen Boden derselben zu fassen. Man kann allerdings in diesem Wirrwarr botanisiren gehen, aber man wird nur wenig Besonderes finden.

Im ersten Abschnitte redet Hr. Ries von der Rechtspflege und stellt eine Parallele zwischen dem preussischen und dem englischen Civilrechtsverfahren auf, die zum Vortheile des letztern ausfällt. Nebenbei wirft Hr. Ries auch einen Blick auf die leipziger Advocaten und spricht folgendes Urtheil über sie aus: „Sie besitzen ein unglaubliches Auffassungsvermögen, belien Ehrsücht: dazu kommt eine große Dienstfertigkeit. Das Wort »Sprechstunde« ist ihnen fremd. Sie suchen sogar den Klienten nicht selten in seiner Wohnung auf, erscheinen eine halbe Stunde vor dem Termine in dessen Comptoir, um sich die ihnen nöthig scheinende Information einzuholen. Wol behalten auch sie das eigene Ich im Auge, aber doch zugleich das Ich ihres Klienten daneben. Woher kommt diese große Verschwiegenheit von jenen (den Preußen)? Wir wüßten keinen andern Grund anzugeben als den, daß sie Sachsen und alle Sachsen klug und thätig sind.“ In diesem Lobe der sächsischen Advocaten spricht Hr. Ries zugleich einen starken Tadel gegen die preussischen aus. Im Allgemeinen ist er aber nicht für die Anwendung des englischen Gerichtsverfahrens bei unsern deutschen Verhältnissen. Er meint, daß wir dabei nur aus dem Regen in die Traufe kommen würden, und daß „nur wenige Städte im Stande sein würden, eine Jury comme il faut zu liefern“. Bei dieser Gelegenheit theilt er eine Anekdote von einer eingeschlafenen, englischen Jury mit, die wir hier wieder vergebens wollen: „Nachdem der Richter die Sache ganz auseinandergelegt hatte und es so weit war, daß die Geschworenen zur Berathung ins Nebenzimmer abtreten sollten, waren die Juries eingeschlafen und schliefen immerweg, bis man sie endlich förmlich wecken mußte. Als nun der Vorsitzende derb gerüttelt war, da legte er, der ohne Zweifel mit der Überzeugung eingeschlafen war, der Beklagte müsse zum Tode verurtheilt werden, seine Arme schlaftrunken über das Geländer der Loge und rief »hang them all«, wobei er pantomimisch den Armen schon am Strick zu ziehen schien.“ Im zweiten Abschnitte redet Hr. Ries Rangeslei über den Zollverein. Nach ihm wäre die Wohlfahrt der Producenten durch die Kaufleute bedingt und Schutzgölle werden als eine Nothwendigkeit für die deutsche Industrie betrachtet. Die Gründe, welche Hr. Ries für seine Behauptung anführt, ein großer Handelsstand sei unbedingt nothwendig für das Bestehen der producirenden Classe, haben uns keineswegs überzeugen können. Schließlich stellt Hr. Ries einige Punkte auf, nach deren Erfüllung, wie er meint, die Hansestädte sich dem Zollverbände anschließen würden. Im dritten Abschnitte ist von hamburgischen Zuständen speciell die Rede. Es wird unter Andern die hamburgische Advocatenwirtschaft gerügt und ein Obertribunal, zusammengestellt aus unbescholtenen Kaufleuten und Bürgern, nur kein besoltes und lebenslängliches, gegen dieselbe empfohlen.

Die zweite Abtheilung des Buchs liefert einen nicht uninteressanten Beitrag zu dem Wirrwarr, in dem sich unsere deutschen Gerichte häufig in Bezug auf handelsrechtliche Fragen befinden, und es werden verschiedene specielle Fälle mitgetheilt, in die der Verf. in Hamburg, Berlin und andererseits auch in England verwickelt gewesen. Sodann folgen wieder bunte Betrachtungen über die verschiedensten Fragen, namentlich über hamburgische Zustände, aber immer ohne Ordnung und Zusammenhang, von einer Speculationswuth dictirt, die das Weite sucht, ohne den großen Horizont der Politik und der Staatswirtschaftslehre zu begreifen. Ein dritter Abschnitt unter dem Titel „Allerlei“ schließt das Buch, und in ihm sucht Hr. Ries ganz besonders einige Aufklärungen über den Artikel „Leipziger Zollschmuggellei“, welchen der Boeniger'sche „Staat“ brachte, zu geben, ohne aber über seine eigne Unklarheit dazu gelangen zu können. Wie gesagt, verschiedene im Buche mitgetheilte Fälle verdienen Berücksichtigung, auch hier und da treten praktische Aperçus hervor, aber im Ganzen bietet das Buch durch seine innere Unordnung, durch die Affertation, welche zwischen den Zeilen hervorscheint, und durch die Einseitigkeit der Betrachtungen eben keine fördernde, erquickliche und belehrende Lecture.

28.

Literarische Notiz aus England.

Neue Reise um die Welt.

Vor einigen Monaten erschien in London: „Narrative of a voyage round the world, performed in Her Majesty's ship Sulphur during the years 1836—42“, von Capitain Sir Edward Belcher (2 Bde.). Streng genommen ist der Titel dieses Buchs unrichtig. Eine Reise um die Welt setzt, von Europa angetreten, nothwendig voraus, daß das Schiff um das Vorgebirge der guten Hoffnung und um das Cap Horn, oder durch die Magelhaens-Straße, gegangen sein muß, während Capitain Belcher sich der letztern weder von der Seite des Atlantischen noch des Stillen Meeres näherte. Er wurde zu Hause angewiesen, den Capitain Borchgrevink abzulösen, welcher Krankheit halber genöthigt war, den Befehl auf dem zu einer Befichtigung der westlichen Küste von Amerika und der zahlreichen Inseln des Stillen Meeres gebrauchten Schiffe Sulphur aufzugeben. Er ging mit dem Postschiff nach Ostindien, von da nach Chagres, fuhr über die Landenge von Darien und erreichte das Schiff in der Bai von Panama. Belcher's Reisebericht wird freilich nicht jede Art von Lesern befriedigen. Aber man kann zur Entschuldigung des Verf. anführen, die Pflichten eines seefahrenden Landshauers (of a naval surveyor) nehmen die Zeit des Schiffscapitains für seinen Dienst allein so sehr in Anspruch, und sind meistens der Art, daß die Details davon nicht geeignet sein möchten, allen Lesern Vergnügen zu gewähren: die Beobachtungen, die er anzustellen hat, und die Berechnungen, die er machen muß, um zu deren Ergebnissen zu gelangen, können nur einer gewissen und kleinen Anzahl Personen interessant sein. Man darf demnach keinen schönen Stil, keine geglätteten Redefälle, oder gelehrte Untersuchungen über abstrakte Fragen von Capitain Belcher verlangen; aber etwas mehr Belehrung als die zwei großen Bände enthalten, etwas über die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Menschenglassen, mit denen er in Berührung kam, hätte man doch billig von ihm erwarten können. Wir hoffen wenigstens eine kurze Erzählung von Thatfachen und Ereignissen allgemeiner Natur, einfach und zusammenhängend vorgetragen, einige lebendige Beschreibungen tropischer Scenerie, von feuerspeienden Gebirgen und von den zahlreichen Gruppen der Korallenformationen, die man im Stillen Meere findet, anzutreffen, aber auch solche Gegenstände berührt der Verf. nur sparsam, oberflächlich und unzusammenhängend. Der weite Ocean, über den Sir Edward Belcher segelte, die zahlreichen Inselgruppen, durch welche er passirte, und alle die Häfen an der Küste von Nord-

und Schmetter, von dem König Williams. Sund am nächsten die zum Salao am südlichen Theil Amerikas, von denen er mehrere zwei bis drei Mal besuchte; endlich die Societäts- und Freundschaftsinseln, die Schifferinseln, die Schildkröten-, die neuen Hebriden, Neuseeland, Neuginea, durch die Dampferstraße nach den Molukken, um Borneo herum und nach Singapur — alle diese von ihm besuchten Inseln hätten ihm neuen und interessanten Stoff zu seinem Reiseberichte darbiehen müssen. Auf dem letztgenannten Eiland warteten Befehle auf den Eulphur, nach China zu gehen, wo das Schiff zu rechter Zeit ankam, um den Operationen vor Kanton beizuwohnen. Von da kehrte Capitain Welcher um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück.

31.

Bibliographie.

Adrecht, S., Ein kurzer Bericht von der Stadt Eisenach. Eisenach, Kühn. 1844. 12. 5 Rgr.

Ernini, C. D. L. v., Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien, zu Anfange des Jahres 1844. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 8. 2 Theile. 20 Rgr.

Audin, S. M., Geschichte des Papstes Leo X. Aus dem Französischen von F. M. Brug. 1fter Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 10 Rgr.

Das Bisthum St. Gallen und seine Reorganisation. Bericht und Anträge des katholischen Administrationsrathes an das katholische Großrathsscollegium des Kantons St. Gallen. Vom 11. September 1844. St. Gallen 1844. Gr. 8. 10 Rgr.

Dreißneider, K. G., Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer Jesu. 1ter Theil. Halle, Schwetschke und Sohn. 8. 1 Theil. 7½ Rgr.

Vertrauliche Briefe an einen deutschen Staatsmann über personelle und wissenschaftliche Zustände in Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Kassel, Potop. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.

Charles, J., Die Geherin von Venedig. Roman. Drei Theile. Dresden, Arnob. 8. 3 Theile.

Duller, C., Deutschland und das deutsche Volk. In Schilderungen. Mit 150 Ansichten in Stahlstich und 50 colorirten Abbildungen von Volkstrachten nach Originalzeichnungen. 1fter Band. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.

Ebeling, F. B., Die Lehrerconferenzen in ihrem Bestand und in ihrer Reform, mit specieller Berücksichtigung einzelner Verhältnisse der Schule und Lehrer. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet und dem Gutachten der Lehrer, Erzieher und Verwaltungsbehörden anheimgestellt. Leipzig, Raumburg. Gr. 8. 18½ Rgr.

Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Kodes in Arier, mit besonderer Bezugnahme auf den Königschen Brief. Ein Brief aus Berlin von einem Protestanten. Münster, Regensburg. Gr. 8. 3½ Rgr.

Halford, A. C. F., Entstehung, Verlauf und Behandlung der Krankheiten der Künstler und Gewerbetreibenden. Berlin, Amelang. Gr. 8. 2 Theile. 22½ Rgr.

Die alte und die neue Heimath. Ober: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. 12. 7½ Rgr.

Fildebrand, Predigt zur Eröffnung der 1ten Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 11. September 1844 zu Göttingen. Darmstadt. Gr. 8. 3½ Rgr.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Alterthum. Gesehen aus dem gelehrten Leben bei Griechen und Römern. Königsberg, Lag und Koch. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Rauch, A., Der alte und der neue Katechismus. Zugleich ein Beitrag zur Theorie eines römisch-katholischen Ka-

techismus. 1fter Theil: Der alte oder Römische Katechismus. Augsburg, Hoffmann. 1844. Gr. 12. 11½ Rgr. — 2ter Theil: Der neue oder Evangelische Katechismus. Augsburg, Hoffmann. 1844. Gr. 12. 11½ Rgr.

Marilla Fitchers Vogel überlegt aus dem Englischen in's Hochdeutsche. Herausgegeben von J. F. Klein. Charlottenburg, Bauer. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Dettinger, C. M., Carl Otto Reventlow, oder die Anemonie in ihrer höchsten Ausbildung. Reist einem Anhang, enthaltend die Literatur der Anemonie. Literar-historische Skizze. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.

Olizar, K., Gefangenschaft und Flucht. Mit einem Anhang: Bemerkungen über die Insurrection in Bosnien. Zwei Bände. Leipzig, Neumann. 8. 2 Theile.

Opi, Nähere Beleuchtung der Schrift des Hrn. Pastors Pfistorius zu Göttingen gegen den rechten Standpunkt des Hrn. Pastors König zu Anderbeck. Halberstadt, Linkequitt und Schönrod. 8. 5 Rgr.

Komische Randzeichnungen zum ewigen Juden von Eug. Sue. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Brüssel, Hauman und Comp. Gr. 8. 10 Rgr.

Reden, F. B. v., Die Eisenbahnen von Europa und Amerika. 1ste Abtheilung (die Eisenbahnen Deutschlands), 2ter Abschnitt, 1te Lieferung: Die württembergischen, badischen, königl. und herzoglich-sächsischen Eisenbahnen. Berlin, Mittler. 2er. 8. 2 Theile. 20 Rgr.

Der heilige Koad zu Arier und die zwanzig andern heiligen ungenährten Koaden. Eine historische Untersuchung von J. Gildemeister und H. v. Sybel. Mit 1 lithographirten Abbildung. Düsseldorf, Buddeus. 1844. Gr. 8. 12½ Rgr.

Der heilige Koad in Arier und kein anderer, oder: Die kritischen Schneider in Bonn, das ist: ungelehrte Widerlegung des gelehrten Buches: „Der heilige Koad zu Arier und die zwanzig andern heiligen ungenährten Koaden von Gildemeister und v. Sybel.“ Von einem Koblenzer Pilger. Koblenz, Blum. 1844. Gr. 8. 3 Rgr.

Konge, seine Segner und sein Verhältniß zur katholischen Kirche. Beleuchtet von einem Unparteilichen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Rgr.

Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Von G. C. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Rgr.

Schumacher, C., Das Leben, das Verbrechen und die Befreiung des Mörders Carsten Hinz, von ihm selber ausführlich erzählt und mit einigen Zusätzen herausgegeben. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1844. Gr. 8. 6 Rgr.

Der ungarische Schugverein. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 13½ Rgr.

Schweyffinger, F., Licht- und Lebensbilder. Ein poetisches Rundgemälde. Eisenberg, Schöne. 1844. 8. 15 Rgr. Sophokles, Die Trachinierinnen. Metrisch übertragen von F. Fricke. Berlin, Fricke. Gr. 8. 10 Rgr.

Der Selsenblasen-Jubel über den Königschen Brief, oder Ggendienst in allen Ecken. Stimme eines Predigers in der Wüste. Leipzig, Raumburg. 1844. 12. 5 Rgr.

Stahr, A., Das Bremer Glaubensgericht des Jahres 1844. Weihnachtsbriefe. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Rgr.

Uhlmann, C. A., Glockentöne aller christlichen Sonn- und Festtage. Potsdam, Janke. 8. 20 Rgr.

Kothwendige und gründliche Vertheidigung des Hochwürdigsten Bischofs Arnoldi zu Arier wegen der ihm zum Vorwurf gemachten Ausstellung des heiligen Kodes, von Lucilius Lucianus Christhold. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 9 Rgr.

Bogel, C., Geschichte's-Bilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Theile.

Wichern, J. H., Geschichte und Geschichten des Rauhen Hauses zu Horn. 1stes Bändchen: Festbuchlein. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 7½ Rgr.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 68.

9. März 1845.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. G. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Erster bis sechster Theil. Leipzig, Brochhaus. 1842—44. 8. 11 Thlr. 24 Ngr.

Noch ist der Streit darüber nicht entschieden, ob die Form des Criminalprocesses, welche man den Anklageproceß nennt, oder die, welche unter dem Namen des Untersuchungsprocesses in Deutschland die vorherrschende geworden ist, in der Theorie wie in der Praxis den Vorzug verdiene. Der Streit hierüber wird wahrscheinlich auch noch lange nicht geschlichtet werden; denn leider zeigt sich bis jetzt, daß das Für und Wider in der Sache mit mehr Leidenschaft und mehr nach dunkeln Anschauungen als mit Begründung und Sonderung des theoretischen Elements der Frage von ihrer praktischen Bedeutung geführt wird.

Demjenigen, der sich lange Zeit mit Ernst und offenem Auge mit dieser Frage beschäftigt hat, kann fast nicht zweifelhaft sein, daß die Schalen der Waage gleich stehen, daß Vorzug und Mangel sich das Gleichgewicht halten, und daß wie einerseits die Entscheidung in subjectiven und nationalen Momenten gegeben ist, andererseits bei dieser Entscheidung immer noch zu wünschen übrig bleibt, sie möchte nicht erforderlich sein, und es möchte sich ein Mittel finden, eine neue Form, in welcher die Vorzüge beider Systeme zu organischer Durchbringung und Verbindung zu bringen wären.

Die beiden Formen des Processes zeigen sich zunächst unter verschiedenen Gesichtspunkten in verschiedener Gestalt. Wir nehmen einmal an, der deutsche Geist habe den Widerwillen überwunden, den ihm der Gedanke einflößen muß, Schuld oder Unschuld nach dem Ergebnis der subjectiven Überzeugung von so und so viel Männern entschieden zu sehen, welche, an strenges, logisches Denken nicht gewöhnt, in der Anwendung von Rechtsgrundsätzen nicht geübt, nicht damit vertraut, sich von den Resultaten ihres Denkens Rechenschaft zu geben, alle Verwickelungen eines schwierigen Criminalprocesses rasch in mündlicher Verhandlung vor sich vorübergehen sehen; wir setzen einmal voraus, der tiefe deutsche Rechtsinn habe sich mit diesem Grundgedanken des öffentlichen

Criminalprocesses verständigt, versöhnt — denn eines Kampfes muß es für jeden Deutschen bedürfen, der sich von der Unzuverlässigkeit einer rein subjectiven Überzeugung, von den Schwankungen und Unzulänglichkeiten einer solchen selbst bei denkenden Personen einmal ernste Rechenschaft gegeben hat —, so zeigt sich doch sofort eine wesentliche und grundsätzliche Verschiedenheit zwischen den beiden Processformen, die uns in neue Zweifel versetzt. Der Anklageproceß nämlich nimmt die wesentlichen Elemente seines Endurtheils aus psychologischen Beweisen her; der Untersuchungsproceß achtet diese gering, er ruht, er gründet sich nur auf den materiellen Beweis. Beide fehlen — der eine in dem Zweifel, der andere in dem Zuwenig, was er an Vertrauen auf die innere Übereinstimmung in der Menschennatur, im Guten wie im Bösen, setzt. Für die Praxis fließt hieraus ab, daß der Anklageproceß einen Unschuldigen verurtheilen kann, dessen habituelter Seelenzustand der Anklage günstig ist und dessen Lebensvorgänge, Gewohnheiten, Sitten die Vertheidigung schwächen; während der Untersuchungsproceß einen Schuldigen freisprechen wird, obgleich alle Schlüsse auf die innere Übereinstimmung der Seele mit der angeschuldigten That ihm entgegen sind. Welches ist das Bessere? Wir wollen nicht entscheiden; allein das Bessere scheint uns die Loosprechung zu sein, denn der Gedanke eines Justizunrechts ruft unabwendbar den deutschen Rationalisiren zur Empörung auf. Franzosen und Engländer, in so vielen Dingen das Widerspiel zu den Deutschen, weil sie zum Nachdenken weniger Zeit haben, verhalten sich gegen diesen Gedanken weit gleichgültiger und trösten sich leicht und rasch mit dem Volksspruch: Bei Gott und bei den Geschworenen ist kein Ding unmöglich. Und in der That, wer wie der Ref. aus praktischer und naher Anschauung lange Zeit den Resultaten des öffentlichen Anklageprocesses angewohnt, sie mit Sorgfalt im Fortgange und in der endlichen Entwicklung beobachtet hat, wer fähig geworden ist, Erfolge zusammenzustellen, eine Reihe von Resultaten zu überblicken, der muß Gewichts legen auf jenen Volksspruch, das unfreiwillige Bekenntniß eines Zustandes der Rechtsunsicherheit, welches für jeden wahren Deutschen schreckend ist. Er muß — es ist unerläßlich — die Volksstimme in Nord- und

Ostdeutschland warnen; er muß die große Anzahl der nach Ausbreitung jener Proceßform Ringenden ansehn, sich zu unterrichten, nicht nach dunkeln Gefühlen, nach äußerem Irthumerschein zu urtheilen, und ihren preiswürdigen, alten Besitz nicht aufzugeben, um ein Gut zu erringen, das, wir hegen die feste Überzeugung davon, dem norddeutschen Geiste keine Befriedigung geben kann. Wäre es dem Ref. vergönnt, in Ausführungen einzugehen, er würde jenen Strebenden darthun, daß sie nach einer Proceßform ringen, die den Richter thatsächlich zugleich zum Gesetzgeber macht, in der dies zweifelhafte Uebing, das wir subjective Überzeugung nennen, über Schuld und Unschuld berufungslos abspricht, indeß in der Person des Richters selbst alle menschlichen Wechselfälle vorgehen und seine Überzeugung, indem er den Sitzungssaal verläßt, vielleicht schon eine ganz andere ist als sie war, da er in das Rathungszimmer trat. Er würde den Zuhörern die Fälle erzählen, die er selbst, ein unbefangener und langer Zeuge, erlebt hat: Fälle, wo z. B. ein junger Mensch, eines Mordversuches auf seine Geliebte angeklagt, zum Tode verurtheilt wurde, weil er ein unregelmäßiges Leben führte und, um die ihm abgeneigten Ältern zu schrecken, einen Flintenschuß — vielleicht ohne Kugel, denn eine solche fand sich nicht — auf das Wohnhaus der Geliebten abfeuerte, indeß am folgenden Sitzungstage, vielleicht schon im Gefühl, Tage zuvor eine Übertretung verschuldet zu haben, ein Verbrecher, der im policeilichen Vorproceß zugestanden hatte, einen Andern im Streit mit dem Kopfe gegen die Treppenstufen geschlagen zu haben, worauf der Tod erfolgte, völlig freigesprochen ward, weil er dies Geständniß zu widerrufen für gut fand. Er würde ihnen den an Widerstann grenzenden Fall citiren, wo ein Ehemann, nachdem er den Liebhaber seiner Frau bei der That erschossen, diese That vor der Jury eingestand, und die Jury dennoch die Frage: ob der Erschossene von dem Angeklagten getödtet sei? verneinte, weil die Geschworenen zufällig fanden, dem Erschossenen sei sein Recht geschehen, und um den Angeklagten völlig zu absolviren zu der seltsamen Fiction ihre Zuflucht nahmen, die eingestandene That sei gar nicht geschehen.

Freilich ergeben sich, diesem gegenüber, bei dem Untersuchungsproceß nicht geringere Mängel, und wenn man Prozeduren wie beispielsweise den Proceß des Magisters Linius und des Pfarrers Riembauer, im vierten Theile des vorliegenden Werkes, näher ins Auge faßt, so drängt sich der Gedanke auf, daß auch das Untersuchungsverfahren zur Erforschung der Wahrheit unzulänglich sei und der Nachhülfe durch die Zulassung des psychologischen Beweises in bestimmten Formen und Grenzen bedürfe. Die Schuld des Angeklagten liegt hier vor der Seele jedes Urtheilfähigen klar zu Tage; der Richter aber, von subjectiver Überzeugung nicht geleitet, mußte sie negiren, weil das Beweismaterial in ausreichendem Maße für ihn nicht vorhanden war, und die Forderung der Staatsgesellschaft um Gerechtigkeit blieb unbefriedigt.

Bei diesem Für und Wider der beiden entgegengesetzten Proceßformen ist man auf den Gedanken gekommen, ihre gegenseitigen Vorzüge dadurch miteinander zu verschmelzen, daß man ein Geschworenengericht aus richterlich gebildeten Personen zum Ausdruck über den Thatbestand berief, denselben aber hiernach auch den eigentlichen Rechtspruch — die Anwendung des Strafgesetzes — übertrug. Diese neue Form des Criminalprocesses ist namentlich in Holland versucht worden. Allein auch sie hat sich kaum bewährt; denn indem der Geschworene zugleich als Richter zu fungiren, das Gesetz zur Anwendung zu bringen hat, wird er sein Verdikt über die That nothwendig und unwillkürlich so einrichten, daß es mit seinem Spruch als Richter in Übereinstimmung tritt, und alle Nachtheile, welche die subjective Überzeugung auf den Rechtspruch auszuüben geeignet ist, treten hiermit nur um so greller hervor. Vielleicht ließe sich aber dennoch auf diesem Wege das Bessere finden, und diesen Gedanken wünschen wir recht klar hervorzuheben und möchten ihn der Erörterung durch die Wissenschaft sowohl als dem Versuche durch die Legislation hingeben. Wenn der Ausdruck über die That einer Geschworenenversammlung aus richterlich gebildeten Personen übertragen, der über die Anwendung des Gesetzes aber einem hiervon ganz unabhängigen Tribunal hingegeben würde, so scheint allerdings eine Reihe von Einwürfen beseitigt zu sein, die einerseits gegen die heutigen Geschworenengerichte, andererseits gegen den deutschen Inquisitionsproceß zu erheben sind, und es steht dahin, ob ein solches Verfahren, mit einer vernünftigen Öffentlichkeit verbunden, nicht dem erwachten Bedürfniß Befriedigung gewähren und zugleich denjenigen Grad relativer Vollkommenheit darstellen möchte, dessen die menschliche Justiz und menschliche Einrichtungen überhaupt fähig sein werden.

Hierbei ist nicht eigentlich abzusehen, worauf sich die Behauptung gründet, daß das Anklageverfahren keiner Revision oder keiner Prüfung in höherer Instanz fähig sei, außer insofern, als die Gesetzesformen — das formale Recht — nicht gewahrt seien. Wenn wir überhaupt eine Steigerung der Einsicht annehmen, oder sie fungiren, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch eine höhere Einsicht, in Bezug auf das Erkenntniß der Schuldbarkeit, angenommen werden dürfte. Die schwächere Einsicht, können wir annehmen, erkennt nicht, daß der Angeschuldigte der That schuldig sei; die höhere Einsicht erkennt seine Schuld, und wie im bürgerlichen Proceß sich keine Stimme gegen die Wahrheit der Instanzen erhebt, so ist kein in der Sache liegender Grund erkennbar, warum nicht auch im Strafproceß eine Steigerung des Erkenntnißvermögens angenommen werden soll. Es ist dies eins von den grundlosen Vorurtheilen der Freunde des Anklageprocesses, die guter logischer Begründung überall entbehren. Mit der Einrichtung einer höhern Urtheilsinstanz fallen wiederum eine lange Reihe von Einwürfen hinweg, die man mit vollem Rechte gegen den Anklageproceß erhoben hat.

Nichtdestoweniger bleiben deren immer noch genug übrig, und die Gönner desselben täuschen sich, wenn sie glauben, in Norddeutschland eine allgemeine Überzeugung für ihre Sache schon erlangt und die Gegner ihrer Bestrebungen aus dem Felde geschlagen zu haben. Der Gedanke, die Ursprünglichkeit des Instituts der Geschworenen für Deutschland vindiciren zu wollen, ist mehr als nichtig: er spricht sogar gegen sie selbst. Denn war das Institut ursprünglich deutsch, so entsteht die Frage, warum Deutschland es hat fallen lassen? Die Antwort ist ganz einfach die: weil dafür eine innere Nothwendigkeit gebietend war, weil man zu etwas Besserm überzugehen sich gedrungen fühlte, weil die nationalen Lebensverhältnisse zu dem Institute nicht mehr paßten, oder weil es diesen Verhältnissen nicht mehr genügte. Denn daß eine solche Veränderung willkürlich, gleichsam zufällig eintreten könnte, von innerer Nothwendigkeit nicht getragen, mit Einem Wort: daß sie gemacht werden könne, dies wird doch kein Geschichtskundiger im Ernste behaupten wollen.

Ebenso mißlich ist es mit der andern Behauptung, daß die öffentliche Justizpflege den Rechtsinn der Massen bilde, eine Behauptung, für welche weder in Frankreich, noch in England, noch auch am Rhein irgend ein thatsächlicher Beweis angetroffen wird. Nicht einmal die Bekannthschaft mit dem Gesetz, wie man doch annehmen sollte, wird dadurch gefördert, wie Jeder weiß, der am Rhein gelebt hat; vielmehr muß zugegeben werden, daß aus dieser Öffentlichkeit nur eine größere Bekannthschaft mit den Mitteln, sich den Wirkungen des Gesetzes zu entziehen, Verschlagenheit im Unrecht und Frechheit im Gesetzwidrigen für das Volk gewonnen wird.

Einen fernern Fehlgreif begeben die Gegner des Untersuchungsprocesses darin, wenn sie triumphirend darauf hinweisen, wie Vieles der öffentliche Anklageproceß zur Sprache bringe, was in der schriftlichen Instruction der Sache übergegangen worden, wenn sie hierauf einen Schluß gegen den Instructionsproceß überhaupt gründen wollen. In der Sache haben sie freilich recht; allein was wird damit erwiesen? Nichts Anderes, als daß die Instructionsrichter, welche der Anklage vorarbeiten, im Bewußtsein der Unerheblichkeit ihrer Arbeit meistens höchst nachlässig verfahren, während der Inquirent beim Untersuchungsproceß, sich bewußt, daß auf ihm zumeist der Ausgang des Processus beruht, mit ganz anderm Eifer und ganz anderer Ergründung zu Werke geht als Jener. Wollte man hieran zweifeln, so dürfte man nur die leichtfertigen Arbeiten französischer Instructionsrichter mit den Arbeiten eines gewiegten norddeutschen Inquirenten vergleichen. Der Unterschied ist sprechend.

Hier nun kommen wir zu einem Haupteinwurfe gegen den öffentlichen Anklageproceß, der, so viel wir wissen, in der über diesen Gegenstand bestehenden Schriftenliteratur noch wenig erhoben ist, und der uns geradehin im Lichte eines der allerwesentlichsten erscheint. Unter allen Indicien der Schuld ist, wie Jeder zugeben wird, das Bekenntniß der Schuld, wenn auch nicht absolut

beweisend, doch das allerbedeutendste und relativ überzeugendste. Dies Indiz zu erlangen, ein Bekenntniß der Schuld zu erzielen, darauf arbeitet im Untersuchungsproceß der Inquirent hin. Zu diesem Ziele zu gelangen, hält er dem Schuldigen Zeugenaussagen, Indicien, den Schein der Wahrheit vor; er widerlegt seine Einwendungen, zeigt ihm das Unzulängliche seiner Einreden, und alle seine Bemühung ist darauf gerichtet, durch ein Bekenntniß der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Im Anklageproceß ist dies mächtigste aller Indicien fast gleichgültig, ja mehr, der ganze Inhalt, die Natur, der ganze Gang des Anklageprocesses ist eine fortwährende Warnung und Mahnung für den Angeklagten, nicht zu bekennen. Die Vertheidigung bietet ihm unausgesetzt die Hand dazu, die Gegenwart des Auditoriums schreckt das Bekenntniß von der Lippe weg, wenn es entchlüpfen will, der Advocat warnt, mahnt, unterstützt den Leugnenden, und der Erfolg von allen diesen dramatischen Wirkungen ist, daß während im Untersuchungsproceß mindestens zwei Drittel der Verurtheilten zu einem Bekenntniß ihrer Schuld gebracht wurden, ein volles Geständniß der That im Anklageproceß zu den Seltenheiten gehört.

Wie viel ist nun hiermit verloren gegangen! Philosophisch betrachtet bedarf es eigentlich der Zustimmung des Verbrechers zur Anwendung der gegen ihn ausgesprochenen Strafe; nur diese Zustimmung ist geeignet, das menschliche Rechtsgefühl ganz und ungetheilt zu befriedigen. Ein volles Bekenntniß der That ersetzt diese Zustimmung, schließt sie ein, ergänzt sie. Ein Richterspruch, auf ein volles Bekenntniß gegründet, darf nur, menschlich und philosophisch betrachtet, befriedigen. Eine Processform aber, die eine solche Basis wesentlich, ja, wie die menschliche Seele einmal beschaffen ist, fast nothwendig ausschließt, wird uns noch lange Zeit empfohlen werden müssen, ehe wir sie für die bessere erkennen können.

Wir glauben hiermit den Hauptvorzug des Untersuchungsprocesses vor dem öffentlichen Anklageproceß bezeichnet zu haben, und bitten die Widersprechenden, uns nicht einzuwenden, daß ja auch bei ihrem Verfahren eine Untersuchung vorausgehe. Sie müssen selbst wissen, welchen Werth diese Untersuchung anspricht, und daß sie, wie schon gezeigt, theils den Angeklagten nicht verpflichtet, theils gar nicht darauf gerichtet ist, ihn zu einem Bekenntniß hinzuführen, auf psychologischem Wege ihn dazu zu nöthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die wichtigsten Vorlesungen an der Sorbonne.

Unter den Vorlesungen, welche in dem neuen Semester in den düstern Sälen der Sorbonne gehalten werden, haben bis jetzt die Vorträge des geistreichen St. Marc Girardin über die Theorie der schönen Wissenschaften besonderes Interesse erregt. Schon seit mehreren Semestern ist diesem gewandten Professor, dem kimmernder Wiß, feiner

Spott und eine große Herrschaft über die Sprache zu Gebote stehen, von allen Dingen, welche nach dem entlegenen Quartier latin pilgern, um sich mehr an der schillernden Oberfläche der Wissenschaften zu erfreuen als in ihre Tiefen einzubringen, die keine zuerkannt. Keiner versteht es so wie er sein Publikum zu beherrschen und zu lebhaften Ausbrüchen des Beifalls unfehlbar hinzureißen. Aus den gedruckten Vorlesungen, die von ihm z. B. über die dramatische Kunst erschienen sind, kann man sich einen nur höchst unvollkommenen Begriff von seiner Gewandtheit machen. So wenig seine Reden, wenn sie auf dem kalten, bloßen Papiere stehen, gegen eine schärfere ästhetische Kritik in allen ihren Theilen stichhaltig sind, eine so sichere und unfehlbare Wirkung erreichen sie, wenn sie von St.-Marc Girardin's beweglicher und anregender Stimme getragen werden. Zur nähern Charakteristik dieser Vorträge, zu denen sich so große Scharen von Zuhörern drängen, daß die gewöhnlichen Hörsäle nicht ausreichen, und zur besondern Bezeichnung ihrer Richtung müssen wir noch sagen, daß St.-Marc Girardin sich gegen die romantische Schule, die in ihrer eigenthümlichen Bedeutung längst überwunden und als wirkliche Partei vernichtet ist, polemisch verhält. Überhaupt ist es eine Eigenthümlichkeit des Redners, daß er mehr mit dem Strome schwimmt und den Launen der herrschenden Beistimmung schmeichelt, als daß er auf die öffentliche Meinung selbst gestaltend einwirkt. Von tieferm wissenschaftlichen Gehalte sind die Vorträge Djanam's, dem die wirklich nicht geringe Ehre zu Theil geworden ist, unmittelbarer Nachfolger des trefflichen Fauriel zu werden. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, den Namen dieses jungen Gelehrten in d. Bl. mit Auszeichnung zu erwähnen. Besonders haben wir auf seine trefflichen Vorlesungen über die deutsche mittelalterliche Literatur, in denen sich ein tiefes Eindringen in den deutschen Geist und eine liebevolle Hingebung an das gewaltige germanische Element kund that, wiederholt aufmerksam gemacht. Leider hat Djanam sich in diesem Jahre von dem bisherigen Thema seiner Vorträge abgewendet, indem er die Besprechung der ältern italienischen Literatur zum Gegenstande seiner Vorlesungen gemacht hat. Allerdings ist er, wie vorzüglich sein Werk über Dante und den Katholicismus, das vor kurzem auch ins Deutsche übersetzt ist, beweist, auf diesem Felde der Literaturgeschichte trefflich bewandert, und man kann mit Bestimmtheit etwas ganz Gediegenes erwarten; aber wir würden es doch lieber sehen, wenn Djanam, als ein kundiger und bereiteter Apostel des Germanenthums, noch ferner zu Sunsten der deutschen Literatur spräche. Unter den übrigen jüngern Professoren, welche an der Sorbonne in den verschiedenen Disciplinen thätig sind, zeichnen wir besonders Egger und Jules Simon aus. Ersterer, wahrscheinlich Ulfasser von Geburt, wie wenigstens sein Name anzudeuten scheint, hat sich bereits durch einige wissenschaftliche Leistungen einen rühmlichen Namen gemacht, und vereinigt kritischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit mit einem gebildeten Geschmack; letzterer aber hat sich vorzüglich unter den Vorsehern in der Sache der Universität gegen die Geistlichkeit, welche das Kleinod der öffentlichen Erziehung in ihre Hände reißen möchte, als besonnener, aber zugleich auch schlagfertiger Kämpfer hervorgethan. Egger wird außer einem Cyclus von Vorträgen, welcher der Erklärung griechischer Inschriften gewidmet ist, einen Überblick über den Entwicklungsgang der griechischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des Zeitalters Trajan's und der Antonine geben. Simon, von dessen eigentlich gelehrten Leistungen wir besonders eine sehr gründliche Abhandlung über die neuplatonische Schule erwähnen, behandelt in seinen Vorträgen die Philosophie des Plotinus.

Theatercensur.

Bekanntlich besteht in dem Ministerium des Innern ein eigenes Comité, dem es obliegt, über die unbedingte oder bedingte Zulassung der Theaterspiele, welche zur Aufführung eingereicht sind, zu entscheiden. Man kann denken, daß in Franz-

reich, wo die Pressfreiheit wenigstens in der That und dem Buchstaben des Gesetzes nach besteht, diese Behörde ein Schrecken der Schriftsteller ist. In der That sind aber auch die Urtheileprüche oft rathselvoll, wie die Schläge des Wahngottes, mit dessen Unfehlbarkeit nun freilich dieses verhasste Comité nicht verglichen werden kann. Kein Vergünstiger würde etwas gegen diese Einrichtung haben, wenn sich die geheimnißvollen Richter, denen Gewalt über Leben und Tod eines Stückes gegeben ist, darauf beschränkten, solche Schauspiele von der Bühne fern zu halten, welche der Moralität Gefahr bringen könnten, oder wenn sie sich begnügten, mäßige anstößige Stellen auszumergen. Aber leider steht dieses souveraine dramatische Gericht unter sonderbaren politischen und vorzüglich diplomatischen Einflüssen. Seitdem Guizot, der nur gar zu gern vergißt, daß er Alles seiner Feder zu danken hat, am Ruder steht, ist es dem dramatischen Comité zur besondern Aufgabe gestellt, keine mißliebige Anspielung gegen England durchschlüpfen zu lassen. Mit einem schlüpfrigen Gemeinplatz oder einer überzuckerten Note nimmt man es nicht so genau; aber wehe, wenn es sich ein armer dramatischer Schlicher herausnimmt, die Spitze seines Dinges an England zu versuchen! So durfte Goethe's vielgepriesenes „*Do la main gauche et de la main droite*“, das zuvor dem Titel führte: „*Il y avait une fois une reine*“, erst aufgeführt werden, nachdem sämtliche Stellen, in denen man Anspielungen auf die englische Regierung sah, getilgt waren. So machte man ferner dem verstorbenen Delavigne eines Kriegesliedes wegen, in dem die Engländer nicht geschont waren, und das der Dichter in seinem „*Charles VI*“ angebracht hatte, die unerhörtesten Schwierigkeiten. Einen neuen Beweis für die freundlichen Gefinnungen, welche das dramatische Comité für England hegt, hat dasselbe vor kurzem bei Gelegenheit eines Stückes geliefert, welches jetzt unter dem Titel: „*Les prétendants, comédie en trois actes et en vers*“, im Druck erschienen ist. Der Verf. dieses Lustspiels hatte die Scene seines Stückes in einen französischen Seehafen verlegt; aber das geheime Gericht verlangte durchaus, daß er ein anderes Land wählen solle, und daß er zugleich das Stück, das ein Bild der Gegenwart geben sollte, in einer andern Zeit spielen lasse. Nach vielem Sträuben verlegte es denn J. Lesguillon — so heißt der Dichter — nach England und läßt die Handlung während der Regierung Wilhelm's von Oranien vor sich gehen. Man kann sich denken, daß dadurch das ganze Gerüst des Stückes, das für ein anderes Land und eine andere Zeit berechnet war, in seinem Grunde erschüttert wird und daß ohne Zweifel manche Scene in dieser veränderten Gestalt durchaus ihre Wirkung verfehlen muß. Dessenungeachtet erkennt man in diesem Lustspiele selbst in seiner Verkrüppelung ein frisches, vielversprechendes Talent.

Geschichte der französischen Philosophie.

Aus der großen Menge französischer Werke, welche in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie erschienen sind, zeichnet sich eine gediegene Abhandlung Sappary's über die Verdienste und die wissenschaftliche Stellung des verstorbenen Laromiguière sehr vorthellhaft aus. Diese Schrift, welche einen akademischen Preis davongetragen hatte, verbindet Wärme der Darstellung mit wirklicher Kritik. Wir erhalten jetzt von Sappary ein neues Werk, das sich zu seiner frühern Abhandlung gewissermaßen als Ergänzung und Erweiterung verhält. Dasselbe führt den Titel: „*L'école sélectique et l'école française*“. Der Verf. verhält sich zur eklektischen Richtung, als deren hauptsächlichsten Vertreter er Cousin hinstellt, durchaus polemisch. Er wirft ihr besonders eine von der schottischen und deutschen Philosophie entlehnte Dunkelheit und Entfremdung von allen praktischen Zwecken vor. Unter der „*école française*“ hingegen versteht er die Tendenz auf das praktische Leben hin, die besonders seit Condillac sich in der französischen Philosophie kundgibt.

Blätter

für

literarische Unterhaltu

Montag,

Nr. 69.

10. Mär

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig
und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Lange Zeit könnten wir noch fortfahren, Mängel und Vorzüge der in Frage stehenden Processformen gegeneinander abzuwägen; doch es mag Zeit sein, eine Erörterung zu schließen, die hier nur einleitungsweise Platz finden konnte. Manches Erhebliche aus derselben wird auch im Verlauf unserer Übersicht aus dem vorliegenden Werke sich noch anknüpfen lassen; allein eines der Hauptvorwürfe muß vorab noch gedacht werden, welcher gegen den Untersuchungsproceß von seinen Gegnern gerichtet zu werden pflegt. Es ist dies die Anschuldigung der Vernunftwidrigkeit der außerordentlichen Strafen. Diese Anklage ist die Frucht eines ziemlich dünnen Raisonnements, wie denn überhaupt die Verteidiger des Anklageprocesses, nach Art der französischen Philosophie, sich eines ziemlich trockenen Schematismus schuldig machen, der mehr für den gemeinen Mann wie für den gebildeten Geist berechnet ist. Man sagt: „Eine Schuld ist entweder da oder sie ist nicht da“ — wie man auch sagt: „Die Wahrheit ist nur Eine.“ Nicht also, ihr Freunde! Die Wahrheit im abstracten Sinn ist allerdings eine, aber die menschliche Wahrheit ist vielgestaltig. Ebenso ist der Satz: „Die Schuld ist vorhanden oder nicht vorhanden“, auch nicht richtig; er muß vielmehr heißen: „Eine gewisse Schuld ist nicht vorhanden, eine andere aber ist da!“ Auf diesen Satz gründet sich die Vernunftmäßigkeit der außerordentlichen Strafen im Untersuchungsproceß. Hier sind sie zulässig, da die Anklage nicht ein nach allen Seiten hin abgegrenztes Factum, sondern eine Reihe von Thaten, einen Thatencomplex, umfaßt, während beim Anklageproceß allerdings nur eine ausgesonderte und bestimmte Handlung — mechanisch abgeschlossen — begriffen wird, was aber die unphilosophische Trockenheit der Auffassung kund gibt, gegen welche wir protestiren. Der Anklageproceß schließt freilich die außerordentlichen Strafen aus. Was gewinnt er aber damit? Den Schrecken unpassender Bestrafungen und den Gräuel ärgerlicher Freisprechungen, an welche sich das norddeutsche Rechtsgesühl — so glauben wir — nimmermehr gewöhnen wird.

Dem Volksspruche: Bei Gott und 1
Geschworenen ist kein Ding unmöglich.
nerschwerter Satz, der wahrlich vom Vol
Rechtssicherheit nicht Zeugniß gibt —
Nordern Deutschlands ein anderer aus
des deutschen Mittelalters herüber geerbt
müßte das Kammergericht nicht sein! B
dermann anheim, den Werth dieses und
gedankens abzuschätzen und anzugeben, ob
der Rechtssicherheit, des Rechtsschutzes hi
sich deutlicher ausspricht! Und nun noch
leugnen nicht, es ist uns viel werth g
Stimme zu Gunsten des nun von allen Sei
fenen Untersuchungsprocesses, eine Stim
nung vor übereilter Reform zu erheben.
dings müssen wir die Gleichdenkenden lau
sie in stolzer Verachtung der von allen S
den Stimmen ein gefährliches Schweigen si
machen. Es geht hiermit wie mit andern be
richtungen des Staats und der Gesellschaft.
schaft, der Unverstand beherrschen nur zu häufig
Sie schreien so lange und so laut, bis ihr
den Volksruf gilt und, ehe die Verständigen
zum Geseze wird. Auf also ihr Lässigen
Gedanken Worte, bevor es zu spät ist! I
in die offenen Schranken, ihr Einsichtigen
ist ehrlichen Kampfes wol werth, und wir
auch fallen, ihr werdet in dem Ringen mit
tigen Gegner der Wahrheit genützt, das V
terlandes gefördert, eurer Pflicht für das L
nügt haben. Die leidenschaftliche Auffassu
wird sich verbergen müssen, sie wird der
Platz räumen und was aus dem Kampfe her
mindestens besser sein als was man jetzt an
Alten zu setzen trachtet. Unleugbar ist, daß
mancher eifrigen Verfechter des öffentlichen
ses, daß namentlich am Rhein eine fast gänz
vom Wesen der andern Processform herrsch
daß aus diesem Quell der Unkunde ein gro
Stimmen schöpft, die sich so laut geltend
wie denn auch nicht zu leugnen ist, daß
die Sucht nach Einfluß, die Gewinnliebe
stande manche Stimme, die Bequemlichkeit

scheu im Richterstande manchen Vertheidiger des Anklageprocesses erweckten, dessen Motive mit der ehrlichen Überzeugung und mit der Sache der Wahrheit äußerst wenig gemein haben. Diesen Stimmen zu begegnen, scheint aber die Pflicht jedes Ehrenmannes zu sein, und wir freuen uns der Gelegenheit, dazu zu ermuntern.

Dieser Pflicht ist genügt, und wir wenden uns nun, erleichtert, zu der Besprechung des uns in dem obigen Werke vorgelegten reichhaltigen Stoffes. Zur Ausführung des Einzelnen in den vorausgeschickten Ansichten wird hierbei bisweilen Gelegenheit sich bieten, und wir behalten uns unser Recht zu deren Benützung ausdrücklich vor — damit, wenn möglich, unsere Stimme keine Stimme in der Wüste bleibe.

Im Allgemeinen haben die Verfasser des „Neuen Pitaval“ eine sehr glückliche Mittelstraße zwischen der strengen actenmäßigen Relation und der freien Erzählung der Begebenheit getroffen. Die Art und Weise, wie das Factum zuerst gewöhnlich kurz, als eine dunkle, aus dem Munde des Gerüchtes geschöpfte That hingegeben, dann nach und nach erhellt, endlich in seinen gerichtlichen Verlauf zerlegt und zuletzt bisweilen zu einem lehrreichen Résumé zusammengefaßt wird, zeugt von einem durchgebildeten Geschmac und gibt Gelegenheit, eigene Gedanken zu entwickeln und der Trockenheit bloßer Actenauszüge zu entgehen. In derselben Weise bekundet die Wahl der Stoffe selbst gute Kritik, Geschmac und ein gelungenes Streben nach unterhaltender Mannichfaltigkeit und Abwechslung. Endlich aber erfüllt der Stil der Darstellung in seiner würdigen, gehaltenen und durchweg edeln Form die Erwartungen, welche wir an Namen von so gutem Klange zu knüpfen berechtigt sind. Nebenher ist denn auch Das zu loben, daß in der Reihenfolge merkwürdiger Criminalfälle ein gewisser Wechsel zwischen solchen, die nach dem Anklageproceß, und solchen, welche nach dem Untersuchungsverfahren zur Entscheidung kamen, beobachtet worden ist, wodurch gewissermaßen eine praktische Propädeutik zur Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Erfolge beider Proceßformen gegeben wird.

Im ersten Theile wird uns zunächst ein Criminalproceß geboten, der wol zu den anziehendsten und psychologisch bedeutendsten Geschichten dieser Art gehört, die überhaupt vorhanden sind und der hiermit das Verdienst verbindet, über den socialen Zustand Deutschlands in einer jüngern, für die politische Entwicklung unsers Vaterlandes wichtigen Epoche ein geschichtliches Gemälde voll Interesse aufzustellen. Es ist die Geschichte R. L. Sand's, des Mörders Kogebue's. Die That eines jungen Schwärmers für eine ganz unverständens Idee von Volksfreiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes erschien bekanntlich zu ihrer Zeit in dem Lichte eines heroischen Selbstopfers; man gab den Irrthum zu, der dabei untergelaufen sei, allein die Mehrzahl aller Stimmen vereinigte sich 1819 dahin, daß die That selbst der Ehren des Alterthums würdig und vor dem moralischen Richtersstuhl ganz gerechtfertigt sei. Jedermann weiß,

welche traurigen Folgen diese Rationalansicht des Ereignisses mit sich führte. Es währte lange Zeit, ehe die Unrichtigkeit dieser Auffassung der Sache durchdrang; ja, von manchem jugendlichen Kopfe mag sie noch jetzt nicht als Irrthum erkannt sein. Solchen nun ist die Lecture dieser Criminalgeschichte zu empfehlen. Sie werden dann erkennen, daß der Irrthum, in dem sich Sand befand, ein selbstverschuldeter war, daß die seiner Seele zugemessene Reinheit keineswegs in der Weise vorhanden war, wie man zu jener Zeit annahm, daß wenn ein großer Theil seiner That auf Rechnung der Schwärmerel kommt, doch ein anderer Theil den Regungen der Eitelkeit, der Selbstüberschätzung, ja der Unwahrscheinlichkeit gegen sich selbst und einem lügenhaften Spiel mit Empfindungen beigegeben werden muß, und endlich, daß er nach der That den Geist der Lüge keineswegs von sich abwehrte, sein Heil vielmehr in Winkeltügen und Verlegungen der Wahrheit suchte. Alles Dies stellt diesen merkwürdigen Charakter in ein ganz neues Licht, das mit der hertömmlichen Auffassung desselben wenig gemein hat. Die Verwirrung ging von dem Gedanken aus, daß er zunächst zu einer großen That für das Vaterland berufen sei; er suchte lange Zeit umher nach einer solchen, bis ihm endlich, da keine andere sich zeigte, die Ermordung eines leichtfertigen, berühmten, aber politisch ganz unbedeutenden Lustspieldichters, der als Correspondent einer fremden Regierung einige unüberlegte Äußerungen über die Richtungen der deutschen Jugend in die Welt gestreut hatte, als eine solche Großthat des Patriotismus erschien. Sein Tagebuch weist nach, daß im Mai 1818 dieser Gedanke seinen Ursprung nahm. Während dieser Zeit verließ er ihn nicht mehr, er ward zu einer Manie. Allein sein Wille jagte. Es scheint ganz sicher, daß Sand von Tag zu Tag erwartete, es werde ein anderer ihm in Dem zuvorkommen, was er für Pflicht jedes Deutschen hielt; endlich von Streikheit gestachelt, vielleicht von seinen Freunden wegen seiner Prahlereien geneckt, ohne irgend Jemand seinen Entschluß mitzutheilen, verließ er, mit zwei Dolchen bewaffnet, Jena, allein unter Umständen, die deutlich bekunden, wie er noch immer darauf rechnete, die That nicht zu thun. Im offenen Zimmer ließ er Briefe und Schriften zurück, die seinen Entschluß der Welt verkündeten; nur ein fast unbegreiflicher Zufall machte, daß sie nicht vor der That gefunden wurden. Vierzehn volle Tage verwendete er zur Reise nach Mannheim, obgleich meistens zu Wagen reisend; noch fünf Tage zögerte er geschäftslos in Frankfurt; dann endlich treibt es ihn nach Mannheim. Er tritt mit einer Lüge zu Kogebue, dem er sich als einen mitaufer Bekannten anmeldet. Die That ist schnell und leicht geschehen. Sand hatte auf einen sofortigen Volksaufstand gerechnet, bei dem er zu entkommen hoffte. Die Umstände störten die Rechnung, er verwundete sich selbst und ward gefangen. Zu einer bessern Ansicht über seine That kam er nicht; dem Anblick des Todes trug er mit Würde, allein seine Verbergung der Wahrheit während des Proceßes gereicht ihm nicht zur Ehre. Gerade dies compromittirte seine

Freunde und hatte in große Kreise ein traurige Folgen für Viele, die dem Geiste des Augenblicks huldigten und an Schwärmereien Theil nahmen, aber welche wir heute lächeln. Sein letzter Artikel endete am 20. März 1820, dem Tage seiner Entthronung. Merkwürdig ist, daß Sand, zum Tode religiös vollkommen vorbereitet, am Abend vor demselben seinen Nachfolger zu sich kommen ließ, Hand in Hand mit ihm lange auf seinem Bette saß und ihn zum Rath und zur Festigkeit ermahnte.

Wie hat sich nun die Zeit, wie hat sich das Urtheil der Zeit über die That geändert, die Deutschland damals in feberhafte Bewegung versetzte? Sie ward eine politische Calamität durch die Schlüsse, die man mit zu großer Hast an sie knüpfte, durch die Mittel, die man wählte, eine geistige Regung zu erlösen, von der heute kaum mehr ein schwacher Nachhall anzutreffen ist. Was ist darüber zu sagen? Nur Dies, daß sich die Übereilungen des Jahres 1820 schwer an Deutschland gerächt haben, indem sie ein geistiges Lebenselement begruben, das, gut geleitet, zu großem Gedenken ausschlagen konnte. Wie freudig begrüßte man im J. 1840 jenen schwachen Nachklang der damaligen Stimmung, der in Becker's „Rheinlied“ auftauchte, und wie eifrig möchte man wünschen, nur ein Bruchtheilchen jener Jugendgedanken unserer heutigen Jugend wieder einpflanzen zu können, die, in prahlerischem Atheismus, in Indifferentismus und trockener Euphorie verloren, von den warmen Gefühlen für Religion und Vaterland, an welchen jene Zeit krank war, auch nicht ein Atom mehr bewahrt hat. Wie viel gäbe man darum, von dieser Gefühlswärme auch nur ein Bruchtheilchen wieder ins Leben rufen zu können, das die Fegel, die Strauß, die Bauer und die Feuerbach in seinen Worten auszutrocknen drohen! Mit solchen Gedanken schließt die treffliche Relation, welche von Sand's That uns hier geliefert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Häusliches Leben und Sitten der Türken, von Charles White. Nach dem Englischen. Herausgegeben von Alfred Neumont. Zwei Bände. Berlin, W. Dunder. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wenige Länder werden von europäischen Touristen häufiger besucht als die Türkei. Die erleichterte Communication, die jetzt mildere oder schlaffere Gesittung der Türken, die Reize des griechischen Meeres und die Umgebungen des altherberühmten Olympos, vor Allem aber der Umstand, einen so vollkommenen und fremdartigen Gegensatz europäischer Sitten und Civilisation in so leicht erreichbarer Nähe zu finden, tragen das Meiste dazu bei. Wirken wir nun auch von einer großen Anzahl dieser Touristen geistreiche Berichte über ihre Reisen, so hat doch dadurch unsere Kenntniß von den innern Zuständen jenes Landes und Volkes wenig gewonnen. Die Natur solcher Augenblicke läßt andere Resultate nicht erwarten. Müde des glänzenden Einerleis seiner gewöhnlichen Umgebung, sucht der weltmännische Tourist in der schnellen Abwechselung pikantes und fremdartiger Anschauungen neue Aufregung für seine von Überdruß abgestumpfte Phantasie. Gewohnt, sich als den Mittel-

punkt und die Welt nur als Stoff des Genießens zu betrachten, genügt ihm ein flüchtiges Durchstreifen der griechischen Inseln, ein achtstägiges Planiren durch die Bazar's und Straßen Konstantinopels, ein kurzer Besuch in einem Hause, wo schweigsame Türken den Märchen lauschen, die Reisende selbst nicht versteht, ein verhöhlener Blick in Moschee und eine Spazierfahrt durch das Goldene Horn, Stoff zu einem Buche zu sammeln, das uns wol zum psychologischen Studium einer interessanten Individualität dienen würde, aber zur Kenntniß der Sitten und Zustände eines der Völker verhelfen kann. Dagegen finden wir seit Montagu's Reise fast Niemand, der durch längern Aufenthalt in der Hauptstadt des türkischen Reiches gründlichere Kenntniß in das dortige Volksleben gewonnen und die europäische Literatur mit den Resultaten seiner Studien bereichert! Um so größern Dank sind wir daher dem Verfasser des liegenden Werkes schuldig, der, begünstigt durch mehrgährigen Aufenthalt in Konstantinopel, durch Vertrautheit mit der türkischen Sprache und durch Geschick und Reizung für deren Forschungen es unternommen hat, uns eine vollständige, zuverlässige Darstellung der Sitten und des häuslichen Lebens der Türken, ihrer öffentlichen und socialen Zustände zu geben, wobei er Gelegenheit findet, in genauer staatlicher Einzelheit über alle Gegenstände des Luxus, des häuslichen Seins oder der gewerblichen Anwendung einzugehen, und das zu allen trocknen Detail mit zahlreichen Anekdoten unterbricht, den Zustand der Gesellschaft, die Verfertigung und den Gebrauch der Werkzeuge und Geräthe, und die Einrichtung der Gebäude, die er beschreibt, erläutern.

Der Faden, an den sich seine Darstellung reißt, ist eine Darstellung durch die Bazar's in den verschiedenen Theilen der Stadt, an die er eine Beschreibung der dort verkauften Waaren knüpft, ihren Gebrauch beschreibt, und dann auf ausführliche Darstellungen der Volkssitten und Volksgebräuche übergeht. Verbindung ist allerdings zu äußerlich, und dann und wann wird es dem Leser etwas wirt im Kopfe, etwa wie bei Durchsicht eines Cabinets zahlreicher Curiositäten der Natur Kunst, welche einzeln betrachtet ergänzen und belehren, keinen rechten Gesamteindruck zurücklassen. Doch ist die Vorwurf, der die Anordnung, nicht die einzelnen Bestandtheile des Buches trifft, denn die einzelnen Schilderungen sind lebendig wie lehrreich. Der Raum gestattet uns leider Auszüge. Nur die wirklich spasshaften Begriffe wollen wir erwähnen, welche die Volkstradition von dem Ursprung schiebener Gewerbe hat. Nach der türkischen Sage warlich Adam der erste Schneider, der erste Zimmermann, merkwürdigerweise auch der erste Schreibmeister. Eva Webstuhl, und Kain, da er das erste Grab fällte, Grabhauer; Seth erfand die Knöpfe und das Wollspinnen; Noah der erste Weber, Noach natürlich der erste Beer; Abraham war Ruchmann und Joseph erfand die Uhren. Psalmist war ein Schmied, und David Dolmetsch und Schmied. Salomo machte die ersten Körbe; Jeremi Patron der Wundärzte; Jonas war Fischhändler. Der Gabriel endlich verfertigte die ersten Schürzen, und die von Gada gebrauchte quers Zischentücher. Sammel die einzelnen Hügel des Volkscharakters, die uns der Verfasser, zu einem Bilde, so sehen wir in den Türken ein das viel zu lernen und viel zu verlieren hat, aber die viele edle Charakterzüge zeigt; nicht so ganz hochmüthig dankenlose Tyrannen und kriechende Sklaven, Ungeheuer Grausamkeit und wahnsinnige Fanatismus in der Religion man sie oft darstellt, sondern ein ernstes und schweigsames tapfer und oft edelmüthig auf dem Schlachtfelde, und voll licher Jugend am eigenen Herde; nicht so unempfindlich und unwillig gegen die Vorzüge europäischer Gesittung, u ihrer allmählichen Einführung zu widersetzen, daß sie den politischen mildern und endlich vernichten, der Religion zu lehren, und die Schranken niederreißen könne, welche

effrter Glaube und engherzige Bigotterie gegen die erleuchtende und humanisirende Civilisation Europas aufgerichtet haben.
6.

Notizen.

Ward Galilei gefoltert?

Es ist noch immer unentschieden, ob Galilei in der von der Inquisition zu Rom gegen ihn geführten Untersuchung wirklich die Folter bestanden. Libri, der dies behauptet, führt folgende Stelle des gegen Galilei erlassenen Urtheils für seine Reinigung an: „Sintemalen“, heißt es in diesem Urtheil, „es uns geschienen, daß Ihr in Betreff Eurer Absichten nicht die ganze Wahrheit enthüllt habt, haben wir es für nothwendig erachtet, zu einem strengen Verhör zu schreiten, worin Ihr wie ein guter Katholik Red' und Antwort gegeben.“ Libri behauptet nun, der Ausdruck „strenges Verhör“ begreife bei dem Verfahren der römischen Inquisition stets die Folter in sich, und der Umstand, daß weder Galilei selbst noch Riccolini, der Botschafter des Großherzogs von Toscana, seines Gönners, der seinem Herrn einen Bericht über den gegen den berühmten Gelehrten geführten Proceß erstattete, die leiseste Andeutung in dieser Hinsicht geben, wird dadurch erklärt, daß die Inquisition Denen, über welche sie das Urtheil sprach, das strengste Stillschweigen über das gegen sie eingehaltene Verfahren zur Pflicht machte. Lebensfalls ist dies Verfahren, wie selbst aus dem Briefwechsel Riccolini's hervorgeht, in tiefes Geheimniß gehüllt gewesen und geliebt. Merkwürdigerweise befanden sich die Urkunden, welche die Gerichtsverhandlungen der Inquisition über diesen Fall enthalten, und die Licht über die Sache verbreiten könnten, vor der Wiedereinführung der Bourbonen in Frankreich, und Napoleon war willens, sie zu veröffentlichen. Während der Restauration gingen sie verloren, oder wurden, was wahrscheinlicher, von guten Freunden der Inquisition, an denen es unter den Anhängern der ältern Bourbonenlinie nicht fehlte, bei Seite gebracht. Nach einer Äußerung Venturi's, der seine Nachricht von Delambre hatte, war die Urkunde gegen das Ende verstümmelt, und Venturi meint, daß in diesem verstümmelten Theile die „katholische Rede und Antwort“ enthalten sein möchte, welche Galilei im „strengen Verhör“ der Inquisition gegeben haben soll.

Kriegszucht auf der spanischen Armada.

Ein spanisches Manuscript, dessen John Barrow in seiner „Lebensbeschreibung des Seehelden Franz Drake“ erwähnt, enthält folgende Stelle, welche zeigt, wie die sittliche Macht beschaffen war, welche Philipp II. in seinem Kampfe gegen die auf die unbegrenzte Hingebung ihres Volkes sich stützende Elisabeth von England einzusetzen hatte. Der spanische Geschichtschreiber erzählt: „Der Herzog von Medina-Sidonia, Befehlshaber der unüberwindlichen Armada, rief alle höhern Offiziere zusammen und befahl ihnen, Anordnungen zu treffen, daß jedes Schiff die ihm in der neuen Reihenfolge beim Segeln bestimmte Stelle einnehme; auch gab er ihnen schriftliche Verhaltensbefehle, kraft deren im Falle ein Schiff diese Anordnung nicht einhielte oder seinen Platz verliesse, der Capitain ohne weiteres gehangen werden sollte, zu welchem Zwecke die Oberoffiziere bei ihrer Befestigung der einzelnen Schiffe den Nachrichten gleich mit sich führten; auch wurden zu besserer Vollstreckung des Befehls drei davon in die Vorhut, drei in die Nachhut vertheilt.“

Ein englisches Blatt macht sich darüber lustig, daß ein Pariser in der künstlichen Begeisterung, wozu die Vorstellungen Shakespeare'scher Stücke in Paris das kunstliebende Publicum dort versetzt zu haben scheinen, unter Anderm herausgefunden hat, daß Ophelia für Hamlet Dasselbe ist, was Josephine für

Napoleon war. „Ohne nach dem Körnchen Wahrheit herumzuzucken“, meint der Engländer, „welches dieser Vergleichung zu Grunde liegen mag, wird man zugeben, daß die Neben- einanderstellung dieser Namen erschöpflich genug ist und die tröstende Betrachtung nahelegt, daß man einer Vergleichung wegen nie in Verlegenheit zu sein braucht.“ 12.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. G. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil
in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf
Beinpapier 5 Thlr.

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine Encyclopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie
Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden
die den Anfang erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

Im Jahre 1844 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 40ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 23ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. F. E. Meier. 19ter Theil.

Diese drei Theile enthalten u. A. nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Eisenbahnen (mit zwei Tafeln) von Hartmann; Elektromagnetismus (mit einer Tafel) von Bernhardt; Elliptische Functionen (mit einer Tafel) von Sohneke; Engelbert von Stramberg; Englische Sprache und Literatur von Grässe; Epigraphik von Frans; Römisches Erbrecht von Buddeus; Deutsches Erbrecht von Dieck; Europa (mit einer Tafel) von Daniel.

Zweite Section: Joris von Escher; Joseph von Courtenay und Jourdan von Stramberg; Joseph (Gatte der Maria) von Grimm; Joseph II. (deutscher Kaiser) und Joseph (König von Portugal) von Röse; Josephine (Kaiserin) von Jacob; Jötnar von Wachter; Iphigenia von Matthiae; Irenaeus von Stieren; Irenik von Dans; Iriarte von Steinmetz; Iridium von Rost und Dufos; Irkutsk von Petri.

Dritte Section: Peter der Einsiedler von Wachter; Petersburg von Keber; Petra (mit einer Tafel) von Rödlger; Petrarca von Blanc; Petrefactenkunde von Meyer; Petronius von Eckermann; Petrus (der Apostel) von Rettberg; Petrus Diaconus von Wachter; Po-tache-li von Fischer; Peucer von Rettberg; Peucetii von Krause.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Dienstag,

Nr. 70.

11. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Der folgende Criminalfall zeigt uns den öffentlichen Anklageproceß in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; es ist der Proceß des Fualdes. Wer erinnert sich nicht seiner aus Darode streifenden Schreckensscenen? Wir schreiben unter unsere Todesurtheile: „Von Rechts wegen“; der Türke setzt darunter: „Gott weiß es besser.“ Dieser Satz paßte, wenn irgendwo, auf das Urtheil, welches Bastide, Jauffion und Colard zum Tode schickte. Alle Drei starben mit der Anrufung Gottes als Zeugen ihrer Unschuld. Woher die Geschworenen ihre Überzeugung in diesem dunkelsten aller Criminalproceße schöpften, ist und bleibt uns unerklärlich; ihr Spruch ist und bleibt ein schlagender Beweis, auf wie schwankenden Pfeilern subjective Überzeugungen beruhen, welche Rolle Voreingenommenheit, Volkswahn, der Eindruck der Lüge im Gewand der Wahrheit dabei spielen. Es ist vollkommen klar, daß ein ganz falsches Vertheidigungssystem die Verurtheilten ins Verderben stürzte. In dieser Schar der Mitangeklagten hielt Jeder den Andern für schuldig, indem er sich selbst unschuldig wußte. Daraus erwuchs dies Gewirr gegenseitiger Anklagen, bei dem man des Thatbestandes fast ganz vergaß. Das Factum der Ermordung des Fualdes in Dancal's Hause stand, nach unserer Art zu sehen, gar nicht fest. Hätten die Angeklagten sich begnügt, anstatt gegenseitiger Beschuldigungen den Beweis der Ermordung des Fualdes zu fordern, so würde die in der Luft schwebende Anklage sich deutlich gezeigt haben. Allein sie selbst glaubten an den allgemeinen Wahn. Bastide erwiebs sein Alibi — man glaubte seinen Zeugen nicht — aus Voreingenommenheit; Jauffion's Unschuld ist später allgemein angenommen worden. Aber menschlichen Vermuthung nach haben wir hier daher zwei Opfer des Anklageprocesses vor uns, die das deutsche Untersuchungsverfahren der Menschengeschichte wahrscheinlich erspart haben würde; denn kein deutscher Gerichtshof konnte Bastide und Jauffion zum Tode verurtheilen. Bedarf es noch mehr? Ist sie ein Gewinn für die Menschheit, für das Rechtsgefühl der Nation, diese öffentliche Hinrichtung, bei der uns der Gedanke be-

den macht, es geschehe ein Justizmord, auch nur möglicherweise? Und wie ist es zu erklären, daß ein Volk von lebhafter Empfindung, wie die Franzosen sind, einen solchen Gedanken überwindet und den Juryproceß für den Gipfel strafrechtlicher Vollkommenheit hält? Dies Räthsel ist leicht zu lösen. Sie weisen auf Calas, auf die deutschen Hexenproceße hin und folgern daraus, daß auch die andere Proceßform zum Justizmorde führen könne. Wäre ihnen der heutige deutsche Strafproceß bekannt, sie würden ihres Irrthums inne werden und mit Ernst an eine Besserung ihres Systems denken, das subjective Überzeugung — ohne Controle wie sie entsteht — für Wahrheit nimmt. Diese dunkle Criminalgeschichte ist uns hier mit fester Hand meisterhaft gezeichnet. Besonders kommen wir über die Ranson zur Klarheit, die Hauptzeugin; auch sie in dem allgemeinen Wahne befangen, ohne eigentliche Überzeugung, und daher von Widerspruch zu Widerspruch hingerissen. Sie starb, natürlich ohne fernere Aufklärung zu geben; was sollte sie aufklären? Sie hätte sagen müssen, daß sie nichts wisse, und die Opfer ihrer Eitelkeit waren hiermit nicht vom Tode zu erwecken!

Die Verf. haben diesem Proceße ein Résumé der Geschichte vom Hause der Frau Web (1753) angehängt. Diese wenigen Seiten liefern eine blutige Satire gegen die Juryjustiz. Neun Personen waren zum Tode verurtheilt, als die Verhandlungen dem Philosophen Ramsay zufällig in die Hand fielen. Empört über den Hergang verfaßt er eine Schrift, in welcher er als ersten Grundsatz aufstellt, das Haupterforderniß für Geschworene sei, daß sie gesunden Menschenverstand hätten; — die That sei gar nicht geschehen! Man untersucht aufs neue und findet, daß er recht hat. Die That ist gar nicht geschehen! Die Anwendung auf den Proceß des Fualdes ist leicht.

Die Ermordung des Vaters Thomas zu Damasus steht nicht ohne Bedeutung neben dieser Geschichte. Wir sind in der Türkei, und doch hat die Geschichte die größte Ähnlichkeit mit der vorhergehenden. Auch hier glauben Volk und Richter lange Zeit an ein unerlebenses Märchen, bis der alte Pascha von Aegypten erkennt, daß weder That noch Thäterschaft vorhanden sind. Wieder aber waren leichtblütige Franzosen die Schürer

des Volkswahns. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rechtsideen jenseit des Rheins in mehr als einem Punkte nicht zu den unserigen passen!

Unter den übrigen Criminalfällen dieses Theils ist der Proceß der Frau Liquet der anziehendste; er liegt uns jedoch sittlich etwas fern. Der falsche Martin Guerre (1580) ist zu alt; Die vergifteten Mohrrüben kommen wieder auf eine französische Windbeutelei hinaus.

Im zweiten Theile treffen wir zunächst auf den nur allzu berühmt gewordenen Proceß Font und Hamacher, der uns von vorn herein zu zwei Betrachtungen Stoff bietet. Die Verfechter des öffentlichen Anklageprocesses rühmen von dieser Processform unter andern Dingen, daß sie eine viel schnellere Justiz gewähre als die in Deutschland geltende Processform, die sie mit einem etwas bössartigen Mißbrauche des Wortes so gern den „geheimen Inquisitionprocess“ nennen, um so durch einen dem Ohre mißfälligen Wortklang unschuldige Gemüther zu schrecken und zu täuschen. Nun wohlan; der Proceß Font und Hamacher währte volle sieben Jahre oder kam eigentlich vielmehr auf dem eingeschlagenen Wege nie zu Ende. So oft man die Freunde des Anklageprocesses auf die gar nicht zu verkennenden Mängel, auf die Befangenheiten, die äußern Einflüsse des Wahnes, die schauspielartigen Entwicklungen, die Mißgriffe der Instruction und die Kunstgriffe der Bertheidigung aufmerksam macht, durch welche die subjective Überzeugung der Geschworenen in Frankreich geirrt wird: so oft pflegen sie mit der Antwort bei der Hand zu sein, daß alle diese Dinge allerdings wol in Frankreich bei einem raschblütigen und unmaßgebenden Volke möglich seien, daß sie jedoch vor dem Ernst und der Tiefe des deutschen Volkes undenkbar wären und daß das Correctiv gegen diese Mängel in dem bedächtigen Volksscharakter der Deutschen zu finden sei. Nun denn, wir haben hier vor uns einen in Deutschland und auf deutscher Erde geführten Proceß, einen von deutschen Geschworenen abgeurtheilten Criminalfall, der ganz dieselben Mängel und Irrthümer darbietet, die wir bei dem Proceß des Fuales hervorzuheben hatten — und noch einige mehr. Denn nicht genug, daß auch hier zwischen Thatbestand und Thäterschaft eine unausgefüllte Kluft vorhanden blieb, nicht genug, daß glaubhaften Zeugen auch hier aus bloßer Voreingenommenheit, die im Volksglauben wurzelte, aller Glauben versagt wurde, fand sich auch noch das Schreckniß mehr, daß wir eine Gerichtsperson jedenfalls höchst bedenkliche Einflüsse ausüben sehen, die mit einer vollkommenen Justizpflege nimmermehr in Einklang zu bringen sind. Die Sache ist längst todt und alle Theilnehmer sind begraben; aber noch erinnern wir uns deutlich des Moments, wo der endliche Ausspruch des Thrones, welcher diesen ganzen Miesenproceß für nichtig erklärte, in Norddeutschland wenigstens jede Brust wie von einer drückenden Last befreite und alle Nachdenkenden unter uns erleichtert aufathmen ließ, mit dem Ausrufe: „Gott sei Dank!“ Unsere heutige Jugend hat diesen Moment entweder

nicht erlebt, oder, wie es die Art ist, schon wieder vergessen; allein wir appelliren an den Ausspruch aller ältern Zeitgenossen, ob damals, im J. 1823, ein Einziger unter ihnen, in Norddeutschland, dem öffentlichen Anklageproceß das Wort zu reden geneigt gewesen ist! Das Bild desselben, wie es der Font'sche Proceß darstellte, war für Jeden, in dem ein lebendiges Gefühl von Dem vorhanden war, was die Justiz sein soll, ein allzu schreckendes! Genug, dieser merkwürdige, lehrreiche und einflußvolle Criminalfall, den ein gerechter König mit einem Nachspruch endete, wird uns hier in seiner ganzen dramatischen Dastalt, mit allen seinen Wechseln von Selbstanklage und Widerruf von neuem vorgeführt. Er hat zu einer ganzen Literatur Anlaß gegeben. Die Stimmen der preussischen Juristen vereinigten sich so ziemlich dahin, daß Könen's Ermordung zwar erwiesen, daß Motive der That bei Font wahrscheinlich, aber nicht dargethan seien, daß der Verdacht der Thäterschaft oder Mitwissenschaft ihn treffe, daß sein Alibi nicht erwiesen und daß eine Freisprechung von der Instanz daher begründet sei. Der König sprach eine Absolutio ab instantia aus und schlug auch die Kosten nieder. Font hatte fünf Jahre im Kerker zugebracht, seine Familie war ruiniert; er starb neun Jahre nachher zu Goch. Sein warmster Bertheidiger, der sächsische Hof- und Justizrath Dr. Bischoff, schrieb ein Werk, das er „dem durch harte Leiden erprobten Kreuzträger, dem tüchtigen verläßlichen, rechtschaffenen Kaufmann, Font, in Liebe und Hochachtung“ widmete. Auch Hamacher, Hr. v. Sand und fast alle Zeugen in diesem unenthüllten Geheimniß sind todt und ein Strahl des Lichts in diesem Dunkel nun wol nicht mehr zu erwarten. Man kann verstehen, daß ein solcher Strahl aufs äußerste zu wünschen wäre; er würde der menschlichen Gerechtigkeit ein Zeitfaden — ein Zeitfaden beim Auffinden der besten und reinsten Form für den Criminalproceß sein, nach der wir noch lange suchen werden. Daß der Anklageproceß diese beste Form nicht darstelle, wird dem besonnenen Leser dieses Criminalfalles ohne weitere Hülfe klar werden.

Auf diesen folgt der Proceß der Marquise Brinvilliers (1678), eine sehr bekannte Geschichte, ganz geeignet aber darzuthun, wie viel auch bei der andern Processform von günstigen oder ungünstigen Zufällen abhängig ist. Wir müssen hier einem Irrthum begegnen. In mehreren Anzeigen, die uns über den „Neuen Vital“ zu Gesicht gekommen sind, will hervorgehoben werden, als gehörten die Verf. zu den Fahrenträgern für den öffentlichen Anklageproceß. Diese Ansicht scheint uns aller Begründung zu entbehren, wir finden die Verf. vielmehr auf ganz partiellosem Standpunkte, auf dem der Wissenschaft, die das Für und das Wider wägt und würdigt. Ihr Bemühen ist nicht darauf gerichtet, eine Ansicht geltend zu machen und die andere mit Stillschweigen zu beedeen; es geht vielmehr offenkundig dahin, zu zeigen, wie hier und dort gefehlt, intra et extra gesündigt wird. In diesem Nachweise

sind sie sogar einbringlicher, wenn es sich darum handelt, den Täuschungen zu steuern, welche die oberflächliche Kenntniß des Anklageprocesses jetzt in Deutschland hervorruft, und es ist keine Billür des Parteigeistes, ihnen irgend eine Hinweisung für diese Processform beizumessen. Die solcher Vorsicht müssen heutzutage Recensionen, selbst in ernstern Blättern, gelesen werden. Über die Frage entscheiden die Verf. nichts; allein sie liefern das reichste und dankenswertheste Material für uns, um bei uns selbst zu einer Entscheidung über die Frage zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Swan, ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hannover, Hahn. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 2 1/2 Ngr.

Dit spannend und fesselnd, oft aber auch ermüdend, bewegt sich der vorliegende Roman bald in polnischen, bald in deutschen Zuständen, und entnimmt die verschiedenen Charaktere scharfscheidend den verschiedenen Verhältnissen, immer mit der Tendenz, die Humanität zu fördern, das Gute hervorzuheben und das Böse zu tadeln. Bei dieser Tendenz werden leicht Licht und Schatten zu grell aufgetragen; das ist auch hier bisweilen der Fall. Zu tadeln ist auch die Erzählungsweise, die oft wieder zurückversetzt, wenn man einen Sprung in der Geschichte vorwärts gethan hat; da man den Ausgang schon weiß, verliert der Nachtrag an Interesse. Lebensbilder über polnischen und deutschen Druck der Verhältnisse, Scenen der Jugend und der Gesunkenheit werden an den Faden der Erzählung gereiht; oft merkt man Absicht, doch da die Absicht gut ist, läßt sich nichts dagegen sagen. Der Stil ist fließend, und der Roman gut angelegt, mit besonderer Liebe für die Frauencharaktere, welche in ihren verschiedenen Individualitäten gut durchgeführt sind, und selbst in ihren Fehlern nicht ihre Würde verlieren.

2. Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Soczyn“. Dritter und vierter Band. Hugo. Novelle. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1845. 8. 2 Thlr.

Ein Schatzkästlein voll poetischer Gedanken ist diese Novelle, eine Bildergalerie mit trefflich gemalten Frauencharakteren, ein kunstvolles Gewebe von Gefühlen und Lebensanschauungen. Wie ein Wetterleuchten den dunkeln Nachthimmel zuweilen gleich einem Vorhang auseinander reißt und das Allerheiligste zu enthüllen scheint, so verfährt die Verf. mit den socialen Zuständen, mit der innern Gefühlswelt, und mit allen Erscheinungen an und in gebildeten Menschen. Nachdem man durch mancherlei Gefühlswirren hindurchgeführt worden, schließt das Buch mit drei Brautpaaren, deren jedes als Typus von gewissen Brautpaaren gelten kann. Das junge, unbedachte, und ohne Bewußtsein in die Ehe springende, das seit lange durch äußere Verhältnisse im Brautstand erhaltene, sich mit der ganzen Blut der durch Sehnsucht gesteigerten Leidenschaft zugethane, und dann — ja das Dritte läßt sich nicht charakterisiren, solche gibt es Gottlob wenige, und gerade das Dritte besteht aus den beiden Helden der Novelle. Hugo ist ein Schwärmer, der lange nach einem Ideal sucht, das er lieben könne, und endlich eine Leidenschaft für ein Mädchen empfindet, welches im Anfang seine größte Antipathie erregt, und ihm bis zuletzt nur die größte Gleichgültigkeit bewiesen hat. In der That scheint dieselbe aus lauter Bigarrien zusammengesetzt, eine leidenschaftliche Tänzerin und Reiterin, viel umgeben von Offizieren, mit denen sie raucht, in Stunden der Einsamkeit mit Puppen plaudernd, oft lebenswüthig, eigeninnig, mit äußerst selbstständigen emancipirten Ansichten über Liebe und Ehe, die sie sehr bestimmt ausspricht, aber

wahr und edel von Gesinnung. Neben der frommen, tugendhaften, katholischen, stets eine Rolle spielenden Gräfin Hohenhof, welche im Anfang das Ideal wassers Gelben zu sein schien, steht sie als eine leuchtende Erscheinung, welche hoffen und verachten kann, weil sie zu lieben versteht. Man findet noch andere Frauen geschildert als die schon genannten, und läßt mit dem heirathslustigen Mann eine ganze Musterkarte von Mädchen die Revue passiren, blonde und brunette, sanfte und wilde, profaische und schwärmerische; diejenigen, welchen die Verf. einen Anstrich der Frömmigkeit gibt, kommen indes am wenigsten gut bei ihren Schilderungen weg, und wer zu viel vom Himmel sprechend eingeführt wird, dem läßt die Verf. gern die Henschelei hervorschimmern, auf diese Weise einen Flecken des Jahrhunderts geistend. Die einzeln eingestreuten Gebichte sind voll Poesie und Innigkeit, sie sind in den Novellen eingestreut wie Blumen auf dem Geburtstagsfest unter Geschenken von Berth und Augen; die Urtheile über Literatur, über Dichter und Dichtung, sind gebiegen und originell. Die Verf. hat viel gelesen, und mit jenem Geist, welcher das Gelesene Gemisch zu zerlegen versteht, ohne dem Ganzen seinen Glanz zu rauben.

3. Literarischer Nachlaß von Agnes Franz. Herausgegeben von Julie von Großmann. Erster und zweiter Band. Berlin, von Puttkammer. 1845. 8. 2 Thlr. 2 1/2 Ngr.

Wer kennt nicht die liebliche Schriftstellerin, die Alt und Jung während so vieler Jahre erfreut hat; sie soll noch nach ihrem Tode erfreuen, und dankbar sind wir dafür der lebenswüthigen Herausgeberin, die ihren Nachlaß sammelte und uns brachte. Der erste Band enthält Gedichte, von jener weichen, lieblichen, echt weiblichen Poesie eingehaucht, welche sich in der Gefühls- und Glaubenswelt bewegt, an keinen Schranken rüstet, und die Erdenverhältnisse nur erwähnt, um ihnen eine himmlische Deutung zu geben. Das Gedicht der Einleitung von der Herausgeberin spricht wahr und schön das Urtheil über die ganze Sammlung aus:

Agnes Franz.

Was schön und rein ein Dichterherz empfunden,

Was seinem Seherauge sich erschlossen,

Im Aetherraum der Phantasie erfunden,

Im Himmelstraum selig still genossen;

Wie es in dunklen nachtumwölkten Stunden

Die Thränen, die dem eignen Leid geflossen,

Vertieft in Balsam, mild für fremde Wunden

Des Herzens reiche Liebe sich ergossen:

Harmonisch künden es die Melodien

Der Dichterin, die so im höchsten Sinne

Zur Musenpriesterin war ausersehen.

So wird ihr Kranz im Geist der Wißbe blühen;

Wie auch die Zeit mit seiner Form entzine,

Sein Wesen stets in Segen übergehen.

Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen. in religiöse und vermischte Gedichte; unter letztern sind mehrere Gelegenheitsgedichte, z. B. „An den König“, „Zum Einzug Ihrer Majestät in Breslau“ u. s. w., Alles sinnig und voll edler Haltung. Der zweite Band enthält vier Novellen, alle in jener leidenschaftslosen ruhigen Anschauungsweise, die man von der Schriftstellerin gewohnt war. Die Begebenheiten sind in ihrer Reihenfolge ohne Sprünge erzählt, die Charaktere scharf gezeichnet, ohne je in Caricatur überzugehen. Der Faden der Erzählung schlängelt sich durch das gewöhnliche Leben; der Leser hat weder angenehme noch unangenehme Überraschungen, sondern fühlt sich gleichmäßig unterhalten, während manche Lebenswahrheiten ihm erschlossen werden.

4. Keine Geheimnisse. Ein Roman von J. Sylarius. Baugen, Schlußel. 1844. 8. 2 1/2 Ngr.

D wären doch diese Nicht-Geheimnisse für uns Geheimnisse geblieben; um Gotteswillen, welche Freude, welchen Ge-

auf sollen diese skizzenhaften Mittheilungen dem Leser gewährt werden? Was soll die Vorrede und Einleitung mit ihren Wortspielen und Antworten sagen? Mit welcher Oberflächlichkeit werden europäische Angelegenheiten behandelt! O, wie begreift Ref., daß König Ludwig den naseweisen, abschprechenden Journalisten — das war Dr. Hylarius seinem eigenen Geständnisse nach — des Landes verwiesen hat; wie wenig fördern solche Federn die deutsche Literatur, wie wenig führen sie zu Aufklärung und zum Guten! Dr. Hylarius ist auch einer von Denen, die dem Dr. Dingelstedt den Hofrathstitel nicht verzeihen können. Er ärgert sich ferner darüber, daß die deutsche Einheit Goethe's Haus in Weimar angekauft hat; er kann sich beruhigen, das ist nicht geschehen. Das erste Nicht-Geheimniß ist die gezwungene Ehe eines armen Fräuleins mit einem alten Wüstling. Das Ereigniß ist so skizzenhaft und zugleich hochtrabend und pathetisch erzählt, daß das tragische Ereigniß, welches, in der Schilderung des wahren Lebens einfach erzählt, ergreifend hätte sein können, ohne Effect auf den Leser bleibt. Besser paßt jene Erzählungsweise zu dem folgenden Nicht-Geheimniß von den beiden Brüdern, welche 1813 die Kriegskasse gestohlen und dabei einige betrunkenen Soldaten ermordet haben, während neun andere fusillirt wurden; viel Geheimnißvolles bleibt indeß in dieser Erzählung noch unenthüllt, worauf der Leser eines Nicht-Geheimnisses Ansprüche zu machen hätte. So z. B., was in einem gewissen Packetchen enthalten war, welches der Sohn eines der gemordeten Soldaten dem Mörder brachte. Sodann, wie es nach dem Tode des Mörders mit dem Schatz und den mit Gold angefüllten Tonnen im Keller geworden ist. Was aber die folgenden Nicht-Geheimnisse vor dem Publicum sollen, warum man lesen muß, daß Herr Hylarius mit seinem Buchhändler abgerechnet, sich verrechnet, daß er in Leipzig nicht immer in der besten Gesellschaft sich herumtrieb, daß ein junger verliebter Medlenburger von einer Berlinisch sprechenden Schauspielermutter um 20 Louisdor betrogen ward, und daß der Buchhändler Bohne wahrscheinlich auf ähnliche Weise von einer andern Seite angefochten wird, was? — frage ich noch einmal — soll das unnütze Geschwätz, jene Detailmalerei in Worten vor einem gewissen Publicum? Bezweckt der Verf. vielleicht durch die Erzählung vom Droschkenschützer Nr. 7, welcher ihm $\frac{1}{2}$ Sgr. unredlich abgenommen hat, indem er die Fahrt verlängerte, andere Reisende vor Nr. 7 zu warnen? Man gäbe ja gern 9 Silbergroschen darum, wenn man die Warnung nicht gelesen hätte. Gegen das oben erwähnte leichte Geplauder müssen wir nun eine Criminalgeschichte herausheben, welche der Verf. erzählt. Sie spielt in England, ist interessant an und für sich, und mit großer Gewandtheit und Sachkenntniß mitgetheilt. Das Skizzenartige, welches des Autors Haupttalent ist, findet sich hier mit Glück angewendet; Witz und Wortspiele sowie aller geschmacklose Auspuß sind vermieden; die criminalistische Weitläufigkeit ist gehörig gekürzt, und das Ganze interessant, ergreifend und wahr vortragen, sodaß Ref. beinahe darüber das Ärgerniß der frühern Aufsätze vergessen hätte, wenn es nicht seine Pflicht wäre, sowol Tadel als Lob zu spenden. Dr. Hylarius soll um Gotteswillen Criminalgeschichten schreiben — aber nichts Anderes.

46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Str en w e s e n.

Nachdem man die Emancipation der Juden, die Emancipation der Frauen, die Emancipation der Sklaven in Anregung gebracht hat, kommt nun die Reihe an die Berrückten. Auch sie sollen emancipirt und in ihre unveräußerlichen Rechte, die man ihnen so lange vorenthalten hat, wieder eingesetzt werden. Der Ruhm, diese wichtige Frage zuerst auf das Tapet gebracht zu haben, gebührt dem ungenannten Verfasser eines

Werkes, welches vor kurzem zu Genf die Presse belebten hat. Es führt den Titel: „Mémoires d'un homme en forme comme aliéné“ (2 Bde.). In dieser seltsamen Schrift werden vorzüglich zwei Punkte behandelt. Der eine ist die eben angeordnete Emancipationsfrage der Wahnsinnigen; der andere aber ist mehr persönlicher Natur und hat eigentlich auf den Verf. allein Bezug. Derselbe sucht nämlich darzutun, daß man ihn ohne allen Grund und ohne jede Befugnis unter dem Vorwande, daß er nicht im Besitz seiner Vernunft sei, in ein Irrenhaus schändlicherweise eingesperrt habe. Inwiefern ihm vom psychiatrischen Standpunkte aus eine eigentliche Berechnungsfähigkeit beigelegt werden muß, wagen wir auf Grund seiner einseitigen Darstellung hier nicht zu entscheiden; indessen können wir allerdings nicht leugnen, daß wir, wenn wir die Art und Weise, wie er sein erstes Thema behandelt, betrachten, kaum glauben können, daß er im unge störten Gebrauche seines Verstandes ist oder wenigstens immer gewesen ist. Diese Zweifel an seiner vollkommenen geistigen Freiheit werden in uns nicht etwa blos durch die vielen Widersprüche, in die er verfällt, und durch die seltsamen Gedankensprünge, die sich in seiner Schrift zeigen, angeregt, sondern der Grundgebanke, auf den er sich in seiner Darstellung stützt, scheint uns eine etwas krankhafte Natur zu verrathen. Der Verf. will nämlich nicht etwa an die Humanität appelliren und für die unglücklichen Geisteskranken eine menschlichere Behandlung in Anspruch nehmen, sondern er nennt es geradezu einen Frevel an der Menschheit, wenn man Wahnsinnige dadurch unschädlich zu machen sucht, daß man sie in einen sichern Gewahrsam bringt. Sie sollen frei umherwandeln, indem es Niemandem zukommt, sie in ihren Rechten zu beschränken. Wenn wir der Schilderung des Verf. Glauben schenken dürfen, so sind diejenigen, welche wir mit dem Namen Wahnsinnige und Berrückte bezeichnen, die unschuldigsten Personen von der Welt. Ihr einziges Vergehen ist, daß sie nicht in allen Punkten mit den Ansichten und mit der Handlungsweise der großen Menge übereinstimmen. Und für dieses vermeintliche Vergehen bestraft man sie härter, als hätten sie schwere Verbrechen begangen. Wahrscheinlich wird diese Schrift, in der sich Wahrheit mit Irrthum, Unfinn mit geistreichen Bemerkungen wirr umhertreibt, unbemerkt vorübergehen, sie müßte denn vielleicht gerade jetzt, da das Gefängnißwesen und was damit in Verbindung steht, ein Lieblingssthema ist, einige Beachtung finden. Jedenfalls haben wir diese „Mémoires“, welche manichfachen Stoff zu psychologischen Betrachtungen liefern, nicht ganz unberücksichtigt lassen wollen.

Agricultur.

Die Commission, welche niedergesetzt war, um die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe an der Seugne im Departement der Charente zu leiten, hatte zuvörderst genaue Auskunft über die frühern Versuche dieser Art, über die Natur dieser Sümpfe und über die Möglichkeit des ganzen Unternehmens verlangt. Dumorison, der Syndic-directeur, hat sich der verdienstlichen Arbeit unterzogen, alle diese einzelnen Punkte der Reihe nach zu erörtern, um der genannten Commission eine Grundlage zu geben, auf der sie weiter fortbauen könnte. Sein Bericht, der vor einiger Zeit zu La Rochelle im Druck erschienen ist, trägt ganz das Gepräge einer fleißigen und gewissenhaften Arbeit. Er zerfällt in drei Theile. Der erste Theil enthält einen historischen Überblick aller Arbeiten, welche man seit dem Jahre 1625 bis auf unsere Tage zur Austrocknung der gedachten Sümpfe unternommen hat. Der zweite Theil ist einer sorgfältigen Beschreibung der ganzen Localität gewidmet, und im dritten Theile endlich untersucht der Verf. die wichtige Frage, ob eine beabsichtigte Austrocknung überhaupt möglich sei. Nachdem er dieselbe bejahend beantwortet hat, schließt er mit einer kurzen Auseinandersetzung der Mittel, welche ihm zur Erreichung dieses Zweckes besonders geeignet scheinen.

17.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. H zig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Es folgt der Proceß der Ursinus (1803). Hier wird einer der Fälle geboten, wo der Vorwurf gegen den Untersuchungsproceß, daß er dem psychologischen Beweise zu wenig Raum gestatte, gerechtfertigt erscheint. Nichtsdestoweniger wurde die Verbrecherin von der Strafe erreicht, und der Justiz geschah ein Genüge. Der Fall ist dem der Lafarge nahe verwandt, und es gewährt einige Befriedigung, zu sehen, daß auch der endliche Erfolg des Verfahrens ungefähr dasselbe Resultat ergab. Die Ursinus starb als eine Heilige nach drei- unddreißigjähriger Haft; ein Bekenntniß, ein Zeichen der Reue erfolgte nicht. Hat sie unschuldig gelitten? Wir glauben es nicht. Die gerichtliche Arzneiwissenschaft hat seit dem Fall der Ursinus unermessliche Fortschritte gemacht; das weibliche Ungeheuer, Anna Margaretha Zwanziger, und die noch seelenlosere Gesche Margaretha Gottfried erlagen den Beweisen, welche die Wissenschaft nun darbot. Von dieser und von dem geschickt geleiteten Instructiionsverfahren gedrängt, wurde bei beiden Verbrecherinnen ein volles Bekenntniß erlangt, der Anklageproceß erlangte dies letzte und höchste Ziel des Criminalprocesses bei der Lafarge nicht; wir aber zweifeln nicht einen Augenblick, daß ein deutscher Inquirent auch diese Verbrecherin zum Bekenntniß gebracht und der Idee der menschlichen Justiz so eine vollere Befriedigung gewährt haben würde, als die öffentliche Anklage, die den standhaft leugnenden Sünder begünstigt, dies vermocht hat.

Die übrigen Criminalfälle dieses Theiles, der Proceß der Hexenmörderinnen bei Stargardt, die beiden Nürnbergerinnen und die Marquise de Gange, sind zu rhapsodisch erzählt, um lehrreich zu sein. Der Fall des Wirthschaftsschreibers Tarnow kommt schon bei Klein vor.

Der dritte Theil liefert außerdeutsche Criminalfälle, bei denen wir nun einen Augenblick verweilen können, um einen Blick auf das freilich nach unsern Begriffen ganz unzulängliche englische Criminalverfahren zu werfen. Der berühmte Proceß des Eugen Aram wird hierzu weiterhin Gelegenheit geben. In diesem Theile

zieht der Proceß Struensee durch das politische und romantische Interesse, das er enthält, vorzüglich an. Parteiung und Intrigue haben niemals einen größern und kunstvollern Sieg errungen als hier. Als bekannt ist vorauszusetzen, wodurch Struensee und die Königin Caroline Mathilde dem Hofadel verhaftet geworden; sie hatten das Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und des Drucks, der auf diesem lastete, erweckt. Sie mußten vernichtet, die Verminderung der aristokratischen Willkürmacht mußte an ihnen gerächt werden. Man brachte den schwachsinrigen König dahin, an ein unerlaubtes Verhältniß des Ministers mit seiner Gemahlin zu glauben, und vor den Augen von ganz Europa wagte es der dänische Hofadel, die Maschinerie eines monströsen Processes spielen zu lassen, dessen Resultat die physische und die moralische Vernichtung seiner Gegner sein sollte. Ein unerhörtes Dubsstück gelang vor den Augen von ganz Europa, das ungetäuscht demselben ruhig zusah. Eine verruchte List entriß der Königin Mathilde ein falsches Geständniß. Die Commission der Verschworenen, der Freiherr Schack an ihrer Spitze, trug der geängstigten Fürstin in ihrem Gefängniß zu Kronenburg vor, Struensee habe Alles gestanden. Natürlich behauptete die Königin ihre Unschuld und glaubte nicht an das Geständniß Struensee's. In diesem Falle, eröffneten ihr heuchlerisch die Commissarien, liege ein anderes todeswürdiges Verbrechen des Ministers vor, nämlich eine freche Verleumdung der geheiligten Majestät. Die Königin erschrak, man machte ihr Hoffnung, der König könne die Schuld, welche Struensee gestanden, verzeihen, aber die einer Verleumdung der Königin sei unverzeihlich. Durch diesen furchtbaren Kunstgriff erlangte man die Unterschrift der geängstigten Fürstin. Das empörende Urtheil gegen Struensee, in dem kein Verbrechen namhaft gemacht ist, und das nur enthält, er habe „Ehre, Leib und Gut verbrochen“ und solle, ihm zur wohlverdienten Strafe, Andern zum Beispiel enthauptet u. s. w. werden, erfolgte am 25. April 1772 und ward vollstreckt. Empörender noch war das gleichlautende Urtheil gegen Graf Brandt, Struensee's Freund, gegen den nicht einmal der Schein eines schuldbaren Verbrechens vorlag. Er sollte den geistesschwachen König — bei einer Spielerei — an den Hals gefaßt und in den Finger ge-

bissen haben! Man darf annehmen, daß Struensee eine ungeitige und rücksichtslose Freidenterei, Brandt einen sittenlosen Wandel mit dem schmerzhaftesten Tode büßten. Allein dieser seltsame Act menschlicher Justiz steht in seiner zurückstreckenden Gestalt in manchem Betracht noch immer als einzig da. Der König unterschrieb bekanntlich das Todesurtheil der Verurtheilten, indem er nach „Struensee oder Brandt“ verlangte, um es ihm vorzulesen! Wir haben es erleben müssen, daß so abnorme Prozeduren wie die gegen Struensee und Brandt dem deutschen Proceßverfahren überhaupt zur Schuld angerechnet worden sind. Die Ungerechtigkeit einer solchen Zurechnung liegt jedoch auf der Hand, und wir haben die Ankläger dieser Art bloß auf die Vorgänge bei den französischen Revolutionstribunalen zu verweisen, um sie darüber zur Einsicht zu bringen, daß vor politischen Leidenschaften in keiner Proceßform Schutz gefunden wird. Struensee, Cinqmars und Byng fielen auf gleiche Weise der politischen Willkür, die sich in den Mantel des Gesetzes hüllt, unter den verschiedenartigsten Proceßformen zum Opfer. Alle hinterließen nur den einen Trost, daß die Gerechtigkeit der Geschichte um so leuchtender für sie aufgeht und daß der gerechtete Ruf, die Freisprechung vor dem großen Gerichte der Nationen für den verurtheilten Leib eintreten muß, wie die Verf. sagen.

Der erschütternde Justizmord, welchen die neue Form des Criminalprocesses an dem Bürger Lesurques verübte, folgt hierauf. Hier lag der Fehler nicht in Verblendung und Irrthum einzelner Richter, sondern vielmehr, wie es in der Vorrede zum dritten Theile heißt, in dem kolossalen Irrthum einer neuen Gesetzgebung, die sich auf so eiserne Formen stützte, daß der Geist keine Macht über dieselben üben konnte. Durch eine ähnliche Gewalt des Buchstabens über den Geist des Rechts nahm auch der Proceß des Schwarzmüller eine tragische Wendung, wie sie vielleicht auch in der Hand gelehrter Richter nicht ausgeblieben wäre. Der Proceß des Marquis d'Anglade gehört dem ältern Pitaval an; Nickel List gibt ein lebhaftes Bild der deutschen Gaunerwelt am Schluß des 17. Jahrhunderts. Der Mord Lord William Russell's führt uns den englischen Criminalproceß näher, der mit seiner Gerechtigkeit, entfernten Indicien volle Beweiskraft zuzuschreiben und der Rhetorik der Anklage das Ubrige zu überlassen, besonders in dem Proceß des Eugen Aram kenntlich wird. Mit dem Seeräuberproceß B. Roberts und seiner Flukstier schließt der dritte Theil in einem der Romantik zusagenden Stoffe.

Im vierten Theile betreffen die Criminalfälle des Pfarrers Riemhauer, des Magisters Tinius und des gräßlichen Mädchenschlächters Michel Verbrechen, die mit eigenthümlichen Naturverirrungen, und einer Art von Rigel an der Scheußlichkeit der That in engem Zusammenhange stehen. Diese Fälle streifen hart an der Rame und drängen die Frage auf, wie weit bei solchen Verbrechen noch von einem freien Entschluß, also von einer vollen Zurechnungsfähigkeit, die Rede sein könne, und

wir empfangen in ihrer Darstellung viel treffliches Material zur Lösung dieses schwer zu lösenden criminalistischen Vorwurfs. Im Falle des Tinius, Verbrechers aus Bibliomanie, liegt eine oft benutzte Anklage gegen den Untersuchungsproceß, dem hier nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht wird, daß er eine nach Motiven und Thatbestand ganz klare That in Zweifel gestellt sein läßt, weil auf den psychologischen Beweis gar keine Rücksicht genommen wurde. Der Vorwurf ist begründet; inzwischen blieb der Verbrecher doch nicht ohne Strafe. Im Fall des Eugen Aram fand das Gegentheil seinen Platz. Eine Anklage ohne allen Beweis der Thäterschaft, fast ohne alles Motiv, das erst die Poesie in die Handlung zu bringen versucht hat, ohne jeden materiellen Beweis, führte, weil der Angeklagte sich schlecht vertheidigte, zu einem gräßlichen Ende. Hätte der Angeklagte, anstatt auf seine schulmeisterliche Rhetorik bei der Selbstvertheidigung und auf seine gelehrten Citate sich zu verlassen, die Geschworenen einfach gefragt, welche Beweise man gegen ihn habe, so würde das Gericht haben verstimmen müssen. Er ward verurtheilt und gestand nach dem Urtheil, das Urtheil sei gerecht. Sollen wir hieraus einen Schluß auf die Trefflichkeit des Verfahrens ziehen? Wir unsererseits müssen hiergegen protestiren.

Einige andere Fälle des vierten Theiles gehören der Gattung der Criminalnovellen an, wo die aufs höchste gespannte Erwartung plötzlich durch irgend einen Umstand in Nichts aufgelöst wird; solche Fälle sind die Helene Gillet und Jonathan Bradford. Der Mord des Schultheißen Keller bleibt auch nach dieser Darstellung in einem zweifelhaften Rechte bestehen; ein offenkundiger Justizmord ward an Jean Calas verübt. Die Verf. sagen hierüber ein gewichtiges Wort:

Unter jeder Gerichtsform sind ungeheure Sünden begangen, und eine schwere Blutschuld lastet auf der Criminaljustiz aller Zeiten, ob die Richter der Könige oder die Völker in ihren Vertretern auf den Stühlen saßen, ob sie geheim oder öffentlich hielten, fragten und richteten. Und diese Sünden, diese Schuld wird nicht vermieden werden, so lange der Wahn eine Form über den Geist setzt und für vollkommen hält, was Menschenhände gemacht haben.

Wir finden gar kein Bedenken, dieses Wort mit zu unterschreiben, behalten uns aber den Gedanken vor, daß diejenige Form, welche das Bekenntniß zum Hauptzielpunkte der Untersuchung nimmt, unter allen möglichen Gerichtsformen stets die relativ größte Sicherheit gegen Wahn und Irrthum darbieten werde.

(Der Beschluß folgt.)

Claudine von Lencia.

Nach zahlreichen Streifereien durch die malerischen und historisch interessanten Gegenden der Dauphiné hatte ich mich auf einige Zeit in der ehemaligen Hauptstadt dieses Landes, in Grenoble, niedergelassen, theils um daselbst in den Schätzen einer bedeutenden öffentlichen Bibliothek meine neuesten Reiseerinnerungen aufzufrischen und zu vervollständigen, theils um die herrlichen Umgebungen der Stadt in kleinern Ausflügen kennen zu lernen.

Am häufigsten richtete ich in diesen köstlichen, mir unver-

geselligen Tagen geschäftiger Muße meine Spaziergänge nach dem Kloster Montfleur, in welchem die Congregation der Damen von St.-Pierre einer Erziehungsanstalt junger Mädchen von Stande vorsteht. Kaum eine halbe Stunde Wegs von Grenoble entfernt, liegt auf einem bedeutenden Hügel, welcher aus dem die Fiere auf ihrem rechten Ufer begleitenden Höhenzuge in das Flussthal hereintritt, das stattliche, der Gegend zur großen Zierde dienende Kloster.

Unbeschreiblich schön und erhaben ist die Aussicht, deren man von Montfleur aus genießt. Die Fiere abwärts sieht man die alte Hauptstadt der Dauphiné, eine von hohen Wällen zusammengedrängte und von dem mächtigen Fort „die Bastille“, einer Art von Ehrenbreitstein, beherrschte Häusermasse; jenseit der Stadt durchzirt das Auge entzückt die Ebene des Halbkreises von Grenoble, welches mit dem lieblichsten Wechsel von Erscheinungen, mit Wald, mit Feldbau, mit Wiesen, Dörfern und Schlössern geschmückt und von hohen, hier und da imposante Felsmassen zeigenden Bergen eingeschlossen ist. Unter sich sieht man von Grenoble aufwärts nach Osten das jede Beschreibung weit hinter sich zurücklassende und von dem in tausend Krümmungen gezeichneten Lauf der stürmischen Fiere bis tief nach Savoyen hinein durchströmte Thal von Grésivaudan, das Ludwig XII. mit Recht den schönsten Garten seines Reichs nannte. Nach dieser Seite hin schließt die zackige Kette der Javoyer und Dauphiner Alpen, deren höchste Gipfel ein nie sich lösender Mantel von Schnee und Eis einhüllt, ein Gemälde, das seines Gleichen haben, aber schwerlich übertroffen werden kann.

Das heutige Kloster war ursprünglich ein Jagd- und Lustschloß des letzten Dauphins des Landes von Bienne (Viennois), Humbert's II., welcher (so erzählt uns als Historiograph von Montfleur ein anonym gebliebener Geistlicher des Ordens der Frères prêcheurs) „pour le salut de son âme et de celle de ses prédécesseurs, en remission de ses péchés et remords de conscience, causés par iceux“ eines Tags eine gewisse Anzahl von geistlichen und weltlichen Herren nach dem besagten Schlosse hinführte und, indem er die drei Hauptkasseln desselben auf den Altar der Kapelle niederlegte und ein inbrünstiges Gebet verrichtete, die Schenkung dieses seines Besitztums zu Ruh und Frommen des Ordens der Dominicaner vollzog.

Nachdem nun das Kloster zwei großen Feuersbrünsten und zwar der letzten derselben im J. 1625 unterlegen, aber stets wieder ein Phönix aus seiner Asche entstanden war, auch in den Stürmen der Revolution mehrmals die Besitzer gewechselt hatte, ist ihm schließlich die weiter oben erwähnte Bestimmung als Erziehungsanstalt gegeben worden.

So viel nur wußte ich von Montfleur, als meine Promenaden mich bereits häufig um seine hohen Ringmauern herumgeführt, von wo aus man so entzückender Blicke auf die Umgegend genießt. Bald aber sollte ich mit neuem Interesse dieses Gebäude betrachten, als ich durch einige mir in der Bibliothek von Grenoble zu Gesicht gekommene Schriften erfuhr, daß in jener Abtei Claudine v. Lencin ihre, eher einem Roman als dem positiven Walten der Wirklichkeit gleichende Laufbahn begonnen hatte.

Die französische Revolution hat an der Stelle des von ihr umgestürzten alten Gebäudes der Gesellschaft in Frankreich mit neuen Materialien einen neuen Bau errichtet; ist es ein Wunder, daß unter diesem letztern einzelne Theile der Ruinen der Vergangenheit den Blicken der jüngern Generationen entzogen worden sind? Auch Claudine v. Lencin, die einst, ein glänzendes Gestirn, die Blicke aller ihrer Zeitgenossen festhielt, ist unter den Horizont der Neuzeit herabgesunken und von manchen meiner Leser und schönen Leserinnen wol kaum dem Namen nach gekannt. So sei es mir denn vergönnt, am Orte, wo die Wiege der einst berühmten Frau gestanden, für diese, freilich nur nach Art der Kämpen des 19. Jahrhunderts, eine Länge zu brechen und die Dame meiner Wahl so viel wie möglich an der belebenden Vergessenheit zu rächen, die gleich

einer Nebelhülle einst durch Geist und Muth ihr Jahrhundert beherrschende Erscheinung umfassen hält.

Claudine v. Lencin ward im J. 1681 zu Grenoble geboren, wo ihr Vater Präsident des Parlaments war. Bieleicht eben, weil diese übrigens angesehene „famille de robe“ erst vier Generationen ihres Adels zählte, suchte das Oberhaupt derselben einen solchen Mangel durch die strenge Beobachtung des damals in den Geschlechtern des alten Adels besorgten Brauches zu verdecken, d. h. es ward der älteste Bruder Claudins bestimmt, seinem Vater in dessen Ämtern und Würden zu folgen, die älteste Tochter des Präsidenten v. Lencin mit dem Grafen v. Grolée vermählt, während Claudine selbst und ihr jüngerer Bruder mit dem geistlichen Gewande bekleidet wurden.

Aber der Schleier der jungen Nonne, die nur der väterliche Zwang ins Kloster geworfen, war nicht dicht genug, um ihr den Anblick der Welt, des Stieles aller ihrer Wünsche und Neigungen, zu entziehen, der Welt, welche selbst unter den Fenstern von Montfleur in so unbeschreiblichem, die Phantasie erregendem Zauber sich hinbreitete.

In diesem Stifte nämlich, wo die zur Klausur verurtheilten jüngern Töchter des Adels der Dauphiné vorzugsweise eingeschlossen wurden, sollte auch Claudine ihr Leben beschließen. Dem Aroste aber des mittheidigen Lesers, welcher ganz bereit ist, mit mir das Schicksal der gemishandelten Schönheit und Lebenswürdigkeit zu beklagen, halte ich es für Pflicht, hier ein Wort über den damaligen Zustand von Montfleur einfließen zu lassen.

Der Name des Klosters war in der That nicht übel gewählt; die Klütten des Landes aber, welche hier unter Schloß und Riegel gehalten wurden, verstreuten ihren Wohlgeruch meistens nicht ganz vergebens. Die reizenden Chanoinessen von Montfleur wußten die Regel des Ordens mit der Gewandtheit vollkommener Theologen zu ihren Gunsten ausulegen und sich das Leben erträglich angenehm zu machen; in Folge dieses löblichen Bestrebens war das Kloster das Rendezvous der ersten Gesellschaft von Grenoble geworden. Die freilich später widerlegte, aber lange Zeit geglaubte Fabel, daß Claudine v. Lencin durch einen jungen Artillerie-Capitain, welcher unter dem im Asyl der heiligen Jungfrauen ihre Erbauung suchenden Pilgern von Grenoble stets einer der eifrigsten gewesen war, in Folge eines zärtlichen Verhältnisses entführt worden sei, spricht hinreichend dafür, daß die Schrecken des klösterlichen Grabes hier durch einige Reflere der Außenwelt gemildert wurden. Auch gerieth der Bischof von Grenoble, Le Camus, dem die weltlichen Gesinnungen der Damen von Montfleur höchlich mißfielen, mit diesen letztern bald in Fader, wie wir es aus mehreren in der Bibliothek zu Grenoble aufbewahrten Schriften*) erschen können. Der ehrwürdige Prälat aber hatte in der Unschuld seines Herzens nicht bedacht, daß er, selbst mit dem Schwerte des Erzengels Michael in der Hand, schwerlich den Sieg über seine, mit den gefährlichen Waffen der Schönheit, Liebeshwürdigkeit und weiblichen List kämpfenden Feinde davongetragen haben würde. So blieb denn Alles beim Alten, St.-Dominicus war zu Grenoble nach wie vor der Heilige à la mode, und Claudine v. Lencin fand Gelegenheit, in ihrem Kerker alle Gaben, mit denen sie der Himmel so freigebig ausgestattet hatte, vor der besten Gesellschaft der Umgegend glänzen zu lassen. Auch geschah dies mit so großem Erfolge, daß Alle, die sich ihr näherten, vom Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit das Gesez empfingen; voll Geist, voll Anmuth, selbst in Sprache und Ausdruck, von einer Entschlossenheit des Charakters, welche sie aus Klugheit im Kloster unter der Maske

*) „Procès verbal de la visite que Monseigneur l'évêque de Grenoble fit au monastère de Montfleur le 13 Avril 1683“; ferner: „Récueil des pièces, factums etc. employés au procès de l'évêque de Grenoble au parlement de Dijon contre la prieure et les religieuses de Montfleur“, und endlich: „Les réponses des religieuses de Montfleur à l'évêque de Grenoble.“

der vollkommensten Sanftmuth verbarg, mit den seltensten körperlichen Vorzügen ausgestattet, wußte Claudine unwiderstehlich zu sein. Ein Portrait von ihr, das ich in der Galerie von Versailles gesehen zu haben mich erinnere, gibt mir durch die Frische, mit der es noch heute, nach Verlauf eines Jahres, meinem Gedächtnisse vorschwebt, den Maßstab für den Eindruck, welchen das Original einst bloß durch seine äußere Erscheinung hervorbringen mußte. Welch herrliches Gesicht, ein wenig frivol, aber dabei so reizend, daß es die strengste Kritik zu entzweifeln geeignet ist! Große blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, die, wenn sie sich senkten, das Feuer der geistvollsten Blicke in den Ausdruck der Sanftmuth und Schwärmerei verwandeln mußten; Augenbrauen, deren feingezogene Bogen den Glanz des Auges erhöhen; eine Stirn, die etwas zu groß genannt werden könnte, wenn ihre herrliche Bildung nicht den Sitz der höchsten Intelligenz ankündigte; über derselben eine Fülle schwarzen Haars, dessen Schönheit mit seiner sonderbaren Anordnung versöhnt. Das Haar nämlich ist nach allen Seiten aus dem Gesichte weggestrichen und umgibt dasselbe wie mit Strahlen einer Aureole; nicht angebunden an den Kopf, wie bei unserer entsetzlichen Frisur à la chinoise, sondern nur leicht zurückgebogen, fällt es, mit einer Flut von Locken vereinigt, auf einen blendenden Nacken hinab. Auf die Stirn, über welcher sich dieserimbus von schönen Haaren ein wenig höher erhebt, greifen zwei sich an dieselbe anschmiegende kleine Locken hinab, welche jene an bezeichnenden Benennungen so erfinderische und galante Zeit *accroche-coeurs* nannte. Eine griechische Nase, im vollkommensten Ebenmaße mit den übrigen Zügen des Gesichts; ein Mund, der nicht ganz klein, aber so sprechend, so geistvoll, der Sitz eines so holden Lächelns ist, daß er, auch ohne sich zu öffnen, überredet; Lippen, welche eher voll als schmal sind, Wohlust athmen und durch den leichten Anflug von Spott, der auf ihnen schwebt, das Bewußtsein der Herrschaft über Andere ausdrücken; die Mundwinkel zwei Grübchen, welche auf die angenehmste Fülle eines tadellosen Ovals hindeuten; Hals und Busen durch ihre Form das würdigste Modell für einen Bildhauer, und eine Taille, deren Biegsamkeit und Grazie selbst der steife, panzerartige Schnürleib aus der Zeit der Regentschaft nicht zu beeinträchtigen vermog: — das ist das Bild Claudines v. Lencin, wie es durch die Hand des Malers auf die Nachwelt übergegangen.

Sie hatte ein junges Mädchen, das der Wille der Ältern zum Kloster verurtheilte, mit weniger Beruf den Pfad zur Heiligkeit betreten als das Fräulein v. Lencin. Eine Person, die in dem Maße wie Claudine durch alle ihre Eigenschaften sich berufen fühlte, eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen, sollte hinter den Mauern eines Gefängnisses verkümmern? Schon, indem sie ihr Gelübde aussprach, dachte sie daher an die Mittel, dasselbe rückgängig zu machen, wie sie selbst später einem Freunde gestand, und ihr Geist, ihre Schönheit, ihre Reizung zur Intrigue, die Mittel mit Einem Worte, welche die von ihr geträumte Freiheit einst verherrlichen sollten, dienten ihr jetzt, dieselbe zu erlangen. Sogar der ehrwürdige Reichsvater der jungen Nonne hatte der verführerischen Anmuth derselben nicht zu widerstehen vermocht, und wenn er, als blindes Werkzeug in den Händen seiner, das Werk ihrer Erlösung vorbereitenden Freundin, nur aus christlicher Liebe zu handeln glaubte, so täuschte er sich wol selbst. Trotz der thätigen Mitwirkung ihres Reichthümers aber erreichte Claudine dennoch nicht sogleich das erstehnte Ziel der Entbindung von ihrem Gelübde; sie mußte sich einweilen mit ihrer Übersiedlung als Chanoinesse nach der Abtei Neuville bei Lyon begnügen. Hier lebte sie bereits inmitten der großen Welt ohne andern Zwang als den, ein von der Ordensregel im Allgemeinen vorgeschriebenes, dem Luxus und der Eleganz indessen nichts weniger als unzugängliches Gewand zu tragen; die Stiftdamen spielten in jener Zeit der Leichtfertigkeit und Verwilderung der

Sitten dieselbe Rolle, welche die Abbés als ausgewachte Stutzer in den Salons der Hauptstadt übernommen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Antidetroit. Einige Bemerkungen in Bezug auf die von Hrn. Prediger Detroit gegebene Darstellung der Aufgaben zur Provinzialsynode, von einem Elementarlehrer. Danzig, Ansbuth. Gr. 8. 7½ Rgr.

Barth, E. G., Der Engel des Bundes. Ein Beitrag zur Christologie. Sendschreiben an Hrn. Geheimrath v. Schelling in Berlin. Leipzig, A. Naumann. Gr. 8. 12 Rgr. Beleuchtung der Schrift: „Beiträge zu einer besseren Gestaltung der Psychologie und Pädagogik“. Herausgegeben von J. G. Dreßler. Geschrieben für Alle, welche der neuen Psychologie das letzte Geleit geben wollen. Reuß, Schwann. Gr. 12. 7½ Rgr.

Betrachtungen über Gegenstände des schriftlichen Civilprocesses und Advocatenwesens. Erlangen, Enke. Gr. 8. 10 Rgr.

Bremer, Frederik, Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Rgr.

Büding, G. H., Die Pflicht der protestantischen Kirche, das freudige Bekenntniß des Evangeliums zu fördern. Predigt am Reformationsfest 1844. Oldenburg, Schuke. 3¼ Rgr.

Übersichtliche Darstellung der wichtigsten Bekehrungen zur katholischen Kirche, welche unter den Protestanten und andern Religionsangehörigen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben. Nach der 2ten verbesserten Ausgabe des französischen Originals für Deutsche bearbeitet und mit neuern Bekehrungsfällen und andern Zugaben bereichert von einem katholisch gesinnten Protestanten, A. Theil. Schaffhausen, Furrer. 8. 1 Thlr.

Duller, C., Die Jesuiten, wie sie waren und wie sie sind. Dem deutschen Volke erzählt. Berlin, Klemann. Gr. 16. 4 Rgr.

Féreal, B. v., Geheimnisse der Inquisition und anderer geheimer Gesellschaften Spaniens. Mit historischen Anmerkungen und einer Einleitung von Manuel von Guendias. Aus dem Französischen übersezt von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Rgr.

Die Frage: Wer ist Protestant? mit Bezug auf die neuesten Streitschriften von Viktorius und Müller gegen König beantwortet. 2te Auflage. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 2½ Rgr.

Genrebilder aus Paris im Sommer 1844. Von E. G. F. Leipzig, Fischel. 8. 1 Thlr.

Görres, G., Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm. Zwei Gedichte. Coblenz, Blum. 1844. Kl. 8. 2 Rgr.

Heinrich, J., Sendschreiben an Johannes Ronge, zur Widerlegung. Breslau, Marx und Comp. 8. 5 Rgr.

Lewald, A., Die Geheimnisse des Theaters. Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Rgr.

Marinskij, A. (Bestushev), Gesammelte Schriften. Aus dem Russischen von P. Löbenstein. 3ter Band: Skizzen aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Southey, R., Geschichte Oliver Cromwells. 1ste Abtheilung. Leipzig, Schöfer. 8. 15 Rgr.

Steinbrecher, Offene Worte an den Laien Hrn. J. F. E. G. Ehrenfried, den Hrn. Pastor John und Genossen in Sachen der protestantischen Freunde. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 8. 5 Rgr.

Boget, C. D., Ermunterungs-Löne auf dem Wege zur Heilmath. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1844. 8. 6 Rgr.

Donnerstag,

Nr. 72.

13. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Der Proceß Cinqmars' und de Thou's erfüllt uns in dieser Darstellung mit Rührung. Es ist ein ganz politischer Proceß, nicht minder und nicht mehr als der der beiden königlichen Opfer auf den Thronen von England und Frankreich, deren Proceße wir den Verf. hiermit empfehlen wollen, da sie das Verdienst haben, in der Geschichte einzig dazustehen. Den Volksrepräsentanten der modernen Zeit war es vorbehalten, der Welt das Schauspiel eines öffentlichen Gerichts über ihre Könige zu geben; wenigstens bietet uns unsere Erinnerung ein anderes Beispiel dieser Art weder in der alten noch in der mittlern Geschichte, weder im Orient noch im Occident dar. Könige und Fürsten sind vom Throne gestossen, getödtet, ermordet worden zu allen Zeiten; — öffentlich gerichtet, nach der Form des Anklageprocesses unschuldig verurtheilt haben nur England und Frankreich die ihrigen.

In dem Falle des Admirals Byng wurde vielleicht das summum jus gefunden; allein es war gewiß, vom humanen Standpunkte aus betrachtet, zugleich eine summa injuria, wie die Richter selbst bekannten, indem sie — merkwürdigerweise — erklärten, daß sie den Admiral gegen ihr Gewissen und nur um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen verurtheilten. Offenbar lag aller Grund, Gnade zu üben, vor, allein die Krone wagte diese nicht zu gewähren, einer erregten Volksstimme gegenüber. So bieten Constitutionalismus und Absolutismus, in Cinqmars' und Byng's Fall, dieselben Erscheinungen dar, zum Beweise der traurigen Wahrheit, daß es für die Gerechtigkeit, der compacten Willkür gegenüber, keine sichernde Schranke in der Form des Processus gibt.

Der politische Proceß Warren Hastings', des tyrannischen Gouverneurs von Indien, erfüllt fast die Hälfte des fünften Theils. Aus diesem berühmten Proceß ist für uns nur zu lernen, welche kolossale Mängel der englischen Colonialverwaltung eigen sind, und wie bei der Justizpflege durch unmäßig zahlreiche Tribunale — hier das Parlament — Alles von einem geringfügigen Umstande, von einer Abstimung, die augenblicklich die

Bedeisel der Richterversammlung zu lösen scheint, abhängig ist. Es ist dies einer der Mängel aller collegialischen Entscheidung: in einer zweifelhaften Sache ist Jeder froh, ein neues Entscheidungsmotiv zu vernehmen; er ergreift es — oft ungeprüft —, um nur seinen eigenen Zweifeln endlich zu entgehen. Hastings siegte bekanntlich über die Anklage, allein der Proceß hatte ihn ruiniert. 22 Jahre später erschien er als dreißigjähriger Greis vor demselben Tribunal, in der Rolle eines Sachverständigen; das ganze Parlament huldigte ihm durch Aufstehen und Bruf — nun erst war seine Ehre wiederhergestellt.

Der Sohn der Gräfin v. St.-Geran, ein Rindervermischungsproceß berühmter Art, gehört der ältern französischen Justiz an. Der Criminalsalk des Ludwig v. Dinhausen endete mit Erlassung der Todesstrafe für einen anerkannten Brudermörder — weil man auf Spuren verborgener Schwermuth hieß. War die That darum eine unfreiwillige? Drei Geschwachten englischer Highwaymen bleiben für uns ziemlich ohne Ausbente, wenn man diese nicht in dem Sittenbilde finden will, das sie gewöhnen. Der Fall des Räubers Eyner oder vielmehr des Mörders Mescher, der von aus Sibirien zurückgekehrten Räuber im Zustande der Nothwehr erschlug und darüber in einen Criminalproceß gerieth, gibt dem Verf. Gelegenheit, das Urtheil eines preussischen Juristen vor 40 Jahren über Schwormengerichte zu wiederholen. Der Grundgedanke dieses Urtheils Dr. Crattenauer's ist der, daß der Richter der gemeinen Stimme der öffentlichen Meinung nicht entgegentreten solle. Hätte Dr. Crattenauer unsere Erfahrung für sich, hätte er die öffentliche Stimme in dem Proceßen Font, Fualdes u. A. zu beobachten Gelegenheit gehabt — sein Urtheil wäre wol anders ausgefallen. Inzwischen wurde der Müller ja auch freigesprochen, und einen Proceß hätte er unter jeder Justizverfassung zu bestehen gehabt; auch die Jury konnte nicht mehr thun als ihn freisprechen. Wir finden daher nicht, daß hier etwas Bemerkenswerthes vorgetragen sei.

Der Theil schließt mit dem lehrreichen und dunklen Fall des Dr. Caftaing, jenes lebenswärtigen und standhaften jungen Dencklers, der die Rolle des Schuldigen unschuldigen bis zum Ende zu spielen verstand, trotz des

Zugeständnisses der That. Hier ließ die Jury sich nicht täuschen und gab der Gerechtigkeit eine vollere Befriedigung, als sie der Untersuchungsproceß wahrscheinlich gewährt haben würde. Wir können an dieser Stelle nun dieses ganze schwierige und verwickelte Thema füglich in dem Gedanken resumiren: daß der Anklageproceß geeigneter sei, die Staatsgesellschaft, der Untersuchungsproceß aber geschickter, den Angeeschuldigten in seinem Rechte zu schützen. Und hiernach mag Jeder für sich dasjenige erwählen, was in dieser Frage ihm das Überwiegend-Wichtige zu sein scheint, das Recht der Staatsgesellschaft auf Vollzug der Gerechtigkeit oder das Recht des Einzelnen auf Sicherheit gegen ein richterliches Unrecht.

Indem wir diesen Aufsatz schließen, gestatten wir uns noch eine Hinweisung für die Verfasser. Die Darstellung, wie sie sie geben, ist größtentheils höchst wirkungsvoll und vortrefflich, besonders in der Art und Weise, wie sie im Eingange gewöhnlich den Volksmund sprechen lassen und allmählig vom Gerüchte zu den juristischen Thatfachen übergehen. Dagegen wird am Schlusse des Vortrags oft ein Résumé vermisst, wie es dem durch alle Wechselfälle der Proceßur beirrten Leser höchst wünschenswerth erscheint. Wir halten solche Zusammenfassungen des in der Sache Erwiesenen für ein wesentliches Moment und für denjenigen Theil der Erzählung, aus dem eigentlich erst die Belehrung für den nicht juristischen Leser — und auf solche ist doch besonders gerechnet — abfließen wird. Bisweilen wäre auch eine nähere Quellenangabe zu wünschen übrig. Endlich möchten wir den Sammlern empfehlen, ihr Augenmerk recht eigentlich auf politische Proceße von historischer Bedeutung zu richten, bei welchen ohne Bedenken auf die größte Leserszahl zu rechnen bleibt. Die Proceße der beiden königlichen Opfer haben wir ihnen schon empfohlen; die Proceße von Ney, Murat, Andarström bieten ferner interessanten Stoff dieser Art in leicht zugänglicher Art dar, und an vielen andern dieser Gattung fehlt es nicht, obwohl freilich das psychologische Interesse in ihnen dem historischen nachstehen wird. Über die Wirkung dieser Sammlung hegen wir kein Bedenken; sie kann nur wohlthätig sein, indem sie Bildung und Aufklärung über eine der wichtigsten socialen Fragen verbreitet, die zu unserer Zeit in den Vordergrund der Besprechung getreten und die leider zum Theil in sehr üble Hand gerathen ist.

Wir haben laut gewarnt. Wir wissen es, daß unsere Warnung nur bei sehr Wenigen Glauben finden wird; die Stimme der Zeit ist allzu mächtig. Allein wir wagen mit der Zuversicht einer redlichen Überzeugung eine Prophezeiung. Deutschland wird den Juryproceß erhalten; allein kaum werden die ersten Fälle laut geworden sein, wo, wie es unausbleiblich ist, das dem Norddeutschen inwohnende warme und eifrige Rechtsgefühl sich verletzt finden wird, so wird die öffentliche Meinung ihre Täuschung inne werden. Man wird dann — dann wird man die Vorzüge einer Proceßform klar erkennen, die ihr Hauptaugenmerk auf das

Schuldbekenntniß richtet, und die, wo dies fehlt, sich menschlich bescheidet, Gott die Sache anheimstellt und sich mindestens nicht befugt erachtet, die höchste der Justizstrafen, den Tod, für eine nicht bekannte Schuld auszusprechen.

19.

Claudine von Tencin.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Es lag nicht in Claudines Charakter, auf halbem Wege stehen zu bleiben; ein Fortschritt war für sie niemals ein Endzweck; sondern nur eine Aufforderung zu neuen Anstrengungen. Die Hauptstadt mit ihren Herrlichkeiten allein schien ihr ein würdiger Schauplatz für ihre Eigenschaften; ihr Bruder hatte als Abbé daselbst bereits den Weg der Intrigue und Galanterie betreten, und er ward einer der Hebel, durch welche Claudine den Plan der Vereinigung mit ihm durchsetzte und sich so endlich an der ersehnten Quelle aller Macht und allen Einflusses befand. Der Takt, welcher die junge Chanoinesse von Neuville auszeichnete, ließ sie stets die rechten Mittel zu Erreichung ihrer Absichten wählen. So wußte sie denn trefflich durch große Zurückhaltung in ihrem Benehmen der bigotten Richtung des Hofes gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. zu hulldigen und in dieser Zeit der Entfaltung sich der Gunst der einflussreichsten Personen des Tages zu verschern. Der Abbé Louvois, der Vertraute der Maintenon, ferner der Polizeisecretar d'Argenson, und vor Allen der durch Geist, Herzengüte und Urbanität eine wahre Herrschaft über seine Zeitgenossen ausübende Fontenelle waren bald die Freunde und Beschützer der Unwiderstehlichen geworden. Fontenelle verwendete sich beim Papste für die Auflösung der Bande, die seinen Schübling an einen geistlichen Orden knüpften. Durch die zu große Wärme einer solchen Verantwortung ward die Wahrheit der für den zu erreichenden Zweck angeführten Gründe dem heiligen Vater vielleicht verdächtig; so ward denn die weltlich gesinnte Chanoinesse zwar unter der Hand ihres Gelübdes entbunden, die päpstliche Bulle aber nicht öffentlich bekannt gemacht.

Claudine blieb indeffen nun von ihrem frühern Stande nichts weiter übrig als der ihr von den Pariser beilegte Name „La jolie chanoinesse“, und sie durfte, des lästigen Ordenskleides ledig, in dem strahlenden Glanze ihrer durch eine vortheilhafte Toilette erhöhten Reize in der großen Welt auftreten, und bald sah sie sich von Allem, was Hof und Stadt an ausgezeichneten Personen aufzuweisen hatten, umgeben.

Wenn der junge Herzog von Richelieu von der Gelehrten sagte, daß sie alle Eigenschaften besäße, um einem Prinzen vom Geblüt, einem Herzog und Pair, einem Cardinal und Finanzier zu gefallen, so ist doch so viel gewiß, daß sie ihre Zeit richtig genug beurtheilte und Selbstbeherrschung genug besaß, um durch eine gewisse Kälte und Würde in ihrem Auftreten als Ausnahme von der allgemeinen Regel zu erscheinen, und auf diesem Wege ihren Einfluß unendlich zu erhöhen; daß ein solches Benehmen mehr das Ergebniß der Berechnung, mehr eine mit Glück gespielte Rolle als eine Aeußerung des Charakters und Herzens der betreffenden Person sei, erwies sich durch das gärtliche Verhältniß, in welches dieselbe zu dem Chevalier Destouches, Provincial-Commissair der Artillerie, trat, ein Verhältniß, welches, wie jedes durch eine wahre Leidenschaft geknüpft, trotz aller Vorsicht der Theilnehmten sich den Argusaugen der Eifersucht und Neugierde bald verrath. Sollten die zahlreichen anderweitigen Schwächen, welche Claudine wie jeder von Huldigungen umgebenen Frau durch die nicht gehörten und grollenden Liebhaber bald schuldgegeben wurden, zum Theil auch gegründet gewesen sein, so scheint es doch, daß das Herz derselben sich nur einer dauernden und heftigen Leidenschaft, der für den Chevalier Destouches, hingegeben habe.

Sie war bereits 26 Jahre alt, als sie in Folge der Verbindung mit diesem Offizier am 17. Nov. 1717 Mutter ward.

Viele Biographen der berühmten Frau haben dem Gedächtnisse derselben einen unverwundbaren Kiesel durch die Behauptung anhängen gesucht, daß dieselbe dem schuldlosen Jüngling des Verhältnisses mit Destouches auf der Treppe der Kirche St. Jean le Rond seinem Schicksale preisgegeben; mit allen Zeichen der Wahrscheinlichkeit Documente rechtfertigten aber Claudine v. Tencin gegen den Vorwurf einer so vollständigen Verleugnung alles natürlichen Gefühls, und der historisch erwiesene Umstand, daß wenige Tage nach der Geburt des Kindes von unbekannter Hand eine jährliche Pension von 1200 Fr. für dasselbe ausgesetzt ward, kann, sollte ich meinen, allein als eine vollständige Widerlegung der obigen Anschuldigung betrachtet werden. Es scheint, daß das Kind einem Polizeicommissair mit dem Auftrage übergeben ward, eine Nanne für dasselbe zu suchen, und daß dieser es bei der Frau eines armen Wäscher unterbrachte, welche es erwießermaßen mit der Bärtlichkeit einer Mutter aufzog. Das Kind aber, das, so von seinen Eltern verleugnet, in der Hütte eines armen Handwerkers ein dürftiges Asyl fand, war bestimmt, durch den Glanz seines Genies das Dunkel seiner Geburt zu überstrahlen; der Sohn Claudinens v. Tencin und des Chevalier Destouches war d'Alembert!

Diese Begebenheit ist von Freunden und Feinden der Frau v. Tencin im entgegengesetzten Sinne mit gleicher Leidenschaftlichkeit besprochen worden. Der unparteiische Richter findet unstreitig keine vollständige Entschuldigung für die von einem Mutterherzen überhörte heiligste Stimme der Natur, aber er ist vielleicht zu einiger Nachsicht geneigt. Ein junges Mädchen, das von den eigenen Eltern dem Ehrgeiz, der kalten Berechnung materieller Interessen, der Ausbattung zweier Geschwister aufgeschiefert wird, sieht in diesem ersten bedeutenden Ereignisse seines Lebens die Bande der Familie mit Füßen getreten und als werthlose Form bei Seite gesetzt. Mit erlötetem Herzen, aber ungebeugtem Muthe unternimmt die Verstoßene es, die ihr angelegten Fesseln zu zerbrechen; sie nimmt ihre Zuflucht zur Intrigue, welche sie der Welt, dem Ziele ihrer schlichsten Wünsche, zurückgibt. Hier bald von Allem umgeben, was der Eitelkeit und dem Ehrgeiz einer Frau nur schmeicheln kann, im Strudel der geräuschvollsten Vergnügungen, in den Zerstreungen der glänzenden und frivollen Gesellschaft Europas, ist sie taub für die Stimme der sanftern Gefühle, die nur in der Stille der zurückgezogenen Häuslichkeit klar und deutlich zu uns sprechen. Die Folge eines ersten Fehltritts bedroht die glänzende Laufbahn der von den Fußstapfen einer Welt umgebenen Frau; der Rath eines Mannes, den sie liebt, trägt wol noch bei, den Kampf zu beseitigen, den der gute Geist in ihrem Innern den Eingebungen des Stolzes liefert, und sie begeht einen zweiten noch größern Fehler, indem sie ein Wesen aufopfert, dem die Natur die begründetsten Rechte auf ihre Bärtlichkeit gegeben hat.

So aber will es das Weltgesetz, welches in dem Reiche der Körper wie der Seelen herrscht, daß jedes Unterliegen einer Kraft, sie stelle ein gutes oder böses Princip dar, dieselbe schwächt und ihren künftigen Widerstand und Einfluß untergräbt; Claudine hatte die mächtigste Regung eines weiblichen Herzens, die Mutterliebe, unterdrückt, und was seit diesem Augenblicke die Sanftigkeit des Gefühls bei ihr an Stärke verlor, gewonnen Eitelkeit und Ehrgeiz an Ausdehnung. Die leidenschaftliche und wahre Zuneigung für Destouches machte bald einer Menge ephemerer und durch die Interessen des Augenblicks gebotener Verhältnisse Platz.

Die Zeit der Regentenschaft bot der Frau v. Tencin ein weites Feld für das Spiel ihrer außerordentlichen Gaben dar. In einem Alter, wo andere galante Frauen täglich mit Verzeihung dem Verfall ihrer äußern Mittel der Herrschaft zusehen, entwickelte sich durch eine wunderbare Laune der Natur Claudinens Schönheit in ihrer höchsten Fülle und Vollenbung.

Der Regent selbst empfing dem Reize des Marcins von Geist, von Anmuth und Schönheit nicht, dem diese merkwürdige Frau durch ihre mittels der feinsten Beobachtungsgabe während ihres Lebens in der Welt erworbene Erfahrung ein neues Element des Erfolgs hinzuzufügen wußte. Mit der Beherrschung des damaligen Inhabers der höchsten Gewalt wären die ehrgeizigsten Wünsche Claudinens gekrönt gewesen; aber der Regent entdeckte bald, daß das Entgegenkommen der Letztern mehr der socialen Stellung als der Person des Liebhabers gelte, und die Besorgniß, in den Händen einer so verführischen und mit so ausgezeichnetem Verstande und entschiedenem Charakter begabten Person seine Unabhängigkeit als Oberhaupt des Staats zu verlieren, ließ ihn zu der Frau v. Parabere zurückkehren, welche durch die beiden letztgenannten Eigenschaften der Tencin ihm nicht gefährlich zu werden drohte.

Claudine wußte sich mit Philosophie in das Unvermeidliche zu fügen, und ihr Bestreben ging sofort dahin, nicht ganz die Frucht ihrer durch die Umkehr des Regenten verzeitelten Hoffnungen zu verlieren. Sie blieb daher, wie ihr in seinen Memoiren häufig aus der Schule schwagender Vertrauter, der Abbé Duclos, sich ausdrückt, vom Herrn zum Diener herab, d. h. sie ward die Geliebte des Ministers Dubois. Ein solcher Schritt war in der That ein wahrer Fall zu nennen, nicht bloß aus der Standesverschiedenheit der beiden Personen, welche unmittelbar nacheinander der Gegenstand der ehrgeizigen Bemühungen Claudinens wurden, sondern mehr noch nach dem Charakter und Rufe des spätern Cardinals und Premierministers Dubois.

Frankreich hatte zu lange unter dem Joche geknechtet, welches die Eliten des in den letzten Regierungsjahren eines gealterten Königs bis zum Fanatismus in Frömmelerei versunkenen Hofes dem Lande auferlegt hatten. Mit der Festigkeit, welche alle Reactionen in Frankreich bezeichnet, hatten die Franzosen sich nach dem Tode Ludwigs XIV. in den Strudel von Ausschweifungen aller Art gestürzt, zu welchem der neue Hof das Beispiel gab. Dubois aber ist die lebende Personification der Verhöhnung alles sittlichen Gefühls, welche die Periode der Regentenschaft bezeichnet; nie hat ein Mensch den cynismus rückhaltlos bekannt, offener zur Schau getragen als er. Welch unbefchränkte Macht mußte also der Ehrgeiz über Claudine v. Tencin ausüben, um sie in die Arme dieses Menschen zu werfen!

Das Verhältniß zwischen ihr und Dubois entspann sich im Jahre 1718, und wenn irgend etwas demselben seinen wahren Platz anweist, so ist es der Umstand, daß dasselbe nur anfangs geheim gehalten wurde, von dem Augenblicke an aber, wo Dubois zum Cardinal und Premierminister erhoben worden war, wo also der Ehrgeiz Claudinens darin Befriedigung fand, ohne alle Scheu und Scham den Augen der Welt preisgegeben wurde. Die Maitresse des Ministers waltete von nun an unumschränkt in seinen Gemächern, sie fand dort einen Hofstaat, der sie mit seinen eigensüchtigen Fußdigungen umgab und dafür die Gnadenbezeugungen erntete, welche sie mit freigebiger Hand vertheilte. Claudine v. Tencin betrachtete den Reichthum nur als ein Mittel zur Gewalt, und er hatte für sie keinen Werth mehr, sobald er zur Erreichung dieses höchsten Zweckes geführt.

Des Abbé Duclos vorhin erwähntes und für seine Gönnerin nicht eben sehr schmeichelhaftes Wort ward jetzt durch die Lage derselben vollständig widerlegt; denn was dieser nicht auf directem Wege gelungen war, das hatte sie mittels eines Umwegs erlangt. Der Regent war ein willenloses Werkzeug in den Händen seines unwürdigen Ministers und Vertrauten geworden, und dieser empfing das Gesetz von seiner Maitresse, welche durch eine solche Verknüpfung von Umständen in letzter Instanz über die Schicksale der Monarchie entschied.

Wenn die so auf den Gipfel der Macht erhobene ehemalige Königin von Montfaucon mit bewunderungswürdiger Uneigennützigkeit nur an die Glücksumstände ihrer Freunde zu denken

Wien, so vergaß sie unter diesen wenigstens ihren Bruder, den Abbé Xencin, nicht, für den sie stets ein durch die Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Gesichte noch erhöhtes jactisches Interesse gehabt hatte. Die Lösung der Aufgabe, ihrem Schützlinge fortzuhelfen, ward ihr um so leichter, als Dubois mit dem ihm eigenen Eatz und seinen Unterscheidungsvermögen sofort erkannte, daß der ihm empfohlene Bruder Claudius ein treffliches Werkzeug zu Ausführung mancher von dem Minister gehegten Pläne sei.

Dubois verwendete den Abbé daher zunächst zur Beförderung des betriebligten Finanzspeculanten Law, welcher, ohne zum Katholicismus überzutreten, nach den Staatsgesetzen nicht zum Generalcontroleur der Finanzen ernannt und damit zur Anwendung seiner Utopien berufen werden konnte. Der Abbé Xencin erreichte vollständig seinen Zweck, was ihm wesentlich durch die Grundeigenschaft oder vielmehr durch den Mangel des zu Befördernden an moralischen Grundfähigkeiten erleichtert werden mußte. Law ward Katholik und Generalcontroleur der Finanzen, und der siegreiche Apostel nicht nur durch Mittel, welche er mehr mit seinem Schüler als mit der Chre bezaubert hatte, ein reicher Mann, sondern zu mehrer Belohnung seiner Verdienste auch Erzbischof von Cambrai. Ein zweiter Auftrag, dessen Xencin sich in Rom mit gleichem Glück entledigte, die Erwerbung des Cardinalshutes für Dubois nämlich, ward wie jener erstere nicht ausgeführt, ohne daß der diplomatische Priester dabei eifrig auf sein eigenes Interesse bedacht gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Reisebeschreibungen.

Unter neuern englischen Reisebeschreibungen verdienen die „Travels through the Alps of Savoy etc.“ von James Forbes besonders in wissenschaftlicher Rücksicht lobende Erwähnung. Diese Reisebeschreibung ist neuerdings in Edinburgh in einem 434 Seiten starken Band in Großoctav erschienen und von neun lithographirten Platten, zwei Karten und sieben topographischen Skizzen und Bignetten begleitet. Obgleich die Anzahl der Reisenden, welche das reizende Thal Chamouni und die dasselbe umgebenden Gebirge und Gletscher im Sommer besuchen, noch immer bedeutend ist, so ist doch seit langer Zeit keine wissenschaftliche Beschreibung dieser Gegend erschienen, welche durch die Phänomene, die sie darbietet, so merkwürdig ist. Die meisten Touristen beschränken sich auf einen oberflächlichen Anblick bloßer Neugierde, und einige auf einen aufrichtigen Tribut der Bewunderung. Literaten und Künstler haben zwar nicht aufgehört, durch pittoreske Beschreibungen Alles, was diese Alpennatur an Reiz und Schönheit besitzt, hervorzuheben, und eine kleine Anzahl Gelehrter haben in dieser Gegend Beobachtungen über verschiedene specielle Punkte oder über besondere Zweige angestellt; aber Niemand hatte noch, unsers Wissens, ein Werk unternommen, welches als Fortsetzung der „Etudes géologiques dans les Alpes“ von dem berühmten Professor Louis Keder, einem Enkel von de Cuvier, einigermaßen betrachtet werden könnte. Dieser ausgezeichnete Naturforscher hatte indeß ein zu weites Feld für seine Untersuchungen umfaßt und sie daher nicht alle gleich weit treiben können. So hat er, wiewol er sich auch mit den Gletschern beschäftigt, seinen Nachfolgern Vieles zu thun übrig gelassen. Geschickte Ingenieure und Naturforscher der Schweiz, wie Beney, Hugl, Charpentier und Agassiz, haben sich in neuester Zeit nacheinander mit diesem Gegenstande in den Alpen der Schweiz beschäftigt. Man hat insbesondere Herrn Agassiz ein interessantes Werk („Etudes sur les glaciers“), von einem Atlas schöner Platten und vielen wissenschaftlichen Denkschriften begleitet, zu verdanken. In seiner Gesellschaft machte Dr. Forbes 1841 seine erste Wanderung auf die Gletscher und hielt sich einige Zeit auf dem niedern Gletscher der Aar auf. Zu gleicher Zeit bezieht er mit ihm den Gipfel

der Jungfrau und machte, in Folge seiner ersten Beobachtungen, in dem „Edinburgh philosophical Journal“ vom Januar 1842 eine kleine Denkschrift über die geistliche Struktur der Gletscher bekannt; und in das „Edinburgh review“ vom April desselben Jahres ließ er einen größern sehr interessanten Artikel über die Gletscher einreichen. Die Umgebungen vom Montblanc waren, mit Hinsicht auf die Gletscher, noch nicht mit der nämlichen Sorgfalt wie die Schweizeralpen erforscht worden, und Forbes selbst hatte sie bis dahin nur flüchtig besucht. Erst im Sommer 1843 hielt er sich in denselben längere Zeit auf und machte verschiedene Excursionen, um denselben diesen Gegenstand auf eine gründliche Weise zu studiren und eine topographische Karte von dem Eismeer aufzunehmen. Darauf richtete er über seine auf die Gletscher bezüglichen Beobachtungen vier Briefe an den Professor Jameson, welche in das „Edinburgh philosophical Journal“ eingebracht wurden, und endlich gab er das obengenannte größere Werk heraus.

Das erste Capitel desselben enthält eine Art Einleitung über die Reisen und die Reisenden auf den Alpen; das zweite eine allgemeine Übersicht von Dem, was die Gletscher bildet, und von den vornehmsten bis jetzt aufgestellten Theorien zur Erklärung ihrer Bewegungen, und er setzt denselben Gegenstand in dem folgenden Capitel fort, worin er von der geologischen Thätigkeit der Gletscher speciell handelt. Er nimmt darin die Benennung der Herren Beney, Charpentier und Agassiz an, daß die Gletscher ehemals viel ausgedehnter gewesen als sie es jetzt sind, und daß man die vielen glatten und gestreiften Felsen, welche man in großer Anzahl auf den Alpen findet, ebenso wie einen großen Theil der steinigten Niederlagen und insbesondere die hier und da liegenden Steinblöcke, welche man am Ausgang der vornehmsten, von den Gletschern herkommenden Thäler antrifft, ihrer Bildung zuschreiben muß. Die nachfolgenden Capitel enthalten die Ergebnisse seiner Höhemessungen, und das sechste enthält die Darlegung seiner Versuche über die Bewegung des Eismeers. Dies war für ihn einer der wichtigsten Punkte, die er genau bestimmen wollte. Das achte Capitel bezieht sich auf die Structure des Eises der Gletscher und insbesondere des Eismeers. Man findet in den Gletschern wechselförmig weiße und blaue Eisstreife oder Bänke, von denen die ersten aus einem porphiren und mehr mit Sand und Wasserblasen gemischten Eis als die letztern bestehen. Dr. Forbes gibt darüber sehr interessante Notizen. Der folgende Theil seines Werks enthält in zwölf Capiteln den Bericht von verschiedenen, von ihm unternommenen wissenschaftlichen Streifzügen, theils um den Montblanc, theils um den Monte Rosa. Das letzte Capitel hat die Überschrift: „Versuch einer Erklärung der vornehmsten Phänomene der Gletscher.“ Das Werk des Herrn Forbes trägt das Gepräge von dem Geschmack und dem Gefühl, womit der Verf. die Schönheiten der Natur zu schätzen weiß; er hat keine Gelegenheit verkannt, im Vorbeigehen einige Blumen auf seinen Weg zu streuen und auf einige nicht wissenschaftliche Details einzugehen, um Abwechslung in seine Erzählungen zu bringen und ihnen Interesse für eine zahlreiche Classe Leser zu geben.

31.

P u s e y i a n a.

Dr. Pusey sagt in seiner im Druck erschienenen Predigt: „The holy Eucharist a comfort to the penitent“, welche er im J. 1843 am vierten Sonntage nach Ostern vor der Universität zu Oxford gehalten: „Für den Kommunikanten ist das Sacraments eigenthümlicher Genuß der, daß es seines Erlebens wirklich gebrochener Leib, daß es sein Blut ist, welches zur Vergebung für seine Sünden vergossen wurde. In den Worten der alten Kirche, trinkt er sein Wesen und ist es, den wirklichen Leib und das Blut des Herrn. Sein Fleisch und Blut im Sacrament wird Leben geben, nicht bloß weil sie Fleisch und Blut des eingeborenen Wortes, welches Leben ist, sondern auch weil sie das wirkliche Fleisch und Blut sind, das gegeben und vergossen wurde für das Leben der Welt.“

12.

Freitag,

Nr. 73.

14. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

1. J. R. Wellsted's Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung, herausgegeben mit Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von C. Rödiger. Zwei Bände. Mit Karten und Inschriften. Halle, Baaisenhaus-Buchhandlung. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Arabien ist seit Niebuhr und Burckhardt von europäischen Reisenden kaum je besucht worden, und die Geographie des Landes erfuhr keine Bereicherung bis zur Zeit der englischen Küstenexpedition im J. 1819, an welcher Wellsted Theil nahm. Dem Herausgeber der Wellsted'schen Reisen, Dr. Rödiger, scheinen daher diese, wiewol Wellsted kein gelehrter Orientalist, doch des reichhaltigen topographischen und geographischen Materials wegen, welches das Buch enthält, wichtig genug, um eine deutsche Bearbeitung zu veranstalten und mit Noten versehen und am Schlusse mit einem Excurs über himjaritische Inschriften, welche Wellsted bekannt gemacht hat, herauszugeben. Die erwähnte englische Expedition wurde durch die sich stets wiederholenden Unternehmungen der räuberischen Stämme von der Piratenküste veranlaßt, worüber Wellsted in seinem Buche selbst ausführlich Bericht gibt. Schon mehrmals hatten die Engländer die Häfen der Piraten erobert, alle ihre Schiffe verbrannt oder verkauft, ihre Forts geschleift, ohne sie doch gänzlich bezwingen zu können, denn sie flüchteten sich in die zahlreichen Buchten der Küste, wohin sich die englischen Schiffe wegen ihrer Unbekanntheit mit den gefährlichen Stellen nicht wagten. Das indische Gouvernement ordnete endlich eine vollständige und genaue Aufnahme der Küste an, bei welcher auch Wellsted thätig war. Das Mittel half; die Piraten sahen, daß, wie sie sich ausdrückten, die Engländer ihre Küsten „aufschrieben“, und fühlten sich nun nicht mehr sicher; sie singen daher an, ihre Thätigkeit nicht mehr auf Seeräuberei, sondern auf Handelszwecke zu verwenden. Ferner aber verdankt derselben Expedition die geographische Wissenschaft diese großen Vermessungen im Persischen und Arabischen Meerbusen, sowie genauere Nachrichten, als man bisher hatte, über den Zustand und die Hülfquellen der Küstenbewohner und endlich die Aufklärungen über bisher noch ganz unbekannte Districte Arabiens, welche uns Wellsted gegeben hat.

Wellsted war schon während seiner mehrjährigen Anstellung bei der Vermessungsarbeit (seit 1820) immer darauf bedacht, die erste Gelegenheit zu ergreifen, welche sich darbieten würde, um das Innere des Landes kennen zu lernen. Die ausgedehnten Provinzen von Hadhramaut und Omán, letzteres besonders wegen seines ungesunden Klimas und des der Voraussetzung nach feindseligen Charakters seiner Bewohner, waren bis dahin noch gar nicht durchforscht. Im Nov. 1835 begab sich Wellsted von Bombay nach Maskat, wo ihn der Imám, ein Freund Englands, sehr zuvorkommend aufnahm. Imám wird Said, der gegenwärtige Regent, von seinen Unterthanen zwar eigentlich nicht genannt, sondern Sejjid (Fürst), denn Imám ist ein geistlicher Titel, zu dessen Erwerbung eine Art theologischer Prüfung erforderlich ist, welche Said nicht bestanden hat. Wellsted kann diesen Fürsten nicht genug rühmen wegen seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit, seiner Toleranz, seiner persönlichen Tugenden, seiner milden und weisen Regierung, die denselben schon längst im Oriente den Ruf eines zweiten Omar erworben habe. Wellsted hatte einen erkrankten Franzosen in Behandlung genommen und den Leuten, die den Kranken nach einem gesündern Orte transportiren sollten, einige Dollars gegeben, um den Unterhalt des Franzosen zu bestreiten, wenn er genäse; oder sein Begräbniß zu besorgen, wenn er starbe. Als dies dem Fürsten hinterbracht wurde, stieß er mit seinem langen Krummstab auf den Boden und rief: „Das ist ein Mann!“ Wellsted bemerkt hierzu:

Wenn wir bedenken, daß die im Oriente so gewöhnliche Sitte, Geschenke zu geben, mehr auf Ostentation als auf edlern Gefühlen beruht und daß der Imám die Rationaleifersucht, welche zwischen Franzosen und Engländern besteht, recht wohl kannte, so bedurfte es (wenigstens für einen Morgenländer) all des feinen Gefühls, das der Imám in so hohem Grade besitzt, um die Motive zu würdigen, die mich zu jener Handlung der Humanität bestimmten. Man hat bisher in Europa von diesem erleuchteten Fürsten nur zu wenig gewußt. Das sehr angemessene Geschenk, welches er England neuerlich mit einem vollständig ausgerüsteten Kriegsschiff, dem Sailer king machte, und der von ihm ausgesprochene Wunsch, sich an Großbritannien näher anzuschließen, hat ihn politisch einigermaßen bemerklich gemacht; während seine liberale Förderung der Wissenschaft und der Künste die Aufmerksamkeit einer einflußreichen gelehrten Gesellschaft erregte, die ihn kürzlich zu ihrem Mitgliede ernannte. In der That, wollte ich jeden Beweis von Artigkeit

und Aufmerksamkeit erweisen, den wir während unsers Aufenthalts in Omán von dem Fürsten erfuhren, so würden wenig Blätter dieses Journals sein, auf denen seiner nicht gedacht werden müßte.

Die Beschreibung der Provinz Omán, welche die Oberhoheit des Imám von Maskat im Allgemeinen, wenn auch zum Theil mehr nur dem Namen nach anerkennt, füllt den größten Theil des ersten Bandes. Die Beduinenstämme der Provinz leben beständig in Fehde miteinander:

Von Zeit zu Zeit — erzählt Wellsted, nachdem er Esir verlassen hat — begegnete uns ein Trupp Beduinen, die auf der Reise nach Esir begriffen waren, aber Einzelne trafen wir außerhalb der Dörferbezirke selten, weil die vornehmsten Stämme gerade in Fehde lebten; auch mußten wir deshalb mit einiger Vorsicht vorrücken. Wenn wir eine andere „Kafilé“ (Karavane) gewahrten, wurden sogleich unsere Kameele zusammengehalten, die Wachen ritten voran, es erfolgten gegenseitige Erkundigungen, dann zogen wir vorüber. Die Autorität, welche Sejjid Said durch freigebige Vertheilung von Geschenken unter den Schechs dieses Districts sich erworben hat, besteht mehr nur dem Namen nach als in der That. Die Beduinen verfolgen die Streitigkeiten, die sie unter sich haben, plündern und mordeten einander mit derselben Freiheit wie in der Wüste. Kaum verging ein Tag während meines dortigen Aufenthalts, daß ich nicht von vergleichen hörte.

Von den Beni Abu Hasan, die (ohne Weiber und Kinder) auf 1200 Köpfe geschätzt werden, aber nur 700 Luntensinken stellen können, sagt Wellsted:

Da sie keine andere Beschäftigung haben als die Pflege ihrer Dattelpalme, die nur einen geringen Theil ihrer Zeit in Anspruch nimmt, so führen sie ein müßiges Leben und sind beständig entweder unter sich oder mit ihren Nachbarn in Streit verwickelt. Ihrer Erscheinung nach sind sie die wildesten und rohesten Menschen, die ich je gesehen. Sie gehen beinahe nackt, und ihr langes Haar reicht ihnen fast bis auf den Gürtel.

Sehr interessant ist die Schilderung der Beni Abu Ali. Dieser Stamm ging ursprünglich von einem kleinen Gebiet in Redschd aus. Sie gehörten anfangs zu der Gasse der Beshabís, bekämpften sich aber 1811 zu dem Glanzen der Beshabís und werden seitdem von den übrigen Stämmen in Omán tödtlich gehaßt. Nachdem sie bei Bebia geschlagen und hart mitgenommen waren, suchten sie sich allmählig wieder zu erholen, errichteten ein festes Fort und ergriffen endlich abermals die Offensive. Sie verheerten die benachbarten Districte mit Feuer und Schwert und machten sich so fürchtbar, daß der Befehl ihres und einiger anderer Gebiete ihnen eine Zeit lang unbestritten blieb. Der Imám von Maskat rief 1821 die Engländer gegen sie zu Hülfe. Capitain Thompson, der sie mit 800 Mann, meist Sipahís, im Verein mit den Truppen des Imám angriff, wurde bei ihrem Fort von ihnen durch Ueberrumpelung besiegt; sie gaben keinen Parolen und mepelten zwei Drittel der britischen Truppen nieder; die übrigen mußten sich zurückziehen. Darauf landete 1821 unter Sir Lionel Smith ein Heer von 3000 Mann. Die Beduinen widerstanden tapfer; auch Weiber fochten in ihren Reihen. Sie unterlagen aber. Unter den Verwundeten, die gefangen genommen wurden, befand sich auch ihr Schech. Man gab die Gefangenen nach zweijähriger Haft los, bezeugte ihnen dabei viele Aufmerksamkeit und sandte sie mit Geschenken

und Geld zum Wiederaufbau ihrer Stadt in ihre Heimat zurück. Dies machte Eindruck auf sie. Es hatte seitdem vor Wellsted kein Europäer ihr Gebiet betreten. Wellsted wurde aufs freundlichste aufgenommen. Er erzählt:

Kaum hatte ich mich als Engländer zu erkennen gegeben und erklärt, daß ich einige Tage in ihrer Mitte zubringen wollte, so erscholl das ganze Lager in lautem Freudengeschrei; ihre paar alten Kanonen wurden von den Thürmen abgefeuert, ihre Luntensinken waren bis Sonnenuntergang im Gange, und Alt und Jung, Männer und Weiber besiferten sich, ihr Bestes zu meiner Unterhaltung zu thun; sie schlugen mein Zelt auf, schlachteten Schafe und brachten Milch in großen Kälben. Ich war durch so warme und gastliche Aufnahme nicht wenig überrascht. Wer uns fragte die Mienen des Forts, das wir gesiegt hatten; mein Zelt stand auf demselben Flecke, wo wir ihren Stamm fast vernichtet, wo wir sie, die Mächtigen in Omán, zu ihrer jetzigen Geringfügigkeit reducirt hatten. Aber Alles war vergessen bei dem Vertrauen, das ich ihnen zeigte, indem ich mich so in ihre Mitte begab.

Wellsted erklärt dieses Benehmen der Beduinen an einer andern Stelle auch noch so:

Mögen wir jetzt auch über unsern Angriff auf diese Leute ganz anders denken, so war doch die Unternehmung ganz und gar im Beduinengeschmack, und hier sowohl als an andern Orten hörte ich das Lob der Engländer. „Wir haben miteinander gekochten, ihr habt uns den möglichsten Ersatz für die Gefallenen gegeben, und wir sollten nun Freunde sein“, sagte mir die Frau und Schwester des alten Schech, wenn sie von der Angelegenheit sprachen; aber dem Sejjid Said haben sie nicht vergeben.

Als Wellsted von einem Besuche, den er den Beni Dscheneba abgestattet hatte, zu den Beni Abu Ali zurückkehrte, fand er fast den ganzen Stamm um sein Zelt versammelt und erfuhr, da er nach der Ursache fragte, daß einige Beduinen von dem Nachbarnstamme Beni Abu Hasan ihm über Nacht eine Ziege gestohlen hatten, welche ihm Tags zuvor von dem Schech von Kamil zum Geschenke gesandt worden war. Wellsted's Dienerschaft hatte das Haupt der Beni Abu Ali davon benachrichtigt, und sie warteten nur auf Wellsted's Rückkunft, um an den Räubern durch Entführung einiger Stücke Vieh Rache zu nehmen, was er ihnen nur mit Mühe abreden konnte. „Bei diesen kampflustigen Stämmen reicht der geringste Anlaß hin, sie zusammenzuheben, und kaum soll ein Jahr vergehen, wo der Imám nicht gezwungen ist, irgend einen einflußreichen Mann zu senden, der ihre Streitigkeiten auszugleichen hat.“

Bei der schon erwähnten Niederlage der Beshabís bei Bebia 1811 fiel unter Andern ein Befehlshaber Namens Schech Maslof, dessen Sohn Sejjid ihn ersol, damals nur ein Knabe, mit ihm im Felde war. Mit aller der Rücksicht, welche einen so hervorragenden Zug in dem Charakter der Araber bildet, näherte der junge Schech von jenem Augenblick an den tödtlichsten Haß gegen den dort wohnenden Stamm, und als er 1835 zum Commando über die Grenzmacht der Beshabís zu Birema beordert wurde, marschirte er, trotz des bestehenden Friedens, plötzlich mit 3000 Mann direct auf Bebia. Der Stamm aber, welchen er dem Untergange geweiht hatte, erhielt zwei Stunden vor seinem

Gefallenen Kunde von der Bewegung und brachte 800 Männer zusammen, d. h. so viel deren zu Hause waren, um ihm Widerstand zu leisten. Sie waren gut bewaffnet, und die Drohung des Schicksals, daß er keinen Pardon geben wolle, nöthigte sie, alle ihre Kraft aufzubieten. Trotz ihrer Minderzahl griffen sie die Wahhabis so unerwartet und mit solcher Wuth an, daß sie sie aus dem Felde schlugen und, nachdem sie eine große Menge getödtet, die Ubrigen in die Flucht warfen. Der Schicksal, fast rasend über seine Niederlage, war immer der Erste in Gefahr und hätte wahrscheinlich auf derselben Stelle das Schicksal seines Vaters getheilt, wenn ihn nicht einige seiner Getreuen vom Schlachtfelde gerissen hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Glaudine von Lencin.

(Bechluss aus Nr. 72.)

Glaudine v. Lencin, welche sich bisher nur in die weltlichsten Angelegenheiten eingemischt hatte, fand endlich auch in den Hof und Land um das Jahr 1727 in Bewegung setzenden religiösen Streitigkeiten eine erwünschte Veranlassung zu neuen Aufregungen. Der Pater Quésnel nämlich hatte im Jahre 1671 Betrachtungen über das Neue Testament geschrieben, welche im Geiste der Jansenisten abgefaßt waren und lange Zeit mit besonderer Vorliebe vom Publicum gelesen wurden. Ludwig's XIV. Beichtvater, Letellier, der als Jesuit ein geschworener Feind des Jansenismus war, vermochte den schwärmenden alten König leicht zu Gewaltmaßregeln gegen Quésnel, welcher auf Grund des genannten Werks damals als Oberhaupt des Jansenismus betrachtet und verbannt wurde. Noch größer war der Triumph, welchen Letellier durch die dem Papste 1713 abgedruckene antijansenistische Bulle Unigenitus feierte. So gleichgültig nun auch dem Regenten und dem Cardinalminister die religiösen Meinungsverschiedenheiten ihrer Zeit sein mochten, bekannten sie sich doch aus Gefälligkeit für den Papst für die unbedingte Annahme der von einem großen Theile des Publicums und von sämtlichen französischen Parlamenten verworfenen Bulle Unigenitus. Claudine nahm, hierin lediglich dem Beispiele des Ministers Dubois folgend, für die Bulle Partei, und zwar dies mit der in Frankreich so gefürchteten und von dieser geistreichen Frau meisterhaft geführten Waffe des Aibicule; ja sie entwickelte in diesem Kampfe einen so leidenschaftlichen Eifer, daß sie sich eine zwar nur wenige Tage dauernde, aber ihr Ansehen durch die Palme des Märtyrertums bedeutend mehrende Verweisung nach Orleans zuzog.

Um diese Zeit trübte ein wahrhaft tragisches Ereigniß den immer heiteren Himmel, an welchem Claudine's Glückstern bisher ungestört seine strahlenden Bahnen gezogen. Ein gewisser La Fresnaye, welchem die Reueiren der Zeit den Titel eines der Liebhaber der Frau v. Lencin beilegen, und von dem wenigstens feststeht, daß er mit derselben mehre Jahre in naher Verbindung stand und ihre finanziellen Angelegenheiten leitete, trat am 7. April 1726, wie der Marschall Villars sagt: „perdu du dessein, d'amour, de jalousie et de toute la fureur que les plus grands désordres peuvent mettre dans l'esprit“ bei seiner Freundin ein. Unter dem Vorwande, einen Brief schreiben zu wollen, zog La Fresnaye sich in ein an das Empfangszimmer Claudine's anstoßendes Cabinet zurück; wenige Augenblicke später fiel ein Pistolenschuß, und der Hausfreund der Lencin ward in seinem Blute schwimmend entseelt gefunden. Auf Grund dieses Vorfalls, welcher ganz das Ansehen eines Mordes hatte, ward eine Untersuchung gegen die Frau v. Lencin eingeleitet und diese in das Châtelet, das damalige Criminalgefängnis, eingeschlossen und von da sogar in die Bastille geführt. Die in Folge des gerichtlichen Verfahrens er-

kannte Unschuld der Angeklagten gab diese halb der Freiheit zurück, jenes blutige Ereigniß aber schien eine moralische Umwälzung in der bisher in alle Intriquen der Gesellschaft verwickelten Frau hervorgerufen zu haben. Vielleicht benutzte Claudine v. Lencin auch nur diese Veranlassung, von welcher die Welt zum Vortheile der Theilhabenden voraussetzen konnte, daß sie auf diese einen großen Eindruck hervorgebracht, um eine ihr durch Selbstkenntniß gerathene Veränderung in ihrer Lebensweise zu motiviren. Claudine war damals 46 Jahre alt, und obgleich noch immer schön zu nennen, fing sie doch wahrscheinlich bereits an, die Spuren der Alles verwüsthenden Zeit an ihren Reizen wahrzunehmen und die Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Art der Herrschaft für sich zu fühlen; auch mochte nach einem so bewegten Leben sich mit zunehmendem Alter wol das Bedürfnis der Ruhe bei ihr geltend machen. So begann sie denn die Laufbahn, welche eigentlich ihrem Namen einen Platz in diesen Blättern anweist.

Glaudine war reich, und sie öffnete ihr Haus jezt allen literarisch und artistisch berühmten Personen des 18. Jahrhunderts, ein Hofstaat, welcher den unvergänglichen Eigenschaften dieser an Weibtrauch gewöhnten Gottheit neue Huldigungen darbringen konnte. In den Zusammenkünften der gelehrten Welt bei der Marquise v. Lencin, in welchen Montesquieu, Marivaux, Piron, Duclos und viele Andere gewöhnliche Gäste waren, führte der ehrwürdige Fontenelle den Vorsitz. Nur Eine Stierde setzte später diesen Circeln, d'Alembert, welcher sich durch seine Vorrede zu der „Encyclopédie“ als einen der größten Geister des Jahrhunderts angekündigt hatte, d'Alembert, den seine Mutter jezt aus demselben Gefühle des Stolzes zu sich rief, aus dem sie früher ihn als hülfloses Kind von sich gestoßen. Der Philosoph aber soll auf die Anträge einer Annäherung, welche Frau v. Lencin ihm machte, geantwortet haben: „Madame, je n'ai pas d'autre mere que la vitrière qui m'a nourri.“ Und d'Alembert bewies durch die That, daß diese Worte seine Überzeugung waren, indem er die ihm von verschiedenen Höfen und Akademien gemachten glänzenden Anerbietungen von der Hand wies und 30 Jahre seines Lebens an der Seite seiner Adoptivmutter hinbrachte.

Glaudine v. Lencin gehörte zu jenen außerordentlichen Menschen, welche in dem Erkennen des Großen und Ausgezeichneten der Menge vorangehen und ihrer Bestimmung nicht bedürfen. Montesquieu's unsterbliches Werk „Esprit des lois“ war erschienen und hatte wenig Anklang gefunden; Frau v. Lencin gab das Signal zu dem Beifall, welchen dasselbe später erhalten sollte, indem sie eine Menge Exemplare des Buches nahm und es ihren zahlreichen Freunden dringend empfahl. Die ihren Ehrgeiz jezt auf die Beschüzung der Künste und Wissenschaften beschränkende Frau nannte in etwas verborren Ausdrücken die sich um sie sammelnden Literatoren des Tages scherzhafter Weise: „sa menagerie“ oder „ses bêtes“, welchen sie zweimal wöchentlich, wo offene Tafel bei ihr war, zu „grassen“ gab, auch zum Neujahrsbesuche zwei Ellen Sammet zu ein Paar Hosen verehrte.

Es ist wahr, daß der geistreiche, zuweilen etwas gothenhafte Piron auf die obigen, ihm und seinen Collegen von ihrer Beschützerin ertheilten Ehrentitel mit nicht minderer Freiheit in der Wahl der Mittel zu antworten wußte. So schenkte er der Gelehrten eines Tages — eine „chaise percée“, die von einem Gedichte begleitet war, aus welchem wir beispielsweise nur einige Verse entnehmen.

Nachdem der Poet auf die galanteste Weise die glänzenden Eigenschaften der Empfängerin seines Angebotes hervorgehoben, schließt er folgendermaßen:

Je voudrais bien en vérité
Ne vous pas moins offrir qu'un trône.

A l'aise, d'un oeil équitable,
Là vous jugerez sans appel
Les vers de Messieurs tel et tel.

Gardez les biens par privilège
Et pour ceux dont vous direz: à!
Laissez-les, en quittant le siège,
Où vous aurez trouvé ceux-ci.

Frau v. Tencin blieb indeß nicht bloß Richterin in dem literarischen Ardein, das sich um sie regte: sie hat mehrere Werke hinterlassen, welche nicht bloß zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht haben, sondern auch noch heute unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen. Ihr Roman „Le comte de Comminges“ schildert auf rührende Weise und mit einer Wärme und Wahrheit, welche die Schriftstellerin wahrscheinlich den Erfahrungen ihres eigenen Lebens entlieh, den Kampf der Liebe gegen materielle Hindernisse sowie gegen die Schranken, welche die Jugend dieser Leidenschaft entgegenstellt, und wenn Laharpe diese Erzählung das Gegenstück zu der „Princesse de Clèves“, einem Roman der durch ihren Geist und ihre Bildung so berühmten Gräfin La Fayette, nennt, so ist diese Zusammenstellung beider Werke gewiß allein eine sehr günstige Kritik für das erstere. „Le siège de Calais“ hatte nicht weniger Erfolg als „Le comte de Comminges“ und zeichnet sich vor diesem durch noch größere Lebhaftigkeit in Schilderung der Situationen und Charaktere aus. „Les malheurs de l'amour“ endlich werden sicherlich noch heute wie zur Zeit ihres Erscheinens den Einfluß, den sie auf den gefühlvollen Leser auszuüben geeignet sind, durch die ihm entlockten Thränen bekunden. „Les anecdotes de la cour d'Edouard II roi d'Angleterre“ sind von der Verfasserin nicht beendet und durch die bekannte Schriftstellerin Madame Elie v. Beaumont fortgesetzt worden. Die Kritik hat die thätige Mitwirkung, wenn nicht die ungetheilte Autorschaft des Grafen d'Argental, des Reffen der Frau v. Tencin, in diesem letztern Werke erkennen wollen; wahr ist es, daß in diesem weniger als in den früher genannten Arbeiten die Züge einer weiblichen Feder der Marquise v. Tencin ein unbestrittenes Eigenthumsrecht zu sichern scheinen. Eine Sammlung von Briefen, welche in den Jahren 1743 und 1744 zwischen der Verfasserin des „Comte de Comminges“ und dem Herzoge von Richelieu gewechselt wurden, enthüllen uns die Gemüthsstimmung, mit welcher die einst so thätig in den Gang der Angelegenheiten der Gesellschaft und des Staats eingreifende Frau ihre philosophische Zurückgezogenheit mehr ertrug, als daß sie in derselben vollständige Befriedigung gefunden hätte. Ein anderer Briefwechsel: „Correspondance du Cardinal de Tencin et de la Marquise de Tencin, sa soeur“, der im Jahre 1790 erschien, ist wahrscheinlich untergeschoben.

Das Alter sollte endlich auch eine Organisation, deren vollkommene Harmonie ihm so lange getrogt hatte, zerstörend berühren. Eine Brustwassersucht verbot der außerordentlichen Frau, gegen das Ende ihres Lebens selbst den Beschäftigungen und Genüssen sich hinzugeben, mit denen sie sich bisher über den Abschied von der Welt zu trösten gesucht hatte; sie durfte nach dem Willen der Ärzte nicht mehr in ihrem Salon erscheinen, um an den Kämpfen des Geistes und Wiges Theil zu nehmen, welche die besten Köpfe des Jahrhunderts sich dort lieferten. Nur zuweilen gestattete ihr Zustand ihr, die unerträgliche Langweile des ihr auferlegten Gesetzes der Stummheit und Einsamkeit durch eine Partie L'Homme zu unterbrechen.

Am 4. Dec. 1749 endlich hatte die Krankheit den höchsten Grad ihrer Stärke erreicht und die Lebenskraft der Leidenden sollte dem unverdönligen Feinde erliegen. Nicht durch den Wunsch der Sterbenden herbeigerufen, sondern durch die Familie derselben entsendet, erschien ein Priester mit den Tröstungen der Religion an dem Bette der von der Erde Scheidenden. „Mein Vater“, sagte Claudine mit schwacher Stimme, „ich bin jung und hübsch gewesen; es ist mir oft gesagt worden, und ich habe die Schwäche gehabt, es stets zu glauben; nun richten Sie und verlagen Sie mir Ihren Segen nicht!“ Das waren die letzten Worte der Marquise v. Tencin, Worte,

nach welchen sie im Schooße einer Philosophie starb, die während ihres ganzen Lebens ihre Richtschnur gewesen war.
H. v. H.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Bearbeitung des „Schwabenspiegel“.
In einigen Theilen der Schweiz entfaltet sich unter zum Theil sehr ungünstigen Verhältnissen im Ganzen ein immer regeres wissenschaftliches Leben. Wir haben seit einiger Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt, auf verschiedene Erzeugnisse der schweizer Presse aufmerksam zu machen, und sehen uns veranlaßt, jetzt wieder eine Arbeit hervorzuhoben, deren wissenschaftlicher Werth für die Gelehrtenwelt im Allgemeinen, für Deutschland aber noch im Besondern unbestreitbar ist. Die meinen eine gebiegene Ausgabe des unter dem Namen des „Schwabenspiegel“ bekannten Gesetzbuchs in einer alten französischen Bearbeitung, die in der Bibliothek zu Bern aufbewahrt wird. Ihr Titel lautet: „Le miroir de Souabe d'après le manuscrit français de la bibliothèque de la ville de Berne“, herausgegeben von G. A. Ratile (Neuchâtel). Hr. Ratile ist Prof. an der Akademie zu Neuchâtel und hat sich bereits durch gehaltreiche Arbeiten, die meistens auf die Rechtsgeschichte Bezug haben, vorthellhaft bekannt gemacht. Gegenwärtig ist derselbe, wie wir hören, mit wichtigen Studien über das bürgerliche Recht und einer umfassenden Sammlung aller hiezu auf bezüglichen Quellen beschäftigt. Mit Recht ist die ältere französische Uebersetzung des rein germanischen Rechtsbuchs in jeder Beziehung eine merkwürdige Erscheinung. Nicht ohne Grund scheint uns der gelehrte Herausgeber anzunehmen, daß diese Arbeit aus einem praktischen Bedürfniß hervorgegangen sein muß. Das Manuscript, dessen Veröffentlichung man Hrn. Ratile verdankt, dürfte zum Gebrauch in einem zum Deutschen Reiche gehörigen Gebiete verfaßt sein, wo das Französische die herrschende Sprache war. Der Herausgeber stellt nun, um dies näher zu ermitteln, sehr erschöpfende Untersuchungen über die Scheidelinie des germanischen und romanischen Elements an und beweist, daß in dem Ländersiriche, welcher Freiburg, die Grafschaften Neuchâtel, Montbéliard und Ferrette, das Bisthum Basel und Lothringen in sich begreift, Französisch gesprochen wurde. Diese verdienstlichen Forschungen sind gerade jetzt, wo man die Grenzen der deutschen Sprache in allen Einzelheiten zu verfolgen bemüht ist und wo man sich auch wol gern das Verhältniß des germanischen und romanischen Elements in frühern Zeiten anschaulich macht, von ganz besonderm Interesse.

Die Philosophie und die Bibel.

Seit den Gnostikern bis auf Schelling sind unzählige Versuche gemacht worden, die positive Lehre des Christenthums, wie sie sich in der Heiligen Schrift gestaltet hat, mit der eigentlichen Philosophie in Einklang zu bringen. Auch Frankreich hat viele Gelehrte aufzuweisen, die sich dieser Mühe mit Begeisterung unterzogen haben. Indessen wagen wir nicht zu behaupten, daß sie in ihrem Streben, Bibel und Philosophie als identisch hinzustellen, besonders glücklich gewesen sind. Entweder nämlich artete die christliche Lehre unter der Hand der Philosophie zur mittelalterlichen Scholastik aus, oder die Philosophie wurde eine bloße Dienerin der Bibel. Der Mann, der sich des schwierigen Amtes dieser Vermittelung auf eine genügende Weise entledigen soll, muß erst noch entstehen. Auch der Abbé F. D. Clément befriedigt in seiner soeben erschienenen „Philosophie sociale de la Bible“ (2 Bde.) die Anforderungen, welche man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist, keineswegs. Den guten Willen wollen wir dem Verf. nicht abprechen; aber so viel ist gewiß, daß Clément weit entfernt ist, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen. Es ist noch nicht genug, daß man, um Anspruch auf den Namen eines Philosophen machen zu können, die Kieme der unergründlichsten Überzeugung annehme.

literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 74.

15. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

In manchen Orten fand Wellsted nicht so großes Zutrauen als unter den bisher erwähnten Beduinen. Bei einem Dorfe bezeugten die Einwohner darüber, daß er ihre Felder besah, so großes Mißfallen, daß er genöthigt war, sich zurückzuziehen. In einer Stadt machte sich einmal der Pöbel lustig. Er erzählte:

In Ibra sammelte sich, als wir durch die Stadt zogen, ein Haufe von Landstreichern, die, von sämmtlichen Kindern unterstützt, hinter uns her schrien. Auch wurden einige Steine geworfen, wovon der eine meinen Arm traf. Da wandte ich mich an eine Gruppe alter Männer und fragte sie, ob dies wirklich eine Stadt sei, die dem Sejjid Said gehöre? Sie machten einen Versuch, sich ins Mittel zu schlagen, aber ich sah deutlich, daß ihnen der Tumult eher gefiel als mißfiel. Endlich war ich doch in ernstlicher Besorgniß wegen meiner Leute, die mir in einiger Entfernung folgten, und wandte mich am nach ihnen; da fürchteten die Einwohner, ich möchte von meinen Schießgewehren Gebrauch machen, und liefen nach allen Seiten davon. Beunruhigungen dieser Art hat der Reisende im Orient sehr zu fürchten, weil dort der Pöbel, wenn er einmal aufgestanden ist, schnell zu Gewaltthatigkeiten schreitet. Doch muß ich bemerken, daß dies der einzige Ort im Gebiete des Sudam war, wo ich nicht mit der gehörigen Achtung behandelt wurde, und auch hier wäre es wol kaum zu den Creissen gekommen, wenn der Scherh zugegen gewesen wäre.

Im Allgemeinen fand Wellsted überall die bereitwilligste Gastfreundschaft. Einmal traf er auf einige Hirten, die anfangs beim Anblick der Fremden nicht wenig bestürzt waren; aber ein paar Worte seines Führers beruhigten sie, und Wellsted erhielt eine Einladung zu ihrem Mittagsmahl, das aus Datteln und Milch bestand. Nach beendigter Mahlzeit nöthigten ihn die Hirten zu einem Besuch in ihren Hütten, die in einer kleinen Vertiefung am Rande eines fließenden Wassers lagen. Sie waren kreisförmig, die Mauern von losen Steinen und die Dächer mit einer Art Schilf bedeckt; das Innere war weder geräumig noch bequem. Wellsted erzählt:

Raum hatte ich mich in einer dieser Wohnungen auf einer über den Boden gebreiteten Thierhaut niedergelassen, als ein paar junge und recht artige Frauenzimmer eintraten, die mir einen großen Kaps mit Milch brachten. Ohne Complimente nahm ich einen langen Zug. Aber nein, das war nicht genug. „Ist sie schlecht? — Versuche noch einmal! Und noch einmal!“ Bergebens pries ich die Milch himmelhoch. Ich durfte nicht

aufhören, bis ich mich zum Ersticken vollgetrunken und beim Garte des Propheten geschworen, daß ich nicht mehr könne. Dann waren sie zufrieden, und wir wurden mittels eiskalter Geschenke und schönen Lebensarten so gute Freunde, daß wir nur mit dem Ausdruck gegenseitigen Bedauerns voneinander schieden.

Viele Auszüge lassen sich an diesem Orte nicht fügen, auch ist bei der Menge von interessanten Einzelheiten die Auswahl schwierig. Wellsted hat der Beschreibung seiner Reise durch Oman im ersten Bande einen Abschnitt unter dem Titel „Allgemeine Bemerkungen“ angehängt, welcher die ganze Provinz schildert, die Physiognomie des Landes, die Bodenkultur, die Naturerzeugnisse, die Behandlungsart der Arbeitshiere, Klima, Krankheiten, Charakter der Bewohner, Religion, Gelehrsamkeit, Industrie, häusliches und gesellschaftliches Leben, Kriegsbräuche, Waffen, Kleidung, Speisen, Feste, Spiele, Regierungsverfassung, Rechtspflege, Stammverband u. s. w. Die beiden letzten Capitel des ersten Bandes enthalten die Reise nach Nakab el Hadsschar im südlichen Arabien, einem zuerst von Wellsted beschriebenen Districte; dieser Abschnitt ist aus dem „Journal der Geographischen Gesellschaft zu London“ wiederholt worden, wosin ihn Wellsted schon 1837 hatte abdrucken lassen. Außerdem daß dadurch eine Lücke in unserer arabischen Ortskunde ausgefüllt ist, sind auch die Beschreibungen von arabischen Bauwerken, welche dieser Abschnitt enthält, noch besonders bemerkenswerth.

Die ersten Abschnitte des zweiten Bandes enthalten eine Beschreibung der Halbinsel des Sinal.

Diese Halbinsel — sagt Möbiger in der Vorrede mit vollem Recht — ist zwar häufiger berührt und beschrieben als irgend ein anderer Theil Arabiens; aber selbst nach v. Schuberth's und Robinson's weitläufigern Berichten wird man die von Wellsted entworfenen Skizze mit Vergnügen lesen.

Auch wegen des Folgenden darf ich nur Möbiger's Worte anführen:

Der Golf von Akaba (Cap. 7—9) hat sich wol noch nie so lange Zeit hindurch des Besuchs eines europäischen Schiffes erfreut als im J. 1833, wo Capitain Moresby mit dem Palmarus in denselben stationirte und die Abenteuer erlebt, welche Wellsted, der ihn begleitete, im zweiten Bande schildert. Auch durch diese Meeresfahrt sind viele Rißpunkte in ein neues Licht getreten; so ist namentlich Wellsted's Beschreibung der Insel Oschejret Parön die beste und vollständigste, die wir haben. Die Digression über die Zuverlässigkeit des berühmten Reisenden Bruce, der Bericht über die Ruinen der

Handelsstadt Berenice und über Barbera auf der afrikanischen Küste haben nicht minder ihr Verdienst. In dem letzten Abschnitt über das bis jetzt so wenig gekannte südliche Arabien zunächst der Straße Bab el Mandeb bis nach Hadramaut hin, treten Aden und das Rabenschloß als anziehende Punkte hervor; jenes namentlich durch die Engländer besetzt, dieses ein merkwürdiger alter Bau mit Inschriften.

2. Reisen in Kleinasien, Pontus und Armenien, nebst antiquarischen und geologischen Forschungen. Von W. S. Hamilton. Deutsch von Otto Schomburgk. Nebst Zusätzen und Berichtigungen von H. Kiepert und einem Vorworte von Karl Ritter. Zwei Bände. Mit vier Anhängen und zwei Karten. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Übermals ein Gebiet, das noch viel von einer terra incognita an sich hat. Ritter sagt in der Vorrede:

Es ist eine arge Täuschung, aus der verzerrten Darstellung der gewöhnlichen Landkarten von Kleinasien und der herkömmlichen Compendien-Geographie sich eine richtige Vorstellung von dessen Naturverhältnissen erwerben zu wollen; es ist ebenso unmöglich, aus den herkömmlichen Geschichtsbüchern sich Das zu ergeben, was in den Geographien, auch in den besten, zu wünschen übrigbleibt. Kleinasien ist für die Wissenschaft und Kunst ein neu zu entdeckendes Land, das nur an wenigen seiner Küstenstrecken hier und da gründlicher erforscht ist, aber auch an diesen gar mancher ergänzenden Untersuchungen bedarf.

Seit einem Jahrzehnd hat sich die Forschung mehr dahin gerichtet, und „eine Fülle von Beobachtungen“, wie es Ritter emphatisch ausdrückt, „steigt über diesem Anaboli, dem nächsten Morgenlande, am Horizonte des Orients hervor, welche zu den erfreulichsten Erscheinungen der Erd- und Völkerkunde gehören“. Ritter sagt „am Horizonte“, weil viele Forschungen der jüngsten Zeit noch nicht bekannt gemacht worden sind, so die von Leprieux, Laborde, Gallier, v. Molte, v. Fischer, v. Winckel, Schönborn, Leow, Kiepert u. A. Unter den neuerlich erschienenen Werken über Kleinasien sind die wichtigsten die von Ainsworth, Fowell und dem auf dem Titel genannten Hamilton. Das Werk des Letztern nennt Ritter ein solches,

welches den Leser auf ganz neu von Hamilton gebahnten Wegen an die verschiedensten Küsten wie in die centralen, bis dahin unbesuchten Gegenden der Halbinsel führt. Wir brauchen nur zu bemerken, daß er der erste Besteiger des berühmten Argäus in Kappadocien ist, daß er zuerst die Katakekaumene oder das verbrannte plutonische Gebiet Lybiens wieder entdeckte und das alte, seit Xenophon's Zeiten genannte Schmiedevoll der Chalybes in seinen Urstufen wieder auffand, um daran zu erinnern, daß seine Wanderungen und Mühen mit dem glücklichsten Erfolge nach den verschiedensten Richtungen hin belohnt wurden. Schon aus der Einleitung des Verfassers ergibt sich die höhere Stufe der Ausbildung, die ihn befähigte die verschiedensten Zweige der Wissenschaft durch seine Beobachtungen zu bereichern und sie auf die belehrendste und unterhaltendste Weise mitzutheilen.

Die Vorrede des Verf. liefert eine ganz naive Probe von der Art, wie wohlunterrichtete und vermögliche Engländer ihre Reisen projectiren und vorbereiten. Ähnliche Bekennnisse sind in englischen Reiseverken übrigens nicht selten. Unser Verf. erzählt:

Als ich im Frühjahr 1835 im Begriffe stand, eine Reise auf das Festland von Europa zu machen, wurde ich veranlaßt, meine Aufmerksamkeit lieber auf einige der türkischen Provin-

zen in Asien zu richten, die verhältnismäßig unbekannt waren und dem Alterthumsforscher, dem Geographen und dem Geologen auf jeden Fall interessante Entdeckungen bieten würden. Ich machte demgemäß meinen Plan, der zu gleicher Zeit meine Reise lust zu befriedigen und die classischen Erinnerungen wieder zu erwecken versprach, welche mit unserer Erziehung zusammenhängen. Die folgenden drei oder vier Monate verfloßen unter Vorbereitungen zu der Reise, unter Durchforschung der alten Schriftsteller und unter Übungen im Gebrauch des Peritonen und des Cirkels.

Hamilton nahm anfangs den Naturforscher Mr. Hugh E. Strickland mit, der jedoch bald nach England zurückkehrte. Hamilton sagt:

Meine Aufmerksamkeit richtete sich hauptsächlich auf die vergleichende Geographie des Landes, die Untersuchung der Ruinen und die Feststellung der Lagen durch astronomische Beobachtungen.

Hamilton fand bald, daß die Karten des Landes im höchsten Grade ungenau, ja unbrauchbar waren. Er ließ es sich nun angelegen sein, die Stunden, Entfernungen und Richtungen sorgfältig in sein Tagebuch einzutragen, und stellte zahlreiche astronomische Breitenbeobachtungen an. Er hielt außer seinem Tagebuch ein Itinerarium und führte die genaue Ausfüllung desselben mit sehr wenigen Ausnahmen pünktlich durch, indem er die Zeit der Abreise und, mit dem Compass in der Hand, die Richtung des Weges, sowie jede Veränderung desselben, bisweilen 20 oder 25 Mal in der Stunde anmerkte und seinen Beobachtungen über die natürliche Structur des Landes sodann beifügte. Aus diesen Materialien brachte Hamilton nach seiner Heimkehr mit Hilfe seines Bruders, des Commodore H. G. Hamilton, die Karte von Kleinasien zu Stande, welche dem zweiten Bande seiner Reise beigegeben ist. Eine kleinere Karte über einen Theil von Armenien zielt den ersten Band. Von Konstantinopel aus ging Hamilton zuerst an der Küste des Marmormeers hinab nach Moudaniah und von da nach Brusa in Bithynien, in Phrygien (nach Azani) und dann durch Lydien nach Smyrna und zurück nach Konstantinopel. Die zweite Reise von dort aus machte er nach Trebisond, von Trebisond jetzt hinunter ins Armenische, nach Erzerum und wieder nach Trebisond zurück, sodann westwärts die Küste des alten Pontus entlang bis nach Denoe, hierauf weiter die paphlagonische Küste hinauf und von Sinope aus landeinwärts. Er suchte die Vereinigung des Iris und Lycus auf, ging nach Nissar (dem alten Neocæsarea) in Pontus, dann nach Galatien (Ancyra, Amorium), Phrygien (Antiochia ad Pisidum; Fluß Mäander, Colossä, Laodicea) und nach Karlen, von wo er sich zurück nach Smyrna begab. So weit der erste Band. Von Smyrna aus befährt Hamilton die ionische Küste (Erythräa, Rheos, Ephesus, Samos), hierauf die karische (Halikarnassus, Rhodus, Lindus u. s. w.) und geht dann wieder nach Konstantinopel. Übermals reist er nach Moudaniah und von da hinab in die Katakekaumene, dann durch Phrygien nach Kappadocien, und kehrt durch Lycaonien, Isaurien u. s. w. zur Küste zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Die Religion der Zukunft. Dargestellt in einem wissenschaftlichen Briefwechsel zweier Freunde. Bonn, König. 1844. Lx.-8. 1 Zhlr. 15 Ngr.

Gerade um diese Zeit, da in der preussischen Rheinprovinz, in der alten Stadt Arier, ein Schauspiel des mittelalterlichen Katholicismus aufgeführt wurde, erschien ganz in der Nähe, in Bonn am Rhein, die oben angezeigte Schrift: „Die Religion der Zukunft.“ Der Herausgeber sagt selbst, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, daß hier nicht der Zufall obwalte, sondern daß irgend eine geheime Verbindung oder Wechselwirkung zwischen dem Erscheinen der vorliegenden Schrift und den Wallfahrten der Tausende von Andächtigen nach Arier stattfinde, versichert aber, daß dieses durchaus nicht der Fall sei. Die vorliegende Schrift will keine durchaus neue, eine neue positive Religion verkünden, es ist auch nicht die Art und Weise, eine neue Religion zu verkünden, wenn zwei Freunde, wie hier, darüber einen Briefwechsel in wissenschaftlicher Sprache halten, was etwa von dem Buchstaben des biblischen, von den Sagen und Gebrauchen des kirchlichen Christenthums den zersetzenden und auflösenden Einflüssen des zeitgeistigen Widerstand zu bieten im Stande sei, was sich auch in der Zukunft vor der Kritik bewähren dürfte. Auch die Religion der beiden Briefschreiber, Theodor und Ferdinand, ist auf dem Stamme des Christenthums erwachsen, so gut wie der Glaube Dörrer, die in Arier Christi Reich vereherten, aber sie leugnen selbst nicht, daß, wie schon das protestantische Dogma im Laufe der Zeit weit von der Bahn des mittelalterlichen, des Christenthums der Urzeit abgewichen ist, ihr Bekenntniß noch weiter von demselben entfernt liegt. Nichtsdestoweniger aber würde ihnen ein Unrecht geschehen, wenn man sie für Das halten wollte, was man jetzt radical zu nennen pflegt. Sie wollen die Religion nicht aus dem Herzen der Menschen herausraffen, wie Kritiker und Philosophen der Gegenwart es versuchen, die Religion liegt ihnen vielmehr sehr am Herzen, und sie möchten nicht einmal Einen in seinem Glauben irre machen, mag derselbe nun auf das Wort der Priester oder auf den Bibelspruch stehen. Der Leser wird übrigens sehr bald bemerken, daß es unmöglich ist, sich ganz und gar auf die Seite des Einen oder des Andern der beiden Schreibenden zu stellen, sie geben ihre Ansichten und Behauptungen nicht als Axiome, als unwiderlegliche Lehrsätze; sie stellen Probleme, werfen Fragen auf, beurtheilen, widerlegen sich einer den Andern, sind selbst nicht immer consequent, berichtigen sich, nehmen ihre Behauptungen zurück oder schränken sie ein. Was die innerste Überzeugung des Herausgebers selbst sei, das mag, nach seinem Wunsche, der Verständige zwischen den Zeilen herauslesen, nur das Eine bemerkt er in seinem Namen, wie er nämlich überzeugt zu sein glaubt, daß selbst das Christenthum Derer, die sich vorzugsweise die „Gläubigen“ nennen, nicht nur von dem kirchlichen Christenthum einer früheren Zeit, sondern auch von dem biblischen Christenthume gänzlich verschieden ist, mögen sie sich auch immer dem Wahne hingeben, daß sie mit der Bibel im Einklang, mit dem Christenthum der symbolischen Bücher oder der Dogmatik des 17. Jahrhunderts im besten Vernehmen seien. Ist aber selbst das Christenthum der sogenannten Gläubigen gegenwärtig ein ganz anderes als z. B. das Johanneische, das Paulinische oder das Christenthum der Synoptiker und urchristlichen Gemeinden: wie sollten denn die Priester nicht darauf das Recht begründen, das christliche Princip auch in ihrer Weise zu fassen und zu gestalten, selbst auf die Gefahr hin, daß ein Verdammungsurtheil über ihre Grundsätze ausgesprochen werde?

Der Hauptfehler des Buches ist eben in dem Princip zu suchen, welches es aufstellt, in dem Princip einer Vermittelung, wo eine solche durchaus nicht mehr möglich, wo die Gegensätze sich so gänzlich fremd geworden. Der Grund des Buches ist als die Idee eines philosophischen Christenthums, einer christlichen Ethik zu bezeichnen, aber es ist sehr schwer, von

diesem philosophischen Christenthum eine deutliche Vorstellung zu erlangen. Schon Strauß, nachdem er in seinem „Leben Jesu“ die historischen Elemente des Christenthums aufgelöst und in seiner „Schlussabhandlung“ die Idee des Gottmenschen auf den Sattungsbegriff der Menschheit angewendet hatte, suchte in einer ähnlichen Bestrebung das Bleibende und Unvergängliche des Christenthums von dem der Zeit Angehörigen zu sondern. Die Ausschcheidung des Ideellen vom Historischen, die Abstraction von den geschichtlichen Hüllen des Christenthums läuft aber immer wieder auf eine Art von Vermittelung des Historischgegebenen mit dem Begriff, auf eine Combination des Concreten und Positiven mit dem Abstracten und Speculativen hinaus. Wie aber diese Combination und Vermittelung, mag auch die Theologie als Wissenschaft auf dieser Grundlage beruhen, etwas Bleibendes und Dauerndes, eine Religion der Zukunft in der Art schaffen könne, daß diese eine Autorität würde und im Stande wäre, der neuen Weltanschauung, der sittlichen Praxis zur Grundlage zu dienen, das ist nicht leicht zu begreifen.

Ganz abgesehen davon, daß die Denkenden und Philosophischgebildeten über Das, was der Kern des Christenthums sei, keineswegs gleicher Meinung sind, so ist auch Kern und Schale so sehr ineinander verwachsen, daß das Eine ohne das Andere nicht wohl ausgegeben und festgehalten werden kann. Was der Eine aus dem christlichen Glauben ausschneiden und entfernen möchte, das wird ein großer Theil hartnäckig festhalten, in der Meinung, daß gerade Dieses notwendig sei. Wird dann aber auch zugegeben, daß man auf die eigensinnigen Bekenner und Vertheidiger der Symbole und Buchstaben des Christenthums keine Rücksichten zu nehmen braucht, so ist doch wohl zu erwägen, daß ein Mann wie Schleiermacher, ein so hoher Denker, mit seinem Versuche, den Kern des christlichen Bekenntnisses mit den Anforderungen des modernen Verstandes in Einklang zu bringen, nicht durchgebrungen ist, daß er nicht nur von Seiten der Symbol- und Bibelgläubigen, sondern auch von Seiten der Rationalisten und speculativen Theologen auf einen entschiedenen Widerspruch stieß. Und doch ist zu vermuthen, daß die vorliegende Schrift noch einen Schritt weiter zu gehen gedenkt als Schleiermacher. Wenn dieser durch das Dogma von der Person des Erlösers doch noch immer mit dem kirchlichen Glauben und Bekenntniß fest zusammenhängt, so ist zu vermuthen, daß die Theorie dieses Buches auch die letzten Fäden, wodurch das moderne Christenthum Schleiermacher's mit dem kirchlichen System noch zusammenhängt, durchschneiden würde, und daß am Ende nichts Anderes übrig bliebe, als einige abstracte Ideale und speculative Ideen in der Form von Anschauungen und Vorstellungen, die dann der Philosophie zur Beute werden. Es fragt sich, ob man dann nicht besser thue, sich zur Philosophie zu bekennen und die Kirche sich selbst zu überlassen, als ein Ehebandniß zwischen der Philosophie und dem Christenthume zu stiften, das beiden Theilen auf die Dauer unmöglich zum Frieden dienen kann.

Eine Vermittelung zwischen dem Glauben und Wissen, zwischen der Philosophie und dem Christenthume bringt kein Heil. Der Glaube verlangt etwas Positives, Handgreifliches, einen historischen Grund und Boden, das Wissen will nur auf sich selbst ruhen. Die Gläubigen, wenn du dich auf die Seite des Christenthums stellst, werden dir immer ganz einfach mit der Frage nahe rücken: Hältst du Jesum von Nazareth, dieses geschichtliche Individuum, für den Erlöser, insbesondere für deinen Erlöser? Oder glaubst du eines solchen persönlichen Erlösers nicht zu bedürfen? Wer noch irgendwie an der Persönlichkeit des Erlösers festhält, wer den Glauben, die Autorität noch nicht aufgeben kann, der gehört auch noch der Kirche an. Schleiermacher hat zwar alle äußere Autorität, insofern sie auf eine übernatürliche Offenbarung, auf eine heilige Geschichte oder auf den Buchstaben der Bibel gegründet wird, dialectisch aufgelöst; nur an der Person des Erlösers hält er

noch fest; auf einem Umwege durch das fromme Selbstbewußtsein lehrt er zum Glauben zurück, und dadurch eben, wenn auch die strengen Bibel- und Symbolgläubigen ihm seine Christlichkeit freilich machen, durch den Glauben an die Unbildlichkeit und Unfindlichkeit Jesu steht er noch im Zusammenhange mit der Kirche. Dies ist aber gerade in wissenschaftlicher Hinsicht der schwächste Punkt in seiner Dogmatik. Zwar ist sein Christus nicht der Christus der alten Kirchenlehre, aber er konstruirt ihn nichtsdestoweniger aus Glaubenselementen; sein Erlöser ist auch nicht eigentlich der historische Jesus von Nazareth der drei ersten Evangelien, sondern eher der Johanneische Christus, in dem das Wort Fleisch geworden, aber eben als solcher eine Wundererscheinung, ein supernaturalistisches Element inmitten der modernen Verstandeswelt, in welcher Schleiermacher sich in seiner Glaubenslehre bewegt. Ist nun auch der Schleiermacher'sche Christus eine sehr ideale Gestalt, so wird doch nicht die Idee als solche, sondern die Persönlichkeit des Erlösers hier als das erlösende Moment gefaßt. Der Philosoph aber, wie hoch er auch die Wirkungen einer hervorragenden Persönlichkeit anschlagen mag, wird dennoch der irdischen und beschränkten Persönlichkeit eines Menschen als solchen nicht eine eigentlich erlösende Kraft beilegen; sondern wenn er einmal den religiösen Begriff der Erlösung wissenschaftlich zu fassen und zu begründen sucht, so ist für ihn eben die Idee das erlösende Princip, die Idee der Göttermenschheit, mag auch diese Idee im Nazarener zuerst aufgegangen und zum Bewußtsein gekommen sein.

Die Religion ist eine praktische Richtung des Gemüths, die sich nicht bloß in Begriffen und Vorstellungen bewegt, sondern auch auf Betätigung des Inhalts ausgeht; die Philosophie aber, auch die praktisch-ethische, hat im Grunde mit der Praxis nichts zu thun, sie kann das philosophirende Individuum wol zur Praxis hinführen, allein sie ist nicht selbst unmittelbar eine Praxis, wie die Religion, sondern sie ist und bleibt eben Wissenschaft, auch wenn sie die praktischen Principien theoretisch begründet und in ihrer Anwendung auf das Leben auseinanderlegt.

Die Philosophie interessiert sich allerdings für die Religion, aber sie kann nicht Religion werden, ohne eben aufzuhören Philosophie zu sein. Sie interessiert sich für die Religion auch insofern, als die Religion Vorstellungen und Begriffe enthält, die sie kritisch zu zerlegen und auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen bemüht ist. So hat die Philosophie sehr häufig von der Religion ihren Anfangspunkt genommen, die Vorstellungen der Religion haben ihr als Material gedient, woraus sie ihren Begriffsbau, woraus sie den Tempel der reinen Vernunft aufgeführt hat. Aber die Dialektik, die speculative Methode läßt das Material nicht, wie sie es vorfindet, sondern sie zerlegt und löst alles Stoffartige auf zur Durchsichtigkeit des Begriffs. Die Philosophie als solche kann also den Krieg und das Bedürfnis nicht in sich haben, die Durchsichtigkeit des Begriffs wieder in mehr oder minder trübe Form der Vorstellungen zurückzuverwandeln. Die Philosophie hat eben nur ein theoretisches, die Religion aber ein praktisches Interesse. Aus alle Dem geht hervor, daß in einer religiösen Philosophie oder in einem philosophischen Christenthum die Religion der Zukunft nicht wird gefunden werden können. Ueberhaupt ist es wenig erpöcklich, eine subjective Meinung von der Religion der Zukunft festzusetzen, da es die objective Aufgabe des Geistes ist, aus den Bewegungen der Gegenwart ein Resultat hervorzuarbeiten, welches wir vielleicht noch kaum vermuthen können, die Aufgabe des Subjects aber ist es, sich an den Bewegungen der Zeit zu betheiligen und sich eben dadurch für die Zukunft zu rüsten, mag diese nun religiös oder philosophisch sein.

Literarische Notizen aus England.

Viel Aufsehen erregt in England folgende Schrift: „The life, progress, and rebellion of James Duke of Monmouth, on to his capture and execution, with a full account of the bloody assize, and copious biographical notices“, von George Roberts (2 Bde., London 1845). Und das Buch verdient Beachtung. Es bringt eine Masse von Thatfachen und Einzelheiten in Bezug auf eine denkwürdige Periode der englischen Geschichte, wie sie bisher mit solchem Fleiße nie vereinigt worden sind. Nur ist der Stil nichts weniger als elegant und die Erzählungsweise nicht weniger als historisch, oder vielmehr fehlt es an eigentlicher Erzählung, indem das Ganze fast bloß in Aufzählung solcher Ereignisse besteht, was allerdings, wenn der Leser es sich zu ordnen weiß, ihm ein treues und gutes Bild, viel Aushaltung und manche Belehrung gewährt. In Betreff des Herzogs von Monmouth erschöpft das Buch wol Alles, was über seine Kindheit, seine Erziehung, seinen Charakter, seine Intriguen und Abenteuer, seine politischen Verbindungen, seinen Lauffand und seine Hinrichtung zu erfahren ist. Und wer auch für das rasche Unternehmen des Herzogs keine Sympathie empfindet oder nicht an die Ehelichkeit seines Vorhabens glaubt, im Fall des Gelingens eine constitutionelle Regierung zu errichten, wird doch nicht umhin können, mit lebhafter Theilnahme seinen Schritten zu folgen und in fester Seele über das Verfahren der „blutigen Affäre“ zu schanden, vor welcher 331 bald mehr bald weniger in den Lauffand verwickelte Personen schuldig befunden wurden und einen schmachvollen Tod fanden. Es kommen Barbareien an den Tag, die das Haar zu Berge treiben, und der ledeste Appetit nach Vergleichen wird sich befriedigt erklären müssen. Nebenbei vermischt das Buch mit manchen Gebrechen der Gegenwart oder macht sie wenigstens durch einen Vergleich mit damals bedrückend erträglicher. Niemand dürfte das Zeug mit dem Ernst unter dem lustigen König Karl und seinem haßharen Bruder vertauschen mögen. Und den Gegnern des Papismus geben die aufgerollten Thatfachen Waffen in die Hand, vor welchen die Vertheidiger sich vertheidigen schwerig zurückziehen werden. An der Glaubwürdigkeit des Ganzen hat sich noch kein Zweifler versucht.

Ein Missionswerk.

Bei dem regen Interesse, welches Deutschland an Missionsangelegenheiten bezeugt, darf der erste Band eines Werkes auf Beachtung rechnen, das auch sonst in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth ist: „The history of the London missionary society“, von William Ellis, Verf. von „Polynesian researches“ (London 1845). Abgesehen von dem begründeten guten literarischen Rufe des Verf. und seiner früheren Stellung als Secretair des Londoner Missionsvereins ergibt sich seine Befähigung zu dieser Arbeit daraus, daß er selbst mehrere Jahre Missionair gewesen, in solcher Eigenschaft bald länger bald länger auf fast all den Inseln gelebt, deren er in seinem Werke gedenkt, und dadurch die beste Gelegenheit gehabt hat, nicht bloß die dortigen Missionaire von Person und Charakter, sondern zugleich die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Gefinnungen und Gefühle der Eingeborenen kennen zu lernen. Den größeren Theil des ersten Bandes füllt die Erzählung des Ursprungs und des Fortgangs der Missionsanstalten auf den Gesellschaftsinseln, wobei die neuesten Ereignisse auf Tahiti keineswegs vergessen sind, wie es scheint, der Wahrheit gemäß dargestellt worden sind. Der übrige Theil beschäftigt sich mit der Geschichte der Missionen nach China, Java, Malakka und Singapur. Eine angenehme Zugabe ist der reine Stil des Verf. und, was noch besser und leider eine Seltenheit bei Werken über Religionsgegenstände, der Geist der Milde und Duldung, der seine Feder geführt hat.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 75.

16. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Um üblicherweise einige Auszüge mitzutheilen, wähle ich zuerst, um mit einer Naturschilderung anzufangen, die Beschreibung des Argäus in Kappadocien (Bd. 2, S. 263):

Um 8½ Uhr waren alle Vorbereitungen zum Besteigen des Argäus vollendet, und nun machten wir uns nach Everik Kieu auf, wo uns die Armenier erwarteten. Einer der Leute war ein wahres Modell dieses Gebirgsstamms: schlank und gut gebaut; Gesichtszüge, die Verstand verrathen; die Haut von der Farbe des dunkelsten Mahagoniholzes; der Bart stark, glänzend, schwarz wie Ebenholz; seine Gesichtszüge regelmäßig und ausdrucksvoll; die Nase sanft gebogen und die Augen tief schwarz und feurig. Geleidet in die bunte malerische Tracht, die hier allgemein herrscht, trug er einen langen, reich mit Seide besetzten und durchwirkten Rock, in den eine Menge verschiedenfarbiger Stücke eingenäht waren, die auf dem Rücken eine nette Verzierung bildeten. Als wir diesen Ort hinter uns hatten, durchschnitten wir die Ballanebene westlich von dem Wege, den wir den Tag vorher gekommen waren, in beinahe nördlicher Richtung. Zum ersten Male seit 14 Tagen hüllte sich der Gipfel des Argäus, der hier Erjiş Dag heißt, in Wolken, die sich bis unter die Schneelinie herabzogen. Die Höhe dieses Berges ist so bedeutend und so ganz ohne ein zweites Beispiel in diesem Theile der Welt, daß die Bewohner der anliegenden Landstriche nur mit Scheu und Staunen auf denselben blicken und eine Menge Sagen an ihn knüpfen. Die wichtigste Rolle bei allen diesen Sagen spielt eine ungeheure Schlange. Ein berühmter türkischer Held des Mittelalters, Batal Çayez mit Namen, der gegen die Byzantiner gekämpft und mit allen seinen Nachbarn in Fehde gelebt hatte, war durch Baubermittel fest gemacht, und keine Waffe vermochte ihn zu verwunden. Endlich wurde er gefangen und auf den Gipfel des Argäus gebracht, wo man ihn in einen tiefen Schacht hinabließ, aus welchem er aber mit Hülfe jener großen Schlange entfloß. Einer andern Sage zufolge kam einst ein Wanderer von Frangistan, um eine seltene Pflanze zu suchen, die einzig und allein auf dem Gipfel des Argäus wuchs und zehn Blätter um ihren Stengel, inmitten aber die Blüte hatte. Diese Blume wurde von einer riesigen Schlange gehütet, die nur eine Stunde des Tages schlief. Vergebens suchte er einige Eingeborene zu bereben, ihn dahin zu begleiten und ihm den Weg zum Gipfel zu zeigen; keiner wollte ihm folgen und deswegen trat er die Reise allein an. Als es ihm nun nicht gelang, den Drachen zu überraschen, wurde er selbst von ihm vernichtet. Die Sage fügt hinzu, daß man ihn später in ein Buch verwandelt aufgefunden, welches nach Cäsarea geschafft worden sei und von dort seinen Weg zurück nach Frangistan gefunden habe.

Zwei und eine halbe Meile von Everik erreichten wir die

Basis des Berges und begannen über schwarzen Basalt denselben zu ersteigen. Als wir das erste Plateau erreichten, kamen wir an einem konischen Hügel von jüngerer Bildung vorüber, der aus Sand und Asche bestand und einen theilweise zusammengeklüfteten Krater zeigte, der sich über das basaltische Plateau erhob. Auf diesem zerklüfteten Boden begegneten wir nur wenigen Spuren von Cultur, ausgenommen hier und da einem kleinen Kornfelde; wilde Birnbäume waren die einzigen Bäume, die wir bemerkten. Je höher wir stiegen, um so fühlbarer wurde die Abnahme der Temperatur. . . . Nach 3 Uhr betraten wir eine tiefe Schlucht, die wir das Bett eines Gießbachs entlang verfolgten, bis wir den Fuß des steilsten Theils des konischen Gipfels erreichten. Um 4 Uhr überfiel uns, während wir noch die Schlucht aufwärts stiegen, ein starker Sprühregen, der uns auf dieser Höhe ziemlich durchkälte und nicht gerade in die beste Stimmung versetzte. Die Pferde und Esel, die unsere Decken und unsern Proviant für die Nacht trugen, folgten uns viel höher hinauf, als ich erwartet hatte, wiewol der Weg so steil war, daß wir selbst es schon längst vorgezogen, vom Pferde zu steigen. Um 4½ Uhr erreichten wir das erste Schneefeld, und ich bemerkte, daß auf dieser Seite viel weniger Schnee lag als auf der gegen Cäsarea hin. Um 5½ Uhr kamen wir bei der Spitze der Schlucht an, und sie erweiterte sich zu einem Amphitheater, das von hohen und steilen Felsen eingeschlossen war, über welche uns die Pferde nicht weiter folgen konnten. Hier sollten wir die Nacht zubringen, und ich muß gestehen, daß ich niemals ein trüblicheres Nachtlager gesehen, da uns überall nur kahle und düstere Felsen entgegenkarrten und das Auge vergebens nach einem Baume oder Busche suchte. Die düstere Einförmigkeit wurde nur durch einige riesenhafte Fragmente unterbrochen, die sich von den obern Felsen abgelöst und unter denen wir nun nach Höhlen suchten, um uns vor Wind und Wetter zu schützen. Unter einem großen Blocke legten wir, nachdem wir die Steine und das Geröll hinweggeschafft, meine Teppiche und Decken nieder; aber wiewol diese Zufluchtsstätte gerade weit genug war, um eine Person aufzunehmen, so konnte sie mich doch nicht vor dem Regen schützen. Die Führer verkrochen sich in ähnliche Höhlen in meiner Nähe, während wir den Pferden und Eseln die Freiheit gaben, zu laufen wohin sie wollten. Als der Abend weiter vorschritt, wurde die Kälte immer empfindlicher, denn nach dem Barometer hatten wir eine Höhe von 9—10,000 Fuß erreicht. Da wir unterwegs einige Reiser gesammelt, so zündeten wir ein Feuer an und kochten Kaffee; aber dies reichte nicht aus, um uns zu wärmen, und da uns Lichter fehlten, so hatten wir, als die Dunkelheit hereinbrach, die ein dichter Nebel noch vergrößerte, nichts Besseres zu thun als uns in unsere Mäntel und Decken zu wickeln und den Schlaf zu versuchen, um vor Sonnenaufgang den letzten Theil unserer Reise anzutreten. Das einzige Zeichen der Vegetation, das wir hier außer einigen erdärmlichen Grashalmen fanden, war eine niedrige und glatte Pflanze, die stark nach Bisam roch. Ihre große Blüte hatte viel Ähnlichkeit mit der

einer Distel, nur unterschieden sich ihre Blätter gänzlich von letzterer. Die Türken, welche mich auf dieselbe aufmerksam machten, sagten, daß dies ihr einziger Fundort sei. . . . Am andern Morgen (30. Juli) war die Sonne schon eine gute Weile am Horizont erschienen, ehe es mir gelang, die Leiste auf die Paine zu bringen. Erst mußte Feuer gemacht und Kaffee gekocht werden, ohne den nun einmal im ganzen osmanischen Reiche nichts gethan und unternommen werden kann. Um 5 1/2 Uhr endlich setzten wir uns in Bewegung (Hamilton und die armenischen Führer) und ließen die Türken zur Hut der Pferde und des Gepäcks zurück. . . . Auf allen Seiten war der Boden ziemlich hart gefroren; als aber die Sonne höher stieg, lösten sich große Steine und Gelsstücke ab, die bereits durch den Frost geborsten und zerschmolzen waren, und sowie dieselben auf die harte Schneemasse herabfielen, wälzten sie sich auch in weiten Sägen den steilen Abhang hinab und sausten oft unmittelbar an uns vorüber, was unser Aufsteigen an einzelnen Stellen ziemlich gefährlich und gewagt machte; dies war aber auch die einzige Gefahr. . . . Fünf Minuten vor 8 Uhr erreichten wir die höchste zugängliche Spitze des Berges, obgleich noch nicht den äußersten Culminationspunkt desselben, der sich in vollkommen perpendicularen Wänden etwa 20—25 Fuß über uns erhob; aber diesen hätten wir nur mit Hilfe von Seilen erklimmen können, die wir nicht besaßen. Leider war die Aussicht auf die Höhen und Ebenen unter uns nicht befriedigend; zu unsern Füßen wälzte sich ein wahres Meer von Wolken und Nebelmassen hin. . . . Während wir uns auf dem Gipfel nieder gelassen, fühlten wir nicht die mindeste Spur von Wind, wohl aber hörten wir sein Säusen und Brausen unten in den Wolken und zwischen den Felsen zu unsern Füßen. . . . Nachdem wir etwa eine Stunde auf dem Gipfel verweilt, während welcher Zeit ich mich auf keine Weise durch die verbünnte Luft belästigt fühlte, brachen wir auf, um auf einem Felsenpfad in Westen wieder hinabzusteigen.

Die Höhe des Berges schlägt Hamilton auf 13,000 Fuß an.

Ich will hier den von Ritter in der Vorrede ebenfalls erwähnten Besuch Hamilton's bei den Schmieden in der Nähe von Dnoe folgen lassen (Wb. I, S. 256):

Raum hatte ich (in Unieh, dem alten Dnoe) ein Unterkommen gefunden, so fragte ich meinen griechischen Wirth nach den Demir Raben oder Eisenbergwerken, die ich in der Nähe zu finden hoffte, konnte aber nichts erfahren.

Zurückkehrend von dem Spaziergange nach einem benachbarten Castell findet Hamilton beim Eintritt in einen Wald drei oder vier schwarze Hütten.

Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß es Eisenschmieden wären, und mein Berichterstatter fügte hinzu, die benachbarten Hügel wären voll von Eisenwerken. Es war ein wahres Vergnügen, so unerwartet auf die Chalybes mit ihren Bergwerken und Schmieden zu stoßen, die so ganz und gar mit den Worten des Dichters übereinstimmten; indeß es arbeitete Niemand darin, und ich konnte keine Nachricht erhalten, wie oder wo das Erz gewonnen würde.

Am folgenden Tage wiederholte Hamilton den Ausflug nach den Bergwerken. Da sein Führer selbst nicht Bescheid wußte, wurde unterwegs eine Frau zu Hülfe gerufen.

Sie führte uns auf einem sich schlängelnden Wege durch dichte Waldung und verschlungenes Gestrüpp auf einen einsamen Waldplatz, wo wir uns plötzlich in Gesellschaft von zwei Leuten befanden, die im Gebüsch versteckt waren, und die nach einer langen mir unverständlichen Unterredung sich aufmachten und uns führten. Ich machte mich auf ein Abenteuer gefaßt: sie würden keine Schwierigkeit gefunden haben, mich zu betören, wenn sie gewollt; indeß ich folgte und sie brachten mich bald

zu einer rohen Schmiede und einer Hütte, die aus Ästen und Baumstämmen gebaut war. Hier breiteten sie einen Teppich aus und luden mich ein, mich niederzusetzen und an ihrem einfachen Mahle Theil zu nehmen. Ich hatte keinen Dolmetscher mitgenommen und konnte ihnen daher erst nach einiger Zeit verständlich machen, daß ich die Bergwerke zu sehen wünschte, aus denen das Eisenerz käme. Hierauf erwiderten sie, daß es dort keine Bergwerke gäbe, sondern daß das Erz sich überall auf den Hügeln unter der Oberfläche fände. Dies bewiesen sie, indem sie in der Nähe ihrer Hütte mit einer Hacke den Boden aufwühlten und kleine nierentartige Stücke sammelten, was, wie ich hörte, die gewöhnliche Form war, in der es in diesem District gefunden wird. Das Erz ist nicht sehr ergiebig, und die Bergleute müssen wie die Chalybes ein hartes mißerolles Leben führen; sie sind zugleich Kohlenbrenner für ihren eigenen Bedarf, und versetzen ihre Hütten und Schmieden in eine ergiebigere Gegend, sobald sie in ihrer unmittelbaren Nähe das Erz erschöpft und das Holz verbraucht haben. Ich hielt es für ein großes Glück, daß ich auf solche Weise diese uralten Bergleute getroffen, indem das Leben, welches sie führen, und ihre Art und Weise zu arbeiten, so genau mit der lebendigen Beschreibung übereinstimmt, die Apollonius Rhodius (Arg. II, 1012—1016) uns von den Chalybes hinterlassen hat. Es verdient vielleicht Beachtung, daß das gefundene Erz an dieser Stelle, dem Aufenthalt der ältesten in der Geschichte erwähnten oder selbst von den frühesten Sagen berührten Bergleute, gerade in einer Weise und unter Umständen vorkommt, welche am meisten geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines rohen, unwissenden Volks auf sich zu ziehen. Das Erz wird in einer gemeinschaftlichen Schmiede geschmolzen; es gibt bloß 10 Procent Metall, und um diese kleine Quantität von 180 Dlas rohem Material zu gewinnen, sind 300 Dlas Kohlen erforderlich. Das Gebläse des Ofens wird 24 Stunden unterhalten, während welcher die Masse fortwährend umgerührt und der Schaum und die Schlacke abgerafft werden muß, worauf sich das geschmolzene Eisen auf dem Boden befindet. Nach der Probe, welche ich sah, schien es von guter Qualität zu sein. Da ich keinen Dolmetscher bei mir hatte, machte es mir einige Schwierigkeit, auch nur diese Einzelheiten zu erfahren. Das ganze Eisen wird nach Konstantinopel geschickt, wo es von der Regierung aufgekauft und sehr begehrt wird.

Ich hatte mir im Lesen noch vieles Interessante angemerkt, wovon ich gern Auszüge mittheilte, wenn es der Raum verstattete. Ich will zum Schlusse nur noch Hamilton's Bemerkungen über die Möglichkeit einer Wiedergeburt des türkischen Reichs anführen:

Während meiner einsamen Ausflüge habe ich oft über die Zukunft der türkischen Nation nachgedacht; bisher aber zeigte sich mir die Bigotterie und Unbuddsamkeit des Mohammedanismus immer als ein unüberwindliches Hinderniß ihres sittlichen und politischen Fortschrittes; denn ihre Bigotterie ist so böseartig, daß der bloße Gedanke an eine Bessprechung oder an einen Zweifel über die Vorzüge oder Unfehlbarkeit des Mohammedanismus die ganze Bevölkerung in Aufruhr bringt. Man wird vielleicht sagen, daß der Mohammedanismus heutiges Tages ebenso gut reformirt werden könnte wie der Katholicismus des 15. Jahrhunderts . . . aber die Zeiten haben sich geändert. Der unbändige Geist des Jahrhunderts hat überall Zweifelsucht und Unglauben ausgebreitet . . . und überredet das Gemüth, daß alle Religion thöricht und jede Religionslehre unnütz sei. In dieser Lage befinden sich gegenwärtig auch die Türken, und wahrlich einlich werden sie vom Mohammedanismus zum Atheismus übergehen.

Hamilton meint nämlich, die einzige Rettung für die Türken wäre noch, wenn sie zum Christenthume übergängen; aber dazu findet er keine Hoffnung, da sie, wie er sagt, überall, wo sie nicht den Mohammedanismus

mus streng und zelosig festhalten, dem Atheismus näher sind als dem Christenthum. Im Allgemeinen schildert er sie so:

Sie sind gastfreundlich im wahrsten Sinne des Wortes, im Ganzen mildthätig, oft hochherzig; die niedere Classe ist durchgängig bieder, und dies betrachte ich als ihr größtes Verdienst, aber diese Tugend erstreckt sich nicht auf die höhern Classen, wiewol man ihrem feierlichen Wort oder Versprechen in den meisten Fällen vertrauen kann. Auf der andern Seite aber sind sie unwissend, düsterhaft, prahlerisch, bigot, stolz ohne Gefühl für Ehre, schmeigsam ohne Bescheidenheit. Selten werden sie der Versuchung eines Geldgewinns oder dem Vortheile, den ihnen eine Lüge einbringt, widerstehen können. In Staats- und Verwaltungssachen herrscht Tyrannie und Despotismus, in der Religion Unbulsamkeit, in der fisciatischen Verwaltung Käuflichkeit und Willkür. Mit ihrer eigenen Geschichte sind sie ebenso unbekannt wie mit der anderer Völker, was selbst bei Völkern der Fall ist, die eine bessere Erziehung genossen haben, die aber durchgängig in Rücksicht ihres Charakters, ihrer Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit tief unter dem Bauer und der niedern Classe stehen. Ihre Augen sind die des Wilden, der freigebig ist, weil die Natur ebenso freigebig seine Bedürfnisse befriedigt, und mildthätig wegen des ungewissen Besizes seiner Glücksgüter. So lange ein Türke arm, ist er bieder; im Amt, mit der Verwaltung öffentlicher Güter betraut, wird er zum Betrüger, zum Diebe; unterdrückt die unter ihm stehenden, schmeichelt den Obren. Hiermit hängt Das zusammen, daß die Regierung alle Stellen an den Meistbietenden verkauft, mit der stillschweigenden Erlaubniß, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um wieder zu seinem Kaufgelde zu gelangen. Jeder Versuch zur Änderung dieses Systems wird an dem Einfluß des bigoten Mohammedanismus und der Furcht vor christlichen Einmischungen scheitern.

Endlich sagt Hamilton:

Die Erfahrung jedes neuen Tages bestärkte mich in meiner Ansicht, daß es für die Civilisation und den Handel weit besser sein würde, wenn anstatt der Türken die Russen im Besitze des Landes wären. Davon kann nun nicht die Rede sein; in dessen Liebe sich nicht ein anderes Mittel finden, sich der Türken zu entledigen? Man sollte sie auf Arabien, Syrien, Aegypten, Persien und die Tatarei beschränken. Rumelien und Konstantinopel müßte man den Griechen wieder geben, auch die Inseln und vielleicht das westliche Ufer von Kleinasien. Zwischen den mohammedanischen und europäischen Besitzungen könnte man ein armenisches Mittelreich schaffen; dieses würde Armenien, Cappadocien, Pontus, Paphlagonien, Galatien und Phrygien umfassen, und unter dem Handelsgeist und der Ausdauer der Armenier würden die großen Hülfquellen von Kleinasien bald entwickelt und zum Nutzen der Menschheit angewandt werden.

45.

Genrebilder aus Paris im Sommer 1844 von C. G. F.
Leipzig, Hirschfeld. 1845. 8. I Thlr.

Se bekannter jedem literarisch Gebildeten der Stoff dieses Büchleins ist, je häufiger und vielseitiger er in Zeitungsartikeln, Romanen und Reisebeschreibungen behandelt worden, desto schwieriger war die Aufgabe des Verf., ihm noch irgend ein neues Interesse abzugewinnen. Ist sie auch nicht durchgehend und umfassend gelöst, so versöhnt wenigstens die Darstellungsweise den Leser mit der Kühnheit des Unternehmens. Die Schilderung eines kurzen Ausfluges nach Paris, einfache und anspruchslose Mitteilung des hierbei persönlichen Erlebten bildet den Inhalt des vorliegenden Bändchens. Der Titel ist durchaus bezeichnend: die Malerei geht nirgend über das Genre hinaus. Den lebhaft, doch ohne Prätension im Vordergrunde

sich bewegenden Figuren dient das Historische nur als ferner Hintergrund, von welchem sie sich wahr und scharf abblösen. Die großen, weltbewegenden Ideen der Gegenwart ziehen zuweilen wie Wellenzüge über die sonnenhellen Gemälde hin, ohne den heitern Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, zu trüben. Dem Leser gegenüber nimmt der Verf. diesen seinen Standpunkt mit Selbstbewußtsein ein; S. 96 sagt er: „Obgleich ich dem Leser über die verschiedenen Ehenwürdigkeiten kleine geschichtliche Notizen mittheile, so hoffe ich doch, daß er mich nicht im Verdacht hat, ich wolle ihm ein Stückchen Guide oder Handbuch vorlegen; so ist meine Anschauung nicht gemeint: ich betrachte die historischen Thatsachen wie die alten vollwichtigen Goldmünzen einer Sammlung, und alles übrige gebe ich als kleine neue (?) Scheidemünze, welche nur dann erst Werth erhält, wenn sie der Leser einwäscht und in sich auflösen läßt.“

Dies genüge zur Feststellung des allgemeinen Charakters. Von einer inneren Gliederung kann bei flüchtig hingeworfenen Reizenotizen natürlich nicht besonders die Rede sein. Der Ausdruck des warmen, pulsirenden Lebens, der Bewegung, welcher es uns fühlbar macht, daß jede Schilderung, jedes Wort dem Eindrucke des Augenblicks sein Dasein verdanke, tritt hier an die Stelle einer planmäßigen Einwirkung auf den Verstand und die Phantasie des Lesers. In diesem Sinn sind einige Capitel als besonders gelungen hervorgehoben. Das Portrait der Stadt Brüssel ist treu, lebenswahr und abgerundet. Die Messageriereise nach Paris ist lebendig und glücklich nach der Natur skizziert. Bei der Schilderung der Ankunft in Paris sind die Farben zwar etwas stark aufgetragen, doch ist das Colorit mit Geist und Laune behandelt. Die Anspruchslosigkeit des Ganzen kommt der Kugel kleiner Irrthümer, wie der über das Altarbild in der Madeleine ist, zuvor und erlaubt es überhaupt nicht, dem bescheidenen Urtheile eines Paris Durchfliegenden besonderes Gewicht beizulegen. So dürfte, was der Verf. über den Enthusiasmus der Franzosen für Ludwig Philipp sagt, nur halb wahr sein, und es ist interessant, diesem Urtheile über den König und seine Stellung das eines andern „Zugroßes durch Frankreich“, Karl Gutzkow's, gegenüberzustellen, der in seinen „Briefen aus Paris“ den hier so gefeierten Mann fast lächerlich macht. Durch die leichte Darstellungsart des Verf., aus den Falten der fast flüchtig umgeworfenen Form blüht hin und wieder mit dunkeln Auge ein tieferer Ernst hervor. Einigen hingeworfenen Bemerkungen über die große pariser Industrieausstellung fühlt man es an, daß der Verf. einen unserer gährenden, kreisenden Zeit angemeßenen Gedankenfonds im Hintergrunde habe, daß ihm jedoch die Voranstellung desselben nicht in dem Plane dieses Büchleins gelegen. Diese Vermuthung gerade berechtigt hier zu der Feststellung eines allgemeinen Gesichtspunktes, welchen der Verf. der „Genrebilder“ verrückt hat. Wie heute jeder Denkende, der sich zu dem Niveau unserer Zeitideen hinaufgeschwungen hat, so erkennt auch C. G. F. die Unwirksamkeit politischer Revolutionen und weist dagegen auf die Nothwendigkeit einer bevorstehenden Socialreform hin. Trotzdem stellt er die verschiedenen Rationalitäten einander mit außerordentlicher Schärfe gegenüber; als ob das Endergebnis der Civilisation nicht die Auflösung der Politik sei! Und doch ist das täglich bemerkbarere, von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen u. s. w. beforderte allmähliche Sineanderschwimmen der Rationalitäten das sicherste Zeichen von der Nothwendigkeit einer endlichen Auflösung aller politischen Verhältnisse der heutigen civilisirten Welt.

Doch kören wir durch ernste Betrachtungen den angenehmen Eindruck nicht, welchen die unbefangenen, anmuthigen Plaudereien des Verf. hervorbringen. Ungeachtet einiger Vertheidigung und des je zuweilen misslungenen Hassens nach Wortwitz verrieth sich in jeder Zeile ein behaglicher Kourist der bonnes compagnie, dessen Herz gleichwol nicht vertrocknet ist, sondern von jedem großen Gedanken, von jedem edlern Gefühle zu

schnellern Schlingen angezogen wird. Der Leser schließt das Buch mit dem angenehmen Gefühl der Befriedigung, mit dem man sich von einer guten Mahlzeit erhebt. Wer es freilich liebt, nachdem er gegessen, mit beiden Händen auf den vollen Bauch zu schlagen und auszurufen: „Ich bin satt!“ den werden diese leichten Genüßlichkeiten ebenso wenig befriedigen als den raffinierten Gourmand, der stets — neue Genüsse braucht.

Bibliographie.

An die deutschen Studenten. Von einem ihrer Committenten. Gedicht. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bähr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur. 3te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2ter Band, die Prosa, Nachträge und Register enthaltend. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. Beide Bände 5 Thlr.

Balger, J. B., Pressfreiheit und Censur, mit Rücksicht auf die Priester Ballfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. Ein Wort für unsere Zeit. Breslau, Adersholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bancroft, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der 1ten Auflage des Originals deutsch von A. Kreßschmar. 2ter Band. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Behnisch, D., Ritter und die römisch-katholische Reliquien-Verehrung. Breslau, Korn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „Neue Argernisse, oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge u. von S. Pillebrand.“ 2te Auflage. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Berends, J., Fehung der Koth der arbeitenden Classen. Ein Wort betreffend den Localverein zur Beförderung des Wohls der arbeitenden Classen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Diestel, H., Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet. Königsberg, Mangelsdorf. Gr. 8. 20 Ngr.

Dorow, W., Erlebtes aus den Jahren 1790 — 1827. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. L.: Aufzeichnungen, Actenstücke und Briefe zur Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neuesten Zeit. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Diarichs. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eduard, Sechs humoristische Vorlesungen. Aachen, Bengler. 16. 7½ Ngr.

Ewald, H., Über die Ungeschichtlichkeit evangelischer Geistlichen in Deutschland. Mit einem Worte über die „evangelische Kirchenzeitung“ in Berlin. Tübingen, Fues. 8. 6½ Ngr.

Fäßlein, W. L., Der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung. Ein Wort zur Belehrung und Berichtigung, sowie zur Förderung der guten Sache. Saalfeld, Kiese. 12. 3½ Ngr.

Geschichte des Vereins für die deutsche Volksschule und zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Elberfeld, Bader. 8. 4 Ngr.

Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Kodes in Trier, mit besonderer Bezugnahme auf den Ronge'schen Brief. Ein Brief aus Berlin von einem Protestanten. 2te Auflage. Münster, Regensburg. Gr. 8. 3½ Ngr.

Görres, G., Die arme Pilgerin zum heiligen Koth und der kritische Kagenjammer. Zwei Gedichte. 2te Auflage. Koblenz, Bium. 16. 2 Ngr.

Grimm, J., Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit. Berlin, Besser. 1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

Harfort, F., Die Vereine zur Fehung der untern Volksschulen nebst Bemerkungen über den Centralverein in Berlin. Elberfeld, Bader. 8. 4 Ngr.

Horvát, St. v., Urgeschichte der Slaven, oder über die Slawinen, das heißt: Prahler, vom Trojanischen Krieg bis zu

den Zeiten Kaiser Justinian's I. Aus dem Ungarischen übersetzt. Pesth. Lpz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In Sachen des guten Geschmacks wider das Berliner Publicum. (Bei Gelegenheit der Aufführung des Stüßes: „Er muß aufs Land.“) Berlin, Amelang. 8. 5 Ngr.

Jacob, K. G., Erinnerungsblätter an die Schlacht bei Leipzig. Zwei Vorträge, gehalten am 18. October 1842 und 18. October 1844. Halle, Schwetfcke und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jesuiten, von einem Jesuiten (Pater A. Cahour). Aus dem Französischen von J. Han Ammann. 2ter Theil: Prüfung geschichtlicher Thatfachen. Augsburg, Kollmann. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Knapp, J. F., Einige vergleichende Rückblicke auf die Seiten des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen und des Großherzogs Ludwig I. von Hessen. Darmstadt, Songhaus. 1844. Gr. 4. 3½ Ngr.

Kobbe, L. v., Die Bremer nagelneue Inquisition. Ein Attentat gegen den Bremer Senat. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

— — — — — Noch einige Worte über das Kegergericht der Bremer Pastoren. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3½ Ngr.

— — — — — Schämen Sie sich Herr Pastor Loel! Eine Ermahnung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3½ Ngr.

Kurz, H., Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Saubermärchen. Zum Besten des Christenängers und Christenkritikers Frn. Dhw. Karbach mit neu-, mittel- und althochdeutschen, aber aller Welt verständlichen Glossen. Stuttgart, Becker und Müller. 8. 11½ Ngr.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedr. Herbert, Graf von Münster. 1ste Abtheilung. 2te vermehrte Auflage. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.

Lisco, F. G., Mittheilungen über die im Monat November 1844 zu Berlin versammelt gewesene Provinzial-Synode der Provinz Brandenburg. Berlin, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Muralt, E. v., Beiträge zur alten Literatur, oder Untersuchungen über Philo, Plinius I., Ptolemäus, Dionysius, Areopagita, Hephæstius, Porphyrius, Basilus, Olympiodor und Theodorus Netochita. Nach St. Petersburger Handschriften nebst Copien einiger unedirten griechischen Inschriften. St. Petersburg. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1844. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Herausgegeben von L. Delders. Leipzig, Fests. Gr. 12. 12½ Ngr.

Schlitz, A., Kurze Charakteristik der parlamentarischen Berechtbarkeit Uhlrich's, Pastor zu Pömmelte. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 2½ Ngr.

Sporfchil, J., Praktische Bedenken gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katholische Kirche in Deutschland zu stiften. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Stuypp, H. J., Anti-Kellessen, oder 15 Artikel gegen und für die letzten Hermesianer, abgedruckt aus der Aachener und Kölner Zeitung. Nebst einem Vorwort über die Hermesianische Frage. Köln, Lengfeld. Gr. 8. 20 Ngr.

Thäter, J., Weihnachtsgabe. Kärnberg, Raw. 1844. 12. 7½ Ngr.

Über die Verehrung der Reliquien. Eine Stimme aus der evangelischen Kirche, gerichtet gegen die Predigt des Kaplan Kuland in Berlin. Berlin, Caslin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wogel, H., Die Philosophie des Lebens der Natur, gegenüber den bisherigen speculativen und den Natur-Philosophien. Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet und mit einem Vorwort an das philosophische Publicum begleitet. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wöbling, F., Die Presbyterialverfassung mit besonderer Rücksicht auf die östlichen Provinzen des preussischen Staats. Leipzig, Goeg. 8. 12 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 76.

17. März 1845.

Über altnordische Literatur.

Altnordisches Lesebuch. Aus der Scandinavischen Poesie und Prosa bis zum 14. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen von Franz Ed. Chr. Dietrich. Leipzig, Brodhaus. 1843. Gr. 8. 9 Thlr.

Das Altnordische ist jener Theil des germanischen Sprachensystemes, der sich über die Scandinavischen Reiche verbreitete und auch auf die benachbarten Inseln der Färöer, Orkaden und Islands, selbst auf Nordschottland sich erstreckte. Im Alterthum nannte man diese gemeinsame Sprache nach den Ländern, wo sie gesprochen ward, Dönsk tunga (dänische Zunge) und Norraena oder Norraent mal (norwegische Sprache), welche letztere Bedeutung doch auch schon allgemeiner ist (nordische Sprache). Die Isländer, zumeist norwegischer Abstammung, bedienten sich selbst noch dieser Ausdrücke, bis sich im Laufe der Zeit die Abweichungen der einzelnen Dialekte so bemerklich machten, daß sie, besonders seit dem 14. Jahrhundert, die Schriftsprache vort mal (unsere Sprache) nannten, und seitdem ist es gewöhnlich geworden, jene Sprache, in welcher die dem ganzen alten Scandinavien gemeinsamen Schriftwerke geschrieben sind, die isländische zu nennen, und es kann dies auch noch für unsere Zeit um so mehr gestattet werden, da sich die altnordische Sprache noch bis heute in ihren edelsten Bestandtheilen auf Island erhalten hat, während sie sich in dem jetzigen Dänischen und Schwedischen ziemlich verworfen hat, und man hat daher unter den neunordischen Sprachen nur diese beiden letztern zu verstehen. Wenn einige ältere schwedische Gelehrte die altnordische Sprache altgothisch nennen, so ist darauf nichts zu geben, man spielte dort gern mit dem Namen Gothen und spielt dort heute noch mit demselben, weil man aus Patriotismus die Gothen und mit ihnen den Stamm der Germanen aus Schweden ausgegangen sein lassen möchte. Eine Sage ist es freilich, die schon Jorndanes erzählt, aber auch nur eine Sage.

Wie unter uns Deutschen die Gesamtheit der germanischen Sprachen in Jakob Grimm ihren Bearbeiter gefunden hat, so auch jede einzelne; nur die angelsächsische und altnordische waren noch nicht in jener Weise wie das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche,

Alt-sächsische, Altfriesische von uns bearbeitet worden, daher muß man Bücher wie das vorliegende mit wahrer Freude begrüßen. Die Idee, aus der es hervorgegangen, war eine zeitgemäße und sie ist hier auf eine anerkennenswerthe Weise ausgeführt worden. Gleichwohl hat mich der Wunsch des Herausgebers d. Bl., eine Recension dieses Buchs zu schreiben, in einige Verlegenheit gesetzt. Ich dachte: eine Recension in ein Blatt für literarische Unterhaltung — wie soll man das machen? Kritiquen über Einzelheiten, Angabe von Mangelndem oder Überflüssigem, Nachweisungen von manchem minder Richtigen — Das und nur Das schien mir weder unterhaltend noch belehrend für Diejenigen, welche d. Bl. lesen. Angemessener dem Zweck d. Bl. erschien es mir, wie ich es vor kurzem mit der gothischen Literatur gethan^{*)}, Einiges aus der altnordischen Literatur hier zu erzählen und dabei hin und wieder einzelne vergleichende Blicke auf das verwandte Germanen-, mehr noch das in einem Grade weiter verwandte Griechenthum zu werfen, und zuletzt mit einem Worte auf unser Buch selbst zurückzukommen.

Wie Norbin, der schwedische Bischof von Hernösand (geb. 1749, gest. 1812), nach dem Beispiele Harduin's, der Griechen und Römer Schriftwerke für unecht und erst in später Zeit von müßigen Mönchen erdacht und geschrieben ausgab: so haben — man könnte fast glauben aus Vergeltung für solchen Frevel des Scandinaviens an den damaligen Obgen der deutschen Philologie — einige, einst namhafte deutsche Gelehrte in einem Anlaufe von Hyperkritik, man möchte fast sagen Wahnsinn, die ganze Mythologie und Literatur des alten Scandinaviens entwürdigt, jene für bloße Ammen- und Spinnstudenmärchen, diese von den schalen Bewohnern dumpfer Klosterzellen gemacht erklärt. Seitdem man die Sprache, die Sitten, das Recht und den Glauben der germanischen Völker sowohl von deutscher als von Scandinavischer Seite tiefer und gründlicher erforscht und in ihrer innigen Verwandtschaft näher erkannt hat, hat sich jener allzu flache Zweifel gelöst, und J. Grimm hat es nicht bloß behauptet, sondern bewiesen, daß die nordische Mythologie echt und alt sei, weil sie mit der deutschen identisch ist, die sich als alt selbst aus Zeugnissen von Griechen und Römern erweist. Und wie man nun nicht mehr

^{*)} Bergl. Nr. 110 — 112 d. Bl. f. 1843.

an der Echtheit des altnordischen Götterglaubens zweifelt, so zweifelt man auch nicht mehr an der Echtheit der altnordischen Literatur.

Es muß uns Deutschen aber von Interesse sein, die altnordische Literatur in ihrem Gange und nach ihrem Inhalte zu kennen, um sie mit der unsrigen zu vergleichen; wir erhalten so das ihnen und ihren verwandten Literaturen Gemeinsame und sehen, welche Eigentümlichkeiten theils durch klimatische und locale Verhältnisse, theils durch die Abgeschlossenheit von oder durch den Verkehr mit fremden Nationen dort und hier bewirkt worden sind. Das Hellenenvolk hat früh unter asiatischem Einfluß gestanden, die deutschen Germanen früh unter christlichem, die Skandinavier haben sich länger frei von dergleichen gehalten, erst im 11. Jahrhundert drang auch hier das Christenthum ein und durch. Einige sagen, das Christenthum hat der nordischen Literatur geschadet, Andere sagen, es hat ihr genügt; es ist Beides wahr, aber richtiger Ersteres insofern, als das Christenthum, mehr noch die christliche Kirche überall die Nationalität vermischt und tilgt. Mit griechischer Sitte der ältesten von Homer geschilderten Zeit muß man also die germanische Sitte vergleichen, wenn man das Beiden Gemeinsame finden will, so z. B. bei dem Gesang und den Sängern.

Die Sänger des alten Nordens hießen Skalden; ihre Gesänge waren zumeist erzählend, sei es, daß Götter, oder Helden, oder geschichtliche Personen ihr Inhalt waren; liederartig waren nur wenige. Die Gabe der Dichtkunst galt den Skandinaviern als eine Gabe der Götter, denn sie und vorzüglich Odin redeten selbst und Legterer immer in Versen; der Vorsteher der Dichter war Bragi, daher hieß die Dichtkunst Bragur und die (guten) Dichter Bragurmenn. Gute Dichter werden dieser Kunst fähig gemacht durch einen Trunk von dem Meth, der aus Quasir's, des weisesten Mannes, Blute und aus Honig bereitet war und den Odin als Schlange aus dem Kessel der Zwerge Hjalmar und Salar getrunken hatte und, als Adler fortgeflogen, in Asgard zum Aufbewahren in Gefäße gespien hatte. Von jenem Meth war ihm bei seinem Flug auch einiger von hinten entfallen, dieser wurde der Trunk — der schlechten Dichter. Also aus Weisheit (Wissen) und Anmuth war den Skandinaviern die Dichtkunst gemischt.

Die Skalden der spätern Zeit stammten fast alle aus Island; dort bildeten sie sich erst, indem sie ihre Lieder im Kreise ihrer Familie, dann bei Gelagen und vor kleinen Versammlungen sangen, dann aber traten sie an den Höfen der Großen und bei den großen Volksversammlungen (Dingen, Thingen) auf. Seit dem 10. Jahrhundert besuchten sie auch die Höfe der benachbarten, stammverwandten Reiche, zuerst Norwegens, gegen das Ende des 10. Jahrhunderts wanderten sie nach Schweden und Dänemark, zu Anfang des 11. Jahrhunderts nach England (Gunnlaug Ormstunga kam 1006 zu König Ethelred II.), später auch nach Irland und den Orkaden. Dieses wandernde Sängereleben soll der Skalde Egill begonnen

haben, der schon als dreißähriges Kind dichtete. Die Skalden sangen theils alte Lieder über Schlachten, Kämpfe, Siege, theils dichteten sie neue auf ihre Herren, besonders Loblieder (Drapa hieß ein solcher Gesang); theils waren sie größern Umfangs, wie die Drapan, theils kurz, solche hießen Flottkr. Auch Wettgesänge wurden angestellt, ähnlich dem Sängerkriege auf der Wartburg. Sie waren an den Höfen sehr angesehen; ihre Könige zogen sie in Reichsgeschäften zu Rathe, ließen durch sie um Bräute werben und Verträge schließen, sie kündigten Krieg an und schlossen Versöhnungen, ja sie zogen selbst mit in den Krieg und vertauschten dort die Harse mit dem Schwert. Und so unzertrennlich schien das Skaldenthum von dem Königthum, daß die Skalden noch in der christlichen Zeit und zwar selbst von Königen, die große Eiferer gegen das Heidenthum und für das Christenthum waren, an ihren Höfen behalten wurden und ihre Lieder in heidnischen Einkleidung singen durften. Diejenigen, welche von Hof zu Hofe zogen, mußten um den gedungenen Lohn eine bestimmte Zeit und zwar wenigstens so lange bleiben, bis Einer ihre Gesänge so gelernt hatte, daß dieser sie statt des Skalden singen konnte. Ihr Lohn war Ehre und werthvolle Sachen, wie vergoldete Schilde, goldene Schmucksachen u. s. w.; selbst Lehen erhielten sie. Ihre alten Tage verlebten sie gewöhnlich in der Heimat. Auf Island waren die Skalden so geehrt, daß man, wie andernwärts die Namen der Könige und Fürsten, so hier die Reihe der berühmten zahlreichen Skalden vom ersten an wußte und ihre, wie der Fürsten Thaten und Geschichte besang. So gibt es seit dem 12. Jahrhundert Sagas von mehreren Skalden. Wie Deutschland, so hat auch Skandinavien seine königlichen Sänger, z. B. die norwegischen Könige Harald III. (st. 1067) und Magnus III. (st. 1103), die als Minnesänger bekannt sind; und seine Dichterrinnen (Skaldmár, Sängerrjungfrauen; Skaldkona, Sängerfrauen), wie die Isländerin Steinunn und Thorfinna, die Norvegerin Torun u. A.

Ich sagte, zu dem altnordischen Skaldenthum gebe es in dem althellenischen Sängerthum Vergleichspunkte. Die Sänger hießen hier Aöden, der Inhalt ihrer Gesänge war aus der Helden- und Göttersage entnommen, „Thaten der Männer und Götter, so viel im Gesange berühmt sind“, sagt Homer. In erster Beziehung hören wir die Sänger bei Homer zumeist aus der trojanischen Helden sage singen, doch auch die Argonautensage gab ihnen Stoff; von Göttersagen ist nur die Geschichte von Mars und Venus, wie sie in ehelicher Umarmung von Vulcanus gefangen werden, in der „Odyssee“ bekannt. Auch die griechischen Sänger standen unter göttlichem Einfluß und göttlichem Schutz. Dicht- und Tonkunst verliehen Apollo und die Musen, und zwar die drei Musen der ältesten Göttergenealogie. Mneme gab das Bewahren des Factums oder der Sage, Melete das eigentliche poetische Auffassen und Darstellen der Heldengestalten, Aöde den gefälligen, ansprechenden Vortrag. Die Neunzahl der Musen ist aus späterer Zeit, und dann wurde auch Apollo, der sonst nur die

Kithar zum Gesang der Mufen spielte, der Dichtergott. Begeisterten Trant gaben Quellen an Orten, wo diese Sängergottheiten wohnten, so die Hippokrene am Helikon, die Kastalia am Parnassos. Ob die olympischen Götter in Versen geredet, sagt zwar die griechische Mythologie nicht, aber die Drazelgötter gaben ihre Sprache nur in poetischem Gewande. Und eine edle Kunst war der Gesang, denn als Achilleus zürnend dem Agamemnon für die Griechen gegen Troja zu kämpfen aufgehört hatte, lag er müßig bei den Schiffen und „sang Siegesthaten der Männer“. Die Nöden sangen auch an Herrenhöfen. Wie in der olympischen Hofhaltung bei (d. h. unmittelbar nach) dem Mahle der Gesang nicht fehlt, indem es heißt:

Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmauseten sie, und nicht mangelte ihr Herz des gemeinsamen Mahles,

Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's,
Noch des Gesangs der Mufen mit hold antwortender Stimme:
so fehlte auch nicht bei den Mahlen der Häuptlinge und Könige des Sängers Lied zur Ergötzung. So sang der Sänger Phemios in Odysseus' Hause, so Demodokos in Alkinoos' Palast. Auch zum Tanze sangen sie auf Scheria, aber auch den Trauergesang um gefallene Helden. Die Sänger waren geehrt an den Höfen der Fürsten, sie waren hier als eine Art Hausfreunde; denn als Agamemnon gen Troja zog, empfahl er dem Sänger, die Gattin Klytämnestra in Treue zu erhalten, wie es heißt:

Auch war dort ein Mann des Gesanges, dem ernstlich er
auftrug,

Atreus' Sohn, da gen Troja er fuhr, zu bewahren die
Gattin.

Nicht unter die dienende Classe gehörte der Nöde, denn er wird von dem Herold bedient wie die Fürsten selbst, indem dieser dem Nöden die Harfe zum Gesang herbeiholen muß. Wo und wie diese Sänger gebildet wurden, ob es schon in der mythischen Zeit Sängerschulen gab, ob die Nöden ein Wanderleben führten, man weiß es nicht; aus der Zeit des Homer ist es bekannt, aber damals hatte das Sängertum an den Herrenhöfen aufgehört und diese Nöden sangen wol meist nur vor dem Volke, welches die Kunst nicht gut lohnte, wie es z. B. von Homer heißt, daß er aus drückendem Mangel aus einer Stadt in die andere gegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Adolph Bock. Hanover, Kuss. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist kein gutes Zeichen, wenn eine Zeit, in welcher politische Interessen und die ihr entsprechend publicistische Literatur so vorherrschen wie in der unserigen, wenn eine solche Zeit wenig oder gar nicht danach fragt, was denn wol frühere Zeiten auf demselben Gebiet geleistet, wenn die erste Anregung zu den jetzt allgemein verbreiteten Ansichten zu verdanken sei. Es ist dieses Ignoriren der Vorfahren einerseits ein Undank, andererseits aber entzieht es den Bestrebungen der

Gegenwart häufig allen festen Boden und ist schuld daran, wenn ganz wohlgemeinte Bemühungen haltlos und erfolglos verschwinden. Reactionnaire Richtungen zeigen hierin stets eine weit größere Klugheit und wissen sich durch wenigstens scheinbare historische Begründung oft ein ganz unverdientes Übergewicht über Bestrebungen zu verschaffen, die in sich eine weit bessere Berechtigung tragen. Wie viele unter den Tageskämpfern für Pressefreiheit und Öffentlichkeit, für gesetzliche Freiheit und freie Staatsverfassungen mögen es wissen, daß vor einem halben Jahrhundert ein Professor in Göttingen lebte, dessen Schüler, größtentheils unbewusste und unwürdige Schüler sie alle sind? Ja wie vielen unter ihnen mag der Name Schlözer eine ganz unbekannte Größe sein?

Schon von dieser Seite betrachtet muß ein Jeder, der eine gute Sache auch mit guten Waffen verteidigt zu sehen wünscht, sich Hr. Bock zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen, daß er es unternommen, dem Vater der deutschen Politik und Publicistik ein literarisches Ehrendenkmal zu stiften; und diese Dankbarkeit wird sich steigern, wenn wir sehen, daß es nicht ein bloßes steinernes Denkmal ist, welches Hr. Bock seinem Helden nach der Sitte des Tages errichtet hat, sondern daß es eine geistige, belebte und deshalb auch belebende Darstellung ist, welche nicht nur zeigt, wie Schlözer in seiner Zeit gewirkt hat, sondern auch wenigstens andeutet, wie eine gleiche Gesinnung in unsern Tagen fortzuwirken hat.

Die Anlage des vorliegenden Buches ist folgende: nach einer Einleitung, die kurz und treffend darstellt, welches Terrain Schlözer für politische und publicistische Thätigkeit bei seinem Auftreten vorfand, folgt S. 15—49 eine Schilderung von Schlözer's äußerem Leben und Bildungsgang. Der nächste Abschnitt, S. 49—77, bespricht Schlözer als Geschichtsschreiber; der bei weitem wichtigste Theil des Buches aber ist „IV. Publicistische Thätigkeit“, S. 77—139, mit den Unterabtheilungen: „Förderung des Studiums der Staatswissenschaften“, „Statistik“, „Politik“ und hierunter wiederum „Metapolitik“, „Allgemeines Staatsrecht“, „Allgemeine Staatsverfassungslehre“. Gleichsam die praktische Anwendung des in den vier letzten Abschnitten enthaltenen gibt der fünfte „Die Journale“, S. 140—168. Ein kurzes Nachwort schließt die tüchtige Schrift.

Sinn und Inhalt des Ganzen ließen sich wol kurz dahin zusammenfassen, daß es an einem bedeutenden Beispiele veranschaulicht, was die wahre, lebendige Wissenschaft ist und vermag, oder, um es in unmittelbarer Beziehung auf die Geschichtswissenschaft mit Schlözer's Worten auszusprechen, „daß es aller Geschichte darauf ankommt, die vergangene Welt an die heutige zu rücken, und das Verhältniß beider gegeneinander zu erkennen“ (S. 56), wobei sich freilich von selbst versteht, daß es mit dem bloßen Gelernten, „Erkennen“ nicht abgethan ist, sondern daß die rechte Erkenntniß notwendigerweise in die That und das Leben übergehen muß.

Daß Hr. Bock durch ein sorgfältiges Studium von Schlözer's Schriften seines Stoffes vollkommen Herr ist, bedarf keiner Versicherung, und so ist es ihm denn auch möglich geworden, den Gehalt von Schlözer's Lehren in wohlgeordnetem, übersichtlichem Zusammenhange seinen Lesern vorzuführen, so daß hier als systematisch entwickelte Theorie erscheint, was bei Schlözer selbst größtentheils vereinzelt und gelegentlich ausgesprochen ist. Einiges hätte jedoch Hr. Bock noch thun sollen, um auch dem der Sache weniger kundigen Leser die Auffassung von Schlözer's ganzer geistiger Eigentümlichkeit zu erleichtern. Erstens wäre es gut gewesen, wenn er seinem Buche ein chronologisch geordnetes Verzeichniß von Schlözer's sämtlichen Schriften beigelegt hätte; es hätte diese leichte Mühe dem Leser die Orientirung erleichtert, und überhaupt ist bei jeder literarhistorischen Arbeit eine solche rein äußerliche Zusammenstellung des Materials nicht ohne mannichfache Bequemlichkeit für den Nachfolger auf dem gleichen Gebiet. Wichtiger aber ist Folgendes: Wir können es nur billigen, daß sich

Hr. Bod nicht damit begnügt hat, darzustellen, bis auf welchen Punkt Schöbger's Ansichten unter den damaligen historischen Verhältnissen entwickelt sein konnten, sondern daß er auch überall nachgewiesen hat, welche Schritte Jener noch nicht selbst thun konnte, die durch den seit 40 Jahren in allen politischen Verhältnissen erfolgten Umschwung notwendig geworden sind. Er hat also gleichsam Schöbger's Theorien aus Schöbger's Geiste heraus bis auf die Gegenwart fortzuentwickeln, die unabwiesbaren Folgerungen aus ihnen, die die Gegenwart erheischt, zu ziehen gesucht. Und auch diese nicht leichte Aufgabe dürfen wir als gelungen betrachten; sie erst kann zugleich die ganze Größe und Bedeutung von Schöbger's Thätigkeit in ihr wahres Licht stellen, wenn wir sehen, daß zu allen den Forderungen der Zeit in ihm lag, die heute jede vernünftige freisinnige Ansicht vom Staatsleben als die wichtigsten und wesentlichsten betrachtet; daß dabei einzelne Irrthümer Schöbger's zur Sprache kommen müssen, kann seiner Größe keinen Eintrag thun. Wo aber thut es der hier gegebenen Darstellung einigen Eintrag, daß Hr. Bod das von Schöbger selbst gegebene und das aus seinen Prämissen nur Gefolgerte oft allzu sehr ineinandergearbeitet hat, sodaß bei dem fast gänzlichen Mangel an speziellen literarischen Nachweisungen die literarhistorische Darstellung, die Hr. Bod doch zu geben beabsichtigt, mit der eigenen publizistischen Entwicklung fast untrennbar verschmilzt.

Es kann diese letzte Ausstellung natürlich nur die Form des Buches treffen, die Trefflichkeit seines Inhaltes wird dadurch nicht geschmälert. Möchten unsere Publizisten es nicht verschmähen, demselben ein sorgfältiges Studium zuzuwenden, sie können wahrlich viel daraus lernen, und mit voller Aufmerksamkeit durfte Hr. Bod am Schlusse sagen: „Hoffentlich habt Ihr einen Mann und Manneswort erkannt!“

Eine dankenswerthe Zugabe zu der gut ausgestatteten Schrift ist Schöbger's Portrait, welches, nach einer Büste gearbeitet, die kernige dicke Natur des Mannes auf das lebendigste vergegenwärtigt.

47.

Literarische Notiz aus England.

In einer Besprechung der Ranke'schen „Geschichte der Reformation in Deutschland“, wovon in England eine englische Bearbeitung: „History of the reformation in Germany. By Leopold Ranke. Translated by Sarah Austin“ (2 Bde.), erschienen ist, wird bei Gelegenheit der Schilderung der strengenucht, welche Luther in seiner frühesten Jugend zu bestehen hatte, von dem „Athenaeum“ Folgendes erzählt: „Wir haben in der königlichen Bibliothek in Paris eine aus der Zeit Luther's stammende Abhandlung über die Erziehung zu Gesicht bekommen, worin der unbeschränkte Gebrauch der Ruthe auf das eifrigste vertheidigt und diese Lehre durch einen Holzschnitt veranschaulicht wird, der einen Lehrer in einer Knaben- und Mädchenschule in seinem Berufe wirkend darstellt: der Lehrer ist mit einer neunschwänzigen Rute bewaffnet, und die Rücken seiner Schölinge, alle bis zur Mitte des Leibes entblößt, tragen auffällige Spuren der schonungslosen Anwendung des beliebten Aneignungsmittels zum Lernen. Jedoch muß man gestehen, daß es derartiger Anreizungen bedurfte, um junge Leute zu zwingen, das unerbauliche Zeug der Schulfleischer jener Zeit hinabzuwürgen, welches damals die hauptsächlichsten Lehrgegenstände des Zeitalters bildete. Thomas von Aquino herrschte damals ohne Nebenbuhler und es hätte für ein Verbrechen gegolten, nur einen Zweifel in seine Unfehlbarkeit verlauten zu lassen. Als Luther in Wittenberg seine berühmten Lehrrüge anschlug, griff er nicht, wie man gewöhnlich meint, die päpstliche Gewalt an, sondern er bot einer viel größern Autorität, der des Thomas von Aquino Trog, der die ganze Christenheit heiligte.“ In Bezug auf den letzten Punkt fügt der englische Kritiker noch hinzu: „Ein Aufsehen gegen das Papstthum fand die ganze Regierung Maximilian's hindurch statt und be-

gann bereits ehe er Kaiser wurde; das Aufsehen gegen die von dem Papstthum geheiligte Religion nahm erst einige Zeit nach der Kaiserwahl Karl's V. eine bestimmte Gestalt an; die meisten englischen Schriftsteller haben diese beiden Bewegungen miteinander vermengt; aber zum rechten Verständniß der Parteien darf man nicht vergessen, daß der römische Hof und das römische religiöse System sehr oft einander widerstrebende Principien darstellten. Wir glauben, daß Maximilian's größter Verthum der war, daß er, nachdem er diesen Widerstreit entdeckt, sich nicht bemühte, beide Parteien als feindliche Mächte einander gegenüber zu stellen, sondern es sich angelegen sein ließ, beide zu versöhnen. Ranke läßt Maximilian nur wenig Gerechtigkeit widerfahren; ein Zeitgenosse und Feind dieses Kaisers legt aber Maximilian's Charakter entscheidendes Zeugnis ab. Der Marschall de Fleuranges, dessen Denkwürdigkeiten jener Zeit weniger bekannt sind, oder zum mindesten weniger benutzt werden als sie es verdienen, sagt: „Ce fust dommage de sa mort, car il eust été bon prince et reveilloit toute la Chrétienté; car, quand il ne pouvait faire quelque chose, si montrait le chemin aux autres, et doit vent toutes gens de guerre estre marries de sa mort et seust trouvé à la mort du dit Empereur une chose fort estrange, car il avoit toute sa vie fait mener un coffre apres lui, et pensoit on qu'il seust plein d'argent ou de lettres, ou de quelque autre chose de grande importance, et n'estoit que sa sepulture, où il vouloit estre ensevelituré; et par tout où il alloit, seust ce en guerre ou autre part, le faisait mener et à la fin y seust mis et y est encore.“ „Die Sage hat diese Truhe zu so seltsamen Dingen verwendet“, bemerkt der Engländer dazu, „und so Wenige scheinen gewußt zu haben, daß es ein Erog war, daß es uns nicht wenig Wunder nimmt, warum Ranke gar keine Rücksicht auf diesen Umstand genommen.“

12.

Literarische Anzeige.

Frederike Bremer's Schriften.

In viertes Auflage erscheint soeben bei mir:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's trefflichen Schriften besteht aus 12 Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten: Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Vierte verbesserte Auflage. — Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile.

Alle künftigen erscheinenden Schriften der Verfasserin werden in dieser wohlfeilen Ausgabe geliefert.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brochhaus.

Dienstag,

Nr. 77.

18. März 1845.

Über altnordische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Der altnordische Skaldengesang war ein künstlicher in Form und Sprache. Diese Sprache, eine durchaus bildliche und in Bezeichnung einzelner Begriffe sehr reiche (z. B. für das Wort Schwert zählte man 164 Benennungen auf), war nur den Skalden und den Fürsten und Edeln bekannt; und die metrischen Formen wurden allmählig so verschränkt, daß schon im 12. Jahrhundert von dem isländischen Skalden Hallr mit seinem Jarl Rögnvald auf den Orkaden ein „Verweisenschlüssel“ gefertigt, und von Snorre Sturleson in der Sammlung der prosaischen oder kleinen Edda Erklärungen von Bildern und Versarten (Kenningar) sowie Göttergeschichten zum Unterricht für junge Skalden aufgestellt wurden. So wurde aus den künstlichen Dichtungen eine gelehrte Kunst, wie in Deutschland die Poesie in den handwerksmäßigen Meistersang ausartete und in demselben unterging. Den Skaldenliedern (Skaldavísur) gegenüber standen die Volkslieder (Rímur, Rímurda), wenn nicht älter, wenigstens ebenso alt wie jene, aber wegen ihrer Einfachheit wurden die Volkslieder neben den vornehmen Skaldenliedern lange nicht ausgezeichnet, höchstens sind einzelne Strophen, welche von Soldaten, Bauern u. s. w. gedichtet waren, in den Sagas eingeflochten. Als im 13. Jahrhundert das romantische Element aus Süden in die nordische Poesie einbrang, verstummte die steife Skaldenpoesie, und die Volkspoesie lebte nun reger und geistvoller auf. Die Sänger von Volksliedern hießen nach der Art ihres Vortrags oder der musikalischen Begleitung, SINGER (Leikarar), Harfner (Harparar), Geiger (Gigiarar) und Fiedler (Fidlarar). Ganz anderer Art, und wegen ihres unzugänglichen Inhalts hier nicht weiter zu erwähnen waren die Zauberer (Galdrar). Spottlieder (Rid) waren theils wegen ihrer Bitterkeit und der Unart in der Begleitung, theils wegen der Nachsagen gesetzlich verboten, denn der Dichter pflegte den Besungenen zugleich derb mit durchzuprügeln, und dagegen war es nichts Seltenes, daß der Beleidigte Mörder gegen den Dichter fand, denen derselbe erlag.

Was die metrische Form der Skaldenlieder anlangt, so sind sie nach Strophen (Vísur, Statur) abge-

theilt, bestehend aus vier längern oder acht kürzern Versen und zwei oder vier gewöhnlich spondeischen Füßen. So ist es wenigstens gewöhnlich in der ältesten Weise, dem Fornyrðalag, in dem die mythischen und heldensaglichen Gedichte geschrieben sind. Spruchartige Lieder haben Strophen von sechs Halbversen (Ríðaháttur); und die historischen Gesänge haben Strophen, deren einzelne Verse aus drei spondeischen, zuweilen auch daktylischen Füßen bestehen. Das letztere Versmaß heißt Drottquáði oder Drottmålt (Herrenvers); er wurde seit dem 9. Jahrhundert immer künstlicher gebaut, und selbst die Irmis mußte man sich erlauben, um nur immer mit dem Metrum durchzukommen. Mit der althochdeutschen Poesie hat die altnordische die Alliteration (den Anreim) gemein, die den Anreim bildenden Buchstaben heißen Ríðstafir. In jeder Halbstrophe muß dreimal alliteriert werden und zwar eigentlich in dem ersten Vers zweimal, in dem zweiten einmal; doch kommt es auch umgekehrt vor. Die Alliteration stattet nur in der Arsis, und alle Vocale gelten gleich. Neben der Alliteration findet sich schon in Gedichten des 10., mehr noch in solchen des 12. Jahrhunderts, besonders von Sinar Sturleson oft gebraucht, der Reim (Austreim), dazu auch noch die Assonanz (Mittelreim). Die Gesetze für diese Reimarten im Drottquáði machten diese Versart immer künstlicher und verschrobener.

Ihren Inhalte nach theilt sich die Skaldenpoesie, wie schon bemerkt, in erzählende und Spruchdichtung. Zu der erzählenden gehören zuerst die Lieder mythologischen Inhalts. Einige derselben sind sehr alt und müssen vor die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückgesetzt werden; es sind dies solche, deren Verfasser man nicht kennt, denn die Isländer wußten die Namen aller ihrer Skalden seit der Kultivirung der Insel nach der Mitte des 9. Jahrhunderts. Sie erzählen entweder Thaten und Schicksale der Asen (Götter), z. B. der Hrafnagaldr Óðins (Óðin's Rabenruf); oder Thaten und Heldenthaten, welche die Asen an den Jötun (Riesen) verübt und gethan, z. B. die Hymiskvída; oder die Verhältnisse der Asen zu der Welt und den Menschen, wie die berühmte Völuspá. Seit der Einführung des Christenthums im 11. Jahrhundert hörten diese mythologischen Lieder nach und nach auf, doch wurden die

Göttersagen noch zur Einkleidung für andere Gedichte gebraucht, wie wir uns der classischen Mythologie bedienen, oder erhielten sich noch in Zauber- und Beschwörungsformeln, wie sich auch unsere vaterländische Mythologie, zu allerhand Spuk und Teufelei verbreitet, noch in Einzelheiten erhalten hat.

Zu der erzählenden Poesie gehören zweitens die Lieder der Helden Sage. Die nordische Helden Sage, ursprünglich wegen der Stammverwandtschaft der skandinavischen und deutschen Völker dieselbe, hat sich gleichwohl durch die nachherige Getrenntheit jener Völker verschieden ausgebildet. Doch läßt sich auch in dieser verschiedenen Ausbildung die Identität nicht verkennen. Die deutschen Nibelungen heißen dort Ginklungen, genannt nach König Gink, welcher der Sibich des „Heldenbuch“ ist; seine Söhne Gunnar, Högni und Guttorm sind die deutschen Günther, Gernot und Giselher; seine Tochter Gudrun ist Chrimhild, die Sigurd, der Sigfried der deutschen Helden Sage, freit, und Sigurd wirbt für seinen Schwager Gunnar um die schöne und mächtige Brynhildur, die Brunhild der deutschen Sage. Natürlich fehlt auch der große Schatz, der Nibelungenhort, nicht, den hier Sigurd nach Erlöschung des denselben bewachenden Drachen Fafnir heimführt, wie Sigfried in der deutschen Sage. Auch fällt Sigurd hier, wie Sigfried bei uns, als Opfer von Brynhild's Rachsucht, nur von anderer Hand und auf andere Weise: Sigurd wird erschlagen der eigene Schwager Guttorm im Schlafe, Sigfried den Hagen von Tronek, ein Vasall seines Schwagers Günther, auch muthwillig, aber auf der Jagd. Die Lieder, welche die Göttersagen enthalten, finden sich alle, diejenigen, welche die Helden Sage enthalten, zumeist in der großen oder poetischen Edda, nach ihrem Sammler, dem isländischen Priester Sæmund dem Weisen (ft. 1133), auch die Sæmund'sche Edda genannt.

Die dritte Art der erzählenden Poesie sind die historischen Gedichte, d. h. solche, welche die poetische Darstellung der Zeitgeschichte enthalten. Ihr Gegenstand sind daher bald die Stammesfeuden auf Island, bald die Kämpfe in den benachbarten stammverwandten Ländern, bald die Erzählungen der Jomsburger Fahrten, bald Nachrichten von andern, die sie durch die von Island gelandeten fremden Schiffer erhielten. Diese Gattung der Poesie fand aber, besonders seit dem 10. Jahrhundert, um so mehr Ausbildung durch die Skalden, da sie selbst mit dem ganzen Inselvolke lebhaftes Interesse an den Zeitereignissen nahmen, und da solche heimische und fremde Geschichte auch an den Herren- und Fürstenthöfen mit größter Theilnahme gehört wurde. Es waren also diese Gedichte eine Art poetischer Zeitung. Indes je mehr diese Gedichte historisch waren und je mehr sie historisch wurden — man nahm die Skalden sogar deshalb mit in die Schlachten, damit sie als Augenzeugen wahr und genau berichten konnten, ja man nahm deren mehrere mit, damit man ihre Berichte miteinander vergleichen konnte —; je mehr man ferner von ihnen eine ganz bestimmte Form, ja endlich sogar

ein bestimmtes Maß verlangte: desto mehr verloren diese Lieder ihren poetischen Werth und trockneten nach und nach zu bloßen Schlacht- und Kämpferverzeichnissen ein, bis sie im 13. Jahrhundert ganz aufhörten.

Die Spruchdichtung der altnordischen Literatur unterscheidet sich nicht bloß durch ihren Inhalt, sondern auch durch die der lyrischen sich nähernde Form von der erzählenden Gattung. Was die letztere anlangt, so ist davon oben schon gesprochen; ihr Inhalt sind Lebensregeln, bald nach Grundsätzen, bald als Erfahrung, bald mit historischen Thatfachen belegt, früher nach heidnischen, nachher nach christlichen Principien; andere befaßten sich auch mit der Göttersage, andere geben Reflexionen freilich über meist sehr dürftige Stoffe. Die Einkleidung ist bald entwickelnd, bald räthselweise, bald dialogisch oder eristich. Übrigens sind diese Gedichte wahrscheinlich die ältesten, denn z. B. das Havamal (das hohe Lied oder Lied des Erhabenen) soll von Odin selbst sein. Diese Art Lieder arteten nachher zu Zauberliedern aus, und so gingen sie für das Volk und die Literatur unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Luther's Bibel.

Ausgabe der letzten Hand.

Es ist wol an der Zeit, sich zu erinnern, daß wir in Luther's Bibel, wie sie überall gangbar ist, keineswegs dieses Buch ganz so haben, wie er es verfaßt und zum letzten Male die Hand daran gelegt hat, sondern daß sie sich durch drei Jahrhunderte, mit der Sprache selbst, mannichfaltig in Schreibweise und Ausdruck verändert und dem jeweiligen Gebrauche anbequem hat. Gleichwol ist noch Alterthümliches genug stehen geblieben, was erst neuere Berdeutiger völlig verwischt haben. Daß aber zum Theil in eben jenem Alterthümlichen die Kraft und Würde der Luther'schen Rede besteht und der Heiligkeit einer Kirchensprache so gemäß, ist offenbar; und daselbe Verhältniß zeigt sich auch bei andern Völkern, namentlich bei den griechischen Christen in den altslawischen Kirchenbüchern aus der Reformationzeit her, ja bei den Russen selbst in der Ursprache des Evangeliums, welche ihnen keineswegs so fremd geworden, als etwa das Bibel- und Kirchenlatein den romanischen oder gar den germanischen Katholiken. Überdies dient ein solches Verhältniß zur dreihundertjährigen Bibelsprache zugleich zur lebendigen Vermittelung mit den noch weiter zurückliegenden herrlichen Hervorbringungen der deutschen Rede und Dichtkunst, sowie Luther selbst schon überall das Alte, Kernhafte, Volksmäßige festhielt und, es in Fleisch und Blut verwandelnd, dadurch ebenso mächtig wirkte.

Luther's Bibel, so als nächste Grundlage der gegenwärtigen deutschen Rede, ist mit Recht fleißig erforcht worden, sowohl für die Sprachkunde (von Adelung, Voss u. A.), als zugleich für das Verständniß der Heiligen Schrift selbst, besonders aber in mehreren ausführlichen Arbeiten Zeller's; Luther's Werk selbst aber in seiner Ursprünglichkeit herzustellen hat man, so viel ich weiß, noch nicht versucht. Es fügt sich nun wol zur vielfachen dreihundertjährigen Jubelfeier dieses großen National- ja Universalwerks, dasselbe auch wieder in seiner ursprünglichen Gestalt ins Leben zu rufen und es der Gegenwart würdig vor Augen zu stellen.

Nachdem Luther mit heiliger Begeisterung, mit der gründlichsten Forschung und andächtigsten Kreuze, allein in freiwilliger Gesangschaft (auf Wartburg 1521—22), und in Be-

setzung mit tiefgelehrten und frommen Freunden die einzelnen Stücke der heiligen Schrift aus den Ursprachen „in sein geliebtes Deutsch“ urkräftig übertragen hatte, seit 1517—33 („Das Neue Testament auf der Wartburg“), erschien im J. 1534 zum ersten Male „Die ganze Heilige Schrift deutsch“ — von Dr. M. Luther“, der alsbald mehrere Ausgaben folgten, sowie gleichzeitig die niederdeutsche Übertragung von Bugenhagen und bald danach die Übersetzungen in die nordischen und übrigen germanischen Sprachen, ja in die romanischen, erschienen.

Die berliner königliche Bibliothek bewahrt Luther's eigenhändige Handschrift seiner Verdeutschung des Psob, der Psalmen und der Salomonischen Bücher, die zur ersten Ausgabe derselben 1524 gebraucht wurde, und in welcher die vielfachen eigenhändigen Verbesserungen höchst lehrreich die Gewissenhaftigkeit und Sprachgewalt des Mannes Gottes bezeugen, wie man schon aus den Stellen erkennen kann, die Prediger Pfaffen zur würdigen Jubelfeier der ersten vollständigen Luther-Bibel in der Einladungschrift der Preussischen Hauptbibelgesellschaft 1834 daraus mitgetheilt hat. Zur Herstellung von Luther's Bibel darf man jedoch hierauf nicht zurückgehen, indem die folgenden Ausgaben fortwährend dieselbe unablässige Sorgfalt und Nachbesserung bezeugen. So liegt uns denn zunächst die in den Jahren 1540—41 von ihm durchgesehene und vollendete Ausgabe vor, und dieselbe konnte sogleich zur Herstellung des großen Werks in diesem vielfachen Jubeljahre dienen, wie sie denn auch in einer stattgatter Ausgabe des Neuen Testaments dazu gebraucht ist.

Vor Allen aber ist nunmehr die Ausgabe letzter Hand, deren dreihundertjähriges Jubelfest bevorsteht, als die eigentliche Grundlage zur Herstellung der Luther-Bibel zu erneuern. Die ist sein letzter Wille, sein theuerstes Vermächtniß an sein Volk. Luther vollendete dieselbe in den Jahren 1544—45, ein Jahr vor seiner eigenen Vollendung. In der Vorrede dazu, welche über die Gewissenlosigkeit und Liederlichkeit der Buchdrucker bitterlich klagt — nicht seinetwegen, „denn ich hab's umsonst empfangen, umsonst hab' ich's gegeben, und begehr auch dafür nichts, Christus mein Herr hat mir's viel hundert tausendfältig vergolten“ —, erklärt er selber im Vorgefühl des nahen Abdes: „denn ich gedanke nicht so lange zu leben, das ich die Biblia noch ein mal möge überlaufen. Auch ob ich so lange leben müßte, bin ich doch nu mehr zu schwach zu solcher Arbeit.“ Der keckige Corrector dieser letzten Ausgabe Dr. Georg Meier, welcher auch, laut Rathsofens, bei den gemeinsamen gelehrten Vorarbeiten dieses gewichtigen Werks gegenwärtig war, bezeugt in der Nachschrift noch Luther's „große Mühe und Fleiß, die Bibel von neuem an durchaus zu übersehen und bessern“. Derselbe hatte sich die Aufgabe gestellt, „das doch ein mal eine deutsche Bibel möchte aus gehen, da gar nichts drin versehen, noch etwas hernach zu corrigiren wäre“; er findet es jedoch für Einen Mann, der hier kein Mann sei, schier unmöglich, und verbessert sogleich noch eine Reihe eingeschickener Fehler.

Natürlich ist alles Dies in einer neuen Ausgabe zu berücksichtigen, übrigens aber dieselbe dem Drucke von 1544—45 so nahe wie möglich zu bringen, wenn auch nicht darin, daß durch Anfangsbuchstaben der Hauptwörter mit dem lateinischen A B C, neben der übrigen Schwabacher-Schrift, durchgängig diejenigen Stellen bezeichnet werden, wo die Schrift von Gottes Born, Straß u. redet; dagegen die übrigen großen Anfangsbuchstaben Gnade, Trost u. bezeichnen.

Luther's Sprache muß in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erhalten werden, und auch seine Rechtschreibung, wenn sie dieselbe ausdrückt und auch sonst sich empfiehlt und einfacher ist, z. B. in Ansehung der Dehnbuchstaben (mer für mehr, Mut für Muth, wider für wieder und wider), während sie in andern Fällen in sich selbst widersprechend zu machen ist, unbeschadet der Aussprache, z. B. und für vnd, ewer für ewer, über für vber, über und über, das für daß und das, auf für auff, Dank für Dank, Herz für Herz u. dgl.

Luther's Vorreden zu der ganzen Bibel und ihren einzel-

nen Büchern gehören wesentlich zu ihrem rechten evangelischen Verstandnisse, desgleichen seine Randbemerkungen, wie sich oben am Rande versteht.

Die würdige äußere Ausstattung und die Fierde der Holzschnitte dürfen hier ebenso wenig fehlen als bei dem wittenberger Vorbilde des Meisters Hans Lutz.

Wir geben hier aus dem Neuen Testament ein Beispiel solcher Herstellung an dem Gleichnisse vom verlorenen Sohne.

Evangelium des Lukas Cap. 15.

Und Er sprach: Ein Mensch hatte zween Söhne, und der Jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: „Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört.“ Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lang darnach samlet' der jüngste Son alles zusammen, und zog ferne über Land, und daselbst bracht' er sein Gut um und mit brassen. Da er nun alle das seine verzert hatte, ward eine große Leutung durch dasselbige ganze Land, und er sieng an zu darben. Und gieng hin, und henger' sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schicket' ihn auf seinen Acker der Sau zu hüten. Und er begerte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Sau aßen, und niemand gab sie ihm.

Da schlug er in sich, und sprach: „Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich wil mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt, in den Himmel und für dir, und bin fort nicht mehr werd, das ich dein Son heiße, Mache mich als einer deiner Tagelöhner.“ Und er machet sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jamert' ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küßet' ihn. Der Son aber sprach zu ihm: „Vater, ich hab' gesündigt in den Himmel und für dir, ich bin fort nicht mer werd, das ich dein Son heiße.“ Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: „Bringet das beste Kleid herfür; und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerring an seine Hand und Schuh an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her, und schlachtet's. Lasset uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Son war tod, und ist wieder lebendig worden; er war verloren, und ist funden worden.“ Und siengen an fröhlich zu sein.

Aber der älteste Son war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, höret er das Gesehe und den Reigen, und rief zu sich der Knechte einen und fraget, was das wäre? Der aber saget ihm: „Dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, das er ihn gesund wider hat.“ Da ward er zornig, und wolt' nicht hinein gehen. Da gieng sein Vater heraus, und bat ihn. Er antwortet aber, und sprach zum Vater: „Whe, so vil Iar diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie überkreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, das ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Son kommt ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hastu ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.“ Er aber sprach zu ihm: „Du bist allezeit bei mir, und alles was mein ist, das ist dein. Du soltest aber fröhlich und guts Muts sein; denn dieser dein Bruder war tod, und ist wieder lebendig worden; er war verloren, und ist wieder funden.“

Dies mag als Vorläufer einer solchen Ausgabe des „Neuen Testaments“ dienen, welche zum Jahr 1845 erscheinen wird. Ich wiederhole hierbei das aus meiner Rede zur dreihundertjährigen Feier der Buchdruckerfindung (1840), welche würdig mit dem Buche der Bücher, der Bibel, begann, die Stelle über die Bedeutung der Luther-Bibel als heiliges Volksbuch: „Erst 100 Jahre nach Gutenberg's Bibel konnte, durch alle diese Vorbereitungen (frühere Übersetzungen und Kenntniß der Ursprachen) begünstigt, Luther's Verdeutschung der Bibel aus den Ursprachen ans Licht treten und nun die Heilige Schrift erst allgemein in ihrer wahren Bedeutung und Reife erkannt werden, gleichwie 100 Jahre nach der Umkreisung der Erdoberfläche von Luther's Zeitgenossen Kopernikus das

Weltgebäude mit dem Auge des Geistes durchmessen, und zwar mit Aufführung der Erde aus ihrem alten Reiche der ruhigen Rinde, in seiner unsichtbaren Wahrheit erschaut wurde, als das aufgerollte Buch der Schöpfung in der Sternenschrift des Weltalls."

"Luther's Verdeutschung des schöpferischen Wortes Gottes selbst aber ist ein wunderwürdiges, in Gemeinschaft mit tiefergelehrten und frommen Freunden ausgeführtes Werk, in welchem die Eigenheiten der Ursprachen noch so vernehmlich durchklingen, und die einzelnen nach Ort und Zeit so verschiedenen Bücher in ihrer Besonderheit erkennbar sind, daß man wol davon sagen kann, es redet mit den Engelszungen des Paradieses, und mit der Donnerstimme des Sinai und des Weltgerichts, und mit dem sanften süßen Säuseln der ewigen Liebe. Und gleichwol ist Alles von Einem hohen Geiste durchdrungen, dem mächtigsten der deutschen Rede, und ist zu einem großen Ganzen ausgeprägt, sowie es im tiefsten Ursprung und Geiste wahrlich ein solches wunderbares Ganze ist. Dieser durchhin waltende Sprachgeist eben ist es, wodurch Luther's, des Sprachgewaltigen, Lebensarbeit alle frühern sowie spätern Bibelübersetzungen so unendlich übertragt, wodurch sie so gewaltig und nachhaltig wirkt."

"Und daß diese Wirkung in so ungemeinem Kreise erfolgte, vermittelte vor Allem die noch frische Kunst der schrankenlosenervielfältigung und Verbreitung: ja es ist wol nicht zu zweifeln, daß das lebendige Verhältniß zu dieser Kunst, wodurch man nun zum gesammten Volke, ja zur ganzen Welt reden konnte, wieder kräftig auf die Bildung der Rede zurückwirkte. Unter den zahllosen Wiederholungen der Luther'schen Bibel seit dem auf der Wartburg verdeutschten Neuen Testament (1522), trifft die Hauptausgabe schon in das Jahr 1540. Luther's Bibel wurde auch sehr bald nicht allein ins Niederdeutsche, sondern auch in die verwandten nordischen Sprachen übertragen und galt so, noch mehr als einst die Vulgata, für Urschrift."

"Auf solche Weise gedieh Luther's Bibel zum größten Volksbuch im höchsten Sinne, sowie die Bibel überhaupt, nach Goethe's Ausspruch, das Buch der Völker ist, weil sie die Geschichte eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinführt."

Ich füge hinzu: die Bibel ist der allgemeine Weltspiegel, in welchem wir hienieden das Ewige schauen, der in der uranfänglichen Vergangenheit der Welt und der Menschheit die Zukunft abbildet; und durch die fortwährende Befestigung und Erfüllung ihrer Verheißung soll und wird die Bibel fortwährend noch wachsen. Und so reicht dieses heilige Buch aus bis zum jüngsten Tage, wie Goethe vom Evangelium sagt: „Es ist eben selber das Buch des Weltgerichts, wo Himmel und Erde wie ein Buch zusammengerollt werden."

Freilich war unsere Luther-Bibel die Frucht wie das Werkzeug der tiefen Glaubensspaltung: jedoch eben dadurch, daß sie vor allen in ihrer lichtvollen Verbreitung diese Exremung so weit durchsetzte, bereitet sich wieder eine höhere Vereinigung und Herbeiführung der Einen Christenheit, durch dieselbe, siegreich alle Sperrn überfliegende, ja selbst die Pforte der Hölle bewältigende Pforte der Heiligen Schrift.

F. F. von der Hagen.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die slawischen Völkerschaften.

Als die Einrichtung eines Lehrstuhls für die slawischen Sprachen und Literaturen von Seiten der Regierung zuerst in Anregung kam, erhoben sich in der Kammer einige unwissende Lärmchläger gegen diese Neuerung. Sie meinten, es sei durchaus unnötig und überflüssig, für diese ungebildeten Völkerschaften (pour ces rudes peuples sans grammaire et sans littérature) einen besondern Professor anzustellen. Michewitz

anziehende und fesselnde Vorträge haben, wenn auch nicht gerade viel Belehrung, doch einiges Interesse für die Sache verbreitet, so daß es ganz angemessen scheint, dem wißbegierigen Publicum eine genügende Kenntnisaufnahme von den wichtigsten Verhältnissen der slawischen Reiche und Völker zu erleichtern. An umfangreichern, tiefer gehenden Werken, besonders für gewisse Partien, fehlt es nicht gerade, wie die gründlichen statistischen Arbeiten Schnitzler's über Rußland beweisen; aber was man bisher mehr vermisse, war eine übersichtlich geordnete, nicht allzu umfangreiche Zusammenstellung aller nothwendigen Angaben über jene fernen östlichen Staaten, die mit drohender Gestalt nach dem Abendlande hineinschauen. Eine solche leicht zu überblickende Übersicht eines reichen Materials erhalten wir jetzt in einem zweckmäßig angelegten Werkchen, von dem vor kurzem das erste wenig umfangreiche Heft erschienen ist. Es führt den Titel: „Aperçus historiques sur les peuples d'origine slave“, von R. Kubalski. Der Verf. begnügt sich nicht, auf die politische Geschichte der slawischen Staaten einzugehen, sondern er nimmt Rücksicht auf ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Literatur, ihre Handelsverhältnisse und ihre Industrie. In Bezug auf die Gesamtbevölkerung schätzt er die Staaten slawischen Ursprungs auf 70 Millionen Seelen, was er folgendermaßen vertheilt: Großrußen oder Moskowiten 32 Millionen; Polen mit Letten und Slowaken 23,500,000; Böhmen, Mähren, Schlesien, Serbien, Bosniaken, Bulgaren, Montenegriner 14,500,000.

Französische Übersetzung des Alten Testaments.

Von der werthvollen Bibelübersetzung Cahen's ist vor kurzem der 17. Band erschienen: „La Bible, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points voyelles et des accents toniques, de notes et des principales variantes.“ Mit diesem Bande, welcher Daniel, Ezra und Nehemia enthält, werden die historischen und prophetischen Partien des Alten Testaments abgeschlossen. Cahen hat, um das Verhältniß dunkler und unvollständiger Stellen zu erleichtern, jede Quelle, welche Aufschluß zu geben verspricht, auf eine verständige Weise benutzt. Seine philologischen Anmerkungen insbesondere enthalten manche Anekdote, die auch von deutschen Gelehrten berücksichtigt werden muß. Was seine Übersetzung anlangt, so schließt der Verf. sich so eng als möglich an den Sinn des Originals an. Mit diesem Bande zugleich ist in der Form eines Suppléments zum 12. Bande ein arabischer Commentar vom Rabbi Jan 'houm von Jerusalem zum Buche Habakuk ausgegeben. Die Bearbeitung dieser Beilage, die außer dem Texte eine französische Uebersetzung und Anmerkungen enthält, verdankt man dem verdienten Orientalisten Kunz, einem deutschen Israeliten, der, wenn wir nicht irren, als Conservateur an der Königl. Bibliothek angestellt ist.

Wohltätigkeitsanstalten.

Unter dem Titel „Legislation charitable“ ist von M. de Battenville, Generalinspector der Wohltätigkeitsanstalten, ein 800 Seiten starkes Werk herausgegeben, durch das die umfassende Literatur des Pauperismus wesentlich bereichert wird. Diese Schrift ist für alle diejenigen, welche an der Verwaltung von Wohltätigkeitsanstalten theilnehmen, oder die sich dafür interessieren, von hoher Wichtigkeit. Sie dient einem andern Werke desselben Verf., das u. d. T. „Code de l'administration charitable“ vor einigen Jahren erschien, zur Ergänzung und umfaßt den Text der Gesetze, Beschlüsse, Bestimmungen u. s. w., welche seit 1790—1842 erlassen sind. Die Zahl der mitgetheilten Documente beläuft sich auf etwa 900 Nummern, die alle auf die Verwaltung der Wohltätigkeitsanstalten Bezug haben. Sie sind chronologisch geordnet und können somit zugleich als Grundlage einer Geschichte der Gesetzgebung dieser Anstalten dienen. Der Herausgeber hat seinem Werke, das in seiner Art völlig neu ist und das auch für Deutschland viel Gutes gibt, brauchbare Anmerkungen und Erläuterungen beigegeben. 17.

Über altnordische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Von geringerem Interesse für die Nationalliteratur sind die christlichen Dichtungen, mögen sie Hymnen oder Loblieder auf Heilige oder historische Lieder aus der biblischen oder Heiligengeschichte sein. Nicht nur die Dogmen der christlichen Kirche und die Heiligengeschichten sind keine poetischen Stoffe, sondern auch die mönchischen Verfasser dieser Lieder waren keine Dichter, sondern nur Versificatoren.

Ein höchst wichtiger Zweig der altnordischen Literatur sind dagegen die Sagas (Sögur, von Saga), prosaische Erzählungen von vaterländischen Helden und Geschichten; eine solche Erzählung von kleinerem Umfang heißt Thattr. Die Erzähler solcher Sagas hießen Thulir, Sagenmänner, vergleichbar den Sprechern an den niederländischen Fürstenhöfen. Auch sie erzählten in Privatkreisen und an Herren- und Fürstenhöfen. Ihre Erzählungen binden sich meist an alte Lieder an, und oft lassen sie ihre Helden Strophen aus den alten ursprünglichen Liedern sprechen, daher auch in ihnen Fragmente alter, jetzt verlorener Lieder enthalten sind. Später dichteten aber die Sagenmänner selbst auch solche Strophen und Verse und legten sie ihren Helden in den Mund. Der Eingang in diesen Sagas ist ziemlich stabil und erinnert ganz an die unserer deutschen Volks- und Kindergeschichten, die sich gewöhnlich anfangen: Es war einmal ein Mann, der hieß so oder so, der hatte einen Sohn oder Tochter, der oder die hieß u. s. w. So beginnt z. B. die Nial-Saga: „Es war ein Mann Namens Nördr, genannt Sigia, Sig-rats Sohn, der wohnte auf dem Gute Vallr in Rangarvall, er war reich und geehrt und kundig des Rechts. Der hatte eine Tochter Namens Unna, schön, züchtig und klug und beweiitem die trefflichste unter den Rangarvall-schen Jungfrauen. Nun geht die Geschichte nach den Thälern von Breidassford; da war ein Mann, der hieß Höskuld“ u. s. w. Die berühmte Fridrjofs-Saga fängt so an: „König Beli regierte in Eygnafylk; der hatte drei Kinder, Helgi hieß sein Sohn, der andere Halfdan und die Tochter Ingeborg. Ingeborg schön von Gesicht und klug an Verstand, sie war die trefflichste der Königs-töchter“ u. s. w.

Auch die prosaischen Sagas von heldengeschichtlichem Inhalte geben im Wesentlichen die deutschen Heldensagen, besonders von Sigurd erzählt die Volsunga-Saga, und zwar hauptsächlich von Sigurd's Ahnen, seinem Vater Sigmund und Großvater Volsung (daher auch der Name). Die Erzählungen dieser und der Ragnar-Lodbrok-Saga, von Sigurd's Nachkommen (die von der deutschen Sage abweicht), begreift die berühmte Nornagest-Saga, genannt nach dem Greise Gest, der durch der Nornen Geschenk 300 Jahre alt geworden war und dem norwegischen Könige Olaf Tryggveson jene Historien als Augenzeuge erzählen konnte. Als nämlich Gest noch in der Wiege lag, kamen zu ihm drei Nornen, deren zwei ihm Glück weissagten, die dritte seiner Mutter eine Kerze gab mit der Deutung, daß das Kind sterben würde, wenn die Kerze verbrannt sei. Dem erwachsenen Gest gab die Mutter die Kerze und theilte ihm das Geheimniß mit. Und er starb nicht, bis er 300 Jahre alt am norwegischen Hofe sich taufen ließ und die Kerze, die Gabe heidnischer Götter, dem neuen Glauben opferte und verbrannte, worauf auch er sogleich starb. Diese Erzählung ist dieselbe wie in der griechischen Sage die von Meleager. Als dieser sieben Tage alt war, kamen die Nornen zu seiner Mutter Althaa und sagten ihr: Wenn das Holzstück, das eben auf dem Herde brennt, verbrannt sein wird, wird der Knabe sterben. Althaa löschte damals den Brand aus und hob ihn heilig in einem Kasten auf, aber als sie nachher aus Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder durch ihren Sohn den Brand vollends von der Flamme verzehren ließ, starb Meleager sogleich. Solche auf ursprüngliche Stammgleichheit der germanischen und griechischen Sage beruhende Erzählungen sind z. B. folgende: Des Königs Thorri von Duenland Tochter Goe wurde geraubt; da befohl der Vater seinen Söhnen Norr und Goe, auszugehen, um die Schwester zu suchen, und nicht eher nach Hause zu kommen, bis sie sie gefunden. Sie finden sie nicht und bleiben deshalb im Ausland, wo sie sich niederlassen und Reiche gründen. Dies ist die Geschichte von dem Raube der Europa in der griechischen Sage. Der bekümmerte Vater Agenor schickt seine Söhne Phänix, Alir, Kadmos und Thafos auf Nachforschungen nach der Schwester aus mit dem Gebote, ohne sie nicht das

Heimatland zu betreten. Und da die Brüder sie nicht finden, so bleiben sie in der Fremde und lassen sich an verschiedenen Orten nieder und werden Stifter neuer Reiche und Völkerschaften. Und wenn das deutsche Heldenbuch erzählt, daß sich Sigfried mit der aus den verbrannten Drachen und Wurmern entstehenden Flüssigkeit am ganzen Leibe bestrichen habe und so am ganzen Leibe mit einer höرنernen Haut bedeckt und dadurch unverwundbar geworden sei, bis auf eine Stelle zwischen den Schultern, die er nicht mit bestrich, weil sich ein Lindenblatt dort angehängt: ist dies nicht dieselbe Geschichte, welche die griechische Sage von Achilles erzählt? Seine Mutter Thetis wollte ihn nämlich dadurch unverwundbar machen, daß sie ihn in den Styx tauchte, aber an die Ferse, wo sie ihn hielt, war das stählende Wasser nicht gekommen, und da traf ihn der Todespfeil vor Troja, daß er starb. Wenn von Helgi in der nordischen Sage erzählt wird: er war der Balthyr Esva verlobt, durch seinen frühen Tod wurde dieser Liebesbund getrennt, indeß — wie um zu zeigen, daß treue Liebe ewig sei und über das Grab hinüberdauere — unter andern Namen lebten sie wieder auf und freuten sich nun ihrer Vereinigung: — so ist es dieselbe Idee, welche der griechischen Sage zu Grunde liegt, nach welcher Iphigenia dem Achilles zur Gattin bestimmt ist, ihm aber durch das Schicksal entrisen wird, jedoch nach ihrem Tode wieder als Deïfloschia auf der Insel Leuce auflebt und dem Achilles vermählt wird. Auch der Drache als Wächter von Schätzen und heiligen Orten ist der germanischen und griechischen Sage gemeinschaftlich.

Die Sagas historischen Inhalts erzählen besonders isländische Geschichte und zwar theils die Geschichte einzelner Männer, z. B. die Vigastyr-Saga, die Vigaglum-Saga u. s. w., besonders von Stalben und später von Bischöfen; theils Familien-, wie die Laxdöla-Saga, theils Stamm-, wie die Vatnsdöla-Saga, theils und zwar zumest Landesgeschichte, z. B. das Landnamabok; ferner von den auswärtigen Eroberungen der Isländer, z. B. der Orkney-Inseln in der Orkneyinga-Saga, der östlichen Inseln in der Eyrbyggja-Saga. Aus diesen Sagas entstanden später die historischen Bücher der altnordischen Literatur. Der Erste, der die historischen Sagas aufschrieb und den Stoff chronologisch ordnete, war Are der Weise, aber die erste pragmatische Geschichte schrieb Snorre Sturleson, der 1241 als norwegischer Statthalter auf Island ermordet wurde. Sein berühmtes Werk sind die norwegischen Königsagen (Noregs konunga sögur) oder nach seinem Anfange Heimskringla (der Weltkreis) genannt. Es enthält mehrere Sagen, von denen die erste die Ynglinga-Saga, nach einem Gedicht Thiodolfs, des Hofstalten bei dem norwegischen Könige Harald Schönhaar, auf Island geschrieben ist und die Vorfahren Harald's bis ins dreißigste Glied zurückführt. Diese Königsagen haben mit den griechischen das gemein, daß sie die Ahnen der Könige und Dynastien bis auf göttlichen Ursprung zurückführen, denn wie dort die Könige und Fürsten Götter- und Heroensöhne sind, so auch hier.

Von dem Entstehen der Heimskringla hat man eine wunderbare Sage; Snorre Sturleson soll nämlich die vorhandenen Sagen vorgenommen haben, gestrichen, was ihm mißfiel, Auszüge aus Dem gemacht, was zu weitläufig gewesen, Einzelnes berichtigt, an andern Orten mehrere Strophen aus alten Gedichten zugesetzt haben. Um die Herausgabe der altnordischen Sagas hat sich besonders die königliche Gesellschaft für die nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen sehr verdient gemacht; die durch ihre Mitglieder veranstaltete Sammlung der Fornmanna Sögur begreift vor der Hand die auferisländischen, die isländischen selbst werden nachfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Von H. A. Baron von St...t. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift, der über sich selbst und über seine persönlichen Verhältnisse, in denen er namentlich in Griechenland gewesen, sich nicht näher ausspricht, hat in derselben zunächst einen Beitrag zur Geschichte der griechischen Revolution, zur Geschichte Griechenlands, von dem Jahre 1833 bis zum Jahre 1844 geben wollen, dabei aber auch zugleich die Absicht gehabt, eine richtige Beurtheilung der griechischen Nation zu vermitteln. In Bezug auf jene Verhältnisse bemerkt der Verf. in der Vorrede nur so viel, daß er zwölf Jahre in Griechenland sich aufgehalten habe (wahrscheinlich also von 1832—43), und daß er theils durch seine amtliche Stellung, theils durch den Umgang mit bairischen Offizieren und mit einer großen Anzahl von Griechen, „die ich wol den Kern des griechischen Volks nennen kann“, mehr als viele Andere in den Stand gesetzt worden sei, sich ein umfassendes und namentlich unparteiisches Bild von dem Zustande des Landes während jener Jahre zu entwerfen. Dies, in Verbindung mit den im Auslande verbreiteten falschen Nachrichten und Schilderungen über Griechenland, bestimmte ihn zu den vorliegenden Berichten, in denen und durch welche er auch die Überzeugung begründen wollte, daß „die Septemberrevolution so wie alle vorhergehenden Misverhältnisse nicht durch die so oft denuncierte Unbankbarkeit und Ungehorsamkeit des Volks veranlaßt worden seien, sondern durch die verkehrten Maßregeln der Regierung und durch die Art und Weise, in welcher viele Beamte und Offiziere die Befehle ihrer Vorgesetzten vollzogen und sich überhaupt gegen das griechische Volk benahmen“. In Folge dieser seiner Überzeugung war nun freilich der Verf. genöthigt, einem großen Theile der Griechenland regierenden Baiern und der sich ihnen anschließenden Griechen anklagend gegenüberzutreten; allein nach Demjenigen, was er zur Begründung dieser Anklagen Thatssächliches mittheilt, und was auch bereits von anderer Seite her bekannt geworden ist, kann man die Anklagen nur für gerecht und für begründet anerkennen, und es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er namentlich die unverdienten Vorwürfe, welche man so lange dem griechischen Volke gemacht hat, zu entkräften sich bemüht hat. Sollte es auch bisweilen den Anschein gewinnen, als übertriebe der Verf. hin und wieder die Anklagen und die der Baiernherrschaft in Griechenland so höchst ungünstigen Urtheile und Ansichten, so kann er doch jedenfalls damit allein, daß man seine Schrift als eine gemeine Schmähschrift gegen die Baiern bezeichnen, wie bereits geschehen ist, nicht abgefertigt und widerlegt werden.

Die Schrift selbst zerfällt in drei Abschnitte, insofern der Verf. theils die Periode der Regentenschaft, von 1833 bis zum

20. Mai (1. Juni) 1835, theils die erste Hälfte der Regierung des Königs bis zum 24. Dec. 1839 (3. Jan. 1840), theils die zweite Hälfte derselben bis zum April 1844, besonders ins Auge faßt und behandelt. Die Charakteristika, welche auch hier von den einzelnen Mitgliedern der Regentschaft entworfen wird, namentlich auch insofern sie den verschiedenen fremden Parteien angehörten, und mithin einem auswärtigen Einflusse sich hingaben, mit dem sich die Sorge für die wahren Interessen Griechenlands nicht vertragen konnte, begründet auch von dieser Seite her und von neuem die Überzeugung, daß man es von Seiten des Auslandes theils bei der Begründung des Königreichs Griechenland, theils bei der Wahl der fernerweiteten Mittel und Maßregeln zur angeblichen Beglückung des griechischen Volks und der Behandlung des griechischen Staats und seiner Regierung von keiner Seite wahrhaft gut und aufrichtig mit Griechenland gemeint habe. Es ist das eine Wahrheit, die nicht erst vom Jahre 1832 datirt, die vielmehr schon vom Jahre 1821 sich herschreibt, und im Fortgange der Zeit vielfach sich bewährt und auch noch in der neuesten Zeit ihre Bestätigung gefunden hat.

Ebenso streng und unparteiisch, wie der Verf. über die Regentschaft sich ausspricht, beurtheilt er auch die Fremden in Griechenland, die Angestellten und Beamten, welche die Regentschaft mitbrachte, oder die ihr folgten, sowie die Eingeborenen und Philhellenen, die sie vorfand. Dies waren die Elemente, die der König bei seiner Ankunft in Griechenland antraf und die sich der Regierung darbieten; allein sie wurden von letzterer nicht zum Besten Griechenlands, noch weniger zum Besten der griechischen Staatskasse benutzt. Ohne Rücksicht auf Beides wurde das Land als eine bairische Colonie, als eine bairische Provinz betrachtet und behandelt; ohne Umsicht, ohne Kenntniß der Personen und der Verhältnisse, nicht nach reiflicher Erwägung der Nothwendigkeit, sondern nach bloßer Willkür wurden die Beamten und Militärs aus den sich Meldenden, aus den Ankömmlingen gewählt, und vorzugsweise waren es Baiern, die man wählte. Es ist in der That kaum glaublich, welche Mißgriffe in dieser Hinsicht gemacht wurden, und welche Willkürlichkeiten schon in München von Seiten der Regentschaft begangen worden waren. Ein Beweis, wie man in dieser Beziehung das Interesse Griechenlands vor Augen hatte, ist unter vielen, die man in der That nicht ohne Unwillen hier liest, der eine, daß alle Montur- und Rüstungsstücke, die in den bairischen Magazinen übrig waren und ihrer Qualität halber nicht verwendet werden konnten, schlechtes Luch, alte Flinten u. s. w. von bairischer Seite an die griechische Regierung verkauft wurden, ohne nur daran zu denken, ob die Art und Weise, eine griechische Armee so zu armiren oder einzukleiden, auch die zweckmäßigere sei oder nicht. Überhaupt geschahen gerade in Betreff der Einrichtung und Uniformirung der griechischen Armee von Seiten der Regentschaft die unerklärlichsten Mißgriffe, die ebenso sehr eine Folge der wenigen Rücksichten waren, welche man auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes und auf dessen wahre Bedürfnisse nahm, als sie mit bedeutenden Geldopfern verbunden waren, die nachher geradezu als ganz vergeblich erschienen, aber doch immer von dem griechischen Staatschätze getragen werden mußten. Da wird denn auch die Verschleuderung der Staatseinnahmen, besonders auch der 60 Mill. gar sehr erklärlich, und die Behauptung findet ihre Begründung, daß von diesen 60 Mill. das Wenigste Griechenland zu Gute gegangen sei.

Die oben erwähnte einseitige Bevorzugung der Baiern und die willkürliche, aber gewissenhafte Hintansetzung der Griechen war einer der Hauptmißgriffe, der in Griechenlands Verwaltung von der Regentschaft gemacht wurde, und er ward die Hauptquelle des erwachenden Fremdenhasses. Die nachtheiligen Folgen davon für die Meinung des Volks im Verhältnisse zur Regentschaft; der verderbliche Eindruck auf das Vertrauen der Griechen; ihre Unzufriedenheit von Haus aus mit der Lage der Dinge; dies Alles konnte nicht ausbleiben und war also

erklärlich genug, selbst insofern diese Hintansetzung der Griechen und die Bevorzugung der Baiern auf Kosten der Griechen, die ihr Vaterland befreit hatten, während die Baiern höchstens erst Verdienste um Griechenland sich hätten erwerben können, die Griechen geradezu zum höchsten Unwillen, zur Verzweiflung, — zum Räuberhandwerke trieb. War demnach das erste Auftreten der Regentschaft in Griechenland nicht sehr geeignet, einen günstigen Eindruck auf die Eingeborenen zu machen; mußte es sie vielmehr gegen die neue Ordnung der Dinge stimmen, zumal gerade gleich im Anfange die Regentschaft Machiavellistische Grundsätze entwickelte, und sie die Parteien sowie den Parteigeist zu erhalten sich bemühte: so änderte sich dies Alles im Fortgange, besonders bei dem gesunden Sinne der Griechen, die, wie dies v. Maurer ihnen bezeugt, „von Rationalität einen hohen Begriff haben“, durchaus nicht zum Bessern. Daß die Regentschaft, wie das von der griechischen Nation erwartet wurde, der es von Seiten der bairischen Regierung und von den drei Großmächten ziemlich ausdrücklich zugesagt worden war, damals den Griechen nicht eine Constitution gab, muß ebenfalls als ein großer Fehler gelten; und jedenfalls wußte man, wenn man vielleicht der Meinung war, daß es, trotz der gegebenen Zusage, doch nicht an der Zeit sei, dies damals zu thun, um so weniger nach Laune und Willkür, um so weniger auf eine volkswidrliche Weise und despotisch, gleichsam als wäre das Land eine eroberte Provinz, Griechenland behandeln. Belege dazu, daß dies gleichwohl geschah, finden sich hier in Menge, und sie finden von anderer Seite her, z. B. in dem Buche des oberwähnten v. Maurer selbst, bekanntlich eines früheren Mitglieds der Regentschaft, ihre vollkommene Bestätigung. Zu den offensbaren Mißgriffen und Fehlern der Regentschaft kamen nun auch noch die einseitigen Einmischungen der fremden Gesandten, nicht im Interesse Griechenlands, aber auch kaum im Interesse der Regentschaft, sondern nur im Interesse der Zwecke der einzelnen Regierungen, die ein kräftiges und wahrhaft selbstständiges und freies Griechenland niemals gewollt, vielmehr dasselbe zu einem außerordentlichen Stiechthume verdammt gehabt, und nunmehr die Ärzte bei demselben, ob zur Wiederherstellung oder zu einem andern Zwecke, ist nicht bekannt worden, machten. Diese Einmischungen hatten namentlich in Betreff des griechischen Volks nun auch noch den unmittelbaren Nachtheil, daß auch von dieser Seite her der Parteigeist immerwährende Nahrung erhielt, und durch diese Parteien im Lande der auswärtige nachtheilige Einfluß sich um so mehr in Griechenland festsetzte: ein Nachtheil, der bis in die neueste Zeit geblieben ist, wiewohl es gewiß richtig ist, was der Verf. auch hier ausspricht, daß damals die ganze Nation zur Opposition gegen die Regentschaft gehörte, und wiewohl es für den ganzen Verlauf der griechischen Revolution gilt, daß das Volk niemals an den Streitigkeiten und Intriguen der einzelnen Parteien und der Parteihäupter Theil genommen habe. Dergleichen Streitigkeiten und gegenseitige Intriguen blieben nun auch unter den Regentschaftsmitgliedern selbst, wie bereits allgemein bekannt ist, nicht aus; und auch sie waren, wie ein Scandal an und für sich, so jedenfalls ebenso wenig für die Organisation Griechenlands vorthellhaft, als ein gutes Beispiel und Vertrauen erweckend für die griechische Nation. Diese Intriguen, namentlich zwischen Armansperg und v. Maurer, welcher letztere endlich weichen mußte, führten nun auch wieder untereinander zu wahren Scandalen, dergleichen hier ein Beispiel mitgetheilt wird. Überhaupt ist der Verf. dem Grafen Armansperg und seinem politischen Organisationstalent nicht besonders günstig gestimmt; aber auch hier steht er mit seinem Urtheile nicht allein da.

Von den einzelnen Maßregeln der Regentschaft bespricht der Verf. besonders ausführlich die Wahl der Hauptstadt und den Umzug von Rauplia nach Athen, und verbreitet sich über die angeblichen Gründe dieser Wahl sowie über die Wirkungen des Umzugs und über Das, was sich gegen die Wahl sagen ließ.

Aus finanziellen Gründen, aus Rücksichten auf den Handel und die Zukunft Griechenlands wäre jedenfalls, so meint er, dem Kaiser der Vorzug zu geben gewesen. Übrigens tadelt er namentlich die Art und Weise, wie man den Umzug beschleunigt und ihn mitten im Winter, ohne gehörige Vorbereitung, ins Werk gesetzt habe: er gibt die Schuld der Wahl Athens und der Beschleunigung des Umzugs von Nauplia nach Athen offen der Gräfin Armanberg!

Neben dem eigentlich geschichtlich-politischen Inhalt des Buchs wird auch eine kurze Übersicht der neu griechischen Literatur, eine Zusammenstellung der Schriftsteller, Dichter u. s. w. des neuen Griechenlands gegeben, allein sie ist so oberflächlich und so ungenügend, daß es besser gewesen wäre, sie ganz wegzulassen, zumal sie gar nicht hierher gehört. Ebenso wenig ist dies der Fall in Betreff Dessen, was von Sitten und Gebräuchen der Neugriechen mitgetheilt wird, und es scheint das Ganze in dieser Hinsicht nur auf eine Art von Buchmacherei hinauszukommen. Dagegen ist das über die innern Verhältnisse und Zustände des Landes, über Grundeigenthum, Landescultur, Steuererhebung u. s. w. Mitgetheilte von besonderm Interesse.

Auch nachdem der König Otto die Regierung am 20. Mai (1. Juni) 1835 selbst übernommen hatte, blieben die frühern Übelstände aus der Zeit der Regentschaft mit den Grundfäden, nach welchen man verfuhr, dieselben; sie lassen sich auf alles Das zurückführen, was eine Fremdherrschaft gehässig macht, die nicht zum wahren Wohle des anvertrauten Landes und Volkes verfährt. Dem König Otto konnte dies nicht als Schuld angerechnet werden; es war vielmehr nur die Folge der Beibehaltung Armanberg's als Staatskanzlers und Ministerpräsidenten, mit Allem, was damit zusammenhing. Das Verhältniß wurde auch dann nicht besser, als Armanberg im Febr. 1837 entlassen worden und Rudhart an seine Stelle getreten war, wenn schon es nicht an seinem guten Willen, sondern vornehmlich daran lag, daß er nur kurze Zeit in Griechenland blieb. Rudhart zog sich zurück, „als er sah, daß es ihm unmöglich sein dürfte, mit den Intriguen der Diplomaten einen siegreichen Krieg zu führen, die Parteilungen, die im Lande von jeher existirt hatten und von der Regentschaft und dem Grafen v. Armanberg nur noch mehr unterhalten und zu gegenseitigem Haß aufgeregt worden waren, zu vereinen, die zerrütteten Finanzen zu ordnen und den den König umgebenden Personen, fremden und einheimischen Ursprungs, die Spitze zu bieten.“ Daß Rudhart zur russischen Partei sich gehalten, konnte ihm freilich bei der Nationalpartei und bei der ganzen Nation nicht besonders vorthellhaft sein. Dem griechischen Volke selbst übrigens, in seiner Gesamtheit, nicht den Parteien und gewissen ungrischen Klassen und Kasten, läßt der Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren. Nach Rudhart's Austritt bildete sich nach und nach eine Camarilla zwischen König und Volk, die Jenen von diesem trennte und es zu verhindern wußte, daß Ersterer die Wahrheit über den Zustand des Landes und über die Bedürfnisse des Volkes kennen lernte. Dazu kam, daß jetzt mehr denn je die fremden Diplomaten sich Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Griechenlands zu verschaffen wußten, was nur möglich war, wenn die verschiedenen Ministerien von Männern ihres Anhangs verwaltet wurden. „So wurde es dem König auf alle nur erdenkliche Weise erschwert“, heißt es, „entweder seinem eigenen und gewöhnlich so richtigen Urtheile zu folgen, oder auch die Stimme des Volkes, die mehr oder weniger durch die Zeitchriften bekannt wurde, zu vernehmen, und es kann bis zum Jahre 1844 dem König nicht zugerechnet werden, wenn er häufig, durch die Verhältnisse zu den Mächten gezwungen, Minister gegen die eigene innere Überzeugung ernannte, oder, was noch viel schlimmer war, durch seine Umgebung verleitet wurde, Männern Portefeuilles anzuvertrauen, welche die auf sie gefallene Wahl ganz und gar

nicht rechtfertigten.“ In dieser Weise schleppt sich die fernere Geschichte Griechenlands auf einem Felde fortwährender Intriguen bis zum 3. (15.) September 1843 fort, wo sich das Volk durch einen Act der Selbsthilfe von der Fremdherrschaft, von der oberwähnten Camarilla befreite, und in Folge dessen bekanntlich Griechenland eine Constitution erhielt. Man kann, wie man auch sonst hierüber denken mag, den Griechen, um deren Wohl und Behe es allein sich handelt, diesen Schritt an und für sich nicht verdenken, wenn man liest, was der Verf. hier aus dem Jahre 1836 bemerkt, was aber auch noch bis zum 3. September 1843 seine Geltung hatte: „In den Herzen der Griechen hatte bei Anfang des Kampfes für Freiheit und Religion die Sehnsucht nach dem Wiederaufleben der frühern Zustände der Hellenen gelebt, die einst reich an dem goldenen Schätze der Kunst und Wissenschaft, an denkenden Geistern und begeisterten Sängern, Griechenland zum leuchtenden Stern der Cultur gemacht hatten, mußten jedoch, von dem Drucke und dem Unglücke der nun fast vier Jahre in Griechenland waltenden Regierung, an jeder Hoffnung eines schnellen Fortschreitens auf der Bahn zur Erreichung des erstrebten Ziels verzweifeln. Diese Verzweiflung bildete, nachdem sie sich jedem Einzelnen mittheilte, einen heiligen und unverwundbaren Haß des größten Theils der Nation gegen die herrschende Regierung, die kein Herz zu ihnen herübergebracht hatte, fremd und ohne allen Antheil dem Verderben der Einzelnen zuseh, und so das Versinken des durch so viele Stürme endlich in den Hafen gelangten Volks herbeiführte, und die fast in keiner Beziehung zu den Bewohnern des Landes stand, als um es auszusaugen und zu belasten.“

Kann Rec. die Wahrheitsliebe des Verf. durchaus nicht verdächtigen, so muß er auch das vorliegende Buch als ein solches betrachten, das nicht ohne geschichtlichen Werth ist. Mehr in das Einzelne desselben einzugehen, als Rec. gethan hat, war nicht nöthig und thöulich; und er will nur noch bemerken, daß man durch unverantwortliche Entstellungen der Eigennamen selbst höchst unangenehm berührt wird. 1.

Literarische Notiz aus England.

„My adventures“, von Col. Montgomery Maxwell (2 Bde., London 1845), enthalten Mancherlei, wofür deutsche Übersetzer mit Gewissheit auf den Dank der Bibliotheken rechnen können. Als da sind: ein geschmeidiger Militärcoder der in Feldlagern üblichen Moralität, petulante Äußerungen, scandalöse Anekdoten, immer noch schmachtend, wenn auch 21 Jahre alt, angenehmes Geschwätz über nichts, unbändig viel Liebesabenteuer, Geschichten von Tänzerinnen, Opernsängerinnen und gefälligen Ehemännern, und ja nicht zu vergessen, schon weil es einen ansehnlichen Theil des Buchs füllt, ein nach der Uhr des englischen Consuls 25 Minuten langes Gespräch mit Napoleon, dem Favoriten des Verf. Es ist wahr, in dem ganzen Gespräche zwischen Napoleon, dem Verf. und fünf oder sechs seiner Kameraden kommt nicht eine einzige Frage, nicht eine einzige Bemerkung vor, die des Aufzeichnens werth erscheint. Aber wahr ist auch, daß dessenungeachtet das Gespräch sich sehr hübsch liest, wie denn überhaupt die gewandte Feder des Verf. und sein ebenso scharfer als schneller Blick, wo es sich um Darlegung eines Charakters handelt, unbedingte Anerkennung verdient. Schauplatz der geschilderten Ereignisse ist hauptsächlich Sicilien, Italien, Elba und gegen den Schluß ein Theil Frankreichs. Gelegenheit, sie zu erleben, hat dem Verf. der englische Feldzug von 1814 in Sicilien, Calabrien, Toscana und Piemont geboten. Indessen werden außer der Einnahme von Genua und der einem alten Soldaten in den Mund gelegten Beschreibung der Schlacht von Marengo keine Waffenthaten berichtet. 16.

Donnerstag,

Nr. 79.

20. März 1845.

Über altnordische Literatur.

(Schluß aus Nr. 78.)

Von allgemeinem Interesse sind noch die altnordischen Rechtsbücher. Es gab deren schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts, das älteste geschriebene war die noch vorhandene Gragas (Gragans), angeblich so geheissen, weil das Buch in ein Gänsefell eingebunden war. Es war von dem Lagmann Gudmund Thorgeirson nach des Lagmann's Ulfliot im 10. Jahrhundert gemachtem Gesez zusammengestellt und galt bis 1273, wo Island an Norwegen fiel und so norwegisches Gesez erhielt. Das altnordische Recht ist wichtig zum Beweis für das Alter der Sagas und zur Kenntniß des nordischen Alterthums, denn es ist sehr genau in der Aufzählung der einzelnen bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse. Die Rechtsfälle scheidet es mit Scharfsinn und ist gerecht in seinen Entscheidungen. Die Humanität der Scandinavier leuchtet daraus hervor, daß nicht nur Arme und Knechte, sondern sogar Thiere in den Gesezen berücksichtigt sind. Dies beweist auch hinlänglich gegen die gewöhnliche Annahme, daß in Sitte und Leben der alten Scandinavier das Ideal rohesten Barbarenthums zu finden sei. Dagegen vermahrt sie auch Hr. Dietrich, indem er Vorrede S. xii, Note 2 anführt, daß sie für Liebe und Wohlwollen zeichnen, für Gnade und Erbarmen sieben Ausdrücke haben und daß die Zartheit der Charaktere in den Heldenliedern allgemein anerkannt ist.

Doch es wird für die Unterhaltung nun wol genug sein, nun noch ein Wort über das Buch selbst, welches die Veranlassung zu dieser Mittheilung gab. Nach der Vorrede (S. ix—xvi) folgt (S. xix—liv) eine Einleitung, die eine Übersicht der altnordischen Literatur gibt. Dies ist eine sehr verdienstliche Arbeit und sie ist von Dem, was von dem Buche Hrn. Dietrich selbst gehört, leicht das Beste. Er scheidet in der altnordischen Literatur, deren Grenze er im Wesentlichen mit dem Ende des 14. Jahrhunderts annimmt, in zwei Perioden, deren erste die Zeit bis zum 12. Jahrhundert begreift, wo das poetische, volksthümliche, heidnische Element vorwaltet; die zweite vom 12. bis 14. Jahrhundert, wo Prosa, Gelehrsamkeit, Christenthum in die Literatur eingriffen und, je herrschender diese wurden, eben die Literatur zu

ihrem Schluß brachten. In recht geordneter Weise werden die einzelnen Arten der Schriftwerke aufgeführt, bei einigen ihr Inhalt kurz angegeben und über die Zeit ihrer Abfassung nach bereits abgeschlossenen Untersuchungen oder hin und wieder auch nach eigenem Urtheil gesprochen.

Es folgt der Text (S. 1—196) sehr sparsam in zwei Spalten gedruckt; so hat ein wahrer Reichthum von Lesebüchern gegeben werden können. Es sind deren 66, von verschiedenem Inhalt, theils größere, theils kleinere, mehrere Stücke sind nicht bloße Fragmente, sondern ganze Texte, z. B. die Völo-spa oder Vaulu-spa, die Hymisquida, die Erymsquida, das Havamal, die Fridthjofs-Saga, die Ralmarsche Unionsurkunde u. m. a., wodurch das Buch einen noch größern Werth bekommt und mehr als ein Lesebuch von der gewöhnlichen Qualität ist. Denn die Texte altnordischer Schriftwerke sind sehr theuer und deshalb selten, und man muß es Hrn. Dietrich Dank wissen, daß er so mehrere altnordische Gedichte und Sagen uns zugeführt hat. Mit der durchgeführten Consequenz in der Oethographie der einzelnen Texte, wovon in der Vorrede S. xiii fg. Rechenschaft gegeben wird, kann man sich für diesen Zweck, d. h. für ein zunächst für den Unterricht bestimmtes Lesebuch, wol einverstanden erklären. Die Texte sind guten Ausgaben entnommen. Man wird einen großen Unterschied finden, wenn man die Völo-spa in unserm Lesebuch, nach der kopenhagener Ausgabe der Sámund'schen Edda abgedruckt, mit der Ettmüller'schen Ausgabe dieses Gedichts vergleicht, und man wird wol unbedenklich dem vorliegenden Texte beizeitem den Vorzug einräumen müssen.

S. 197—226 ist eine „grammatische Übersicht“ zumeist nach Grimm (vgl. Vorrede, S. xiii) gegeben. Es ist dabei zu loben, daß vorzüglich die Lautlehre berücksichtigt und immer Vergleichung mit den verwandten Sprachen, besonders der gothischen, angestellt ist. Überhaupt aber ist diese Zugabe nichts Unnötiges, denn in Deutschland gibt es noch gar keine altnordische Grammatik, denn die unverantwortliche Arbeit Wienbarg's in der Übersetzung der kurzgefaßten Anleitung zur altnordischen Sprache von Rask (Hamburg 1839) kann unmöglich gerühmet werden. Denn so wenig hat dieser Übersetzer die Sprache verstanden, daß er z. B.,

während Rast die Casus so ordnet: Nom. datr, Accus. dal, Dativ. dal, Gen. dals, die gewöhnliche Reihenfolge der Casus zurückführt, aber die Formen in jener Reihenfolge stehen läßt, wodurch die monströse Declination entsteht: Nom. datr, Gen. dal, Dativ. dal, Accus. dals. So etwas ist wol noch nicht dagewesen. Ich wollte das nur erwähnen, um mich zu rechtfertigen, wenn ich sage, daß es noch keine altnordische Grammatik im Deutschen gibt und daß Hrn. Dietrich's Zugabe zu seinem Lesebuche willkommen sein muß. Nur kann ich nicht verhehlen, daß mir der Name grammatische Übersicht oder vollends übersichtliche Grammatik — wie auf dem Titel steht — etwas mehr zu versprechen scheint, als gegeben ist, denn die Formenlehre allein bildet nicht die Grammatik. Auch findet man es nirgend begründet, daß hier das Verbum dem Nomen vorangestellt ist. In einer Anmerkung ist (S. 199) auch von den Runen geredet: vielleicht hätte dieser Bemerkung eine passendere Stelle gegeben und namentlich in der Einleitung (S. xxv) die immer noch hin und wieder geglaubte Ansicht, daß die Stabdengefangen anfangs ihrem Hauptinhalte nach mit Runen in Holz geschnitten und erst nach Einführung der römischen Schrift durch Bischof Islef in der Mitte des 11. Jahrhunderts in diese Schrift umgeschrieben worden wären (vgl. „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde“, S. 10), widerlegt werden können. Hr. Dietrich bemerkt, man habe auch später noch Runen zur Verzierung, einzelne als Abkürzung, z. B. Y für madr (Mann) gebraucht. Einen andern Gebrauch weist Ettmüller (Bauku-spa, Einleitung, S. xlii) nach, nämlich als eine Art Zeichenschrift in Zaubersprüchen, wie A für yr (Wogen) steht. Ich möchte fast eine Spielerei, ähnlich unsern Rebus, darin erkennen.

Das Glossar (S. 229 — 288) ist eine unentbehrliche Zugabe für ein solches Buch, zumal da das Diönn-Halborson'sche von Rast herausgegebene isländische Wörterbuch beim Lesen der Edda durchaus nicht ausreicht. Hr. Dietrich hat sein Glossar mit Fleiß ausgearbeitet, doch möchte ich zweifeln, daß man ohne weitere Beihülfe damit zum Verständnis des ganzen Textes und insbesondere einzelner Lesestücke aus späterer Zeit, z. B. der Unionsurkunde, gelangen kann.

Julius Rabe.

Zaschenbücherschau für das Jahr 1845.

Dritter und letzter Artikel. *)

13. I r i s.

Der größte Wunderthäter ist und bleibt der Genius. Er kann die gewöhnlichsten Karten auspielen und wird dennoch das Spiel gewinnen. Er bedarf zu seinen Schöpfungen keines großartigen Stoffes, keiner zeitgeistschwängern Ideen, keiner patriotischen Tendenzen, keiner spannenden Situationen, keiner blendenden Gedanken, keiner pikanten Diction — und doch besitzen dieselben eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Mit wenigen, unbedeutend scheinenden Worten hat er uns wie die Epinne ihren Fang in einem Netze unzerreißbarer Fäden ge-

fangen. Die leiseste Berührung reicht hin und er hat uns wie ein Magnetfeuer vollkommen in seiner Gewalt. Er braucht nur das Augenlid zu bewegen und er zieht uns wie die Geliebte mit einem verführerischen, kaum bemerkbaren Liebesblick in einen Zauberkreis, aus dem wir uns nicht wieder losreißen können, bis er selber den Zauberspruch löst. Diese Macht im Kleinen, diese gewaltige Wirkung mit geringen Mitteln — wodurch wird sie erreicht? Das hat noch Keiner verrathen! Es bleibt ein Arcanum, zu dem sich Jeder das Recept selber erfinden muß. Man freut sich seines Wohlgeschmacks, man fühlt seine Wirkung, aber noch kein ästhetischer Feinschmecker hat die Ingredienzen herausgekostet, noch kein Kunstphilosophischer Kritiker hat es chemisch zerlegt und das Geheimniß seiner Composition nachgewiesen! So sehen auch wir uns außer Stande, die geheimen Elemente aufzudecken, durch welche eine Novelle dieses Taschenbuchs — „Der Hagestolz“ von Adalbert Stifter — so wundersam auf uns wirkt. Es ist die simpelsste Geschichte, die sich denken läßt, ja es ist, wenn man will, gar keine Geschichte: denn Alles, was darin geschieht, läßt sich in die drei Sätze zusammenfassen: Ein Jüngling, der nicht heirathen will, reist zu seinem Oheim, der ein Hagestolz ist — er langweilt sich einige Wochen bei ihm — kehrt wieder zurück und heirathet. Dieser Stoff ist, ohne daß eine anderweitige Verwickelung hinzugefügt wäre, zu einer Novelle von 114 Seiten ausgeponnen; wir erfahren darin nichts als die Schilderung der letzten 24 Stunden vor der Abreise, in denen Victor noch einmal mit seinen Freunden zusammen ist, seine Sachen zusammenpackt, mit seiner Pflegemutter und Pflegegeschwester abschiedswärmliche Gespräche führt und melancholisch in der Umgegend umherstreift; ferner die Schilderung der Reise, auf der ihm nichts passiert, als daß ihm der Esch aus seinem Vaterhause nachgelaufen kommt, sodann die Schilderung der Ankunft und des Aufenthalts bei seinem Oheim, wo er abgesperrt von aller Welt, beschränkt auf einen abgeschlossenen Raum einer sonst unbewohnten Insel, einen Tag fast ganz wie den andern hinbringt, bis ihm endlich der bisher kalt und lieblos erschienene Oheim eröffnet, daß Frau Ludmilla, Victor's Pflegemutter, seine frühere Geliebte gewesen und daß er bloß darum nicht geheirathet habe, weil sie seinen Bruder, Victor's Vater, ihm vorgezogen, von dem sie aber verlassen und erst nach dessen Tode zur Pflegemutter Victor's bestimmt sei. Ihn selbst habe man ganz übergangen, ihn nicht einmal zum Vormund eingesetzt, und doch habe er allein für ihn gesorgt, indem er ihm sein Vermögen gerettet und ihm die Möglichkeit einer selbständigen Existenz gesichert habe; und er möge nun eine Zeit lang reisen, um eine freiere Weltanschauung zu bekommen, und dann seine Pflegegeschwester Hanna heirathen, die er ja liebe, und so nachholen, was der Vater und der Oheim versäumt hätten. Dies sind sämmtliche Momente, auf die sich die Ausführung beschränkt, deren Dürftigkeit an eigentlichem Stoff so groß ist, daß es kinderleicht wäre, von dieser Seite die Novelle leer, langweilig, ja lächerlich zu finden, zumal in unserer Zeit, die so sehr nach großartigen, welterschütternden Effecten Verlangen trägt. Hundert andere Dichter wären auch an diesem Stoffe gescheitert. Sie hätten, wenn man ihnen die einfachen Ingredienzen zur weiteren gleich umfangreichen Verarbeitung übergeben, sicherlich eine so dünne, saft- und kraftlose, das Virgilische „Apparent rari nantes in gurgite vasto“ so trostlos verflinnende Suppe daraus gekocht, daß man ihr nach den ersten Löffeln gewiß erlaubt hätte, den Weg alles Spüßigen zu gehen. Was aber hat Stifter daraus gemacht? Ich kann nicht sagen: eine vortreffliche Novelle, eine ausgezeichnete Erzählung, denn als solche bietet seine Arbeit allerdings Anlaß zu vielen Ausstellungen — aber eine Dichtung, die durch und durch von rein poetischem Hauch durchweht ist, in der jedes Wort, jeder Gedanke an die Saiten unsers Innern schlägt und stets die volle Resonanz findet, die, was sie uns auch mit ihrem langsam historischen Fortschritt, mit der Monotonie ihres Details zumuthet, dennoch von Anfang bis zu Ende unser Interesse wach

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 288 — 295 und Nr. 296 — 300 d. Bl. f. 1844.

erschält — kurz eine Dichtung, die sich durch und durch als die Schöpfung eines Genies ankündigt, die Das, was ihr fehlt, nirgend vermiffen läßt und insofern bewährt, was Jean Paul sagt: „Sobald nur eine Sonne da steht, zeigt sie mit einem Gesicht eben so gut die Zeit als mit einem Obelisken.“ Durch welche Mittel sie diesen Eindruck hervorbringt? Ich habe schon erklärt, daß ich sie nicht zu nennen weiß. Ich könnte sagen: durch die Sannigkeit, Wahrheit, Unmittelbarkeit der Darstellung, durch die Fernhaltung alles von vornherein zugeschnittenen, Fertigen, durch die Ruhe, Natürlichkeit, Leichtigkeit, Sinnlichkeit des Stils u. s. w. — aber das wäre weiter Nichts; als was ich mit einem Worte Genialität genannt habe, und ich hätte somit nicht die Mittel, wodurch die Darstellung genial wird, sondern bloß die einzelnen Seiten der Genialität nachgewiesen. Statt aller weitem Beschreibung will ich dem Leser einige Proben geben, damit er in ihnen einen Maßstab für die Beurtheilung des hier gefällten Urtheils erhalte. Der Anfang der Erzählung lautet:

„Vor einem Hause, das auf einer Insel stand, saß ein alter, alter Mann und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn viele Jahre können sehen, wenn er überhaupt gern Augen zugelassen hätte, ihn zu sehen. Es saß nie ein Weib neben ihm, es ist nie ein Kind in den Schatten getreten, den er von der Bank auf den Sand warf, in dem Hause schwebte es, und wenn er hinein ging, schloß er selbst die Thür, und wenn er herausging, so öffnete er sie selbst. Weit weg von der Einsamkeit des Meeres, manche Tagereise weit, ist ein anderer Platz, wo Bäume grünen, Nachtigallen schlagen und mehr als fünf Jünglinge mitten in dem Brausen ihres Lebens gehen. Eine glänzende Landschaft ist rings um sie geworfen, Wolkenschatten fliegen und unten in der Ebene blicken die Thürme und Häuserlasten einer großen Stadt. Einer von ihnen rief die Worte: „Es ist nun für alle Ewigkeit beschloffen, daß ich nie heirathen werde.“ Es war ein schlanker Jüngling mit sanften Augen, der dieses gesagt hatte; die andern lachten, knickten Zweige, bewarfen sich und schritten weiter. „Wer wird denn heirathen?“ sagte ein Ackerer, „die lächerlichen Bande eines Weibes tragen, freiwillig ein Sklave sein, wie der Vogel auf den Sprossen des Käfigs sitzen?“ „Ja, du Narr, aber tanzen, verliebt sein, sich schämen — gelt?“ antwortete ein Dritter und es erschallte wieder Gelächter. „Dich nimmt ohnehin keine.“ „Dich auch nicht.“ „Was liegt mir daran.“ Die nächsten Worte waren nicht mehr verständlich. Noch ein lustiges Rufen kam zurück und dann nichts mehr; denn die Jünglinge gingen bereits auf der schiefen Fläche, die sich von dem Plage wegzieht, empor, und setzten ihre Wünsche in Bewegung. Weit links aber, jenseit der blauen Berge, die draußen am Horizonte glänzen, liegt die Insel, auf welcher der einsame Greis sitzt. Rüstig schreiten sie in der funkelnden Sonne hinan, ringdum sind grüne Zweige, und auf Wangen und Augen leuchtet die ganze unerschütterliche Zuversicht in die Welt. Um sie herum liegt der Frühling und ist ebenso unerfahren und zuversichtlich wie sie. Und ein Geplauder und ein fröhliches Sprechen tanzt von der beweglichen Zunge. Zuerst reden sie von Allem und oft Alle zugleich, dann reden sie von dem Höchsten, dann von dem Tiefsten, und Beides haben sie schnell erschöpft. Da wird die unendliche Freiheit vorgeschlagen, die Gerechtigkeit und die unbeschränkste Duldsamkeit, und wer dagegen ist, wird niedergeworfen und besiegt. Der Landesfeind wird zerstückt, und von dem Haupte der Helden leuchtet der Ruhm. Indessen grünen um sie her nur die Büsche, keimt nur die brüderliche Erde, und beginnt mit ihren ersten kleinen Frühlingsguthierchen wie mit Juwelen zu spielen. Dann singen sie ein Lied, dann jagen sie sich, stoßen sich gegenseitig in den Hohlweg oder ins Gebüsch, schneiden Rutschen und Stäbe und kommen dabei immer höher auf den Berg und über die Wohnungen der Menschen. Ach, welch ein räthselhaftes, welch geheimnißreiches, lockendes Ding ist die Zukunft: und wie klar und wie verbraucht liegt sie dann als Bergan-

genheit da! Wie diese Jünglinge karmen schon in sie hinein, als könnten sie dieselbe gar nicht erwarten. Der eine prahlte mit Dingen und Genüssen, die über seine Jahre gehen, der andere thut langweilig, als hätte er schon Alles erschöpft, und der dritte redet Worte, die er bei seinem Vater Männer und Greise hat reden gehört. Dann haschen sie nach einem vorüberflatternden Schmetterlinge, und finden auf dem Wege einen bunten Stein. Der Greis aber sitzt, schaut auf nichts, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenschein spielen um ihn.“

Die Naivetät seiner Darstellung spiegelt sich besonders in einem Gespräch zwischen Victor und Hanna ab, das wir uns nicht enthalten können ganz mitzutheilen:

„Später sah sie ihn wieder bei dem blauen Hollunder stehen, aber der Hollunder war viel näher an ihr als die Rosenhecke. Dann ging er wieder ein wenig weiter weg, und endlich kam er mit einem Male von der entgegengesetzten Seite zu ihr her und sagte: „Ich will dir etwas hineinbringen helfen, Hanna.“ „Rein, Victor, ich danke dir,“ antwortete sie, „es sind ja nur ein paar leichte Käppchen, die ich färbte und hier trocknen ließ.“ „Hat sie denn die Sonne nicht sehr ausgezogen?“ „Rein, dieses Violet muß man in die Sonne legen, vorzüglich in die Frühlingssonne, da wird es immer schöner.“ „Kun und ist es schön geworden?“ „Sieh' her.“ „Ach, ich verstehe es doch nicht.“ „Es ist nicht so schön geworden als die Bänder im vorigen Jahre, aber doch gut genug.“ „Es ist sehr feine Seide.“ „Sehr fein. Gibt es noch feinere?“ „Ja, es gibt noch viel feinere.“ „Und möchtest du recht viele schöne seidene Kleider haben?“ „Rein, es ist einerlei, die andern sind auch schön, und Seide ist ein stolzes Tragen und schickt sich nicht für alle Tage.“ „Ist der Seidenwurm nicht ein recht armes Ding?“ „Warum, Victor?“ „Weil man ihn tödten muß, um sein Gewebe zu bekommen.“ „Thut man das?“ „Ja, man siedet sein Gespinnst in Wasserdunst, oder raucht es in Schwefel, damit das Thier drinnen stirbt; denn sonst frisst es die Fäden durch und kommt als ein Schmetterling heraus.“ „Du armes Thier!“ „Ja, und jetzt trennt man ihn auch von seinem armen Vaterlande, siehst du, Hanna, wo er auf sonnigen Raubbeerbäumen herumkriechen kann, und füttert ihn in unsern Stuben mit Blättern, die draußen wachsen und nicht so heiter sind wie in ihrem Vaterlande. Und die Schwalben und die Störche und die andern Zugvögel gehen im Herbst von uns fort, vielleicht weit, weit in die Fremde; aber sie kommen im Frühjahr wieder — es muß die Welt doch eine ungeheure Größe haben.“ „Rein armer Victor, rede nicht solche Dinge.“ „Ich möchte dich um etwas fragen, Hanna.“ „So frage mich, Victor.“ „Ich muß dir noch vielmal danken, Hanna, du hast mir eine sehr schöne Geldbörse gemacht, das Gewebe ist so fein und weich und die Farben sind recht schön, ich habe sie mir aufbewahrt und werde kein Geld hineinthun.“ „Ach, Victor, das ist ja schon lange her, daß ich dir die Börse gab, es ist nicht der Mühe werth, daß du mir dankst — thue nur dein Geld hinein, ich werde dir immer wieder eine machen, daß du nie Mangel daran haben sollst. Ich habe dir noch etwas gemacht, das schöner ist als die Börse, aber die Mutter wollte, daß ich es dir erst heute Nachmittag oder morgen früh geben sollte.“ „Das freut mich, Hanna, das freut mich sehr.“ „Wo bist du denn den ganzen Nachmittag gewesen, Victor?“ „Ich bin an dem Bache hinaufgegangen, weil ich so Langweil hatte, ich habe immer in das Wasser hineingeschaut, wie es so eilig und emsig unserm Dorfe zurief, wie es so dunkel und helle ist, wie es um die Steine, um den Sand herum trachtet und dann doch nicht dableibt; ich habe das Steingewände angeschaut, das immer steht und auf die Wellen blickt, und ich bin endlich in den Buchenwald hinaufgegangen, wo die Stämme nach einem, zwei, zehn Jahren gewiß schon recht hoch sein werden, recht hoch. Dann ging ich so herum. Die Mutter hat mir auch von einem Platz erzählt, wo ein breiter Stein liegt, eine große Buche steht, die einen langen Ast tief unten ausstreckt, und wo ein Wasser rinnt: ich habe den Platz

suchen wollen, konnte ihn aber nicht finden.» «Ach, das ist das Buchendäumlein im Hirschbühl, ich weiß es recht gut und werde es dir morgen zeigen, wenn du willst.» «Morgen bin ich ja nicht mehr da, Hanna.» «Ach so, morgen bist du nicht mehr da. Ich meine immer, daß du stets da sein sollst.» «Ach nein. Liebe Hanna, theile diese seidenen Flecken ab, ich will sie doch hineintragen helfen.» «Ich weiß nicht, wie du heute bist, Victor; die Sache ist ja so leicht, daß ein Kind das Beinfache davon tragen könnte.» «Es ist auch nicht der Schwere wegen, sondern ich möchte dir's nur tragen.» «Nun so trage einen Wehl. Willst du schon ins Haus hineingehen, so raffen wir schnell zusammen, was noch da ist, und gehen.» «Nein, nein, ich will nicht hineingehen, es ist ja nicht so spät, ich möchte noch im Garten bleiben — und das von der Börse ist es nicht allein, was ich dir zu sagen habe.» «So rede, was ist es denn?» «Die vier Tauben, die ich bisher ernährt habe — sie sind freilich nicht so schön, aber sie erbarmen mich doch, wenn sie nun Niemand haben, der sie pflegt.» «Ich will sorgen, Victor, ich will sehr gut sorgen. Den Schlag will ich ihnen öffnen und Abends schließen, Futter geben, Sand streuen und mit ihnen von dir reden.» «Und dann muß ich dir noch danken für die viele Leinwand.» «Um Gotteswillen, ich habe sie dir ja nicht gegeben, sondern die Mutter, und wir haben noch genug in unsern Schreinen, daß sie uns gar nicht abgeht.» «Das kleine silberne Kästchen, weißt du, das wie ein Trübselchen aussieht, mit der durchbrochenen Arbeit und dem kleinen Schlüsselchen, das dir immer so sehr gefallen hat, das habe ich gar nicht eingepackt, weil ich es dir zum Geschenk dalasse.» «Nein, das ist zu schön, das nehme ich nicht.» «Ich bitte dich, nimm's, Hanna, du thust mir einen sehr großen Gefallen, wenn du es nimmst.» «Wenn ich dir einen sehr großen Gefallen thue, so will ich es dir aufheben, bis du wieder kommst, und es dir recht sorgfältig bewahren.» «Und die Ketten pflege, die armen Dinger an der Planke — hörst du — und vergiß den Spiz nicht; er ist zwar schon alt, aber ein treues Thier.» «Nein, Victor, ich vergesse ihn nicht.» «Aber das ist ja Alles nicht, um was ich dich fragen wollte — ich muß dich noch um etwas Anderes fragen.» «So frage nur, Victor.» «Ob du böse bist auf mich?» «Wie redest du nur, ich bin ja in meinem ganzen Leben nicht böse auf dich gewesen.» «Die Mutter meint — weil ich oft mit dir gezankt habe —, daß es nicht gut war, und es war auch nicht gut.» «Nein, nein, Victor — du bist ja der beste Mensch, den es auf Erden gibt; es kann nie einen bessern geben.» «Ja, du bist besser, Hanna. Du bist immer die Gequälte und Geduldige gewesen, ich weiß es.» «Victor, ängste mich nicht; das kommt dir nur heute so vor.» «Nein, das wußte ich immer, daß du zu gut gegen mich warst, ich erwog es nur nicht — höre mich an: dir, o Hanna, will ich mein ganzes Herz ausschütten; ich bin ein unbeschreiblich armer, unglücklicher Mensch.» «Heiliger Gott! Victor, mein lieber Victor, was ist dir denn?» «Siehst du, da hat die Mutter heute gesagt, daß sie nie mehr ein Mensch aus Schmerzen weinen sehen wird — und mir liegen den ganzen Tag die Augen im Haupte voll schwerer Thränen; ich muß sie zurückhalten, daß sie mir nicht herausfallen — und wie ich nach dem Mittagessen an dem traurigen Wasser und an dem Steingewände hinaufging — es war nicht Langweile, sondern weil ich nur keinen Menschen anschauen konnte — da dachte ich: ich habe doch gar Niemanden auf der ganzen, großen, weiten Erde, keinen Vater, keine Mutter, keine Schwester. Mein Oheim raubt mir meine wenigen Häbslichkeiten und die Einzigen, die mir Gutes thun, muß ich verlassen.» «O Victor, lieber Victor, tränke dich nicht zu sehr. Dein Vater und deine Mutter sind freilich gestorben, aber das ist schon so lange her, daß du sie kaum gekannt hast, dafür hast du eine andere Mutter gefunden, die dich so liebt wie eine wahre, und du hast ja zeitlich keine Klage wegen der Verstorbenen gethan. Daß wir nun scheiden müssen, ist sehr, sehr traurig, aber versün-

dige dich nicht an Gott, Victor, der uns die Prüfung auferlegt hat. Trage sie ohne Murren, ich trug sie auch schon die ganzen Tage her und murrete nicht; ich hätte sie auch getragen, wenn du gar nicht mehr zu mir hergekommen wärest, um mit mir zu reden.» «O Hanna, Hanna, Hanna!» «Und wenn du auch fort bist, werden wir sorgen, was wir dir schicken sollen, und ich werde alle Tage in den Garten gehen und auf die Berge schauen, über die du fortgegangen bist.» «Nein, thue es nicht, sonst wäre es gar zu kläglich.» «Warum denn?» «Weil Alles nichts hilft — und weil es nicht Das ist, daß ich scheiden muß und daß wir uns trennen müssen!» «Was ist es denn?» «Weil doch Alles vorüber ist, und weil ich der einsamste, verlassenste Mensch auf der Erde bleiben muß.» «Aber Victor, Victor.» «Ich will dir's nur sagen: seit einigen Tagen weiß ich's gewiß, daß ich auch nie, nie heirathen werde — es kann nicht sein, es wird nicht möglich werden — du siehst also, ich werde keine Heimat haben, ich gehöre Niemandem an, die Andern werden mich vergessen — und es ist gut. Begreifst du es? — Ich habe es nie gewußt, aber es ist ja klar, ganz klar, daß Alles vergeblich ist. — Siehst du es nicht? — Warum schweigst du denn so plötzlich, Hanna?» «Victor!» «Was, Hanna?» «Dachtest du denn schon?» «Ich dachte.» «Und dann — dann — es ist ja Alles vergeblich, Alles umsonst!» «Du mußt ihr treu bleiben, Victor!» «Du siehst ja: ewig, ewig; aber es ist umsonst.» «Warum denn?» «Ich sagte ja, daß mir der Oheim das Gut nahm; sie ist wohlhabend, ich bin arm und kann noch lange, lange Zeit kein Weib ernähren; und da wird Einer werden kommen, der sie ernähren, ihr schöne Kleider und Geschenke geben kann, und Den wird sie nehmen.» «Nein, nein, nein, Victor, das thut sie gewiß nicht — und sie wird dich gewiß auch lieb haben, so lieb, wie gar Niemand Andern.» «Und wenn ich zurückkomme, Hanna, so werde ich dich nie, nie mehr kränken und wir werden uns ewig, ewig lieben.» «Ewig, ewig» sagte sie schnell und sich rasch gegen ihn wendend ergriff sie eilig beide Hände, die er dargereicht hatte. Und so standen sie und brachen in bitterliche Thränen aus. Die seidenen Lappen, welche Hanna schon zu Anfang des Gesprächs gesammelt und ausge-theilt hatte, hielten sie noch in den Händen, allein sie achteten jetzt nicht darauf, sondern hielten sich gefaßt und weinten fort.

Was sagen die Leser zu diesen Proben? Ich hoffe, sie werden's herausfühlen, was ich meine. Sollte aber der Eine oder Andere unter ihnen Das, was ich genial genannt, langweilig finden, ich könnte es ihm wahrhaftig nicht widerlegen; möcht's auch nicht. Allen Gleichführenden aber muß ich die Novelle auf das Beste empfehlen und sie überhaupt auf den Dichter, der schon im vorigen Jahre die gleich genial gearbeitete Novelle „Brigitta“ in das „Gedenkmeinn“ geliefert hat, als auf ein vielversprechendes Talent aufmerksam machen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **H. W. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Brennologie von Gustav von Struve.

Mit sechs lithographirten Tafeln und Text-Abbildungen.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. W. Brockhaus in Leipzig.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.^{*)}

Im ersten Artikel wurde versucht, den Standpunkt anzudeuten, von welchem nach unserer Ansicht Lavater's Individualität richtig gewürdigt wird. Jetzt gehen wir über zu einer Charakterisirung seiner Ansichten, Bestrebungen, Leistungen, so wie sie sich uns in der vorliegenden Auswahl seiner Schriften darstellen, wobei wir auf die Wirkungen derselben und auf die historischen Verhältnisse nicht näher eingehen können. Wer Lavater billig beurtheilen will, darf nicht außer Acht lassen, daß er für die Wirkungen seiner Ansichten und Bestrebungen, seiner Phantasien und Liebhabereien in weitem Kreise, zwar historisch, aber nicht im sittlichen Sinne, verantwortlich ist, daß Manches, was an ihm, persönlich, ganz harmlos oder wol auch liebenswürdig war, an Andern, die es sich in ihrer Art aneigneten, widerlich und schädlich werden konnte, und daß, wenn man seinen Werth nach den Früchten schätzen will, man doch zunächst die Früchte seines eigenen Handelns und Lebens ins Auge fassen muß. Auch diese, die Werke, entsprechen wol nicht immer völlig den Worten; die Duldsamkeit, die Milde, die Humanität, die er empfahl, und wovon er innerlichst durchdrungen war, weichen manchmal der Leidenschaftlichkeit und der Uebereilung; im Ganzen aber darf man doch von ihm wie von wenigen Andern behaupten, daß seine Schriften der treue Spiegel seines Wesens und Charakters sind, und je weniger er darin Künstler ist, desto mehr seine innerste Natur zu Tage kommt. Er nahm das Schreiben sehr ernst, denn er sagt:

Ich setze Schreiben und Handeln einander nicht so entgegen, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Ich weiß gar nicht, was Handlung genannt werden kann, wenn Schreiben nicht Handlung ist. Meine Schriften setze ich an als Handlungen, als einen höchst wichtigen Theil meiner, einer hohen Rechenchaft unterworfenen, mein Schicksal in der andern Welt genau mitbestimmenden Handlungen.

Da Lavater so sehr viel schrieb während einer fast vierzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit, und so ungemein mittheilfam und offenerzig war, sind in seinen Schriften wol auch so ziemlich alle seine wichtigsten Ansichten und Gedanken niedergelegt, ja man wird darin

eher einen Überfluß — scheinbare oder wirkliche Widersprüche und Inconsequenzen — als Lücken finden, da er über dieselben Gegenstände in verschiedener Stimmung, an, für und gegen Verschiedene schrieb; im Ganzen aber finden wir darin doch die Einheit eines im Wesentlichen immer dieselbe Richtung verfolgenden Geistes, und obgleich bei einer ausführlicheren Charakterisirung des Mannes wol die Unterscheidung verschiedener Zeitabschnitte passend sein möchte, glauben wir doch diese hier, bei beschränktem Raume, umgehen zu können ohne einen wesentlichen Nachtheil für das geistige Gesamtbild seiner Ansichten, Gefühle, Bestrebungen. Ein Mann der Empfindung, der Phantasie, der Intuition, des Enthusiasmus, blieb er viel mehr sich gleich und unverändert als Viele, bei welchen die nüchterne Verstandigkeit der Mannesjahre einen auffallenden Contrast mit der Leidenschaftlichkeit der Jugend bildet.

Nur mit ein paar Worten mag an Lavater's äußern Lebensgang erinnert werden. Er wurde geboren zu Zürich den 15. Nov. 1741. Zu seinem Lebensberuf wählte er die Theologie. Als einundzwanzigjähriger Jüngling griff er, wie bereits erwähnt, mit dem Maler Füßli den Landvogt Grebel an und führte seine Bestrafung herbei; für Klopstock schwärmend, von seinem Geist und dem Geiste der Freiheit und Vaterlandsliebe befeelt, dichtete er um eben diese Zeit „Schweizerlieder“, welche großes Aufsehen machten. Im J. 1763 reiste er nach Berlin; 1764 wurde er in Zürich als Prediger angestellt, was er, an verschiedenen Kirchen, bis ans Ende seines Lebens blieb. Im Anfang der siebziger Jahre begann er seine physiognomischen Studien und Bestrebungen; 1786 reiste er nach Bremen, 1793 auf Bernstorff's und seiner andern vornehmen Freunde Einladung nach Kopenhagen; mit Goethe war er auf einer Reise nach Ems 1774 persönlich bekannt geworden. Bei der Revolution schrieb, sprach und predigte er muthvoll gegen Gewaltthätigkeit und Despotismus, und wurde 1799 nach Basel deportirt. Bald wieder freigelassen und nach Zürich zurückgekehrt, wurde er von einem Soldaten auf der Straße verwundet, 26. Sept. 1799, und starb nach einem langen Krankenlager, 1801. Lavater hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft; er war befreundet mit vielen der ersten Schriftsteller Deutschlands, er stand im Verkehr mit vie-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 40 — 42 d. Bl.

len vornehmen und fürstlichen Personen, selbst mit der Kaiserin von Rußland; die vornehme Welt pilgerte nach Zürich zu dem berühmten Physiognomiker; aber auch den Eeringen konnte und wollte er sich nicht entziehen, und er knüpfte, vertrauensvoll, arglos und menschenfreundlich, auch wol aus Eitelkeit und Freude am Sonderbaren und Neuen, Verhältnisse mit Menschen an, die als Schwärmer, Lumpen oder Betrüger eine am Ende schimpfliche Rolle spielten, was ihm viel Spott und Ladel von Feinden und selbst von Freunden zuzog. Er war glücklicher Gatte, Vater mehrerer Kinder, und schrieb noch einen humoristischen Brief an seinen Enkel, dem er den Namen *Johannes*, nicht seinen Namen, hatte geben lassen, „weil es vielleicht schon an Einem Hans Kaspar zu viel sei“.

Von oberflächlich Urtheilenden, Nachschwärgenden, Schlechtunterrichteten, oder von solchen, die von dem Standpunkte des gemeinen und nüchternsten Menschenverstandes alle Arten und Formen der Religiosität, wol gar auch alle Philosophie, verachten und hassen, wird Lavater leicht zu den Schwärmern, Mystikern, Pietisten, zu den Abergläubigen und Finsterlingen, oder zu den Orthodoren und Zeloten gerechnet, und es werden ihm, den man als eingebildeten Propheten lächerlich macht, Ansichten und Eigenschaften beigelegt, welche sich selbst widersprechen und aufheben. Allerdings galt ihm Religion als das Höchste; dies bedarf keines Beweises; aber von welcher Art war seine Frömmigkeit — oder diejenige, nach welcher er strebte? Vernehmen wir, wie er sich in Bezug auf verschiedene religiöse Richtungen ausspricht; über Orthodoxie und Pietismus sagt er:

Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie, kühne Wort leiden macht, binden mir Herz und Zunge. Es gibt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag, sie hat auch ihr Heiliges und Verehrliches für mich; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmack, der Licht und Klarheit, Gedankbarkeit und Geistesgenuss, Freiheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntniß und deutlicher Begriffe bedarf, zuwider. Jene Frömmigkeit meine ich, die sich nie aus dem Kerkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies, lichtvolles Wort weder sagen noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes Andern Christenthum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe als nach diesen Formeln und Redensarten prüft, oder vielmehr ungeprüft lobt oder verdammt, die Alles, was man sagt, entweder sogleich in diese geheiligten und lichtlosen Formeln übersetzt, und dadurch aus einem luminösen Gebanken entweder einen ganz trivialen oder einen ganz neblichten oder ganz entgegengesetzten macht. . . Ich müßte meine Natur aufgeben, wenn ich mich immer an die so oft mißverstandenen, so oft gemißbrauchten Redensarten: Gnade, Genugthuung, Veröhnungsblood, die mir doch, recht verstanden, so heilig sind, ängstlich halten und sie nie in klarere Begriffe übersetzen und mit andern, deutlicheren Ausdrücken vertauschen dürfte. Ich weiß, daß es zu meinem Schicksal gehört, in beständigem Kampfe zu stehen mit ängstlich beschränkten und mit frech antichristlichen Christen.

Die Rechtfertigungstheorie, das Juridische und Gesetzliche in der Religion überhaupt, war seiner Natur nicht gemäß. So schreibt er:

Wir (Lavater und Stolberg) sprachen von der freien und der pedantischen Frömmigkeit. Ich wagte den Ausdruck: pen-

fermäßige Frömmigkeit. Er ist nicht zu stark für die immer verfolgende, folternde, jeden Freudengenuß verdammdende, immer mit dem Schwerte der bittersten Scharfrichterei dreinschlagende, Gott anders nie denn als Fiscal und Scharfrichter denkende Frömmigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 70.)

Außerdem haben noch Walter Lesche und Betty Paoli Erzählungen zur „Iris“ beigelegt. Die des Erstern: „Die Jägerbraut“, ist, wie aus dem Titel bemerkt wird, nach einer wahren Criminalgeschichte gearbeitet, und so betrachtet liefert sie einen interessanten Beleg dafür, wie höchst mühslich es ist, auf bloße Indicien hin, selbst wenn dieselben noch so viel beweisende Kraft zu haben scheinen, ein außerordentliches Straf- urteil zu fällen. In ästhetischer Beziehung ist die Novelle durchaus unbedeutend. Weit höher steht dagegen „Mered“ von Betty Paoli. Die ist gut kritisiert, bewegt sich in idealer Sphäre und läuft in eine pikante Pointe aus — kurz sie hat viele jener Eigenschaften, die einem in unserer Zeit viel verbreiteten Geschmack entsprechen, sodaß wir hoffen, sie wird in verschiedenen Lesekreisen Lob und Bewunderung ernten. Trotzdem können wir uns nicht mit ihr befreunden, und zwar aus dem einen Grunde, weil sie durch und durch unwahr ist. Eine Frau wie die hier geschilderte Merced, welche in Liebe, Treue und Aufopferung für ihren Gemahl als das Ideal und Musterbild aller Frauen dargestellt wird, kann nicht plötzlich, bloß weil sie einige Zeit getrennt von ihrem Manne leben muß, der Untreue verfallen und zur Ehebrecherin werden, zumal mit „einem sechs Schuh hohen, breitschulterigen, bartverwachsenen Carabineroffizier“, von dem es heißt, daß er „dumm wie eine Kanone und gemein wie ein Iraktsnecht“ sei. Es klingt zwar sehr genial und wie der Schluß eines Heine'schen Gedichts, wenn sie auf die vorwurfsvolle Frage eines Andern, bis dahin von Bewunderung für sie erfüllten Freundes: „Wie konntet Ihr Eurer Vergangenheit untreu werden? Wie war es möglich, daß eine entehrende Leidenschaft in Eure Brust drang? Wie konnte die Flamme begeisterter Liebe, die Ihr so lange mit priesterlicher Hand genährt, in Eurem Herzen erlöschen? Was, o was konnte Euch in diesen Abgrund von Schmach stürzen?“ nach langem, tiefem Nachsinnen achselzuckend und mit einer aufgebenden Handbewegung nichts weiter erwidert als: „El fastidio“ (Die Langweile), und auf des Freundes ungläubiges „Was?“ bestätigend hinzusetzt: „Es ist so. Ich langweilte mich gar zu gräßlich.“ Aber es ist eben auch nur ein genialer Klang, ein wichtiger Schall, womit so oft die innere Hohlheit, die Leere und Lüge zu täuschen vermag. Eine Charakterentwicklung wie diese ist platterdings unmöglich. Wir wissen zwar, daß aus einer alten Sünderin, wie man die Hand umwendet, plötzlich eine „Heilige“ werden kann; noch nie aber ist eine einmal Heiliggesprochene wieder zur Sünderin geworden. Es geht einmal nicht. Oder wenn's ginge, dann müßte wenigstens die Heiligkeit eine bloße Scheinheiligkeit gewesen sein. Eins von Beiden muß also Betty Paoli aufgeben: entweder die unübertreffliche Musterhaftigkeit ihrer Heldin oder den pikanten Schluß ihrer Novelle. Sobald sie jene retten will, erscheint dieser als Lüge: denn eine Frau von nur einem innern Fonds wird sich nicht, wenn sie ein paar Wochen allein sein muß, sogleich gar zu gräßlich langweilen, und noch weniger wird sie ein Mann wie der beschriebene dieser Langweile entrücken können, am allerwenigsten wird die Lust, sich zu unterhalten, sogleich auch in Boller und Ehebruch umschlagen. Soll aber der Schluß gerettet werden, so können all die glänzenden Handlungen Merced's, namentlich ihr Ausstarren beim Gemahl durch alle Gefahren und Wider-

würdigkeiten des Lebens, nicht aus wahrer Liebe, Treue und Aufopferung hervorgegangen sein, sondern höchstens aus Gewohnheit und Sinnlichkeit, aus Lust zu Abenteuern und aus Ehre vor einem stillen, zurückgezogenen Leben.

14. Weihnachtsgeschichten.

Auch dieses Jahr gehören die „Weihnachtsgeschichten“ der Jugend eine angenehme, bildende und belehrende Unterhaltung. Ihr Inhalt besteht größtentheils in Erzählungen, in welchen die sittliche Tendenz als die vorherrschende erscheint, ohne daß sie darum in dem moralisirenden Ton verfaßt, der so leicht unangenehm wird und insofern gerade das Gegentheil vom Dem wirkt, was er wirken soll. Die contribuirenden Verfasser sind dem Freunde des Almanachs größtentheils schon bekannt: Erdmann Müller, Christoph von Schmid, der Verf. der „Hörner“, Wilhelm Herz, Chr. Barth, Ludwig Meißner und Peter Parley. Der letztgenannte liefert eine ursprünglich englisch geschriebene Erzählung: „Der Sobeljäger“, die sich besonders durch stofflichen Reichtum auszeichnet. Auch unter den Geschichten von Eduard Gyth, Jul. Kraus und Ulrich Bissinger ist manches Gute, doch bleiben sie im Ganzen hinter den Erzählungen zurück.

15. Thalia.

„Thalia“ unterscheidet sich von den meisten andern Taschenbüchern dadurch, daß sie statt weniger längern Erzählungen viele kürzere bringt, von denen manche kaum einige Blätter ausmachen. Wirklich Bedeutendes haben wir darunter nicht gefunden, doch auch nichts auffallend Schlechtes. Sie gehören sämtlich jenem Genre an, mit dem die Kritik eigentlich nichts zu thun hat. Denn wer das Bedürfnis fühlt, sich mit dergleichen Geschichten zu unterhalten, nimmt sie in gutem Glauben hin und kritisiert nicht daran; wessen Geschmack aber auf dem kritischen Standpunkte steht, läßt sie, wenn er sie nicht als Kritiker ex officio lesen muß, ganz und gar ungelesen. Wenn also würde eine kritische Besprechung ersprießlich sein? Der ersten Classe würde man dadurch nur den Spaß verderben, der zweiten aber Eulen nach Athen tragen. Ich begnüge mich daher, nur kurz anzudeuten, daß mir zu den interessantesten Gaben die von Scheyrer, Märzroth, Castelli und Fürst Schwarzenberg zu gehören scheinen. Die Novelle Scheyrer's dreht sich um die Personen Piccini's, Paisiello's und Cimarosa's und behandelt das Thema, welches ein Mißbrauch es ist, wenn man die Kunst unpatriotischen Tendenzen widmet. Märzroth's „Skizze aus dem Alltagsleben“ ist insofern interessant, als da einmal gegen die sonstige Gewohnheit die Sache der Kritiker den undankbaren Künstlern gegenüber geführt wird; Castelli's „Stöckisch mit Bauertraut“ ist eine lustige Vergiftungsgeschichte, allen eifersüchtigen Ehemännern zu empfehlen; und des Fürsten Schwarzenberg „Fidibuschnigel“ sind Bruchstücke „aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Langenknichts“, aus dem bereits die „Grenzboten“, die „Wiener Zeitschrift“ und andere Blätter interessante Mittheilungen gebracht haben. Die hier gebotenen sind durchaus apothetischer Natur. Außer den Erzählungen bietet „Thalia“ auch ein zweioctiges Lustspiel: „Alte Gewohnheiten“, nach dem Englischen von Fr. W. Anning (Figgert), in welchem Verwickelung, Charakteristik, Dialog und Witz, kurz Alles vom gewöhnlichsten Schlage ist und dessen Schluß wie ein Kirchthum am Ende einer königlich preussischen Chauffee eine kleine Ewigkeit vorhergesehen wird. Unter den Geschichten heben sich die von Betty Paoli, Levitschnigg und Märzroth am ehesten aus der Masse heraus.

16. Sonnenblumen.

Dieser Almanach zieht diesmal mit einem stattlichen Gefolge einher. Der Verleger hat ihm nämlich eine lange Reihe günstiger Urtheile, die da und dort über dasselbe gefällt sind, beigegeben und meint nun gewiß, jedem kriegslustigen Recensenten hinklinglichen Respect eingeßößt und die Lust zum Angreifen verdober zu haben. Wir zweifeln, daß er seinen Zweck

erreicht hat. Wie oft hat nicht schon die Kriegserklärung den Krieg erzeugt, wie manchmal nicht schon ein Schild das Schwert aus der Scheide gelockt, zumal auf literarischem Gebiete, wo man geneigt ist, hinter einer auffallenden Verpanzerung das Gefühl der Schwäche, hinter einer von vornherein defensiven Stellung eine allzu große Furcht vor dem Angriffe zu vermuthen. Ref. ist ziemlich friedfertiger Natur; aber er muß gestehen, daß auch auf ihn jene Sauegarde, die den diesjährigen „Sonnenblumen“ den Rücken decken soll, einen mehr provocirenden als zurückföhrnden Einfluß geübt hat; wenigstens fühlt er sich geneigt, die Streitkräfte der Bedeckungstruppen selbst einer kleinen Musterung zu unterwerfen. Zuerst begegnet uns hier die Behauptung: „Spannende Erfindung und Lebendigkeit der Darstellung sichern dem Verf. des Almanachs, Fr. Adami, das Interesse der Lesewelt in vollem Maße.“ Zum Beispiel, daß wir wirklich friedfertig sind, wollen wir diesen Passus passiren lassen, obschon wir mit dem „vollen Maße“ keineswegs einverstanden sind. In der That ist es besonders die Erfindung — oder Auffindung, zuweilen auch bloß Entlehnung — spannender Stoffe, wodurch sich Adami auszeichnet, und seine Darstellung ist wenigstens insofern lebendig zu nennen, als er sich bemüht, den Gang der Erzählung nicht unnöthiger Weise aufzuhalten. Je williger wir dies zugegeben haben, um so mehr sträubt sich unser Gerechtigkeitsgefühl, die folgenden Urtheile gelten zu lassen, die sich mit auffallender Übereinstimmung in Lobeserhebungen über Adami's Stil ergehen und ihn „blühend“, „prägnant“, „bilderreich“, „selbständig“ und „eigenthümlich“ nennen. Grade im Stil nämlich liegt Adami's Schwäche. Sein Stil ist, wenigstens soweit wir denselben verfolgt haben, durchaus nur ein routinirter. Insofern bewegt er sich mit Leichtigkeit und Gewandtheit, und dadurch mag er seine Bewunderer getäuscht haben; aber er bleibt dabei ganz und gar in der Sphäre des Gewöhnlichen oder, wo er sich zu heben versucht, begnügt er sich mit der Anwendung der längst von ihm im Magazin der Sprache fir und fertig dalkiegenden Phrasen. Daher sind alle seinem Stil beigelegten Prädicate unwahr. Seine Diction ist nicht blühend, denn sie stellt sich überall nur als Mittel zum Zweck dar und entfaltet nichts aus sich, weswegen wir sie um ihrer selbst willen schön finden könnten; sie ist nicht prägnant, denn selbst wenn sie rasch fortschreitet, entbehrt sie doch der Fülle und schlagenden Kürze; sie sagt nie mehr als das Eine, das bar und offen in den Worten liegt. Auch bilderreich ist sie nicht: mir wenigstens ist ein überraschendes Bild nicht aufgefallen; ich habe förmlich danach gesucht und höchstens Floskeln und Tropen, die längst Gemeingut geworden sind, statt ihrer gefunden. Am allerwenigsten aber ist des Verf. Stil eigenthümlich und selbständig, oder wie sich einer der Kritiker ausdrückt: „aus dem Innersten seines Wesens herausgebildet“. Es ist vielmehr eine Art Fabrikstil, in welchem fast alle Spuren eines besondern Ursprungs verloren gegangen sind, ein Stil, der mit geringer Modification für jeden Stoff derselbe bleibt und auch recht gut bleiben kann, weil er eben für Alles paßt, ohne irgend etwas seiner innersten Eigenthümlichkeit und Individualität nach wiederzugeben. Sollte der Verleger oder irgend Jemand glauben, wir hätten dieses Urtheil nur aus Lust zum Widerspruche gefällt, so geben wir ihm insofern Recht, als wir zugestehen, daß wir ohne die Zusammenstellung jener kritischen Stimmen vielleicht nicht darauf gekommen wären, dasselbe hier auszusprechen; gesetzt haben wir dasselbe jedoch vom Anfang an, seitdem uns Erzählungen des Verf. zu Gesicht gekommen sind, und der diesjährige Almanach bestätigt uns dasselbe aufs neue. So lautet z. B. sogleich der Anfang der ersten Novelle in demselben folgendermaßen: „Eine Geisterstille durchschauerte das hohe, mit alterthümlicher Pracht bekleidete Gemach. Die schlanken Kerzen, welche auf schweren silbernen Leuchtern flammten, erhellen das unerblickliche Gesicht eines einsamen Mannes, der unbeweglich, wie erstarrt in seinen Gedanken dafuß. Zuweilen nur ward durch einen qualvollen Seufzer, der aus dem Ab-

grunde einer zerfliegenden Seele emporzuschwellen schien, das dumpfe Schweigen momentan gebrochen, und die wieder eintretende Stille waltete alsdann noch unheimlicher. Plötzlich sprang der eine Flügel der Gaalthur auf, ein Diener näherte sich" u. s. w. Ist das nicht eine Ausdrucksweise, wie sie allenfalls von einer Maschine getrieben werden könnte? Abgesehen jedoch von der Darstellung, die sich einmal nicht über das Gewöhnliche erhebt, zieht gerade diese Geschichte durch einen spannenden Inhalt an, obschon sich gegen die Wahrscheinlichkeit der Erfindung manches Bedenken erheben ließe. Die Novelle führt die Überschrift: „Geheime Verbrecher“, und gehört insofern zugehörig dem jetzt so beliebten Genre der Geheimniss-Literatur an, mit welcher sie die graße Zeichnung der Charaktere und Situationen sowie die künstliche Scenerie und Maschinerie, aber eben deshalb auch die starken Efferte und fesselnden Momente gemein hat. Nicht ganz so spannend sind die drei übrigen Erzählungen; doch dürfen wir auch sie von künstlerischer Seite als interessant empfehlen.

17. Cornelia.

Als Fortsetzer dieses von Aloys Schreiber begründeten Taschenbuchs kündigt sich Walter Lesche an. Führt er als solcher fort, jedesmal ein Drittel desselben mit einer ebenso trivialen und breitfüßigen Novelle aus eigener Fabrik, wie seine diesjährige „Ausgepfostene“ ist, anzufüllen, so fürchten wir, daß sich seiner „Fortsetzung“ bald der „Beschluß“ anreihen wird. Weit besser schon als sein eigenes Product ist die Gabe von Bernd von Gusek: „Die Feinde der Krone.“ Der Stoff ist gehaltreicher und die Darstellung nobler; doch fehlt es auch ihr an einem rasch wirkenden Interesse, und sie bleibt insofern hinter manchen früheren Leistungen des Verfs. zurück. Der interessanteste Beitrag des Taschenbuchs ist jedenfalls „Der Flüchtling“ von S. F. Lentner, eine in München spielende Novelle, die besonders durch ihre locale Färbung und zum Theil gelungene Charakteristik einen eigenthümlichen Eindruck macht. Gedrungenheit der Darstellung vermissen wir jedoch auch hier.

18. Noosrosen.

Die erste und umfangreichste Gabe dieses Taschenbuchs ist „Das Mädchen von Saragossa“, ein Trauerspiel in vier Acten, von C. D. Sternau. Das Sujet desselben ist das bekannte, vorzugsweise durch den Friedensfürsten Gdoy genährte Zerwürfniß zwischen Karl IV. von Spanien und dem Infanten Ferdinand, und der hieraus sich entwickelnde Verrath Spaniens an Napoleon. Der Stoff an sich besigt die volle Bitterkeit und Herbigkeit, die zu einer Tragödie nöthig ist; leider aber scheint der Verf. geglaubt zu haben, so dürfte er dem verwöhnten Gaumen des Publicums nicht geboten, werden und hat daher die süßliche Sauce einer Liebesgeschichte darüber gegossen, deren Süßlichkeit aber ebenso sehr durch jene Bitterkeit, als jene Bitterkeit durch ihre Süßlichkeit paralytirt wird. Natürlich bleibt bei dieser Combination entgegengesetzter Größen nur ein Werth übrig, der gleich Null ist, und das Stück wird daher schwerlich zum Aufschwunge des deutschen Dramas mit beitragen helfen. Nicht bedeutender sind die novellistischen Gaben des Almanachs. Sie schmecken sämmtlich noch etwas unreif, und nur die glatte, leichtfließende Diction darf an ihnen gelobt werden.

19. Diamanten und Perlen.

Die hier von Adolf Strahl zusammengestellten kurzen Erzählungen sind größtentheils Übersetzungen aus dem Englischen und tragen als solche auch das Gepräge englischer Breite und Behaglichkeit, einigermaßen gewürzt durch eine schon etwas aus der Mode gekommene Laune. Als die ergöglichsten dürfen „Der Berstreute“ und „Die Begebenheiten einer Woche auf dem Lande“ bezeichnet werden.

20. Libussa.

Der novellistische Theil der „Libussa“ bringt dieses Jahr mehrte unterhaltende Gaben: „Anastasia“, von Friedrich

Kärken von Schwarzenberg, „Genende“, eine in jüdischen Kreisen spielende Geschichte von Siegfried Kapper, „Der Kagenbalg“, eine Erzählung von Karl Raim, und „Lartuse“ von B. A. Gerle. Das meiste Interesse erwecken jedenfalls die beiden letztgenannten Erzählungen, die erste durch ihre zwar nicht tiefgehende, aber dafür um so leichter zugängliche und die große Masse ansprechende humoristische Darstellung, die zweite durch ihre stoffliche Verwandtschaft mit dem jetzt überall furor machenden Lustspiele Suglow's. In jener wird erzählt, wie ein Seizhals durch einen Kagenbalg, dessen gewiansüchtige Ullstiftung ihn in allerhand abenteuerliche Schicksale verwickelt, endlich zu der Überzeugung gebracht wird, daß es doch noch etwas Höheres gebe als das Geld; in dieser erfahren wir, wie Molire eine gegen die Aufführung des „Lartuse“ gerichtete Intrigue dadurch zu Schanden macht, daß er Herrn Pirton, das intriguirende Urbild, in einen Kamin sperren läßt und ihn während dieses Arrestes zur allgemeinen Belustigung des Publicums in seinem eigenen Out und Mantel darstellt. An eine künstlerische Hebung dieses Stoffes wie bei Suglow ist freilich nicht zu denken. Auch die poetischen Gaben sind größtentheils besser, als man sie sonst in Taschenbüchern zu finden pflegt; noch mehr aber werden die „Baterländischen Denkblätter“, die u. A. ein sehr detaillirtes, für ein Taschenbuch nur gar zu trocken gehaltenes, statistisch-topographisches Gemälde der 16 Kreise Böhmens“ enthalten, allen Denen, die sich für Böhmen speciell interessieren, Unterhaltung und Belehrung gewähren.

21. Schneeglöckchen.

Diese Schneeglöckchen werden kein neues Jahr einläuten; vielmehr präsentiren sie sich als vergilbte Reliquien eines Maskenfrühlings aus der Restaurationszeit. Wer sich einmal in den Geschmack dieser vom Flügelstöß der Begeisterung auf das Saumthier der Behäbigkeit herabgekommenen Zeit zurückversetzen will, dem können wir diese spaßhaften Geschichten, Schwänke, Schnurren, Anekdoten, Räthsel, Charaden u. s. w. bestens empfehlen: denn von dieser Seite betrachtet bietet Herr A. von Schaben, der Herausgeber und Hauptlieferant derselben, wirklich noch einiges Interesse dar.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Virgil's Schiffahrtskunde.

Wir haben eine Menge von Specialwerken, in denen bald die allgemeine Weltanschauung, bald die Zoologie, bald die Botanik eines bestimmten classischen Schriftstellers mit großer Umständlichkeit zusammengestellt wird. Wir erhalten jetzt eine neue Monographie, welche den Virgil von einem ganz speciellen Gesichtspunkte aus betrachtet; indessen sind wir gern geneigt, dieser kleinen Schrift beizutreten den Vorzug vor vielen ähnlichen Werken zu geben, indem sie einmal einen Gegenstand behandelt, der gar nicht uninteressant ist, und sich dann durch ihre Darstellung vor vielen ähnlichen philologischen und archäologischen Abhandlungen sehr vorthellhaft auszeichnet. Sie bezieht sich auf die nautischen Kenntnisse des berühmten römischen Dichters und führt den Titel: „Virgilius nauticus. Examen des passages de l'Énéide qui ont trait à la marine“, von J. A. Jhrer äußern Erscheinung nach ist sie ein Auszug aus den „Annales maritimes et coloniales“. J. A., der die Stelle eines Historiographen de la marine bekleidet und der sich durch zahlreiche Werke über die Geschichte des Seewesens, besonders durch seine „Archéologie navale“ bekannt gemacht hat, sucht in diesem kleinen Werkchen darzuthun, daß Virgil recht tüchtige praktische Kenntnisse über die Schiffahrt besaß und daß die Beschreibungen, welche derselbe von der Form der Schiffe und der Bewegung derselben an verschiedenen Stellen seiner berühmtesten Dichtung entworfen hat, ebenso richtig als anschaulich genannt werden müssen.

17.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Lavater sieht überhaupt „das Ängsten, Seufzen, Krächzen, Schmachten, Jagen“ an Frommen nicht gern, er mißbilligt Tanzen und Schauspiel an sich gar nicht. Er schreibt einem Freunde, er sei in seinem Leben nie einem Pietisten, Asketen, Schwärmer unter den Händen gewesen; „so nahe ich vielleicht dabei war, eins von diesen Dingen zu werden, wiewol ich keins — länger als zweimal 24 Stunden gewesen bin.“ Dies schrieb er im J. 1773. Frömmeler, sagt er, seien immer schwach, nie liebend. Sie entschädigen sich für den Mangel von Schauspielen, den sie sich versagen, mit übeln Nachreden und Verleumdungen. Oft spricht er sich entschieden gegen die Schwärmer aus, freilich ist dieser Begriff sehr schwer zu bestimmen, und die Erklärung, die Lavater irgendwo davon gibt: es sei Verliebtheit in Geistigkeit ohne Körper, schwerlich befriedigend; er schreibt an Campe:

Herzlich leid thut es mir, wenn unprüfende Feinde der Vernunft mich an ihre Spitze stellen. Aber Keiner, der eine Seite von mir gelesen hat, wird diesen Recht geben. Kein Mensch arbeitet vielleicht der Schwärmerie mehr entgegen als ich. Wer Facta will, Facta allen Raisonnements der Empfindelheit und Sophisterei vorzieht, Facta untersucht, und noch kein einziges unwahres sousternirt hat, ist gewiß kein Schwärmer. Es ist kein Tag meines Lebens, wo ich nicht mündlich oder schriftlich vor Schwärmerie oder Vernunftverachtung warne. Kein Cagliostro, kein Schröpfer, kein Saffner, kein Mesmer wird mir meine Vernunft nehmen.*)

Über den Mißbrauch des Wortes sagt er:

Schwärmerie ist jetzt ein so allübertäubendes Modewort der ärgsten Schwärmer, daß man wol vor nichts mehr auf seiner Hut sein kann als vor dem Hauche der Alles anschaubenden Schwärmer wider die Schwärmerie.

In Beziehung auf Sektirerei erklärt er, daß er zuverläßig nie eines Menschen Jünger, so wenig als ein Jüngermacher sein werde; daß er den für einen sehr schwachen und kleinen Menschen halte, der Sektirer sei oder Sektirer mache. Die Proselyten, meint er, werden von den Proselytenmachern selbst zuerst verachtet, und

derjenige Mensch verliert bei ihm, der seine (Lavater's) individuellsten und liebsten Ideen zu schnell aufnimmt. Allerdings forderte Lavater Moses Mendelssohn auf eine sehr auffallende Art zur Annahme des Christenthums auf; doch bereute er selbst nachher diese Übereilung und die in dieser Angelegenheit gewechselten Briefe gereichen dem Charakter beider Männer zu Ehre. Er ist Privatversammlungen zur Erbauung nicht sehr gewogen, und stellt die Säge auf:

Sie müssen nie vor reifem, reellen Bedürfnis angefangen werden, und aufhören, sobald dies verschwindet; sie müssen nie sehr zahlreich sein; daher fern alles Proselytenmachen. Die Form muß sich mehr von selbst geben als gesetzlich sein; sie müssen rein sein von Altem, was nur von ferne den Schein von Herrschaft über die Gewissen haben könnte. . . Sie müssen alles sonderbar Auffallende, Manierierte, Unmäßige, Unstichgebende . . . ausweichen. Ohne dieses werden sie in kurzer Zeit schädlicher als nützlich, bilden Herrscher, Sklaven, Heuchler, Sekten, Sektirer, Kleingeister, Gewissensrichter, Scharfrichter, Altfromme, Frömmeler, Frömmigkeitspedanten und unter allen Christen entweder die Beschränktesten oder die Unertuglichsten, die Intolerabelsten und Intolerantesten.

Über den Mysticismus spricht sich Lavater dahin aus: Er mißbilligt keine Art, Gott, oder sich selbst ein Gott, zu genießen, und er wisse, daß der reine Mysticismus eine Art reellen, geistigen Genusses verschaffe; er gehe auf Abstraction und gewähre deswegen einen um so höhern geistigen Genuß; aber ganz vereinfachen, das ist, ganz vernichten, könne der abstracteste Mystiker seinen Gott nicht, denn der Mensch könne nie aufhören, Mensch zu sein. Zwei Sätze stellt er auf: Je mehr der Mystiker als solcher seinem Ziele näher kommt, desto mehr naht er sich dem Atheismus; und: der Mysticismus, dessen Wesen ist: bloße Vereinfachung und Vernichtung alles Creaturlichen, kann weder mit der Natur der Dinge, noch mit den Lehren, Erfahrungen, Darstellungsarten jener gottvertrauten Männer, von denen die Tradition spricht, bestehen. Es ist bloße Bescheidenheit, Höflichkeit, Gnade, Schonung, die der rechtschaffene Mystiker der Bibel, dem Evangelium, den Aposteln und Christus beweist, daß er sich zu dem System dieser Männer bekennt; nie kann er dieses Alles mit seinem System in einen runden, genugsuenden Zusammenhang bringen, nie sich bei dem Dienste seiner zwei Herren beruhigen; die geistigste Sinnlichkeit oder sinnlichste Geistigkeit ist der eine, die

*) Der Brief an Campe, wo diese Stelle sich findet, ist in der vorliegenden Auswahl zweimal abgedruckt: Bd. 1, S. 298 fg. und Bd. 4, S. 227 fg.

geistigste Unsinlichkeit oder unsinnlichste Geistigkeit der andere dieser zwei Herren. Lavater fährt fort:

Welch ein anderer Menschengott, der Menschensohn Christus, der nämlich der Apostel, als der sublimirte, unhistorische, abstrakte, völlig unthätige quietistische Lichtgott der Mystiker, den ich nota bene gar nicht verwerfe, den ich aber nicht für den Bibeltgott, den Christus des Evangeliums halte. Die mystischen Zustände halte ich für delicioſe, psychologische Erfahrungen, für lieblich-geistige Selbstgenüsse, sowie ich die Genüsse des sinnlichen Menschen für wahre, obgleich rohere, niedrigere Genüsse halte.

Was endlich den Vorwurf des Aberglaubens; der Geisterseherei, des Glaubens an Zauberei und Beschwörungen betrifft, so behauptete Lavater, in dieser Beziehung angegriffen und getabelt: Wenn nicht aller historische Glaube an alle Geschichte aller Nationen, an profane und heutige Schriftsteller untergraben werden solle, so bedürfe er gerade eines so frechen und verzweigten Zeitalters wie das gegenwärtige, wenn Alles, was von Zauberei, Wahrsagerei, Mitwirken der Dämonen berichtet werde, ohne alle weitere Untersuchung ins Reich thörichter Träume, schwärmerischer Phantasien und verächtlicher Betrügereien verwiesen werde. Tausend Betrügereien vernichten nicht eine einzige, wahre, beurkundete Geschichte. Es sei an solchen Dingen weniger als der Pöbel, mehr als die Philosophen glauben. Am Ende komme beinahe Alles auf eine Art von Divination heraus, welche der menschlichen Natur im Ganzen so wenig als Vernunft und Gedächtniß abgesprochen werden könne. Er warnt Jeden, sich mit Vergleichen aus Neugierde abzugeben. Bei allen Operationen der Geisterseherei komme nichts heraus, und könne nichts Reelles, nichts Wohlthätiges, nichts Tröstliches herauskommen, nichts, das nicht auf viel leichterm, einfacherem, ungefährlicherem Wege zu finden wäre, keine Erhebung des Geistes, keine wahre Gemeinschaft mit höhern Naturen; und nie würde er selbst erwiesenen Thatsachen irgend einen Einfluß auf sein Gedankensystem, auf seinen Sinn und Wandel gestatten. Ganz anders aber urtheile er von innerm, geistigem Bedürfnisse nach Würdigkeit, mit reinen Geistern umzugehen, und höherer, reinerer Naturen Vertrauter zu werden! Dies Bedürfnis halte er für das Kostlichste und Heiligste in der menschlichen Natur. Dies Bedürfnis sei Ahnung und Divination, daß wir von himmlischer Abkunft seien, eine Disposition, reell-geistiger Einflüsse empfänglich zu werden. Er erwartet für sich keine Erscheinungen, keine Stimmen aus der unsichtbaren Welt, in welcher er mit allen Christen zu existiren glaubt; noch weniger werde er sie citiren und provociren; aber er, nicht unglaublich an den Genius des Sokrates, nicht unglaublich an bestimmte Winke und Warnungen eines eigenen Genius, sei weit entfernt, sofort über alle Geistererscheinungen und mögliche Gemeinschaft der Geister mit guten, edeln, Wahrheit liebenden und demüthigen Geistern unedel, weltgeistig und bübisch zu lachen. Diese Ansichten kann man nicht schädlich, auch nicht inconsequent finden; doch sieht man wol, wie leicht theils Lavater selbst einen Schritt über die gezogene

Grenze hinausgehen konnte, und wie leicht selbst sein vorsichtig bedingter und mit Warnungen verbundener Glaube auf schwache und heiße Köpfe verführerisch wirken mochte. Auch war er nicht frei von solchen Superstitionen, wie Aufstehen von Bibelfellen u. dergl.

Suchen wir uns nunmehr das Positive seiner Philosophie und Weltanschauung in der Kürze deutlich zu machen. Als Sohn des nach Freiheit ringenden 18. Jahrhunderts war auch Lavater erfüllt von dem Drange nach Freiheit; es widerstrebte seinem lebendigen, kräftigen Geiste, sich unter todte Formeln und Buchstaben zu beugen; vom Gefangennehmen der Vernunft unter den Glauben ist bei ihm nicht die Rede. Er schreibt:

Es ist meine oberste Maxime, nur Wahrheit zu suchen, wie sie auch ausfallen möge. Insofern ist auch die Vernunft mein höchstes Gut und das Alles entscheidende Tribunal, ja nur der Vernunftgott ist mein Gott. Wahrheitsliebe mit möglichster Überlegung ist mein höchstes, ich dürfte sagen: der Gott aller Götter, mein summum bonum.

Aber die Vernunft sträubte sich bei ihm nicht wie bei Andern gegen den Glauben, sondern foderte und stützte ihn.

Dieses mein höchstes, diese Autorität, von welcher alle Gottheiten allein ihre Autorität her haben, gibt mir einen Gott, wie der Gott und Vater Jesu Christi ist. Ich entsarbt durch die Vernunft der Vernunft, die sich allein und ohne einen Mittler, wie Christus ist, helfen zu können, wähnt und träumt. Ich anerbiete die gänzliche, innere und äußere Annulirung jedes meiner Sätze, von dem irgend ein sterblicher Mensch mit seiner Person oder beigesetztem Namen aussprechen darf: Dieser ist nicht so klar und wahr als einmal Eins ist Eins.

Und anderswo:

Mein Christenthum scheint mir die reinsten, genuthuendsten, zwangsfreieste Philosophie; meine Bibel Commentar der Menschheit, Geschichte der gottähnern, divinatorischen, magischen, kraftreichsten, einfachsten und wirkungsvollsten Menschen; was diese hatten, hat Jeder, nur nicht in demselben Grade. Wäre noch ein größerer, besserer, kraftreicherer Mensch auf Erden aufgetreten als Christus, so wäre dieser größere mein Ideal und mein Idol, mein Herr und Meister, mein Gott und Alles. Der muß es sein, dessen Existenz mit der meinigen am innigsten verbunden ist, der die meisten, oder vielmehr alle Punkte meiner Natur berührt, alle meine Kräfte aufregt, entwickelt, belebt, stärkt, in Harmonie bringt und zu einem großen Zwecke, dem der möglichsten Allgenussfähigkeit und Allgenießbarkeit vereinigt.

Wenn nun aber Lavater's Vernunft in Das ganz leicht sich fand, ja foderte, was die Vernunft Anderer verwarf, oder dem sie sich nur unterwarf, oder was sie nur mit Kampf gegen Schwierigkeiten behauptete, wie ist dies zu erklären? Diejenigen, deren Vernunft oder Verstand gegen den Glauben sich auflehnt, verwerfen entweder nur den Glauben an Christus, die Offenbarung durch ihn, oder auch den Glauben an einen bewußten Gott, sind entweder Unchristen, oder Pantheisten — Atheisten. Letztere fanden damals in Deutschland noch wenig Anhang, wurden verabscheut und verachtet, daher Lavater nicht viel Anlaß hatte, gegen sie sich zu wenden. Dagegen war ihm die metaphysische Dogmatik ziemlich fern. Das Bewußtsein, die Persönlichkeit Gottes, und was daraus folgt, setzte er, von Kindheit an religiös er-

zogen und gestimmt, stillschweigend voraus; aber je zuverlässiger und zweifelloser er den bewußten Gott vor- aussetzte, „der von seiner frühesten Jugend immer äußerst zärtlich mit ihm umgegangen, der seine geheimsten Wünsche erfüllt hatte“, um so eher konnte er auch, gleichsam um die unvermeidlichen Anthropomorphismen zu corrigiren, über das Wesen Gottes in einer Art sich aussprechen, welche eigentlich einen ganz pantheistischen, idealistischen Anstrich hatte. In den „Grundideen meiner Religion“ findet sich Folgendes: „Ohne Du kein Ich; wie dein Du, so wird ewig dein Ich sein.“ Idealistischer lautet aber der Satz:

Gott und höchstes Gut ist eins; höchstes Gut und wirksamstes Medium unsers Selbstgenußes oder unsers frohesten Daseinsgefühls ist eins. Es gibt keinen Gott außer uns, wenn es keinen in uns gibt. Wie der Gott in uns, so der Gott außer uns. Religion — Genieffinn für höhere Unsichtbarkeit, und in ihnen Vollkommenheit — Genieffinn für ein All Eins im Allem. Alles Göttliche in uns personifizirt sich, qualificirt sich zu einer uns inspirirenden Person. Der ist allein Philosoph, der Alle in Einem und Eins in Allem mit Leichtigkeit und Klarheit zu sehen die Fertigkeit hat.

Anderwo erklärt er für sein philosophisches Glaubensbekenntniß das Wort: Alles ist göttlich und Alles ist menschlich, und spricht aus: Alles liegt in dem Menschen, der nichts mehr und nichts weniger ist als Ebenbild des Allwissenden, Allmächtigen, Allgütigen. Daß „Gott in uns, der heilige Geist in unsern Herzen betrußt werden könne“, erklärt er dahin: „Wir selbst können unser Auge, unser geistiges Organ, unsern Glaubenssinn für Gott tränken, verwunden, bewölken.“ Gewiß glaubte und wollte Lavater solcher pantheistisch lautenden Äußerungen ungeachtet einen bewußten, persönlichen Gott; dies liegt in folgender sehr charakteristischen Stelle:

Du fürchtest dich vor einem willkürlichen Gott? Setze dafür: weise freithätigen. Fürchtest du dich vor einem freithätigen Gott? aber doch nicht vor einem freithätigen Menschen? Wenn dir der willkürliche Gott nicht behagt, so setze statt seiner den willkürlichen Menschen Jesus Christus, oder welchen andern Bessern du statt seiner kennst! Einer muß doch weiser, besser, kraftvoller sein als du und ich. Der Weiseste, Beste, Kraftvollste sei unser Gott, unser Idol. Oder wollen wir kein Idol? keinen Gott? So wollen wir selbst die willkürlichen Götter sein und uns geben tägliches Brot, vergeben unsere Schulden, erlösen von dem Bösen, wenn unser ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Oder wollen wir unwillkürliche Götter sein! Fata ex fato! Eiserne Söhne des eisernen Schicksals! Kleine, ewige Nothwendigkeiten! Maschinen ohne Selbstbestimmungskraft, wie der Gott oder das Uding, angebetet, nein, nicht angebetet, auf Papier hingekritzelt von Weisheitswahnern unserer allerneuesten Zeit.

Als Unsinn erscheint hier Lavater die Selbstvergötterung des Menschen; aber großen Werth legt er darauf, daß, nach der Schrift, der Mensch nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, und man kann bei ihm viele Spuren finden von der Lehre von der Einheit des Göttlichen und des Menschlichen, welches in der neuesten speculativen Theologie eine so große Rolle gespielt hat. So wie bei dieser Gott erst im Gottmenschen Persönlichkeit wird, so hat es auch bei Lavater manchmal den Anschein, als

erkannte er erst in Christus den lebendigen, vollen, persönlichen, für die Liebe zugänglichen Gott, und wäre ihm Gott ohne Christus fast eine leere Abstraction. So sagt Lavater:

Ein völliges non ens, ein gedankenloses Wort ist Alles, was die Menschen Gott nennen, wenn es nicht ist: a) etwas Analoges, Ähnliches mit Dem, was sie sicher erkennen; b) etwas Größeres, Lebendigeres, Wirkameres als Das, was in die fünf Sinne zu fallen scheint; c) etwas auf positive Weise Wirkendes, Persönliches, Ansprechbares, Offenbarungsfähiges, das mit ihnen in einem realen, mutuellen, positiven, erkennbaren, beweisbaren, activen und passiven Verhältniß steht oder zu stehen immer scheint. Wie sich diese drei Dinge in Einem Objecte beisammen finden, desto wahrerer Gott ist dies Object für den Menschen. Solch ein Wesen finde ich, ohne ich wenigstens, in dem Menschlichsten aller Menschen, im Jesus von Nazareth; dieser Jesus, gerade so, wie ihn das Wort des Evangeliums mir gibt, ist mir das unübertrefflichste Idol und Ideal, mithin der unmittelbare Gott der Menschheit. Das Lichtvollste, Lebenreichste, Liebendste ist mir das Göttlichste, ist mein einziger, wahrer Gott. Mein Gott ist Das, was sich im ersten Menschen zum lebendigsten Leben macht.

Nimmt man hierzu andere Aussprüche Lavater's, dergleichen sich viele finden, wo er die Menschheit Christi aufs nachdrücklichste einschärft, z. B.:

Was in dem Menschen Christus ist — denn er war ein ganzer, wahrer, completer Mensch —, das ist auch in uns. Was in Einem ist, das ist in Allen, nur nicht in demselben Maße. Was ist alle Philosophie und Religion, als Entwicklung dessen, was im Menschen ist?

Oder, wenn er Christus als „ganz und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich Alles humanisirt“, anbetungswürdig nennt, wenn er „keinen menschlichen Menschen kennt als Christus“, wenn er ihn die einfachste und originellste, prägnanteste Menschheit nennt; ein Exemplar der Menschheit wie keins, einen Menschen für alle Menschen; wenn er sagt, in Einem Menschen (Jesus) sei das Universum und alle Kräfte des Universum concentrirt und vereint: so könnte man sich versucht fühlen zu glauben, daß Lavater in einem ähnlichen Sinne wie speculative Theologen in Christus das Ideal, den Vollen und die Blüte der Menschheit, und nur so den Gottmenschen und den Gott erblickt habe; dem ist aber nicht so. Allerdings ist ihm Christus nicht sowohl der Versöhner (in einem juridischen Sinne), als vielmehr der „allgenießbarste, lebendigste Erleuchter, Kraft-mittheiler, Beleber der irrenden, sündigen, sterblichen Menschheit, das Adorabelste, zu dem sich die einfachste, weiseste, in sich selbst harmonische Menschheit empor-schwingen kann“; aber wenn schon er für die Menschheit der unüberschreitbare terminus a quo und ad quem, und ihr eigentlicher Gott sein soll, so unterscheidet doch Lavater ihn wieder, den Urkunden des Christenthums gemäß, aufs bestimmteste von „dem Einen, Höhern, Mächtigen, den er Vater, eigenen Vater, innigst mit sich vereint und doch seinen Herrn und Sender nenne“. Dieser Höhere, von Jesus Vater genannt, sei jedoch in seiner höchsten Ganzheit, Activität, Lichtheit und Lebendigkeit, nur für ihn; er, Jesus, allein habe das Monopol, die urlebendige Lichtperson eines ersten, allein Guten anschauend zu erkennen, unmittelbar zu genießen; für alle

andern Organisationsformen sei dieser Dämon nichts. Lavater schreibt:

Ich erhebe nicht Gott über Christum, obgleich er als Arznei den kranken Menschen wichtiger und empfehlenswerdiger ist als Gott ohne ihn; denn Gott ohne ihn ist nach der Schrift nicht Gott für den Menschen, so wenig Farbe für das Auge Farbe ist ohne Licht.

Daraus erklärt es sich, wie Lavater keine andere Wahl ließ, als Christ oder Atheist zu sein, weil für die Menschen Gott nur in Christus erkennbar sein soll. Hiermit scheint aber nur nicht gut vereinigt werden zu können, was Lavater anderswo von der Verschiedenheit der Organisationen und von Graden der Wahrheit sagt:

Gott ist Jedem Derselbe, und Jedem ein Anderer, je nachdem Einer Sinn hätte, Kraft hätte, sich das Höchste vorzustellen. Das Höchste, Beste, Vollkommenste muß sich nach einem Jeden Organisation Jedem besonders vorstellen, Jedem auf eine eigene Weise erkennbar und genießbar sein. Jeder hat im Grunde seinen eigenen Gott, erkennt ihn nach der Beschaffenheit seiner Organe und seinem Verhältnis zu ihm. Es können verschiedene wahre Religionen sein, wahr nämlich für verschiedene, gegebene, einzelne Naturen.

Offenbar erschwert Lavater es sich durch diese Sätze sehr, allgemeingültige, religiöse Lehren aufzustellen, und je freier und kühner er über Buchstaben und Dogmen sich wegsetzend manche originelle Ansicht ausspricht, desto mehr Widerspruch und Tadel mußte es ihm zuziehen, wenn er in andern Punkten diese Redheit durch dictatorisches Bestehen auf Deutungen und Ansichten gut zu machen suchte, die ihm gerade zusagten. Er ist ein merkwürdiges Beispiel von strenger Rechtsgläubigkeit im historischen Sinne, bei großen Freiheiten, die er sich im philosophisch-mystischen Sinne nahm. So geht seine Rechtsgläubigkeit — wenn man es nicht anders nennen will — so weit, daß er auf ein hypothetisches Wort Jesu hin glaubt, der Apostel Johannes sei noch jetzt auf der Erde lebend!

(Die Fortsetzung folgt.)

Adventures of an officer in the service of Runjeet Singh. By H. M. L. Lawrence. Zwei Bände. London 1845.

Ref. räumt ein, daß die Kritik kein Recht hat, einen Schriftsteller wegen der Form zu hofmeistern, die er für sein Werk gewählt hat. Nur die gewählte hat er zu vertreten. Mühte aber Ref. jenes nicht einräumen, so möchte er den Major Lawrence schelten, daß er nicht statt der „Abenteuer eines Offiziers unter Runjeet Singh“ eine Geschichte des Punjab geschrieben. Daß er es hätte thun können, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Er hat sichtbar „das Zeug dazu“, und ein Werk der bemerkten Art fehlt. Er hat indessen vermuthlich nicht gewollt und so gebührt ihm auch für das Gegebene Dank. Nebenbei blickt zwischen den Zeilen die Absicht hervor, Ausländer vom Eintritt in den Kriegsdienst der Säfte dadurch abzuhalten, daß er erzählt, wie schlecht das einem der Glücklichen bekommen, die es gethan. Und auch das kann sein Gutes haben. Jener Glückliche, der Held des Buchs, heißt Belloffis und ist Oberster, ein Europäer, aber kein Engländer. Die Zeit, wo er bei Runjeet Singh Dienste nahm, fällt in die Gouvernementszeit des Lords William Bentinck. Seine Erlebnisse gestatten keinen Auszug, wenigstens keinen innerhalb der Grenzen dieser Anzeige. Doch ist es

deutlich, daß die Dichtung Hand in Hand geht mit Thaten und Wirklichkeiten, und die geschilderten Hauptpersonen in Runjeet Singh's Umgebung treten lebend aus dem Rahmen. Runjeet Singh selbst ist vielleicht nie richtiger gezeichnet worden, obschon dann und wann ein satirischer Strich die Ähnlichkeit gefährdet. Nach ihm ragt besonders Gauri Azibuddin hervor, eine interessante Figur. Seines Lebens Vorbild und stets in der Rolle eines religiösen Bettlers besetzt er doch ein edles Gemüth, kleidet sich in Armuth, um Schätze zu sammeln, und sammelt sie, um Gutes zu thun. Das bewährt sich in seinen Beziehungen zu Belloffis. Möglic, daß der Verf. dem ersten Minister, Dhyon Singh, ein etwas zu romantisches Gewand übergeworfen hat. Wenn das aber auch den Mann verhüllt, so verdeckt es doch weder seine Gesinnungen noch die Tendenz seiner Politik. Sein Sohn, Derra Singh, war zu der Zeit, in welcher der Roman spielt, noch zu sehr Kind, um bereits die Fähigkeiten errathen zu lassen, die ihn später ausgezeichnet haben. Indessen wird seine Zukunft einigermaßen angedeutet. Am schwächsten erscheint der Major in seinen weiblichen Gestalten. Fast möchte man in ihm einen scheuen Mann vermuthen. Denn so oft die Nothwendigkeit ihn zu einer solchen Zeichnung drängt, gehorcht er ungerne und die Feder zittert ihm in der Hand. So erinnert Shulabu, die durchaus keine Eigenerin sein soll, an eine von Walter Scott's Frauen dieser Race und aus der lieblichen Nachtob Kour würde ein geschickter Zeichner den Engel geschaffen haben, zu welchem der Verf. sie bestimmt hat. Sie ist die Geliebte des Buchs, die Geliebte des Helden, seine treue Helferin in dem wilden Stummel vor der Festung Kangra und ihr Ende — das erzählt der Roman. 23.

Bibliographie.

Büsch, A., Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Zum erstenmal vollständig nach den besten Ausgaben deutsch mit einem Commentar. Rebst Zusätzen und Verbesserungen von K. F. Neumann. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Bde. 22 1/2 Rgr.

Dickens (Boz), C., Die Spelvesterglocken. Eine Koboldgeschichte von Glocken, die das alte Jahr aus- und das neue einläuten. Stuttgart, Becker und Müller. Gr. 16. 5 1/2 Rgr.

Sehe, F. C., Die Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten in Dresden. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Bde. 10 Rgr.

Harmonien evangelischer Zeugnisse. Charakteristische Reden und Worte aus Schweden, England, Frankreich und Deutschland. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 10 Rgr.

Weimarisches Herder-Album. Jena, Gröber. Gr. 8. 1 Bde. 15 Rgr.

Gillebrand, J., Neue Ärgernisse, oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge und seine Schmähartikel gegen den heiligen Rock des Erlösers in Trier, beleuchtet und zurechtgewiesen. 2te Auflage. Münster, Theissing. 1844. 8. 1 1/4 Rgr.

Söser, A., Halte, was du hast! oder die gesegnete Treue im evangelischen Glauben. Reformations-Predigt. Schweinfurt, Weglein. 1844. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Hoffmann, C., 21 Sätze wider die neuen Gottesläugner. 2te unveränderte Auflage. Ludwigsburg. Gr. 8. 1 1/4 Rgr.

— Sendschreiben an Frn. Prof. Th. Vischer in Lüdingen in Betreff seiner Inauguralrede. 2te unveränderte Auflage. Stuttgart, Beck und Fränkel. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Jessien, A., Offener Protest gegen die Einführung einer bindenden Kirchenagende. Kiel, Bülow. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.

Reißner, A., Gedichte. Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 20 Rgr.

Reinerding, J. G., Glaubensbekenntniß von Johannes Ronge. Münster, Theissing. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.

Schubar, L., Mythen von Berlin. Der und Der Band. Berlin, Heymann. 8. 2 Bde.

Sonntag,

Nr. 82.

23. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Vorsetzung aus Nr. 81.)

Hauptsächlich hat man Lavater sein sinnliches Christenthum zum Vorwurf gemacht. Dies berührt einen wichtigen Punkt seiner ganzen Denk- und Anschauungsweise. Das ganz abstracte Denken ist, wie oben gezeigt worden, seine Sache nicht. Der Mensch ist so wenig Seele allein als Leib allein! Diesen Grundsatz hält Lavater hoch und fest. Er spottet über die kalte Vernunftselei so mancher Dichtblyse, welche gewisse Dinge durch den Verstand empfinden wollen. Es darf hier wol an die Ansicht eines der scharfsinnigsten Denker, Schleiermacher's, erinnert werden, welcher in seiner „Dialektik“ (§. 107 fg.) behauptet: Im wahren, die Erfahrung bildenden Denken seien immer die zwei Elemente: das intellectuelle und das organische, unleugbar enthalten. So kann nach Lavater der Mensch, als ein Natur- oder Sinnenwesen, sich des Natürlichen, des Sinnlichen nicht ganz entschlagen; „sinnlich muß die Religion anfangen und durch immer feinere Sinnlichkeiten zum unsinnlichsten und geistigsten Genuße führen.“ Auch dies Geistigste bleibt immer noch in gewisser Art ein Sinnliches, ein Genuß, — dieses Ausdrucks bedient sich Lavater vorzugsweise gern. Gott, der Unsinnliche, ist für den Menschen wie gar nicht aufzufassen; er wird ihm erst faßbar, genießbar im Menschen Christus, und die menschliche Erscheinung Christi darf gar nicht als etwas ihm Fremdes betrachtet werden, da ja Gott den Menschen ursprünglich schon nach seinem Ebenbilde geschaffen — was man deuten kann: nach dem Bilde des präexistirenden Christus. Und nachdem Christus im Fleische erschienen, ist ihm eine unumstößliche Wahrheit, ein Hauptsatz des Christen der: „Jesus Christus stets Derselbe, nicht beschränkt durch Zeit und Raum“, den er in einer größeren Abhandlung durchführt, wo er zu zeigen sucht, daß die Wirkungsweise Christi noch jetzt unverändert dieselbe sei wie zur Zeit seiner persönlichen Erscheinung auf der Erde und der Mittheilung seines Geistes an die Apostel und Jünger. Der Christ siehe, als solcher, mit ihm in einer ebenso realen als innigen und unauflösbaren, persönlichen Connexion, und nur der Unglaube und die

falsche Demuth sträube sich dagegen, von dem Glauben an die Kraft und Wirkksamkeit Christi eine Anwendung auf sich selbst zu machen. Noch heute dürfte und solle der Christ ihn um solche Gaben, Kräfte, Genüsse ansehen, wie in den ersten Zeiten; mit großem Scharfsinn sieht Lavater aus, wie Raum und Zeit für den Glauben (den er nicht mit Imagination verwechselt wissen will) gar nicht vorhanden seien (kurz vorher hatte Kant sie für den Philosophen vernichtet), und faßt seine Ansicht in den Worten zusammen:

Das eigentliche, offene und nicht gedante oder nicht vermagte Arcanum des seligsten Genußglaubens, welcher allein allem Unglauben und aller Schwärmerei gleich kräftig entgegenarbeiten kann, bestände also darin, Jesum Christum für unveränderlich, für völlig Denselben zu halten, der er auf Erden und gleich nach seiner Himmelfahrt in tausend Beweisen erprobt ward. Das Geheimniß des Glaubensgenusses bestände darin, daß man gerade so mit ihm spräche, wie wenn er vor uns stände, und wie man mit ihm sprechen konnte, da er noch in Menschengestalt unter den Menschen herumging.

Lavater's Bestreben ist darauf gerichtet, das Gedachte, das Geglaubte, das Gewesene und das Gehoffte sich und Andern so sehr als möglich zu einem Sinnlich-Gegenwärtigen zu machen und ihm dadurch mehr Kraft und Eindruck zu verschaffen; so suchte er den evangelischen Erzählungen, der Apostelgeschichte das alterthümliche, fremde Gewand auszuziehen und Alles der modernen Vorstellung- und Redeweise zu nähern; so schilderte er in der Paraphrase der Apokalypse die Visionen des Sehers in moderner Anschauungsweise und bildete hierbei, wie Goethe erzählt, den Einzug des Antichrists Zug für Zug dem Einzuge des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nach, wovon er zufällig Zeuge gewesen; so suchte er das dämmernde Jenseits in seinen „Ausichten in die Ewigkeit“ einigermassen in den Gesichtskreis der Menschen zu rücken — und übersah bei all Diesem, daß dergleichen Versuche, das Ferne und Fremde sinnlich anzunähern, nur etwa Kinder und ganz Ungebildete anziehen und befriedigen können, aber den gebildeten Geist eher zurückstoßen. Ubrigens ist in den „Ausichten“ viel Scharfsinniges und Geistreiches, obwohl sie weder poetisch noch speculativ befriedigen und ein schwankendes Mittelbündel zwischen Beidem sind. Wenn Lavater recht hatte, das Sinnliche, die ganze Organisation des Menschen zu berücksichtigen, so ging er doch in der Berücksichtigung der

sinnlichen Imagination, der Empfindung, in der Accommodation an diese Seiten der menschlichen Natur zu weit, er schmeichelte der, wenn auch geistigen, Genußsucht und der Gefühlsüberschwänglichkeit und Schwelgerei in der Religion, und hob ihre ethische Seite, den Ernst des pflichtmäßigen Handelns, und die daraus fließende Zufriedenheit und Geradheit zu wenig hervor. Die Möglichkeit des Weissagens und Wunderthuns noch in unserer Zeit, des unmittelbaren, gleichsam persönlichen Verkehrs mit Christus und der Genuß seines Wesens schien ihm mehr am Herzen zu liegen als die Aufgaben des praktischen Christenthums, und so wenig er für seine Person das Ethische und das Gemüthlich-Ethische zu trennen gemeint war, mochte er doch Viele dazu verleiten.

Daß Lavater, bei seiner ganzen Eigenthümlichkeit, sich dem damals auftauchenden animalischen Magnetismus und Mesmerismus mit großer Lebhaftigkeit zuwendete, daß ihn die Divinations- und Heilungskräfte, welche dadurch der menschlichen Natur vindicirt zu werden schienen, nicht wenig reizten und anmutheten, begreift man leicht. Der Magnetismus paßte ganz gut zu seiner Theorie von Wundern, von Prophetie und göttlichen Kräften; Wunder und Natürlich waren ihm untergeordnete, nicht entgegengesetzte Dinge; Christus als Wunderthäter trat nicht über die Natur hinaus, sondern die in der Natur liegenden Kräfte wurden nur in ihm und durch ihn mehr entbunden, beschleunigt. Die Analogie mit dem Wunderbaren der Religion, des Christenthums, empfahl ihm den Magnetismus, sowie dieser auch wieder jenes erklärlicher machte, bestätigte. Ubrigens muß man gestehen, daß seine „allgemeine Gedanken“ über den thierischen Magnetismus sehr vernünftig und gemäßigt, und den Declamationen vieler denselben verwerfenden weit vorzuziehen sind. Ob er in der Praxis nicht darüber hinausging, wissen wir nicht zu sagen, doch scheint es beinahe. Beherzigenswerth ist namentlich Folgendes:

Millionen völlig gewisse Sachen sind uns völlig unbegreiflich. Unbegreiflichkeit also, wofern die Gewißheit einer Sache gerettet ist, kommt bei dem wahren Weisen nicht mehr auf die Waagschale. Wer das Unbegreifliche, aus Vorliebe zum Unbegreiflichen, ohne Prüfung annimmt, ist ein Schwärmer des Uberglaubens oder Leichtglaubens. Wer etwas Unbegreifliches, aus Vorhaß gegen alles Unbegreifliche, ohne Prüfung verwirft, und keine Erfahrung, auch eigene nicht, in Betrachtung ziehen will, ist ein Schwärmer des Unglaubens oder des Eigensinnes. Es gibt einen Köhlerglauben, der dem Köhlerglauben so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern.

Weniger als der Magnetismus, scheint auf den ersten Blick die Physiognomik mit Lavater's religiösen Ansichten zusammenzuhängen; aber doch hat auch sie, wieviel sie als eine mehr zufällige, persönliche Liebhaberei betrachtet werden kann, eine Seite, von welcher sie mit denselben zusammenhängt. Da Lavater den Menschen, nach der Schrift, als Ebenbild Gottes in einem sehr realen und ganz eigentlichen Sinne betrachtet, und die Ebenbildlichkeit deswegen auch auf seine leibliche Natur, seine Erscheinung und Gestalt ausdehnt, gewinnt ihm auch der Leib, als Tempel des Geistes, eine höhere, eine religiöse Bedeutung. Auch die christliche Lehre von der

Auferstehung des Leibes konnte eine Aufforderung sein, dem zu einer ewigen, verkörperten Fortdauer bestimmten Körper eine höhere Bedeutung beizulegen. Die Menschheit sei, glaubte Lavater, auch physisch in Christus vollendet, in ihrer höchsten Schönheit und Reinheit, in ihrem erhabensten Adel erschienen, und das Christusideal beschäftigte ihn als Physiognomiker ebenso wie als Religiosen.

Es ist die nothwendige Aufgabe der Philosophie, den Menschen als Einheit zu fassen und zu begreifen, trotz der Duplicität seines sinnlichen und seines geistigen Wesens. Die Theorie, daß die Seelen zufällig in die Körper gleichsam eingekerkert werden, konnte nicht auf die Dauer befriedigen; Leibniz's prästabilierte Harmonie zwischen Körper und Seele war allzu wunderbar und machte den Gegensatz recht schroff, den sie vermitteln wollte. Der französische Materialismus und Sensualismus ließ, um die Einheit zu bekommen, das geistige Element als Substanz fallen und erklärte den Geist nur für das Resultat, für die höchste Blüte und Entwicklung der Materie, der Sinnlichkeit. Der Gegensatz hiervon wäre gewesen, das Leibliche nur für Schein, oder für ein Product der Seele zu erklären, und das Letztere ist auch wirklich von deutschen Philosophen (von Stahl, wenn wir nicht irren) behauptet worden; oder aber nahm man die Identität von Geistigem und Leiblichem im Menschen an, sodaß das Geistige, als das der Potenz nach Frühere, als das Höhere und Edlere, sich im Leiblichen, als seiner Basis, seinem Organ, das aber selbst zum Geist sich verklären kann, offenbart.

(Der Beschluß folgt.)

Dies Buch gehört dem Vaterlande. Leipzig, D. Wiegand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel des Buches ist eine Nachahmung des bekannten Titels der Bettina: „Dies Buch gehört dem Könige“; der Inhalt desselben ist das laute, stürmische Pathos des Magyarenthums, denn nicht dem deutschen Vaterlande gehört dies Buch, sondern den magyarischen Interessen. Folgende Verse leiten dasselbe ein:

Wie heißt das Land, dem die Natur
Ihr Schätze zugewendet?
Wo Berg und Thal, wo Hain und Flur
So unerschöpflich Gaben spendet?
Wo Rußlands Stör an Ufern laicht,
Beschattet von Castiliens Reden,
Und Perus Gold in Bergen kreicht,
Auf welchen Föhren sich erheben;
Wo des Arabers edles Roß
Durch Ebenen fliegt — fast ohne Grenzen,
Und dennoch Berge — riesig groß —
Hoch aus den Felsen niederhängen,
Die Krone Eis — der Stürme Band
Ein Wolkensreif; — wie heißt das Land?
Wie heißt das Volk, voll inn'rer Kraft,
In Thaten reicher als an Worten?
Das keine nied're Leidenschaft —
Das nicht der Demagogen Herden
Vom alten Guten abgewandt:
Noch treu der Väter hiedern Sitte,

Gilt ihm für Schwur — ein Schlag der Hand,
 Und gahfrei ist die ärmste Hütte.
 Für Vaterland und König schlägt
 Sein Herz, mit ewiggleicher Treue;
 Im Frieden sanft, nur aufgeregt
 Im Kampf ein schwergewichtiger Feind;
 Doch leicht gequält durch Recht und Pflicht!
 Dies edle Volk! — kennt ihr es nicht?
 Der Ungar ist's, es ist sein Land,
 Heil ihm und seinem Herdianand.

Eine recht poetische Verherrlichung des Ungarlandes. Aber jedes Volk weiß so etwas Schönes von seiner Natur und seiner Heimat zu sagen, und läge sie auch im finnischen Eise. Das poetische Pathos gibt keinen rechten Maßstab für den wirklichen Werth eines Volkes, der Rationalismus sieht nicht klar und ungetrübt, er idealisirt das Seine, um das Fremde dagegen herabzusetzen. So spricht sich denn auch in dem vorliegenden Buche nichts Anderes aus als das Pathos des in sich selbst verliebten Magyarenthums, und die Bedeutung dieses Magyarenthums wird nicht durch Prüfen und Erwägen seiner Grundlagen und seiner Entwicklung festgesetzt, sondern es wird nur eine rhapsodische Begeisterung in lauter kleinen Capitelen, die alle beginnen: „Ade, du gute alte Zeit“, für dasselbe hervorgerufen. Wir Deutsche sind für eine solche phantastische und phantastische Publicistik unzugänglich geworden, wir können von ihr weder etwas lernen, noch uns an ihr erquicken. Die Bewegungen im Ungarlande haben zwar unser volkstümliches Interesse erregt, aber unter den vielen Schriften, die in Bezug auf dieselben erschienen sind, kann dem vorliegenden Werke nur eine sehr geringe Bedeutung zugestanden werden.

Es ist eben nichts Anderes als Pathos, 25 Bogen hindurch wird der „alten guten Zeit“ immerfort ein Ade zugewinkt, und doch deutet Vieles im Ungarlande darauf hin, daß diese alte Zeit dort noch keineswegs gänzlich verschwunden und daß man über die neue Zeit nicht bloß zu einem magyarisirten Hause, sondern zu einem verständigen Selbstbewußtsein gekommen ist. Unserer deutschen Presse aber wird in der vorliegenden Schrift (S. 20) der besondere Vorwurf gemacht, daß sie ausdauernd bestrebt sei, dem „jugendlich kräftigen Magyarenthums“ den Eintritt in die Welt so sehr als möglich zu erschweren“ und, indem sie seinen Bestrebungen die illoyalsten Beweggründe unterlegt, den europäischen Staatenfalon gegen den neuen Ansturm von vornherein feindlich zu stimmen, die „anspruchlosen Verfechter“ der geistigen und materiellen Interessen Ungarns im Auslande zu verächtlichen, im Vaterlande zu depopularisiren, wodurch wieder gewissen Einflüssen der Weg in das Herz Mitteleuropas um so erfolgreicher gebahnt werde. Der Verf. dieser Schrift befindet sich hier aber in einer argen, vielleicht absichtlichen Täuschung. Es ist nicht wahr, daß die deutsche Presse den nationalen Bestrebungen im Ungarlande von vornherein entschieden feindlich gesinnt ist, vielmehr, wie sie ihn selbst anstrebt, achtet sie jeden nationalen Aufschwung, aber eben deshalb hat sie sich nicht mit der Einseitigkeit und dem brausenden Übermuth des Magyarenthums einverstanden erklären können, eben deshalb nicht, weil dieses, um seinen Rationalismus geltend zu machen, mit allen möglichen Mitteln darauf ausgeht, einen andern Rationalismus, den slawischen und zum Theil auch den deutschen, zu unterdrücken. Eine solche Bewegung hat allerdings keine allzu große Theilnahme in der deutschen Journalistik finden können, aber wenn das Magyarenthum ihr den Vorwurf macht, daß sie, durch die Vertheidigung der slawischen Elemente in Ungarn ihm gegenüber, russische Bestrebungen begünstige, so ist eine solche Behauptung ebenfalls eine arge Verkenntnis des deutschen Humanitätsgeistes und selbst der eigenen ungarischen Interessen, da eben durch nichts mehr als durch den Fanatismus, womit man sie magyarisiren will, die Slawen in Ungarn gereizt werden könnten, sich der russischen Suprematie zu unterwerfen. Das einseitige Magyarenthum,

nicht die deutsche Presse ist es, welche in Ungarn den russischen Einfluß begünstigt. Höre man aber, wie unbegründet und leer der Verf. das Recht der Slawen, in der eigenen Nationalität erhalten zu bleiben, abfertigt: „Das slawische Volk Ungarns, kommen ihm jene Klagelieder zu Gesicht, und erklärt man ihm den Sinn und die einzelnen Worte derselben, wird sich darob wol ebenso verwundern, als sich der Normannenfürhrer Lancrob, wenn er außerstände, über das «*Di tanti palpiti*» höchlich verwundern dürfte. Doch wir sind überzeugt, daß wol Niemand jene poetischen Exclamationen (?) für etwas Anderes nehmen wird als für Das, was sie sind, als die Geburten der kranken Phantasie einiger heimischen Slawenthümer (?); $\frac{1}{10}$ der Slawen Ungarns wissen nichts davon (? und gesetzt, es wäre wahr, gibt es ein Recht, einem andern sein Recht zu rauben, weil er sich desselben nicht vollkommen bewußt ist?). Was die Beweggründe jener betrifft, so mögen sie wol an und für sich rein sein, allein keineswegs ist deren Anwendung zu billigen, indem man sie als Waffe gegen die nationale (rectius einseitig-magyarisirte) Entwicklung Ungarns gebraucht, und zwar im Namen jener, die von einer Reaction gegen dieselbe nicht einmal träumen. Will man jene einzelnen slawischen Koryphäen keiner Nebenbedeutung zeihen, so ist deren Thun und Treiben wahrlich unbegreiflich. Ist das wiederholt grimmige Auftreten derselben ohne alle *arrière-pensée*, weshalb beschränken sie den Schauplatz ihres Wirkens auf diese Spanne — Kraft tausendjährigen guten Rechtes — magyarischer (?) Erde, auf welcher sie nicht nur mit den Gesezen, Institutionen, der öffentlichen Meinung, ja selbst mit dem Geiste des katholischen und protestantischen Schwerterglaubens und daher mit ihren eigenen Hoffnungen und Wünschen in Conflict gerathen; auf welcher der Sieg des Slawenthums, die Apotheose ihres Namens, nur mit dem Untergange Dessen, was dem Menschen am theuersten ist, errungen werden kann (?); weshalb entfalten sie nicht ihre Banner dort jenseit der Karpaten, von deren Fuß bis zu Kamtschatka's Eisregionen ihnen Ehre und Ruhm winken? Weil“ Man sieht, den Ansprüchen eines ganzen Volksstammes gegenüber nichts als ein hohles Pathos, als leere Exclamationen und der zur Genüge bekannte magyarisirte Übermuth.

Der Titel des Buches hätte nicht heißen sollen: „Dies Buch gehört dem Vaterlande“, sondern: „Dies Buch gehört dem Magyarenthume“, denn es wird den Slawen darin ihr vaterländisches Recht freitig gemacht. Was helfen einem solchen Thun gegenüber alle liberalen Redensarten, alle liberalen Bestrebungen innerhalb des einseitigen Magyarenthums? Was helfen ihm gegenüber alle lustigen Ade's, der alten guten Zeit zuzurufen? Das Freiheitsbewußtsein der neuen Zeit beruht auf der Humanität, aber das Magyarenthum hat den exclusiven Sinn, die barbarische Ausschließlichkeit der alten Zeit noch nicht ablegen wollen, und alle seine liberalen Bestrebungen sind deshalb nur noch als Buhlschaft mit dem Geiste der Neuzeit zu betrachten. Die deutsche Presse aber, welche ein sicheres Princip anerkennt als das einseitig nationale, ist im vollkommensten Rechte, wenn sie in Bezug auf Ungarn die Humanität zu ihrem Standpunkte macht; sie vertheidigt das Slawenthum, als solches, ebenso wenig als das Magyarenthum: die Humanität selbst ist es, welche ihr, in Bezug auf Ungarns Zustände, immer den Maßstab wird geben müssen. Mag der Magyarisismus diese Tendenz immerhin, wie in dem vorliegenden Buche, als eine russificirende zu verächtlichen suchen.

28.

Literarische Notizen.

Ein Patent von Maria Theresia.

Endlich hat die berühmte Tochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia, auch einen ihrer würdigen Nachschreiber gefunden. An Panegyriker hatte es allerdings nicht gefehlt, aber wir helfen vom Historiker etwas mehr als

phosphorische Schmelzerei. E. Duller's „*Maria Theresia und ihre Zeit*“ reißt sich ehrenvoll den modernen Geschichtswerten an, deren Aufgabe nicht nur reiche Sammlung, scharfe Eintragung und Prüfung des historischen Stoffes, sondern auch jene Kunst der Darstellung, deren Wirkung sich bis zur dramatischen Anschaulichkeit steigert. „Es war die Morgenröthe einer neuen Zukunft“, jene Zeit Maria Theresia's; solche Übergangsperioden sind die schwierigsten Partien der Geschichte. Mit innerem Laster hat E. Duller auf die hervorragenden Persönlichkeiten helle Schlaglichter geworfen. Die zahlreichen geschichtlichen Kriege- und Schlachten sind voll epischen Interesses. Die das hereinbrechende Licht einer besseren Zeit am meisten charakterisirenden legislatorischen Reformen haben die gewissenhafteste Würdigung gefunden. Es mag hier der Ort sein, an diese Partie des Werks die Mittheilung eines Actenstücks zu knüpfen, dessen wir in Duller's Buche nicht gedacht finden und das doch so sehr charakteristisch ist. Die Kaiserin sah sich nämlich veranlaßt, am 25. April 1767 „zur Unterdrückung der Freigeisterei und des Freuels, von den Geheimnissen der katholischen Religion zu frei, oder wol gar verächtlich zu reden“, ein scharfes Patent an ihren Oberhofmarschall zu erlassen, worin folgende merkwürdige Stelle: „Allerhöchstdieselben aber wollen auch und befehlen allergnädigst, daß das Behörige unverlangt besorgt werde, damit hier dero gesamtem Hofstaat, gleichwie auch an alle Hofstellen untereinstens beschiebt, bedeutet werde, was gestatten Ihre k. k. apost. Majestät das Laster der Freigeisterei und des Unglaubens werththätig abgestellt, dagegen aber Gott, die Geheimnisse der heiligen katholischen Religion und die Satzungen der Kirche in der gebührenden Verehrung gehalten wissen wollen, daß also Diejenigen, welche ihr eigenes Gewissen einer solchen Verfallungsklage überführt, zur Bekehrung und Besserung ernstlich angemahnt und mit dem Befehle gewarnt werden, daß, wenn sie von diesem Verbrechen nicht sogleich abstehen, selbe, sowie Diejenigen, welche wider besseres Verhoffen in selbes noch eintreten dürften, nach der Schwere des Lasters ganz unmaassiglich zur empfindlichsten Strafe gezogen werden sollen. Die dergleichen frevelhafte Reden hören und selbe nicht alsogleich der betreffenden Polizeistelle anzeigen, sollen in dem Falle, wenn sie auf eine andere Art entdeckt würden, ebenso wie der Freveler selbst, auf das empfindlichste bestraft werden, jedoch sei dabei zu erinnern, daß Niemand unter schwerer Verantwortung unternehme, sich dieses Wegs, d. h. Verleumdung, falscher und unbegründeter Angaben zu gebrauchen. Es sei anbei Ihrer k. k. apost. Majestät weiterer ernstlicher allerhöchster Wille, daß zur Freigeisterei anleitende und der Geheimnisse des Glaubens und der Satzungen der Kirche spottende Bücher von jedem der Inhaber sogleich in Zeit von acht Tagen selbst verbrannt werden sollen, allermassen jener oder jener Person, bei welcher solches ein derlei Buch noch vorgefunden werden würde, ipso facto als des Verbrechens schuldig gehalten, somit, wenn auch ein Rehrer und Anderes wider selben nicht entdeckt werden sollte, eine gleiche erspiegelnde Strafe wider das Laster der Freigeisterei selbst gegen solche verhängt werden würde, und eine gleiche Ahndung hätten auch Diejenigen ohne Unterschied des Geschlechts zu gewärtigen, welche die Anzeige zu machen unterlassen, wenn ihnen bekannt ist, daß sie dergleichen verbotene Bücher selbst haben, oder doch lesen, oder gar der Freigeisterei nachhängen. Denen Civil- und Militärsapeln selbst aber wollen Ihre k. k. apost. Majestät sonderlich unter Strafe allerhöchster Ungnade und unter Verlust ihrer Charge nachdrücklich eingebunden wissen, daß sie ihres Orts auf die Freigeisterei und höchst freventliche Gott- und Religionspötker genau forschten, den schuldig Erfindenden oder doch Bezüglichen sogleich anzeigen und resp. selbst nach der Schwere ihres Verbrechens bestrafen sollen“ u. s. w. Zeugt dieses scharfe, kaum eines Commentars bedürftende Anathema einerseits von der strengen, auf den orthodoxen Principien des Glaubens und der Kirche basirten Religiosität der Monarchin, so beweist andererseits das Verbot

auch die Existenz des Verbotenen, und es ist erlaubt, auf den auch am Hofe der katholischen Fürsten zu grassiren beginnenden Voltairianismus einen Schlag zu machen, „Abseulicher Frevel der Freigeisterei!“ schüttelt unsere Zeit nicht lächelnd über dies hochverehrte Wort das Haupt? Insofern wenigstens, als der Katholicismus zur Bezeichnung Dessen, was in seinen Augen ein Greuel, infamirtartig einen Begriff gewährt, dessen etymologische Grundbedeutung die moderne Erkenntniß und Offenbarung der Urwesenheit des Geistes als zukunftsreichen Embryo im Schoosse getragen. Was wäre der Geist ohne Freiheit, und was wäre eine wahre Freiheit ohne Geist denkbar? Über freilich dergleichen dialektisch schlagende Gründe gingen über den Horizont der frommen Bescheidenheit, der der Glaube ein alleinigmachendes Nam plus ultra war. Sinnlos und darum auch gefährlichen Atheismus lassen wir auch nimmermehr gelten, aber, wie gesagt, der päpstliche Schrecken vor dem hereinbrechenden Strahlen eines hellern Lichtes nöthigt uns ein mitleidig Lächeln ab. Und doch lebte und herrschte schon damals ein Friedrich der Große, und Joseph II. hatte bereits den Thron mit einem Fuße bestiegen! Zwanzig Jahre später dennerte die französische Revolution; vielleicht ging ihr schon 1767 ein leises Ahnungsgrauen voran.

Neue Ausgabe der „Pensées de Pascal“ von B. Cousin.

Cousin hat das Versprechen, welches er in der französischen Academie bei Gelegenheit seiner Vorlesung über die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der „Pensées“ von Pascal gegeben hatte, durch eine neue Veröffentlichung dieses klassischen Werkes gelöst. Er gibt uns in seinem Buche die ebenangedachte Vorlesung; den Text nach der in der königlichen Bibliothek befindlichen Originalhandschrift, verbessert durch Beseitigung solcher Stellen, die dem Zwecke des Werkes, Rechtfertigung der christlichen Religion, fremd sind, und durch Hinzufügung zahlreicher neuer Gedanken; einen Anhang zur Vergleichung des Originaltextes mit dem gewöhnlichen; ein Vocabular der ungewöhnlichen Worte, mit Angabe ihrer Quelle (häufig Montaigne); endlich ein neues Werk von Pascal, „De l'amour“, welches Cousin selbst entdeckt hat. Cousin hatte in einer Vorlesung die Behauptung ausgesprochen, Pascal sei Skeptiker, worüber großer Jubel unter den Philosophen, tiefe Trauer und Entrüstung unter den Frommen entstanden war. Er erklärt seine Worte jetzt näher, und zwar auf eine Art, mit der gewiß eher die Frommen als die Philosophen zufrieden sein können. Pascal, sagt er, sei Skeptiker in der Philosophie, und nicht in der Religion Skeptiker gewesen; und eben weil er Skeptiker in der Philosophie gewesen sei, habe er sich um so enger an die Religion angegeschlossen, als das einzige Asyl, als die letzte Stütze der Menschheit in der Ohnmacht des Verstandes, in dem Untergang aller natürlichen Wahrheit unter den Menschen. Eine so weiche, einer festen Stütze so sehr bedürftige Seele wie Pascal mußte zu dieser Aufschauung kommen, die aus seinen Schriften wie aus seinem Leben klar hervorgeht.

Liebig's „Chemische Briefe“ in Frankreich.

Von den „Chemischen Briefen“ unfer berühmten Landmannes Liebig erscheinen jetzt, nachdem sie bereits in einer englischen und einer italienischen Ausgabe, sowie in einem amerikanischen Nachdrucke der ersten genannten Übersetzung verbreitet worden sind, zu gleicher Zeit zwei Übersetzungen in Paris. Die erste derselben, von G. B. Bisson, einem Schüler Liebig's, ist von dem Verfasser des Originals durchgesehen und bildet den vierten Theil der „Bibliothèque Charentier“, deren drei erste Bände die Werke von Hippocrate, Galien und Dioscoriden enthalten, und deren fünfter aus den Werken Zimmermann's, übersetzt von Marmer, bestehen wird. Die zweite Übersetzung ist von den Doctoren Berdet-Despigny und Dubreuil-Pellon.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 83.

24. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 82.)

In dieser Strenge, sodaß Seele und Körper sozusagen Dasselbe wären, nur nach der Seite der Erscheinung oder der Idealität betrachtet, der Körper die erscheinende Seele, die Seele die ideelle Einheit, die Entelechie des Körpers, faßte nun zwar Lavater die Sache nicht; aber offenbar liegt ungefähr dieser Gedanke seiner Physiognomik zu Grunde, sowie die, zwar auch von einem Deutschen aufgebrachte, aber hauptsächlich von sensualistisch und materialistisch gesinnten Franzosen weiter ausgebildete und noch bei ihnen in hohem Ansehen stehende Schädellehre (Kranilogie) die Consequenz derjenigen Ansicht zu sein scheint, welche den Geist für das Product der Materie hält. Einen Beleg dafür, daß diese beiden Wissenschaften, wenn man sie so nennen darf, vor das Forum der ernstesten Philosophie gehören, gibt der Abschnitt in Hegel's „Phänomenologie“, wo von beiden ausführlich gehandelt wird. Es fallen bei ihm Physiognomik und Schädellehre in gleiche Verdammniß, die erstere indessen, wie uns scheint, wird mit ziemlich oberflächlichen Gründen abgeurtheilt und überhaupt willkürlich und ungenau gefaßt. Die Physiognomik wird einerseits mit der Pathognomik zusammengeworfen, andererseits wird sie als eine Wissenschaft behandelt, welche sich rühme, Menschen bloß nach dem Gesicht als Mörder, Diebe u. s. w. zu erkennen und zu bezeichnen, und es wird so gut wie ignoriert, daß sie ebenso sehr den intellectuellen als den moralischen Charakter des Menschen in seinem Aeußern lesen will. Hegel sagt, die natürliche Physiognomik sei das unmittelbare Meinen über die gemeinte Gegenwart des Geistes, das vor schnelle Urtheil über die innere Natur und den Charakter ihrer Gestalt bei ihrem ersten Anblick. Die angebliche Wissenschaft suche die Gesetze, die Beziehungen des bloß Gemeinten aufeinander auf, welche selbst nichts als leeres Meinen seien, sowie sie selbst etwas End- und Bodenloses.

Das wahre Sein des Menschen sei seine That und nicht sein Gesicht; jenes ist allerdings wahr, wenn man That oder Thun im weitesten Sinne nimmt, aber es schließt gar nicht Das aus, daß sich der Charakter im

Gesicht, in der ganzen äußern Erscheinung, auch aussprechen kann. Nur darf man — und dies führt uns auf einen beim physiognomischen Streite sehr wichtigen Punkt — die Physiognomik nicht als eine Wissenschaft von praktischem Nutzen ansehen und behandeln, wie dies vielfach, und auch von Lavater selbst, geschehen ist, sondern muß sie ganz theoretisch, ideell, als einen Zweig der Naturwissenschaft, etwa wie vergleichende Zoologie, studiren, welche zur Aufgabe hat, die Ausprägung des Geistigen im Leiblichen zu erforschen, das Constante in den Erscheinungen und Erfahrungen zu beobachten, und wo möglich, Gesetze dafür aufzustellen. Ob man dabei auf sichere und befriedigende Resultate kommen werde, kann man bezweifeln, doch ist die Aufgabe der Wissenschaft gewiß nicht unwürdig und kann zu sonst fruchtbaren Beobachtungen führen; gewöhnlich aber ist der Zweck ein ganz anderer, die Methode gerade die umgekehrte. Die natürliche Physiognomik, die jedem aufmerksamen Beobachter der Menschen, ja selbst dem Ungebildeten inwohnt, hat vorzugsweise ein praktisches Interesse, oder sie dient dem experimentirenden, rathenden Fürwirth, wo nicht der Bosheit; die „künstliche“ oder wissenschaftliche, deren Berechtigung und Nothwendigkeit Lavater aus dem Vorhandensein der natürlichen folgert, wird nun meist in einem ähnlichen Sinne betrieben, und nur die Förderung der edelsten Zwecke als ihre Aufgabe und Frucht bezeichnet. So gab Lavater sein Prachtwerk heraus mit dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe.“ Abgesehen davon, daß die Physiognomik eine Liebhaberei, eine Mode jener Zeit wurde, daß sie der Eitelkeit und Einbildung von Vielen, namentlich der Großen, schmeichelte, verdarb die in dem Titel ausgesprochene praktische Richtung und Bestimmung Alles, wie dies schon Lichtenberg rügte und darauf hinwies, daß die Physiognomik unausschließlich neben der Menschenliebe auch deren Gegentheil werde dienen müssen. Begabt mit einem höchst feinen physiognomischen Sinn, ließ sich Lavater, nachdem eine Rede über Physiognomik, die er einer Gesellschaft gelesen, vielen Beifall gefunden und gedruckt großes Aufsehen erregt hatte, durch eigene Neigung und Aufmunterung Anderer zu umfassenden, eifrigen physiognomischen Studien und einem Enthusiasmus

mus hinreißen, deren Frucht das genannte große Werk war. Binnen kurzer Zeit, hoffte er, werde die Physiognomik, deren Fundamente er gelegt oder vielmehr zu deren Erbauung er Materialien angeschafft hatte, zur Würde einer allgemein anerkannten Wissenschaft erhoben sein, und gründete auf ihre Geltung und Herrschaft die ausschweifendsten Hoffnungen für das Glück der Menschheit. Aber für die Begründung der Physiognomik als Wissenschaft hat er selbst nichts geleistet, so viele feine, tiefe, beherzigenswerthe Beobachtungen, Winke, Schilderungen sein Werk enthält. Zwar wirft man ihm mit Recht häufigen Schwulst und Überschwänglichkeit, ein oft lächerliches Pathos vor, aber es wechseln damit auch nüchterne, verständige und geistreiche Abschnitte. Eine Probe der erstern Eigenschaften liefert das dreizehnte Fragment: „Von Nutzen der Physiognomik.“ Es wird daselbst ausgeführt, daß überhaupt jede Kenntniß an sich, insbesondere aber die Menschenkenntniß nützlich sei, zu dieser aber sei die Physiognomik unentbehrlich. Lavater fährt nun fort:

Man muß, wenn man von dem Nutzen der Physiognomik redet, nicht bloß auf das sehen, was im strengen Sinne wissenschaftlich heißen kann, vielmehr muß man dieses in Verbindung mit einer unmittelbaren Folge betrachten, die alle öffentlichen Beiträge zur Physiognomik ohne Zweifel haben, ich meine die Erweckung und Veranlassung zur Verfeinerung der Beobachtung und des physiognomischen Sinnes. Wenn nun aber dieser je mit der Empfindung des Schönen und Höflichen, mit Gefühl der Vollkommenheit und Unvollkommenheit gepaart geht, welchen wichtigen, ausgebreiteten Nutzen kann nicht das die Physiognomik haben! Wie erhebt sich meine Brust bei der Ahnung, daß so viel Gefühl für das Edle und Schöne, so viel Absehen vor dem Niedrigen und Uebeln erweckt wird, daß so viele Reize zum Guten auf Leben, der sein Auge physiognomisch übt, wirken müssen. Die Physiognomik ist eine Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen, ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken, um den anbetungswürdigen Urheber der menschlichen Natur, der so unaussprechlich viel Wahrheit und Harmonie in dieselbe gelegt hat, in neuen Liebenswürdigkeiten zu erblicken. Das geübte Auge des Geschicktenners entdeckt unerschöpfliche Quellen des geistlichen, sittlichen und zärtlichsten Vergnügens. Nur er versteht die schönsten, bereichsten, unwillkürlichste und bedeutungsvollste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellectuellen Genies; die Natursprache der Weisheit und Tugend. . . Er beurtheilt den Menschen richtiger (als jeder Andere), er beurtheilt ihn bloß nach sich selbst. . . Die Physiognomik reißt Herzen zu Herzen; sie allein stiftet die dauerhaftesten, göttlichsten Freundschaften. Auf keinem unumstößlichen Grunde, keinem festern Felsen kann die Freundschaft ruhen als auf der Wölbung einer Stirne, dem Nacken einer Krone, dem Umriß eines Mundes, dem Blicke eines Auges. Die Physiognomik ist die Seele aller Klugheit. Durchsichtbar ist sie dem Kaiser!“ u. s. w.

Dem möglichen Schaden der Physiognomik wird durch Warnung vor übereilem Urtheil und Mißbrauch vorzubeugen gesucht, und die Vorschrift gegeben, immer nur Vollkommenheiten vorzugsweise zu suchen, Unvollkommenheiten aber nicht bekannt zu machen — wodurch eben die Physiognomik, was sie an Menschenliebe gewinnt, an Wahrheit einbüßen muß. Viel Wahres und gut Gesagtes enthält der Abschnitt: „Von der Wahrheit der Physiognomie“, woraus jedoch etwas mitzutheilen der

Raum nicht gestattet. Eins der wichtigsten, beherzigenswertheften Fragmente ist ferner dasjenige, welches von der Homogenität, Gleichartigkeit, Harmonie, Einfachheit der menschlichen Bildung handelt. Die Natur, wird hier ausgeführt, wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus, aus einem Mittelpunkt auf den ganzen Umkreis. Die Kunst flicht zusammen, die Natur nicht; sie bildet Alles aus Einem zu Einem. Jeder Theil eines organischen Ganzen ist Bild des Ganzen, hat den Charakter des Ganzen. Die Entwürfe der Natur sind Entwürfe eines Moments — Lavater glaubt nichts geleistet zu haben, wenn er nicht im Stande sei, wegzuräumen das abgeschmackte, aller gesunden Philosophie und Erfahrung trotzen Vorurtheil: die Natur flicke Gesichtstheile von verschiedenen Gesichtern zusammen, und hält sich belohnt für alle seine Arbeiten, wenn die Homogenität, Zusammenstimmung, Einerleiheit der menschlichen Organisation allgemein gefühlt und anerkannt werde. „Weg von aller Physiognomie“, ruft er, „wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Wort zusammensetzt!“ Von der Physiognomik schließt er auch die körperlich mangelhaften, Ungestalten aus, und erklärt den schönsten Menschen für den besten Physiognomiker. Übrigens bekennet er, daß ihm selbst dazu sehr wichtige und wesentliche Eigenschaften mangeln; von zwanzig habe er kaum eine.

Wir können sonstige Schriften Lavater's nicht einzeln durchgehen; er hat sehr viel geschrieben, sodaß er selbst vor der Menge seiner Schriften erschrickt und darüber erröthet. Er hat auch selbst in den „Herzenserleichterungen“ (1781) gegen die Käufer seiner Schriften sich über diese, ihren Werth und ihre Empfehlenswürdigkeit ausgesprochen, in einer Art, worin die Vatergärtlichkeit des Autors und gutmüthige, naive Eitelkeit gemischt und im Streit ist mit dem Bestreben, dem Vorfaß, streng gegen sich selbst zu sein. Was Lavater's formelles Talent, den ästhetischen Werth seiner Schriften betrifft, so muß man gestehen, daß auch in der Mittheilung und Darstellung seiner Gefühle und Gedanken ein begabter und glücklicher Geist sich beurkundet; seine Sprache ist oft kräftig, treffend, prägnant, fließend; aber durch den Mangel an Zucht und Maß wird sie auch oft überschwänglich, hohl, pathetisch, breit, gesucht und sentimental. Er schrieb zu viel, mit zu wenig künstlerischer Überlegung, Concentrirung, Sammlung; er besaß eine große natürliche Beredsamkeit und Redefluß, aber es fehlte ihm das Markige der edelsten Beredsamkeit, er zerfloß in Pathos, Ausrufungen, Detail. Dieselben Fehler haften auch seiner Poesie an, zumal der religiösen. Dagegen verdienen die sehr früh gedichteten „Schweizerlieder“ alle Anerkennung; in ihnen weht der Hauch echter Begeisterung, und mit ebenso viel Einfachheit als Kraft besang er die Schlacht von Empach und Wilhelm Tell. Wir bedauern, daß Drelli nichts davon aufgenommen hat.

Es wird jetzt wenige Menschen geben, welche mit

Levater ganz zusammenstimmen, die sich nicht an diesen und jenen Lehren und Meinungen stoßen, und die Ketten verwerfen oder vergessen seine Schriften ganz. Und doch wird er von dem trefflichen Herausgeber seiner Schriften, von Drelli, zu den deutschen Classikern gezählt, und sein Anspruch hierauf würde wol allgemeiner anerkannt werden müssen, wenn sein Stil, seine Darstellung gleichmäßiger, strenger und gebiegener wäre. Aber auch so bleibt er ein ausgezeichnete Autor, und es würde den Deutschen nicht zur Ehre gereichen, wenn sie ihn, als Mystiker und Schwärmer, der Vergessenheit übergeben, ihn der Aufmerksamkeit und Achtung einer aufgeklärten Zeit unwürdig erklären wollten. Nur der Leidenschaftliche, der Kämpfende und Ungewisse ist so ausschließlich; die echte Bildung, die wahre Geistesfreiheit nimmt auch Das auf, was ihr nicht völlig gleichgültig ist, und bereichert sich mit der Wahrheit, die sie ruhig und anerkennend von den Schläfen des Irrthums ablöst und reinigt. 33.

Dankagung für die Vertheidigung der „Vorträge über Aesthetik“ in Nr. 37—39 d. Bl.

Man darf aus dem Erfolge nicht auf die Absicht schließen, sonst würde ich nach der Vertheidigung meiner Vorträge Hr. W. gerade für meinen schlimmsten Gegner halten müssen; allein von seinen guten Einnahmen überzeugt, glaube ich, daß er meine Widersacher zum Schweigen bringen wollte, deren Wortwürfe er erst zur Sprache bringt. Man könnte diese Vertheidigung mit der des Kaisers Friedrich II. vergleichen, welche dessen Kanzler und Hermann von Salza so führten, daß der Kaiser in den Bann gethan wurde.

Man erlaube mir, mich selbst zu vertheidigen.

Gestehen will ich, daß die Vorrede zu den gedruckten Vorträgen, wenn auch nicht gerade malktisch, doch die Recensenten muthwillig herausfordernd ist.

Die Vertheidigung des Eigenlobes, welches mir schuld gegeben wird, hat nur dann Gültigkeit, wenn man sich einen Genuß mit Grund rühmt. Mein Vertheidiger hätte daher auch die Parallele aus meinen Briefen aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit u. s. w., welche bereits 1830 erschienen, neben die aus der Hegelschen „Aesthetik“ setzen sollen, um mich vollständig zu rechtfertigen und zu beweisen, daß ich früher als jener Philosph auf eine ähnliche Erklärung der Schönheit kam, was ich mir für gar kein großes Verdienst anrechne, so wenig, als es Hegel zum Vorwurf gereichen kann, etwas gesagt zu haben, was ein vernünftiger Mensch vor ihm auch gedacht hat. „Dasjenige, in dessen Erscheinung sich Vernunftgemäßes darstellt, ist schön. Die Schönheit ist das Vernunftgemäße in sinnenfälliger Form.“ (Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit, S. 44.) Und Hegel sagt: „Das echte Producten macht die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie aus. Sie ist das Vernunftige, das als Geist nur ist, insofern es sich zum Bewußtsein thätig hervorhebt, doch was es in sich trägt, erst in sinnlicher Form vor sich hinstellt.“ Ich weiß nun nicht, warum die Hegellianer, weil ich mit ihrem Herrn und Meister in dieser Rücksicht übereinstimme, eine Parforcejagd gegen mich anstellen sollen, welche mir W. in deren Namen ankündigt.

Der Vertheidiger sagt: Viele Widersacher meiner Vorträge wären der Meinung, daß die größten Künstler des Alterthums und Mittelalters eine Höhe der Vortrefflichkeit erreichte, welche die neuern Künstler noch nicht erreichen hätten, „ohne daß die

jungen Gemüther mit der Ueberschwänglichkeit Platonischer, von Quandt'scher, Hegel'scher und anderer hochberühmter Männer philosophischen Instructionen gesättigt wurden“ u. s. w. Da dies nun meines Freundes und Zuhörers Meinung selbst ist, so sagt er nichts zur Vertheidigung der Aesthetik, sondern nur Einiges zur Beruhigung der Widersacher, indem er diese Wissenschaft für ebenso unschätzblich als unnütz erklärt. W. hat also völlig den Zweck dieser Vorträge vergessen oder nicht begriffen. Ich stand durchaus nicht in dem Wahne, daß diese Vorträge junge Künstler in ihrer technischen Ausbildung fördern könnten, sondern bin noch immer der Meinung, daß die jungen Künstler jetzt um so mehr von der Seite der Wissenschaft einer Anregung des Geistes bedürfen, da in unserer Zeit, von außen her, die künstlerische Phantasie schwächer und trüber angeregt wird als in den glücklichen Tagen der Kunst, wo die Sinnenwelt noch nicht mit der geistigen zerfallen und eine Offenbarung des Göttlichen war. Es ist daher nicht überflüssig, sondern nöthig, die Kunst mit der Wissenschaft zu versöhnen, um eine heilsame Wechselwirkung unter beiden möglich zu machen, und vorerst das Vorurtheil gegen die Aesthetik bei den Künstlern zu beseigen und sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß diese Wissenschaft die Körperwelt nicht entseelt und die Seele nicht entleibt, sondern das Einssein des Realen und Idealen als das wahrhaft Seltsame darthut, woraus denn bei den Künstlern die frohe und anregende Gewissheit hervorgehen muß, daß sie können und vollbringen, was der Aesthetiker erkennt und fordert.

Der Vorwurf, daß es meinen Vorträgen an Faßlichkeit gefehlt hat, ist, wie ich nun wohl einsehe, nicht ungerath, da es mir nicht einmal gelungen ist, einem meiner aufmerksamen Zuhörer die Aufgabe meiner Vorträge klar zu machen. Wenn nun dieser Zuhörer mit einer Stelle aus Goethe's „Wasso“ auch sagt, daß meine mündlichen Vorträge die Zuhörer gewonnen, weil sie geglaubt, Das zu verstehen, was sie hörten, so ist dies keine Rechtfertigung, sondern eine Anklage, in der kein anderer Sinn liegt als: es ist in den Vorträgen mit vielen Worten Nichts gesagt. Dieser Vorwurf ist wie ein Schuß aus einer Kanone vom — größten Kaliber, welche ganze Colonnen niederstreckt, denn er trifft nicht allein mich, sondern von Platon bis auf Hegel Alle, deren Erklärungen des Schönen in den Vorträgen angeführt werden.

Ein ebenso allgemeiner Vorwurf wird auch den größten Philologen von W. gemacht und gesagt, daß sie die „Poetik“ des Aristoteles nicht verstanden und bei den Uebersetzungen sich mißbräuchlich der Wörter „Nachahmung“ und „Imitation“ bedient hätten, da doch nur das Wort „Darstellung“ richtig ausdrücke, was Aristoteles gemeint habe. Der Vertheidiger findet es daher sehr verzweifelhaft, daß ich in den Irrthum gefallen wäre, zu glauben, daß Aristoteles alle Kunst für Nachahmung erklärt habe. Indem mir W. die Möglichkeit, den Aristoteles richtig zu verstehen, absperrt, und die Philologen belehrt, wie sie den griechischen Texten verstehen sollten, wußte er nicht, welche zu große Schmeichelei er mir sagte, denn er hatte ganz vergessen, daß in meinen Vorträgen (S. 66) folgende Stelle zu finden ist: „Aristoteles unterscheidet daher nicht mit philosophischer Schärfe Dichter und Historiker. Er sagt zwar, daß Letzterer das wirklich Geschehene zu erzählen, Ersterer aber nur das Mögliche darzustellen habe; die Nachahmung des Möglichen aber ist, wie mir scheint, keine Nachahmung, sondern Darstellung eines Idealen u. s. w.“ Es freut mich nun sehr sehr, daß meine Worte auf meinen Zuhörer einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er sie für seine eigenen Gedanken gehalten hat und mit diesen der Welt ein neues Gesicht zu machen glaubt.

H. G. von Quandt.

Bibliographie.

- Gesammelte Actenstücke des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. Mainz, v. Hahnen. Gr. 8. 10 Rgr.
- Amthor, C., Ein freies Wort über das Verbot der neuesten Schriften Ronge's im Königreich Sachsen, an die protestanten Deutschlands und insbesondere Sachsens. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 2 Rgr.
- Aufdeckung der groben Unwahrheiten in der „reinen Wahrheit in Sachsen des Bremer Ministeriums gegen Pastor Rangel“. Oldenburg. Gr. 8. 5 Rgr.
- Aufruf an alle Christen aller Confectionen zur Bildung einer allgemeinen christlichen Kirche. Leipzig, Goeß. Gr. 8. 1 Rgr.
- Böhmer, W., Der heilige Rock in Erier und der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Eine unbefangene Beurtheilung. 2te und sorgfältig verbesserte Auflage. Breslau, Kern. Gr. 8. 2½ Rgr.
- Bourbin, L., Der Jesuit. Seitenstück zu dem ewigen Juden. Mit Kupfern. 1stes Bändchen. Leipzig, Berger. Gr. 16. 7 Rgr.
- Braß, A., Die Mythen von Berlin. 4ter Band in drei Heften. Berlin, Reichardt und Comp. 1844. 8. 15 Rgr.
- Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. I. Von den gerühmten literarischen Verdiensten der Jesuiten. Berlin, Springer. 8. 4 Rgr.
- Ein Friedenswort zur Lösung der religiösen Streitfrage. 2te Auflage. Kassel, Appel. 1844. Kl. 8. 3½ Rgr.
- Friedrich, C. F., Kunstwesen und Gewerbefreiheit. Eine nicht gehaltene Vorlesung. Danzig, Homann. 8. 2 Rgr.
- Gedichte eines Österreicher's. Leipzig, Brockhaus. 12. 20 Rgr.
- Neueste und vollständige Geschichte der Jesuiten. Eine Darstellung des Ursprungs, der Zwecke und des Wirkens der Gesellschaft Jesu. Ein Volksbuch. Leipzig, Grosse. Gr. 12. 10 Rgr.
- Goeß, A., Johannes Ronge und sein Gegner Mauritius Moriz, oder Wahrheit und Unwahrheit. Offenes Sendschreiben an Hrn. Maur. Moriz. Dem deutschen Volke gewidmet. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 5 Rgr.
- Göb, C. J., Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung. Ein Zuruf an Deutschlands Protestanten. Regensburg, Manz. 1844. Gr. 8. 3½ Rgr.
- Hat ein bremisches Ministerium die rechtliche Befugniß, ein Mitglied zu ernennen? Eine kirchenrechtliche Abhandlung. Bremen, Kaiser. 1844. Gr. 8. 3½ Rgr.
- Heide, F., Der Rock des Herrn zu Erier und Johannes Ronge, oder über die Reliquienverehrung der katholischen Kirche. Predigt. Gleiwig, Landsberger. Gr. 8. 2½ Rgr.
- Ihr Diener des Evangelii, beherzigt es! Für evangelische Geistliche von einem Katholiken. Berlin, Bethge. 8. 2½ Rgr.
- Kell, J., Bedenke an die evangelische und die katholische Christenheit Deutschlands. Zwei Gedächte. Leipzig, Gries. Gr. 8. 1½ Rgr.
- Komus. Schwarze und bunte Bilder aus der Coulissenwelt. Almanach für das Theater für 1845. Herausgegeben von L. Charles. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. 8. 17½ Rgr.
- Laube, F., Drei Königsstädte im Norden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.
- Lichter, P., Geschichte des heiligen ungenährten Rockes unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nebst Betrachtungen und Gebeten, sowie Mess-, Beicht- und Communiongebeten. Erier, Gail. 1844. 16. 5 Rgr.
- Lyster und Ronge, und der Rationalismus in seinem Verhältnisse zu den neuesten Religionsfragen. Letztes Wort eines katholischen Laien. Würzburg, Voigt und Röcker. Gr. 8. 5 Rgr.
- Moriz, M., Die Verehrung heiliger Reliquien und Bilder, und das Wallfahrten nach der Lehre der katholischen

- Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf Ronge's Betheil an den Bischof Arnoldi. Hildburghausen, Pergo. Gr. 8. 7½ Rgr.
- Moriz, M., Offene Antwort auf das Schreiben des Hrn. Joh. Ronge an die niedere katholische Geistlichkeit mit besonderer Rücksicht auf dessen Rechtfertigungsschrift. Frankfurt a. M., Barrentrapp. Gr. 8. 3½ Rgr.
- Mylletor, Der Hermeneutismus vorzugswelke von seiner dogmatischen Seite dargestellt und beleuchtet in Briefen zweier theologischen Freunde. Regensburg, Manz. Gr. 8. 25 Rgr.
- Rey, J. B. F., Der heilige ungenährte Rock zu Erier, und außer diesem kein anderer. Widerlegung der historischen Untersuchungen von Gidemeyer und v. Cybel. Erier, Gail. Gr. 8. 5 Rgr.
- Oliver, G., Der Stern im Osten. Nachweis der Analogie zwischen der freien Masonerie und der christlichen Religion. Aus dem Englischen von J. Leutbrecher. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 2½ Rgr.
- Parodie des ewigen Juden. Von R. Philippson und L. Quart. Aus dem Französischen überfetzt von F. Funck. Mit 300 Holzschnitten von Cham. 1stes bis 3tes Heft. Frankfurt a. M., Dehler. 8. à 5 Rgr.
- Regenbrecht, Erklärung über sein Ausscheiden aus der römisch-katholischen Kirche. 2te Auflage. Breslau, Gosehorky. 4. 1 Rgr.
- Der heilige Rock zu Erier, und die zwanzig andern heiligen ungenährten Röcke. Eine historische Untersuchung von Gidemeyer und v. Cybel. Mit 1 lithographirten Abbildung. 2te mit einem Nachtrage vermehrte Auflage. Düsseldorf, Buddus. Gr. 8. 12½ Rgr.
- Der heilige Rock zu Erier, und die Lasterer desselben. Luxemburg. 1844. Gr. 8. 2 Rgr.
- Herr Johannes Ronge mit Gründen widerlegt, für Katholiken und Protestanten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 5 Rgr.
- Scheel, A. L. W., Der Pole und der Russe. Roman. Baugen, Schlüssel. 8. 27 Rgr.
- Schiller, J., Warum sind wir ausgegangen aus der römisch-katholischen Kirche? Reformationspredigt. Frankfurt a. M., Bimmer. Gr. 8. 2½ Rgr.
- Schleswig-Holstein im Kampfe gegen die dänische Nationalbank. Hamburg, Kestler und Nele. 8. 18½ Rgr.
- Schmakowsky, W. J. v., Ronge's Beruf zum Reformator seiner Kirche. Breslau, Leuckart. Kl. 8. 5 Rgr.
- Schulze, F., Der von Fabelhafte Proceß. Beispiel eines neuen Opfers des geheimen Gerichtsverfahrens. Juristisch und moralisch beleuchtet nach den unter dem Titel: „Ausgeübter Kinderraub“ u. veröffentlichten Acten. Leipzig, Dyl. 8. 10 Rgr.
- Siegel, L., Was wir wollen! Gedicht, allen deutschen Katholiken und deren freisinnigen Vorsetzern J. Ronge und R. Baum gewidmet. Dshag. 8. 6 Pf.
- Sommerfeld, F., Rechtsansprüche der Juden in Preußen. Elbing, Reumann-Hartmann. Gr. 8. 7½ Rgr.
- Die von den Bienen des Kölner Domes rufende Stimme. Der: Ein ernstes Wort an alle Hermeneutiker und Nichthermeneutiker. Neuß, Hülsen. 8. 5 Rgr.
- Die Stimme eines deutschen Volkslehrs über Joh. Ronge. Reibt einigen Worten zur Zeit. Von einem katholischen Lehrer im Regierungs-Bezirk Coblenz. Coblenz, Reiff. 12. 2½ Rgr.
- Wallenrodt, F. v., Die ostpreussische Eisenbahn und die Zeit ihrer Erbauung. Mit besonderer Rücksicht auf das provinzielle Interesse dargestellt. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Rgr.
- Die Weisheitsprüche Josua's, des Sohnes Sirach. In einer neuen, treuen, metrisch-geraimten Bearbeitung, nach Ben Geb's ebräischer und der alten aramäischen Übersetzung derselben. Von M. C. Stern. Wien 1844. Gr. 12. 11½ Rgr.
- Der Zeitgeist unsers Jahrhunderts ein treulich Rathbild von Herodes Geist wider Jesum, den Erlöser. Predigt von C. C. Gleiwig, Landsberger. Gr. 8. 2½ Rgr.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 84.

25. März 1845.

Jakob van der Meer. Von der Verfasserin von „Gedwie-Castle“. Drei Bände. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 6 Thlr.

Die Forderung, die Kritik solle populair sein, wurde kürzlich wiederholt von einem politischen Blatte gestellt, das in einem zusammenfassenden Artikel die neuesten Schöpfungen des deutschen Romans beurtheilte. Jener Artikel war eigentlich nichts weniger, als was er sein zu wollen vorgab oder sich vornahm: populair. Er stellte der Verfasserin von „Gedwie-Castle“, die er als die Birch-Pfeiffer des deutschen Romans zu bezeichnen glaubte, Autorchaften gegenüber, die bei weit mehr formellem Talent bei der großen Menge der Leserkwelt wenig Zutritt fanden. Um den Inhalt, nicht um die Form kümmert sich die Menge; die künstlerische Richtung, die Virtuosität der Technik berührt den Kern des Publicums nicht. Zum Inhalte der literarischen Schöpfung gehört aber nächst dem sachlichen Stoffe die Gesinnung, mit der er aufgefaßt wird, die Stimmung des Autors, seine sittliche und geistige Haltung, sein verschwiegene Glaubensbekenntniß — ich meine nicht sein confessionnelles, sondern sein menschliches —, kurz, die ungesuchte Art, wie seine Natur sich gibt. Nicht nach dem Virtuosenenthum, nicht nach formeller Technik, wol aber nach dem Naturell im Autor geht der Instinct der Menge. Finden sich hier Sympathien, dann erwächst die Autorchaft zu einer Macht. So ungehebert diese Macht einem Organ der Menge verliehen wird, so rasch wird sie ihm oft genug auch wieder genommen. Die Autorchaft ist in diesem Falle am wenigsten für sich selbst da, ist oft nur für eine kurze Epoche hin Träger einer allgemeinen Willensmeinung, Bedürfnis eines schnell vorübergehenden Geschmacks; für diese seine Epoche aber ist ein Autor solcher Art jedenfalls in seinen Wirkungen unberechenbar, eine Macht, die zu gleichen Theilen und zu gleicher Zeit Factor und Product zu sein scheint. Eine Kritik, die populair sein will, hat wesentlich diesen Zusammenhang, diese Wechselwirkung zwischen Talent und Publicum ins Auge zu fassen, bei welcher der Leistungen des einen auf ihre wahre Quelle, die Stimmungen und die geistige Beschaffenheit des andern, zurückzuführen sind. Aus dem großen Fonds der überlieferten Meinungen und überkommenen Vorstellungen zieht doch jedes Talent seine

Nahrung, und je harmloser seine Entwicklung, desto mehr wird an ihm der Satz wahr, daß der Einzelne in seiner geistigen Haltung nicht ein Product seiner selbst, sondern ein Product der Gesamtheit ist. Die Kritik, die populair sein will, hat dann nur noch einen Schritt weiter zu gehen und ganz wesentlich das Publicum selbst, dessen Ausfluß das arbeitende Talent ist, vor ihr Forum zu ziehen. Es gibt eine Kritik, die sich lediglich mit der Kunstform beschäftigt; sie ist sehr wichtig, aber sie gehört in das Atelier der Ausübenden, da sie nur für diese Interesse und Gültigkeit hat; vor dem großen Publicum ausgeübt, führt sie zur kindischen Spielerei des Dilettantismus. Eine andere Art der Kritik zieht die ästhetische Leistung oder das Talent selbst in seiner Persönlichkeit vor ihren Richterstuhl und richtet nach vorausgefaßtem Glaubensbekenntniß, dies sei moralischer, philosophischer, politischer oder confessioneller Art. In der ersten Manier kritischer Handhabung sind ganze Literaturgeschichten geschrieben; in dieser zweiten Art werden noch immer Jahr ein Jahr aus, ohne daß sie populair werden, eine Menge Journale geleitet. Eine dritte Art der Kritik scheint weniger nahe zu liegen, weil sie nicht der augenblicklichen Leidenschaft dient, und doch ist sie die eigentlich populaire. Diese dritte Art der Kritik nimmt die Form nur für die nothgedrungene Entäußerung des Inhalts, nimmt das ausübende Talent für das Werkzeug einer Richtung, die eine ganze Epoche einschlug, für das ungesuchte Organ der Willensmeinung einer Gesamtheit, für das nothwendige Ergebnis von Bedingungen, Wirkungen und Kräften, die ganz außer dem Bereiche der Verantwortlichkeit des Einzelnen liegen. Die Bewunderung geht ebenso fehl wie der Tadel, wenn sie das literarische Erzeugniß als in sich selbst begründet ansieht. Die unparteiische Kritik — und ich denke, nur diese dritte Art hat die Anwartschaft zur Popularität — wird bei jedem Ding auf den Hintergrund zurückgehen müssen, aus dem es erwuchs. Die Vor- und Grundbedingungen für den Werth oder Unwerth einer literarischen Autorchaft, die in einer Epoche zu einer Macht gebiehn, liegen in dieser Epoche selbst, in der sittlichen und geistigen Beschaffenheit der Gesamtheit. Ein Zeitalter, das am stillen Herde der Familie Tugend und Schönheit auf den Altar hebt, kann auch in den Erzeugnissen sei-

ner Kunst und Wissenschaft nur Kraft und einfache Würde hervorrufen. Die literarische Fäulnislichkeit kann nur wuchern, wo der ganze Geist der Epoche versumpft ist, die Prostitution in Literatur und Wissenschaft ist nur nachträglich Folge einer gesammten sittlichen Entartung. Diese Einsicht macht nicht lässiger in der Handhabung des strengen Urtheils, aber sie zieht allgemeinere Elemente zur Verantwortung. Auch führt diese Betrachtung der Dinge nicht zu jenen leeren Vertheilungsmassregeln oder Entschuldigungsphrasen, um literarische Sünder von der Schuld freizusprechen, wie die Dilettanten in alten Trauerspielen ihre Unthaten auf Sonne, Mond und Sterne schieben. Diese Betrachtungsweise sieht den Einzelnen in seiner Freiheit unbeschränkt, obgleich sie die Nothwendigkeiten, die ihn tragen und gestalten, durchschaut; sie hält den Einzelnen überhaupt nicht für so wichtig, um ihn als Schöpfer seiner selbst zu nehmen; deshalb kann sie Lob und Tadel mildern, ohne ungerecht zu werden. Wenn diese Kritik — ich wähle ein Beispiel — Kogebue vor ihren Richterstuhl zieht, so wird sie weit mehr den Zustand der deutschen Welt, die ihn zu einer literarischen Macht werden ließ, für diese Entartung in geistiger und sittlicher Haltung verantwortlich machen. Kogebue war eine Macht, d. h. er erfüllte mit dem Athemzug seiner literarischen Werke eine ganze Epoche, überwucherte die stärksten, die festesten Naturen, hatte sich in dem Tempel der Museen, in dem Heiligthum der Familie, am Herd und fast am Altare eingenistet. Die Deutschheit jenes Zeitalters, bei der das möglich war, sei vorzüglich Gegenstand der Kritik; Kogebue ist nur ein getreuer Abdruck der nationalen und geistigen Erbärmlichkeit, die strichweise unsere Entwicklung befallt. Man lerne am Autor sein Publicum kennen, dann stoßen wir auf die Wurzel des Übels. Suchen wir uns an den Büchern der Verf. von „Gedwie-Castle“ das Publicum der deutschen Haus- und Familienwelt von heute begreiflich zu machen. Diese Betrachtungsweise ist hier statthaft, denn diese Autorschaft ist in der ungefuchten Sympathie mit ihrem Publicum eine Macht geworden — eine Macht freilich, die mit dem letzten Erzeugniß „Jakob van der Meer“ fast schon ihre Endschaft erreicht haben könnte.

Wir haben es hier mit einer Autorschaft zu thun, die ganz und gar innerhalb der vier Wände der Häuslichkeit, ganz entfernt von alle Dem, was seit 1830 das Leben der Deutschen in Bewegung setzte, sich entwickelt hat. In der guten alten sentimentalen Zeit nannte man diese Position zwischen den Sophasseffen „fern vom Lärm der Welt“. So weltfremd wie weiland zur Zeit der stillvergnügten Henriette Hanke kann sich die ästhetische deutsche Gottseligkeit von heute nicht halten. Henriette Hanke, diese Macht von ehemals auf dem deutschen Büchermarkt und in der deutschen Lesewelt, sitzt sehr tief in der dörflichen deutschen Idylle. Es ist das pastöralische Stillleben, aus dem sie als Person hervorging, und über das sie in ihren besten Stunden mit all dem Leid und Freud ihrer Haus-, Herd- und Herzensgeschichten

nicht gern hinausgeht. Tochter eines Pfarrers, früh verwaist, von der Pflege jüngerer Geschwister ganz erfüllt, dann Frau eines Dorfgeistlichen, wiederum abgetrieben von aller Welt, ohne Ahnung von Dem, was der Tumult, die Leidenschaft, die Eifersucht, die Eitelkeit, die Herrschgier, der Ehrgeiz, die Glücksgier und alle die ganz neuen Sinne und Triebe der Menschheit in großen Städten an Aufregungen bieten und geben, ganz auf die kleine enge Scholle einer ländlichen Hauselksamkeit beschränkt, schrieb Henriette Hanke ihre gefühlvollen Ansichten von der Menschenwelt, ihre Phantasien von Glück und Unglück, ihre gutmüthigen Träume von Leidenschaft und Liebe, die sie Romane nannte, und die Deutschland verschlang. Dieselben Lebens Elemente, die sich in der Ausdehnung der Breite und Länge ziemlich leicht mit der Gartenhecke und der Kirchhofmauer abgrenzen, in der Dimension der Höhe als kindlich frommes Gebet, in der Dimension der Tiefe als Herzenskunde und als Glaube an die Menschheit ihre Ausprägung finden, treten nicht immer nothwendig mit Sentimentalität, mit aufgelöster Überschwänglichkeit in Verbindung auf. Diese Elemente des germanischen Haus- und Familienlebens in dörflicher und kleinstädtischer Begrenzung sind auch sehr wohl mit einer guten Dosis frischer Naivität denkbar. Welche starke Sympathie sie in dieser Verbindung heutzutage in der deutschen Lesewelt finden, beweisen uns die Schriften der schwedischen Frederike Bremer, deren Familienidylle sich bald in einem Anstrich neckischer Ländelei, bald im Colorit einer derben gesunden Heiterkeit gefällt. Von dieser Gesundheit hat der deutsche Haus- und Familienroman in den Händen weiblicher Autorschaften selten sein Theil. In den Büchern der Verf. von „Gedwie-Castle“ steigt die Stubenluft der kränklich eingesperrten Sentimentalität nicht selten bis zur erdrückenden Schwüle. Die Liebhaberei für Krankenpflege ist nicht bloß zufällig ein subjectiver Zug dieser bestimmten Verf., sie setzt auch in Büchern anderer weiblichen Autoren hundert Arme in Bewegung, um die Wirkung auf die Herzen der Leser nicht zu verfehlen. Diese Hinnneigung zu den Pflichten frommer Elisabetherinnen ist ein echter Zug und Drang im Naturell des Weibes; diese weibliche Tugend auf Grund und Boden der Wirklichkeit in Abrede zu stellen, fällt Niemandem ein. Auch bezweckt die Verf. von „Gedwie-Castle“ nicht geradezu Schaustellungen weiblicher Würde im breiten wohlgefälligen Verweilen bei jedem Krankenbette. Die Pflege ist ihr in der That ein natürlicher Dienst, und jede wirkliche Elisabethinerin wird wider Willen in der Krankenluft zur Mitleidenden. Das Schaugepränge mit Herzensgüte, Aufopferung und Hingebung kommt bei unserer Dichterin an ganz andern Stellen ihrer Schriften, und zwar auch da ganz ungefucht und harmlos zur Erscheinung. Diese ihre Harmlosigkeit, die gar kein Arg an der Welt hat, ist bei Frau v. Paalzow nicht selten rührend. Diese innere Stimmung, dieser tiefe Friede mit Gott und der Welt, diese Windstille des Gemüths nach ausgestämpften persönlichen Lebensstürmen

gibt ihrer geistigen Haltung bald eine Ruhe, die an fahrlässige Gemächlichkeit grenzt, bald aber auch eine Festigkeit, die in unserer Epoche, einer Epoche leidenschaftlicher Übergänge, eine seltene ist und die man ihren Widersachern und feindseligen Kritikern wünschen möchte. Wer von der Unruhe des Zeitalters geschmeckt hat, glaubt sich damit ein Recht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen jede sichere Position erworben zu haben. Dieses Recht erwirbt sich aber nur durch gleiche Sicherheit, durch ebenso feste Gesinnung. Diese Schriftstellerin vertritt das noch immer in festen Gleisen beharrende Familienleben; sie ist ein mit reichem Talent unterstützter Ausdruck desselben. Suchen wir dies an ihren Büchern kennen zu lernen, und wir staunen vielleicht zu gleicher Zeit über die Tugenden wie über die Schwächen unserer nationalen Beschaffenheit von heute. Es sind in der That auch schriftstellerische Tugenden, die eine Auctorität zu einer Macht über ihre Leserwelt erhebt, aber jede Tugend solcher Art, die auf nationalen Sympathien beruht, hat ihren Schatten, ihre Schwäche zum unausbleiblichen Geleite. Diese Sicherheit des eingefriedigten Gemüths schmeichelt sich bei uns ein; wir fühlen, daß diese Schriftstellerin, die sich von aller Berührung mit der eifersüchtigen, intriguirenden, verleumdenden Journalistik des Zeitalters ganz frei erhielt, nicht nach Weisfall geizt. Sie hat nicht die Koketterie der Gräfin Hahn, die in jedem Augenblick durch ein neues Wagniß die Meinung der Welt herausfordert, indem sie ihr Hohn spricht. Diese Verf. von „Gobwie-Castle“ ist eine wahre Natur, denn sie will nie anders erscheinen, als sie ist; sie fürchtet so wenig das Urtheil der Welt, als sie ihm trotzt, sie kennt es nicht, und wir belauschen in ihr also ungefucht die Stimmung, wie sie sich in der großen Masse der Zeitgenossen, im Schooße des bürgerlichen Wohllebens, erzeugt. So weit wie die Verf. von „Gobwie-Castle“ mit ihren Begriffen von Recht und Anrecht, Pflicht und Neigung, moralischer Größe und moralischer Gemeinheit, Schönheit und Häßlichkeit, geistigem Adel und geistiger Verworfenheit, so weit wie die Verf. von „Gobwie-Castle“ sind in ihrem ganzen Glauben und Fühlen all die Tausende, die ihre Darstellungen mit Eifer und mit der Empfindung selbsteigener Genugthuung lesen. Es gibt gegenwärtig keinen deutschen Romanschriftsteller, der in gleichem Maße die Sympathien der Masse gewonnen hat. In den Schriften dieser Auteurschaft läßt sich die Durchschnittsbildung unserer Tage beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Alexandrine des Echerolles. Übersetzt und mit von der Verfasserin selbst gelieferten Zusätzen und Verbesserungen vermehrt von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Altona, Schnuphase. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir tabeln bei der noch immer steigenden Menge französischer Memoiren die Herausgabe der vorliegenden keineswegs, denn sie geben uns von der Hand eines adeligen Fräuleins

auch alter Familie eine treue Schilderung des unverdienten Roth, welche in den ersten Jahren der französischen Revolution und während der Schreckensherrschaft ehrenwerthe Familien bloß deswegen zu erleiden hatten, weil sie adelig, angesehen und reich waren. Solche Schicksale haben wir bereits aus manchen Büchern, wie aus den freilich nicht überall echten Memoiren der Marquise von Créqui, kennen gelernt, aber doch nicht eine so ausführliche Darstellung erhalten, als und hier das Fräulein von Echerolles vorlegt. Ihre Erzählungen sind einfach und ungeschmückt, aber sie tragen auf jeder Seite das Zeichen der Wahrheit und dürften also von denen nicht übersehen werden, welche neben den Erinnerungen aus dem Leben der Feldherren und Diplomaten auch die unverfälschten Leiden einer in sich glücklichen Familie und die gänzliche Beroberung eines heitern, unbefangenen Jugendlebens kennen lernen wollen. Die unbedingten Lobredner der französischen Revolution wenden sich freilich von dieser Seite ab und entgegnen, daß die Leiden Einzelner nicht in Betracht kämen gegen das hohe Maß von Glückseligkeit, welches Frankreich durch die Revolution erreicht habe. Aber hier handelt es sich nicht von einer einzigen oder von einigen Familien. Das Fräulein von Echerolles mit ihrem Vater und Verwandten erfahren hat, ist in ähnlicher Weise das Schicksal von hundert, ja von tausend Familien des alten Frankreichs gewesen.

Der Anfang dieser „Erinnerungen“ führt die Leser in die Stadt Roullins, in deren Nähe der Stammsitz Echerolles lag. Der Vater der Verf., ein verdienstvoller Offizier, war, als im Sommer 1789 ganz Frankreich durch die wirklichen und erdichteten Räuberzüge in Unruhe versetzt wurde, Commandant der Nationalgarde in jener Stadt geworden, sah sich aber, da er Ordnung wollte und sich willkürlichen Verschaffungen und Ermordungen widersetzte, bald zur Niederlegung seines Amtes veranlaßt, ward dann selbst in das Gefängniß gesetzt und entging nur mit Mühe seiner Verurtheilung. Hierauf verließ er mit seiner Familie, einer Schwester, welche dem Hauswesen vorstand, mehreren Söhnen und zwei Töchtern Roullins und begab sich nach Lyon. Zur Geschichte der Revolution in dieser Stadt während der Jahre 1792 und 1793, sowohl unter Chabrier's blutiger Tyrannei als während der muthigen Vertheidigung gegen die Truppen des Convents enthalten diese „Erinnerungen“ viele interessante Züge. Die Hausfuchungen, die Hinrichtungen, die Belagerung der Stadt selbst haben in der damals noch sehr jungen Verf. die lebhaftesten Erinnerungen zurückgelassen, und manches Beispiel von Heldenthum, namentlich auch der Frauen, wie des Fräuleins von Bellesise, ist uns hier aufbewahrt. Nach der Einnahme von Lyon sah sich der alte Echerolles, der nicht hatte auswandern wollen, als Adelsiger heftig verfolgt, er mußte sich verstecken und die sonderbarsten und unangenehmsten Berstecke aufsuchen, um den Suchenden zu entgehen, und doch gelang es ihm durch die Aufopferung einzelner Lyoneser, wie denn die schon öfters belobte Treue und Anhänglichkeit der Diensthoten und ganz gewöhnlicher Leute auch in diesen Revolutionsbildern in dem schönsten Lichte erscheint. Auf der andern Seite bilden die Schilderungen der Roth, welche die Lante der Verf. mit andern angesehenen Frauen im Gefängniß auszufechen hatte, eine Reihe von Scenen aus Lyons blutigster Geschichte im Herbst 1793, die an Wahrheit den übrigen nicht nachstehen. Mit dem Tode dieser Lante auf der Guillotine schließt der erste Theil.

Der Vater und Bruder der Verf. hatten Mittel gefunden, über die Grenze zu entkommen, sie selbst mußte noch manche Roth und Gefahr in Lyon bestehen, bis man ihr im Mai 1794 gestattete, nach Echerolles abzureisen, wo das verlassene Kind, ohne Stütze, ohne Eltern und Verwandte, bloß in einer treuen Wärterin einen Anhalt fand. Kurz darauf folgte sie der Aufforderung ihrer alten, achtzigjährigen Verwandtin, Fräulein Melon, bei ihr zu leben, wo sie zwar in kein Paradies kam, aber doch Sicherheit, Ruhe und Beschäfti-

gung fand. Freilich war der Contrast zwischen der hochgejahren, launenhaften und sparsamen Tante, die auf die feierlichste Weise in einer gänzlichen Abgeschlossenheit von allen Revolutionskosen durch ihren Geschäftsfreund erhalten worden, einem jungen, von den Leiden der Zeit geprüften Mädchen auffallend genug, und man kann nur die Geduld und Ausdauer bewundern, mit der sich das Fräulein in Alles fügte und gern anerkannte, was die alte Cousine ihres Vaters an ihr Gutes that. Endlich war sie auch so glücklich, ihren Vater von der Liste der Emigranten gestrichen zu sehen. Er kehrte nach Rouins zurück, und die zärtliche Tochter hoffte nun auf ungehörte Tage des Friedens, aber die Ereignisse des achtzehnten Fructidor zerstörten diese Aussichten, und als endlich die Ruhe nach dem zehnten Brumaire hergestellt war, erregte ihr Gesundheitszustand so große Befürchtungen, daß sie sich genöthigt sah, die ihr vorgeschriebene Cur fern von ihrem Vater zu beginnen. Dieser hatte indeß alle möglichen Schritte gethan, um wieder in den Besitz seines Vermögens zu gelangen, er erhielt jedoch nur den geringsten Theil desselben, und da dieser nicht für Alle ausreichte, so entschloß sich Alexandrine, als Erzieherin in ein angesehenes Haus nach Paris zu gehen. Obgleich sich nun ihres Vaters Vermögensumstände bald verbesserten, so beharrte sie doch aus manchen Gründen bei ihrem Vorhaben und nahm eine Anstellung bei den Töchtern der Prinzessin Henriette von Württemberg, der Gemahlin des Herzogs Ludwig, mit Zustimmung ihres Vaters an. Hier ist sie in Glück und Zufriedenheit alt geworden und hat den vier Fürstinnen, deren Erziehung sie zu leiten berufen war, diese Denkwürdigkeiten in einer dankerfüllten Aufschrift gewidmet.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der lateinischen Lexikologie in Frankreich.

Der den grenzenlosen Leichtsinne und die leichte Flüchtigkeit kennt, mit der in Frankreich die Fabrication der Wörterbücher betrieben wird, muß mit Vergnügen das Erscheinen eines Lexikon der lateinischen Sprache begrüßen, welches sich von seinen Vorgängern durch wesentliche Vorzüge unterscheidet. Dieses Werk, das nach neuen Grundsätzen, mit anerkanntester Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gearbeitet ist, rührt von zwei Gelehrten Namens Quicherat und Daveluy her. Bei dieser Arbeit sind endlich auch einmal die neuern deutschen Forschungen, die in Bezug auf Etymologie und Bestimmung der Begriffssphären der einzelnen Wörter vor allen andern bedeutend sind, berücksichtigt worden. Außer den Vorarbeiten von Gessner, Scheller u. A. sind nämlich auch die gediegenen Leistungen von Freund bei der Abfassung dieses compacten Werkes zu Grunde gelegt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir einmal einen Blick auf die Geschichte der lateinisch-französischen Lexikographie werfen, welche, wenn wir von den unbedeutenden französischen Ausgaben des Lexikon von Calepin absehen, mit dem bekannten „Thesaurus linguae latinae“, der ein Rüstzeug der umfassendsten Gelehrsamkeit ist, anhebt. Von diesem Werke, von dem 1531 die erste Ausgabe erschien, wird eine neue umfassende Bearbeitung von Didot vorbereitet, welche der Leitung mehrerer deutschen Gelehrten anvertraut ist. Unter den ältern lateinisch-französischen Wörterbüchern bemerken wir außer den Werken von Henri und Charles Etienne die von Morel, Nicod und die Arbeiten der Jesuiten Monet, Pajot und Pomey. Der Vater Gaudin ist Verf. eines lateinisch-französisch-griechischen Dictionnaire. Um 1689 erschien das lateinisch-französische Lexikon vom Jesuiten Lachard, der indeß nur die drei ersten Buchstaben besorgt hat. Im J. 1691 gab Danet sein „Magnum Dictionarium latinum et gallicum“ heraus (4., 1333 Seiten mit doppelten Spalten), das, wie der

Verf. berichtet, auf Veranstaltung Ludwig's XIV. herausgegeben ist. Ferner erwähnen wir das Wörterbuch „Dictionarium latino-gallicum Schreveliana methodo digestum“, welches unter dem Namen „Novitius“ bekannt ist. Lange Zeit hat man diese Bezeichnung für den latinisirten Namen des Herausgebers gehalten. Dies ist aber nicht der Fall. Das Werk ist vielmehr anonym und wird vom Abbé Proufaut dem Wagner von Bonmont zugeschrieben. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Sammlung zuerst eine Menge von Wörtern aufgenommen sind, welche, da sie der spätern Latinität angehören, von den frühern Wörterbüchern ausgeschlossen waren. Alle diese Werke, wenn sie auch an Umfang und ihrem Volumen nach dem „Thesaurus“ des Etienne nicht gleichkamen, waren doch weit entfernt, einige Bequemlichkeit in ihrem Gebrauch zu bieten. Das erste Wörterbuch, das in einem kleinern Format erschien und dem man einigermaßen die Bezeichnung als Handwörterbuch beilegen könnte, wird einem gewissen Boudot zugeschrieben („Dictionarium universale latino-gallicum“, Rouen und Paris 1786). Indessen war, wie Koll behauptet, der eigentliche Verf. dieses vielverbreiteten Werkes Pierre Nicolas Blondeau, Advocat am Parlament. Boimvilliers, der eine spätere Ausgabe dieses Dictionnaire besorgt hat, widerspricht dieser Angabe auf das bestimmteste. François Koll, der an der kaiserlichen Universität seit der Stiftung dieses Instituts eine einflußreiche Stellung bekleidete, faßte den Entschluß, die Lexika, deren man sich in den Unterrichtsanstalten bediente, durch eine neue Compilation zu verdrängen. Dies waren außer dem erwähnten Werke von Boudot vorzüglich das „Dictionnaire françois-latin“ von Lallemant und der „Gradus ad Parnassum“ von Vanière. Die ungeheure Verbreitung, welche seine Schriften gefunden haben, verdankt Koll weniger dem realen Gehalte derselben als seiner wichtigen Stellung. Was er empfahl, fand in den Schulen Eingang, und was er schrieb, mußte eingeführt werden. So kann man sich nicht wundern, daß von seinem lateinischen Wörterbuche allein binnen kaum vier Jahren mehr als 20,000 Exemplare verkauft wurden. Im J. 1820 oder 1830 entstand für Koll in Bailly, der damals Professor am Collège Henri IV war, ein gefährlicher Concurrent. Dieser letztere schrieb nämlich binnen sehr kurzer Zeit mit nicht geringerer Flüchtigkeit als Koll ein lateinisch-französisches, ein französisch-lateinisches Wörterbuch und einen „Gradus ad Parnassum“, welche bestimmt waren, die Werke Koll's in den Schatten zu stellen. Auch Bailly hat aus seinen leichtfertigen Speculationen bedeutenden Gewinn gezogen, und darum war es ihm ja auch allein zu thun, denn was kümmert den Compiler, der nöthigenfalls auch wie sein ebenbürtiger Vorgänger schimpflicher Plagiarius wird, die Wissenschaft und ein rühmlicher Name! Gänzlich verschieden nun von diesen und ähnlichen Fabricaten ist das oben angezeigte Werk von zwei tüchtigen Gelehrten, die sich Beide schon durch gediegene Leistungen der Gelehrtenwelt bekannt gemacht haben.

Geschichte der Concilien in Frankreich.

Es wäre unnöthig, zu sagen, von welchem bedeutenden Einflusse die Concilien nicht nur auf die Gestaltung des katholischen Kirchenwesens, sondern auf die geschichtliche Entwicklung sämmtlicher Staaten von Europa gewesen sind. Wir erhalten jetzt unter dem Titel „Philosophie de l'histoire des conciles tenus en France depuis l'établissement de la religion chrétienne dans les Gaules jusqu'à nos jours et leur influence sur les lois, les moeurs et la civilisation modernes“, von dem Abbé Cadeur eine Geschichte der in Frankreich gehaltenen Kirchenversammlungen, welche sich die Aufgabe stellt, tiefer in das Wesen dieser wichtigen Concilien einzugehen. Bei allem Fleiße, den der Verf. entfaltet, hat ihn doch eine gewisse Befangenheit in mehr als einer Partie gehindert, sein schönes Thema vollkommen genügend zu behandeln.

17.

Jakob van der Rees. Von der Verfasserin von „Gedwie-Castie“. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Jeder von den drei Bänden des neuen Romans führt seinen besondern Titel; der erste nennt sich „Angela“. Die Gestalt des amsterdamer Expediteurs und Mäklers Jakob van der Rees tritt zunächst in den Vordergrund. Dieser schlaue Bucherer, ein Eretin an äußerer Bewahrlosung, ein Caliban an innerer Häßlichkeit, ob schon die Habgucht sein einziges Laster ist, haust in einem alten Kaufmannsgebäude, dessen halb zerstörte Wappenschilder auf den frühern Glanz eines edlern Besitzers schließen lassen. Die Meisterhaft in der Kunst, uns in einer häuslichen Örtlichkeit heimisch zu machen, ist längst an der Verf. gerühmt. Auch historische Färbung, so weit solche sich als Reflex der großen politischen Welt, handel in der Enge der Familienbehausung wirksam zeigt, gelingt ihr nicht selten. Der religiöse Streit der Gomaristen und Arminianer in Holland wird uns kurz angedeutet; wir stehen damit auf Grund und Boden der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dieser Rees, klug und gewandt auf der Börse, gefürchtet wegen seiner hochhaften Tücke, in aller menschlichen Beziehung der Gegenstand der Verachtung, wird immer mächtiger durch den Flor seiner Unternehmungen. Sein Reichthum wächst in einer Weise, daß er für die Berechnung Derer, die Fortunas Launen kaufmännisch anzuschlagen wissen, ein Räthsel wird. Rees ist auch innerhalb seiner vier Bände ein Räthsel. Eine wahnsinnige Frau gehört zu seiner Umgebung; das Kind, das er wilb und zügellos, aber von aller menschlichen Verührung nach außen hin streng abgesondert aufwachsen läßt, hält man für den Sproß seines Umgangs mit der Magd des Hauses. Dies Kind, Angela, ist von hoher Abkunft, die Tochter eines Grönvelids, der, zur Zeit der fanatischen Religionsverfolgung zum Tode verdammt, plötzlich flüchten mußte und seine schwangere Frau nebst der Magd in einer stürmischen Nacht in das verödete Haus des Bucherers brachte und nebst seinen Schätzen dem Jakob überantwortete. Die Verf. ist in ihrer Darstellung, in Anordnung der Scenen, in Vertheilung des Stoffs so kunstlos, daß sie uns durch allzu frühe Enthüllung um die Spannung bringt, die sich hier ganz naturgemäß und ohne Künstlichkeit fest-

halten ließe. Sie hat so viel Erfindung wie nicht leicht ein zweiter deutscher Romandichter von heute, und gleichwol ist sie in der Anlage des Plans halb harmlos wie ein Kind, bald ohne alle jene zusammenfassende Kraft, ohne die sich nicht ungekraft große, weitläufige Gebilde entwerfen lassen. Dagegen gelingt ihr im ersten Bande ihres Buchs auf andern Punkten, das Interesse lebendig zu concentriren. Das Verhältniß zwischen Rees und Angela erwächst uns als das Thema des Buchs. Dies Mädchen in ihrer göttlichen Naturfrische übt auf den alten Gauner einen Zauber, der ihn bändigt, ihn sänftigt, ihm die Anknüpfung an den bessern Theil der Menschheit, einen Glauben an die Macht des Guten, eine Furcht und Hochachtung vor Gott wieder möglich macht. Angela ist zur Jungfrau herangewachsen, und sie gefällt sich darin, den alten Rees zu regieren. Von ihren Blicken, von ihrer Hül, von ihrer sparsam ihm zugebachten Zärtlichkeit lebt er geistig, und die sonstige Welt ist ihr bei der Abgeschlossenheit ihres Lebens selbst in der Ahnung fern, selbst bis zur Geringschätzung gleichgültig. Der Kampf mit dem Dämon der Gemeinheit in ihm ist nicht leicht, an jedem Morgen erwacht das Ungethüm in seiner Brust, jeder Sieg will mit List und Geisteskraft errungen sein. Desto glänzender ist der Triumph des weiblichen Stolzes, und das Herz des jungen Mädchens hat an diesem ernstern Spiel mit dem Dämon eines Mannes sein Genüge. Rees ist ihr die Welt, die sie kennt und beherrscht. Als sie Jungfrau ist, macht ihr Rees, anfangs schüchtern und nur zum Scherz, den Vorschlag, ihn zu heirathen. Sie hat sich von Jung an mit seiner Mißgestalt beschäftigt; also hat er durch die Macht der Gewohnheit seine Schrecken für sie verloren. Er gilt für ihren Wohltäter: sie findet seinen Antrag rechtmäßig, sie wird sein Weib. In Auffassung und Darstellung all dieser Verhältnisse zeigt sich von neuem das bedeutende Talent unserer Dichterin. Wir haben hier auf Grund und Boden einer eigenthümlich zusammengesetzten Häuslichkeit ein vortreffliches Seelengemälde; der Psycholog wird es wahr finden, der Ästhetiker schön, der Literaturhistoriker neu. In Stoffen dieser Art sind auch alle Kräfte dieses Talents in lebendiger Bewegung und untereinander in Harmonie. Die Gestalten sind hier nicht bloß

Ulrica mit seiner Frau, die vor die Augen der Waise Angela gehört ist.

Ulrica mit seiner Frau, die vor die Augen der Waise Angela gehört ist.

gen
der
er
elinge
hne
fie
nger
zu
des
iger

um ersten Male; er hoffte, sich durch seine Vornehmungen betrogen; er hoffte, sich durch seine Geschöpfung

zu sein scheint. Die
her, konnte sie emancipiren.
den Anspruch auf höh-
se in ihr aufrufen. An-
nema, daß die bisher über-
oh ihrer weiblichen Tu-
f, ihre Endstich-
den

frica, eine in-
und :
nennt.
ihre vi
ist und

Genusses zu einer
Heranzureis
ber Nees an ihr versch
rasch beendete; sie
ten ab, tritt feierlich v
d gelobt, Jakob's Gr
d mit D-

zu eigen gab. Dieser Triumph selbst ist der Höhepunkt des Romans, aber zugleich mit sich abgeschlossen geriebt, ist

dem ihr gelöst,
entschluffes zugehöriges
gleich zurechtgefi
andes dieses Streity
Bände und sehen mit
enken, vor uns. Ge
ng fener Dispo

geborenem Grönem, der
 er heute gewiß,
 um und mensch-
 n Plan, mit ihr
 ine Person, die
 in Zusammenhang
 ihres war. Abi-
 in Hause die g
 schiedet sich um
 fremden Schan-
 e Adel reicht a
 der der Tzich-
 er mit trägt, i
 b selbstige Gebi-
 manngang der We-
 ie geborene Grönem
 ande. Da mischhand-
 ie mit ihr zu prunk-
 er fühlt sich in se-
 er selbst fühlbar, da
 seiner gaunerische
 e Mischbildung, die
 konnte die Estim-
 ern Zusammenhang
 gela fühlt vielmehr
 r Nees grüßte Ge-
 gend, Herzensgüte
 the. Es naht sich
 ik- s Loos.
 kulture,
 ch ge-
 n Le-
 : von
 Alles
 fühlt
 - wolle der
 höhern Welt
 en; sie fühlt
 uldete. Ihr
 schläft mit
 or die hohe
 th zu klei-
 n, dem sie
 e verglich-
 uf Alles,
 einer echt
 unkt des
 ich auch
 fen, der
 sie hat
 n Ele-
 unden.
 unkt
 Er-
 er-
 die

plaus für Angela noch ein Interesse geben kann. Allerdings wohl! Der Drang der Weltthätigkeit konnte sie gegen ihren Willen ihrer engen Sphäre, in der sie ein unverschuldetes, aber nun wieder freiwillig erkorenes Bürgerleben führt, mit Gewalt entreißen. Auch Nees könnte, wenn ihm auf diese Weise der Preis seines Lebens und seiner Verdienste genommen würde, noch Nuancen in seinem Charakter entwickeln, die uns überraschen und dem Romane neuen Stoff zuwenden müßten. Angela selbst könnte im Strudel der politischen Wellen untergehen oder, zu einer ganz neuen Gestalt umgewandelt, auch über dies neue Element des Lebens siegreich triumphiren und schließlich nach einem tumultuarischen Weltleben zu der Enge und Stille ihrer alten Häuslichkeit zurückkehren. Nees hätte dann seine Waise erlebt; Angela wäre für ihren Zusammenhang mit der höhern Sphäre zu ihrem Rechte gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Dies Buch enthält, laut Vorwort, Vorträge, welche vor einem größern Publicum gebildeter Frauen und Männer gehalten wurden, ohne Auslassungen wie ohne Zusätze. Die Kritik war ihr Gesichtspunkt nicht; es galt dem Verf. darum, die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden zu lassen. „Kenne man“, heißt es in der Vorrede, „diesen Standpunkt immerhin einen überwundenen, veralteten: er ist es doch in keinem andern Sinne als wie die Jugend unsers Lebens überwunden und veraltet genannt werden könnte. Auf jeden Fall, dünkt mich, behalte eine solche Betrachtungsweise der Geschichte unserer Dichtung neben den andern, jetzt fast ausschließlich herrschenden, ihr gutes Recht, und da dasselbe für den Augenblick, wie es scheint, zu wenig vertreten wird, so leistet das Buch vielleicht hier und da in weitem Kreise die Dienste, welche man im engern Kreise von den Vorlesungen anzunehmen gewohnt genug gewesen ist.“ Die ganze Geschichte der deutschen, zumal der poetischen Nationalliteratur ist nach ihren Hauptumrissen, zum Theil in weitem Ausführungen dargelegt. Nach der Einleitung folgt die älteste Zeit bis zum J. 1150 n. Ch., auf S. 10—41; darauf die alte Zeit bis 1624, S. 41—378, und die neue Zeit bis 1832, S. 379—659. Die erste Periode der alten Zeit umfaßt das Volksepos, das Kunstepos, die Minnepoesie und die Prosa; die zweite Periode den Verfall der Dichtkunst, der mit geringen Ausnahmen durch die dritte Periode (bis 1624) und bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts sich ausbreitet. Dies ist die Eintheilung des Stoffs. Als Höhepunkte treten hervor die klassische Zeit am Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts, und die letzte sogenannte klassische Zeit unter Goethe und Schiller. Ob aber diese letzte Glanzperiode classisch zu nennen sei, ist eine Frage, die mit allgemeiner Übereinstimmung schwerlich jetzt wird beantwortet werden können. Eher möchte sich diese letzte Zeit als ein Fortschritt zur classischen Zeit, welche allerdings noch nicht da ist, betrachten lassen. Diese zweite wahrhaft klassische Periode kann eintreten, wenn Deutschland wieder groß und mächtig ist; in seiner politischen Ohnmacht und confessionellen Berrissenheit ist nur ein Vorwimmer classischer Literatur zu statuiren. Mit dem 18. Jahrhundert haben wir uns aus der schlechten Zeit des zweiten Mittelalters, das mit dem Ende des 13. Jahrhunderts beginnt, herausgearbeitet und stehen nun

in einer Übergangsperiode zur neuen Zeit, welche für uns Deutsche noch nicht eingetreten ist.

Was die Sprache in diesem Buche betrifft, so ist solche mannichfaltig, wie das die Verschiedenheit des Gegenstandes erforderte; sie ist diesem entsprechend. Nichts ist widerwärtiger, als von Lappalien in pathetischem felerlichem Tone reden hören: wie dergleichen Schwachheit den pebantischen Philologen und den kopflosen Herren Pfarrern so oft begegnet. Blühend und kräftig, edel, oft stark, zu derb ist die Darstellung; die Sätze nicht selten zu lang. Der Eindruck, den die Darstellung auf die Zuhörer bewirkt haben wird, kann nachhaltig gewesen sein. Die Person des Darstellers hätte an manchen Orten wegbleiben können, so richtig und scharf sie auch hervortritt.

So bescheiden die politischen Parteien der letzten Jahrzehnte sind, so verschieden ist auch die Betrachtung der Literatur der Erzeugnisse auf diesem Gebiete und ihrer Urheber, der Verfasser. Wer absolutistisch gesinnt ist, muß, wenn er consequent ist, die Erzeugnisse der Literatur über einander und unter einander stellen; ein Solcher, einen Schriftsteller über Andere oder unter Andere stellend, redet in diesem Sinne von Werken ersten, zweiten u. s. w. Ranges. Diese Ansicht ist den Franzosen eigen, welche das radicale, rebellische und zugleich das absolutistische Volk sind. In dieser Behauptung liegt durchaus kein Widerspruch: denn der Radicale ist in gewissem Sinne absolutistisch, und jeder Absolute ist radical; wie denn das eine bekannte Wahrheit ist, durch die Geschichte bestätigt, daß der Absolutismus die Revolution in sich trägt und erzeugt. Nach dieser Ansicht zerfallen alle Menschen in Gebietende und Gehorchende: eine Ansicht, welche den klaren Worten der christlichen Religion widerspricht: der Gebietende ist der Kleinste und der Dienende ist der Größte. Diese neue Wahrheit ist vor 1800 Jahren in die Welt getreten: die vorchristliche Welt, zumal die despotischen, tyrannischen Römer, und ihre Nachfolger bis ins 19. Jahrhundert nehmen das Gegentheil an. Es wäre ein ungeheurer Irrthum, wenn jene Wahrheit von der Größe des Dienenden nur für die Kirche und nicht zugleich für die ganze menschliche Gesellschaft, für alle socialen, bürgerlichen Verhältnisse als gültig angenommen würde.

Diese römisch-absolutistische Betrachtung der Menschen und ihrer Verbindungen ist nun auch für die Literaturgeschichte durchaus verwerflich. Das, was man aber liberal nennt, ist allerdings ein schwer zu definirendes Wesen. Vorerst will ein jeder Politicus, wenn er auch kein Politiker ist, so heißen: auch ein Jeder in den verschiedenen Parteien nimmt es für sich in Anspruch, nach eigener Definition aus der Etymologie, der Geschichte u. s. w. Kun belehrt uns Dr. Kober: Was ihr Deutsche liberal nennt, ist eigentlich radical. Da komme nun ein Mensch zurecht in diesem Babel. Nach der Politik des schweizerischen Anthropologen gehört die Liberalität für die Jugend, für die erste Blüte des Mannesalters: wenn also der Verf. der in Rede stehenden Literaturgeschichte seine Behandlung derselben eine jugendliche nennt, so müßte sie, falls unsere oben ausgesprochene Meinung Grund hat, liberal sein. Wenn es nun eine Eigenschaft des Liberalen ist, sich an dem ruhigen, organischen (was man auch nach des berühmten holländischen Geschichtschreibers Ausdruck oft parodirend naturwüchsig nennt), aber doch fröhlichen Werden und Gestalten zu ergötzen, so kann allerdings die Darstellung des Verf. in diesem Sinne an sehr vielen Stellen jugendlich-liberal genannt werden. Doch möchte vielleicht auch noch manch ein Anderer als ich an nicht weniger Stellen das Absolutistische erkennen. Jedoch — wie ist es denn nun mit dem Conservativen? Dieses Kindlein ist noch nicht zur Welt gekommen. Wenn von politischen Parteien die Rede ist, so muß von einer conservativen ganglich geschwiegen werden, falls ein Unterschied zwischen Staat und Kirche klar herausgetreten ist. Nur die Wahrheit an sich, allein die wahre Idee wird conservirt; sowie sie Fleisch und Blut annimmt, muß das Fleisch und Blut liberal werden. Auf dem Gebiete der Politik soll es sich aber nicht um die in-

nerke Idee, sondern um das Gekostet und Werden handeln; und die Idee wird vorausgesetzt. Ideen zu setzen und von diesen aus zu gestalten, geht über die Kräfte des Menschen, ist radical, d. h. unsinnig. Conservativ ist nur der einfache Glaubenssatz, die Lehre einer Kirche, das dem Menschen, so zu sagen, angeborene Gefühl für Recht und Unrecht, die Volksgüte, die Natur eines Volkes, insofern sie ihre un durchbrechlichen Grenzen hat. Das Liberale ist zugleich das Conservative, und das wahrhaft Conservative, d. h. das in ihm Lebendige ist liberal, d. h. Leben erzeugend und gestaltend. Der Radicale zerstört das Leben rasch und im Sturm, der Absolutist oder der Stabile läßt das Leben verdorren, vertrocknen, verwüsten. Der Liberale sieht die Dinge nach und neben und miteinander; und so soll auch die Literatur angesehen werden: organisch.

Große Gefahr liegt dormalen vor, wenn wir unsere Literatur mit denen anderer Völker vergleichen: Der Römer weiß von der Kunst als Kunst in sich selbst sehr wenig; ihm gilt die Gefinnung, die That, ihm gilt Rom Alles; Rom, das die ganze Welt rund um sich her abhängig macht. Wir haben das mit den Römern gemein, daß wir auf Gefinnung und That halten; sind aber das Gegentheil von Rom geworden: wir machen uns von Allen und Allem abhängig. Von einer Grundverschiedenheit, die uns ganz und gar von den Römern trennt, zeigt die Geschichte so gut wie nichts. So ergeht es uns mit den Griechen; auch von diesen sind wir nicht so geschieden, daß nicht Grundbestandtheile ihres Wesens in uns lägen. Alle Einseitigkeit dieser Völker ist, wenn auch in schwächerem Nachbild, in uns zur Vielseitigkeit geworden: eine wahre Völkerrrepublik, wie das Kaiserthum des Mittelalters, ist nur bei Deutschen möglich. Nur Eine Einschränkung unserer Behauptung ist nöthig. In der Kunst sind wir die nachgebornen Söhne, der Erstgeborene ist der Grieche. Griechen, Römer und Deutsche sind die Kinder eines Hauses. In diesen Vergleichen der deutschen mit der griechischen Literatur leistet der Verf. Ausgezeichnetes; wie es scheint, manchmal mit Vorliebe für uns.

Die alte Zeit unserer Literatur ist in diesem Buche am ausgezeichnetsten behandelt. Das Nibelungenlied, seine Geschichte, die Legenden sind in der That meisterhaft dargelegt und geschildert. In dem Heliand, in der Fabel sind neue, geistreiche, tief blickende Anschauungen. Für das Tagesinteresse kann das über den ungenährten Rock Christi Gesagte beachtet werden. In der Darstellung der Fischart'schen Poesie sieht man die Belesenheit und die Liebe des Verf. für seinen Gegenstand. In der neuen Zeit spricht sich das Buch lehrreich über unsere Beriffenheit, über den Zwiespalt in unserm Vaterlande und in dem Innern unsers eigenen Lebens aus. Die Frömmigkeit, die man an dem Verf. bemerkt, hat ihm den Blick ins Mittelalter nicht verdunkelt; denn neumodige pietistische Frömmerei und neumodige Verstandeskultur, die eigentlich nur eine Schwäche ist, hat über jene Zeit kein Urtheil. Goethe's Christenthum findet gerechte Würdigung.

Sollten wir etwas an dem Buche aussetzen, so ist es der Mangel an poetischer Ruhe und Erhabenheit der Darstellung. Die Schrift ist aber keineswegs für lesende Herren und Damen allein, sondern auch für gelehrte, studierende Menschen höchst nützlich.

Literarische Notizen aus England.

länglich sittlich.

Zu dem vielen Interessanten in einem neuesten Werke über New Südwaies: „New South Wales“, von Mrs. Charles Meredith (London 1845), gehören die Bemerkungen der Verf. in Betreff der Sitten und charakteristischen Eigenschaften der Eingeborenen. Im Allgemeinen beschäftigt sie zwar die Angabe früherer Beschreibungen, nach welcher dieselben in moralischer und intellectueller Hinsicht auf sehr niedriger Stufe stehen. Doch

zeigt sie in vielfachster Beziehung Menschheit, was noch wenig bekannt ist. So bei Erwähnung ihrer Vorliebe für den Tanz, zu welchem sie sich auf das schönste schmücken, d. h. ihre nackten Leiber malen. „Einer ihrer ältesten und beliebtesten Tänze heißt der Känguru. Da wirft sich ein Mann auf Hände und Füße, thut als graue er, springt empor, blickt um sich und ahmt die Bewegungen des Känguru so genau wie möglich nach, während die übrigen die Hände und Füße vorstellen und ihn in immer engerem Kreise umringen.“ Ferner eine liebenswürdige Häuslichkeit. Die Frauen heißen Gins, und weil heirathen und eine Nage halten gleichbedeutend ist, werden Junggesellen „arme Teufel“ genannt. Die Frau ist „Clavin in jeder socialen Hinsicht, darf sie essen ohne ihres Mannes ausdrückliche Erlaubniß, und obwohl sie hauptsächlich für Herbergsorgung der Lebensmittel zu sorgen hat, bekommt sie doch bloß, was er nicht mag. Nachdem er von einem ganz gebratenen Hühner so viel gegessen, bis er nicht mehr kann, wirft er es über sich seiner Frau zu, die hinter ihm sitzt, und diese den Kindern. Nach beendetem Mahle streckt sich die Familie um Feuer zum Schlaf.“ Die Ältern lieben ihre Kinder, „sobald sie die Gefahren der Kindheit überlebt“. Dennoch ist Kindermord sehr gewöhnlich, und fragt man eine Mutter nach ihrem Reuegefühlen, antwortet sie vielleicht mit größtmöglicher Ruhe: „Ich glaube, dingo patta“ — der Hund hat es getroffen. Es sind höchst betrügerische und meist feige Menschen. Von einem obersten gütigen Wesen haben sie einen sehr unklaren Begriff; dagegen haben sie einen bösen Geist, den sie Yahu nennen, den Teufels-Teufel, vor welchem sie in steter Furcht leben und von welchem sie sich die grössten Widernisse machen. Das Buch ist das Ergebnis eines jährigen Aufenthalts in Sydney und dessen Umgegend.

Ein neuer Roman von James.

Der ungemein fruchtbare, auch in d. Bl. oft erwähnte G. P. R. James hat abermals eine dreibändige Novelle in die Welt gesetzt: „Agincourt“ (London 1845). Daß der Verf. ein beliebter, der Leswelt stets willkommenen Schriftsteller ist, dürfte schon daraus zu ersehen sein, daß er den Verleger nicht wechselt. Seine sämtlichen Schriften sind bei Bentley erschienen; „Agincourt“ auch. Ebenso wenig sind ihm Talent, Gewandtheit und Kenntniß des herrschenden Lesegeschmacks abzusprechen. Dann ist nicht zu leugnen, daß er Welt und Menschen durch kein vom Schatten der Misanthropie verdunkeltes Glas betrachtet und bitteren Gefühlen selten das Wort gönnt. Und doch sind manche Schlagshatten zwischen ihm und das Glück getreten und kennt sein Leben manchen schmerzlichen Wechsel. Aber keinem seiner Romane merkt man das an. Die alten verdorrten Väter, die fauertöpfischen Oheime und die intriguirenden Mütter scheint er abgeschrieben zu haben, und fügt er alte Männer und Frauen ein, ist es fast, als hindere ihn Ehrfurcht gegen das Alter, sie unliebenswürdig zu schildern. Es sind gewöhnlich heitere, gutmüthige, achtungswerthe und glückliche Menschen. Ferner lobt es in dem Verf. den Mann, daß eigene Erlebnisse den Charakter des Weibes in seinen Augen nicht verkleinert und verschlechtert haben. Mögen auch seine Frauen noch so entschieden, kräftig und entschlossen handeln, unwillkürlich verleiht er ihnen, dafern sie nicht zu den von der Natur vergifteten Mannweibern gehören, jene zarte Schüchternheit, die vom Wesen des Weibes unzertrennlich. Alles Dies wiederholt sich in „Agincourt“, so genannt nach der Schlacht dieses Namens, deren kurze, aber gebiegene Beschreibung voll Leben und Feuer eine der schönsten Partien des Buches bildet. Das Ganze ist ein echt romantisches Gemisch von häuslichen und kriegerischen Szenen, in welchen zwar das Unwahrscheinliche meist den Sieg über das Wahrscheinliche gewinnt, dies jedoch schon deshalb keinen Tadel verdient, weil den Leser nie die Fiktion verläßt, daß zur rechten Zeit Hölle kommen werde und er nur über das Wie und Woher in Zweifel bleibt.

Donnerstag,

Nr. 86.

27. März 1845.

Jakob van der Rees. Von der Verfasserin von „Gedwie-Castle“. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Hiermit haben wir uns die Möglichkeit einer Fortsetzung des Romans konstruirt, vorausgesetzt, daß die Verf. die Befähigung besäße, ihre für die Behauptung des Familientheiles geschaffenen Figuren zu Menschen erwachsen zu lassen, welche im Stande wären, Träger allgemeinerer Völkerschicksale zu sein. Der Roman würde dann immer noch nicht Jakob van der Rees heißen können, sondern Angela; aber nach der von uns angedeuteten Richtung wäre ein Roman aufzubauen gewesen. Statt Dessen wird er abgebrochen und fallen gelassen. Mit dem zweiten Bande beginnt Urica's Geschichte, ihre Beziehung zur Königin von England, jener unglücklichen Henriette von Frankreich, deren Gestalt neben der ihres Gemahls Karl's I. und in Bildern von van Dyk bekannt ist. Diese Tochter des vierten Heinrich von Frankreich kommt nach Amsterdam, um für ihren Gatten zu werden und Selber zu erheben. Der kluge Kaufmann der Republik Holland gibt ihr glänzende Ausstattung, aber sein gesunder Sinn läßt sich nicht täuschen über den drohenden Ruin des romantischen Königthums dieser Stuarts. Urica beginnt zu schwärmen für dieses Königthum; ein Gleichgünstiger, jener Lord Montrose, welcher später auf eigene Kosten für den zweiten Karl eine verunglückte Unternehmung gegen die Republikaner von England wagt, wird ihr Gatte, und so hätten wir, da Montrose's Verhältnisse erster Ehe bunt genug sind, abermals ein Familieninteresse mit einem historischen Hintergrunde. Wir sind bei Hofe und erleben Schilderungen glänzender Feste, reicher Toiletten, sinner Genüsse. Es wimmelt hier von Brillanten und Edelgeschmeide. Die Verf. schwelgt hier förmlich im Genuße dieser Schaustellungen, dieselbe Dichterin, deren sonst so religiöser Sinn bei Ubelwollenden selbst im Geruche einer parfümirten Frömmigkeit steht. Man hat sie auch eine Aristokratin genannt; vielleicht dies noch weniger mit Recht. An dieser schwächlichen Kostbarkeit mit Diamanten und Schmuck offenbart sich vielmehr die begüterte Bürgerdame, die sich auch bei sonst sicher begründeter und harmonisch fertiger Bildung in etwas überladener Gruppierung ihres Comforts zu ge-

fallen pflegt. Erscheint diese Schönthuerei mit äußerem Prunk, mit der Etikette des Herkommens bei Hofe, diese Heilighaltung des Ceremoniels der Kammerherrlichkeiten als ein weltlicher Leichtfinn, der mit der sonst eher geistlichen Stimmung unserer Verf. sich schlecht verträgt, so ergibt sie sich in der Art und Weise ihrer Kinderbehandlung einer maßlosen Sentimentalität. Diese Krankhaftigkeit mag für die Person unserer Dichterin auf Anlässen beruhen, die menschlich erklärlich sind: das schaffende Talent, das der Öffentlichkeit angehören will und soll, hätte sich dieser Schlawheit zu schämen, bevor es der Welt unter die Augen tritt. Mangel an Respekt vor der Öffentlichkeit heißt vielleicht der Grundfehler aller unserer literarischen Schwächen in Deutschland! Das tiefste Gebrechen in der Verf. von „Gedwie-Castle“ liegt aber in der krankhaften Schönthuerei mit dem Begriffe des Königthums. Ich weiß nicht, wandelt mich mehr Scham oder mehr Unwille an, wenn ich bedenke, dieses Gemüth von hyperfentimentaler Romantik und kranklicher Weichheit des Herzens sei nicht Eigenthümlichkeit dieser Schriftstellerin, vielmehr ein weit verbreitetes Erbübel, tief eingewurzelt im friedfertigen Schooße der deutschen Familienseligkeit. Das begeisterte Interesse, das die Verf. den Stuarts weicht, hängt zum Theil auch mit ihrem Gefühl für häusliches Glück zusammen; aber dies Idol ursprünglich reiner Gesinnung wird in schlaffen Zeit- und Gemüthszuständen zu einem Gözen, dem nur slavische Seelen huldigen können. Dieser Karl I., für dessen schöne bleiche Stirn die Verf. schwärmt, war ein Mann von reiner Sitte, hatte fast ein bürgerliches Gefühl für Familienleben, vereinigte in Bezug zu seiner Gattin die Freiheiten des Cavaliers mit der Ehrlichkeit einer edeln, getreuen Neigung. Hieraus erwächst nun aber für die Verf. eine Liebedienerei, die bemüht ist, um die Thaten der launenhaften Willkür auf dem Throne einen Glorienschein zu breiten, vor dem wir in unserm Bewußtsein von heute erröthen. Die Verf. spricht allerdings von einigen Mißgriffen, die der König sich anfangs im Streite mit seiner Nation zu Schulden kommen ließ. Die Art aber, wie sie das nothgedrungen und gleichwol flüchtig einräumt, um mit sich ein Abkommen zu finden und dann mit der ganzen Schwelgerei eines frömmelnden Royalismus die Hände über das gefasste

Haupt zu breiten, erweckt nur noch mehr Widerwillen. Das Gewissen sagt ihr so wenig als die gesunde Vernunft, daß es Hochverrath ist, einen andern Willen zu haben als seine Nation; für Majestätsverbrechen an der Wohlfahrt von Millionen gelten muß, in andern Dienste als im nationalen zu stehen. Der Thronhimmel soll nicht Verbrechen verheimlichen dürfen, für die das durchlöchernte Dach des Bettlers nicht sicher genug schützt. Die Verf. lebt mitten in der romantischen Königsherrschaft des jetzigen Berlins. Nun, mich dünkt, dort sei das simple Wort jenes preussischen Friedrich, der König sei der erste Diener im Staate, noch nicht ganz verschollen! Mit welchem Bewußtsein unternimmt sie denn, uns die große Tragödie eines Kampfes zwischen Fürst und Volk in England zu schildern? Der Fürst steht unter dem Geseze; das räumt selbst der Royalist ein, falls er klar und klug ist. Jene Stuarts stellten sich aber nicht einmal unter das Gesez, das sie selbst gaben, achteten jede Verpflichtung der Welt und der Nation gegenüber gering, wurden ehelos und wortbrüchig bei aller sonstigen Ritterlichkeit ihrer Natur und Gesittung. Welche heuchlerische Lüge will uns hier in aller Gutmüthigkeit die fromme Romantik der Verf. unterschieben? Jener Karl I. kam nie heraus aus dem eigensinnigen Widerspruche mit den gesetzlichen Vertretern des Volks, mit dem Parlament. Er erhob Steuern, die noch nicht bewilligt waren, veräußerte eine Domainen nach der andern. In seinem Gelüste zum Kriege, allerdings ein romantischer Rißel, stellte er dem französischen Hofe zur Hülfe gegen Genoa eine Flotte, die Richelieu gegen das protestantische La Rochelle gebrauchen durfte, sodas hier auf königl. Befehl Engländer gegen ihre Glaubensbrüder fechten mußten. Karl I. beseitigte die Parlamente und regierte endlich ohne alle gesetzliche Form. Er erhob ungeschert Kriegsteuern mitten im Frieden, er führte nach seiner Laune eine Liturgie ein, die dem Meßdienste ziemlich ähnlich war. Das geschah Alles aus romantisch-ästhetischer Liebhaberei. Mit diesem letzten Schritte entfesselte er aber unter seinem Volke die Hyder der religiösen Zwietracht. Die Furien wurden lebendig. Und jetzt ward diesem absoluten Romantiker bange. Er versuchte es nun wieder, mit der gesetzlichen Form zu regieren, war aber noch immer nicht ehrlich, denn er hoffte auf Zwiespalt, hoffte die Saat der Uneinigkeit säen zu können. Diese Saat ging auf, aber zu seinem Schrecken in Eintracht gegen ihn, obschon unter sich zwiespältig. Endlich fürchtete sich Karl alles Ernstes vor der Macht des Volks. Der Löwe, mit dem er gespielt, erhob sich in seinem Grimm und hatte, so lange gereizt und genetzt, den angeborenen Edelmut verlernt; der Löwe, der endlich seine Fesseln zerbricht, nimmt die Miene des Tigers an. Mich dünkt, in dieser Auffassung der Dinge liegt auch Romantik, trotz der Wahrheit, die ihr inneohnt, trotz der Richtigkeit der historischen Wendung der Sachlage. Karl's Stellung wird tragisch, sobald die Lawine mit allen ihren Schrecken über ihn hereinbricht. Das Parlament wird jetzt der Despot, es über-

tyrannisiert den Tyrannen. Die Niedermezelei der Protestanten in Irland wird ihm fälschlich zur Last gelegt. Das Parlament nimmt ihm nicht bloß die factische Macht, auch die äußern Ehren; es drückt ihn auf den Schatten eines Königs herab, es übernimmt die Erziehung seiner Kinder, es kränkt und erniedrigt ihn als Mann, als Vater, in seinem Hausrecht, in Dem, was der Bürger als Ehrensache festhält. Man thut ihm unrecht: die Schale des Mitgeföhls neigt sich auf seine Seite. Die große politische und zugleich echt menschliche Tragödie ist in vollem Zuge. Karl aber gewinnt im Missegeschick keine Kraft; das Unglück betäubt, verwirrt ihn. Er schreibt hülfesuchende Briefe an die auswärtigen Monarchen. Das heißt England als Feind behandeln, und nun stirbt er nach dem Buchstaben des Gesetzes, stirbt als Landesverrätther, als Opfer im Tumulte derjenigen Leidenschaften, die er selbst tändelnd aufgereizt.

(Der Beschluß folgt.)

1. Finnland und die Finnländer. Von L. Derschau. Aus dem Russischen. Leipzig, Hinrichs. 1843. 8. 15 Ngr.
2. Finnlands Gegenwart und Zukunft. Eine Sammlung politischer Streitschriften von J. Wasser, Pekka Kuoharinen, E. G. Geijer und Olli Käläläinen. Aus dem Schwedischen von R. Stockholm, Bonnier. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Schrift Nr. 1 schließt mit den Worten: „über Finnland im Allgemeinen kann man Dasselbe sagen, was Karmier von Dänemark gesagt: in seiner wohlthuenden Atmosphäre gewinnt die Seele eine gewisse Frische und Ruhe, welche nach und nach die stürmischen Wallungen des Herzens und die rastlosen Leidenschaften beschwichtigt.“ Man brauchte nur von der Schrift nichts weiter mitzutheilen als diesen Schluß, um gegen den Verf. derselben die ausgesuchteste Bosheit zu verüben, die bei keinem verständigen Leser des Zwecks verfehlen würde. Mindestens an das Unüberlegte streift es, daß der Besuch eines Landes stürmische Herzenswallungen und rastlose Leidenschaften beschwichtigen soll, daß so Großes in Finnlands wohlthuender Atmosphäre, wie in Dänemark geschehen soll. Ist das wahr, so können von der Art Affectionen gematerte Deutsche die Wundercur ohne allen Geld- und Zeitaufwand und mit größter Bequemlichkeit in der Heimat abwarten; denn noch zur Zeit ist von eigenthümlichen in Dänemark springenden Quellen des Seelenfriedens in keiner Erdbeschreibung zu lesen. Ref. und ihm gleichgestimmte Leser würden beseligende Gemüthsberückung am wenigsten in Finnland dann finden, wenn, was gar nicht soll in Zweifel gezogen werden, der Verf. recht hat zu sagen, daß die Finnen ein Volk sind, welches der lebhafteste Patriotismus beseelt, und ihr Vaterland vermaßen lieben, daß viele von ihnen, die kaum ihr tägliches Brod haben, die es sich aber an einem andern Orte, wo ihre Mühe belohnt wird, leicht verdienen könnten, lieber Noth ertragen auf der heimathlichen Erde, als diese des Gewinnes wegen verlassen; wenn ferner, was wir ebenfalls gern und willig glauben, wahr ist, was S. 33 gesagt wird: „Die Gastfreundschaft des Finnen geht über alles Glaubwürdige; er ist bereit, dem Fremden Alles zu überlassen, unentgeltlich gibt er ihm den letzten Bissen Brod und theilt mit ihm sein dürftiges Bett.“ Wer durch Finnland gewandert ist, der hat diese Gastfreundschaft erfahren, wer aber Finnland nicht kennt, dem würde man sie vergebens beschreiben, denn sie steht über aller Beschreibung. Gehet selbst und überzeugt euch! Vor Verräuthung ist man auf

den finnischen Bogen völlig leer; das Abschneiden und Umtauschen der Koffer ist hier etwas Unerhörtes! Sehr häufig vergift ein Reisender auf der Station Wein oder andere Sachen, aber das wird ihm sofort vom Posthalter durch einen Reiter nachgeschickt. Aus Furcht vor einer sehr großen Strafe wagt es der Fuhrmann nicht, den Passagier um ein Trinkgeld zu bitten, und daher kennt man in Finnland diese Belästigung nicht. In Estland geschieht es noch bisweilen, in Rußland aber nirgend; hier würde der Finne sogar beleidigt einen Rest zurückgeben, den man ihm freiwillig gibt."

Wahrhaftig, nur mit Behmutz, ja mit wahrer Betrübniß denkt man es sich, daß eine so hochzuverehrende Rationalität, nach allem menschlichen Ansehen bestimmt ist, in der Russification unterzugehen. Daß ihr dies Schicksal bestimmt sei, bekräftigt auch des Hrn. Derschau Schrift, und nur seiner gut russischen Gesinnung hat er es zu verdanken, wenn, obgleich er hietzu die tatsächlichen Belege an Ort und Stelle erblickte, seine Seele merkwürdige Frische und Ruhe gewann. Jedoch, wie gesagt, hochst wäre es, zu verschweigen, daß die angezeigte Schrift viel besser ist als ihr Schluß. Sie verdient Lob und Beachtung, weil sie in angenehmem, nur selten Affectation ver Rathendem Stil ein umfassendes Bild der gesamten finnischen Zustände gibt, wie locale Momente, die historischen Ereignisse seit ältesten Zeiten, endlich der neueste Wechsel der Oberherrschaft dieselben geschaffen und ausgebildet haben. Daß diese Oberherrschaft, nachdem sie schon durch frühere Eroberungen ihre Grenzen weiter und weiter nach Finnland hineingeschoben hatte, ihren Eroberungen keinen unbedeutenden Zuwachs verschaffte, indem sie auch die bis dahin noch schwedisch gebliebene finnische Bevölkerung von 1,400,000 Seelen sich unterworfen, daß diese in den tiefen Norden hineinreichende Gebietsvergrößerung wahrhaftig nicht noch unbeachteter bleiben sollte, als die russischen nach Westen und Süden auslaufenden Ländererwerbungen, dafür sind die sprechendsten Belege in der angezeigten Schrift enthalten. Es stieg in den letzten Jahren die Zahl der finnischen Schiffe, die nicht mitgezählt, welche an der Küste Frachtfahrt betreiben, und ungerechnet 15 Dampfsboote, auf 500.

Über den finnischen Handel und der Finnen Thätigkeit als Seefahrer lesen wir S. 25 fg. Folgendes: „Der Handel Finnlands ist im blühendsten Zustande; es findet hier eine bedeutende Ausfuhr von Bretern statt, welche im J. 1838 an 114,736 Tugend betrug. Die Hauptartikel des finnischen Handels sind alle Arten Breter, Balken, Postasche, Hornvieh, Butter, Fische, Leinwand und baumwollene Zeuge, welche in großer Menge nach Rußland und den ausländischen Häfen verschickt werden. Die Einfuhrartikel sind Salz, welches größtentheils aus Spanien kommt, Metalle, Tabak, Wein, Kaffee, Thee und pharmaceutische Waaren. In der Regel übersteigt der Werth der aus Finnland versandten Waaren den der eingebrachten, so daß die Handelsbilanz für Finnland eine sehr vortheilhafte ist. Die finnischen Kaufmannsschiffe sind in allen europäischen Häfen bekannt. Die Finnen sind vorzügliche Seefahrer; ihre Leidenschaft zum Meere ist ungläublich, sie werden mit ihr geboren und sie nimmt mit den Jahren zu. Es kann keine muthigern und dabei so gewandten Seefahrer geben wie die Finnen. Unglücksfälle auf einer Seereise sind in Finnland äußerst selten, Schiffe und sogar Rähne fahren auf offenem Meere und legen immer glücklich ihre Fahrt zurück. Der Finne fürchtet weder Sturm noch das Dunkel der Nacht; er handelt immer kühn, aber er erreicht immer sein Ziel. Man muß es sehen, mit welcher Kaltblütigkeit der finnische Seemann während des Sturmes am Steuer sitzt und mit welcher Gewandtheit er das Schiff lenkt, sich zwischen den schrecklichen Wellen des stürmischen Elements durchwindend. Suwollen freilich (was indes höchst selten ist) zeigt die Kühnheit des finnischen Seefahrers bis zu bedachtloser Berwegenheit; er wagt sich ins Meer ohne Ballast, sein Schiffelein wird von den Wellen umhergeworfen wie ein Span; er aber sitzt ganz ru-

hig am Steuer und läßt sich nicht trümmen, daß ihm etwas zustossen könnte — und es kößt ihm in der That nichts zu, er kommt glücklich ans Ziel."

Hinsichtlich des Finnen als Soldaten spricht der Verf. S. 37 also: „Sie sind treffliche Dienkneute. In unserer Armee sind fast alle Finnländer musterhafte Offiziere. Das finnische Schützenbataillon wird nicht selten, was genaue Dienstpflichterfüllung sowie die Schönheit der Fronte anlangt, als Muster aufgestellt. Alle Offiziere der finnischen Garde sind echte Finnländer; für die untern Ränge werden auch Schweden und Finnen gewonnen, aber alle sind ausgesuchte schöne Leute. In dem letzten polnischen Feldzuge bewies dieses Bataillon Muth und Tapferkeit und kehrte ruhmgekrönt in die Heimat zurück. Dieser Krieg zeigte auch die Finnländer ebenso ergeben dem russischen Kaiser als tapfer und unerschrocken; die gewöhnliche Kaltblütigkeit der Finnländer blieb unverändert auch in dem heißesten Treffen, keine Gefahr hat sie verwirrt."

Das unter Nr. 2 angezeigte Werk beschäftigt sich mit Finnlands publicistischer Stellung zu Rußland, und es soll (Vorwort S. 5) das Ergebniß desselben oder vielmehr der in ihm gesammelten Schriften *) Folgendes sein: „Finnland besitzt seine ehemalige von Schweden erhaltene constitutionnelle Staatsverfassung auch jetzt noch. Es hat dieselbe zwar als eine freiwillige Gabe und durch eben nicht mit einer zu wünschenden Klarheit ausgeführte Staatsverhandlungen von seinem Eroberer empfangen; doch mit allen den Gewährleistungen, welche moralisch und staatsgesetzlich den ungeführten Genuß derselben sichern können. Finden sich Abweichungen, so sind dies Verletzungen, die mit einer Sorgfalt für das allgemeine Wohl aller Unterthanen entschuldigt werden können. Finnland kann in seiner veränderten Lage einer frohen Zukunft hoffnungsvoll entgegenzusehen. Es ist vor seinem Dahinsinken aus der Reihe eigener Völkerschaften gerettet, das ihm, früher oder später, die zu innige Liebe zu seinem skandinavischen Pflegebruder drohte."

Das Moment, in welchem der Glaube an eine solche Zukunft wurzelt, liegt abgeschlossen in der Ansicht: während des letzten Kriegs zwischen Rußland und Schweden habe Finnland sich selbst von seinem frühern Verhältnisse zu Schweden emancipirt, auf dem Landtage zu Borgå durch seine Stände einen Separatfrieden mit dem Kaiser von Rußland geschlossen, und durch diesen Separatfrieden sei die in dem Vorworte angenommene Zukunft Finnlands urkundlich verbrieft und versiegelt worden. Eine seltsame Befangenheit gehört dazu, nicht zu begreifen, den belehrendsten Erfahrungen zum Trost nicht einzugehen, daß es in den Beziehungen der Völker zueinander thatsächliche Momente gibt, die stärker als jedes Wort sind, nicht zu gedenken, daß die Schrift „Finnlands Zukunft" das Dasein eines urkundlich verbrieften, wirklichen Conventions bestimmt ausprechenden Wortes leugnet, und vielmehr bestätigt als widerlegt findet Ref. in den übrigen Aussagen, was in jenem S. 100 — 111 gesagt ist: „Auf welche Weise ging Finnland zu einem Staate für sich über? Der Kaiser Alexander bestätigte — so sagt man — die Grundgesetze des Landes und die Privilegien und Gerechtsame, welche ein jeder Stand bis jetzt genossen hatte. Allein Finnland an und für sich betrachtet hatte keine eigenen Grundgesetze, sondern nur die, an denen es Theil nahm, als früher einen Theil von Schweden, eine Provinz dieses Reichs bildend. Diese konnte man also recht gern bestätigen, ohne sich eigentlich zu etwas zu verpflichten. Der Zu-

*) „Über den Allianztractat zwischen Schweden und Rußland im Jahre 1812. Eine politische Betrachtung der gegenwärtigen Lage des Nordens." — „Finnland und seine Zukunft." — „Auszug aus G. S. Geijer's Literaturblatt über den Kampf Finnlands mit Schweden und Rußland." — „Über den Landtag zu Borgå und Finnlands Lage 1812. Von Israel Swaffer." — „Erinnerungen in Betreff der vorhergehenden Schrift." — „Finnlands gegenwärtige Staatsverfassung."

Land in Finnland gleich nicht dem in Ungarn und Böhmen und andern Ländern, welche mit fremden Mächten vereinigt wurden, nachdem ihre Staatsform schon eine gewisse Stabilität erhalten hatte. Und wo findet sich die Bestimmung, welche Finnlands Verhältnis zu Russland näher absteht? Außer diesen allgemeinen Äußerungen in der Versicherung des Kaisers Alexander. Im Falle ein russischer Kaiser bis jetzt gewöhnliche Vorschriften übertreten wollte, auf welches Grundgesetz können sich die Finnen dann berufen als ein von ihm übertretenes? Oder woher sollen sie ihre Stärke oder einmal ihre Rechte nehmen, sie gegen Russlands Übermacht zu verteidigen, seitdem russischerseits ausgesprochenesmaßen Finnland für immer mit Russland vereinigt ist, seine Bewohner einen Platz unter den Völkern eingenommen haben, welche unter russischem Scepter stehen, und mit ihnen Ein Reich ausmachen, und Schweden diese Landschaft — so lauten die Worte — abgetreten hat unter vollem Eigenthumsrechte und Oberherrschaft an das Kaiserthum Russland, um demselben einverleibt zu bleiben? Oder findet es sich, daß ein fremder Staat Finnlands neue Staatsverhältnisse garantirt habe, im Falle man dasselbe gegen die neuen Oberherren zu verteidigen nöthig hätte? Vielleicht soll man dies in Schwedens Abtretung desselben mit vollem Besigrechte für Russland suchen? Geht es aus dem Berichte über den Landtag zu Borsig hervor, daß da die geringste Erinnerung bei der Erklärung gemacht wird, daß Finnland eine Zugehörde Russlands sei, oder ein Vorbehalt für die Zukunft, oder ein Vorschlag zu einer Staatsbestimmung zwischen dem Herrscher und den Besiegten? Ein Landtag an und für sich gibt keine Staatsform, macht auch keine aus, wenn eine solche auf demselben nicht besonders verabredet und angenommen wird. Wir haben gesehen, daß man vorgeladen wurde, in Unterthänigkeit vorschlag und nach Hause reiste. Die vom Kaiser dargestellten Überlegungsgegenstände waren durchaus ökonomisch; keiner von ihnen hatte eine politische Beziehung, am allerwenigsten einen Zug von repräsentativer Natur, oder betraf einen Staatscontract. In der einen vorkommenden Beschaffungsangelegenheit konnten die Stände zwei Alternative angeben, und der Sieger gab die Entscheidung. Und hieraus entstand — so sagt man — ein Staat für sich, mit repräsentativer Staatsverfassung. Seit 20 Jahren hat auch Niemand bei uns davon gesprochen oder von Zusammenkünften der Stände, welche doch gewöhnlich zu einer solchen Regierungsform zu gehören pflegen."

Von allen den Thatfachen, welche diesem Raisonnement vorhergehen, hebt statt aller andern Ref. nur die S. 103 angeführte hervor: Der Landtag zu Borsig wurde durch ein kaiserliches Aufgebot am 1. Febr. 1809 bekannt gemacht, das mit folgenden Worten beginnt: „Da durch die Fügung der Vorsehung und das Glück unserer Waffen das Großfürstenthum Finnland für immer mit unserm Kaiserthum vereinigt worden ist, so ist die Wohlfahrt der Bewohner desselben einer der ersten Gegenstände unserer Fürsorge.“ Genug und vielleicht schon weit mehr als genug über einen Widerstreit politischer Meinungen, die jedenfalls nichts an der hier Alles entscheidenden Wahrheit zu ändern vermögen, daß ein leeres Wort jeder Vertrag ist, welchen zu halten oder nicht zu halten rein von der Macht des einen der gegenseitigen Contrahenten abhängt.

29.

Notizen.

Anpreisungsstil.

Man glaubt manchmal, bei uns habe man es in öffentlichen Anpreisungen von Waaren aller Art weit gebracht, aber wir sind Stümper darin gegen die Engländer oder gar die Amerikaner. Da ist in unsern Marktschreiereien noch nicht ein Schatten jener Raffinerie und Virtuosität zu finden, die unsere leiblichen Vetter in beiden Hemisphären anwenden, um Käufer herbeizuziehen. Hier ein Beweis. Der „New York Herald“ vom 15. April 1814 enthielt folgende Anzeige: „Du

feigherziger Schufel! wer kann die an Wichtigkeit gleichkommen? Sieh dein schönes junges Weib, ihr geistvolles, sonniges, gesundes Antlitz! Betrachte nun das deine, voll von Ausatz und Beulen! Aber du bist zu schwach, um ein paar elende Gesschen für ein Stück der berühmten italienischen kosmetischen Seife auszugeben, die dich ganz davon befreien und deine vergiftete Haut rein und gesund machen wird. Versuch's einmal und verschaffe dir ein Stück davon im Schild zum amerikanischen Adler Kr. — Brooklyn."

Die Hand.

Das Charles Bell, der berühmte Anatom und Physiolog, in seinem Bridgewater-Buch „The hand“ wissenschaftlich dargestellt, die Wichtigkeit und Bedeutung der Hand, das hat lange vor ihm der geniale Montaigne in wenig Worte zusammengefaßt. Er bemerkt: „Mit der Hand verlangen wir, wir versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, stehen, verneinen, verweigern, bewundern, zählen, bekennen, bereuen; wir drücken Furcht, Scham, Zweifel aus; wir unterrichten, gebieten, vereinigen, sprechen los, beleidigen, verachten, fordern heraus, schämen gering, schmeicheln, spenden Beifall, segnen, schmähen, machen lächerlich, versöhnen, empfehlen, übertrauben, theilen aus, freuen uns, beklagen, kränken, betrüben, entmuthigen, setzen in Staunen, rufen aus, legen Stillschweigen auf, ja was thun wir nicht mit der Hand, was an Mannichfaltigkeit und Vielfältigkeit nicht gleichen Schritt mit der Zunge hielte?"

Lesen und Denken.

Lake bemerkt: „Lesen versorgt den Geist nur mit dem Stoff des Wissens; nur das Denken läßt uns in unserm eigenen Geiste lesen. Wir gehören zu den Gedankenwiederkäuern, denn es genügt nicht, uns mit einer großen Masse von Gesammeltem zu überladen; wenn wir sie nicht verdauen, werden sie uns weder Stärke noch Nahrung gewähren.“ 12.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte

der

Eroberung von Mexico

mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez.

Von

William F. Prescott.

Aus dem Englischen übersezt.

Zwei Bände.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir von Prescott durch denselben Übersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brockhaus.

Freitag,

Nr. 87.

28. März 1845.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von „Gothwie-Castle“. Drei Bände.

(Schluß aus Nr. 86.)

Der deutsche Roman will immer romantisch sein. Mich dünkt, in dieser politischen Entwicklung liegt Romantik genug, in der Geschichte, in den Kämpfen der Völker haben wir ebenso sehr als im engen Herzerraum des Einzelnen nach Poesie zu suchen. Nur muß die Erfindung, denn deren bedarf das schöpferische Zeugniß auch im reichsten gegebenen Stoffe, wenn uns lebendiges Menschenleben glaublich werden soll, den Muth haben, der Wirklichkeit dreist ins Angesicht zu blicken. Dann kommt die Wahrheit zu ihrem Recht, die Geschichte der Menschheit und die Natur des Einzelnen zu ihrer Ehrenrettung. Die Romantik hindert uns nicht, den strengen Ernst der Geschichte, auch wo sie ihr Gorgonenhaupt schüttelt, zur Erscheinung zu bringen; die Romantik ist es vielmehr, die sich in all das Gewühl der Völkerentwicklung, in alle Heimlichkeiten der Welt mit Leidenschaft stürzt. Die Muse der Verf. von „Gothwie-Castle“ ist im Gegentheil zu hausbacken und spießbürgerlich, um die großen Wetterfchläge der Historie herauszubeschwören und anschaulich zu machen. Nicht ihr Aufblick zu Gott, der ihre Darstellung durchzieht, hindert sie, die Schicksale der Völker zu begreifen. Nicht ihr Royalismus hindert sie, das Trauerspiel eines irgeleiteten Fürsten richtig zu entwickeln. Sie darf sehr wohl Schwärmer schildern, die für den Begriff des Königthums sich opfern. Sie hat eine solche Gestalt an Lord Montrose. Aber welche äffische Abgötterei läßt sie ihn zu Polyrood in den Gemächern der unglücklichen Maria Stuart treiben! Ihr Tiefinn in der Kenntniß des menschlichen Herzens, der sich freilich gern vor dem Lärm der Welt verkriecht, sollte nur mit dem Muth gepaart sein, sich in das Gewühl des Volkslebens hinauszuwagen. Ihr Talent ist an der Scholle der germanischen Familienbehausung haften geblieben. Daher erwachsen mit ihren Tugenden zugleich die Schwächen ihres Schriftenthums. Und hierin ist sie nur der Typus jener Deutscher, die sich vor allem Sturm, der draußen tobt, innerhalb der vier Wände des behaglichen Comforts und der bis zur Schlafheit ausartenden Gemüthslosigkeit abzusperren ge-

wohnt ist. Diesen Fluch unsers Naturells trägt bei uns auch Kunst und Wissenschaft!

Die Geschichte von Angela's Tante in den englischen Wirren war von der Verf. im Plan ihrer Arbeit zu einer Episode angelegt. Allein diese Episode im Roman umfaßt einen Band von 444 Seiten. Die weiche Schmelgerei in Auffassung von Welt und Leben rächt sich auch am reichsten Talent; es wuchert und vegetirt, es verliert jene elastische Spannkraft, die sich immer wieder auf ihren Mittelpunkt zurückfindet. Die Structur des Romans ist aber ohne allen Mittelpunkt geblieben; sie ist zu einem schlaffen, gleichgültig ausgeführten, willkürlich erweiterten Bau ohne allen Stil geworden. In ihren frühern Werken überwiegt der Reichtum der Erfindung, die Schönheit des Gefühls, die Wahrheit in Haltung gewisser Charaktere beizeitem den Gang zum bequemen Müßiggang, der sich allerdings auch dort schon ankündigt. Hier artet er in eine Geschmacklosigkeit aus, die sich auch in der Diction rücksichtslos gehen läßt.

Mit dem dritten Bande kehrt die Erzählung auf ihren frühern Schauplatz zurück und hat wieder Jakob's und Angela's Häuslichkeit zum Thema. Nach Angela's Tochter „Floripes“ nennt sich der dritte Band. Man kann nicht sagen, daß er auch nur als Episode eine Geltung haben könnte. Die schöne Tochter regiert jetzt den Vater, wie Angela ihn früher gebändigt. Wir erhalten damit nur eine Nuancirung desselben Verhältnisses, das wir als den Kern des Romans bezeichneten, das aber mit den Scenen des ersten Bandes vollständig erledigt ist. Floripes ist im Wohlstande erzogen, in den Reizen und Bedürfnissen der Bildung erwachsen. Angela bewahrt sie vor jener Verwahrlosung, der sie selbst bei der Kargheit ihrer Entwicklung entgegenging. Somit dehnt sich denn bald der Schauplatz in die Welt hinaus und wir treten von neuem in die Beziehungen zu einem Stuart, zum zweiten Karl, der in Amsterdam als Flüchtling sein Asyl fand. Die elf Jahre der Republik in England überspringt die Verf. natürlich; sie hat für ein Gemälde dieser Art gar keine Farben auf ihrer Palette und es ist zu loben, daß sie wenigstens hier den Takt hat, zu fühlen, wo ihrem Talent alle Befähigung abgeht. Da sie mit Floripes die neue Generation schildert, so paßt

dieser historische Sprung zufällig auch für die äußerliche Ökonomie ihrer Familiengeschichte. Dafür ist Karl II. eine Gestalt, die sie sich nicht entgehen läßt. Er ist auch für den Psychologen, ganz abgesehen von dem Interesse seiner Stellung zu seiner Nation, eine lockende Aufgabe, wenngleich sie nicht lohnt. Dieser geborene Prinz von Wales, dem England nicht die Mittel gab, seine Schuhabsätze zu bezahlen, sieht sich nach dem Ab-laufe der Republik plötzlich als Majestät von Gottes Gnaden behandelt, als die Covenanter ihm ihre Vor-schläge machen, das englische Volk ihm Sonnen Goldes zuschickt, um sich als angestammten Herrscher auf heimischen Boden begrüßen zu lassen. Der Fanatismus der republikanischen Zeit war plötzlich in sein Gegentheil umgeschlagen. Karl empfindet diesen Wechsel des launenhaften Schicksals wie einen Fastnachtskern. Die Menschen, die jetzt vor ihm knien wollen, sind böshast und verächtlich mit ihm umgegangen. Sie haben ihn in der Fremde darben und alt werden lassen. Er hat vor dem Gedanken seines Unglücks keine Rettung finden können als in Thorheiten, und nur wenn er sich betäubte, hielt die feindselige Welt ihn für ungefährlich und duldete ihn. Das hat ihm eine Verächtlichkeit gegen die Menschen gegeben, aber keine Kraft, auch nicht einmal jenen starken Egoismus, der sich in den Mittelpunkt der Welt drängt. „Sie brauchen jetzt ein Ding, das sie König nennen!“ sagt er mit jener Ironie, die sich sehr wohl mit der Schlawheit einer energielosen Seele verträgt. Er will nun das Königthum, das ihm zugefallen ist, genießen. Erobert hat er sich's nicht. Er hat nicht einmal die Spannkraft, zu der es ein Rachegefühl bringt.

Dies sind historisch die Grundzüge des zweiten Karl. Unsere Verf. hat in einer Audiensscene sehr richtig die Stimmungen geschildert, mit denen Karl sein Königthum antritt. Seine Gestalt wird uns klar in dieser Scene, und das Bild, das die romantische Darstellung hier von ihm gibt, entspricht der historischen Figur. Wir wissen nicht, wie viel Einfluß auf das Gelingen dieser Charakteristik Dahlmann's Werk über die englische Revolution gehabt haben mag. Aber es gereicht uns zur Genugthuung, daß mit diesen Scenen der Roman sich zum Schluß wieder etwas hebt und belebt. Die Bürgschaft, daß unsere Verf. gar wohl gewisse historische Gestalten und Situationen zu bewältigen und zur Erscheinung zu bringen im Stande sei, geben uns ihre frühern Romane freilich in weit reichlicherem und vollständigerem Maße.

51.

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

„Les réformateurs avant la réforme“, von Emil v. Bonnehofe (2 Bde., Paris 1835). Der Verf. hat sich bereits durch eine „Histoire de France“, eine „Histoire sacrée“, wie auch durch mehrere Romane und gekrönte Gedichte einen Namen zu machen gesucht. Der übereinstimmende Titel dieses Buchs erinnert sogleich an Ullmann's „Reformatoren vor der Refor-

mation“, welche 1841 erschienen. Während dieser jedoch vorzugsweise die niederländischen Vorläufer der Reformation zum Gegenstande seines Werkes machte, richtet Bonnehofe seinen Blick auf das bereits so vielfach beleuchtete, so gründlich durchforschte Böhmen jener Epoche, und der speciellere Titel seines Buches; „Jean Hus et le Concile de Constance“, bestimmt nicht nur genau den Inhalt desselben, sondern zeigt auch an, daß der Verf. diese Arbeit als den ersten Theil eines noch unvollendeten Ganzen betrachtet wissen will. Er schildert hierin einen Theil der großen religiösen Bewegung, welche in Europa um ein Jahrhundert der Reformation vorausging. Das Werk umfaßt nämlich nur einen Zeitraum von 70 Jahren, vom Anfange des großen occidentalischen Schismas, um 1278, bis zum Ende des Hussitenkrieges, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts. Der Verf. erläutert mit ziemlicher Klarheit die vorzüglichsten religiösen Doctrinen jener Epoche und portraitiert die Hauptfiguren in den Kämpfen derselben untereinander. Der Mittelpunkt des Werkes ist Johann Hus, und es gruppieren sich um ihn Wiclef, Ockham, Johann XXIII., Hieronymus von Prag, Friedrich von Streich, Gregor XII., Benedict XIII., Martin V. und die andern mehr in den Hintergrund tretenden Personen dieses großen Dramas. Von einer wissenschaftlichen historischen Forschung konnte bei dieser Arbeit nicht gut mehr die Rede sein, sondern höchstens von einer abermaligen neuen Zusammenstellung der bekannten, vielfach belegten Facta, von einer zeitgemäßen, kunstreichen Verarbeitung des gegebenen Materials. Es ist so viel auf jene Zeit Bezügliches geschrieben und gesammelt worden, von den Werken des Johann Hus und Hieronymus von Prag an, die von einem Zeitgenossen zusammengestellt und von Luther mit einer Vorrede versehen sind, bis zu der aus allen deutschen Bibliotheken vervollständigten Sammlung von Documenten über das große Schisma und das Concil zu Konstanz, welche Dr. von der Hardt auf Befehl des Herzogs Rudolf August von Braunschweig veranstaltete, um den Allegationen des Dr. Schelstrate zahlreiche und unwiderlegliche Beweise entgegenstellen zu können; es sind bereits so viele Geschichten der Märtyrer, Geschichten der Concilien und Geschichten von Böhmen erschienen, von denen ich nur die des Bischofs Dubravius, des Aeneas Sylvius, des Piccolomini und des Jesuiten Balsinus als zuverlässige Quellen erwähne, daß über das Factische jener Epoche kaum mehr erhebliche Zweifel existiren. Die Aufgabe desjenigen Historikers also, der aus diesem Stoffe sein Werk bereitet, besteht lediglich in der Formung und Färbung desselben; seine Thätigkeit ist eine rein künstlerische. Hr. v. Bonnehofe scheint dies begriffen und deshalb auf die Darstellung eine besondere Sorgfalt verwendet zu haben. Dieses Buch ist frei von der Geschraubtheit und Affectation seiner frühern Schriften. Sein sichtlich Streben nach Erwerbung der Haupteigenschaften eines historischen Schriftstellers, nach Einfachheit und Klarheit, verdient Anerkennung, und der Erfolg solcher Bemühens ist, neben der wissenschaftlichen Bedeutung seines Werkes, ein gewisser literarisch-artistischer Werth desselben.

Zu den neuesten historischen Schriften, deren Inhalt sich an die Schicksale der katholischen Kirche in frühern Jahrhunderten knüpft, gehört ferner ein Band von dem als Publicist bekannten Hrn. Delécluze, betitelt: „Grégoire VII. St.-Françoise d'Assise. St.-Thomas d'Aquin.“ Er enthält die Biographien oder vielmehr Charakteristiken der genannten drei Kirchenhelden, die, hier äußerlich verbindungslos nebeneinander gestellt, durch Contraste, als inneres Band, zusammengehalten werden. Sie haben nämlich zur Verbreitung des Katholicismus und der Civilisation in Europa sehr verschiedene und geradezu entgegengesetzte Mittel angewendet: Gregor VII. die Kraft, der heil. Franciscus von Assisi die Liebe, und Thomas von Aquino die Intelligenz. Die vorliegenden drei Charakteristiken sind ebenfalls nur Glieder eines größern Werkes, das unter dem Titel „Renaissance“ nächstens im Ganzen erscheinen soll. Die Vorstudien dazu haben dem Publicum bereits

in mehreren Revuen und literarischen Journalen von Paris zur Beurtheilung vorgelegen. Die betreffenden Artikel des Verf. erschienen darin unter den Überschriften: „Royer Bacon“, „Raymond Lulle“, „Rutboeuf“, „Marco Polo“, „F. de Barbe-rino“, „Petrarque“, „Chaucer“, „Pie II“, „Brunellesco“, „Leonard da Vinci“, „Ariost“, „Rabelais“, „Bernard Palissy“, „André Vésale“ und „Palestrina“. Für die Charakteristiken der drei heiligen Väter hat der Verf. eine andere Weise der Publication gewählt. Er hat vorläufig ein selbständiges Buch daraus gemacht und scheint hiermit anzuzeigen, daß er den Gegenstand desselben entweder für besonders wichtig oder seine Behandlung für besonders gelungen halte. Dem letzten Punkte möchte ich nicht unbedingt beistimmen. Die Facta sind meist trocken nebeneinander gestellt, es fehlt die Hinweisung auf die logische Nothwendigkeit ihres Daseins. Der Verf. will, wie die Vorrede sagt, mehr als bloße Biographien geben; es fehlt aber eben, was diese Lebensbeschreibungen darüber erheben soll, es fehlt ihr organischer Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, der Darstellung fehlt im Allgemeinen Lebendigkeit, dem Stil Charakter. Der Verf. scheint mir vorschnell auf die Nachsicht, welche Journalartikeln zu fordern berechtigt sind, verzichtet und die Strenge der Kritik gegen ein reiflich überdachtes und abgeschlossenes Werk zu früh herausgeholt zu haben. Was die Charakteristik Gregor's VII. betrifft, so möchte ich ihn nicht geradezu des Plagiats beschuldigen, doch gestehe ich, bei Lesung derselben oft sehr lebhaft an Dibailan's „Leben Gregor's VII.“ erinnert worden zu sein.

Der allgemeine Titel, welcher obige Biographien zusammenfassen soll, führt mich auf das eben erschienene letzte Werk des legitimistischen Dilettanten Capéfigue, überschrieben: „François I et la renaissance“ (1515—47). Die Fruchtbarkeit dieses Autors an voluminösen historischen Werken erregt Erstaunen. Es existirt von ihm bereits eine „Histoire de la restauration“ (10 Bde.), eine „Histoire de la réforme et de la Ligne“ (8 Bde.), eine „Histoire de France au moyen-âge“ (4 Bde.), ferner: „Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe“ (4 Bde.), „L'Europe pendant la révolution française“ (4 Bde.), „Le siècle de Philippe-Auguste“ (4 Bde.) und eine unzählbare Menge kleinerer Schriften. Vorliegendes neueste Werk hat ebenfalls vier Bände. Es beginnt mit einer historischen Übersicht seit dem J. 1400, schildert Frankreich unter der Herrschaft Franz' I. und schließt mit einem etwas langen Blick auf die Folgen seiner Regierung. Wie in allen seinen übrigen Schriften, so verleugnet der Verf. seine Ansichten und seinen Charakter auch hier wiederum nicht. Man erkennt in ihm auf den ersten Blick einen leidenschaftlichen Katholiken, einen heftigen Gegner der Reformation und einen erbitterten persönlichen Feind Luther's. Er trägt überall eine schwärmerische Verehrung des Mittelalters zur Schau, die theils in geschmückten Dithyramben über die Kunstwerke jener Epoche hervorbricht, theils sich in schwülstigen Phrasen mit einem gewissen poetisch-chevaleresken Gange breit macht, theils endlich ihm jeden Augenblick Gelegenheit gibt, mit feierlichem Pompe seine katholisch-legitimistisch-royalistische Fahne zu entfalten. Dieses sein Stückenpferd, auf dem er ununterbrochen herumreitet, behängt er auf ungeschickte Weise mit modernen Lappen, mit eingestreuten Nebenarten von den humanen Gefinnungen und Fortschrittsideen unserer Zeit, gegen die er, ohne sich als ein offener Obscurant zu zeigen, doch nicht bei hellem Sonnenscheine zu Felde ziehen darf. Doch es ist ihm nicht Ernst damit. Unter den Fäden der vorwärtsschreitenden Aufklärung bemüht er sich, den Boden zu unterwählen. Die lieblichen Blumen in seinen Worten athmen einen betäubenden Duft und bergen ein heimliches Gift. Sein Stil ist leicht, doch oft leichtfertig, sein Urtheil selten präcis und fast nie gehörig begründet, seine Leidenschaft fühlbar erkünstelt. Das rein Geschichtliche über Franz I. ist in diesem Werke nach guten Quellen zusammengestellt und oft recht hübsch erzählt. Die mitgetheilten Briefe des Königs und die Bruchstücke aus

dem Tagebuche seiner Mutter sind höchst interessant, leider nur zu oft durch eingestreute abgeschmackte Bemerkungen des Verf. unangenehm unterbrochen.

Beizeitem einen bessern Eindruck macht die „Révolution d'Angleterre“, von Philarete Chastel. Dieser ist hier wie überall wieder der lebhafteste geistreiche Plauderer, der es offen ausspricht, daß er nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, daß er nicht nur für den ersten Denker, sondern auch für die gebildete Damenwelt schreiben will. Und er schreibt so wie er von seinem Rathgeber im Collège de France zu der studierenden Jugend spricht. Wißige und ernste Betrachtungen, Anekdoten und hochpoetische Bilder wechseln in bunter Reihe ab, erhalten den Leser stets in munterer Frische und täuschen ihn angenehm über die Beschwerlichkeit des Weges, den er zurückzulegen hat, sobald er immer unermüdet und guten Muthes an das Ziel, an das Ende jedes Capitels, gelangt. Das lebt in jedem Satz, das pulst in jedem Worte! Wenn er ernsthaft spricht, so lichtet es zwischen den Zeilen hervor, und wenn er scherzt, so faßt ein tiefer Ernst das komische Bild wie in einen Rahmen ein. Er erzählt hier die Geschichte Karl's I. als treuer Historiker, die seines Hofes als seiner Hofmann, die seines Volkes als biederer Volksmann und die seines Parlamentes als schlauer Politiker. Er entfaltet vor unsern Augen ein buntes, pittoreskes Gemälde der socialen Bewegung und des Bürgerkrieges in England während des 17. Jahrhunderts. Seine genaue Bekanntschaft mit Englands Sitten und Literatur hat ihn in den Stand gesetzt, nicht etwa eine genaue und kalte Erzählung jener denkwürdigen Epoche, sondern eine lebensgetreue Darstellung mit warmen, sprechenden Portraits zu geben. Diese Menschen athmen und sprechen, sie lieben und hassen, sie handeln und wandeln vor unsern Augen. Da steht er, wir erkennen ihn gleich, den fürchterlichen Pym, den Danton des englischen Nationalconvents; wir fühlen uns ergriffen von der Energie des großen Strafford, eines zweiten Mirabeau, der einen Thron vertheidigt; wir fühlen uns angezogen von der glühenden Leidenschaft Buckingham's und von dem eiskalten Hauche Cromwell's; Hampden, Englands Lafayette, grüßt uns mit bekannten Mienen; Ritter scharen sich um den Thron in blanken Waffen; fanatische Demokraten, starre Puritaner und rasende Volkshorden stürmen gegen ihn an. Das ist Prynne, ein zweiter Marat, und Das Riburne, ein zweiter St.-Just; dort fällt der brave Galland mit dem Schwerte in der Faust. Und die Frauen, deren Element die Leidenschaft ist! Die an Karl Stuart vermählte Tochter Heinrich's IV., Henriette, wir sehen sie bald furchtsam, bald muthig, bald coquett, bald leidenschaftlich, bald heroisch und bald schwach; die Puritanerin Mistress Hutchinson, der nur das Schaffot fehlt, um die Roland Englands zu sein! und jenes merkwürdige Wesen, das ein Bischof „die Crynny's des Bürgerkrieges“ nannte, die strahlende, bezaubernde Lady Carlisle, die zu gleicher Zeit von dem Republikaner Pym und von dem Royalisten Strafford geliebt wurde! Alle diese Gestalten ziehen wie lebendig an uns vorüber und spielen vor uns den ersten Act des großen Dramas im Jahre 1640, dessen zweiter Act 1770 in Nordamerika und dessen dritter Act 1789 in Paris aufgeführt wurde. Guizot hat in seinem bekannten Werke denselben Gegenstand ganz anders behandelt, gründlicher, wissenschaftlicher, wenn man will, aber auch pedantischer, kälter, todter. Und wenn auch seine „Geschichte der englischen Revolution“ einen tiefen Eindruck auf den Leser macht, so liegt das Ergreifende in der Thatfache selbst, denn Seneca sagt: „Ita affecti sumus, ut nihil aequum magnam apud nos admirationem occupet quam homo fortiter miser.“

Unter den auf die Geschichte früherer Jahrhunderte bezüglichen neuesten Erscheinungen sei hier noch als besonders interessant hervorgehoben eine „Dissertation historique sur Jean I, roi de France et de Navarre“ von dem bekannten Akademiker Ronnet qué. Der König ist hierin in Bezug auf seine durch Familienwirren herbeigeführten auswärtigen Ber-

legenheiten betrachtet. Das Buch enthält merkwürdige Actenstücke und namentlich das Facsimile einer von Rienz ausgestellten Charte, das Verhältniß des Königs zu Ungarn betreffend. Das Original dieser Charte, welches Veranlassung zur Abfassung der vorstehenden Dissertation gab, befindet sich im Besitze des Verlegers derselben, des durch seine originelle Bibliomanie bekannten alten Bouquinisten der rue Gênégaud, Tabary. Wie seine unscheinbare, schmutzige Boutille kostbare antiquarische Schätze, so birgt seine unscheinbare, schmutzige Person, die übrigens in Deutschland und England eine gewisse Celebrität erlangt, schätzbare bibliographische und historische Kenntnisse. Sobald er in einem Besucher einen seiner Zuneigung würdigen Kenner zu entdecken glaubt, fällt er ihm mit Thränen der Freude um den Hals und schwört ihm mit Jugendfeuer ewige, unwandelbare Freundschaft. Diese unverdiente Ehre wurde auch mir zu Theil, als ich auf die Besichtigung des genannten merkwürdigen Pergaments ausging, und nöthigte mich nachher in das nächste Cabinet de toilette zu treten, so überhebt mich der bekannte Name des Verf. einer speciellen Beurtheilung derselben. Jedes neue Werk rechtfertigt und bestätigt seinen auf legitime Weise erworbenen Ruf. An diese Dissertation schließt sich eine von *Amédée Woudin* publicirte „Notice sur Charles d'Este, duc de Brunswick“, die, als eine historische Curiosität betrachtet, nicht ohne Interesse für Fachmänner ist.

Die Erben des verstorbenen Hrn. Daunou, welcher Professor der Geschichte am Collège de France und, vor Hrn. Mignet, *Secrétaire perpétuel de l'Académie des inscriptions et belles-lettres*, wie auch *Garde des archives du royaume* war, geben seine nachgelassenen Manuscripte unter dem Titel „*Cours d'études historiques*“ soeben heraus und überliefern dem Publicum damit die Früchte der langjährigen gründlichen Studien eines der anerkannt tüchtigsten Historiker Frankreichs.

Gleichzeitig mit dem Originalwerke erscheint eine treffliche Uebersetzung der Universalgeschichte von *César Cantu*. Der Verf. ist bekannt, und die Übersetzer haben seiner Arbeit durch ihre Übertragung nicht geschadet. Sie sind der ehemalige *Deputirte Arour* und *Leopardi*. Der letztere Name hat in der italienischen Literatur, namentlich im Gebiete der Philologie, schon einen guten Klang. Dieser *Leopardi* ist auch bereits literarisch bekannt. Namentlich erschien von ihm kürzlich eine Uebersetzung des Buchs „*Delle speranze d'Italia*“ von *Cesare Balbo*, die er mit einem auch für unsere deutschen Zustände sehr beherzigenswerthen Vorworte, betitelt „*De l'inité nationale de l'Italie*“, versehen. *Cantu* arbeitet noch an der Beendigung seines Werkes, und die Übersetzer bemühen sich, ihm auf dem Fuße zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Andenken an die 3te Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. Prag. 8. 20 Ngr.

Behram-Gur und die russische Fürstentochter. Muhammed Nizamü-d-din, dem Gendscher, nachgebildet und durch kritisch-philologische Anmerkungen erläutert von F. v. Erdmann, dem Ludwigsalter. 2te Auflage. Kasan 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Bericht über die wunderbaren Heilungen, welche sich zur Zeit der Ausstellung des heiligen Rodes u. an 11 frommen Pilgern ereignet. Luxemburg 1844. 8. 4 Ngr.

Hesse, C. A., Gedichte. 1ster Theil. Berlin, Logier. 8. 25 Ngr.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch kritisch dargestellt. 1ster

Theil. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hommer, S. v., Geschichte des heiligen Rodes unseres Heilandes, bei Gelegenheit der Jubelfeier des Hrn. Weihbischofs Dr. Günther im Jahre 1834 verfaßt. Meier, Goll. 1844. 8. 5 Ngr.

Jesuitensbüchlein. 3te Auflage. Leipzig, Neclam jun. 8. 22 1/2 Ngr.

Koenig, H., Eine Fahrt nach Ostende. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr.

Liederbuch der Alma Albertina. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Maier, Die erste Rabbiner-Versammlung und ihre Gegner. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Maret, H. F. C., Christliche Theodicee, oder Vergleichung des christlichen und rationalistischen Begriffes von Gott. Aus dem Französischen übersezt und mit einem Vorworte begleitet von S. R. Dischinger. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Michalet, J., Der katholische Priester in seiner Stellung zum Weibe und zur Familie. Aus dem Französischen von L. Eichler. Leipzig, Nechtesen. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Der Papst, die Bischöfe und der Übergang zu einer allgemeinen Kirche. 2te Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Pfizer, P. A., Das Vaterland. Aus der Schrift: „*Bedanken über Recht, Staat und Kirche*“ besonders abgedruckt und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Phantasie-Inquisition. Über das Verhältniß der Mittheilungen des Hrn. Theod. v. Robbe zu den Werken eines gewissen Hrn. v. Münchhausen. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Prescott, W. H., Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersezt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Reimlinger, G., Betrachtungen über das Sündschreiben von Joh. Ronge. 2te Auflage. Koblenz, Reiff. 16. 2 1/2 Ngr.

Rintel, C. G. R., D'Connell's Proceß. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Ronge (Johannes) und der heilige Rod. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Arnstadt, Reinhardt. 1844. 8. 2 1/2 Ngr.

Ronge (Johannes) und seine Irrthümer. Münster, Theising. 1844. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Ross, M. F., Christliche Glaubenslehre für diejenigen, welche sich zur gegenwärtigen Zeit nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben lassen wollen, nach der heiligen Schrift verfertigt. 2te Auflage mit einer Vorrede von Dr. Beß. Tübingen, Fues. Gr. 8. 11 1/2 Ngr.

Schelling und die Theologie. Berlin, Schulze. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schopenhauer, Adele, Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 12. 3 Thlr.

Silvester, C., Über den kölnischen Carneval, ein Neujahrswort an die Bürger von Köln. Köln, S. und W. Boisseree. 8. 4 Ngr.

Struve, G. v., Handbuch der Phrenologie. Mit Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wischer, F., Akademische Rede, zum Antritt des Doctorats am 21. November 1844 zu Tübingen gehalten. Tübingen, Buchhandlung Ju. Guttenberg. Gr. 8. 11 1/2 Ngr.

Weil, G., Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 12 1/2 Ngr.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

I. Kaiser Heinrich IV. Drama von Fr. Rückert. Erster Theil: Des Kaisers Krönung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Wendung, welche der berühmte Lyriker, wie es scheint in einer Art von Überdruß an der subjectiven Poesie, gegen das historische Drama als objectiven und schwerer ins Gewicht fallenden poetischen Stoff gemacht hat, ist in mehr als einer Beziehung eine interessante Erscheinung. Im „Herodes dem Großen“ haben wir schon das neue und eigenthümliche Talent hervorgehoben gehabt und die schönen poetischen Kräfte anerkannt, welche Rückert diesem neuen Gebiete zubringt; wir haben uns aber auch zu den Stimmen zählen müssen, welche in dieser Wendung etwas Gewaltthätiges und Unfreiwilliges erblickt und die Ansicht aufgestellt haben, daß der eigentliche Naturberuf Rückert's eine andere als die dramatische Form erheische. Es hat uns zu viel vom eigenen Willen, zu wenig Hingebung an den Stoff, zu viel Abzicht, zu wenig freies Schaffen, zu viel Kunst, zu wenig Unwillkürliches, Nothwendiges in den dramatischen Schöpfungen Rückert's hervortreten geschienen, und wir haben sie mehr für einen Act des Willens als des freien Berufs halten müssen. Das Drama „Kaiser Heinrich IV.“ erscheint zu rechter Zeit, um diese unsere Überzeugung an ihm zu prüfen, sie zu verstärken oder zu widerlegen.

Solange die Erscheinung des Königs Heinrich und seiner treuen Bertha von Eusa, die etwas von einer Genoveva an sich trägt, in dem sanften Elemente einer zum Mitleid stimmenden Verlassenheit und Unterdrückung sich bewegt, solange die rührende Treue einiger Weniger, des Knechts Runo und der Kunigunde, Anselmo und Beata, und deren Liebe und Anhänglichkeit an das verlassene Königspaar den Stoff des Dramas ausmachen, lesen wir darin mit Entzücken. Auch da noch, wo im zweiten Act die schwerste Prüfung König Heinrich's beginnt, wo er sich anschickt, vor dem übermächtigen Gegner Gregor im Schloß Canossa, als ein Reuiger, ein Bittender, ein von der Last eigener Verschuldung Erdrückter zu erscheinen, wo er von allen seinen Treuen Abschied nimmt, allen Beistand und alle Begleitung verschmäht, allein, völlig verlassen, einsam an die Pforten der Burg Canossa, in der sein Besieger thronet, klopft, auch da noch sind wir hingerissen von den Tönen der Schmach, mit welchen der Dichter an unser Herz schlägt, von den tiefen Farben, mit welchen er ein seltsames Bild irdischen Unbefandes und menschlicher Verlassenheit vor uns hinstellt, das uns erschüttert und reinigt.

Mit dem dritten Act aber beginnt die eigentliche dramatische Bewegung der Handlung. König Heinrich findet sich zu recht aus seiner unfürsichlichen Verkürzung und Selbstanklage, sein angererbter Ruch erwacht, sein Widerstand wird rege; er bietet dem allmächtigen Gegner von neuem die Stirn. Hier nun verschwindet der Dichter, nichts bleibt von ihm übrig als

ein Geist, der, mühsam und kümmerlich, selbst ohne Lust an seinem Stoff, ohne Freude und nur aus Nothwendigkeit, das angefangene Gemälde fortführt und zu Ende bringt.

Was haben wir anders hieraus zu schließen als daß Rückert, so lange sich sein Stoff in dem lyrischen Elemente subjectiver Stimmungen bewegte, den Dichter verlaublich, daß ihn aber freie Gestaltung, Intuition, Kunstberuf da verlassen, wo es darauf ankam, den Geist äußerlicher Ereignisse, das Wesen dramatischer Vorgänge, kurz eine eigentlich-dramatische Handlung vor uns hinzustellen. Wir möchten den Dichter gern auf sein eigenes poetisches Gewissen fragen, ob wir unrecht haben? Er steht hoch genug, um sich selbst zu erkennen und sich selbst zu meistern. Kann er gegen uns behaupten, sich vom dritten Acte seines Dramas ab noch ebenso poetisch angeregt, so frei und befriedigt gefühlt zu haben wie in den beiden ersten Acten seines Gedichts, so wollen wir unrecht haben. Doch nein — die Kritik steht über dem Gefühl, und sie muß die drei letzten Acte des Dramas für verfehlt bezeichnen. Scene an Scene gereiht, wüthige, spize und wortspielende Dialoge, ohne einen erkennbaren innern Zusammenhang, bloß darum aneinander gereiht, um die Begebenheit zu Ende zu bringen, stellen kein Drama dar. Wo aber wäre in diesen Schlachtscenen bei Melrichstadt und vor Rom, wo in den Gesprächen der Legaten, der Sachsen, der Lombarden der verknüpfende Faden einer dramatischen Handlung, die notwendige Einheit des Gedankens, die gemeinsame Wirkung auf ein dramatisches Ziel hin anzutreffen, ohne welche das Drama nicht besteht? Wir sehen nichts als Ereignisse und einen Mann, der von ihnen geleitet, endlich in Rom zum Kaiser gekrönt wird; eine Handlung findet sich nirgend. Wir sehen, vielleicht mit einiger Befriedigung, den gemeinen Fährbrand vor seinem glücklichen Gegner aus Rom fliehen, indem er ihm abgehend seinen Fluch zurückläßt, wir vernehmen in der Peterskirche den frommen Gesang:

Leset aus der Gnade Buch,
Daß an Gottes Segen,
Nicht an seinem Fluch,
Ihr es gelesen.

obgleich dieser Gesang nicht eben römisch und vaticanisch zu nennen ist; allein Gottfried von Bouillon's Tapferkeit, nicht eine innere Nothwendigkeit der dargestellten Dinge und Menschen, brachte diesen erfreulichen Erfolg hervor.

Wir können hiermit unsere Kritik des Dramas schließen. Der poetische Genuß, der durch die zwei ersten Acte, die mit dem feinsten dichterischen Blütenstaub überschüttet sind, gewährt wird, muß für die Rührernheit Schades halten, welche aus den spätern Acten anweht. Es ist endlich klar, daß der Dichter hier einbüßte, was ihn so lange begeisterte, den ihm aufzulegenden Stoff.

Wir hätten es hiernach noch mit den einzelnen Bemerkungen zu thun, zu welchen dieser abermalige Versuch Rückert's Anlaß bietet. Wortspiele sind stets eine Frucht geistiger Kälte;

Rückert läßt sich die Gelegenheit zu solchen niemals entgehen, ohne daß wir finden könnten, daß ihre Wirkung gut sei. Umsonst beruft er sich hierauf auf Calderon's und Shakespeare's Beispiel, in deren Gewebe ein Einschlag paßte, den wir bei ihm durchaus unpassend finden müssen. In den Gesprächen der Caschen und lombardischen Krieger mögen solche Portfeuille noch hingehen; bei ernsten Cardinälen und Fürstbischöfen macht es einen schändlichen Eindruck. Stellen wie die folgende zu lesen:

Xbt Bernhard.

Wißt Ihr so eigentlich, wozu man uns
Dierher geschickt hat?

Cardinal.

Ja, um Ja zu sagen,

Das nöthigenfalls als „Nein“ sich deuten läßt.

Xbt.

Ein Ja, das Ja und Nein zugleich bedeutet,
In welcher Sprache gibt es solch ein Ja?

Cardinal.

In jeder; ganz aus solchen Ja's besteht
Die Sprache geistlicher Diplomatie.

Xbt.

Sagt das die Kalen hören!

Cardinal.

Doß sie's hören!

So machen wir geschwind ein Ja zu Nein;

Dann ist es ja, als ob sie nichts gehört.

Es gibt aber noch schlimmere Sachen. Gegen wie oben solcher dünnen Trockenheit die warmen schönen Scenen entgegen, wo Kuno und seine Genossen den in einer Laubbütte schlummernden König auf treuen Armen über die eisbedeckten Alpen tragen, oder den gedankenschweren Monolog König Heinrich's vor der Pforte der Burg Canossa, oder die Scene der Trennung von Bertha bei dem schweren Gange vor seinen Gegnern, so erkennen wir den Dichter, der alle Tiefen unserer Seele aufzuregen und dann wieder sanft zu beruhigen weiß. Es ist ein schönes Bild einer Sturmgebeugten, ihres ursprünglichen Kraft und Überzeugung verleugnenden Mannesseele, das der Verf. in den beiden ersten Acten seines Dramas vor uns aufrollt und für das wir ihm danken, ist es ihm auch nicht gelungen, das Bild bis zu einem Abschluß zu bringen, der die Arbeit befriedigt. Rückert aber bleibt, auch wo er fehlt, ein Dichter!

2. Die große Fibel, in zwei dramatischen Dichtungen. Von Karl Hugo. Zweite Auflage. Wien, Kaulfuß Witwe. 1844. 2 Bde. 2 Thle. 10 Ngr.

Es ist ein eigenthümliches Geschick der deutschen dramatischen Technik, fortwährend zwischen zwei äußersten Grenzen auf und niederguschweben, ein Geschick, das sich nur aus ihrer schrankenlosen Freiheit erklärt. Hat das bloß thatsächliche Element des Dramas bei uns eine Zeit lang die Oberhand behauptet, so tritt gewiß und regelmäßig eine Epoche ein, wo das philosophische, allegorische oder Gedankendrama sich geltend macht, das dann wieder, nach kurzer Herrschaft, sein Crepiter an das thatsächliche Drama abzukreten genöthigt ist. Vorzüglich pflegt Österreich an philosophischen Dramen ergiebig zu sein, vielleicht bloß deshalb, weil das historische Drama dort auf eigenthümliche Schranken trifft, vielleicht auch, weil die sanfte und milde Region der Poesie, der es angehört, der Geistesruhe jener Bevölkerung mehr zusagt als die Darstellung der kühnen That und der erstürmten Begebenheit. Immer aber wird zugestanden werden müssen, daß das allegorische Drama die eigentliche dramatische Aufgabe ungelöst läßt und gewissermaßen neben ihr hergeht.

Goldener allegorisch-poetischer Dramen, deren Ziel nicht auf eine dichterische Wiedergeburt des Wirklichen, sondern auf die Darstellung eines Axioms gerichtet ist, erhalten wir hier zwei auf einmal; treffliche Arbeiten an sich, ausgestattet mit einer Fülle schöner Bilder und poetischer Anschauungen,

aber doch eigentlich umgekehrte Dramen, denn im Drama soll die Lehre aus der Begebenheit hervorwachsen, hier aber ist die Begebenheit nur dazu da, die Lehre zu veranschaulichen. Nach ihrem Motto haben sie vor:

Im Buch des Derrys Räthsel zu lösen.

Unstreitig eine schöne Aufgabe; allein sie bilden sich erst die Herzen nach ihrem Bedarf und lassen dann keine Räthsel, was weit leichter ist als das räthselhafte wirkliche Menschenherz; zu deuten. Calderon's „Leben ein Traum“ und Palm's „Sohn der Fabel“ gehen auf dasselbe Ziel aus, und so ist es natürlich, daß auch von beiden Dramen viel in den Stücken der „Großen Fibel“ angetroffen wird. Der Dichter hätte ein zweites Shakespeare sein müssen, hätte er diese Begegnung vermeiden wollen. Indessen ist er ein achtbarer Poet, der seine Schule hinter sich hat und mit dichterischen Gedanken und Bildern frei schaltet, ohne uns gerade außer uns zu versetzen.

Das erste Drama: „Das Schauspiel der Welt“, hat eine großartige Anlage und treffliche Durchführung neben einer Fabel, die ein mächtiges Interesse wach erhält, und die nicht so völlig in der Luft schwebt, wie dies bei Dichtungen dieser Art meistens der Fall ist. Treffliche Gedankenreihen sind besonders in der Rolle des königlichen Narren niedergelegt, dessen ganze Gestalt durchaus poetisch ist. Das Stück Menschenzergiehung, das in Cancho, dem Sigismund und Ingarum des Dramas dargestellt wird, ist durchaus zu loben; ja, wir bezeugen hier selbst geringern Sprünge als bei seinen Vorbildern der Fabel ist, indem er von der rohen Naturkraft zum ganzen Geist der Liebe hinübergeführt wird. Auch die Fokente und die Hofkunst ist geistreich dargestellt und die poetische Gerechtigkeit gegen Schelte und Dummköpfe ist gut gewahrt. In Fürstin Duge ist Alles niedergelegt, was einer weiblichen Seele zum Schwermüde gereicht; im König Ordogno aber findet sich das mahnende und fehlende menschliche Wesen und Urtheilen dargestellt und die Wirkung des Ganzen ist, bei geistvoller und feiner Diction und fließendem Verse, ungemein angenehm. Genau über die Wahrheit, das ist die große Frage des Stücks, und sie wird zufriedenstellend für diese und jene Forderung gelöst.

Das zweite Stück: „Der Stein der Weisen“, ist nicht minder lobwürdig, obgleich in seiner Anlage weniger lebhaft und mit etwas vordringendem didaktischem Element.

Der Stein der Weisen zu erlangen

Macht du erst dich in die selbst finden.

ist der Grundgedanke des Stücks. Es schließt sich dem ersten Drama an; Cancho ist nun König und hat wieder einen Sohn Ordogno, der in anderer Art über die Grenzlinie der schönen Menschlichkeit hinausgeschweift als der Vater selbst in seiner Jugend. Zwanzig Jahre trennen die erste von der zweiten Begebenheit, welche beweisen soll:

Das Herz der Sanftmuth — sei der Stein der Weisen.

Das Drama ist in der Form minder ausgearbeitet als das erste und erinnert stellenweise an die Lehren der „Hausväter“. Vielleicht ist es auch dem Leser zu viel zugemuthet, zwei so verwandte Stücke auf einmal zu genießen; denn jegliche Ding, also auch die Weisheit, will seine Reize haben.

Es fällt uns jedoch schwer, gegen eine Arbeit von so loblicher Tendenz und so reich an guten und zweimal zu lesenden Stellen etwas zu sagen, die in gewissen Seelenstimmungen als eine treffliche Seelenarznei empfohlen werden muß. Wir schließen daher mit einer unverhohlenen Anerkennung des Verf. als eines ernsthaften und geistreichen Poeten, der nur in eine gewisse ganz bestimmte Lebensauffassung etwas allzu tief befangen zu sein scheint, um den durchaus freien Geist der Poesie, dem jede Form zu seiner eigenen Manifestation diene, immer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Buch wird namentlich von Frauen, denen die Schönheit der Poesie in etwas knapper Gestalt erscheint als dem männlichen Geiste, mit Entzücken gelesen werden, wozu es denn auch durch die Verherrlichung der weiblichen Gemüthswelt ein entschiedenenes In-

recht hat. Als Corvettin gegen dramatische Ausartungen man-
cherlei Art sind Arbeiten wie „Die große Fibel“ ist, nicht
genug zu würdigen.

3. Affur. Eine Epifode aus den fabelhaften Zeit. Von
Rich. Frankl. Leipzig, Weidmann. 1844. 12. 18 Bgr.

Wie viel schöne poetische Kräfte ruhen sich doch in unserm
heben Vaterlande! Wie viele adert die Phantasie des Zeit-
jährlich unter, denen man Blüte und Gedeihen wünschen möchte!
Wie viel einzelne Blüten sprossen empor, ohne einen Frucht-
baum zu hinterlassen, mit dem sie in eine spätere Zeit hinüber-
wachsen.

Die kleine vorzügliche Arbeit, welche uns hier geboten
wird, rief diesen fast wehmüthigen Gedanken in dem Ver. recht
lebhaft auf. Eine Reifung, auf die in Lessing's und Goethe's
Zeit ganz Deutschland unsterblich mit stolzen Gefühlen
gefüllt haben würde und die jetzt wahrscheinlich unbekannt, un-
gewürdigt von der nächsten Glaswelt der poetischen Strömung,
die mit dem Monde wiederkehrt, für immer begraben sein
wird! Es liegt etwas Krokodil in diesem Gedanken. Nun
denn, so mag sie wenigstens einen Augenblick gelten!

Der Verf. dieses reizenden Gedichtes hat einen schönen Vor-
wurf erwähnt. König Affur ist ihm ein Repräsentant des „wol-
lenden“ Menschengriffs, der sich selbst ein Ziel setzt; der Pa-
triarch Noah, ihm gegenüber, stellt den Geist dar, der sich in
den geglaubten Willen des Schöpfers aufgehen läßt, der sel-
nen Willen hat außer ihm. Der Kampf zwischen Beiden ist
ein solcher, wie ihn Jeder von uns in sich selbst vorgehen sieht;
das Unterwürfige aber steigt, eben durch seine Unterwerfung.
Dies ist der Sinn der trefflichen Arbeit. Freilich ist der Stand-
punkt nicht der des Faust oder des Prometheus; aber wenn auch
minder frei, so ist er doch ein hochpoetischer. Affur, mit Sieg,
Stolz und Vergötterung nicht zufrieden, will die Menschheit
zur Liebe zwingen. Er zwingt jedoch nur ein Herz, Leila,
Noah's Lieblingskinder. So enden wir also, wir umfassen
die Welt, aber sie entringt sich uns und glücklich Der, der
mit dem Siege über ein Herz endet. Die Scenen, in welchen
dies geschieht, sind von klassischer Schönheit, unübertrefflich
zart, reizend, lieblich. Die Dialectik Affur's ist scharf und
faßt ihm gut, 3. B.:

Leila.

Ihr handelt nicht, wie Gott befehlt.

Affur.

Was ist

Sein Bille? Weil er uns geschaffen, halten

Wir „leben“ für die menschliche Bestimmung.

Ihr sollt erst leben, wenn ihr nicht mehr seht —

Ist das vernünftig?

Doch die verderbliche That, vor der nur Noah gewarnt ist,
dessen Warnungen verachtet worden, frigt und steigt. Die
furchtbare Anstrengung Affur's gegen das Verderben ist eitel;
er schiebt mit Leila auf die Platte des höchsten Throns seiner
Schöpfung. Umsonst. Noach ruft Leila zu sich; nach furcht-
barem Kampfe bleibt sie treu; das Verderben erfaßt Beide; sie
stehen vereint. Die Wiedung dieser mit einfachen, aber tie-
fen Jügen gezeichneten Scenen ist großartig; die Kritik kann
hier nur anerkennen. Leila sinkt; Affur ruft Raim und die
Dämonen an; es droht:

Gott! Gott! Jetzt rief ich dich zum Kampf heraus!

Jetzt rängen wir um deine Erde; Gemon-

Riff ist herunter, daß die Blut verdampfte,

Und schleuderte sie gegen deinen Himmel —

Ich aber du —

Da zerschmettert ihn ein Blüßschlag.

Wir wollen noch anführen, daß uns kein Gemälde in
Farben oder Worten bekannt ist, durch alle Literaturen, das
mit so erschütternden Jügen Scenen der Sündflut ma-
chte wie das des Verf. Es fehlt der Raum zu Citaten; aber es
ist in diesen Scenen etwas Außerordentliches geleistet, das un-

ser Augenmerk nothwendig an den Verf. derselben halten muß.
Und dies schöne Gemälde der Sündflut ist nun bestimmt, selbst
in einer andern Sündflut unterzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Rücken wir nun, was den Gegenstand der zu besprechen-
den Werke betrifft, der neuern Zeit näher, so verdient unten
den umfassenden Geschichtswerken außerfranzösischen Inhalts
eine besonders rühmliche Erwähnung die „Histoire de l'empire
ottoman“ von dem Baron Juchereau de Saint-Denis
(4 Bde.). Der Verf., der einst selbst in der Türkei die Stellung
eines Directeur du génie militaire einnahm und später, 1822,
französischer bevollmächtigter Minister in Griechenland war, hat
bereits 1819 ein später allgemein gewürdigtes „Historisches Ta-
bleau der Revolutionen von Konstantinopel in den Jahren 1807
und 1818“ herausgegeben, in welchem er den letzten Triumph
der Janitscharen und den Untergang der Sultane Selim III.,
Mustapha IV. und des Großveziers Mustapha Reschid treff-
lich darstellte. Dieses jetzige Werk umfaßt die Geschichte der
Türkei von 1792—1841. Es beginnt, nach Kapoleon's Vor-
schrift, mit einem Tableau raisonné et détaillé aller Pro-
vinzen des Reiches, mit Einschluß Griechenlands. Dann folgt
die eigentliche historische Darstellung, die Klarheit mit Eleganz
verbindet, Leichtigkeit und Präcision vereint. Namentlich ist
die verwickelte orientalische Frage, in welcher Syrien der Han-
del zwischen Aegypten und der Türkei wurde, mit einer Be-
sonnenheit, mit einer Berücksichtigung aller gleichzeitig mitwir-
kenden Umstände und vorzugsweise mit einem sächlichen Streben
nach Unparteilichkeit behandelt, die sich besonders aller den
Franzosen so oft entschlüpfenden unbegründeten Ausfälle gegen
England enthält, daß dem Leser sich unwillkürlich eine gleiche
Achtung vor dem Talente und vor dem Charakter des Verf.
aufdrängt. Mehmed-Ali und Ibrahim-Pascha sind meisterhaft
porträtirt. Durch das ganze Werk weht ein orientalischer
Hauch. Man fühlt es, daß der Darsteller mit den Verhält-
nissen, die er beschreibt, vertraut ist, daß er mit der Atmo-
sphäre auch die Sitten und den Charakter des Volkes, das er
zeichnet, eingefogen. Er schließt sein anziehendes und unter-
richtendes Werk mit der Begründung der Ansicht, daß die Er-
haltung der Türkei eine Nothwendigkeit für Europa sei, und
in der Überzeugung, daß diese Meinung allmählig um sich grei-
fen und zur Herrschaft gelangen werde, gibt er die geeignet-
sten Mittel an, den seit so lange schon prophezeiten Untergang
des osmanischen Reichs in unabsehbare Ferne hinauszurücken
und endlich ganz aus den Grenzen der vernünftigen Denkbare-
keit zu entfernen. Einen Anhang bilden einige kurze, aber
treffende Bemerkungen über die Moldau und Walachei. Die
hinzugefügten Karten scheinen sauber und gut gezeichnet zu sein.

Diesem Werke zur Seite steht das vor kurzem veröffentlichte
Buch: „L'Inde sous la domination anglaise“, von dem Baron
Barthou v. Penhox (2 Bde.). Dasselbe ist als eine Fort-
setzung der im J. 1841 von demselben Verf. publicirten „Histoire
de la conquête de l'Inde par l'Angleterre“ (6 Bde.) anzusehen,
welche Anerkennung gefunden hat und jetzt wieder in einer
neuen Auflage erschienen ist. Die hier zu besprechende Fort-
führung desselben Gegenstandes steht ihrer Natur nach auf
einem unsicheren Boden als die rein historische Darstellung
in dem ersten Werke. Der Stoff an sich schon ist höchst com-
plicirt, beweglich und in verschiedenen Farben schillernd. Er
verändert sich täglich und mag sich daher den ruhigsten Händen
nur schwer fügen, um wie viel weniger denen eines lebhaften,
leidenschaftlichen Franzosen bei der jetzigen, gegenseitig gereiz-
ten Stimmung zwischen Frankreich und England. Ich will
hiermit das Verdienst des Verf. nicht verkleinern, sondern im

Gegenheit die Schwierigkeiten, die er bei Abfassung seines Buchs zu überwinden hatte, ins Licht stellen. Wo ihm dieses nicht gelungen, da offenbaren sich die entsprechenden Mängel in seiner Arbeit. Je größer jene waren, desto weniger fallen ihm diese zur Last. Wo sich der Verf. auf Mittheilung der Facta beschränkt, gibt er seinem Buche einen historischen Werth; so lange er sich im Gebiete der einfachen Erzählung bewegt, entfaltet er sogar ein gewisses sprachliches Talent; wenn er sich jedoch in das Raisonnement wagt, wenn er debuciren will, so ergreift ihn die Leidenschaft des Antianglicanismus, und Darstellungstalent, Logik, ja sogar sein Gedächtniß lassen ihn dann im Stiche. Gefangen ist es dagegen dem Autor, den Leser in die indischen Sitten einzuführen, ihm den Conflict derselben mit der europäischen Civilisation und Politik fühlbar zu machen und ihm die Folgen solchen Conflicts für England und ganz Europa deutlich vor's Auge zu führen. Der Hintergrund des ganzen Gemäldes ist ebenfalls gut gezeichnet. Er wird durch Ausland gebildet, seine Stellung zu Europa im Allgemeinen und zu England insbesondere. Ein Zusammentreffen beider Mächte in diesem Handelscentrum wird als nahebevorstehend geschildert. Nach einer ergreifenden Darstellung der Leiden, in welchen die armen Indier schwachen, gibt der Verf. die Mittel an, die seiner Ansicht nach in Englands Macht ständen, um dieselben zu lindern, und hier geräth er in offenen Widerspruch mit den von den heutigen Socialisten vertretenen Principien, deren Unhaltbarkeit er durch Facta darthun zu wollen scheint. Abwesenheit des persönlichen Eigenthums ist, so glaubt er, die Hauptquelle der Leiden des unglücklichen Volks. Er schlägt deshalb seine Einführung vor, wie auch die Erneuerung der alten zerstörten Dorfsinstitutionen, und endlich die Verwandlung eines Theiles der Grundsteuer in indirecte Steuer. Doch scheint er selbst zu der Wirksamkeit seiner Mittel kein großes Vertrauen zu haben, denn er schließt mit der Versicherung, daß die englische Macht nichtsdestoweniger in Indien untergehen müsse, und er ist von der Wahrheit dieser Behauptung so durchdrungen, daß er, als guter Nachbar, den Engländern im Vertrauen sagt, auf welche Weise sie sich am besten auf dieses unvermeidliche Schicksal vorzubereiten hätten, denn halten könnten sie sich nur durch Unmenschlichkeiten oder durch Glückfälle, die außer dem Bereiche menschlicher Berechnung lägen. Die Engländer werden ihm wahrscheinlich darauf antworten:

Vincasi per fortuna o per inganno,
Il vincer sempre fu laudabil cosa.

China gehört, wie Indien, heute in das Reich der Tagesdebatten. Noch vor kurzer Zeit wußte man von diesem Wunderlande in Frankreich gar nichts. Seit jedoch englische Kugeln in die ewige Mauer des Himmels Reichs Bresche geschossen, und seit auch die Franzosen durch dieselbe leichtfüßig hindurchgeschlüpft sind, existiren keine Geheimnisse mehr, Alles ist verrathen, das Reich der Mitte selbst ist Domaine public geworden, Kunst und Literatur fallen darüber her und beuten es aus. In England erscheint sogleich: „China illustrated: its scenery, architecture, social habits“, das die „Times“ angepriesen hat. Die hierzu von Alom gefertigten Zeichnungen und Platten kauft in Paris Hr. Pellé, der Verf. eines Buches über Konstantinopel und einer Geschichte von England, schreibt dazu, wie er behauptet in Verbindung mit zwei chinesischen Literaten, einen besondern historischen Text, nebst einer Darstellung der chinesischen Sitten, Gebräuche, Costume, Künste und Industrie, und nennt es „Histoire de l'empire chinois depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par Clément Pellé“. Ähnlich macht es Hr. J. F. Girard, er nennt sein Buch: „Vues pittoresques de l'Inde, de la China et des Bords de la mer rouge“; nur sind bei ihm die 60 Bilder die Hauptsache, denen er seinen hinzugefügten historischen Text unterordnet. Wenn man in England unter dem Titel „Chinese repository“ ein Journal gründet, in dessen Spalten alles auf dieses Reich Bezügliche ernsthaft einregistriert

wird, so benutzt dagegen in Frankreich Ad. Ricq, einer der sogenannten „pittoresken“ pariser Autoren, alles vorhandene Material dazu, um daraus ein „pittoreskes“ Buch zusammenzustellen, ein Buch, das unterhalten und durch Anekdoten, erschütterung die Verdauung befördern soll. So ist die neue französische Literatur allerdings gesund, aber im medizinischen Sinne. Ad. Ricq, bekannt durch sein Buch „Les petites miseres de la vie“, nennt diese seine Schrift: „La Chine ouverte, ou aventures d'un Fan Kouei dans le pays de Tsin.“ Der Maler August Berget, der kürzlich aus China zurückgekehrt ist, hat sie mit hübschen und geistreichen Illustrationen versehen. Der Stil und die Schreibweise des Verf. gehört etwas der Schule Jules Janin's an: zu leicht, zu locker, zu leer! Das Beste in dem Buche ist die Färbung. Wenn der Leser auch nur barocke und bizarre Gestalten sieht, so sieht er sie doch unter chinesischem Himmel, und wenn ihm auch fonderbare und unwahrscheinliche Situationen vorgeführt werden, so spielen die Scenen doch in chinesischer Luft. Das Buch beginnt mit der Correspondenz des Murphys-Dermot, Gehülfe des englischen Arztes Parter, an Patrick O'Donovan, — einleitender Schmiedschnack! Dann folgt die Reise des Studenten Ping-Si, welche ein Bild von dem ganzen Reiche geben soll. Der nächstfolgende Abschnitt: „Die Studien des Sicaou-Isai“, behandelt China in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung. Der letzte endlich: „Der Fan-Kouei in Pe-King“, beschäftigt sich vornehmlich mit der Hauptstadt des Reichs. Sogar der Jugend bemüht man sich seine Kenntnisse über China mitzutheilen. Ch. Richomme hat für dieselbe eine kurze Geschichte von China geschrieben und, um sie auf angenehme Weise mit dessen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen, eine Anzahl chinesischer Erzählungen hinzugefügt. Dies ist, wie ich glaube, das beste neuere französische Buch über China, das in Paris erschienen. Es ist einfach geschrieben und frei von den Übertreibungen und Lächerlichkeiten, welche durch die englischen Gesandtschaftsberichte nach Frankreich gebracht waren und dort Glauben erlangt hatten. Um sich einen Begriff davon zu machen, darf man nur die beiden Bücher lesen, welche die Gesandtschaftsreise des Lord Almoner nach China hervorrief. Das eine ist von dem Gesandtschaftssecretair Hrn. Ellis geschrieben und von Macartney ins Französische übersetzt; das andere von John Mac-Leod, dem Schiffsarzt der Alceste, commandirt vom Capitain Maxwell, welche das Gesandtschaftsperional hinübertrug. Das letztere ist von Charles Auguste Des ins Französische übertragen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Gabriel Briel, Clericus regularis zu Rom (gest. 1495), erklärte die „Ethik“ des Aristoteles auf der Kanzel und pflegte von der Erzeugung des göttlichen Sohnes und dem Ausgehen des Heiligen Geistes zu sagen:

Quid est natus? quid processus?
Mo nostro sum processus.

Die Psalmen aber, meinte er, könne man allenthalben singen, bei Tische, im Bette, im Zimmer, auf dem Markte und selbst auf dem Abtritte. Denn, wenn der Teufel etwa überhaupt gegen das Gebet an letztem Orte sich so vernehmen lasse: „Super latrinam non debes dicere Primam“, so könne ihm sogleich entgegnet werden: „Quod vadit supra, do Deo, tibi quod cadit infra.“

Vom Cardinal Richelieu, der als Cardinal den Purpur trug und der als Minister der Absicht, die königliche Autorität auf die höchste Stufe zu heben, jedes Opfer brachte, pflegte man zu sagen: er mache, daß Jedermann vor ihm davonlaufe. Das geschehe, meinte ein Gerichtsrath, in Folge der Bestimmungen des römischen Rechts: Panno rubro fugantur armenta.

2.

Sonntag,

Nr. 89.

30. März 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

4. Drla. Dramatische Dichtung. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.

Dem deutschen Volke dediziert und mit einer Widmung „An mein Volk“ versehen, in der es unter Anderm heißt:

Kuf, auf ihr Denker! Ungeklüfft (!)
Bleibt der Demant der Wissenschaft
So lang nicht euer Volk begriffen
Sein Selbst und seine Schöpferkraft.
Ihr aber, Dichter, ihr Propheten
Zum Volk nun singt und sprecht wieder:
Seid Barben, Schlast sei euer Beken
Und Siegesgesänge eure Lieder.

Von all diesem Gesange zum Volke, von all diesem Prophetenthum ist nun in der Dichtung selbst, die übrigens ihren Reiz hat, nichts anzutreffen. Die ganze Widmung steht mit der Dichtung nicht in dem geringsten Zusammenhang. Der Verf. schildert uns eine zugleich kräftige und schwärmerische Jünglingsnatur, eine Art Karl Moor, die durch ein schauerliches Ereigniß am Eingang des Lebens — Drla wird nämlich mit seiner todtten Geliebten lebendig in ihren Sarg eingeschlossen — in eine wunderbare Geistesverwirrung geräth, nach hundert seltsamen Verwickelungen, in denen eine potenzierte Don Juan-Natur zum Vorschein kommt, zum Demagogenthum übergeht und zuletzt in dem bekannten Frankfurter Attentat sein Ende findet. Das Ganze, geistreich und erfindungssträftig, scheint zwar ohne rechten Plan von Scene zu Scene hingeschrieben zu sein, verräth jedoch überall nicht bloß einen poetisch-angeregten, sondern auch einen denkenden und vielerfahrenen Geist, sodaß wir in Zweifel stehen, ob wir in dem Verf. einen Jüngling oder einen vielgewanderten Odysseus vor uns haben. Daß er dem Frankfurter Ereigniß nicht fremd sei, möchte der Schluß seiner Dichtung und ihr Verlagssort wol deutlich machen.

Das Schlimme ist nur, daß zwischen dem Anfange und dem Ende seiner poetischen Leistung alle innere Verbindung fehlt, und zwischen den einzelnen Scenen, die so begebenheitsvoll sind, von nothwendigem Zusammenhange keine Rede ist. Alles darin ist Spiel des Zufalls in einer Überfülle von Situationen, bei der sich der Charakter des Dramas ganz verliert. Man kann bebauern, daß der Verf. nicht die Form des Byron'schen „Don Juan“ für seinen Stoff erwählt hat; seine Arbeit würde unstreitig dabei gewonnen haben; für die dramatische Gestaltung lagen ihm offenbar zu viele Awecke, zu viele Situationen und zu viele Charaktere zugleich vor. Namentlich ist die Frauenwelt fast in allen ihren Repräsentanten von ihm geschildert worden; aber freilich Alle so, daß zuletzt der Satz richtig bleibt: „Weib, dein Name ist Schwachheit!“ Seine Emilien, Luifen, Ida, Anna, Amalien, Beata, wie

verschieden auch ihrer Natur nach, zeigen sich am Ende Alle als gleich schwache Wesen, gegen Drla ohne Widerstandskraft. Seine Männer dagegen, Drla und Berthold, seinen andern Pol, seinen Lobfeind daher, abgerechnet, sind sämtlich Puppen. Klar an dieser oft unentwirrbaren Arbeit ist nur die Absicht des Verf., zu zeigen, was aus zwei Jünglingen wird, die ursprünglich eng verbunden, durch ihre verschiedenen Naturanlagen, der Eine zu großherziger Schwärmer, der Andere zu kleinherziger Berechnung des Lebens hingeführt werden; der Eine, nach langem sündigen Genuß, zuletzt Weltenstürmer und Demagoge, der Andere, nach langer innerer Qual, Jesuit und Volksverräther. Zu einer ausführlichen Beurtheilung ist diese Dichtung hier zu umfangreich, auch würde sie bei ihrer innern Zersplitterung und ihrer Formlosigkeit durch nähere Kritik kaum gewinnen können; allein, daß wir Einzelnes darin mit Vergnügen und Antheil gelesen haben, wollen wir nicht verbergen. Namentlich ist das ganze Vorspiel besonnen und vielversprechend angelegt, und bereitet auf einen ernsten poetischen Genuß vor als wir ihn später antreffen. Es sind hier und auch später noch viele Körner der Weisheit ausgestreut, von denen nur zu bebauern ist, daß sie nicht gesammelter erscheinen, viel reiche Saat, der nur der Schnitter fehlt und die Scheuer. Gleich S. 7 sagt Drla's Erzieher Manuel seinem schwärmerischen Böglinge ein schönes Wort:

Du aber bleib', mein Sohn, auch hankeind — Christ.

Es ist nicht leicht, denn solche Milde fordert
Ein kräftiges Gemüth, und willst du ihrer
Einst mächtig werden, so darfst dem Leben
Dich nicht entziehen, verpuppt und abgestoffen
In deiner Traumwelt dich gewebter Fäden.
Nur wer in Wind und Wetter aufgewachsen
Darf kühnlich Wind und Wetter trogen; nur
Wer mit dem Schmerz vertraut, darf ihn zu meistern hoffen.

Ein engerer, fest geschlossener Rahmen würde diesem achtungswerthen Gedicht einen größern Kunstwerth verliehen haben; die schrankenlose Form des „Faust“ wird nur von den größten Geistern glücklich beherrscht; allein es ist immer befriedigender für die Kritik, es mit dem Überflusse zu thun zu haben als mit der Dürftigkeit und Dürre. Der Dichter des „Drla“ hat keine Ursache, sich selbst aufzugeben.

5. Die Freunde. Trauerspiel in zwei Aufzügen, in freien Versen. Von Camillo Pell. Wien, Überreuter. 1844. Gr. 8.

Der Verf. bittet in seiner Widmung um strenge Kritik. Er lebt noch in der süßen Täuschung, als habe die Kritik Macht über das Schicksal der Poeten, als würden die Namen durch sie geschaffen, gehoben oder ausgelöscht. Das war einmal; jetzt ist es anders, und diese Macht ist in die Hand des Zufalls gegeben. Indessen mag der Verf. zufrieden sein, wenn die Kritik seinen guten Willen anerkennt: das Wesen des Dramas ist ihm zur Zeit noch Geheimniß. Ein Stück wie das hier gebotene kann nicht einmal die Erwartungen erfüllen,

die seine Widmung erweckt, noch weniger aber vor der von ihm herausgeforderten Kritik bestehen. Wir zweifeln selbst, ob es an solchen Fehlern leide, welche für die Zukunft Vorzüge zu werden versprechen, denn die Fabel ist trivial, der Gedanke gering und unbedeutend, die Sprache abgehört und mittelmäßig. Der Verf. wird daher wol sich resigniren mögen, kein Dichter zu sein und sein Meptenthum aufzugeben.

6. Schauspiele von C. R. Winterling. (Poetische Werke. Erster Band.) Erlangen, Enke. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Daß der Verf. in guten Vorbildern bewandert ist, zeigt jede seiner Arbeiten; er kennt seinen Shakespeare wie seinen Schiller, er lehnt sich hier an Calderon und dort an Goethe, und sofern aus solchem Wesen ein poetisches Werk hervorgehen kann, geht es bei ihm hervor. Eine eigene Welt der Poesie schließt er uns nicht auf; er sendet Pfeile aus, die nicht die seinen sind, und die schwere Kunst, die Seelen süß zu verwunden, ist ihm nicht gegeben. Wir lassen uns seine geschickte Fabel gefallen; hin und wieder nehmen wir auch Theil an seinen erfundenen Leiden und Freuden, wir sind sogar auch zufrieden mit der Art, wie er poetische Gerechtigkeit übt, die Schuld bestraft und die Tugend unterliegend Triumph feiern läßt; aber zum Jubel der Seele, zu dem unwillkürlichen Ausruf: Seht — das ist schön! — zwingt er uns nicht. Dazu ist er zu bedächtig, zu reiflich, zu sehr auf Geringsfügigkeiten bedacht, mit einem Wort, zu wenig Dichter.

Sein Trauerspiel „Theodor und Euphrasia“, in fünf Acten, erfüllt viele Bedingungen des Dramas; es fehlt ihm nicht an Handlung, obgleich diese meist äußerlich verläuft; selbst eine gewisse Größe der Begebenheit kann ihm nicht abgesprochen werden — und nichtsdestoweniger läßt uns diese Arbeit kalt. Warum? Wir sehen die Berechnung des Dichters, wir hören das Wirken seiner Maschinerie, wir erblicken Charaktere ohne Eigenthümlichkeit und vernehmen eine Rede ohne Concentration. Das ganze Gewebe ist gut, allein wir sehen es entstehen, und die Überraschung fehlt, die dem Kunstwerk Wirkung verleiht.

Die Tragikomödie „Markgraf Balthar v. Saluzzo“ dagegen ist gänzlich verfehlt. Der Verf. will Dinge schildern, von welchen ihm offenbar alle Kenntniß fehlt. Seine Satire gegen Hofleben und Hofintrigue ist ohne jede gesunde Anschauung; er malt wie der Blinde mit Farben, die er nicht unterscheidet.

Das Lustspiel „Die Colonie“, in drei Acten, gehört dem leichtesten und unbedeutendsten Genre an und enthält nicht wenige mehr ärgerliche als lächerliche Albernheiten. Hiernach stellt sich denn das kritische Thermometer so ziemlich auf Null fest und weist höchstens auf einen schwachen Beruf zum gewöhnlichen Schauspiel, jenem Mittelthing zwischen Tragödie und Komödie, dem eigene Geltung, wie es scheint, mit Recht bestritten wird.

7. Meisterwerke dramatischer Poesie. Herausgegeben von Otto Arabach. Zweites Bändchen: Der Reichtum von Aristophanes. Leipzig, Franke. 1844. 16. 15 Ngr.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, mitten aus dem zum Theil wüsten und regellosen Treiben der dramatischen Jüngerschaft unserer Zeit plötzlich niederzutreten in den Schacht des klassischen Alterthums: ein Reiz, der ohne Zweifel auch die Quelle des Antheils und des Beifalls ist, den die Darstellung griechischer Tragödien in jüngster Zeit auf mehrern Bühnen erweckt hat. Es sind ganz eigene Gedanken, die ein solcher Rücksprung in die längstvergangene Zeit und ihre Sitten bei uns erzeugt. Warum, fragen wir uns verwundert, wenn die Welt und die Kunst vor mehr als 2000 Jahren schon so weit war — ist sie heute nicht weiter? Hier zeigt sich eine Grenze des menschlichen Strebens nach Darstellung des Schönen, die uns überrascht. Wir erkennen die Bedingungen dieses Strebens klarer, wir nehmen wahr, daß alle unsere Bemühungen, alle Anstrengungen des Menschengesichts das Ab-

solute nur umkreisen, daß sie, es zu treffen, sich seiner zu bemächtigen nicht bestimmt sind und daß das „Näher“ oder „Ferner“ seine ewig wechselnde Aufgabe ist. Diese Lehre darf nicht verloren sein; die Kritik ist berufen, sie festzuhalten, sie zu verklären. Definitiv wird sie nur durch das Bewußtsein der ewigen Schönheit, das neugeboren und unvergänglich im Menschengesichte fortlebt.

Der „Reichtum“ des Aristophanes erfüllt noch jetzt alle Bedingungen eines guten Lustspiels; er gettelt die verirrte Sitte und härt unser Gemüth durch die Wirkung des Lächerlichen auf. Wir sind heute um kein Haarbreit weiter in der Aufgabe, die das Lustspiel zu lösen hat. Aristophanes läßt aber noch eine andere nebenher, an welche unsere heutigen Lustspielichter nicht einmal zu denken haben. Er parodirt die Empfindungen, mit welchen die Tragödie seiner Zeit auf die Zuschauer einströmte und dies gab seinen Erfindungen einen stachelnden Reiz mehr. Den letztern können wir kaum nachfühlen, und doch liebt Niemand den „Plutos“ ohne herzliche Befriedigung, ohne in die beste Laune zu kommen. Die Rolle der Alten — das Urbild aller unserer jungfräulichen Coquetten auf der Bühne — ist noch heute voll des unselbstbarsten komischen Reizes, und die Wirkung des ganzen Gedankens — der Reichtum, ein blinder Bettler, der die Welt durchwandert — ist so ursprünglicher Komik voll, daß sie noch nach andern zwei Jahrtausenden feststehen und sich geltend machen wird.

Wir können den Bearbeiter nur ermuntern, fortzusetzen, wie er begonnen hat; die Form und Gestalt seiner Uebersetzung erfüllt alle seine Zwecke.

(Der Beschluß folgt.)

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Kehren wir nach Europa zurück. „L'Espagne en 1843 et 1844“, von J. Lantzi. Hr. Lantzi, ein ehemaliger Capitain der Fremdenlegion und früher auch in spanischen Diensten, machte in der Mitte des J. 1843 seine dritte Reise nach Spanien, woselbst er bis Ende Mai 1844 verweilte. Dies ergibt sich aus seinem Buche. Es besteht nämlich aus den Briefen, die er während seines dortigen Aufenthalts über politische und unpolitische Zustände Spaniens, kurz über die Ereignisse, die sich unter seinen Augen abrollten, geschrieben. Da nun in diesem glühenden Lande fast jeder Tag Geschichte macht, da diese hier ihre Schritte convulsivisch beschleunigt und wie athemlos, mit pochenden Schläfen dahinstürmt, so ist aus dieser Briefsammlung eine Art von „Geschichte der letzten Revolution in Spanien“ geworden. Gleichwol macht das Buch keinen Anspruch auf die einem gründlichen historischen Werke gebührende Ehre. Der Verf. nimmt keineswegs die Miene eines Fachgelehrten an. Er gibt sich als einen harmlosen Weltmann, der ein Wenig von Allem gekostet hat. Er spricht mit gleicher Leichtigkeit über Politik und Religion, über Finanzverwaltung und Volksunterricht, über Straßenräuber und Handelsinteressen, über Stiergefächte und Kunstleistungen. Diese planlosen Briefe, die, wie ein Reisejournal, Alles in sich aufnehmen, interessieren den Leser, weil sie von einem guten Beobachter unter dem Eindrucke des Augenblicks geschrieben sind, weil die Bewegung des wirklichen Lebens sich ihnen mittheilt. Man findet hier keine geheimnißvollen Eröffnungen, keine mysteriösen Aufklärungen über dunkel gebliebene politische Machinationen, aber auch nicht die kalte Reserve, das vorsichtige Lagioni'sche Pirouettiren auf rohen Eiern, der Habitus des Hôtel de Courcelles in Paris, wie es z. B. Don Francisco Martinez de la Rosa in seinem „Espiriu del siglo“ beobachtet, einem Werke, das die politischen Ereignisse in Europa und namentlich in Frankreich seit 1790 darstellt. Hr. Lantzi

erzählt Alles was er sieht, und schreibt dabei Alles nieder was er dabei denkt. Da er in dieser letztern Beschäftigung glücklicherweise sehr mäßig ist, so wird er nicht langweilig. Sein Buch beginnt mit dem Sturze Espartero's, durchläuft die interessante Phase der Majoritätsproclamation der jungen Königin Isabella II., den Fall des Ministeriums Lopez, die merkwürdige Episode mit Drogaga, schildert die Herrschaft von Gonzalez Bravo und schließt mit der Begründung des Ministeriums Narvaez. Zwischen diese politischen Ereignisse schieben sich Bilder aus dem Hof-, dem bürgerlichen und dem Volksleben der heutigen Spanier. Auf die Sitten und Vorurtheile dieser scheint das Beispiel der Königin Gobernadora mächtig eingewirkt zu haben; Exemplare von der sonderbaren Rasse des Christiano viejo, rancio, limpio de toda mala raza y manchado (des wahren, alten, reinen Christen, unbesleckt, ungemischten Blutes) sind fast eine Rarität geworden. So viele Blutströme können auch nicht umsonst gekossen sein; sie haben den Boden gedüngt und ein neues, freies Geschlecht, Söhne unsers Jahrhunderts werden daraus erstehen.

Von der „Galeria des contemporains illustres par un homme de rien“ ist sechsen der siebente und achte Band, jeder 12 biographische Notizen und ebenso viele Portraits enthaltend, erschienen. Das Werk, welches 10 Bände haben soll, enthält bis jetzt schon 96 Biographien berühmter Zeitgenossen. Wenn diese auch oft nicht erschöpfend und zuweilen selbst nur mit dem Namen einer flüchtigen Skizze zu bezeichnen sind, so erfüllen sie doch den Zweck: unser so präoccupirtes Geschlecht auf die gleichzeitigen, vom Staube des Alltagslebens bedeckten Celebritäten aufmerksam zu machen und auf die Leistungen der Tüchtigsten unserer Zeit hinzuweisen. So selbst für die Nachwelt werden die darin gesammelten Nachrichten von Bedeutung, wie der Geist und das Talent, mit dem sie zusammengestellt, von Interesse bleiben. In den beiden letzten Theilen erscheinen als die gelungensten Biographien die von Talleyrand, Reschid-Pascha, Ch. Robier, Benj. Constant, Sainte-Beuve, Kestelrode und Decazes. Segen die Verurtheilung unsers Ludwig I. dürfte Mancherlei einzuwenden sein.

Den Circle um Frankreich immer mehr verengend, gehen wir jetzt auf seine Colonien über, und zwar nach Afrika. „Souvenirs du Maréchal Bugeaud, de l'Algérie et du Maroc“, von P. Christian (2 Bde.). Von demselben Verf., der früher einmal Privatsecretair des Marschalls Bugeaud war, existiren bereits folgende Werke: „Paris historique“, das derselbe in Gemeinschaft mit Charles Robier publicirte; „Histoire du clergé de France“ (2 Bde.); „Etudes sur les révolutions de Paris“; „Politique de Machiavel, précédée d'un essai sur l'esprit révolutionnaire“, und endlich Übersetzungen D'Assan's, Hoffmann'scher Erzählungen und des Boccaccio. Hr. Christian muß, und er gesteht es selbst halb und halb in der Einleitung, als er sein Buch über Afrika schrieb, in Geldverlegenheit gewesen sein; es ist ein Nachwerk auf Bestellung, ein Futter für das Lesecabinet, doch nur für die geringsten Leser genießbar, ein aus Dichtung und Wahrheit, Historie und Romantik, Orient und Occident zusammengebackener, unverdaulicher Plumpudding. In Bezug auf Afrika, und namentlich veranlaßt durch die letzten kriegerischen Erfolge der französischen Armee gegen Marokko, sind in neuester Zeit noch folgende Schriften erschienen, die ich bei dieser Gelegenheit gleich aufführen will, wiewol sie eigentlich nicht in das Gebiet der historischen Literatur gehören „Hommage à l'armée d'Afrique“, Strophen mit einem Refrain von Dobet. Ferner: „Bier Couplets von S. Cimart, betitelt: „Isly et Mogador“. Dann: „Tanger et Mogador“, eine der französischen Marine gewidmete Dichtung von Napoléon Carpentier. Ferner: „Expédition du Maroc“, ein Gedicht in drei Gesängen, dem Prinzen von Joinville und dem Marschall Bugeaud gewidmet, von Rige-Dumalmont. Endlich erschien sogar im November v. J. auf einem der pariser Theater zum ersten Mal ein Stück in drei Acten

unter dem Titel „Les jolles filles du Maroc“, welchem dieselben Ereignisse zum Grunde liegen. Man sieht daraus wenigstens, bis zu welchem Grade sich in dem französischen Volk Theilnahme an den, wenn auch örtlich noch so entfernten, Theatren seiner Armee zeigt.

Sehen wir nun zu denjenigen neuesten historischen Werken über, die sich speciell mit Frankreich beschäftigen, so sind hier zunächst zwei Geschichten von Frankreich namhaft zu machen. Die erste ist die von Anquetil, welche von A. Arragon umgearbeitet und bis zum Jahre 1844 fortgesetzt werden soll. Von den 30 versprochenen Bänden sind bisher nur acht erschienen, in welchen an dem bekannten Werke von Anquetil wenig geändert zu sein scheint. Die zweite ist eine „Histoire de France“ vom Abbé v. Genoude, dem bekannten Redacteur der „Gazette de France“. Sie ist natürlich von stark jesuitisch-legitimistischer Farbe, wenn dieselbe auch nicht so grob und umgeschickt aufgetragen ist als in dem zum Unterrichte für die Jugend bestimmten Werke des Père Loricot desselben Inhalts, welches in den Debatten zwischen dem Clerus und der Universalität von der Tribune der Pairskammer herab stellenweise citirt und als Beweis angeführt wurde, wie ungerathen es sei, die Erziehung der Jugend Händen anzuvertrauen, welche die Geschichte des Vaterlandes so gewissenlos zu entstellen und zu verfälschen im Stande seien. Hr. v. Genoude ist schlau und geschickt; er weiß, daß man ihm auf die Finger sieht und er wird daher das Gift, das er einschießen zu lassen gedenkt, schon so zerlegen und präpariren, daß es nicht leicht herauszufinden ist. Sein Stil ist sentenziös und oft gespreizt; übrigens schreibt er correct und erhebt sich nicht selten sogar zu einem recht poetischen Schwunge.

Von den historischen Werken, die einzelne Theile der französischen Geschichte behandeln, sei hier noch erwähnt: „Les marins illustres de la France“, von L. Guérin, dem Verf. einer geachteten „Histoire maritime de France“. Es besteht aus einer Reihenfolge von hübsch geschriebenen Biographien französischer Seehelden. Die französische Marine zieht immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und es erscheint in diesem Augenblicke sogar eine neue Auflage der „Histoire de la marine française“, von Eugène Sue, der selbst früher als Schiffstarzt auf einem französischen Kriegsschiffe engagirt war. Daher schreiben sich auch seine Seeromane, die ihn schon vor seiner jetzigen europäischen Celebrität zum französischen Rarripat stempelten. Hier verdienen noch bemerkt zu werden die „Observations sur la marine militaire et commerciale en France“ von August Bouet, welche, treffend und zeitgemäß, nicht nur den Mann vom Fache, den Seemann, sondern auch einen politisch gebildeten und literarisch begabten Verfasser verrathen.

Jedermann kennt die „Histoire de dix ans“ von Louis Blanc. Der fünfte und letzte Theil dieses in jeder Hinsicht beachtenswerthen Buches ist sechsen erschienen. Er umfaßt einen Zeitraum von vier Jahren, vom Anfange des Jahres 1836 bis zum Anfange des Jahres 1840. Das Frankreich während dieses Abschnitts erlebte, oder vielmehr litt, ist klar und ergreifend erzählt. Das literarische Talent und speciell die historiographische Begabung des Verf. zu rühmen, darf ich mir ersparen; sie sind bekannt und seine Superiorität ist nirgend in Zweifel gezogen. Auch dieser Band veranlaßt nicht dazu. Besonders hinzuweisen drängt es mich jedoch auf die „Conclusion historique“, welche einen des Werkes würdigen Schlußstein bildet. Er ist aus einem Stück vom besten Marmor und mit Meißelstreichen zugehauen. Männlich, unerfroden legt er darin den Finger auf die klaffenden Wunden der Gegenwart, zeigt die Unmöglichkeit ihrer Heilung unter der Behandlung nach falschen Principien und deutet auf die gebieterische Nothwendigkeit einer socialen Reform hin, die als ein Product des selbstbewußten Willens zur Welt kommen müsse. Nur ein Vorwurf dürfte ihn treffen, der, sich nicht über den beschränkten Gesichtskreis der Rationalität erheben zu haben. Er trifft freilich den

von Jugend auf mit Rationalität genährten Franzosen weniger schwer; und überdies zeigt ihm sein praktischer Takt dieses Studium vielleicht als einen nothwendigen Durchgangspunkt. Jedenfalls muß unsere Zeit das Werk als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern französischen Literatur bezeichnen. Charles Blanc, Bruder des Verf. der „Histoire de dix ans“, hat als Anhang eine artistische Vervollständigung desselben geschrieben und unter dem besondern Titel: „Les peintres français au 19ième siècle“ herausgegeben. Das Buch ist eine Art von Kunst- oder vielmehr Künstlergeschichte unserer Tage, deren Abfassung, bei Lebzeiten der Besprochenen, vielleicht nicht weniger Schwierigkeiten darbot als die Arbeit seines Bruders. Sie sind hier ebenfalls überwunden. Doch dem jungen Künstler, der sich auf das Feld der Literatur wagt, ist es nicht vorthellhaft, einen Louis Blanc zum Bruder zu haben. Dieser wird der natürliche Maßstab, an welchem man seine Leistungen mißt, und das Resultat ist: „Er hat nicht die Geisteskraft seines Bruders“, er hat nicht das Darstellungstalent seines Bruders, er hat weder die Gedankenfülle noch die Charakterenergie seines Bruders.“ Was er von diesen Eigenschaften besitzt, würde, wenn er nicht „der Bruder“ wäre, Anerkennung finden; jetzt erregt es Ael und man bemerkt kaum lobend seinen Takt, seine strenge Reserve, mit der er sich von der Gefahr, in den gemeinen Pamphletten zu fallen, entfernt hält als sein geistreicherer Bruder.

Die Offenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher Louis Blanc seine Ansicht über noch lebende Staatsmänner ausgesprochen, hat übrigens schon einige Früchte getragen. Der ehemalige Premierminister, Dr. v. Polignac, hat sich von den gegen ihn gerichteten Anschuldigungen zu reinigen gesucht. Seine Erinnerungen aus und seine Urtheile über seine Zeit hat er, mit Briefen und Documenten belegt, in einen Octavband geschlossen und dem Publicum als höchstem Richter übergeben. Der in Folge dessen zwischen ihm und Louis Blanc geführte Journalkrieg, dessen Hauptbomben in der „France“ und der „Democratie pacifique“ plagten, ist bekannt genug und enthüllt zugleich den Charakter des Polignac'schen Buches — starren vertrockneten Legitimusmus, nicht wie er sich etwa in den „Portraits“ von Larochefoucauld offen und chevaleresk ausspricht, wo er im schimmernden Glanze strahlt, mit graciöser Leichtigkeit tändelt, sich abwechselnd großherzig, muthig und liebenswürdig zeigt, kurz alle Prunkseiten der alten Aristokratie herauskehrt —, sondern versteckt, perfid und egoistisch. Ihm ist nicht wie den übrigen französischen Legitimisten die ältere Linie der Dynastie Bourbon die einzige Achse, um welche sich die ganze Welt dreht, sondern ein Theil dieser Welt kreist, seiner Meinung nach, noch um eine besondere Achse und diese heißt — Polignac. Die Lösung dieses Problems, oder vielleicht der Drang, diesen Grundgedanken in seiner Brust zu verheimlichen, macht den Verf. unklar, zwingt ihn zu Widersprüchen, veranlaßt ihn zu Unwahrheiten, kurz, er ist ein schlechter Mathematiker; und diplomatische Spitzfindigkeiten und Rebellphrasen halten heute nicht mehr Strich vor der Klarheit und Schärfe mathematischer Beweise, wie sie der gereifte Verstand unsers Jahrhunderts führt.

Literarische Notizen aus England.

Der Charakter Tipu Sahib's.

Der Hannibal der Mahratten, der rachedürstende Sprachling Hyder Ali's, hat bekanntlich unter seinen Landsleuten selbst einen Geschichtschreiber gefunden, dessen Werk unter dem Titel: „The history of the reign of Tipu Sultan. By Mir Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from the Persian by Colonel W. Miles“, in englischer Bearbeitung vor nicht langer Zeit erschienen ist. Der Orientale entwirft folgende kurze Skizze vom Charakter seines Helden: „An seinen Hockagern ward des Glanzes königlicher Pracht und Majestät wohl gepflogen.

Er hatte in allen Wissenschaften es zu einer hohen Stufe der Ausbildung gebracht. Er schrieb und dichtete mit Leichtigkeit und Bierlichkeit und hatte wahrhaftigen Sinn für schriftstellerische Fähigkeit und ein großes Talent für Geschäfte; deshalb war er auch nicht geneigt, sich auf die Unterfützung oder Leitung Anderer bei Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu verlassen. Er besaß ein einnehmendes Wesen, wußte mit großem Scharfblick den Charakter gelehrter Leute zu würdigen und ließ es sich eifrigst angelegen sein, das islamitische Volk anzuspornen und zu unterrichten. Jedoch hatte er großes Misfallen oder vielmehr Abscheu vor den andersgläubigen Leuten; nie grüßte er einen davon oder erwiderte ihren Gruß. Von Morgen bis zur Mitternacht hielt er seine Durbars und nach dem Morgengebet pflegte er eine Zeit lang im Koran zu lesen; auch konnte man ihn jederzeit mit seinen Lusib's oder Rosenkranz in der Hand sehen, nachdem er seine vorgeschriebenen Abwaschungen verrichtet hatte. Er speiste nur zweimal des Tags und alle seine Amirs und Prinzen speisten mit ihm. Aber von dem Tage an, wo der Friede zwischen ihm und Lord Cornwallis geschlossen wurde, bis zu seinem Tode, tag verbannte er Bett und Bettstelle und schlief oder ruhte einige Stunden aus auf ein Paar Stücken eines groben Wollezeuges, was Khaddi genannt und zu Zeitdecken gebraucht wird. Er pflegte meistens sich der persischen Sprache zu bedienen, und beim Essen widmete er zwei Stunden dem Lesen der Thaten persischer und arabischer Könige in classischen Geschichtswerken, sowie religiöser und biographischer Werke. Auch hörte er gern Geschichten und Anekdoten von seinen Hofleuten erzählen. Späße jedoch und Unzüchtigkeiten, deren Verhütung der islamitischen Religion Eintrag thun konnte, wurden nie am Hofe und in den Gesellschaftskreisen dieses sehr religiösen Fürsten gestattet.“

Das Unterrichtswesen für die Eingeborenen in Ostindien.

Nach einer Abhandlung, die Oberst Sykes vor kurzem in einer Sitzung der Statistischen Gesellschaft in London gelesen, haben die von der Ostindischen Compagnie errichteten höhern Unterrichtsanstalten im Laufe der letzten 40 Jahre eine wunderbare Umgestaltung in den Begriffen und Anschauungen der einheimischen Bevölkerung hervorgebracht und den aus Volkseigenheiten und religiösen Gründen hervorgehenden Widerwillen gegen die von den Briten nach Asien verpflanzte Gessittung bei den verschiedenen Stämmen und Rassen jener ungeheuern Landstriche ganz oder zum Theil überwinden helfen. Auch wurde in jenem Vortrag die Annahme, daß besonders die mohammedanischen Völkerschaften in Ostindien Abneigung gegen europäischen Unterricht kundgaben, durch Zahlen widerlegt, welche den amtlichen Berichten der verschiedenen Erziehungsbehörden an die Regierung während der Jahre 1841—4; entnommen sind. Es geht daraus hervor, daß sich die Anzahl der in den höhern Unterrichtsanstalten befindlichen Eingeborenen auf 8241 beläuft, wovon 1693 Mohammedaner, 6555 Hindus sind. Das Verhältniß der mohammedanischen Bevölkerung zur indischen wird zum höchsten auf 1 zu 9 geschätzt (andere nehmen nur 1 zu 14 an); mag man nun das Eine oder das Andere für richtig halten, es geht jedenfalls daraus hervor, daß verhältnismäßig die Anzahl der Studenten, welche Mohammedaner sind, viel größer als die der Hinduschüler ist. Über fünf Aachtheile dieser Studenten lernen Englisch, nur sehr wenige Sanskrit (1.6); das Arabische treiben 572 und das Persische 801; das Bengali zählt die meisten Schüler, 2796, das Hindu 1771 und das Urdu 1494. Hinsichtlich der Religion befinden sich 248 Christen und 197, die weder das Letztere, noch Mohammedaner, noch Hindus sind, in den Schulen. Von den 2400 Studenten, welche die Präsidentschaft Agra zählt, empfangen 238 unentgeltlichen Unterricht; in Bengalen zahlen 152 Studenten und 429 sind vom Schulgeld befreit. 12.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 90.

31. März 1846.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

(Befchluss aus Nr. 88.)

8. **König Roderich.** Tragödie in fünf Aufzügen. Von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Dank den Muses! Hier haben wir wieder einen Dichter, mit dem es ein Vergnügen gewährt, hier zusammenzustimmen, dort kritisch zu ringen und dem der höchste Maßstab zupasst. Denn richten wir unser Urtheil bei diesem Geschäft bloß auf das Gesetzmäßige, auf die Beobachtung von Form und Regel, so hat der Verf. bis auf einige Anachronismen von schlagenden Uebren u. dergl. ein ganz fehlerloses Drama geliefert, wie es etwa in einem Lehrkursus als Muster aufgestellt werden könnte; fragen wir jedoch nach der Erhebung, nach der Begeisterung, nach dem Genuß endlich, den ein Kunstwerk in uns nach rufen soll, so erkennen wir den großen Unterschied, der zwischen „König Roderich“ und etwa einem Schiller'schen Trauerspiel — von Höherem nicht zu sprechen — obwaltet.

Den begabten Geist zeigt schon die Widmung, in ihrer Art ein kleines Meisterstück. In der Tragödie selbst ist anzutreffen, was alle Handbücher von einer solchen fordern: eine bedeutende Handlung, mannichfaltige Charaktere, innere Nothwendigkeit des Dargestellten, Wirkung, poetische Sprache, endlich ein erhebliches Gedankenresultat. Gegen die Fährung der Fabel, die Reihenfolge der Scenen, die Art, wie die Charaktere sich handelnd oder sprechend kund geben, vermag die strengste Kritik nichts Positives auszustellen — und dennoch läßt uns diese musterhafte Arbeit kalt und verfehlt somit den bei weitem größten Theil ihres Zieles. Worin liegt das? Wir glauben darin, daß der Poet nicht hingerissen war. Sollen wir den Ausdruck erklären? Es ist so gut wie unmöglich; hier hat die Kritik ihre Schranke. Der Verf. berechnete: er zählte seine Scenen vorher ab, erwog ihre Wirkung, schob ein, ließ fallen nach seiner Berechnung; er arbeitete nach einem von der Kunstkritik entworfenen geprüften und bewährt gefunden Schema. Arme Kritik! Hier haben wir nun, wir, die wir stets nach dem Gesetzmäßigen verlangen, eine ganz gesetzmäßige Tragödie — und sind dennoch nicht zufrieden. Was folgt daraus? Daß Poesie wie Leben undefinirbare Sachen sind, die das anatomische Messer tödtet und verschwinden macht!

„König Roderich“ ist nur das Elekt eines meisterhaften Dramas, trefflich in seiner Anlage, aber ohne richtiges Leben und ohne den Schmutz des Lebens. Zwischen der Redseligkeit unserer meisten jüngern Poeten im Gebiet des Dramas und der trockenen Kürze von „König Roderich“ gibt es eine goldene Mittelstraße, die zum Ziele führt. Der Verf. sagt nur das geradehin Nothwendige, die Poesie ist keine Flut, keine wehende und wiederkehrende Welle bei ihm. Bei dieser klaren Ausfaltung eines historisch bekannten Stoffes muß diesem vorzüglich alles Interesse entziehen, denn den geschichtlichen

Ausgang des Ereignisses wissen wir. Wollte uns der Poet nichts zeigen als König Roderich, in Lüfte versunken, die Tochter Julian's entehrt, diesen treuen Diener hierdurch zum Verräther verwandelt und die Mauren siegreich, so konnte er uns ebenso gut auf die Geschichte verweisen. Denken wir jedoch an Shakespeare, so stellt sich ein anderes Bild der geschichtlichen Tragödie dar; ja, blicken wir nur auf „Diesco“, „Carlos“ und „Cymont“, auf „Zell“ und „Wallenstein“, so finden wir schon heraus, was dem „König Roderich“ fehlt. Wir sind verpflichtet, unsere Gedanken an einer Hauptscene deutlich zu machen. Florinde, Julian's Tochter, hat dem Vater ihre Schmach, ihre Entehrung durch den König, einzustehen. Wie werden Schreckenskunden dieser Art von großen Dichtern eingeleitet, dargestellt? Denken wir an Macbeth's:

Wann, drück' deinen Hut nicht also ins Gesicht,
Laufsther Schmerz erdrückt die Seele.

Oder an Berrina u. s. w. Der Verf. wirft uns die Sache schmutzlos entgegen und nachdem dies gethan, läßt er die Personen in Worte ausbrechen, die wir für bloße Phrasen ohne Wahrheit erklären müssen. Hören wir:

Florinde.

... Rede nicht so freundlich;

Ich bin dein Kind nicht mehr; mein eitles Selbst
Ist hin auf immer; nur der schmutzige Schatten
Florindens bin ich ...

Julian.

Welch, sie redet irre!

In ihrem Haupt des Geistes helles Licht
Starb hin im Dunkel.

Florinde spricht das Wort aus.

Julian.

... Entsetzt?

Wer sprach das Wort? Du selbst? — Nein, nein, es darf
Nicht sein. Ich flieh' dich an, flieh', daß du lebst.

Florinde.

... Ich sagte wahr!

Julian.

... So brech!

Zusammen denn, ihr Pfeiler dieses Hauses!
Begrabet mich und meine Schmach! Empor,
Du zorn'ge See aus deinen trägen Ufern
Und reiß' diesen Fels in deinen Schlund,
Und mit ihm meinen Schandfleck. Auf, ihr Donner u. s. w.

Florinde bittet sie zu tödten, doch Julian ruft:

Nein, nein! — Stumm.

Gedächter Dolch. Mein Schwert brennt jäh.
Vor dieser Noth jäh u. s. w.

Wir meinen nun, daß in gleicher Situation Alfieri gerade dieselben Wendungen gebraucht haben würde, und alle heutigen französischen und italienischen Tragiker mit ihm. Allein —

daß dies die Sprache der Natur und ihrer Poesie sei, daran zweifeln wir sehr. Wie soll Julian in einem solchen Momente dazu kommen, an die zornige See und ihre trägen Ufer, an die Pfeiler des Hauses und die Donner u. s. w. zu denken? Wird er nicht vielmehr starr und lautlos vor dem Bekenntniß dasitzen oder ausrufen: „Entsetzlich — mein Kind — wie geschah's?“ Wir haben hiermit, wie uns dünkt, den Charakter der Poesie bezeichnet, der in diesem fehlerlosen Drama waltet — es ist die conventionelle französische Bühnendichtung!

Dieser Ausspruch fällt uns schwer, da das Stück wirklich von Seiten des Gedankenresultats wie der Führung der Fabel und der strengen Charakterzeichnung, wie der Sprache, unverkennbare Reife verrät, und indem es die Regel verfinstert, nur Das vermissen läßt, was wir den Blütenstaub, den Anhauch, den zündenden Blig, den Goldblick der Poesie nennen möchten. Hochachtbar also, aber poetisch nicht erscheint uns dies Stück und in ihm der Geist des Verf. Was Berechnung vermag, Wissen und Kunst hat er gezeigt; aber die Macht, die auch in verfehlter Gestalt uns hinreißt und außer uns versetzt, die hat er nicht befunden.

9. Kaiser Heinrich IV. Erster Theil. Heinrich und Gregor. Schauspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 26 1/2 Rgr.

Wie kommt es nur, daß wir in demselben Jahre zwei große dramatische Arbeiten anzukündigen haben, die denselben Fürsten zum Helben wählten, einen Fürsten, der Deutschland zuerst in die Schmach der römischen Unterwerfung und des ultramontanischen Geistesjoches einweihte? Woher es kommt? Weil dieser Heinrich IV. wirklich eine überaus tragische Person ist, an der sich die Dichteraufgabe: jenes trogige und verzagte Ding zu malen, das wir das Menschenherz nennen, leicht und wirksam belegen läßt. Der Stoff also ist dankbar wie wenige; es kommt nur darauf an, daß der Bildner ihn fest fasse, den Grundzug klar herausstelle und dem Wirrwarr der Situationen und Ereignisse keine Macht über sein Werk einräume. Das letzte ist das Schwierige bei dieser Aufgabe, und der unbekannte Verf. hat sie mit aller Bemühung doch nur zur Hälfte gelöst, obgleich er sein Werk dem gar nicht geistesverwandten F. Lied gewidmet hat. Er leistet Mancherlei und läßt poetische Begabung mehr als ahnen; allein zur Klarheit bringt er einen Charakter nicht, der wie sein Held eben ohne innere Klarheit war, und dem, zwischen Bornmuth und Verzagtheit wechselnd, der innere Halt des festen Willens abging, welcher allein im Gefühle der Gerechtigkeit wurzelt.

Der Verf. hat den Rancor'schen Heinrich zum Vorwurf genommen; im Drama Rückert's erblickt man ein mit freierer Wahl erschaffenes Bild, dem mehr Eigenthümlichkeit zukommt. Beide Dramen schließen ungefähr an derselben Stelle ab, in Rom — und versprechen eine Fortsetzung. Wir wollen bekennen, daß wir auf die des Verf. gespannter sind als auf die zuerst verheißene; denn an Mannichfaltigkeit der Gedanken und Anregungen ist er reicher als Rückert. Die Lebensanschauungen der beiden Dichter stehen sich entgegen; Weisheit heißt die Fahne des Einen, Jugendmuth die des Andern. Der Erste faßte das Bild mehr mit dem Gemüthe und von der Seite des Gemüths, der Zweite mehr von der Seite des Verstandes her an; Beides war zulässig. Dort ist Heinrich's Buße tiefer Ernst; hier nur ein Mittel zum Zweck. Für die Sprache des Fortschritts hat der Letzte in dem jüngern Heinrich einen Repräsentanten erwählt; es ist ungefähr als hörten wir Bauer, Prug oder verwandte Geister sprechen. Indes sie sprechen gut und müssen darum gelten. Gedanken, wie die Schlußscene sie gibt, muß die Kritik stehen lassen.

Konrad.

Dies also war der Bibel Grundgesetz?

Heinrich der Sohn.

Sie ist das Buch, in viel Millionen Sprachen.
In der, worin er aufgewachsen, groß gewachsen.

Die am gelächtesten die Zunge spricht.

Dieß Jeder sie.

Dem regelt sie das Leben Schritt für Schritt.

Dem bringt sie's unter eine große Regel.

Den bläßt sie mit dem Geiste Gottes an

Und läßt ihn selber das Gesetz sich geben.

Konrad.

Ich halt' mich ans Geschiedene.

Heinrich.

... Auch ich.

So lang ich selber keines schreiben kann.

Konrad.

Wenn noch das Alte gut, wozu ein Neues?

Heinrich.

Alt oder Neu, das Passende ist gut.

Konrad.

Was ihr gerecht, ist darum noch nicht recht.

Heinrich.

Nur meines Beifalls will ich sicher sein u. s. w.

Und König Heinrich spricht nach seinem Siege über Hildebrand:

Unwürdig war, doch riefst der Gebante,

Den Guck zur Kinderzeit zurückzudrängen,

In der er nur durch seinen Lehrer denkt,

Und blind und gläubig dessen Wort bekennt,

In der ihm Buch und Blatt selbst die Erklärung

Für jede Solde schon mit Fleiß bestimmt,

Daß sich sein Witz ja nicht am Sinne äbe . . .

Und diese unnatürliche Erniederung

Des Manns zum Knaben sollt' ihn an den Priester,

Und diesen an den großen Meßner binden.

In Einem nur versah er's. Wenn er die

Natur gefragt, mit tausend Blätterspitzen,

Mit welcher Blüte und mit gold'ner Frucht,

Ja, mit dem Keim, den selbst die Fäulnis treibt,

Hätt' sie ihm ins erstarre Aug' gelüßt,

Daß steter Wachsthum ihr Gesetz. Der Wurm

Ist schon zu groß im nächsten Augenblick,

Für den er eben abgestreift den Ring.

Der Vogel für die Schale, d'rin er schlief.

Schmüht es den Schöpfer nicht, sein Werkstück —

Den Menschengestalt — zur Mumie zu drehen?

Sein Wissen wird mit jedem Tage reicher,

Sein inn'res Auge schärfer, sein Gefühl

Versucht in neuen Strömungen die Flößen;

Das Leben selber trägt von Stufe zu Stufe . . .

Den Schatz der früheren mit sich hinauf.

Wer dieser Gährung Halt zu machen strebt,

Irrt so, wie der sich vorgeeilt ihr wähnt.

Sie beibe schlingt die allgewalt'ge Zeit.

Draum laßt mit der uns weiter vorwärts schreiten.

Das höchste Ziel des Geistes steht im Auge.

Wir mußten dies schöne Stück Poesie in einem Zuge geben, auf Gefahr hin, von der Tragödie selbst nichts mehr sagen zu können. Sie ist ein Werk des Geistes, minder der formenden Kunst, an Stellen wie die mitgetheilten reich; mangethaft dagegen in Führung der Begebenheit, oft unerwogen und flüchtig in der Scenenfolge, selbst in der Diction nicht ohne Mängel, trotz allem Dem aber eine reiche und schöne poetische Gabe, die Dank verdient und um des Geistes willen, der sie eingegeben hat, nicht unbeachtet bleiben kann. Schade, daß eine ungewöhnlich nachlässige Correctur das Werk durch Druckverstöbe aller Art entstellte.

10. Simson. Dramatische Skizze in drei Aufzügen. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 16. 2 1/2 Rgr.

Auch eine geistliche Tragödie, dem „Assur“ im Stoff verwandt, aber in Dem, was dem Dichter angehört, so unähnlich

als nur immer möglich; höchstens nutzbar als ein gutgemeint-ter Dractorientiert, oder zu einer declamatorischen Schulübung. Bei solchen Hervorbringungen, wo nichts verräth, daß dem Schöpfer derselben ein Kunstgefehl, ein wenn auch nur dunk-les Bild der dramatischen Kunstgefehl vorgeschwebt habe, läßt uns Raum und Zeit nicht weilen, wir können, bei dem Zustuß des Neuen und Beachtenswürdigen, nur ihre Namen nennen und weitergehen.

11. Dramatische Jahressgabe von Chr. Dehn. Leipzig, Be-ber. 1844. 8. 25 Rgr.

Enthält drei Stücke, zum Theil nach fremden Originalien, unter welchen „Eulalia Pontois“, Schauspiel in fünf Aufzügen nach F. Soulié's Erzählung, das bedeutendste ist. Das Stück ist nicht übel und muß seine Wirkung auf der Bühne so gut hervorbringen als die ähnlichen Sachen der Birch-Pfeiffer. Das Lustspiel „Die Kriegserklärung“ und das andere „Die beiden Oheime“ verarbeiten schon oft dagewesene an sich ganz launige Vorwürfe, ohne daß ein besonderer Beruf zu Leistun-gen dieser Art darin bekundet würde, mit mäßiger Sprache und Stilgewandtheit.

12. Die Geheimnisse von Paris. Dramatisirter Roman in fünf Abtheilungen und mit einem Nachspiele nach Eugen Sue und Dinaur bearbeitet von Karl Blum. Berlin, Kle-mann. 1844. 8. 10 Rgr.

Die Zusammensetzung, welche der wohlbekannte Sue'sche Roman in dieser Bearbeitung erfährt, ist fast eine kramphafte zu nennen, bei der Erstarrung und Verzerrung an die Stelle des ursprünglichen Lebens, und zugleich eine wilde Verrißten-heit an die Stelle der schönen Gliederung tritt, die den Ro-man so anziehend macht. Es ist geradehin ein Unfinn, einen Stoff wie den des allbekannten Romans in den dramatischen Rahmen fassen zu wollen, und wir können bei dieser Arbeit nur ein einziges Verdienst erkennen, nämlich das, den Inhalt des Romans Demjenigen in einigen Stunden vorzuführen, der ihm acht Tage voll Geistesaufregung nicht widmen mag und der das Ding doch kennen lernen will. Das Drama ist übri-gens so schlecht geschrieben, daß K. Blum seinen Namen nicht dazu hätte hergeben sollen.

13. Die Actien. Großes romantisches Schauer- und Trauer-spiel in drei Aufzügen. Leipzig, Ph. Neclam. 1844. 8. 11 1/2 Rgr.

Recht witzig und voll von gutem Scherz über Breslauer Verhältnisse; dabei lebhaft verwickelt und in einer gewissen Kunstgrenze gehalten. Verse wie folgende:

Ich ging soleglich dahin. Wer kennt das schöne Breslau nicht, Mit seinem Thärmesüberfluß und dem versprochen Straßenlicht; Mit seiner Mädchensflora saß, die in den Kammern blühet, Denn auf der Straße sieht man nichts, wenn man sich noch so mähet.

lesen sich ganz gut; es ist Talent darin.

14. Dramatisches Bergisgeheimniß auf das Jahr 1845. Von Theodor Hell. Zweiundzwanzigstes Bändchen. Leipzig, Arnold. 1845. 8. 1 Thlr.

Dieser Jahrgang bringt uns, aus den Gärten des Aus-landes, wie die Phrase lautet, „verpflanzt“, dar: 1) „Helene oder die Verklärungen“, Schauspiel in drei Acten, nach einer Bschoff'schen Novelle von Arnould — welcher Wechselver-kehr zwischen Deutschland und Frankreich! — ein ganz gefälli-ges, französisch-sentimentales Stück; 2) „Eva“, in fünf Acten, nach Leon Gozlan, eine Art Pietistengeißel, voll guter Poin-ten, und endlich 3) „Die Königin von Frankreich“, Lustspiel in einem Act, dem eine deutsche Erzählung zum Grunde liegt, die, der Himmel weiß wie, ihren Weg nach Frankreich gefunden hat. Alle diese Sachen sind in der bekannten Weise Theodor Hell's mit Gewandtheit und gutem Geschmack übertragen und erfüllen ihre Aufgabe.

15. Theater von Karl Blum. Dritter und vierter Band. Berlin, Schlesinger. 1844. 8. 1 Thlr. 25 Rgr.

Zuerst die beiden ganz löblichen Lustspiele: „Schwärme-rei nach der Mode“ und „Erziehungs-Resultate“, in welchen zwei Hauptrichtungen der Zeit, Frömmerei und roher Ton, die sich für modisch ausgeben, mit wirksamer Geißel gezüchtigt werden; sodann: „Tempora mutantur, oder: Die gestrenge Herren“ in drei Acten, eine der charaktervollsten und vornehm-lichsten Arbeiten dieses Lustspiel dichters, in der das barocke Laus temporum actorum wirklich eine sehr komische Rolle spielt; zuletzt das dem Französischen entlehnte heitere Stückenstück: „Bicorne Lektorikres, oder: Die Kunst zu gefallen“, die be-kanntlich auf allen Bühnen, und mit Recht, gefällt.

16. Der Muttersegen, oder: Die neue Fanchon. Nach dem Französischen des la Grace de Dieu bearbeitet von Fr. Bartels. Nordhausen, Fürst. 1844. 8. 22 1/2 Rgr.

17. Der rothe Peter. Nach dem Französischen bearbeitet von L. B. G. Karlsruhe, Naclot. 1843. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

18. Mathilde. Drama in fünf Aufzügen nach Sue's Roman. Von L. B. G. Karlsruhe, Naclot. 1843. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

19. Die Hochzeit vor der Trommel. Nach dem Französischen. Von L. B. G. Karlsruhe, Naclot. 1843. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

20. Maria, oder: Die dreifache Haushaltung. Von C. Coll-mick. Nach dem Französischen des Planard. Mainz, Schott's Söhne. 1844. Per. 8. 7 1/2 Rgr.

sind Bearbeitungen französischer Texte, zu denen nichts zu be-merken ist, als daß sie erschienen sind, um die Lücken in un-sern Bühnenrepertoires auszufüllen. Wir kommen in einem fernern Artikel auf bedeutendere Leistungen zurück. *) 19.

Bibliographie.

Aus der Kaserne. Memoiren eines österreichischen Militärs. Herausgegeben von St. Thurm. Zwei Bände. Leipzig, Gru-now. 8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Auswahl von Predigten der berühmtesten holländischen Kanzelredner, herausgegeben von E. G. Legemaans. Haag, Noordendorp. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Rgr.

Agglio, M. d', Niccolò de' Lapi, oder die letzten Tage eines Belles. Ins Deutsche übertragen von A. Küster. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Rgr.

Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, ins-besondere die neueste Entschließung vom 3. November 1844 betreffend. Mit zwei Beilagen. (Vom Verfasser der Schrift: Die Kniebeugung etc., Ulm 1841.) 2te Auflage. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 5 Rgr.

Ein Beitrag zum Verständniß der römischen Stein-In-schriften. Prag. 1844. Gr. 8. 12 Rgr.

Bötticher, B., Gustav Adolph, König von Schweden. Ein Buch für Fürst und Volk. Kaiserswerth. Gr. 8. 15 Rgr. Buchmann, J., Meine Gegner, oder die Herren Mos-ser, Seittner, Matthäi und Wolff. Reife, Buchhardt. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Cicci, R., Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der römischen Kirche im 19. Jahrhundert. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Rgr.

Denkschrift für die Erstrebung der Einheit im deutschen Postwesen, durch die Trennung des Brief-Postwesens vom Fahr-Postwesen, und die innigere Verbindung des letztern mit den Eisenbahn-Unternehmungen. Berlin, Puttkammer. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

*) Diesen zweiten Artikel liefern wir im Monat Mai.

D. Red.

Dumas, A., *Lebensbild* XIV. und sein Lebensbild, aus *Deutsche Literatur* von Strahlheim. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Haber, St. 2., *Der Höllethurm.* Ein Roman aus *Spaniens neuerer Geschichte.* Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ganganelli, Der Kampf gegen den Jesuitismus. Ein Charaktergemälde für unsere Zeit, von H. R. E. Karlsruhe, *Modet.* 8. 1 Thlr.

Offenes Glaubensbekenntnis der sich nennenden christlich-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, beleuchtet von einem Katholiken. Posen, Stefanski. 1844. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Goldschmidt, J., *Kleine Lebensbilder.* Aus der Mappe eines deutschen Arztes. 2ter Theil. Oldenburg, Stalling. 8. 20 Ngr.

Die Handels-Verhältnisse zwischen den Niederlanden und dem Zollvereine, aus statistischen Quellen. Amsterdam, Müller. 1844. Gr. 8. 9 Ngr.

Heinemann, F. v., *Gedichte.* Braunschweig, Selbstverl. Kl. 8. 2 1/2 Ngr.

Heinze, A. C., *Der hellenische Nationalcongress zu Athen in den Jahren 1843 und 1844.* Nach der Originalausgabe der Congressverhandlungen im Auszug bearbeitet und mit geschichtlichen Notizen, Actenstücken u. s. w. begleitet. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Seller, A., *Das enthüllte Rußland oder Kaiser Nikolaus und sein Reich.* Nach dem englischen Originalwerk *Revelations of Russia* bearbeitet. Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Höfner, F., *Die Parodie Treben im Altenburger Kreisamtsbezirke des Herzogthums Sachsen-Altenburg.* Geschichtliche Darstellung. Altenburg, Schnurhase. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Ist die Verehrung der Heiligen Gottes eine für den Christen vernünftige Handlung. Eine Epistel eines Schlesischen, katholischen Dorfpfarrers an seine geliebten Mitchristen. Striegau, Hoffmann. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Klunker, J. L., *Die gesetzliche Unterthans-Versaffung in Galizien.* Aus dem Wortlaute der bis auf die neueste Zeit erschienenen Verordnungen systematisch zusammengestellt. Drei Bände. Bromberg, Biniarz. Gr. 8. 6 Thlr.

Kreger, S. A., *Glaube, Liebe, Hoffnung, oder: Geistliche Lieder über die wichtigsten Lehren des Christenthums,* offenbart in den Geschichten des alten und neuen Testaments. Reuwich, Steiner. 8. 15 Ngr.

Das Morientind. Geschichte eines Engels vom Verfasser des „Gewalttöd“. Leipzig, Hartung. Kl. 8. 5 Ngr.

Krendelsohn, S., *Salomon'sche Blätter der Würdigung und Erinnerung für seine Freunde und Verehrer.* 2te vervollständigte Auflage. Hamburg, Krendelsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Kenzel, B., *In Sachen der Kirche.* Neujahrsbetrachtungen. Stuttgart, Cotta. 8. 7 1/2 Ngr.

Keyer, B., *Veruch eines Entwurfs von Grundzügen zu einer Reform des Justizwesens im Fürstenthum Lippe.* Detmold, Meyer. 8. 5 Ngr.

Kobers, G. C., *Denkschrift über den Zustand der katholisch-theologischen Facultät an der Universität zu Breslau seit der Vereinigung der Breslauer und Frankfurter Universität bis auf die Gegenwart.* Leipzig, Mittler. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Kügge, A., *Die Censurverhältnisse in Preußen.* Denkschrift, mit Bezug auf die beigelegte Petition den Mitgliedern des 2ten Provinzial-Landtages der Mark Brandenburg und der Niederlausitz gewidmet. Leipzig, Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Römische Mythen, beschrieben von einem Ungenossen, L. v. B., Deutsch-Katholiken. 2te Auflage. Breslau, Freund. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ragel, F. C., *Offener Brief an meine Freunde.* Zur Rechtfertigung über mein bisheriges Schweigen zu der Berkegerung

unterst Mecklenburg-Güterstadt, Störck und Schönewald. 8. 2 1/2 Ngr.

Reffeling, G. F. J., *Die Sprache der alten Preussen, an ihren Überresten erläutert.* Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Philalethes, J., *Sandfchreiben an Hrn. Dr. Rich. Binder in Ludwigsburg, Verfasser der Schrift: „Dr. Karl Haas und die unredlichen unter seinen Gegnern“, sowie anderer berühmter Schriften.* Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Preussler, A., *Der Sophien-Ducaten; oder des Kaiserlichen Kaiser-Walters's Bekehrung.* Eine Erzählung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Die hierarchische Propaganda und die Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die römische Allocution vom 22. Juli 1842. Darmstadt, Olmschütz. 8. 8 Ngr.

Sundert deutsche Rebus. Wien, Müller. Gr. 4. 22 1/2 Ngr.

Risch, D. L., *Das Königlich Preussische Gewerbeschul-Institut und dessen Eingriffe in die bürgerlichen Gewerbe, dargestellt und beleuchtet.* 2te unveränderte Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

— Rothwendige Rechtfertigung, als Fortsetzung vorstehender Schrift. Berlin, Springer. Gr. 8. 25 Ngr.

Rutenberg, A., *Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts.* Berlin, Voss. Gr. 8. 10 Ngr.

Schreiben der Caplane u. der Breslauer Diöcese an den Bischof zu Breslau, Hrn. Dan. Rafussek. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 4. 1 1/2 Ngr.

Schulze, B., *Die Jesuiten, dem deutschen Volke zum Spiegel, zum Bügel, zum Riegel geschildert.* Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Königlich Preussische Seehandlung, ihr Wirken und die dagegen erhobenen Beschwerden. Den Provinzial-Ständen gewidmet. Berlin, Voss. Gr. 8. 15 Ngr.

Seimrau, A., *Eilf Kapitel gegen Prof. Dr. J. B. Valzer, oder die „gute“ Presse auf dem Armenfunderbänken.* Breslau, Graf, Barth und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Johannes Czereki, apostolisch-katholischen Priester in Schneidemühl, von einem römisch-katholischen Welpriester. Posen, Stefanski. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Sjögren, A. J., *Ossetische Sprachlehre, nebst kurzem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche.* St.-Petersburg. 1844. Gr. 4. 3 Thlr.

Die polnische Sprachfrage in Preußen. Eine Zusammenstellung von dahin einschlagenden Actenstücken und Journalartikeln. 1stes Heft. Leipzig, Expedition der slavischen Jahrbücher. Gr. 8. 18 1/2 Ngr.

Die Steuer-Reform-Frage für Preußen. Berlin, Puttkammer. Gr. 8. 3 Ngr.

Thal, A. v., *Der Sohn des Predigers, oder: Der Raubhorst im Speßart.* Romantisches Räubergemälde, nach wahren Begebenheiten erzählt. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Verhältnisse des Königl. Seehandlungs-Instituts und dessen Geschäftsführung und industrielle Unternehmungen. Vom Minister Rother. Berlin. Gr. 4. 10 Ngr.

Winet, A., *Über die Darlegung der religiösen Überzeugungen und über die Trennung der Kirche und des Staates als die notwendige Folge sowie Garantie derselben.* Eine gekürzte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von F. C. Spengler. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorwärts! Volks-Lesebuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrerer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von A. Blum und F. Steger. 3ter Jahrgang. Leipzig, Friebe. 8. 20 Ngr.

Die Wallfahrt nach Lier. Eine Stimme aus Kaffan. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 6 1/2 Ngr.

Weltanschauung und Religion der Denker, besonders der neuen und neuesten Zeit. Luremburg, Michaelis. Gr. 8. 2 Thlr.

Dienstag,

Nr. 91.

1. April 1845.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochentieferungen und in Monatsheften statt.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. Lex.-8. 3 Thlr.

Ein vielgenannter ist Hegel's Name allüberall, wohin die Kunde oder auch nur eine Notiz von der neuen deutschen Philosophie gedrungen. Eine so ausgezeichnete, ihrer Natur nach eben nur in dem intelligenten Publicum hervorgebrachte Wirkung macht die Kenntniß von den Lebensverhältnissen Hegel's interessant und wichtig, um so mehr als, wie bedeutend äußere Umstände zu der großen Celebrität seines Namens mögen beigetragen haben, dennoch keiner seiner Gegner, unter denen höchst respectable Namen zu finden sind (was ebenso wol für als wider Hegel zeugen kann), die Polemik so weit treiben wird, ihm nicht eine allerausgezeichnete Begabung zuzugestehen. Wie der Verf. über Hegel's Leistungen und das Resultat derselben denkt, belegen die Worte der Vorrede, S. xxi. Er nimmt zwar an, daß der Hegel'schen Methode Durchführung durch alle Gebiete des Wissens nur erst einen unvollkommenen und in den Einzelheiten vielfach irrthümlichen Anfang gemacht habe, so viel aber ist ihm gewiß, daß die Hegel'sche Philosophie „den Gegensatz des reinen d. i. abstracten, vom Anschauen abstrahirenden Denkens und der reinen d. i. abstracten, vom Denken abstrahirenden Anschauung, den Gegensatz von Vernunft und Wirklichkeit, von Theorie und Praxis, von Idealität und Realität, von Denken und Sein, von Subject und Object, von Speculativem und Empirischem, von Idee und Geschichte principieell überwunden hat“. Somit bliebe denn allerdings aller menschlichen Fähigkeit nichts weiter übrig als nur noch sich die Einzelheiten des Lebens und Seins nach unfehlbar sicherer Anleitung der Hegel'schen Philosophie zurechtzulegen und der größte Name seit Christus wäre der des vereinigten Hegel.

Wer befähigt ist, über die Wahrheit einer solchen Behauptung zu urtheilen, der wird es Hrn. Rosenkranz verdanken, daß die Biographie (was Vorrede S. xi in dieser Hinsicht zur Rechtfertigung gesagt wird, möchte der Rechtfertigung kaum bedurft haben) zugleich die Geschichte der Hegel'schen Philosophie gibt, den Entwicklungsgang darstellt, welchen in dem Geiste ihres Schöpfers dieselbe schon von dessen Schulfahren an genommen. Die dem Werke angehängten Urkunden (S. 481 — 588 compresseden Druckes und fast nichts als schriftlichen Nachlaß Hegel's enthaltend) bilden eine in nur gedachter Hinsicht höchst erfreuliche Mittheilung. Ref., der es unthunlich findet, auf jenen allerdings wichtigsten Bestandtheil der Schrift hier näher einzugehen, glaubt, daß schon an Demjenigen, was, auch von einem allgemeinen Standpunkte aus angesehen, die Schrift interessant macht, sie zu viel enthalte, um bei nothgedrungener räumlicher Beschränkung eine andere als aphoristische Anzeige geben zu können.

Hegel ist 1770 in Stuttgart geboren, wo dessen Vater eine Stelle in der landesherrlichen Verwaltung bekleidete. Seine Abkunft führt zurück auf einen Kanengießer Johannes Hegel, welcher im Anfange des 17. Jahrhunderts aus Kärnten nach Württemberg einwanderte, um dem Drude zu entgehen, welchem ihn in jener österreichischen Provinz das protestantische Glaubensbekenntniß aussetzte. Im fünften Jahre besuchte Hegel eine sogenannte lateinische Schule, vom siebenten an das Gymnasium seiner Vaterstadt. Von der hervorstehenden Lernbegierde des Knaben dazu veranlaßt, ließ ihn der Vater bereits im zehnten Jahre bei einem Obersten Dutenhofer Privatunterricht in der Geometrie nehmen. Auch auf etwas Astronomie und Ausübung der Feldmesskunst erstreckte sich dieser Unterricht. Auf dem Gymnasium war er ein „rechter Musterschüler“. Einer seiner Lehrer schenkte 1778 ihm die Wieland'sche Uebersetzung des

Shakespeare mit den Worten: „Du verstehst sie jetzt noch nicht, aber du wirst sie bald verstehen lernen.“ „Die lustigen Weiber von Windsor“ sind das Stück, welches zuerst den Knaben lebhaft ansprach. Von Seiten des Principis war seine Bildung eine durchaus der Aufklärung, von Seiten des Studiums eine durchaus dem classischen Alterthum gehörige. Das auf dem Gymnasium zum Theil in lateinischer Sprache geschriebene Tagebuch Hegel's und mehrere Arbeiten aus der Gymnasialzeit finden sich (S. 431—481) unter den obgedachten Urkunden. Welcher Allem, was irgend in den Kreis echt wissenschaftlichen Interesses sich ziehen läßt, unendlich zugewendete Eifer, welches echt jugendliche und in vielfacher Hinsicht ausgezeichnet männliche Mächtigwerden der verschiedensten Gegenstände, welche frühzeitige Vertrautheit mit den Alten! Möchten doch diese Mittheilungen aus der Gymnasialzeit Hegel's unserer schon auf den Schulbänken weitverbessernden Jugend zur Belehrung und Befehrung dienen; möchten doch die Stimmführer und Befehlenden, deren Misachtung der humanistischen Studien gerade ebenso groß als ihre Unbekanntheit mit denselben ist, jene Männer, die nicht genug der Realien in die jungen Köpfe hineingestopft sehen können und vor Allem von chinesischer Dressur das Heil der ihrer Einsicht untergestellten Schulanstalten erwarten, hier sehen, welche intensive Bildung aus den humanistischen Studien emporkwachsen kann, und wie weit dem guten Naturell der Jugend dürfte vertraut werden, sobald äußerlich nur so viel Veranlassung getroffen ist als nöthig, um die Anstrengungen dem Studium der Alten zuzuwenden. Als eine Gewissenssache betrachtet es Ref., hier aus gedachtem Tagebuche eine Stelle wörtlich auszuheben (S. 434):

Mittwoch den 6. Juli 1785. Herr Präceptor Köfler war einer meiner verehrungswürdigsten Lehrer, besonders im untern Gymnasio darf ich ihn ledlich fast den vorzüglichsten nennen. Er war der rechtschaffenste und unparteiischste Mann. Seinen Schülern, sich und der Welt zu nützen, war seine Hauptforge. Er dachte nicht so niedrig wie Andere, welche glauben, jetzt haben sie ihr Brod und dürfen nicht weiter studiren; wenn sie nur den ewigen alle Jahr erneuten Classensplendrian fortmachen können. Nein, so dachte der Selige nicht. Er kannte den Werth der Wissenschaften und den Trost, den sie Einem bei verschiedenen Zufällen gereichen. Wie oft und wie zufrieden und heiter saß er bei mir in jenem geliebten Stübchen und ich bei ihm! Wenige kannten seine Verdienste. Ein großes Unglück war es für den Mann, daß er so ganz unter seiner Sphäre arbeiten mußte. Und nun ist er auch entschlafen! Aber ewig werde ich sein Andenken unverrückt in meinem Herzen tragen. Dies muß ich doch hinzufügen, daß er mir acht Bände von Shakespeare's Schauspielen schon 1778 zum Geschenk machte.

Einem jungen Manne, der dies in sein Gymnasialtagebuch eingetragen hat, müssen wir unsern ganzen Beifall zuwenden, und zu hoffen steht, sein ganzes künftiges Leben werde die gleiche moralische Luchtigkeit bewahren, wobei wir im Allgemeinen bemerken, daß nichts in der ganzen Schrift eine innerlichst schöne Persönlichkeit Hegel's so sprechend manifestirt als sein Gymnasialtagebuch, aus dem noch mehrere Stellen wie die abge-

druckte sich mittheilen ließen, jedoch auch nichts von Altem, was die Schrift über Hegel's spätere Lebensverhältnisse meldet, einen entschiedenen Gegensatz zu den Gefinnungen des funfzehnjährigen Gymnasiasten erkennen läßt.

Hegel, nach landesüblichem damaligen Ausdruck der Theologie consecrirt, bezog 1788 die Landesuniversität Tübingen. Als Seminarist gehörte er zu derjenigen besondern Classe von Studenten, die klösterlich in dem am Rectat gelegenen Cister zusammenlebend und hinsichtlich ihrer Tracht streng beaufsichtigt in der Stadt Stifter oder Schwarze genannt wurden, denen während des Essens einer aus ihrer Mitte, welcher dafür bessere Kost bekam, eine Predigt hielt. Auch Hegel, dem übrigens jener klösterliche Pedantismus schwerlich zusagte, hat solche Predigten gehalten; die Texte derselben sind S. 36 angegeben. Noch ist ohne Text und Datum eine von ihm sehr sorgfältig ausgearbeitete Predigt über die Verschönlichkeit vorhanden. Von seinen Arbeiten freier Wahl findet sich aus jener Zeit erhalten nur eine einzige über den Werth der classischen griechischen und römischen Schriftsteller (S. 29), die Hegel unter Anderm auch als zweckmäßigste Vorbereitung zum Studium der Philosophie ansah. Von Nachrichten aus dessen Studentenleben hat Hr. Rosenkranz mehr nicht mitzutheilen vermocht als einige derjenigen traditionellen, welche bereits in der „Zeitung für die elegante Welt“ (1839, S. 35—37) zu finden sind, wo unter Anderm erzählt wird, Hegel sei der begeisterte Redner für Freiheit und Gleichheit gewesen, an einem schönen Sonntagmorgen mit Schelling und noch einigen Freunden auf eine Wiese unweit Tübingen gezogen und daselbst von den vereinigten jungen Leuten ein Freiheitsbaum aufgepflanzt worden. Alle übrigen Nachrichten über sein damaliges Sein stehen mit dieser im Einklang.

Von großem Interesse ist, was (S. 35—39) über die Dissertation pro magisterio berichtet wird, die Hegel 1790 geschrieben. Sie handelte von dem Umfange der menschlichen Pflichten, der sich unter Beiseitelegung der Unsterblichkeit ergibt. Hegel geht hier die Pflichten durch, die einer solchen Betrachtungsweise aus der Natur des Menschen resultiren. Sie sind: 1) Pflichten der unmittelbaren Nothwendigkeit oder des Instincts; 2) des Vergnügens; 3) des Nuzens und 4) der Vollkommenheit, nämlich der Schönheit, Seelengröße u. s. w. Diese verschiedenen Pflichten geht Hegel durch und zeigt, daß zwar jede derselben ohne Rücksicht auf Gott und Unsterblichkeit gedacht werden könne, daß jedoch die Erfüllung derselben einen ganz andern Reiz erhält, wenn man sie als Ausdruck der Nothwendigkeit eines höchsten Willens, eines unendlich mächtigen, weisen und guten Gottes denke, der sich in der Ordnung und in den Gesetzen der Natur manifestire und Alles, was geschieht, mit genauester Kenntniß leite. Vorzüglich, meint Hegel, gewannen die Pflichten der Vervollkommenung von diesem Standpunkt aus, weil der Mensch erst mit der Voraussetzung Gottes das All als vollendetes Ganze anschauen

und sah als Bürger im Reiche des geistigen und besten Herrschers betrachten konnte. S. 40—41 finden wir Mittheilungen über Hegel's tübinger Verkehr mit Fölschlin und Schelling; dahin gehört in einem Kreise mit andern Freunden gemeinschaftlich betriebenes Lesen des Plato. Nachdem er Tübingen verlassen, ward Hegel bei einem Hrn. Steiger von Ischugg in Bern Hauslehrer und verblieb in dieser Stellung vom Herbst 1793—96. Ende Juli 1796 machte er mit drei sächsischen Hofmeistern eine Fußreise in die berner Oberalpen. Ein über diese Reise von ihm gehaltenes Tagebuch ist unter den Urkunden (S. 470—490) abgedruckt. Es documentirt die regste Aufmerksamkeit und enthält allseitige ebenso ernste als lebenswarme Reflexion. Während der Schweizerperiode ergab sich Hegel theologischen und historischen Studien, über welche S. 45—62 berichtet wird. Daß er unter Anderem die Verfassung Berns bis in das kleinste Detail, bis zum Schauspieler hindurcharbeitete, ist ein Zug, der unstreitig verdient hervorgehoben zu werden, weil er beweist, wie sich allerdings Hegel's Bildung weit mehr an das Gegebene angeschlossen, als dessen Gegner zugestehen geneigt sind. Aus dem Abschnitt „Briefwechsel Hegel's mit Schelling“ (S. 62—80) theilen wir die Stelle auf S. 63—64 mit, wo über die Vergleichung einerseits Schelling's mit Plato, andererseits Hegel's mit Aristoteles gesprochen wird. Es wird diese Stelle — eine einzige unter sehr vielen damit übereinstimmenden — das Verhältniß belegen, worin Hr. Rosenkranz zu dem über Schelling und Hegel zum großen Theil nur durch sehr äußerliche Umstände ausgebrochenen Streite steht.

In den „Heidelberger Jahrbüchern“ verglich Bachmann 1810 in einer Anzeige von Hegel's „Phänomenologie“ zuerst Schelling mit Plato, Hegel mit Aristoteles. Seit dieser Zeit ist dieser Vergleich Stereotyp geworden. Auch hat er eine gewisse Wahrheit, allein, wie alle solche Vergleiche, nicht unbedingt. Namentlich paßt er nicht für die Form. Es sollte schwer sein, für Plato's künstlerische Geschlossenheit und sorgfältige Ausarbeitung bei Schelling etwas Ähnliches zu finden; der Dialog „Symposium“ bleibt hinter der dramatischen Energie und stilistischen Eigenheit Plato's zu weit zurück. Hegel's Compositionen aber unterscheiden sich von den Aristotelischen gerade wieder durch ihren dialektischen Gang, der das Ganze nicht bloß in Ordnung hält, sondern den Begriff sich selbst ohne Zwischenreden entfalten läßt, eine Bewegung, welche die einzelnen Bestimmungen gleichsam handelnd erscheinen läßt. Schelling's sanguinische Unruhe und combinatorische Kühnheit waren unstreitig nothwendig, einen Durchbruch durch die Enge zu schaffen, in welche der Idealismus durch das subjective Extrem gerathen war; aber Hegel's gründliche Gelehrsamkeit, Selbstverleugnung, Geduld und kritische Kälte waren nicht weniger nothwendig, um aus dem chaotischen Tumult, der jenem Durchbruche folgte, bestimmte Gestalten hervorzubringen. Das Ahnungsvolle, Postulatorische in Schelling mußte durch das Überlegte, Zusammenhängende Fodernde in Hegel den Versuch der Bewährung machen. Schelling versprach mehr als er leistete; Hegel versprach nichts, leistete aber desto mehr. Hegel hat sich auch wie jeder erfinderische Kopf mit gar mancherlei Plänen getragen, welche nicht zur Ausführung gekommen sind. Allein er hielt die Äußerung solcher Gedanken zurück oder gab ihnen, wenn er sie aussprach, die Form der Allgemeinheit. Man kann, pflegte er in solchem Falle zu sagen, den Gedanken einer philosophischen Mathematik fassen u. s. w. Er kündigte

nicht mit feierlichem Pomp an, daß er den großen Durchbruch machen werde.

Sonderbarerweise hat sich auch die Meinung verbreitet, Schelling im Ausdruck für poetisch und modern, Hegel für abstrus und scholastisch zu halten. Die Parallele zwischen Plato und Aristoteles hat nach einem sehr gewöhnlichen, grundlosen Vorurtheil die Gunst für den Stil des Erstern ebenso erhöht als die Ungunst für den des Letztern. In der That hat Schelling aus Plato enthusiastische Wendungen gern aufgenommen und da, wo es ihm an Begriffen fehlte, gern die Verse alter Dichter citirt, namentlich in Vorreden und kleineren Aufsätzen. Lobt man aber den dichterischen Anflug derselben, so ist es Unrecht, zu vergessen, daß die verbildlichende Originalität Hegel's in seinen geharnischten Worten, in seinen Reden und Kritiken nicht weniger groß ist. Wäre aber von größern Werken die Rede, so müßte man unbedingt nicht Hegel, sondern Schelling den Scholastiker nennen. Nicht nur ist der Ausdruck bei ihm oft ganz in der scholastischen Terminologie gehalten, sogar bis auf die Neigung zu lateinischen Endungen bei schon eingebürgerten lateinischen Worten, sondern auch der Ausschnitt des Ganzen ist in Aufgaben und Lösungen, in Sätzen und Beweisen, in Theorien und Nachweisen, Demonstrationen und Corollarien völlig scholastisch, abgesehen davon, daß man jeden Augenblick durch Anmerkungen, Parenthesen, Anmerkungen zu den Anmerkungen aus der Continuität der Entwicklung herausgerissen wird. Immer spürt man den an sich genialen Geist, aber auch das Halbe seiner Gestaltung, und Hegel ist mit seiner Dialektik der beinahe modernere Geist. In der Lebensart dagegen ist Schelling der modernere Mensch. In der Wissenschaft hüllt er sich zur Hälfte in den grauen Talar des Scholastikers; wenn er dagegen als akademischer Präsident zum Geburtstag eines Königs oder zur Todtenfeier eines Talleyrand die Honneurs macht, ja dann strahlt er von heutigster Eleganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Aide de Camp's recollections of service in China, a residence in Hong-Kong, and visits to the other islands in the Chinese Seas. By Captain Arthur Conynghame, Aide de Camp to Major-General Lord Saltoun. Zwei Bände. London 1845.

In Bezug auf frische und gefällige Darstellung gewiß das Beste unter den neuern Werken über China. Selbst der Hinfahrt, ein anscheinend erschöpftes Capital, hat der Verf. dadurch Reueheit gegeben, daß er sich lediglich auf seine eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen beschränkt. Von Plymouth begleitet ihn der Leser um die halbe Welt, legt mit ihm an mehreren Orten bei und läßt sich überall in hübscher Weise etwas Wissenswertes erzählen. Der Verf. segelte aber auch unter einem besonders glücklichen Gestirn. Wohin er kam, kam er just im rechten Momente, Dies oder Jenes zu sehen; und das berichtet er lebhaft und natürlich. Bei der Ankunft in China ging es den Yang-tse-Kiang hinauf. Eine wunderschöne Fahrt, und sehr glücklich kam sich der Verf. oft wie der Entdecker eines ungetannten Landes vor. Ist doch seine Beschreibung so, daß es auch dem Leser bisweilen so vorkommt. Die Ründung, breit wie ein Arm des Meeres, schlängelt sich der Yang-tse-Kiang in das Herz des chinesischen Reichs, durchschneidet Ebenen von seltener Fruchtbarkeit, bespült die Pfeiler hoher Pagoden und schwimmt vorüber an kleinen, lachenden Dörfern, an vollreife Städten und herrlichen Hügeln, dergleichen sonst wo kaum wiederzufinden. Und dabei nicht zu vergessen, daß Hauptmann Conynghame keiner von Lord Ellenborough's „unschuldigen Reisenden“ war. Er gehörte zu der Expedition, welche durch den Donner der Kanonen den Stolz des Beherrschers von China demüthigen sollte. Das bleibt zwar nicht unerwähnt, tritt aber so wenig in den Vordergrund, daß der Leser häufig ver-

gibt, in welcher gefährlichen Gesellschaft er sich befindet. Sind es also nicht Bassenthaten, die dem Werke Reiz geben, fehlt es auch an mühsam ausgearbeiteten Details und an sogenannten geschriebenen Gemälden, so muß das Unterhaltende des Buchs wol darin liegen, daß Ereignisse schnell aufeinanderfolgen, Heiteres und Trauriges sich in raschem Wechsel abließt, man in steter Bewegung erhalten und auf die bequemste Art von der Welt nach China, mitten unter Chinesen versetzt wird. Ref. muß sagen, daß in beiden Bänden ihn nur eine Stelle unangenehm berührt hat, die, wo nach der Erzählung des Verf. ein Chirurg einem weißlichen Leichnam die Füße amputirt. Die Sache selbst hat nichts Anstößiges, der Beweggrund nichts Verlegendes. Es geschah aus chirurgischer Reagier. Aber der Ton der Erzählung mißfällt, ist so gar nicht der Ton des Verf., als hätte eine fremde Hand den Bericht eingeschwärzt. Sollte daher das Buch ins Deutsche übertragen werden, so wäre eine Verbesserung des Originals hier am rechten Orte.

Seit auch Deutschland, Sachsen voran, sich anschickte, von der Eröffnung Chinas Handelsgewinn zu ziehen, sind die Bebrufe über die Ungerechtigkeit des Kriegs, über englische Selbstsucht und englischen Eigennuß einigermaßen verstummt. Jedenfalls macht aber die den Sang-tse-Kiang hinaufgegangene Expedition dem englischen Charakter Ehre, und es ist kaum eine Frage, ob die Franzosen gethan haben würden wie die Engländer, die, anstatt zu beiden Seiten des Flusses Razzias auszuführen und die schuldlosen Unterthanen für die Halsstarrigkeit der Regierung büßen zu lassen, Alles aufboten, die Gräuelt des Kriegs von ihnen abzuwenden. Erhaben über die Vorurtheile des Glaubens und der Rasse hatten sie Gefühl für die Anhänger des Buddha und Confucius, und daß sie vor Kankin über Einstellung der Feindseligkeiten sich freuten, die große und reiche Stadt lieber gerettet und geschont als verwüßt und geplündert sahen, mag nicht kriegerisch sein, aber es ist menschlich und edel. Auch Das verdient Erwähnung, was der Verf. als zweifelhaft behauptet, daß zu der Zeit, wo die Engländer in das südliche China einbrangen, die Bevölkerung im Begriff gewesen, das Joch der Mandshus abzuwerfen. Er tadelt die Regierung, daß sie diese Stimmung nicht zur Erreichung eines Protectorats benutzte. Andere denken anders. In der Nähe von Kankin besuchte der Verf. nebst mehreren Offizieren den berühmten Porzellanthurm, und die Beschreibung, die er davon mittheilt, ist so anziehend und weicht von früheren Mittheilungen so wesentlich ab, daß es Ref. leid thut, sie einem Blatte zuweisen zu müssen, das für Dergleichen mehr Raum hat als vorliegendes. Indessen wird das ganze Buch, wenn nicht von A bis Z übersezt, doch von A bis Z ausgeschrieben werden.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Ordonnances der Könige von Frankreich.

Wenn auch die Regierung bei den Unterstüzungen, welche sie wissenschaftlichen Bestrebungen zu Theil werden läßt, nicht immer frei zu sprechen ist von Parteirücksichten und ähnlichen Motiven, so ist der Vorstoß, der von ihr mit freigebiger Hand gelehrten Forschungen jeder Art geleistet wird, doch unermesslich. Wie viele gebiegene Werke voll Gelehrsamkeit würden ungedruckt oder selbst unausgearbeitet bleiben, wie manche wichtige Entdeckung würde nicht ausgebeutet, wie manches schöne Talent würde niedergehalten werden und traurig verkümmern, wenn nicht aus Staatsmitteln reiche Spenden zur Förderung der Wissenschaften gethan würden. Unter allen wissenschaftlichen Unternehmungen aber, die ihr Entstehen und Gedeihen entweder ausschließlich oder doch zum größten Theile der Unterstützung der Regierung verdanken, zeichnen sich sowol ihrem Umfange als ihrer Bedeutung nach die historischen Sammelwerke aus, um deren Anlage und Förderung sich vor Allen Guizot als Unterrichtsminister unvergleichliche Verdienste erworben hat. Wir haben bereits öfters Gelegenheit genommen, in d. Bl. auf einzelne Theile der hochwichtigen „*Notices et*

extraits des manuscrits“, in denen ein ungeheurer Stoff aufgeschichtet ist, auf die Zusammenstellung der „*Diplomes*“, deren Herausgabe der verdiente Pardeffus besorgt, und vorzüglich auf die herrliche „*Collection de documents inédits sur l'histoire de France*“, die einen Schatz von ungeheurer Werthe enthält, aufmerksam zu machen. So müssen wir denn hier auch einmal einer Sammlung gedenken, welche an Bedeutung und Wichtigkeit für das Quellenstudium der französischen Geschichte seiner jener großartigen Unternehmungen etwas nachgibt. Es ist dies die Sammlung der Ordonnances der Könige von Frankreich („*Ordonnances des rois de France*“), welche jetzt unter besonderer Begünstigung von Seiten der Regierung bis zum einundzwanzigsten Bande gediehen ist. Dieser letzte Theil, der binnen kurzem in den Buchhandel kommen wird, schließt die Regierungszeit Ludwig's XII. ab, bis auf den, dem ursprünglichen Plane gemäß, die ganze Arbeit nur geführt werden sollte. Zum Glück hat sich die Akademie entschlossen, dieses bedeutende Werk, das eine unvergleichliche Quelle für die historische Forschung bildet, noch über das ursprüngliche Ziel hinauszuführen. Indessen scheint es uns doch angemessen, jetzt, wo die Sammlung eine Art von Wendepunkt erreicht hat, einen Blick auf den Weg, den dieses Unternehmen durchlaufen hat, zu werfen. Nachdem schon früh von Rebuffe, Fontanon ähnliche Sammlungen, wenngleich nach einem unvollkommenen Plane, veranstaltet waren, ging von Ludwig XIV. der Gedanke aus, sämtliche Verordnungen der dritten Dynastie in einer umfassenden Sammlung zusammenstellen zu lassen. Die Juristen Bertruyer, Loger und Laurière wurden von Pontchartrain, dem thätigen Kanzler, auserwählt, um das Unternehmen in nähere Erwägung zu ziehen. So wurde im J. 1706 der Plan des ganzen Werkes in einer Art von Prospectus veröffentlicht. Indessen erschien der erste Theil erst im J. 1723, der von den genannten Gelehrten besorgt wurde. Die Herausgabe des zweiten bis zum neunten Bande wurde von Secousse geleitet, bis sie während der Regierung Ludwig's XV. dem gelehrten und thätigen Bréquigny übergeben wurde, der das umfassende Werk bis zum vierzehnten Bande führte. Hiermit kam das Unternehmen ins Stocken, die Finanznoth, welche der Revolution vorausging und die schrecklichen Stürme, die mit diesem Ereigniß hereinbrachen, waren einem solchen Werke nicht günstig. Der abgerissene Faden wurde erst nach der Umgestaltung des Instituts von Napoleon wieder aufgenommen. Pastoret, dem die Fortführung des Ganzen übergeben war, gab den funfzehnten bis zum achtzehnten Bande heraus. Hierauf widmete Pardeffus, der als kritischer Sammler einen rühmlichen Namen hat, seine Thätigkeit und seinen Fleiß dem Unternehmen, welches von ihm schon bis zum einundzwanzigsten Bande gefördert ist. Indem nun, wie gesagt, die Akademie entschlossen ist, das angefangene Werk über die ursprünglich gesteckten Grenzen fortzuführen, hat sie zugleich sich dahin bestimmt, daß solche Actenstücke, welche aus verschiedenen Gründen von früheren Herausgebern von der Sammlung ausgeschlossen wurden, in nachträglichen Bänden zusammengestellt werden sollen, um somit ein Werk zu liefern, das als ein abgeschlossenes Ganzes angesehen werden kann.

17.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte eines Österreichers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im April 1845.

J. W. Brodhans.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhans. — Druck und Verlag von J. W. Brodhans in Leipzig.

Mittwoch,

Nr. 92.

2. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben
durch Karl Rosenkranz.

(Vortsetzung aus Nr. 91.)

Im Herbst 1796 ging Hegel nach Stuttgart zurück, die Seinigen wiederzusehen, und trat im Jan. 1797 eine Hofmeisterstelle bei dem Kaufmann Bogel in Frankfurt a. M. an. In dieser Stellung beharrte er bis Ende 1800. Sie war ihm eine höchst zusagende, sorgenfreie und Ruhe gewährende; dies erhellt aus den großen Arbeiten, die er hier durchmachte. „In derselben Stadt, welche die Wiege der Goethe'schen Poesie war, sollte auch das Hegel'sche System der Philosophie seine eigentliche Geburtsstätte feiern.“

Aus dieser Periode sind (S. 83—85) Anfänge Hegel'scher Gedichte abgedruckt. Diese Mittheilung stellt Hrn. Rosenkranz als einen sehr redlichen Biographen des von ihm hochverehrten Mannes dar. Ob diese Gedichte, von denen das eine anhebt: „Der Frühling droht!“ irgend etwas beitragen können, den Namen Hegel's zu verherrlichen, wird man ermessen, wenn man einen jener Anfänge liest:

Deine Freunde trauern, o Natur!
Dich tausend geklammerten Protestus
Hat seine Weichkraft verlassen,
Und ein entseelter Nalg
Liegt der geklammerten Erde Haut,
Aus deren Poren sonst Luft und Seele spielet.
Über auf der wolkenlosen
Hübenwölbenden Bläue
Wandelt in unverfägendem Glanze
Das Auge der Welt,
Lächelt freundlich der Braut u. s. w.

Da Hegel selbst nie beabsichtigt hat, diese Producte der Welt bekannt zu machen, so hätte Ref. sie ganz übergangen, wäre er nicht durch Das — man sehe oben — was Hr. Rosenkranz bei Vergleich Hegel's mit Schelling sagt, gereizt worden zu bemerken, daß, was wir in poetischer Sattung von Schelling besitzen, von ganz anderem Werthe, sehr ausgezeichnet schon durch die Beherrschung der Form ist, wozu in den vorstehenden Hegel'schen Versen sich nicht einmal die entfernte Anlage findet.

Nach des Vaters Tode im Jan. 1799 zu dem Besig eines mäßigen Capitals gelangt, sah er sich im Stande in die akademische Sphäre überzugehen.

Seinen Verpflichtungen als Hauslehrer war er nachgekommen; seine Arbeiten reiften der Veröffentlichung entgegen.

Seine Lehrjahre liefen ab, seine Wanderjahre fingen an. Hegel wollte nach Jena, dem damaligen philosophischen Eldorado, gleichsam als verbande es sich von selbst. Allein zuvor wünschte er noch eine ganz einsame Raft und schrieb daher an Schelling seinen Rath darüber einzuholen. Er kündigte ihm an, daß zwar er auch ein System habe schaffen müssen, ihm aber doch als Freund zu begegnen hoffe. Er glaubte, daß Schelling, dessen Geist und Wirken gerade in der schönsten Blüte stand, von allen Mitlebenden ihm am meisten homogen wäre.

Indes es fügte sich, daß Hegel unmittelbar von Frankfurt nach Jena ging, wo er bereits im Jan. 1801 eintrat. Jena war nicht mehr das Jena der zunächst vorhergegangenen Jahre. Wie damals jene nächste Vergangenheit in dem Universitätsleben nachwirkte, hat Hr. Rosenkranz höchst anschaulich und darum auch höchst ergötzlich dargestellt (S. 147):

Die eigentliche literarische Sährung war hier schon vorüber. Fichte, wegen der Anklage auf Atheismus ausgeschieden, war bereits in Berlin. Das „Athenäum“ der Schlegel, diese piquante Zeitschrift, welche das Publicum an die Paradorie gewöhnte, war schon wieder eingegangen. Die Romantiker hatten sich zerstreut. Novalis war 1800 in Weissenfels gestorben und Lied im Sommer desselben Jahres weggezogen. Schelling endlich, der als außerordentlicher Professor von Leipzig gekommen, war wenigstens keine Neuheit mehr. Aber die Bewegung ging nun in die Breite. Jena strömte von jungen Männern, welche in der Philosophie eine Laufbahn machen wollten. Das Beispiel Reinhold's, Fichte's, Schelling's, ihr schnelles Verzehratwerden, reizte gewaltig und vor Fichte's speculativer Überfesselt konnte man sich durch Vorsicht, vor seinen Discipulnarcnonsflicten mit den Studenten durch Nachgiebigkeit hüten. Die Lectionskataloge der damaligen jenenser Universität trafen von Philosophie. Sie zeigten eine Musterkarte der mannichfaltigsten philosophischen Standpunkte von dem dogmatisch Wolff'schen an bis zu den romantischen Improvisationen der Naturphilosophie. Der alte Jennings und Ulrich lasen fort und fort ihre Logik und Moral; aber daneben kamen und gingen Privatdocenten wie Lauben in einem Laubenhäus ein- und ausfliegen. Darunter sind ganz verschollene Namen wie Rißner, Bernheym u. L.; allein auch viele, die späterhin anderwärts wieder aufkamen, wie Schab, Fries, Krause, Geuber, Aft u. L. Fast alle diese Privatdocenten kündigten außer dem Lieblingsfach, worin sie besondere Studien gemacht hatten, Logik an, weil dies Collegium als das von der studirenden Jugend oberservanzmäßig anzunehmende noch am ehesten Aussicht auf Honorar barbot. Doch gehörte es, obwol der eine mehr zur Mathematik, ein anderer mehr zum Naturrecht, ein dritter zur Psychologie Hang hatte, schon zur Etiketle, auch Naturphilosophie oder philosophische Encyclopädie zu lesen. Nicht wenige erboten sich überdem, den Herrn Studenten, wenn sie es wünscht-

ten, desiderantibus, auch noch Dies und Jenes beizubringen, z. B. Declamiren, Disputiren u. dgl. Wie Hegel's noch übrige Meldebogen zeigen, waren die Preise mäßig, zwei bis drei Laubthaler die Vorlesung. Außerdem trugen sich die meisten mit Projecten zu neuen Zeitschriften oder suchten wenigstens, auch des Honorars halber, an einer schon bestehenden mitzuarbeiten. Die Ambition endlich, zum Professor ernannt zu werden, um aus der Masse der Privatdocenten sich etwas auszufcheiden, war außerordentlich. Wie dies auf deutschen Universitäten immer der Welllauf zu sein pflegt, erzeugte dies Streben eine Concurrenz, welche durch Sucht nach protegirenden Bekanntschaften, durch Splitterrichten und Sutragen von Anekdotchen oft gehässig ward. Als daher Baiern seine Unterrichtsanstalten nach einem neuen Plane zu organisiren anfang, konnte es von Jena her eine ganze Colonie Gelehrter beziehen. Riethammer, Paulus, Schelling, W. u. A. gingen fort. Die Zurückbleibenden sahen ihnen mit Reiz nach und strebten baldmöglichst dasselbe Schicksal zu theilen.

In dieses Getreibe, wo Philosophie gleich einer nach den verschiedensten Mustern für den literarischen und akademischen Markt arbeitenden Industrie gehandelt wurde, trat Hegel ein. Die Stellung, welche er einnehmen werde, möglichst genau zu bezeichnen, schrieb er (im Juli 1801 war die Schrift vollendet) über die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems und eine Inauguraldissertation über die Planetenbahnen, in welcher ihm widerfuhr, es als Gesetz und Nothwendigkeit darzustellen, daß kein Planet da sich finde, wo jetzt allgemein bekanntermaßen jene kleinen sich finden, die den einen vertreten, welchen das nummehr evident vorliegende Gesetz des Planetensystems dort erheischt. Dies schrieb im Frühjahr und Sommer 1801 Hegel, „offenbar nichts davon wissend, daß in Palermo am 1. Jan. 1801 Piazzi die Ceres entdeckt hatte“. Hr. Rosenkranz thut sein Möglichstes, Hegel von dem Vorwurfe rein zu waschen, „eitel genug sei derselbe gewesen, speculativ etwas anders haben und wissen zu wollen, als man es empirisch wissen müsse“. Nach Ref. Ansicht hätte es dieser Mährwahnung nicht bedurft. Man kann groß in der Philosophie, groß in den exacten Wissenschaften sein, und doch das Unglück haben, eine astronomische Entdeckung nicht zu kennen und ein Gesetz des Planetensystems falsch zu konstruiren. Lahm aber auf alle Fälle ist das Argument, womit Hr. Rosenkranz den Triumph der Empirie über Hegel derselben schließlich dadurch zu verkümmern sucht, daß er bemerkt, sie hätte, um völlig triumphiren zu dürfen, nur einen Planeten entdecken müssen, statt dessen aber wären gemach vier Planetchen zum Vorschein gekommen, die man gar nicht erwartet gehabt. Der Inauguraldisputation waren angehängt zwölf Theses, welche die wesentlichen Punkte seines Systems enthielten. Ihre „zum Theil paradoxe Fassung“ rechtfertigte Hr. Rosenkranz damit, daß Theses zum Disputiren reizen müßten und besonders den Paradoxien dieser Reiz eigen sei. Ref. setzt hinzu, daß unter den Paradoxien jene Theses genau das Nämliche sind, was unter den Gewürzen der spanische Pfeffer. Man urtheile selbst: „Das Quadrat ist das Gesetz der Natur, das Dreieck das des Geistes (quadratum est lex naturae, triangulum mentis); die vollendete Moralität widerstreitet der

Jugend (moralitas omnibus numeris absoluta virtuti repugnat).“ Den Aristoteles lassen auch Hegel und seine Verehrer gelten. Wo aber hat dieser, obgleich der Griechen Prä dilection für Sophistik dazu anreizen konnte, sein Augenmerk nächst dem Gedanken auf dessen paradoxe Fassung gerichtet?

Über Hegel's „Einwirkung auf die Studenten“ (S. 215 fg.) heben wir Einiges aus, das, vergleicht man damit den Einfluß, den Hegel auf einen großen Theil seiner letzten Zuhörerschaft geübt hat, beweist, daß wenn einmal, was dem Deutschen übrigens nicht selten widerfährt, der Enthusiasmus mit dem Enthusiasten durchgeht, das Durchgehen, welches jedoch in Jena nichts weniger als zur Mode ward, sich aller Orten so ziemlich gleich gebehrt.

Auf die Studierenden als Masse hatte Hegel gar keinen Einfluß. Dieser war er nur als eine seltsame Obscurität bekannt, und wer nicht gerade bei den ältern Professoren hören, sondern auch einmal bei einem jüngern Dozenten es versuchen wollte, ging lieber zu Fries, der mit Hegel gleichzeitig emporstrebte. Desto fester hielt ein kleiner Kreis von Anhängern und Bewunderern, dessen Enthusiasmus sich vorzüglich in den letzten Jahren von Hegel's jenen Aufenthalt außerordentlich steigerte.

Das vielgenannte, vielbelobte Absolute war nun freilich für die Mehrzahl etwas sehr Dunkles, Chaotisches, was sie mehr anstauten, als in der That verstanden. Die negative Seite der Opposition gegen das Alte, Bisherige, die Einsicht in die Unhaltbarkeit des innerlich schon zu Grunde Gegangenen bildete sich am klarsten und stärksten aus. Mühte sich ein Student mit dem Absoluten bis zur Hypochondrie ab, so trösteten ihn die andern mit der Redensart, es werde schon mit ihm zum Durchbruch kommen. Die echten Jünger hegten die größte Hochachtung vor dem Meister und eine fast abgöttische Verehrung für Alles, was von ihm ausging. Er erschien ihnen als ein höheres Wesen, dem gegenüber alles Eigene in ihrem bisherigen Zustande und alle Wissenschaft Anderer nichtig und verworfen war. Diese dem Junglingsalter so wohlthuende, übertriebene Verehrung erstreckte sich auf Alles, auch das Geringsste, was man von dem Leben und Thun des geliebten Mannes in Erfahrung bringen konnte, auf jede Weise des Benehmens und Verhaltens, jede Äußerung. Hinter jedem Worte, das man außer den Vorlesungen erschaffen konnte, wurde eine tiefere Bedeutung, eine höhere Wahrheit gesucht. So hatte der Buchhändler Frommann einmal einigen berühmten zum Besuch gekommenen Gelehrten ein Mittagessen gegeben, zu welchem auch Hegel eingeladen war. Da es zu Ende ging, machte der Wirth allerlei Entschuldigungen wegen seiner schlechten Bewirthung: die Küche sei ihm eingefallen, sonst hätte noch Dies und Jenes zum Vorschein kommen sollen. Hegel sollte darauf gesagt haben: „Dringen Sie nur, was Sie haben; es ist Alles da zum Verzehren. Wir wollen ihm sein Schicksal schon anthun.“ Dergleichen bewunderte man.

Ein Student, im Begriff von Jena nach Würzburg zu gehen, empfahl sich Hegel. Er sagte zu ihm: „Ich habe auch einen Freund da, den Schelling.“ Hier, bemerkten nun die Enthusiasten, wolle das Wort Freund etwas ganz Anderes sagen als sonst im gewöhnlichen Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Derwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen von Adam Ohlenschläger. Leipzig, C. Fleischer. 1814. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlucht, hell und klar gibt der berühmte Dichter und hier eine alte Nordlandsage als ein Märchenbuch wieder. Was er

mit Gage hingestrichen, was er dann bekommen, ist uns unbekannt. Es kommt aber auch darauf zu seinem Zwecke nicht an. Er wollte für die Gegenwart, für unsere Leserwelt eine alte Mythe mundgerecht machen, und unsere Kritik hier hätte eigentlich nur die Frage zu beantworten, ob ihm dies gelungen ist. Wir meinen ja. Wir lassen das Märchen nicht ohne Theilnahme durch, und Andere werden es vielleicht mit noch mehr Theilnahme lesen, die eben frisch aus der von den Eindrücken der Zeit noch unberührten poetischen Welt sich an die Lecture begeben. Und Andern, welche wir uns von diesen Eindrücken nicht frei erhielten, kommt solche Nordlandsage von ungebändigten Naturkräften, die in ihrer wilden Kraft Alles kurz und klein schlagen, in diesem Augenblick allerdings etwas Befremdlich vor, wo alle poetischen Lüfte von politischen Gedanken und Geuffern geschwängert sind. Wenn diese politischen Gedächtnisse uns für die Poesie, die nicht politisch ist, unempfänglich machen sollten, siehe es schlimm aus. Doch ist dem gewiß nicht so. Nur muß die Dichtung, welche gegen die Zeitströmung aufkommen will, aus dem reifsten Urquell der Poesie geschöpft haben, ein Homer, ein Sophokles, ein Shakspeare müssen zu allen Zeiten anklagen; während dieselben freiern, auch von Zeitströmungen, nur einer andern Zeit, durchdrungenen Dichtungen eine schwierigere Stellung der gefesselten Aufmerksamkeit des Publicums gegenüber haben. Ob es aber gerade jetzt an der Zeit ist, mit Nordlandsagen die deutsche Leserwelt, wo sie noch der Poesie huldigt, von der Poesie Herwegh's, Heine's, Freiligrath's, oder vom „Ewigen Juden“, oder den „Mysterien“ abzulenken? Doch was kümmert diese Frage den echten Dichter, was den Dänen Ohlenschläger, der sich gedungen fühlte, eine Sage seines Vaterlandes zu überdichten, er, der sein Leben hindurch in den reichen Schwächen seiner nordischen Berge umhergefahren ist und gefördert hat, was ihm werth schien, daß es zu Tage kommt? Was kümmert es ihn, daß wir in Deutschland jetzt andern Bestrebungen huldigen, daß uns die Götter Griechenlands jetzt vielleicht wieder näher gerückt sind als die Asahelden Islands! Ihm sind sie wahre, ewige Verkörperungen des Gedankens, während sie uns nur eine Zeit lang ein modernes Spiel der Phantasie waren. Wir, d. h. unsere Väter und Großväter, gaben uns einmal viel Mühe, als wir der alten Spielerei satt waren, nach neuer Spielerei zu suchen, und den Mythos des Nordens, weil wir vermeinten, er gehöre uns doch eigenthümlicher an als die Herren des Olymps, bei uns einzubürgern. Es ging nicht; Thor und Freya und Lode und Fenris blieben uns fremder als Apoll und Mars und Minerva und Venus. Nicht Klopstock, nicht Rouqué vermochten es, uns unter diesen eifrigen Eigantengeschlechtern wohnlich anzufühlen, uns Vertrauen zu schenken zu ihrer Gewalt, uns Ideen finden zu lassen in der kolossalen Hieroglyphenschrift, noch, und das ist das Wichtigste, uns durch die Schönheit ihrer Gestalten zu bezaubern. Aber soll darum auch der Sohn des Nordens den ganzen Mythos aufgeben? Von Klopstock ganz zu schweigen, dessen Poesie durch seine Einmischung der nordischen Götterlehre auf seine ernst religiöse Stimmung am empfindlichsten gelitten — denn der ohnedies mit einer Sprache kämpfte, die schwer dem Volke verständlich war, hat sie durch seine nordische Mythologie, die heute ganz unverständlich der Menge wurde, noch unpopulärer gemacht —, so bemächtigte sich Rouqué ihrer auf eine Art, welche für die damalige Zeit ganz zweckmäßig war, weil sie wirkte, aber sie war so willkürlich, daß vom nordischen Typus wenig oder nichts übrig blieb. Wenn schon die oder der Componist des „Ribelungsliebes“ mit den Nordlandshelden ein eigenes Spiel getrieben, und diese Eisengesellen aufgeweicht und deutsch gemüthlich und häuslich familiar gemacht hat, wie verarbeitete sie erst Rouqué zu seinen christlich romantischen Zwecken. Und er that recht daran, von seinem Standpunkte aus. Er wollte wirken und zu seinem Zwecke wirken; auf die historische Aeneas kam es ihm dabei nicht an. Dieser Derwarodd erinnert uns lebhaft an seinen Thiodulf, den Isländer. Möglich, daß Rouqué die Sage

kannte. Da welchen Überbegriffen verarbeitete er die starren Nordlandsgötter mit ihrer wilden Naturkraft, zu keinem andern Zwecke, als damit sie bei der ersten Berufung des christlichen Symbols zusammenfielen. Er thürmte Berge auf, um zu zeigen, wie groß die Macht sei, die durch ein Wort sie wieder zusammensinken ließ. Daß er das Christenthum ebenso willkürlich aus einer lebendigen Wahrheit zu einer magischen Zauberkräft machte, wird wol Niemand bestreiten. Aber er erreichte was er wollte; er machte handrecht, verständlich die Sage für die Begriffe der Menge in jener Übergangsperiode, deren Dichter er war.

Wir leben wieder in einer ganz andern Periode. Wenn man die alten Sagen des Nordens für dieselbe bearbeiten will, so scheint mir die Art, wie es Eintrud jetzt unternimmt, sehr und die angemessenste. Er, mit wenigster Beimischung moderner Gedanken und Hinweisungen — ganz sind sie nicht zu vermeiden — sucht den allgemein germanisch nationalen Charakter möglichst hervorzuheben, die Sagen im Wunderbaren, die noch heute anklagen, das häusliche Element, wo es leise vortritt, weiter ausspinnend, und besonders die schallhaften Töne, die immer Anklang finden, kräftig und anmuthig auszubilden. Ohlenschläger kehrt zur nordischen Antike zurück, was, von seinem skandinavischen Standpunkte aus, gewiß das Richtige ist. Er stellt die Helden in ihrer kalten, spröden, starren Naturgröße hin, und doch ist er ein Dichter der Gegenwart, der seine Zeit nicht vergessen kann, der von ihrem Einfluß, wie von seiner eigenen Natur beherrscht, daraus unbewußt etwas Anderes macht als ihm gegeben ist. Sein eigener sanfter, weicher, wehmüthiger Sinn glättet und durchweicht die starren Gestalten, und unvermerkt schleichen sich in die Keilschrift alter Thatkraft moderne Gedanken, Reflexionen, Bezüglichkeiten ein. Sparsam nur, aber der altnordische Glanz seiner Märchenwelt — Düst können wir nicht sagen — ist, wenn nicht verschwunden, doch davon gefärbt.

Die Derwaroddsage erinnert in mancher Beziehung an die Christophorusage. Der ungebändigte Held, der keine Furcht kennt, wird endlich durch das Christenthum bezwungen. Wer das Christliche spielt doch nur eine Nebenrolle. Es kommt erst ganz zum Schluß hinein, und ohne Mystik. Auch da hält es nicht ganz Stich gegen die nordische Naturkraft, die immer wieder durch- und zurückschlägt. Derwarodd ist der echte Repräsentant der auf sich selbst vertrauenden nordischen Kraft, so seine Geburt und Erziehung. Er kennt, fast ausgegost von seinen Ältern schon bei der Geburt, nicht Vater-, nicht Mutter-, nicht Geschwisterliebe. Er hat schon von Kindesbeinen an dem Aberglauben abgesehen, und er verspottet die Zauberkräfte, die Wahrsagungen, und vertraut nur sich, seiner Kraft und Vernunft. Selbst der Liebe trogt er, bis ein gleich starker weiblicher Geist sie ihm einflößt. Aber diese beiden Geister können sich nur in gegenseitiger Bewunderung begegnen, nicht zu der Seelenverschmelzung und dem Glück, welches wahre Liebe bereitet. Ein Bund kann nicht daraus werden, und seine Naturkraft bewährt sich, als die Geliebte im Wahnsinn sich selbst den Tod gibt. Er vergießt keine Thräne, er begräbt sie ruhig, und nichts verändert sich an ihm und in ihm, als daß ihn das Bild der Geliebten als eine Erscheinung durchs Leben begleitet, die ihn erhebt und wach erhält, aber unfähig macht, wieder zu lieben, auch wo er im vollen Glück der Ehe und des häuslichen Segens unter den Seinen leben könnte. Nur ein altnordisches Gefühl ist mächtig in ihm, die Freundschaft, die Bundesbrüderschaft. Aber der Tod zerrast sie immer wieder, und er bleibt darum doch derselbe Mann. Nur das Land verläßt er, wo die Gräber der Geliebten und der Freunde stehen und ihn zu wehmüthig an das Untergegangene mahnen, um im warmen Sonnenlande Ruth und Kraft zu frischen Thätern zu gewinnen. Hier unterwirft sich der nordische Christophorus einem mächtigen Herrn und Feldherrn, Christus, er pilgert sogar nach Jerusalem, heirathet eine Königstochter im christlichen Sonnenlande, wird König, Vater, Großvater und lebt hundert Jahre im Glück; aber die alte nordische Erinne-

zung ist in ihm nicht enthalten, obwohl er die nordische Sprache vergessen hat. Da schließt er mit seinem Leben, denen er die Namen seiner todtten Nundensbrüder gegeben, im hundertsten Jahre nach Dinemart und Norwegen zurück, um die Geister der Freunde und der Geliebten wieder aufzufuchen und da zu sterben, wo die nordische Sage, deren Spruch er verliert, es ihm veranlaßt.

Seine angekündigten Hinweispunkte auf Seitenverhältnisse sind langsam angebracht, aber treten doch deutlich hervor. So das Verhältniß der Unfreien zu ihren Herren: „Dinten fanden die Knechte, und große Thränen rollten ihnen von den Wangen in den Bart hinab. Sie wußten selbst nicht, warum sie weinten; Alnoeter aber wußte es: eine Ahnung war es, daß ihr Geschlecht in künftigen Zeiten zu Ehren und Menschenrecht gelangen würde.“ Die Geliebte schlägt dem Geliebten vor, mit ihm durch die Welt zu ziehen, um unerhörte Thaten auszuüben. Er besitze ja einen Bogen, der nie fehle, sie ein Rauberschwert. Demwarodd aber schüttelt den Kopf: „Ich denke in dieser Sache anders als du. Was meine Pfeile und meinen Bogen betrifft, so verbanne ich ihre Vorzüglichkeit nichts Anderm als meinem kranken Arme, meinem scharfen Auge und kaltem Blute. Ich rathe dir sehr davon ab, Hülf bei den Oetern und Balthyren zu suchen. Was wir Menschen verfehlen und ausrichten sollen, dazu schenken die ewigen Götter uns die nöthigen Gaben bei der Geburt. Solche Fähigkeiten sollen wir üben, mehr wollen ist Unfian. Denn wenn auch eine göttliche Macht uns etwas von ihrer Kraft leihen wollte, so hätten wir ja, als Wolfe Werkzeug in ihren Händen, keine Ehre und also keinen wahren Vortheil davon. Der Mensch muß sich seine Tapferkeit wie seine Rechtschaffenheit selbst verdienen.“ Damit wäre die eine rationelle Tendenz des Gedichts ausgesprochen, eine, die man allerdings schon zum Theil in den nordischen Sagen selbst sich suchen mag. Auch ist die Bekehrung zum Christenthum hier keine Erlösung von der Sünde, sondern nur eine Steigerung in Vernunftprozesse. Der wilde Reder lernt seine Kraft zu vernünftigen, humanen Zwecken gebrauchen, zum Ordnen und Wohlthun, und von Mystik ist, wie schon gesagt, in dieser Laufe keine Spur. Er wird nur ein vernünftiger Mensch, der sich, zum Besten Anderer, selbst bekämpft, und nach menschlicher Ansicht, ohne sich selbst auf und einem Andern hinzugeben, zum möglichst besten Zwecke fortan schafft, handelt und lebt. Die aber dazu die Erfüllung der alten albernern Prophezeiung der nordischen Wahrsagerin nach hundert Jahren paßt, wird wenigstens aus dem Gedichte nicht recht klar, wenn nicht eben damit gezeigt werden soll, daß solcher verlegener Spuk in die vernünftigsten Systeme hinein dann und wann Unordnung schafft. Denn daß er als junger Dursch in einem Anfall von der Wuth des Fanatismus, welcher er stets widerstanden, und ihrer gespottet, sein Pferd Faxe erstochen, damit die Prophezeiung in Erfüllung gehe und er frei bleibe, Herr seiner That, diese Sünde ist doch so geringfügiger Art, daß ein hundertjähriges Leben sie wieder auszulöschen und gut zu machen ein Recht hat. So bleibt es nur eine Faxe.

Dichterlich freilich gewinnt die Sage dadurch. Auch hat sie gerade ihr warmstes Colorit zum Schluß, wo im hundertjährigen Greise, der die Sprache des Vaterlandes vergessen, plötzlich die alte nordische Erinnerung zugleich mit der wieder-gewonnenen Sprache so mächtig erwacht, daß er Reich, Glücklich und Enkel zurückläßt, um sein Nordland wiederzufuchen. Auch hier tritt der Dichter als Mann der Zeit vor, indem er den Greis seinen Enkeln, die des armen Landes spotten, zurufen läßt: „Ach Kinder, der wahre Reichtum besteht nicht in Gold und Silber, noch in fettem Erdboden, in reichen Ernten und langen Sommern; sondern in des Menschen eigener Kraft und eigenem Willen und Gefühl; solche Blumen gedeihen besser auf diesen Felsen als in vielen südlichen Feldern und Lustgärten.“ Viele nordische Sagen und Sittenveränderungen sind einverwebt, von den Dwerge, von

der Schmelzung des Kupferschmelzes, von dem Banke des Odber, von den schwebenden Eifen, von dem Götterdienst Upsales, der Berserkerwuth, den Walfheien, Södr und dem unähnlichen Jungfrauen, die alle von Interesse für den Leser sein werden, und aber als Zugabe zu einem Leseergötze hat eine zu untergeordnete Rolle hier zu spielen scheinen.

7.

Literarische Notizen.

Über die literarische Verbreitung der socialen Doctrinen.

Obgleich Fourier sein erstes Werk bereits 1808 herausgab, sammelte er doch erst in den Jahren, welche der Veröffentlichung des „Traité de l'association domestique“ (1825) folgten, einige Schüler um sich. Die erste Zeitung, die sich seiner Lehre angeschlossen, war der „Impartial“ von Besançon 1829 gegründet, welche auch jetzt noch der socialen Schule angehört. Im J. 1833 wurde von Fourier's Schülern die „Réforme industrielle“ gegründet, die später den Namen „Phalange“ annahm. Doch blieb die Zahl von Fourier's Schülern bis zu seinem Tode 1837 noch gering, und seine Lehrsätze trotz der Bestrebungen Considérant's und Anderer ziemlich unbekannt. Seit jener Zeit aber, und namentlich seitdem die „Phalange“ aus einer Wochenschrift zu einem Tagesblatt unter dem Namen „Démocratie pacifique“ geworden ist, haben sich die socialen Doctrinen zahlreiche Organe in der Presse gewonnen. Jedes Heftel von staatsökonomischen oder politischen Werken bis zu der leichtesten verbaulichen Kost der Romane wird zu ihrer Verbreitung benutzt. In London veröffentlichte Douglass mehrere socialistische Schriften und gründete ein Journal, „The London Phalanx“, das aber aus Mangel an Unterstützung einging. Größern Erfolg hatte Brisbane in Nordamerika. Seitdem er dorthin den Fourierismus verpflanzt hat, sind mehrere rein socialistische Zeitungen wie die beiden „Phalange“ von Newyork und Ontario gegründet worden, während sich andere wie der „Danville republican“, „The Present“, „The Newyork daily tribune“, sich den socialistischen Bestrebungen neben der Politik widmen. Selbst in Südamerika hat Fourier in dem „Messager français“ in Montevideo einen Widerhall gefunden. Kehren wir nach Europa zurück, so finden wir auf der pyrenäischen Halbinsel bloß in Cadix, Madrid und Lissabon einige Zeitschriften, welche sich der Principien der Organisation und Association der Arbeit annehmen. Der spanische König Gerundio, der bei seinem Aufenthalt in Paris im J. 1840 sich der Fourieristischen Schule angeschlossen, war der Erste, der ihre Ideen nach seinem Vaterlande brachte. In Deutschland endlich finden wir sie bis jetzt bloß einigermaßen durch die „Frierische Zeitung“ und den „Sprecher für Bielefeld“ repräsentirt.

Eine Geschichte Polens von J. Lelewel.

Von Joachim Lelewel erschien in Paris eine Geschichte Polens in zwei Bänden, das Résumé eines dreißigjährigen Studiums, in Form einer Erzählung für Kinder. Die Geschichtserzählung selbst beschränkt sich nur auf unsere Zeit; sonst enthält noch das Buch historische und politische Betrachtungen über den jetzigen Zustand Polens, von werthvollen Urkunden und Belegstücken begleitet. Dem Ganzen sind Tabellen und ein Atlas Polens von 850 — 1815 beigegeben.

Eine Verfassung für das französische Volk von Napoleon.

General Montholon gebt den Entwurf einer Verfassung für das französische Volk, geschrieben auf St. Helena von Napoleon für seinen Sohn, nachhrens herauszugeben. Der Kaiser hatte auf seinem Todtenbette dem General aufgetragen, den Entwurf dem König von Rom zu übergeben, was auch wirklich geschehen sein soll.

6.

Donnerstag,

Nr. 93.

3. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben
durch Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Ein Zeugniß für Hegel's Tüchtigkeit auch in außerordentlichen äußern Lebensverhältnissen gibt, was (S. 227 fg.) über die Berührungen und Erlebnisse berichtet wird, in die ihn im Herbst 1806 das Einrücken der Franzosen in Jena versetzte. Unter dem 13. Oct. 1806 schrieb er an Niehammer (S. 129):

Den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Recognosciren hinausreiten. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist nicht zu bewundern.

Die seit 1805 „immer bewegender und aussichtsloser werdenden“ jenaischen Verhältnisse bestimmten Hegel im Frühjahr 1807 nach Bamberg zu gehen und die Redaction der dasigen Zeitung zu übernehmen, welche Thätigkeit er jedoch schon im Herbst 1808 wieder aufgab. Hierdurch wurde er angeregt eine, jedoch nicht erschienene Schrift, Kritik der Verfassung Deutschlands, auszuarbeiten. Über die Ansichten, Wünsche und Ideen, welche dieselbe auszusprechen bestimmt war, ist (S. 235—246) berichtet. Manche von den Wünschen haben eine gewisse Realisirung gefunden, z. B. S. 238, daß die Politik vor allen Dingen die Richtung auf die Concentration der Macht Deutschlands nach außen hin nehmen müsse, um sich gegen die Übergriffe anderer Nationen schützen zu können. Leider daß Hegel's dort hervortretende Opposition gegen die „grenzenlose Unformlichkeit der innern Verfassung der Staaten“, gegen das Vielregieren noch heute wie damals wol am Plage sein würde. Zu den überraschendsten aber wahrhaftig nicht den zusehndsten Betrachtungen gehört es, daß dieser wohlgemeinte Eifer gleich groß in den verschiedensten Verwaltungsformen ist. Verdienstlich ist es daher, nichts zu verabsäumen, das irgendwie und -wo jenem seltsamsten Gebahren entgegenzuwirken vermag, welches, damit alles himmlische Manna auf die Abstraction herniederregne, die wir den Staatsbürger nennen, das Individuum von

Fleisch und Wein, insoweit es als regiertes erscheint, immer mehr einschnürt und, insoweit es als mitregierendes oder auch nur als bloßes Stiften in der Regierungsmaschine erscheint, demselben fortdauernd Schweiß vergießende Anstrengung zur Pflicht macht, also daß alle Behaglichkeit des Individuums einer Abstraction zum Opfer fällt. Darum finden wir uns verpflichtet, wörtlich mitzutheilen, was S. 243—244 gesagt ist:

In den neuern zum Theil ausgeführten Theorien ist das Grundvorurtheil, daß ein Staat eine Maschine mit einer einzigen Feder ist, die allem übrigen unendlichen Räderwerk die Bewegung mittheilt. Von der obersten Staatsgewalt sollen alle Einrichtungen, die das Wesen einer Gesellschaft mit sich bringt, ausgehen, regulirt, befohlen, beaufsichtigt, geleitet werden. Die pedantische Sucht, alles Detail zu bestimmen, die unkreie Eiferfucht auf eigenes Anordnen und Verwalten der Stände, Corporationen u. s. w., diese unedle Käselei alles eigenen Ehrens der Staatsbürger, das nicht auf die Staatsgewalt, sondern nur irgend eine allgemeine Beziehung hätte, ist in das Gewand von Vernunftgrundsätzen gekleidet worden, nach welchen kein Heller des gemeinen Aufwandes, der in einem Lande von 20, 30 Millionen für Arme gemacht wird, ausgegeben werden darf, ohne daß er von der höchsten Regierung erst nicht erlaubt, sondern befohlen, controlirt, befragt worden wäre. In der Sorge für die Erziehung soll die Ernennung jedes Dorfschulmeisters, die Ausgabe jedes Pfennigs für eine Fensterscheibe der Dorfschule sowie der Dorfrathstube, die Ernennung jedes Thorschreibers und Gerichtsschergen, jedes Dorfrichters, ein unmittelbarer Ausfluß der obersten Regierung sein; im ganzen Staate jeder Bissen vom Boden, der ihn erzeugt, zum Munde in einer Linie geführt werden, welche durch Staat und Gesetz und Regierung untersucht, berechnet, berichtigt und befohlen ist.

Jene Zeitungsredaction, die von der Art war, daß sie zugleich Hegel eine Menge chrematistische Angelegenheiten zuwendete — man sehe S. 231 — konnte ihm schwerlich auf die Dauer zusagen. Nach den neuen Ideen, die gleichzeitig der neuen politischen Gestaltung Deutschlands über das Unterrichtswesen in Baiern Einfluß gewannen, sollte auch das Agidiengymnasium in Nürnberg, „wie man damals in München sich ausdrückte, verorganisiert werden“ und demgemäß der jedesmalige Rector der Anstalt ein Philosoph sein, jedoch nicht bloß in der Philosophie, sondern auch in der Religion Unterricht erteilen. So ward dem an ihn ergangenen Rufe folgend Hegel im Spätherbst 1808 Rector an der genannten Anstalt. Über den Einfluß, den die nichtakademischen Vorträge auf Hegel geübt, lesen wir S. 248:

Die Meinung, als ob die Heranbildung der Gymnasialjugend eine Art Degradation des Philosophen gewesen, vergift in Anschlag zu bringen, daß Hegel seinerseits dem Gymnasium für seine Philosophie viel verdankt. Er wußte nichts von der falschen Genialität, welche sich für zu gut hält, mit dem gewöhnlichen Bewußtsein sich einzulassen und sich deutlich zu machen. Hinter jener Vornehmigkeit verbirgt sich oft die unbewußte Besorgniß, wie es mit der Bestimmtheit und Klarheit auch an den Tag kommen würde, daß angewunderte Tiefsinnigkeiten in der That oft höchst triviale Wahrheiten oder gar Widersinnigkeiten seien. . . . Ohne die Schule des nürnbergers Gymnasiums würde Hegel's Tiefe eine so große Klarheit, als sie erreichte, wahrscheinlich nicht errungen haben.

Niemand wird ohne Theilnahme, ohne sich zu verehrendem Auerkenntnisse gestimmt zu fühlen, lesen, wie Hegel dem neuen Wirkungskreise auf die ausgezeichnetste Weise vorstand:

Der tiefe Ernst, der aus Allem, was Hegel sagte und that, nachhaltig hervorblickte, die sachliche Gravität, die ihn umschwebte, hielt die Schüler in großer Ehrfurcht vor ihm. Die Vielseitigkeit seiner Bildung unterstützte diesen Eindruck. Wenn Lehrer auf kurze Zeit erkrankten, so übernahm er nicht selten ihre Stunden und die Schüler waren besonders überrascht, als er nicht nur im Griechischen und andern Gegenständen, sondern auch in der Differential- und Integralrechnung den Unterricht ohne weiteres fortsetzte.

Jedoch hinter dem reichen Umfange und der Klarheit seines Wesens blieb keineswegs die praktische Thätigkeit und die Energie zurück, womit er über Jucht und Disciplin der Schüler wachte. Dies bezeugt die Schrift nicht im Allgemeinen, sondern weist es überzeugend an Specialitäten nach. Während des Aufenthalts in Nürnberg verheirathete sich Hegel. Er war damals 40 Jahre alt, und daß er den wichtigen Schritt, welcher meistens in jüngern Jahren geschieht, so spät gethan, dies betrachtet der Verf. als einen Beweis der stillen Allmähligkeit der organischen Reife, welche der hervorstechendste, charakteristische Zug bei Hegel gewesen sei, und da die Braut, ein Fräulein Marie von Lucher, einer der ältesten und bekanntesten Familien Nürnbergs entsprossen war, so wird S. 259 aufmerksam darauf gemacht, daß Hegel der Philosoph, der in der Wissenschaft mit „der ganzen Vergangenheit unsers Geschlechts fertig geworden war“ (leid thut es Ref., diese wahrhaft sündlichen Worte gewissenhafterweise nicht unterdrücken zu dürfen), „aus einer vielverzweigten, einen Reichthum geschichtlicher Erinnerungen in sich bergenden Familie geheirathet habe.“ Das neue Verhältniß veranlaßte zwei Hegel'sche Gedichte „An Marie“. Da nun die Heirathsperiode eine der interessantesten in dem Leben der allermeisten Personen ist, so wird es hier, wo von Hegel's Biographie gesprochen wird, nicht unangemessen sein, bei den Documenten des Hegel'schen Brautstandes etwas länger zu verweilen. Aus dem ersten, noch vor erhaltenem Jawort niedergeschriebenen Gedichte, heben wir folgende zwei Strophen aus (S. 260):

Aus der Thalnacht hob dich höh'res Sehnen,
Aus dem Innern schloß sich auf
Dir das Licht des Guten und des Schönen,
Rahmst zum Morgenhügel deinen Lauf.

Glanz der Sonne röthet seine Lüfte,
Unbestimmte Ahnung weht
Sich nach Lehr' und Wissen in die Düste
Zu dem Bild, in dem die Sehnsucht lebt.

Das andere, niedergeschrieben nach erhaltenem Jaworte, lautet also (S. 261):

Du mein! Solch Herz darf mein ich nennen!
In deinem Blick
Der Liebe Widerblick erkennen,
O Sonne, o höchstes Glück!

Wie ich dich lieb', ich darf's jetzt sagen,
Was in gepreßter Brust
So lang geheim entgegen dir geschlagen,
Es werd' — ich darf nun — laute Lust!

Doch armes Wort, der Lieb' Entzücken,
Wie's innen treibt und drängt
Zum Herzen hinüber — auszudrücken —
Ist deine Kraft beschränkt.

Ich könnte, Nachtigall, dich meiden
Um deiner Kehle Nach,
Doch hat Natur die Sprache nur der Leiden,
Misgünstig, so berebt gemacht.

Doch wenn durch Rede sie dem Munde
Der Liebe Seligkeit
Nicht auszudrücken gab, zum Bunde
Der Liebenden verleih

Sie ihm ein innigeres Zeichen:
Der Kuß die tief're Sprache ist,
Darin die Seelen sich erreichen,
Mein Herz in dein's hinüberfließt.

Ein Gedicht, dessen Veröffentlichung nicht von dem Urheber selbst beschlossen war, zu bekräftigen, ist eine Unziemlichkeit, und wenn es unter solchen Umständen verfaßt wurde, eine Noheit. Wenn aber der Verf. (S. 262) in Beziehung auf das letztere Gedicht sagt: „Und als er nun die feste Zusage erhalten, stürmte er am 17. April 1811 jubelnd in die Saiten“, so nöthigt, halten wir diese Bemerkung mit dem Gedicht zusammen, sie mindestens zum Lächeln. Eine querelle amoureuse hatte sich zwischen den Versprochenen darüber entsponnen, daß in einem Briefe an seine Schwester Hegel geäußert: er rechne auf ein lebenslängliches zufriedenstellendes Glück in der Ehe, insofern Glück in der Bestimmung seines Lebens läge. Die Braut fühlte hiervon sich schmerzlich berührt, und Folge davon waren Briefe Hegel's, aus deren einem wir den Schluß hervorheben (S. 265):

In Rücksicht auf mich und auf die Weise meiner Erklärung vergiß nicht, daß, wenn ich Marimen verurtheile, ich zu leicht die Art und Weise aus dem Gesicht verliere, wie sie in dem bestimmten Individuum — hier in dir — wirklich sind, und daß sie mir in ihrer Allgemeinheit, in ihrer Consequenz, also zu ernsthaft, vor Augen treten, welche du nicht denkst — noch viel weniger, daß sie für dich darin enthalten wären. Zugleich weißt du selbst, daß, wenn auch Charakter und Marimen der Einsicht verschieden sind, es nicht gleichgültig ist, welche Marimen die Einsicht und Beurtheilung habe; aber ich weiß ebenso gut, daß Marimen, wenn sie dem Charakter widersprechen, bei einem weiblichen Wesen noch gleichgültiger sind als bei Männern. Zuletzt weißt du, daß es böse Männer gibt, die ihre Frauen nur darum quälen, damit ihnen aus dem Verhalten derselben dabei ihre, der Frauen, Geduld und Liebe zur beständigen Anschauung komme. Ich glaube nicht so böse zu

sein; aber wenn einem so lieben Wesen, als du bist, nie weh gethan werden soll, könnte es mir beinahe nicht leid darum sein, wo ich dir wehe gethan, denn ich fühle, daß durch die tiefere Anschauung, die ich dadurch in dein Wesen hinein erhalten habe, die Innigkeit und Gröndlichkeit meiner Liebe zu dir noch vermehrt worden ist. Tröste dich darum auch damit, daß, was in meinen Erwiderungen Unliebevolles und Unweises gelegen haben mag, dadurch vollends verschwindet, daß ich dich immer tiefer, durch und durch liebenswürdig, liebend und liebevoll fühle und erkenne.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Gisela. Roman von L. Mühlbach. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1845. 8. 2 Thlr.

Schon seit mehreren Jahren lese ich im Katalog die Namen der von dieser Verf. erscheinenden Bücher; sie schreibt immer wieder, findet immer wieder Verleger und folglich auch Leser, und doch hat bis jetzt die Kritik sich wenig mit ihr abgegeben, und die Namen Hahn-Hahn, Frau v. Paalow, Theresie u. s. w. haben sie schnell überflügelt und zurückgebrängt. Dieses Räthsel zu lösen und um mir eine Charakteristik der Schriftstellerin entwerfen zu können, las ich mehrere ihrer früheren Schriften, ehe ich die neue vorliegende vornahm. Genie, Verstand, Talent sind nicht darin zu verkennen; mit Feuer und warmem Lebensmuth nimmt die Verf. den Stoff auf, bearbeitet ihn jedoch mit einer gewissen Roheit — ich meine hier nicht unter Roheit etwas Schlechtes, sondern nur Unkünstlerisches, die Form nicht Duldendes. Ihre Gestalten mahnen mich an jene auf ägyptischen Basen, welche im Ursprunge der Kunst gemalt sind, entweder Roth auf Schwarz, oder Schwarz auf Roth, nur in einer Farbe ohne Schattirung, mit scharfem entschiedenen Umriss. Selbst die Weitschichtigkeit, womit sie die handelnden Personen redend einführt, die weit ausgesprochenen Reflexionen, die sie ihnen in den Mund legt, dienen nur dazu, diese Umrisse schärfer zu zeichnen; wie in den Bilderbüchern für Kinder der Fuchs sagt: „Ich bin ein listiges Thier“, so charakterisirt sich jeder der Helden und Nichthelden gleich auf den ersten Blättern selbst. Ein jugendliches Herz scheint das Leben aufgefaßt zu haben, es hat es nicht studirt, sondern mit einem Blick überschaut, es zeichnet es nieder, nicht wie es ist, sondern wie es ihm erscheint, es hat geahnt und schaut nur, um diese Ahnung bestätigt zu sehen.

„Gisela“ ist nun das letzte Werk der Verf. und nicht das beste; die Mängel der Schriftstellerin sind hier noch mehr hervortretend als in den früheren, obgleich auch manche verdienstvolle Seite nicht zu übersehen ist. Gisela, die schöne Heldin, verachtet die Welt und hat das Schicksal, von der Welt verkannt und verachtet zu werden; immer aufopfernd, glaubend und vertrauend, wird sie das Opfer einer tugendhaft scheinenden Schwester, die sie haßt. Wir finden sie gleich im Anfang am Sterbebette der Freundin, deren Mann ihr den Hof macht; die Sterbende empfiehlt ihr das Kind, und trotz aller Warnungen macht sie wieder an dessen Krankenbett, und wir sind Zeuge einer leidenschaftlichen Scene mit dem Vater des Kindes. Gisela vertheidigt ihre Jugend, während dasselbe stirbt. Sie verläßt ihre Schwester, von welcher sie verleumdet ward und wohnt allein auf ihrem Gute. Dort entspinnt sich ein Liebesverhältniß mit einem ihrer unwürdigen Männe; sie liebt ihn, und als sie zur Hochzeit nach der Stadt fährt, sieht sie ihn ihre Schwester, welche sie bei ihm verleumdet hat, zum Altar führen. Der Fürst küßt und tröstet die Getäuschte; während Alles ihr den Stab bricht, glaubt er an ihre Jugend; er besucht sie öfters und sie gilt bald für seine Raitresse; zuletzt, als der Fürst von seiner Gemahlin vergiftet wird, wird Gisela auch dieses Mordes angeklagt. In einer Sennerhütte auf den Alpen kühlt sie sich, nachdem sie von der Anklage freigesprochen

ist; auch dort findet sie Liebe, aber auch hier tritt die Schwester störend dazwischen; Gisela findet den Tod in den Wellen. Daß die verkannte Unschuld ihr Möglicstes dazu beiträgt, um verkannt zu werden, ist nicht zu leugnen; es wird dem Leser sogar einigemal recht schwer, obgleich er sehr für die Heldin eingenommen ist, an ihre Jugend zu glauben, er thut es aber doch und hört andächtig die bitteren Worte über die Welt und deren Urtheil an. Sollte der Roman ein Lendenzroman sein, so möchte wol, obgleich manche Wahrheit darin geborgen ist, die daraus zu schöpfende dem Leser nicht die empfehlenswerthe sein. „Wer nur danach strebt, glücklich zu sein in der äußern Stellung, braucht sich nicht vor dem Laster zu scheuen.“ Das kleine Fürstenthum übrigens, der Schauplatz der Handlung, welches auf keiner Landkarte liegt, sollte doch wenigstens eine Chronik seiner Geschichte aufweisen, da so außerordentliche politische Ereignisse sich da zugetragen haben. Eine Fürstin, die eine Revolution gegen den Gemahl anstiftet, um ihn abzusetzen, dafür auf einer Festung schmachtet, durch einen entlaufenen Galeerensklaven, mit Einverständnis des Priesters, den Fürsten vergiften läßt, den Galeerensklaven heirathet und das Land mit demselben regiert: alle diese Ereignisse ohne den Hintergrund alterthümlicher Zustände — das kommt uns etwas abenteuerlich vor. Doch ist es gut erzählt; ein lebenswarmer Odem haucht den selbstgeschaffenen Wirren Leben ein; Liebe, Freundschaft und alle edlen Gefühle sind mit glühenden und blühenden Farben geschildert; der Leser empfindet mit, wenn er auch nicht mit erleben kann, und daher begreift es sich, daß die Schriften der L. Mühlbach immer Leser finden, wenn sie auch keine Kunstwerke sind und nicht immer die Gnade und Aufmerksamkeit der Kritik erhalten konnten.

2. Nach der Hochzeit. Vier Novellen von L. Mühlbach. Zwei Theile. Leipzig, Frißche. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese vier Novellen handeln von vier verschiedenen Ehepaaren; dessenungeachtet scheint uns der Titel nicht recht bezeichnend zu sein: es ist weder von Glitterwogen, noch von verflochtenen Honigmonden die Rede, und die Täuschungen der Liebe spielen die geringste Rolle dabei. Am wenigsten wollte uns die Tischlerfamilie zusagen; wenn man von der gebildet sein wollenden Frau liest, die sich nach Liebe sehn und den ersten besten jungen Mann für einen Liebenden hält, den Mann vergiften will und bei den ersten Merkmalen des Gifts in Verzweiflung geräth, sich dann mit dem Mann versöhnt, als dieser ihrer Angst ein Ende macht und nicht stirbt, da der Apotheker auf seine Veranlassung Zucker statt Gift gab, kann man nicht umhin, an eine Marionetten-Komödie zu denken. Die zweite Novelle ist besser, mehr in Berücksichtigung von Seelenzuständen geschrieben; ihre Tendenz ist: zu beweisen, daß es Fälle gibt, wo die Ehescheidung wünschenswerth. Am gelungensten scheint uns die dritte: Die Ehe des Contrebandiers, Wildbiebes und Mörders, dessen Frau ihm den Dold zur Selbstentlebung gibt und ihren Sohn nach seinem Ebenbild erziehen will. Kraft und Freiheit athmen diese Seiten, der poetische Schwung ist darin unverkennbar.

3. Novellen und Scenen. Von L. Mühlbach. Zwei Theile. Leipzig, Frißche. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

„Lorentino“; „Denkwürdigkeiten eines Kindes“, eine Idylle; „Der Löwe von Butter“; „Ein Liebesdienst“; „Verschwörung durch ein Bild“, Schauspiel in vier Aufzügen; „Erbsen und Phönix“ — bilden den Inhalt der vorliegenden zwei Theile. Als die gelungenste dieser verschiedenen Lieferungen nennen wir die erste, „Lorentino“, welche in Florenz spielt und die ganze Glut des Südens in sich trägt. Lorentino, der Rächer der Republik und seiner Liebe, der Mörder des Herzogs Alessandro von Medici, ist der Held derselben, doch vermag er nicht das Interesse, welches er im Anfang erregt hat, zu fesseln, wegen der heimtückischen, verrätherischen Rolle, die er spielt. Das Wort und der Begriff der Vendetta scheint Ref. nicht die gehörige

Deutung erhalten zu haben. Ganz mißlungen erschienen ihm die „Denkwürdigkeiten eines Kindes“; die Idylle hätte ebenso gut erzählt werden können, ohne die Kindesnatur als Belauferin derselben darzustellen, auch hätte die Idylle nicht erzählt zu werden brauchen. Der übrige Inhalt des Buchs ist mehr oder weniger anziehend und werthvoll, dann und wann indeß auch unbedeutend, wie das bei solchen reichhaltigen Sammlungen nicht anders sein kann.

4. Die Geusen, oder Fanatismus und Liebe. Historisch-romantisches Gemälde von Max Hinzler. Zwei Bände. Altenburg, Selbstg. 1845. 8. 2 Thlr. 7½ Rgr.

Der historische Theil ist besser behandelt als der romantische. Wie der Titel schon andeutet, spielt der Roman in den Tagen der niederländischen Befreiungskämpfe des 16. Jahrhunderts. Mehrere Helden derselben und Hauptpersonen bei jenen Ereignissen werden dem Leser vorgeführt; Volks- und andere Scenen sind gut aufgefaßt und wiedergegeben; es fehlt der Seele nicht an Kraft, der Feder nicht an Talent. Der Fanatismus kleidet sich in Blut und Haß und es mangelt der Darstellung nicht an Färbung der Zeit und des Orts; doch die Frauen, die den romantischen Theil beeinflussen, sind matte Gestalten und verstehen nicht, das Interesse zu fesseln und es den politischen Ereignissen freitig zu machen. Man vernimmt nicht genug das Echo der religiösen Wirren in der Feuerseele; sie sind, wenn Alles kämpft, ohne sichtbare Kämpfe, denn diejenigen, welche Marie vor ihrem Glaubenswechsel bestranden hat, werden nur erzählt. Im Ganzen ist der Roman aber als eine angenehme Lecture zu empfehlen.

5. Lydia. Von Theresie, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden“ u. Braunschweig, Vieweg. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist erfreulich, wenn eine Schriftstellerin im Schreiben nicht verarrat, sondern reicher wird und das in ihren Werken kund gibt; in diesem vorliegenden zeigt die Verf., daß sie den Theil des Lebens, den sie bearbeitete, verstanden hat. Es sind zwei vielbesprochene Fragen der Zeit, die sie aufgreift und deutet — der Luxus und die Ehe. Eine junge verwöhnte Frau kann dem Luxus nicht entsagen, er ist ein Theil ihres Selbst geworden; er ist ihr die Anregung des Schönheitsfinnes; er ist ihr nöthiger zum Glück als die Liebe. In den anmuthigen Ketten des Luxus läßt sie sich auch von dem Geliebten abziehen und in die Ehe mit einem reichen ungeliebten Mann. Daß sie am Tage vor der Hochzeit, beim Abschied vom Geliebten, diesem Treue gelobt, ihn in Karlsbad wiederzusehen verheißt — ohne daß er sie darum gebeten — kann man füglich als die Exaltation einer geistreichen, in Luxus und ohne Beschäftigung lebenden Frau deuten. Ihr Gemahl hat ihr Verhältniß durchschaut, er will ihre Liebe gewinnen, nicht aus Liebe, sondern aus Neugierde. Wie der Jäger das Wild, so lockt er ihre Liebe und ihr Vertrauen, und es gelingt ihm theilweis. Das eheliche Verhältniß umspielt sie mit den Fäden der Gewohnheit und des gemeinschaftlichen Interesses; sie spricht von sich selbst und von dem ihr angetrauten Mann nicht mehr ich und du, sondern wir; sie gehört ihm, und der Entschluß, den Geliebten nicht wiederzusehen, ihm zu entsagen, steigt in ihrer Seele auf — sie schreibt ihm den Abschiedsbrief. Gleich darauf entdeckt sie aber, daß ihr Gemahl, während er wegen Geschäften auf das Landgut zu reisen vorgab, mit einer französischen Raitresse dort lebte; auch war Lydia Ohrenzeuge, als er kalt den gegen sie selbst ausgeführten Kriegsplan auseinanderlegte. Lydia hatte an Sarggefühl geglaubt und sein berechnete Intriguen entdeckt. Lydia hält sich dadurch für frei und reist in der ersten Leidenschaftlichkeit nach Karlsbad zum Geliebten, welcher sie wieder zum Selbstbewußtsein bringt und beredet, zum Satten zurückzukehren. Lydia lebt mit dem Gemahl dem Äußern nach, wie Wesen von Erziehung und Bildung, welche immer höflich sind und nie gegen die Form fehlen, in der Ehe leben müssen, selbst wenn kein

innigeres Band sie vereint. Die Moral des Buchs ist: daß die Ehe nicht mit sich scherzen läßt, daß sie entweder häßt oder liebt. Einige kühne Worte spricht die Heldin aus, unter andern: „Ein ganzes Leben an ein ungeliebtes Wesen verschwenden, Kinder empfangen, die uns verlassen, tausend Fußtritte in das weichste Herzfleisch erhalten, dafür einen Eegenspruch sagen, das nennt man in der Welt eine rechtschaffene Frau sein.“

Literarische Notiz.

Reiseschilderungen aus Asturien.

Bu der bereits reichen Touristen-Literatur über Spanien ist vor kurzem ein neues Werk hinzugekommen, welches sich vorläufig nur mit einer Probirung dieses interessanten Landes beschäftigt, dabei aber sehr ins Detail geht. Wir meinen den „Coup d'oeil sur les Asturies, notes extraites d'un voyage en Espagne“, von R. Holinski. Diese Schrift ist das Ergebniß gewissenhafter Beobachtungen und ernster Studien. Sie verdient deshalb größere Beachtung als die Mehrzahl solcher Reiseskizzen, welche jetzt täglich wie Pilze emporwachsen. Besonders berücksichtigt werden die Sitten und Gebräuche, die bestehenden Institutionen und vorzugsweise die Gewinnung der kostbaren Metalle, deren Reichthum in Spanien immer noch nicht erschöpft ist. Dabei schweift der Blick des Verf. zuweilen auch über die gegenwärtigen Verhältnisse hinaus und erstreckt sich auf historische Betrachtungen. So beleuchtet er unter Andern auch die einflußreiche Verwaltung Aranda's, des bekannten Ministers Karl's III., während welcher zu mancher wichtigen Reform Keime gelegt wurden, die leider mit widrigem Geschick zu kämpfen hatten. Auch einige jener prachtvollen Bauten und andere Kunstwerke, an denen Spanien so überreich ist, werden hier mit Kennerblick und Geschmack geschildert. So erhalten wir eine gelungene Beschreibung der berühmten Kathedrale von Oviedo. Interessant ist die Aufzählung aller Überreste von Heiligen und sonstigen Reliquien, welche in den heiligen Hallen dieser Kirche vorgebildet aufbewahrt werden. Wir wollen aus der langen Liste nur Einiges auswählen. Angeführt wird unter Andern: ein Beut vom letzten Abendmahl; ein Stück von dem Manna, welches in der Wüste gesendet wurde; Ruch von der heiligen Mutter Maria; einer von den Silberlingen, für die Christus verkauft wurde; ein Stück vom Mantel des Elias u. s. w. Holinski erzählt, wie er sich bei Besichtigung der vermeintlichen Reliquien des Lächelns nicht habe erwehren können. Statt aber eine Mißbilligung dafür sich von Seiten seines Cicero, eines Kanonikus, zuzuziehen, habe ihn dieser auf die Schulter geschlagen und ihm lachend gesagt: „Wir verstehen uns!“ In der Kanonikus habe sich von seiner spottfüchtigen Laune so weit hinreißen lassen, daß er die Lauge seiner Wige über die unschuldigen Heiligtümer ausgeschüttet hätte. Unter den verschiedenen hervorragenden Männern, deren Wirksamkeit in vorliegender Schrift besprochen wird, sind vorzüglich zwei hervorzuheben, deren Thätigkeit gerade für Asturien von besonders günstigem Einfluß gewesen ist. Es sind dies Melchior Jovelanos und der bekannte Aguado. Der Erstere hat sich dauernden Verdienste um sein Vaterland durch die Anlegung von Schulen und durch die Beförderung der Cultur erworben, während Letzterer großartige Pläne zum Theil erst entworfen, zum Theil schon auszuführen begonnen hatte, welche bestimmt waren, den Bergwerken, die lange Zeit in gänzlicher Vernachlässigung gelegen haben, einen neuen Aufschwung zu geben. Diesen beiden verdienten Männern hat der Verf. eine ausführlichere Darstellung gewidmet. Doch wir können hier nur wenige Andeutungen von dem reichen Inhalte einer Schrift geben, welche als Vorläufer eines größern und umfangreichern Werks, das sich über alle Theile von Spanien erstrecken wird, zu bedenkenden Erwartungen berechtigt.

Freitag,

Nr. 94.

4. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben
durch Karl Rosenkranz.

(Bechluss aus Nr. 93.)

Der Verheirathung, welcher also scharf distinguirende zärtliche Briefe vorhergegangen waren, folgte eine zwanzigjährige glückliche Ehe, und wahrhaft erbaulich ist es zu lesen, was über die praktische Sicherstelligkeit berichtet wird, womit der ausgezeichnete Mann dem neuen Verhältniss in dessen bürgerlichen Beziehungen vorstand (S. 266):

Hegel umfasste sein ganzes Hauswesen mit liebevoll überwachender Sorgfalt. Da ist nichts von genialer Nachlässigkeit, nichts von Verdruß über die unvermeidliche Berührung mit dem Kleinlichen des Lebens sichtbar. Die ökonomischen Angelegenheiten wurden von ihm mit Vorsicht, aber ohne Angstlichkeit wie ohne Leichtsinne behandelt. Wie Schiller hielt er sich nach alter Schwabensitte einen mit Papier durchschossenen Hauskassender in Quartformat. Hierin zeichnete er, mit Ausnahme der auf die Küche sich beziehenden, gewissenhaft alle Ausgaben für Wohnung u. s. w.

Nach Dem zu urtheilen, was hier über den praktischen Sinn Hegel's gesagt ist, würde dieser selbst es schwerlich guthießen, wenn wir am angeführten Orte weiter lesen: „Man könnte von Hegel sagen, er sei so genial gewesen, daß er auch Philister zu sein sich erlauben durfte.“ Mehr von der akademischen Thätigkeit als der des Schulmannes angezogen, folgte Hegel im Herbst 1818 dem Rufe nach Heidelberg, während schon von ihm, damals jedoch erfolglos, Verbindungen in Berlin angeknüpft waren. Der Anklang, den er unter der studirenden Jugend Heidelbergs fand, war kein befriedigend ausgebreiteter. Großen Effect aber machte seine in den dortigen „Jahrbüchern“ von 1817 erschienene Kritik der Verhandlungen in den Versammlungen der Landstände des Königreichs Würtemberg vom Jahre 1815 und 1816, „wegen welcher engherzige Aristokraten Hegel als einen Eervillen um deswillen verfahren haben, weil er die Vernunft und Volksmäßigkeit des königlichen Willens gegen ihren Egoismus vertheidigte.“ „Er meint“, berichtet Hr. Rosenkranz S. 316, „der berliner Sand sei für die Philosophie eine empfänglichere Sphäre als Heidelbergs romantische Umgebungen“, und erklärte im Jan. 1818

sich entschlossen, die in Berlin erledigte Professur Fichte's anzunehmen. S. 317—318 heist es:

Was Manche gern nur als Befriedigung eines Lieblingswunsches des Ministeriums Altenstein ansahen, war im Grunde das Werk der progressiven Tendenz des preussischen Geistes, und ein aus Preußen selbst hervorgegangener Philosoph, Solger, war es, der die Aufmerksamkeit des Unterrichtsministers auf Hegel besonders firkte.

Hr. Rosenkranz stellt Hegel's Berufung nach Berlin als eine Nothwendigkeit dar und läßt sich darüber also vernehmen (S. 317):

Preußen, außer gegen Norden durch die Ostsee, von keinen Naturgrenzen geschützt, in seiner weitläufigen und verzwickten Peripherie mit den verschiedensten Nationen, Culturen und Verfassungen sich unmittelbar berührend, ein halb erobernder, halb durch Erbe und Kauf sich erweiternder Staat, früherhin mit dem entschiedenen Übergewicht einer protestantischen Bevölkerung, seit dem Pariser Frieden auch mit dem Gegengewicht einer bedeutenden katholischen erfüllt, kann sich nur durch den rastlosen Fortschritt seiner geistigen Entwicklung eine selbständige Stellung erhalten. Die Wissenschaft hat daher bei ihm noch eine andere Bedeutung als bei Staaten, welche sich durch ihre natürliche Lage, durch die nationale oder kirchliche Einheit ihrer Bevölkerung oder durch große materielle Hülfsmittel gesichert sehen. Mit dem Aufgeben der Wissenschaft würde Preußen sich selbst aufgeben, denn es ist durch und durch ein künstlicher, ein gemachter Staat, der lediglich durch die Vermittelung der Bildung, der selbstbewußten Vernunft, zur Einheit gelangen kann. Hieraus erklärt sich die große Bedeutung, welche es für Preußen haben mußte, durch Kant die ihm entsprechende Philosophie zu erhalten, eine Philosophie, welche theoretisch Kritik, praktisch der Imperativ des Sollens und Postulirens ist. Oder umgekehrt kann man sagen, daß der preussische Staat aus seinem Wesen diese nüchternen und thatthätigen Philosophie als seinen Begriff aus sich hervorgebracht habe. Da nun die Hegel'sche Philosophie in Wahrheit die Vollendung der Kant'schen ist, so ergibt sich hieraus die höhere Nothwendigkeit, welche Hegel's Berufung nach Preußen und die schnelle Einwurzelung seiner Philosophie in demselben bewirkte.

Schwerlich läßt sich von der Einwurzelung jetzt schon sprechen, wo noch die von Hrn. Rosenkranz selbst sehr ausführlich dargestellten Momente fortwirken, in Folge welcher äußere Vortheile des Gelehrten im Preussischen für sicher erreichbar gehalten wurden, wenn man sich der Stimme Hegel's vergewissert hätte. Ubrigens haben sich auch bereits Momente hervorgethan, denen zufolge man fragen könnte, ob andererseits von der Einwurzelung noch die Rede sein könne. Über seine

Antrittsrede in Berlin (22. Oct. 1818) vermag selbst Hr. Rosenkranz nicht ohne alle und jede Mißbilligung zu berichten. Er sagt S. 328:

Alle pomphaften Wendungen, welche der später sogenannte Hegelianismus über den Zusammenhang der Hegel'schen Philosophie mit der weltgeschichtlichen Bestimmung des preussischen Staats zu nehmen pflegte, sind dem Reime nach schon in dieser Rede enthalten. Der berliner Stolz muß doch etwas Anstößendes haben. Der sonst zwar immer männliche, aber niemals machtrunkene Hegel meinte: Auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden.

Die Deutschen wurden in jener Rede als das auserwählte Volk Gottes in der Philosophie gepriesen, und es ward von ihr gesagt:

Sie hat sich zu den Deutschen geflüchtet und lebt allein noch in ihnen fort. Uns ist die Bewahrung dieses heiligen Lichtes anvertraut und es ist unser Beruf es zu pflegen und zu nähren und dafür zu sorgen, daß das Höchste, was der Mensch besitzen kann, das Selbstbewußtsein seines Wesens, nicht erlösche und untergehe.

Die Kant'sche Philosophie — fährt Hr. Rosenkranz fort — die ursprünglich preussische, der Hegel seine eigene Philosophie in den wesentlichsten Punkten verdankte und deren Vollerender er mit Recht genannt werden kann, wurde von ihm hart und also angelassen: „Zuletzt hat die sogenannte kritische Philosophie dem Nichtwissen des Ewigen und Göttlichen ein gutes Bewußtsein gemacht, indem sie versichert, bewiesen zu haben, daß vom Ewigen und Göttlichen nichts gewußt werden könne. Diese vermeinte Erkenntniß hat sich sogar den Namen Philosophie angemast“ u. s. w. Er dagegen versprach eine Philosophie, welche Gehalt haben werde u. s. w.

Die Opposition ließ nicht lange auf sich warten. Seine den jugendlich deutschen Richtungen durchaus abholden, der Regierung aber wohlgefälligen Tendenzen würden die Opposition nicht in dem Maße erbittert haben, als sie es nach und nach ward; offenbar ging diese Wirkung von der Widerwärtigkeit aus, die sich allemal darstellt, wenn man Jemanden vor berauschend überwältigenden äußern Umständen das Maß verlieren sieht. Napoleon verlor es, weil sein Lieutenantsbegegnen anfang sich in ein Scepter über Europa zu verwandeln. Hegel verlor es, weil seine bescheidene Gelehrtenosphäre sich zu einer preussischen einigermaßen politisch wichtigen erweiterte. Hr. Rosenkranz selbst hebt in dieser Beziehung zwei Momente heraus (S. 335):

Erstlich die leichte Mißverständlichkeit des Kanons, den Hegel für die Politik in der Vorrede zur Rechtsphilosophie mit den verrufenen Worten aufstellte: „Was wirklich ist, ist vernünftig; was vernünftig ist, ist wirklich.“ Er ist selbst genöthigt gewesen, später in der zweiten Ausgabe seiner „Encyclopädie“ die Erklärung zu geben, daß er unter Wirklichkeit nicht das bloße empirische, mit dem Zufall, also auch mit dem Schlechten und dem Nichtseinsollenden gemischte Dasein, sondern die mit dem Begriff der Vernunft identische Existenz verstehe.

Was soll man aber von einem Philosophen denken, der so Etwas hinschreibt, und in die Nothwendigkeit gerathen kann, nachträglich zu sagen, so habe er es gemeint? Wer wird eine solche Meinung in solchen Worten ausdrücken, ohne durch den Gesamtzusammenhang dafür gesorgt zu haben, daß die Mißverstehenden so zu

sagen mit der Nase auf Das gedrückt werden, was die eigentliche Meinung ist? Weiter bemerkt Hr. Rosenkranz:

Der zweite Punkt, der ihm in jener Vorrede die Herzen abwendig machte, war, daß er nicht nur gegen die demagogische Richtung überhaupt sich aussprach, sondern auch in seine Polemik den Namen eines Mannes verflocht, dessen Colleague er als Privatdocent in Sena, dessen Nachfolger im Lehramt er zu Heidelberg gewesen war. Er nannte Fries den „Führer aller Geistigkeit“ und verworf in den bittersten Ausdrücken dessen Begeisterung für das Vaterland, den Gemeingeist, die Freundschaft — als den „Brei des Herzens“. Diese Äußerungen wären besser unterblieben.

Ja wol sie wären besser unterblieben und besser noch wäre unterblieben, was darauf folgte. Da die hallische „Allgemeine Literaturzeitung“ (Febr. 1822, Nr. 40) gebührend, aber in sehr anständigem Tone dies ungebührliche Verfahren ahndete, so

geriet Hegel, der in seiner objectiven Sinnesweise in der That gar nicht an eine persönliche Kränkung gedacht hatte, ganz außer sich. Er schrieb sich den Schluss der Recension ab und ging in seinem Verdruss so weit, in einem weitläufigen Schreiben vom Ministerium des Unterrichts Schutz gegen diese Denunciation, wie er es nannte, zu verlangen. Er war so schwach, es abschleulich zu finden, daß ein preussischer Beamter in einem von der Munificenz der preussischen Regierung unterstützten, in Preußen selbst erscheinenden Blatte so sollte verächtigt werden können. Er versicherte, an Fries als Privatmann nicht im mindesten, nur an seine verderblichen Grundsätze gedacht zu haben. Ja, er wollte dem Ministerium in jener Kritik einer Partei, welche sich privilegiert glaube und das große Wort zu nehmen gewohnt sei, ein Beispiel liefern, wohin eine zu große Pressfreiheit führen könne.

Hegel erlangte so viel, daß vom Ministerium der Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung“ strengere Censur der aufzunehmenden Recensionen „unter Androhung der Zurücknahme der solcher beigelegten Befugniß im Nichtbeachtungsfalle“ anempfohlen ward. Als historisch nicht unwichtig fügen wir noch bei, was der Minister Altenstein unter dem 24. Aug. 1821 in Bezug auf Hegel's „Rechtsphilosophie“ an diesen gekußert:

Indem Sie in diesem Werke wie in Ihren Vorlesungen überhaupt mit dem Ernste, welcher der Wissenschaft geziemt, darauf bringen, das Gegenwärtige und Wirkliche zu erfassen und das Vernünftige in der Natur und Geschichte zu begreifen, geben Sie der Philosophie, wie mir scheint, die einzig richtige Stellung zur Wirklichkeit, und so wird es Ihnen am sichersten gelingen, Ihre Zuhörer vor dem verderblichen Dünkel zu bewahren, welcher das Bestehende, ohne es erkannt zu haben, verwirft und sich besonders in Bezug auf den Staat in dem willkürlichen Aufstellen inhaltleerer Ideale gefällt.

Weil wir in Allem, was über Hegel's berliner Leben bis zu seinem am 14. Nov. 1831 bekanntlich an der Cholera erfolgten Tode berichtet wird, nichts finden, was den Eindruck verwischen könnte, den jene Maßlosigkeit des Verewigten wohl auf jeden Unbefangenen macht, so brechen wir hier ab, finden dadurch aber uns veranlaßt, um so mehr auf das Buch selbst zu verweisen, das vor Allem hier zu den interessantesten Bemerkungen Anlaß gibt und großes Vergnügen gewährt, fast man auch nur die unbegrenzte Verehrung in das Auge, die zu Berlin Hegel in seinem weiten Kreise ward. Einer seiner Verehrer richtete an Hegel's Ge-

sonntags, den 27. August, Dittichen an denselben, deren Schluß in Bezug auf den Gefeierten den Plato und Aristoteles also anredet:

Kennst auch Hellas nicht mehr, so seid ihr göttlich empfangen Von dem germanischen Geist, der in der Welt jetzt regiert. Die ihr begonnen den Bau, nun ruht die Kuppel geschlossen: Würdig der Dritte zu euch wagte nur Hegel zu sein.

Allem Anschein nach fand Hegel und fand Jedermann, der nicht zu der opponirenden, verhältnismäßig schwachen Minorität gehörte, dergleichen Überschwänglichkeiten ganz in der Ordnung.

Schließlich in unserm und im Namen eines Jeden, dem das „Ästhetische der Theoretische“ ein Creuel ist, Hrn. Rosenkranz besondern Dank dafür, daß er S. 349, wo er erwähnt, wie in jener Zeit ästhetisches Interesse das einzige öffentliche in Berlin gewesen sei, unter Andern die aller Orten beherzigungswerthen Worte anspricht:

Wenn das ästhetische Element andere substantielle Interessen zurückdrängt, wenn es gekünstelt genährt wird, um von denselben zu abstrahiren, so ist mit ihm stets viel Fädsheit und Trägheit, viel Selbstgefälligkeit und ziellose Zerstreuungssucht verbunden. Das Beschauen und Anhören, das Genießen und Kritisiren wird zuletzt ein inhaltsloses, unmännliches Cybartenleben, welches auch tüchtigere Naturen verderben kann.

29.

Hermes und Bär,

oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

Geschichte und Geographie sind ihrem innern Wesen nach ein paar unzertrennliche, durch und durch ineinander verzweigte Wissenschaften, sie sind sich gegenseitig ganz unentbehrliche Säule und Stütze; sie bedingen einander auf allen ihren Wegen wie Ursache und Wirkung; sie erzeugen, begründen und erweitern sich wechselseitig wie Vergangenheit die Gegenwart, wie Gegenwart die Zukunft. Mit einem Wort: sie machen von Natur ein innig vereinigt Ganzes aus. Und dennoch ist hier eine Trennung und zwar eine sehr scharf gemessene Trennung ermöglicht worden. Ja man ist sich sogar der Nothwendigkeit zu diesem Schritte klar bewußt gewesen. Das kann mit Recht befremden, aber doch nur für einen Augenblick, denn bei näherer Prüfung gewinnt man sogleich die Überzeugung, daß diese Sonderung aus bloßer Rücksicht auf die Beschränktheit des menschlichen Fassungsvermögens und in der ehrenwerthen Absicht auf den gründlichen Aus- und Weiterbau unsers Wissens ebenso nothwendig als wünschenswerth geworden ist. Solche Rücksichten und Zwecke treffen wir ja überall an, wo es dem Menschen wahrhaft Ernst ist um das Mittheilen, Einsammeln, Verarbeiten und Erweitern nützlicher Kenntnisse. Doch kann hier auch gar leicht zu weit gegangen werden, besonders da, wo es sich um allgemeine fürs wirkliche Leben brauchbare Bildung handelt. Und was die eben erwähnte Trennung der Geographie von Geschichte betrifft, so ist die schlimmste Zeit noch nicht sehr lange vorüber, wo man darin viel weiter gegangen war als man verantworten konnte. Die Geographie, welche bei dieser Trennung am meisten zu beklagen war, hatte man so fleißmütterlich in den Hintergrund gedrängt, daß man von ihrem wissenschaftlichen Dasein kaum eine Ahnung hatte. Sie war todt für die gebildete Welt.

Geschichte ohne Erdkunde war nicht denkbar, wol aber eine Erdkunde ohne Geschichte. Das entschied über das traurige Geschick der Geographie. Doch wie gesagt ist diese Leidensgeschichte der Geographie jetzt überstanden. Ihre elende,

bedrückende ~~Waverei~~ ^{Waverei} ist jetzt in Freiheit und Freude verflücht. Seit 30 Jahren sind die tüchtigsten Köpfe zu ihrer Wiederbelebung und würdevollen Wiedereinführung in den Kreis der geachteten Wissenschaften auf das kräftigste thätig gewesen. Sie steht nicht mehr ohne Geschichte.

Die heutige Erdkunde ist aber auch, was sie eigentlich immer hätte sein sollen, eine Naturwissenschaft — eine Naturwissenschaft im umfassendsten, erhabensten Sinne. Sie versteht die Beschreibung der starren Erbformen mit der Naturkunde im Allgemeinen und mit dem Wissen über den Menschen im Besondern zu beleben. Sie läßt unsere Erde einen Wohnsitz, eine Ernährerin und Bildnerin der Menschen, läßt sie Trägerin und Vermittlerin der Menschen-Erlebnisse und Thaten, der Freuden und Leiden sein. Ohne Natur- und Volkskunde ist jetzt keine Erdkunde denkbar. Geographie ist wieder in ihre alten von Strabo schon festgestellten Rechte eingeführt. Er, der Vater unserer historischen Geographie, begnügte sich nirgend mit einer dürren Länderbeschreibung, sondern ging überall auf die physische Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner ein. „Der Geograph“, sagte er, „muß auf die natürlichen Eintheilungen der Länder sehen, weniger auf die politischen, da, was Herrscher nach Laune bestimmt, nur auf kurze Zeit zu dauern pflegt; aber er soll nicht allein den gegenwärtigen Zustand der Dinge angeben, sondern auch das Wichtigere aus vergangenen Zeiten.“*) Und das ist in unsern Tagen wieder das Lösungswort aller Geographen von wahrhaftem Beruf. Mögen sie zu den wenigen Hochbegabten gehören, welche die Wissenschaft selbst begründen und erweitern können, oder mögen sie zu den nicht minder hochzuschätzenden Talenten zu zählen sein, welche der Jugend und dem Volke die Wege zur Bildung bereiten und zeigen — immer bleiben sie eingedenk des Grundsatzes dieses weisen, alten Weltkenners. In diesem, durch den Reichthum des Wissens unserer Zeit noch stark gehobenen Geiste sind Leistungen ins Leben getreten, welche auf Jahrtausende den Stand unserer geographischen Bildung als erhaben ans Licht stellen, es sind Werke für die Jugend, fürs Volk geschrieben, denen die pädagogische Meisterschaft gebührt und zuerkannt bleiben wird, so lange es Menschen gibt, denen die Bildung der Menschen am Herzen liegt. Von allen Seiten reges Leben, Eifer und wissenschaftlicher Kampf. Durch Bild und Form, durch Wort und That werden Jung und Alt, werden Lehrer und Schüler immer tiefer, immer vollkommener eingeführt in die wichtigsten Erkenntnisse der Erde, ihrer Schicksale, ihrer Bestimmung.

Das sind die segensreichen Früchte der verständigen Liebe zu großen Reisen, wodurch sich gerade unser Jahrhundert so ruhmvoll auszeichnet. Alle gebildeten Nationen bieten sich hier die bereitwillig helfende Hand, sie sind freier als je von jedem engherzigen Interesse des Handels, der Politik und Religiosität. Und mit welcher Kühnheit sind hier die drohendsten Gefahren bekämpft, mit welcher Ausdauer die schrecklichsten Mühen und Beschwerden ertragen und überwunden, mit welchem Scharfsinn die entgegenstrebenden Hindernisse weggeräumt oder vermieden, mit welcher Umsicht, Einsicht und Sorgfalt ist hier beobachtet, geprüft und eingesammelt. Das ist ein Zeichen unserer Zeit, welches mit erhabenem Glanze alle nachfolgenden Zeiten erleuchten und leiten wird.

Doch wird es nun Zeit, unsere Betrachtung von der bisher verfolgten Allgemeinheit zurückzuziehen und mehr dem Besondern zuzuwenden. In dieser Absicht lenken wir daher die Aufmerksamkeit unseres Leser auf zwei kürzlich erschienene Werke von historisch-geographischem anziehenden Inhalt, welche im Stande sein möchten, unsere bisher berührte Ansicht mehrfach zu bewahrheiten. Und sowie sie beide den ersten Impuls zu dieser literarischen Unterhaltung abgegeben haben, so mögen sie Ref. auch durch das über sie zu fallende Urtheil eine pas-

*) K. Bär's „Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen“, I, 222.

sende Gelegenheit geben, den bereits angeknüpften Faden weiter auszuspielen und zu verarbeiten.

Die genannten Werke sind:

1. Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10. und 11. Jahrhundert. Von K. S. Hermes. Mit einer Kupfertafel. Braunschweig, Vieweg. 1844. Gr. 8. 25 Rgr.
2. Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. Von August Bär. Erster Theil: Die alte Welt. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Beide Verf. haben sich auf der historisch-geographischen Laufbahn schon versucht. Der Eine allerdings mehr als der Andere, aber doch Beide mit allgemein anerkannter Tüchtigkeit. Der Eine schon seit geraumer Zeit, der Andere erst seit kurzem; Jener mehr in politischen und historischen Interesse der Gegenwart, Dieser mehr in geschichtlicher und geographischer Beachtung fernerer Zeiten. Wir erinnern hier nur an Hermes' „Geschichte der letzten 25 Jahre“, oder an „Capitain Ross' Entdeckungsfahrt“, und bei A. Bär an seinen „Magellan“.

Die Geschichte Amerikas von Colombo bis auf unsere Zeit ist so oft behandelt, so sorgfältig den allgemeinen und besondern Interessen angepaßt und sie hatte dabei ein so seltenes Glück, zu wiederholten Malen in die Hände der ausgezeichnetsten, unterrichteten Denker von vorurtheilsfreier Klarheit und unerschütterlicher Geradsicht zu kommen, daß man sie, so weit dies nur immer möglich ist, für vollendet ansehen kann und durchaus nicht nöthig hat, um ihr ferneres gutes Geschick besorgt zu sein. Dagegen ist die ältere Vorgeschichte dieses Welttheils noch so wenig ernstlich beachtet, daß es wahrlich nicht an Grund gefehlt hat, um ihre gute Zukunft in Sorge und Zweifel zu sein. Unter dieser Vorgeschichte darf man aber nichts Unrichtiges verstehen, nicht etwa die portugiesischen und italienischen Entdeckungsfahrten um Afrika nach Indien hin, denn diese stehen mit des großen Genuesen Unternehmung in so engem Zusammenhange wie Anfang mit Folge, und es versteht sich von selbst, daß eine jede nur einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machende Geschichte der Entdeckung von Amerika durch Colombo auch hierauf sorgfältig Bezug nehmen mußte. Ferner schließt Ref. auch alles Das von dieser Vorgeschichte aus, was die Griechen und Karthager über diesen Welttheil vermuthet oder wirklich gewußt haben mögen, weil hierbei gründlichen Forschungen ein zuverlässiger Boden, jeder sichere Haltspunkt fehlt. Die wahre Vorgeschichte Amerikas muß ihren Stoff einmal aus Nachrichten und Überlieferungen von Amerika selbst, besonders von Mexico und Peru schöpfen, aus Dem, was die erobernden Spanier Historisches vorfinden; dann aber auch aus Dem, was man über die Eroberung und Niederlassung der Araber und Normänner in Süd- und Nordamerika Glaubwürdiges erfahren und wirklich gewußt hat. Die Arbeiten von Humboldt, Stephens, St.-Priest, Friedrichsthal; Kasp u. A. bilden allerdings schon einen ganz vortrefflichen Anfang. Überhaupt ist nicht zu leugnen, daß zur Begründung einer solchen alten Geschichte der neuen Welt gerade in unsern Tagen recht gründliche Anfänge gemacht worden sind, indeß fehlt es doch immer noch an einer durchgreifenden Verarbeitung des erforschten Einzelnen und an einer Vereinigung desselben zu einem geordneten Ganzen. Aber dies Fehlende wird sicher auch bald kommen. Vorläufig wollen wir uns freuen, daß überhaupt nur Sinn für die Sache erwacht ist.

Das vorliegende Werk von Hermes begrüßen wir daher mit der dankbarsten Anerkennung der Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Gaben besonders in Hinsicht der ältern Geschichte Amerikas. Es behandelt den durch seinen Titel genau festgestellten Gegenstand nach den bisher entdeckten besten Quellen, worüber es sich da, wo es sein muß, mit Bestimmtheit ausweist. Dadurch wird es von Bedeutung für Gelehrte von Fach; es zeigt ihnen die Wege zu selbstständigen Forschungen.

Daneben ist aber auch die ganze Auffassung und Durchführung des Gegenstandes noch vorzugsweise auf das gebildete große Publicum berechnet. Das Buch ist eine interessante Lecture für Jedermann; es ist gut stilisirt und lieft sich vortreflich. Die gefällige Schreibart des Verf., das Anziehende, Leichte und Gewandte seiner Feder ist ja bekannt genug, besonders da, wo es sich um geographische, politische und historische Ereignisse der neuesten Zeit handelt, indeß möchte es weniger von ihm vermuthet werden, daß er auch im alten ehrwürdigen Sagenstil schreiben könne. Das Buch liefert auch in dieser Hinsicht den schönsten Beweis der Geschicklichkeit des Verf. Vieles von Diesem ist allerdings nur Übersezung alter normännischer Überlieferungen, in denen die Sagenweise klar und deutlich ausgeprägt vorkommt; indeß bleibt es doch immer noch eine sehr schwierige, bisher selten gelöste Aufgabe, unsere jetzige, in jeder Hinsicht ausgebildete Sprache in das früheste Alter ihrer Einfachheit, Beschränktheit und gemüthlichen naiven Kindheit zurück zu versetzen; unserm Verf. ist dies an mehr als einer Stelle seines Werkes vortreflich gelungen.

In der Vorrede erwähnt der Verf., daß er den ersten Plan zur Ausarbeitung seiner Schrift schon vor mehr als zwanzig Jahren gefaßt habe, wo ihn seine Studien zur deutschen Geschichte im „Enorri Sturleson“ auf die Abschnitte aus der spätern Bearbeitung der „Olav Trygvasson's Sage“ hingeführt hätten. Zur Ausführung dieser Idee wäre ihm aber die Zeit nicht günstig gewesen, die ganze Arbeit hätte er aus den Gedanken verloren und er wäre wol schwerlich wieder darauf zurückgekommen, wenn er bei seinem Aufenthalt in Braunschweig nicht zufällig Humboldt's „Vues des Cordillères“ zur Hand genommen und darin die Stelle gelesen hätte, wo von dem jetzt viel besprochenen „Dighton writing rock“ die Rede ist. Das sei ihm ein ungewisshafter Denkmahl von der Anwesenheit der alten deutschen Normänner auf der Küste Nordamerikas gewesen. Seine Bemühungen nach einem getreuen Bilde dieses merkwürdigen Heisens hätten längere Zeit nicht zu einem glücklichen Ziele führen wollen, bis er zuletzt aus einer Anzeige der „Antiquitates americanae“ erfahren habe, daß die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen seine beabsichtigte Arbeit mit ungleich umfassendern Mitteln schon ausgeführt habe. Die Einsicht in diese amerikanischen Antiquitäten hätte ihm ebenfalls nicht sogleich glücken wollen, „bis“, sagt der Verf. selbst, „ein mir sehr unerwarteter, ehrenvoller, obgleich vielfach gemisshandelter Ruf mich im vorigen Jahre nach Berlin zog, wo ich endlich die „Antiquitates“ auf der königlichen Bibliothek fand. Aus den Forschungen, die meine unbeschäftigten Stunden ausfüllten, ist das vorliegende Büchlein hervorgegangen; und da ich glaube, daß dasselbe einen nicht ganz werthlosen Beitrag zur Aufklärung eines immer noch manche Zweifel darbietenden Abschnitts der altnordischen Geschichte enthält, die nur ein Theil unserer großen deutschen Volksgeschichte ist, habe ich es dem Druck übergeben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Präsident eines französischen Gerichtshofes fragte den Advocaten Langlois, warum er, da er ein so guter Sachwalter sei, so schlechte Rechtsfäden zu führen unternehme? „C'est que“, war die Antwort, „J'en ai tant perdu de bonnes et tant gagné de méchantes, que je ne sais tantôt plus lesquelles prendre.“

Der am 30. Mai 1635 zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen geschlossene Prager Frieden, der so nachtheilig für die deutsche Freiheit ausgefallen war, gab Veranlassung zu dem Distichon:

Praga atrox orbi quae protulit impia bellum,
Quo pacto pacem redderet illa bonam?

2.

Sonnabend,

Nr. 95.

5. April 1845.

Georg Forster.

Georg Forster's sämtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Servinus. Neun Bände. Leipzig, Brochhaus. 1843. Gr. 12. 9 Thlr.

Es ist eine Bemerkung Friedrich Schlegel's aus seiner guten Zeit, daß in der Literatur durchaus keine ewigen Werke wünschenswerth seien, da unübertreffliche Urbilder unübersteigliche Grenzen der Vervollkommenung beweisen würden. Die Menschheit, sagt der Genannte hinzu, reicht weiter als das Genie. Dieser Satz ist richtig; doch ebenso unumstößlich ist die Erfahrung, daß die Entwicklungsphasen der Nationen stets in einem einzelnen genialen Kopfe ihren Anfang nahmen, um schneller oder langsamer, im Wege des Glaubens oder der Überzeugung, das Eigenthum der Gesamtheit zu werden. Zu der Entwicklung der Menschheit contribuierten dann die verschiedenen Rationalitäten: indem die eine auf religiösem Gebiet einen bedeutenden Vorsprung gewinnt und die übrigen mit Gedankenvorrath versorgt; indem eine andere auf dem Gebiet der Kunst überhaupt, oder einer einzelnen Kunst voranschreitet; eine dritte vorzugsweise die Entwicklung des Staats mustergültig vollzieht. Es fehlt zu oft der Beobachter, sonst würde historisch nachzuweisen sein, daß es, wie in der Schlacht der Feldherr, so in den friedlichen Erscheinungen des Lebens gewöhnlich ein hervorragendes Genie ist, das mit schöpferischer Intuition eine schüchtern keimende, beschelnden in die Realität strebende Idee dreist und rasch im Extreme darstellt, für den Sinn Vieler aufleuchten läßt, sodaß sie, annäherungsweise wenigstens, die Geistesrichtung des ganzen Volks durchbringt, und sich befestigt, um — was Schlegel will — von einer neuen Offenbarung überflügelt zu werden.

Das Genie steht aber zunächst immer allein. Je weiter der Vorsprung, den es auf der Leiter der Cultur gewann, desto länger haben die weniger glücklich ausgerüsteten Nachfolger zu klimmen. Es ist schon viel gewonnen, wenn der Voranschreitende nur erst Verwunderung erregt, — nach Einigen der erste Schritt des Philosophirens —, allmählig verstanden wird und die Nachseifernden zu eigenem Denken veranlaßt. Bloße Nachahmung hat selten viel Frucht gebracht; und aus

der bloßen Aufnahme in das Gedächtniß entstehen sogar öfter Nachtheile als Vortheile.

Sehen wir nun die deutsche Geschichte an, so hat unsere Nation sehr oft erst fremder Völker Geistesblüthen wenn nicht entlehnt, doch auf sich wirken lassen, bevor sie zur eigenen Production schritt. Wir brauchen wol nicht erst daran zu erinnern, wie Palästina auf dem Religionsgebiet für ganz Europa gedacht hat; wie dann Athen und Rom, endlich England und Frankreich auf unsere Bildung den beträchtlichsten Einfluß geübt haben, ohne daß wir sagen könnten, daß diese Nationen in ähnlichem reichen Maße wieder von uns geholt hätten. Am selbständigsten zeigten wir uns in der Kirchenreformation und in der Nationalpoesie, und die Geister, welche da wahrhaft schöpferisch auftraten, erfreuten sich der allgemeinsten Anerkennung. Was von diesen beiden Punkten aus auf dem Gebiet der Sitte, der Erziehung, der Kunst und Philosophie angeregt wurde, ist noch in der weitem Entfaltung begriffen und zwar so, daß die Fäden herüber- und hinüberschießen und der eigentliche Fortschritt in der wunderbarsten Verschlingung nur mit Mühe zu entdecken ist.

Auf politischem Gebiet dagegen, müssen wir uns stets eingestehen, sind wir am unselbständigsten, und trotzdem daß wir uns die Erfahrungen Englands und Frankreichs zu verstehen bemühten, blieben wir gegen beide Länder ganz beträchtlich zurück. Was in dieser Hinsicht bei uns geleistet worden ist, trägt immer noch den Charakter des Versuchs, der Nachahmung. Es fehlt die Sicherheit, der Muth der Gestaltung, das Durchgreifende. Der politische Sinn des Engländer's beruht auf angeborenem Freiheitsdurst, auf dem edelsten Ehrgeiz, auf unerschöpflicher Gestaltungslust, auf dem steten Streben nach großen Verhältnissen. Bei den Franzosen ist derselbe politische Sinn ebenfalls auf persönlichen Ehrgeiz gegründet, der tief in die Nation gedrungen ist, auf Freiheitsbegeisterung und Beweglichkeit. Wir Deutschen haben es noch wenig über die kleinstädtischen Tugenden der Geduld, der Mäßigkeit, des Gehorsams, der Unterthänigkeit gegen den Ersten Besten hinausgebracht. Nur erst in wenigen glücklichen Momenten zeigten sich edle politische Leidenschaften im Volke. Dieselben erstarben bald. Nicht einmal das christliche Princip der Gleich-

heit vor Gott hat als Gleichheit vor dem Gesetz durchdringen können.

Deso merkwürdiger ist es, daß wir Deutschen gerade einen Mann aufzuweisen haben, der einen überaus freien Standpunkt als politischer Denker einnimmt, der den Parteistandpunkt und selbst den nationalen des Engländer oder des Franzosen als noch befangen weit hinter sich läßt und den kosmopolitischen Überblick mit einer Sicherheit festhält, daß darunter Alles, was in der Rationalität Treffliches aufkommen kann und will, Schutz findet, daß die Masse der Vorurtheile aber und der egherzigen Rücksichten als Ballast unbedingt über Bord geworfen wird.

Georg Forster ist einer der besten Schriftsteller und edelsten Männer, welche unsere Nation aufzuweisen hat. Er würde auch England und Frankreich zur größten Ehre gereichen. Georg Forster war Naturforscher und war Politiker, nicht als wenn die Gegenstände seines Nachdenkens zufällig zusammengewürfelt wären, sondern weil sein Geist in ursprünglicher Anlage begriff, daß sich in der Sternenwelt und in dem kleinsten Blümchen, im Gewissen, das sich in der Brust des Kindes regt, und im Völkerbunde für den Beobachter derselbe große, einheitliche Gedanke manifestirt. Als Ästhetiker wußte er ebenso wol die feinsten und geheimsten Regungen der Schönheit und Sittlichkeit zu erlauschen, wie er als Politiker verstand, das Princip der menschlichen Freiheit in den mannichfachen Bewegungen des Lebens bloßzulegen. Er war mit einem Wort ein praktischer Philosoph in der edelsten Bedeutung. Große Schicksale fanden in ihm den großen Geist. In ihnen und durch sie wird er eine so eigenthümliche Erscheinung der Geschichte. Forster sah viele Länder und Menschen. Die bedeutendsten aus den verschiedensten Nationen nannten sich seine Freunde. Wir wollen nur Johannes v. Müller, Wilhelm und Alexander v. Humboldt und Lichtenberg nennen. Forster lebte in Deutschland, in Polen, in England. Er begleitete den Capitain Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt, sah jene Naturvölker, für die Gelehrte und Dichter damals schwärmten, mit eigenen Augen und wohnte unter den Palästen und verkehrte zum Theil darin, wo zu Gunsten der Völker gepirkt und gefaulenzt wurde: schrieb und dachte viel und Gediegenes über diese Gegenstände, um dann zu wissen, daß mit dem Denken und Schreiben für unschlüssige, mattherzige, ekle Leser wenig gethan sei, daß vielmehr zur rechten Zeit auch für das Bedürfnis der Gegenwart gehandelt werden müsse. Wir sehen ihn deshalb fast als den einzigen Deutschen, der die französische Revolution in allen äußersten Konsequenzen begriff und offen zu vertheidigen und in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu rechtfertigen den Muth und den Geist hatte. Viele andere Männer von Verstand billigten einzelne Vorgänge im Widerspruch mit den Machthabern und feigen Egoisten; sie billigten dieselben etwa so lange als Lafayette aushielt. Denn für die Beschränkung der Monarchie hatten sie England als Muster: sie hatten

damit einen Vorgänger, auf den sie sich berufen konnten. Allein sie wichen zurück, sobald die Königswürde abgeschafft war und wollten von der Republik nichts wissen. Lieber nahmen sie das alte Regiment mit all seinen Gebrechen wieder in Schutz, weil sie, wie Forster von Göttinger sagt, vergessen hatten, daß ein republikanisches Gedränge ebenso gut Rippenstöße mit sich bringt als jedes absolutistische.

Forster selbst schritt kühn bis zu dem Gedanken vor, daß man entweder für absolute Freiheit oder für absolute Tyrannei sein müsse; daß es ein Mittel Ding nicht gebe, da die bedingte Freiheit immer auf Despotismus hinauslaufe und daher, weil sie Maßigung afficire, gefährlicher und echten Freiheitsfreunden verhaßter sei als entschiedener Royalismus, der wenigstens gerade heraus sage: ihr sollt gehorchen. Dabei wußte er sehr wohl, daß in menschlichen Dingen nichts vollkommen ist. Er wollte aber Grundsätze festgehalten wissen, das Vollkommenere zu erreichen. Die Revolution betrachtete er nicht in Beziehung auf das Glück oder Unglück der gerade von ihrem Kampfe Betroffenen, sondern als ein gewaltiges Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Er war mit Lichtenberg einverstanden, daß, wo mit Pflug und Spaten etwas auszurichten ist, der Berechnung des Einzelnen nachgegeben werden kann; daß, wo Erdbeben und Überschwemmungen mitwirken, großartigere, weiterblickende Entwürfe erforderlich sind. War Forster auch, wie er selbst sagt, so wenig von dem Charakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter, so erkannte er neben ihren Mängeln und Fehlern dennoch nicht minder das Gute, das sie haben, und sah keine Nation einzeln als das Ideal an: alle zusammen machten für ihn die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen schienen ihm nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen würde, abgeben zu müssen: ähnlich wie die Deutschen zu Luther's Zeit für das allgemeine Wohl Märtyrer wurden, indem sie die Reformation mit ihrem Blut vertheidigten. Forster sah, wie in der französischen Republik Alles zu der Oligarchie der Vernunft und der politischen Leidenschaften gedrängt und hielt deshalb fest, daß diese Herrschaft sich nur so weit ausdehnen dürfe, als sie wieder von Vernunft und edlem politischen Enthusiasmus freiwillig anerkannt werde. So weit sollte sie aber in der That gehen; eher sollte sie nicht nachlassen. Und nur darin irrte der sonst durchaus umsichtige Mann, daß er am deutschen Rhein — das übrige Deutschland nahm er schon ausdrücklich aus — so viel Intelligenz voraussetzte und die Sehnsucht nach Freiheit unter dem Joch über die Herrschaft des Krummstabs so weit erstarrt glaubte, um mit wenig Nachhülfe eine vernünftigeren Verfassung herzustellen. Er fand deshalb den stolzen Tod eines Gedächtnisses. Befestigungen hatten bei diesem Kopfe nicht anschlagen wollen; deshalb wurde von den gegen die französische Republik verbündeten Mächten ein Preis

auf denselben gesetzt und Herster nach vor der Zeit in Paris.

(Der Beschlus folgt.)

Hermes und Bär, oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkertunde.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste als Einleitung den größten Umfang besitzt. Es werden hier die verschiedenen Werke, Nachrichten und Sagen, Behauptungen, Vermuthungen und Zweifel über die Entdeckung von Amerika durch die Isländer mit kritischer Umsicht und Sicherheit besprochen. Der Verf. entfaltet hier eine ungemeine Belesenheit, eine Klarheit und Schärfe im Urtheil und in der Beweisführung, wie es dem besten Historiker von Fach Ehre machen würde. Er tritt da, wo es sein muß, dreist, aber gemessen ruhig mit seiner eigenen Ansicht hervor und weiß fast immer mit sehr kräftigen Gründen ganz für sich zu gewinnen. Das Thema ist vor unserm Verf. von dem gelehrten nordischen Alterthumsforscher Rasm mit Gründlichkeit durchgearbeitet, es schließt aber so viele dunkle, verwickelte Stellen in sich, daß man sich darüber freuen kann, wenn sich an seiner Bearbeitung noch recht oft gute Köpfe versuchen möchten. Schon unser Verf. hat in gar vielen Punkten die Ansichten seines gelehrten Vorgängers umgestossen oder verbessert, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ein noch späterer Nachfolger auch in der vorliegenden Arbeit unhaltbare Meinungen aufspüren und aus dem Felde schlagen wird. Wie wäre das aber auch anders möglich; bei so vielfach auf bloße Vermuthung und unvollständig überlieferte Sagen gestützter Untersuchung immer nur Wahrheit zu finden, darf nie erwartet werden. Die gleich im Anfang dieses kritischen Abschnitts gestellte Doppelfrage, ob nicht vielleicht Colombo schon vor seiner berühmten Fahrt Nachricht von den frühern Entdeckungen der Nordmänner im Westen erhalten und gerade hierdurch den ersten Anstoß zu seiner kühnen Unternehmung erhalten habe, scheint der Verf. sehr geneigt zu sein unbedingt zu bejahen. Darin liegt aber auf jeden Fall eine Übereilung. Denn wenngleich die Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede zu stellen ist, daß Colombo bei seiner im J. 1477 nach England und Island ausgeführten Reise etwa von der alten Entdeckung über Helluland, Markland und Winland gehört haben könnte, so weiß man doch sehr genau, daß es durchaus nicht in dem Plane des großen Genuesen lag, eine neue Welt, ein Amerika zu entdecken; seine Absicht war bei seiner Abfahrt rein nur darauf gerichtet, einen neuen Weg nach dem vielgepriesenen Indien aufzufinden. Es ist ja ganz historisch gewiß, daß Colombo die zuerst entdeckte große Insel Cuba für den östlichen Theil Indiens ansah. Und der noch heute übliche Name „Westindien“ für die mit Cuba in Verbindung stehende Inselgruppe ist Denkmal und Beleg genug für des großen Mannes Absicht und Irrthum.

In der Hauptuntersuchung dieses Abschnitts werden die beiden Bruchstücke einer selbstständigen Erzählung der alten nordmännischen Entdeckungsexpeditionen — nämlich „Tháttir Elreks randa“ und „Graenlandinga tháttir“ — als die vornehmsten Vergleichungsmittel und glaubwürdigsten Quellen für die Geschichte der ersten isländischen und grönländischen Übersfahrten und Niederlassungen in Nordamerika bezeichnet. Beide sind eingeschaltet in die „Día Læggvaðs“-Sage des „Codex Flateyensis membranaceus“, welcher in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird und zu Ende des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben ist. Der schon erwähnte Gelehrte Rasm legt den „Saga theitra Thorinnis Karlsefna ok Snorra Thorbrandssonar“, welche in zwei Handschriften: 1) dem „Codex membranaceus“ Nr. 540 in 4. ex collectione Arna-Magnaena aus dem 14. Jahrhundert, und 2) dem „Codex membranaceus“ Nr. 557

in 4. derselben Sammlung aus dem 15. Jahrhundert, enthalten sind, gleichen Werth mit den oben genannten beiden Bruchstücken bei. Unser Verf. ist dieser Meinung nicht und das gibt denn die Veranlassung zu einer sehr fein gespannten kritischen Untersuchung.

Besitzt nun diese Einleitung fast ein wenig zu viel Gelehrsamkeit, sodaß sie weniger für das große Publicum als wieder für Gelehrte paßt, so sind dagegen die beiden folgenden Abschnitte fast ganz frei gehalten von rein wissenschaftlichen Speculationen. Sie geben das von dem Verf. für wahr gehaltene Factum in einfacher Form und chronologisch geordneter Folge. Diese beiden Theile werden auch für die meisten Leser das eigentliche Wesen des Buches ausmachen und in dieser Hinsicht möchte es vielleicht gut gewesen sein, wenn der Verf. in der Vorrede darauf aufmerksam gemacht hätte, daß diejenigen, welche das Hauptthema des Werkes noch nicht kennen sollten, die Einleitung zulezt lesen möchten.

In den meisten Geschichtswerken fertigt man den Punkt über die Entdeckung Nordamerikas durch die in Island und Grönland angelandeten Normänner sehr kurz damit ab, daß auf den alten Gelehrten Snorro Sturleson, oder Snorri Sturluson (wie unser Verf. schreibt), welcher im 13. Jahrhundert als Oberlandrichter auf Island lebte und die Bruchstücke der Edda und andere historische Haltpunkte seines Volkes niedergeschrieben hat, verwiesen wird. Für Historiker von Fach mag das genügen, sie wissen sich eine alte Handschrift oder einen Abdruck des Snorro Sturleson zu verschaffen und haben Zeit, Beruf und Kenntniß dazu, hieraus die alten Sagen und Ueberlieferungen zu studiren. Die übrigen eifrigen Freunde der Geschichte und Erdkunde befriedigt ein solches Verweisen aber nicht. Sie möchten gern auch mehr wissen als die bloße Behauptung, daß Amerika schon im 9. und 10. Jahrhundert von Norwegern und Isländern entdeckt worden sei; sie möchten das historische der Sache selbst in einer für das allgemeine Publicum passenden Bearbeitung lesen können. Das ist ein höchst beachtenswerther, vielfach gehegter Wunsch und der Verf. unsers Werkes hat sehr wohl daran gethan, diesem Bedürfnis abzuhelfen. Er gibt die Geschichte der alten Entdeckung von Amerika selbst und auf so anziehend belehrende Weise, daß sie Jedem Interesse einflößen, Jedem zugänglich werden kann. Allen, denen Geschichte und Geographie nicht bloß oberflächlich am Herzen liegt, ist das Buch zu einer sorgfältigen Beachtung zu empfehlen.

Der erste von diesen beiden andern Abschnitten bespricht die Entdeckung und den ersten Anbau von Island, der zweite aber die Entdeckung von Grönland und die Entdeckungsexpeditionen nach der nordamerikanischen Küste. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit besonders dem letzten Abschnitte zuwenden. Das Hauptverdienst um die Entdeckung von Amerika ruht in der Familie Eirek des Rothens. Er ist ein geborener Norweger aus angesehenem begüterten Geschlechte. Mit seinem wegen Todtschlags flüchtig gewordenen Vater wählt er zunächst auf Island (870) einen Zufluchtsort, muß aber später seines eigenen unruhigen, rachsüchtigen Lebens wegen wieder auswandern und läßt sich zuletzt in Grönland nieder. Er bildet hier das Haupt einer sehr zahlreichen Niederlassung, besitzt drei Söhne, Leif, Thorvald, Thorstein und eine Tochter Freydis. Leif faßt zuerst den Plan zu einer Überfahrt nach Amerika. Die Veranlassung dazu gibt ein isländischer Seefahrer, Bjarni, Sohn einer mit Eirek nach Grönland ausgewanderten Person zu Herjulfnes. Bjarni erzählt im Hause Eirek's viel von seinen Reisen, besonders von der letzten, wobei er, von Island aus stark nach Südwest verschlagen, ganz in der Nähe eines unbekannten großen Landes gewesen sei. Leif kauft Bjarni's Schiff und segelt damit los. Er entdeckt zuerst das Steinplattenland (Helluland), dann das Waldland (Markland) und zuletzt das Weinland (Winland), wo er sich einen festen Wohnsitz, Leifsbudir, baut. Thorvald, der zweite Sohn des alten Eirek, bekommt nach der Heimkehr Leif's auch Lust nach dem

schönen Lande; er führt die Hinfahrt glücklich aus, wird aber in einem kriegerischen Zusammenstoß mit den Eingeborenen durch einen Pfeil getödtet und in dem fremden Lande begraben. Als die Gefährten Thorvald's zurückkommen und ihr Unglück erzählen, entschließt sich Thorstein, der dritte Sohn Eirik's, aufs neue zur Reise nach Vinland, um die Leiche seines Bruders herüberzubolen und christlich zu begraben; auch dieser kommt glücklich an, wird aber auf der Rückfahrt mit mehreren seiner Gefährten von einer bösen Seuche weggerafft. Gudrid, die Witwe Thorstein's, welche ihren Mann nach Vinland begleitet hat, verheirathet sich wieder mit einem berühmten norwegischen Seefahrer Thorfinn Karlsefni und macht mit diesem eine neue Fahrt nach Vinland. Das ist die vierte. Die fünfte und letzte Reise nach diesem vielgepriesenen Lande unternimmt zuletzt noch Freydis, die Tochter Eirik's, ein böses, herrschsüchtiges, mordgieriges Weib mit einem ganz untergeordneten schwachen Mann. Die letzten mislungenen Fahrten machten einen so abschreckenden Eindruck, daß von nun an weiter keine Unternehmungen vorkamen.

Zur Mittheilung aus dem Buche möchte sich die vierte Reise Gudrid's mit ihrem Mann Karlsefni am besten eignen: „Karlsefni hat Leif um sein Haus in Vinland, dieser aber antwortete ihm, daß er dasselbe zwar verleihen, jedoch nicht verschenken wolle. Danach gingen sie in See und kamen, ohne daß sie auf ihrer Fahrt besondere Fährlichkeiten erlitten hatten, nach Leifsbudir, wo sie ihr Vieh aussetzten. Bald machten sie einen guten Fang, denn es war ein großer Wal-fisch an den Strand getrieben. Diesen nahmen sie und zerschnitten ihn, und es fehlte ihnen daher auf keine Weise an Nahrung. Das Vieh aber ging höher in das Land hinaus, und die männlichen Thiere gingen bald an, unentfam und wild zu werden. Karlsefni ließ Bäume fällen und zurechthauen und das Holz zum Trocknen auf eine Klippe legen. Sie machten sich alles Gute, was das Land bot, zu Nutzen, sowol die Weintrauben als den Überfluß an Fischen. So verging der Winter und es kam der Sommer heran. Da erschienen die Eingeborenen, die in großer Menge aus einem Walde hervortraten. In der Nähe weidete aber das Hornvieh, und der Stier, der sich unter demselben befand, fing an zu brüllen und furchtbar zu brüllen. Darüber erschrakten die Eingeborenen so sehr, daß sie mit den Bündeln, die sie mit sich führten, davon-liefen. Sie nahmen ihren Weg gerade nach der Wohnung Karlsefni's und wollten in das Haus hinein, wurden jedoch durch bewaffneten Widerstand zurückgehalten. Keine von beiden Parteien verstand der andern Sprache. Da nahmen die Eingeborenen ihre Bündel, die mit Grauwert, Bieselfellen und verschiedenem andern Pelzwerk gefüllt waren, lösten sie auf und boten den Inhalt zum Tausch oder Verkauf dar. Vor allen Dingen wollten sie Waffen haben, die ihnen aber Karlsefni zu geben verbot; vielmehr fand er einen andern Rath. Er befahl den Frauen, dicke Milch herauszubringen; und als die Eingeborenen diese sahen, wollten sie nichts Anderes haben. Da machten sie einen schlechten Kauf, indem sie Das, was ihnen geboten wurde, in ihrem Magen mit sich nahmen, während Karlsefni und dessen Gefährten ihre Bündel mit dem Pelzwerk behielten. Nachdem die Eingeborenen sich entfernt hatten, ließ Karlsefni eine starke Umfassung um seinen Hof machen und setzte Alles zur Vertheidigung desselben in den Stand“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Linsworth, W. S., Eriksen. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Mgr. Amaranthus, Schmetterlinge. Selbst, Nummer. 16.

Arnoldi, Bischof von Eriker, Hirtenbrief an die katholische Geistlichkeit und sämtliche Gläubigen. Berlin, Cyprian-Hardt. Gr. 8. 2 Mgr.

Kalger, J. B., Pressefreiheit und Censur, mit Rücksicht auf die Erikerer Ballfahrt und den doppelten Anlagenzustand der schlesischen Tagespresse. Ein Wort für unsere Zeit. 2te verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Presslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Mgr.

Die hohe Bedeutung des heiligen Rodes Jesu Christi zu Eriker, zur Rechtfertigung der Verehrung desselben. Ein Büchlein für alle Stände. Von einem Priester zu Schaffenburg. Würzburg, Boigt und Koster. Gr. 8. 4 1/2 Mgr.

Buhl, L., Andeutungen über die Noth der arbeitenden Classen und über die Aufgabe der Vereine zum Wohl derselben. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Mgr.

Christhold, L. L., Nothwendige und gründliche Vertheidigung des hochwürdigen Bischofs Arnoldi zu Eriker wegen der ihm zum Vorwurfe gemachten Ausstellung des heiligen Rodes. 2te Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 9 Mgr.

Deutschlands Zukunft in kirchlicher Hinsicht. Von einem deutschen Patrioten. Leipzig, Berger. 12. 5 Mgr.

Duller, C., An die Fürsten. Stimme eines deutschen Katholiken. Darmstadt, Jonghaus. 12. 1 1/2 Mgr.

— Offener Brief eines deutschen Katholiken an die deutschen Bischöfe. Aufruf an die deutschen Katholiken, Priester und Laien. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Mgr.

Ermites, J., Der Orden der barmherzigen Schwestern. Uebersicht seiner Entstehung, Verbreitung, Gliederung, Leistung, Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit in der Gegenwart. Schaffhausen, Hurter. 1844. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Mgr.

Die heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von F. Engels und R. Marx. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 26 1/2 Mgr.

Heeringen, G. v., Gesammelte Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr. 15 Mgr.

Herbold, C., Der Weg zum Thron. Ein unterhalten-des Charaktergemälde von Karl Johann XIV. (Johann Bernadotte) König von Schweden und Norwegen. Leipzig, Literarisches Museum. Gr. 16. 22 1/2 Mgr.

Hoffeinz, G. L., Bruchstücke aus den einsamen Denkbewegungen eines Landpfarrers. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. Gr. 8. 12 Mgr.

Hoffmann, F., Über die Idee der Universitäten. Rede beim Antritt des Rectorats. Würzburg. Gr. 4. 18 1/2 Mgr.

Hugo, G., Brutus und Lucretia. Drama in vier Acten. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Kunik, E., Die Berufung der schwedischen Roden durch die Finnen und Slawen. Eine Vorarbeit zur Entstehungsgeschichte des russischen Staats. 1ste Abtheilung. Petersburg 1844. Gr. 8. 20 Mgr.

Die Mitternachtslocke oder die Räuber im verfallenen Schlosse. Drei Theile. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 3 Mgr.

Posselt, D. C. L., Chronologisches Register der französischen Revolution, von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung. 22. Februar 1787 bis 15. December 1799. Bedeutend vermehrt und fortgesetzt von R. Zochmus. 4ter Band. Stuttgart, Cotta. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Remlinger, G., Betrachtungen über das Sendschreiben von Joh. Ronge. 2te Auflage. Coblenz, Reiff. 12. 2 1/2 Mgr.

Offenes Sendschreiben an Frn. Joh. Ronge, als Entgegnung auf dessen Aufruf „an die niedere katholische Geistlichkeit“. Von einem katholischen Priester. Aachen, Pensen und Comp. 8. 3 Mgr.

Regel (Johannes) der Ablassräumer. Ein Seitenstück zu der Reliquienverehrung und zu dem heiligen Rod zu Eriker. Leipzig, Ditzhaus. Gr. 8. 3 Mgr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 96.

6. April 1845.

Georg Forster.

(Schluß aus Nr. 95.)

Doch wir können weder Neues über Forster's Leben und Schicksale beibringen, noch beabsichtigen wir eine ausführliche Charakteristik des Mannes zu geben, da wir auch da nur schon Gesagtes wiederholen müßten. Zu bedauern ist, daß die Briefe Forster's an den mainzer Leidensgefährten Böhmer, die des Leptern Sohn in Händen hat, in die neue Ausgabe nicht aufgenommen worden sind. Ubrigens ist das Bild, welches Servinus von Georg Forster entwirft, zwar kurz gefaßt, aber treffend. Es ist ausführlich genug, um auf die ganze Bedeutung des Mannes aufmerksam zu machen. Im Ubrigen müssen die Schriften selbst in ihrer ganzen Vielseitigkeit reden.

Nur einen Punkt wollen wir hier in Erwägung ziehen. Auch Servinus stellt ihn in der Einleitung seiner Charakteristik factisch hin und beklagt ihn: doch muß sich auch die Erklärung finden lassen. Es ist ein eigenes Schicksal, daß es bisher immer nur vereinzelte Stimmen waren, welche auf Georg Forster aufmerksam machten. Friedrich Schlegel that es 1801 vergebens. Und bei Servinus wollen wir wünschen, daß wir uns täuschen: allein wir fürchten, auch er erwartet die Anerkennung, wenigstens die allgemeine, ebenfalls noch zu früh. Die öffentliche Meinung macht zwar ihre meisten Eroberungen unter Geben und Nehmen, aphoristisch, sporadisch, und allmählig erst setzt sich ein Ganzes fest. Aber in jüngster Vergangenheit ist sie gerade da, wo sie allen Voraussetzungen nach schon hinlänglich erstarkt hätte sein sollen, am schwächlichsten zurückgewiesen. Sie hat die Grundpfeiler der modernen Freiheit, die Repräsentativverfassung, wo sie schon mit großer Mühe errungen war, wieder aufgegeben, zu einem bloßen Scheine herabsinken lassen; sie war zu ohnmächtig, auf Pressfreiheit zu bestehen, die nur das Mittel zur politischen Mündigkeit, noch nicht diese selbst ist. Und wieder werden Patrioten beschimpft, verfolgt und müssen das Vaterland meiden, während die Gemeinde von Laodicea zu Ehren gelangt.

Friedrich Schlegel hielt es sogar noch für nothwendig, Forster zu vertheidigen. Er faßt ihn hauptsächlich von ästhetischer Seite auf; er möchte des Schriftstellers

Beobachtungsgabe, seinen Geschmac in Hinsicht der Objecte sowol als der Darstellungsweise beherzigt wissen. Er weiß das Alles nicht genug zu rühmen. Den politischen Scharfblick übergeht er aber ganz behutsam. Er will sogar Forster's thätiges Auftreten in der Revolution vergessen wissen, um seine Schriften vor der Schmach zu retten. Und doch sind die Schriften Forster's mit seinem activen Verhalten so eng verknüpft: mit solcher Nothwendigkeit drängten jene auf die That hin, daß mindestens Beides miteinander stehen oder fallen muß. Forster spricht in einem seiner Briefe davon, daß sein ganzes Leben ein Beweis davon sei, daß das Verwustsein dieses seines ganzen Lebens ihm sage, wie die Grundsätze der Freiheit mit seinen Empfindungen und seinem ganzen Denken von je her verbunden waren.

Servinus geht deshalb allerdings weiter und macht die politische Seite Forster's ganz und gar zur Hauptsache. Auch er zollt dem Kunstsinne, dem kritischen Talent volle Gerechtigkeit; aber er verfolgt Beides sogleich tiefer im Combinations- und Organisationsstalent auf sozialem Gebiet. Es läßt sich nachweisen, wie gerade in Deutschland der Staatsinn — nicht die Herrschsucht — wol aber das Streben, die menschliche Kraftentwicklung in der politischen Vereinigung zur höchsten Vollendung zu bringen und sich mit Menschen der Menschenwürde zu freuen, stets mit dem Sinn für das Schöne verbunden war. Allerdings bildet die Aesthetik die Grundlage der Moral, der Freiheit, der Menschlichkeit, der staatlichen Ordnung. Und so sieht man in Forster's ununterbrochenem Streben, in seiner beständigen Beziehung des Individuellen auf das Allgemeine, zugleich die gemüthliche Seite seine Charakters, die den Genuß wie die Arbeit in der Harmonie des Lebens begründen will.

Von hieraus wird es möglich sein, die „Ansichten vom Niederrhein“ wieder zu einer allgemeinen Lecture zu machen, wie dieselben es zur Zeit ihres ersten Erscheinens waren. Sie sind ein Meisterstück in der Kunst, mit der Schrift nach dem Leben zu malen und selbst im anscheinend Unbedeutenden den webenden Gedanken und in der anscheinend größten Verwirrung mit weltgeschichtlicher Umsicht, fast Voraussicht die hindurchschreitende Menschheitsentwicklung zu entdecken. Hier ist die Läuterung der Wirklichkeit unter dem philosophi-

sehen Gesichtspunkte vollzogen. Die Vermittelung der schönen Literatur und der praktischen ist gelungen. Man wird in der angenehmsten Unterhaltung unvermerkt für die ernstesten und schwierigsten Probleme der neuern Zeit empfänglich gemacht. Hier lernt man einsehen, in welcher engen Verbindung der wahrhaft geniale Geist sich mit der Gesamtbewegung seiner Zeit zu halten weiß. Und nur spielend, leichtsinnig, leer ist gegen diese drei auf einen kleinen Winkel von Europa zusammengebrängten, aber ernsten, bedächtigen, inhaltschweren Bände die größere Masse der neuern, bändereichen, weit-spazierenden Reiseliteratur.

Von diesen Darstellungen, wobei das Nachdenken leicht gelingt, da mit der größten Bestimmtheit vorgebracht ist, verweist Servinus sodann auf die aus allen Schriften, besonders aber aus den spät (1829) herausgegebenen und trotz des Jahres 1830 wenig beachteten Briefen hervorleuchtende Charakterstärke des Mannes. Er spricht es dreist aus: dieser Mann bedarf keiner Apologie. Die erste Herausgeberin der Briefe schloß mit den Worten: „Wer reiner ist als er, der hebe den ersten Stein auf.“ Servinus sagt: „Vielmehr müßte der erste Stein aufgehoben werden gegen Den, der sich reiner dünkte als er.“

Dennoch spricht auch diese neueste Charakteristik nicht die ganze Wahrheit über Forster's politische Grundsätze aus. Servinus meint, Forster habe, wenn er sich für die Republik erklärt, England schon als republikanisch angesehen. Das ist wenigstens ungenau. Allerdings kam Forster oft darauf zurück, daß Deutschland für die Republik noch lange nicht reif sei und er sah das größte Unglück darin, daß der Krieg gegen die französische Republik den Sturm vor der Zeit heraufführen würde. Allerdings sah er in England mehr Freiheit als im übrigen monarchischen Europa. Allein daß er sich bei der englischen Verfassung mit ihrem feudalistischen Pomp nicht beruhigte, sondern daß er die Constitution von 1792 als der Vernunft, nicht absolut, aber unter den gegebenen Verhältnissen mehr als die übrigen europäischen Verfassungen entsprechend ansah, geht aus zahlreichen Stellen der Briefe, namentlich aus einigen an Johannes Müller, aus Forster's Auftreten im Jakobinerclub zu Mainz, aus seinem Auftreten in Paris deutlich genug hervor. Warum soll das auch verschwiegen werden? War auch die Idee, welche dort durchbrechen wollte, zu groß für ein kleinlich Geschlecht, und werden noch Jahrhunderte zu ringen haben, die oft düstern, meist noch zu hastigen und ungeduldrigen Ausbrüche des Genies auf einfache Katechismusweisheit zurückzuführen: warum sollen wir, die wir freilich ebenfalls für dieselben noch nicht reif sind, weniger von Jemand lernen, der diesen außerordentlichen Vorgreif der Weltgeschichte klarer begriff als die Schöpfer der Ereignisse, wenn er auch ebenso glühend wie sie für Menschenwohl und gegen Menschenunterdrückung entbrannte? Hätte Servinus den Republikaner in schmuckloser Größe, ohne Wanken in seinen Grundsätzen bei Verfolgung und Verachtung fest-

gehalten, so würde es deutlicher geworden sein, warum Forster unter feigen, im Leben unbehülflichen Gelehrten, unter hölzernen Staatsmännern und einer politisch unaufgeklärten Menge allein stand, warum er noch immer nur von Wenigen verstanden und gewürdigt werden wird. Wir finden unser Zeitalter vielleicht erträglich hell; es wird einst eine Zeit kommen, wo man über die dicke Finsterniß, die darin herrscht, staunen wird. Denn freilich hat Servinus recht, es herrscht in jedem allgemeiner verbreiteten Urtheil in Deutschland mehr Nachsicht als Strenge. Leider thut sie das; denn diese Nachsicht ist, genau gesehen, nichts Anderes als Schwäche, Trägheit, Furcht, die sich gegenseitig bedingen. Auf den Höhen der Poesie geht's munter zu: da herrscht denn endlich weltliche Gewissensfreiheit; aber auf dem Gebiete prosaischer Praxis ist Kaspar Hauser der Schutzpatron. Menschen, die für die letztere viel mittelmäßig Kluges zusammensuchten, was man im täglichen Leben nicht gebrauchen kann, finden ein ungeheures Publicum. Welche Verbreitung hat z. B. Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen! Selbst da, wo es am leichtesten ist, die richtige Position zu den Menschen zu nehmen, wenn man Andere gar nicht nachahmt, wenn man sich nur die eigene Kraft wirklich zutraut und dieselbe zusammennimmt, sucht man ängstlich nach Rath und Hülfe und der Schwächer ist willkommen. Wie kann also ein Mann ein Publicum finden, der durchaus keine Auctorität sein will, der das Nachdenken im Gegentheil von jedem Auctoritätsglauben befreien und zum souverainen Selbstdenken reizen will? Forster verlangt durchaus keine Annahme seiner Meinung auf Treu und Glauben. Jedermann soll sich selbständig auf die Schärfe der Vernunft berufen und von da aus im Gesamtverbande der gegenwärtigen sittlichen Welt das Gleichgewicht finden. Und wie Vielen darf man es zutrauen, von der Höhe der Menschheit herab den ganzen Abstand bis zu den befangensten persönlichen Geistern zu durchmessen? die Sphäre der Individualität in bewußtseinsvolle Einheit mit der Gesamtheit zu bringen? Es gibt nur wenige solcher Menschen. Forster war einer dieser wenigen; und deshalb verbiente er an der Spitze eines großen, sich neu gestaltenden Staats zu stehen, und die Menschheit hätte sich gut dabei befunden. H. Rosk.

Hermes und Bär, oder die historische Grundlage und Entfaltung der Eth- und Völkertunde.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Der letzte Abschnitt handelt von der gegenwärtigen Beschaffenheit der nordamerikanischen Osthüfe und von den aufgefundenen Denkmälern, welche die frühere Anwesenheit der alten Nordmänner außer Zweifel setzen. Die schon erwähnten fünf Reisen nach Vinland liefern zunächst Stoff zur geographischen Untersuchung. Es wird die Frage beantwortet, welche jetzigen Küstenpunkte das alte Helluland, Markland, Vinland wol gewesen sein möchten. Daraus geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß Leifsbudir in der Umgegend der Seconnet Passage, der Narragansett und der Mount Hope Bay

gesucht werden mußte. Andere sehen in Labrador oder in Newfoundland den Ort des alten Weinlandes, diese Ansicht kann aber wol nicht die richtige sein und ist wahrscheinlich aus einer Verwechselung Hellulands mit Vinland entstanden. Doch gesteht der Verf. selbst, daß ungeachtet der starken Wahrscheinlichkeit für seine Meinung sich dennoch gar Manches dagegen einwenden lasse. Indes müsse man es als eine seltene Günst des Schicksals ansehen, daß der „Dighton Writing Rock“ aufgefunden sei, welcher fast alle Zweifel zu lösen im Stande wäre. Wir kommen hier an den allerwichtigsten Punkt des Buches und wollen daher dem Verf. selbst das Wort geben:

„Im J. 1829, als die königliche Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen mit der Herausgabe der *«Antiquitates americanae»* umging, wendete sie sich an alle gelehrte Gesellschaften der Vereinigten Staaten mit der Bitte, ihr über die natürliche Beschaffenheit der Gegenden, nach denen die Entdeckungserreisen der alten nordischen Seefahrer gerichtet sein konnten, sowie über alle andern Punkte, aus denen sich irgend ein Aufschluß über dieselben erwarten ließe, freundliche Auskunft zu geben. Die amerikanischen Vereine kamen dieser Aufforderung bereitwillig entgegen und unter den Mittheilungen, welche in Folge derselben eingingen, befand sich auch eine von der Rhode Island Historical Society zu Providence, welche ausführliche Nachrichten über den sogenannten Dighton Writing Rock gab. In einer Zeichnung aus dem J. 1790, die beigelegt war, erkannten die nordischen Alterthumsforscher auf den ersten Blick die auffallende Ähnlichkeit mit mehreren altnordischen Denkmälern, die an verschiedenen Orten in Schweden, Norwegen und Island erhalten sind. Dadurch angeregt, stellte der Verein von Rhode Island genauere Nachforschungen an, und diesen verdanken wir denn, nebst den umständlichen Nachrichten über die Ortlichkeit, eine mit der größten Sorgfalt ausgeführte Abbildung des Felsens, der die so lange unentziffert gebliebenen Zeichen enthält.“

Der hier erwähnte merkwürdige Stein ist in Massachusetts am östlichen Ufer des Tauntonflusses auf angeschwemmtem Boden ruhend aufgefunden worden. Er besteht aus Grauwacke, ist $11\frac{1}{2}$ F. lang und 5 F. hoch. Die Oberfläche neigt sich unten im Winkel von 60° zum Horizont und kommt alle 24 Stunden zwei Mal ganz unter Wasser. Von der Hauptfläche dieses Felsblocks, welche die Figur und Inschrift trägt, ist unserm Werke eine getreue Abbildung beigelegt. Am deutlichsten und wichtigsten sind die in der Mitte des Steins eingegrabenen Worte Nam Thorfinn.

Hier wollen wir nun die Mittheilungen über das erste Buch schließen. Das bis dahin Gesagte wird schon zur Genüge darthun, daß wir es hier mit einer sehr interessanten literarischen Arbeit von dauerndem Werthe zu thun haben.

Das Werk von A. Büsch ist eine ebenso angenehm unterhaltende als belehrende Lecture. Es trägt so viele ehrenwerthe, liebenswürdige Eigenschaften in sich, daß es ganz dazu befähigt ist, ein allgemeiner Liebling der gebildeten Welt zu werden. Ref. wünscht ihm dazu das beste Glück. Läßt es auch die Herrschaft der ernstlichen Gelehrsamkeit nie in sich aufkommen, so möchte dennoch die Zahl seiner Freunde gerade unter den Gelehrten nicht klein zu nennen sein. Es führt seinen Leser mit munterm Sinne leicht, aber entschieden und sicher durch kritische Wege, über unsichere, schwierige Stellen, und hütet sich auf seinen Wanderungen ebenso sehr vor zu langem Verweilen wie vor leichtfertigen Vorüberwühlungen. Das Kügliche gilt ihm ebenso viel wie das Schöne, die praktische klare Wirklichkeit nicht mehr wie die erhabenste Schöpfung der Poesie, es beschäftigt ebenso wenig den Verstand allein, wie es sich vor ausschließlicher Sentimentalität mit Recht zu verwahren versteht. Es ist ein Buch für denkende Männer, für gebildete Frauen, für strebende Jünglinge, überhaupt für Jeden, dem es um gründliche Bereicherung seiner allgemeinen Bildung wahrhaft ernst ist. Daher wird es ganz besonders

den Aeltern, Erziehern und Lehrern der Jugend zu empfehlen sein. Den geographischen und historischen Lehrstunden liefert es reichen Stoff zur Belebung und Verarbeitung des Unterrichts. Beim Lesen der alten Classiker gibt es ein treffliches Mittel zur Vorbereitung, Wiederholung und Vollendung der im Unterricht behandelten Stücke; denn gerade der vorliegende erste Band enthält Das, was auf Schulen, bei der nothwendig mehr vorherrschenden sprachlichen Vergliederung der Alten, so leicht aus dem Auge gelassen wird, die poetische, historische und geographische Basis. Übersichtliche Kürze, leichte Fasslichkeit und eine würdige, Achtung einflößende Behandlung sind daneben Eigenschaften des Buches, welche man überall zu schätzen weiß. Solche Bücher heben das Studium der Alten, sie stellen das Wissen, Können, Denken und Handeln von diesen in das schönste Licht und spornen zum Selbst- und Gern-lesen der alten Dichter und Prosaiser. Vor Allem möchte dieser erste Band sich aber Die zu Freunden machen können, welchen eine frühere Gymnasialbildung zu Grunde liegt, die aber durch die gewöhnlichen Verhältnisse des praktischen Lebens der Sphäre der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller entrückt worden sind. August Büsch's „Alte Welt“ wird ihnen die schönsten Erinnerungen an die frohlich verlebte Jugendzeit erwecken.

Sehen wir nun näher in das Innere des Buches, so möchte wol sein Titel am wenigsten mit Glück gewählt sein. Er deutet nur auf einen Theil von Dem, was das Gesamtwerk in sich schließt, und es ist wahrscheinlich, daß er besser dem noch zu erwartenden zweiten Bande als diesem ersten anpassen mag. So weit die Schrift jetzt der Beurtheilung vorliegt, gibt sie die Erd- und Völkerkunde der Alten von der Erschaffung der Welt bis auf Claudius Ptolemäus. Die Geschichte der Reisen und Entdeckungen hilft bloß zur Erreichung des Hauptzwecks, sie ist nur ein wichtiger Theil der Mittel, aber nicht Zweck selbst. Das, was in chronologischer Stufenfolge die Alten über unsere Erde und ihre Bewohner wußten und dachten, und wie sie hierbei zu ihren Ansichten und Kenntnissen gekommen sind, das Alles wird hier mitgetheilt und mit unserer jetzigen Erdkunde und Erdanschauung in Vergleich gebracht. Wir haben es daher mit einer Geschichte der alten Geographie im populären, kritischen Maßstabe zu thun und das ganze Werk wird eine fürs große Publicum bearbeitete „Histoire de la géographie“ der ganzen Welt sein, wie Humboldt uns eine solche „du nouveau continent“ für die Reiser der Erd- und Völkerkunde geschrieben hat. Hieraus folgt nun ganz natürlich von selbst, daß es nicht sowohl aus des Verf. eigene Ansichten und Forschungen ankomme als auf ein zweckmäßiges Beibringen und Verarbeiten der wichtigsten Resultate gefeierter Männer von Fach. Und was diesen Punkt betrifft, so kann man den Verf. nur loben. Er ist dabei ebenso vorsichtig als einsichtsvoll und umsichtig zu Werke gegangen. Wenn er gestattet, daß statt seiner Andere das Wort nehmen, so sind dies immer nur Männer wie Menell, Mannert, Ufert, Heeren, Bock, Böhlen, Burnes, Droysen, Ritter, und wechelte solche Meister nicht gern selbst. Wir wollen daher die unter diesen Umständen gelegentlich aufgegebene Selbstständigkeit des Verf. durchaus nicht tadeln.

Beim Lesen der ersten Hälfte des vorliegenden Bandes wird man vielfach an Schwab's vortreffliche „Sagen und Erzählungen des classischen Alterthums“ erinnert. Hat unser Verf. nun auch einen ganz andern Gesichtskreis vor Augen bei der Benutzung der Alten, so trifft er doch in der anziehenden Auswahl und edlen Verdeutschung genau mit Gustav Schwab zusammen. Er schreibt meistens ohne Schmuck in einfachen klaren Worten, nur zuweilen, besonders da, wo er den poetischen Geist der Alten wiederzugeben hat, bewegt er sich in fein abgerundeten Perioden, nimmt seine Sprache einen erhabenen dichterischen Schwung an.

Der vorliegende Band ist aus vier Büchern zusammenge-
setzt. Das erste hebt mit der Nothe der Schöpfung an und

schließt mit den Reisen und Entdeckungen der Karthager. Es wird erwähnt, daß nicht allein in der Bibel von einem Paradies die Rede sei, sondern daß auch in den Sagen aller Völker Asiens Hindeutungen darauf vorkämen und daß die Angaben der Bibel viel weniger wie die andern Ueberlieferungen dazu geeignet wären, den wahrscheinlichen Ort dieser Blöde der ersten Menschen zu bestimmen. „Nehmen wir“, schließt der Verf. seine von Ritter geleitete Untersuchung, „das Thal von Kaschmir als den ersten Wohnsitz der Menschen an. War der Kern der Erde mit Wasser bedeckt, welches nach und nach zurückwich, so flohen die Wasser zuerst von den Hochgebirgen und Hochebenen Asiens. Das Auge der Schöpfung ruhte freundlich zuerst auf dem Thale Kaschmir.“ Darauf wird die allmähliche Verbreitung der Menschen über die Erde, ihre Einteilung in Stämme und Staaten, ihre Beschäftigungsweise, die Veranlassung zu Erfindung und Entdeckung, zu Handel, Gewerbe und Schifffahrt zum Gegenstand der Besprechung gemacht und die Abstammung der alten Hebräer und Phönizier untersuchend berührt. Bei diesem Allen herrscht aber ganz besonders Kürze vor. Es sind dazu allerdings zwei ganze Capitel verbraucht, indes ist doch beiden zusammengekommen nicht mehr als 19 Seiten Platz gestattet. Die Urgeschichte Griechenlands wird in drei Capiteln anfangs allgemein behandelt, läßt sich aber zuletzt in der besondern Erzählung des Argonautenzugs auf. Nun werden in den drei folgenden Capiteln die Fahrten und Schicksale Odysseus' mitgetheilt, auch wird Homer's Erdanschaung bei dieser Gelegenheit einer besondern Betrachtung unterworfen. Der Verf. erzählt hier gut, bleibt aber nicht immer der alten Homerischen Dichtung getreu und zeigt vielleicht ein zu starkes Streben nach gedrängter Kürze. Es werden hier oft wichtige Punkte der Homerischen Volksskunde geradezu mit Stillschweigen übergangen. Um diesen Ausbruch zu rechtfertigen, so mag aus dem sechsten Capitel Das hier mitgetheilt werden, was Odysseus nach seinem letzten Schiffsbruch auf der Insel Scheria erlebte:

„Ermattet, wie er war, von der unsäglich Anstrengung, geht er in den Wald und verbirgt sich unter dem hohen Lager herabgefallener Blätter. Lange mochte er geschlafen haben, als er mit Einemmale durch Lachen und Rufen fröhlicher Mädchenstimmen geweckt wird. Es war Kauffilaa, des Königs Tochter, mit ihren Gefährtinnen, die mit einem Wagen voll Kleider an den Strom zur Wäsche gekommen waren, und nun, während die Gewänder an der Sonne trockneten, sich mit Ballspiel ergötzen. Der Ball war ins Dickicht geflogen, die Mädchen schrien auf und darob erwachte Odysseus. Von fern hinter Büschen versteckt, rief er Kauffilaa an und klagte ihr seine Noth, wie er von Allem entblößt vom Sturme ans Land geworfen worden sei und bat sie um ein Gewand. Sie warf es ihm freundlich zu, und nachdem er sich im Strome gebadet und gesalbt, erschien er frisch und kräftig zur Bewunderung der Jungfrauen wieder vor ihnen. Er ging mit den Mädchen bis vor die Stadt, da aber trennten sich diese von ihm, nachdem ihm Kauffilaa den Weg zu ihres Vaters Palast beschrieben hatte; um das böse Geschwäg der Bewohner zu meiden, daß des Alkinoos' Tochter mit einem Fremdling umhergehe. Da stand er nun vor der Stadt, die von einer hohen Mauer umschlossen war und erblickte die Häfen, wo am Lande eine Menge von Schiffen auf ihren Gestellen lagen.“

Nun sieht, dies soll der Inhalt des ganzen sechsten Gesanges sein von Homer's „Odyssee“. Wie sind aber hier die 300 Verse in Nichts zusammengeschmolzen! Wer Homer's ausgezeichnete Schönheit gerade an diesem Orte seiner göttlichen Dichtung kennt, wird es mit Recht beklagen, so von der Hand geschlagen abgeseift zu werden, und wer Homer nicht kennt, möchte aus dem Gegebenen schwerlich eine Ahnung von der Wahrheit der hohen Begeisterung bekommen können, womit Eingeweichte so oft für ihren Homer zu schwärmen im Stande sind. Doch wollen wir nicht zu voreilig den Stab über unsern Verf. brechen. Er hat insoweit recht, zu eilen, als es

ihm in seinem Werke viel weniger um die Darstellung der Schönheiten der „Odyssee“ zu thun ist, als um das geographisch und ethnographisch wahrscheinlich Wahre dieses Gedichtes, des Sagen und Dichtungen nur einleitend zum Felde seiner Forschungen gehören. Um indes seine allzu flüchtige Eile in etwas wieder gut zu machen, so gibt der Verf. auf S. 59 u. 60, wo die Pracht der Wohnung Alkinoos' zu beschreiben ist, 49 Verse sehr guter, streng metrischer Uebersetzung. Die beiden letzten Capitel dieses Buches beziehen sich auf die Colonien der Griechen, Schifffahrt, Handel und Colonien der Phönizier und auf die Entdeckungen der Karthager.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer englischer Romanschriftsteller.

Nachdem ein Herr Gray mehrere Kleinigkeiten geschrieben, empfahl ihn vor ungefähr Jahresfrist ein Roman: „The young prima Donna“, namentlich durch die gesunde, darin zum Zeitpunkt genommene Moral, der Beachtung eines nicht bloß lesergerigen Publicums. Dieselbe Bahn hat er in einem andern, unlängst erschienenen Roman: „The gambler's wife“ (3 Bde., London 1845) verfolgt. Es ist die aus dem Leben gegriffene schmerz- und ereignisreiche Geschichte eines jungen, schönen, aber etwas zu sturhwilligen Mädchens, das bessern Rath verschmähen und fortgerissen von irrender Leidenschaft einen braven, sie aufrichtig liebenden, ihr bereits verlobten Mann verläßt, um einem abgeglätteten Menschen sich in die Arme zu werfen, den das Spiel von Tag zu Tag in ein engeres Netz zieht. Raub Sutherland, die stolze, lebensfrische Schöne, ist ein trefflich gezeichneter Charakter. Sie siegt in manchem schweren Kampf mit ihrem Herzen, als sie sich von den Liebesworten des in Gelamuth auftretenden Harry Percy umstrickt sieht, bis sie in einer schwachen Stunde die gelobte Treue bricht und mit Percy nach Schottland flieht, wo sie nach dortigem Gebrauch getraut werden. Ihre Flucht zerreißt das Leben ihrer Mutter. Als sie bei der Rückkunft, Verzeihung zu erbitten, sich der Theuern zu Füßen stürzen will, kommt sie an das Lager der Sterbenden und wird vom Vater ihre Mörderin genannt. Weil einfach wahr, ist die Scene doppelt erschütternd. Mit fester Liebe dem unwürdigen Gegenstande ihrer Wahl anhängend, begleitet sie ihn nach Deutschland, wo ihre Hoffnung, ihn der Spielsucht zu entziehen, in Ems und Baden eine fürchterliche Täuschung erfährt. Das beugt ihr stolzes Gemüth, sie fühlt, wie sehr sie geirrt und wird ein stilles, sanftes, duldsames Weib. Ihr einziges Kind ist ihre einzige Freude. Der Tod nimmt es ihr. Gleichzeitig entdeckt sie, daß ihr Gatte einer Andern gehört. Sie trennt sich von ihm, den Tod in der Brust, kehrt nach England zurück und stirbt mit der Verzeihung ihres Vaters. Die Nachricht ihres Ablebens weckt in Percy die lang geschlummerte Reue und im Dienste für seine Nebenmenschen sucht er auszugleichen, was er an seiner Gattin verbroschen. Der Stolz des Verf. ist voll Kraft und Grazie, und obwol Liebe das Hauptthema des Romans bildet, fehlt doch jene Milch- und Wasser-Sentimentalität, von welcher nicht die englischen Romane allein nur zu oft überfließen.

10.

Ein neues Epos über Napoleon.

Dem corfischen Helden ist in England wieder in einem B. R. Harris ein Sänger erstanden. Sein Epos nennt sich „Napoleon: an epic poem in twelve cantos“. Je größer die Gehaltlosigkeit dieses Gedichts, desto größer die Einbildung des Dichters, welcher im Vorwort behauptet, in England habe seit Milton, in Deutschland seit Klopstock Niemand gewagt, Hand an die Schöpfung eines großen epischen Gedichts zu legen. Der Dichter nennt seine Aufgabe „himmlisch“, läßt es sich dabei aber angelegen sein, seinen Helden auf alle Weise zu verunglimpfen.

12.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 97.

7. April 1845.

Die Universität Königsberg und ihre Jubelfeier.

Bol war von manchen Seiten die Befürchtung laut geworden, daß die Königsberger Säkularfeier nur ein leeres Schaugepränge werden würde. Ernstere Bestimmungen waren seit einigen Jahren eingetreten; noch wenige Wochen vor dem Beginn der Feier war man ungewiß, ob die Harmonie sich so weit herstellen würde, daß ein der hohen Bedeutung des Gegenstandes entsprechendes Zusammenwirken aller Theilnehmenden stattfinden könnte. Möglich, dachten Viele, daß misstrauische Beschränkungen den freien Aufschwung des Festes hemmen, die rechte Freude verkümmern und das Ganze auf lateinische Reden, Zweckessen und kirchliche Ceremonien reduciren werden. Das wäre freilich eine traurige Erscheinung gewesen, und nicht grundlos waren die betrübenden Vermuthungen, daß es so kommen könnte. In zwei Schreiben hatte sich der akademische Senat an den königlichen Rector gewandt und Vorschläge zur würdigen Feier des Jubiläums gemacht. Die erste dieser Eingaben war vom Nov. 1843, die zweite vom März 1844, und bis Anfang Mai war keine Antwort erfolgt. Dies zögern schien die gehegten Besorgnisse zu bestätigen. Endlich traf ein Schreiben vom Minister Eichhorn ein, nach welchem es zweifelhaft war, ob der König der Jubelfeier beizuhohnen würde, indem derselbe die persönliche Theilnahme von Umständen abhängig gemacht hätte. Der Minister sprach jedoch die Hoffnung aus, es würden sich die Umstände so gestalten, daß der König persönlich an der Feier Theil nehmen könnte. Außerdem enthielt das Schreiben noch einige Andeutungen über die Art und Weise, wie der Minister die Jubelfeier aufgefasset und ausgeführt zu sehen wünschte. Die Vorschläge des Senats in Bezug auf die zu veranstaltenden Festlichkeiten selbst waren unberücksichtigt geblieben. In Folge dieses Ministerialschreibens fanden sich der Prorector und die Professoren veranlaßt, unterm 18. Mai sich mit nachstehender Immediatengabe nochmals an den König zu wenden:

Ew. Königl. Majestät haben auf unsere allerunterthänigsten Immediatengaben vom 11. Nov. v. J. und 7. März d. J. wegen der bevorstehenden Jubelfeier unserer Universität durch Allerhöchsthren Minister der geistlichen Angelegenheiten unterm

3. d. M. uns eröffnen zu lassen geruht, daß Ew. Majestät es noch von den Umständen abhängen lassen wollen, ob Allerhöchsthieselben persönlich mit Ihrer Gegenwart jenes Fest beglücken werden. Indem uns so zu unserer Aller Betrübnis die Möglichkeit in Aussicht gestellt ist, die Jubelfeier unserer Albertina vielleicht ohne unsern erhabenen Rector begehen zu müssen und wir zugleich der Ehre eines allerhöchsten Bescheides Ew. Königl. Majestät verlustig gegangen sind, so haben wir hieraus die traurige Überzeugung uns abnehmen zu müssen geglaubt, daß die Universität, die wir zu vertreten die Ehre haben, sich gegenwärtig nicht der vollen Gnade Ew. Majestät erfreue, daß vielleicht, worin auch immer die Veranlassung dazu liegen möge, durch irgend etwas Störendes und Trübendes das Herz unsers Königs uns entfremdet sein müsse. Es ist Keiner unter uns, der das Drückende einer solchen auf uns lastenden königl. Ungnade nicht tief empfinde und mit tiefer Betrübnis es vor Augen sehe, daß, so lange ein solches unglückseliges Missverhältniß zwischen dem königlichen Rector der Albertina und der Allerhöchsthenselben treuergebenen Universität fortbesteht, für das Gedeihen derselben kein rechtes Heil und vollends für die bevorstehende Jubelfeier keine reine und volle Festfreude zu erwarten ist.

Inzwischen wagen wir doch in guter wohlbegründeter Zuversicht zu der königlichen Gnade unsers erhabenen Rectors uns fürs erste getrost der Hoffnung hinzugeben, daß, wie gerechten Grund immer Ew. Majestät zu haben glauben, Höchstthrer Universität zu zürnen, Ew. Majestät doch in königlicher Gnade dies nicht die Ankaist selbst, die unter Höchstthrem Schutze steht, werden entgelten lassen oder alle die Vielen, welche sonst bei der bevorstehenden Jubelfeier sich gern mit vollem Herzen theilnehmen möchten.

Gleich sind wir aufs tiefste von der Überzeugung durchdrungen, daß, wenn es Ew. königlichen Majestät gefallen wollte, die bevorstehende Jubelfeier recht inmitten Ihrer getreuen Universität zu begehen, dabei allerhöchsthieser Willensmeinungen und den Grund Ihres Zürnens uns Allergnädigst zu erkennen zu geben, und uns selbst wiederum ein offenes huldvolles Gehör zu schenken, gerade durch diese persönliche Gegenwart Ew. Majestät, und vielleicht nur durch diese, sicher und vollständig Alles ausgegiltet werden würde, was zu unserm fortwährenden Schmerz Ew. Königl. Majestät Huld und Gnade uns entfremdet hat. Dann würde auch das bevorstehende Fest dadurch seine rechte Belhe und eine noch tiefere Bedeutung bekommen, Allen, die dabei theilhaftig sind, eine wahre und volle Festfreude, die sonst unmöglich wäre, erst möglich werden und die segensreiche Einwirkung davon unserer ganzen Provinz zu gute kommen.

Noch einmal bitten wir daher Ew. Majestät auf das unterthänigste und innigste um die Zusicherung Allerhöchsthieser persönlichen Theilnahme an unserm Jubelfeste.

Darauf erfolgte vom Könige ein Antwortschreiben, in welchem zuvörderst das allerhöchste Wohlgefallen über

die in obiger Vorstellung ausgesprochenen Gesinnungen zu erkennen gegeben und die persönliche Theilnahme des Königs an dem Feste zugesagt wurde, insofern nicht unvermeidliche Behinderungen dazwischentreten. Folgende Stelle in dem königlichen Schreiben ist besonders bemerkenswerth:

Alle wahrhaft freie Wissenschaft anerkennt und ehrt ihre Freiheit in der Heilighaltung und somit auch in entschlossener Vertheidigung der göttlichen und der darauf gegründeten menschlichen Ordnungen gegen zuchtlose Phantasie, die, die schönen Namen der Freiheit und Wissenschaft missbrauchend, sich von jeder Anerkennungsehrfurcht lossagen möchte. Ob die Professoren der Universität zu Königsberg als leitende Körperschaft ihre Berufung zu solcher ehrwürdigen Vertretung in der letztverflossenen Zeit überall klar erkannt und mit Kraft erfüllt haben, mögen dieselben sich selbst beantworten. Ich will heute des Vergangenen nicht gedenken, sondern mich mit Vertrauen an die Zukunft halten, zu welcher die Eingabe vom 18. d. M. mich für die Zukunft berechtigt.

Ehe diese erfreuliche Entscheidung noch ergangen war und als die Vermuthung noch stattfand, daß die Feier sich in sehr engen Kreisen bewegen würde, war eine große Anzahl ehemaliger Commilitonen zusammengetreten, um das Jubiläum — sollten auch die ungünstigen Constellationen fortwähren — so froh als möglich zu begehen. Diese Vereinigung und ein von ihr gewähltes Comité blieb auch dann bestehen, als die Universität nach Eingang der königlichen Zusage eine Commission zur Anordnung der Festlichkeiten ernannte, und so war denn von zwei Seiten, sowie noch von einer dritten durch einen Studentenverein, für den weiteren Fortgang der Angelegenheit gesorgt. Gerade den anfangs drohenden Hindernissen mag es zuzuschreiben sein, daß die Sache nun mit erhöhter Lebendigkeit ins Werk gesetzt wurde und im Ganzen jene Entwicklung gewann, welche man ursprünglich nicht erwartet hatte. Die großartig die Feier sich gestaltete, wie reich sie an überraschenden und glänzenden Erscheinungen gewesen, haben seiner Zeit die öffentlichen Blätter gemeldet und es kann nicht unsere Aufgabe sein, deren Inhalt hier zu recapituliren. Doch wird sich bei Erwähnung mehrerer auf das Fest bezüglichen Schriften Gelegenheit darbieten, an manches Interessante zu erinnern und Einzelnes hervorzuheben, was auf eine mehr als augenblickliche Beachtung Anspruch hat. Wir kommen zuerst auf zwei geschichtliche Arbeiten über die Albertusuniversität.

1. Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier 1644 und 1744. Zur Würdigung und zum Verständniß der bevorstehenden dritten Jubelfeier für Seiner Majestät von Eduard Servais. Danzig, Gerhard. 1844. Gr. 8. 7½ Mgr.
2. Die Albertus-Universität zu Königsberg. Eine Denkschrift zur Jubelfeier ihrer dreihundertjährigen Dauer in den Tagen vom 27. bis 31. August. Königsberg, Voigt. 1844. Gr. 8. 10 Mgr.

Beide Monographien empfehlen sich durch klare Zusammenstellung der Facta, triftige Bemerkungen über dieselben und gefällige Form des Vortrags. Beide behandeln am ausführlichsten die ersten Zeiten der Universität; über die neuern und neuesten Schicksale dersel-

ben sind nur wenige Notizen gegeben. Dies hat Servais auf dem Titel seines Buchs auch nicht versprochen; dagegen wäre von der zweiten Schrift „Die Albertus-Universität“ ein näheres Eingehen auf die Ereignisse des zuletzt verflossenen Jahrhunderts zu verlangen gewesen. Indes hat der Verf. vielleicht geglaubt, die Grenzen einer Gelegenheitschrift zu sehr zu überschreiten, wenn er der neuern Zeit denselben Umfang widmete wie der ältern. Jedenfalls wäre es dankenswerth, wenn ein geeigneter Schriftsteller diese Lücke nachträglich ausfüllen möchte. An Hilfsmitteln und Quellen fehlt es hierzu nicht und die Universitätsarchive würden hoffentlich für einen solchen Zweck nicht mit dem siebenfachen Siegel der Amtsverschwiegenheit verklebt sein.

Drei Jahre vor der Stiftung der Königsberger Universität erfolgte die Gründung einer gelehrten Schule, „Particular“ genannt, deren Einrichtung auf dem Landtage von 1540 so beschloffen wurde, daß daraus weiterhin eine Universität hervorgehen konnte. Für das Amt eines Rectors den rechten Mann zu finden, gab sich Herzog Albrecht die größte Mühe und wandte sich deshalb an Philipp Melancthon, den er nächst Luther am höchsten schätzte, den er öfter noch als den vielbeschäftigten Reformator in politischen, religiösen und allen wichtigen Angelegenheiten befragte. Er war es, der dem Herzoge rieth, sobald als möglich eine vollständige Universität in Königsberg einzurichten, da nur eine solche dem Bedürfnisse des Landes genügend entsprechen könne. Und Albrecht war nicht säumig ihm zu folgen. Am 20. Juli 1544 wurde die Fundationsurkunde der neuen Hochschule publicirt und im In- und Auslande, vornehmlich in den protestantischen Ländern und Städten unter Ankündigung der freiesten Privilegien für die studierende Jugend proclamirt. Der erste Rector war Georg Sabinus, oder wie er eigentlich hieß, Schüler, der Schwiegersohn Melancthon's. Außer Sabinus wurden noch zehn Professoren bei Gründung der neuen Universität angestellt.

Seltam war es, daß der protestantische Albrecht sich die größte Mühe gab, die Bestätigung seiner Universität von dem Papste zu erhalten. Die schmeichelhaftesten Briefe wurden deshalb an den Cardinal Bembo geschrieben, aber ohne Erfolg. Endlich im J. 1560 erhielt man die gewünschte höhere Sanction von dem Könige Sigismund August von Polen. Der Universität wurden dadurch gleiche Rechte mit allen königlichen und kaiserlichen Universitäten zuerkannt, besonders das Recht der Promotionen in den vier Facultäten, dessen sie sich in den ersten 16 Jahren ihres Bestehens bis zum Eintreffen der Bestätigung gewissenhaft enthalten hatte.

Nicht lange nach der Gründung der Universität brachen die ärgerlichsten Händel aus; theologische Verfolgungssucht befechtete die neue Bildungsstätte. Dr. Snaphus, der kaum der päpstlichen Inquisition aus Holland entflohen war, sah sich von seinen Königsberger Kollegen (1547) förmlich in den Kirchenbann gethan. Der akademische Senat publicirte ein Programm, worin bei

Strafe der Relegation allen Mitgliedern der Universität der Umgang mit Snaphaus untersagt wurde. Der Gebannte verließ Königsberg und ging nach Ostfriesland. Er, der so viele Verfolgungen erduldet hatte, nannte die Königsberger Inquisition härter als die, welche er in Delft und Löwen von den Päpstern ausgehalten hatte.

Noch abscheulicher war der Disander-Streit. Hier stieg der Scandal so hoch, daß beide Theile sich von der Kanzel herab nicht nur verletzten, sondern auch zu den Waffen gegeneinander aufriefen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller (Math. Vogel) sagt davon:

Alle Liebe war aufgehoben, alle gute Nachbarschaft getrennt, bürgerliche Ruhe, Zucht und Bewohnung dermaßen zerrüttet, daß man nicht allein ungegrüßt voreinander vorbeigegangen, sondern auch übereinander ausgespien und nachgeschrien, und Keinem, der in Disander's Predigten gegangen, etwas ablaufen oder verkaufen wollen.

Den edelsinnigen aber energielosen Albrecht bekümmerten diese Streitigkeiten aufs tiefste; seine Bemühungen zur Beilegung derselben waren redlich gemeint, aber manche falsche Maßregeln wurden hierzu von ihm ergriffen und brachten der Universität großen Schaden. Theologisches Gekänk hat nur allzu häufig Fürsten und Völker in großes Unheil gebracht.

Was am meisten dafür spricht, daß Albrecht zur Gründung der Universität nicht durch prunkfüchtige Eitelkeit getrieben wurde, sondern durch das aufrichtige Bestreben, die Bildung des Volks zu heben, zeigt schon die Fundationsurkunde des Particulars. Kein Stand sollte der Wohlthaten dieser Lehranstalt entbehren. Sehr richtig erkannte Albrecht, daß wahre Cultur nur aus dem Volke hervorgehen, nicht wie ein fremdes Reis ihm aufgepfropft werden dürfe. Darum sorgte er für Universitätslehrer, die des Polnischen, Lithauischen und Altpreussischen kundig waren; darum befahl er, daß man Studierende, die jener Sprachen mächtig und jenen Volksstämmen angehörig waren, vornehmlich unterstützen und zu tüchtigen Geistlichen, Lehrern und Beamten ihrer Landesleute ausbilden solle. Ein großes Hinderniß aber stand seinen löblichen Absichten entgegen. Es herrschte bei den Überresten der altpreussischen Bevölkerung Leibeigenschaft. Leiblich und geistig war der Volksstamm, der vor dem Orden das Land allein bewohnt hatte, verkümmert, sodaß Noheit und Stumpfsinn als seine hervorstechendsten Eigenschaften bemerkbar wurden. Allen seinen Thaten setzte Albrecht daher die Krone auf, als er in seinem Testamente verordnete:

Wir wollen zu Erzeugung unserer Gnaden und Liebe, so wir zu diesem Lande tragen, hiemit aus fürstlicher Macht alle Preußen, die in unserm Herzogthume unter uns, denen von der Herrschaft, Adel oder Städten wohnen, des leiblichen knechtischen Eigenthums gefreiet und benommen haben, doch mit dem Unterschied, daß Diejenigen, so sich zum Studiren begeben und dem Folge thun, daß sie hernach bei der Kirche, Schule oder anderm weltlichen Regimente zu gebrauchen, Weibes an ihren Personen und Gütern, die Andern aber, so sich des Studirens nützlich nicht bekeiffen, allein für ihre Person und nicht mit den Gütern hinfort sollen frei sein und bleiben; begeben, begnaden und befreien sie demnach, daß sie hinfort freier Geburt seien, sich solcher nicht weniger als andere Köhmer ge-

kräften, freuen und gebrauchen sollen, zuversichtlich, es werden nunmehr die Preußen ihre Kindlein zur Schule thun, damit sie in der Felgezeit in Kirchen- und andern Diensten gleich andern unserer Unterthanen nützlich zu gebrauchen.

So war denn ein neuer Herd für die Wissenschaften gegründet; freilich brannte er lange Zeit nur trübe und gab mehr Rauch als Licht. Nachdem ein Jahrhundert verfloßen war, zeigte sich Alles in tiefem Verfall. Die Drangsale des Kriegs waren natürlich dem Wachsthum geistiger Bildungsstätten nicht förderlich. Unter den Studenten herrschte Noheit und Zügellosigkeit. Der sogenannte Pennalismus, der die neu Ankommenden das ganze erste Jahr hindurch der Raubsucht, dem frechsten Muthwillen und der empörendsten Behandlung der Landsmannschaft, der sie sich anschließen mußten, aussetzte, stand auf einer Höhe, daß kein Verbot und keine Züchtigung von Seiten des akademischen Senats dem Unwesen Einhalt zu thun vermochte. Nicht besser stand es um die Universitätslehrer. Die Theologen, nicht gewarnt durch den furchtbaren Religionskrieg, der in Deutschland wüthete und in ganz Europa den Frieden verschauelte, stritten von Katheder und Kanzel mit Erbitterung widereinander und bewirkten statt Befestigung im Glauben Abfall vom Katholischen, indem mehrere Gelehrte und Geistliche zur katholischen Kirche übertraten. Unter solchen Umständen vollendete die Albertina ihr erstes Jahrhundert; bei den inhaltsleeren, wochenlangen Festlichkeiten dieses ersten Jubiläums wollen wir uns nicht aufhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Hermes und Burch,

oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Im zweiten Buche dringt schon viel mehr wie im ersten das historisch-geographische und ethnographische Interesse durch. Es besteht dasselbe aus zehn Capiteln, wovon die neun ersten dem ehrwürdigen Vater der Weltkunde, Herodot, gewidmet sind. Hier ist der Verf. schon viel besser in seinem Elemente. Er gibt die anziehendsten Mittheilungen aus der Länder- und Völkerkunde dieses wichtigen Zeitabschnitts. Das letzte Capitel bespricht die Erdanschauung Ktesias', Xenophon's, Skylax', Pytheas', Aristoteles'.

Das dritte Buch möchte wol das schönste vom ganzen ersten Bande sein. Es bezieht sich ausschließlich auf die gewaltigen Tühe Alexander's in Asien. Hierauf hat der Verf. den größten Fleiß verwandt und mit der gewandtesten Feder daran gearbeitet. Das berühmte Werk Droysen's über Alexander ist ihm Vorbild und Wegweiser gewesen und an Ritter's Erdkunde von Asien hat er seinen Scharfblick gestählt und daraus einen großen Schatz der scharfsinnigsten Kritik entnommen. Es schließt dieses Buch 176 Seiten in sich und nimmt so den dritten Theil des ersten Bandes in Anspruch. Schwer fällt es hier, aus den 15 Capiteln Einzelnes herauszuheben und zur Betrachtung zu ziehen. Doch so wie bei den Alten die Kämpfe Alexander's in Indien die bewundernsten, die gepriesensten, so möchte, wenn einmal gewählt und beurtheilt werden soll, auch in unserm Werke der Beifall da am stärksten zum Vorschein kommen, wo der indische Kaukasus überstiegen,

die Schlacht am Hydaspes erlumpft und der gewaltige König Porus besiegt wird. Diese schönsten Stellen sind aber auch so eng mit dem Ganzen verwoben und so umfangreich, daß an Mittheilen davon nicht zu denken ist. Um indeß doch Gelegenheit zur Beurtheilung der trefflichen Darstellungsweise unseres Verf. zu geben, so theilen wir hier eine ziemlich in sich abgeschlossene kleine Episode aus dem fünften Capitel mit, die Einnahme der sogdianischen Felsenburg. Die wilden Stammes des Aufstehens in den früher eroberten Provinzen Bactrien, Sogdiana und in andern Ländern der südlichen Asien waren mit dem Tode des Hauptanführers, Spitamenes, bis auf zwei Bergvesten, Sogdiana und Parataken, gedämpft. Diese wollten sich nicht ergeben, sie trösteten auf ihre Unüberwindlichkeit. Und nun wollen wir den Verf. erzählen lassen:

„Nach Spitamenes' Tode leistete der Feind Alexander nur schwachen Widerstand im offenen Felde; in den Provinzen Sogdiana und Parataken trösteten ihm noch immer zwei wichtige und seit langer Zeit für unüberwindlich gehaltene Festungen. In die erstere hatte Dryartes, der Bactrier, das Haupt der Empörung, sein Weib und seine Kinder geflüchtet. Der Felsen war steil, schroff, beinahe unzugänglich und für eine lange Belagerung mit Lebensmitteln versehen. Der tiefe Schnee, der ihn umlagerte, erschwerte den Angriff und versorgte die Besatzung mit Wasser. Alexander forderte die Barbaren zur Übergabe auf; die Antwort, die er erhielt, war die spöttische Frage: Ob er sich etwa mit geflügelten Soldaten versehen hätte? Alexander war entschlossen, um jeden Preis den Felsen zu erobern. Eine Kriegsliste mußte das Unmögliche möglich machen. Er ließ in seinem Lager durch Heroldsruf verkünden: Die Felsenkisten, die über der Burg emporragen, müsse erstiegen werden, zwölf Preise bis zu zwölf Talenten seien Denen bestimmt, die die Ersten oben wären; für Alle, welche an dem kühnen Wagnisse Theil nähmen, werde es ruhmvoll sein. Dreihundert Makedonier, die das Felsenklettern verstanden, begleitend, unter den Augen des Königs sich auszuzeichnen, traten hervor und empfingen die nähere Befehle; dann versah sich Jeder mit einigen Eisenpföcken, wie sie bei den Kelten gebraucht werden und mit Stricken; sie nahmen Mundvorrath auf zwei Tage und von den Waffen das Schwert und die Lanze mit. Um Mitternacht nahen sie sich der Stelle des Felsens, die am steilsten und deshalb unbewacht war. Anfangs stiegen sie mühsam; bald begannen die jach abgestürzten Felswände, glatte Eislagen, lose Schneedecken, mit jedem Schritte wuchs die Mühe und die Gefahr. Dreißig dieser Kühnen stürzten in den Abgrund, endlich mit Lagesanbruch hatten die Andern den Gipfel erreicht und ihre Fahnen flatterten hell im Frühwinde. Sobald Alexander, der voll ängstlicher Erwartung über das Schicksal seiner Getreuen unten am Fuße des Berges stand, das verabredete Zeichen sah, ließ er die Heertrompete blasen und die jubelnden Truppen austrücken; sandte dann von neuem einen Herold, der den feindlichen Vorposten zurief: Sie möchten sich ergeben, die geflügelten Menschen hätten sich gefunden, sie seien über ihren Häuptern, längerer Widerstand sei unmöglich. Die Barbaren, bestürzt und überzeugt, daß die Makedonier einen Weg auf den Felsen entdeckt hätten, zögerten nicht länger, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und Alexander zog klingenden Spiels in die sogdianische Festung ein. Reiche Beute fiel dort in seine Hand; unter dieser viele Frauen und Lächer sogdianischer und bactrischer Häuptlinge, auch des Dryartes Gemahlin und seine Tochter Roxane, die Perle des Morgenlandes. Es staunte Alexander bei ihrem Anblick, das gefangene Mädchen besiegte des Siegers stolzen Sinn; sie erkor er, mit ihm den Thron des Morgenlandes zu theilen, die Vermählung mit ihr sollte den Frieden im transsianischen Lande besiegeln. Auf die Kunde hiervon eilte Roxane's Vater zu Alexander; um seines

Kindes willen ward ihm verziehen. Der geistige Irrthum, der die bactrische Satrapie niederzulegen gewünscht hatte, erhielt die Felsenburg und das theure Kleinod in ihr zu hüten, bis der Tag des Friedens gekommen sei.“

Das vierte Buch besteht aus neun Capiteln. Die beiden ersten sind noch den nächsten Folgen, den überlebenden Kampf und Zeitgenossen Alexander's und den geographischen Gelehrten zu Alexandria gewidmet. Die fünf folgenden, sich auf das allmähliche Wachsthum Roms, auf die Entdeckungen, Eroberungen und Wanderungen der Römer und Germanen beziehend, geben wieder den Mittelpunkt des ganzen vierten Buches an. Außerordentlich schön und treffend sind die Sitten und Gebräuche, die Kämpfe und Spiele der alten Germanen geschildert. Der Verf. legt hierbei den Tacitus zu Grunde, wie wol nicht gut anders zu erwarten stand, aber in einer Weise, die ganz und gar vergessen läßt, daß man auf den Wegen der Übersetzung wandelt. Er sagt auch mit Wenigem viel, wie das die meisten Übertrager dem Tacitus nachgeahmt haben, aber er sagt es mit Geschmack und wahrhaft deutsch, nicht, wie so Manche, voller Eken und Unbeholfenheiten, ohne einen getreuen deutschen Kern. Die beiden letzten Capitel bringen außer der Erdankündigung Strabo's, Plinius' und Ptolemäus' noch mehr andere sehr interessante Gegenstände zur Sprache.

In der Rechtschreibung möchte der Verf. wol etwas zu unbedingte der neuesten Mode zugethan sein. Es will dem Auge gar nicht recht gefallen, wenn es auf Wörter wie „syrisch, syrisch, syrisch, syrisch“ stößt. Übrigens scheint dem Herrn Verf. diese moderne Schreibweise doch auch noch nicht so recht geläufig geworden zu sein, denn zuweilen entschließen ihm noch „Rymphen“ und „Phäaken“, wenn er eben „Rymfen“ und „Päaken“ in das Reich seiner strengen Consequenz gebracht zu haben vermeint; er hat auf S. 478, wo er die Schatten auftreten läßt, ganz vergessen, daß er auf S. 476 noch mit Ratten zu thun gehabt und auf S. 483 laufen ihm wieder Gatten aus der Feder.

Zeitbestimmungen sind des Verf. Lieblingsfache sicherlich nicht. Er läßt sie sehr spärlich auftreten. Die chronologische Übersichtlichkeit ist daher nicht die Glanzseite dieses ersten Bandes. Vielleicht verwendet der Verf. im zweiten Bande mehr Sorgfalt darauf.

52.

Literarische Notiz.

Zur römischen Literaturgeschichte.

In diesen Blättern ist ein französischer Gelehrter Namens Egger bereits mit gebührender Anerkennung genannt worden. So haben wir z. B. die für die Bildungsgegeschichte der lateinischen Sprache bedeutenden „Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae“ und die interessanten Vorlesungen dieses Gelehrten an der Sorbonne erst neuerdings erwähnt. Wir erhalten jetzt einen wichtigen Beitrag für die römische literarische und politische Geschichte in seinem „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste“. Schon im J. 1839 wurde eine ähnliche Arbeit Egger's von der Akademie gekrönt; aber statt dieselbe, wie gewünscht wurde, gleich dem Druck zu übergeben, unterwarf sie der Verf. einer neuen Revision und strengen Prüfung. So erhalten wir nun ein Werk, das reich ist an den wichtigsten Resultaten. Wir finden in diesem Werke, das einen starken Band von 500 Seiten bildet, außer dem Hauptthema, welches auf eine höchst befriedigende Weise behandelt wird, noch folgende Erörterungen: 1) über die Reden, welche von griechischen und lateinischen Historikern ihrer Darstellung einverwoben sind; 2) über die Geschichte der Municipalinstitutionen bei den Römern, und 3) über das politische Testament des Augustus.

17.

Dienstag,

Nr. 98.

8. April 1845.

Die Universität Königsberg und ihre Jubelfeier.

(Schluß aus Nr. 97.)

In die Regierungszeit Friedrich's des Großen fällt die zweite Jubelfeier der Universität Königsberg. Ihr Zustand war 1744 ein blühender. Sie zählte 44 Professoren und die Zahl der Studirenden, wenn auch nicht mehr wie 1704 über tausend, war noch immer bedeutend. Sowol im Lande als auswärts wurde die Bedeutung dieser Säkularfeier erkannt und die Wirksamkeit der königsberger Hochschule geehrt. Und doch hatte sie während ihres Bestehens von zwei Jahrhunderten noch nicht in irgend einer Wissenschaft ausgezeichnetes geleistet oder durch ihre Totalwirksamkeit auf intellectuelles, politisches oder sociales Leben der Nation, Deutschlands, Europas, der Welt einen Einfluß geübt, wie z. B. Bologna, Paris, die holländischen Universitäten, und in Deutschland Prag zur Zeit Hus', Wittenberg in der Reformationsperiode, Halle im 17. Jahrhundert durch Männer wie Thomasius, Wolf u. A. Nicht wie diese drei Hochschulen hatte die Albertina von ihrer Gründung an einen Aufschwung gewonnen. Daß auch von ihr eine geistige Bewegung von nachhaltigen Folgen, ja eine förmliche Geistesrevolution seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nehmen konnte, dazu wirkte hier wie in ganz Deutschland Friedrich's II. belebende Kraft vornehmlich mit. Seit er die politische Selbstständigkeit der Nation erkämpft und dadurch den Nationalstolz geweckt hatte, stand es den Gelehrten zu, die Freiheit des Geistes auf solider Basis zu erheben. Dem wehrte Niemand weniger als der große König. Seinem wahrhaft königlichen Sinn war durchaus fern die kleinliche Furcht vor neuen Ideen und Schöpfungen, die den Gewohnheitsglauben umstießen, das bisherige System verwarfen, die Mangelhaftigkeit bestehender Institutionen ins Licht stellten und auf heilsamern Principien Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und die Praxis des Lebens aufzuerbauen strebten.

In demselben Jahre, in welchem Friedrich der Große den Thron bestieg, bezog Immanuel Kant die Universität Königsberg, die durch ihn späterhin an die Spitze einer neuen Zeitrichtung gestellt und zu unvergänglichem

Ruhme erhoben wurde. Was dieser gewaltige Geist gewirkt, ist der Welt bekannt. Daß auch Kant unter dem Drucke von Böllner's reactionnärer Periode zu leiden hatte, zeigt ein an ihn gerichtetes Schreiben Friedrich Wilhelm's II. Bald nachdem Kant in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793) die kirchlichen Dogmen und Einrichtungen einer kritischen Beleuchtung unterworfen hatte, die über den Werth derselben Aufschlüsse gab, welche ewig gelten werden, erhielt er folgendes Cabinetschreiben:

Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Misfallen gesehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht. Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen, da Ihr selbst einsehen müßtet, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unsere Euch sehr wohlbekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen uns von Euch bei Vermeidung unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts Vergleichens werdet zu Schulen kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intension mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen.

Um nun diese Gnade nicht völlig zu verschmerzen und den in Aussicht gestellten unangenehmen Verfügungen zu entgehen, enthielt sich Kant bis an den Tod des Königs (1797) sowol der Vorlesungen als auch aller schriftstellerischen Arbeiten über religiöse Gegenstände. Aber gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. beleuchtete er die verderblichen Wirkungen jener im Interesse des Kirchenglaubens versuchten Reaction gegen die unaufhaltsamen Fortschritte der Wissenschaft in seiner denkwürdigen Schrift über den Streit der Facultäten (1798), ein warnendes Denkmal für jede Gewalt, die gegen den organischen Entwicklungsgang des Geistes einen wol das Leben verwirrenden, aber, wenn man auf die Absicht und den Erfolg sieht, ebenso untrühmlichen als ohnmächtigen Widerstand versucht.

Die bedeutenden Männer, welche Königsberg nach Kant durch ihre Lehrvorträge und Schriften verherrlichten oder doch hielten, Kraus, Hamann, v. Hippel, Krug, Herbart, Rosenkranz, Severin Vater, Lobeck, Jacobi,

Bessel, Burdach, Sachs u. A. dürfen nur genannt werden, um die hohe Bedeutung dieser Universität zu bekunden. Über die theologische Facultät in neuerer Zeit thut man eigentlich am besten zu schweigen; über dieselbe sagt der Verf. von Nr. 2 in sehr gemäßigter Weise:

Dat sich die theologische Facultät in neuerer Zeit seit Gahn und Olshausen größtentheils wieder der vor einem Jahrhundert und früher herrschend gewesenen dogmatischen Orthodorie zugewandt, so mag auch Das in gewissem Sinne neben jenen kräftig frischen Bestrebungen nicht unersprießlich wirken, wenn es den Zöglingen dieser Hochschule zur Vergleichung mit den Leistungen der reinen Wissenschaft auch die Formen des Bewußtseins vorhält, von denen die zu Grabe getragene Vergangenheit beherrscht ward. Und so mögen auch die reactionnären Bestrebungen, die sich von einer Seite dieser Hochschule gegenwärtig aufthun, dem unbefangenen historischen Blick wohlthätig, vielleicht nothwendig erscheinen. Wenn die Wiederaufrechterhaltung von Meinungen, die ein zu vorschnelles Siegesgefühl schon auf immer für abgethan hielt, doch unwiderleglich beweist, daß die Wurzeln von Lebenselementen, welche Jahrhunderte lang auf dem Boden der Menschheit wucherten, gründlich ausgetrocknet nicht die Arbeit eines Tagewerks ist: so ist es gut, wenn man sich in jene Erscheinungen nahe genug gestellt sieht, um an dem noch rückständigen Kampfe für oder wider sie auch seinen gebührenden Antheil zu nehmen. Die Wissenschaft läuft dabei keine Gefahr; es ist vielmehr die Probe ihres Werthes. Diese Probe zu machen, ist die Hauptaufgabe unserer Gegenwart, die den Werth aller öffentlichen Angelegenheiten nach der Größe des Dienstes ermißt, den sie dem Wohl der Gesamtheit leisten.

Unter den über die dritte Jubelfeier erschienenen Schriften liegen uns zur Hand:

3. Amtliche Nachrichten über die Feier des dritten Säkularfestes der Albertus-Universität zu Königsberg. Königsberg, Gräfe und Unger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg von August Witt. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Rgr.
5. Nachträgliche Erinnerungen an die dreihundertjährige Jubelfeier der Albertina. Von M...i...r. Königsberg, Theile. 1844.

Zwei Momente haben wesentlich bestimmend auf die königsberger Jubelfeier eingewirkt: die ministerielle Verfügung gegen Dinter, welche kurze Zeit vor dem Fest erschien, und die Säkularfeier Herder's, welche dem Universitätsjubildum zur Einleitung diente. Erstere war gleichsam eine Losung zum festen Zusammenhalten der Freisinnigen; Dinter's Name wurde dadurch zu einem Symbol des Widerstandes gegen Alles, was stillstehen oder rückwärtstreiben will. Wer den alten Dinter angreift, hat mit der ganzen Provinz einen schweren Stand. Herder's Geburt konnte auf keinen passenderen Tag fallen, oder vielmehr konnte es für das königsberger Jubelfest keine passendere Eröffnung geben, als die Feier von Herder's hundertjährigem Geburtstag. Als Rosenkranz in einer schönen Rede den Rechtsinn und das Vorwärtstreiben Herder's sowie seine Anhänglichkeit an Denk- und Pressfreiheit erhob, als Lengerke von Herder sang:

Die Christustheorie — sprach er frei —
Genüge nicht des Menschen ganzem Wesen,
Beruf zum höhern Ziele sei
In seinem eig'nen Namen: Mensch zu lesen. —

Er leuchtete das Christenthum!
Sein Sinn für Menschlichkeit war kein Zerstören!
Dogmatik predigen — den Ruhm
Ließ Andern er, den Reactionnären.

da war es entschieden, welcher Grundton durch die ganze Jubelfeier gehen würde und wie wenig Diejenigen, welche aus einer entgegengegesetzten Tonart spielen wollten, auf Erfolg rechnen durften. Wie von nun an das Fest, mit steigendem Interesse weiter geführt, eine fortlaufende Kette schöner, erhebender und fröhlicher Stunden bildete, ist Allen, die ihm beigewohnt haben, noch in frischem Andenken und wird bis an ihr Lebende einen unauslöschlichen Eindruck in ihren Herzen zurüklaffen.

Hr. Witt schildert in seiner Schrift mit anziehender Lebendigkeit den Verlauf des Festes; von den gehaltenen Reden theilt er nur wenige mit, unter diesen aber die von Lobek gehaltenen. Die Beigabe der Commerslieder ist willkommen, da sich manches Treffende darunter findet. Das „An die Professoren“ beginnt:

Begraben sei'n die Söpfe!
Sie hingen vor dem Licht,
Das nun in alle Köpfe,
Auch in die unsern bricht.
Steigt aus gelehrter Wolke
Perückenlos heraus,
Und theilet allem Volke
Von eurer Weisheit aus!

Die einzelnen Facultäten werden in diesem Liede ange-
lungen. Nachdem der Philosophie und Medicin gedacht worden, heißt es von den Juristen:

Sieht bald bei offenen Thüren,
Daß alle Welt euch schaut;
Mag selbst das Volk erküren
Den Richter, dem es traut;
Gern von dem Selbsterkürten
Hör' ich den strengsten Spruch:
Dem Volk sind die Geschwor'nen
Des Rechts lebend'ges Buch.

Aber

Für euch, ihr Theologen,
Sind' ich heut' keinen Platz
Stellt ihr euch gleich verwegen,
Verfiegt ist euer Schatz:
Die Wissenschaft, die wache,
Verherrlicht nur mein Lied,
Indeß das Altersschwache
Sanglos und still verglüht.

In einem andern Liede werden die Theologen zwar nicht so ignoriert, doch wird ihnen der Loast nur unter gewissen Bedingungen ausgebracht:

Hoch leben denn zuerst die Theologen,
Wenn sie mit unbefangnem Sinn
Nach Wahrheit forschend, nie vom Schein betrogen,
Uns weisen zu der Gottheit hin!

Doch Vivat auch, wer seinen eig'nen Glauben
Licht, warm und stark im Herzen trägt;
Wem nichts den schlichten Sinn mag rauben,
Der ihn zum Göttlichsten bewegt.

In Nr. 4 wird der Gang des Festes nach der Zeitordnung dargestellt und diese Schrift leidet eben nicht an der gewöhnlichen Trockenheit „amtlicher“ Schriften.

Seinen Hauptwerth hat das Buch als Urkundensammlung; es gibt den Text der Handschriften und Gratulationsadressen, theilt die gehaltenen Reden mit und liefert am Schlusse ein Namenregister aller Festtheilnehmer. Von den zur Gratulation Abgeordneten ist bei der Empfangsfeierlichkeit viel Schönes gesagt worden und keine einzige Rede trifft der Vorwurf des leeren Wortschwalls, der bei solchen Gelegenheiten häufig statt eines realen Inhalts gegeben wird. Die höchste Anerkennung fanden aber die von dem zeitigen Prorector Burdach erteilten Antworten. Man rühmt einzelner Fürsten, z. B. Ludwig Philipp's Geschicklichkeit, allerlei Anreden mit Geist zu erwidern; hier aber war es nicht bloße Sprachgewandtheit, sondern ein genialer Gedankenstrom, der sich in den mannichfachsten Richtungen, wie der augenblickliche Anlaß erheischte, in herrlicher Kraft ergoß und die ganze Umgebung zur lautesten Bewunderung hinriß. Nach dem Herderfeste und nach dieser Empfangsfeierlichkeit wäre es unmöglich gewesen, die Jubeltage mit Pedanterei oder Beschränktheit irgend einer Art zu begehen. Dem Feste war die unauslöschliche Weihe gegeben.

Daß von mehreren Universitäten deutsche Gratulationschriften überreicht worden sind, machte einen guten Eindruck und wurde auch als ein Zeichen des Fortschritts betrachtet. Hinter dem Prunkte der lateinischen Sprache verbirgt sich bei den Neuern nur gar zu häufig der Mangel an Gedanken; wie viele schönklingende lateinische Reden darf man nur in eine lebende Sprache übersetzen, um deren schreckliche Gehaltlosigkeit zu erkennen. Dies läßt sich indeß von dem lateinischen Gratulationsprogramm der Universität Breslau nicht sagen. Darin heißt es unter Anderm:

Bei der Erfüllung dieses hohen Berufs (an den Grenzen Deutschlands deutsches Leben zu erhalten) kommt es Ihnen zu fatten, daß, je weiter Sie durch die örtliche Lage von dem wissenschaftlichen Verkehr des übrigen Deutschlands entfernt sind, Sie diesen mit um so größerem Eifer erfassen und erhalten und um so wichtiger den hohen Werth desselben erkennen, als Diejenigen, welche mitten in Deutschland leben. Daher muß aber auch Ihr Schmerz um so tiefer sein, wenn Sie irgendwo Menschen wahrnehmen, die es wagen, jenes Palladium Deutschlands, die freie Wissenschaft, mit frevelhaften Händen anzutasten; sei es, daß sie in thörichtem Wahne besangen glauben, jenen ewigen Strom menschlicher Bildung plötzlich aufzuhalten und in ihrer Ackerweisheit zum Stillstehen bringen zu können, sei es, daß sie aus Selbstsucht jene Wissenschaften selbst, für die sie eine erheuchelte Liebe zur Schau tragen, heimtückischerweise anfeinden und durch Fesseln und Banden zu knechten versuchen. Weil derlei Bestrebungen auch in unserm Vaterlande sich zeigen, so sind sie mehr als irgend ein von außen drohendes Barbarenthum zu fürchten und fordern alle Guten, unter denen Sie schon seit langer Zeit einen ehrenvollen Platz behaupten, zu desto größerer Achtsamkeit und Ausdauer im müthigen Kampfe auf.

Die „Nachträglichen Erinnerungen“ von M. . . . r stellen es sich zur Aufgabe, einzelne Elemente zu bezeichnen, welche nicht in den freudigen und freien Schwung der Freier paßten und sich fremdbartig gegen das Ganze verhielten. Dahin wird nun zuerst die Doctorpromotion der theologischen Facultät gerechnet, von welcher Anonymus sagt:

Durch ihr Verfahren bei diesen Promotionen hat die genannte Facultät es dahin gebracht, daß die höchste akademische Würde, die theologische Doctorwürde, von der königsberger Universität verliehen, aufgehört hat, für den Empfänger eine Auszeichnung zu sein. Jetzt erscheint diese Doctorwürde nicht mehr als eine Anerkennung und Belohnung wirklichen lebendigen Wirkens und Arbeitens im Felde der Theologie, sondern als ein von dem Verdienste unabhängiges ausschließliches Parteiwappen.

In der That mußte es auffallen, daß keinem ostpreussischen Theologen, unter denen es doch viele verdiente Männer gibt, jene Würde verliehen wurde, während man in weiter Ferne meist ganz unbekannte Leute damit bedachte. Alle andern Facultäten sind bei der Theilung der akademischen Ehren gerechter und taktvoller gewesen. Ferner wird in dieser kleinen Schrift die Rede erwähnt, welche ein hochgestellter Mann bei dem im Junkerhof gegebenen Diner gegen den Schluß der Tafel gehalten hat; vielleicht würde diese Rede größere Aufmerksamkeit erregt haben, wenn sie nicht mehrfach durch das Rücken der Stühle und das Knallen der Champagnerpropfen gestört worden wäre; ihr Erfolg soll zweifelhaft gewesen und sogar lautes Zischen den schwachen Beifall übertönt haben. Weiterhin werden noch ein paar Unschlichkeiten von Seiten einiger Militairs, eines Tribunalsraths u. s. w. getadelt, sowie überhaupt das Schriftchen eben nicht viel Schonung gegen vorgekommene Ungehörigkeiten zeigt. Doch gesteht der Verf. selbst ein, daß dies nur unbedeutende Schattenpunkte waren, die bei dem glänzenden Lichte kaum bemerkt wurden:

Größer, unendlich größer als alle Erwartungen war die Erfüllung. Einheit in der Freude, Einheit in der Gesinnung, gänzliches Aufhören des Unterschieds in Stand, Rang und Alter, männlicher Muth und jugendliches Vertrauen, Das waren die Tüze, die unser Fest charakterisirten. 13.

Bibliographie.

Aller Streit hat nun ein Ende —! oder Angabe des einzig untrüglichen Kennzeichens, durch welches die Echtheit des ungenähnten heiligen Rockes zu Arier, vor den 2. andern ungenähnten heiligen Röcken, nach dem Gebote der heiligen Synode zu Saragossa und andern heiligen Synoden geprüft und bewährt werden soll. Von einem katholischen Freunde der Wahrheit. Nebst Mittheilung einer Behandlung heiliger Reliquien von Seiten des Kaisers Napoleon. Mit 1 lithographirten Abbildung. Frankfurt a. M., Körner. Gr. 8. 5 Rgr. Aufferberg, J. Freih. v., Trauerspiele. Sieben Bände. Siegen, Friedrich. Gr. 16. 4 Thlr.

Bauer, F., Denkschrift über die Einrichtung des Rämmerers Karl Friedr. Schulz und des Kaufmanns Karl Friedr. Kersten durch die Franzosen in Kyriz am 8. April 1807. Kyriz. Gr. 8. 15 Rgr.

Cretineau-Joly, J., Geschichte der Gesellschaft Jesu in religiöser, politischer und literarischer Beziehung nach authentischen und noch nicht veröffentlichten Urkunden. Nach dem Französischen frei bearbeitet. 1ster Band. 1stes Heft. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Rgr. Cunz, F. A., Die kirchliche Gesangbuchsreform, mit besonderer Beziehung auf die evangelische Landeskirche Preußens. Gisleben, Reichardt. 8. 20 Rgr.

Czerski (Johannes), der Stifter der christlich-apostolisch-katholischen Kirche zu Schneidemühl, dargestellt in Wort und

Bild. Nach dem Glaubensbekenntnis der Schneidemühl. Gemeinde. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 4. 7 1/2 Ngr.

Ezerki, Ronge und Herr Joh. Sporschl. Von einem katholischen Laien. Leipzig, Berger. 12. 5 Ngr.

Férel, B. v., Die Geheimnisse der Inquisition. Aus dem Französischen von L. Meyer. 1ster Theil. Leipzig, D. Wiegand. 8. 10 Ngr.

Frankmann, E. F. B., Beleuchtung des Ronge'schen Schreibens an den Bischof Arnoldi, nebst einigen Bemerkungen über Zeitungscribenten, Dankadressen etc. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 6 1/2 Ngr.

Frohberg, Regina, Gedankenfrüchte auf dem Pfad des Lebens. 2te verbesserte und um 400 Nummern vermehrte Ausgabe. Wien, Mechitaristen-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Gamb, J., Die menschliche Gesellschaft dem christlichen Ideale eine Stufe näher. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Gärtner, W., Kaleidoscop. Novellen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Genth, W., Dichtungen. Herausgegeben von C. Dräxler-Mansfeld. Siegen, Friedrich. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Guericke, F. E. F., Ob Schrift? ob Geist? Ein Comitat für die „Dachpredigt“ des Hrn. Pfarrer Wislicenus zu Halle. Halle, Rühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Häuffer, L., Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 1ster Band. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hauslein, A. H., Zweiter Bericht über die weiteren Verhandlungen bei den Stadtverordneten zu Annaberg in Betreff der Beziehungen der dasigen römisch-katholischen Kirche zu dem Jesuitenorden und dem Jesuitismus. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 4 Ngr.

Hesefiel, C., Royalisten und Republikaner. Aus der Zeit der französischen Republik. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Hoffmann, E. F., Die Freiburger Petition um Verleihung einer freien kirchlichen Verfassung in ihrem Zusammenhange mit der Leipziger, mit besonderer Rücksicht auf die Beleuchtung der letztern im ersten Hefte des „Neuen Tempels“. Freiberg, Crag und Gerlach. Gr. 8. 6 Ngr.

Israëli, B. b., Coningsby oder die neue Generation. Ins Deutsche übertragen von A. Kregschmar. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

James, G. P. A., Lincourt. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. Susemihl. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Janj, C. M., Ronge, Ezerki und die christkatholische Gemeinde zu Schneidemühl. Ein Zeichen der Zeit und Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten! Ein Ruf der Warnung und Erweckung an alle Freunde der Wahrheit und des Friedens. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Kaiser, P. L., Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchenprengels bei dem Anfange der Fastenzeit 1845. 2te Auflage. Mainz, Wirth. Gr. 8. 2 Ngr.

Kampf Luther's gegen Heiligenanrufung, Bilderdienst und Reliquienverehrung. Eine kirchenhistorische Abhandlung. Eisen, Reichardt. 8. 4 Ngr.

Kapp, C., Philosophie der Erdkunde. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Politischer Kathismus für das deutsche Volk. Herausgegeben von C. Zimmermann. Jahrgang 1845 in 12 Heften. Raumburg, Zimmermann. Kl. 8. 1 Thlr.

Die Katholiken als Verhrer der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Christenthums. Ein Beitrag zur Rechtfertigung der katholischen Kirche in ihren Lehren und Gebräuchen. Von einem katholischen Geistlichen der Diözese Trier. Trier, Ring. 8. 2 1/2 Ngr.

Kieckebusch, C., Gedichte. Berlin, Müller und Pächter. 8. 1 Thlr.

Klemm, A. J., Betrach einen entschiedenen Kampf die Gräber der evangelischen Kirche gegen das Heuchelwesen in der Religion geführt. Predigt. Dresden, Arnold. 8. 2 1/2 Ngr.

Klette, G. M., Literarische Uebersicht von Schriften, welche über das Eisenbahnwesen in seiner Gesamtheit sowohl als in Bezug auf einzelne Bahnen und Technologie in Deutschland und den benachbarten Staaten des Auslandes bis jetzt erschienen sind. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

König Drendel von Trier oder der graue Rod. Gedicht des 12. Jahrhunderts, übersetzt von P. Laven. Mit einem Vorwort. Trier, Ring. Gr. 16. 12 Ngr.

Leibrod, A., Prinzessin Agnes und der Graf von Eberstein, oder: Die heimliche Ehe. Eine Geschichte aus dem Mittelalter. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lenzen, Maria, Giulio d'Alcamo. Ein historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Liebesbetheuerungen rechtgläubiger Seelen. Antwort auf das wider den Pastor Wtlich zu Pömmelte (vergeblich König zu Anderbeck) gerichtete „offene Sendschreiben“ des Predigers Hindeis über die Gesellschaft der protestantischen Freunde und ihre Grundsätze von einem „Namenlosen“. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Geistliche Lieder. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Liesching. 8. 5 Ngr.

Löhe, W., Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der lutherischen Kirche zur Überlegung und Besprechung dargeboten. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Morig, R., Die Verehrung heiliger Reliquien und Bilder, und das Wallfahrten nach der Lehre der katholischen Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Ragel, W., Abgebrungene Rechtfertigung gegen den aus Nr. 15 des Herold 1844 unter dem Titel: „Die reine Wahrheit in Sachen des hochwürdigsten Bremer Ministeriums gegen Hrn. Pastor Ragel“ besonders abgedruckten Aufsatz. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Odenburg zur Zeit unsrer Väter. Eine Festgabe zur Feier des 500jährigen Bestehens unsrer Stadt. Mit einem Plane der Festung und einer Übersetzung des Freibriefes der Stadt Odenburg. Odenburg, Stalling. Gr. 8. 5 Ngr.

Petzholtz, J., Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden, Walther. Gr. 8. 5 Ngr.

Rättig, C., Die Verkörung der Kraft des Evangeliums in der Kirche des Herrn. Predigt. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schoppe, Amalie, Labitha von Seyersberg. Hiftorischer Roman. Drei Theile. Jena, Euden. 3 Thlr. 2 1/2 Ngr.

Über die Bedeutung der Worte Geist, Geist Gottes und heiliger Geist in der Bibel. Braunschweig, Westermann. 8. 12 Ngr.

Jesuitische Verdächtigungen und die praktischen Bedenken des Hrn. Joh. Sporschl gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katholische Kirche in Deutschland zu stiften. Offenes Sendschreiben. Leipzig, Pönicke und Sohn. 8. 4 Ngr.

Werner, B., Unterschiede des Katholicismus und Protestantismus, ein Versuch zur Hinwegräumung von Missverständnissen, zur Niederlegung unwürdiger Redereien und zur Heranbildung eines auf wechselseitiger Anerkennung ruhenden Friedenszustandes zwischen Beiden im gewöhnlichen Leben. 2tes Heften: Ansichten und Aussichten des Streites. Darmstadt, Kern. 8. 7 1/2 Ngr.

Zeugnisse für die christlichen Katholiken in Schneidemühl von alten Katholiken. Berlin, Wohlgenuth. 12. 2 1/2 Ngr.

Mittwoch,

Nr. 99.

9. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

Es ist ein sehr großer Unterschied, ob einer Wissenschaft in einer bestimmten Zeit eine große und weitverbreitete Theilnahme sich zuwendet, oder ob sie in der That eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, und doch werden diese beiden ganz verschiedenen Zustände sehr oft miteinander verwechselt.

Eine sehr lebendige und weitverbreitete Theilnahme an der Geschichte der vaterländischen Literatur ist in unsern Tagen durchaus nicht zu verkennen; sehr im Irrthume aber sind diejenigen, welche meinen, daß bereits Umfassendes und Vollendetes von wahrhaft dauerndem Werthe auf diesem Gebiete geleistet sei; ganz im Gegentheil lehrt ein irgend gründliches und wissenschaftliches Eingehen auf die Geschichte der deutschen Nationalliteratur je länger desto mehr, daß wir über die ersten Anfänge dieser Wissenschaft noch nicht hinaus sind, daß wir noch nicht viel mehr als tüchtige Vorarbeiten und werthvolle Versuche besitzen; zugleich darf man hoffen, daß die bereits anerkannte allgemeine Theilnahme für deutsche Literaturgeschichte uns von Schritt zu Schritt weiter führen und dem wünschenswerthen Ziele allmählig nähern wird, wenn jene Vorarbeiten tüchtig benutzt, auf jenen Versuchen verständig fortgebaut wird, nicht aber, wenn sie auf unwürdige, unwissenschaftliche Weise oberflächlich ausgebeutet werden.

Bis um den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte man noch gar keinen Begriff von Dem, was Literaturgeschichte sein soll; nicht die Geschichte der geistigen Entwicklung eines Volks oder des gesammten Menschengeschlechts, wie sie sich in seinen Schriftwerken, besonders in seinen Dichtungen ausdrückt, verstand man darunter, sondern die allerdürftigsten Bücher- und Lehrentengeschichte. So entstanden um die angegebene Zeit höchst fleißige, umfassende, noch jetzt unentbehrliche und unübertroffene Sammelwerke wie die von Koch, Flügel, Jöbdenz; selbst Bouterwek's Leistungen stehen bei aller Verdienstlichkeit noch auf keinem wesentlich höhern Standpunkt. J. G. Eichhorn und F. Schlegel haben zur Begründung einer wahren Literaturgeschichte wesentlich beigetragen, Niemand aber verdient hier mehr genannt

und hervorgehoben zu werden als Ludwig Wachler. Abgesehen von Dem, was sein „Handbuch der Geschichte der Literatur“ für die Gesamtwissenschaft geworden ist, bleibt ihm das ganz unbestreitbare und unschätzbare Verdienst, in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (erste Auflage 1818, zweite Auflage 1834) den Begriff der Nationalliteratur zuerst festgestellt und zugleich eine noch jetzt sehr beachtenswerthe Darstellung derselben gegeben zu haben; und so stehen alle Männer, die sich seit jener Zeit in würdiger Weise mit deutscher Literaturgeschichte beschäftigt haben, bewußt oder unbewußt auf Wachler's Schultern. Ich glaube dies hier um so mehr hervorheben zu müssen, da unsere schnell dahinlebende Zeit stille Verdienste auf wissenschaftlichem Gebiete nur zu schnell vergißt, und da nur Wenige in so unmittelbarer Nähe wie ich haben beobachten können, wie Wachler bis in sein hohes, von mancherlei Leiden gebrücktes Alter als begeisteter und begeisternder Lehrer thätig gewesen ist für Erweckung wissenschaftlicher und vaterländischer Gesinnung.

Die Zahl der seit einem Vierteljahrhundert in Wachler's Fußstapfen tretenden, mehr oder weniger ausführlichen Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte ist sehr bedeutend und scheint noch immer im Zunehmen begriffen zu sein; hier aber zeigt sich recht augenfällig der im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Unterschied zwischen der Theilnahme, die eine Wissenschaft zu einer bestimmten Zeit findet, und der wahren Blüte derselben. Nicht ohne Werth sind manche seit Wachler's „Vorlesungen“ erschienene Sammelwerke und übersichtliche Darstellungen, so namentlich Guden's „Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ (1831); aber einen wirklichen Fortschritt hat die Wissenschaft der deutschen Literaturgeschichte seit Wachler nur in zweien der vielen ihr zu Theil gewordenen Darstellungen gemacht, in Robertstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (erste Auflage 1827, dritte Auflage 1837) und in dem großen Werke von Servinus; noch ein ganz neues Buch kann ihnen an innerm Werthe beigesellt werden, dessen Besprechung ich mir jedoch, da seine Richtung eine etwas andere ist, für den Schluß dieses Aufsatzes vorbehalte.

Koberstein hat außer dem engern Kreise der Schule nicht ganz die verdiente Anerkennung gefunden; schuld daran mag theils die zwar streng wissenschaftliche, aber nicht hinreichend übersichtliche Anordnung seines Buchs sein, theils der Umstand, daß er von dem eigentlichen literarhistorischen Stoffe wol zu viel in die Anmerkungen verwies und ihn selbst hier oft mit kurzen Andeutungen und Verweisungen abgefunden hat. Unendlich mehr und lauter Beifall hat das Werk von Gervinus gefunden, und es bedarf hier meiner besondern Anerkennung durchaus nicht, daß mit ihm die deutsche Literaturgeschichte einen großen Schritt vorwärts gethan hat, daß seine Arbeit bis jetzt unerreicht und unübertroffen ist und es wol noch eine ganze Reihe von Jahren bleiben wird. Sehr irren aber würden diejenigen, die der Meinung wären, daß durch Gervinus eine an sich vollkommene Literaturgeschichte der Deutschen gegeben wäre; daß man also nun die Hände in den Schoos legen und auf den von Gervinus errungenen Lorbern ruhen könne; sein großes Verdienst ist, daß er bei so geringen Vorarbeiten so viel geleistet hat, als er gethan, daß er aber auch zugleich auf die sehr vielen Lücken, die noch auszufüllen sind, aufmerksam gemacht und dadurch mächtig zu weiterm Ausbau der deutschen Literaturgeschichte angeregt hat. Man kann wol sogar ohne Übertreibung annehmen, daß die Mehrzahl Derjenigen, die das Werk von Gervinus unbedingt und unbefchränkt verherrlichen, nicht aus eigener gründlicher Kenntniß des gar nicht leicht zu lesenden Werks sprechen, sondern alles ihr Lob hauptsächlich auf den Ehrennamen, den sich Gervinus nicht bloß als Gelehrter und Schriftsteller erworben hat, gründen; ebenso gewiß ist es aber hoffentlich, daß diejenigen, die diesen oder jenen Mangel an seiner Literaturgeschichte getadelt haben, ihm selbst einen Vorwurf nicht haben machen wollen; und so darf ich es denn auch hier wol sagen, daß es in Gervinus' Literaturgeschichte nur wenige Abschnitte gibt, in denen sich durch sorgfältige Specialuntersuchungen nicht Lücken und positive Irrthümer nachweisen ließen; ja das Gegentheil ist bei dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nicht einmal denkbar. Ganz ungeschmälert bleibt dadurch für Gervinus das Verdienst einer großartigen Auffassung seines Gegenstandes und einer, trotz mancher vorgefaßten Meinungen, die freilich zum Theil sehr tief eingreifen, stets geistvollen Behandlung seines Stoffs, und diejenige Literatur ist gewiß sehr glücklich zu preisen, deren Geschichtsschreibung schon in ihren Anfängen mit einem solchen Werke bereichert wird; denn darauf muß ich immer wieder zurückkommen, daß unsere deutsche Literaturgeschichte sich wirklich noch in den Anfängen ihrer Entwicklung befindet.

Den besten Maßstab für die Wichtigkeit des von Gervinus Geleisteten gibt wie überall der fortwirkende Einfluß desselben ab: gerade zehn Jahre sind verfloßen, seit Gervinus den ersten Band seines Werks veröffentlicht, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß ohne die von ihm ausgegangene Anregung nicht die Hälfte der Schriften über deutsche Literaturgeschichte er-

schienen wäre, welche dieser Zeitraum hervorgebracht hat, und daß dasselbe wol in noch höherm Maße von der öffentlichen Theilnahme gilt, die diese Richtung der literarischen Thätigkeit gefunden hat.

Es hat sich aber diese letztere in sehr verschiedener Weise kundgegeben. Männer, die sich in wirklich ernster Weise mit den Forschungen von Gervinus beschäftigten und sich durch dieselben zu eigenen verwandten Studien anregen ließen, mußten sehr bald die zahlreichen Lücken bemerken, die Gervinus nicht hatte ausfüllen können; die Beseitigung derselben erfordert zahlreiche Specialuntersuchungen und Monographien; es wird Niemand verkennen, wie Bedeutendes in dieser Beziehung schon vor Gervinus durch Bencke, die Brüder Grimm, Lachmann, Uhland, Hagen, Rasmann, Koberstein, W. Bacher-nagel, San Marte, Hoffmann, M. Haupt u. A. geleistet worden ist; aber Das eben ist bezeichnend für den Zustand der deutschen Literaturgeschichte, daß jeder neue Erwerb auf andere Punkte aufmerksam macht, die gleiche Beachtung erst noch erheischen, und so sind tüchtige Monographien auch noch jetzt Das, was für das Gedeihen unserer Wissenschaft vor Allem noth thut. Manchen werthvollen Beitrag hierzu haben wir in neuester Zeit von Prug, Helbig *) u. A. erhalten, aber noch ist die Aufgabe bei weitem nicht erschöpft: Vieles ist in unserer Zeit für die ältern Jahrhunderte der deutschen Literatur geschehen, aber von dem eigentlich literargeschichtlichen Standpunkte aus kann das Meiste nur als Vorarbeit betrachtet werden und unmittelbar literarhistorische Bedeutung hat z. B. von den reichen Schätzen, die in M. Haupt's Zeitschrift niedergelegt sind, nur das Wenigste. Noch weit dürftiger sieht es aus, wenn wir in das 15., 16., 17. Jahrhundert herabsteigen, denen an Th. Schtermeyer große Hoffnungen verloren gegangen sind, und was endlich für die beiden letzten Jahrhunderte geschehen ist, trägt fast Alles den Charakter ästhetischer Kritik zu sehr an sich, als daß es zur Literaturgeschichte gerechnet werden könnte. Es muß vor Allem der Stoff in möglichster Vollständigkeit kritisch geläutert hergestellt werden, ehe der geistige Zusammenhang klar erkannt und dargestellt werden kann; für die größern Massen und ganzen Zeitabschnitte ist dies wol geschehen, aber es gilt nun, jenen ganzen unendlichen Reichtum geistiger Thätigkeit, der zusammen die deutsche Literatur bildet, bis in seine feinsten Verzweigungen zu verfolgen. Geschieht dies nicht, so kann wol das bereits Erforschte immer von neuem dargestellt, von neuen Seiten betrachtet werden, aber ein wahrer Fortschritt auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist nicht möglich.

Nicht dieser Ansicht scheinen die Verfasser der zahlreichen, größern und kleinern Handbücher der deutschen Literaturgeschichte zu sein, die jetzt jede Messe bringt; und dies ist die zweite Richtung der von Gervinus angeregten literarhistorischen Thätigkeit.

*) Helbig's Schrift über E. L. Eschow (Dresden 1844) ist noch so neu, daß es nicht überflüssig erscheint, auf die treffliche Arbeit besonders hinzuweisen.

Ein kurzgefaßtes Lehr- oder Handbuch sollte eigentlich die höchste Blüte einer der möglichen Vollenkung möglichst nahe gebrachten Wissenschaft sein, denn es gilt ja, in einem solchen Buche kurz und übersichtlich, ohne alle ausschließlich gelehrte Zuthat, die ganze Summe aller einzelnen Forschungen und zugleich die große geistige Errungenschaft, die in jedem Schritt zu wissenschaftlicher Vervollkommenung enthalten ist, niederzulegen; es müßte eine solche Geschichte der vaterländischen Literatur gerade ebenso gut allgemeines Gemeingut werden können wie eine politische Geschichte des Vaterlandes, die wir freilich in diesem Sinne auch noch erwarten. Die Idee zu einem solchen Buche liegt unserer Zeit nahe genug, denn alle Wissenschaften sollen ja heutzutage „popularisirt“ werden, auch die, deren ganze Natur dieser Richtung widerstrebt; aber freilich bleiben die Erfolge hinter dem Willen unendlich weit zurück, weil dies sogenannte „Popularisiren“ meist von den unberufensten Händen auf die ungeschickteste Weise unternommen wird. Auch ich bin der Ansicht, daß diejenigen Wissenschaften, die nicht ausschließliche Sache der Fachgenossen sind, sondern einen allgemein menschlichen Kern, einen allgemein faßlichen Gehalt und eine allgemein bildende Kraft in sich haben, daß namentlich die Geschichte in allen ihren Zweigen fortan nicht mehr auf das einsame Studierzimmer des Gelehrten und auf das ernste Lehrzimmer allein beschränkt sein, sondern daß sie hinausgehen soll in die weiten Kreise aller Völker, deren geistige Fähigkeit und äußere Lebensstellung ihnen Theilnahme an der Entwicklung der gesamten Menschheit gestatten. Aber wie dies die schönste Aufgabe der Wissenschaft ist, so ist es auch ihre schwerste: der Mann, der uns — um wieder auf die besondere Wissenschaft einzugehen — das im wahren Sinne populäre Handbuch der deutschen Literaturgeschichte schreiben will, muß die umfassendste und gründlichste Gelehrsamkeit besitzen; selbst durchforschen kann er freilich nicht jede Einzelheit, aber jede Forschung, die ihm vorgearbeitet hat, muß er kennen, und keine Angabe darf er sich ohne selbständige Prüfung aneignen. Hat er so den Anforderungen der Gelehrsamkeit in aller Strenge genügt, so hat er doch erst die eine, vielleicht die leichtere, Hälfte seiner Aufgabe überwunden; er muß sich nun noch, und das ist die Hauptschwierigkeit, über alle die Einzelheiten eines vieljährigen Studiums frei erheben können; er muß den belebenden Geist, der in allen einzelnen Schriftstellern und einzelnen Schriftwerken nur zersplittert und theilweise zur Erscheinung kommt, erfassen und ihm alle Einzelheiten unterordnen; er muß den unendlichen Stoff zu einem geistig belebten und von der rechten Gesinnung getragenen Ganzen ordnen, dieses Ganze gliedern und übersichtlich vertheilen, er muß das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern, Dieses hervor- und Jenes zurücktreten oder auch ganz fallen lassen, endlich muß er diesen schwer errungenen Stoff in schöner Form, d. h. in der Sprache der Wahrheit und Einfachheit als ein jedem Gebildeten zugängliches Kunstwerk hinstellen vermögen.

Dies ist das Ideal, was ich mir von einer deutschen Literaturgeschichte mache. Vielleicht wird man mir einwerfen, seine Erreichung übersteige die Kräfte des Einzelnen, und ich werde das wol zugeben müssen, wie man es ja bei jedem Ideal zugeben muß; deswegen aber gibt man das Streben nach einem solchen Ideale noch nicht auf. Aber freilich die meisten Verfasser unserer bisherigen Handbücher haben von solcher Größe ihrer Aufgabe kaum eine Ahnung, und je weniger sie diese haben, desto weiter bleiben sie mit ihren Leistungen hinter der Lösung ihrer Aufgabe zurück; ja unter allen am nächsten stehen ihr bis auf den heutigen Tag, standen wenigstens vor wenigen Monaten immer noch die oben erwähnten „Vorlesungen“ von Wachler.

Ich muß dies scheinbar harte Urtheil näher begründen und deshalb die in den letzten zehn bis zwölf Jahren erschienenen Bearbeitungen der deutschen Literaturgeschichte kurz charakterisiren; es wird sich daraus zugleich am besten ergeben, daß ich über dem eben angesprochenen allgemeinen Urtheile die einzelnen Vorzüge, welche die eine oder andere jener Bearbeitungen besitzt, keineswegs übersehe.

Auf eigentlich gelehrte Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte brauche ich hier natürlich nicht einzugehen: ich rechne zu ihnen die oben besprochenen Arbeiten von Koberstein und Servinus, die nur für den Mann von streng wissenschaftlicher Bildung vorhanden sind. Ebenso wenig gehört hierher die Besprechung der auf rein pädagogische Bedürfnisse berechneten Grundrisse und Leitfäden. Doch kann ich wenigstens die werthvollste unter diesen Schriften nicht ganz unerwähnt lassen, es ist der „Grundriß der poetischen Literatur der Deutschen“ von G. Helbig (erste Auflage 1843, zweite Auflage 1844), der sich ebenso sehr durch weises Masshalten in der Auswahl des Stoffs als durch die durchdachte Anordnung desselben auszeichnet und namentlich bedeutend höher steht als der fleißige, aber auch nur fleißige und doch nicht hinreichend sorgfältige „Leitfaden“ von Vischou, der seine große Verbreitung wol hauptsächlich dem Namen seines in andern Richtungen entschieden verdienstvollern Verfassers verdankt.

Unter denjenigen Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte, die ich hier vorzugsweise ins Auge zu fassen habe, stelle ich an die Spitze das kleinere „Handbuch“ von Servinus (1842). Ich gestehe offen, daß ich von diesem Buche Großes vom Anfang an nicht erwartet habe. Wer desselben Verfassers großes Werk studirt hat, wer dort einen bewundernswerthen Gedankenreichtum gefunden, der oft, massenhaft zusammengebrängt, Lesung und Verständnis erschwert; wer gesehen, wie Servinus, mit der einfachen Darstellung der deutschen Literatur nicht begnügt, ganz Europa in den Kreis seiner Betrachtung zieht, der dürfte wol billig Zweifel hegen, ob es demselben Manne gelingen werde, das schlichte, übersichtliche Gemälde zu entwerfen, welches von einem Handbuch zu verlangen ist; und meiner Meinung nach ist es ihm nicht gelungen. Wer die deutsche Literatur

bereits kennt und zwar ziemlich genau kennt, der wird dem „Handbuche“ noch vielfache Belehrung und Anregung entnehmen; wer aber ein Studium der deutschen Literatur von diesem Buche aus beginnen wollte, der würde nicht weit gelangen. Es kommt hinzu eine Eigenthümlichkeit des Buchs, von der es mir unbegreiflich ist, wie gerade Servinus sie wählen mochte: in strengster Sondernung werden hier die drei Hauptgattungen der Poesie, Epös, Lyrik, Drama, von ihren Anfängen bis zum Ende der Darstellung ohne alle verbindende, synchronistische Betrachtung durchgeführt, und somit ist die Hauptschwierigkeit in Anordnung des Stoffs beseitigt, aber nicht gelöst, und selbst ein so geistvoller Mann wie Servinus konnte auf diesem Wege der Gefahr des todtten Schematismus nicht ganz entgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Entstehung der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état“.

Wir verdanken einer literarischen Streitschrift einige interessante Notizen, welche auf die Entstehung der vielbesprochenen „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état“ ein neues Licht werfen. Der eigentliche Stand der Sache ist in der Kürze folgender. Diese Memoiren, welche in allen Ländern ein ungewöhnliches Aufsehen erregten, wurden längere Zeit allgemein dem Minister von Hardenberg zugeschrieben, den man wenn nicht geradezu für den Verfasser, doch wenigstens für den Urheber und Anstifter dieser Denkwürdigkeiten hielt. Später wurden verschiedene Literaten, unter Andern der bekannte Alphonse de Beauchamp, Verfasser der Geschichte der Wendekriege und zahlloser publicistischer Schriften, und der Graf von Allonville als bei der Herausgabe und Fortsetzung dieses Werkes theilhaftig genannt. Michaud, Redacteur der großartigen „Biographie universelle“, welcher vom dritten Bande an die besprochenen Memoiren verlegte und später auch das Verlagsrecht für die beiden ersten Theile erwarb, konnte am besten wissen, wer bei der Fabrication dieses Werkes die Hände im Spiel hatte. Lange Zeit schwieg er und beim Artikel Beauchamp in der „Biographie universelle“ wurde dieser Arbeit mit keiner Sylbe Erwähnung gethan. Erst bei der vor kurzem begonnenen neuen, vervollständigten Ausgabe seines weitwichtigen biographischen Sammelwerks erlaubt er sich einige Andeutungen, welche in der Absicht geschrieben zu sein scheinen, um der zweifelhaft und wankend gewordenen Ansicht, als rührten diese Memoiren von dem großen preussischen Staatsmann her, neuen Glauben zu verschaffen. Michaud sagt ausdrücklich: „Le rédacteur des premiers volumes avait laissé en mourant les matériaux des volumes suivants à peu près en état d'être imprimés... C'est à tort qu'on les a attribués à M. le comte d'Allonville qui n'a fait que mettre en ordre le travail de Beauchamp.“ Diese letzte Andeutung, welche geeignet ist, den Grafen Armand d'Allonville im Lichte eines gewöhnlichen Lohnarbeiters erscheinen zu lassen, hat Denselben gereizt und veranlaßt ihn, den Vorhang aufzuziehen und in einer offenen Darstellung seine Theilnahme an den erwähnten Memoiren unumwunden darzuthun. Er erzählt — und seine Worte dürften kaum in Zweifel zu ziehen sein, da er sich überall auf authentische Documente, wie z. B. seinen Contract u. s. w. stützt —, die sechs ersten Bände waren eigentlich nur eine Zusammenstellung aus verschiedenen historischen Werken. Der Buchhändler Ponthieu veröffentlichte die beiden ersten Bände im J. 1828. Man schrieb sie allgemein Hardenberg zu, der auch in der That den bekannten Diplomaten Schöll mit ihrer Abfassung beauftragt hatte. Diese Papiere

wurden nach dem Tode Hardenberg's im preussischen Archiv deponirt, von wo sie, wie gesagt, erst sechs Jahre später der Öffentlichkeit, für die sie ursprünglich bestimmt waren, übergeben wurden. Im J. 1831 lieferte die Buchhandlung Michaud die Fortsetzung dieses Werks, dessen Herausgabe bis zum sechsten Bande den Händen Beauchamp's, der als gewandter Arbeiter bekannt war, überlassen wurde. Als derselbe im Juni 1832 starb, unterbrach der Mangel an geeignetem Material diese Publication für einige Zeit. Indessen verständigte sich der unternehmende und regsame Michaud bald mit dem Grafen Allonville, welcher sich geneigt zeigte, den abgerissenen Faden noch weiter fortzuspinnen. Beim Tode Beauchamp's war die Erzählung bis zum Anfange der Expedition nach Ägypten geblieben. Es blieb also die Umgestaltung der Republik, die Erhebung und der Sturz Napoleon's zu behandeln. Nach Allonville's Angabe würde, wenn man seinen Worten, daß er der alleinige Verfasser des ganzen Restes sei, seinen Glauben schenken sollte, eine flüchtige Vergleichung zu der Überzeugung führen, daß die letzten sechs Bände von einer ganz andern Hand herrühren müssen als von der, welche beim Anfang des Werks die Feder geleitet hat. Außerdem behauptet er, daß die Noten und Berichtigungen, welche sich in dem dreizehnten oder dem Registerbände befinden, dessen Zusammenstellung dem ehemaligen Buchhändler Egzon zugewiesen wäre, aus seiner Feder geflossen seien. Vielleicht sehen wir einer Entgegnung von Seiten Michaud's entgegen, der jetzt, wo er öffentlich Lügen gestraft wird, als Mann von Ehre unmöglich schweigen kann. Wenn eine solche Erklärung von seiner Hand erscheinen sollte, so werden wir seiner Zeit das deutsche Publicum, welches dieser literarischen Streitfrage seine Theilnahme nicht versagen kann, vom veränderten Stande dieser Angelegenheit in Kenntniß setzen. Jedenfalls hielten wir die ganze Sache für interessant genug, um sie schon jetzt zur Sprache zu bringen.

Beitrag zur philosophischen Physiologie.

In der Regel fallen die Ärzte, wenn sie auf das Gebiet der Philosophie hinüberschweifen, leicht in einen gewissen Materialismus. Was sie mit ihren Händen nicht greifen, mit ihren Messern nicht zerlegen, mit ihren Formeln nicht gestalten können, existirt für sie nicht. Und doch bedarf es medicinischer und vor allem physiologischer Kenntnisse, um die Psychologie auf einer solchen Grundlage zu construiren. Glücklicherweise finden sich in neuerer Zeit sowohl in Deutschland als in Frankreich einzelne Männer, die neben tiefem medicinischen Wissen eine genügende philosophische Durchbildung besitzen, um das Gebiet der Speculation mit Erfolg anbauen zu können. Unter diesen verdient Collineau, Mitglied der medicinischen Academie zu Paris, erwähnt zu werden, der vor kurzem einen interessanten Beitrag zur physiologisch begründeten Psychologie geliefert hat. Dieses Schriftchen, welches wol werth ist, hier im Vorbeigehen angeführt zu werden, führt den Titel: „Analyse physiologique de l'entendement humain, d'après l'ordre dans lequel se manifestent, se développent et s'opèrent les mouvements sensitifs, intellectuels, affectifs et moraux, suivie d'exercices sur divers sujets de philosophie.“ Das Ganze zerfällt in drei hauptsächlich Theile. Im ersten derselben entwirft der Verf. das System seiner Psychologie, gegen dessen philosophische Berechtigung freilich manche Einwürfe zu machen wären. Im zweiten Theile werden die Grundsätze, die im ersten aufgestellt sind, weiter entwickelt. Die letzte Abtheilung des Werkes ist der Kritik einzelner abgerissener philosophischer Sätze gewidmet. Es kommen in diesem Theile, der im Ganzen am wenigsten genügend ausgefallen ist, unter Andern die bekannten Sätze: Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu; Cogito ergo sum — zur Sprache. Ferner wird zum Schluß endlich der freie Wille des Menschen behandelt, den der Verf. mit der Willenskraft der Thierwelt vergleicht.

17.

Donnerstag,

— Nr. 100. —

10. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

(Fortsetzung aus Nr. 98.)

Ich gehe zu einer Classe literarhistorischer Darstellungen über, zu denen vornehmlich das „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur“ von J. W. Schäfer (2 Bde., Bremen 1842—44) gehört. Es ist gegründet auf ein sehr fleißiges, gründliches Studium, dem nicht leicht etwas Wesentliches entgangen sein dürfte; nicht minder gewissenhaft ist der Verf. bei Verarbeitung seines Stoffs zu Werke gegangen, und so leidet es keinen Zweifel, daß seine Arbeit unter allen ähnlichen eine der ersten Stellen einnimmt. Aber ganz löst sie auch ihre Aufgabe nicht, schon die Anordnung des Stoffs, bei welcher Gervinus allzu sichtbares Vorbild gewesen, beweist, daß sich Schäfer doch nicht mit voller Freiheit über den ganzen stofflichen Reichthum erhoben hat, und davon gibt auch die Darstellung selbst mehrfache Beweise: gelernt kann Literaturgeschichte aus diesem Buche werden, aber Anregung zu weiterer selbstthätiger Beschäftigung mit derselben, innere Erwärmung für den in der Literatur sich offenbarenden Volksgeist wird es schwerlich irgend Jemandem geben, dazu bleibt die gelehrte Arbeit durch das ganze Buch hindurch zu merklich. Indes muß ich auch hinzufügen, daß das von mir an dem Buche Vermisste dem Verf. nicht eigentlich zum Vorwurf gemacht werden darf, da er selbst ein Hülfsbuch für Lernende, nicht aber eine im höhern Sinne populäre Darstellung der deutschen Literatur hat geben wollen, und so wird es ihm denn billig zum Lobe angerechnet, daß er diesem seinem nächsten Zweck nicht untreu geworden ist. In ungefähr gleichem Falle mit Schäfer scheint mir, nach freilich nicht ganz genauer Kenntniß des Buchs, die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinius (sechste Auflage, 1843) zu sein, nur daß hier die Stoffmasse noch mehr das Übergewicht hat, die geistige Durchdringung derselben noch weniger sichtbar wird, das ganze Buch also noch mehr die Natur eines Leitfadens für mündliche Vorträge annimmt. Ich nenne hier endlich noch, um keine der neuern Erscheinungen ganz zu übergehen, die noch nicht vollendete „Deutsche Literatur“ von Göglinger (Bd. I in zwei Hälften, Stuttgart 1842—44); da ich dieses Buch bis jetzt

kaum weiter als vom bloßen Sehen kenne, so kann ich nur sagen, daß von demselben nach des Verf. sonstigen Arbeiten gewiß große Gründlichkeit, Vollständigkeit und Sorgfalt zu rühmen sein wird; ich nenne es aber gerade an dieser Stelle, weil ich nach der eben angegebenen Analogie auch von ihm jene geistig vollkommen freie Auffassung des großen Ganzen nicht erwarte, sondern vielmehr annehmen muß, daß auch hier das Überliefern des fleißig zusammengebrachten, an sich aber doch immer todtten Stoffs die Hauptsache sein wird. Da ich meine Unbekanntschaft mit dem Buche offen eingesteh, so wird man in dem eben Gesagten, wenn es nicht richtig sein sollte, wenigstens eine absichtliche Ungerechtigkeit nicht finden können; denn durch ein gänzlichcs Übergehen des Buchs hätte ich mir ebenso leicht den Vorwurf absichtlichen Ignorirens zuziehen können.

Auf einen ganz andern Boden kommen wir, wenn wir jetzt übergehen auf die „Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen Nationalliteratur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium“, von R. Fr. Rinne (2 Bde., Leipzig 1842). Der hochklingende Titel dieses Buchs könnte zu dem schönen Glauben verführen, daß wir hier ganz hauptsächlich und wesentlich Das finden würden, was ich an den zuletzt erwähnten Schriften vermisse: eine Geschichte des deutschen Volksgeistes, nachgewiesen an den Werken seiner Dichter; auch mag so etwas wol die Absicht des Verf. gewesen sein, aber erreicht ist von dieser Absicht wenig oder nichts; merkwürdig bleibt das Buch aber doch in hohem Grade, denn es ist nicht mehr und nicht weniger als eine Geschichte ohne Geschichte. Von eigener historischer Quellenforschung ist hier gar nicht die Rede; fremde Forschungen sind weder selbständig noch vollständig benutzt, denn der literarhistorische Stoff ist in Rinne's Augen überhaupt nur Nebensache, weshalb sein Buch auch von diesem unnützen Ballaste so viel als nur irgend möglich über Bord geworfen hat. Gewöhnliche Menschen werden danach freilich nicht begreifen, wie dieses Buch überhaupt auf den Namen einer Literaturgeschichte Anspruch machen könne, und ich kann nicht leugnen, daß ich auch ein solcher gewöhnlicher Mensch bin, daß ich in Rinne's Literaturgeschichte alle und jede Grundlage vermisste, nirgend festen Boden finde, und durchaus über-

zeugt hin, es werde Niemand aus diesem Buche die deutsche Literatur weder geschichtlich kennen noch geistig verstehen lernen; aber Rinne ersetzt das Alles durch Philosophie. Philosophie ist auch unleugbar eine schöne Sache, und gerade die Geschichtsschreibung bedarf ihrer sehr als treuer Gefährte, aber deswegen ist eine philosophische Auseinandersetzung Dessen, was die deutsche Literatur hätte sein und werden können und vielleicht gewesen und geworden ist, noch lange keine Literaturgeschichte; sie hat aber nicht einmal als philosophische Abhandlung, nicht einmal als ein müßiges Gedankenpiel Werth, wenn diese feinsinnliche Philosophie in durchaus haltlosen Abstractionen, in dunkler, um nicht zu sagen verworrenen, Sprache umherirrt. Es ist diese ganze angebliche Literaturgeschichte ein Auswuchs jener philosophischen Richtung, welche glaubt, die ganze Welt und die ganze Geschichte der Menschheit aus dem reinen Begriff entwickeln zu können, wenn auch die Welt und die Geschichte gar nicht vorhanden oder gar nicht bekannt wäre; vor der Geschichte aber, die auf solche Weise entsteht, bewahre uns der Himmel. *)

An den bisher namhaft gemachten literarhistorischen Werken hatte ich einerseits ein Vorherrschen der stofflichen Massen, andererseits eine pseudo-philosophische Unwissenschaftlichkeit auszusagen, ich komme nun zu der dritten und letzten Classe der neuern Literarhistoriker, zu den literarhistorischen Dilettanten. Aller Dilettantismus hat seine Heimat und seine Berechtigung auf dem Gebiete der Kunst; hier hat er das schöne Amt, das Leben des Einzelnen zu erheitern und zu verschönern; aber auch hier wird er schon unausstehlich, wenn er aus den engeren Kreisen der Häuslichkeit und der geschlossenen Geselligkeit in das öffentliche Leben hinauszuwachen und mit wahrhaft künstlerischen Leistungen in die Schranken treten will. Durchaus unberechtigt und ungehörig aber ist er auf dem Wege ernster Wissenschaft, die immer nur den einen Zweck als ihrer würdig anerkennen kann, die gesammte Menschheit in ihrer geistigen Entwicklung zu fördern; wer hierzu nicht die Kraft in sich hat, dem muß es unverwehrt sein, in seinen vier Pfählen zu seinem Vergnügen mit der Wissenschaft zu spielen. Will aber ein solcher an dem öffentlichen wissenschaftlichen Werkthum Theil nehmen, will er sich gar zum Lehrer des Volks oder der Jugend aufwerfen, so liegt darin eine Anmaßung, die nicht streng genug zurückgewiesen werden kann. Leider aber wimmelt es in unserer Zeit von Schriftstellern, die theils durch ihre Unbedeutendheit, theils leider durch ihre Menge dem verdienten Strafgericht oft entgehen, und von dieser Landplage ist denn auch die deutsche Literaturgeschichte nicht verschont geblieben. Wenn Jemand mit leidlicher Gewandtheit über die Erscheinungen des Tages zu sprechen versteht, so glaubt er auch sofort über alle Dichterwerke aller Zeiten absprechen zu können und bespricht sie dann

natürlich, als ob sie alle nur Erscheinungen des Tages wären. Das gäbe also etwa eine Literaturgeschichte, passend für ein modernes Journaleuilleton. Wer wol oder übel ein Compendium der Weltgeschichte oder der Geographie oder der Mythologie oder aller dieser Wissenschaften zusammengeschrieben hat, der steht durchaus nicht ein, warum er nicht auch aus zehn literarhistorischen Werken ein neues literarhistorisches Compendium machen solle, obgleich dergleichen Fabrikarbeit nirgend weniger zulässig ist als bei der noch beivveitem nicht so wie andere Wissenschaften in den allgemeinen Bildungskreis aufgenommenen Literaturgeschichte. Wer einmal in einer „Töchterchule für höhere Stände“ oder vor einer gebulbigen „gemischten Versammlung“ Vorträge über Literaturgeschichte gehalten hat, der will dann auch dem gesammten deutschen Volke seine Weisheit nicht vorenthalten und sendet sie mit Hülfe des Pressbengels in alle Welt aus. So entstehen die dilettantischen Literaturgeschichten unserer Tage; aber bald genug würde man ihre Fabrikation einstellen, wenn nicht das Publicum selbst einen großen Theil der Schuld trüge: aber freilich lesen sich die Schriften, die ich nachher namhaft machen werde, leichter als das Werk eines Servinus, auch bequemer als die gewissenhafte Arbeit eines Schäfer, bei denen der Leser selbst denken muß; freilich kann man sich von jenen Dilettanten das schillernde und schimmernde Scheinwissen leichter aneignen, mit dem unsere anständigen Gesellschaften, geistreichen Heere u. s. w. zu coquettiren lieben. Die meiste Schuld aber fällt auf die Lehrer der Jugend, auf Hauslehrer, Erzieherinnen u. s. w., ja selbst meinen eigenen Stand, den der deutschen Gymnasiallehrer, kann ich nicht ganz freisprechen. Freilich, bei seinen Vorträgen das Werk von Servinus zu Grunde legen will, der kommt nicht mit einem Viertelstündchen Vorbereitung davon; wer sich gar nach den einzelnen gelehrten Forschungen selbst umsehen, sie durcharbeiten, wol auch ergänzen, erweitern und fortsetzen will, der muß nicht wenige Zeit, oft auch nicht wenig Geld für Herbeischaffung literarischer Hülfsmittel opfern; Letzteres freilich sind nur die wenigsten Lehrer im Stande, Ersteres ist auch nur da möglich, wo man dem deutschen, besonders dem literarhistorischen Unterricht seine wahre Bedeutung auch äußerlich zugesteht; aber statt schlechter Hülfsmittel gute zu wählen, davon hält nichts ab als Gedankenlosigkeit und Schläffigkeit, und so kann man es am Ende Niemandem verdenken, der schlechte Literaturgeschichten schreibt, so lange dergleichen Arbeiten noch Käufer, Freunde, ja sogar Lobredner finden.

An der Spitze des modernen literarhistorischen Dilettantismus steht Heinrich Laube's „Geschichte der deutschen Literatur“ (4 Bde., Stuttgart 1840), das auffallendste Beispiel, wie sich ein gebildeter, auf dem Gebiete der Belletristik und des Journalismus wohlbewandelter Mann in der Wahl seiner Arbeiten so gänzlich vergreifen kann; eine eingehendere Besprechung und Würdigung des Buchs aber ist hier durchaus überflüssig, da es seit Th. Schtermeyer's gediegener Beurtheilung in den „Hal-

*) Ein anderes Recensent hat in Nr. 175 d. Bl. d. 1840 geschrieben, das Rinne's Buch „große Beachtung verdiene“; ich führe dies pflichtschuldig hier an, um jeden Leser vor ungeprüfter Annahme meines Urtheils zu warnen.

sthen Jahrbüchern" als nicht mehr vorhanden betrachtet werden kann. Es gehören zu den Dilettantenarbeiten ferner folgende drei Bücher:

Dr. Rösselt, Geschichte der deutschen Literatur. Von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hr. Her, Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts. Zwei Bände. Leipzig, Einhorn. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

E. G. F. Brederlow, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Kennzeichen, die den derartigen Arbeiten alle in höherem oder geringerem Maße eigen sind, steht obenan der gänzliche Mangel an selbständigem Quellenstudium, denn die oft nicht einmal sonderlich umfassende Lecture ist an sich noch lange kein Quellenstudium; daraus machen diese Herren aber auch kein Hehl, sondern bekennen jenen Mangel ganz ehrlich mit den Worten: „Neues wird das Buch nicht viel bringen“ u. dgl., woran sich denn irgend ein beschönigendes „aber dennoch“ anschließt; beim rechten Namen genannt sind also alle diese Bücher Compilationen und nur die Methode dabei ist etwas verschieden, bald feine Mosaikarbeit, bald ein höchst grobkörniges Conglomerat. Aus dem Mangel an eigenem Quellenstudium folgt nun ganz nothwendig Mangel an Urtheil, das sich in jeder Hinsicht offenbart. Zunächst als Mangel an Urtheil über die benutzten Quellen, so macht sich z. B. Brederlow gar kein Gewissen daraus, Wolff, Horn, Pischon, Laube in einem Athem mit Bachler, Robertstein und Servinus zu nennen, welcher Letztere jedoch ein „ganz vorzüglich“ mit auf den Weg bekommt. Ebenso mangelhaft ist natürlich das Urtheil über die besprochenen Dichterverke selbst, deren Kenntniß freilich sehr oft nicht über die Grenzen von W. Wackernagel's Lesebuch hinausgeht; wo das Urtheil dieser Historiker nicht entlehnt ist, da ist es auch sicherlich kein literarhistorisches, sondern höchstens ein sogenanntes ästhetisches, und wie unendlich viel subjectiv-willkürliches Denken und Meinen sich unter dem Namen ästhetischer Urtheile umhertreibt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Von einer selbständigen Anordnung kann natürlich bei Werken, an denen nichts selbständig ist, nicht die Rede sein, ebenso wenig von einer wahrhaft künstlerischen Form der Darstellung. Hier noch anzugeben, welches die Rangfolge der drei oben genannten Bücher ihrem inneren Werthe nach sei, ist im Grunde ganz überflüssig, da ich einmal alle drei für mindestens überflüssige Erscheinungen halte; sollte aber doch einmal hierüber etwas gesagt werden, so würde ich am meisten vor Rösselt's Arbeit warnen, der jedoch die Entschuldigung zur Seite steht, daß es ihrem Verfasser noch nicht vergönnt war, das Werk von Servinus auszuweisen. Im erträglichsten ist noch Brederlow's Buch, es ist wenigstens fleißig und so gründlich gearbeitet, als es eben bei einer Compilation möglich ist; wenn sich nun überdies noch in der Vorrede eine im Ganzen ge-

funde Ansicht über Sinn und Zweck des literargeschichtlichen Studiums ausspricht, so läßt sich nur bedauern, daß der Verf. durch den Beifall, den seine Vorlesungen vor einem Hörerkreise fanden, dem nach seinem eigenen Geständniß der Gegenstand ein ungewöhnlicher und großentheils ganz neuer war, sogleich oder doch wenigstens nach noch zweimal wiederholtem Vortrage hat verführen lassen, seine Arbeit zu Ruß und Frommen der lieben deutschen Schulsjugend in Druck zu geben, während es für ihn und mit der Zeit für die Wissenschaft von weit höherm Nutzen hätte werden können, wenn er sich statt dessen zu eigenen quellenmäßigen Arbeiten auf dem jetzt nur flüchtig überblickten Gebiete hätte bestimmen lassen. (Der Beschlus folgt.)

Zeichen und Wunder.

Dr. Ennemoser sagt unter Andern in der Vorrede zum ersten Bande der zweiten Auflage seiner „Geschichte des thierischen Magnetismus“ sehr treffend: „Auch der Einwirkung einer objectiven Geisterwelt wird gar Vieles zugeschrieben, was sicher meistens der subjectiven Phantasie der Menschen zukommt. Die religiösen Visionen und Ekstasen sind mit den magnetischen verwandt und vielleicht nur in den seltensten Fällen, dem Principe nach, qualitativ verschieden. Von den körperlich pathologischen Zuständen, von der übertriebenen ascetischen, bis zur Ekstase potenzirten Übung, von den subjectiv täuschenden Phantasiebildern sind sehr viele Heilige offenbar nicht frei gewesen und die Trennung der natürlich-sinnlichen und übernatürlich-göttlichen Wirkungen führt uns ohnehin auf ein Feld, auf welchem der Zweifel und Streit über die Wunder beginnt, wo es sich nicht mehr apodiktisch ausmachen läßt, was Naturerscheinung und was pure Wirkung der göttlichen Gnade ist, wenn man auch die übernatürlichen Einflüsse, die natürlichen zu steigern, zuläßt, denn der Mensch besitzt eine noch völlig unbegriffene, positive, immanente (meist latente) Lebenskraft, die ihrer In- und Extension nach ins Unendliche reicht. Die Natur beruht auf einer solchen anerzackenen Basis und Ordnung, daß ihre verwickeltesten und abnormsten Wirkungen viel mehr aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit hervorgehen, als daß sie Folge übernatürlicher geistiger Kräfte sind, die mit ihr als passivem Werkzeuge nur fortwirken und fataliter ihren Spul treiben.“ In der That eine der tiefstinnigsten und doch einfachsten Erklärungen ungewöhnlicher oder auffallender Erscheinungen, denen man etwas an ihrer Werthwürdigkeit und an ihrem Interesse zu nehmen glaubt, wenn man sie nicht schlechterdings zum Wunder stempelt und geradezu Himmel oder Hölle als unsichtbare Factoren supponirt; wozu auch übernatürliche Erklärungsgründe, wo natürliche ausreichen und wo ein Fall oder eine ungewöhnliche Erscheinung nichts vom Staunen erregenden Nimbus verlieren, wenn die Offenbarung geheimnißvoller Kräfte der menschlichen Natur, aus dunklem Schooße hervortretend, geltend gemacht wird. Man wird dies einkundend finden; was soll man aber von jener andern Art von Wundern sagen, die, außer jedem subjectiven Zusammenhange und von rein objectiver Beschaffenheit, gleichsam als plötzliche Phänomene in die Erscheinungswelt eintreten oder die man als wunderthätige, auf die menschliche Subjectivität rückwirkende Anströmungen palpabler Objecte der Außenwelt geltend machen will? Ich verstehe hierunter jene räthselhaften Erscheinungen, deren Schauplatz in der Regel Kirche und Altar sind, jene blutstürgenden Christusköpfe, thränenvergießenden Madonnen-äugen, lebenden Crucifixe, blutenden Costen, gewisse Verwandlungen an Heiligenbildern und Statuen u. s. w., dann die wunderbaren Heilungen durch Berührung als heilig verehrter Reliquien und sonstige Wirkungen geweihter Amulette und gesegneter Gegenstände. Gehören sie der Nacht- oder

Rechtsseite des Natur- und Erscheinungslebens überhaupt an und welche Kräfte sind hier im dichtverbundenen Hintergrunde thätig? Vielleicht gelänge es, den Vorhang leise wegzuziehen oder schlimmsten Falls unsanft zu zerreißen, wenn man nicht besorgen müßte, sich dabei die Finger auf irgend eine Weise zu verbrennen. Jedenfalls ließe sich ein „Archiv“ für solche Wunder, ein zweites „Magikon“ nach dem Vorbilde des Kerner'schen anlegen, wozu allerdings die Vergangenheit das meiste historische Material liefern würde. Indessen wage Niemand zu behaupten, die Seiten der „Zeichen und Wunder“ seien vorüber und wir lebten im Jahrhundert des nüchternsten Scepticismus und dürrsten Atheismus. Wer Augen hat zu sehen, der sehe, und Ohren hat zu hören, der höre, was sich soeben im deutschen Westen zuträgt. O ihr heiligen eifertüchtigen Jungfrauen! Ja, der Glaube macht seltsam und vermag Berge zu versetzen, und warum sollten wir nicht glauben, da doch das Außerordentliche schwarz auf weiß zu lesen? So mögen sich denn auch diese Blätter — deren Glaubensbekenntniß übrigens auch das meine — nicht scheuen, wieder nachzudrucken, was im Jahre des Heils 1591 in Paris und Lyon gedruckt zu lesen gewesen und was ein damaliger Correspondent folgendermaßen zu verdeutschen sich die Mühe genommen: „Es ist Niemand verborgen, wie etliche kleine Kreuze wunderbarlicherweise zum ersten in der Stadt Corbie erschienen, als dieselbe nach dem tödtlichen Abgang weiland des H. de Rambur, welcher eines alten adeligen Herkommens und eifrig katholisch gewesen und in einem Treffen hart in den Kopf verwundet worden, in des Feinds Hand gekommen, und folgendes in mehr andern Städten in der Picardie, als zu Amiens, Montdidier u. s. w. auf den Corporal-Altar-Lüchern, Chorröcken, auch auf etlichen Particular-Personenleinentgewand. So weiß männiglich, wie seit des jüngst erschienenen Osterabends in dieser Stadt Paris eben solche Kreuzlein in viel Kirchen gleichfalls auf den Corporalen, Altartüchern, Chorröcken und etlicher Privat-Personen Leinwand gesehen worden, deren etliche doppelte Kreuzlein gewesen, und damit Niemand Ursache hab' zu zweifeln, daß Solches eine sonderbare Schickung von oben herab, so bekommt man Schreiben von Bourges vom 25. und 26. Mai, daß sich daselbst auch eben solche Kreuzlein und von gleicher Farb wie jene von hier gezeigt, welche sind sämtlich holzfarben gewesen, und erstlich auf einer Albe in St. Ambrosii Kirchen am heil. Auffahrttag, den 23. Mai, alda man eben dazumal das Parakie, d. i. das allgemeine Gebet um Abwendung des Sammers und Trübsal, darinnen dieses Königreich sich befindet, gehalten. Den Tag danach sind dergleichen Kreuzlein in unserer Frauen Kirchen, welche die Herren Jesuiten haben, in großer Anzahl auf den Altar- und Communiontischen, auch auf des Predigers Chorrodt erschienen, welches Alles, als es in der Stadt erschollen, hat verursacht, daß das Volk haufenweis herzugelaufen, solches Wunder zu sehen. Als aber Solches bis in die zwei Stund gewähret, so kommt das Geschrei, daß in andern Kirchen, als nämlichen zu unseren lieben Frauen, „zum heißen Backofen“ genannt, zu St. Ursin, zu St. Peter, zu St. Hippolit, zu St. Austrille und anderswo zugleich sich nicht weniger erzeige. Als bald man denselben Orten gleich so sehr als zuvor der Herren Jesuiten Kirche zugelaufen, absonderlich aber zu unserer lieben Frauen, „zum heißen Backofen“ (so den Namen daher hat, daß vor Zeiten ein Jud ein Christenkindlein in einen heißen Backofen geworfen, und solches durch Anschickung Gottes wieder unverfehrt erlidiert worden). Daselbst ist ein großes doppeltes wunderbarlich Kreuz erschienen, schier in Gestalt eines Crucifix, sonst an der Farb wie die Keinern. Der Mittelstamm hat nahe an drei Werkfuß Länge, die zweien Awercharme, sowohl unten als oben haben auf der einen Seite einen halben Werkfuß, und auf der andern etwas Weniges mehr. Die Breite ist sowohl am langen Stamm als auch an den Awercharmen ungefähr auf anderthalb Zoll und oben an dem Kreuz hat es gleichsam eine dörnerne Kron gehabt. Dessen man sich aber

am allermehrsten verwundert, ist, daß nachdem solch Kreuz auf dem heil. Kreuzaltartuch erschienen und nicht wohl Raum dagesewen, damit das Volk, so haufenweis von der ganzen Stadt herzugelaufen, solch Wunder hätt' bequemlich sehen mögen, hat man's daselbst hinweggenommen, und an eine Wand bei einem Fenster, alda man's viel fügsamer sehen mögen, aufgehangen: siehe da ist solch wunderbarlich Kreuz allerdings verschwunden, daß man allein noch ein klein Anzeichen davon gesehen. Da man aber bei anderthalb Stunden danach das Altartuch an seinen vorigen Ort wiederum aufgehängt, hat sich das Kreuz von Stund an in seinem vorigen Besen und Gestalt wieder gezeigt, wie dann viel hundert Personen solches Alles eigentlich vor und nach gesehen. So viel schreibt man von Bourges unter obermeldetem Datum, und wer es begehrt, dem können die Originalschreiben fürgelegt werden. Daraus sollen wir so viel lernen, daß wir uns durchaus und in Allem dem göttlichen Willen mit frohlichem Herzen ergeben, unserm Heiland Jesu Christo sein Kreuz williglich nachtragen sollen, damit wir auch bei ihm der ewigen Freud theilhaftig werden und diese gewisse Hoffnung schöpfen mögen, daß unsere jetzige Angst und Noth endlich zu Untergang und Verstärkung der Feinde seiner heiligen Kirche gelangen werden. Amen.“ Das uns vorliegende Manuscript enthält auch eine jenes wunderbare Kreuz darstellende Federzeichnung. Erwägt man die damaligen politischen und religiösen Zustände Frankreichs, so findet man bald einen genügenden Commentar jenes Wunders.

49.

Literarische Notizen aus England.

Erzählungen aus dem Orient.

Die wol nicht ungegründete Meinung, daß Erzählungen aus dem Orient den größten Theil ihres ehemaligen Reizes verloren haben, sei es, weil das Publicum sich dagegen abgestumpft oder Stumpferien ihm den Geschmack daran verleidet, hat den rühmlichst bekannten Verfasser von „The Kuzilbaah“, „Alles Neemroo“ u. A. in dem Vorworte zu seiner neuesten Mittheilung aus dem Orient: „The dark saloon; a tale of the Atrureck, by J. B. Fraser“ (4 Bde., London 1845), zu der Bemerkung veranlaßt, daß dies sein Abschied von der schriftstellerischen Bühne sein solle. Jeder Abschied der Art hat etwas Trübes, der vorliegende um so mehr, weil dies angeblich letzte Werk von dem regen, frischen Geiste des Verf. Harcs Zeugniß gibt. Die Grundzüge desselben sind historisch, die eingeführten Personen haben im Leben den blutgetränkten Kampfsplatz beschritten, auf welchem die Familien Rind und Raja um die Oberherrschaft gerungen. Morde, Familienfehden, Empörungen, Blendungen und Stranguliren — an alle Dem ist aus dem Oriente nichts Neues. Was aber an dem Fraser'schen Werke neu und dankenswerth ist, das sind die enthüllten Springsfedern jener Handlungen und die dadurch geöffneten Einblicke in orientalisches Leben und Treiben. Man sieht beisammen in brüderlicher Eintracht, lauscht den geheimen Wünschen und Hoffnungen des Andern und spricht in Worten der Liebe und Barmherzigkeit von Vergangenheit und Zukunft, und eine Stunde darauf schickt der Mächtige dem Schwachen die seidene Schnur oder den Giftbecher. Der Reichtum der Erzählung will keinen, wenn auch noch so armen Auszug gestatten.

16.

Über die Sage von Perceval.

Der Herausgeber der auf Kosten der bekannten Camden Society veröffentlichten „The early english metrical romances of Perceval, Isumbras, Eglamour, and Degrevant“, J. D. Halliwell, nennt die Annahme, daß der dem Perceval (Perdval) zu Grunde liegende Stoff walisischen Ursprungs sei, „eine zu augensällige Abgeschmacktheit, als daß sie der Widerlegung bedürfe“. Bei solchem literarischen Ufalenten muß freilich jeder Streit aufhören.

12.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 101.

11. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

(Schluß aus Nr. 100.)

Wiederum nur der Vollständigkeit wegen will ich hier noch erwähnen, daß mir auch D. L. W. Wolff's „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur“ nicht etwa unbekannt geblieben ist; da aber dergleichen encyclopädische Werke einmal das Recht zu jeder oberflächlichen Seichtigkeit zu haben scheinen, so hat sich auch D. L. W. Wolff bei Besorgung dieser Encyclopädie nur eines herkömmlichen Rechts bedient.

Ich glaube, daß in der vorstehenden Übersicht wol keine bemerkenswerthe Erscheinung der letzten zehn bis zwölf Jahre übergangen ist, bemerkenswerth nämlich sind auch schlechte Bücher dann, wenn sie irgend einer bestimmt hervortretenden Zeitrichtung angehören; absichtlich übergangen wurden nur diejenigen Werke, in welchen die Darstellung der deutschen Literatur nur einen einzelnen Theil bildet, so das „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie“ von Rosenkranz (Bd. 3, Halle 1833) gehört hierher, welches nicht ganz davon freigesprochen werden kann, den ersten Schritt zu der von Rinne maßlos übertriebenen Richtung gethan zu haben. Auch Herzog's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur mit Proben der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit“ (erste Auflage 1830, zweite Auflage 1838) habe ich nicht besonders besprochen, theils weil das fleißige, im Ganzen zuverlässige, und durch die eingelegten Proben namentlich für Schüler brauchbare Buch doch auf den Namen einer durchgearbeiteten, in sich zusammenhängenden Literaturgeschichte eigentlich ebenso wenig Anspruch machen kann als Visch's „Denkmäler der deutschen Sprache“, theils weil es auch in der zweiten, wesentlich nicht veränderten Auflage von dem neuen Aufschwunge der deutschen Literaturgeschichte gar keine Notiz nimmt.

Und was ergibt sich denn nun endlich aus der ganzen vorstehenden Betrachtung? Wenn mich nicht Alles täuscht, eben die Gewißheit, daß die Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte noch keineswegs im richtigen Verhältniß stehen zu der Kraft, welche ihr die Schreibenden, zu der Theilnahme, welche ihr die Lesenden fortwährend widmen. Wenn einerseits das Be-

dürfnis nach tüchtigen Monographien und Specialuntersuchungen in hohem Grade vorhanden ist, wenn andererseits die Unzulänglichkeit auch der bessern, die Unmöglichkeit der meisten neuern Compendien sich nicht hinwegleugnen läßt, die großentheils nur dazu dienen, eingewurzelte Irrthümer selbst da immer wieder von neuem zu verbreiten, wo fleißige Forschung bereits die Wahrheit ermittelt hat — was soll man da anders wünschen, als daß diese unselige Compendien-schreiberei endlich einmal eine Reihe von Jahren auf sich beruhen und einer desto angestregtern Quellenforschung das Feld räumen möge? Findet ja doch dasselbe Verhältniß auch bei der politischen Geschichte Deutschlands statt. Welcher tüchtige Mann möchte hier in einer Zeit, wo die musterhaften Forschungen eines Perz, Böhmer, Waig u. A. im frischesten Auge sind, mit einem Handbüchlein nach altem oder vielmehr veraltetem Zuschnitt hervortreten?

Ich könnte hier diesen Aufsatz schließen, in welchem ich meine Ansichten über Zweck und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte deutlich und nicht ohne die nöthige, obschon nur kurze Begründung ausgesprochen zu haben glaube, wenn nicht in den letzten Wochen ein Buch erschienen wäre, welches ich nicht übergehen darf; welches mich überzeugt hat, daß die Abfassung eines Handbuchs der deutschen Literatur doch nicht ganz unmöglich ist, welches aber durch sein Erscheinen fernere ähnliche Arbeiten doppelt überflüssig gemacht hat. Dieses Buch, auf welches ich schon oben einigemal hingedeutet habe, ist:

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von A. F. C. Vilmar. Rarburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 2 Hft. 15 Rgr. *)

Der Verf. dieser „Vorlesungen“ ist als gründlicher Kenner und selbständiger Arbeiter durch mehrere Schriften, die die ältern Jahrhunderte der deutschen Sprache und Literatur behandeln, hinreichend bekannt, und wer diese Eigenschaft auch nur für einen einzelnen Theil einer geschichtlichen Wissenschaft besitzt, der gewinnt schon dadurch die Befähigung zu einem selbständigen und freien Urtheile auch über diejenigen Abschnitte, wo er weniger auf eigenen Füßen steht; aber Vilmar's „Vorlesungen“

*) Wir haben bereits in Nr. 98 d. Bl. einen Aufsatz über dieses Werk mitgetheilt. D. Red.

geben durchweg den deutlichen Beweis, daß ihr Verf. mit den sämmtlichen literarhistorischen Forschungen der neuern wie der ältern Zeit vollkommen vertraut ist, und sie nicht bloß in sich aufgenommen, sondern sie auch zu prüfen und zu beurtheilen verstanden hat; so ist er also an seine Aufgabe mit aller der Vorbereitung herangegangen, die man nur irgend verlangen kann. Es ist ihm aber auch ferner gelungen, sich über seinen Stoff zu stellen und ihn zu einem übersichtlichen, in sich verbundenen Ganzen zu ordnen. Er selbst sagt in der Vorrede: „Kritik sei sein erster Gesichtspunkt nicht gewesen“; ich glaube dies noch näher dahin bestimmen zu dürfen, daß er die Arbeit der Kritik auf sich zu nehmen nirgend verschmäht hat, daß er sich aber bemüht hat, seinen Hörern und Lesern mehr als die negative Kritik zu geben, nämlich das positive Resultat langer und vielfacher Forschungen und Arbeiten; und diesem Zweck ist er so nahe gekommen, als es jetzt möglich sein dürfte. Er stellt in der That lebensvolle Bilder auf von dem geistigen Entwicklungsgange des deutschen Volks, so weit wir ihn kennen, und verliert sich dabei doch nirgend in hohle Raisonnements, sondern bleibt überall auf dem sichern Boden positiver Geschichte, sodaß seine „Vorlesungen“ ebenso sehr in die Kenntniß als in das Verständniß der deutschen Literatur einführen. Wenn sie auch nicht so viel zur positiven Förderung der Wissenschaft beitragen als die Arbeiten von Roberstein und Servinus, so stehen sie beiden an innerm Gehalt würdig zur Seite und können der jetzigen Generation Das werden, was bisher nur Wachler's in stofflicher Beziehung natürlich nicht mehr ausreichende „Vorlesungen“ waren. Die schlichte und doch lebensvolle Darstellung in dem verdienstvollen Buche wird hoffentlich auch nicht wenig dazu beitragen, es bald weiten Kreisen bekannt und werth zu machen. Ich aber muß dem Verf. besonders danken, der mir es möglich gemacht hat, diesen allerdings größtentheils tadelnden, hoffentlich aber von dem Standpunkte ernster Wissenschaftlichkeit aus nirgend ungerechten Auffas mit einem Worte freudiger Anerkennung zu schließen.

W. H. Passow.

Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Von Gustav Weil. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 15 Ngr.

Der Verf. vorliegender Schrift, welcher schon durch sein Werk über das Leben Mohammed's ein bedeutendes Document seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben hat, gehört zu derjenigen Classe unserer Schriftsteller, welche das Unglück haben, in ihren Forschungen in directes Widerspiel mit denen solcher Zeitgenossen zu kommen, die bisher das Monopol der Gelehrsamkeit wenigstens in einem bestimmten Fache genossen haben. Kräftig es sich nun in einem solchen Falle, daß der Jüngere wirklich weniger weiß als der bisher rühmlichst Anerkannte, so ist er ohnedies verloren. Ist ihm aber in der That ein größeres Verdienst nicht abzusprechen, ist er gründlicher und gelehrter, so hat er doch noch mit dem historischen Rechte zu kämpfen, d. h. mit der Art von Anbetung, welche die Menge immerdar Personen zollt, die eine Reihe von Jahren in dem Besitze eines bedeutenden literarischen Rufes gewesen sind. Wie

schwer es unter solchen Umständen einem jungen Mann ist, aufzukommen, beweist unsere Zeit zur Genüge. Es ist aber um so schwieriger in den ersten oder minder bearbeiteten Wissenschaften, weil hier noch viel weniger als sonst die Menge ein Urtheil hat, sondern dieses in der Regel von den sogenannten Sachverständigen erhält und gläubig annimmt. Man weiß aber hinlänglich, daß unter dem Stände der Gelehrten der Reiz und die Eifersucht keine geringere Rolle spielt als in irgend einem andern Verhältnisse, und daß sich gar manche Herren des literarischen Besizes zusammengethan haben, um sich durch gegenseitige Lobeserhebung bei der errungenen Autorität zu erhalten. Aber um so notwendiger ist auch die Verpflichtung für Jeden, der es mit der Wissenschaft ehrlich meint, in jedem Falle, wo das größere, aber beschriebene Verdienst in den Schatten gestellt oder doch wenigstens persöblich behandelt zu werden droht, für dasselbe in die Schranken zu treten und das Publicum über die eigentliche Sachlage aufzuklären.

Ähnliche Bemerkungen habe ich schon öfter Gelegenheit gefunden auszusprechen. Sie drangen sich mir aber noch einmal mit aller Lebendigkeit auf bei der Durchlesung der Vorrede des zu besprechenden Schriftchens. Der Verf. verteidigt sich nämlich mit ebenso viel Gründlichkeit als Bescheidenheit gegen einige Recensionen, die über sein Leben Mohammed's erschienen sind, welche von dem oben angegebenen Standpunkte der literarischen Besitztheorie ausgehen und den Verf. tadeln, weil — er gegen den bisher berühmtesten deutschen Orientalisten in mehr denn einem Falle aufgetreten sei und ihm nicht unbedeutende Fehler nachzuweisen versucht habe. Wir halten es hier nicht für nöthig, in das Detail dieser Streitigkeiten einzugehen, aber aufmerksam machen müssen wir unsere Leser doch auf die Vorrede des Dr. Weil, falls es sie interessiert, sich über die berührten literarischen Zustände zu unterrichten. Auf das Werthen selbst glauben wir aber um so mehr näher eingehen zu müssen, weil dasselbe dem größern Publicum die Resultate langwieriger Forschungen über einen Gegenstand mittheilt, der verhältnismäßig wenig gekannt, aber für die Entwicklung der Menschheit doch von großer Wichtigkeit gewesen ist.

Der Verf. theilt seine Schrift in drei Abschnitte. Der erste handelt von Mohammed; der zweite vom Koran; der dritte von der Lehre Mohammed's, vom Islam. Von diesen sind der erste und der letzte offenbar die wichtigsten, wiewol dem zweiten Bedeutung und Interesse auch keineswegs abgesprochen werden kann, und der dritte übertrifft wiederum, wenigstens an allgemeinem Interesse den ersten, weshalb wir länger bei ihm verweilen werden.

Der erste Abschnitt ist nur ein Auszug aus des Verf. größtem Werke. Wir können daher, da der Auszug schon gedrängt genug ist, diesen nicht noch einmal excerptiren und beschränken uns nur darauf, auf einige neue Forschungen des Verf. aufmerksam zu machen. Interessant war uns die Nachricht, daß Mohammed von früher Kindheit an epileptischen Zufällen litt, und die Verbindung, in welche der Verf. diesen Umstand mit seinen angeblichen Offenbarungen und Visionen bringt; er glaubt, daß Mohammed anfangs gar wohl durch diese Anfälle zu der Meinung gebracht werden konnte, er unterhalte sich wirklich mit Engeln, die ihm göttliche Offenbarungen mittheilten. Die Nachweisung des ganzen Ganges von der Verbreitung der mohammedanischen Lehre, die vielen Unglücksfälle, mit denen er zu kämpfen gehabt, bis er endlich doch zum Ziele gelangte, ist nicht minder interessant. Endlich verdient alle Aufmerksamkeit die Nachweisung, wie durch ganz spezielle Verhältnisse, durch Persönlichkeiten, Leidenschaften Mohammed's u. s. w. manche Bestimmungen in den Koran kamen, an welche der Gesetzgeber sonst wol nicht gedacht hätte. Dies gilt besonders von den Bestimmungen über die ehelichen Verhältnisse. In diesen, bemerkt der Verf. sehr richtig, waren seine Offenbarungen rein erdichtete.

Der zweite Abschnitt, welcher vom Koran handelt, hat insbesondere für den Gelehrten Interesse; der Verf. entwickelt

Hier viel kritischen Scharfsinn. Er beantwortet zuerst die Frage, warum Mohammed seine Aussprüche nicht noch bei seinem Leben sammelte. Die Ursache war, weil die meisten durch specielle Zufälle, Umstände, Ereignisse erzeugt waren, die nicht alle für alle Zeiten paßten und daher jeden Augenblick modifiziert werden mußten, was jedoch nicht recht angegangen wäre, wenn Mohammed selbst sie gesammelt und geordnet hätte: denn göttliche Offenbarungen, für welche er sie ausgab, durften doch nicht jeden Augenblick widerrufen werden. Hierauf geht der Verf. zu der Sammlung von Abu Bekr und endlich zu der vom Kalifen Othmann über, welche uns noch vorliegt. Dieser gab beidemal nicht alle Aussprüche Mohammed's, sondern ließ gar viele weg oder vernichtete sie gar, und nahm nur diejenigen auf, welche nach seiner Meinung in die Lehre eine gewisse Einheit brachten. Die Sammlung selbst ist jedoch ohne alle Rücksicht auf Chronologie angelegt und darum sehr schwer, sich in Bezug auf die Zeit, in welcher dieser oder jener Ausspruch gethan worden, zurecht zu finden.

Hier jedoch zeigt der Verf. besonders sein kritisches Talent. Er theilt die Suren in drei Perioden und weist dann jeder Sura nach innern Gründen den Platz an, den sie chronologisch einzunehmen habe. Die erste Periode sei diejenige, in welcher Mohammed selbst noch durchglüht ist von den Offenbarungen, die er gibt, wo er fast als Schwärmer erscheint und eine Fülle von Poesie zu Tage legt; in welcher ferner die Wahrnehmung zu bemerken ist, daß Mohammed selbst nur das Werkzeug eines wirklichen Reformators war, welcher ihm als Engel erschien, natürlich in Menschengestalt. Die zweite Periode, sagt der Verf., umfaßt auch sehr poetische Suren, doch tritt Mohammed schon mehr als Prophet wie als Berzuckerter auf, man merkt in seiner Darstellung schon mehr Spiel und Kunst als unmittelbare Ergießungen eines überprudelnden Innern. Mohammed geht schon mehr ins Einzelne, sowohl in seinem Tadel der abergläubischen Mekkaner, als in seiner Begründung des wahren Glaubens. Die dritte Periode endlich fällt in Mohammed's Aufenthalt in Mekka: die Suren erheben sich selten mehr über die gewöhnliche Prosa, doch herrscht in ihnen immer noch viel rednerisches Talent.

Es würde uns zu weit führen, hier dem Verf. bis ins Einzelne zu folgen, wo er mit großem Scharfsinn die Zeit von der Abfassung einer jeden Sura oder doch der bedeutendsten zu bestimmen weiß; wir gehen daher zu dem für uns wichtigsten Abschnitte, zu dem Islam über. Offenbar gebührt dem Verf. das Verdienst, die Ansichten, welche bisher über die Lehre Mohammed's gäng und gäbe gewesen, berichtigt zu haben. Er weist nach, daß gar manche extravagante Lehren des Islam keineswegs in der Absicht Mohammed's gelegen, sondern daß erst die spätern Zeiten manche Dogmen ausgebildet haben, ebenso wie dies auch beim Christenthum der Fall gewesen sei. Die Beziehung zu dem letztern mußte der Verf. natürlich öfter und ausführlicher besprechen, erstens, weil Mohammed offenbar auf dasselbe Rücksicht nahm, zweitens aber auch, weil von Seiten desselben die meisten Angriffe auf den Islam ausgegangen sind. Der Verf. geht hier sehr mild und schonend zu Werke, aber freilich für die strengen Orthodoxen der katholischen wie protestantischen Kirche immer noch zu streng, denn diese können natürlich eine Gleichstellung einer andern Lehre, und beschränkte sich diese auch nur auf einzelne Punkte, mit dem Christenthum nicht vertragen und schreien Feyer und Wehe über eine solche; von wissenschaftlicher Widerlegung kann, versteht sich, bei ihnen keine Rede sein.

Der Verf. bespricht zuerst die allgemeinen Glaubenssätze Mohammed's. Diese seien sehr einfach gewesen, indem Mohammed von seinen Anhängern nur verlangt hätte: 1) den Glauben an Einen Gott; 2) den an Mohammed und die ihm vorangegangenen Propheten; 3) an die Auferstehung der Todten und an ein jenseitiges Leben, in welchem die Frommen belohnt und die Sünder bestraft würden.

Hierauf geht der Verf. zu der weltlichen und kirchlichen

Verfassung über. Er zeigt, daß Mohammed sich selbst nicht als weltlichen Herrscher betrachtet habe, sondern nur als Propheten, daß er den Despotismus nicht gewollt und daß man ihm die autokratische Verfassungsform, welche der spätere Mohammedanismus gehabt, so wenig zurechnen dürfe, als man dieselbe aus dem Christenthum ableiten könne, wiewol dies ebenfalls öfter geschehen sei.

Ebenso ist die Lehre von der Prädestination, wie von S. 95 an bewiesen wird, von Mohammed nicht in der Schroffheit ausgesprochen worden, wie dies die spätern Zeiten gethan haben. Der Verf. führt mehr Stellen des Koran an, aus welchen ganz deutlich hervorgeht, daß Mohammed die Freiheit des menschlichen Willens anerkannt habe; schon die einzige Thatfache konnte dies beweisen, daß er die Tugend im Himmel belohnt, das Laster bestraft werden läßt. Von Erbsünde weiß er nichts; in dieser Lehre nähert er sich vielmehr der des Pelagius. Wenn die spätern Mohammedaner den Fatalismus als Dogma angenommen haben, so ist dies ebenso wenig der ursprünglichen Lehre der Mohammedaner anzurechnen als die vielen Thorheiten, welche christliche Dogmatiker aus der Lehre Jesu abgeleitet haben. Der Verf. äußert sich auch hierüber sehr bescheiden. Er hätte aber noch vielmehr sagen können: es wäre ein Leichtes, unter den christlichen Religionsbekenntnissen Dogmen aufzufinden, welche an Unsinn und Bornirtheit keiner Lehre des Islam etwas nachgeben, und gerade auch in dieser Lehre von der Prädestination. Man braucht hier nicht einmal bei Augustin stehen zu bleiben, sondern darf an die Zeiten der Reformation erinnern, wo bekanntlich Calvin und seine Anhänger diese Lehre in der empörendsten Schroffheit hingestellt haben, und nicht nur dies, sondern sie ließen auch anders, milder Denkende deswegen hinstreichen.

Endlich beweist der Verf. von S. 111, daß Mohammed keineswegs, wie ihm so oft vorgeworfen worden, bloß den Glauben gewollt, sondern daß er ebenso viel Werth auf die Tugend gelegt habe. Freilich wurde von den spätern Zeiten auch diese Lehre in den Schatten gestellt: die Tugend wird zurückgesetzt vor dem Glauben; aber finden wir nicht im Christenthum dieselbe Erscheinung? Und gibt es nicht noch heutzutage eine christliche Partei, welche neuerdings sogar die herrschende, wenigstens äußerlich mit den Mitteln der Gewalt, genannt werden kann, die ausdrücklich nichts von der Tugend wissen will, als einer Ausgeburt des Heidenthums, sondern lediglich von dem Glauben, welcher allein den wahren Christen ausmache?

So findet denn der Verf. S. 114, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei, daß der Unterschied des Islam von dem Christenthum weniger in den Dogmen liege als in der Persönlichkeit beider Stifter. Was diese angehe, so müsse allerdings diejenige Mohammed's weit hinter der Jesu zurückstehen, und dies allein sei schon eine nicht unbedeutende Ursache von der größern welthistorischen Bedeutung des Christenthums. Christus habe seine Ansichten ruhig vorgetragen und durch die innere Kraft derselben die Menschen von ihrer Wahrheit zu überzeugen gesucht; endlich sei er für sie gestorben, habe sie also mit seinem Tode besiegelt. Mohammed hingegen habe Gewalt und allerlei Künste angewendet für die Verbreitung seiner Lehre. Während ferner Christus durch sittliche Vollkommenheit sich ausgezeichnet, habe Mohammed sich von seinen Leidenschaften und oft unedeln Reigungen beherrschen lassen. Endlich sei er noch dadurch von Christus unterschieden, daß er Gesetze, die bloß ein locales oder momentanes Interesse hatten, als göttliche Offenbarungen erließ, während Christus sich nur auf solche Lehren beschränkte, die in der menschlichen Natur ihre Wurzeln haben und daher zu allen Zeiten und zu allen Völkern paßten.

Mit allen diesen Dingen sind wir einverstanden. Da aber der Verf. so oft Veranlassung gefunden, einen Vergleich zwischen dem Christenthum und dem Islam anzustellen, so hätte er wol auch nach unserer Ansicht die welthistorische

Wirkung des Islam auf das Christenthum mit einigen Worten besprechen können. Denn wir glauben, daß gerade in der Beziehung zum Christenthum der Mohammedanismus und das Wesen desselben seinen eigentlichen Schlüssel enthält. Wie es uns scheint, so bildete, vom Standpunkte der Philosophie der Geschichte aus angesehen, der Islam eine naturgemäße Opposition gegen das Christenthum, wie es sich zur Zeit Mohammed's gestaltet hatte, und zwar trug diese Opposition einen doppelten Charakter, einen, welcher dem fast überwundenen Alterthum angehörte, insofern als der Islam sich auf einer Volksthumlichkeit aufbaute und auf diese in seinen Vorschriften fast ebenso Rücksicht nahm als die jüdische Rationalreligion, und zweitens einen Charakter, welcher der damaligen Zeit vor auszukeilen schien, indem er dem Aberglauben und der Vielgötterei, die in dem Christenthum schon wieder eingegriffen war, die einfache Lehre von einem einzigen Gott entgegenhielt, dem der Religionsstifter, Mohammed, bloß als Prophet, keineswegs als wirklicher Gott beigeordnet war. Durch die Verbindung beider Charaktere, des antiken nationalen und des modernen vernünftigen, bekam der Islam damals eine um so gefährlichere Bedeutung, als das Christenthum in sich selbst zerspalten und theilweise zum Söldendienst herabgesunken war, dem die abschaulichsten Auswüchse der Heuchelei und der Pfaffenherrschaft nicht fehlten. Und gewiß liegt sowohl hierin als auch in den einzelnen großen und einfachen Wahrheiten des Islam der Grund, warum derselbe anfangs eine so ungeheure Verbreitung fand, die sogar dem Christenthum den Untergang zu bereiten drohte. Dadurch aber ist der Islam für die Entwicklung des Christenthums von dem heilsamsten Einflusse gewesen, denn er hat das gesammte christliche Europa, insbesondere auch das abendländische aufgeschreckt, es zur Vertheidigung getrieben und dadurch das innere Absterben verhindert. Wäre diese Gefahr vor dem Islam nicht dazwischen gekommen, so ist wol zu zweifeln, ob die ungeheure Entfittlichung und Zerfallenheit, die gerade damals im abendländischen Europa herrschte, dem Christenthum nicht den innerlichen Untergang bereitet hätte, so aber raffte man sich noch einmal auf, um in ein neues Stadium der Entwicklung zu treten. Zu dieser Art des Einflusses, den der Islam auf das Abendland übte, kam aber bald noch ein anderer, friedlicher. Wir meinen hiermit die große Bewegung, die von den Arabern durch das Studium der Aristotelischen Philosophie nach Frankreich und in das übrige Europa gekommen war. Gewiß hat die geistige Bildung des Mittelalters den Arabern ebenso viel zu danken als dem Alterthum die spätere Zeit.

Aber eine Religion, die nicht allein auf die ewigen Wahrheiten, die in der Brust jedes Menschen liegen, gebaut ist, sondern welche zugleich an momentanen, zufälligen, socialen und darum veränderlichen Dingen haftet, die sie jedoch als unveränderlich zu bezeichnen unternimmt, wie die mohammedanische doch war, kann nicht dazu berufen sein, in der That zu einer Weltreligion zu werden. Den Einfluß, den der Islam möglicherweise erreichen konnte, hat er erreicht; nachdem dies geschehen, bereitete sich auch in ihm der Zerfall vor, der jedem menschlichen Werke unabänderlich folgt. Heutzutage ist er so ziemlich schon seinem Ende nahe gebracht, wenigstens fehlt ihm der wahre Enthusiasmus, der die Dauer verbürgt, wenn auch Ausbrüche der Roheit und des Fanatismus gerade in neuester Zeit wiederholt zum Vorschein gekommen sind. Dies will aber so wenig sagen, als die neuesten Versuche der katholischen und der protestantischen Hierarchie, die Menschheit wieder an dem Karrenseile zu gängeln oder in die Verwundung zurückzuführen, derselben einen bleibenden Erfolg zu verbürgen vermögen. Der Verf. spricht sich am Ende seines Werkes über die Zukunft des Islam in folgenden zu beherzigenden Worten aus, mit denen wir ganz einverstanden sind und die wir hier zum Schluß mittheilen:

„Fragen wir nach dieser gedrängten Darstellung des Is-

lam, welche Zukunft wir ihm prophezeien und welche Fortschritte er machen muß, um sich auf die Höhe der europäischen Civilisation zu schwingen, so glauben wir, daß er mit dem Judenthum ganz denselben Weg zu wandeln hat, sowol zur Sonderung der Arabiten von der Offenbarung selbst als zur Unterscheidung in der Heiligen Schrift zwischen ewigen Wahrheiten und zwischen Gesetzen und Vorschriften, die nur vorübergehende äußere Umstände hervorriefen. Eine einstige Verschmelzung mit dem Christenthum ist für den Islam um so eher vorauszusehen, als ja Mohammed selbst Christus und Maria weit höher stellt als ein Theil der protestantischen Christen. Gelangen die Mohammedaner einmal durch historisch-theologische Studien zur Überzeugung, das das jetzige Christenthum ein ganz anderes ist als das, welches Mohammed kannte, daß das Unchristenthum wieder zu seiner Reinheit durch eigene Kraft zurückgekehrt ist, daß man auch als Christ nur an Einen Gott zu glauben hat, der allein Himmel und Erde geschaffen, daß man die Mutter Gottes weder für Gottes Gattin, noch Christus selbst für einen aus dieser Verbindung durch Zeugung hervorgegangenen Sohn Gottes zu halten braucht, so ist die Scheidewand zwischen ihnen und den Christen durchbrochen. Fahren aber die christlichen Missionare wie bisher fort, von den Muselmännern geradezu einen Glauben an Dogmen zu fordern, die sie unmöglich begreifen können und die sie, wie der Stifter ihrer Religion, als Abgötterei zu verwerfen genöthigt sind, so müssen auch wie bisher alle ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben. Juden sowol als Mohammedaner können nur auf dem Wege des Rationalismus wirklich belehrt werden. Das sollten auch die Nichtrationalisten, ja selbst die Katholiken einsehen. Ist einmal dieser Schritt gethan, dann werden schon Diejenigen, deren Inneres nach einem positiveren Glauben als dem christlichen Rationalismus schmachtet, von selbst zu den Supernaturalisten übergehen, oder sogar zu den Katholiken, um sich nicht nur an einem im Himmel thronenden Gottmenschen, sondern auch an seinem in nie ausstehenden Kirchenhäuptern stets gegenwärtigen Geiste festzuklammern wie einst ein Theil der Muselmänner an Ali und den Imamen aus seinem Geschlechte. Statt durch den Katechismus und die Bibel, welche ohne Commentar dem Nichtchristen ein verschlossenes Buch bleiben, dessen Äußeres eher abstoßend als anziehend ist, müßte man die Mohammedaner durch gründliches Studium der Welt- und Religionsgeschichte aufzuklären suchen. Mohammed könnte dann für das arabische Volk, wie Moses für die Israeliten ein Gesandter Gottes bleiben; als den größten Propheten, als den der ganzen Menschheit und aller Ewigkeit müßten sie aber Christus anerkennen.“ 53.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ross (L.), Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. III, insunt lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalcis, Coi, Astypalaeae, Amorgi, Ji. Gr. 4. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I, insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (1834), kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Fasc. II, insunt lapides insularum Andri, Ji, Teii Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nisyri, Tel, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Leabi, Therae, Anaphae et Peparethi (1842), kostet 2 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 102.

12. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sasse. Heidelberg, Winter. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Der Verf., der das nationale Bewusstsein eines jeden Volks als dessen heiligstes Kleinod und folglich auch die Kenntniss der Nationalgeschichte, wodurch jenes Bewusstsein belebt wird, als eine Aufgabe jedes gebildeten Mannes betrachtet, hat in vorliegendem Werke versucht, eine Basis nicht allein für die Geschichte der deutschen, sondern zugleich aller andern germanischen Nationen zu geben. Von der Ansicht ausgehend, daß vor Allem die Urgeschichte einer Nation möglichst aufgeklärt werden müsse, wenn nicht in der historischen Entwicklung der spätern Perioden zu Vieles dunkel bleiben oder in einem falschen Lichte erscheinen solle, hat er daher die ältesten Staats- und Rechtsverhältnisse der germanischen Völker dargestellt, insofern dies bei einer gründlichen Benützung und gegenseitigen Vergleichung der geschichtlichen Quellen aller dieser Völker geschehen konnte; denn die Kenntniss des öffentlichen Rechts gilt ihm als die wesentlichste Grundlage des gesamten Studiums der Geschichte, da diese nichts Anderes ist als die Entwicklung des öffentlichen Lebens einer Nation. Je form- und bedeutungsloser das öffentliche Leben eines Volks ist, oder umgekehrt je statrer und unveränderlicher dessen Formen sind, desto weniger kann von einer Geschichte des Volks die Rede sein. Um daher eine festere Basis für die Geschichte der deutschen, französischen, englischen und anderer Nationen germanischen Ursprungs zu haben, war es nöthig, die Grundlagen ihres ältesten Staats- und Rechtslebens zu schildern, und über dies Bedürfnis spricht sich die Vorrede mit folgenden Worten aus:

Schon seit der ersten Zeit, wo der Verf. das Studium der deutschen Rechtsgeschichte zu seiner Lieblingsaufgabe machte, fühlte er die Schwierigkeit einer klaren Auffassung der spätern Perioden, wo es noch an einer genauern Darstellung der frühesten fehlte. Von einer Auflösung der Gauverfassung war die Rede, und doch hatte man kaum erst aus einigen flüchtigen Bügen eine Ahnung von dieser Verfassung selbst erhalten. Wie war es also möglich, von den neuen Erscheinungen, die aus

deren Auflösung hervorgingen, sich ein deutliches Bild zu entwerfen? insbesondere da diese Erscheinungen keinen geordneten Zustand der Staaten, sondern ein wahrhaftes Chaos von Ruinen uns darstellen. Alle die Trümmer, die wir hier, unter dem zerstörenden Einflusse des Lehnwesens, übereinander gehäuft und oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet den weiten Plan germanischer Staaten überdecken sehen, gehörten ursprünglich zu einem, wenn auch nicht nach feinerem Geschmacke, doch nach bestimmten Regeln und Verhältnissen aufgeführten Gebäude. Durch dessen Zusammensturz sind sie dahin dorthin geschleudert und zerstreut; aber fast jedes Stück liegt an dem bestimmten Orte, den es nach seiner frühern Stellung im Gebäude beim Herabstürzen und Zusammentreffen mit andern Stücken erhalten mußte. Bedarf man also eines Überblicks über dies Gewirre und einer richtigen Beurtheilung der zahllosen Fragmente, so muß der Grund und Plan des ganzen Gebäudes erst wieder aufgesucht und dargestellt werden, damit man dann, von dem Allgemeinen nach und nach zu dem Einzelnen übergehend, allmählig jedem Fragmente seine Stellung anweisen und zu dessen Beurtheilung schreiten kann.

Vorarbeiten Anderer, die bei dem Werke hätten benutzt werden können, fanden sich so gut wie keine; denn in Betreff der Verfassung ist eine kleine Schrift von Majer über Germaniens Urverfassung viel zu oberflächlich, um darauf weiter fortbauen zu können. In Ansehung des Ständewesens aber sind zwar einige gute Schriften vorhanden, wie z. B. C. Rindlinger's „Geschichte der Hörigkeit“ und Wilda über die Gilden; allein sie behandeln ihren Gegenstand zu getrennt und außer seinem organischen Zusammenhange mit dem ganzen Staate selbst. Und doch ist es gerade das Ständewesen, was kraft einer innern Lebensthätigkeit sich tief aus dem Wesen und der Verfassung eines jeden Staats herausbildet; was nicht wie ein Pflanzreis willkürlich auf einen fremden Stamm verpflanzt werden kann, sondern nur auf demjenigen grünt, aus dem es organisch hervortrieb. Deshalb geht hier das Streben unsers Werks dahin, aus den Grundprincipien der ganzen Verfassung die Nothwendigkeit zu zeigen, warum die Stände gerade so, wie wir sie finden, sich bei den germanischen Völkern entwickelten und entwickeln mußten.

Da aber bei einer Darstellung der germanischen Urverfassung hauptsächlich auch auf die Völker Rücksicht genommen werden mußte, wo diese Verfassung in keinen Kampf mit dem Lehnwesen trat, sondern ruhig fortbestand, bis sie allmählig erst unter dem Einflusse der Zeit

*) Leipzig: Heibelberger Jahrbücher, Jahrgang 1844, Heft 3, Nr. 28 und 29, S. 442 fg.

verschwand, so hat der Verf. unter den Quellen, aus denen er schöpfte und die er in den Anmerkungen in großer Zahl wörtlich mittheilt, vorzüglich auch auf die ältern Gesetze und Geschichtsbücher der skandinavischen Staaten sein Augenmerk gerichtet, welche für die Rechtsgeschichte der germanischen Völker noch immer viel weniger als sie verdienen benutzt worden sind. Aus einer genauen Vergleichung der verschiedenen Volksrechte erweist er, daß die Grundprincipien des öffentlichen Rechts aller dieser Völker miteinander übereinstimmen und nur geringe Modificationen durch Zeit und Umstände bei einzelnen Völkern herbeigeführt wurden. Diese Grundprincipien aber finden sich noch in ziemlich später Zeit in den skandinavischen Staaten am reinsten und bestimmtesten ausgeprägt, und oft erhalten die Quellen anderer Völker erst aus den skandinavischen Licht und Bedeutung. Da aber diese Quellen in den verschiedensten Sprachen und Dialecten abgefaßt sind, die nur wenigen Lesern bekannt oder geläufig sein dürften, so sind zu allen mitgetheilten Stellen, deren Sprachen zu den weniger bekannten gehören, genaue wörtliche Übersetzungen beigefügt. Dies gilt hauptsächlich von Dem, was aus norwegischen, schwedischen, dänischen, isländischen, angelsächsischen und friesischen Gesetz- und Geschichtsbüchern entlehnt ist.

Das ganze Werk besteht aus zwei Hauptabtheilungen, deren erste von den Ländern und ihrer Verfassung, wonach sie in gewisse Provinzen und kleinere Regierungsbezirke abgetheilt waren, spricht. Die zweite behandelt das Ständewesen.

In der ersten Hauptabtheilung werden anfangs einige einleitende Bemerkungen über den Culturzustand der germanischen Völker in der Zeit vorausgeschickt, wo wir durch die Schriften der Römer und Griechen genauere Kenntniß von ihnen erhalten. Sie werden uns hier nicht als rohe und von aller Cultur entblößte Barbaren dargestellt, die etwa mit amerikanischen Wilden verglichen werden dürften. Sondern Ackerbau und Grundeigenthum waren schon längst die Basis der germanischen Staaten, die erste Stufe des Fortschritts zu besserer Ausbildung geworden. Schon suchten Fürsten und ihre Söhne im römischen Kriegsdienste und in Rom selbst Gelegenheit, sich die Kenntnisse der gebildeten Welt anzueignen. Schon hatte man in den Runen eine eigene Schrift, und obgleich sich Manche, zum Beweise des Eigenthums, auf eine bekannte Stelle des Tacitus berufen haben, so kann doch hieraus nichts weniger als ein solcher Beweis entlehnt werden; denn wir werden überzeugt, daß diese Stelle durchaus nicht von der Schrift selbst, sondern nur von geheimem Briefwechsel zwischen Männern und Frauen rede. Viris pariter ac foeminis ignota sunt literarum secreta, sagt Tacitus in einem Capitel, wo nur von den strengen Sitten des Volks gesprochen wird. Nur geheime Correspondenz der Art sei der stillen Reinheit jener Völker zuwider gewesen und schon durch diese Bemerkung gibt Tacitus eigentlich stillschweigend den Gebrauch einer Schrift im

Allgemeinen zu, deren Kenntniß in den skandinavischen Staaten schon lange vor Einführung des Christenthums und römischer Cultur sogar ziemlich verbreitet gewesen sein muß, da man sich ihrer als öffentlicher Denkmale bediente.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden wir zunächst aufmerksam gemacht auf die Ansichten der römischen und griechischen Schriftsteller über die Lage und Eintheilung der germanischen Länder und Völker. Die geographischen Irrthümer jener Schriftsteller werden untersucht und mit Rücksicht hierauf die gegebenen Nachrichten erklärt und berichtigt. Nach Tacitus und Plinius werden vier Hauptstämme unterschieden und unter diesen die Hermionen oder Sambririer in die Gebirgsgegenden des nördlichen und südlichen Deutschland, die Ingväonen oder Eweven in die großen Ebenen des nordöstlichen Deutschland, die Istävonen oder Marser in die Niederungen der Ostseeküste, und die Vandaler auf die Inseln und Halbinseln Scandinaviens verlegt, von wo sie sich jedoch allmählig weiter nach Süden ausgebreitet hatten. Die Namen dieser Völkerstämme beziehen sich auf die Lage und Natur der Länder selbst; die sie im Besitze hatten; denn so ist der zuletzt angeführte aus dem dänischen Worte vand, d. i. Wasser, und dem alten Zeitwort ala, d. i. leben, irgendwo sich aufhalten, zu erklären und bezeichnet Wasserländer oder Insulaner, wie Hermionen, von hehr. abgeleitet, Hochländer bezeichnet. Eweven gab es aber auch auf der Hochebene, die einen großen Theil Baierns umfaßt; allein diese, die unter dem Namen Markomannen bekannter sind und später, nach Böhmen sich zurückziehend, mit den Hermunduren die Wohnstätte vertauschten, dürfen nicht mit dem großen Ewevenstamme im nordöstlichen Deutschland verwechselt werden, mit dem sie nur, weil auch sie eine Ebene bewohnten, den Namen gemein hatten, welcher durch das altskandinavische Wort sveif, d. i. eine Ebene, erklärt werden muß. Hierdurch erledigt sich zugleich der über den Unterschied von sassischen und svevischen Völkern schon lange fortgeführte Streit, wonach Einige deren Namen durch Grundfassen, d. i. auf festem Grundeigenthume wohnende, und herumziehende oder nomadische Völker zu erklären versucht haben, deren es unter den germanischen schon zu Tacitus Zeiten keine mehr gab, wenngleich Auswanderungen einzelner Völker bei besondern Veranlassungen noch weit später vorkommen. In dem Unterschiede der angeführten vier Hauptstämme aber findet sich der noch jetzt gebräuchliche wieder, wonach Hochländer, Flach- oder Mattländer und Niederländer den stammverwandten Bewohnern der skandinavischen Halbinseln und Inseln entgegengesetzt werden, und die Verschiedenheit der verwandten Sprachen selbst rechtfertigt diese Unterscheidung. Endlich wird noch die Beziehung erklärt, in die Tacitus die Namen dieser Stämme mit den Namen gewisser nationaler Gottheiten setzt, sowie die Art, wie die Römer ihre eigenen Götter den germanischen unterworfen, wobei besonders die griechischen Götternamen zu berücksichtigen sind. Denn unter

dieser erblickt sich vorzüglich aus dem Ramez Ares sehr leicht, warum die Römer in dem Har-Ares oder dem hohen Ares der Germanen, den man in Dethenerungen u. s. w. anrief, ihren Mars wiederzufinden glaubten.

(Der Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Balgowe, historisch-romanisches Gemälde von F. B. G. von Retowski. Drei Bände. Altona, Selbst. 1844. 8. 3 Thlr.

Wenn man das Frische Haff entlang gen Nordosten schiff, so erblickt man auf dem hohen Uferlande einer weit in die See sich erstreckenden Halbinsel ein mächtiges verfallenes Gemäuer, von dem nur noch ein Thurm erhalten ist. Dieses Gemäuer, welches fast drei Jahrhunderte lang nur von den Schiffen des Haffs beachtet wird und ihnen noch heute oft als ein erwünschtes Merkmal dient, ist die Ruine des einst so weit berühmten und mächtigen Ordenshauses Balga, welches 1240 aus der uralten Landesburg Balgowe emporstieg. 1238—40 war dieses Schloss die uralte und mächtige Landesburg Warmiens. Das alte Warmien oder Ermland war aber ein Theil der Provinz Ostpreußen und besaß von den Wällen des Frischen Haffs, dessen erste deutsche Benennung Stenmeer war. Hier hätten wir nun den Schauplatz und den Zeitraum des vorliegenden Romans ungefähr angegeben. Der Hauptmoment ist die Bekehrung der Ostpreußen zum Christenthum durch das Schwert der Ordensritter „unserer lieben Frauen“ und wir sind Zeugen der Kämpfe und Siege des Kreuzes über das Heidenthum. Wir hören auch manche salbungreiche Predigten, erleben sogenannte Wunder, und sehen zerkürzte Helben sich zur Wahrheit bekennen, unter andern den Romanhelden Pomande, welcher sogar so schwärmerisch christlich gekniet ist, daß er um der heiligen Religion willen Verrath übt an einer Egar Heiden, bei denen sein Bruder Gastrecht fand. Es thut Ref. wirklich leid, das vorliegende Buch, zu welchem der Autor so viel Chronikstudien machen mußte, woran so viel Sittenmalerei gewandt wurde, welches so viel Mühe und Fleiß kostete, nicht unbedingt loben zu können. Es enthält viel Interessantes, manche Charaktere treten kräftig heraus, es ist Alles gründlich, geschichtsgemäß, und doch dabei so gründlich langweilig, so entsetzlich gedehnt, daß eine gewisse Energie dazu gehört, es vom Anfang bis zum Ende zu lesen. Wer diese Energie hat, kann nur gewinnen, nämlich ein treues, lebendiges Bild jener Zeit, jenes Landes, jener Heldenvölker und jenes christlichen Ordens „unserer lieben Frauen“.

2. Freund oder Feind. Novelle von Miss Ellen Pickering. Aus dem Englischen von B. F. L. Petri. Drei Theile. Braunschweig, Leibrod. 1844. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Miss Ellen Pickering ist jetzt die neueste Modeschriftstellerin in England, und wenn das Spannende der Erzählung, die treue Charakterzeichnung und Schilderung anmuthiger Scenen von der Mode anerkannter Verdienste sind, so läßt sich der Vorzug begreifen, den sie gefunden hat. Hr. Mortimer glaubt seinen Freund umgebracht zu haben, während derselbe am Meeresufer, indem er sich gegen seinen heftigen Angriff vertheidigte, ins Meer fiel. Zwanzig Jahre sind seitdem verfloßen und für Hr. Mortimer ebenso viel Jahre der Einsamkeit als er hat den Sohn des todtten Freundes mit väterlicher Liebe erzogen und denselben, als er mit seinem eigenen zugleich ins Wasser fiel, zuerst gerettet, ihn auf Reisen geschickt und den Unbekannten mit reichlichen Geldmitteln versehen, ja selbst mit der höchsten Sparsamkeit gelebt, um dem Pflege Sohn ein Vermögen geben zu können. Dessenungeachtet laßt die schwere That auf seiner Seele, und seit gerechtes sonderbares Wesen übt einen unglücklichen Einfluß auf die Gemüths. Den Sohn läßt er weder reisen noch zum Militärdienst treten, aus Furcht, der Feste könne in gleiches Un-

glück wie er gerathen, und die Tochter versagt er dem Pfleger Sohn, weil er glaubt, die beschwende Hand des gemordeten Freundes zwischen Beiden zu erblicken. Das dunkle Geheimniß des Mordes schwebt wie eine schwere Gewitterwolke über die beiden Theile des Romans; ein intriguanter Better hat Unfrieden in die Familie, da ihm nach dem Vermögen gelüftet; und seinen Machinationen gelingt es, Hr. Mortimer, den von seinem Gewissen schon arg Bequälten als des Mordes angeklagt vor das Gericht zu bringen. Es scheint dem Leser eine Erleichterung, seine Schuld bekennen zu können; in diesem Augenblicke findet sich aber der todtgegläubte Freund wieder; er war in die Hände von Schmugglern gefallen, dann von Corsaren gefangen worden, und kehrte erst nach langer Sklaverei heim. Die Auflösung wendet Alles zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Fäden sind recht gut angelegt und recht anmuthig geflungen, Haupt- wie Nebencharaktere trefflich geschildert und treu durchgeführt, die Kümlichkeiten nach der Natur mit ihren geschichtlichen Anspielungen dargestellt; kurz, das Ganze ist wirklich ein hübscher Roman, kein historischer, kein Lendensroman, und dennoch fesselnd; er könnte mancher deutschen Schriftstellerin als Musterroman dienen.

3. Witwen und Witwer. Ein Roman aus dem wirklichen Leben von Mrs. Thompson. Nach dem Englischen von W. du Roi. Drei Theile. Braunschweig, Leibrod. 1844. 8. 4 Thlr.

Die Vorrede meldet, daß einer der Hauptmomente des vorliegenden Romans auf einer wahren Geschichte beruht, auf einem Ereigniß nämlich, welches sich in einer der vornehmsten Familien Englands zugetragen hat, deren Erbe durch seinen Schwager vergiftet wurde, welcher Letztere dann, des Verbrechens überwiesen, seine Strafe fand. Diese Geschichte ist unfreitig der Culminationspunkt des Interesses in den drei Bänden, wenngleich sie auch dem eigentlichen Roman nur einverleibt ist, und keine der Hauptpersonen eine bedeutende Rolle darin spielt, noch davon bedeutend beeinflusst wird. Der Verdacht der Vergiftung trifft zwar einen Augenblick den Gatten unserer Heldin, doch ist dieser aus andern Gründen geflohen und zufällig dem Verhör entgangen. Witwen und Witwer sind in großer Mannichfaltigkeit dargestellt: heirathslustige, und resignirte, lächerliche und vernünftige, gutmüthige und zänkische; voller Leben sind die Scenen, die Charakterschilderungen voller Wahrheit. Es ist nur leider Alles überladen; oft hemmen Scenen, deren schon ähnliche da waren, den Lauf der Geschichte gerade in einem Augenblicke, wo das Interesse auf die Geschichte gespannt ist. Die Nebenpersonen werden oft mit gar zu großer Wichtigkeit behandelt; die Mannichfaltigkeit der Gestalten hätte zu mehreren Romanen Stoff geben können, während die vorliegende Herzengeschichte recht gut in zwei Theile gedrängt werden konnte.

46.

Über die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses von C. G. Zumpt. Mit einer lithographirten Tafel. Berlin, Dümmler. 1844. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Wer das römische Haus im weimarischen Park gesehen hat, dürfte sich doch eine nicht ganz richtige Vorstellung von der innern Einrichtung eines gewöhnlichen römischen Hauses machen können. Weit zweckmäßiger wird hierzu das römische Haus sein, welches der König Ludwig von Baiern in Wiesbaden nach pompejanischen Mustern zu erbauen beschloßen hat. Bis zu dessen Vollendung wird sich der Kunstfreund aus dem Vortrage des Hrn. Zumpt, der zu Berlin im Wissenschaftlichen Verein gehalten worden ist, eine sehr anschauliche Vorstellung mittels der beigegebenen Lithographie machen können; wenn er damit die klar und einfach geschriebenen Erläuterungen vergleicht. Wir können hier keinen Auszug aus der Schrift geben, machen aber gebildete Personen und Künstler auf die fruchtbaren Bemerkungen über das Aesthetikum und

das Atrium der alten Römer aufmerksam, ferner auf die Schilderung der schönen musikalischen Arbeiten in allen Räumen und auf die technisch-antiquarischen Erörterungen über die Tabernakel oder Werkstätten in den Häusern, über die oberen Stockwerke und die dahin führenden Treppen sowie auf die Widerlegung einer noch immer verbreiteten Ansicht, als hätten die Römer weder Kamine noch Schornsteine gehabt. Auf den ersten neun Seiten sind die städtischen Verhältnisse Pompejis kurz und bündig angegeben, seine Straßen, Umfangsmauern, Wasserleitungen und dergl. mehr, wobei auch sehr befriedigend dargelegt ist, weshalb man in den Straßen der altrömischen Städte weder zu fahren noch zu reiten pflegte.

Wir reihen diese inhaltreiche Abhandlung an die ähnlichen Vorträge des gelehrten Verf. über die Bevölkerung im Alterthum, über die Philosophenschulen und über die altitalische Religion, und sprechen gern unsere Erwartung aus, daß es Hrn. Bumpf noch oft gefallen möge, in dieser anspruchslosen und doch gründlichen Weise die Schätze seiner antiquarischen Kenntnisse den Dilettanten der Philologie mitzutheilen. Denn das ist der edelste Gewinn, den diese Studien der heutigen Welt bringen, die sich mehr als es billig und nützlich ist von dem Leben der alten Welt abgewendet hat.

Bibliographie.

Re, C. del, Nemesis oder Wege des Schicksals. Ein Roman nach einer Begebenheit aus dem bürgerlichen Leben der neueren Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reichenbach, M., Sultane en miniature. Humoristisch-satirische Bilder in Novellenform. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von C. Widenmann und H. Hauff. 25te Lieferung: die heutigen Syrien, oder gesellige und politische Zustände der Eingeborenen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirge geschildert nach der an Ort und Stelle in den Jahren 1841—1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Derselben 25te Lieferung: Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von F. Stieglitz. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Risch, D. A., Bünfte, Gewerbefreiheit, gewerbliche Vereine, im Allgemeinen betrachtet und vergleichsweise zusammengestellt. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Ritter, S. S., Über die Verehrung der Reliquien und besonders des heiligen Kodes in Trier. Eine Vorlesung veranlaßt durch ein Schreiben des Hrn. Johannes Ronge. 2te Auflage. Breslau, Ueberholz. 8. 2 1/2 Ngr.

Rom. Aus dem Französischen von A. de Marle. Leipzig, D. Wigand. 8. 5 Ngr.

Ruland, J. R., Von der Verehrung der Reliquien im Allgemeinen und der des heiligen Kodes zu Trier insbesondere. Predigt. Mit zwei Anhängen. 4te Auflage. Berlin, Cysenhardt. 8. 3 Ngr.

— Was wird uns das neue Jahr wol bringen? Neujahrspredigt 1845. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Cysenhardt. 8. 2 Ngr.

Ruland's (Kaplan) U über die Reliquien-Verehrung bleibt ein U. Von M. St. . . . Berlin, Cysenhardt. 8. 2 1/2 Ngr.

Rustige, H., Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 16. 22 1/2 Ngr.

Schwarz, J., Liebe, Kunst und Brot, oder: Der Bäcker und sein Kind. Raining Localposse in drei Acten. Mainz, Birch. 8. 12. 10 Ngr.

Schwertfeger, L., Breslau und Leipzig in ihren eigen-

thümlichen Beziehungen zur politischen und kirchlichen Freiheit Deutschlands. Ein Wort an die deutschen Männer jeder Confession. Altenburg, Schnuphase. 8. 3 Ngr.

Siegmund, F., Zwölf Gedichte, unserer Zeit gewidmet. Leipzig, Köhler. 8. 6 Ngr.

Stella. Die Nichtigkeit des irdischen, die Herrlichkeit des ewigen Lebens. Frei nach dem Lateinischen von K. Steger. Mit 1 Stahlstich. St.-Gallen, Scheitlin und Sollofer. 8. 20 Ngr.

Katholische Stimmen gegen die Triersche Ausstellung im Jahre 1844. 4te Auflage. Frankfurt a. M., Körner. 8. 2 Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulates und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von F. Bülow. 1ter und 2ter Band. Leipzig, Meline. 8. 2 1 Thlr.

Thönnissen, K., Kritische Erörterungen aus Hesiod's Leben, Glauben und Dichten. Trier, Lenz. 1844. 8. 8 Ngr.

Uhlisch, Bekenntnisse. Mit Bezug auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Angriffe. Leipzig, Böhm. 8. 12 1/2 Ngr.

Verbeek, J. W., Des Grafen Nicolaus Bingenborns Leben und Charakter in kurzgefaßter Darstellung nach A. C. Spangenberg's Biographie desselben und Quellen aus dem Archiv der evangelischen Brüder-Unität. Gnadau. 8. 1 Thlr.

Die Verordnungen vom 22. Mai 1815, betreffend die Volksrepräsentation in Preußen. Berlin, Springer. 8. 1 Ngr.

Vivat Ronge! Vivat Schnaidemühl! Oder: Was muß geschehen, damit das durch confessionelle Spaltungen zerrissene deutsche Volk wieder ein einiges Volk werde? Ein ernstes Wort an die deutsche Nation von einem Anhänger der neuen christlich-apostolisch-katholischen Gemeinden. Leipzig. 8. 3 Ngr.

Vollgraff, K., Kritische Beleuchtung der Schrift des Hrn. Prof. Böpfel zu Heidelberg über das Verhältniß der Beschlüsse des Deutschen Bundes zu Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit und gerichtlichen Entscheidungen. Frankfurt a. M., Barrentrapp. 8. 10 Ngr.

Die Vorgänge der letzten Tage auf hiesiger Universität, nebst dahin gehörigen Actenstücken. Zugleich ein Wort über das heutige deutsche Studentenleben. Kiel, Bülow. 10 Ngr.

Wächst die römische Kirche oder fällt sie? Antwort: Sie ist gefallen. Sie wird fallen. Berlin, Wohlgenuth. 8. 3 Ngr.

Die griechisch-slawische Welt. Griechenland, Serbien, Ungarn, Polen und Rußland. Leipzig, Richelsen. 8. 15 Ngr.

Wilhelmi, K., Über die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine deutscher Bunde. Eine Rede. Heidelberg, Mohr. 1844. 8. 5 Ngr.

Wirth, F. B., Die Religionshandlungen der evangelischen Kirche. Sehn Predigten nebst einem Anhange: Über den Eidschwur. Erlangen, Heyder. 8. 12 1/2 Ngr.

Wislizenus, G. A., Ob Schrift? ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger. Leipzig, D. Wigand. 8. 8 Ngr.

Ein Wort an Rom und seine Hierarchie. Veranlaßt durch die Ausstellung des heiligen Kodes und zugleich als Beleuchtung der Schrift: „Hr. Joh. Ronge der falsche katholische Priester und die schlechte Presse“. 2te Auflage. Hagen, Thieme und Bug. 8. 3 Ngr.

Ein Wort der Verständigung über die deutsche Volkskirche als die höhere nationale Einheit von Protestantismus und Katholicismus. An Joh. Ronge. Von einem Protestanten. Stuttgart, Sonnenwald. 8. 4 Ngr.

Wolke, J., Die Todtengruft, oder: Die unterirdischen Nachschwerter. Leipzig, Drobisch. 8. 23 Ngr.

— Die Walpurgisnacht, oder die Feyer der Dialschöle. Leipzig, Drobisch. 8. 23 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 103.

13. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sasse.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

Wenn aber schon in dem bisher Erwähnten mancher willkommene Beitrag nicht allein zur germanischen Alterthumskunde, sondern auch für das Studium der classischen Schriftsteller und vor Allem des Tacitus enthalten ist, so erhalten wir im folgenden Abschnitte, wo der Verf. auf die einzelnen Völker der Germania antiqua übergeht, noch weit mehr, was zugleich für den Philologen, insofern er sich mit der Geographie der Griechen und Römer bekannt machen muß, sehr brauchbar ist. Wir finden hier, wo uns die Verfassung und die politischen Verhältnisse der germanischen Völker untereinander in der ältesten Zeit dargestellt werden, zugleich eine ausführliche Geographie Deutschlands in seiner ersten geschichtlichen Periode vor der Völkerwanderung. Mit Beziehung auf eine Stelle des Plinius wird nämlich jeder der zuerst genannten vier Hauptstämme wieder in vier größere Völkervereine eingetheilt und auch bei diesen das tetrarchische Princip der Verfassung consequent durchgeführt, welches noch nach der Völkerwanderung aus einer Menge von angeführten Quellen als ein Grundprincip der germanischen Staaten hervortritt. Mit diesem aber mischte sich zugleich die Dodekarchie, von der ebenfalls noch später unzählige Spuren nachgewiesen werden, und jeder Staat zerfiel also der Regel nach in vier Provinzen, deren jede von einem Provinzialkönige (Fylkiskonung) unter der Oberherrschaft des allgemeinen Volkkönigs (Thiodkonung) verwaltet wurde, während in jeder Provinz wieder drei oder in allen vier Provinzen zusammen zwölf größere Gauen bestanden, von denen jeder einen Grafen an seiner Spitze hatte. Doch litt diese Ordnung der Dinge natürlich in Zeiten der Unruhe manche augenblickliche oder dauerndere Störung. Geleitet von diesen Grundsätzen ordnet nun der Verf. die politischen Verhältnisse aller der Völker, die von römischen und griechischen Schriftstellern zu den germanischen gerechnet werden, indem er die Grenzen eines jeden theils nach vielen, aus älterer Zeit noch erhaltenen Orts- und Flurnamen u. s. w., theils und hauptsächlich nach den ältesten Grenzen der deutschen Erzbisthümer und Bisthü-

mer zu bestimmen sucht. Denn die kirchliche Geographie, die der Veränderung schon darum weit weniger als die weltliche ausgesetzt war, weil Erzbisthümer und Bisthümer nicht wie die weltlichen Territorien vererbt und durch Erbschaft getheilt oder verschmolzen werden konnten, gibt oft einen sehr sichern Anhalt zur Bestimmung der ältesten Staatsgrenzen, da bei Einführung des Christenthums die Kirchenverfassung sich genau an die der Staaten angeschlossen und die neuen kirchlichen Regierungsbezirke mit den schon vorhandenen politischen möglichst in Übereinstimmung gesetzt wurden. Deshalb ist auch schon von Andern die kirchliche Geographie zu gleichem Zwecke, wenigstens in Betreff einzelner Völker, mit Glück benutzt worden, z. B. durch v. Leebur in seiner Schrift über das Land und Volk der Bructerer. Zu bedauern ist es, daß der Verf. bei dieser Abtheilung seines Werks keine Karte beigegeben hat, wodurch der Überblick über die geschilderten Verhältnisse der verschiedenen Völker zueinander gewiß sehr erleichtert worden wäre.

Mehr ins Einzelne geht das zweite Capitel dieses Abschnitts, welches im ersten Hauptstücke die tetrarchische Verfassung und ihre Entwicklung in den einzelnen Staaten germanischen Ursprungs nach der Völkerwanderung beleuchtet. Hier wird zuerst die Provinzialverfassung Norwegens, Schwedens und Dänemarks sehr ausführlich geschildert, und gezeigt, wie man sie bei der allmäligen Ausdehnung dieser Staaten immer in ihrer ursprünglichen Art zu erhalten und wiederherzustellen suchte. Dann werden unsere Blicke auf die Provinzialverfassung der Friesen, Sachsen, Angelsachsen, Thüringen, Baiern, Alemannen, Franken, Longobarden, Normannen in Italien und Westgothen in Spanien hingelenkt. Das zweite Hauptstück stellt die Dodekarchie der größeren Gawe und die Verfassung der niederen Regierungsbezirke (der kleineren Gawe, Centenen, Decanien u. s. w.) dar, wo ebenfalls das tetrarchische mit dem dodekarchischen Princip überall sich mischt, und wovon die bei allen Völkern germanischen Ursprungs erhaltenen Nachrichten uns vorgelegt werden. Endlich finden wir zum Schlusse noch einen Rückblick auf einige Staaten, wo die Tetrarchie in ihrer Verbindung mit der Dodekarchie besonders scharf hervortritt: dahin gehört vor

Allem die im 9. Jahrhundert von norwegischen Auswanderern gegründete Republik Island; aber auch Frankreich. Der Verf. macht (S. 223) darauf aufmerksam, daß schon in dem bekannten Prologe des Salischen Gesetzes die vier Consiliiarii priores gentiles des fränkischen Volks, die der König aus den verschiedenen Provinzen des Reichs berufen habe, um gemeinschaftlich mit ihnen das neue Gesetz zu geben, auf eine tetrarchische Verfassung des salfränkischen Reichs hindeuten und gewiß nichts Anderes gewesen sind als jene vier Hoftürkone, die unter den Oberkönigen von Norwegen, Schweden u. s. w. standen, die bei Berathungen oder Feiern zu Ehrendiensten am Hoflager des Oberkönigs erscheinen mußten, und aus denen später die vier obersten Hofbeamten (Truchseß, Marschall, Schenk und Kämmerer) wurden, die sich im Mittelalter in allen fürstlichen Hofhaltungen finden. Und selbst die Benennungen jener Consiliiarii, die der Prolog des Salischen Gesetzes uns aufbewahrt hat, lassen in der Art, wie sie (S. 243 fg.) erklärt werden, eine Beziehung auf diese Hofbeamten deutlich erkennen. Hierzu aber fügt der Verf. noch Folgendes bei (S. 289):

Endlich werden in Frankreich schon unter den Karollingern vier Patriciate als eine Eintheilung des ganzen Reichs erwähnt, welche zwar auf ältere, römische Anordnungen zurückgeführt wird, die aber gewiß den germanischen Ansichten so entsprach, daß sie darum sich dauernd erhielt. Denn auch unter Ludwig dem Heiligen finden wir vier große Baillages des Reichs zu Vermand, Sens, Racon und St.-Pierre le Moutier, die offenbar in Verbindung damit stehen. Wenn aber hierin das tetrarchische Princip der Verfassung sich zeigt, so sehen wir zugleich in den zwölf Pairien sowie in den zwölf Parlamenten auch die Zwölfherrschaft sich damit verbinden, und noch unter Ludwig XIII. findet sich eine Eintheilung Frankreichs in zwölf Souvernements.

Alle diese Eintheilungen des Staats entwickelten sich also im Laufe der Zeit, und sowie das Lehnwesen oder andere Schicksale darauf einwirkten, auseinander und aus einer gemeinsamen Wurzel, aus den ältesten Principien der germanischen Verfassung. Die alte Eintheilung in Pairien und deren Lehnshöfe wurde der Grund, aus welchem allmählig die Parlamente hervordrangen, und in gleiches Verhältniß zu diesen traten dann die Souvernements. Wie manchen Haltpunkt findet hier der Geschichtsforscher, wenn so die ganze Entwicklung der politischen Verhältnisse eines Staats an gewisse Grundprincipien sich anreihet, und wer an die wichtige Rolle denkt, die die Parlamente in Frankreich so lange Zeit hindurch spielten, der wird den Werth einer solchen Entwicklung nicht verkennen. In eben dieser Beziehung ist aber auch Dasjenige wichtig, was der Verf. (S. 214 fg.) von der ältern englischen Verfassung anführt; denn hierdurch wird die unter den Geschichtschreibern Englands hergebrachte Idee von einer angelsächsischen Heptarchie ganz und gar als irrig dargestellt und auf die ganze Geschichte der angelsächsischen Periode ein neues Licht geworfen. Auch in England waren zwei germanische Tetrarchien entstanden, eine sächsische, seit Hengist im J. 455 seine Scharen nach Britannien führte, und fast

100 Jahre später eine anglische, seitdem zwölf anglische Heerführer, unter denen Uffa als Oberhaupt genannt wird, 530 ihre Völker im nördlichen Theile des Landes ansiedelten. Allein zwei von den anglischen Provinzen wurden später unter einem Regenten vereinigt und so fanden sich eine kurze Zeit hindurch die sieben Könige, welche zu der Fabel von jener Heptarchie Anlaß gegeben haben. Zugleich aber treffen wir auch hier wieder in Uffa und seinen Genossen eine Andeutung des dodearchischen Princips der Verfassung.

In der zweiten Hauptabtheilung wird im ersten Capitel der Darstellung des Ständewesens selbst erst eine genaue Untersuchung und Berechnung der sogenannten Compositionen vorausgeschickt, wodurch die einzelnen Stände sich charakteristisch voneinander unterscheiden. Denn ohne deren genaue Kenntniß ist es oft unmöglich, die Bestimmungen unserer Quellen über die einzelnen Stände gehörig zu verstehen. Jeder Stand war nämlich nach einer gewissen Taxe abgeschätzt, die bei Verbrechen dem Verletzten als Geldstrafe ganz oder theilweise von dem Verlezer gezahlt werden mußte und den allgemeinen Namen Composition zu führen pflegt. Da aber, je nachdem der Grad der Verletzung oder der Schuld nur ein geringerer war, eben nur theilweise Zahlungen oft gefordert wurden, und da bei Personen niedern Standes, die einem Schutzherrn untergeben waren, gleichfalls bald nur der Theil in den Quellen erwähnt wird den der Herr, bald nur der den der Verletzte selbst erhielt, so kam es hier darauf an, bestimmte Grundsätze über die verschiedenen Theile der Gesamtsumme aufzustellen, wie sie nach Verschiedenheit der Fälle gezahlt oder in Abrechnung gebracht wurden, und deren arithmetisches Verhältniß zueinander nachzuweisen. Der Verf. ist der Erste, dem dies gelungen ist, obgleich schon Mancher sich daran versucht hat, und wir erhalten hier von ihm zugleich einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des Strafrechts. Der Grund aber, weshalb eine genaue Darstellung und Berechnung der Compositionen bisher in den rechtsgeschichtlichen Arbeiten noch gefehlt hat, liegt wol größtentheils darin, daß man sich bei der Berechnung nicht des Duodecimalsystems bediente, von welchem alle diese Berechnungen, wie der Verf. zeigt, ausgegangen sind. Dies war bei den germanischen Völkern das ältere arithmetische System, welches in den skandinavischen und angelsächsischen Gesetzen noch rein hervortritt, aber auch in fränkischen noch hier und da erscheint. Das Decimalsystem hingegen machte sich erst bei der Bekanntschaft mit römischer Cultur allmählig geltend. Deshalb wird uns zuerst das Compositionsrecht der Angelsachsen dargestellt, und hierauf gezeigt, welche Modificationen bei den Franken und andern Völkern durch den Gebrauch des Decimalsystems eingeführt worden sind.

Das zweite Capitel spricht von den einzelnen Ständen insbesondere, und zuerst von ihrer ältesten Eintheilung in Freie und Unfreie, sowie von dem Einflusse, den das Lehnwesen hierauf hatte. Im Ganzen unter-

schied man vier Classen. Nämlich solche, die einer unbeschränkten Freiheit und der vollen staatsbürgerlichen Rechte theilhaft waren. Diese hießen *Schöffenbare* oder *ingenwi*, und bildeten den eigentlichen Kern der Nation. Zu ihnen gehörten Alle, die ein gewisses legates Maß von freiem Grundeigentume besaßen, mit ihren Verwandten bis zu einem bestimmten Grade. Denn durch den Besitz eines solchen Familiengutes, der immer dem Haupte der Familie, nach einer gesetzlichen Erbordnung, vom Volke selbst durch die Investitur übertragen wurde, und wenigstens anfangs ganz unveräußerlich gewesen war, wurde man unabhängig von Andern und als Staatsbürger so selbständig, wie die Verfassung es erforderte. Eine zweite Classe bildeten die *Eigenthümer kleinerer Freigüter*, deren Grundbesitz nicht hinreichend war, um dem Staate für sie und ihre Familie die nöthige Bürgschaft zu leisten, und denen deshalb auch keine volle staatsbürgerliche Selbständigkeit gewährt werden konnte. Um daher diesem Mangel abzuhelpen, waren sie in gewisse Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe und Vertretung vereinigt worden, für die der Name freie Bürgschaften oder *Pflegen* (*plegia liberalia*) der bezeichnendste ist, von welchem die Vereinigten selbst *Pfleghafte* heißen. Außerdem werden diese Gesellschaften gewöhnlich *Gilden* und die Theilnehmer an ihnen *Gongildonen* genannt. Letztere haften dem Staate gegenseitig füreinander, sowie die Familie der Begüterten und das Haupt derselben für jedes ihrer Mitglieder haften; die Gilde war also eine Art von Nachahmung der Familie selbst, und bildete, wie diese, die Grundlage des ganzen öffentlichen Lebens, eine Bürgschaft dem Staate gegenüber für das Wohlverhalten des Einzelnen, aber auch ein Schutzbündniß gegen alle Anfeindungen. Deshalb hatten diese Bündnisse das Fehderecht, um im Nothfalle selbst mit bewaffneter Hand jedem für sie gesprochenen richterlichen Urtheile Nachdruck zu geben, wenn der Verurtheilte sich nicht gutwillig fügte oder die richterliche Hülfe nicht ausreichte, um ihn zu zwingen. Allein das Lehnewesen betrachtete diese Schutzbündnisse mit misfälligem Auge und suchte die germanische Freiheit, diese republikanische Selbständigkeit der Staatsbürger, unter das Joch seiner Aristokratie zu zwingen. Schon die Gesetze Karl's des Großen geben daher scharfe Verordnungen gegen die Gilden, indem sie einen Scheingrund hierzu von der Religion entnehmen. Denn die Gilden, die vor Einführung des Christenthums immer unter den ältern Gottheiten einen Schuttpatron sich erwählt hatten und hierdurch in eine nähere Beziehung zu dem alten Glauben getreten waren, hatten zwar in der christlichen Zeit meist einen christlichen Heiligen dafür angenommen, aber sie behandelten diesen, z. B. bei ihren Festgelagen, immer noch, wie sie es bei jenem gewohnt gewesen waren und behielten in ihren Gebräuchen manche Überreste aus dem Heidenthume bei. Deshalb geboten auch scandinavische Könige, daß man bei Festgelagen nicht mehr auf das Andenken Odin's und der Ahnen, sondern auf das eines christlichen Heiligen

den Becher leeren und nicht mehr opfern solle. Allein in dem fränkischen Reiche, wo nicht nur die Religion, sondern noch weit gebieterischer das Lehnewesen mit den Gilden in Widerspruch trat, war die bloße Erreichung des religiösen Zwecks nicht genügend. Die Politik mußte hier nach einer gänzlichen Auflösung der Gilden mit aller Kraft hinstreben und man forderte von denen, die bisher in diesen Vereinen einander selbst Schutz geboten hatten, daß sie sich nun dem Schutze eines königlichen Vasallen unterwerfen, ihre Rechte von dessen Günst und Gutachten abhängig machen sollten. So sanken eine Menge von Gilden herab zu den niedern Ständen der Unfreien; doch gelang es andern, in den neu aufblühenden Städten ein Aequivalent ihrer Freiheit zu finden, wo sie nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte, in denen die Geschichte fast ganz von ihnen schweigt, auf einmal aus dem Dunkel wieder hervortreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungene Schuster-Geselle oder der absolute Stiefel. Drama in zwei Aufzügen von Fr. Ludw. Lindner. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 5 1/2 Ngr.

Dies Büchlein von 47 Seiten gehört zur unbegreiflichen Literatur; nicht seinem Inhalte, sondern seiner Existenz nach. Man begreift nicht, wozu es geschrieben oder doch gedruckt ist. Es enthält eine Reihe von Sätzen aus Hegel's „Phänomenologie des Geistes“, einem Schuhmacher-Gesellen in den Mund gelegt, der, bei einem Meister Arbeit suchend, einen Probestiefel machen soll. Der Meister, der das an seinen Fragen und Einreden fortgesponnene Raisonnement des Gesellen, besonders über Bewußtsein, Fürsichsein und Anderssein nicht begreift, wird endlich ungeduldig und legt sein spanisches Rohr an den Karren. Das stört aber die gelassene Discussion des Gesellen nicht, sondern „bestimmt nur sein Bewußtsein zu einer Bewegung gegen das Polizeibewußtsein“. Im zweiten Aufzuge spricht der Geselle sich dann in ähnlicher Weise mit neuen Schulsätzen gegen den Polizeicommissar aus, bis er von diesem und dem Meister beschenkt sich zu fernern „absoluten Schuhen und Kaloschen recommandirt“. Der Polizeicommissar behält auch hier wie billig das letzte Wort; nur wissen wir nicht, ob es Spott ist, wenn der Verf. ihm so alberne letzte Worte in den Mund legt, wie: „Absoluter Stiefel! was wird dein Schicksal im Weltlaufe sein? — Allemal derjenige, welcher... Alle diejenigen, welche... darum keine Feindschaft nicht!“

Hat sich der Verf. über die Hegel'schen Sätze selbst klar machen wollen, was man aus der Anmerkung S. 7, 8, 9 vermuthen sollte, so wäre es an seiner Handschrift genug gewesen, und wenn ihm ein Pechdracht der richtige Faden dazu schien, so möchte er seinem eigenen Geschmacke damit genug thun; aber um Andere zu belustigen, hätte es mehr Witzes bedurft, schon für die Erfindung. Der Humor des Verf. ist ganz eingepicht, es fehlt der Laune an Salz und Schmalz. Das Büchlein wäre viel werth, wenn es nicht gedruckt wäre. Da es aber so überflüssig in die Welt kommt, so möchte ich es wenigstens nicht ohne Nutzen gelesen haben, und beschwöre daher Jeden, dem es unter die Hände kommt, es ungelesen zu lassen. Schließlich sei noch bemerkt, daß Ref. durchaus kein Hegelianer und als solcher etwa getränkt ist.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Peruanische Sprachen.

Einer interessanten Abhandlung von Renzi „Sur les Incas et sur les langues Aymara-Guichua“, welche im Institut historique vorgelesen und im Journal dieser gelehrten Gesellschaft niedergelegt ist, entnehmen wir die Notiz, daß sich im Besitze des Generalconsuls von Bolivia in London, Vincent Pajos-Canqui, ein Bild befindet, welches die verschiedenen Herrscher aus der Familie der Inkas seit der Gründung dieser Dynastie darstellt. Dieses Kunstwerk hat, vorzüglich wegen seiner genauen Angaben, historisches Interesse. Es ist mit El auf eine Leinwand gemalt, welche eine Höhe von drei Fuß und eine Breite von vier Fuß bietet. Sämmtliche Portraits sind nach den Büsten verfertigt, welche bei der Eroberung des Landes sorgfältig versteckt und erst bei der Unabhängigkeitserklärung Perus ans Licht gezogen sind. Der Verf. der citirten Abhandlung verdankt Hrn. Pajos noch andere interessante Angaben über die Culturverhältnisse des alten Peru und vorzüglich in Bezug auf die im Lande herrschenden Sprachen. Rancco-Scapac, der erste Inka, der seinem Ursprunge nach zu dem Volke Aymara gehörte, suchte die Sprache Guichua, die in Peru das Übergewicht hatte, zu verdrängen, indem er seiner Muttersprache vorzügliche Geltung verschaffte. Im Grunde sind beide Sprachen ihrem ganzen Wesen nach sehr ähnlich und unterscheiden sich nur durch geringfügigere Abweichungen. Die Literatur der Peruaner beschränkte sich im Anfange auf kürzere Volkslieder, die von einem Rohrinstrumente begleitet vorgetragen wurden. Bald aber widmeten die Inkas der Poesie der Dichtkunst und der Beredsamkeit oder besser der Wohlredenheit größere Aufmerksamkeit, und so bildete sich eine Art von Nationalliteratur, von deren Ursprung und Entwicklung wir freilich nur geringe Kenntniß haben. Indessen wird uns von Lustspielen und Theaterstücken erstern Inhalts berichtet, welche bei festlichen Gelegenheiten in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurden. Reisens waren diese Stücke in Versen oder verachtigen Rhythmen abgefaßt. Einige Druckstücke dieser dramatischen Versuche sind auf uns gekommen und wir halten eins dieser Fragmente, das in den Denkwürdigkeiten des Vater Blas-Valera mitgetheilt wird und vom Peruaner Garcilasso de la Vega übersetzt ist, für interessant genug, um hier seinem Sinne nach angeführt zu werden. Des Verständnisses wegen muß bemerkt werden, daß die Indianer den Glauben hatten, ihr Gott habe den Sohn und die Tochter eines Königs in den Himmel versetzt; diese Letztere hielte in der Hand einen vollen Wasserkrug, um ihn, so oft es die Erde bedürfe, auf dieselbe zu entleeren und das Geräusch des Donners entstehe dadurch, daß ihr Bruder diesen Krug ihr zerschläge.

Schönes Mädchen,
Dein regnerischer Bruder,
Er zerbricht jetzt
Deinen kleinen Krug.
Dahum donnert es,
Dahum blüht es,
Dahum fällt der Donnerkeil.
Du, königliche Tochter,
Du gibst durch den Regen
Uns deine schönen Wasser.
Zuweilen auch
Läßt du's hageln
Und auch schneien.
Er, der die Welt erschaffen,
Der Gott, der sie belebt,
Der große Stracocha,
Hat dir die Seele verliehen,
Dies Geschäft zu verrichten,
Welches er dir vertraut.

Die Sprache Aymara, welche jetzt in der Provinz Paz gesprochen wird, ist ebenso reich aber auch ebenso hart und unmelodisch.

bissh als die Sprache Guichua. In beiden Mundarten sind die Nasallaute vorherrschende Laute. Wir führen hier eine Stelle aus Lucas an, deren Uebersetzung in die Sprache Aymara man dem genannten Pajos verdankt.

A y m a r a .

Halloja Haquemaqua kellkaka munapjama cumateja unanchajana, hieapapjana, ujiricama isapaspas: acanaca nayaya humaru unanchayajapataqui kellkani, sinti munata kankiri Theophilo, asqui chu'machapaa, kana aru yatijiam ataquí.

L a t e i n i s c h .

Quoniam quidem multi conati sunt ordinare narrationem, quae in nobis completae sunt, rerum sicut tradiderunt nobis, qui ab initio ipsi viderunt, et ministri fuerunt sermonis: visum est et mihi, assecuto omnia a principio diligenter ex ordine tibi scribere, optime Theophile, ut cognoscas eorum verborum, de quibus eruditus es, veritatem.

Reiseliteratur.

Wir müssen in d. Bl. noch eines Werkes gedenken, welches zwar schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschrieben ist, dessen Veröffentlichung indessen erst vor nicht gar langer Zeit begonnen hat. Es ist dies ein Reiseverl. erster Art und führt den Titel: „Voyage dans la Belgique, la Hollande et l'Italie, par feu André Thouin, rédigé par le Baron Trouvé.“ Thouin, welcher Mitglied des Instituts war und eine Stelle am Muséum d'histoire naturelle bekleidete, erhielt in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts den Auftrag von Seiten der französischen Regierung, Belgien, Holland und Italien zu bereisen. Der besondere Zweck seiner Mission war eine genaue und sorgfältige Kenntnisaufnahme der Verhältnisse des Ackerbaus in den verschiedenen Ländern. Daher findet man in den Notizen, welche er auf seiner Reise entworfen hat und deren Uebearbeitung erst später besorgt wurde, vorzugsweise die Agriculture, das Landleben, das innere Hauswesen, örtliche Sitten und die Botanik berücksichtigt. Die eigentliche Redaction dieses inhaltreichen Reiseverl. verdankt man dem Baron von Troupé, dem die Papiere des Reisenden nach dem Tode desselben eingehändigt und zur Herausgabe anvertraut wurden. Er hat sich durch die Leitung dieser Arbeit, welche in mancher Beziehung bedeutende Schwierigkeiten bot, ein nicht geringes Verdienst erworben. Besonders dankenswerth ist die biographische Notiz, welche der Herausgeber über den Verstorbenen dem eigentlichen Werke vorausgeschickt hat. Wir lernen in dieser anspruchslosen Darstellung einen rastlos thätigen, kenntnißreichen und äußerst wohlwollenden Mann voll Biederkeit und Herzensinnlichkeit kennen, den man im Verlauf der Reisebeschreibung noch lieber gewinnt.

G e d ä c h n i s s k u n s t .

Bei dem großen Aufsehen, welches die außerordentlichen, staunenswerthen Gedächtnisübungen des Dänen Revontlow der Mnemotechnik zugewendet haben, wollen wir hier kurz anführen, daß von dem bekannten „Traité de mnémotechnie générale“ des Arztes Audibert vor kurzem eine neue Ausgabe erschienen ist. Indessen sind die Veränderungen, welche in dieser neuen Auflage zu bemerken sind, nicht sehr wesentlich. Was die Methode des Verf. selbst betrifft, so ist dieselbe bekanntlich bereits von Revontlow in der geschichtlichen Einleitung zu seinem scharfsinnigen „Lehrbuch der Mnemotechnik“ (S. 84) abgefeertigt. Die Richtigkeit und unphilosophische Begründung derselben könnte allein schon durch den Umstand dargezogen werden, daß der Verf. sich nicht scheute, es offen auszusprechen, die Mnemotechnik scheine ihm überhaupt für die geistige Entwicklung des Kindes gefährlich, während unzählige Zeugnisse es darthun, daß die klare, einsichtsvolle Methode Revontlow's, weit entfernt dem Geiste zu schaden, denselben vielmehr bildet, schärft und ihm zu einer Art von Gymnastik dient. 17.

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 104. —

14. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachse.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Eine dritte Classe unter den Ständen bildeten die sogenannten Hörigen, d. i. Leute, die ganz ohne freies Grundeigenthum nur im Hause oder gewöhnlich auf den Gütern ihres Herrn lebten, die ihnen gegen gewisse Abgaben und Dienste zur Bewirthschaftung überlassen waren. Sie besaßen keine staatsbürgerliche Selbständigkeit und Freiheit, weil sie keinen eigenen Grund und Boden hatten, durch dessen Besitz sie in Verbindung mit der freien Gemeinde und dem Volke selbst hätten stehen können, von welchem ein solcher Besitz mittels der Investitur übertragen wurde. Doch waren sie auch nicht aller Freiheit beraubt und wenigstens als Menschen, wenngleich nicht als Staatsbürger, frei. Im Staate hatten sie nur Rechte durch die Vertretung von Seiten ihres Herrn, der, wenn sie durch Verbrechen verletzt waren, einen Antheil an der Composition erhielt, die ihnen gezahlt wurde, aber auch eine Garantie für sie übernahm, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat zu nöthigen und wenigstens subsidiair für sie einzustehen, dafern sie solche Pflichten verlegen würden. Dagegen besaßen sie die Freiheit, diesen Schutzherrn mit einem andern zu vertauschen, wenn sie unzufrieden mit der Erfüllung der Obliegenheiten waren, die er gegen sie selbst übernommen hatte. Unter diesen Hörigen aber waren allmählig verschiedene Arten entstanden, die bald größere bald geringere Rechte erlangt hatten, je nachdem ihr Schutzherr mehr oder weniger sie begünstigte, und vor Allem selbst größere oder geringere Macht, um sie zu vertreten, besaß. Am begünstigtesten waren daher die Hörigen des Königs und der Kirche, die von wirklichen Freien wenig verschieden waren und unter denen man sogar bei den sogenannten freien Landsassen allmählig das Verhältniß ganz vergaß, in welchem sie ursprünglich zum Könige, als ihrem Schutzherrn, gestanden hatten. Denn diese hatten ihren Ursprung daher gehabt, daß schon die Gesetze der Karolinger den königlichen Schutz auf alle Fremde, Eingewanderte und Solche ausgedehnt hatten, denen ein besonderer Schutzherr, obgleich sie eines solchen ihrer Stellung nach bedurften,

fehlte, und indem hierdurch der Schutz des Königs auf das ganze Land erstreckt wurde, mußte doch das Schutzverhältniß mit ihm so locker werden, daß es leicht ganz in Vergessenheit gerathen konnte.

Die vierte und letzte Classe endlich in der Reihenfolge der Stände bildeten die Leibeigenen, die nicht einmal durch Vertretung ihres Herrn staatsbürgerliche Rechte, sondern nur gemeine Menschenrechte besaßen, und an den Willen ihres Herrn, den sie nicht beliebig wechseln konnten, gänzlich gebunden waren. Was sie auf Befehl dieses Herrn thaten, wurde so betrachtet, als habe es Letzterer selbst gethan. Was sie aus eigenem Antriebe verbrachten, das wurde körperlich an ihnen bestraft, denn nur der Freie hatte, abgesehen von einigen schweren Verbrechen, das Vorrecht, sich durch Zahlung der Geldstrafe vor jedem Angriffe seiner Person, vor der Gewalt des Richters und der Fehde des Gegners zu sichern. Was dagegen an ihnen verübt wurde, galt als ein Verbrechen am Besitztume des Herrn, der einen Schadenersatz dafür fordern konnte; denn eine Composition hatte der Leibeigene nicht, sondern nur einen Preis wie Thiere.

Einen Adelsstand gab es demnach in der ersten Periode unserer Geschichte noch gar nicht, sondern nur einen Beamtenstand mit gewissen politischen, durch die Verfassung sanctionirten Vorrechten, insbesondere mit dem einer höhern Composition, und was Tacitus von einer nobilitas sagt, geht nur auf diesen. Allein der erste Keim zum Entstehen eines Adels lag schon damals in dem Volksleben; denn theils finden sich schon Beispiele, daß die höhern Ämter erblich auf gewisse Familien übergegangen waren, aus denen so ein Fürstenstand oder hoher Adel entsprang, wie in Baiern der des Agilolfingischen Hauses und der vier andern Fürstengeschlechter, die in dem bairischen Volksgefesse erwähnt werden, und deren Vorrechte sich wiederum aus der einstmaligen tetrarchischen Verfassung des Landes erklären; theils schlossen sich an die höhern Beamten und vorzüglich an die Könige die Gefolgsschaften an, deren schon Tacitus erwähnt und in denen der erste Keim zu einem niedern Adel lag. Diese waren nämlich verfassungsmäßig den höchsten Beamten des Volks als eine Art Leibwache in ähnlicher Art wie dem römischen Consul

seine Victoren beigegeben, und Jedet, der in das Gefolge aufgenommen wurde, erlangte hierdurch eine höhere Composition und andere politische Vorrechte vor den übrigen Freien. In der ältern Geschichte Frankreichs sind diese Gefolgskente unter dem Namen Antrustionen bekannt; bei den angelsächsischen Königen heißen sie Thains. An eine Erbllichkeit ihrer Rechte war ursprünglich nicht zu denken, sondern die Aufnahme jedes Einzelnen in das Gefolge sowie seine Entlassung bedingte seine Rechte und hing von dem Gutachten des Herrn ab, dem das Gefolge diente, und da die ritterlichen Fertigkeiten hier besonders gelehrt und geübt wurden, da man deshalb, wie in den spätern Rittergilden, Lehlinge oder Buben, Knappen und ausgelernte Ritter voneinander unterschied, so blieb es auch dem Herrn anheimgestellt, welchen Grad der ritterlichen Ehren und Rechte ein jeder Einzelne in seinem Gefolge einnehmen sollte. Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, sagt Tacitus, judicio ejus, quem sectantur. Allein bald verwandelte sich die Aufnahme in eine lebenslängliche, und wer sie einmal erlangt hatte, konnte auf Lebenszeit seiner Rechte nicht wieder verlustig werden. Dies war der erste Schritt zur Umwandlung der Gefolge in einen neuen Stand, wovon natürlich nicht die Rede sein konnte, so lange alle Rechte ganz von dem besondern Dienstverhältniß mit dem Herrn und von dessen Gutachten abhängig gewesen waren. Allein auch hierbei blieb man nicht stehen. Jeder Aufgenommene suchte bald auch seinen Söhnen gleiche Rechte zu verschaffen und die Nachkommen verdienter Männer wurden, wie schon Tacitus bemerkt, von den Dienstherrn selbst nicht nur gern aufgenommen, sondern sogar von Andern bevorzugt, während man Soldaten, deren Vorfahren noch nicht im Dienste gewesen waren, den Zutritt dazu zu verschließen suchte. So entstand allmählig eine abgeschlossene Classe von Familien, die, wenn nicht ausschließliche, doch nähere und unabwiesbare Ansprüche auf die Vorrechte dieser Ritterschaft anfangs prätendierten, dann durch Herkommen erwerben, und mit der Zeit ein wahres Erbrecht darauf erlangten. Endlich schlich sich in der letzten Zeit der merowingischen Könige bei den fränkischen Antrustionen ein Geist der Unruhe und Empörung ein, der mit der Erbllichkeit ihrer Rechte, wodurch sie unabhängiger wurden, nicht lange ausbleiben und von den schwachen Königen nicht mehr überwältigt werden konnte, und diese sahen sich seit dem Ende des 6. Jahrhunderts genöthigt, ihre Antrustionen nach und nach alle von den Pflichten des Dienstes zu entbinden. Das Dienstverhältniß war also nun aufgelöst und daraus ein erblicher Stand mit politischen Vorrechten hervorgegangen, zugleich aber war diesem Stande die Wurzel abgeschnitten, aus der er emporgewachsen war und Leben gezogen hatte. Denn ausstarbende Familien konnten nun nicht mehr durch einen Dienstherrn, der nicht mehr existirte, mit neu aufgenommenen ersetzt werden, und der ganze Stand mußte seinen Untergang in jenen Zeiten des Kriegs und der Staatsumwälzungen schnell entgegengehen. Aber auch

bei den übrigen Völkern verloren die Gefolgshaften insbesondere durch die Eroberungen der Franken ihre Könige und Dienstherrn, und erhielten sich nun nur noch eine Zeit lang als ein Adel. Bloß bei den Angelsachsen sehen wir das Dienstverhältniß noch fortbestehen, bis es erst durch die Eroberungen der Normannen auf ähnliche Art unterging. Hieraus erklärt es sich allein, warum das Salische Gesetz und die ältern Quellen des fränkischen Rechts eines Dienstverhältnisses gedenken, in welchem die Antrustionen zum Könige standen, während in den andern Volksrechten überall ein Adel erwähnt wird, der zwar in seinen Vorrechten den Antrustionen ganz gleichsteht, bei dem aber von einem Dienstverhältnisse keine Spur mehr zu finden ist. Denn zur Zeit des Salischen Gesetzes bestand jenes Verhältniß bei den Franken noch, während es bei den übrigen Völkern in der Zeit, wo deren Gesetze auf Veranlassung der fränkischen Könige ausgezeichnet wurden, schon aufgelöst war, und der fränkische Antrustionenstand war also nicht, wie Einige behauptet haben, dadurch entstanden, daß der Adel in den Dienst des Königs eintrat, während er bei andern Völkern sich unabhängig erhielt, sondern umgekehrt war der Adel bei allen Völkern aus der Dienstmannschaft entsprungen, da deren Fesseln sich lösten. Allein dieser ältere Adel, dessen Erwähnung wir überall in den Leges barbarorum finden, steht mit dem heutigen in gar keiner Verbindung und am wenigsten ist Letzterer, wie man bisher immer angenommen hat, durch allmähliche Fortbildung aus ihm entsprungen. Denn als die Karolinger ihre Lehnwesen einführten, um hierdurch das ganze Staatsgebiet nach und nach in die Lehnverbindung zu ziehen, von sich abhängig zu machen und den Staat in eine Lehnmonarchie zu verwandeln, wo alles Grundeigenthum von dem Könige selbst oder seinen Vasallen verliehen wurde, war jener ältere Adel zu seinem Untergange schon reif. In den blutigen Schlachten unter Karl Martell, in den Feldzügen Pipin's und Karl's des Großen, in den Unruhen unter den Söhnen Ludwig's des Frommen, in der Schlacht bei Fontenay u. s. w. war dessen Kraft gebrochen und der ganze Stand aufgerieben worden. Erst jetzt schloß der Keim des Lehnwesens mächtiger empor und mit der Erbllichkeit der Lehre bildete sich ein neuer Stand, der zwar mit jenem eine gewisse Ähnlichkeit hat, aber dennoch in wesentlichen Kennzeichen sich von ihm unterscheidet. Denn von ihm sagen die Rechtsbücher des Mittelalters: „Fürsten, Freiherrn u. s. w. sind in ihrer Composition den bloßen Schöffenbaren gleich“, während die höhere Composition überall als charakteristisches Standesvorrecht jenes ältern Adels in den Leges barbarorum hervorgehoben wird. Auch darf nicht übersehen werden, daß das Lehnwesen seiner ganzen Tendenz nach auf die Begründung einer neuen Staatsverfassung, einer Lehnmonarchie abzielte und wenigstens den Staat in eine Lehnaristokratie umwandelte, wodurch der Vasallenstand eine ganz andere und weit höhere politische Bedeutung bekam als der ältere Adel, der die Bedeutung, welche ursprünglich den

Gefolgschaften beigemohnt hatte und die in ihrer Wichtigkeit für den ganzen Staat mit der des Basallenstandes gar nicht verglichen werden kann, durch die Auflösung der Gefolgschaften fast gänzlich wieder verloren hatte. Die Entstehung und Fortbildung des heutigen Adels geht also mit dem Ursprünge und der Umgestaltung der Lehnverfassung Hand in Hand, ohne mit dem Adel der ältern Volkrechte etwas gemein zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Poesie im Dienste der Menschlichkeit.

Menschen, die wirklich Beruf zum Dichten haben und bei denen poetisches Schaffen etwas mehr ist als eine Episode aus dem Augenleben, durchlaufen gewöhnlich drei Bildungsstadien. Beim ersten Erwachen und Drängen des Gefühls lassen sie sich von der Leidenschaft überwältigend fangen; die Liebe überströmt das Herz mit berauschernder Gewalt oder die Natur fesselt sie durch die Magie ihrer äußern Erscheinung und damit nimmt ihr Willen und Produziren einen lyrischen Charakter an. Sodann treten sie in das zweite Stadium, in die Region der kühleren Wirklichkeit; das Streben wirkt nach außen, es wird objectiv; der Produktionsdrang schafft sich eine historische Unterlage; der Dichter wendet sich zum descriptiven oder dramatischen Genre; er wird episch. Der zur Reife sich entwickelnde Geist, nachdem er die Glut der Leidenschaft gekühlt, die Affecten gefänstigt und die hochaufstrebende Phantasie gezügelt hat, führt den Jüngling der Rufen ins dritte Stadium, wo er uns seine Weltanschauung mittheilt, aber doch, wie Plato und Dante, seine metaphysischen Gestaltungen immer noch in das Gewand der Poesie kleidet. In diesem Stadium, wo Philosophie und Poesie sich verschmelzen und ein didaktisches Moment oft unwillkürlich sich einmischt, sehen wir jetzt Hermann Neumann, welcher unter dem Titel: „Das letzte Menschenpaar“ (Ascherleben, Laue, 1844, 8., 1 Thlr.), ein Stücklein Divina commedia ins Publicum sendet und, wie er es im vorigen Jahre mit seinem „Kur-Jehan“ gethan, menschenfreundliche Zwecke damit verbindet; denn an des Buches Stirn lesen wir: „Eine Gabe für die verarmten Spinner und Weber im schlesischen Gebirge.“ Ein Blick auf des Dichters frühere Leistungen und Bestrebungen im Gebiete der Dichtkunst bezeugt uns, daß er wirklich in jenem dritten Stadium stehe; man sehe über ihn Nr. 274 d. Bl. f. 1840, und man wird finden, daß er in „Irischoblein und Rosalieb“, „Bunderperle“, „Dichters Reich“ u. a. das lyrisch-epische Stadium wirklich durchlaufen hat. Aus dem Tempel der Dichtkunst in die Hallen der Weisheit tretend, bringt er uns hier seine Ideen über Gott, Menschen und menschliche Zustände und Verhältnisse, über Religion und Christenthum, über das Princip des Bösen, über Liebe, Ehe, Freundschaft, Freiheit, Freude, Kunst, Tod und Unsterblichkeit; mythische und historische Personen macht er zu Trägern seiner individuellen Ansichten und Gefühle und zu Predigern seines philosophischen Glaubensbekenntnisses. Da figuriren, wie bei Milton und Klopstock, die Engel, ein Rephithopheles, unter dem Namen des Versuchers, Abasverus, der ewige Jude, und die Elementargeister. Natürlich erinnert uns diese Zusammenstellung an die Faust-Gabe und Faust-Dichtung, die von einer Unzahl von Dichtern aus neuerer Zeit zum Behuf für die Darlegung ihrer metaphysischen Speculationen und Träume gemacht worden ist. Glücklicherweise sehen wir hier einen Rephitho handeln und wirken, der, nach der Beschreibung, die der letzte Adam S. 73—76 von seinem Wesen und Ursprung macht, als ein selbständiger und eigenthümlicher Charakter erscheint. Was die allbekannte Figur des Abasverus anlangt, so tritt sie hier weniger eigenthümlich markirt hervor als die des Versuchers. Wie fruchtbar übrigens diese altchristliche Legende ist und wie viele Funken

sie von je her empfänglichen Geistern entlockt hat, ergibt sich aus der Menge von Autoren unter Deutschen, Engländern, Dänen und Franzosen von Friedrich Lamm an bis zu Eugen Sue herab; der Neumann'sche Abasver stellt zwar das hochtragische Moment in seiner Erscheinung auch dar, aber doch erscheint er in seiner zähen Befangenheit für jüdische Nationalvorurtheile mit einer Beimischung moderner Sentimentalität mehr als ein Werkzeug, durch welches die Versöhnung des letzten Menschenpaares mit sich selbst und mit Gott bewirkt wird. Die Tendenz des ganzen Gedichts ist „der Sieg der durch dämonisches Walten bedrängten Liebe über Haß und Schmerz, Zweifel und Tod“. Die Liebe versöhnt den Menschen mit der Noth der Zeit, mit dem oft unbegreiflichen Walten Gottes, mit dem Übel in der Welt und dem Tode selbst. „Der Mensch hat Ruhe nimmermehr“, heißt es S. 184, „bis zu der Liebe Wiederkehr“, und S. 207 lesen wir: „Der Mensch wird ewig durch die Liebe.“ Diese Idee, an und für sich schon vortrefflich, macht das Buch besonders geeignet, als Mittel zu dem obenangeführten wohlthätigen Zwecke zu dienen; doch auch die Auseinanderlegung derselben ist nicht minder zu loben. Die Weltansicht des Verf. ist die eines sinnigen, freilich von dem biblischen Glaubenssystem völlig emancipirten Dichters, von dessen religiösem Werthe oder Unwerthe hier nicht die Rede sein kann. In allen Schilderungen und Anschauungen waltet in üppiger Fülle Das, was die Franzosen verve nennen; der frische Hauch eines gesunden Innenlebens, verbunden mit einer gewissen Produktionsfreudigkeit und Kraft bewegt sich durch alle Scenen des Gedichts, welches nach einem Vorspiel in fünf Abtheilungen zerfällt, und die Sprache, hier beilebtem correcter als in des Verf. frühern Werken, erhebt sich in einigen Passus wenigstens zu classischer Vollendung. Aber — und dies ist nun die Schattenseite des Werks — die poetischen Hebel, mit denen er diese Idee stützt, müssen von der Kritik geradehin verworfen werden. „Statt uns“, urtheilte ein kundiger Freund des Referenten über das Gedicht, „so recht mitten ins bewegte Leben hineinzuführen und in die Wirklichkeit zu versetzen, und da die Liebe ihr Werk beginnen und vollenden zu lassen, uns auch wol, wie im „Faust“ von Goethe, die Conflicte im menschlichen Leben vorzustellen, glaubt er seinen Zweck durch das phantastische Gebilde eines letzten Menschenpaares zu erreichen.“ Diese Ansicht scheint Ref. sehr treffend. Es leidet keinen Zweifel, daß er durch Darstellung des ersten Menschenpaares seine Idee noch besser realisiert haben würde; vielleicht aber glaubte er, daß dieses Götter und diese Scenerie zu verbraucht seien, als daß sie für den Leser Interesse haben könnten. In dem Vorspiele treten wirklich der erste Adam und die erste Eva auf, und hätte er sie zu Trägern seiner Gedanken und Ansichten gemacht, dann befände er sich wenigstens auf materiellem Grund und Boden; seine Helden gehörten der Erde und irdischen Verhältnissen an; wie schön wäre z. B. die eheliche Verbindung des Mannes mit dem Weibe, die uns hier S. 136 fg. so vortrefflich geschildert wird; sie könnte ein Urtypus für die Weihe künftiger Geschlechter geworden sein. So aber hat der Leser, wenn er sich den süßen Eindrücken dieser Schilderung hingeben will, den störenden Gedanken, es ist die letzte Verbindung, die hier ein Menschenpaar schließt, und in der Perspective sieht er den Untergang aller irdischen Verhältnisse und den Greuel der Zerstörung. Überdies flattern dieser letzte Adam mit seiner Eva gleichsam in der Luft; sie haben keinen historischen Haß; auch läßt sich hier gar nicht erkennen, ob sie Wesen mit Fleisch und Blut, Adern und Nerven wie unser Einer oder ätherische Gebilde mit höherer Kraft begabt sind. Einmal machen sie im Qui Flügen über meilenweite Flächen, dann erscheinen sie wieder als schwache Menschen mit menschlicher Natur und menschlichen Bedürfnissen. Eva hat ihre Ältern verloren; sie ver schmachtet vor Hunger und Durst; Adam fühlt die Regungen des Geschlechtstriebes und thürmt einmal (eine unmotivirte Handlung) voll frechen Troges eine Mauer auf, um sich ge-

gen die zerstörende Macht von oben zu schütten. Endlich liegt auch etwas Unnatürliches in dem Gedanken, daß die Erde mit ihren lebenden Bewohnern und allen unorganischen Producten, mit Ausnahme des Gartens Eden, allmählig absterbt. Es würde viel poetischer sein, wenn der Dichter nach biblischen Bildern und Vorstellungen die Erde untergehen ließe. Dennoch überfieht man alle diese Fehlgriiffe in den Mitteln zur Ausführung seiner Grundidee, wenn man die Gesinnung des Dichters ins Auge faßt. Vielleicht war das letzte Menschenpaar sein lange mit Liebe erzogenes Pflegekind, zu dessen Ausbildung und Aufstellung er alle edlern Kräfte seines Lebens aufgeboten und welches ihm einen Platz unter den Dichtern deutscher Zunge sichern sollte; aber siehe, da tritt ihm menschliches Elend im Bilde der armen schleisschen Spinner und Weber entgegen und vergessen sind schnödes Gold und vergänglichler Ruhm; das Herz drängt, sein geistiges Gewebe zu einem Reze umzugestalten, in welchem sich Gold für die Armen fangen läßt, und da ruft er den Bedrängten in der Zueignung die schönen Worte zu:

Doch seid getroßt, die Hälfte naht,
Schon regt es sich mit Rath und That,
Ihr webet uns in Thrän' und Leid
Manch Wiegen- und manch Hochzeitkleid,
Manch Sterbeshembe weiß und fein,
Dafür soll euch geholfen sein!
Was wir versäumt, mag Gott vergeben;
Setzt, arme Weber, laßt uns weben!

In gleicher edler Absicht ward auch „Kur-Zehan“ vom Verf. gewebt; „Das letzte Menschenpaar“ übertrifft jedoch sowohl dieses orientalische Märchengewebe wie auch alle früher erschienenen Dichtungen Hermann Reumann's und rechtfertigt unsere Prophezeiung; nach welcher wir bereits vor sechs Jahren den Dichter ein *os magna sonaturum* nannten. 54.

Literarische Notiz aus England.

Ägyptische Alterthumskunde.

„Manners and customs of the ancient Egyptians“, von Sir Gardner Wilkinson (5 Bde., London). Dieses anziehende jetzt vollständig erschienene Werk handelt von den Sitten und Gebräuchen der Ägypter, ihrem Privatleben, ihrer Regierung, ihren Gesezen, Künften, Manufacturen, Religionen und Geschichten, geschildert nach den Gemälden, Bildwerken und übrigen Denkmälern Ägyptens, verglichen mit den Erzählungen der Schriftsteller des Alterthums. Unter den Reisenden, welche nach einem langen Aufenthalt in Ägypten die neuen, namentlich durch die Entdeckungen des gelehrten Franzosen Champollion dargebotenen Mittel der Beobachtung mit Erfolg benutzt haben, verdient Wilkinson in den ersten Rang gestellt zu werden. Dieses hat er schon durch sein früheres 1837 erschienenes Werk: „Topography of Thebes, and general view of Egypt“, wovon eine neue, sehr vermehrte Ausgabe in zwei Bänden unter dem Titel „Modern Egypt and Thebes, being a description of Egypt“ gegenwärtig in London herauskommt, hinlänglich bewiesen, und durch das oben genannte Werk noch mehr dargethan. Dieses letztere bestand anfangs aus drei Bänden. Allein da der Verf. nachher fand, daß die Religion darin nicht hinlänglich dargestellt war, fügte er später noch zwei Bände hinzu, welche ausschließlich der Religion und der Mythologie gewidmet werden. Das Ganze wird mit einem Atlas von 87 Tafeln beschloffen, die, in Verbindung mit 503 in den Text eingeschalteten Holzschnitten, eine Sammlung solcher Gegenstände darbieten, welche die ägyptische Archäologie am meisten interessieren können. Der Verf. beginnt mit Ansichten über die Abstammung der Ägypter und nimmt an, sie seien von dem obem Nilthal in das niedere heruntergekommen und wären von derselben Race wie die Abyssinier. Dafür scheinen alle physischen Merkmale, welche aus den ägyptischen Gemälden und der Form der

Rumien Schädel hergeleitet werden, zu sprechen. Er beweist, daß das Delta von Ägypten in sehr alter Zeit angebaut gewesen, und daß dieser wichtige Theil des Landes bereits vor Homer existierte, was auch daraus hervorgeht, daß Lasis schon zu Abraham's Zeiten erbaut war und daß die zu Sais und anderswo gefundenen Gebäude den Namen von Rameffes führen. Darauf wirft der Verf. einen Blick auf die Geschichte Ägyptens nach Manetho und den verschiedenen uns noch übrig gebliebenen Quellen, und nimmt an, daß die ältesten noch vorhandenen Monumente nach aller Wahrscheinlichkeit die Pyramiden sind, weil man auf ihnen keine Hieroglyphen und keine Spur von Sculptur findet. Nachdem er die ältesten Dynastien durchgegangen, kommt er zu Sfortasen I., dem ältesten König, zu dem man, nach den Monumenten, durch eine ununterbrochene Reihefolge hinaufsteigt. Er läßt ihn zu Soseph's Zeit, gegen 1740 v. Chr., regiert haben, obgleich die Combinationen der manethonischen Verzeichnisse der Könige mit denen, welche aus den Monumenten hervorgehen, diesen Herrscher drei Jahrhunderte früher, zu Abraham's Zeit, hinaufstellen. Zu dieser Zeit hatte die ägyptische Civilisation ihre ganze Entwicklung erhalten, wie man aus Beni-Hassan's Grabhöhlen, die unter seiner Regierung ausgehauen sind, und aus dem zu derselben Zeit errichteten Obelisk von Heliopolis ersieht. Es ergiebt sich aus den Gemälden dieser Grotten, daß die Ägypter in der so entfernten Zeit schon Fabriken von Leinwand, Glas, Meubeln, Gold- und Silberarbeiten und von vielen andern Gegenständen, welche sehr vervollkommnete Künste anzeigen, besaßen; sie hatten gymnastische Spiele, sie kannten das Damm-, Ball- und Fingerspiel und andere Zeitvertreibe. Indem Wilkinson die Könige, von denen noch Gebäude übrig sind, mustert, richtet er seine besondere Aufmerksamkeit auf Rameffes oder Sesostris den Großen, dessen Denkmäler den höchsten Grad von Vollkommenheit, zu der die ägyptische Baukunst gelangt ist, bezeugen. Es sind vornehmlich die an dem Tempel oder Palast von Karnak oder Luror gemachten Zusätze, das Memnonium und viele andere Gebäude zu Theben und Abydos; die im Felsen zu Abuh-Symbol ausgehauenen Tempel; die von Dayr, Seboa, Serf-Hossayn in Rubien; die Obeliske von Lasis, und die übrigen Spuren, die in andern Theilen des Delta noch vorhanden sind. Der Verf. weilt besonders lange bei dem Grabmal des Psymandyas. Doch bezieht er sich, aus den dunkeln Zeiten der ägyptischen Geschichte herauszukommen, um zu den Zeiten derselben zu gelangen, wo die Schwierigkeiten verschwinden, von Psammetich an gerechnet. Er spricht von allen Werken, welche von diesem König noch zu Theben existiren und welche bereits von Herodot angeführt sind. Der Verf. verknüpft die Erzählungen des Herodot und des Diodor miteinander und sucht sie in Einklang mit den Monumenten zu bringen. Über Psammetich's Regierung bemerkt er, daß derselbe den Tempel Ammon's zu Theben sehr erweiterte. Sein Sohn Necho besorgte die Politik des Vaters und begünstigte mehr und mehr die Niederlassung von Fremden in Ägypten, die viel Einfluß auf ihn gewannen. Indem der Verf. die Regierungen der Könige Apries und Amasis erzählt, bemüht er sich, die große historische Schwierigkeit zu lösen, welche in der Unverträglichkeit der Erzählung des Herodot mit den Prophezeiungen von Jeremias und Ezechiel besteht. Nach dem Geschichtschreiber war Ägypten nie reicher und blühender als unter Amasis, weil es damals nicht weniger als 20,000 bewohnte Städte hatte. Nach den genannten Propheten sollte Ägypten zur Zeit der Invasion von Nabuchodonosor in eine Wüste verwandelt, seine Städte entvölkert, seine Einwohner durch das Schwert ausgerottet oder bis an die Grenzen von Äthiopien verjagt werden. Doch wir können in einer kurzen Notiz dem Verf. nicht folgen. Nachdem Wilkinson so einen Abriss der Geschichte Ägyptens gegeben, den jeder Unterrichtete mit großem Vergnügen lesen wird, kommt er zum Hauptgegenstand seines interessanten Werkes, den wir oben bezeichnet haben. 31.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 105.

15. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachse.

(Bechluss aus Nr. 104.)

Außer diesen allgemeinen Resultaten erhalten wir aber auch noch in den Anmerkungen, die am Ende eines jeden Paragraphen beigelegt sind und theils die nöthigen Beweisstellen, theils weitere Ausführungen des Gesagten liefern, viele Aufschlüsse über einzelne rechtsgeschichtliche Gegenstände. In dieser Beziehung verdient einer besondern Erwähnung, was §. 12, Anmerkung 20 über die Eintheilung des germanischen Jahres in drei Abschnitte, über deren Beziehung auf Gerichtsverfassung und Volksleben, und über die zu Anfang eines jeden üblichen Volksversammlungen und Feste gesagt wird. Desgleichen die Darstellung der dodelarchischen und der damit in Verbindung stehenden tetrarchischen Eintheilung der größten Gane, die wir ebendasselbst in den folgenden Anmerkungen finden, woraus sich ergibt, daß die centum pagi, deren römische Schriftsteller bei mehreren germanischen Völkern erwähnen, nichts Anderes waren als die hundert Centenen, in die jeder Staat verfassungsmäßig eingetheilt zu sein pflegte. In §. 13, Anmerkung 13 fg., werden uns Aufschlüsse gegeben über die schon viel besprochenen Sachibaronen des Salischen Gesetzes, sowie über den Ursprung der Schöffen und deren Zahl. In den Anmerkungen zu §. 15 erhalten wir Auskunft über eine Menge strafrechtlicher Grundsätze und damit in Verbindung stehender Dinge, z. B. in Anmerkung 14 über die ebenfalls schon oft besprochenen *corpore infames* bei Tacitus, unter denen solche Individuen zu verstehen sind, welche schon früher wegen eines Verbrechens mit einer Verstümmelung ihres Körpers, wie dies in vielen Fällen gebräuchlich war, bestraft worden waren, und an denen nun ohne weiteres die Todesstrafe vollzogen wurde, wenn sie sich eines neuen Verbrechens schuldig gemacht hatten. Denn eine solche Verstümmelung hatte die Ehr- und Rechtlosigkeit zu Folge. Im §. 8, Anmerkung 8 und 17, wird der Ursprung der sogenannten Freiherrschaften, Dynastien oder Sonnenlehne erklärt, deren sich einige in Frankreich, weit mehr aber in Deutschland fanden. Ebendasselbst in Anmerkung 16 erhalten wir sehr genaue Nachweisungen über

die ursprüngliche Vertheilung des Grundeigenthums unter die freien Staatsbürger und über das Maß von Liegenschaften, welches zu einem freien Familiengute erforderlich war, sowie über die Verpflichtungen zu Kriegsdiensten u. s. w., die, wie eine Grundsteuer für den Staat, darauf hafteten. In §. 19, Anmerkung 23, wird von den verschiedenen Altersterminen, von dem Unterschiede zwischen Mündigkeit und Großjährigkeit in Beziehung auf die Waffensfähigkeit und andere Rechte gesprochen, worauf der Verf. in §. 21, Anmerkung 10, noch ausführlicher wieder zu reden kommt. In §. 20, Anmerkung 2, spricht er von dem Familienrechte und den verwandtschaftlichen Beziehungen, die durch nähere oder entferntere Verwandtschaft begründet wurden. Ebendasselbst in Anmerkung 4^b von der Gerichtsverfassung und den verschiedenen öffentlichen und nicht öffentlichen Gerichten, wobei zugleich ein Abriss des processualischen Verfahrens gegeben wird. In §. 21, Anmerkung 14 fg., ist von der Aufnahme eines Nichtverwandten in eine freie Familie, von einer Art Adoption die Rede, worin der erste Keim eines testamentarischen Erbrechts lag, und in Verbindung hiermit steht §. 19, Anmerkung 19, wo umgekehrt von dem Austritte eines Verwandten aus seiner Familie gesprochen wird. Hierin lag eine *detestatio sacrorum familiarium*, wodurch der Austretende zwar in den Stand gesetzt wurde, über sein eigenes Vermögen nun frei zu verfügen, aber auch alle Verhältnisse mit seinen bisherigen Intestaterben zerriß, durch die sein Verfügungsrecht vielfach beschränkt worden war, und da Ähnliches auch bei den Römern in älterer Zeit üblich gewesen zu sein scheint, indem auch bei ihnen eine solche *detestatio* jeder Testamenterrichtung vorausgehen mußte, so wird hieraus sehr einfach der bekannte Satz des römischen Erbrechts erklärt: *Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*. Endlich gibt der §. 22, in Anmerkung 16—19^b, sehr ausführliche Erläuterungen über die gleichfalls schon vielfach besprochenen Friborge bei den Angelsachsen und die Contubernien des Salischen Gesetzes, in denen wir jene Gilden wiederfinden, deren wir schon oben gedachten.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verf. bei der Zusammenstellung seines Materials nicht allein für Diejenigen zu arbeiten strebte, die schon tiefer in das

Studium der Rechtsgeschichte eingeweiht sind, sondern auch für den Anfänger, und daß er deshalb Alles, was für Lesern zweckmäßig und brauchbar schien, in den Paragraphen zusammenbrängte, während er alle tiefern Untersuchungen und Erörterungen auf die Anmerkungen verwies, welche sonach den gelehrtern Theil des Buchs bilden und nicht übersehen werden dürfen. Alle Darstellungen sind übrigens mit hinlänglicher Klarheit und Bestimmtheit gegeben.

55.

Le citoyen du monde (der Weltbürger). Offert en trois langues par Daniel Josty. Berlin, Mittler. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist eine eigene Sache um die Werke sogenannter Naturdichter. An und für sich schon können wir diese Bezeichnung, welche besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts sehr im Gange war, gar nicht gelten lassen. Was wäre ein Dichter, wenn seine Natur ihn nicht dazu berechtigte und wenn ihre Gaben ihm nicht zu Gebote ständen? Dazu kommt aber nun noch, daß gewöhnlich diese Autodidakten auf ihre geringe Bildung und auf die mäßigen Anforderungen, welche man deshalb an ihre Leistungen stellen kann, zu pochen pflegen. Und doch — als sollte man von Widerspruch zu Widerspruch gelangen — halten sie sich in der Regel gar nicht innerhalb der Schranken ihrer bescheidenen Stellung. Statt anspruchslos mit ihren Gaben aufzutreten und ungekünstelt ihre Gefühle in Liedern auszustömen, sieht man es ihnen nur zu oft an, daß sie gar nicht singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Wenn sie ihrem unverzerrten Natural folgten und ungezwungen ihren Gedanken, wenn auch zuweilen in holprichten Versen, Form gäben, so würde man für die Raubetät des Inhalts einige Anforderungen, welche man an eigentliche Kunstleistungen zu stellen berechtigt ist, gern aufgeben.

Es ist eine merkwürdige, aber zugleich betrübende Erscheinung, daß gerade unsere gegenwärtigen Naturdichter — um diesen Namen beizubehalten — sich am meisten in überschwänglichen Gefühlen, in hohlen Declamationen gefallen, wie sie bei den Dichtern, welche auf der Höhe der Zeit stehen, längst abgestreift sind. Auf diese Weise erhalten wir statt concreter Bilder, statt natürl. anschaulicher Gedanken verschwommene Redebilder.

Wenn wir auch den Verf. vorliegender Sammlung zu diesem Zwitterschlecht, das weder auf dem Gebiete der Kunstbildung noch auf dem der reinen Natürlichkeit steht, rechnen, so wollen wir durchaus damit nicht sagen, als brähe nicht hier und da selbst durch die hohle Form ein gemüthliches Talent hervor. Wir erkennen vielmehr mit Vergnügen, daß hier und da ein ansprechender Gedanke und wol auch ein ganzes lebliches Gedichtchen mit unterläuft. Aber wozu in aller Welt das Alles gleich drucken lassen? Denn wenn Josty sich dadurch vor den Angriffen der gelehrten Kritik, wie er es nennt, sicher zu stellen glaubt, daß er seinen betrittelnden Recensenten zuruft: „Faites mieux!“ so kann man dieser freilich schon etwas abgedroschenen Aufforderung nur erwidern: Es gibt schon umähliges Bessere, sobald dem Mittelgut recht füglich ungedruckt bleiben konnte. Was hilft aber auch alles Protestiren gegen eine gähe Kritik, wenn der Verf. besonders in dem Französisch geschriebenen Theile dieselbe durch einen Ton herausfordert, welcher philosophisch sein soll. Mit dem besten Willen kann man deshalb nicht umhin zu erklären, daß die Aufsätze, welche zum Theil sich an die Besprechung wichtiger philosophischer Fragen (*Réflexions sur l'homme, le tems, l'espérance, la charité et la foi; La vérité et la politique; Des facultés de l'âme, de l'esprit, du génie et de la mémoire et leur effet sur l'homme*) machen, durchaus von einer

sich spreizenden Prätenfion nicht freizusprechen sind. Wir hatten, als wir die Titel dieser Aufsätze lasen, die Meinung, wir würden in diesem Theile des Werkes in einfacher, vielleicht selbst etwas ungelenkter Form die Resultate eines durch Lebenserfahrungen gestärkten Mannes finden. Aber dem ist nicht so, überall sehen wir nur Phrasen, die auf Stützen gehen.

Anspruchender sind die deutschen Gedichte, welche diese Sammlung enthält, sie haben zwar keinen eigentlichen poetischen Gehalt und es gebietet ihnen vorzüglich jene Natürlichkeit, welche wir von solchen Dichtern verlangen, deren Productionen eine strenge Kunstform entbehren; aber es zeigt sich doch im Ganzen eine wohlmeinende Gesinnung und eine gewisse Gemüthlichkeit. Doch macht sich auch in dem Deutsch geschriebenen Theile, in den prosaischen Stücken die Bornheimthuererei wieder breit. So in dem oberflächlichen Aufsatze: „Etwas Bemerkungen über die Mythen von Paris und die Biblischen Geheimnisse.“

Am meisten haben uns die „Poésies in lingua romana“ angesprochen, weil sich, wie es scheint, der Verf. in dieser Sprache am ungezwungensten bewegt. Wenigstens kommt es uns vor, als gebühre diesen Gedichten, was Innigkeit und Natürlichkeit betrifft, unbedingt der Vorzug. Auch um des reinsprachlichen Interesses willen verdienen sie schon höhere Berücksichtigung als die übrigen Abtheilungen. Vielleicht hätte auch schon eine frühere Sammlung („*Diario de mon Tanteau*“) desselben Verf. die günstige Aufnahme, welche sie, wie Josty sagt, gefunden hat, vorzüglich diesem Umstande zu verdanken.

30.

Der Weg zum Throne. Ein unterhaltendes Charaktergemälde von Karl Johann XIV. König von Schweden und Norwegen. Von Edwin Herbold. Leipzig, Literarisches Museum. 1845. Gr. 16. 22½ Rgr.

Das Papier ist geduldig, König Karl Johann ein recht interessanter Mann und das Literarische Museum, wie es scheint, nicht eben ekel: siehe da drei Gründe, die einen ehrlichen Mann dazu bringen können, „einen Weg zum Throne“ zu schreiben. Im schlimmsten Falle ist doch das logische Princip rationis sufficientis gerettet und das Publicum muß es einsehen, warum es ein schlechtes Buch mehr lesen soll. Wer aber wird es dem Verf. verdenken, wenn er die glückliche Erfindung des Vorworts dazu benützt, dem Leser Solches und Ähnliches nicht schon auf den ersten Seiten zu sagen, sondern gerade entgegenge setzt von Benutzung mancher sehr authentischer Quellen, von dem Ruche der Wahrheithaftigkeit und andern sehr üblichen Dingen zu reden. Die Sprache ist nach dem Ausdruck eines bekannten Diplomaten weniger dazu geschaffen, das Wahre zu sagen als es zu verbergen. Warum sollte ein Schriftsteller nicht auch einmal in die Diplomatie hineinpfeifen, wäre es auch nur im Vorwort?

Es hält gewiß schwer, bei Darstellung großer Ereignisse alle Erregung von sich abzuwehren und sich in der gewohnten Mittelmäßigkeit alltäglicher Athmungsweise zu behaupten. Unser Verf. hat das ohne alle Anstrengung vermocht und gezeigt, welch schönes Ding es um die Objectivität der Darstellung sei. Auch nicht ein einziges Mal läßt er es sich zu Schulden kommen, begeistert zu erscheinen: die französische Revolution hätte für ihn sein und ebenso gut nicht sein können, Hr. Edwin Herbold ist ein Mann, der von solcherlei Dingen nicht mehr berührt wird. Und gerade so wie er selbst ist sein Held. Wenn es der Leser nicht schon wüßte, aus vorstehendem Buche würde er es nimmer erfahren, daß Bernadotte zur Zeit der Mikabeau, der Briffart, der Robespierre gelebt habe. Genug, er avancirt unterdeß bis zum General und wenn dies Avancement nicht gar so schnell vor sich ginge, könnte es ohne alles Bedenken in irgend eine kleine und abgelegene Garnisonstadt eines friedlichen deutschen Staats verlegt werden. Pöb-

aber muß Bernadotte um jeden Preis Republikaner sein, denn Edwin Herbold weiß nicht, wie er anders dessen oppo-
sitionelles Verhältniß zu Napoleon erklären soll. Und doch ist
dieser Republikanismus nur die geschickte Phrase, in der sich
eine selbstische und ehrgeizige Natur verbirgt, die gerade um
dieser ihrer Selbstheit willen durch das gewaltige zwingende
Selbst des späteren Kaisers sich bedrückt fühlen mußte. Ber-
nadotte ist ein glücklicher Freigeist, der immer glückliche Vor-
wände in Bereitschaft hat, darauf sein Glück zu bauen, ein
kluger Ehrgeiziger, der durch wohlüberlegte Benützung des je
Gebotenen eine höchste Stufe erreicht und behauptet.

Dem Verf. aber fehlt es gänzlich an Einsicht in die Tie-
fen der Innerlichkeit seines Helden, und er ist nicht im Stande,
in ihm ein durchgehendes, seines Zweckes bewußtes Wollen
nachzuweisen. Statt darin einen Einheitspunkt für seine Dar-
stellung zu gewinnen, verliert er sich in die breite und lose
Dietheit einzelner Thaten und Anekdoten, die kaum eine andere
Beziehung aufeinander haben als die der Zeitfolge.

Das ganze Buch ist also ein ferner Gegensatz gegen sei-
nen Titel, weder unterhaltend noch ein Charaktergemälde, am
allerwenigsten aber „ein Weg zum Throne“ literarischen Ruhms
für den Verf. 36.

Bibliographie.

Bauer, C., Abfertigung der Sporkil'schen praktischen
Bedenken gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katho-
lische Kirche in Deutschland zu bilden. Grimma, Verlags-
comptoir. Gr. 8. 6 Rgr.

Beckstein, L., Deutsches Dichterbuch. Eine Sammlung
der besten und kernhaftesten deutschen Gedichte aus allen Jahr-
hunderten. Leipzig, C. Wigand. 8. 20 Rgr.

Belani, J. C. R., Die armen Weber und andere No-
velles aus den Pyrenäen einer neuern und ältern Zeit. Leip-
zig, Friscke. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Beleuchtung der Hülfsbrand'schen Schrift: „Neue Ärgernisse,
oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge u.“
4te Auflage. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Berg, L., Der objective Protestantismus und sein Ver-
hältniß zum Panchelismus und Katholicismus. Ein religions-
philosophischer Versuch. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Rgr.

Ein Blick in den Nationalismus unserer Tage. Replik
auf das 1844 bei B. v. Babern in Mainz unter dem Titel:
„Wie steht's um Euch und was thut Roth?“ erschienene Send-
schreiben eines alten evangelisch-protestantischen Pfarrers an
Biele seiner Amtsbrüder dieser Zeit. Mainz, Coler. 1844.
8. 7 1/2 Rgr.

Charles, J., Der Abenteuerer oder hundert Leben in
Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes.
Drei Theile. Leipzig, Friscke. 8. 3 Thlr.

Czerkzi, Rechtfertigung meines Abfalles von der römi-
schen Pöftrike. Bromberg, Levit. 8. 5 Rgr.

Detroit, L., Des Mannes und des Weibes Wesen und
Beruf. Königsberg, Tag und Roth. Gr. 8. 6 Rgr.

Deutschlands zweites Öftern oder die Auferstehung der
Kirche. Ein Prophetenruf an Katholiken und Protestanten,
Johannes Ronge gewidmet. Stuttgart, Nebler. Gr. 8. 4 Rgr.

Döllinger, J. J. J., Irrthum, Zweifel und Wahrheit.
Eine Rede an die Studierenden der Universität zu München.
München. Gr. 8. 6 1/4 Rgr.

Ehrenfried, J. F. C. C., Das andere Wort in Sachen
der sogenannten protestantischen Freunde. Ein Commentar des
falschen Romen u. für Hrn. J. Steinbrecher, nebst einem Vor-
worte an den Verfasser der vier ersten Gegenkönige, Hrn.
A. H. C. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Die Emancipation der Schule. Nebst einer Hindeutung
auf die Fortschritte des Schulwesens in Sachsen und Oesterreich
und die Emancipation der französischen Schule. Von einem
sächsischen Gelehrten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Feldmann, C., Die Mäßigkeitsvereine in Deutschland;
ihre Gefahren und ihr Nutzen. Hamburg, Verlags-Comptoir.
Al. 8. 4 Rgr.

Garme, S., Geschichte der häuslichen Gesellschaft bei
alten und neuen Völkern, oder Einfluß des Christenthums
auf die Familie. 1ster Band. — U. u. d. X.: Wohin gehen
wir? Ein Blick auf die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit.
Regensburg, Manz. Gr. 8. 18 1/2 Rgr.

Die deutsche christlich-katholische Gemeinde aus politischem
und nationalem Standpunkt. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8.
5 Rgr.

Görres, J. v., Die Wallfahrt nach Trier. Regensburg,
Manz. Gr. 8. 18 1/2 Rgr.

Gög, S. J., Der Protestantismus in seiner tiefsten Er-
niedrigung. Ein Ruf an Deutschlands Protestanten. 2e
Ausgabe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Grundwahrheiten der christlichen Religion dargestellt in
einem im Casino-Gebäude in Oldenburg am 17. November 1844
öffentlich gehaltenen Vortrage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8.
3 3/4 Rgr.

Hassenpflug, J. D. L. F., Kleine Schriften juristischen
Inhalts. 1stes Bändchen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8.
24 Rgr.

Hermes, C., Die schönsten Sprüche des Angelus Si-
lesius. Der deutschen Christenheit zur Erbauung dargeboten.
Magenburg, Falkenberg und Comp. 8. 5 Rgr.

Ein Hirt und Eine Heerde. Offenes Sendschreiben deut-
scher evangelischer Christen an die deutsch-katholischen Christen
zu Schneidemühl, Breslau, Berlin und Leipzig u. a. D. Leip-
zig, Goez. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Horae belgicae. Studio atque opera Hoffmanni Fallor-
lebenia. Pars VII.: Niederländische Glossare des 14. und
15. Jahrhunderts. Nebst einem Niederdeutschen. Leipzig,
Engelmann. Gr. 8. 10 Rgr.

Ideen zur Einführung eines allgemeinen deutschen Pres-
seseges. Berlin, Mittler. Gr. 8. 6 Rgr.

Irendus, Über Pauperismus und Schwanenorden. Leip-
zig, Engelmann. Gr. 8. 5 Rgr.

Julius, C., Die königlich preussische Seehandlung und
das bürgerliche Gewerbrecht. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8.
15 Rgr.

Jung, A., Die große Nationalfeier des dritten Univer-
sitäts-Jubiläums zu Königsberg. Königsberg, Tag und Roth.
1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Käuffer, J. C. R., In welchem Sinne allein dürfen
wir eine völlige Religionsgemeinschaft unter den Menschen ho-
fen? Predigt. Dresden, R. und B. Kori. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Kieser, D. C., Zwei akademische Reden. Über das
Verhältniß der Philosophie der Natur zur Religion, und: Über
die Emancipation des Verbrechers im Kerker. Jena, Gröber.
Gr. 8. 10 Rgr.

Kieser, K., Die Augsbürgische Confession aus Original-
ausgaben und ihre Widerlegung, aus dem echten Manuscript
gezogen, ins Deutsche übersetzt und mit einer Darstellung der
Hauptbegebenheiten und Verhandlungen versehen, die sich vor
und während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530
ereigneten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kobbe, J. v., Jocosus Bremanus der neue Komiker der
Bremer Pöftriken-Gesellschaft. Oldenburg, Schulze. Gr. 8.
3 1/2 Rgr.

Köppen, A., Die Kirchenordnung und Disciplin der
alten Pöftrischen Bröderkirche in Böhmen, Mähren und Po-
len, ein ehrwürdiges beherzigenswerthes Denkmal evangelischer
Reformation vor Luther, unserer evangelischen Kirche verdeutscht
überreicht. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Rgr.

Lothmann, W., Antwortschreiben auf Joh. Ronge's
Wort an die Römlinge in Deutschland zum Neujahr 1843.
Magen, Hensen und Comp. 8. 1 1/2 Rgr.

Der Lügengeist der heutigen katholischen Journalistik, oder

der „Mainzer Katholik“ in seiner wahren Gestalt enthält von einem Katholiken. Siegen, Friedrich. 8. 5 Rgr.

Müller, J. F., Die Sorge um Erhaltung der reinen Lehre und die Innersicht auf das ewige Reich Christi. Zwei Predigten am Reformationstage und bei Eröffnung des neuen Kirchenjahres 1844. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 5 Rgr.

Müller, J. R., Die wichtigste Zeitfrage: wer hat den Sohn Gottes? Aus der heiligen Schrift und durch christliche Geschichten beantwortet. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Müller, L., Die sogenannten Lichtfreunde und die christlich-protestantischen Volksschullehrer Deutschlands. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Pastor König zu Ansbach. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Neufos, W., Bilder und Skizzen aus dem Kriegs- und Soldatenleben. Euhl, Manitus. 8. 5 Rgr.

— Deutsche Sagen. Dem Volke erzählt. 1stes Bändchen. Euhl, Manitus. 8. 4 Rgr.

Pinoff, F., Der Judenkampf. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 8 Rgr.

Piper, G. D., Die Lebensfrage der Religion, oder vom jetzigen Glauben, der Religionslehre, und von zeitgemäßen Hülfsmitteln. Eine psychologische Erörterung. Duedlinburg, Ernst. Kl. 8. 5 Rgr.

Pischon, Rückblicke auf beabsichtigte Einführung einer Presbyterial- und Synodal-Versaffung im Preussischen Staate. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 10 Rgr.

Pistorius, H. A., Richtige Erklärung der Bibelstellen, welche in unserer Zeit besonders von den sogenannten Rationalisten gemißbraucht werden. Für Jedermann verständlich gefaßt. 1stes Heft. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Resultat des Emser Congresses, von den vier deutschen Bischöfen unterzeichnet, sammt genehmigender Antwort Sr. Kaiserl. Majestät Joseph II. in echten Actenstücken. Darmstadt, Leske. 12. 3 Rgr.

Röhr, J. F., Dringende Hinweisung auf die den heiligen Namen Jesu missbrauchenden Pharisäer der christlichen Kirche. Predigt. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 5 Rgr.

Ronge, J., An die katholischen Lehrer. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

Ronge's (Johannes) Leben nebst den durch seine Degradation und Excommunication veranlaßten Aufträgen: „Rom und das Breslauer Domcapitel“ und „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Arier“. Jena, Ruden. Gr. 16. 3 Rgr.

Runde, Gemeines Recht für Deutschland. Eine Vorlesung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Rgr.

Die Schattenseiten der Mission und der Bibelverbreitung. Von einem Freunde Gottes und der Wahrheit. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. Kl. 8. 11 1/2 Rgr.

Schettler, F., „Ich kann's nicht glauben“, oder Beleuchtung der ersten theologischen Zeitfragen: I. Was dünkt euch um die Vernunft? II. Was dünkt euch um die Wunder der evangelischen Geschichte? Ein zeitgemäßer Beitrag zur Würdigung des rechten theologischen Standpunktes. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 4 Rgr.

Sittig, C. S. F., Über protestantisch-kirchliche Entschiedenheit überhaupt und in besonderer Beziehung auf den Grundton der geistlichen Lieder. Nürnberg, F. Campe. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Southey, R., Geschichte Oliver Cromwell's. Leipzig, Schäfer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Stahl, F. L., Die Philosophie des Rechts. 2ter Band: Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. 1ste Abtheilung: enthaltend die allgemeinen Lehren und das Privatrecht. 2te Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr.

Strachwitz, L. G. F. Freis. v., Nicht der heilige Rock zu Arier, sondern nur der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Offenes Sendschreiben an diesen. 2te Auflage. Breslau, Uderholz. 8. 2 Rgr.

Strzybny, C., Die Kapläne der Breslauer Diöcese und ihr ehemaliger Amtsgenosse. Ein Wort zur nähern Verständigung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 Rgr.

Sudow, C., Hobegetische Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium auf Universitäten. Halle, Schwetfche und Sohn. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Über den offenen und herzlichen Haß des Hrn. Prof. Bischof in Tübingen, aus dem Standpunkte des wissenschaftlichen Universitätslebens. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

Über die Stellung des Priesters zur Gemeinde. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Der Verein zur Hebung der arbeitenden Classen und die Volksstimmen über ihn. Von einem Handwerker. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Herr Fr. Th. Bischof und die christliche Kirche. Eine Stimme aus der Gemeinde. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Bogel, C. F., Die älteste christliche Kirche und ihre wahren Bekenner. Ein Blick auf Joh. Ronge und die Gemeinde zu Schneidemühl. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 12 Rgr.

„Vorwärts!“ An die protestantischen Geistlichen Deutschlands. Von einem ihrer Amtsgenossen im Königreich Sachsen. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 4 Rgr.

Wagner, F. L. W., Lehren des Papstes und Lehren der Bibel. Allen Freunden der Wahrheit zur Vergleichung vorgelegt. Als Anhang: Ein Glaubensbekenntniß, welches solche Ungarn, die zur römisch-katholischen Kirche übertraten, beschwören mußten. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 4 Rgr.

Wehl, F., Der Teufel in Berlin. Dramatische Scenen. 1stes Heft. Hamburg, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 10 Rgr.

Weiske, J., Der Bergbau und das Bergregal. Eine Entgegnung auf die Schrift: „Über den Ursprung des Bergregals in Deutschland, von C. J. B. Karsten“. Cisleben, Reichardt. 8. 12 Rgr.

Die Provinz Westphalen und der Oberpräsident Freiherr von Vinde. Eine Skizze. Bielefeld, Bagel. 8. 7 1/2 Rgr.

Wislicenus, A., Beitrag zur Beantwortung der Frage: ob Schrift? ob Geist? Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Wislicenus, G. A., Ob Schrift? ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Rgr.

Wohlfahrt, J. F. A., Das katholische Deutschland frei von Rom! Oder: was ist nach den neuesten Ereignissen zu hoffen für ein einiges christliches Deutschland? Weimar, Voigt. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

Beiblätter für evangelische Wahrheit. 1stes Heft. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Rgr.

Deutscher Zeitungs-Katalog. Verzeichniß der in deutscher Sprache erscheinenden periodischen Schriften, mit Einschluss der politischen Zeitungen, der Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter. 3te durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Simmermann, R., Die hohe Bedeutung der Namen unserer Kirche. Zwei Reformationspredigten am 3. und 10. November 1844. Und: warum preisen wir unsern Luther selig? Predigt am Todestage Luther's. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Zum Frieden der Confessionen. Ein unparteiisches Vermittlungswort in den religiösen Conflicten der Gegenwart von B. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Zur Orientirung in dem Streit gegen die Absoluten. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Suruf eines evangelisch-lutherischen Christen an die Deutsch-Katholischen zu gegenseitiger Verständigung. Leipzig, Dörfling. 8. 2 Rgr.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip, mit besonderer Beziehung auf Maurenbrecher, Stahl und Matthäi. Von F. W. Carové. Siegen, Friedrich. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es ist in der neuern Zeit so viel vom christlichen und germanischen, oder noch lieber vom christlich-germanischen Staate die Rede gewesen, diese Schlagwörter der modernen Weltansicht haben so manchen unklaren Kopf, der noch zu erleuchten gewesen wäre, gegen alles Licht verschlossen und sind endlich so oft in obsequiöser Weise nachgesprochen, daß es gut ist, sie etwas näher ins Auge zu fassen. Der Verf. hat dieses in dem oben bezeichneten Buche gethan, welches eine Kritik der Grundansichten Stahl's, Matthäi's und Maurenbrecher's enthält. Da es hier nicht darauf ankommen kann, eine Kritik zu kritisiren, so wollen wir nur im Allgemeinen unsere Anerkennung der Leistung des Verf., in welchem wir nach der Vorrede auch den Verf. der „Genesis der Sultirevolution“ vor uns haben, aussprechen und versuchen, unsererseits einen geringen Beitrag zum Verständniß der angeregten Fragen zu liefern.

1) Das christliche Staatsprincip.

Die Politik hat das eigene Schicksal gehabt, daß ihre Ideen und Lehrsätze nicht wie die der übrigen Wissenschaften allein durch die Macht des Lichts und der Wahrheit an den Tag gekommen sind, sondern daß man sie auch erfunden hat, um einem bestimmten Bedürfnisse zu genügen. Dieses bloß Erfundene haben wir von dem historisch Berechtigten wohl zu trennen, und sonach zwei Arten der politischen Ideen, die gemachten und erfundenen und die wahrhaft historisch berechtigten, zu unterscheiden. Gegen jene ist Polemik heilsam und verdienstlich, gegen diese wäre es Thorheit, polemisiren zu wollen. Das nicht Gemachte, das einmal historische muß schlechweg acceptirt werden.

Der christliche Staat erscheint zunächst in dem mittelalterlichen Regimente des Papstes und Kaisers. Hier ist er ein echtes Product der Geschichte und keine bloß erfundene und den Leuten eingeredete Idee. Es existirt eine doppelte Herrschaft über die Welt, eine geistliche und eine weltliche. Jene ist die höhere; die weltliche ist

nur ein Theil der großen Pyramide, deren Spitze der Papst ausmacht. Zwei Schwerter ließ Gott im Erdreiche, sagt der Sachsenspiegel, zu beschirmen die Christenheit. Dem Papste ist verliehen das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch verliehen zu reiten zu beschiedener Zeit auf einem weißen Pferde, und der Kaiser soll ihm den Stegreif halten. Das ist die Bezeichnung: was dem Papste widerstehe, das er nicht mit geistlichem Gerichte zwingen mag, daß es der Kaiser mit weltlichem Gerichte zwingen, dem Papste gehorsam zu sein; so soll auch seine geistliche Gewalt helfen dem weltlichen Gerichte u. s. w. Es ist also nicht von Staat und Kirche, sondern von zwei zu einer Organisation verbundenen Gewalten die Rede. Dieser Bund konnte aber auf die Dauer nicht bestehen, denn die Kirche, wesentlich auf das Jenseits und das Seelenheil verwiesen, zog gleichwol das Diesseits mit in ihren Bereich, und hier war alsdann keine Grenze mehr zu finden. Ist der Papst auch ein weltlicher Herr, so muß am Ende der Kirchenstaat der einzige sein, in welchem die Christenheit lebt, und was sich mehr oder weniger von diesem großen Reize losgerissen und abgesondert hat, wird noch immer als von Rechtswegen dazu gehörig und als abtrünnig betrachtet. In diesem Systeme wird — ebenso wie im modernen centralisirten Staate — viel und genau administriert. Man muß eine Hierarchie, für diese etwas zu thun und in diesem Etwas auch ein Medium haben, durch welches die Administrierten an das Centrum gefesselt werden. Das Regieren ohne Bedürfnis der Regierten ist gerade hier zutreffend. Daher die erstaunliche Menge von Gegenständen der kirchlichen Administration und die umfassende Legislation der Kirche, die immer weiter in das eigentliche staatliche Gebiet hineingeht, sodaß am Ende ein universeller Kirchenstaat als das Ziel erscheint. Die Reformation hat diesem Verhältnisse ein Ende gemacht und damit ist die welthistorische Rolle des christlichen Staats beendet. Sein Rest ist der Kirchenstaat in sensu stricto, der aber selbst schon so sehr vom eigentlich staatlichen Momente durchdrungen ist, daß sein eigenthümlich christliches Element sich darauf beschränkt, daß sein weltliches Oberhaupt zugleich das Oberhaupt einer Religionspartei ist.

Was seitdem vom christlichen Staate — nicht bloß

im Sinne eines solchen, in welchem das Christenthum anerkannt wird, sondern eines solchen, dessen Politik und Verfassung auf religiösen Grundlagen beruhen soll — vorgekommen ist, steht uns noch so nahe, daß seine Bedeutung nicht auf gleiche Weise klar, und noch von der Kritik zu bestimmen ist, ob es in die eine oder andere der oben bezeichneten beiden Classen politischer Ideen gehöre. Nachdem die mittelalterliche Herrschaft der Kirche und des Lehnwesens gebrochen und die Souverainetät der Fürsten begründet war, befand sich diese in einer eigenen Lage. Sie war nur durch Vernichtung des Feudalismus und des Patrimonialregiments sowie der weltlichen Größe der Kirche entstanden und hatte die jetzt so oft postulierte Scheu vor allem historisch Gewordenen keineswegs bewiesen. Der frühere Zustand hatte wesentlich auf der Autorität beruht und das Mittelalter war bis auf einige Wenige,

Die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
und die man zu kreuzigen und zu verbannen nicht verfehlt hatte, durchaus blindgläubig gewesen. Das classische Alterthum galt als letzte Norm in der Kunst und Wissenschaft, das Corpus juris im Recht, und in der Religion die Offenbarung und der infallible Papst. Dieser Glaube war aber, als die Souverainetät entstand, wankend geworden, und diese, obgleich auf den Trümmern der Feudal- und Kirchenherrschaft gegründet, befand sich daher in der Lage, Feudalismus und Kirche wol als schlimme aber jetzt besiegte Feinde, zugleich jedoch die Kritiklosigkeit der Feudal- und Kirchenzeit als etwas Büßenswerthes betrachten zu müssen. Daher auf der einen Seite wol politische Annullirung des Grundabels und des Klerus, sodaß von einem christlichen Staate im frühern Sinne nicht weiter die Rede war, zugleich aber auch auf der andern Seite eine Hinnegung und Vorliebe nicht sowol für Klerus und Grundadel selbst, als für den Einfluß auf das Volk, den man ihrer Herrschaft zuschreiben berechtigt war. Die Christlichkeit des Staats zeigte sich dabei in einer factischen Begünstigung des Klerus, sodaß dieser, wenn auch nicht von Rechtswegen, doch thatsächlich Macht, Ehre und Schätze gewann, und außerdem in den Theorien vom göttlichen Rechte der Könige. Die Lehre vom göttlichen Rechte sieht die Staaten als göttliche Einrichtungen und die Könige als unmittelbar von Gott eingesetzt an. Bosquet sagt: „Il faut garder les rois comme des choses sacrées, et qui néglige de les garder est digne de mort. Aussi Dieu a-t-il mis dans les princes quelque chose de divin. Le trône n'est pas le trône d'un homme, mais le trône de Dieu.“ Pascal drückt die Idee des göttlichen Rechts so aus: „Dans un état, où la puissance royale est établie, on ne pourrait violer le respect qu'on lui doit sans une espèce de sacrilège, parceque la puissance que Dieu y a attachée, étant non-seulement une image, mais une participation de la puissance de Dieu, on ne pourrait s'y opposer sans résister manifestement à l'ordre de Dieu.“ Es hält

jetzt schwer, sich von diesem göttlichen Rechte eine Idee zu machen; es wird heute nicht sowol für falsch gehalten, als daß uns sein Begriff fremd ist und fern liegt. Früher glaubte man wirklich, daß Gott die Dynastien besonders ausersehen, und durch seine unmittelbare Anordnung gerade diese Könige den Völkern gegeben habe. Heute leugnet man dieses Wirken göttlicher Vorsehung freilich nicht, findet aber, daß im Grunde nicht viel damit gesagt ist, weil Gott alle irdischen Angelegenheiten leitet und man gar nicht einseht, wie und weshalb ein noch specielleres Leiten gerade dieser einen Angelegenheit vorkommen sollte.

War nun nach der Lehre vom göttlichen Rechte die Monarchie eine unmittelbare Einrichtung Gottes, so war doch genau genommen ihre Christlichkeit noch nicht klar. Zunächst fehlte nämlich die der weltlichen Macht als Lehnsherrschaft vorgesetzte Macht des Kirchenoberhauptes. Man konnte daher aus der an sich sehr mageren Idee vom göttlichen Rechte nur die allgemeine Consequenz ziehen, daß das weltliche Regiment Gottes Vorschriften gemäß geführt und also eingerichtet werden müsse, daß es zur wirklichen Verherrlichung Gottes dienen könne. Der Cardinal Richelieu lehrt in seinem politischen Traktate: „Le règne de Dieu est le principe du gouvernement des états: et en effet c'est une chose si absolument nécessaire, que sans ce fondement il n'y a point de prince qui puisse bien régner, ni d'état qui puisse être heureux.“ In dem Folgenden versteht dann Richelieu unter der Gründung des irdischen Reichs auf das göttliche weiter nichts, als daß der Fürst vernünftig regiere und vor allen Dingen durch einen geregelten und züchtigen Lebenswandel ein gutes Beispiel gebe. Nun ist aber nach der Lehre vom göttlichen Rechte der Fürst Niemandem von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig als Gott, der zuweilen, um böse Fürsten zu strafen, Dynastien und Reiche zu Grunde gehen läßt. Hienieden ist sein Wille sein einziges Gesetz. Man weiß, wozu dieses bon plaisir als letztes Moment der Entscheidung geführt hat. Die Christlichkeit des vermöge göttlichen Rechts regierten Staats scheiterte an dieser Klippe so vollständig und schlug so schnell in die äußerste Weltlichkeit und lascivste Willkür um, daß die alsbald folgenden Perioden des Voltairianismus, der Aufklärung und des rationalistischen Naturrechts kaum eine Veranlassung fanden, gegen das göttliche Recht zu reagieren. Es war also lange Zeit von Einrichtung der Staaten nach religiösen Vorschriften nicht weiter die Rede. Der erste Versuch, diesen Vorschriften in der Politik wieder eine Geltung zu verschaffen, liegt dann in der Errichtung des heiligen Bundes, der, neben der Anerkennung, daß bisher falsche und verwerfliche Principien die Oberhand behauptet, den Grundfals anspricht, daß fortan unter den christlichen Völkern, sowol bei der innern Staatsverwaltung als bei der Ordnung der internationalen Angelegenheiten, die Gebote des Christenthums, der christlichen Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens anwendbar sein sollten. Natürlich war indeß auch hiermit nur

eine allgemeine Anerkennung des ewig Wahren und Rechten ausgesprochen. Die Anwendung im einzelnen Falle blieb dem Gewissen und der besondern Beurtheilung überlassen. Dieses reine Verfallen an die besondere Beurtheilung hat immer das Mißliche, daß diese letztere vor den Augen vieler als durch Interessen getrübt angesehen zu werden pflegt. Ob solche Interessen aber mit dem Christenthume zusammenhängen oder wol gar dadurch geboten sind, ist nicht leicht zu beurtheilen, und so darf man sich denn über die Verschiedenartigkeit der Meinungen, welche rücksichtlich der christlichen Behandlung internationaler Verhältnisse laut geworden sind, nicht im mindesten wundern. Was aber die Behandlung der innern Verhältnisse betrifft, so versteht sich die Anforderung, daß die Staatskliente dabei Gott vor Augen und im Herzen haben sollen, so sehr von selbst, es läßt sich so wenig davon weg oder dazu thun, daß das Christliche hier mit dem allgemein Vernünftigen zusammenfällt, und ein jeder Staat, in welchem man jene Anforderung nicht anerkennen wollte, geradezu in Barbarei und Noth versinken müßte. In neuerer Zeit hat man indes noch mehr als Dieses erreichen wollen. Der Staat, in welchem man sich zum Christenthume bekennt und dessen Lehren befolgt, ist noch nicht „der christliche Staat“ im modernen Sinne; zu diesem gehört vielmehr, daß das Christenthum und die Lehre der Offenbarung geradezu die positive und geschichtliche Basis der Menschheit und des einzelnen Staats ausmachen, daß sie nicht bloß den Staat, sondern alle Sphären der Gesellschaft durchdringen und dem ganzen Leben, auch da, wo es mit der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung steht, eine bestimmte religiöse Färbung geben. Da das einfache Religiös- und Christlichsein eine so wenig geleugnete Anforderung ist, daß man gar nicht von Christlichkeit spricht, wo es nicht auf das Charakteristische des Christenthums ankommt, so denkt man (obgleich im Grunde in einem christlichen Volke Alles christlich ist) sogleich an eine Übertreibung, sobald vom christlichen Staate, christlicher Aesthetik und Vergleichen die Rede ist. Wenn im folgenden Jahrhunderte vielleicht eine freimüthige Geschichte des gegenwärtigen geschrieben wird, etwa wie Schloffer die des vorigen geschrieben hat, so wird darin diese Christlichkeit eine interessante Episode bilden. Wir wollen eine solche Beschreibung des christlichen Staats hier nicht versuchen, sondern bloß den Gesichtspunkt hervorheben, aus welchem sich die ganze Übertreibung als eine solche erkennen läßt. In dem mittelalterlichen, christlich-germanischen Staate war die Herrschaft zwischen Staat und Kirche streitig; eins von Beidem hielt man aber für die letzte und höchste Sphäre. Theilweise absorbirte die Kirche den Staat, dann aber trat der Staat nach Ausbildung der Fürstensouverainität so entschieden in den Vordergrund, daß von einem eigentlichen Regimente der Kirche nicht mehr die Rede sein konnte. Dabei war die Stellung der Kirche eine unklare. Man stritt, und streitet theilweise noch, ob sie im Staate, über dem Staate oder unter dem Staate

stehen solle. Eine Stellung über dem Staate räumt man der Kirche nirgend ein; stellt man sie aber in den Staat oder unter den Staat, so macht man sie zu einer Staatsanstalt, und dieses geschieht am allerauffallendsten gerade da, wo man einen christlichen Staat in jenem prägnanten Sinne haben will. Hier gibt man der Kirche keine hohe, sondern eine äußerst niedrige Stellung: man macht sie zu einer Anstalt, welche für Zwecke des Staats auf die Gemüther einen gewissen Einfluß haben soll.

Das Falsche liegt darin, daß Staat oder Kirche als die letzte und einzige Sphäre menschlichen Zusammenwirkens betrachtet und mit der Gesellschaft selbst verwechselt werden. Es gibt vielmehr verschiedene Sphären der Thätigkeit, in welchen sich die menschlichen Anlagen ihrer Bestimmung gemäß entwickeln, welchen allen eine gleiche Selbständigkeit gebührt, und von welchen keine zu einer bloßen Anstalt für die andere erniedrigt werden darf. Man kann hier nach der leiblichen und geistigen Seite der Menschheit Ackerbau, Industrie, Handel, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft als selbständige Sphären unterscheiden, denen die Sphäre des Rechts, in welcher ihnen allen die äußern, von menschlicher Freiheit abhängigen Bedingungen ihres Gedeihens gewährt werden, zur Seite steht. Eine feste, äußere Organisation haben bis jetzt bloß die Sphäre des Rechts und der Religion im Staate und in der Kirche erlangt, nichtsdestoweniger ist aber die innere Selbständigkeit der übrigen nicht zu verkennen. Die einzelnen Sphären sind dabei nicht exclusiv, sondern außer seinem bestimmten Berufe, der einer einzelnen Sphäre entspricht, und dessen Übung vor der Polypragmosyne bewahrt, hat jeder Einzelne an allen Sphären auf mehr oder weniger mittelbare Weise Theil. Die Mission der Rechtssphäre oder des Staats ist dann die, ihnen allen die äußern Bedingungen ihres Gedeihens zu gewähren, und die Selbständigkeit aller sowie ihr Gleichgewicht untereinander und mit dem Staate selbst aufrecht zu erhalten. Eine Reihe der auffallendsten Verkehrttheiten entspringt gerade aus dem Verkennen dieses einfachen Zusammenhangs. Man faßt immer nur eine Seite, nur eine bestimmte Gefahr ins Auge, und vergift darüber oft ein weit ärgeres Mißverhältniß, eben weil man nur die einzelne Thatsache, nicht aber das Princip im Auge hat. Man sieht z. B. jetzt in Frankreich sehr wohl ein, daß es ein Mißverhältniß ist, wenn die Wissenschaft dem Staate feindlich, und Journalistik und Straßenemeute eine Macht wird, die den Staat übermeißelt; man sieht ein, daß die Kirche nicht im Sinne der Bischöfe von Chalons und Lyon Wissenschaft und Unterricht zum Instrumente für die Kirche herabsetzen dürfe. Dagegen sieht man nicht ein, daß es ein ebenso großes Mißverhältniß ist, wenn die Industriellen durch den ihnen gegebenen exclusiven politischen Einfluß den Staat ganz auf gleiche Weise zum Mittel und zur Anstalt für Zwecke der Industrie gebrauchen können, als dieses in England von der Grundaristokratie zum Vortheile des

Grundbesitzes geschieht. Wenn im letztern Falle der Zustand wegen des Interesses dieser politisch bevorrechteten Classen stabil ist, so ist das kein Vorzug, weil das Schlimme und Falsche nicht stabil gemacht werden sollte. Daß aber in allen genannten Fällen das Mißverhältniß gleich groß ist, erhebt sofort, wenn man erwägt, daß, sobald eine Sphäre die andere zum Mittel benutzt, dieser Übergriff nie zum wahren Gedeihen jener Sphäre selbst, sondern nur für ein Privatinteresse geschieht. Die oppositionellen Tagesschriftsteller schreiben weniger im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit als in ihrem eigenen; die Bischöfe, welche die Jugend gläubig und eifrig erhalten wollen, wollen nicht das Interesse der Religion, sondern das der Geistlichen, und in den zuletzt genannten Beispielen liegt der Eigennuß der Einzelnen noch weit klarer zu Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Der chileische Nationaltanz Samacucra.
Die erste große wissenschaftliche Expedition, wodurch die nordamerikanischen Freistaaten in die Fußstapfen anderer seefahrenden Nationen getreten sind, welche Pflicht, Ehre und Nutzen darin suchen, zu Ruhm und Frommen der Wissenschaft mit großen Kosten allein zu solchem Zwecke bestimmte Aussendungen auszurüsten, ist vollendet und das Ergebniß derselben liegt in dem ausführlichen Berichte vor, welcher vor kurzem unter dem Titel: „Narrative of the United States exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842“, von E. Wilkes, Befehlshaber der Expedition, erschienen ist. Das dem Befehlshaber dieses wissenschaftlichen Geschwaders beigegebene corps scientifique bestand aus dem Sprachforscher Hale (der unter Anderm sich besonders die Erforschung der Sprache der Fescheräts und Patagonier, sowie der in Brasilien so zahlreichen Sklaven aus dem Innern Afrikas angelegen sein ließ), dem muskeltkundigen Couthouy, dem Gesteinkenner Dana, dem Pflanzenforscher Rich, den Zeichnern Drayton und Agate und dem Gärtner Brackenridge. Der Bericht ist reich an wissenschaftlichen Ergebnissen in allen diesen Fächern, nicht minder reichhaltig an anziehenden Schilderungen und Beschreibungen von Ländern und Völkern, wovon beispielsweise zu erwähnen sind das Zusammentreffen der Expedition mit den Fescheräts im Feuerlande und die Beschreibung dieses Volksstammes, die Angaben über die Sklaven in Brasilien, das Umschiffen des Cap Horn, der Ausflug in die Corbilleren, der Besuch der berühmten Ruinen von Pachacamac etc. Wir theilen aus dem Werke die Beschreibung des unter dem Namen Samacucra bekannten Nationaltanzes der Chileesen mit: „Dieser Tanz wird gewöhnlich auf dem Chingano, einer Art Amphitheater, aufgeführt, das mit Räumlichkeiten umgeben ist, wo Erfrischungen, geistige Getränke einbezogen, verkauft werden, und die gewöhnlich voll von Personen beider Geschlechter sind. Der Tanz wird unter einem offenen Schuppen auf einer Art Bühne aufgeführt. Die Musik ist eine Mischung spanischer und indianischer Tonweisen und wird nur von Frauenzimmern auf einer altemobischen langen und schmalen Harfe, deren eines Ende im Schooße der Spielenden, das andere zehn Fuß von ihr auf der Bühne ruht, aufgeführt. Ein anderes weibliches Wesen schlägt lustig den Takt auf dem Resonanzboden des Instruments. Ihr zur Rechten erblickt man ein drittes Mädchen, welches die gewöhnlichen Accorde aus einer mit Drahtsaiten bezogenen Guitarre greift und bei jeder Bewegung der rechten Hand über alle vollen Saiten fährt, indem sie die Accorde wechseln läßt. Dazu singen sie mit größter Kraftanstrengung ein Volkslied, gewöhnlich ein Liebeslied; eine

davon singt die Altstimme; das Ganze aber ist ein seltsames Tongewirr. Der Tanz wird von einem jungen Manne und einem Mädchen aufgeführt; der erste trägt ein prächtiges mit Goldfransen besetztes Scharlachwamms, weiße weite Hosen, rothe Schärpe und gleichfarbige Tanschuhe und ein kleines rothes Mützchen, während die Tracht seiner Tänzerin in einem grell gefärbten, sehr kurzen und keisgestärkten Muslinröschchen, dem ein paar breite Hüften nicht wenig zu statten kommen, besteht, worüber ein prächtiger bunter französischer Shawl geworfen ist; dieser und schöngewirkte seidene Strümpfe vollenden den Anzug der Tänzerin. Die letztern sind überdies das wahre Kennzeichen der Chileerinnen aller Classen, auch nehmen sie sich keine Mühe sie zu verdecken. Nicht selten sieht man die übertriebene Pracht seidener Strümpfe bei den Waschweibern an ihren Bannen, wenn sie mit den Händen im Seifenwasser herumfahren. Die Tracht steht im Allgemeinen nett und die Natur wird weder durch enge Schnürbrüste noch durch das Tragen von Niebern verrenkt, keine Kopfbedeckung ist in Gebrauch, das Haar fällt, von der Stirn bis zum Nacken gleich geschüttelt, in zwei langen Flechten von den Schultern bis zur Mitte des Leibes nieder. Der Tanz ähnelt gewissermaßen dem Fandango, das Paar beginnt damit, sich einander gegenüberzustellen und das Schnupftuch über den Kopf des Andern zu schwenken, dann nähern sie sich, ziehen sich langsam wieder zurück, bis sie plötzlich schnell aneinander vorbeischießen, indem sie einander unter den Armen, ohne sich zu berühren, mit großer Gewandtheit durchlassen und dabei mit Castagnetten den Takt schlagen. Ihre Bewegungen sind äußerst anmuthig und dabei doch sehr verlicbt; die Gebehrden sind nicht allein für Eingeborene, die diesen Tänzen beizubohnen, sondern auch für Fremde leicht verständlich. Über ihre sittlichen Zwecke läßt sich nicht viel sagen.“

Frühere englische Geschichtschreiber.

Für Geschichtsforscher liefert das jüngst erschienene „A manual of british historians, to A. D. 1600; containing a chronological account of the early chroniclers and monkish writers, their printed works and unpublished manuscripts“ kurze und bündige Nachrichten über alle englische Chronisten und Geschichtschreiber von Gildas an bis auf Leslie. Alle ihre Werke werden darin namentlich aufgezählt; Nachweisungen gegeben, in welchen Ausgaben, Sammelchriften und Büchersammlungen sie zu finden und welche Handschriften davon vorhanden sind; beigelegt ist noch eine chronologische Tafel, worauf die Jahre verzeichnet sind, mit denen die einzelnen Geschichtswerke schließen. Der Verf. dieses Compendiums, Macray, hat durch die Herausgabe seiner Schrift wirklich, wie er äußert, einem fühlbaren Bedürfniß in der bibliographischen Literatur abgeholfen.

12.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,
oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band. Gr. 8. Jeder Band (in vier Heften) 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung erscheint regelmässig und ersetzt dem praktischen Arzte eine grosse Anzahl medicinischer Werke, indem sie ihm zugleich ein mühevolleres Zusammentragen des hier Gesammelten erspart.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 107.

17. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Ein ähnliches Misverhältniß ist die Christlichkeit des Staats in dem oben bezeichneten Sinne. Hier stellt der Staat die Kirche nicht über sich, sondern greift in ihren Wirkungskreis ein und maßt sich ihre Functionen an. Religion und Moral sollen freilich das ganze Leben der Menschen leiten und durchdringen. Allein das genügt nicht: die Aufklärung, der Rationalismus, und die Skepsis, die alle traditionellen Größen so leicht verrichten, erfordern ein Gegengewicht, und dieses besteht in der Gläubigkeit. Früher waren in der Kirche Gläubigkeit und Vernunft als Katholicismus und Protestantismus einander gegenüber getreten. Jetzt steht im Protestantismus selbst die Gläubigkeit dem Rationalismus wieder gegenüber und diese hat alles Zweifeln, Prüfen und Kritisiren als Heterodoxie auszuschließen und sich an das Positive und Gegebene zu halten. „Un homme de bien“, heißt es im Rabelais, „croit tout ce qu'on lui dit et ce qu'il trouve par écrit.“ In den öffentlichen Verhältnissen daher das göttliche Recht, welches weiter kein Raisonnement über die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des Bestehenden zuläßt. Nach dem göttlichen Rechte ist aber Alles göttliche Einrichtung und in den kleinsten Dingen wird ganz unmittelbar Gottes Finger erkannt. Je mehr man Alles auf Religion bezieht, alle Handlungen religiös färbt, desto gläubiger und christlicher ist man. In Wahrheit leitet uns nun freilich die Religion in allen Lebensverhältnissen, aber nicht jede Handlung, nicht jede Einrichtung ist darum auch eine religiöse. Die Religion hat allein in der Kirche eine äußere Organisation und hier kommen im Cultus bestimmte religiöse Handlungen vor. Der christliche Staat bringt aber eine jede Einrichtung und zunächst die Staatseinrichtungen in religiöse Beziehung, und stellt damit für die Religion äußere Organisationen hin, die eigentlich einen solchen Sinn nicht haben und nur insofern für Christlich gelten können, als die Menschen im Staate Christen sind. So wird versucht, Recht und Politik nach religiösen Lehren einzurichten und Alles mit Religion und Christenthum zu durchdringen. Da aber nicht alle Einrichtungen und Handlungen religiöse

sind, so entstehen daraus Missbildungen, und das ganze Leben wird mit einer widerwärtigen Erbsauligkeit erfüllt. Zunächst enthält nur eine streng theoretische Religion wie die des Alten Testaments eigentliche Zwangsvorschriften. Das Christenthum wendet sich an das Gemüth und gibt Rathschläge. Es bedarf weiter keiner Erörterung, was dabei herauskommt, wenn man diese zur Basis positiver Gesetze macht. Die Religion der Freiheit wird damit in die des Zwanges, in eine Zuchttrühe verkehrt, die Gott den Menschen zur Strafe gegeben hat. Dann lehrt sich jene strenge Orthodorie gegen das eigene Princip des Protestantismus: die fromme Gläubigkeit einer weichen Seele, die von den Dualen des Zweifels, von der harten Arbeit des eigenen Denkens und den Folgen der Erkenntniß unter die Flügel der Autorität flüchtet, und hier in kindlicher Hingebung an das zunächst den Sinnen und dann dem Gemüthe Imponirende in der eigenen Empfindungsherrlichkeit schwelgt, gehört dem Katholicismus und nicht dem ernstern, von Gemüthsbildungen gereinigten Protestantismus an. Diesen Katholicismus, die orthodoxe Strenge und Gläubigkeit will das protestantische Volk entschieden nicht. Wenn man sich entschloße, die Gemeinden selbst zu fragen, wenn man ihnen durch eine dem entsprechenden Verfassung eine Stimme einräumte, so würde man gegen alle hierher gehörigen Reactionen einen entschiedenen Widerspruch vernehmen. Hilft es nun, daß man diesen Widerspruch gar nicht hört? Sollte es wirklich möglich sein, eine religiöse Richtung durch äußere Maßregeln einzuführen, die mit dem Geiste der Zeit entschieden streitet? Wir haben die Reformation erlebt, wir haben die Aufklärungs- und Revolutionsperiode durchgemacht, und alle geistigen Erungenschaften der letzten Jahrhunderte sind in unser innerstes Leben übergegangen. Sollte jetzt ein Rückfall in die Zeit der Reflexionslosigkeit und des Autoritätenglaubens möglich sein? Man beachte nur, mit welchem Mißtrauen Alles, woraus sich auf Reactionstendenzen und orthodoxe Strenge schließen läßt, aufgenommen wird, wie man als letztes Ziel jeder hierher gehörigen Maßregel Verfeinerung und Absolutismus sogleich herausfindet, und wie die Sinne des Volks gegen alle dergleichen Dinge eine man möchte sagen überspannte und krankhafte Empfindlichkeit angenommen haben. Und wenn

nun jetzt, wo so mannichfache Umstände einem offenen Ausprechen der Ansichten im Wege stehen, wenn jetzt Stimmen von Geistlichen und Laien laut werden, die alles Ernstes gegen jene Orthodorie protestiren, so kann man sicher schließen, daß dieselbe von der öffentlichen Meinung verworfen und nur von einzelnen Schwärmern und vielen Heuchlern gehegt und genährt wird. Der letzte Uebelstand der Begünstigung dieser Orthodorie ist dann der, daß die Kritik und Eklektizismus dadurch geweckt wird. Wir haben nach der Nüchternheit des Rationalismus allerdings das Bedürfnis, daß das gemüthliche Element neu belebt werde. Jene Orthodorie und Ungläubigkeit ruft aber die Kritik auf neue hervor und verleitet sie, viel weiter zu gehen als sie sonst gegangen wäre. Zunächst negirt sie nur den Autoritätsglauben und die reflexionslose Blindheit. Sie zeigt, daß das Christenthum wirklich nicht die Religion der Unfreiheit ist. „Ihr seid theuer erkauft“, sagt Paulus (1. Kor., 7, 23), „werdet nicht der Menschen Knechte.“ Dann richtet sich die Kritik auch gegen das wirklich Heilige und Ehrwürdige und sucht dieses zu vertilgen. Endlich aber geht sie über die Grenzen der Wissenschaft hinaus, faßt, da die neue Richtung in den Augen vieler, wie man einmal nicht leugnen kann, nicht freies wissenschaftliches Product, sondern etwas positiv Begünstigtes ist, die Gründe und Motive zu dieser Begünstigung ins Auge, und geräth hier auf ein Gebiet, auf welches wir ihr zu folgen nicht gesonnen sind.

2) Das germanische Staatsprincip.

Mit dem Rückfalle auf den Katholicismus in der Religion hängt der Rückfall auf das Mittelalter in der Politik zusammen. Beiden liegt das Streben nach Gläubigkeit und Reflexionslosigkeit zum Grunde: der religiöse und der politische Glaube an die feste und infallible Autorität müssen nothwendig Hand in Hand gehen. So ist dieser Rückfall im Felde der Politik als Reaction gegen die Aufklärung und Kritik, als Hervortreten des Gemüthlichen gegen das Verständige, des Positiven und Historischen gegen das Abstracte und von der Vernunft Postulirte, endlich der Poesie und des Erträumten gegen die Prosa und gegen die Wirklichkeit zu betrachten. Diese Richtung wurzelt gar nicht ausschließlich in politischen Überzeugungen, sondern ist ein Stück der modernen Weltanschauung überhaupt. Man geht, um den nüchternen Ernst der Gegenwart aus den eigenen Tiefen des deutschen Volks zu erfrischen, in dessen Vergangenheit zurück. Diese Vergangenheit malt man sich dann auf eine der Empfindung wohlthuende Weise aus. Der Bürger ist arbeitfam und wohlhabend, man sieht an ihm eine gewisse Tüchtigkeit und Biederkeit der Gesinnung, die sich mit edler Einfalt und kindlicher Treueherzigkeit paart, und alle diese Eigenschaften treten auch in der äußern Erscheinung hervor. Zufrieden und fleißig ist der Bauer, der seine Grundherrschaft, welcher er zins- und scharverkt, segnet und verehrt. Dichter und Frauen sind gart und sinnig und von moderner Kulturverb-

niß völlig frei. Der Edelmann aber ist stark und edel, ein Schutz dem Volke, eine Stütze dem Fürsten. Dieser erscheint als großer Herr, dem der Vasall den Stegreif hält. Das Alles malt man sich in kleidsamen Costumen, allenfalls vor prächtigen Domen und Kirchen, wo Bürger und Bauer auf der einen Seite vor allen weltlich Höhern in bescheidungsvoller Ehrfurcht sich neigt, auf der andern aber vor dem Priester und dem Heiligenbilde in frommer Andacht Knie und Rücken krümmt. Der ganze Zustand ist eine Ausmalung des geraden Gegentheils von Voltairianismus und Aufklärung.

Zunächst könnten nur Poesie und Malerei sich in diesem Bilde des Mittelalters, wobei indes jetzt nachgerade Maß und Ziel anzurathen wäre, wohl ergehen, wenn die Sache dabei nur ohne weitere praktische Consequenz bliebe. Die Reaction gegen die rationalistische Gegenwart hat indes auch politische Consequenzen, und im Felde der Politik erscheint sie als Vorliebe für das Germanische, Historische, Gläubige und Reflexionslose und Aversion gegen politische Mündigkeit, Aufklärung und die ganze Staatsansicht der modernen Zeit. Wir wollen nicht weiter erörtern, inwiefern es möglich sei, der Gegenwart, die nicht bloß in dem mittelalterlichen Staatswesen, sondern auch in dem vorigen Jahrhundert ihre historische Begründung hat, die hierher gehörigen politischen Ideen wieder einzupflanzen, sondern diese Ideen selbst, das eigentlich germanische Staatsprincip, etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Gestalt, unter welcher nach der Auflösung der altgermanischen Gau- und Gemeindevorfassung das deutsche öffentliche Leben erscheint, ist der Lehnstaat. In diesem ist ein einzelnes Rechtsgeschäft, die Hingabe des dominium utile einer Sache gegen das Versprechen der Treue und gewisser Dienstleistungen, auf seltsame Weise zur Gliederung für die ganze Gesellschaft gemacht, die damit in den Feudalismus wie in eine Form oder einen Rahmen eingezwängt erscheint. Alle Treue, alle Gewalt, ja jede Abstufung in der Gesellschaft beruht auf einer Übereinkunft, die bei der Hingabe einer Sache zur Nutzung geschlossen und in Todesfällen erneuert wird. Man gehorcht nicht, weil es eine höhere, von aller Einwilligung des Einzelnen unabhängige politische Macht gibt, sondern weil und insoweit man privatrechtlich dazu verbunden ist. Der Mangel dieses Systems liegt zunächst darin, daß es keine öffentliche, Alles gleichmäßig umfassende Macht gibt. Jeder Baron ist König in seiner Baronie und schließt die Einwirkung des höhern Herrn in seinem Territorium aus. Die Hinterfassen entbehren daher einer unmittelbaren Verbindung mit der Staatsgewalt. Die gleichen Vasallen sind dagegen gleichberechtigte Herren, die untereinander nicht im Zusammenhange von Rithürgern stehen. Der Landesherr selbst ist aber nur ein großer Herr, der eigene Besizungen haben muß, wenn er etwas gelten will, und die Landeshoheit ist ein Gemisch aus gutherrlichen Rechten über die Hinterfassen auf Privatgütern, lehnsherrlichen Rechten über Vasallen und endlich vom Kaiser zu Lehn getragene

nen Amts- und Regierungsrechten. Man hat mit Recht gesagt, daß es im Feudalsysteme weder Regierung als politische Macht, noch Volk als gleiche Gesamtheit von Unterthanen gibt. Das ganze System war ferner auf das Grundeigenthum gebaut, und Eigenthum an Grund und Boden war nicht, wie nach den später zur Geltung gekommenen Grundsätzen des römischen Rechts, ein reines Privatrecht, sondern enthielt Hoheitsrechte über die darauf Angefessenen, welche vom Herrn regiert und gerichtet werden, ihm zinsen und ihm dienen und seine Unterthanen sind. Das Rittergut ist kein einfacher fundus rusticus im römischen Sinne, sondern ein kleines Territorium.

Augenscheinlich war aber das ganze feudalistische Schema zu eng, und eine allseitigere Entwicklung der Gesellschaft mußte es sprengen. Zunächst blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den Städten auf, mit dem veränderten Kriegswesen verlor der Lehnendienst und damit das ganze Lehnwesen seinen Sinn, das römische Recht veränderte den Begriff des Grundeigenthums, so daß die nach deutschem Rechte darin liegenden eigenthümlichen, in das öffentliche Recht reichenden Befugnisse zu Privatrechten und civilistischen Anomalien wurden, und endlich sprengte der Beginn einer durchgreifenden Regierung und Verwaltung, von welcher bei der vollen Consequenz des Feudalismus gar nicht die Rede sein konnte, das alte viel zu eng gewordene Gebäude.

So folgte auf den Lehnstaat der ständische Staat. Diesen werden wir genauer zu betrachten haben, da das sogenannte germanische Staatsprincip, wo es praktisch werden könnte und nicht auf ein ganz leeres Analogisiren des Modernen und Antiken hinausläuft, eben zu dem alten Ständewesen zurückzugehen trachtet. Im ständischen Staate zeigt sich der Anfang des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk: das feudale Schema ist zersprengt, und die ganze Gesellschaft hat sich nun in den politischen Verband zwischen Regierung und Unterthanen zu fügen. Die ständische Monarchie ist aber erst der Übergang zu einem solchen Verbande. Der Fürst ist in der ständischen Monarchie — wie Jarcke ihn bezeichnet — ein mit Grund und Boden angefessener, mit mannichfachen nutzbaren Rechten begüterter Herr, der sein Fürstenthum und seine Herrlichkeit gerade in derselben Weise besitzt wie jeder Andere sein freies Recht und Eigenthum. So ist sein Recht ein Privatrecht. Eine eigentlich öffentliche Macht, die unbedingt als Inbegriff aller im Staat vorhandenen Macht durchgreifend auf Alle wirkt, hat er nicht. Ihm treten auf dem Gebiete des Privatrechts, in welchem sich das ganze Staatsleben noch bewegt, sogleich ebenso mächtige Privatrechte entgegen, welche er nicht als Landesherr von Staatswegen einschränken kann, sondern mit denen er sich abfinden und Verträge schließen muß. Das Ganze ist also ein Gemisch von Privatrechten, welche sich einigen müssen. Bei dieser Einigung kann, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, jeder Berechtigte ohne Rücksicht auf Staatsraison Ja oder Nein sagen, und wenn einmal Alle

Nein sagen; und wenn der Fürst dann dem Principe untreu zu werden nicht mächtig genug ist, so steht der Staat still. Es leuchtet ein, daß eine kräftige Staatsregierung mit dem Ständewesen sich nicht verträgt, und in der That hat auch die Souverainetät erst durch Vernichtung der ständischen Befugnisse entstehen können. Auf die Zeit der Blüte des Ständewesens folgte daher im 17. und 18. Jahrhundert die Zeit der Souverainetät und unumschränkten Regierung, welche das Princip der ständischen Verfassung nicht mehr anerkannte und die Stände zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsetzte. Was man hin und wieder von der Thätigkeit der Stände noch vernahm, war wenig erfreulich. In der öffentlichen Meinung hatten sie nie einen festen Halt-punkt haben können. Man sah daher ihrer Annullirung ganz ruhig zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Puff.

Ein Ungenannter hat im ersten Heft der „Deutschen Vierteljahrschrift“ von 1845 einen Puff ausgehen lassen gegen den Gedanken an ein deutsches Nationaltheater, nämlich einen Ausspruch des wackeren Schiffsherrn Puff in „Sophiens Reise von Remel nach Sachsen“, in welchem er eine geistreiche Parodie eines solchen Gedankens zu finden glaubt, und fügt das Wort eines Franzosen hinzu, daß ein Volk, welches von einem andern lernen müsse, wie es sich kleiden, das Halstuch binden, den Hut aufsetzen, Messer und Sabel handhaben soll, sich nicht anmaßen dürfe, eine Komödie haben zu wollen, welches unser patriotischer Ungenannter zu seinem Wortum macht mit dem Amendement, statt Komödie Bühne zu setzen. Es müsse sich mit dem Surrogat einer Bühne und wie es scheint mit dem Surrogat einer Literatur überhaupt, bis allenfalls auf die lyrische Dichtung begnügen. Das ist allerdings mehr als herb! Und warum sind wir armen Deutschen denn so elend daran? Weil unser patriotischer Ungenannter an uns die zu einer Rationalität überhaupt erforderliche Einseitigkeit vermißt: eine fixe Idee wie etwa Weltherrschaft, Welthandel, Weltbesitz und Ähnliches, und daher eine gewisse Gleichförmigkeit der Cultur und Gesamtgefühl. Einen nationalen Grundzug gesteht er uns allerdings zu: die Richtung auf die Tiefe der Seele und die Natur, aber nicht auf das Leben, und dieses soll ja plastisch im Drama hervortreten; ergo — sind wir zum Drama nicht geeignet. Doch streitet er uns die geistige Fähigkeit dazu nicht ganz ab und eröffnet uns die trostreiche Aussicht, daß, wenn das gegenwärtige Deutschland zertrümmert sein wird, aus dem Roth des Graus das zarte Pflänzchen der Rationalität und damit auch eines Nationaltheaters entsprossen, aber gewiß nicht, wie der ehrliche Puff selbstamerweise wünsche, von einem Augustus werde gepflegt werden. Wir bescheiden uns, daß wir unsern Fürsten nicht so nahe stehen, um beurtheilen zu können, ob sich denn von ihnen für Deutschland im Geistigen und Politischen gar nichts Gutes erwarten lasse; wir trauen aber dem Rothe, der sich aus dem Schutt Deutschlands bilden soll, nicht viel Humus zu und möchten gar gern das deutsche Volk davor bewahrt wissen, sich im Rothe zu wälzen, und möchten ihm gern erkalten wissen, was es in seiner eigenthümlichen Cultur bereits errungen hat, und möchten dieses so viel als möglich zu einem Gemeingute und wo möglich höher ausgebildet sehen. Der patriotische Ungenannte mag von seinem Gesicht- und Standpunkte aus vollkommen recht haben; allein sein Gesicht- und Standpunkt ist nicht der unsere. Wir nehmen Deutschland wie es ist und noch wol alles Mögliche an dem schwerfälligen Michel ungeachtet im Ganzen ein gutes Weichen bleiben wird, nicht wie es sein sollte (worüber sich viel strecken ließe), und überlassen, wie es

werden soll, dem allwaltenden Schicksal und den Eisenbahnen, und können uns nicht entschließen, die Idee eines deutschen Nationaltheaters unserm enttäuschten Patriot (wie er sich selbst bezeichnet) preiszugeben: nämlich national in dem Sinne, daß es nicht das viele Gute, das ihm deutscher Geist darbietet, gegen das viele Schlechte, das deutsche Gefühl häufig Anwidern der französischen Bühne zurücksetzt und es sich eine Aufgabe sein lasse, das deutsche Publicum mit den Erzeugnissen vaterländischer Dichter bekannt zu machen und bei dieser Kenntniß zu erhalten, damit nicht dem Deutschen seine dramatische Dichtung verloren gehe und somit seine Darstellungskunst, wie dies bereits zum großen Theile der Fall ist. Die Forderung, daß nur Nationales im engeren Sinne, nur heimischer Stoff, socialer oder historischer (welcher letzterer besonders dramatisch bald ausgehen möchte) auf der deutschen Nationalbühne erscheinen solle und also auch nur heimische Sitten und Verhältnisse, die wäre allerdings in mehr als einer Hinsicht einseitig und bornirt. Die englische und französische Bühne haben ihre Stoffe fremden Nationen entnommen und die letztere bekanntlich unmittelbar fremden dramatischen Literaturen, wie der italienischen und spanischen, aber ohne dies wie der ehrliche Deutsche in solchem Falle anzuzeigen, und auf die Weise gestohlen. Sie haben sie aber nicht bloß körperlich, sondern geistig nationalisirt und wir machen ihnen aus dem Diebstahl kein Verbrechen. Unsere Dichter sollen es auch so machen.

Was unsere Zersplitterung und Ungleichheit der Bildung und Anregungsfähigkeit betrifft, wodurch die allgemeine Verständlichkeit und Wirkung beeinträchtigt werden soll, so glauben wir, unser enttäuschter Patriot geht darin zu weit. Die große Masse der Gebildeten in allen Sauen Deutschlands ist im Durchschnitt wol ziemlich gleichartig gebildet und mit den Sitten und Verhältnissen ihrer Lebensstämme nicht so unbekannt und wird durch die Eisenbahnen noch bekannter damit werden. Auch bezeugt die Erfahrung, daß die echtdeutschen Dichtungen, komische wie tragische, welche auf den verschiedenen deutschen Bühnen die Runde gemacht haben und machen, wenn nicht etwa besondere Bearbeitungen des Publicums durch Coterien und Parteien stattfanden, ziemlich gleich sind aufgenommen und verstanden worden, und wir können darin nicht die Nothwendigkeit erkennen, daß das deutsche Theater seine Zuflucht zur französischen Bühne nehmen müsse, um so weniger, da die fremde Eestigung und ihre Verhältnisse ja noch weit mehr die allgemeinere Verständlichkeit beeinträchtigen müssen, mag sich Dieser und Sener noch so heimisch darin fühlen. Wie? Nur in den französischen socialen Verhältnissen sollen wir Deutsche unsern Boden finden und darum gezwungen sein, uns mit einem Surrogat der Bühne zu begnügen? Nicht vielleicht auch mit der französischen Seele als ein Surrogat für die deutsche? Das sind nun der Art Sophismen, mit welchen der deutsche Geist gegenwärtig oft wie hier recht geistreich und gewandt umspinnen wird; allein er zerretzt gewiß solch nichtsnutziges Spinnweb in allen Sphären des Denkens und Fühlens. Wäre etwas daran, so müßten wir ja unsern Dichtern rathen, sich doch ja nicht einfallen zu lassen, deutsche Dramen zu dichten. Wir aber freuen uns im Gegentheil über die Thätigkeit, mag sie auch viel Unhaltbares hervorbringen, die in dieser Sphäre erwacht ist, freuen uns immer, wenn ein neues deutsches Drama auf der Bühne erscheint und das Ausländische zurückdrängt, loben die Directionen deswegen und verzweifeln nicht daran, daß der deutsche Genius wieder das verlorene Rechte finden würde. Unsere Übersetzer- und Bearbeiter-Fabriken mögen aber unserm patriotischen Ungenannten ein Bivat bringen.

Aber auch die Auffassung der Bühne als eine Nationalbildungsanstalt behagt unserm enttäuschten (oder entbeutachten?) Patriot nicht. Er bezeichnet sie als „abgeschmackt“. Wir geben ihm das schielende langbeinige Wortmonstrum willig preis; aber auch den Sinn desselben? Er sagt, keine Bühne bildet ein Volk, sondern das Volk bildet seine Bühne. Sehr

richtig! Das vielgeplünderte deutsche Volk konnte aber seine Bühne nicht aus sich selbst bilden wie das geschlossene griechische (indische, chinesische), vielleicht nicht einmal wie das englische und französische, mit welchen wir übrigens den Entwicklungsgang unserer Bühne ziemlich gemein haben. Nun haben wir aber im Fortschritt der Cultur eine Bühne erhalten, die sich neben den Bühnen anderer Völker anerkannt zu einer achtungswürdigen und beachteten Höhe erhoben hatte, und von dieser verlangen wir, daß sie unsere Cultur bewahre und befördere. Eine Schule soll sie uns nicht sein: diese gibt ein positives Wissen; Bildung aber begreift das allgemeine rein Menschliche und die Befähigung zur Ausübung desselben in den mancherlei Conflicten des Lebens; und daß die Bühne dafür und für die Bekanntschaft mit dem Leben und seinen Conflicten wirken könne und solle, wird ihr wol nicht abgestritten werden können. Sie bloß als eine amüsante Gesellschaftsaufsatzkunst scheint uns sie zu erniedrigen: sie soll, wie die Kunst überhaupt, Erzieherin sein, und die Erziehung zur Menschheit ist auf kein Alter und keinen Stand beschränkt. Die deutsche Bühne soll aber Deutsche vorzüglich für das eigenthümliche deutsche Leben und dessen Conflicte erziehen, nicht vorherrschend für das französische, in welchem der Deutsche nie seine Wurzel finden kann, und darum wünscht er ein Nationaltheater. Ein echtes Nationaltheater darauf begründen wollen, daß es sich nur um Zustände der Gegenwart drehen müsse, das kommt uns wahrhaft abgeschmackt vor, obgleich wir den Lustspielbichter vorzüglich — nur nicht ausschließlich — darauf hinweisen möchten. Die Tendenz-Poesie, die niemals eine allgeltende sein kann, erkennen wir in keinem Gebiete der Dichtkunst für eine echte, sie ist eine Verschrobenheit unserer Zeit, bei welcher viele Talente untergehen.

Wenn wir nun aber auch unserm enttäuschten Patriot in der aller Nebencomplimente ungeachtet doch hier ausgesprochenen Herabwürdigung des deutschen Volks und seiner Bühne unmöglich beistimmen können, so verkennen wir doch keineswegs, daß sein Aufsat viel Scharfsinniges, Baptes und Beherzigungswerthes in einer lebhaften, gefälligen und anregenden Darstellung enthält.

57.

Notizen.

Die französischen Feuilletons.

In einer Gesellschaft, in der auch Béranger anwesend war, verglich Madame Limable Lastu das Feuilleton der französischen politischen Zeitungen mit der Conscriptio der Revolutionzeit, welche die Blüte der französischen Jugend verschlungen habe, wie nach der Meinung jener Dame das Feuilleton die hoffnungsvollsten Talente der schönen Literatur abnuge. Mit dem Unterschiede, bemerkte der berühmte Chansonnier, daß aus der Mitte der Conscriptio große Generale und Marschälle von Frankreich hervorgegangen sind, während das Feuilleton bis jetzt nur die gemeinen Soldaten der Presse gestellt hat.

Ein Orientale über die englische Verfassung.

Wie seltsam sich doch die constitutionellen Formen ausnehmen, wenn sie durch die Brille eines Orientalen betrachtet werden! In einem, bloß für Privatcirculation gedruckten Schriftchen über den Aufenthalt der Enkel des persischen Schah Fatah Ali in England, verfaßt von dem Geheimsecretair und Begleiter der Prinzen, findet man folgende naive Ansicht über das Aufsichtrecht des Unterhauses über die Verwendung der öffentlichen Gelder: „Wenn die gemachten Ausgaben die Bestimmung der Gemeinen finden, so ist Alles gut; ist dies aber nicht der Fall, so kann Jeder, der zehn Lomans Steuer gegeben hat, in dem Hause der Gemeinen aufstehen, den Begier des Schahs bei der Sargel packen und sagen: Kerl, wo hast du mein Geld hingethan?“ Wer weiß, ob ein solches Verfahren nicht das beste Mittel bei dem Verschwinden von Überschüssen wäre.

6.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 108.

18. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Auf die Zeit der unbeschränkten Regierung sollte aber nach der Auflösung des Deutschen Reichs und nach Errichtung des Deutschen Bundes ein verfassungsmäßiger Zustand folgen. Jeder Staat sollte eine landständische Verfassung haben. Da zu gleicher Zeit auch die Souverainetät der Fürsten bundesgesetzlich ausgesprochen wurde, so konnte an eine Restauration des ständischen Principis, mit welchem sich die Souverainetät nicht verträgt, nicht gedacht sein, sondern man konnte nur eine Vertretung des Landes oder Volks der souverainen Regierung gegenüber im Auge gehabt haben.

Anfangs hatte man bei diesen Bundesbestimmungen den Unterschied zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen nicht berücksichtigt. Die Vertretung bezog sich indeß nach allen Verfassungen, mochte man gleich die Zusammenfassung der Versammlung, welche sie ausübte, noch immer nach einem vom Ständewesen hergenommenen Muster einrichten, doch auf die Gesamtheit und Gesamtinteressen, und hiermit waren zunächst manche Mitglieder der frühern Stände unzufrieden. Ihr Interesse dabei lag ziemlich deutlich vor. Früher hatten die einzelnen Stände sich selbst vermöge Vorrechts vor den nicht zur Standschaft berufenen Unterthanen vertreten, und waren allein politisch berechtigt gewesen; jetzt war die Gesamtheit politisch berechtigt und die einzelnen Vertreter übten nur Rechte dieser Letztern, keineswegs aber besondere Ständesvorrechte aus. Man suchte daher das neue Princip zu bekämpfen und hob zu diesem Ende den Unterschied zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen scharf hervor. Jene pries man als das echt germanische und vaterländische, das repräsentative System aber ward als unnational und, um es in den Augen der Engländer zu verächtlichen, als ein Erzeugniß der französischen Revolution geschildert.

Fassen wir diesen Unterschied ins Auge, so finden wir, daß das ständische System darauf beruht, daß gewisse Stände ein Vorrecht haben, bei der Besteuerung und Gesetzgebung um ihre Einwilligung gefragt zu werden, welches Vorrecht im letzten Grunde auf ihrer natürlichen Freiheit beruht. Niemand ist, auch in öffent-

lichen Dingen, zu Leistungen oder zum Gehorsam verbunden, sofern er nicht consentirt hat. Diejenigen, welche eines solchen Vorrechtes entbehren, sind natürlich schutzlos. Nach dem repräsentativen System haben dagegen die politischen Rechte diesen privatrechtlichen Charakter verloren. Die Steuern und Gesetze werden hier von einer Staatsnothwendigkeit erfordert; man dissentirt daher das Vorhandensein und Maß dieser Nothwendigkeit, und denkt nicht daran, ohne allen Grund Nein zu sagen, wie da, wo es auf einen bloß privatrechtlichen Vertrag ankommt, zu welchem Niemand zu zwingen ist, möglich erscheint. Überhaupt läßt sich sagen, daß die Stände nur das Einzelne und Particulare darstellen, während eine eigentliche Volksrepräsentation einen universellen Charakter trägt. Zu den Ständen gehört nur, wer einmal das Recht der Standschaft hergebracht hat, sodaß nichts darauf ankommt, ob eine große Anzahl Unterthanen unvertreten bleibt. Wer ferner sich von der Landfähigkeit frei machen wollte, suchte sich gleichfalls von den Landtagen auszuschließen. So die Ritterschaft in Altwürttemberg. Die Stände beschränken sich fernem darauf, die Verwendung der von ihnen bewilligten Summe zu controliren; eine Mitaufsicht über den ganzen Staatshaushalt liegt nicht in ihren Befugnissen. Sie werden deshalb auch gar nicht regelmäßig berufen, sondern nur, wenn man ihrer bedarf. Sie haben ferner nicht Rechte der Gesamtheit zu vertreten, sondern zunächst nur Rechte der besondern Stände. Selbst wo sie über allgemeine Angelegenheiten bestimmen, geschieht dieses nur in Folge eines Ständesvorrechtes, einer Art Vormundschaft über die nicht zur Standschaft Berechtigten. Wo daher Abgeordnete der einzelnen ständischen Körperschaften vorkommen, haben diese nicht nach ihrer Überzeugung, sondern nach den ihnen von ihren Committenten erteilten Instructionen zu sprechen.

Nach dem repräsentativen Systeme findet in allen diesen Punkten eine universellere Beziehung statt. Man repräsentirt die Gesamtheit des Volks, sodaß aus dem politischen Vorrechte ein allgemeines Recht wird. Dieses Recht bezieht sich dann nicht bloß auf bestimmte Einzelheiten, deren man allenfalls entbehren könnte, sondern umfaßt Gesetzgebung und Finanzwesen überhaupt und ohne Rücksicht, ob es sich gerade um Rechte und Privi-

legien einzelner Stände, welche davon berührt werden könnten, handelt.

Um nun das altständische Princip zu vertheidigen, genügt es offenbar nicht, dasselbe als echt germanisch darzustellen. Vieles echt Germanische ist im Laufe der Geschichte unbrauchbar und manche echt germanische Idee nicht nur bedeutungslos, sondern der Gegenwart in solchem Maße unverständlich geworden, daß sie nur von den gelehrten Forschern verstanden wird. Das bloße Preisen einer Einrichtung als einer germanischen wäre noch eine leere Phrase. Man macht also dem repräsentativen Systeme hauptsächlich zwei Vorwürfe und knüpft hieran die Behauptung, daß man allen Grund habe, einem so gefährlichen, unnationalen und mehr auf staatsphilosophischen Doctrinen als auf zuverlässigen historischen Grundlagen beruhenden Systeme das echt deutsche, nationale und vom Geiste der Aufklärung und Revolution nicht inficirte System des Ständewesens vorzuziehen.

Von jenen beiden Vorwürfen geht der erste dahin, daß das repräsentative System im letzten Grunde auf der Volkssouverainetät beruhe und so der Macht der Regenten schädlich und gefährlich sei. Der zweite damit verwandte Vorwurf besteht darin, daß man diesem Systeme eine überhaupt destruirende Tendenz schuld gibt: nicht bloß das Königthum werde untergraben, sondern der ganze historisch gewordene Bau der Gesellschaft, die natürliche Gliederung der Stände und Corporationen werde zerstört, das Volk werde in eine atomistische Masse, in eine bloße Seelenzahl, eine abstracte Gleichheit aufgelöst, die man durch einen mittels Wahl daraus hervorgeholten Bruchtheil der Seelenzahl repräsentiren lasse.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so läßt sich mit Recht behaupten, daß das alte Ständesystem der Macht der Fürsten viel gefährlicher sei als eine Repräsentativverfassung. Mit jenem ist keine Souverainetät verträglich, sondern der ganze Staat wird in Ansehung der privilegierten Stände wieder in den Zustand der natürlichen Freiheit versetzt, in welchem man nicht schlechthin, sondern nur in Folge besonderer Vereinbarung der Staatsmacht unterworfen ist. Die Vertheidiger des christlich-germanischen Staatsrechts opfern daher auch die Souverainetät im modernen Sinne auf, und gehen zu der alten Patrimonialherrlichkeit, also aus dem öffentlichen ins Privatrecht zurück. Der Fürst wird wieder der große Grundherr, der vermöge eines ihm zuständigen Privatrechts, vermöge der altdeutschen Idee, daß im Grundeigenthum auch Hoheitsrechte liegen, zunächst seine Hinterfassen, dann aber auch — da doch nicht das ganze Land sein Privateigenthum sein kann —, alle übrigen Unterthanen schützt und regiert und neben und unter dem dann auch jeder Rittergutsbesitzer ein kleiner Regent ist. Diese Idee ist indeß schon deshalb unpassend, weil sie die Regierungsrechte über Alle, welche nicht Hinterfassen des Landesherrn im eigentlichen Sinne, Patrimonialbauern, sind, gar nicht motivirt, da heutzutage die lehnbare Amtsgewalt darüber, welche früher statt-

fand, hinwegfällt. Dann aber ist sie unhistorisch. Die Regenten haben jetzt seit mindestens 200 Jahren die Souverainetät angenommen, womit sie von dem geschichtlich Vorhandenen abgewichen sind und sich, wie Maurenbrecher sagt, auf den philosophischen Boden gestellt haben. Die Souverainetät war ein neuer Begriff, aus dem man, ohne Berücksichtigung des Positiven und Geschichtlichen, Folgen und namentlich eine Machtvollkommenheit des Fürsten ableitete, wie sie vorher nicht stattgefunden hatte. Das Positive und Vorhandene war zur Begründung dieses Begriffs auch nicht brauchbar, man mußte ihn vielmehr philosophisch begründen, und that dieses theils durch die Doctrin vom göttlichen Rechte, theils durch die Theorien von einem Unterwerfungsvertrage. War hierdurch nun gleich die Macht der Fürsten größer und durchgreifender geworden, so lag doch in dem Begriffe der Souverainetät selbst auch der Keim zu der weiteren Entwicklung von Ideen, welche vielleicht der Empfindung der Schwachen nicht angenehm sein mochten. Souverainetät ist Staatsmacht, der Regent muß, um sie zu üben, mehr als Privatmann sein, er muß die Gewalt des Staats oder Volks in seiner Hand vereinigen. Seine Macht als Individuum reicht nicht weit, er kann des moralischen Einflusses der die Macht einer Person weit überschreitenden, in der Volksüberzeugung begründeten Macht nicht entbehren. Es ist also immer etwas außer der Person des Fürsten, ja außerhalb einer einzelnen Person überhaupt Liegendes, was der Souverainetät erst ihren eigentlichen Sinn gibt. Mit der Souverainetät ist so zugleich auch eine Anerkennung des Volks als einer Persönlichkeit gegeben: in einem souverainen Staate findet zwischen Volk und Regenten ein Band des öffentlichen Rechts, nicht wie im Patrimonialstaate ein Privatrecht des Regenten auf das Volk wie auf eine bloße Sache statt. Jenes Band beruht nur in der Verfassung, welche die Souverainetät nicht aufhebt, sondern ihr erst einen rechtlichen Boden gibt, welche die Macht nicht einschränkt noch theilt, sondern nur verhütet, daß sie nicht wieder von dem alten privatrechtlichen Principe inficirt und wie im Patrimonialstaate dem persönlichen Belieben dienstbar gemacht werde; denn nur der Grundherr hat seine Macht zu Privat Zwecken, der Monarch hat sie für öffentliche Zwecke. Diese Verwendung der Staatsmacht für bloß persönliche Zwecke und Launen wird also geopfert werden müssen; dafür fällt aber im verfassungsmäßig geordneten Staate die Kritik, welcher der patrimoniale oder absolut souveraine Fürst unterworfen bleibt, hinweg. Seine Handlungen sind nicht die eines nach seinem bon plaisir verfahrenen Individuums, sondern der Staatsmacht selbst. Daher die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person, die ohne Verfassung auf ganz andern Grundlagen beruhen würde; daher die Verantwortlichkeit der Minister und ebendaher die Möglichkeit einer freien Kritik, welche die Person des Fürsten doch nicht berühren kann.

So ist die alte Patrimonialherrschaft durch die Sou-

verainetät verdrängt worden. Will man diese nicht opfern, so muß man jene aufgeben. Eine Vorliebe für jene läßt sich höchstens dadurch erklären, daß die Souverainetät der Volksüberzeugung bedurfte, um Staatsmacht zu sein, und daß sich also die Idee eines Volksbewußtseins, eines verfassungsmäßigen Zustandes daran knüpfte. Näher betrachtet taugt aber doch die Patrimonialherrschaft nichts, und würde den Fürsten, so wie sie wirklich war, doch nicht zusagen. Man hat hier allen Grund wachsam zu sein. Die alte Patrimonialherrschaft, mit dem nothwendigen Gefolge von Unordnung und Zersplitterung der Staaten in kleinere Grundherrlichkeiten, würde man auch gar nicht einführen: es läme höchstens zur Beseitigung der uns von der Aufklärungsperiode hinterlassenen Folgen, und wir würden bei dem beabsichtigten historischen Rückschritte nicht bis in die Zeiten, wo die Ritterschaft dem Landesherrn Fehde anbot, wo die Städte seines Territoriums ihm die Thore versperrten, und wo er bei getreuen Ständen um Bezahlung seiner Schulden nachzusuchen hatte, nicht also bis in die schöne germanische Zeit, nein, wir würden wohlweislich nur bis in das Zeitalter Ludwig's XIV., also in das französische und Unnationale, zurückgehen.

Mauernbrecher ist nicht der Ansicht, daß Patrimonialprincip und Souverainetät unverträglich sind. Es soll sich von beiden das Gute behalten lassen. Das Patrimonialregiment im alten Sinne ist freilich nicht thunlich und Land und Leute können nicht als Gegenstand eines Privatrechts betrachtet werden. Dagegen soll nun das alte Privatrecht, das Eigenthum der Fürsten, an dem neuen Rechte, an der Souverainetät stattfinden. Man muß gestehen, daß diese Idee scharfsinnig ausgedacht ist. Allein Fallstaff hat doch recht, wenn er sagt: „See now how wit may be made a Jack - a - lent, when 'tis upon ill employment.“

(Der Beschluß folgt.)

Eduard Graf Raczyński.

Wir theilen hier nach polnischen Quellen die Lebensbeschreibung eines Mannes mit, der auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als einer der Edlen des gegenwärtigen Geschlechts oft genannt worden ist und dessen literarische Thätigkeit gelegentlich auch in diesen Blättern früher Erwähnung gefunden hat.

Eduard Graf Raczyński wurde 1786 in Posen geboren. Sein Vater, Graf Filiz Raczyński, war General im Heere der polnischen Republik, seine Mutter, gleichfalls eine geborene Raczyńska, war die Tochter des Krongroßmarschalls und Generals von Großpolen, Kazimierz Raczyński. In früher Jugend der Mutter beraubt, erhielt Graf Eduard von seinem Vater eine sehr strenge Erziehung und erwuchs nach dessen Tode unter der Aufsicht eines nicht minder ernsten und strengen Geistlichen. Wenn er nun einerseits den streng sittlichen Grundfögen, die er damals einfog, zeitlebens getreu blieb, so werden zugleich dadurch, daß er der Mutter, und auch der Vaterliebe fast gänzlich entbehrte, manche äußerlich schroff erscheinenden Seiten seines Charakters erklärlich.

Als Jüngling bezog Raczyński die Universität zu Frankfurt a. D., wo er sich hauptsächlich dem Sprachstudium und den Naturwissenschaften zuwandte. Da westen Napoleon's

Siege über die Preußen neue Hoffnungen zur Wiederherstellung Polens, Raczyński eilte sofort dem sich neubildenden polnischen Heere zu und empfing den französischen Kaiser mit der Blüte der polnischen Jugend in Posen. Er nahm darauf an allen Kassenkämpfen der Polen im J. 1807 in West- und Ostpreußen Theil; nur in der Schlacht bei Friedland war er nicht gegenwärtig, weil er damals gerade mit Depeschen an Napoleon entsandt wurde. Napoleon machte trotz seiner Gerablassung auf Raczyński keinen vortheilhaften Eindruck, es war diesem auffallend, daß der Kaiser von ihm als einem jungen Offizier niedern Grades über die Stärke und Stellung verschiedener feindlicher Corps Auskunft haben wollte.

Nach dem Tilsiter Frieden suchte sich Raczyński für seine Laufbahn gründlich zu unterrichten und brachte unter Andern zur genauen Kenntniß der Topographie Polens eine so bedeutende Sammlung von Karten zusammen, wie sie der polnische Generalstab selbst nicht besaß. In den Feldzügen von 1809 fehlte Raczyński nicht, er foht in mehren Schlachten, bei San-domir fiel neben ihm sein Freund, der Fürst Narrelli Lubomirski, dessen Werk über England Raczyński später herausgegeben hat. Als darauf der Wiener Tractat abgeschlossen wurde, verließ Raczyński das polnische Heer, geschmückt mit dem goldenen Kreuze pro virtute militari. Er trat nun als Landbote des posener Departements 1812 in den Geym ein, den der damalige Großherzog von Warschau, Friedrich August, nach Warschau berief, um über die Wiederherstellung Polens nach den alten Grenzen zu berathen.

Nachdem aber Napoleon Polen hatte räumen müssen und die langgenährten Hoffnungen der Polen alle getäuscht waren, suchte Raczyński Zerstreuung und Belehrung auf Reisen. Nach gehöriger Vorbereitung unternahm er im J. 1814 seine große Reise nach Konstantinopel und Troja's Gestirben, und faste während derselben eine so große Zuneigung zu den Türken, den ehemaligen Bundesgenossen des polnischen Reichs zur Zeit Sigismund I. und der Barer Conföderation, daß er selbst den Zustand der Griechen ungern sah, weil dadurch eine Stütze Polens geschwächt wurde. Die Frucht dieser Reise ist die prächtige mit herrlichen Kupfern ausgestattete, von van der Hagen (Breslau 1827) auch deutsch herausgegebene Beschreibung der Reise.

Nach Beendigung dieser Reise wandte sich Raczyński vornehmlich der Literatur zu, in der er eins der Hauptmittel zur Erhebung des polnischen Volks und einen Hauptstützpunkt für die polnische Rationalität sah. Zuvörderst wollte er durch eine genaue Karte des Theiles von Altpolen, der als Großherzogthum Posen an Preußen gefallen war, nügen und ließ durch eigent gedungene Ingenieure mehre Theile der posener Wojewodschaft in viermal größerm Maßstabe aufnehmen als sie Janoni's Karte darbietet, und schon war das Werk weit gediehen, als unübersteigbare Hindernisse die Ausführung unmöglich machten. Bald darauf, im J. 1824, gab Raczyński die „Briefe des Königs Jan Sobieski an seine Gemahlin während des Feldzugs vor Wien“ (deutsch von Schiele, Heitbronn 1827) und die „Denkwürdigkeiten zur Regierung des Königs Stephan Bathori“ heraus. Diese beiden Könige pries und schätzte Raczyński vor allen andern, weil durch sie einst der Ruhm der polnischen Waffen über den Erdbreis verbreitet worden war.

Mit den oben erwähnten beiden Werken begann die lange Reihe der durch Raczyński veröffentlichten polnischen Werke alter und neuer Zeit, durch welche die polnische Literatur wahrhaft bereichert worden ist, wie der von Steffens auch deutsch herausgegebenen Memoiren des Passet, der Memoiren des Fürsten Albert Radziwill, des historisch wichtigen diplomatischen Coder von Großpolen, den des Grafen Großvater, der General von Großpolen, Raczyński, zusammengetragen hat, ferner der Reisen des Kopet, der Memoiren zur Regierungsgeschichte Johann Kasimir's und des bis auf 16 Theile angewachsenen „Obraz Polaków i Polaki“, in welcher Sammlung die inter-

effanten *Remoires* von Bybieli, Kitowicz und Kolontaj befindlich sind. Während der Herausgabe dieser Werke beschäftigte sich Raczyński lange Jahre hindurch mit seinen beiden eigenen Werken, dem „Polnischen Medaillen-Cabinet“ und den durch einen prachtvollen Atlas erläuterten „Erinnerungen an Großpolen“, Werke, die neben dem literarischen Werthe auch durch ihre typographische Ausstattung und die beigegebenen Kupfer Interesse behalten werden.

Doch hat Graf Raczyński nicht bloß als Beförderer der Wissenschaft und Literatur seinen Landesgenossen vorgeleuchtet, seine großen Verdienste sind auch auf andern Gebieten anzuerkennen. Ihm verdankt Posen eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, eine treffliche Wasserleitung, ihm das Großherzogthum manches schöne neue Gebäude und die Restauration so mancher alterthümlichen Kirche. Nicht wenige seiner wohlthätigen Pläne sind vereitelt worden. So hatte er 150,000 Thaler zur Verbindung der Rarew und der Weichsel durch einen Kanal bereits deponiert, schon war der Contract zwischen ihm und dem damaligen Schatzminister Fürsten Lubek 1830 abgeschlossen, als die Revolution im November desselben Jahres die Ausführung verzögerte und die nachherigen Zustände sie gänzlich vereitelten. Ein gleiches widriges Schicksal erfuhr sein Vorhaben, in Posen eine Anstalt für ältere und arme adeliche Fräulein und Witwen zu errichten, und die Gründung einer Realschule in Posen, zu der er 20,000 Thaler hergeben wollte, sowie die eines Leichenhauses in Posen. Große Summen hat Raczyński außerdem darauf verwendet, um aus den Archiven zu Warschau, Königsberg, Berlin, Dresden, Rom, Venedig und Paris Auszüge zur polnischen Geschichte und Literatur zu erhalten; daneben unterstützte er die studierende Jugend in München, Berlin, Breslau, Elbena, Warschau, und manchem polnischen Schriftsteller wurde es nur durch seine Freigebigkeit möglich, auf Reisen die nöthigen Forschungen zu seinen Werken zu machen. Wohlthätig gegen Arme, belastete er sich oft für Andere mit Arbeiten, die ihm ganz fremd waren. Hier leitete er den Bau einer Kirche, dort das Austrocknen der Sümpfe, dort wieder beschäftigte ihn der Bergbau oder der Abdruck eines Werkes, und doch führte er daneben eine sehr ausgedehnte Correspondenz. Bei seiner Ordnungsliebe verringerte er trotz seiner sehr bedeutenden Ausgaben sein Vermögen nicht, sondern vermehrte es sehr ansehnlich, während das weit bedeutendere Vermögen manches andern Magnaten nutzlos für das Land dahinschwand.

Räsig in Speise, Trank, Kleidung und den übrigen Bedürfnissen war Raczyński ein Feind aller Hazardspiele und geräuschvollen Lustbarkeiten; rechtlich und gewissenhaft besaß er die heute so seltene Tugend der alten Polen, daß er ein gegebenes Wort nie zurücknahm. Es reute ihn wol manchmal ein Versprechen, das er gegeben, doch hielt er sein Wort. Mit seiner Dienerschaft ging er freundlich um, er wußte sie stets nützlich zu beschäftigen, denn nichts war ihm so verhaßt wie die Trägheit. Wie sehr er sein Vaterland liebte, zeigte sein ganzes Leben. Unter allen Geisteskräften herrschte bei ihm der gesunde Menschenverstand und die Energie vor. Bei seinen Vorsätzen war er unerschütterlich, zuweilen ließ er ein Vorhaben fallen und schien es ganz aufgegeben zu haben, bis er nach Jahr und Tag mit neuem Eifer zu demselben zurückkehrte und es ausführte. Sein fester Wille setzte oft das durch, was einem weit bedeutendern Talente nicht gelungen war. Daß es ihm auch an Muth nicht fehlte, bewies er zur Zeit der Pulldigung 1840 zu Königsberg, als er dem König von Preußen die Beschwerden und Wünsche der Polen ans Herz legte. In jüngern Jahren liebte er die Russen sehr. Seinen Körper übte er früh an Entbehrungen, seinen Geist an Unerschrockenheit in Gefahr. Daher ihn die Nachahmungen von Seetreffen auf dem See zu Santomiel sehr belustigten, die er früher zuweilen da veranstaltete, wo er sich am 20. Januar d. J. den Tod gab.

In der Weltgeschichte und in der Baukunst war er sehr bewandert. Er sprach das Deutsche, Französische und Italienische gekannt. Mehr gelehrte Gesellschaften wählten ihn zu ihrem Mitgliede, wie die ehemalige Societät der Wissenschaften zu Warschau, die trankauer wissenschaftliche Societät, die geographischen Vereine zu Paris, Breslau und der für die pommerische Geschichte.

Wenn die Leidenschaften der Gegenwart verstummt sein werden und man die früh von ihm eingefogenen, mit seinem ganzen Wesen eng zusammenhängenden und in ihm stets ehrenwerthen, ihm eigenthümlichen socialen Lebensansichten von Dem, was er vollbracht, wird zu sondern gelernt haben, wird Graf Raczyński erst volle Anerkennung finden. 9.

Notizen.

Katharina von Medici.

Katharina von Medici, die Anstifterin der sogenannten Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht, war durchaus keine bigote Katholikin; Katholicismus und Protestantismus galten ihr im Wesen ganz gleich, es waren ihr politische Mittel, sie war in dieser Hinsicht ein starker Geist, die den damals für freisinnig gehaltenen und deshalb verbotenen Künsten und Wissenschaften der Sterndeuterei und der Schwarzkunst (Alchimie) hold war und oblag. Der Hauptzug ihres Wesens war unersättliche Gier nach Macht und Gewalt, ihr opferte sie Alles. Es gab eine Zeit, wo sie diesen Durst durch Hülfe der Hugenotten zu löschen hoffte, erst als sie diese Hoffnung getäuscht sah, wandte sie sich den Guisen zu. Dabei war sie unverzeihlich, rachsüchtig und von tiefer Verachtung für die Menschen erfüllt. Brantôme erzählt folgenden Zug von ihr, der ihr Wesen besser als ganze Bände malt: „Quand elle appelloit quelqu'un mon amy, c'estoit qu'elle l'estimoit sot, ou qu'elle estoit en colere; si bien qu'elle avoit un gentilhomme servant, nommé M. de Bois-Fevrier, qui disoit bien le mot, quand elle l'appelloit mon amy — „Ha Madame“, respondoit il, „j'aymerois mieux que vous me disiez votre ennemy, car c'est autant à dire que je suis un sot, ou qu'estes en colere contre moy, ainsi que je cognois vostre naturel de long-temps.“

Alte Inschrift.

Bekannt ist, wie oft Spottlust und Schadenfreude die Bemühungen tiefselbster Alterthumsforscher durch Unterschieden nachgemachter Überbleibsel des Alterthums zu narren gesucht hat. Eine ähnliche Täuschung, wie sie Scott's ehrlicher Monbarns an dem Fund aus seinem angeblichen Gastum erfuhr, scheint mit einer Inschrift beabsichtigt worden zu sein, die sich auf einer kleinen Base findet, welche vor einiger Zeit in der Nähe der Ufer der Saone in Frankreich ausgegraben wurde und deren Bedeutung den Scharfsinn der gelehrten Leute in Marcon lange Zeit in Verlegenheit gesetzt haben soll. Die Inschrift zeigte folgende Buchstaben:

MUL. T. AR.
D. ADI. V. I. O.
N. EN.
SIS.

Mit vieler Mühe brachten sie endlich heraus, daß es heißen müsse: *Mulieres Tinurtii Araris Dicaverunt Adipatam Unam Jovi Optimo Nautarum Encolpiis Siapitum*, zu deutsch: Die Frauen von Tournus an der Saone haben diese mit Schmeer gefüllte Urne dem höchsten Jupiter, dem Schützer aus den Stürmen des Meeres geretteter Matrosen, geweiht. Jemand, der wahrscheinlich weniger gelehrten Scharfsinn besaß und sich mehr an der Oberfläche der Dinge hielt, las die Buchstaben wie sie dastanden und brachte *Multarum Divionensis* heraus, was nach seiner Meinung nichts Anderes sagen will als „divioner Cenf“.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 109.

19. April 1845.

über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Beschluss aus Nr. 100.)

Der zweite Vorwurf, den man dem Repräsentativsysteme (seit Edmund Burke) macht, besteht darin, daß dasselbe nicht die wirklich im Volke wohnenden Elemente, nicht die Glieder seiner natürlichen Organisation vertreten lasse, sondern alles Dieses zerstöre und eine atomistische Masse, eine bloße Seelenzahl, aus der man durch Wahl und Wahlcensus eine gewisse Anzahl aushebe, vertreten lasse. Wir können diesen Vorwurf als richtig zugestehen, müssen aber leugnen, daß das alte Ständewesen deshalb besser sei. Nach den constitutionellen Verfassungen wird allerdings nur die Seelenzahl, oder im Grunde nur der durch den Wahlcensus eingeschlossene Theil vertreten. Damit sind nun, da Alle auch an allen socialen Sphären Theil haben, freilich alle diese Sphären vertreten, aber theils ist die Theilnahme Aller an allen Sphären doch eine sehr ungleiche, theils begünstigt eben der Wahlcensus das Übergewicht gewisser Sphären, und somit bleibt es ein reiner Zufall, wenn eine gleichmäßige Vermittelung aller socialen Mächte mit der Regierung herbeigeführt wird. Das altständische System ist aber, wenn wir ganz von ihrem Principe absehen und bloß die äußere Zusammensetzung der ständischen Versammlung ins Auge fassen, noch viel mangelhafter. Es werden nur diejenigen vertreten, welche in einer Zeit, wo keine Staatsgewalt die verschiedenen gesellschaftlichen Elemente im Gleichgewichte erhielt, zufällig das Recht der Vertretung erwarben. Außerdem ist das Verhältniß der Vertretung unter den Berechtigten ein durchaus unrichtiges. Auf den Landtagen erschienen Adel, Geistlichkeit und Städte. Vom Adel als dem Vertreter des großen Grundbesitzes erschien meist jeder einzelne Rittergutbesitzer. Die Vertretung der Städte hatte dann das Eigene, daß hiermit gar keine besondere Sphäre der gesellschaftlichen Thätigkeit, kein Stand, sondern eine Corporation, ein Bezirk, in welchem sich alle Elemente hängen können, vertreten war.

Ist also die Vertretung in repräsentativen Verfassungen bis jetzt mangelhaft, so muß man deshalb nicht zurückschrecken und das alte Ständewesen wieder ergreifen, sondern vorwärts gehen und die Vertretung so zu

organisiren trachten, daß sie alle gesellschaftlichen Elemente und zwar in einem eine Harmonie unter sich und mit dem Staate herstellenden Maße umfaßt. Diesen Ziele streben manche neuere deutsche Verfassungen sichtlich zu. Bleibt man dem alten Ständewesen auch in der äußern Organisation der Repräsentativversammlungen treu, so gibt man doch überall das Princip des alten Ständewesens auf und beabsichtigt eine Vermittelung sämmtlicher, wirklich vorhandener Gesellschaftselemente mit der Staatsgewalt. Eine mangelhafte und wesentliche Elemente nicht berücksichtigende Organisation hat dann auch keine Änderung des Principes zur Folge, sondern bewirkt nur, daß die Vertretung Aller Sache des Zufalls bleibt, und daß die Gefahr vorhanden ist, die nicht Vertretenen in einen Zustand der Vernachlässigung und Verfeindung mit der bestehenden Ordnung verfallen zu sehen.

Dieses sind die eigentlich publicistischen Gesichtspunkte, unter welchen man das sogenannte germanische Staatsprincip betrachten kann. Eine andere Art und Weise, wie man das Germanische geltend macht, hat freilich kein wissenschaftliches Interesse, ist aber doch vielleicht nicht einflußlos, und muß also noch berührt werden. Man ergeht sich oft in tönenden Phrasen über freie, nationale, germanische Institutionen, man preist alte Einrichtungen, die Freiheit der Gau- und Gemeindeverfassung, das Richten und Regieren der souverainen Versammlung der Freien und andere Dinge, von denen man für die Gegenwart gar keine Anwendung machen kann, und die zu weiter nichts dienen, als daß man damit auf billige Weise liberal thut und die ganz allgemeine Consequenz findet, daß der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit einmal den Deutschen tief im Blute liege. Das bloße Phrasenmachen ist in Deutschland hier so sehr an der Tagesordnung, daß man den Franzosen den Vorwurf der Zufriedenheit mit schönen Worten nicht mehr machen darf und alle Ursache hat, zu untersuchen, welche Symptome in solchem Schöthum mit alten Dingen liegen. Meist liegt die Bedeutung dieser alten historischen Sachen so fern, daß sie für die Gegenwart gar keinen Sinn haben. Die Interpretation macht dann unter Umständen erhebliche Schwierigkeiten. Die kriegerischen Stände haben vor einiger Zeit dem Kronprinzen

von Hannover einen silbernen Tafelaufsatz in der Form des Upstallsbooms überreicht und dabei gedauert, daß sich an diesen und das Kala frya Fresena die erhebensten Erinnerungen knüpfen. Der Kronprinz hat geantwortet: Es ruhe allerdings ein tiefer Sinn in dieser Gabe. Gegenwärtig bedeute der Upstallsboom das Königthum, um welches sich die Friesen reihten. Wenn der Upstallsboom noch existierte, so möchte er allerdings diese Bedeutung haben; da er aber so wenig als die altfriesische Verfassung noch existiert, so läßt sich vielleicht auch annehmen, daß er heutzutage gar keine Bedeutung mehr habe.

35.

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur. *)

„Histoire des villes de France“, von Aristide Guilbert. Dieses bedeutende, erst im Entstehen begriffene Werk ist ein neuer Beweis für den Eifer, welchen die gegenwärtige Generation in Frankreich den historischen Studien zuwendet. Sie hat es begriffen, daß in einer gründlichen Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit der Schlüssel für die überraschenden Ereignisse, für die heftigen Aufregungen unserer Zeit liegt, und daß ein solcher Vergleich allein die Möglichkeit darbietet, mit einiger Sicherheit auf die Zukunft, wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen, zu schließen. Die historische Schule, welche Hr. Augustin Thierry in den ersten Jahren der Restauration gründete, hat die eben bezeichnete Richtung der französischen Literatur nicht wenig gefördert. War sie anfangs nur ein notwendiges Product dieser Geistesdisposition in Frankreich, so wurde sie später eins der wirksamsten Mittel, dieselbe zu unterhalten und zu verbreiten. Der Einfluß, welchen die politische Centralisation auf die Literatur und speciell auf die historische Literatur ausübte, führte bei der Geschichte der Städte notwendig auf eine Beseitigung alles dessen, was die erstrebte Einheit in der Darstellung, in der Aufreißung der Facta, in der Abstrahirung der Resultate stören konnte, führte zu einer Vernachlässigung der Details, der Epikoden, der Traditionen und Legenden, kurz zu einem möglichen Übersetzen der Localchronik jeder Stadt. So absorbirte die Geschichte von Frankreich fast gänzlich die Geschichte von 4—500 Städten von Frankreich und war doch selbst nur zu oft nichts Anderes als die Geschichte von Paris. In dem vorliegenden Werke ist das Bemühen fühlbar, die Geschichte von Frankreich, in Bezug auf ihre Darstellung, wieder zu decentralisiren und dadurch eine gründliche, auf die Localchronik gestützte Geschichte seiner Städte wiederherzustellen. Das Gesagte wird genügen, um im Allgemeinen die Tendenz des Werks klar zu machen. Was die specielle Anwendung derselben und die Ausführung ins Einzelne betrifft, so darf ich mich statt eines Urtheils darauf beschränken, die Hauptmitarbeiter namhaft zu machen, welche sich unter der Direction des Hrn. Guilbert zur gemeinschaftlichen Abfassung dieses Werkes vereinigt haben. Die literarisch gebildete Mittwelt ist mit ihrem Urtheile über die Mehrzahl derselben längst im Reinen und somit ist auch der literarische Werth vorliegenden Werkes bestimmt. Eine Anzahl von Institutsmitgliedern, von Gelehrten und hohen Staatsbeamten hat es übernommen, die Geschichte ihrer Geburtsstädte zu schreiben; die der Festungen und Hafenstädte ist vorzugsweise den Händen hoher Offiziere der Land- und Seearmee übergeben; eine Anzahl geachteter Literaten hat sich diesen angeschlossen, um das Werk: „Eine Geschichte der französischen Städte, geschrieben von den ausgezeichnetsten ihrer Söhne aus unserer Zeit“, zur Vollendung

zu bringen. So behandelt Hr. v. Barante Riom, Gormenin Montargis, Gustav de Beaumont le Mans, Gauriel Loulouise, Biennet Beziers, Florents Montpellier, Charles Ragnin Salins, de la Gauspape Blois; Lamartine, Marmier, Troplong, de Gaulcy, Hippolyte Rolle, Charles Lenormant, Emile Souvestre, Henri de La Roche, Alfred Montaigne, Louis Meybaud, August Billard u. s. w. (schreiben die detaillirte Geschichte von Pontarlier, Nancy, Metz, Macon, Dijon, Orleans, Quimper, Aubusson, Autun, Marseille, Alençon u. s. w. Was bis jetzt davon beendet und dem Publicum vorgelegt ist, erfüllt die durch solche Namen erregten gerechten Erwartungen. Mignet hat die Geschichte seiner Vaterstadt Aix versprochen. Desgleichen ist von Kaubet, Amédée Thierry, Thibaudaux, de la Fontenelle, de Baudort, Désiré Risard, d'Aveyac, Walckenaer, Henri Martin, Paul Lacroix, Mary-Lafon, Mérimée, Jules Bastide, Etiet, Martial Delpit und Kavelin die Geschichte von Paris, Clermont, Poitiers, Riort, Châtillon an der Seine, Bayonne, Bordeaux, Laon, Saint-Denis, Coiffon, Begelay, Châlons an der Saone, Reims, Amiens und Commercy angekündigt. In dem Rahmen, welcher die einzelnen geschichtlichen Darstellungen umschließt, ist die alte Einteilung von Frankreich nach Provinzen beibehalten worden.

Hieran schließt sich innerlich auf das engste ein Prachtwerk in Folio mit herrlichen Kupfertafeln, betitelt: „Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France“, von W. J. Taylor, Ch. Robier und Alph. de Cailleur, von welchem folgende Provinzen bereits beendet sind: die Haute-Normandie, die Franche-Comté, die Auvergne und Languedoc; letzteres umfaßt Roussillon, Rouergue, Quercy, Bivarais, das Haut und Bas Languedoc. In diesem Augenblick erscheinen die ersten Lieferungen von der Champagne. Die Picardie, das Dauphiné und die Bretagne sind ebenfalls schon begonnen. Was über die Tendenz und Mitarbeiter des vorigen Werkes gesagt ist, findet auch auf dieses seine Anwendung und überhebt mich jeder weiteren Auseinandersetzung.

Des Contrastes wegen sei hier „La Bretagne“ angeführt, das neueste Buch des maßlosen Plauderers Jules Janin. Er scheint es aus keinem andern Grunde geschrieben zu haben als — um seiner „Normandie“ ein Pendant zu geben. Das Buch enthält weder Geschichte noch Ideen; es erregt selbst in dem Leser keine Gedanken, sondern verhindert ihn höchstens an etwas Anderes zu denken.

Hier darf nicht unerwähnt bleiben eine eben erscheinende „Histoire politique et militaire du peuple de Lyon pendant la révolution française“, von W. Alph. Ballehdier. Das Buch (3 Bde.) umfaßt den Zeitraum von 1789—95. Der Verf., selbst aus Lyon, behandelt sein Thema mit Talent und Gewissenhaftigkeit. Beigefügt ist ein militärischer Plan von Hrn. Crepet, der Lyon im Belagerungszustande darstellt. Die Geschichte der Provinzen von Frankreich während der Revolutionsperiode ist zu Gunsten der Geschichte von Paris vernachlässigt worden. Die beiläufigen Nachrichten über die Vorgänge und Zustände jener Zeit zu Nantes, Toulouse, Bordeaux, Marseille und Lyon, welche wir in dem sechs Bände starken Werke des Republikaners Prudhomme, in den „Denkwürdigkeiten“ des Girondisten Riouffe und in den Schriften anderer Zeitgenossen finden, sind allerdings auch in die spätern historischen Werke, welche diesen Gegenstand behandeln, in die „Mélanges de littérature et de politique“ von Benjamin Constant, in die „Etudes historiques“ von Chateaubriand, in die Revolutionsgeschichte von Thiers und Louis Blanc übergegangen, immer aber ist nur im Vorübergehen und insofern darauf hingedeutet worden, als der Einfluß jener Ereignisse in den Provinzen auf den Fortschritt der Revolution in Paris nicht unberücksichtigt bleiben durfte; nirgend ist dieser wichtige Theil der Geschichte selbständig und erschöpfend abgehandelt worden. Die neueste Zeit sucht diese Lücke auszufüllen. Genanntes Werk liefert einen interessanten Beitrag zu der Revolutionsgeschichte von Lyon und zwar vorzugsweise vom mili-

*) Bgl. Nr. 87—88 d. Bl.

D. Red.

historischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Die Concentrirung der Anstrengung auf ein kleines Feld hat eine um so gründlichere Durchdringung desselben zu Wege gebracht.

Die kürzlich erschienene vierte Auflage der „Chronologie ministérielle“ von Bayot ist durch die Fortführung der Register bis in die neueste Zeit natürlich ein von der im Jahre 1843 veröffentlichten dritten Ausgabe ganz verschiedenes Buch geworden. Es ist und bleibt eine bloße trockene Nomenclatur, die jedoch bei genauerer Betrachtung und Vergleichung für Historiker die interessantesten Resultate liefert. Der jetzt wieder überall gefundene „Constitutionnel“ hat diese neue Ausgabe in einem Premier-Paris ausführlich besprochen. Ich beschränke mich hier daher, um mit dem Inhalte bekannt zu machen, auf die Mittheilung des vollständigen Titels: „Chronologie ministérielle de trois siècles, ou liste nominative, par ordre chronologique, de tous les ministres de la justice, des affaires étrangères, de la guerre, de la marine, des finances, de l'intérieur, du commerce, de la police générale, des cultes et de l'instruction publique, depuis la création de chaque ministère; précédée d'un tableau des gouvernements et des assemblées législatives depuis 1515 jusqu'en 1844.“ Außer den in vorstehendem Titel aufgezählten Ministerien enthält das Buch noch die Minister des königl. Hauses und der öffentlichen Bauten, die Liste der Convents-Präsidenten, der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die der zwölf executiven Commissionen vom Germinal des Jahres II bis zum Vendémiaire des Jahres IV, die der Mitglieder des executiven Directoriums, der provisorischen Consuln und der definitiven Consuln. Diese vierte Ausgabe bildet übrigens einen Theil des ersten Bandes der officiellen Table, welche den (nicht überall officiellen) „Annales maritimes“ beigelegt ist.

Der Vollständigkeit wegen führe ich hier noch den Titel eines andern interessanten Werkes an, das ein Pendant zur „Chronologie ministérielle“ ist: „Représentation nationale, tableau des pouvoirs constitutionnels de l'état, indiquant toutes les formes gouvernementales que nous avons eues, les différentes phases parlementaires, les diverses combinaisons ministérielles essayées, et les noms des hommes politiques ou législateurs qui ont figuré depuis 1789 (jusqu'en 1841)“, vom Doctor der Rechte Dornier. Endlich ist hier auch der Ort, noch eine dritte Nomenclatur anzuführen: „Précis des victoires, conquêtes et revers des Français, depuis 1792 jusqu'à 1845“, die jetzt bei Renault erschienen und ebenfalls nicht ohne Interesse ist. Der Inhalt erhebt überall aus dem Titel.

Das in Lieferungen erscheinende historische Werk von Alexander Dumas: „Ludwig XIV. und sein Jahrhundert“, eilt seiner Vollendung entgegen. Das leichte anmuthige Erzählungstalent des Verf., das sich in seinen unzähligen Romanen kundgibt, macht auch dieses Buch (welches zwei Bände bilden soll) zu einer angenehmen Lecture. Der reiche Stoff gibt ihm Veranlassung zu schönen Tiraden, zu geistreichem Geplauder, mitunter aber auch zu eitlem Geschwätz. Lebendigkeit fehlt nirgend, Wahrheit selten, Lüge überall. Dies Buch gehört wenigstens nicht in die Kategorie der bestellten Fabrikarbeit, welcher Dumas' letzten Romane unbedingt anheimzufallen.

Die specielle Geschichte von Paris haben in der letzten Zeit zwei seiner Publicisten zum Gegenstande ihrer Arbeiten gemacht: „Histoire du peuple de Paris“, von Cayo de Feuillide. Der Verf. war unmittelbar nach der Zulassung zum Redacteur des Feuilleton in dem demokratischen Journal „Le bon-sens“ (gegründet von einem durch Schweinehandel emporgelommenen Millionair, dem belgischen Senator Lefebvre, der schönen und geistreichen Frau des Hrn. Cauchois-Lemaire zu Gefallen). In diesem Feuilleton gab er durch einen Angriff auf Emil de Girardin den ersten Anstoß zu dem scandälen Streite der Vierzig- und Achtzigtausend-Pressen, welchem Armand Carrel als blutiges Opfer fiel. Nach der Katastrophe

scheute er sich nicht, selbst in der „Presse“ zu schreiben, wie er denn überhaupt, aus Carassonne gebürtig, gleich den meisten seiner Landsleute ein außerordentlicher Freund von Extravaganzen ist. Er war bald Legitimist, bald Republikaner, bald constitutioneller Conservativer. Wie sein Charakter und seine Meinungen, so ist auch sein Stil unklar und schwankend. Er schreibt lebhaft, heftig, uncorrect und hart, wie einst Henri Foussède. Hohe Kraft und Feuer mit allen ihren Vortheilen und Nachtheilen sind die Haupteigenschaften seiner Werke. Das zweite Werk heißt: „Histoire sociale, politique et anecdotique du peuple parisien depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours“, von Charles Marchal, der bereits Verf. von sechs Romanen, einigen politischen Broschüren und einer „Histoire politique de la France au dix-neuvième siècle“ ist. Sein Buch über Paris ist erst im Entstehen begriffen. So viel ich aus den vorliegenden Bogen zu urtheilen vermag, scheint es mir ganz in dem Genre seiner übrigen Schriften abgefaßt, d. h. eine Fabrikarbeit zu sein, in welcher der Verf. den Mangel an gründlichem Fonds durch Phrasen-Drescherei zu verdecken bestrebt ist. Eine große Leichtigkeit im Ausdruck, eine geschickte Handhabung der Sprachform verführt Hrn. Marchal zu der unelblichsten Hohlheit und Selbstschweifigkeit. Am vortheilhaftesten zeigt er sich in der politischen Broschüre, weil da die Leidenschaftlichkeit der Tagesdebatte zugleich nachhilft und entschuldigt, weil der Athem des wirklichen Lebens, der darin weht, ihn davon entbindet, seinem Werke Leben einzuhauchen, weil endlich der Leser, von dem Gegenstande schon vorher angeregt, überall zwischen den Zeilen liest. Die politische Broschüre ist, vom Gesichtspunkte des augenblicklichen Effects aus angesehen, gewiß die dankbarste Gattung der Publicationen. Sein letztes politisches Pamphlet, betitelt „Histoire de la famille d'Orléans“, hat ihm bekanntlich eine Verurtheilung auf fünf Jahre Festungsstrafe und 10,000 fl. Geldstrafe zugezogen. In den desfalligen Verhandlungen zeigte er sich als ein gänzlich Charakter- und gefaltloser junger Mann (er ist erst 23 Jahre alt und verheirathet), dessen einzige Absicht es ist, durch seine Schreibereien Aufsehen zu erregen und dasselbe in Geld umzusetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Abdalarb, Die Waise im Kerker. Zwei Bändchen. Breslau, Graß, Barth und Comp. Kl. 8. 2 Bdr. 15 Ngr.

Oldenburgische Adresse an die deutsch-katholische Gemeinde zu Schneidemühl. Oldenburg, Schulze. Gr. 4. 2 1/2 Ngr.

Behnisch, D., Der erste öffentliche Gottesdienst der christkatholischen Gemeinde zu Breslau am 9. März 1845. Ein denkwürdiges Ereigniß. 4te Auflage. Breslau, Korn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— Die schlesische Presse, ein Dorn im Auge der Ultramontanen, nachgewiesen an dem jüngsten Libell des fürstbischöflichen Consistorialrathes J. B. Balzer. 2te Auflage. Breslau, Korn. Gr. 8. 4 Ngr.

Ämtlicher Bericht über die am 9. und 10. September 1844 in Göttingen abgehaltene 3te Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, erstattet von der ernannten Commission des Centralvorstandes. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Bestrebungen Ronge's und seiner Partei. Ein erster Versuch an die Katholiken von einem katholischen Priester. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 3 3/4 Ngr.

Vertrauensvolle und bringende Bitte katholischer Einwohner der Stadt Offenbach a. M. an den Hochwürdigsten Bischof Dr. P. L. Kaiser zu Mainz um Beistand und Anführung gegen die Feinde des katholischen Christenthums. 2te Auflage. Hanau, König. 4. 2 1/2 Ngr.

Bumröder, A. v., Der lebendig-machende Geist der christlichen Religion in 95 Sätzen, oder unumstößlicher Beweis,

daß das Wesen der Religion nicht in der gewöhnlichen, mit Dogmenglauben und Mythen getriebenen Abgötterei bestehe, also die christliche Wahrheit weder auf Seiten der protestantischen Zeloten und Grömmeler, noch auf Seiten der römisch-jesuitischen Obscuranten, Abklotzträger und Reliquienhändler ist. Senderschäufen, Cappel. Gr. 8. 20 Ngr.

Brennglas, A., Herrn Buxey's Wallfahrt nach dem heiligen Rocke. Genrebild. Hamburg, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

Brinkmann, A., Die heilige Zeit der Fasten gefeiert in Gebeten, Betrachtungen und Liedern. Berlin, Köster und Kühn. Kl. 8. 20 Ngr.

Clemens, F., Das große Lied von den Jesuiten, für deutsche Männer gedichtet. Hamburg, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

— Geschichte der Jesuiten. Volksthümlich bearbeitet. Hamburg, Berendsohn. Kl. 8. 5 Ngr.

Dirckink-Holmfeld, Frh. C., Kritik der hofsteinischen Rechtsverwahrung wider die Staatseinheit des dänischen Reichs. Sendschreiben an die braunschweigische Ständerversammlung über die Schleswig-hofsteinische Frage. Altona. Gr. 8. 10 Ngr.

Engeln, J., Geschichte der christlichen Kirche, welche lehrt, wie gnädig der heilige Geist vom Tode der Apostel bis zu unserer Zeit für die Erhaltung und Ausbreitung der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche gesorgt und die Verheißung Jesu erfüllt hat, daß die Pfarten der Hölle sie nicht übermächtigen werden. Denabrid. 8. 5 Ngr.

Er muß auf's Land. Lustspiel in drei Acten. Freie Bearbeitung nach Bayard und de Bailly von J. Wendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 12. 7½ Ngr.

Freysche, C. F., Freimuthige Worte über den Hirtenbrief des Hrn. Bischofs Arnoldi und über die Vorstellung der katholischen Geistlichkeit zu Trier an das Domcapitel daselbst. Blantenburg. 8. 3½ Ngr.

Das Gerücht von einer Constitution in Preußen und das Gesetz vom 22. Mai 1815. Leipzig, Necca. Gr. 8. 3 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der deutsch-katholischen Christengemeine in Berlin. Nebst Anhang: Aufruf zur Constituirung eines deutsch-katholischen Kirchenconcils. Berlin, Hermes. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Beigefügt ist die Eingabe der Gemeinde an die königlich preussische Regierung zu Bromberg. Berlin, Hermes. 8. 1½ Ngr.

Grünmacher, Trauredt am 21. Februar 1845 bei der kirchlichen Trauung des katholischen Predigers Gzersti in Schneidemühl. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hausmann, J. G. F., Der moderne Pantheismus als Religion, in seinen jüngsten Manifestationen vom Standpunkt des christlichen Theismus beurtheilt. Stuttgart, Liesching. 8. 5 Ngr.

Hinrichs, Trier-Ronge-Schneidemühl in staats- und bundesrechtlicher Hinsicht. Ein fliegendes Blatt zu Neujahr 1845. 5te durchgesehene Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hirtenbriefe des Erzbischofs von Konium, Coadjutors des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Hrn. J. v. Geißel und des Bischofs von Trier, Hrn. W. Arnoldi. Coest, Kasse. 8. 2½ Ngr.

Hofmann, J. G., Die Macht des Geldes. Eine Aufsuchung der Ursachen der Verarmung und des sittlichen Verfalls so vieler unserer Mitmenschen nebst Mitteln zur Abhilfe. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Jacobi, E., Über Verarmung und Entfittlichung der arbeitenden Classen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten und der Radicalismus. Ober: kurze und gründliche Widerlegung jener Vorwürfe, welche dem Jesuitenorden in den schlechten Seiten gemacht zu werden pflegen. Ein Bademeum für das katholische Volk von einem wohlmeinenden

katholischen Laien. Mainz, Kirchheim, Schatt und Thielmann. 8. 5 Ngr.

Jonathan Elck oder Leben und Wirken der vornehmen Welt in Koo-York. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr.

Das vielblättrige Kleeblatt, oder die Gegner König's beleuchtet vom Verfasser dieser Schrift. Leipzig, Einhorn's Verlagsexpediton. 8. 42 Ngr.

Krause, C. B. A., Abrechnung mit Hrn. Dr. Belger. Zweites Sendschreiben an meine Glaubensgenossen als mein letztes Wort in dem Breslauer Streite über das römisch-katholische Seligkeitsdogma. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Leonhardi, G., Rhetorische Citten und Gebrauche. Druckstücke aus ungedruckten Reisebeschreibungen. St.-Gallen, Schölin und Bollhofer. 1844. 8. 7½ Ngr.

Mejer, D., Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Mendelssohn, J., Salomon Heine. Blätter der Würdigung und Erinnerung. Nebst dem Bildnisse und Facsimile des Verewigten. 3te vervollständigte Auflage. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Menschen und Gegenden. Von Lherese. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Mezig, J. C. F., Ein Beitrag zur Verständigung über die Reformen des Preussischen Militair-Medical-Defens. Lissa, Günther. Gr. 8. 16 Ngr.

Moriz, A., Auch ein Wort für die Jesuiten. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 3½ Ngr.

Riccolini, G. B., Arnaldo von Brescia. Tragödie. Nebst der Biographie Arnaldo's. Übersetzt von B. v. Lepel. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 25 Ngr.

Dehler, G. F., Prolegomena zur Theologie des Alten Testaments. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 17½ Ngr.

Oster, P. J., Schneidemühl oder Rom? Ober: Die wahre katholische Kirche ermittelt aus den apostolischen Umständen. Posen, Gebrüder Schert. Gr. 8. 12½ Ngr.

Phillips, G., Kirchenrecht. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Poujoulat, Geschichte des heiligen Augustin. Sein Leben, seine Lehren und seine Werke. Aus dem Französischen übersetzt von F. Hurter. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 18½ Ngr.

Quinet, E., Der Ultramontanismus, oder die römische Kirche und die neuere Gesellschaft. Aus dem Französischen übersetzt von C. C. Pföbner. Leipzig, Guther. Gr. 8. 20 Ngr.

Rabiger, J., Die allgemeine Kirche. Ein Wort an die Protestirenden unter Katholiken und Protestanten. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reyhaud, Charles, ohne Heirathsgut. Roman. Deutsch von F. B. Druckbräu. Augsburg, v. Senisch und Stage. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rom. Aus dem Französischen von A. de Karle. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Stern, G., Das Judenthum und der Jude im christlichen Staat. Vorlesung. Berlin, Buchhandlung des Lesecabnets. 12. 8 Ngr.

Walther, C., Blüthen der Andacht. Religiöse Lieder und Gesänge. Göttingen, Dieterich. 1844. 12. 20 Ngr.

Werg, A., Der Verwaiste. Eine historisch-romantische Erzählung. Berlin, Lüderig. 8. 1 Thlr.

Wohlfahrt, J. F. L., Der Pauperismus nach seinem Wesen, Ursprunge, Folgen und Heilmitteln von dem Standpunkte der Geschichte, Anthropologie, Staatsökonomie, Legislation, Polizei, Moral und christlichen Kirche. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Barbi, J. B., Die Verehrung der heiligen Reliquien. 2te Auflage. Landshut, Thmann. 8. 3½ Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Sagem. Zwei Theile. Leipzig, Brodhhaus. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Erster Artikel.

Wir freuen uns, daß wir unsern Lesern hier ein Werk anzeigen können, welches sowol durch die Persönlichkeit seines Verf. als durch die unendliche Wichtigkeit seines Gegenstandes weit hervortragt über der Masse der historischen und politischen Producte, die jedes Jahr unsere Presse verlassen. Es ist eine gewöhnliche Buchhändlerlebensart, wenn es heißt: „Kein Gebildeter darf dieses Buch ungelesen lassen.“ Wenn wir diese Redensart aber hier in Bezug auf dieses Werk ebenfalls aussprechen, so ist es unser aufrichtigster Ernst. Seit vielen Jahren ist kein so wichtiger Beitrag zu unserer politischen Memoirenliteratur erschienen, und dieses Werk schließt sich würdig an die früheren Werke des Verf. an.

Der Freiherr v. Sagem ist eine Erscheinung in unserer politischen Literatur, die fast einzig dasteht. Englische und französische Staatsmänner haben sich gern am Abende ihres Lebens damit beschäftigt, nach dem Beispiele der Griechen und Römer, die wichtigen Weltbegebenheiten, an denen sie handelnd Theil genommen, für Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen. Unsere deutschen Staatsmänner haben dieses bis jetzt noch unterlassen, theils weil die geheimen Cabinettsmotive, wonach unsere Geschichte sich gestaltet hat, weder öffentliche Prüfung noch vernünftige, organische Darstellung zulassen, theils, weil sie mehr diplomatische Routiniers als wirklich ideenreiche Politiker waren, und als solchen es ihnen an dem guten Bewußtsein und der höhern, freieren Anschauung der Verhältnisse fehlte, ohne welche Erfordernisse man es freilich nicht wagen darf, vor einer gebildeten Mit- und Nachwelt als Schriftsteller aufzutreten. Geschichte und Memoiren aus der Feder eines Thugut oder Lombard, oder eines Schlegel, Kampff u. s. w., würden sich freilich selbstsam ausnehmen und ihre Verfasser in einer Blöße darstellen, die sie immer mit sorgfältiger Anglichkeit vor der Öffentlichkeit zu verstecken gesucht haben. Ja, wie viele deutsche Staatsmänner möchten in diesem Augenblicke wol leben, die moralisch berechtigt wären, ehrliche Memoiren zu schreiben!

Unser Verf. gehört nun zu den Wenigen, welche ihr

Thun und Treiben, ihre Motive, ihren „Antheil an der Politik“ frei und offen bekennen und ohne Schamerröthen ihrem Volke vor Augen legen dürfen. Auch hat er stets das Bedürfnis dazu gefühlt, und in dieser Beziehung unterscheidet er sich auch von jenen wenigen ausgezeichneten deutschen Staatsmännern, die freilich keine Ursache hatten, mit ihren Handlungen, mit ihren Ideen und ihrer gesammten Persönlichkeit vor der Geschichte geheim zu thun, denen aber vermöge ihres mehr auf That gerichteten Strebens der Drang nach Mittheilung und kunstvoller literarischer Darstellung fehlte. Diese Zutraulichkeit zu dem Publicum, diese Lust an geistiger Gemeinschaft mit dem ganzen Volke ist eine ebenso seltene als liebenswürdige Eigenschaft. Die eigene Freude an dem Gethanen, Gedachten und Erlebten sucht bei Hrn. v. Sagem immer Anknüpfungspunkte und Theilnahme in der öffentlichen Meinung. Allerdings hat diese Mittheilungslust bei dem großen Haufen unserer Diplomaten dem wackern Manne viel hämische Verlezerung und vornehmeres Naserümpfen zugezogen. Es wurde viel von Indiscretion und Vergleichen geschwätzt. Denn nicht nur haßte man überhaupt die öffentliche Behandlung dieser Sachen und mißbilligte im höchsten Grade das böse Beispiel, was einer der Ihrigen gab, sondern, was das Schlimmste war, indem Hr. v. Sagem mit seinem eigenen Antheile an der Politik offen hervortrat, hielt er auch keineswegs ängstlich mit dem Antheile zurück, den auch andere Personen daran genommen hatten, und so kamen denn auch eine Menge Urtheile, Charakteristiken und Schilderungen Anderer mit zum Vorschein, wodurch die in ihrer Geheimnißkrämerei verletzte Diplomatie nur zu empfindlich berührt wurde. Diese Urtheile, die sich fast auf alle bedeutenden und unbedeutenden Staatsmänner seiner Zeit ausdehnten, waren nun gewiß nicht rigoros und vom einseitig schroffen Standpunkte ausgehend. Im Gegentheil ist Hr. v. Sagem eine sehr milde, vielseitige, Umstände und Lage wohl berücksichtigende Auffassung eigenthümlich. Er verlangt keine Römertugend von unsern Salons, und von anderer ehrenwerther Seite ist ihm sogar der Vorwurf einer gewissen Laxität gemacht. Aber trotz dieser großen Milde, Umsicht und Toleranz blieb die Sagem'sche Kritik doch immer eine von einem höhern ethischen Maßstabe aus-

nun jetzt, wo so mannichfache Umstände einem offenen Ausprechen der Ansichten im Wege stehen, wenn jetzt Stimmen von Geistlichen und Laien laut werden, die alles Ernstes gegen jene Orthodorie protestiren, so kann man sicher schließen, daß dieselbe von der öffentlichen Meinung verworfen und nur von einzelnen Schwärmern und vielen Heuchlern gehegt und genährt wird. Der letzte Übelstand der Begünstigung dieser Orthodorie ist dann der, daß die Kritik und Skepsis dadurch geweckt wird. Wir haben nach der Nüchternheit des Rationalismus allerdings das Bedürfnis, daß das gemüthliche Element neu belebt werde. Jene Orthodorie und Altglaubigkeit ruft aber die Kritik auf neue hervor und verleitet sie, viel weiter zu gehen als sie sonst gegangen wäre. Zunächst negirt sie nur den Autoritätenglauben und die reflexionslose Blindheit. Sie zeigt, daß das Christenthum wirklich nicht die Religion der Unfreiheit ist. „Ihr seid theuer erkauft“, sagt Paulus (1. Kor., 7, 23), „werdet nicht der Menschen Knechte.“ Dann richtet sich die Kritik auch gegen das wirklich Heilige und Ehrwürdige und sucht dieses zu vertilgen. Endlich aber geht sie über die Grenzen der Wissenschaft hinaus, faßt, da die neue Richtung in den Augen vieler, wie man einmal nicht leugnen kann, nicht freies wissenschaftliches Product, sondern etwas positiv Begünstigtes ist, die Gründe und Motive zu dieser Begünstigung ins Auge, und geräth hier auf ein Gebiet, auf welches wir ihr zu folgen nicht gesonnen sind.

2) Das germanische Staatsprincip.

Mit dem Rückfalle auf den Katholicismus in der Religion hängt der Rückfall auf das Mittelalter in der Politik zusammen. Beiden liegt das Streben nach Gläubigkeit und Reflexionslosigkeit zum Grunde: der religiöse und der politische Glaube an die feste und infallible Autorität müssen nothwendig Hand in Hand gehen. So ist dieser Rückfall im Felde der Politik als Reaction gegen die Aufklärung und Kritik, als Hervortreten des Gemüthlichen gegen das Verständige, des Positiven und Historischen gegen das Abstracte und von der Vernunft Postulirte, endlich der Poesie und des Erträumten gegen die Prosa und gegen die Wirklichkeit zu betrachten. Diese Richtung wurzelt gar nicht ausschließlich in politischen Überzeugungen, sondern ist ein Stück der modernen Weltanschauung überhaupt. Man geht, um den nüchternen Ernst der Gegenwart aus den eigenen Tiefen des deutschen Volks zu erfrischen, in dessen Vergangenheit zurück. Diese Vergangenheit malt man sich dann auf eine der Empfindung wohlthuende Weise aus. Der Bürger ist arbeitsam und wohlhabend, man sieht an ihm eine gewisse Nüchternheit und Biederkeit der Gesinnung, die sich mit edler Einfalt und kindlicher Treuherzigkeit paart, und alle diese Eigenschaften treten auch in der äußern Erscheinung hervor. Zufrieden und fleißig ist der Bauer, der seine Grundherrschaft, welcher er zins- und scharnerkt, segnet und verehrt. Dichter und Frauen sind zart und sinnig und von moderner Culturverb-

nis völlig frei. Der Edelmann aber ist stark und edel, ein Schutz dem Volke, eine Zier dem Fürsten. Dieser erscheint als großer Herr, dem der Basall den Stegreif hält. Das Alles malt man sich in fleischamen Costumen, allenfalls vor prächtigen Domen und Kirchen, wo Bürger und Bauer auf der einen Seite vor allen weltlich Höhern in beschreibungs voller Ehrfurcht sich neigt, auf der andern aber vor dem Priester und dem Heiligenbilde in frommer Andacht Knie und Rücken krümmt. Der ganze Zustand ist eine Ausmalung des geraden Gegentheils von Voltairianismus und Aufklärung.

Zunächst könnten nur Poesie und Malerei sich in diesem Bilde des Mittelalters, wobei indes jetzt nachgerade Maß und Ziel anzurathen wäre, wohl ergehen, wenn die Sache dabei nur ohne weitere praktische Consequenz bliebe. Die Reaction gegen die rationalistische Gegenwart hat indes auch politische Consequenzen, und im Felde der Politik erscheint sie als Vorliebe für das Germanische, Historische, Gläubige und Reflexionslose und Aversion gegen politische Mündigkeit, Aufklärung und die ganze Staatsansicht der modernen Zeit. Wir wollen nicht weiter erörtern, inwiefern es möglich sei, der Gegenwart, die nicht bloß in dem mittelalterlichen Staatswesen, sondern auch in dem vorigen Jahrhundert ihre historische Begründung hat, die hieher gehörigen politischen Ideen wieder einzupflanzen, sondern diese Ideen selbst, das eigentlich germanische Staatsprincip, etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Gestalt, unter welcher nach der Auflösung der altgermanischen Gau- und Gemeindevorstellung das deutsche öffentliche Leben erscheint, ist der Lehnstaat. In diesem ist ein einzelnes Rechtsgeschäft, die Hingabe des dominium utile einer Sache gegen das Versprechen der Treue und gewisser Dienstleistungen, auf seltsame Weise zur Gliederung für die ganze Gesellschaft gemacht, die damit in den Feudalismus wie in eine Form oder einen Rahmen eingewängt erscheint. Alle Treue, alle Gewalt, ja jede Abstützung in der Gesellschaft beruht auf einer Übereinkunft, die bei der Hingabe einer Sache zur Nutzung geschlossen und in Todesfällen erneuert wird. Man gehorcht nicht, weil es eine höhere, von aller Einwilligung des Einzelnen unabhängige politische Macht gibt, sondern weil und insofern man privatrechtlich dazu verbunden ist. Der Mangel dieses Systems liegt zunächst darin, daß es keine öffentliche, Alles gleichmäßig umfassende Macht gibt. Jeder Baron ist König in seiner Baronie und schließt die Einwirkung des höhern Herrn in seinem Territorium aus. Die Hinterassen entbehren daher einer unmittelbaren Verbindung mit der Staatsgewalt. Die gleichen Vasallen sind dagegen gleichberechtigte Herren, die untereinander nicht im Zusammenhange von Mitbürgern stehen. Der Landesherr selbst ist aber nur ein großer Herr, der eigene Besitzungen haben muß, wenn er etwas gelten will, und die Landeshoheit ist ein Gemisch aus gutsherrlichen Rechten über die Hinterassen auf Privatgütern, lehnsherrlichen Rechten über Vasallen und endlich vom Kaiser zu Lehn getrage-

nen Amts- und Regierungsrechten. Man hat mit Recht gesagt, daß es im Feudalsysteme weder Regierung als politische Macht, noch Volk als gleiche Gesamtheit von Unterthanen gibt. Das ganze System war ferner auf das Grundeigenthum gebaut, und Eigenthum an Grund und Boden war nicht, wie nach den später zur Geltung gekommenen Grundsätzen des römischen Rechts, ein reines Privatrecht, sondern enthielt Hoheitsrechte über die darauf Angeseffenen, welche vom Herrn regiert und gerichtet werden, ihm zinsen und ihm dienen und seine Unterthanen sind. Das Rittergut ist kein einfacher fundus rusticus im römischen Sinne, sondern ein kleines Territorium.

Augenscheinlich war aber das ganze feudalistische Schema zu eng, und eine allseitigere Entwicklung der Gesellschaft mußte es sprengen. Zunächst blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den Städten auf, mit dem veränderten Kriegswesen verlor der Lehnendienst und damit das ganze Lehnwesen seinen Sinn, das römische Recht veränderte den Begriff des Grundeigenthums, so daß die nach deutschem Rechte darin liegenden eigenthümlichen, in das öffentliche Recht reichenden Befugnisse zu Privatrechten und civilistischen Anomalien wurden, und endlich sprengte der Beginn einer durchgreifenden Regierung und Verwaltung, von welcher bei der vollen Consequenz des Feudalismus gar nicht die Rede sein konnte, das alte viel zu eng gewordene Gebäude.

So folgte auf den Lehnstaat der ständische Staat. Diesen werden wir genauer zu betrachten haben, da das sogenannte germanische Staatsprincip, wo es praktisch werden könnte und nicht auf ein ganz leeres Analogisiren des Modernen und Antiken hinausläuft, eben zu dem alten Ständewesen zurückzugehen trachtet. Im ständischen Staate zeigt sich der Anfang des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk: das feudale Schema ist zersprengt, und die ganze Gesellschaft hat sich nun in den politischen Verband zwischen Regierung und Unterthanen zu fügen. Die ständische Monarchie ist aber erst der Übergang zu einem solchen Verlande. Der Fürst ist in der ständischen Monarchie — wie Jarcke ihn bezeichnet — ein mit Grund und Boden angeessener, mit mannichfachen nutzbaren Rechten begüterter Herr, der sein Fürstenthum und seine Herrlichkeit gerade in derselben Weise besitz wie jeder Andere sein freies Recht und Eigenthum. So ist sein Recht ein Privatrecht. Eine eigentümlich öffentliche Macht, die unbedingt als Inbegriff aller im Staat vorhandenen Macht durchgreifend auf Alle wirkt, hat er nicht. Ihm treten auf dem Gebiete des Privatrechts, in welchem sich das ganze Staatsleben noch bewegt, sogleich ebenso mächtige Privatrechte entgegen, welche er nicht als Landesherr von Staatswegen einschränken kann, sondern mit denen er sich abfinden und Verträge schließen muß. Das Ganze ist also ein Gemisch von Privatrechten, welche sich einigen müssen. Bei dieser Einigung kann, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, jeder Berechtigte ohne Rücksicht auf Staatsraison Ja oder Nein sagen, und wenn einmal Alle

Nein sagen; und wenn der Fürst dann dem Principe untreu zu werden nicht mächtig genug ist, so steht der Staat still. Es leuchtet ein, daß eine kräftige Staatsregierung mit dem Ständewesen sich nicht verträgt, und in der That hat auch die Souveränität erst durch Vernichtung der ständischen Befugnisse entstehen können. Auf die Zeit der Blüte des Ständewesens folgte daher im 17. und 18. Jahrhundert die Zeit der Souveränität und unumschränkten Regierung, welche das Princip der ständischen Verfassung nicht mehr anerkannte und die Stände zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsetzte. Was man hin und wieder von der Thätigkeit der Stände noch vernahm, war wenig erfreulich. In der öffentlichen Meinung hatten sie nie einen festen Haltpunkt haben können. Man sah daher ihrer Annullirung ganz ruhig zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

E i n P u f f .

Ein Ungenannter hat im ersten Heft der „Deutschen Vierteljahrschrift“ von 1845 einen Puff ausgehen lassen gegen den Gedanken an ein deutsches Nationaltheater, nämlich einen Ausspruch des wackeren Schiffsherrn Puff in „Sophiens Reise von Remel nach Sachsen“, in welchem er eine geistreiche Parodie eines solchen Gedankens zu finden glaubt, und fügt das Wort eines Franzosen hinzu, daß ein Volk, welches von einem andern lernen müsse, wie es sich kleiden, das Halstuch binden, den Hut aufsetzen, Messer und Gabel handhaben soll, sich nicht anmaßen dürfe, eine Komödie haben zu wollen, welches unser patriotischer Ungenannter zu seinem Votum macht mit dem Amendement, statt Komödie Bühne zu setzen. Es müsse sich mit dem Surrogat einer Bühne und wie es scheint mit dem Surrogat einer Literatur überhaupt, bis allenfalls auf die lyrische Dichtung begnügen. Das ist allerdings mehr als herb! Und warum sind wir armen Deutschen denn so elend daran? Weil unser patriotischer Ungenannter an uns die zu einer Rationalität überhaupt erforderliche Einseitigkeit vermißt: eine fixe Idee wie etwa Weltherrschaft, Welthandel, Weltrefur und Ähnliches, und daher eine gewisse Gleichförmigkeit der Cultur und Gesamtgefühl. Einen nationalen Grundzug gesteht er uns: allerdings zu: die Richtung auf die Tiefe der Seele und die Natur, aber nicht auf das Leben, und dieses soll ja plastisch im Drama hervortreten; ergo — sind wir zum Drama nicht geeignet. Doch streitet er uns die geistige Fähigkeit dazu nicht ganz ab und eröffnet uns die trostreiche Aussicht, daß, wenn das gegenwärtige Deutschland zertrümmert sein wird, aus dem Roth des Grauses das zarte Pflänzchen der Rationalität und damit auch eines Nationaltheaters entsprossen, aber gewiß nicht, wie der ehrliche Puff selbstamerweise wünsche, von einem Augustus werde gepflegt werden. Wir bescheiden uns, daß wir unsern Fürsten nicht so nahe stehen, um beurtheilen zu können, ob sich denn von ihnen für Deutschland im Geistigen und Politischen gar nichts Gutes erwarten lasse; wir trauen aber dem Rothe, der sich aus dem Schutt Deutschlands bilden soll, nicht viel Humus zu und möchten gar gern das deutsche Volk davor bewahrt wissen, sich im Rothe zu wälzen, und möchten ihm gern erhalten wissen, was es in seiner eigenthümlichen Cultur bereits errungen hat, und möchten dieses so viel als möglich zu einem Gemeingute und wo möglich höher ausgebildet sehen. Der patriotische Ungenannte mag von seinem Gesichts- und Standpunkte aus vollkommen recht haben; allein sein Gesichts- und Standpunkt ist nicht der unsere. Wir nehmen Deutschland wie es ist und noch wol alles Rüttelns an dem schwerfälligen Michel ungeachtet im Ganzen ein gutes Weichen bleiben wird, nicht wie es sein sollte (worüber sich viel streiten ließe), und überlassen, wie es

weis, wie wenig wir noch sittlich zu Öffentlichkeit irgend einer Art herangereift sind. Wir verlangen von unsern öffentlichen Charakteren die Schüchternheit eines vierzehnjährigen Mädchens, die überall erröthet und stottert, sobald sie sich öffentlich zeigt. Wer im Gefühle seines Werthes diese Blödigkeit nicht besitzt und sie auch erheutelt nicht zur Schau tragen mag, den nennt der große Haufen eitel. Die Sache ist aber ganz einfach; es soll Niemand mehr scheinen wollen wie er ist; sich auch nicht höher taxiren als er verdient. Aber es ist nichts natürliches, ja nichts pflicht- und wahrheitsgemäßer, als daß man den Werth, den man wirklich besitzt, auch selbst zu erkennen weiß, und daß man den Wunsch und das Streben hegt, daß unsere Mitmenschen ebenfalls unsere Persönlichkeit richtig zu schätzen wissen. Wie gesagt, wir Deutsche sind in dieser Beziehung mit unsern sittlichen Anforderungen noch sehr im Unklaren. Wenn Goethe bei Gelegenheit z. B. ganz unbefangen äußerte: „Lied ist gewiß ein talentvoller Mann, aber es ist eine Albernheit, ihn mit mir zu vergleichen“, so schrieb der ganze literarische Pöbel über die Eitelkeit Goethe's. Und doch sagte Goethe damit weiter nichts als eine ganz unbestreitbare Wahrheit. Warum sollte er gegen dieselbe blind sein, oder sie nicht offen aussprechen dürfen?

Daß übrigens dieses Selbstbewußtsein des Freiherrn v. Gagern ein sehr bedeutendes sei, ja daß es hier und da wol an Selbstgefälligkeit grenze, soll damit nicht geleugnet werden. Das aber ist das Vorrecht jedes ausgezeichneten, in sich einigen Charakters, daß selbst solche Eigenschaften, die bei unbedeutenden und zerrissenen Persönlichkeiten unbedingt als Fehler erscheinen würden, hier keinen verletzenden Eindruck machen. Im Gegentheil möchte man sich solche Eigenschaften gar nicht weg wünschen; man kann es gar nicht. Harmonisch durchgebildete Charaktere lassen sich gar nicht in einzelne Bestandtheile auseinanderreißen; was man bei andern Menschen Tugenden und Fehler nennt, ist hier so innig miteinander verwachsen und zu einem einzigen vollkommen organisierten Individuum ich möchte sagen chemisch verbunden, man fühlt so deutlich, daß alle Theile gegenseitig aufeinander ruhen, sich gegenseitig bedingen, daß es dem Einsichtsvollen und Gebildeten gar nicht einfällt zu sagen: „Dieses möchte ich weg wünschen, oder hier möchte ich noch etwas anfügen.“ Der ausgebildete, in sich einige Charakter ist eine einzige Tugend, der unausgebildete ein einziges Laster.

Diese Selbstgefälligkeit Gagern's, wenn man sie einmal so nennen will, äußert sich nun nicht bloß darin, daß er seine Person überall in den Vordergrund stellt und an seine Person die Weltbegebenheiten anknüpft — das liegt in der Natur der Memoirenschreiftellerei, und ist ganz in der Ordnung, wiewol es vielleicht keinen Schriftsteller gibt, der das Wörtchen „Ich“ so oft gebraucht hat —, sondern besonders darin, daß er doch hier und da seinen moralischen und politischen Einfluß etwas überschätzt. Manche Dinge, die er in den diplomatischen Kreisen bevormundet und unterstützt hat, sind

durchgegangen; ob aber durch ihn, durch seine geistreichen und gelehrten Abhandlungen, ob durch seine immer eben und großartigen Motive, oder ob nicht häufig durch weit kleinlichere Menschen und Bewegungsgründe, das möchte sehr dahingestellt sein. Irrten wir nicht, so haben selbstsuchtige und engherzige Diplomaten, die damals wie jetzt noch größtentheils das Heft in den Händen hatten, sich die Deductionen Gagern's recht gern gefallen lassen, sobald sie ihre Zwecke unterstützten; unwürdigen Motiven wurde dadurch ein anständiger Mantel umgehängt; aber Überzeugungen hat er doch wol weniger zu Wege gebracht als er seiner Feder und seiner Unterhandlungskunst zutraut. Es verkleinert den vortrefflichen Mann durchaus nicht, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß er oft geschoben wurde, wo er zu schieben glaubte, und daß eben seine mächtigen Bundesgenossen über den gelehrten, philosophisch-phantastischen Reichsritter nicht selten heimlich gelächelt haben mögen. Ein guter Mensch, der nach höhern moralischen Zwecken unausgesetzt strebt, wird trotz der ausgebreitetsten Welt- und Menschenkenntniß immer hier und da der Dupe kleinlich-schlauer Menschen bleiben, denen er an Geist und höherer Erkenntniß hundert Mal überlegen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Dritte Sammlung. Adorf, Verlagsbureau. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Es hat der geistvolle Herausgeber dieser selbst so geistvollen „Militairischen Briefe eines Verstorbenen“ in dem Vorworte zur zweiten (1843 erschienenen) Sammlung derselben mit vollem Rechte bemerkt, daß die erste Sammlung in Nr. 225 f. 1842 d. Bl. eine ebenso gründliche als geistreiche Beurtheilung erfahren habe. Die in Nr. 359 und 360 f. 1843 d. Bl. von demselben Ref. enthaltene weitere Beurtheilung der zweiten Sammlung jener „Militairischen Briefe“ verdient sicherlich eine gleiche Bezeichnung, um so schwieriger aber gestaltet sich demnach auch die Aufgabe, einen solchen Beurtheiler bezüglich der dritten Sammlung jener Briefe zu ersetzen. Wir würden Solches auch niemals gewagt haben, wenn wir nicht von der Redaction d. Bl. ausdrücklich hierzu aufgefordert worden wären, und wir haben dieser Aufforderung und überhaupt nur insofern unterzogen, daß wir nicht sowohl eine kritische Beurtheilung als vielmehr nur ein Referat über den Inhalt der vorliegenden dritten Sammlung zu geben beabsichtigten. In der That bedarf auch die Fortsetzung eines Werks, welches gleich diesem bei Männern aller Stände und jeglichen Alters eine so beispiellos günstige Aufnahme gefunden hat, weder einer wirklichen Beurtheilung noch einer weitem Empfehlung, und es genügt vollkommen, nachzuweisen, daß solche dem Vorangegangenen ebenbürtig sei. Dieses ist auch nicht nur vollkommen der Fall, sondern es darf diese Fortsetzung sogar als eine in vielen Beziehungen noch gebiegener und noch reichhaltigere bezeichnet werden. Daß aber dessungeachtet der Verf. fortwährend das strengste Incognito bewahrt, läßt, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, nur mit um so größerer Zuverlässigkeit vermuthen, daß dieser Correspondenz überhaupt eine höhere, über den Beifall der Menge hinaus-

wachende Absicht zu Grunde liegen möchte. Obgleich zwar der Herausgeber es beabsichtigt von sich ablehnt, jene Absicht völlig gerechtfertigt zu haben, so dürfte er solche aber doch wol vollkommen richtig darin erfasst haben: „Daß der Verf. vor Allem danach strebe, manche schroffe Gegensätze der Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs zu vermitteln, den Zeitgenossen die Absichten und Erfahrungen der Erfahrensten zugänglich zu machen und das Bessere der zu einer wahren Bücherflut angeschwollenen Militärliteratur in einer solchen Form darzubieten, daß es selbst dem verwöhnten Gaumen eines überflüssigen Dandy als Lederbissen erscheine, wodurch einem solchen unbewußt manche gute und werbe Lehre zu Theil würde. Zwar mit Catonischer Strenge alles Verwerfliche rückend, aber dabei eine seltene Unparteilichkeit beizubehalten und die Erinnerung an ältere politische Feindschaften zwischen den deutschen Volksstämmen verwischend, indem er ihren Ursprung in den Mißgriffen der damaligen Mächthaber nachweist, zugleich aber auch gerade hieraus die gebieterische Nothwendigkeit gegenseitigen Vertrauens entwickelt.“ So bezeichnet der Herausgeber — im Geiste des Verf. — noch weiter dessen Zwecke und Absichten mit ebenso großer Kürze als treffender Schärfe.

Wir können uns dieser Ansicht sowie jener damit ganz übereinstimmenden unsern in d. Bl. über die erste und zweite Sammlung referirenden Vorgängers nur völlig anschließen. Ganz besonders aber müssen wir auch noch der Bemerkung des Lesers beistimmen, daß der Zweck der vorliegenden Schrift zunächst auch in einer Popularisirung Clausewitz'scher Denkungsweise und Ansichten zu bestehen scheint, und ihr Verf. nicht sowohl als Geistesverwandter als vielmehr als wahres Geisteskind jenes Weisen bezeichnet werden müsse; eines Weisen, dessen Geisteshöhe auf dem Felde der Kriegswissenschaften unserer Ansicht nach bis jetzt noch keinen Nebenbuhler gefunden hat. Auch hat ja der unbekannte Verf. selbst S. 355 der zweiten Sammlung mit klaren Worten ausgesprochen, daß Nährung jenes Clausewitz'schen Geistes hauptsächlich Zweck dieser olympischen Correspondenz sei. Möglicherweise könnte übrigens der Leser es dabei sogar mit einem Zwillingsspaare Clausewitz'scher Geistesfinder zu thun haben, denn wenn der Herausgeber die große Vertraulichkeit des Verf. mit den besprochenen historischen Zuständen, und die diplomatischen Freiheiten mancher Anspielungen auf Zustände der Gegenwart als solche Andeutungen bezeichnet, woraus sich schließen lasse, in welchen Beziehungen der Verf. stehe oder gestanden habe, und hinzusetzt, daß hieraus zugleich die Beharrlichkeit der Verleugnung der Autorschaft erklärt werde, weil selbst die höchste Stellung nicht gegen die versteckten Angriffe derjenigen zu schützen vermöge, die offenen Ladel niemals verzeihen und sich dafür zu rächen suchen: so wird dadurch zwar die Vermuthung rege gemacht, daß diese Autorschaft einem militairischen Diplomaten zugeschrieben werden müsse, indeffen hat auch der Herausgeber in seiner „Lektüre für Subalternoffiziere“ und seinen „Eisenbahnen als Operationslinien“ sich selbst so sehr von Clausewitz'schem Geiste befeelt erwiesen, daß er wol fähig gehalten werden kann, diesem Werke mehr als bloßer Herausgeber zu sein. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so haben wir es zunächst jedenfalls mehr mit dem Werke als mit dessen Verf. zu thun.

Dieses anlangend, so bietet es, in 15 Briefen (38. bis 52. Brief) wie schon erwähnt, abermals eine ebenso anziehende als lehrreiche Ausbeute dar. Nachdem nämlich im 38. Briefe in einer zwischen Gustav Adolf, Friedrich dem Großen und Napoleon angestellten Parallele der Preis der Feldherrngroße Friedrich zuerkannt worden, wird im 39. bis 44. Briefe hauptsächlich das Thema über Zweck und Mittel im Kriege, in einer Art Paraphrase der vier ersten Bücher der Clausewitz'schen „Lehre vom Kriege“, abgehandelt und dessen Lehrsätze überhaupt durch eine kritische Beleuchtung und Vergleichen der Feldzüge Eugen's in Italien von 1705 — 6 mit jener Napoleon's 1796 noch mehr erläutert. Der 45. Brief ist dagegen wieder ganz humoristischen Witzspielen gewidmet.

Steht es zwar nicht zu leugnen, daß eben die Fiktion des Zusammenstreffens der berühmtesten militairischen Notabilitäten aller Völker und aller Zeiten im Olymp die so meisterhaft durchgeführte Form des Dialogs und die Repräsentation verschiedener Meinungen und Ansichten durch scharf bezeichnete Individualitäten sehr zweckdienlich begründet, so kann Ref. übrigens doch auch nicht bergen, daß es ihm scheint, als wenn bei manchem jener phantastischen Schattenspiele des Witzes und launiger Satire die Vorbereitung und Einleitung in keinem Verhältniß zur Ausbeute oder Pointe stehen möchte. Leicht möglich, daß der Grund dieser Meinung darin liegt, daß die Mehrzahl jener Anspielungen Ref. bezüglich ihres Zieles und Gegenstandes unverständlich blieben, oder auch, bei seiner bescheidenen Lebensstellung, unverständlich bleiben mußten; und jedenfalls gewiß, daß Solches in vorliegender Sammlung ungleich weniger stattfand als in den vorbergehenden.

Voll köstlichen Humors sind übrigens namentlich die im 49. Briefe enthaltenen taktischen Tischgespräche, denen im 46. bis 48. Briefe ein mit höchst gediegenen Seitenbemerkungen durchwebtes Résumé der Feldzüge von 1708 — 12 in Flandern vorgeht. Vor Allem erregt nämlich, bei der olympischen Tafel, die aus Gliederpuppen bestehende Schar der olympischen Palastgrenadiere, welche durch im Innern verborgene Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, und welche in der Uniform der altpreussischen Gardebataillone erscheinen, das Entzücken des alten Dessauers, zumal ihr taktisches Exerciren nicht nur seinem Auge sondern auch seinen Ohren den höchsten Genuß gewährt, indem kleine, an den Gewehren befestigte Ketten bei jedem Griffe ein — wundervoll klingendes — Klirren erzeugen. Voll Emphase sich zu Waltern wendend bricht daher der alte Feldherr auch in die Worte aus: „Das ist eine Kerntruppe, mit welcher ich den Teufel aus der Hölle treiben wollte. Die Kerls marschiren ohne Punkt und Komma fort, wohin man sie haben will, nichts kann ihren Anlauf stören, und ihr Feuer, ja ihr Feuer! das ist ein immervährendes Donnerwetter mit Bleihagel, so dicht wie Schloßen. Das ist eine Truppe, die Feuer im Leibe hat.“ Nur Dampf, nichts als Dampf, Durchlaucht, setzt indeffen Feldmarschall Buddenbrock berichtigend hinzu, zugleich bemerkend, daß der Sieg nur dann als vollständig zu bezeichnen sei, wenn der Feind auseinandergeprengt und ihm das Wiederkommen unmöglich gemacht werde, was nur durch Cavalerie und nicht durch übermäßiges Schießen der Infanterie erzielt werden könne. Leopold erwidert jedoch ärgerlich: „Dampf oder Luft, das ist mir gleich viel, ich meine nur, daß Alles auf gutes Marschiren und schnelles Schießen ankommt. Das brachten meine Truppen auch ohne Dampfmaschinen zu Stande, das spanische Rohr that dieselbe Wirkung, und wenn man den Feind todgeschossen hat, kommt er auch nicht wieder, wozu braucht man also die Cavalerie.“ Schwerin pflichtet dem Dessauer hierin völlig bei, doch Sneyenau erhebt hiergegen Einsprache und es entsteht hierdurch eine lebhafteste Discussion, in welcher sich Schwerin u. A. auch folgendergestalt vernehmen läßt: „Unsere Truppen hatten keinen andern Willen als den ihrer Befehlshaber; wir klopfen ihnen das Denkvormögen aus dem Leibe wie den Puder aus den Röcken. Die sparsam zugemessene Kost, oder die süße Gewohnheit des Darbens, wie unsere dichterischen Leute zu sagen pflegten, durchdrang das Kriegsvolk von unten herauf mit einer moralischen Kraft; die reichlich vertheilten Stockprügel erzeugten Unterwürfigkeit und befestigten die gegenseitige Aneignung. Sich auf Befehl dem Tode zu weihen schien ihrer Einfalt nur unerlässliche Pflicht. So marschirten sie dem Tode unerschrocken entgegen; wer dabei eine Anwandlung von Schwäche bekam, wurde durch eine Tracht Prügel wieder gestärkt. Dieses Arcanum zeigte sich überall von bester Wirksamkeit, selbst beim Unterrichte. Man gab sich damals nicht die einkältige Mühe, die Soldaten über ihr Verhalten vor dem Feinde zu belehren, sondern man begnügte sich, für bezeugte Unwissenheit sie durchzuprügeln. Das war viel einfacher und

man mochte Jeder selbst für seine Belichtung sorgen.“ Hierauf entgegnet jedoch Marschall Gervais: „Du allen Seiten hat man die Ursachen großer und dauernder Erfolge zu erforschen gesucht, ist aber darin nicht immer glücklich gewesen, weil man zu viel Berth auf Einzelheiten gelegt hat. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurde unsere Infanterie (die französische) mit dem Obliquemarsch gequält, weil Friedrich der Große die feine bei Rossbach und Leuthen in schräger Front zum Angriff geführt hatte. Eine zweite Reuerung war die Einführung der Stockprügel. Bei Ausbruch des französischen Revolutionskriegs manöuvrten und schossen wir so gut wie die Preußen, wurden aber fast überall geschlagen, bis wir unsere Kampfweise gänzlich änderten und die Stockprügel abschafften. Als wir anfangen den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln, gab man uns schuld, die Truppen vor dem Angriff durch Wein und Brandwein aufzuregen. Sollte aber das Geheimniß unserer Siege nur darin bestanden, so würden die Engländer und Deutschen uns bald aus Europa gejagt haben, denn sie tranken mehr als wir.“

Die durch diese Bemerkung erregte allgemeine Heiterkeit wird indeß durch einen in Tenare ausgebrochenen Aufruhr unter den daselbst eingesperrten Schriftstellern unterbrochen, welche fingirte Scene dem Verf. Gelegenheit bietet, ebenso durch Wig und Satire schimmernde als durch Geist und Gesinnung sich auszeichnende Ansichten über Publicisten, Presse, Pressfreiheit und Presszwang zu entwickeln. Nachdem er namentlich nachgewiesen, daß der Kampf der Meinungen mittels der Presse als kein Übel, sondern als eine Nothwendigkeit anzusehen sei und seitens der obersten Staatsgewalt nur verlangt werden könne, ihn als ein ehrliches Turnier auf loyalen und ritterlichen Weise zu führen, ihn zu verbieten aber als ein Act der Willkür bezeichnet werden müsse, welcher zugleich die öffentliche Meinung degenerire, schließt er mit den Worten: „Das ist ein Thema, mein Freund, worauf du die Variationen selbst machen wollest; doch vergiß dabei nicht den Berth der öffentlichen Meinung in diesem Sinne gehörig zu würdigen, sie ist für einen Bundesstaat unbedingt das wichtigste politische Element, dessen kräftige Entwicklung die Dressur durch Korallenhaldbänder und Raufförbe entschieden von sich weist.“

Der 50., 51. und 52. Brief haben hauptsächlich Betrachtungen über die Verhältnisse, unter welchen der erste Schlesiensche Krieg begann und die in demselben stattgefundenen Ereignisse zum Gegenstande, und am Schlusse des letzten dieser Briefe wird dem Leser Hoffnung auf weitere Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks in Aussicht gestellt. Daß eine solche Fortsetzung das Interesse um so mehr steigern müsse, je mehr der historische Theil die neuern Kriege ins Auge fassen wird, steht wol nicht zu bezweifeln, sowie denn auch in demselben Maße des Fortschreitens dieses Werk immer mehr und mehr sich als ein solches gestalten möchte, von dem man in Wahrheit behaupten dürfte, daß es gar Manchem eine halbe Bibliothek zu ersetzen im Stande sein würde. Fast eine solche Behauptung zwar allerdings immer viel Gewagtes in sich, so befürchten wir aber doch nicht, daß sie uns als eine solche verwerfliche, die Würde der Wissenschaft beeinträchtigende Lobhudelei ausgelegt werden könnte, wie in neuerer Zeit leider auch in der Militärliteratur bemerkt worden ist, und womit namentlich ganz ungreiflich die „Militair-Literatur-Zeitung“ bezüglich eines zwar an sich recht schätzbaren, aber z. B. mit vorliegendem in keiner Weise vergleichbaren Werks ihren diesjährigen Jahrgang eröffnete.

10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philosophische Literatur.

In Paris ist folgendes für die Geschichte der französischen Philosophie nicht unwichtige Werk erschienen: „Le Cartésianisme; ou la véritable rénovation des sciences, ouvrage

couronné par l'Institut, suivi de la théorie de la substance et de celle de l'infini, par Dordas Demoulin; précédé d'un discours sur la rénovation de la philosophie aux 19^{èmes} siècles pour servir d'introduction générale“, von F. Huet (2 Bde.). Der Versuch über den Cartésianismus ist in drei Theilungen getheilt. In der ersten, „Philosophie“ überschrieben, handelt Herr Dordas von dem Verhältnisse des Gedankens zu sich selbst von Descartes; von den Ideen, den geistigen und körperlichen Substanzen und der Existenz der Körper. Die zweite, der Physik und Mathematik gewidmete Abtheilung umfaßt Alles, was auf das Licht, die Bewegung, die analytische Geometrie und die Differentialrechnung Bezug hat. Die dritte enthält allgemeine, theils philosophische, theils physikalische und mathematische Betrachtungen. Darauf folgt die Lehre von der Substanz und dem Unendlichen. Die von dem Professor der Philosophie zu Gent, Hrn. F. Huet, dem Werke vorangeschickte Einleitung hat zum Zweck, einige Anwendungen der von Dordas Demoulin aufgestellten Grundsätze darzulegen, anzugeben, was sie zum Fortschritte der verschiedenen Wissenschaften beitragen können, und insbesondere zu zeigen, welches Licht sie auf die gegenwärtigen Debatten zwischen der Philosophie und der Theologie, welche in unserer Zeit die Gemüther so heftig bewegen und in der That die Grundlagen unserer socialen Ordnung so nahe berühren, zu werfen vermögen.

Ein noch größeres Interesse dürfte das ebenfalls neuerdings zu Paris erschienene Buch: „Essai d'une nouvelle théorie sur les idées fondamentales ou les principes de l'entendement humain“, von F. Perrou, für viele Leser haben. Nachdem der Verf. in einer historischen Einleitung sich bemüht hat, den philosophischen Charakter der vier Gründer der modernen Schule in Frankreich, der Herren Descartes, Bayle, Condorcet, Cousin und Souffroy, und ihre Verdienste um die Wissenschaft an den Tag zu legen, setzt er die Lehre der neuen Schule und ganz besonders Cousin's Theorie von den Grundideen oder den Principien des menschlichen Verstandes auseinander. Hr. Perrou erklärt, daß er diese Theorie nicht annehmen könne, weder in Bezug auf die Reduction, welcher sie die Grundideen unterwirft, noch in Bezug auf die Kennzeichen und Verhältnisse, welche sie ihnen zuschreibt, noch in Bezug auf den Ursprung und die Geltung, welche sie ihnen anweist, noch in Bezug auf die Beschaffenheit des Grundes, an den er sie befestigt. Nachher untersucht er das System der modernen Schule unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten, und trägt sodann seine neue Lehre in den neun letzten Capiteln seines Werks vor, in denen er von den Ideen von Zeit und Raum, von den Ideen von Phänomen und Substanz oder von dem Princip der Substanz, von den Ideen von Ursache und Wirkung oder vom Principe der Causalität, von den Ideen des Endlichen und Unendlichen, von Einheit und Identität, von der Idee des Guten, von der Idee des Schönen, von der Idee des Wahren oder der Wahrheit und von den Kategorien handelt. Die beiden obgenannten Werke liefern wenigstens einen Beitrag zur Kenntniß der französischen Philosophie und haben insofern ihren Werth.

Astronomie.

Zu Paris ist der erste und zweite Band einer neuen schönen Ausgabe von Laplace's Werken erschienen, die auf Kosten des Staats, kraft eines Gesetzes vom 15. Juni 1842, welches im Anfange des ersten Bandes abgedruckt worden ist, herausgegeben wird. Der Artikel 2 dieses Gesetzes bestimmt, daß ein Exemplar von dieser neuen Ausgabe der „Mécanique céleste“, der „Exposition du système du monde“ und der „Théorie analytique des probabilités“ an den Hauptort eines jeden Departements, an alle Städte, welche öffentliche Bibliotheken haben, und an alle Specialschulen eingesandt werden soll.

31.

Dienstag,

Nr. 112.

22. April 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Bechluss aus Nr. 111.)

Auch als moralisch-politischer Schriftsteller überschätzt Gagern seine Stellung zum Publicum und seinen Einfluss auf dasselbe, wie er denn überhaupt eine größere Kenntniss der Elemente der höhern Cirkel als des Mittelstandes und der untern Schichten der Gesellschaft zu besitzen scheint. In seinem bekannten Schreiben an den mecklenburgischen Gesandten Freiherrn v. Pleffen, worin Gagern sich mißbilligend über die repressiven Karlsbader Maßregeln äußert, kommt ungefähr folgende Stelle vor (da es wol zehn Jahre her ist und darüber, als wir sie zum letzten Male gelesen, können wir sie aus dem Gedächtnisse nicht genau mehr wiederholen, aber ungefähr so wird sie lauten, wie wir sie hier mittheilen): „Und die Jugend, werden Sie sagen, wer schützt uns vor den Verirrungen der Jugend? — Die Jünglinge, mein verehrtester Freund, die Jünglinge überlassen Sie nur ruhig mir.“ Und dabei deutet er besonders auf seinen „Einsiedler“ hin. Guter, vortrefflicher Mann! Niemand weiß den Werth und den Gehalt deiner Schriften höher zu schätzen als ich; Niemand erkennt auch freudiger an, daß deine Schriften eine Quelle von Belehrung und Weisheit für einzelne, wohlorganisirte Jünglinge sein könnten; Niemand verabscheut ferner mehr jene Karlsbader und alle fernern Beschlüsse, wodurch man aus simulirter Furcht vor einzelnen Mißbräuchen der Freiheit die freie Rede und die freie Entwicklung des Volks überhaupt unterdrückte. Aber daß du deine Schriften als Garantie gegen jugendliche Phantasterei, Excentricität und Ueberspanntheit ganz ehrlich anbieten zu können glaubtest, daß du sie als radikales Gegengift gegen abgeschmackte Professorenssysteme mit kindlichem Vertrauen anempfehlen konntest, das deutet allerdings auf ein entschiedenes Verkennen deines Verhältnisses zu den Mitlebenden. Wann hat der große Haufen, er sei gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt, je direct auf die Sprüche der Weisheit, der Erfahrung, des Wohlwollens gehört? Und vollends heutzutage! Und wer ist eben weniger geeignet, für die große Masse zu schreiben, als eben Ga-

gern? Gagern's Schriften sind nur da wie wenige Edelsteine, reicher Gebildete. Fragt doch einmal auf den Universitätsstädten herum, bei Professoren und Studenten, wer kennt Gagern? Wer weiß nur die Titel seiner Schriften anzugeben? Und wer hat sie vollends gelesen? Ich wette Hundert gegen Eins, nicht ein einziger Student und unter unsern Professoren und Dozenten der Staatswissenschaften und Geschichte nicht zehn. Und dasselbe Verhältniß war damals ebenso wie jetzt. Unsere Professoren lesen nur Compendien und Systeme, aus denen sie Hefte oder neue Compendien und Systeme zusammentragen. Unsere Studenten studiren auch nur Systeme und Compendien, oder sie lesen Briefe von Ronge, Gedichte von Herwegh oder Prug, flache Declamationen, wobei es darauf ankommt, das Maul so voll wie möglich zu nehmen. Gagern's Werke sind für sein Volk gewiß nicht verloren; wie alle Erzeugnisse ausgezeichneter Geister wirken sie auf die Besten und Edelsten und bringen vielfach durch diese wieder in den allgemeinen Volksgeist allmählig ein. Aber die Annahme, mit seiner keineswegs populären Feder den Geist der studirenden Jugend regieren zu können, war denn doch ein gutmüthiger Irrthum.

Der Freiherr v. Stein äußert einmal in einem Briefe aus den J. 1810 oder 1811: „Hrn. v. Gagern's Ansichten sind phantastisch.“ Allerdings besitzt Gagern eine sehr lebhaft Phantasie, die sich nicht leicht auf einen bestimmten Zeitpunkt fixirt, sondern leicht beweglich gar mannichfaltige politische Combinationen erzeugt. Ein Mann der That, ein großer Staatsmann, der nach einem vor seinem Auge mit Nothwendigkeit daliegenden Ziele handelt, der selbst gewissermaßen nur eine einzige verkörperte Idee ist, etwa wie Stein, ein solcher ist Gagern nicht. Er ist ein geistreicher, contemplativer Politiker, der die Dinge von allen Seiten betrachtet, und jeder ihr Recht abzugewinnen weiß. Ein politisches Axiom, von dem er ganz beherrscht wird, kennt er nicht. Seht es so — gut, — wo nicht, so geht es auch anders. Gelingt dieser Plan nicht, wohl, so interessieren wir uns für einen andern, der vielleicht gerade das Gegentheil von dem ersten ist. Wir können uns nicht enthalten, einen auffallenden Beleg dafür aus diesem Buche selbst anzuführen. Gagern spricht im zweiten Theile weitläufig über Talleyrand

und erwähnt dabei seine eigene Stellung zur Zeit des Lüfiter Friedens:

Suerst noch ein Wort von Sachsen, dessen Frieden und Königthum zu Berlin in den Vorbereitungen eine Hauptbewegung wurde.

Wie sehr ich persönlich von beiden Seiten ohne mein Zuthun hineingezogen wurde, habe ich im ersten Theile schon der Länge nach erwähnt. Ebenso, warum ich es lieber Andern überließ, wodurch ich aber keineswegs vollständig dispensirt wurde. Ich habe noch das kleine Memorandum oder die Note mit den Hauptbedingungen, die der Kurfürst erwartete — von der Fassung und in dem undiplomatischen, laudermwelschen Französisch des Banquier F.; nebenbei in großen Lettern vdt. Marcolini!

Nicht der Kurfürst, sondern Herr Talleyrand drang auf das nachdrücklichste in mich, daß ich mich selbst dazu aufwerfen, mich nur bereit erklären möge, sächsischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden, und ihm diese Einsetzung überlassen solle. Denn sie hatten ja eben durch mich auf das bestimmteste fragen lassen, wer die angenehmste Person sei. Er stellte mir vor und gab mir Bedenkzeit:

Wie wichtig der Posten für Frankreich und den Rheinbund sei;

Wie der Kaiser, wenn einmal das gute Vernehmen hergestellt sei, unstreitig die günstigsten Gesinnungen, vielleicht, ja wahrscheinlich, höhere Pläne mit Sachsen und der Person des Kurfürsten haben werde;

Wie angenehm es ihm — und wol dem Kaiser selbst — sein werde, jemand an dem Posten zu wissen, mit ihm täglich zu verhandeln, der ihre Manier schon wisse und der ihnen bereits als ein Mann von Einsicht bekannt sei.

Endlich wie arm sie nach ihrem eigenen Betragen und Forderungen an geschickten oder geneigten Staatsmännern sein müßten, und wie groß also der ihnen geleistete und wo nicht gleich, doch bald anerkannte Dienst sein werde.

Indessen lehnte ich es standhaft ab, aus den sehr einfachen, aber doch zusammenzufügenden Gründen:

1) Hatte ich im Kassauischen die oberste und allernehmste Stellung, genoß im hohen Grade das allgemeine Vertrauen, was mir belebte, was mir belebte, zählte dort beinahe schon 20 Dienstjahre, und war des Fürsten von Weilburg verpflichteter Diener und Freund. Ihn zu verlassen und zu tranken in so entscheidender Epoche, aus bloßem Ehrgeiz, war mir peinlich.

2) Ich hatte eine Menge nordischer Volkswachten und Gesuche um Aufnahme in den Bund, die auch mir Angenehmes und Vortheilhaftes darboten.

3) Einmal sächsischer Minister, würde ich in dieser Stellung, aus meiner wahren Überzeugung und verändertem Pflichtgefühl, alsobald die Mediatization eben dieser Fürsten oder doch vieler verlangt und die Inconsequenz hervorgehoben haben, nach so namhaften Mediatizationen im Südwesten, so viele, so Alles in Nordosten bestehen zu lassen. Und sie hätten mir eben erst so viel persönliches Vertrauen bezeugt!

4) Und wenn ich auch den König oder Kurfürsten, ihm näher stehend, für mich gewonnen hätte, wie hätte ich erwarten dürfen, in Sachsen anders als *bête noire* und *amo damno* der Franzosen betrachtet zu werden? Und gerade in diesem Lande weiß man am wenigsten von Reichsritterschaft, und daß wir als solche Allen angehörten, was man selbst in Preußen und Baiern viel besser wußte und verstand. Die geographische Lage brachte Das mit sich.

Indessen hat Epotismus und wie Alles noch schlimmer wurde, mich später verleitet, solchen Kräumen bisweilen nachzuhängen. Was würde geschehen sein, wenn ich in solcher Kategorie dem Kaiser näher gestanden hätte, und frei hätte reden dürfen und sollen? Es war in seiner Person nichts, was mich abgehalten oder erschreckt hätte.

Was aber mein Selbstvertrauen begründete, war, daß ich nicht etwa wie Talleyrand, der französische Große, ihn von Creussen und vom Immerweitengehen abhalten, sondern als deutscher Ritter oder Edelmann immer vorwärts führen, in seinem eigenen Sinn, nur gleich mit entschiedenen Plänen hätte wirken wollen. Bei uns war schon Alles verordnet und ernannt. Die Dinge waren, konnten und sollten sie nicht bleiben. Alles, Alles schien mir besser als was damals war. Selbst Historiker und sehr bewandert in diesen Materien, schwebten mir Keustrien und Austrasien vor, in ihrem Gleichgewicht, in ihrer Eifersucht, in ihrem Wechsel. Vom Empereur d'occident hatte schon verlautet; Romanorum imperator klingt noch pragmatischer — der Charlemagne war ein Vorbild — und Napoleon gefiel sich nicht nur notorischermaßen in dieser Idee — er gefiel sich auch am Rhein, namentlich in Biebrich, Oberingelheim — Aachen — hätten zur Nachahmung und Restauration eingeladen. Und wenn schon Paris, Fontainebleau und Malmaison, Talma, die Sängerinnen und weiblichen Theaterprinzessinnen, oder die Akademien und Sammlungen für ihn Reiz behalten hätten — so hätten ihn in den geeigneten Jahreszeiten Hofes, Ardenen, der Lausus zu den Karolinger Jagden gerufen. Kammern zu Paris, zu Frankfurt oder Regensburg, vielleicht ein anderer Reichstag oder Bundesstag. Et après nous le déluge. Ganz andere Möglichkeiten und Combinationen hätte ich der Zeit überlassen. Polnisch war ich ohnehin gesinnt und hätte Österreich auch wider seinen Willen genöthigt, in meinem Sinn Flug zu sein und Galizien gegen die Begrenzung des Schwarzen Meeres zu vertauschen. Die Umwandlung des ganzen Orients, der Sturz der Pforte, die Befreiung der Christen ist noch heute mein Wunsch und mein politischer Wille. Mich dünkt, das waren die großen Kategorien, die in Napoleon's Haupt nur ungeordnet sich kreuzten — il veut ce qu'il peut — und ich näherte den Dünkel, daß ich daran gebessert hätte durch Consequenz und Beharrlichkeit.

Diese Stelle mag allein schon den Beleg liefern, daß Stein's Urtheil nicht unbegründet ist. Hier ist allerdings phantastische Willkür. Man schwankt zwischen der Stelle eines Franzosenfreundes und eines Franzosenfeindes; man weiß nicht, ob man den Kaiser bekämpfen oder unterstützen soll. Derselbe Reichsritter, der sich hier als Umstürzer aller Verhältnisse zeigt, kämpft wenige Jahre später für die Erhaltung derselben. Und welches gutmüthige, phantastische Selbstvertrauen! Sagen der Freund, der Rathgeber, der Vertraute Napoleon's, der ihn erst selbst über seine großen im Hintergrunde der Seele liegenden Pläne klar macht! Doch genug von der Person des Verf.; eine gründlichere Schilderung seines Wesens und Werks gehört zu unsern zukünftigen literarischen Lieblingsplänen. Lehren wir in den folgenden Artikeln zu dem objectiven Inhalte des Buchs zurück, der sich allerdings mit dem Kern der neuern Zeitgeschichte beschäftigt, und nicht leicht irgend eine Frage der Gegenwart mittelbar oder unmittelbar unberührt läßt. *)

H. von Flosscourt.

Romanliteratur.

1. Gesammelte Erzählungen und Novellen von A. v. Sternberg. Dritter und vierter Theil. Dessau, Aug. 1844. 12. 2 Bde. 7 1/2 Rgr.

Es ist eine Freude, Sternberg's Schriften in die Hand zu nehmen und in ihnen immer wieder den deutschen originalen

*) Den zweiten Artikel theilen wir im Monat Mai mit.

ten Schriftsteller zu begrüssen, welcher wirklich aus sich heraus-
schöpft, weder die französische noch die englische Literatur ausbeutet,
weder der alten noch der neuen Literatur abborgt. Seine
stets thätige, schaffende Phantasie bietet immer Neues und
wirst, wie die berühmtesten Lachenspieler, immer neue duf-
tende Sträußer dem Publicum zu, die sich nie zu erschöpfen
scheinen. Selbst Zeit, Leben, Ereignisse und Zeitfragen verur-
theilt er auf seine eigene Weise; die Resultate der Wissen-
schaft und Philosophie werden in ihm zu Novellen, zu Gesprä-
chen und Märchen; die vorliegende Sammlung liefert wieder
einen sprechenden Beweis davon. In „Andrea Ganeil“ gibt
er eine Biographie; im „Album“ gekleidet er das Sagen nach
Berühmtheit; im „Dodo“ zieht er einen Roman in das Afri-
kanische Museum von Oxford, wo der kalte Naturforscher der
Schwärmerei gegenüber gekleidet ist. „Das Gespräch in einer
Sommernacht“ gibt pantheistische Ansichten im Gegensatz ge-
gen die christlichen. Es fesselt uns in Sternberg's Schriften
nie die bloße Geschichte, nie das bloße Gewebe der Ereignisse,
diese sind nur das Gewand, worin ein tieferer Sinn sich klei-
det, der Körper, welcher eine Idee veranschaulichen macht.
Daß dieser Körper, daß dieses Gewand so anmutig aus-
geschmückt sind, daß man in Form und Faltwurf den Künstler
erkennt, das ist ein Verdienst mehr. Man vergißt darüber,
daß die geschaffenen Gestalten nicht Gestalten der Wirklichkeit
sind, und sich das Bedeute anmerken lassen, man genießt die
Poesie mit Bewußtsein.

Der vierte Theil enthält nur die Novelle „Alfred“.
Referent hat diese Novelle schon einmal früher gelesen;
damals war sie weniger ausgeführt, wie es ihm schien.
Damals zog vor Allem des armen Schriftstellers Schicksal
seine Aufmerksamkeit an, als ein Lebensbild der Zeit und des
Genies, das an die Gemeinheit des Geldwerbes geschmie-
det ist, eins jener sorgenvollen Wesen, welche gezwungen sind zu
denken, zu schreiben, um nicht zu darben, und dennoch darben
müssen. Sternberg gibt mit dieser Novelle ein Bild des Lite-
ratenwesens in seinen verschiedenen Phasen. Drei Autoren
führt er uns vor — den reichen, hochgestellten, der sein Ge-
nie nach Belieben sich entfalten läßt, der es nie zu zwingen
braucht, der zu seinem eigenen Vergnügen schreibt, und Ruhm
und Gewinn erntet. Dann den ausschweifenden, genussüchti-
gen Literaten, der den Proletarier-Leichtsinn bis zur höchsten
Gewissenlosigkeit treibt, welcher nur schreibt, um wieder schwe-
gen zu können, dem es einerlei ist, was er schreibt, wenn er
nur bezahlt wird; an Gesinnungslosigkeit, an Genussucht, sind
viele Genies schon untergegangen. Der dritte Autor ist eben
der darben, bedrückte; in der Verzweiflung sucht er den Tod.
Unser Held Alfred rettet ihn vor Selbstmord und hilft ihm
empor. Auch zwei Buchhändler lernt man kennen, den edlern
Appus und den gemeinen; welcher Schriftsteller ist nicht mit
beiderlei Arten zusammengekommen? Welcher Schriftsteller hat
wol nicht die Schmerzen empfunden, Das, was er im Heilig-
thum seiner Seele geschaffen, als einen bloßen Handelsartikel
beurtheilt zu sehen? Ein Blick in die Werkstatt der Journalis-
tik wird dem Leser gestattet; die Machination der Kritik, die
Bestechlichkeit der Kritiker, die Gemeinheiten der Literatur wer-
den ihm enthüllt; es ist ein Schattengemälde, und Ref. fühlt
sich veranlaßt, an eine momentane Erbitterung des Autors zu
glauben, welcher vorzüglich an den Schatten sich hielt, und die
Lichtpunkte karglicher ausrang als das Leben sie gibt. Von
Liebesgeschichte ist wenig in dem Buche, gerade so viel, um
die Darstellung zu einer Novelle zusammenzuhalten; doch ist
das Wenige voll romantischen Interesses, und mit jener Aus-
schmückung in der feinsten und ausgefeiltesten Malerei, welche
wir von des Autors Feder gewohnt sind. Drei Momente
möchte Ref. besonders als gelungene charakteristische Dialoge
herausheben. Der erste findet zwischen dem reichen Buchhän-
dler Rehrmann und dem vornehmen Schriftsteller Graf Alfred
Duborn statt, als Legterer zur Übernahme der Redaction des
Journal „Vorwärts“ beredet werden soll. Der Buchhändler

begeistert sich für die deutsche Sprache, weil er im Dienst der
deutschen Lettern alt und reich geworden ist; er erzählt, wie
er Grimm's „Kriegslieder“ gelesen, und sie den alten Kriegern
von Kolln gratis dargereicht habe; seine ganze literarische
Carrière setzt er auseinander und charakterisirt sich — nicht
als einen geistreichen Buchhändler, doch als einen gemüthvollen,
geistesanerkennenden. Die zweite Unterhaltung ist die zwischen
dem Buchhändler Potter und dem Schriftsteller Blummer; sie
ist mit Humor gewürzt; die gemeine Gewinnlust des Buch-
händlers, die geniale Rohheit des Dichters stehen sich trefflich
gegenüber. Der Buchhändler Potter, welcher den unglücklichen,
armen, edlen Dichter auf übermüthige Weise tyrannisiert, ist
hier demüthig, weil er von der spitzen, pikanten Feder des
lästlichen Kritikers Vortheil für sein Journal hofft. Damit
Derselbe fleißig an einem bestellten Artikel arbeite, nimmt er
ihm das einzige Paar Beinkleider mit, und verhindert ihn so
am Ausgehen. Die Art, wie das geschieht und wie es aufge-
nommen wird, ist von sehr komischem Effect. Die dritte Un-
terhaltung ist zwischen Duborn und seinem Oheim, dem Dom-
herrn, wo dieser, in veralteten Aeltsbegriffen ergraut, nicht
begreifen kann, wie ein Graf Schriftsteller sein, und sich für
seine Schriften bezahlen lassen kann; Duborn spricht sich auf
würdige Weise darüber aus. Man kann der Novelle „Alfred“
nur durch unbedingtes Lob Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2. Die Seherin von Venedig. Roman von Jean Charles.
Drei Theile. Dresden, Arnold. 1845. 8. 3 Thlr.

Ein junger schwermüthiger Deutscher hält in Venedig in
freier Luft ein lautes Selbstgespräch, in welches ein englischer
Lord einfällt; eine Stunde darauf sind Beide Freunde, und
noch am selben Tage beginnt der Lord seine Lebensgeschichte
nebst seinen Lebensanschauungen dem neuen Freund vorzu-
zählen. Wer nur einigermaßen mit englischen Sitten bekannt
ist, muß über dieses schnelle Vertrautwerden erstaunen sowie
über das öftere Umarmen der beiden Freunde. Der Lord ist
unglücklich, weil er zu reich ist, und setzt mit viel Scharfsinn
die Schattenseite des Geldes auseinander. Das ist auch das
einzige Verdienst des Romans, dem keine echt natürliche Le-
bensanschauung zu Grunde liegt; es ist nicht ein Charakter
gebildet, wie das Leben ihn bietet, man begegnet immer Ge-
stalten ohne Wahrheit; die Jugend geht auf Steigen einher,
und das Laster ist schwarz; selbst der Stolz ist nicht natürlich,
bald gekraut, bald vernachlässigt. Die Seherin, welche dem
Roman den Namen gab, vermag keineswegs das Interesse des
Lesers auf sich als auf eine Hauptfigur zu lenken; sie ist eine
unglückliche vom Geliebten Verlassene und Geistesranke, die
der Magnetkugel in eine Sonnenmühle verwandelt; ihr gehört
die Liebe des Engländers, doch stirbt sie, als sie hätte glück-
lich sein können, nachdem sie erst eine bombastische Rede über
Venedig von dem Thurm einer Ruine herab gehalten und Fa-
milienerenisse prophezeit hat. Für einen Roman, der keine
Tendenz, keinen Zweck, weder historisches, noch philosophisches,
noch Localinteresse bietet, noch sich mit Ausmalung von Seelen-
zuständen abgibt, ist der vorliegende nicht unterhaltend genug,
um Leser zu fesseln. 46.

Bibliographie.

Alfieri, Graf B., Von der Tyrannei. Neu übertragen
und mit einem Vorwort begleitet von F. Freiherrn v. Fenn-
berg. Mannheim, Hoff. 16. 15 Ngr.

Beiträge zur Enthüllung des Papstthums und der jesui-
tisch-hierarchischen Untriebe. Von mehreren Katholiken. I. Zeit-
geist. II. Unschlbarkeit des heiligen Vaters. III. Schlußbemerk-
ungen. Darmstadt, Pabst. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Bibel und der Papst, oder Unterricht über den Un-
terschied zwischen der evangelisch-lutherischen und der römisch-
katholischen Lehre. Ein zeitgemäßes Handbuch für Alle, die
in den gegenwärtigen Religionswirren zur Klarheit und Ent-

chiedenheit kommen wollen, nach einer ältern Schrift mit Zusätzen herausgegeben von einem evangelisch-lutherischen Geistlichen. Leipzig, Köbter. Gr. 8. 24 Ngr.

Böhmer, B., Der heilige Rock in Trier und der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Eine unbefangene Beurtheilung. 4te verbesserte Auflage. Breslau, Kern. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 4te Sammlung, 1ste Abtheilung. Adorf, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Carlén, Emilie, Paul Wörning. Abenteuer eines jungen Scherenbewohners. Frei nach dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Christ, K., Beleuchtung der neuesten Reformationspredigten und der antikatholischen Literatur überhaupt. Ein Beitrag zur Toleranzgeschichte des 19. Jahrhunderts. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11 1/2 Ngr.

Czerska, Witwe Anna, Offenes Sendschreiben an ihren Sohn, den suspendirten Priester Johann Czerski zu Schneidemühl. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Johannes Czerski, gegenüber seinen Widersachern. Reicht kurzer Schilderung eines Gottesdienstes der apostolisch-katholischen Gemeinde in Schneidemühl. Als Anhang: Aufruf an Theiner. Bromberg, Levit. 8. 5 Ngr.

Dietlein, W. D., Das Urchristenthum. Eine Beleuchtung der von der Schule des Dr. v. Baur in Tübingen über das apostolische Zeitalter aufgestellten Vermuthungen. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Eger, C., Der Baum. Gedicht. Aschersleben, Laue. 8. 10 Ngr.

Fischer, K. F., über Volksbibliotheken, insbesondere in Städten. Ein offenes Sendschreiben an den Buchhändler L. C. in L. Leipzig, Schred. Kl. 8. 6 Ngr.

Friedrich, S., Licht und Leben in Stillau. Ein Erntefestlied. Erlangen, Pfaffing. 16. 20 Ngr.

German, Ansichten über das deutsche Wehrwesen mit Versuchen zu seiner Vervollkommnung. Mit 3 Steindrucktafeln. Bamberg, Zuberlein. Gr. 8. 2 Thlr.

Glaubensbekenntniß und Verfassungsgrundsätze der katholisch-christlichen Kirche. Entworfen und seinen Glaubensgenossen, insbesondere den katholischen Christen zu Offenbach a. M. vorgelegt von einem süddeutschen Geistlichen. Mitgetheilt durch L. Diefenbach. Frankfurt a. M., Körner. 8. 4 Ngr.

Grabowski, B., Territorialgeschichte des preussischen Staates, oder Darstellung des Wachstums der Besitzungen des Hauses Brandenburg. Mit einer Karte und genealogischen Tabellen. Berlin, Enslin. 8. 1 Thlr.

Hegel, G. W. F., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriss. 4te unveränderte Auflage mit einem Vorwort von K. Rosenkranz. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Heinsius, J., Hefebilder. Berlin, Morin. 12. 10 Ngr. Hermann, C. F., Carmen zu Mitscherlich's 60jähriger Jubelfeier. Göttingen, Dieterich. 4. 2 1/2 Ngr.

Ein Hirt und Eine Heerde. Offenes Sendschreiben deutscher evangelischer Christen an die deutsch-katholischen Christen zu Schneidemühl, Breslau, Berlin und Leipzig u. a. D. 3ter Abdruck. Leipzig, Goeß. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Goldheim, C., Das Religiöse und Politische im Judenthum. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Eine Antwort auf Hrn. Dr. Fränkel's Kritik der Autonomie der Rabbinen und der Protokolle der ersten Rabbiner-Versammlung in Betreff der gemischten Ehen. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 15 Ngr.

Gurter, F., Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Als Bändchen. Schaffhausen, Gurter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sachmann, Das Verhältniß des Protestantismus zu der neuen deutschen Kirche. Leipzig, Goeß. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Judenfrage im Herzogthum Meiningen, oder Widerlegung eines bezüglichen Zeitungsartikels. Gera. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die Regeldahn. Eine Posse mit Geistererscheinungen und Stimmen aus der Ferne. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Die allgemein christliche Kirche, in ihren Grundzügen. Vom Verfasser der Schrift: „Ein Hirt und Eine Heerde.“ Leipzig, Goeß. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleikamp, Die Sympathie für die Czerkianer in Schneidemühl. Eine Besprechung der Königsberg-Oldenburgischen Adressen an dieselben. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Mortimer, H., Die Geheimnisse der Baskille. Deutsch von L. Dorn. 1ster Theil. Leipzig, D. Wigand. 8. 10 Ngr.

Müller, J. K., Keinen Papiismus und Romanismus! aber ums Himmelswillen auch keine Kirche nach Johannes Ronge. Ein Wort für unsere Reformations-Zeit. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Peschke, F., Offenes Sendschreiben an den Professor Hrn. Dr. Regenbrecht über seine Erklärung in Betreff seines Ausscheidens aus der römisch-katholischen Kirche. Breslau, Adersholz. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Rabikalismus und die Jesuiten. Eine Antwort auf: „Büsch und die Jesuitenfrage in Briefen eines Büschers an einen Basler.“ Zugleich aber auch ein selbstständiges Wort über die Jesuitenfrage. Büsch, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Salomon, G., Die Rabbiner-Versammlung und ihre Tendenz. Eine Beleuchtung für ihre Freunde und Feinde. Hamburg, Berendsohn. 8. 15 Ngr.

Schneidemüller-Lieb. Mit sechs Begleitstücken. Von G. Schwetfcke. 3ter, mit einer Composition des Schneidemüller-Liebes für vier Männerstimmen vermehrter Abdruck. Halle, Schwetfcke und Sohn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier. Reicht dessen Urtheil über Joh. Ronge und B. Arnoldi. Niedergelegt in einem Schreiben des heiligen Rockes an die katholische und protestantische Welt. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Selb, A. Freih. v., Mein jüngster Aufenthalt in Schneidemühl, oder Mittheilungen über die Persönlichkeiten und Verhältnisse in der neuen Gemeinde daselbst. 7te Auflage. Berlin, Wolff und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Sonst, L., Der Priester-Apostat Johann Czerski und die apostolische Duodezkirche zu Schneidemühl vor dem Richterstuhl der heiligen Schrift, der kirchlichen Geschichtsüberlieferung und des gesunden Menschenverstandes, zugleich eine Bertheidigung und Rechtfertigung der katholischen Kirche. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 1/2 Ngr.

Stürmer, L. v., Zur Vermittelung der Extreme im Staatsleben durch die Heilkunde. Vergangenheit. Beiträge zur Psychologie der alten Staaten Europas. Leipzig, Rummer. Gr. 8. 2 Thlr.

Über die sogenannten neun Artikel der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl im Großherzogthum Posen. Zur Warnung und Beherzigung für die römischen Katholiken von einem römisch-katholischen Geistlichen der Erzdiözese Posen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Urtheil eines nicht-christlichen Philosophen über die religiösen Streitpunkte unserer Zeit. Worte für denkende Christen aller Confessionen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Was ist Czerski? Ein offenes Sendschreiben an Alle, die da hören, sehen und prüfen können und wollen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 8. 1 1/2 Ngr.

Wurst, A., Czerski's Abfall von der römisch-katholischen Kirche ist nicht gerechtfertigt. Entgegnung auf das Czerski'sche Sendschreiben für Alle, die da hören, sehen und prüfen wollen oder können. Posen, Gebr. Schert. 8. 5 Ngr.

Mittwoch,

— Nr. 113. —

23. April 1845.

Der Selbstmord.

Die Liebe zum Leben hat der Mensch mit allen übrigen Geschöpfen der Erde gemein. Er ringt und müht sich nicht allein sein ganzes Leben hindurch ab, sich die nöthigen Mittel zu seiner Existenz zu verschaffen, sondern er kämpft darum mit der ganzen ihm umgebenden Natur; er sieht die Gefahr und sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ihr zu entziehen, wenn er ihr nicht entrinnen kann, und sein Leben selbst dann noch zu schützen und zu erhalten, wenn der Werth desselben durch Mißgeschick und Entbehrung auf einen Grad herabgedrückt ist, der sich der Mühe des Erhaltens kaum mehr verlohnt. Fast sollte man daher nicht für möglich halten, daß er bei diesem ihm von Natur eingepflanzten Erhaltungstrieb doch zuweilen den Tod will und aus eigener Wahl und Macht seine Rechnung mit dem Leben abschließt. Die Freiheit, dies zu können, ist ein eigenes, trauriges Vorrecht des Menschen, um welches ihn die übrigen Geschöpfe eben nicht zu beneiden brauchen, die, nur durch den Instinct an das Leben gebunden, sich nie selbst vorsätzlich den Tod geben. Denn wenn von dem Skorpion gesagt wird, daß er sich, in einen Kreis von glühenden Kohlen gesetzt, mit seinem Stachel tödte, und von dem Rennthiere, daß, wenn der Bißfress sich auf seinen Rücken stürze und ihm die Augen ausreißt, es so lange mit dem Kopfe gegen den nächsten Baumstamm anrenne, bis es sich umgebracht habe, so sind dies sicherlich nur Äußerungen des Schmerzes und der Selbstvertheidigung, es ist aber keine vorsätzliche Selbsttödtung.

Unverkennbar sind die Menschen seit den ältesten Zeiten bis auf die neuesten über die Rechtmäßigkeit des Selbstmordes immer verschiedener Meinung gewesen. In Athen wurde eine Zeit lang sogar dazu das Recht von der Obrigkeit ertheilt, wenn Jemand, welcher sich zu tödten beabsichtigte, zuvor seine Gründe dazu vorlegte und das Leben des Individuums keinen Nutzen für die Gemeinde versprach; ja, in den ersten Zeiten der massakrischen Republik wurde sogar zur Ausführung desselben das Gift in Bereitschaft gehalten. Auf gleiche Weise hielt die Obrigkeit zu Romfalls ein aus Schilling zubereitetes Gift für diejenigen bereit, welche dem Rathe der Sech-

hundert ihre Beweggründe zum Selbstmord zuvor eröffnet hatten. In Alexander's des Großen Zeiten gebot das Gesetz den indischen Frauen, sich entweder nach dem Tode ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen desselben zu verbrennen oder in einem verachteten Witwenstande zu leben, indem man ihnen dadurch die Vergiftung ihrer Männer, die sie oft aus dem Wege räumten, um sich anderwärts zu verheirathen, erschweren wollte. Unter den christlichen Völkern hatten die Raskolniks die Selbsttödtung für erlaubt. Die heiligen Bücher der Hindus gestatten sie den Einsiedlern, und lebensmüde Männer und Weiber unter diesem Volke bestiegen unter dem Geleite der Priester einen Kahn, werden von diesen mit narcolischen Getränken betäubt und dann ins Wasser geworfen. Ebenso tödten sich noch jetzt schwache Greise und Rastlosen bei den Erdländern, Trosken und nordamerikanischen Indianern, um ihren Kindern die Nahrungsmittel nicht aufzuzehren. In Japan wird der Selbstmord als eine zur Seligkeit führende Handlung betrachtet, und die Siamesen verehren die Selbstmörder als Heilige. Ubrigens ist der Selbstmord sehr häufig bei den Kamtschadalen, Tungusen, Kurilen sowie bei den Chinesen, Malaien, Malakken, Javanern, Peguanern, ferner bei den Neuseeländern, den Negern in Paraguay und bei andern amerikanischen Völkern.

Aber nicht allein unter rohen Völkern und zu Zeiten der Uncultur, sondern auch da, wo man schon hellere Begriffe über die Bestimmung des Menschen und seine Pflichten hatte, ja selbst unter Philosophen und Volksschreibern fanden sich Vertheidiger des Selbstmordes. Die Stoiker vertheidigten und rühmten ihn als eine tugendhafte Handlung, als einen Sieg über die Neigung und als einen Stolz und Trost gegen Götter und Menschen. Nertan (Diogenes, Epicteti, lib. IV an vielen Orten), Antonin, Laetius und vor Seiden Seneca sprachen sich hierüber bestimmt aus; doch gibt der Besten zuweilen, im Widerspruch mit sich selbst, der Wahrheit das Zeugnis. („Bono viro vivendum est, non quamdiu juvat, sed quamdiu oportet. Vita, dum superest, bona est; hanc mihi, vel acuta si sedem erueat, sustine.“ Epist., 101 und 104.) Cicero, obgleich schwankend, entscheidet aber doch zuletzt für die Meinung, daß man aus dem Leben wie aus einem Schaupiele hinweggehen dürfe

(De fin., III, 18). Unter den Neuern hat Robespierre (Exercit. philos. de morte voluntaria, Rinteln 1736; Exercit. secund., Marburg 1752), der sich nach Beendigung seiner Schrift selbst entleibt haben soll, alle Gründe des classischen und kirchlichen Alterthums zusammengeführt, die Selbsttödtung zu rechtfertigen. Rousseau, der nach den Denkwürdigkeiten der Frau v. Genlis doch am Ende noch sein Leben durch Gift endigte, wägt in einer Reihe merkwürdiger Briefe die Gründe für und gegen ihre Rechtmäßigkeit ab (Nouvelle Héloïse, lett. 20 fg.), verteidigt sie von der einen Seite als Heilung von der Krankheit des Lebens, und vergleicht sie wieder von der andern mit der Thorheit eines Faulen, der sein Haus in den Brand steckt, um der Ruhe überhoben zu sein, es aufzuräumen. Auch andere Moralisten erklären sie für zulässig und erlaubt, weil Das, was schön in der Tragödie sei, auch im Leben beifallswerth sein müsse; sie haben sie in vielen Fällen für schuldlos, in einigen sogar für Pflicht erklärt, ja, manche scheinen auf die Freiheit des Menschen, sich dem Tode zu weihen, wenn ihm das Leben nicht mehr behagt, einen besondern Werth zu legen. „Das Zeichen zum Rückzuge ertönt (τὸ ἀναλητὸν σημαίνει. Arrianus); es raucht im Zimmer, darum gehe ich hinaus (καπνὸς ἔστι, ἀνέσχυται. Antoninus V, 29). Wenn du nicht streiten willst, so fliehe und danke Gott, daß dich nichts im Leben zurückhalten kann (Seneca de providentia, c. 6, epist. 12). Wenn ein ganzes Volk lieber sterben als leben will, so kann es nichts Besseres thun, als in Masse dem Dinge ein Ende zu machen (Fries, Neue Kritik der Vernunft, Th. 3, S. 107).“

Von der andern Seite gab es aber nicht allein ganze Nationen, bei denen der Selbstmord für unerlaubt und entehrend gehalten wurde, sondern auch Philosophen und Moralisten der ältern und neuern Zeit erklärten sich bestimmt und unumwunden gegen seine Rechtmäßigkeit. In Rom ließ Tarquin der Stolze die Leichname der Selbstmörder an das Kreuz schlagen; Erbenkten parentirte man mit dem Stricke, an dem sie sich aufknüpften (parentabatur suspensis oscillis); Einziehung des Vermögens von dem Fiscus war eine gewöhnliche Folge der Selbsttödtung. In spätern Zeiten wurden Selbstmörder des öffentlichen Begräbnisses beraubt und gleich gefallenem Vieh verscharrt. Ein solches Begräbniß wurde ein Eselsbegräbniß (sepultura asinina) genannt, indem man sich dabei auf den Propheten berief, der von dem Könige Josakim gesagt hatte: „Bei seinem Sterben wird ihn Niemand betrauern; es wird bei ihm nicht einmal heißen: Ach mein Bruder oder ach meine Schwester! Niemand wird sagen: Ach Herr, o des edlen Mannes! Wie das Aas eines todtten Esels wird er weggeschleppt, hingeworfen außer Jerusalem verfaulen“ (Jerem., 22, 18, 19). Nach dem alten kanonischen Rechte wurden Selbstmörder ohne Psalmodie beerdigt und die Fürbitte für sie war verboten. In Sachsen und einigen andern deutschen Provinzen wurden die Leichen der Selbstmörder, um verscharrt zu werden, durch eine Fensteröffnung

herabgelassen, und mancher Erhängte starb aus Mangel an rechtzeitiger Hülfe, weil sich Niemand dazu hergeben wollte, ihn abzuschneiden, denn er setzte sich der Gefahr aus, von dem Volke für unehrlich, gleich den Scharfrichtern und Wassenmeistern, gehalten zu werden. In Frankreich versagte man ihnen in frühern Zeiten das Begräbniß und grub sie, wenn sie bereits zur Erde bestattet worden waren, wieder aus, schleppte sie an den Füßen auf eine Schleife und brachte sie so auf den Schindwasen. fand man die Leiche des Selbstmörders nicht, so wurde wenigstens sein Andenken gebrandmarkt. Das preussische Landrecht verurtheilte sie zu einem ehrlösen Begräbniß und verhängte schwere Zuchthausstrafe über die Theilnehmer dieses Verbrechens. Selbst die Huren vertragen den Leichnamen der Selbstmörder eine Ruhestätte bei ihren Entschlafenen und gedenken ihrer bei der jährlichen Todtenfeier nicht (Charlevoix, Voyage dans l'Amérique septentrionale, Th. 3, S. 376).

So wurde denn der Selbstmord in den neuern Zeiten von den meisten Staaten als ein Verbrechen und von ältern und neuern Philosophen für ein Vergehen gegen die Gesetze der Natur und Moral betrachtet. Die Platonische und Aristotelische Philosophie verwarf ihn. Sokrates lehrt im „Phaedon“ des Plato: „Wir gehören nicht uns, sondern dem guten Geiste (θεονομῆς ἀγαθός) an; er hat uns in dieser Welt auf einen angemessenen Posten (ποσὸν) gestellt, den wir nicht verlassen dürfen; wer sich daher selbst tödtet, gleicht einem treulosen Sklaven, der seinem Herrn entläuft und seiner Strafe nicht entgehen wird.“ Wenn Gott nicht selbst aus dem Kerker seines Leibes befreit, ruft der afrikanische Scipio einem seiner Nachkommen zu, der kann den Weg zu diesen seligen Höhen nicht finden (Cicero, Somn. Scip., c. III). Nach der „Sunna“ zählte Mohammed vier Hauptverbrechen: Vielgötterei, Ungehorsam gegen die Ältern, Meineid und Selbstmord. Keiner unter euch, lehrt er, wünsche sich den Tod, denn ist er tugendhaft, so kann er besser werden, und ist er lasterhaft, so kann ihm Gott Gnade geben, sich zu bekehren (Hammer's Fundgruben des Orients, Bd. 1, S. 304 fg., §§. 591, 609, 693). Unter den neuern Weltweisen haben besonders Kant (Tugendlehre, S. 73) und Fichte (Sittenlehre, S. 356) den Selbstmord als Missethat gewürdigt und verworfen.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn sich die Menschen über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes nicht einigen konnten, insbesondere aber in Zeiten, wo es noch an klaren Begriffen über die Bestimmung des Menschen überhaupt und über seine ethischen Verhältnisse fehlte. Der Gedanke: das Leben ist mein, wer will es mir wehren, es nach meinem Gefallen abzukürzen; wer hat das Recht, es zu hindern, wenn ich den Tod der Schande, den Qualen des Lebens vorziehe, hat etwas Verführerisches und sein sophistischer Zuruf mag manchem Selbstmörder zum Deckmantel gedient und beim schwankenden Entschlus zwischen Sein und Nichtsein den Ausschlag gegeben haben. Dazu

kommt, daß uns allerdings die Pflicht gebietet, da, wo es sich um Recht und Wahrheit handelt, selbst den Tod nicht zu scheuen, zwischen diesem Nichtscheuen des Todes und der Selbsttödtung für gleiche Zwecke aber nur eine schwache Grenzlinie gezogen ist, ja, daß der Selbstmord für eine große Idee unleugbar den Schimmer einer verdienstlichen und großartigen Handlung in sich schließt, der die Welt Beifall und Bewunderung zollt. So stehen noch immer groß in der Geschichte da: Lucretia, die sich tödtete, um die Schmach ihrer Schändung nicht zu überleben; der jüngere Cato zu Utika, der sich den Tod gab, um dem Cäsar nicht in die Hände zu fallen; jene Zeloten, die sich auf Cäsar's Antriebe mit Weibern und Kindern in der jüdischen Festung Masada entleibten, um von dem jüdischen Heerführer Sylva nicht mißhandelt zu werden; jene Mütter, die sich während der Christenverfolgung unter Diocletian mit ihren Töchtern von den Dächern herab oder in den Strom stürzten, um den Gefahren der Schändung zu entgehen u. s. w.

Die Selbsttödtung aus solchen und ähnlichen Motiven ist allerdings nicht in eine Reihe zu stellen mit dergleichen, welche in Folge des Lebensüberdrußes, der Furcht vor Strafe, des Entsetzens vor der eigenen Rissethat und Schande verübt wird, aber sie ist dessungeachtet nicht weniger verwerflich. Denn immer ist es denn doch der Muth, den wir in jenen scheinbar großartigen Aufopferungen bewundern; das Motiv dazu aber geht aus einem falschen Begriff von der Ehre hervor. Nicht der Unschuldige, dem die Ehre geraubt wird, ist der Geschändete, sondern der Räuber, und eine unverdiente Mißhandlung beschimpft nicht den Gemißhandelten, sondern den Thäter. In die Hände der Feinde zu fallen und durch sie den unverdienten Tod leiden, der ja überdies nicht immer unvermeidlich ist, erfordert einen größern Muth, als einem solchen Schicksal durch Selbsttödtung zuvorzukommen. Daher erscheint der Heldennuth mancher Märtyrer, die sich um der Wahrheit willen martern und tödten ließen, noch ungleich größer als der jener Helden und Heldinnen, die sich selbst tödteten, um der Marter und dem Tod durch Feindes Hand zu entgehen. Bemitleiden kann man daher Diejenigen, die durch eine solche gewaltsame Handlung der Schande und der Mißhandlung zu entgehen suchen, und ihre Willenskraft und ihren Muth bewundern, ihre That selbst aber nicht billigen, noch weniger sie als Muster zur Nachahmung aufstellen. Denn sollte es Grundsatz werden, die beleidigte Ehre durch den Tod zu rächen oder bei jeder Veranlassung, wo uns Schande, Mißhandlung oder Tod von fremder Hand droht, das kurze Expedient der Selbsttödtung zu wählen, wozu würde dies führen? Jeder Schulknabe, den man züchtigen, jeder Übelthäter, den man durch Strafe bessern will, würde dann das Recht zu haben glauben, seinem Leben ein Ende zu machen, um nichts seiner Meinung nach Entwürdigendes zu dulden.

Jeder freie, an Leib und Seele gesunde Mensch, der über sich und seine Bestimmung und Pflichten nachzudenken nicht ganz verlernt hat, muß aber auch noch an-

dere Gründe finden, die ihm den Selbstmord als durchaus verwerflich erscheinen lassen. 1) Streitet dagegen der tief in seine Brust verpflanzte und mit seinem ganzen Wesen innig verwachsene Trieb der Selbsterhaltung, ein Trieb, den er mit allen lebenden Geschöpfen gemein hat und der daher doch etwas mehr sein muß als jedes andere sinnliche Begehren, dessen Befriedigung er nach Gefallen möglich machen oder auch unterlassen kann. In dieser Liebe zum Leben wird der lebensmüde und seine Bürde durch einen freiwilligen Tod gewaltsam abwerfende Mensch durch jedes, auch das geringste Uebel beschämt, das, mit allen Elementen im Kampfe, von allen Seiten durch Feinde bedroht, oft nur mit großer Mühe die Mittel zu seiner Unterhaltung erringend, und ohne in dem Besitze der Mittel zu sein, die dem mit Vernunft begabten Menschen zu Gebote stehen, doch nie aufhört, sich als Einzelmensch zu behaupten und sich jedes warmen Sonnenstrahls zu erfreuen, den ihm der Schöpfer aus seinen Höhen herniedersendet. Ja, es kann nur ein unnatürlicher Zustand sein, der den Menschen dazu nöthigt, von dieser Ordnung der Dinge eine Ausnahme zu machen und das Ziel seiner Tage zu verkürzen. Auch er ist gleich andern Geschöpfen dazu bestimmt, sich des Lebens zu freuen und der Natur das Recht zu lassen, allmählig die Bande zu lösen, die ihn an das Leben knüpfen, und es ist meist seine eigene Schuld, wenn ihm das Leben zu einer Bürde wird und er den Kampf mit den Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten desselben aufzunehmen und fortzusetzen sich nicht stark genug fühlt, und ist es nicht seine Schuld, so soll er in Geduld tragen, was das Schicksal über ihn verhängt hat, eingedenk, daß es männlicher und verdienstlicher ist, dem Uebel Trost zu bieten, als gleich einem treulosen und feigen Soldaten von seinem Posten zu entlaufen, und daß man auch im schwersten Leiden noch eine frohere und bessere Zukunft erwarten könne. Im September 1757 war Friedrich der Große seines Lebens überdrüssig, und im November erhob er sich als glorreicher Sieger der größten feindlichen Heere. Ein um Habe und Gut gekommener Bürger steht im Begriffe sich zu vergiften, da kommt der Postbote, um ihm die schriftliche Nachricht von dem Tode eines Verwandten zu bringen, durch den ihm eine reiche Erbschaft zufällt. Ein junger Mensch beschließt, sich zu erschießen, weil der Vater seiner Geliebten seine Verbindung mit ihr nicht zugeben will, da erkrankt plötzlich der Vater und stirbt und seine Wünsche sind erfüllt. Wie Viele, welche in der Verzweiflung sich das Leben zu nehmen im Begriffe standen, daran aber durch Andere gehindert wurden, haben nicht in der Folge ihren Entschluß bereut und Gott gedankt, daß er nicht zur Ausführung gekommen ist? Selbst noch in der Unterwelt wünschen, nach Virgil, die Selbstmörder wieder ans Licht zu treten und das härteste Schicksal zu ertragen („Quam vellent aethere in alto pauperiem durosque perferre labores.“ Aeneid, VI, 435). 2) Aber auch in Hinsicht auf den Verband, in welchem der Selbstmörder mit andern Menschen steht,

erschmet seine That unvertauscht und ungeracht. Er hat Ansprüche an die Gesellschaft, wie sie himmelstreichend an ihn, und diese Ansprüche erstrecken sich nicht etwa bloß auf sein materielles Dasein, auf Das, was er Einem oder dem Andern an Geld und Gut schuldig ist, sondern ebenso wohl auf seine intellektuellen Kräfte und Fähigkeiten. Eltern, Väter, Kinder, Freunde, selbst der Staat haben Ansprüche auf seine Dankbarkeit, auf seinen Gehorsam, auf seine Dienste und den weisen Gebrauch seiner Talente und Kräfte. Kein Selbstmörder kann im voraus wissen, wozu ihn die Vorsehung noch in der Welt aufbehalten hat und auf welche Weise und zu welchen nützlichen Zwecken seine Kräfte noch verwendet werden können. Er ist das Glied eines großen Ganzen, ein Mitarbeiter an dem großen Bau, den die Menschheit verwirklichen soll und nur dann verwirklichen kann, wenn Jeder dem ihm angewiesenen Posten treu und redlich auszufüllen sucht. Hätte Jeder das Recht, wie er die Freiheit hat, nach Belieben von seinem Posten abzutreten, und würde es Grundfalsch, sich gewaltsam das Leben zu nehmen, wenn es scheinbar keinen Werth mehr für ihn hat, welche Vermirrungen und Störungen würde dies für die menschliche Gesellschaft zur Folge haben?

3) Wenn es, wie nicht zu bezweifeln, die Aufgabe des Menschen für dieses irdische Leben ist, nicht allein seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten nach Kräften auszubilden, sondern auch sittlich immer vollkommener zu werden, so muß auch von dieser Seite der Selbstmord als unethisch und pflichtwidrig erkannt werden. Der Selbstmörder zerstört nicht allein seinen Körper und mit ihm das materielle Organ der Seele, sondern er vernichtet auch mit Einem Schläge alle Bedingungen zur weiteren geistigen und sittlichen Vervollkommenung. Anstatt dem Lichte, das sein geistiges Leben erleuchten und erwärmen soll, immer mehr zuzustreben, löscht er es aus. Alle Wesen aber sind nicht umsonst da, sie müssen ihre Bestimmung erfüllen, daher auch der Mensch die ihm angewiesene höhere. Endlich 4) ist auch der Selbstmord irreligiös. Jedes Menschen Gewissen sagt ihm dies, ja, der schwankende Entschluß, die Ehen und Heirathen, mit welcher die meisten Selbstmörder dabei zu Werke gehen, müssen wol zum Theil mit auf diese Stimme des Gewissens bezogen werden. Nach Falret kommen auf zehn, welche den Selbstmord ausführen, immer drei, die ihn nur versuchen. Die meisten suchen sich ein heimliches Plätzchen, wo sie diese That im Stillen verüben können, und diejenigen, welche noch zu rechter Zeit daran verhindert werden, empfinden meist die bitterste Reue und Beschämung. Auch abgesehen von aller positiven Religion lehrt den Menschen schon sein eigenes Nachdenken, sich in Hinsicht auf die Zukunft zu beruhigen und getrost in die Leitung der Welt zu ergeben. Ein solches freudiges Ergeben ist, wie Lichtenberg sagt, die Frucht des anhaltenden und ernstlichen Studiums der Natur, und „es ist eine entzückende Betrachtung, sich sagen zu können, meine Ruhe ist das Werk meiner ei-

genen Vernunft, es hat sie mit keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England. Englische Beurtheilung über deutsche Kinder- schriften.

Bei Beurtheilung einer Menge zu Weihnachtsgaben bestimmten deutscher Kinderbücher läßt ein englisches kritisches Journal den „Hundertundfünfzig moralische Erzählungen für kleine Kinder“, von Franz Hoffmann, die gebührende Erwähnung zu Theil werden, weil aus allen darin enthaltenen Geschichten deutlich die Absicht hervorgeht, das Kind durch Androhung einer „Rache“ für Unarten und Fehler abzusprechen und an die Stelle des für die Kinderwelt allein angemessenen Grundgesetzes der Liebe den der Furcht zu setzen. „Der deutsche Kinderschriftsteller“, bemerkt der Engländer treffend, „ist nicht nur für das alte System, „den Sinn zu brechen“ eingenommen, sondern sein Verfahren geht bis zum „Halbschrecken“, um andern Kindern eine heilsame Warnung zu geben. Was die Kräfte und Reize der Kinder seiner Erzählungen betrifft, so läßt seine erfinderische Einbildungskraft sie wegen jedes Theils des geringfügigsten Vergehens brechen und abschneiden. Jeden Ungehorsam gegen ein Gebot ahndet er mit den grausamsten Folgen, und darin besteht die einzige Moral der großen Mehrheit dieser hundertundfünfzig Erzählungen.“ Wollten die Engländer von Kinderschriften solcher Art, die leider noch sehr verbreitet sind, auf unsere Erziehung im Allgemeinen schließen, so könnten sie sich freilich auch über unsere politische Unzulänglichkeit nicht wundern, die eine Folge der von Kindesbeinen an eingetragten Furcht ist, einen Schritt zu wagen, bis man nicht von obenher Ermahnungen eingeholt, ob man dabei auch nicht Falsch und Beine brechen könnte.

Das „Foreign quarterly review“ über die österreichische Politik.

Der englische Geschichtsschreiber Alison hat in seinem bekannten Werke über die neueste Geschichte der österreichischen Regierung eine große Lobrede über ihre „fernflichtige Politik“ und ihre „unbezwingliche Ausdauer“ gegen Napoleon gehalten. Ein Aufsatz im „Foreign quarterly review“ äußert bei Gelegenheit der Beschreibung der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“ sich darüber folgendermaßen: „Fernflichtige Klugheit hat außer Frau Alison wol noch Niemand in dem aristokratischen oder besser gesagt bürokratischen Verfahren Österreichs während seiner Kriege mit Frankreich gefunden; und der Ruhm „unbezwinglicher Ausdauer“ sowohl im Jahre 1809 als 1813 kommt allein „dem deutschen Volke“ zu, in seiner Weise aber den preussischen oder österreichischen Aristokraten, welche bewiesen, was sie zu thun vermochten, im Jahre 1806 bei Jena, und was sie nicht zu thun vermochten; bei dem Waffenstillstand von Bogen, wo die sich aufopfernden und tapferen Tiroler nach all dem heftig vergossenen Blut von Aspern und Wagram von dem Kaiser ohne alle Bedingungen dem Kaiser Napoleon auf Gnade und Ungnade preisgegeben wurden.“

Eine wissenschaftliche Reise nach Spanien.

Der belgische Gelehrte Gachard ist vor kurzem von seiner wissenschaftlichen Reise in Spanien in sein Vaterland zurückgekehrt. Während seines langen Aufenthalts in jenem Lande hat er in den Archiven besonders die Auffassung der auf die Geschichte Belgiens unter spanischer Herrschaft bezüglichen Urkunden sich angelegen sein lassen. Nach seinen Aufzeichnungen hat er in dem vertraulichen Briefwechsel der Könige Spaniens mit den Statthaltern der Niederlande geschichtliche Thatfachen aufgefunden, die bisher noch nicht bekannt waren.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 114. —

24. April 1845.

Der Selbstmord.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Glücklicherweise hält der in jedem Menschen liegende instinctartige Trieb der Selbsterhaltung der Versuchung zum Selbstmorde kräftig das Gegengewicht, und es gehört von der einen Seite ein ebenso starker Wille und ein bedeutender Grad von Muth wie von der andern ein Extrem von Muthlosigkeit und Furcht dazu, um diese angeborene Liebe zum Leben zu überwinden. Denn es erweist sich keineswegs in der Erfahrung gegründet, was manche Schriftsteller behaupten, daß nämlich nur Muth und starker Wille den Entschluß zur Reise bringen können, die Schranken der Natur zu durchbrechen und den Faden des Lebens gewaltsam zu zerreißen. Im Gegentheil sind die Fälle nur selten, wo, wie wir oben gesehen, eine große Idee, die Befreiung des Rechts und der Wahrheit durch den Tod das Motiv zum Selbstmord abgaben, weit öfter sind es feige und schwache Seelen, die im Drange unglücklicher Verhältnisse und in einem verzweiflungsvollen Momente diesen Ausgang aus dem Leben wählen; ja, es verdient als ein auffallendes Moment zur Charakteristik unserer Zeit bezeichnet zu werden, daß Selbstmorde aus Furcht, Kleinmuth, Gewissensangst, Ehrgeiz, Übersättigung, schwelgerischem Leben und krankhafter Seelenstimmung beinahe die häufigsten sind, während es sich im Alterthume gerade umgekehrt verhalten zu haben scheint. Freilich läßt sich dagegen einwenden, daß gewöhnliche Fälle von Selbstmord wol von den Alten ebenso wenig ausgezeichnet worden sein mögen, wie es noch heutzutage geschieht.

Als die häufigsten Motive des Selbstmordes in neuerer Zeit ergeben sich zuweilen: 1) Unbefriedigte Liebe und Eifersucht. Noch im frischen Andenken ist der Tod der liebenswürdigen Dichterin Luise Brachmann, die dadurch ihren Tod fand. Sie verliebte sich bekanntlich im J. 1820 in einen jungen Mann, ohne jedoch bei ihm Gegenliebe zu finden. So geträumt in ihren Hoffnungen, beschloß sie am 17. Sept. 1822 zu Halle, in ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre, freiwillig ihr Leben in den Fluten der Saale. In einer deutschen Stadt stand die hübsche junge Tochter eines alten Wälder- und Salamihändlers jeden Morgen auf der Brücke,

in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Winde sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg nach dem Thore hin. Dort ging es nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein Soldat, ein Franzose, hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das sie beim Abschied getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem andern nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren und sie doch immer reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid, und zog es am Morgen wieder an. Es hatte die Farbe verloren, war hier und da zerrissen und ganz unkenntlich geworden, wie sie selbst. Auf die Frage, wer sie sei, erwiderte sie den Vorübergehenden nichts als: „Ich bin Braut.“ Endlich sah sie die Straße zum Thore nicht mehr hinan, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Nur Einem jagte dies Angst ein, er dachte an Unglück, aber Niemand wollte ihm glauben. Eines Morgens stand das arme, liebende Wesen nicht mehr da und Mittags wurde ein triefender Leichnam über die Brücke getragen.

2) Furcht vor großen Übeln und Leiden. So entleibte sich der Girondist Clavière, um der Guillotine zu entgehen (Mercier nouveau, Th. 4, S. 57); so vergiftete sich Mirabeau durch Opium, um die Schmerzen seiner Krankheit nicht länger ertragen zu müssen; so stieß sich der Girondist Balazé nach gefällttem Todesurtheil des Revolutionstribunals (1793) den Dolch in die Brust; so sammelte in der Salpetrière eine am Mutterkrebs leidende Frau sorgfältig mehre Körner Rohsaft, die man ihr zur Linderung ihrer Schmerzen nach und nach gegeben hatte, um sich damit zu vergiften; so ersäufte sich der sonst edle Roland, weil ihn die Hinrichtung seiner geistvollen Gattin und seine eigene Gefähr mit Furcht und Gram erfüllten.

3) Unübersehbares Unglück und Elend. Nach der ersten Theilung Polens (1773) verlor der Landbote Reger, der mit aller Macht gegen sie angekämpft hatte, den Verstand. In einem ruhigen Augenblicke foderte er ein Glas Wasser, zerknirschte, verschlang es und starb (8. August 1780. Emilie Plater, sa vie et sa mort, von

Jos. Strucler, S. 329, Paris 1835). Latude, von der Marquise Pompadour in die Bastille verwiesen (1756), war in einem finstern Kerker, auf faulem Stroh liegend, allen Stürmen der Bitterung ausgesetzt, verlor das Gesicht, Haare, Zähne und lebte so jammervoll, daß er, obgleich ohne Erfolg, versuchte, sich die Adern zu öffnen („Mémoires de H. M. de Latude“, Th. 1, S. 143, Paris 1835). In Rouen nahmen sich in den Monaten Juni und Juli 1800 mehr als 60 Menschen das Leben. Den Hauptantheil daran hatten Bankrotte mehrerer bedeutender Handlungshäuser, wodurch viele Familien plötzlich große Verluste erlitten.

4) Übersättigung durch schwelgerisches Leben und Luxus. In Folge dessen endigte der einzige Sohn Lord Milton's. Jung, wohlgebildet, sehr reich, talentvoll, von seinem Vater zärtlich geliebt, von den Damen ausgezeichnet, glänzende Ehrenstellen und Würden im Prospekt, ekelte ihn doch das Leben an. Durch einen zu großen und schnellen Lebensgenuss hatte sich die Übersättigung eingefunden, die seinen Entschluß zur Reise brachte. Er ging in ein Bordell, ließ zwölf der schönsten Freudenmädchen kommen, denen er Alles nach Gefallen aufzutischen befahl. Hierauf ließ er die Thüren verschließen. Die Dirnen mußten sich entkleiden und ihn in dieser Nymphenracht durch Wollust erregende Stellungen und Tänze zu vergnügen suchen. Nach einigen Stunden entließ er sie reichlich beschenkt, zog eine Pistole aus der Tasche und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Lord Elvre, Generalgouverneur in Ostindien, entleibte sich aus Ekel und Überdruß durch einen Schnitt in die Kehle, nachdem er, wie Oslander berichtet, wie ein indischer Nabob königliche Schätze nach England zurückgebracht und dort lange genug wie ein indischer Fürst geschwelgt hatte. Auf gleiche Weise tödtete sich William Ford, übersättigt von allen sinnlichen Genüssen des Lebens. Als er auf seiner Rückkehr von Hindostan nach England die Worte vernahm, daß man die englische Küste sehe, wendete er sich um und schnitt sich tödtlich in den Hals. In Paris bildete sich sogar vor mehreren Jahren eine Gesellschaft der Freunde des Selbstmordes, deren Mitglieder sich auf zwölf beließ. Die Namen der Mitglieder sollten jährlich in einer Urne gemischt und durch das Loos Derjenige bestimmt werden, der sich in Gegenwart der Ubrigen das Leben zu nehmen hatte. Jedes Mitglied der Gesellschaft mußte nach den Statuten 1) ein Mann von Ehre sein; 2) Erfahrung haben von der Ungerechtigkeit der Menschen, der Undankbarkeit eines Freundes, der Falschheit einer Gattin oder Geliebten; 3) seit Jahren eine gewisse unbegreifliche Leere in der Seele, ein Mißbehagen haben an Allem, was die Welt hienieden bietet.

5) Gewissensunruhe über begangene Missethaten. Eine so häufige Quelle des Selbstmordes in und außer Zuchthäusern und andern Strafanstalten, daß es unnöthig scheint, Beispiele anzuführen. Bemerkenswert ist indessen dabei zu werden, daß es in vielen Fällen schwer zu entscheiden sein dürfte, welchen Antheil die Qualen

des Gewissens und die Furcht vor der zu erwartenden Strafe an der Selbsttödtung haben.

6) Überspannung der Gefühle und Schwärmerie. Leider hat es zu keiner Zeit an Menschen gefehlt, die sich aus dieser Ursache das Leben nahmen und im beharrlichen Festhalten an irgend einer schwärmerischen Vorstellung oder religiösen Meinung die Rechtfertigung der Selbstentleibung zu finden glaubten. So knüpften sich einst zu Milet eine Anzahl verliebter Mädchen in ihrer hoffnungslosen Sehnsucht auf (Gellius, Noctes Atticae, XV, 10); so exaltirten sich die Circumcellionen, punische Schwärmer des 3. Jahrhunderts, zur Zeit der Christenverfolgung zuerst durch geistige Getränke und tödteten sich dann in Scharen, dem oft nur gefürchteten Märtyrertode zu entgehen oder die Schmach der verlorenen Keuschheit zu büßen (Theodoret, Fab. haeret., l. IV, c. 6); so ließ sich der indische Philosoph Calanus einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich selbst verbrannte, um zur Seligkeit der Götter einzugehen (Diodor. Sic., XIX, 107). Zeno, der Stifter der stoischen Schule, hängte sich auf, weil er sich im Fallen den Finger verstaucht hatte, und dies für einen Ruf der Erde hielt, in ihren Schoos zu flüchten (Diogen. Laert., S. 695). Der venetianische Schuhmacher Mathieu Lovat, mit dem Beinamen Casale, nagelte sich 1805, nachdem er sich zuvor mit seinem Schustermesser die Zeugungstheile abgeschnitten und diese zum Fenster hinausgeworfen hatte, auf die raschfinirteste Weise und mit seltener Todesverachtung selbst an ein Kreuz, welches er mit der einen freigelassenen Hand zum Fenster hinauszog, um sich so dem Anblick des Volks preiszugeben, Alles in der Überzeugung, daß der Wille des Höchsten ihm den Kreuzestod auferlegt habe. Eins der neuesten Beispiele eines Selbstmordes aus Schwärmerie von einer andern Art ist das der Charlotte Stieglitz, die sich den Dolch ins Herz stieß, angeblich, um ihrem hypochondrischen Manne durch den Schmerz über das Unglück ihres Verlustes die verlorene Ruhe wieder zu geben. Nicht zu verwechseln mit dieser Gattung des Selbstmordes ist jener mittelbare, wo der Mensch der Gefahr in seinem Berufe trogt, wie der Arzt, der Seelsorger, der Krankenwärter, der Metall- und Hüttenarbeiter u. s. w.; oder sich in Gefahr stürzt, um entweder noch einer größern zu entgehen oder Andere zu retten, wie z. B. der Stallmeister Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten, der in dem Treffen zu Fehrbellin sein Pferd mit dem weißen seines Herrn vertauschte und so den Tod fand (Pölnitz, Mémoires de quatre souverains, Th. 1, S. 91); oder den Tod gleichsam heraufordert, zur Beförderung guter und nützlicher Zwecke, wie z. B. der Arzt Balli, der sich die Pest einimpfte; Belmat, aus Chamouny, der zuerst im August 1786, mit großer Lebensgefahr, den Gipfel des Montblanc erklimmte u. s. w.

Endlich ist noch eins der häufigsten Motive des Selbstmordes: 7) Große Verstimmlung des Gemüths in Folge körperlicher oder psychischer Krankheit. Es ist nicht zu leugnen, daß es eine

angeborene Anlage zum Selbstmorde gibt, die zuweilen sogar erblich sein kann, und in seltenen Fällen schon im kindlichen Alter ihre Wirkungen äußert. Falret führt Fälle an, wo sieben- bis achtjährige Waisenkinder, in tiefe Melancholie versunken, allem Genuß von Nahrung entsagten und als Opfer ihres hartnäckigen Entschlusses starben. Derselbe berichtet von einem zwölfjährigen Knaben, der sich aus Verdruss, in der Classe nur der Zweite geworden zu sein, erhängte. Auch epidemisch hat man den Selbstmord auftreten sehen und zwar meist in sehr heißen Sommern oder nach großen sich allgemein verbreitenden Unglücksfällen. Im Juli und August 1806 zählte man in Kopenhagen, wo damals der Handel ins Stocken kam, mehr als 300, im verhängnisvollen Jahre 1793 in Versailles 1300 Selbstmorde. Zuweilen hängt er offenbar mit moralischen Ursachen: Kummer, Sorge, Unglücksfällen, Ausschweifungen, luxuriöser Lebensweise, gekränktem Ehrgeiz u. s. w. zusammen, die dann aber nur als begünstigende Momente zu einer trübsinnigen Gemüthsart oder einem körperlich-kranken Zustand hinzutreten, zuweilen aber auch nicht. Ebenso gehen ihm in manchen Fällen Symptome eines solchen kranken Seelen- oder Körperzustandes, Verstimmung, Menschenscheu, Brüten über traurige Vorstellungen, Schlaflosigkeit, Angst, Unterleibsbeschwerden u. s. w. voraus, bisweilen fehlen aber auch diese Symptome oder der Kranke hält sie, um nicht an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert zu werden, so geheim, daß selbst seine nächsten Verwandten und Freunde nichts davon bemerkten. Mir selbst sind während meiner ärztlichen Wirksamkeit zwei Fälle vorgekommen, wo, außer dem Triebe zum Selbstmorde, weder eine Spur von körperlicher Krankheit noch irgend ein äußeres Motiv zu dieser unnatürlichen Neigung wahrzunehmen war, und die deshalb meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Beide Männer, in den besten Jahren, waren körperlich vollkommen gesund und lebten sowol in den glücklichsten bürgerlichen als häuslichen Verhältnissen. Sie hatten ihr reichliches Auskommen, waren von keinen Unglücksfällen betroffen, hatten von der Zukunft nichts zu fürchten, waren von ihren Mitbürgern geachtet und geehrt, hatten keine Kränkung irgend einer Art erlitten, lebten nüchtern und sparsam, mit einem Worte, es war auch bei der schärfsten Untersuchung nicht ein Moment aufzufinden, das in ihnen den Lebensüberdruß hätte erwecken können. Und doch bestürmte Beide eine unbezwingliche Neigung, sich das Leben zu nehmen. Dem Einen bedünkte es, als rufe ihm stets eine innere Stimme zu: „Ermorde dich!“ ohne daß er jedoch eine wirkliche Stimme, wie sie wol zuweilen Wahnsinnige hören, vernommen hätte; der Andere konnte kein Messer, keinen Strick, deren er sich doch als Landmann fast täglich bedienen mußte, sehen, ohne Lust zu bekommen, damit die unglückliche Handlung auszuführen. Dem Erstern, der den Hang zum Selbstmord über ein Jahr mit sich herumtrug, ohne außer mir auch nur einem Menschen davon etwas zu sagen, rieth ich, so oft er die Worte: „Ermorde dich!“ vernehme, lese

aber mit festem Willen zu entgegnen: „Du sollst mich nicht besiegen!“ ein Rath, für den er mir in der Folge, nach seiner vollkommenen Genesung, sehr dankbar war, denn ihm schrieß er nächst vieler Bewegung in freier Luft hauptsächlich seine Genesung zu. Der Zweite war leider nicht so glücklich, über seine unglückliche Neigung den Sieg davonzutragen, er erhängte sich.

Diesen und ähnlichen Fällen liegt wol unbezweifelt ein krankhafter Seelenzustand zum Grunde, wenn wir auch bis jetzt ihre ursächlichen Verhältnisse und ihren Zusammenhang mit krankhaften Körperzuständen nicht nachzuweisen im Stand sind. Bis jetzt ist es aber auch noch ebenso wenig ausgemacht, ob nicht auch bei andern Arten des Selbstmordes, namentlich bei solchen, welche die Folge heftiger und aufgeregter Leidenschaften sind, Störungen in der psychischen Sphäre eintreten, welche die Willensfreiheit beschränken oder ganz aufheben. Lähmt ja oft schon ein plötzlicher Schrecken sowie die Furcht vor einer nahen Gefahr die Willenskraft in einem solchen Grade, daß der Mensch wie eingewurzelt dasteht, den Gefahren selbst nicht entfliehen kann und sich zuweilen in größere stürzt als die sind, deren er sich entziehen will. Ebenso bringt die Liebe den Menschen oft um alle Besinnung und läßt ihn Mittel wählen, die ihn, statt ihn dem Ziele seiner Wünsche näher zu bringen, nur noch mehr davon entfernen. Auf ähnliche Weise wirken Jorn, Eifersucht, heftiger Kummer, verschmähte Liebe, Verlust der Ehre, gekränkter Stolz, Verlust des Vermögens u. s. w., und wir, die wir nicht in ähnlichen Lagen des Lebens uns befunden, wissen nicht, was dann, in der Seele des Unglücklichen vorgeht, bevor er den tödtlichen Sprung aus dem Leben wagt. Er gleicht dem Krieger, der vor sich und hinter sich Feinde sieht, denen er nicht entrinnen kann. Alle Blüten des Lebens sind abgestorben, das Leben selbst steht wie ein nächtliches Gespenst vor seinen Blicken und winkt in die Tiefe; keine innere Stimme, die den Unglücklichen von dem Abgrunde zurückrufen könnte, ist mehr wach, weder der lebendige Instinct noch die Vernunft, sie sind beide überwältigt durch die Leidenschaft. Viele Selbstmörder, denen die Ausführung ihres Vorsatzes nicht gelang, erzählten später Esquival, sie seien unwillkürlich zu dieser That hingezogen worden und hätten mit wahrer Lust an dem Gedanken gehangen; zugleich hätten sie sich in einem physisch wie moralisch so unerträglichem Zustand befunden, daß sie sich nur durch den Tod davon befreien zu können gewöhnt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hellenische Nationalcongress zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Congressverhandlungen im Auszug bearbeitet von Alexander Clarus Heinze. Leipzig, Mayer. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn auch in anderer Weise den Faden des Gegenstandes fortspinnend, schließt sich doch die vorliegende Darstellung der Verhandlungen des griechischen Congresses vom Monat Novem-

ber 1843 bis März 1844 an die „Geschichte der griechischen Revolution. Von H. A. v. St...“ an, die wir in Nr. 78 d. Bl. besprachen. Erretere ist allerdings viel mehr objectiv gehalten als letztere, wenngleich der Verf. jener Darstellung, der ebenfalls, wie der Verf. dieser „Geschichte“, seit einer längern Zeit in bestimmten Verhältnissen in Griechenland, und zwar als Militair, sich aufgehalten und auch noch während des griechischen Congresses in Athen selbst gewesen, wol vielfache Gelegenheit gehabt hätte, aus eigener Kenntniß der hier in Frage kommenden Verhältnisse und Personen ein Wort mitzusprechen. Darum er das nicht gethan hat, wie gewiß manche Leser seines Buchs erwartet haben mögen, sagt er nicht, wenn man es auch ahnt, und den Grund davon in einer gewissen Furcht von seiner Seite, partiell zu werden, finden möchte. So hat er sich denn nur darauf beschränkt, eine zusammenhängende Übersicht jener Congressverhandlungen aus den in Athen auf Staatskosten gedruckten Sitzungsprotokollen zu liefern; und er hat mit diesem ersten öffentlichen schriftstellerischen Versuche zunächst dem geschichtsforschenden Deutschland und überhaupt der neuern Geschichte- und Staatenrechtskunde, dann aber auch einem Theile der europäischen Diplomatie eine möglichst genaue Darstellung jener öffentlichen Verhandlungen in die Hand geben wollen, um dieselben im geschichtlichen Zusammenhange und als ein Ganzes auffassen zu können. Jedenfalls hat auch, von dieser Seite betrachtet, die vorliegende Darstellung ihren besondern geschichtlichen und staatsrechtlichen Werth, auch wenn man wünschen möchte, daß die gegebenen Auszüge nicht so kurz und oberflächlich wären, und daß sie mehr als offenbar der Fall ist das Wesen der Verhandlungen im Einzelnen erschöpften. Die Auswahl des Gegebenen kann in dieser Beziehung wenigstens nicht durchgängig eine glückliche genannt werden, wie es freilich in solchen Fällen überhaupt mißlich ist, es Allen recht zu machen, und nicht für Manche zu viel, aber auch nicht für Andere zu wenig zu geben. Mit Recht macht übrigens der Verf. des Buchs in dem Vorworte auf die aus diesen Congressverhandlungen sich ergebenden, immer erfreulichen Beispiele politischer Beredsamkeit und parlamentarischer Gewandtheit unter den angehenden Staatsmännern Griechenlands aufmerksam; er weist den geschichtlichen Forscher auf sie hin, und spricht in dieser Hinsicht sowie was die durch diese Verhandlungen „in bedeutendem Maße vervollkommnete Ausbildung der gegenwärtigen Sprache der Griechen“ anlangt (über die freilich Niemand aus dem vorliegenden Buche selbst urtheilen kann), die Berechtigung „zu den schönsten Hoffnungen“ aus, „welche Griechenlands Wiedergeburt erweckt hat“. Ein anderer, staatsrechtlich gebildeter und theils mit den bestehenden Verfassungen anderer Staaten, theils mit den Ergebnissen der parlamentarischen Verhandlungen in diesen Staaten bekannter und vertrauter Herausgeber würde freilich im Einzelnen auch noch auf Anderes in jenen griechischen Congressverhandlungen, zur Vergleichung mit andern Verfassungen und mit der Behandlung der im griechischen Congresse zur Sprache gebrachten, auch in andern gesetzgebenden Volkskammern der Neuzeit besprochenen Gegenstände von allgemeinem Interesse, aufmerksam gemacht haben, eine Vergleichung, die wenigstens sehr fruchtbar werden kann, jedenfalls aber von nicht geringem Interesse ist. Aber gerade hierin erscheint das vorliegende Buch besonders mangelhaft; von den im griechischen Congresse stattgefundenen Verhandlungen über Abschaffung der Todesstrafe, über das Petitionsrecht der Unterthanen, über das Recht des Volks, Versammlungen zu halten u. s. w. lesen wir hier nichts. Daß übrigens der Verf. an geeigneten Stellen geschichtliche Notizen, Actenstücke, Regierungsverordnungen, Proclamationen u. s. w., als der Zeitgeschichte angehörig, eingeschaltet hat, ist, wenn auch nicht zur Vervollständigung des Ganzen, da es in gewisser Hinsicht zu wenig ein Ganzes ist, doch zu dessen Verständniß von Vortheil.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Polignac's Rechtfertigungsschrift.

Der Fürst von Polignac ist wirklich ein gutmüthiger Schwärmer, wie seine neueste Schrift, welche unter dem Titel „Etudes historiques et morales de la société européenne vers le milieu du dixième siècle“ erschienen ist, aufs unwiderleglichste beweist. In diesem Werke unterzieht sich der edle Herr der undankbaren Mühe, eine Vergangenheit zu rechtfertigen, die, obgleich sie uns noch nahe liegt, doch schon dem unwandelbaren Spruche der Geschichte verfallen ist. Er hat sich schwerlich gedacht, welche traurige Rolle er spielen muß, indem er, welcher durch seine tolle Starrheit und beschränkte Selbstgenügsamkeit den Gang der Ereignisse beschleunigt hat, der Gegenwart den Fehdehandschuh hinwirft. Seine Stimme ist zu ohnmächtig, um den Lauf der Dinge zu beschwören; ja, was das Sonderbarste ist, sie scheint zu verhallen, ohne auch nur gehört zu werden, wenigstens erregt vorliegende Schrift durchaus nicht die erwartete Aufmerksamkeit. Zwar nehmen einige Journale darauf Rücksicht, um daran Urtheile über ihren Verfasser anzuknüpfen, die im Ganzen für denselben wenig günstig lauten; aber im Allgemeinen hat der Name Polignac beizeiten nicht mehr den leidenschaftlichen Klang wie ehemals. Im Ganzen findet seine unbedeutende Persönlichkeit jetzt schon ihre gerechte Würdigung, und sogar legitimistische Blätter wie die turbulente „Gazette de France“ wagen nicht für ihn in die Schranken zu treten. Das „Journal des débats“ macht sich eine Freude daraus, ihn in seiner ganzen Nichtigkeit darzustellen und gibt sich dabei noch den Anschein, als berichte es über dieses „traurige“ Buch nur mit Widerstreben. Mit Recht meint es, man ersehe daraus, wofür Geistes Kind der Mann sei, dem die Restauration ihr Geschick anvertraut habe und der sich in seiner Einfalt der „unsinnigsten“ Aufgabe unterzogen habe.

Sociale Zustände.

Bei der besondern Aufmerksamkeit, welche den nothleidenden Classen in neuerer Zeit gewidmet zu sein scheint, wollen wir auf die verschiedenen Schriften eines und desselben Schriftstellers hinweisen, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Schäden und Gebrechen unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung aufzudecken, nicht um, wie manche unserer erregbaren Romantiker, an diesen Schattenseiten unserer modernen Zustände zu schwelgen, sondern aus reiner Sympathie für die leidende Menschheit. Der Name dieses Schriftstellers ist Dagneau und die Titel seiner literarischen Arbeiten, welche wir hier vorzüglich im Auge haben, sind: „Rudiment social“, „Coup d'oeil moral, religieux et politique sur l'humanité“, „Vues nouvelles d'économie commerciale“, „De la position actuelle du commerce, de ses causes et des moyens de l'améliorer.“ Der Verf. dieser Schriften, welche zum Theil nur kürzere Broschüren sind, ist früher Kaufmann gewesen, und deshalb liegt ihm die Reorganisation des Handels, dieses unermesslichen Hebels für unsere gegenwärtigen Verhältnisse, vorzüglich am Herzen. Besonders möchte er die Gefahren der thörichten Speculationen, unter denen oft unzählige Opfer leiden müssen, beschränken und den Handelsverbindungen jene frühere Solidität (cette antique bonne foi) wiedergeben, welche im Wirbel der Gegenwart unwiederbringlich verloren gegangen zu sein scheint. Aber Dagneau bleibt hierbei nicht stehen, sondern mit praktischem Blick und mit ruhiger Hand sondirt er die übrigen Wunden unserer Verhältnisse. Nirgend macht er sich der Uebertreibung oder Entstellung schuldig und seine Vorschläge und Rügen verlassen niemals den festen Boden der Möglichkeit. Deshalb sind seine Rügen und Winke von Allen, die sich für das Wohl der leidenden Volksclassen interessieren, ernstlich zu berücksichtigen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 115.

25. April 1845.

Der Selbstmord.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Auch diejenige Art des Selbstmordes, welche den eigentlichen Namen des Lebensüberdrußes, *taedium vitae*, verdient und gewöhnlich die Folge großer Ausschweifungen, Selbstschwächung, Exceß im Trinken u. s. w. ist, möchte ich den Seelenstörungen beizählen. Ein Seelenzustand, wo dem Menschen nichts mehr zu hoffen und zu wünschen bleibt, wo das Herz für alle höhern Gefühle wie für alle sinnlichen Genüsse verschlossen ist, wo es keinem liebenden Wesen mehr angehört, gegen Alles um und neben ihm gleichgültig ist, ein Zustand, wo

Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr,

kann kein gesunder sein; er setzt eine *Decrepitität* des Geistes voraus, bei der nichts wunderbar erscheint, als daß daneben noch so viel Muth aufzutreiben ist, um das Wischen abgenutzte Leben vollends abzutödten.

Die Ansicht vieler ausgezeichneten Ärzte, daß den meisten Fällen des Selbstmordes ein krankhafter Seelen- oder Körperzustand zum Grunde liege, hat nun auch die heilsame Folge gehabt, daß von einer Strafe des Selbstmörders für den Fall, als ihm die Ausführung seines unglücklichen Vorsatzes nicht gelingt, oder von einem unehelichen Begräbniß seines Leichnams in neuern Zeiten nicht mehr die Rede ist. Dennoch aber hat namentlich die Verbeibaltung des letztern auch noch jetzt manche Vertheidiger gefunden, indem sie der Meinung sind, daß Nachruhm und Nachschande auf den ungebildeten Menschen nicht ohne mächtige Einwirkung bleiben und daß der Erfahrung zufolge sich Menschen erst dann entleiben, wenn sie versichert sind, daß ihnen das Mitleid der Behörden ein ehrliches Begräbniß nicht versagen werde. Man beruft sich insbesondere auf das Beispiel der Mädchen von Midet, bei denen die Kunde des Selbstmordes alsbald aufhörte, nachdem der Senat ein Gesetz erlassen hatte, daß die Körper der Entleibten nackt auf dem Markt ausgestellt werden sollten; ferner auf das Gesetz des Platonikus, das die feurigen Gräbden des Seelers Agassias bei Todesstrafe verbot und dadurch den häufigen Selbstmorden in Ägypten ein Ziel setzte; auf jenen Engländer,

der den nach Amerika transportirten Neger, die sich da in großer Anzahl tödteten, in der Hoffnung nach ihrem Tode wieder nach Afrika zu kommen, die Hände abhauen und diese den Blicken der übrigen Neger aussetzen ließ. Allein obschon nicht zu leugnen ist, daß solche Strafgesetze einen und den andern Unglücklichen von der wirklichen Ausführung seines frevelhaften Vorhabens abhalten können, so muß man doch im Allgemeinen ihren Nutzen für sehr zweifelhaft halten, wenn man sie auch nicht geradezu als ungerecht und gefährlich verdammen kann. Hauptsächlich sprechen gegen solche Strafgesetze, daß sie eigentlich die Hinterbliebenen, die ohnehin durch ein solches Unglück in ihrer Familie gebeugt genug sind, nicht aber den Selbstmörder treffen; daß da, wo solche noch in Geltung sind, der Selbstmord des Vaters oder der Mutter den Kindern nicht verheimlicht werden kann, während dies doch, insbesondere bei erblicher Anlage dazu, sehr wünschenswerth sein würde; daß bei dem Unglücklichen, der sich einmal mit seinem Gewissen, mit seinem religiösen Glauben gegen das Unrechtmäßige der Handlung und mit dem Instinct der Selbsterhaltung abgefunden hat, auch Schande und Entehrung nichts fruchten; daß, wie schon Filangieri bemerkt, der Selbstmord gerade da am häufigsten vorkam, wo die schärfsten Strafen gegen ihn erkannt waren, wie denn namentlich die barbarische Sitte der indischen Frauen, sich nach dem Tode freiwillig dem Scheiterhaufen zu überliefern, sich eher vermehrt als vermindert hat, seit die Gesetze der dort herrschenden Europäer strenger geworden sind. Wie wenig die Gesetze gegen dergleichen wider-natürliche Handlungen vermögen, wenn sich nicht Erziehung und wahre Aufklärung mit ihnen verbinden, beweist der Zweikampf, dem man schon seit Jahrhunderten mit aller Macht zu begegnen nicht müde geworden ist, und der sich doch trotzdem noch immer behauptet und von manchem sonst eben nicht unvernünftigen Manne vertheidigt wird. Dessenungeachtet bin ich des Glaubens, daß da, wo sich in einem besondern Falle die öffentliche Meinung bestimmt und einstimmig gegen den Selbstmord als eine verbrecherische Handlung ausspricht, und es vergeblich sein würde, ihr gegenüber dieselbe mit einem unfreien Seelenzustande zu entschuldigen, es gerathener sein dürfte, der Volkstimme nachzugeben und dem Selbst-

mörder ein ehrliches Begräbniß zu versagen. Da, wo man die bessere Einsicht nicht mit Einem Male zum Gemeingut machen kann, ist es besser, gegen Vorurtheile nachsichtig zu sein, als sich dem Verdacht auszusetzen, eine verwerfliche Handlung zu billigen, die die Gesamtheit auf ihrer Bildungsstufe verdammt. Während der Abfassung dieses Aufsatzes ereignet sich in meiner Nähe, auf einem kleinen Dorfe, ein schrecklicher Mord, der dies bestätigen mag. Ein Mann ermordet, angeblich aus Eifersucht, seine Frau, seine vier Kinder und dann sich selbst. Die ganze kleine Gemeinde des Ortes widersetzt sich einmüthig dem ehrlichen Begräbniß des Mörders; er muß außerhalb des Lehnwaders beerdigt werden. Der Tischler, der die Särge der Ermordeten verfertigte, schrieb aus freiem Antriebe auf den Sarg der Frau die folgenden Worte:

Roch lag ich fest im tiefen Schlummer,
Ein Mörder kam, der einst mein Gatte war,
Zerschlug mein Haupt, ganz ohne Kummer,
Streckt so der Welt die größte Noththat dar.

Auf den Sarg der beiden ältern Kinder schrieb er: „Durch die ruchlose, mörderische Hand eures Vaters kommt ihr so früh zu dem Ewigen!“ Auf den Sarg der zwei jüngern Kinder: „Diese Unschuldigen mordete ihr eigener Vater!“ Auf den Sarg des Mörders aber: „Gleicher, verurtheilter Mörder von deinem Weibe und vier Kindern, verantworte deine That vor Gott, dem allwissenden Richter!“

Ich meine, selbst wenn man eine so schreckliche That wie die obige nicht mit Freiheit des Selbstbewußtseins vereinigen könne, müsse man die Entrüstung des Tischlers darüber, der hier offenbar nur als das Organ seiner kleinen Gemeinde auftritt, eher ehren als mißbilligen. Seine schwachen Aufschriften werden ohne Zweifel mehr nachhaltigen Nutzen stiften als manche salbungsvolle Rede, die die Gemeinde zur christlichen Liebe und zur Nachsicht im Urtheile über einen gefallenen Sünder ermahnt.

Es ist wol kaum dem Zweifel unterworfen, daß der Selbstmord in neuerer Zeit und mit fortschreitender Civilisation merklich zugenommen hat, dabei aber auf eine noch nicht zu ermittelnde Weise in manchen Ländern häufiger ist als in andern. In Frankreich zählte man in den J. 1827—31 jährlich 1 auf 118,000 Einw.; in der preussischen Monarchie (nach Balbi) 1 auf 14,800 Einw.; in der österreichischen Monarchie 1 auf 20,000 Einw.; in Rußland 1 auf 34,200 Einw.; im Staate Neapel 1 auf 8000 Einw.; im Staate Venedig 1 auf 18,000 Einw.; in Schweden 1 auf 37,000 Einw.; in Böhmen in den J. 1832—33 1 auf 30,800 Einw.; im Canton Zürich in 15 Jahren (1818—33) 1 auf 16,700 Einw.; im Canton Genf in 16 Jahren (1805—34) 1 auf 4000 Einwohner.

Besonders groß ist die Frequenz der Selbstmorde in großen Städten. In Paris kommt ungefähr 1 auf 2200 Einw. (merkwürdig ist es, daß hier ein Häufel aller

Selbstmorde auf die Hauptstadt kommt); in Berlin 1 auf 4000; in Genf 1 auf 2200; in Kopenhagen 1 auf 1000 (?); in Hamburg 1 auf 2222; in Prag 1 auf 5800 Einwohner.

Hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieser Angaben verdient jedoch bemerkt zu werden, daß ohne Zweifel die wirkliche Zahl der Selbstmorde überall und mitunter um sehr Vieles größer ist als in der constatirten, da in sehr vielen Fällen zweifelhaft ist, ob eine Selbsttödtung stattgehabt, und viele verheimlicht oder wissentlich für natürliche Todesfälle ausgegeben werden. Ein bedeutender Theil der angeblich Verunglückten oder eines plötzlichen Todes Verstorbenen gehört wahrscheinlich in jene Kategorie. Auch sind die versuchten, aber verhinderten Selbstmorde nicht unter obigen Zahlen begriffen.

Unter den Frauen kommen weniger Selbsttödtungen vor als unter den Männern; das Verhältniß gestaltet sich wie 1 zu 3. Die größte Zahl fällt in das männliche Alter und den Eintritt in dasselbe. Am wenigsten ist das höhere Alter dazu geneigt. Der Grund dieser Erscheinung liegt sehr nahe, denn beim Eintritt in das männliche Alter erwachen die Sorgen, entwickeln sich die gefährlichsten Leidenschaften und sind die geistigen Anstrengungen am größten.

Zum Theil schon in diesen Umständen liegen die Maßregeln angedeutet, die wir zu nehmen haben, um dem Weiterumsichgreifen des Selbstmordes vorzubeugen. Sie können sich natürlich nicht auf den Einzelnen richten, sondern müssen auf die Gesamtheit des Volkes gerichtet sein.

Vor Allem haben wir der Erziehung unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele. Jede Erziehung daher, welche den Körper nicht zu einer gewissen Reife kommen läßt, geistige Fähigkeiten und Gefühle früher weckt, bevor noch die Zeit dazu gekommen ist, an die Stelle der nöthigen Leibesübung nur eine einsichtige geistige Ausbildung setzt, anstatt die geistigen Kräfte durch Naturanschauung zu kräftigen und dadurch eine aufsteigende übermäßige Empfindlichkeit und Weichlichkeit abzusumpfen, das kindliche Gemüth mit Sorge und Hang zum Sympathie belastet, wird zum Fruchtboden, auf dem in spätern Jahren der Selbstmord hervorkommen kann. Es gibt dagegen wol kaum ein besseres Gegengift als die frühe Bekanntschaft mit der Natur. Die Liebe zum Leben kann nur durch die Erkenntniß dieses Lebens selbst befestigt, der Gedanke an Selbsterhaltung nur durch die Hinnahme und den Glauben an einen Schöpfer, der Alles erhält und jedem Wesen seine Bestimmung und sein Lebensziel angewiesen hat, befestigt werden. Von gleicher Wichtigkeit mit der Naturerkenntniß im Allgemeinen ist das Studium des eigenen Körpers, ein Studium, das bis jetzt als Gegenstand des Unterrichts ganz vernachlässigt worden und doch für jeden gebildeten Menschen in vielen Beziehungen so wichtig ist. Man kann nur das nach seinem wahren Werthe ansehn und lieben lernen, was man genau kennt; die wahre Erkenntniß des

eigenen Körper, des wunderbaren Baues seiner Organe und ihrer Vorrichtungen wird auch zur höhern Schätzung des Lebens führen.

Beschäftigungen dieser Art haben auch noch den Nebenutzen, daß das jugendliche Gemüth sich frühzeitig daran gewöhnt, seine Gemüthe auf einem höhern und edlern Gebiete zu suchen als auf den Gebieten der Sinnlichkeit. Werhaupt aber ist der Gemüthsucht schon in den frühen Kinderjahren mit allen Kräften entgegenzuwirken und das jugendliche Gemüth frühe daran zu gewöhnen, Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens mit Muth und Geduld zu ertragen. Man wird selten finden, daß Menschen, welche früher unter dem Druck widriger Verhältnisse aufwuchsen und an Entfagung gewöhnt waren, Selbstmörder wurden. Die stolische Schule mag in manchen Irthümern befangen gewesen sein, aber manche ihrer Lehren verdienen noch jetzt der Jugend zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Nächst der Erziehung hat die Regierungsform und die zweckmäßige Leitung der Völker großen Einfluß auf die Entstehung des Selbstmordes. Man hat im Allgemeinen gefunden, daß ihn eine despotische Regierung von der einen Seite ebenso begünstigt als von der andern ein zu weit getriebener und den Leidenschaften freien Spielraum lassender Republikanismus. Vor Allem aber sind es die Übergänge von dem erstern zum letztern. Merkwürdig ist es, daß politische Erschütterungen und Revolutionen nicht sowohl während der Zeit der Stürme selbst, als vielmehr zu jener Zeit, wo sie bevorstehen, und noch mehr dann, wenn sie vorüber sind und Ruhe an ihre Stelle getreten ist, die allgünstigsten Bedingungen zum Ausbruch des Wahnsinns wie des Selbstmordes darbieten.

Daß mit den Fortschritten der Geistescultur und der Civilisation auch der Selbstmord zunehme, ist nicht zu leugnen, man würde aber sehr unrecht thun, wollte man ihnen dieses als solchen aufbürden und eine despotische Regierungsform wie die russische vorziehen, weil in diesem Reiche Selbstmorde seltener sind und in der Gegend von Kasan gar nicht vorkommen. Mit der zunehmenden Geistescultur verbinden sich übermäßige Anstrengungen des Geistes, übertriebener Speculationsgeist, überspannter Ehrgeiz, Begierden und Leidenschaften, Sittenverderbniß, Erkaltung des Gefühls u. s. w., und dies sind die Quellen des Übels, nicht aber die fortschreitende Cultur, die freilich nicht als die wahre angesehen werden kann, denn sonst müßte sie die Verebelung des Herzens und die Bezähmung sinnlicher Begierden und Leidenschaften mit einschließen. Daneben fehlt der heutigen Civilisation eine der Hauptstützen zur Erhaltung des innern Friedens und zur Fügung in die wechselnden Schicksale des Lebens, das religiöse Element, an dessen Stelle entweder Unglaube oder Sittengeist oder bloß äußerlicher Cultus ohne Durchdringung bis zur Gesinnung und That getreten sind. Ein solcher Mangel an eigentlicher religiöser Bildung wird um so mehr ein begünstigendes Moment des Selbstmordes, je mehr von dem andern

Seite die allen Classen des Volks zugänglichen theatralischen Vorstellungen, unter denen namentlich die Truupspiele diese Handlung auf eine wahrhafte verstörende Weise verherrlichen, die Lecture schiller Romane und die Veröffentlichung jedes einzelnen Falles durch die Zeitungen, jede religiöse Haltung untergraben und die Neigung zur eigenmächtigen Verkürzung des Lebens begünstigen.

(Der Bericht folgt.)

Einige Anliegen Deutschlands, besprochen von Friedrich Kille. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Vorliegendes Werk besteht aus der Zusammenstellung einer Anzahl umgearbeiteter Aufsätze der „Deutschen Vierteljahrsschrift“. Der Verf. gibt sie insgesamt als „Kinder des Bestrebens, den Vorschritt mit der geschichtlichen Grundlage zu vermitteln“. Er hätte richtiger gesagt: „den Vorschritt von seinem Ziele abzulenken und ihn in die Nebel der Vergangenheit zurückzuführen“, denn er bietet unter dem prunkenden Ausschmückselbste jenes Programms verkommene Waare aus der Feudalzeit feil. „Den Vorschritt mit der geschichtlichen Grundlage vermitteln“ heißt dem Verf. nichts Anderes als trotz der unleugbaren Erscheinungen unserer Zeit die weißen Früchte des mittelalterlichen Obscurantismus aufwärmen und anpreisen. Dr. Kille nimmt die Miene eines Fortschrittmanns an; er bedient sich fleißig der Aufklärungsschmörze „Freiheit“ (in den verschiedensten Zusammensetzungen, als: Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit u. dergl.), „Gleichheit“, „Emanzipation“ u. a. m., er spricht von den „Bedürfnissen der Gegenwart“, von „organischer Entwicklung“; doch das ist eitel Schellengelaute. Er führt diese modernen Phrasen wie einen Besen, mit dem er den alten, mühsam theilweise schon ausgekehrten Pflaster wieder über unsere Schwelle zurückzufegen sich bemüht. So verlangt auch er z. B. eine „Reform“ unserer Verhältnisse. Wie aber definiert er gleich darauf die Reform? . . . „Rückgriff auf die Urform“; und hierunter versteht er nicht etwa eine gründliche Umgestaltung unserer socialen und politischen Verhältnisse, einen Neubau derselben auf der einfachen und natürlichen Basis der Urzeit, sondern fast überall eine Wiederbelebung der verwitterten Institutionen des Mittelalters. Er kämpft noch für die scharfe Abgrenzung der Stände, für die allgemeine Einführung der Majorate; er will die Fürsten lieber durch Domänen als durch Civilisten unterhalten wissen; er behauptet, Deutschland habe von seinen Nachbarn nichts mehr zu befürchten, weil dieselben jetzt nicht nur richtig Deutsch schreiben könnten, sondern sogar selbst Schriftsteller werden. Er schügt und besetzt den Adel in seinen Privilegien; doch nein! er will, daß auch der Adel dem Fortschritte unserer Zeit ein Opfer bringe und rath ihm deshalb: „das Jagdbrecht auf den Feldern Anderer“ aufzugeben! Klingt das nicht wie große Ironie? Dr. Kille macht diesen Vorschlag aber ebenso ernsthaft wie den zur Reetablirung des Corporations-, Zünfts- und Zunftwesens. Sehr bedauert er, daß dem König von Preußen die Ausführung seiner Adels-Reconstructions-idee so wenig geglückt ist, „denn“, sagt er, „die Kaiser müssen nach der naturgemäßen Ausbildung ihrer Grundform streben. Zu dieser gehört wesentlich ein durch Lehen oder Erstgeburtsrecht getragener Grundherrnstand“, wie ihm denn nicht nur der englische Adel, sondern England überhaupt als überall nachahmungswürdiges Vorbild erscheint. Der Verf. hält nämlich „die Nachahmungslust der Deutschen“ (er hat ein eigenes Capitel gewidmet) für einen im Wesen unserer Nation begründeten Charakterzug und scheut sich nicht die Worte hinzuzufügen: „Wir müssen nun einmal durch das Ausland gezwungen werden, etwas aus uns zu machen!“ und: „Wir lieben, daß

Andere für uns denken und uns befehlen, was zu unserm Heile dient." Wenn Hr. Kölle mit Anwendung des paraklasmatischen in seinem eigenen Namen also spricht, so haben wir gegen diese persönliche Beschidenheit durchaus nichts einzuwenden; will er aber das unerfreuliche Resultat seines *προσδιδου* verallgemeinern und auf das ganze Volk ausdehnen, so erlauben wir uns, ihm die Vorrechte einer exceptionellen Erscheinung zu vindiciren und protestiren feierlich gegen eine so schmählische Verunglimpfung unsers Nationalcharakters. Wir bedürfen des Auslandes wie der Mensch des Nebenmenschen zu seiner Fortbildung bedarf; es soll uns aber nie ein Lehrer und Zuchtmeister sein, der mit dem Stocke in der Hand uns anhält ein ordentliches Volk zu werden. Wir bedürfen Niemandes, der für uns denkt; diese unwürdige Beschimpfung unsers gesunden Menschenverstandes weisen wir mit Stolz von uns ab und allein auf ihren Urheber zurück; und daher darf man uns auch nicht befehlen, was zu unserm Heile dient. Überhaupt scheint das „Befehlen und Gehorchen“ ein Lieblings-thema des Verf. zu sein, das er dem deutschen Volke in allen Erabationen anpreisend vorführt, von dem „vernünftigen Gehorsam“ an bis zum „unbedingten Gehorchen“, ja bis zur „wahren Bernüpfung und Demuth“. Als vortreffliche, wenn gleich „noch nicht vollständig benutzte“ Schule des Gehorsams preist er den Militärzwang an und rath bei gar zu widerspännigen, unheugsamen Naturen die Anwendung des strengen Seebienstes.

Die patriotische Überkraft
Soll rubern auf deutschen Galerien!

Die Aufzählung aller in vorliegendem Buche deponirten Morurtheile des Hrn. Kölle, der darin enthaltenen Ungereimtheiten und Schwärmerien für die alte Finsterniß würde zu weit führen. Hier sei nur noch kurz erwähnt, daß er für eine Organisation der Auswanderungsvereine enthusiastisch ist; dieser aber entkeimt natürlich eine Vermehrung der Auswanderungslust, jener unseligen Resignation, die aus dem Bewußtsein der Unfähigkeit entsteht, sich im eigenen Hause die Verhältnisse vernünftig zu gestalten, wie ein schwacher Mann, der sich den Hausfrieden nicht zu schaffen vermag, in der Schenke seine Wohnung aufschlägt. Der Verf. ist ferner ein warmer Lobredner der Freimaurerei (wie überhaupt der Geheimnißkrämerei), er thut sein Möglichstes, um sie von der vortheilhaftesten Seite darzustellen; doch spricht er warnend: Hüth dich mit Vorsicht in den Geheimnissen! denn „was man noch bei Menschengedenken als himmelfeste Wahrheit hinnahm, wird heute ohne Erbarmen in den Siegel der Kritik geworfen und durchgeprüft. Es ist also nicht wohlgethan, der offenen Presse freimaurerische Schriften anheimzugeben. . . . Man soll die schmutzige Wäsche nicht vor Jedermanns Augen waschen, die zerrissene nicht auf offenem Felde zum Trocknen aufhängen“ u. s. w. Der Himmel bewahre uns vor solchen Lobrednern! In gleich beschränkter Weise und mit gänzlich Vernachlässigung des principiellen Gesichtspunktes redet er auch den „Brüder- und Schwesterhäusern“ das Wort. Dieser Abschnitt hängt genau mit dem über die „Kirchen“ zusammen, welcher wenigstens eine leidliche Darstellung des factischen Verhältnisses des Katholicismus zum Protestantismus enthält, und an diesen schließt sich wieder ein anderer „über die israelitische Frage“, der in seiner Reichtheit und Oberflächlichkeit darthut, daß die erschöpfenden Untersuchungen von Bruno Bauer und Karl Marx über die Judenfrage an dem Verf. spurlos vorübergegangen seien. Überall stoßen wir in diesem Buche auf die größte Unwissenheit und auf die beharrlichste Bewegung in der retrograden Richtung; das historische Stabilitätsprincip wird von dem Verf. mit den schönsten Redensarten ausgeschmückt und angepriesen, das Streben nach wirklichem, lebenskräftigem Fortschritte, nach Auflösung der Disharmonien unserer Zeit nach Kräften verdächtigt und paralytisch, kurz allen

wahren Interessen Deutschlands dermaßen entgegengeordnet, daß man überrascht und verwundert ist, den Verf. für Aufhebung der Censur und der Spielhäuser stimmen zu hören. Allgemeine, nichtsbedeutende Redensarten, wie: „Die Deutschen möchten ihre stete Aufmerksamkeit auf das Interesse und die Ehre des Gesamtvolkes richten“, sind nur die modernen Decorationen aus dem 19. Jahrhundert, welche ein Gedankengetrippe aus dem 12. überleben und in unsere Zeit einzwängen sollen. Doch wir warnen die Arglosen hiermit laut vor der versteckten Contrebande. Ja, während sich heute alle tüchtigen Kräfte daran machen, unser Schiff zu erleichtern, fortzuräumen, den alten Ballast auszuschaufeln, karriert Hr. Kölle ihn mühsam auf Seitenpfaden wieder heran und läßt dann aus seiner vielklappigen Trompete die alte verklungene Schlußfanfare hervor: „Das deutsche Volk schläft zwar noch, aber es wird einmal erwachen und sich zu gewaltigen Heldenthaten erheben!“ Wenn wir nur diese hohlen, ermattenden Phrasen erst los wären, welche bewirken, daß jeder Deutsche das deutsche Volk als etwas außer sich Liegendes betrachtet und unthätig auf ein Lebenszeichen desselben wartet! In der Brust Jedes liegt das Vaterland und seine Zukunft. Sei Jeder selbst ein Held, dann erst wird das Volk Heldenthaten vollbringen.

Hr. Kölle hätte gut gethan, sein ganzes Buch so zu schreiben wie die vier letzten Capitel desselben. Sie handeln von der Kunst, und dieser Gegenstand ist der nebelnden und schwebelnden Phrasenmanier, dem leichten, gefälligen Stile des Verf. sehr zugehend. Im übrigen beziehen wir auf ihn die von ihm selbst (in dem Abschnitte „Censur der Tageblätter“) ausgesprochenen Worte: „Der größte Fluch der unsreien Presse besteht darin, daß sie nicht nur die Wahrheit nicht sagen darf, sondern auch Lügen sagen muß!“ 44.

Literarische Anzeige.

Sanskrit-Literatur.

Prabodha Chandrodaya

Krishna Misri Comoedia.

Edidit scholisque instruxit

Hermannus Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser Ausgabe, den Sanskrit-Text enthaltend (1835), kostet 1 Thlr.; für die Besizer desselben wird das zweite Heft, das soeben neu erscheint und die Scholien enthält, für 1 Thlr. 15 Ngr. einzeln geliefert.

Durch den Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage: **Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 1841. 20 Ngr.

Katha Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Iri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Sanskrit und Deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit überf. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im April 1845.

J. A. Brockhaus.

Der Selbstmord.

(Schluß aus Nr. 115.)

Daß Armuth im Allgemeinen die Neigung zum Selbstmord unterhalte, scheint die Erfahrung nicht zu bestätigen. Wer von Jugend auf an Entsagung, Duldung und Dürftigkeit gewöhnt ist, legt nicht leicht Hand an sich; wenigstens müßten, wenn das Gegentheil wahr wäre, unter den vielen Armen, die sich in allen Staaten finden, Fälle von Selbsttödtung verhältnißmäßig gegen die wohlhabendern Classen sehr häufig sein, was jedoch nicht der Fall zu sein scheint. Wol aber ist die Verarmung, der Übergang von einer bessern Lage des Lebens zu einer schlechtern, eine sehr häufige Quelle dieses Übels, eine Quelle, zu deren Versiegung freilich diejenigen, denen das Wohl der Völker anvertraut ist, nur wenig beitragen können. Und doch dürfte es auch hier manche Punkte geben, deren Beseitigung, insofern sie ganzen Corporationen förderlich ist, auch dem Wohl und der Zufriedenheit des Einzelnen Vorschub leistet.

Bekanntlich sind große Städte die wahren Pflanzstätten des Selbstmordes. Nun lassen sich zwar große Städte nicht in kleine verwandeln, wol aber ließe sich ihrer wachsenden Vergrößerung dadurch entgegenwirken, daß man nicht geflissentlich Alles in sie zu centralisiren und den Überfluß an Kraft und Stoff auf die übrigen Theile der Länder abzuleiten suchte. Mancher kleine Regent glaubt jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben, als nur seine Residenz zum Sitz aller Intelligenz und Industrie zu machen, ohne zu bedenken, daß er sie zugleich zum Sammelplatz alles Luxus, aller Begierden, Leidenschaften und Laster macht. Ref. hat in dieser Vergrößerung immer das Bild des großen Thurmbaus zu Babel gesehen, mit dessen Aufbau die Entartung des Menschengeschlechts gleichen Schritt ging, und der mit Zerstörung endigte. Das Herz besteht nur im Gegensatz aller Glieder des ganzen Organismus und hat nur Bedeutung, wenn von ihm aus alle Organe gleichmäßig mit Blut versorgt werden und dieses wieder zu ihm zurückströmen kann; ebenso wird eine große Stadt nur dann wohlthätig für das Ganze, wenn sie diesem die zu seinem Gedeihen nöthigen Quellen der Nahrung nicht entzieht, sondern belebend und befruchtend darauf zurückwirkt.

In letzterer Beziehung stellen zwar in neuerer Zeit die Aufhebung von Zöllen und Monopolen, die Erleichterung der Communication durch Eisenbahnen u. s. w. manche Verbesserungen in Aussicht; dennoch ist aber noch Manches aufzuräumen, was die freie Bewegung der Menschen hemmt und drückt. Hauptsächlich sind es die vielen Geseze, in denen fast ein Land das andere überbietet, und nach denen sich jetzt die Menschen bei jedem Schritt und Tritt, den sie thun, umsehen müssen, um keins zu übertreten. Entweder die Welt ist viel schlimmer geworden als sie war, oder die Gesezgeber dünken sich viel klüger als andere Leute, indem sie ihnen Alles vorschreiben zu müssen glauben, was sie thun oder unterlassen sollen. „Bloße Gewalt in der Hand des Gesezgebers“, sagt der scharfsinnige Gross, „der nicht die frei- und eigensinnige Menschennatur und die Launen des Zeitgeistes studirt hat, möchte eben Das sein, was das heroische Opium in der Hand des Medicasters, der das verborgene Wesen der Krankheit und den Genius der Jahreszeit ignorirt; statt sanften Schlaf und Ruhe, bewirkt er dann so oft entweder dummten Wiefschlaf oder furchtbares Wachen und Raserei.“ Was bei zu vielem Gebieten und Verbieten in der häuslichen Erziehung heraustritt, lehrt die tägliche Erfahrung.

Unter die mancherlei Hemmnisse, welche die freie Bewegung und das moralische Wohl der Menschen hindern, gehören besonders die Localgeseze der einzelnen Länder über die Einwanderung. Wollte man sich doch einmal von den Nachtheilen der Menschensperrre überzeugen, wie man sich längst von denen der Handelsperre überzeugt hat! Welche Hindernisse und Schwierigkeiten hat der Mensch zu überwinden, wenn er von einem Lande in das andere, ja oft nur von einem Orte zum andern in einem und demselben Lande ziehen will! welche Cautionen und Bürgschaften muß er leisten, um in dem neuen Lande Heimatsrechte zu erlangen! welchen Nachreiß muß sich der Studirte unterwerfen, um in ein fremdes Land überzusiedeln oder gar darin eine Anstellung zu finden! Fast thäte es noch, daß er sich noch einmal auf die Schulbank setzte und seinen Studiencursus noch einmal von vorn begänne. Und dies Alles doch nur, weil kein Land dem andern traut, weil es seine Schulen, seine Prüfungen und Institutionen

für besser hält als die des andern. Denn wollte man einwenden, man habe der Leute selbst genug, man bedürfe der fremden nicht, so widerlegt sich dieser Einwand leicht dadurch, daß bei gegenseitigem Rechte der Freizügigkeit das fremde Land ja wieder auch die eigenen Unterthanen aufnimmt.

Es läßt sich leicht ermessen, daß durch einen gegenseitigen Austausch und durch erleichterten Verkehr der Menschen untereinander die Staaten nur gewinnen und nicht allein eine nachtheilige Stagnation ganzer Massen verhindert, sondern auch das Fortkommen des Einzelnen sehr erleichtert würde. Mancher würde noch ein Pläzchen in der Welt finden, wo er mit seinem geringen Pfund wuchern könnte, während er jetzt, an die Scholle seines Geburtslandes und Geburtsortes gebunden, in Noth und Armuth verkümmert. In Gottes Reiche sind viele Wohnungen, wenn sich nur die Menschen nicht als strenge Pächter und Vermiether davorstellen wollten! In welcher näher Beziehung dieser Gegenstand mit der Verhinderung des Selbstmordes steht, habe ich nicht nöthig weiter anzudeuten.

Inwiefern den Regierungen das Recht zusteht, eheliche Verbindungen mit Personen zu hindern, in deren Familie Selbstmorde einheimisch sind, will ich nicht untersuchen und mögen die Juristen darüber entscheiden. Das Recht, vor solchen Verbindungen zu warnen, möchte ihnen aber wol nicht streitig gemacht werden können. Ebenso würde auch mancher Selbstmord verhütet werden können durch strengere Maßregeln gegen den Gang zum Trunke, Verbot der Hazardspiele und durch Wachsamkeit über solche Individuen, welche entweder in Folge eines krankhaften Körperzustandes oder auch sonst durch ihr Benehmen eine Neigung dazu verrathen, und wo die Wachsamkeit nicht hinreicht, selbst Zwangsmaßregeln angewendet werden dürfen.

Ich glaube in Obigem gezeigt zu haben, daß dieser Gegenstand nicht allein einer ernsten Erwägung würdig ist, sondern daß er auch von manchen Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann. Die nächste Veranlassung dazu gab mir eine kleine, dem königlich preussischen Staatsminister Eichhorn zugelegte Schrift:

Über den Selbstmord, seine Arten und Ursachen. Von J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Außer einer mageren Aufzählung der verschiedenen Arten und Ursachen des Selbstmordes, mit vielen zusammengetragenen Beispielen, findet sich aber nichts, was die Erkenntniß des Gegenstandes nur einigermaßen fördern könnte und nicht besser in den Schriften von Tyssirner, Oslander, Stäublin, Falret u. A. behandelt wäre, weshalb das Schriftchen wol ungedruckt hätte bleiben können. **A. Schumann.**

Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Barth. 1845. 8. 4 Thlr.

Unsere Zeit ist eine Zeit der allgemeinen Geistes- und Gemüthsaufrregung, der allseitigen Bewegung und Strebung;

die Literatur aber, so weit sie außer dem Bereiche der abstracten Wissenschaften steht, ein Spiegelbild dieser Zeit. Die Poesie ist längst aus den Schranken eines gemüthlichen Stilllebens herausgetreten und hat sich mit den Zuständen des Völkers und Staatenlebens und des in diesem wohnenden und treibenden Geistes aufs innigste verschmilzt, ja verschmilzt müssen, ebenso wol wegen des ihr eigenthümlichen Berufs, als um nicht als eine nichtsnützige Schwägerin zurückgewiesen zu werden. Die Geschichte selbst hat sich genöthigt gesehen, die starren Formen gelehrter Forschungen und Citatenkrämerei zu verlassen und — wozu sie auch ursprünglich berufen ist — eine Lehrerin des Volkes durch lebensvolle, in die religiösen, politischen und socialen Zustände der Gegenwart eingreifende, allverständliche und allansprechende Schilderungen zu werden. Der Roman, dieses Kind der Poesie und Geschichte, muß den Boden seines Gedeihens in dem Streben suchen, entweder ein möglichst getreues Bild der Jetztzeit aus irgend einer ihrer Epochen mit Augen und Herz gleich durchdringenden Farben aufzustellen und in dem Hintergrunde desselben einen Blick über den Kampfplatz der Tagesbestrebungen gewähren, oder er muß den Vorhang der Vergangenheit aufrollen und Thaten, Begebenheiten, Schicksale vorüberführen, die in ihrer innern Verwandtschaft mit der Gegenwart jetzt eben noch einmal zu geschehen scheinen, dadurch aber Aufmerksamkeit und Theilnahme erwecken, Wichtigkeit und Bedeutung gewinnen, ja bei kräftigen Geistern und Gemüthern nicht ohne unmittelbare Wirkung auf Gesinnung und Entschluß bleiben.

Solche Romane, aber auch nur solche Romane, will man allgemein und vorzugsweise. Hier ist ein solcher Roman!

Das 16. Jahrhundert und das 19. Jahrhundert, man könnte sie zwei Brüder nennen, so ähnlich scheinen sie selbst der oberflächlichsten Vergleichung. Natürlich sind bei dem ältern Bruder die den Charakter anzeigenden Züge vollkommen scharf und deutlich ausgeprägt, während sie bei dem jüngern Bruder sich theilweise noch ins Unbestimmte verlieren, doch nur in der Art, daß fast jeder neue Tag das Gepräge der Lineamente scharf und die brüderliche Ähnlichkeit entschäbener und auffälliger macht.

Wir können dieser Gedankenreihe nicht weiter nachgehen, weil sie nur dazu dienen soll, dem obengenannten Roman des durch sein allen Freunden einer politisch-zeitgemäßen Lecture höchst interessantes historisch-romantisches Gemälde: „Norwegen 1814“ (Leipzig 1844), ehrenvoll bekannten Schriftstellers Ludwig Köhler die richtige Stelle im Repertorio für die neueste Weltliteratur anzuweisen. Er ist geschichtlicher Roman und hat es mit der Vergangenheit zu thun, aber mit einer Vergangenheit, in der gekritten wurde um die höchsten Interessen der Menschheit, um Wahrheit, Licht, Recht und Freiheit, in der also die Pulse der Gegenwart schlugen.

Thomas Münzer! Welch einen Misßklang hatte dieser Name noch vor Jahrzehnden. Man hätte mit demselben alle rechtgläubigen Christenleute wie vor einem Greuel und Schœuel in Angst und Schrecken setzen oder wenigstens wie vor einem bössartigen oder albernem Schwarmgeist mit Abscheu und Verachtung erfüllen können. Jetzt ist dies vorbei, nicht weil man herzhafter oder gleichgültiger geworden, sondern weil man Münzer besser kennen gelernt hat. Man hegt weder Furcht noch Abscheu vor ihm, als einem Ranne, der seiner Zeit um mehr als zwei Jahrhunderte geistig vorausgeeilt war, dessen geistige Strebungen zum großen Theile erst in der neuesten Zeit eine richtige Beurtheilung finden konnten und dessen großartige Pläne für Erhebung und Beglückung des Menschengeschlechts zu jener Zeit zwischen den Felsen der Stumpfheit und Trägheit einerseits und der Tyrannei und Arglist andererseits scheitern mußten. Mehr als dies: man lernt Münzer als einen Mann von staunenswerther Geistes- und Willenskraft, der Alles, Alles, selbst das Leben seiner Überzeugung zum Opfer bringt, achten, ja man lernt ihn lieben als einen Mann, der den Gedanken, seine Mitmenschen, insbesondere

seine Landsbrüder, die Deutschen, zu beglücken, auch dann noch nicht aufhört, als er den größten Theil derselben als seiner Anstrengungen unwürdig erkennt und sich, sein Herz und die Reinheit seiner Absichten auf das schmachvollste verkannt sieht. Und je mehr man sich alles Vorurtheils abstut, nach den klarsten Beugnissen der aller Traditionen entkleideten Geschichte abthun muß, um so mehr lernt man die Verachten, welche mehr oder weniger wissenschaftlich und gekünstelt dazu beigetragen haben, Münzer dem Hass und der Verachtung ganzer Jahrhunderte preiszugeben.

Man hat sich in neuester Zeit Mühe gegeben, Namen wie die eines Wallenstein, eines Tilly und Anderer von dem anklebenden Schmutze zu befreien. Wir wollen kein Wort über die Absicht dieser Bemühungen verlieren und noch viel weniger ein Urtheil über deren Verdienst aussprechen; aber für verdienstlicher müssen wir es erklären, daß redliche, vorurtheilsfreie, freisinnige Geschichtsforscher die über Münzer aufgeschürmten Berge von Verleumdungsschutt hinwegzuräumen und damit zugleich über einen Theil der Geschichte des 16. Jahrhunderts, über den Bauernkrieg, ein lange und schmerzliches entbehrtes Licht zu verbreiten suchen. Der Bauernkrieg ist kein Gegenstand der Forschung und Erzählung für einen Aristokraten oder rücksichtselnden Gelehrten, und darum gibt es so viele verunglückte große und kleine Bücher über den Bauernkrieg nicht nur von vielgenannten, sondern sogar von sehr berühmten Historikern und Schriftstellern. Und allerdings ist es auch nicht Jedermanns Sache, dem Volke ebenso Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wie den Adeligen und Fürsten, und nicht nur die Thaten von jenem, sondern auch die zum Himmel schreienden Greuel von diesen auf die allgemeine Schaubühne zu bringen.

Dem Dr. B. Zimmermann gebührt der Ruhm, in seiner ausführlichen „Geschichte des großen Bauernkriegs“ sich nicht nur als den quellenkundigsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten Geschichtsforscher, sondern auch als den freisinnigsten und furchtlosesten Schriftsteller gezeigt zu haben. Als seinen Nachfolger stehen wir nicht an, Ludwig Köhler in seinem Werke „Münzer und seine Genossen“ zu nennen.

Man erstaune nicht über diese Nebeneinanderstellung. Der Roman, wie er hier geboten wird, ist neben der Geschichte nichts Überflüssiges; er leistet ihr vielmehr die wesentlichsten Dienste, indem er, von einer lebhaften widersprechenden Phantasie und von einem selbständig alle Verhältnisse und Zustände durchdringenden Geiste unterstützt, Leben und Regsamkeit in die gewonnenen geschichtlichen Resultate bringt, das scheinbar Unzusammenhängende durch geschickt angelegte Fäden verknüpft, auch dem Unbedeutenden Farbe und Reiz gibt, und dem Ganzen eine Ordnung verleiht, die einen ebenso gefälligen als wünschenswerthen Überblick gewährt.

Wir könnten das Gesagte steigern, wenn wir uns weitläufig darüber aussprechen wollten, wie der vorliegende Roman die Veranlassung bietet, über eine alle Phasen des Geschehens durchhellende allseitige Auffassung einer wichtigeren Geschichtsperiode, über die lebendigste und wirksamste Darstellung von Thatfachen und Begebenheiten, über eine voraussetzlich außerordentliche Einwirkung der Geschichtswahrheiten auf Geist, Gemüth und Herz weitere Betrachtungen anzustellen. Gehen wir jedoch von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen. Der Köhler'sche Roman ist ein wohlabgeschlossenes Ganzes, nicht nur in Bezug auf das Leben Münzer's und seiner Genossen, sondern auch hinsichtlich der durch sie nicht so wol hervorgerufenen, als nur genährten oder benutzten Zeitumruhen. Man sieht Münzer zuerst als jungen eifernden Theologen in Wittenberg mitten unter polemisirenden Studenten, begleitet ihn durch alle Abstufungen seines von einer einzigen Idee: Befreiung, Beglückung des deutschen Volkes, getragenen und gehobenen, aber auch niedergedrückten und vernichteten Lebens, und sieht zuletzt in Mülhausen in dem Ringe, in welchem sein jugendliches Haupt unter dem Hender-

schwerte fällt. Sein Charakter ist mit einer ungemeinen Son-
 liebe gezeichnet und die Zeichnung kann in ihrem ganzen Um-
 fange bis zur geringfügigsten Kleinigkeit nur trefflich genannt
 werden. Man sieht dem Bilde des von seinem Gott begei-
 sterten Mannes zuweilen mit einer Überraschung in das schwär-
 merisch glühende Auge, welche an Schrecken grenzt und uns
 doch nicht zurückscheucht; man hört ihn reden mit der Festig-
 keit eines Propheten und staunt vor dem Abgrunde der ent-
 hüllten Gedanken; man sieht ihn handeln und ist unwillkür-
 lich entzückt von der Reinheit seines Herzens und seiner Seele,
 wie von der ihn belebenden Zuversicht; man sieht ihn kämp-
 fen mit Zweifeln und bösen Erfahrungen und bewundert die
 Festigkeit seines Muthes, man sieht ihn sterben und ist hingeri-
 ssen von seiner unerschütterlichen Überzeugungstreue. Um
 diesen und in diesem Lebenskreise bewegen sich, zum Theil thä-
 tig eingreifend, alle Notabilitäten der damaligen Zeit: Fried-
 rich der Weise, Sickingen, Hutten, Luther, Melanchthon u. A.,
 sämmtlich in den ihnen von der Geschichte beigelegten Cha-
 raktern sich kundgebend, fast sämmtlich mit seltenem Kunstge-
 schick die eine oder die andere Haupttrichtung der Zeitstren-
 gungen repräsentirend. Zu denselben Zwecke dienen alle an-
 deren und Nebenpersonen; obgleich es Einem der Verfasser fast
 unmöglich macht, diesen Ausdruck in seiner gewöhnlichen Be-
 deutung und Ausdehnung zu gebrauchen, so glücklich ist Alles in
 - und durcheinander verwebt. Wenn der Bauer Kolbach
 (der nachherige Cisterciensermönch Pfeifer) seinem Gutsherrn
 gegenüber die arg geknechtete deutsche Bauernschaft,
 dieser Gutsherr aber und neben ihm der Raubritter-Wolfsen-
 zehe den übermüthigen und tyrannischen Adel in lebendigen
 Bildern darstellen und in die politisch-materiellen Zustände des
 deutschen Volkes einen Einblick gewähren, bei dem man zu-
 sammenschauert, so geben ein unwissender, feister Schloßkaplan
 Benedict und ein ehrwürdiger Mönch Vater Thomasius einen
 Geschmack von den dort gänglich verdothenen, hier nach einem
 Bessern ringenden geistlichen Zuständen. Kurz jede Person,
 welche auftritt, trägt einen Stein zum Gebäude, ohne den es
 wenn nicht stürzen, doch schwanken, jedenfalls weniger schön,
 weniger vollkommen sein würde. Mit größter Auszeichnung
 muß das Bild des schon genannten Kolbach oder Pfeifer ge-
 nannt werden; es macht den Eindruck eines schauerlichen Nacht-
 stücks auf den Beschauer. Als einen Mann von Kreue und
 Muth, als einen Mann, der nur mit dem letzten Athemzuge
 aufhört, für das Zerbrechen jeder Fessel des Volkes in Wort
 und That zu wirken, zeigt sich der lebensgewandte Gräber.
 Den Gegensatz zu Münzer und seinen großartigen, religiös-re-
 formatorischen Ideen bildet seine eigene Gattin, die als gläubig
 fromme, sich um das Seelenheil ihres Gatten geistig quälende
 Marie. Ihr Bruder Heinrich repräsentirt eine Zeit lang die
 mittelalterliche Abenteuerlichkeit, spielt aber außerdem durch
 seine lebenswürdige Persönlichkeit eine gefällige und durch
 seine mannichfaltigen Verwickelungen in den Gang der Ge-
 schichte wichtige Rolle. Er ist übrigens gewissermaßen das ver-
 söhnende Element des Ganzen, denn er ist es, der dem allge-
 meinen Unglück ein Glück entringt und glücklich in eine neue
 Zeit hineinragt. Wenn die Familiengeschichte Kolbach's, in
 welche auch die Münzer's mehrfach einspielt, ein schauerliches
 Sittengemälde aus den untern Regionen des damaligen Le-
 bens liefert, so leistet die Geschichte des mühlhausener Patri-
 ciers Perlet, in welche die des Vater Thomasius in tragischer
 Weise verflochten ist, denselben Dienst in den höhern Sphä-
 ren der Gesellschaft. Wenn der Junker Woldeker als An-
 hänger Münzer's aus reiner Überzeugung und vor Augen tritt
 und im uneigennütigen Eifer für die als gut erkannte Sache
 seinen Tod findet, so zeigt sich gegenüber in dem Gerber Bar-
 tel Krump und seiner leifenden Ehehälfte die Keuerungsstucht
 in allen ihren Blößen und Makeln, und deren Begünstigung
 erscheint nur als eine gerechte vergeltende Strafe. Mitten
 hindurch durch die großartigen und erschütternden Scenen des
 Romans — Münzer's Auftreten in Ausetz, sein Aufschwung

zum Stifter einer christlichen Republik in Mühlhausen, sein Propheten- und Richteramt befehlt, seine innern und äußern Kämpfe und sein Fall, Sickingen's hochfahrende Pläne zum Stürze des Priester- und Fürstenthums in Deutschland und sein Untergang, Hutten's vielfach verkanntes aufopferungsvolles Wirken für eine religiöse und politische Reformation, der Aufruf der Bauern nach allen Richtungen in Deutschland mit seinen brennenden Burgen und Klöstern, mit den Missethaten der Aufständischen einerseits und mit seinen grausamerregenden Treulosigkeiten, Verrätherien und Mordgeleien des rachedürstigen Adels und der erzürnten Fürsten andererseits — mitten durch diese Scenen ziehen sich einzelne Bilder, die auf Augenblicke das große Gemälde vergessen lassen und für sich Auge, Geist und Herz zu fesseln im Stande sind. So der Tod des großen Friedrich des Weisen, der dem Bauernfeinde Luther gegenüber noch mit erkaltenden Lippen für religiöse Duldung spricht und den Fürsten Schonung ihrer Untertanen empfiehlt; so das Ende des edlen und heldenmuthigen Florian Geyer, der für sein Festhalten an der Idee, die deutsche Freiheit, Einheit und Macht mit Hilfe des Volks zu begründen, ganz würdig des Denkmals ist, das man in neuerer Zeit vorgeschlagen ihm zu errichten; so das schweigerisch-württembergische Sitten- und Volksgemälde aus dem Allgäu, in dessen Vordergrund patriarcalische Würde und zärtliche Liebespielen, in dessen Hintergrund dagegen alle Greuel eines Vertilgungskampfes durch Fröndenberg und die glorreichen Sieger von Pavia, Brand, Mord und Nothjucht, Verzweiflung und Wahnsinn den Beschauer zurückschrecken.

Die Erwähnung des Schicksals der Allgäuer im Bauernkriege und die Art, wie der Verf. ein tieferes Interesse für dasselbe hervorzurufen weiß, leitet uns darauf, über ein Element der Romandichtung, das auch hier nicht fehlt, über die Liebe zu sprechen. Der Verf. weiß mit derselben auf eine sehr geschickte Art umzugehen, und ohne sie zweckwidrig hervortreten zu lassen, zeigt er sie doch in den verschiedenartigsten Anordnungen; bald am Fürstenhofe und in Burgenmächtern, bald im Bürgerhause und in der Bauernhütte, bald auch in der Wildnis des von Zigeunern durchzogenen Waldes, bald bloß sinnlich und genussüchtig, bald treu und wahr, bald aufopfernd und hingebend, bald falsch und treulos, bald glücklich, bald unglücklich. Seine Frauengehalten bewegen sich nicht im Zwielicht der Sentimentalität, sondern treten festen Charakters an das helle Tageslicht hervor. Besondere Aufmerksamkeit nimmt das Zigeunermädchen Ricca in Anspruch, sie, die dem Ritter Wolfengetze freiwillig unter den mannichfachen Schicksalswechsellern folgt, ihm in den Kämpfen gegen die Bauern als Knappe dient und als solcher Florian in dem Augenblicke durchbohrt, wo er ihrem Ritter den Arm vom Kumpfe haut, und selbst dem Einärmigen noch treu bleibt, als er, von Stadt zu Stadt ziehend, das Bänkelsängerhandwerk treibt.

Schon oben bemerkten wir, daß der Roman, in allen seinen Theilen vollkommen abgerundet, ein harmonisches Ganze bilde, dem nur die weite Ausbreitung und Verzweigung des Bauernaufstandes einigen Eintrag zu thun scheint. Hier glauben wir über den innern Bau nichts weiter hinzufügen zu müssen als die Bemerkung, daß dieser Bau sich hinreichend daraus erkennen läßt, daß der erste Band speciell enthält: „Die neue Zeit“, „Ritter und Bauer“; der zweite Band „Thomas Münzer“, „Der Bundschuh“; der dritte Band „Die christliche Republik“, „Das Blutgericht“. Eine andere, bessere Theilung und Vertheilung des überreichen Stoffes zu finden, möchte für den Roman, der eine echt geschichtliche Würde beansprucht, kaum möglich sein. Die Spuren, daß der Verf. nach einem wohlüberdachten Plan gearbeitet habe, liegen deutlich zu Tage. Seine Darstellung trägt den Charakter der Ruhe, Besonnenheit und Einfachheit. Wie wenig es auch zu verkennen ist, daß der Roman gewissen Tendenzen der Gegenwart sich zuneigt, wie sehr man es auch durchschaut, daß der Verf. bei

der einen und der andern Scene, wo es gilt, die Begeisterung für Wahrheit und Freiheit zu schüren, mit ganzer Seele zugegen ist, nie, nie tritt er mit seiner Individualität hervor, nie läßt er sich selbst reden, nie eine leidenschaftliche Gewissheit blicken. Darum auch nicht eine erdbeernde, parabolisirende oder polemisirende Einschaltung oder Episode. Die Objectivität des Romans ist streng festgehalten. Janere Begiehungen jedoch zu entdecken kann Dem nicht schiffeliegen, der nur über die Elemente der Kunst, zwischen den Seiten eines sinnigen Buches zu lesen, hinaus ist. Der Darstellung entspricht die Sprache: sie hält sich fern von jeder Biererei und Verknäuelung, ist natürlich, leicht und fließend, ohne der Kraft und Wirklichkeit zu entbehren, und regelrichtig.

Schließlich darf die Bescheidenheit nicht unerwähnt bleiben, mit welcher der Verf. von seinem Werke spricht und offen bekennet, welche wichtigen Dienste ihm bei seiner Arbeit die erwähnte „Geschichte des Bauernkrieges“ von Dr. B. Zimmermann geleistet hat. Möge dem Buche, in dem so außerordentlich viele Anklänge ermunternd und ermutigend enthalten sind, die ihm gebührende Anerkennung werden, möge es dazu dienen, das Vorurtheil auszurotten, die Lüge zu tödten, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, Sinn und Begeisterung für Freiheit und Volkswohl überall bis zur Unüberwindlichkeit zu erstarren!

36.

Bibliographie.

Neuer Ausruf an alle Christen aller Confectionen, zur Bildung einer allgemeinen christlichen Kirche. Von einem evangelischen Laien. 5ter Abdruck. Leipzig, Goez. Gr. 8. 1 Kgr. B. d. E. H. E., Die Berechtigung zur Civilversorgung des preussischen Soldaten. Buzlau, Appun. Kl. 8. 10 Kgr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. C. Pipig und G. Finl. 2ter Band. (Major Rastons geheime Denkwürdigkeiten über Russland. Mit einer Einleitung: Russische Geschichten im 18. und 19. Jahrhundert.) 2ter Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 25 Kgr.

Johann Gzerst, Stifter der neuen Gemeinschaft, dargestellt nach seinem eignen Bekenntniß. Für Alle die Sittlichkeit lieben. Magdeburg, Magguchi. 8. 2 1/2 Kgr.

Grävell, Beglückwünschung der deutsch-katholischen Gemeinden durch einen evangelischen Christen. Lübben, Windler. Gr. 8. 4 Kgr.

Greverus, J. P. C., Empfehlung der Vernunft als Richtschnur und Leitstern im Leben. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 2 1/2 Kgr.

Fuhn, C., Topographisch-statistisch-historisches Lexikon von Deutschland, eine vollständige deutsche Landeskunde, Volks- und Staatskunde. Mit Ansichten, Städteplänen und Karten. 1ster Band, 1ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 7 Kgr.

Melanchthon, Ph., Über des Papstes und der Bischöfe Macht. Für das deutsche Volk aufs neue gedruckt im Jahre 1845. Leipzig, Goez. Gr. 8. 2 1/2 Kgr.

Mellin, G. H., Die ungesegnete Gattin. Novelle. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 12. 2 1/2 Kgr.

Pfeil, G., Katharine. Erzählung aus dem Postleben. Ulm, Kießling. 8. 1 Thlr. 5 Kgr.

Ronge und Gzerst. Erhebung des evangelischen Geistes gegen die römische Hierarchie. Eine historische Skizze. Jena, Nauke. Gr. 8. 7 1/2 Kgr.

Rongen, J., Kostbare Reliquien meist aus dem goldenen Zeitalter der römischen Hierarchie. Gesammelt und der deutschen Nation zur Schau gestellt. Landsberg a. d. W., Bolger und Klein. 8. 5 Kgr.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 117. —

27. April 1845.

Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer. Zwei Bände. Tübingen, Fues. 1844. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Unsere Zeit lebt gewaltig schnell. Früher verwandte ein Gelehrter sein halbes Leben auf ein Buch, in welchem er gewichtige Resultate rein objectiver Studien niederkulegen gedachte; glaubte er nach Herausgabe desselben in diesen noch weitere Fortschritte gemacht zu haben, so folgten Anhänge oder Vergleichen, in denen der früher behandelte Gegenstand tiefer ergründet oder richtiger dargestellt wurde. Wir treiben es anders. Wie wir in unserer Auffassung des Fremden überall auf den Standpunkt losgehen, den innern Kern eines Buchs, wie Goethe ihn zu fixiren pflegte, die wissenschaftliche Denkungsart des Verfassers, und dabei seine Verdienste und den besondern Stoff, den er behandelt, oftmals als Nebensache betrachten, so glauben wir auch in unsern eigenen Leistungen hierauf vornehmlich unsere Aufmerksamkeit richten zu dürfen; wir neigen in fast allen Fächern zu unterschiedener Tendenzschriftstellerei hin. Daher die Zersplitterung der Thätigkeit in unendliche Charakteristiken und Kritiken, Festsetzungen aller Art, Journalartikel, die uns selbst leicht wieder objectiv werden und, da wir damit dann immer einen totalen Fortschritt gemacht zu haben glauben, in unendlichem Proceß immer neue hervorrufen. Wir sehen die Erforschung der Wahrheit nicht von der Seite an, daß durch sie ein objectiver Thatbestand ans Licht gefördert werde, sondern von der andern, die sie freilich auch hat, daß wir in ihr uns selbst steigern.

Diese Reflexionen, welche bei Betrachtung heutiger Literaturerscheinungen jeden Augenblick entstehen, drängen sich uns bei Gelegenheit des vorliegenden Buchs besonders lebhaft auf. Ein Mann, der es selbst nicht wohl aufnehmen würde, wenn man ihn nicht unter die jungen rechnen wollte, sammelt seine vor wenigen Jahren, zum Theil erst kürzlich gedruckten Aufsätze, begleitet von einem neuen, in Gestalt einer Vorrede, in welcher dieselben theilweise als ihrem Standpunkte nach überwunden bezeichnet werden. Er protestirt dagegen, daß dies aus Eitelkeit geschehen sei. Gewiß nicht, wenn er selbst das Gesagte bisweilen nicht mehr billigt. Allein was sollen wir nun machen? Sollen wir uns anrühmen, was in den einzelnen Aufsätzen gelehrt wird? Nicht doch, der

Verf. denkt zu edel, um uns seine abgestreifte Haut als Parabelkleid aufdringen zu wollen. Wir müßten also bei dem Einzelnen gegenwärtig haben, was er in der Vorrede darüber erinnert. Aber wie soll dies möglich sein? Wenn er selbst die Sachen wieder liest, mag ihm dies präsent sein; er wird sie dann eben aus der Geschlossenheit ihres Standpunktes herauslösen, und die in sie verarbeiteten Bestandtheile auf seine jetzige Denkungsart reflectiren. Das können aber wir unmöglich realisiren, und könnten wir es, hätten wir uns den jetzigen Vischer so ganz angeeignet, was sollte uns da noch der frühere?

Freilich findet in einem solchen Buche die phänomenologisch-biographische Betrachtungsweise, die jetzt vor allen beliebt ist, reiche Nahrung. Man lese die Mehrzahl der heutigen Recensionen. Ein Mann aus der alten Zeit, in der es sich nur um die Sachen handelte, würde meinen, alle Wissenschaften hätten sich in Literatur- und Gelehrtenhistorie aufgelöst. Es wird der Persönlichkeit der Schriftsteller und ihrer Geschichte eine ganz unverhältnismäßige Wichtigkeit beigelegt. Wer einmal ein religiöses Buch geschrieben hat, schreibe etwa später ein philosophisches. Kaum wird sich Jemand darum bekümmern, was Das werth sei, was er in dem letztern sagt; Jeder wird darüber reflectiren, wie er dazu gekommen sein möge. Und wenn es nur immer blos schriftstellerische Antecedentien wären, die man heranzieht. Man denke an Servinus. Er hat in Göttingen gehandelt, wie gar Mancher zu handeln nicht vermocht hätte. Aber daß das wohlverdiente Lob seines Werks immer und ewig damit eingeleitet wird, das kann man im Interesse der Wissenschaft nicht billigen. Es mag sein, daß es noth thut, mehr Gewicht darauf zu legen, daß der Schriftsteller in seinem Werke seine Person daran setze; daß er vertreten lerne, was er geschrieben. Allein wir dürfen es uns nicht verbergen: durch dieses Hervorziehen der Persönlichkeit beginnt in die ernstere Wissenschaft ein Geist des Literatenthums einzubringen, welcher, wenn er bis jetzt nicht geschadet hat, worüber wir nicht aburtheilen wollen, doch in der Folge sehr gefährlich werden kann. Denn zunächst wird zwar über eine Persönlichkeit nicht gesprochen, wenn sie nicht etwas Bedeutendes geleistet hat. Aber wird nur von ihr gesprochen, so

denkt man leicht, eine Persönlichkeit sei man eben schon von Natur, auch ohne etwas zu leisten, und wenn das erst Mehrere denken, so beginnt eine gegenseitige Berechnung, bei der der beträuferte Göze zuletzt nichts Anderes ist als der auf der andern Seite erregte Dampf selbst.

Wir glauben, bei Betrachtung der Aufsätze des Hrn. Wischer von der persönlichen Bedeutung, die er ihnen durch die Vorrede mittheilt, abstrahiren zu dürfen.

Die ersten beiden Abhandlungen: „Dr. Strauß und die Würtemberger“, und „Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit“, sind unter die Rubrik „Zur Theologie“ zusammengefaßt. Man fürchte aber nicht, in ihnen allzu vieler abstrusen Dogmatik oder spitzfindigen Bibelerklärung zu begegnen. Es ist nicht so schlimm gemeint. Der erstere von ihnen könnte auch zur Ethnographie gerechnet werden; denn er behandelt die Frage (S. 4): „Wie kommt es, daß gerade dieser Theil von Deutschland und näher diese Provinz dem Vaterlande und der Menschheit ein solches Individuum (wie der Verf. des «Lebens Jesu») schenkte?“ Dies zu erörtern, wird bis S. 78 eine anziehende Darstellung des schwäbischen Landes und Stammes gegeben, besonders im Gegensatz zu Norddeutschland. Was darin die Schilderungen aus dem Vaterlande des Verf. betrifft, so müssen wir uns freilich bei denselben zufrieden geben, denn wir kennen es nicht; Norddeutschland aber möchte eine zu große Einformigkeit zugeschrieben sein. Wenigstens sind manche der aufgestellten Charakterzüge, z. B. eine gewisse Gewandtheit in Rede und Benehmen, für Holstein, Mecklenburg, die Hansestädte — und was sollte Norddeutschland sein, wenn diese nicht berücksichtigt werden, — keineswegs zutreffend. Der Verf. scheint auch wirklich mit Norddeutschland keinen ganz bestimmten Begriff zu verbinden. S. 16 versteht er unter dem Norddeutschen Den, welcher ursprünglich Plattdeutsch spricht. So gehört schon das jetzige Königreich Sachsen gar nicht zu Norddeutschland. Dagegen wird aber (S. 37) Lessing der höchste Repräsentant der Norddeutschen genannt, der vollends in der halbslawischen Lausitz zu Hause war. Übrigens hat auch der Verf. von dem Verhältniß des Plattdeutschen zum Hochdeutschen, wo jenes Volksdialekt ist, eine unrichtige Vorstellung. S. 16 sagt er:

Beil nun der Norddeutsche seinen ursprünglichen Dialekt vornherein auf die Seite legt und nur im engsten Kreise anwendet, so ist, indem die Kunstsprache seine gewöhnliche ist, sein ganzes Bewußtsein vornherein anders bestimmt: durch den Klang und Charakter seiner Rede fühlt er sich von Hause aus in das Element der modernen Reflerionsbildung gestellt, in das Element der Allgemeinheit, worin von dem Individuellen und Unmittelbaren provinzieller Kairotät abstrahirt ist.

Alein in gebildeten Familien ist das Hochdeutsche ganz und gar nicht Kunstsprache; die Kinder hören von früh auf nichts Anderes, es sei denn von den Dienstboten; der Gebildete z. B. in Hamburg kann oft kaum Plattdeutsch sprechen, er wendet den Dialekt nicht „im engsten Kreise“ (das soll doch wol heißen in der Familie?) an, sondern nur wo er mit Leuten aus dem

Volke, namentlich Landleuten, zu thun hat, denen das Hochdeutsch nur in der Predigt geläufig ist. Plattdeutsch und Hochdeutsch verhalten sich darin fast wie verschiedene Sprachen, nicht wie die Dialekte einer und derselben; auch ist das Plattdeutsche so abweichend, daß man es kaum als Dialekt betrachten kann, fast so wenig wie das Holländische. Der Verf. setzt selbst das norddeutsche Verhältniß dem schwäbischen, demzufolge auch die gebildeten Stände den provinziellen Dialekt reden, entgegen, kann sich aber dennoch von dem letztern in seiner Vorstellung nicht ganz losmachen. Nachdem also der Verf. (S. 78) auf Strauß gekommen, stellt er dar, wie dessen früherer Mysticismus den Keim der speculativen Weltansicht in sich getragen habe, wie das skeptische Element vornehmlich durch Schleiermacher in ihn gekommen sei, endlich wie er zu Hegel übergegangen, Alles mit häufigen Hinweisungen, wie dies durch sein schwäbisches Naturel bedingt sei. Ref. muß gestehen, daß er in Strauß' Stelle seinem Freunde diesen Aufsatz wenig gedankt haben würde. Denn einerseits muß Einem, wenn man so biographisch über sich Bericht erstatten sieht, zu Muth sein, als sollte man damit entweder für todt und begraben erklärt werden, oder für beisspiellos wichtig, und dann ist es doch ein verflucht schlechtes Compliment, mir das Beste, was ich geistig geleistet zu haben glaube, so ohne weiteres aus bloßen Naturelementen — denn dazu gehört doch die physische Abstammung durchaus — vorzuconstruiren.

Der zweite Aufsatz ist zunächst durch die Erledigung des Lehrstuhls der Dogmatik in Tübingen nach Abgang des Prof. Dorner hervorgerufen, und vertheidigt die Anstellungsfähigkeit der Straußianer. S. 144 wird angegeben, wie ein solcher sich als Geistlicher zu verhalten hätte:

Er predigt nicht, es gibt keinen Teufel, denn das Volk hat einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasirt; er legt ihm nur ans Herz, daß der wahre Sitz des Teufels im Innern eines Jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht, es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren

Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Das ist Alles recht schön, aber daß die Theologen sich damit nicht zufrieden geben konnten, ist klar. Der christliche Geistliche soll aus der Gemeinde selbst hervorgehen, nicht sie mit Erziehungskünsten, mit Herablassung in ihren „Kinderglauben“ bearbeiten. Wie es ihm möglich sein sollte, diese unbefangene Stellung zu bewahren, das war eben das Problem.

Es folgen drei Aufsätze über bildende Kunst. „Sie schlagen“, sagt die Vorrede, „alle mit wiederholten Schlägen auf Einen Punkt: keine Transcendenz, keine Mythen, keine Allegorie, sondern Geist der Wirklichkeit.“

Der erste von ihnen über das Gemälde von Overbeck „Der Triumph der Religion in den Künsten“ macht uns freilich mit einem graffen Beispiel der entgegengesetzten Richtung bekannt. Mit dem Urtheile über dasselbe scheint es seine Richtigkeit zu haben. Gleichwohl läßt die Begründung desselben zu wünschen übrig.

Es ist in Symbol und Allegorie dasselbe äußerliche und dem wahrhaft Schönen fremde Verhältniß zwischen Bild und Idee. Der Unterschied ist nur der, daß das Symbol ein instinctmäßiges Product der im Dunkel suchenden Phantasie der Naturreligionen, Allegorie das Nachwerk eines Einzelnen ist, der sich mit nüchterner Wahl des Verstandes einen Begriff ersinnt und ihn dann in ein beliebiges Bild verbirgt. Die symbolische Einbildungskraft confundirt, sich selbst dunkel, Bild und Idee; die Allegorie, deren Verfertiger für seine Person über den Unterschied und das Tertium beider völlig im Klaren ist, spielt Versteckens mit dem Zuschauer. Zwischen dem Weltstier Apis und dem Abstractum der ursprünglichen Zeugungskraft ist an sich dasselbe Verhältniß wie zwischen den zwei Bestandtheilen irgend einer modernen Allegorie, aber dem Ägyptier fielen Apis und Urkraft dunkel zusammen; was dagegen unter dem Homunculus zu verstehen sei, wußte Goethe recht wohl, nur der Leser soll sich müde rathen.

So einfach möchte die Sache denn aber doch nicht sein. Gegen diese Allegorie zu streiten wäre ja im Grunde eine Trivialität; sie ist überhaupt gar nichts Ästhetisches; ihren Unwerth darlegen, heißt gar nichts Anderes als nur erst überhaupt die Sphäre des Ästhetischen gegen die des Verstandesmäßigen feststellen. Warum sollte aber, was der Verf. Symbol nennt, nur an die bestimmte historische Bildungsstufe der Naturreligion geknüpft sein? Ist nicht namentlich von Schiller theoretisch und praktisch ans Licht gestellt, daß es für den Künstler ein Hineingebären, ein Hineinleben des Gedankens in das Sinnliche gebe, und wenn dies in der Weise möglich sein soll, daß vollkommen plastische Gestalten daraus hervorgehen, warum nicht noch eher so, daß Symbole entstehen? Gibt doch Hr. Wischer weiterhin selbst zu, daß die Allegorie hier und da, etwa als Decoration, zugelassen werden könnte, was doch unmöglich sein würde, wenn sie wirklich das rein Unästhetische wäre, wozu er sie macht.

Eine Fierde der Sammlung ist der folgende Aufsatz „Die Aquarellcopien von Rambour“ in der Galerie zu Düsseldorf. Er schließt sich gewissermaßen unmittelbar an den vorigen an. Overbeck will vor Allen die ältern Italiener studirt wissen, und sieht in ihnen den Gipfel aller Kunst. Wischer ebenfalls, aber in ganz anderer Beziehung. Ihre Vollendung, sagt er, liegt in ihrem Geiste. Und was war dieser Geist Anderes als die strenge Vertiefung in die Sache, Erfüllung der Brust mit dem großen Gegenstande, der in aller Herzen lebte? S. 234 heißt es:

Dies ist die fruchtbringende Wahrheit, welche uns die Geschichte der Malerei bei dem Volke, das im Mittelalter einen dem Wesen dieser Kunst wahrhaft normativ entsprechenden Entwicklungsengang durchlief, dem italienischen, mit hundert Stimmen zuruft. Ich weiß wohl, daß eine nicht kleine Partei (eben die, zu welcher Overbeck gehört) gerade die entgegengesetzte Folgerung aus diesem Schaupiele zu ziehen gewohnt ist, daß sie behaupten, wir sollen, weil die Italiener gerade in die-

sen Stoffen groß waren, mit Verleugnung unsers ganzen Selbstbewußtseins, eben dieselben wählen, während ich vielmehr folgerte, wir sollen sie darin nachahmen, daß wir unsere Stoffe aus derselben Quelle schöpfen, aus dem lebendigen und gegenwärtigen Geiste der Zeit und Nation.

Diese Unmittelbarkeit fehlt uns, wir kränkeln an der Reflexion. Dies wird besonders auf äußerst lehrreiche und anregende Weise (S. 220—231) an dem Gebrauche gezeigt, den man in der Landschaft von der Staffage mache. Um nun also diesen großen Stil der italienischen Malerei ins Licht zu stellen, dazu würden, da doch nur Wenigen vergönnt ist, Italien zu sehen, historisch angelegte Sammlungen von Copien dienen können. Eine solche sind die Aquarelle von Rambour. Der Verf. geht sie durch, macht Vorschläge zu ihrer Vervollständigung, und spricht den Wunsch aus, daß man auf ihre Vervielfältigung durch die großen technischen Mittel, die unserer Zeit zu Gebote stehen, denken möge.

(Der Beschluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtling-Reisenden. Herausgegeben von C. D. L. von Arnim. Dritter und vierter Theil. — A. u. d. L.: Reise durch Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gleich von vornherein muß Ref. bekennen, daß dieses Buch auf ihn einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hat. Zunächst dadurch, daß er es unmittelbar nach Keßstab's „Briefen aus Paris“ und nach den „Orientalischen Briefen“ der Gräfin Hahn las, welche trotz ihrer künstlichen Würze ihm ein sehr unbehagliches Gefühl von Übersättigung hinterlassen hatten, was jedoch auf die ersten Dosen von etwas flüchtiger Essenz aus der Reiseapotheke unsers Flüchtling-Reisenden entwich. Ihm war ungefähr zu Ruthe wie jenem Theaterbesucher, der, aus dem Orchesterlarm einer unserer neuern Opern auf die Straße tretend, wo eben ein großer Zapfenstreich vorüberzog, ausrufen mußte: Gott sei Dank! endlich eine sanfte Ruhest! Aber auch abgesehen von dieser durch den Gegenfag bedingten Wirkung wird das Buch unsers Reisenden einen günstigen Eindruck nicht verfehlen. Zuerst tritt uns wohlthätig in demselben eine Persönlichkeit entgegen, die in unsern Tagen zu den seltenen gehört; kein blasirter, moroser, an Weltkummer und Europamüdigkeit kränkender, ober tendenziöser, überall geistreich und romanhaft sich spreizender Tourist, sondern ein lebensfroher, unbesangener, freundlich und mild gesinnter Gentleman, wenn man nicht vielleicht noch passender Cavalier sagen will. Wir müßten ihn nach der überall sich kund gebenden Frische des Wesens und der leichten, lieblichen und geistigen Beweglichkeit für jung halten, wenn er nicht selbst durch häufig eingestreute Erinnerungen, die an eine Zeit vor 40—50 Jahren reichen, uns nöthigte, ein gewisses Alter bei ihm vorauszusetzen, aber eben dadurch auch den Beweis lieferte, daß die wahre Jugend nicht auf den Zeitraum weniger Jahrzehnde beschränkt ist. Eins nur wagt Ref. mit Bestimmtheit zu behaupten, was er aus den ersten und letzten Zeilen des ganzen Buches entnimmt, nämlich daß der Verf., nach der englischen Bezeichnungsweise, in single blessedness lebt. Denn wer unmittelbar vor der Abreise und gleich nach der Rückkehr es sein Hauptgeschäft sein läßt, mit dem „schönen, blau und gelb gefiederten Ara“ das Frühstück zu theilen, der gibt deutlich zu verstehen, daß ihn kein Familienkreis umgibt. Diese Freiheit kommt nun der Reiselust unsers Verf. sehr zu statuten, die ihn zu häufigen und weiten Ausflügen von je her ver-

anleibt hat. Diese erstrecken sich jedoch nicht nur nach ihm neuen Ländern und Städten, sondern auch nach früher besuchten und lieb gewordenen, und so bricht denn Hr. von Arnim im Januar 1844 nach dem schon fünf Mal von ihm bereisten Italien auf. Reist er auch mitunter schnell und nennt er sich selbst einen flüchtig-Reisenden, so hat man doch diese Benennung nicht allzu wörtlich zu nehmen, da er oft lange genug an demselben Orte verweilt; ebenso sind seine Bemerkungen keineswegs immer so flüchtig wie der Titel glauben machen will, sondern sie zeugen meistens, wenn auch kurzgefaßt und leicht hingeworfen, von einer sehr geübten Beobachtungsgabe und enthalten in manchen mancherlei Denstoff, der glücklicherweise nicht nach heute beliebter Manier dem Leser wie ein präparirter Brei angeboten wird.

Der erste Theil enthält die Reise über Leipzig, München, Mailand, Genua nach Neapel und dem zweimantischen Aufenthalt daselbst. Allenthalben ist der Verf. schon in früher Jugend oder selbst als halbfertiger Student gewesen, allenthalben eingeführt in die ersten, selbst höchsten Kreise der Gesellschaft, mit ihnen wie mit den Notabilitäten der gebildeten Stände bekannt, und so findet er häufig Gelegenheit, durch Erinnerung an alte Zeiten und merkwürdige Bekanntschaften die Gegenwart zu beleben. Sehr interessant ist, was er in dieser Beziehung über das damalige Leipzig, über Regensburg mit seinen diplomatischen Illustrationen und Curiositäten und über München mittheilt, wo er früher am kaiserlichen, später am königlichen Hofe Mar Joseph's die großartigste Gastfreundschaft herrschend fand. Von dem bereits zum vierten Male besuchten Mailand reist der Verf. in bequemster Diligence nach Genua, während noch im Jahr 1802 eine dorthin von Genua durch die Bocchetta gemachte und hier sehr anmuthig erzählte Reise mit den größten Strapazen und Fährlichkeiten verbunden war. In Genua schiffte er sich auf dem neapolitanischen Dampfschiff Rongibello ein und ist in wenigen Tagen wohlbehalten in Neapel.

Aus dieser Sirenenstadt läßt es der Verf. nicht an den mannichfaltigsten Mittheilungen fehlen. Ein Hauptthema bilden zunächst die Salons, die Theater und der Carnival. Welch ein Umschwung der Dinge, wenn 1844 zu Neapel im Hause des französischen Gesandten „Lugow's wilde Jagd" und „Du Schwert an meiner Linken" von Franzosen gesungen wird! Die Ballettängerinnen, zur Aufrechterhaltung der Decenz (in Neapel!) „mit engen grünen Brinsleibern unter dem Rock, die bis aufs halbe Oberbein reichen, belleidet" zu sehen, würden unsere Verehrer der „lieben, langen, lasterhaften Weine", wie Heine sie nennt, nicht entzogen. Zu den interessantesten Ereignissen des Verf. gehört auch eine nicht unergebige Ausgrabung in Pompeji, welcher wahrscheinlich keine Eingrabung voranging, wie dergleichen zum Besten hoher Herrschaften wirklich und nicht immer geschieht angestellt werden sollen, sodas man auch einmal eine Schere und ein Taschenmesser aus Scheffeld zum Vorschein kommen sah. Die Residenz der preussischen Gesandtschaft in der sogenannten Capella vecchia erweckt in Hr. von Arnim die Erinnerung an den ehemals hier wohnenden, ehrwürdigen und ihm befreundeten Erzbischof von Tarent, Capote Latro († 1836), von dessen Leben und Wirken er nicht nur eine anziehende Schilderung entworfen, sondern auch sein Bild in Steindruck dem Bande beigelegt hat. Paläste, Kirchen, Räuber, Volksbildung, Finanzen, Fastenzeit und ihre Genüsse bieten außerdem reichlichen Stoff zu anregenden Besprechungen dar.

Im zweiten Theile folgen wir unserm Reisenden nach Sicilien, wandern mit ihm durch Palermo und dessen Umgebungen, begleiten ihn nach Messina, Taormina, Catania, auch eine Strecke den Atna hinauf, den er nicht ganz erstieg, nach Syracus, und schiffen dann im Dampfer Maria Cristina bei schlechtem Wetter nach Malta. Hier auf das gastfreundliche von den englischen Behörden aufgenommen, macht sich der Verf. den kurzen Aufenthalt wohl zu Nute und kehrt dann nach

kurzem Verweilen in Syracus, Messina und Neapel (drei Tage) nach Genua zurück. In Genua faßt er den Entschluß, nach Cardinien zu gehen, welches Land, außer dem Bereiche der gewöhnlichen Touristen liegend, nur selten in unsern Tagen besucht wird. Am so mehr sind wir Hr. von Arnim zu Dank für seine Mittheilungen verpflichtet, in welchen mancher neue Aufschluß über die verschiedenartigsten Verhältnisse der unwürdigen Insel enthalten ist. Auch hier hatte der Verf. vor andern Reisenden mancherlei Vortheile und Erleichterungen der Günst zu danken, welche seiner Persönlichkeit widerfuhr, eine Günst, deren er sich allenthalben durch die in neuern Reise werken so oft vermißte Discretion und durch den Adel der feinsten Sitte und Bildung würdig zeigt. Im Juli ist unser flüchtig-Reisender nach halbjähriger Abwesenheit wieder in dem heimathlichen Berlin und hier nehmen wir von ihm einen flüchtigen, d. h. kurzen Abschied. Denn wir wünschen und hoffen ihm bald wieder auf einem neuen Auszuge zu begegnen, auf welchem die ihm so holden Genien des jugendlichen Frohsinn und der Gesundheit ihn ferner begleiten mögen. 32

Literarische Notizen aus Frankreich.

Esprit des institutions militaires.

Der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, hat unter dem Titel: „Esprit des institutions militaires", soeben ein neues Werk erscheinen lassen, in welchem er die längst bekannten Ansichten Napoleons über Organisation und Behandlung der Armee nochmals ausführlich auseinandersetzt. Das Werk ist eine Maschine, deren einzelne Glieder so genau und leicht ineinandergreifen sollen, daß ein Arm sie mit Leichtigkeit handhaben könne. Die Hebel, durch welche diese eine Hand den ganzen Mechanismus nach Belieben in Bewegung setzt, sind: Ruhm, Begeisterung für den König (oder Kaiser) und Vaterlandsliebe. Der Kitt, welcher die verschiedenen Theile unter sich zusammenhalten soll, ist der möglichst crasse und arrogante esprit de corps. Das sind die Grundgedanken des Buches. Napoleon hat sie vor Jahren am besten ins Leben zu rufen verstanden; er fühlte sehr wohl, daß der Stolz nicht mehr der einzige Hebel und das Excrément nicht mehr der einzige Kitt sein dürfe; er verfeinerte, er verwandelte beide. Das war ein großer Fortschritt für seine Zeit. Jetzt aber sind wir auch über diesen spiritualisirten Corporalismus hinweg, denn jetzt ist ein Eroberungskrieg unter civilisirten Nationen unmöglich geworden. Heute ist die Armee nichts Anderes mehr als das bewaffnete Volk, welches fremde Eingriffe in sein Recht und Eigenthum abweist. Wo sie mehr sein und thun will, herrscht noch Barbarei. Darin liegen zugleich auch alle Bestimmungen über Organisation und Behandlung des Heeres, kurz der ganze esprit des institutions militaires d'aujourd'hui. 8.

Schätze der Kirchen von Rheims.

Zu Rheims erschien vor kurzem ein Werk unter folgendem Titel: „Trésors des églises de Reims", von Prosper Larbé (mit 31 Lithographien, 4.). Die Kirchen zu Rheims haben der Laute Elobwig's und der Ordnung der französischen Könige in jener Stadt eine historische und religiöse Wichtigkeit zu verdanken, die bis zu den ersten Zeiten der Frankenherrschaft hinaufsteigt. Darum hat auch die königliche Munificenz dieselben stets mit den kostbarsten Geschenken bereichert. Man begreift leicht, welches Interesse für die französische Geschichte und Kunst die Beschreibung der heiligen Gefäße, Kleinodien, Reliquienkästchen, Gewänder, Kapfen, Wandteppiche u. s. w. haben muß, welche sich seit Einführung des Christenthums bis auf unsere Tage unter den Schätzen der Kirchen Notre-Dame, Saint-Remi und Saint-Nicaise u. s. w. angehäuft haben. Gute lithographirte Zeichnungen der vornehmsten der beschriebenen Gegenstände begleiten das Werk. Freunde solcher Kostbarkeiten können sich aus demselben belehren. 31.

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 118. —

28. April 1846.

Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer. Zwei Bände.

(Bechluss aus Nr. 117.)

Auch in der Recension über Hallmann's „Kunstbestrebungen der Gegenwart“ bespricht der Verf. die Hindernisse, welche in unserer Zeit einer frischen Entfaltung der Kunst entgegenstehen. Er findet sie im Allgemeinen wiederum in der vorwaltenden Reflectirtheit, die einerseits die sinnliche Umgebung unmalerisch mache, andererseits nicht verstehe, sich zu allgemeinen Interessen, zu einem öffentlichen Leben zu erheben. Wir müssen ihm darin der Sache nach recht geben; viele von seinen Bemerkungen, z. B. daß in dem Handwerke, welches immer mehr durch den Fabrikbetrieb verdrängt werde, der eigentliche Boden der Kunst verloren gehe, sind äußerst treffend. Allein er scheint es uns in der Form zu versehen. Er will aus den Umständen, welche doch nur Bedingungen für die Blüte der Kunst sind, dieselbe hervorgehen lassen. So findet er z. B. ein Hinderniß derselben in unserer unmalerischen Kleidertracht. Aber eine Tracht ist nur so lange unmalerisch, bis ein künstlerisches Auge ihr eine malerische Seite abzugewinnen weiß. Der Verf. sagt bei Gelegenheit von Hallmann's Vorschlag, Scenen aus dem Siebenjährigen Kriege zu malen, die Topfzeit sei gegen die Gegenwart noch sehr malerisch. Richtig — so urtheilen wir, weil sie nicht mehr unsere unmittelbare Umgebung ist, weil wir sie gar nicht anders kennen als aus Kunstwerken, welche sie eben künstlerisch zu benutzen verstanden. Ein andermal meint er, wie viel pittoresker sei ein Wagen von schnaubenden Hengsten gezogen als ein Eisenbahnzug. Zugegeben — aber abgesehen davon, daß es doch auch noch mit Pferden bespannte Fuhrwerke gibt, wer zwingt uns denn, in dem Eisenbahnzug etwas Pittoreskes zu suchen? Das Verhalten des Künstlers zur Wirklichkeit besteht ja überhaupt nur darin, daß er aufnimmt, was er brauchen kann, und das Übrige beiseite liegen läßt. Überdies fragt es sich gar sehr, ob nicht von anderer Seite, z. B. von architektonischer, gerade das Eisenbahnwesen der Kunst ganz neue und sehr anregende Aufgaben stellt, so wie auch manche Fabrikbauten sonst gleichgültigen Landschaften ein außerordentliches malerisches Interesse mittheilen. Ein ähnlicher Fall tritt bei den Dampfschiffen ein, die er ebenfalls nennt.

Mag ein Segelschiff für sich allein genommen einen prächtigen Anblick gewähren; wir haben Seeflüde gesehen, in denen die Unabhängigkeit der Dampfschiffe von dem Element, im Sturm wie bei Windstille, auf äußerst glückliche Weise benutzt war; auch lassen schon an sich die Kriegsdampfschiffe bei der höhern Orlogsbemastung, und besonders, wegen des Wegfalls der unförmlichen Räderlasten, die jetzt in Gebrauch kommenden Schraubendampfschiffe in ihrem Ansehen nichts zu wünschen übrig. Endlich müssen wir aber wieder auf die obige Bemerkung zurückkommen: die malerischen Motive, welche eine Segelflotte darbietet, sind Allen geläufig; der Inländer vergegenwärtigt sich, wenn er ein Seeschiff vorstellen will, vielleicht nur irgend ein Gemälde, für eine Dampflotte dagegen ist die künstlerische Auffassung erst aufzufinden. Laßt nur die rechten Genies kommen, der Stoff wird sich unter ihren Händen schon gestalten müssen. Und Das erlaube uns der geehrte Hr. Verf. auch auf die andere Seite der Sache, auf den politischen und religiösen Zustand der Gegenwart anzuwenden. Wir können uns nicht mit der Ansicht befreunden, daß die Kunst nur so ohne weiteres eine Ausgeburt derselben sein müsse; auch er wird für sie immer nur eine Veranlassung zu eigenthümlichen Schöpfungen sein, den dann freilich hinterher eben nur auf diese Verbindung anzusehen — und darin besteht die heutige Kunstphilosophie größtentheils — Niemandem verwehrt werden kann.

Von den Aussagen über Poesie behandelt der erste die Literatur über Goethe's „Faust“. Wir können über ihn kurz sein. Er ist eigentlich vom Verf. nur darauf berechnet, seinen Begriff von der Allegorie und seinen Widerwillen gegen dieselbe an einem bestimmten Beispiel, dem zweiten Theile des Gedichts, darzustellen, welches den Gegensatz der wahren Poesie, wofür er den ersten anerkennt, selbst gleich bei sich führe. „Der Faust ist dunkel“, so beginnt er, „darf ein Gedicht dunkel sein?“ und schließt: „Wer Der ist, der Homunculus, das mechanisch ohne Potenz gemachte Menschlein? das ist der zweite Theil Faust von Goethe.“ Wir haben schon oben angedeutet, daß er uns die Sache zu sehr übers Knie zu brechen scheint. Allein da wir, um dies weiter auszuführen, ebenfalls auf den zweiten Faust eingehen müs-

ten, der Verf. aber in der Vorrede bei Gelegenheit Röscher's sagt, daß er über denselben nichts mehr lese, so schweigen wir lieber. Doch müssen wir uns erlauben anzumerken, daß wir, was der Verf. Bd. 1, Vorrede S. x sagt: „Gemäßigt habe ich einige Stellen, wo mir das Unreife zu sehr in die Gestalt des Rohen zu versinken schien“, nicht in hinlänglichem Maße bestätigt gefunden haben. Hr. Vischer ist ein geistreicher Mann, aber der eigentliche Witz gelingt ihm selten; derselbe kommt bei ihm fast immer frostig heraus, und wird dann zu beleidigender Persiflage. Wenn er z. B. S. 125 von der Krause'schen Philosophie sagt, daß sie in ihrer trauen Terminologie, hinter der nicht viel sei, der Menschheit Schnitzel kräusle, so ist das nicht übel; fügt er dann aber hinzu: „Doch der Meister ist wol mehr und anders als der Schüler, ich will «dem größten Philosophen unserer Zeit, dem lange verkannten und nun seligen Krause, dem Schöpfer des tiefsten und wahrsten Systems» nichts zu Leide thun; Gott hab' ihn selig! gebe seinem Lebewesen eine fröhliche Auferstehung, nehme ihn auf in die Wohlordnung des Wesengemäßen, erhebe ihn zu der geläutertesten Anschauung der Harmonie und beseligenden Liebesmilde des ewigen Wahren, Guten und Schönen, lasse ihn erblicken das Ideale oder Geist-Schöne und des Wesenalls harmonischen Wesensliebden in seinem wesentlichen Gliedbauleben“: so lachen wir vielleicht ein wenig, aber es ist uns nicht wohl dabei.

In anderer Weise kommt der Gegensatz von Poesie und Nichtpoesie zur Sprache in den vier folgenden Aufsätzen über die dichterischen Antipoden Eduard Mörike und Herwegh. Müssen wir, wie aus dem Obigen hervorgeht, behaupten, daß der Verf. bei seinem Kampfe für die Wirklichkeit in der Kunst den Begriff einer rein poetischen Wirklichkeit nicht immer festgehalten, so erhebt doch aus der Anerkennung des erstern der genannten beiden Männer und der männlichen Zurechtweisung, welche, bei Anerkennung seiner politischen Grundsätze, der letztere erfährt, daß er dieselbe in der Anschauung vollkommen ergriffen habe.

Die übrigen Aufsätze übergehen wir. Der Vorschlag zu einer Oper geht zunächst die Musikverständigen an, und was den Plan zu einer neuen Gliederung der Aesthetik betrifft, welcher uns freilich am meisten interessiert hat, so behalten wir uns ein tieferes Eingehen auf ihn, dem ohnehin an diesem Orte kaum der nöthige Raum gegönnt werden dürfte, bis auf das Erscheinen des Handbuchs vor, von welchem er, laut Eingang, ein Vorläufer ist. Wilhelm Dangel.

Schweizerische Literatur über den Jesuitismus.

Fast die ganze neue schweizerische Literatur dreht sich um die wichtige Jesuitenfrage. Es erscheinen täglich größere und kleinere Schriften über diesen Gegenstand, die aber kaum richtig gewürdigt und verstanden werden können, wenn man nicht zugleich eine klare Vorstellung von den Fortschritten des Ultramontanismus in der Schweiz und von der Politik hat,

welche die römische Curie in Beziehung auf die Eidgenossenschaft schon lange beharrlich verfolgt. Eine wahre Einsicht in den Verlauf der Sache kann man aber am wenigsten aus den einseitigen und zerstückten Correspondenzen der deutschen Blätter gewinnen, und am allerwenigsten erhalten die Leser der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ ein richtiges Bild davon, da diese Zeitung, was die schweizerischen Angelegenheiten betrifft, seit geraumer Zeit besonders einseitig zu Werke geht. Hier zu Lande zuckt man über die ausgburger Herrbilder freilich nur die Achseln. Wissen wir ja, daß das bairische Blatt in dieser Hinsicht unter einem besonders hohen Luftdrucke lebt, der ihm das freie Athmen ganz und gar unmöglich macht.

Die römische Curie hat von jeher die große Wichtigkeit der politisch zerstückelten Schweiz für Durchführung ihrer Absichten und Pläne erkannt. Sehr bemerklch ist der Einfluß dieser ultramontanen Politik schon seit der Einführung der ständigen Runciaturen in der Schweiz und seitdem es Rom gelungen, alle Klöster der bischöflichen Jurisdiction zu entziehen und sie unmittelbar dem päpstlichen Einflusse zu unterwerfen. Die schweizerischen Bisthümer waren mit den benachbarten französischen und schweizerischen Erzbisthümern so lange verbunden, bis die so Manches lösende französische Revolution auch diesen Verband aufhob, worauf Rom, im Widerspruch mit den Bestimmungen des katholischen Kirchenrechts, die unmittelbare Unterordnung dieser Bisthümer unter seine Herrschaft durchsetzte. Bei der geringen Zahl der schweizerischen Katholiken, etwa 100,000, hat die Gesamtheit aller Bisthümer in der Schweiz kaum die Größe eines der unmittelbaren deutschen oder französischen Bisthümer. Allein auch diese Zersplitterung in Bezug auf die kirchliche Einteilung lag im Interesse Roms, weil dadurch die Zahl der vom päpstlichen Stuhl abhängigen geistlichen Würdenträger und somit die Masse der geistlichen Miliz wuchs, wodurch Rom seine Eroberungen ausdehnen suchte. Ein Hauptwerkzeug zur Erreichung ultramontaner Zwecke war bekanntlich von jeher der Jesuitenorden. Schon vor seiner Wiederherstellung im J. 1815 schlichen sich die Jesuiten in den Canton Wallis ein, ohne vorerst noch öffentlich hervorzutreten, bis ihnen im J. 1815 die Collegien zu Sitten und Brieg förmlich übergeben wurden und sie hiermit anerkannt waren, ohne daß die andern Cantone Einspruch thaten. Dagegen mahnten Bern und Zürich im J. 1818, während der Periode der Restauration, sehr ernstlich von der Einführung des Jesuitenordens in Freiburg ab, die aber gleichwol trotz des Widerspruchs einer aufklärten starken Minorität im Canton selbst durchgesetzt wurde. Vor einigen Jahren erfolgte nun die Einführung der Gesellschaft Jesu in den Canton Schwyz, ebenfalls im Widerspruch mit dem Beschlusse einer frühern schweizerischen Landsgemeinde. Jetzt nachdem es der ultramontanen Partei gelungen war, die Verfassung des Cantons Luzern in ihrem Interesse umzugestalten, fing man an, die Berufung der Jesuiten auch an diesen sogenannten katholischen Vorort zu betreiben. Nach allerlei vorbereitenden Missionen wurde die Berufung beschlossen, ungeachtet eine sehr zahlreiche und entschiedene Opposition sich im Kern des luzerner Volkes schon damals kundgegeben hatte. Auch die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung überhaupt erkannte endlich die Größe der drohenden Gefahr, woraus eine die ganze Schweiz erschütternde Aufregung hervorgegangen ist. Diese so vielfach gemißdeutete Volksbewegung ist doch nichts mehr und nichts weniger als der Ausdruck eines richtigen Gefühls der Selbsterhaltung, als eine gerechte Nothwehr.

Um die ganze Gefahr zu erkennen, welcher die Schweiz durch die Berufung der Gesellschaft Jesu nach Luzern entgegensteht, muß man besonders die Stellung des Cantons Aargau ins Auge fassen. Das jetzige Aargau bestand zur Zeit der Mediacion aus zwei Cantonen, dem katholischen Canton Baden und dem reformirten Aargau, und wurde erst durch die Restauration in einen Gesamtcanton vereinigt, dessen Bevölkerung zur etwas größeren Hälfte aus Reformirten besteht.

Nach der Umgestaltung der Verfassung des Cantons Aargau im Geiste des Princips der Repräsentativ-Demokratie wurde der daselbst bestehende confessionnelle Gegensatz schon 1835 bei der durch die sogenannten Badener Conferenzen entstandenen Aufregung, sowie 1840 und 1841 bei Gelegenheit der Revision der Verfassung von der ultramontanen Partei zu wiederholten Aufständen benutzt. Zu beiden Malen war der Antrieb zur Empörung hauptsächlich von den zahlreichen aargauer Klöstern ausgegangen, von denen gerade das wichtigste, reichste und mächtigste, die Abtei Muri, nahe an der luzernischen Grenze liegt. Nach Unterdrückung des letzten ultramontanen Aufstandes hatte der Große Rath des Cantons Aargau mit einer bedeutenden Majorität die Aufhebung aller Klöster beschlossen, wohl einsehend, daß seine gesicherte politische Existenz neben dem Fortbestande der Klöster, die ebenso viele feindliche Staaten im Staate gebildet, unmöglich sei. Daraus nun hat sich die lange verhandelte Klosterfrage geknüpft, welche endlich, wie bekannt, von der Tagsatzung dahin entschieden wurde, daß die Aufhebung eines Theiles der Klöster gutgeheißen ward, jedoch unter der Bedingung, daß der Stand Aargau diejenigen Klöster wiederherzustellen habe, deren Fortbestand seine friedliche politische Existenz nicht geradezu gefährde. Aargau leistete diesem Tagsatzungsbeschlusse Folge, indem es wirklich vier Nonnenklöster herstellte, während es bei der Aufhebung derjenigen Klöster verblieb, die man in Wahrheit als den Herd der immer wiederkehrenden Unruhen betrachten konnte. Die Stimmung in den an den Canton Luzern angrenzenden Bezirken des Aargaus hatte sich indessen noch keineswegs vollständig beruhigt, als die neue ultramontane Regierung in Luzern mehrere aufregende jesuitische Missionen nahe an den Grenzen des katholischen Aargaus veranstaltete und hierdurch deutlich genug die Absicht an den Tag legte, bei erster Gelegenheit die Versuche der Revolutionirung des Aargaus zu erneuern.

Während dieser Manifestationen hatte die Jesuitenpartei im Wallis ihren blutigen und großen Theil nach sich ziehenden Sieg am Flüschien Trient errungen. Es ist notorisch, daß diese Partei von der dem Jesuitenorden affiliirten, in Lyon gegründeten Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens mit bedeutenden Geldsummen unterstützt wurde. Erklärte doch sogar der Abt von St. Moritz im Canton Wallis von öffentlicher Kanzel herab diesen Sieg für ein Werk jener Gesellschaft. Über die Ereignisse im Wallis sind zu vergleichen:

1. Bericht des eidgenössischen Commissariats im Canton Valais an den eidgenössischen Vorort. Von Altlandammann Schmid von Uri und Staatschreiber B. Meyer. Luzern 1844.
2. Die Ereignisse im Canton Wallis. Übersetzung der Schrift: *La contre-révolution en Valais, au mois de mai 1844*, von Moritz Barmann, mit Noten. Rebst einer geschichtlichen Einleitung und einer Schlussbetrachtung von Ludwig Snell. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844.

Die erste Schrift trägt zwar ein offizielles Gepräge, ist aber gleichwol nichts mehr als eine Parteischrift. Ihr Hauptverfasser ist der in letzter Zeit nur allzu bekannt gewordene B. Meyer von Luzern, dem seine politischen Gegner wegen der Grausamkeit, die sie ihm zuschrieben, den Beinamen „Blut-beni“ (Boni ist eine Abkürzung für Bernhard) gegeben haben. Er hat auch in der neuesten Jesuitenfrage nur eine betrübte Parteilohle gespielt und als blindes Werkzeug der politischen Propaganda sich bloßgestellt. Der Verf. der zweiten Schrift, Moritz Barmann, obwohl einer der Theilnehmten im Parteilampfe des Cantons Wallis, gibt dennoch eine Schilderung der Ereignisse daselbst, die den Charakter der Unparteilichkeit trägt und in allen Hauptfachen durch Documente belegt ist. Ihr Werth wird in der deutschen Übersetzung durch die sehr gründliche geschichtliche Einleitung des bekannten Publicisten und genauen Kenners des schweizerischen Staatsrechts, Ludwig Snell, noch bedeutend erhöht. Am besten erkennt man die traurige

Bedeutung der beklagenswerthen Ereignisse im Canton Valais an den unseligen Früchten, die sie getragen. Hat doch die neue Verfassung dieses Cantons nicht bloß den öffentlichen, sondern sogar den Privatgottesdienst der Protestanten daselbst verboten.

Bei diesen Fortschritten des Ultramontanismus und den zumal von der luzerner Regierung so deutlich an den Tag gelegten Absichten gegen den Canton Aargau beschloß der Große Rath dieses Cantons im Interesse der Erhaltung des Friedens, der Ruhe und Ordnung in der Schweiz, bei der Tagsatzung im Sommer 1844 einen Antrag für Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens. Dieser Antrag blieb zwar zunächst in der Minderheit; doch erwarb sich der aargauische Seminardirector A. Keller als Gesandter bei jener Tagsatzung das große Verdienst, die schweizerische Bevölkerung auf den ganzen Umfang der sie bedrohenden Gefahr aufmerksam gemacht zu haben. Die sehr gründliche Motivirung seines Antrags ist zugleich als besondere Flugschrift erschienen, die auch der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums in hohem Grade zu empfehlen ist. Sie erschien unter dem Titel:

3. Über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. Vortrag der aargauischen Ehrengesellschaft auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern am 19. Aug. 1844. Von Augustin Keller. Aarau, Sauerländer 1844.

Der Verf., der selbst Katholik ist, wies zuerst auf die wässrigen Ereignisse am Orient und deren Folgen hin. Er erlaubte sich kein Schimpfen über die Jesuiten, wie es in über-großen Eifer in Zeitungen und Schriften zuweilen vorkommt; er erkannte im Gegentheil die früheren Verdienste einzelner Mitglieder sowie des ganzen Ordens an, predigte aber den Kampf gegen seine Grundsätze, seine Tendenzen und Wirkungen. Seite 6 heißt es: „In seinem Ursprunge war er (der Orden) eine fromme Stiftung, in seiner Vollenbung eine dämonische Macht; in seinen Mitgliedern überall verbreitet und doch in seinen Constitutionen nirgend gekannt; ein Bettelorden, der nicht bettelt und an Reichthümern Fürsten überbietet; in seinen Grundsätzen bald kirchlich verdammt, bald wieder gebilligt; von einem Papste kraft göttlicher Eingebung aufgehoben und von einem andern Papste ebenfalls kraft göttlicher Eingebung wieder eingesetzt; bald ein Antichrist, eine Verschwörung gegen Kirche und Staat genannt, bald wieder als Schutzgeist von Thron und Altar gefeiert; reich an trefflichen Lehrern und reich an arglistigen Verführern; stolz auf Glaubenszeugen, wie sie die apostolische Kirche sah, und wieder ebenso stolz auf Verbrecher, welche ihre Frevel unter der Hand des Hegers büßten; einkältig wie die Taube unter den Vögel, klug wie die Schlange an den Höfen; auf Paraguay ein Stifter und Priester der Cultur; im civilisirten Europa ihr Verderber; jeder ein willenloser Knecht und zugleich ein Souverain; des Papstes Sklave und Tyrann zugleich; unter jeder Form, unter allen Ständen, in allen Verhältnissen immer wieder anders und doch überall und immer derselbe; ein ewiger Proteus, ein weltgeschichtliches Räthsel — so stellt sich uns der Jesuitenorden dar! Wo findet da das Urtheil eine sichere Grundlage? Nirgend sicherer als in den historischen Erscheinungen, welche der Orden überall als Spuren seiner Wirksamkeit zurückgelassen hat und vor unsern Augen noch immer zurückläßt.“

Nun geht der Verf. auf die praktischen Ergebnisse und historischen Erscheinungen, die geheime und öffentliche Wirksamkeit des Ordens über und zeigt zunächst seine Gemeingefährlichkeit, nachdem er eine kurze Entstehungsgeschichte und eine Schilderung seiner Wirksamkeit nach den Gesetzen seiner Constitutionen gegeben hat. Der Orden erkenne nur den Papst als Souverainetät an, der jede Regierungsgewalt auf Erden unterworfen ist. Der General, der bekanntlich auf Lebenszeit ernannt wird, herrsche als Stellvertreter Gottes mit dem unumschränkten Despotismus. Keller hebt weiter besonders die Einheit der Tendenz, der Lehren und Ansichten des Jesuitismus hervor und wie ihn das einige, nie getheilte Bewußt-

sein des Berufs der Welt Herrschaft durchbringe; wie der Jesuit an sein Vaterland gebunden sei; wie er mit dem Eintritt in den Orden alle Bande der Verwandtschaft zerreiße.^{*)} In den Jesuitengeneral gelangen stufenweise periodische Berichtserstattungen, damit er (wie einst ein General selbst sagte) aus dem Cabinete in Rom die Welt, ohne daß sie es wisse, regieren könne. Dann geht der Bers. auf die Morallehre der Jesuiten über. Er hebt unter Anderem hervor, daß der Jesuit Suarez im Cap. IV des VI. Buches gesagt: „Der vom Papste gebannte Regent kann von dem Augenblicke an als Tyrann behandelt und von jedem Privatmanne „a quocunque privato“ umgebracht werden. Wer einen solchen Tyrannen tödtet, thut es mit der Autorität Gottes. Darin sind wir (Jesuiten) alle einig (in hac causa unum sumus).“ So lehren auch Molina, Mariana, Gräfer, Calmerou, Bellarmin u. Der General modificirte 1614 auf vielseitige Reclamationen die Lehre vom Fürstenmorde nur dahin: „Es sei nicht Jedem (non cuique personae) unter beliebigen Umständen erlaubt, einen Fürsten umzubringen.“ Auch darauf macht der Bers. besonders aufmerksam, wie es z. B. die Moral der Jesuiten erlaube, daß „Dienstboten oder andere Arbeiter ihren Lohn durch geheimes Entwenden erhöhen dürfen, wenn sie, aus Noth gebrungen, den Dienst oder die Arbeit um einen vermeintlich zu geringen Lohn übernommen haben“. Dies ist eine jesuitische Lehre, die bei der jetzigen Stimmung der arbeitenden Classen und bei ihrem Hange zu Coalitionen für Entzug eines höheren Arbeitslohns unter Umständen höchst gefährlich werden kann. Es ist im Grunde dieselbe Lehre, die auch der Communist Weilling gepredigt und die hauptsächlich dessen Ausweisung aus der Schweiz veranlaßt hatte. Nur findet hier der große Unterschied statt, daß eine solche Moral, wenn sie von einer überall verbreiteten und mächtigen religiösen Gesellschaft gelehrt wird, viel schlimmere Folgen nach sich ziehen dürfte als wenn sie ein einfacher Handwerker zu verbreiten bemüht ist.

Die Gefährlichkeit des Jesuitenordens erklärt Keller für monarchische wie für republikanische Staaten gleich groß, besonders durch die Lehre des Ordens von der Souveränität, die er dem Volke, das er am Bügel des Fanatismus führt, in die dienstbare Hand legt, und durch seinen allen Gemeinfinn zerstörenden Egoismus. Das Eindringen der Jesuiten in die Schweiz, die schlimmen Folgen ihrer Wirksamkeit werden geschildert und gezeigt, wie sie als Träger der confessionnel politischen Bestrebungen des „goldenen Bundes“ (der sieben katholischen Orte und des Wallis vom J. 1586) berufen und „mit der grundsätzlichen Entzweiung der Eidgenossen in Schule, Kirche und Staat von Amtswegen beauftragt worden seien“. Als Beleg, daß die neuen Jesuiten nach der päpstlichen Herstellung die alten geblieben, verweist Keller auf eine Reihe älterer und neuerer in den Jesuitencollegien eingeführter Schriften. Namentlich im „Compendium der Moralthologie“ von S. J. Rouillet (Freiburg 1834), das in Freiburg als Lehrbuch gebraucht wird, ist z. B. der Diebstahl kraft communistischen Principis gerechtfertigt u. s. w. S. 42 heißt es: „Witterweile stellt derselbe (der Jesuitismus) im Wallis die ersten öffentlichen Versuche seiner praktischen Moralthologie an. Wie einst Mariana den Königsmörder Clement „eine ewige Biede Frankreichs“ pries, so pries die „Union“ (ein Journal der Jesuitenpartei) die Mörder des liberalen Bailen als gute Bürger, welche nichts als ihre Pflicht gethan hätten. Ein Vicar, der sechs Kindsmorde auf sich hat, wird mit der Immunitätslehre gegen den Arm der Gerechtigkeit geschützt, die Liberalen aber, welche die Immunität bestreiten, in Bann gelegt. Verachtet führt den Liberalismus am Orient auf die Schlachtbank,

^{*)} Ein Jesuitenzögling in Freiburg schrieb unlängst an seinen Vater: „Es gibt heiligere Bande als jene der irdischen Natur; ein Mensch, der dem Fleische abgehoben ist und nur noch dem Geiste lebt, kann eigentlich gar keinen andern Vater haben als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden.“

die Priester vertauschen den göttlichen Hirtenstab mit dem Schwerte und der Bischof von Sitten läßt auf den Nord in allen Kirchen seines Sprengels das Lebeum singen. Unter dessen liest man in den Annalen der Jesuitenpropaganda vom Monat Mai, der Bischof von Genf und Lausanne (ein Jögling der Jesuiten) habe von der Gesellschaft 68,400 Fr. zur Verwendung erhalten.“

Wir entnehmen der Keller'schen Schrift noch einige interessante Einzelheiten: 1761 hatte die Schweiz 87 und nach dem Verzeichnisse von 1843 über 278 öffentliche Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Die weit verbreitete Verbrüderung zum „allerheiligsten Herzen“ zählt bereits (nach einem jüngst ausgestellten Aufnahmschein) drei Millionen Mitglieder. Der „Glaubensverein“, d. h. die Propaganda selbst, hat mit einem wöchentlichen Beitrag von 5 Centimes gegen eine Million Mitglieder und den heiligen Franz Xaverius, den großen Jesuitenheiligen, zum Schutzpatron. Nach Seite 4 ihrer öffentlichen Rechnung hatte die Propaganda im Monat März 1843 eine Cassaeinnahme von 2,752,215 Fr. In Paris bestehen Bruderschaften von Kindern, deren jedes wöchentlich einen Sou bezahlt, vorgeblich um kleine Chinesen loszukaufen, welche die Altern in China den Schweinen vorwerfen wollen. Das deutsche Collegium in Rom wurde nach Herstellung des Ordens wieder den Jesuiten übergeben. Nur gut begabte Jöglinge, die solchen Ländern angehören, die von Regerei angesteckt sind, werden aufgenommen. Sie müssen einen feierlichen Eid leisten, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sogleich nach erhaltenen Weize zur Seelsorge ins Vaterland zurückzukehren, ohne höchste Erlaubniß in keinen Orden einzutreten, sondern stets der Pasteration zu leben. Zu diesem Zwecke werden sie ohne besondere Erlaubniß ihrer geistlichen und weltlichen Obern und ohne den Titel eines Beneficiums oder Patrimoniums selbst außer der gesetzlichen Zeit durch alle Stufen hinauf zum geistlichen Stande geweiht. Aus dieser Anstalt gingen von 1818—41 125 jesuitisch gebildete Seelsorger für Deutschland hervor, 53 für die Schweiz (1 für das Bisthum Como; 7 für das von Sitten; 12 für das von Lausanne; 13 für das von Chur; 20 für das von Basel). Ebenso gingen aus diesem Collegium hervor: der Erzbischof Dumin in Genes und Posen; Bischof Lob. Senni in Freiburg; Bischof Preux im Wallis; der Coadjutor Fontana in Bern, der mit dem Bischof Senni ums Jahr 1823 in der Schweiz zuerst die Einnahme gegen gemischte Ehen erhob.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Erinnerung an Karl L.

Die Britische Alterthums-Gesellschaft hatte am 30. Jan., dem Jahrestage der Hinrichtung Karl's I., unter ausdrücklicher Erwähnung dieses Grades, ihre Sitzungen ausgesetzt. Alle Welt verwunderte sich nicht wenig, wie es einem wissenschaftlichen Vereine im Jahre 1845 noch einfallen könne, seine Geschäfte wegen so allgemein als veraltet betrachteter Erinnerungen zu unterbrechen. Aber der Alterthumsverein hat einen Vertheidiger gefunden. „Gerade von einer Alterthums-Gesellschaft“, bemerkt mit unverkennbarem Spott ein englisches Blatt, „verlangen wir die Aufbewahrung des Vermodernden und die Wiederherstellung des Veralteten. Ihr Beruf weist sie ausdrücklich auf das Aufklauben einer Menge zerbröckelnder Trümmer hin, die, werthlos an sich, nichtsdestoweniger als Proben der rohen Kunst der Zeit, worin sie entstanden, von Werth oder, wenn auch moralisch ganz unbedeutend, doch merkwürdig erscheinen als Erinnerung an verschwundene Vorurtheile oder verglühte Leidenschaften. Die Gegenwart darf sich nicht beklagen, daß Gebrauche wie der getadelte Alterthums-Gesellschaften zur Aufbewahrung überantwortet werden und auf diese Weise unter dem Plunder der Vergangenheit ihre Stelle erhalten.“

12.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 119.

29. April 1845.

Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Von Adele Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 3 Thlr.

Mit den lieblichen „Wald-, Haus- und Feldmärchen“ kopfte die Verf. im vorigen Jahre zum ersten Mal an die Pforten der Literatur, und ein zahlreiches Publicum rief herein! So tritt sie denn ein mit dem ersten Roman. Bedeutende Vorgängerinnen machen ein solches Auftreten nicht ganz leicht. Gräfin Hahn-Hahn hat die eine Welt von Romanlesern, Frau v. Paalzow die andere in Beschlag genommen. Die Geistreichen schwören zu der Fahne der Erstern, die Verständigen zu der der Letztern, die Gemüthlichen preisen Frederike Bremer, eine Unzahl von andern Schriftstellerinnen drängt sich dazwischen; sie haben mehr oder weniger Genie, mehr oder weniger Talent, das Publicum nimmt sich gar nicht die Mühe, die einzelnen Geniefanten herauszufinden, und ist nur allzu sehr geneigt, bei der Übersülle an Damenliteratur die Achseln zu zucken. Um so schwerer wird es nun einer neuen Schriftstellerin, sich hervorzuhun, sich eine Lesermwelt zu bilden. Der Verf. der „Anna“ mag es indes gelingen; ihr Roman leidet nicht an der Breite der Paalzow'schen, nicht an der Gemüthlosigkeit der Hahn'schen Werke, auch klebt er nicht wie die der Bremer gar zu sehr am Alltäglichen; er hat im Grund keinen Fehler. Er ist ein Kunstwerk von Anfang bis zu Ende, mit Sorgfalt gearbeitet; Alles ist wohl durchdacht, entworfen, gefeilt; es geschieht nichts, was nicht geschehen könnte, nie fällt eine der handelnden Personen aus ihrem Charakter, keine Inconsequenz läßt sich aufdecken, und man sollte meinen, daß die Verf. im Feuer des Schaffens dennoch die Kritik niemals aus den Augen verloren habe.

Der Roman „Anna“ beginnt in Weimar im Jahr 1806, im wohlbekannten, deutlich bezeichneten Raum; das Haus in der Windischengasse mit dessen Hinterhaus in der Esplanade steht zwar jetzt nicht mehr ganz wie sonst, doch erinnert man sich seiner noch sehr wohl. Im Vorderhaus wohnte der Bürgermeister mit seiner Familie, zu der unsere Heldin Anna gehört, im Hinterhaus die vornehme, reiche Familie v. Waldbau, mit unserer zweiten Heldin Leontine; Beide sind noch Kinder, als die Plünderung 1806 mit Einquartierung und Soldatengreuzen

vor sich geht, Beide sind Gespielinnen und Freundinnen. Der Unterschied des bürgerlichen und adeligen Lebens damaliger Zeit wird nun mit viel Geschick hervorgehoben; man fühlt, daß die Schilderungen der Wirklichkeit entnommen sind.

Wer in jenen Tagen Thüringen und Weimar gekannt hat, muß sich erinnern, daß die jetzt an einzeln und erhaltenen Beispielen bewunderte Einfachheit der häuslichen Einrichtung damals ganz allgemein war und der Lurus unser Ländchen weit später berührt hat, denn noch waren die Stände durch Umgang und äußere Lebensbedingungen geschieden.

Wenn die Bürgermeisterin ohne Vorwissen des Mannes Kartoffeln oder Äpfel aus dem Garten verkaufte und sich von deren Erlös ein Tuch, eine Haube anschaffte, ahnte Niemand, daß Anna der Vergleich der Art und Weise, wie Waldbau und seine Gattin lebten, so schmerzlich ins Herz schnitt, und doch, wenn ein andermal das Kind von seinem Bettchen aus die Mutter in tiefer Nacht, bei einem einzigen Licht, an der Christbeseuerung für die Kleinen heimlich arbeiten sah, wenn es die tausend Ersparungen und Berechnungen bemerkte, durch welche die theure Frau den Geschwistern ein Spielzeug mehr auf den Weihnachtstisch legen konnte, dann fühlte es sich wieder tausendmal glücklicher als Leontine, deren Wünsche so leicht und nebenher erfüllt werden konnten.

Anna ward dann Alles lieber, instinctmäßig empfand sie einen Vorzug ihres Geschicks und es ward ihr erst und erst beim Fest zu Muthe. Das schwarze Kleid der Mutter, das Luchsenbad, ja sogar das vorangehende Fasten rührte sie durch einen geheimnißvollen beglückenden Zauber.

Das Leben der Waldbaus bietet nun einen Gegensatz zu dem obenerwähnten. Während bei Bürgermeisters die Soldaten plündern und sich roh betragen, werden sie drüben durch den wohlversesehenen Weinkeller und die immer reichlich versorgte Küche beim Guten erhalten; überdies reden Mutter und Tochter Französisch, Kammerbierner und Bonne desgleichen; der Theetisch der gnädigen Frau bildet eine Art von Dase in der Kriegswüste; Vornehme, Geistreiche, Künstler, Alles versammelte sich da; großstädtische Sitte herrschte, und es geschahen eine Menge Dinge, welche Bürgermeisters für unpassend erklärt haben würden, wären sie je in diesen Kreis gekommen, was aber nie geschah.

Mit großer Vorliebe schildert die Schriftstellerin das Dienerpersonal der Waldbau'schen Familie, welche, wie sie selbst gesteht, naturgetreue Portraits sind:

Selbst die Revolution mit ihren Folgen hatte nicht vermocht, die eigentlichen Familienfitten des petit bourgeois in ihnen anzugreifen. Madame Sophie wurde noch mit ständert-

lichter Salanterie von ihrem Manne behandelt, der trotz seiner zahlreichen Insideltäten sie entschieden als Hauptperson anerkannt; liebte ihn doch diese Frau aus Herzensgrund, und verdeckte unermüßlich alle seine Schwächen.

In der höhern Gesellschaft war der Ruch, mit welchem sie ihre Herrschaft vor der Plünderung bewahrte, zu allgemein bekannt, als daß man sie einer gewöhnlichen Dienstin hätte gleichstellen mögen. Auch war sie eine durchaus angenehme Erscheinung, voller Witz und Verstand, und dennoch bescheiden. In ihrer rein bewahrten Rationalität lag ein so eigenthümlicher Reiz, daß beinahe keiner der berühmten Gäste des Walbau'schen Hauses an Madame Sophiens Thüre vorüberging, ohne auf ein Viertelstündchen bei ihr einzusprechen.

Dieses war nun Leontine's Sonne, welche zu gleicher Zeit Anna freundlich aufnahm und ihre Liebe zuwendete. Wir sehen, wie sie die beiden kleinen Mädchen auf dem Schoos hält und ihnen von Ludwig's XVI. Tod und dann von der Emigration u. s. w. erzählt; Bild auf Bild drängt sich hervor aus dem tiefen Schacht der Erinnerung. Während der Revolution hatte sie einen Sohn geboren, sie mußte ihrer Herrschaft folgen; das Kind hinderte die Flucht, und sie sah sich genöthigt, es in eine Hausthür zu legen; sie wartete bis es gefunden wurde, dann floh sie und hörte niemals von ihrem Kinde.

Ergreifend ist nun der Moment, wie dieser Sohn sich wiederfindet und als französischer Offizier der Mutter wiedergegeben wird; sie pflegt ihn im Walbau'schen Hause, dann verläßt sie die Familie und ihren Mann, um mit dem siegreichen französischen Heer als Dienerin im Gefolge eines Obersten ihm nachzuziehen und in seiner Nähe zu bleiben — die Liebe der Mutter war stärker als alle andern Gefühle. Der Abschied von Madame Sophie war nun Anna's erster heftiger Schmerz; der zweite ward ihr durch die Abreise von Walbaus und die Trennung von Leontine, der dritte durch den Tod ihrer Mutter. Nach dem Begräbniß derselben kommt Frau v. Walbau, welche, nachdem sie Witwe geworden, den General Seiersperg geheirathet hat, nach Weimar zurück. Sie schlägt vor, die funfzehnjährige verwaiste Anna mit nach Berlin zu nehmen, um ihre Erziehung dort zu vollenden, und der in vieler Hinsicht bedrängte Bürgermeister gibt seine Einwilligung. So schließt der erste Abschnitt, welcher mit 1806 bezeichnet ist. In ihm sind schon die Fäden angelegt zu der spätern Verschlingung, und wir lernen die meisten Personen kennen, die späterhin in Anna's Schicksal eingreifen. Gleich nach dem Begräbniß der Mutter sehen wir Anna mit ihrem Vetter Otto, einem jungen Studenten und angehenden Naturforscher, welcher sie brüderlich umarmt, ihr seine Liebe erklärt und der funfzehnjährigen Cousine einen Heirathsantrag macht. Überrascht und erschrocken reißt sie sich aus seinen Armen und wird von Leontine umschlungen, welche soeben angekommen war; sie sieht Otto nicht wieder, ehe sie Weimar verläßt, und schreibt ihm einen Abschiedsbrief, wodurch sie den jungen Mann in große Verzweiflung stürzt. Eine andere Bekanntschaft ist der junge preussische Offizier Graf Kronberg, der Bruder der Frau v. Walbau; ferner

der französische Offizier St. Luce, der die Familie Walbau während der Plünderung geschützt hat, und ein französischer Soldat Monsieur August, der der weinenden Anna ein kleines goldenes Andenken schenkt, um sie zu beschwichtigen, während ein Major ihrer Mutter's Sonntagspaar plündert.

In der folgenden Abtheilung 1822 finden wir nun den Grafen Kronberg als Anna's Gatten wieder; sie nimmt sich als junge Gräfin und Mutter zweier Knaben sehr lieblich aus, scheint ihrem Gemahl recht freundlich, wenn auch ohne Liebe zugethan; in dem Grafen finden wir aber einen Typus gewisser Erscheinungen in der vornehmen Welt: den nach außen gerichteten Ehrgeiz, der es mit der Moral nicht sehr genau nimmt, und Betirungen, in denen so manches Edle zu Grunde gehen kann; der Fluch des Oberflächlichen ruht auf Kronberg, und die um so viel höher stehende Anna durchschaut und fühlt den Druck desselben. Otto, der Verehrer ihrer Jugend, tritt als Professor wieder auf und besucht die gräfliche Cousine in Bern. Anna hat ihn seit seiner Liebeserklärung nicht wieder gesehen; seine Leidenschaft zu ihr wollte er nicht vergessen; auch Anna vergaß sie nicht, obgleich sie dieselbe nie getheilt hatte, es durchzitterte sie das Begegnen:

An die Möglichkeit einer heftigen Leidenschaft dachte sie gar nicht, theils traute sie dem Jugendfreund sie nicht zu, theils fehlte ihr der Muthab für dieselbe, überhaupt träumte Anna nicht und wiegte sich nicht in Emotionen. Ihr ernster Charakter gehörte nicht zu den romantischen, sie lebte zurück vor der ewigen Kraft und Tiefe ihres Wesens, wenn irgend ein Umstand den Schatten desselben an ihr vorübergleiten ließ, ohne ihn zu erkennen, wie zuweilen ein unverständenes Geisterleben durch einen Mark und Bein erschütternden Schauer uns erschreckt, den wir nicht zu erklären vermögen.

Das Verhältniß Otto's zu Anna ist sehr eigenthümlicher Art, und die Verf. hat es mit großer Sorgfalt ausgemalt.

Männer wie Otto — sagt sie — die ihre Kindheit und Jugend in dem Mittelstande verlebt haben, sind dem Einfluß des aristokratischen Benehmens vornehmer Frauen in hohem Grade ausgesetzt. Ohne eben verlegen zu sein, fühlen sie dennoch in höhern Gesellschaftskreisen sich etwas unsicher. Um Alles in der Welt möchten sie keinen Verstoß begehen; besonders plagt sie eine geheime Scheu, lächerlich oder gar ungehobelt zu erscheinen; so geben sie unbewußt der Einwirkung einer anmuthigen, nicht schwer sie niederdrückenden Überlegenheit sich hin. Schlägt doch diese Überlegenheit über alle solche Abgründe leicht fliegende Brücken, erscheint sie doch so unbedeutend, der Gewalt und Kraft des männlichen Charakters gegenüber — nun bestimmt sie in all ihrer Unbedeutendheit erst diesen, dann den nächsten Augenblick, reißt Schritt an Schritt und Stunde an Stunde; und auf diese Weise ist manche vornehme und sogar manche dabei recht häßliche und nicht sonderlich geistreiche Frau zur Circe gescheiter und ausgezeichneten Männer geworden.

Solchen feinen Beobachtungen begegnet man oft in dem Buch.

Anna wird gerührt und erwärmt durch Otto's Liebe, aber sie theilt seine Gefühle nicht, sie wird sich nur bewußt, daß Kronberg sie nicht so liebt; erst Gotthardt, ein junger der Diplomatie sich widmender Mann, den Kronberg während einer langen Abwesenheit zum Hof-

meister seiner Kinder nach Beten sendet, ist das Wesen, welches ihrem Herzen gefährlich sein soll, er ist der Held, der ihr gegenübergestellt wird und mit ihr das tiefere Interesse des Lesers theilt. Er ist der Held, an dem Anna's sogenanntes *eheliches Glück* zerbricht. Dieses Verhältniß, mit allen seinen Kämpfen, in allen seinen Phasen, bietet das Gefühlinteresse des Romans; es ist durchaus edel gehalten, weder sie noch er vergessen einen Augenblick ihre Pflichten; sie verlieren nie das vollkommene Bewußtsein ihrer edlen Natur. Otto durchschaut die Neigung und leidet; er heirathet ein junges Schweizermädchen, das ihn schon lange liebt und sein Leben gerettet hat; sie ist eine liebliche Romanerscheinung der einfachen naiven Art, ganz Liebe, Hingebung und Selbstvergessen, bei ihr findet man Ansprache ohne Ansprüche. Der starke Mann weiß, was er der Frau, die er an sich gekettet hat, schuldig ist; er macht sie glücklich, trotz seiner mächtigen Liebe für Anna. Die Verf. hat eine Aufgabe gelöst, die selten einer Frauenseker gelingt, sie hat edle Männergestalten geschaffen. Die Männer werden von den Frauen leicht nur als Liebhaber aufgefaßt, was allerdings die miserabelste Rolle ist, die ein Mann spielen kann. Gotthardt und Otto sind nun zwei herrliche Männergestalten, und die Leservelt ist zweifelhaft, welcher von beiden sie den Vorzug geben soll; selbst Kronberg ist nicht von schlechtem Stoff, und die Verirrungen, wodurch er Anna unglücklich macht, finden in seiner Eifersucht gegen Gotthardt und dem großstädtischen Schauplatz einige Entschuldigung.

(Der Beschluß folgt.)

Schweizerische Literatur über den Jesuitismus.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Das ausgezeichnete spätere Votum Kellers bei der letzten außerordentlichen Tagssagung in Zürich erschien auch als besonderes Flugblatt. Es behandelt mit der größten Sachkenntnis und Klarheit an der Hand der Geschichte die von Tag zu Tag wichtiger werdende Jesuitenfrage. Keller erinnert unter Anderem darin an den päpstlichen Ausspruch der Aufhebungsbulle vom 3. 1773: „daß der Jesuitenorden nicht nur mit der Ruhe der Staaten, sondern auch mit dem Frieden und der Eintracht der Kirche Gottes unvereinbar sei.“ Etliche vierzig Jahre später, als im Wallis die Landesbehörden die Aufsicht und Leitung des Erziehungswesens in Anspruch nahmen, antwortete die Gesellschaft Jesu: „wenn sich der Staat solche Forderung beikommen lasse, so habe er die Folgen zu gewärtigen.“ Auch gibt Keller einige weitere Sätze aus dem schon oben erwähnten „Compendium der jesuitischen Moralphologie“, die an Schändlichkeit Alles übertreffen.

Schon vor Keller haben andere Schriftsteller auf die Gefahr des Jesuitismus aufmerksam gemacht, namentlich der wohlbekannte Troxler in seiner neuesten Schrift:

4. Die Jesuitenfrage vor dem Luzerner Volk und der Eidgenossenschaft. Bern, Huber. 1844.

Stimmt man auch dem Verf. nicht bei in Dem, was er über die frühere unselige sogenannte Parität im Aargau sagt, so verdient doch sein Vorschlag der Errichtung einer Gesamthochschule, auf der zumal auch für das Studium der katholischen Theologie gesorgt werde, wenigstens als frommer Wunsch

Anerkennung. Im übrigen beschränkte sich sein Vorschlag an das Luzerner Volk nur auf den guten Rath, die Jesuiten nicht einzuführen. Dieser Rath wurde, indessen auch von tausend andern Seiten her in immer neuen Formen und von neuen Gründen unterstützt gegeben, aber vergebens. Die dem Ultramontanismus verfallenen Behörden des Cantons Luzern ließen sich von der Berufung der Jesuiten nicht abhalten. Beweis genug, daß man der Gesellschaft Jesu und ihrem verderblichen Einflusse nicht mit den belobten „geistigen Waffen“ begegnen kann!

Es ist bekannt, daß ein Theil des Luzerner Volks einen vergessenen Versuch gemacht hat, sich der Jesuiten zu erwehren. Näheres darüber findet sich in dem Schriftchen:

5. Die Ereignisse im Canton Luzern vom Christmonat 1844. Eine Appellation an die Eidgenossenschaft im Namen der freisinnigen Partei des Cantons Luzern. Baden 1845.

Diese Schrift, wenn auch von einem Parteistandpunkte ausgehend, weist doch gründlich genug nach, daß die Berufung der Jesuiten nach Luzern auf einer Verletzung der Verfassung beruht. In Folge der Ereignisse, welche die eben genannte Schrift bespricht, wurde eine außerordentliche Tagssagung berufen, deren Mehrheit sich zwar gegen die Jesuiten ausgesprochen, aber keinen entscheidenden Majoritätsbeschluß zu Stande gebracht hat. Sie tagte und tagte, ohne daß es Tag wurde. Vor und während der langen Verhandlungen hat die ultramontane Partei, wohl wissend, daß die Sache des Jesuitismus nicht überall günstig angesehen sei, alle Anstrengungen gemacht, um im Auslande den Glauben zu erwecken, daß es sich nicht sowohl um Vertreibung der Jesuiten als vielmehr um einen Umsturz des Bundes handle. Diese Bemühungen hatten im Auslande, wo man gewöhnlich über die Schweizer Angelegenheiten sehr im Dunkel ist, nur allzu viel Erfolg. Von solchem Standpunkte gingen auch die kurz vor und während der Tagssagung erlassenen diplomatischen Noten aus, welche die eigentliche Jesuitenfrage, um die es sich für jetzt einzig in der Schweiz handelt, mit keinem Worte berührten. Diese Noten gaben dem Schultheiß Reuhaus von Bern in der Tagssagung vom 19. März in seinem nun gleichfalls als besondere Flugschrift herausgegebenen Votum Veranlassung, näher auf dieselben einzugehen. Das Reuhaus'sche Votum erschien, so wie es abgegeben wurde, in französischer Sprache unter dem Titel:

6. Discours sur les dépêches diplomatiques de l'Angleterre et de la France. Zürich, Drell, Füßli und Comp. 1845.

Reuhaus zeigt mit Hinweisung auf die völkerrechtlichen Verträge von 1815, daß die englische Note von dem Verthum ausgeht, als sei von den europäischen Großmächten die damals zu Stande gekommene Form der Bundesverfassung garantirt worden; er erkennt indeß an, daß diese englische Note in geeignenden Ausdrücken abgefaßt sei. Schärfer dagegen ist sein Tadel über die französische Note, die sich besonders mit der Freischarenfrage befaßt. Wir heben hier einige Stellen hervor: Die Note des Hrn. Guizot ist in „gebieterischen Ausdrücken abgefaßt“. „Dieser Minister führt gegen die Schweiz eine hochmüthige, scharfe Sprache, eine Sprache, wie sie ein Minister des Innern an einen französischen Präfecten richten könnte, der seine Pflichten vernachlässigt hat.“ „Ohne Zweifel ist es Hrn. Guizot erlaubt, für die helvetische Demokratie keine Sympathie zu fühlen, aber unser Vaterland wie ein französisches Departement zu behandeln, das ist ihm nicht gestattet und kann ihm niemals gestattet werden, so lange die Schweiz auf der Karte von Europa nicht ausgestrichen ist.“ „Die Instruction, die Bern über die Freischaren gegeben, ist an diejenige über die Jesuitenfrage gebunden. Beide Instructionen bilden zusammen ein Ganzes: die Jesuiten sind die Ursache des Übels; die Freischaren sind eine durch diese Ursache hervorgerufene Wirkung. Wenn die Tagssagung das Übel nicht bei der Wurzel fassen, nicht die Ursache angreifen will, so mag es überflüssig scheinen, sich mit der Wirkung zu beschäftigen. Der

Jesuitenorden ist die wirkliche Hölle in der Schweiz; dieser Orden ist frei von allen Pflichten gegen die Familie, gegen das Vaterland und die Moral, und besonders diese Freiheit muß man empfinden.“

Da es nicht möglich ist, alle in der Schweiz über die Jesuitenangelegenheit erscheinenden Schriften zu besprechen^{*)}, so erwähnen wir nur noch folgende, vom schweizerischen Anti-Jesuitenverein herausgegebene:

7. Die Jesuiten in ihrer Wirksamkeit von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage, besonders in der Schweiz, aus den Quellen geschöpft. Eine Volkschrift. Bern, Hölzer. 1845.

Wie die Verurteilung von Strauß an die zürcher Universität im J. 1839 tiefen Eindruck auf das zürcher Volk gemacht, so ist jetzt weit tiefer und nachhaltiger die Jesuitenfrage in das ganze Volk der Eidgenossen gedrungen. Jeder Stand, jedes Geschlecht und jedes Alter bis auf die Kinderwelt herab nimmt Antheil daran. Als vor einiger Zeit ein Luzerner Pfarrer die Schuljugend ermahnte, Gott anzusehen, daß der Jesuitenstreit ein Ende nehme, sagte ein Kind zum andern: wenn man ihm nicht erkläre, ob es für oder gegen die Jesuiten beten solle, so werde es fünf Vaterunser für und fünf gegen sie beten. Auch besteht in Luzern schon lange ein Frauengebetverein für die Jesuiten, und jetzt hat sich ebenfalls ein solcher gegen sie gebildet, der es aber, wie verlautet, nicht bei dem Beten bewenden lassen will, sondern in seiner Weise auch thätig eingreifen gedenkt. Überhaupt haben die Frauen in Luzern sich in der letzten Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten sehr energisch gezeigt. Und sollten auch nicht alle fähig sein, die Gefahr zu erkennen, die ihr Land bedroht, so haben doch die meisten unter ihnen einen Gatten, einen Bruder oder Sohn unter den Gefangenen oder Glükhtigen, deren schreckliches Loos sie zu mehr als zum Beten antreibt. Indeß hat die Sache auch angefangen, sich der Einbildungskraft des Volks zu bemächtigen, ganz in ähnlicher Weise wie im J. 1839, wo Viele den Doctor Strauß für eine Art Teufel hielten, oder auch für einen Verbrecher, der ein Brandmal trüge. Unlängst versicherte ein Bauer vom Lande den Einsender in vollem Ernste, daß man in Luzern einen „Jesuitenteich“ abgelassen und zwanzig neugeborene Kinder darin gefunden habe. Um so wichtiger und wohlthätiger ist das Erscheinen von Schriften wie die zuletzt angeführte, worin dem Volke verständlich gemacht wird, um was es sich eigentlich handelt und wo es durch wirkliche Thatfachen, durch die Weltgeschichte aufgeklärt wird.

Schon aus dieser Darstellung, obgleich sie nur einige Momente berührt, geht deutlich genug hervor, daß sich die Schweizer in ihrem Widerstande gegen die Ausbreitung des Jesuitenordens, von dem sie die innere Sicherheit und Ruhe ihres Landes sowie die öffentliche Moral bedroht sehen, im Zustande der gerechtesten Nothwehr befinden. Vor Allem aber hätte sich auch die deutsche Nation Glück zu wünschen, wenn es der Schweiz gelänge, der weiteren Ausbreitung des Ordens im Gebiete der Eidgenossenschaft Schranken zu setzen. Jahr ein Jahr aus strömen Tausende von Wallfahrern aus den benachbarten Ländern in die Schweiz, und wenn es den Jesuiten gelänge, in der Mitte dieses Landes, an dem katholischen Vororte sich festzusetzen, so würden sie mit ihren aufregenden Missionen auch bald bis an die Grenzen der deutschen Staaten vordringen und den Samen der confessionellen Zwietracht in das benachbarte Deutschland tragen.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, näher auf diesen wichtigen Gegenstand einzugehen. Aber wünschenswerth wäre es, daß eine die Sache gründlich und erschöpfend behandelnde Schrift erschiene, die auch für Deutsch-

*) Auch die über die Gefährlichkeit und Sittenlosigkeit des neuen Jesuitismus näheren Aufschluß gebende Schrift: „Die Jesuiten und die Unwissenheit“, von F. Génin, ist in der Schweiz in einer deutschen Übersetzung erschienen und hat in weitem Kreise Verbreitung gefunden.

land berechnet wäre. Das sonst sehr gute Schicksal von F. Kortüm: „Unmaßgebliches Wort in der schweizerischen Jesuitenfrage“ (Manheim, Bassermann, 1843), hat es doch hauptsächlich nur auf die Schweiz abgesehen. Und welche einseitig ungerechte Urtheile sich über dieses Land in Deutschland bilden müssen, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß es in dem „Jesuitenbüchlein“ (Leipzig, Meclam, 1845), das doch der guten Sache dienen will, S. 20 heißt: „In der Schweiz, einst das Land der Freiheit, der edlen und treuen Sitten und unverdorbener Gefühle, jetzt der Wohnsig des Fanatismus und aller politischen und moralischen Niederträchtigkeit, auf diesem Herde des Aushells legten sie (die Jesuiten) wieder den Grundstein ihrer künftigen Macht und Herrschaft etc.“ Die ganze Schweiz wird da ohne weiteres über einen Leisten geschlagen, denn was hier von „Fanatismus, Dummheit“ u. s. w. gesagt ist, kann nur auf den kleinsten Theil des schönen Landes, und auch hier nur wieder ausnahmsweise, eine Anwendung finden. Möge man doch auch bedenken, daß jetzt wie schon manches Mal eine hochwichtige Frage in der Schweiz praktisch ihre Lösung fand, während es in andern Staaten nur beim Theoretischen blieb.

Die Unkenntniß über die Schweiz, die falschen Vorstellungen, die man von ihr in Deutschland hat, sind wol auch Ursache, daß von dort aus sich noch keine Sympathie für den Kampf eines Volks kundgegeben, das, von gleicher Abkammerung und gleicher Zunge, dieselben Interessen wie das deutsche versteht. Oder geht die jetzige religiöse Bewegung in Deutschland nicht auf dasselbe Ziel los? Handelt es sich dort nicht auch um einen Kampf gegen einen fremden Geistesdruck, gegen eine Herrschaft, die seit Jahrtausenden nur danach trachtet, wie sie ihre auf Verfinsternung sich gründende Macht vergrößern wolle?

59.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Streifzug nach Marokko.

Wir haben Charles Didier aus Genf als einen gewandten, geistreichen Schriftsteller bereits kennen gelernt. Abgesehen von seinen Romanen, die, wenn sie zum Theil auch den eccentricsten Ausbrüchen der romantischen Schule angehören, meist ins Deutsche übersetzt sind, waren vorzüglich die Reisebilder und Reiseeskizzen, welche er von seinen häufigen und ausgedehnten Wanderungen heimzubringen pflegte, dankenswerthe Gaben. Man muß nämlich wissen, daß Didier ein rastloser Tourist ist, der sich wahrlich noch lange nicht für „Semilasso“ erklären wird. Kaum hat er Spanien durchwandert und von dieser Reise ein recht modernes Buch mitgebracht, so begeben wir ihm wieder mit seiner Reisemappe und seinem Wanderstabe in Italien. Aber abwärts von der großen Landstraße sich wendend, durchkreuzt er dieses vielbereiste Land auf einsamen, unbekannten Pfaden. Mit Ausdauer und Vorliebe suchte er in das Volksleben tiefer einzudringen als die Schar von Reisenden, die gähnend, langweilig und langweilend flüchtig ihre „große Tour“ machen. Aber deshalb weiß er auch, wie sein treffliches Buch „La campagne de Rome“ beweist, selbst auf abgewandten Strecken noch manche liebliche Blume zu entdecken, noch manchen dankenswerthen Fund zu thun. Wir haben vor kurzem von ihm ein Werkchen bekommen, das zwar im Grunde nichts als eine Zusammenstellung und ein Abdruck mehrerer Artikel der „Revue des deux mondes“ ist, das aber nichtsdestoweniger gerade bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen besondere Berücksichtigung finden wird. Der Titel „Promenade au Maroc“ deutet schon an, daß der Verf. dieser interessanten Reisebilder keineswegs mit übertriebenen Ansprüchen auftritt und daß er durchaus nichts als die Eindrücke einer flüchtigen aber nicht erfolglosen Wanderung bieten will. Niemand wird diese ansprechende Schrift unbefriedigt aus der Hand legen.

17.

Mittwoch,

Nr. 120.

30. April 1845.

**Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit.
Von Adele Schopenhauer. Zwei Theile.**

(Beschluss aus Nr. 119.)

Leontine nun hat sich zu einer originellen, liebenswürdigen Erscheinung ausgebildet: sie ist eine jener Frauen, welche geboren scheinen, ihr Geschlecht an dem männlichen zu rächen; sie ist coquet ohne Bewusstsein; alle Männerherzen fliegen ihr zu und sie spielt damit. Sie scherzt über ihren eigenen Leichtfinn und liefert, anmuthig tändelnd, eine willkommene Abwechslung unter den ernstesten Gruppen der entsagenden, trauernden und kämpfenden Gestalten. Ihre heimliche Ehe mit dem Italiener, ihr Übertritt zur katholischen Kirche, des Gatten precäre Lage, die Gefahren die ihm drohen, und das dieses Verhältniß umgebende Geheimniß drängen einen fremdbartigen Stoff in den übrigens so ernst gehaltenen Roman, ohne ihn zu stören. Der rebellische Italiener ist sehr gut geschildert in seiner Blut, in seinem Leichtfinn, in Inconsequenz und Unzuverlässigkeit. Die traurigen Folgen dieser Ehe trägt Leontine mit viel Feiterkeit und Lebensmuth. Sie ist von ihrem Gatten getrennt und weiß nichts von seinem Schicksal; er ist ihr todt gemeldet und sie glaubt ihn noch am Leben.

Ich klinge nicht — sagt sie. — Daß mir gerade nur das Glückliche schon erschien, daß ich von ihm eine ewig neue Rückkehr hoffte, und deshalb die Fesseln, mit denen ihr Alle es euch selbst verlegt und verkrüppelt; bewahrt, nicht ertragen konnte, liegt in meiner Natur. Ich habe meinen Gemahl nicht geliebt in euerem Sinn, aber daß ich ihn wie die Andern verlor, ist grauenhaft, entsetzlich.

Wir wollen nicht etwa in d. Bl. den ganzen Roman erzählen; derselbe soll ja gelesen werden und den Leser spannen. Er schließt 1832 wieder in Weimar.

Anna und Leontine sitzen in den stillen Laubgängen des weimarischen Parks, „da wo man die träumerische Elm zögernd an der beblühten Wiese vorüberschleichen sieht, wo ihre sonderbaren, leise schäumenden Wellen“ u. s. w. Weimar war zu einer schönen, freundlichen Mittelstadt Deutschlands geworden und sah nicht mehr aus wie eine geniale, nicht gut aufgeräumte Gelehrtenwirthschaft. Hier kommen nun auch Anna's erwachsene Söhne herbei; es finden sich eine Menge Freunde zusammen, die wir 1806 kennen lernten; sie kamen größtentheils, um Anna zu einer Verbindung mit Gotthardt

zu überreden. Sie ist schon seit mehreren Jahren Witwe und Gotthardt Präsident; ein zartes Bedenken, Rücksichten für ihre Söhne, hat sie indeß bis jetzt von der zweiten Ehe abgehalten; wir verlassen unsere beiden Helden glücklich. Es ist uns auch Niemand von all den angeführten Gestalten verloren gegangen. Schon in Bern finden wir Madame Sophie, nachdem sie ihren Sohn begraben, als Wirthschafterin der Gräfin Kronberg, und Duguet als Kammerdiener wieder; St. -Luce wird in Wien, wo Kronberg als Gesandter lebt, Hausfreund der Familie. Selbst Monsieur August, der einst dem Kinde Anna ein goldenes Andenken gab, erscheint als treuer und ergebener Diener des St. -Luce. In der traurigen Katastrophe von Anna's Schicksal reißt Otto zu ihr und zeigt, wie er in seiner glücklichen, friedlichen Ehe der Jugendsfreundin eine warme Freundschaft bewahrt hat.

Mancher möchte vielleicht beim Lesen des vorliegenden Buchs einer wärmern Anregung entbehren; man ist so sehr gewohnt, in Romanen das innere und äußere Leben einiger Personen als Mittelpunkt und alle Kunst darauf verwendet zu sehen, um dieselben zu mächtigen Magneten zu gestalten. Der vorliegende Roman fließt wie der Strom des Lebens dahin, bald diese und bald jene ihm anvertraute Gestalt ans Land setzend und wieder aufnehmend; jede Individualität findet darin ihre Rechte, und verlangt Anerkennung und Aufmerksamkeit.

Nur edles und schönes Material ist zu diesem Roman verbraucht worden, nirgend berührt uns jene Schlechtigkeit, die der Jugend als Folie dienen soll; das Gute bedarf dessen nicht. Die Verf. weiß nicht nur durch den Lauf der Geschichte zu fesseln, nicht nur der Phantasie müssen ihre anmuthigen Verschlingungen vorgaukeln, Gemüth und Verstand sollen angesprochen werden durch die Resultate ernster Lebensbeobachtungen, scharfer Verstandesurtheile, die als „schöne Stellen“ dem Leser entgegengetragen werden.

Wir gedenken des Moments im weimarischen Park, als Leontine und Anna nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre sich wiederfinden. Anna's Söhne gefellen sich zu ihnen; und Egon, der älteste, findet Leontine noch immer sehr schön.

Er seufzte leise, Anna aber lächelte freundlich. Man nennt in Frankreich das erste graue Haar einer jungen Frau le cho-

von historique; obgleich fast unhörbar leise, schien der Rutter dieser erste Geusler des Sohnes eine ganz idyllische Geschichte voll lauter Frühlingsempfindungen zu enthalten — le soupir historique dachte sie. Und als müsse das höchste Erdenglück vom Himmel herab auf den ersten Wunsch dem Sohn zu Füßen fallen, sah sie dankbar auf in die wolkenlose Blau. Wie wehe den Frauen selbst das Leben gehen haben mag, wenn sie für ihre Kinder hoffen, liegt immer etwas Primitives in ihrem Gefühl; die Narben der Erfahrung sind plötzlich ganz ausgelöscht, und sie glauben der Zukunft unbedingt, als wären auch sie — sechzehn Jahre.

Eine andere rühmenswürdige Eigenschaft unserer Autorin ist das rasche und gedrängte Skizziren von Zeit- und Localzuständen. Die Schweizerberge als Hintergrund zu den Romanbegebenheiten in Bern, das wimmer großstädtische Treiben, wo so Vieles aneinander vorüberzieht, ohne ineinander zu greifen, die Stimmung in Deutschland während des Befreiungskriegs, Alles ist so wahr und gelungen, man meint, es sei absichtlos eingezeichnet, und doch gehört es zum Ganzen und der Leser muß es wissen; er muß auch etwas über Italien erfahren und dessen Revolution, um Leonine's romantische Heirath zu verstehen; der ganze historische Hintergrund ist meisterhaft gezeichnet.

Indem Ref. nun diese Kritik noch einmal überliest, steht er mit Schrecken, daß er nur gelobt hat; das klingt wie ein gängiges Vorurtheil, das den Tadel unterdrückt; denn ist aber nicht so. Der Roman hat wirklich keinen Fehler — und doch wird er manchen Leser kalt lassen, und doch wird der große Haufe kein Interesse daran finden. Er ist ein Kunstwerk, dessen Werth nicht Jedermann zu erkennen weiß.

Adèle Schopenhauer weist sich auch als Dichterin aus, und da wir gesonnen sind, sie dem Publicum als eine neue Bekanntheit zu präsentieren, müssen wir dafür sorgen, daß es sie auch von dieser Seite kennen lerne.

Mitten in der Brandung auf den Felsenstrümmern
Ruht der alte Schiffer, schauend in die Flut;
Unter blauen Wogen, wo die Rapseln schimmern,
Bergen sich Korallen vor des Blickes Glut.

Durch das Meergeräusch ruft er den Erschrocken
Und den Bernsteinschwärmer und den Perlen zu:
Schlaft in euren Tiefen! Die euch sonst erwecken,
Reine Taucherblicke, gönnen euch die Ruh'.

Klingt mit euerem Schimmer, euerem Purpurzweigen
Ruhig durch die Flare, rasch bewegte Nacht;
Bleibt in eurer Schöne der Rajade eigen,
An des Wellenbettes hochzeitlicher Pracht.

Hören's die Rajaden unten in den Wogen,
Al die Nereiden steigen still herauf,
Und ein Reg von Klängen, die sein Herz durchzogen,
Schlagen unter Wellen sie dem Fischer auf.

Doch der alte Schiffer schüttelt seine Locken,
In des Auges Muskel schläft die Thräne fort.
Er sieht Reg und Schlingen — die Gesänge stoben,
Seinen Ragen treibt es aus dem Felsenport.

Rasch in sicherem Sprunge steht er in der Barke,
Faßt das Steuerruder mit erfahr'ner Hand:
Ruhig, Klang und Welle! Euch bezwingt der Sturz
Und ihr tragt den Ragen mir zum sichern Strand.

Aus der Caserne. Memoiren eines österreichischen Militärs, herausgegeben von Stephan Thurm. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1845. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist zur Gemahtheitspflicht geworden, deutsche Memoiren mit einem großen Grade von Rücksicht aufzunehmen. Nicht ihrem aristokratischen Ursprung gemäß machen sie durch ihre bloße Erscheinung Glück, und wie wehenlos auch gewöhnlich diese Erscheinung ist, so blendet sie doch so sehr, daß die Rücksicht und Geduld, die sie in hohem Grad in Anspruch nimmt, als schuldiger Respekt gefordert wird. Daher haben die Memoirenschreiber das Privilegium maßloser Geschwätzigkeit, unbeschränkter Nachlässigkeit, kolossaler Lügenhaftigkeit, nichtschlüssiger Indiscretion, unsittlichster Leichtfertigkeit u. dgl. Man verzeiht den Memoiren nicht nur alles Das, was man in der aristokratischen Gesellschaft den Individuen verzeiht, sondern man findet in den Memoiren wie in den Salons solche geniale Eigentümlichkeiten, noble Schwächen, interessante Temperamentsfäden, „piquant, charmant, aimable“. Auch die Kritik fügt sich diesen wie gar manchen andern sogenannten nobeln Passionen und entschuldigt hier diese milde Rücksicht damit, daß auf diese Art die Großweltspitze der Memoirenliteratur, die in Frankreich so vielblätterig wächst, auch in Deutschland heimisch gemacht werden soll. Seit einer langen Reihe von Jahren ist man übereingekommen, es laut als Unglück und Schande zu beklagen, daß Deutschland so wenig oder eigentlich gar keine wirklichen und wirksamen Memoiren besitze. Man beklagt diesen Mangel zugleich als Ursache und Wirkung so mancher unserer traurigsten gesellschaftlichen und politischen Zustände und ist daher sehr geneigt, das Erscheinen jedes neuen Memoirenwerkes für ein Zeichen unsers Fortschrittes zu halten.

Den uns vorliegenden Memoiren eines österreichischen Militärs kam nebst dem geschilderten allgemeinen Sinkvorurtheil noch der Umstand zu gut, daß sie Enthüllungen über den am geheimnißvollsten abgeschlossenen öffentlichen Stand des geheimnißreichen Orients verheißten, und daß die Bruchstücke, welche von den freimüthigen „Grenzboten“ gebracht worden waren, in Osterreich großes Aufsehen gemacht und politische Nachforschungen zur Entdeckung des pseudonymen Verfassers veranlaßt hatten. Man erwartete mit gutem Grunde, daß ein censurfrei gedrucktes Buch von zwei Bänden eine reiche Fülle der interessantesten Enthüllungen und freimüthigsten Beurtheilungen der österreichischen Militärverhältnisse bringen würde, wovon jene Mittheilungen der „Grenzboten“ gewiß nur ein kurzer und schwacher Auszug gewesen wären. Diese Erwartung wird leider nicht erfüllt. Wir finden in den zwei Bänden an wichtigen und nützlichen Mittheilungen kaum drei Seiten mehr als wir schon in den „Grenzboten“ gelesen, alles übrige ist Memairen geschwätz der leichtesten und schlechtesten Art.

In diesem Unglück ist nun lediglich der durch den schlechten Geschmack des Salonpublicums zur Regel gewordene Gebrauch schuld, Memoiren maßlos in die Länge zu ziehen. Unser Verf. wollte seine Erfahrungen in Memoirenform herausgeben und wußte, daß das Publicum bei Memoiren gewöhnlich an vier dicke Bände gewöhnt ist. Seine Erfahrungen und Kenntnisse reichten aber kaum hin, einen einzigen Band zu füllen, und er mußte doch wenigstens zwei Theile bringen. Daher erzählt er auf mehr als zwei Dritttheilen des bedruckten Papiers in langweiligster Redseligkeit Geschichten, die, um das Mindeste über sie zu sagen, gar nicht zur Sache gehören. Das Werk besteht aus 15 Capiteln und davon beschäffigen sich nur sechs in halbwegs würdig wirksamer Weise mit Militärsachen, alle übrigen sind höchst gemeinen Liebesgeschichten und leeren Wirthshauskannegiebereien gewidmet.

Die sechs ehrenhaften Capitel enthalten aber, freilich in sehr mangelhafter Auffassung und Darstellung, höchst wichtige Mittheilungen, welche Allen, die sie angehen; der österreichischen Regierung überhaupt und der Militärverwaltung insbesondere,

viel zu denken, zu betheuern und zu bessern geben. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, welche heillos-Verwüstung in dem ungen seiner verelendeten Bedienung gewöhnlich bei gezeigten Östreich herrscht. Und wenn dies selbst da der Fall ist, wo militärische Subordination waltet, wie muß es erst in andern freien Richtungen aussehn! Besonders grimmigerend sind die Nachweisungen über die schamlosen Defraudationen, durch die der Staat, d. i. die steuerpflichtigen Staatsbürger, jährlich um viele Tausende betrogen werden. Und doch hat Östreich ein so zahlreiches Controlpersonal! Vielleicht eben auch nur, um die Verwaltungskosten zu vermehren. Höchst bedauernd sind die Mittheilungen über die gänzliche Vernachlässigung jeder edlern Verstandes- und Charaktersbildung im östreichischen Militär. Und der Verf. spricht überdies einzig von der Artillerie, auf deren Bildung man sich in Östreich gewöhnlich sehr viel einbildet. Aber diese Bildung ist durchaus heillos-dreist. Manches mag sich freilich im Lichte der neuesten Zeit auch hier wie überall gebessert haben, aber Vieles ist doch noch so, wie es der Verf. schildert. Den warmsten Dank aller Menschenfreunde verdient der Verf. für die edle Entrüstung, mit der er das östreichische Prügel- und Geißelsystem im Militär verdammt und für allgemeine öffentliche Verdamnung schilbert. Er führt wahrhaft herzzerreißende Scenen an, die man in dem gemüthlich frommen, väterlich regierten Östreich gar nicht für möglich hielt. Und wenn solche barbarische Schikungen selbst in der Artillerie so häufig vorkommen, wie mag es erst in den andern Corps zugehen! Der Menschenfreund mußte verzweifeln, wenn er nicht die sichere Hoffnung hätte, daß der milde Kaiser Ferdinand diese ungerechten Greuelstraßen gewiß bald abschaffen wird.

Für diese sechs ehrenhaften Capitel also sagen wir dem Verf. im Namen aller guten Östreicher den besten Dank und sprechen dabei den Wunsch aus, daß bald auch aus andern Provinzen des östreichischen Staatslebens ähnliche und bessere Memoiren ans Licht treten möchten. Daß aber unser Verf. diese seine sechs braven Capitel in eine solche Pfäfe schmutziger Prostitutionsgeschichten getaucht und Dinge erzählt, auf die nicht einmal der vielsagende Titel „Aus der Caserne“ paßt, weil in der schlechtesten Caserne mehr Stillschweigen oder doch Sittenpolizei ist — diese Ausschweifung muß tief bedauert und rückwärtslos streng getadelt werden, denn der Verf. hat dadurch nicht nur der Wirkung seiner guten und gutgemeinten Capitel geschadet, sondern dazu beigetragen, die östreichische Oppositionsliteratur überhaupt in Misachtung und Verwurf zu bringen.

Frantz Schufeldt.

Zur polnischen Literatur.

Als ein werthvoller Beitrag zur polnischen Landesgeschichte ist eine neu erschienene „Kronika miasta Lwowa“ (Chronik der Stadt Lemberg) von Dionysius Zubrzycki (Lemberg 1844) anzusehen. Der Verf., Archivar des lemberger Magistrats, hat mit großem Fleiße und großer Treue viele seltene und bisher noch ganz unbenuzt gebliebene Documente, welche in dem lemberger Magistratsarchive aufbewahrt werden, zu dieser Chronik benützt und daher nicht wenige Data ans Licht gezogen, die entweder früher gänzlich unbekannt gewesen, oder doch noch nirgend so genau dargestellt worden sind, und die sich nicht nur auf den Ursprung der Stadt, sondern auch auf deren äußere Gestaltung und innere Verhältnisse beziehen.

Ein anderes neues Werk zur Städtegeschichte Polens ist „Pamiętniki z Krakowa“ (Andenken an Krakau), von Joseph Maczynski (mit einer Karte des Freistaats und mehreren Abbildungen versehen, 2 Theile, Krakau 1845). Es enthält zuvörderst eine weitaufge mit vielem Fleiße aus den polnischen Geschichtsschreibern mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen zusammengestellte Chronik der Stadt von den ältesten Zeiten bis zum J. 1815. Das Erblühen und Hinwollen keiner pol-

nischen Stadt fällt so genau mit dem Erblühen und Hinwollen des ganzen polnischen Reichs zusammen als das von Krakau. Durch Boleslaw Chrobry zur Residenz der polnischen Könige erhoben, gedeiht Krakau unter den Jagellonen zur höchsten Macht und Blüte; seine Universität, von Jagello gestiftet, ist das Herz des ganzen geistigen und wissenschaftlichen Lebens im Staate; doch 1600 hört Krakau zugleich mit dem Beginn der Auflösung des Reichs unter Sigismund III. Wasa auf, Kräfte zu sein; seine Universität sinkt zugleich mit dem freien geistigen Leben im ganzen Staate unter dem Einflusse der Jesuiten; die einst so reiche mächtige Residenz gelangt nach und nach dahin, daß ihr, um ihr aufzuhelfen, der letzte polnische König 1787 aus seiner Privatkassette ein Almosen vom 300 Tausend grüßte, und die Stadt schämt sich nicht, zum Andenken an diese Wohlthat eine Medaille schlagen zu lassen. Das vorliegende Werk enthält außer der Chronik eine genaue Beschreibung des Freistaats und der Stadt, aller Kirchen derselben, besonders des Doms, der an historischen Denkmälern für Polen das ist, was die Westminsterabtei für England, ferner eine Zusammenstellung der neuesten statistischen Notizen über Krakau. Der ganze Freistaat enthält jetzt 141,202 Einwohner, davon sind in der Stadt allein 41,832 und darunter 11,794 Juden; die Stadt besteht aus 2453 Häusern, 38 Kirchen und 28 Kapellen; an der Universität lehren 26 Professoren, sie wird von 146 Stadtbewohnern besucht; ferner sind in der Stadt ein Lyceum, eine technische und eine Handelsschule, eine Realschule, elf Elementarschulen, sieben Buchhandlungen und vier Druckereien, im Umkreise 40 Elementarschulen.

Ein interessantes Werk hat Woyciech, der Sammler polnischer Volkslieder und Volksagen, neuerdings herausgegeben unter dem Titel: „Niewiasty polskie“ (Die polnischen Frauen), (Warschau 1844). Er schildert in historischen Skizzen das historische Leben der polnischen Frauen, ihre Bedeutung in der Familie, ihre Sitten, Tugenden, Gewohnheiten u. s. w. vom 15. bis ins 18. Jahrhundert, zeigt, daß der Einfluß und die Bedeutung der polnischen Frauen in früherer Zeit nur ein geringer war, sie jedoch mit dem 17. Jahrhundert an den Höfen der Magnaten in den Vordergrund traten, und die Herrschaft hier nicht weniger in ihre Hände kam als in Frankreich. Das Werk ist wegen der darin enthaltenen Zusammenstellung fortlaufender Zeugnisse aus den Werken und Schriften der geschicktesten Reichen zur Sittengeschichte Polens von Bedeutung.

Ein großes Verdienst haben sich die Herausgeber von Czacki's Werken erworben, welche in Posen in drei starken Quartbänden erscheinen. Czacki's Schriften sind bis jetzt noch nicht gesammelt worden, ein Theil ist noch nie gedruckt worden, auch das bereits Gedruckte meist jetzt sehr selten geworden, und doch gehören gerade diese Schriften wegen der tiefen Forschungen und der umfassenden Gelehrsamkeit des Verf. zu den gehaltvollsten der polnischen Literatur. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Geschichte und die Verfassung Polens.

Nach den officiellen Listen befanden sich im J. 1844 in Warschau 3 Gymnasien, 4 Kreissschulen, 1 pädagogisches Institut, 1 Rechtsinstitut (der einzige Ertrag für die Universität), 9 kaiserliche Elementarschulen für Knaben, 20 Privatschulen für Knaben, 6 Industrieschulen (3 in Warschau und 1 in Prag), 4 jüdische Schulen, 6 kaiserliche Mädchenschulen, 66 Privatschulen für Mädchen, und 1 kaiserliche Rabbinatschule, sämmtlich mit 131 Lehrern, 6 Lehrerinnen, 34 Gouverneuren und 34 Gouvernantinnen. Die Gymnasien besuchten 1720 Schüler, die Kreissschulen 450 Schüler, das pädagogische Institut 12, das juristische 170, die Elementarschulen 948. Im Ganzen gab in diesen warschauer Lehranstalten 4930 Schüler und 2653 Schülerinnen. Vor allen andern Lehranstalten zeichnete sich das vor zwei Jahren von Okunieff gegründete Realgymnasium aus, das unter der Lei-

tung Brandewski's steht; doch haben sich in den sechs Jahren, daß Dänisch die Aufsicht über die warschauer Unterrichtsanstalten führt, alle diese Anstalten ungemein gehoben. 9.

Bibliographie.

Acten in der Sigis'schen Untersuchung. 3tes Heft: Das Urtheil der ersten und die Verhandlungen der zweiten Instanz. Leipzig, Weber. Kl. 8. 7½ Ngr.

Neue Actenstücke aus der kaiserlichen Untersuchungssache wider den Kreis-Sekretair v. Young zu Lpz wegen Beleidigung des Regierungs-Präsidenten Braun zu Gumbinnen. Königsberg, Theile. 8. 1½ Ngr.

Aufdeckung der großen Unwahrheiten in der „Reinen Wahrheit in Sachen des hochwürdigen Bremischen Ministeriums gegen Pastor Nagel“. 2te Auflage. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurze Beleuchtung der beiden in Peine zum Vorschein gekommenen Broschüren. Von einem Laien. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 2 Ngr.

Beneke, C., Die neue Psychologie. Erläuternde Aufträge zur 2ten Auflage meines Lehrbuchs der Psychologie als Naturwissenschaft. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bertholdi, H., Die Flagge. (Diese Blätter gehören dem Volke.) 1845. 1stes Heft. Danzig, Rabus. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Ein fliegendes Blatt. Danzig, Rabus. Gr. 8. 6 Ngr.

Draß, A., Bauer und Edelmann. Eine historisch-romantische Erzählung. Berlin, Züderig. 8. 1 Thlr.

Dabrowski's, J. H., Feldzug nach Grosspolen. Als Beitrag zur Geschichte der polnischen Revolution im Jahre 1794 von ihm selbst beschrieben. Aus der polnischen Bearbeitung des Grafen E. Racynski ins Deutsche übersetzt durch v. Erckert J. Nebst einer Karte von Grosspolen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 25 Ngr.

Erhard, A., Das Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte. 1ster Band. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Nachträgliche Erinnerungen an die 300jährige Jubel-Feier der Albertina, von M. i. v. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Feind kam, da die Leute schliefen. Eine Predigt, Herrn Domherr Förster und allen katholischen Priestern zur Beherzigung. Von einem römisch-katholischen Laien. 4te Auflage. Hirschberg, Lucas. 8. 2 Ngr.

Georgi, R. A., Entwurf einer Petition an das Königlich Sächsisch. hohe Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts und die in Evangelicia beauftragten Herren Staatsminister um Gewährung einer freieren Verfassung der evangelischen Landeskirche. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1½ Ngr.

Germannus, Die Hannover-Bremensche und Oldenburg-Districische Eisenbahn in den gegenseitigen Interessen der betreffenden Staaten beleuchtet. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Gessel, F., Gehören wir auch zu Denen, welche nicht glauben wollen, wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehen? Eine Predigt. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Henß, A., Wanderungen und Lebensansichten. Jena, Frommann. 8. 1 Thlr.

Katholischer Lehrer! wach! Bild stellt Ronge von dir auf! Verdienst du solche Schmach? Erwiderung auf Ronge's Brief: An die katholischen Lehrer. Von einem katholischen Lehrer der Provinz Sachsen. Magdeburg, Wagguchi. Gr. 16. 3½ Ngr.

Keine Ohrenbeichte mehr! Zeitgemäßes Wort eines rheinheffischen Katholiken an seine Glaubensgenossen. Frankfurt a. M., Körner. 8. 2 Ngr.

Kewald, D., Das Handelsgericht als Staatsinstitut und als Schiedsgericht. Praktisch dargestellt für Kaufleute. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 10 Ngr.

Kallet, F., Ein Geständniß. Ein Wort über Pastor Nagel's „Rechtfertigung“. Bremen, Kaiser. 8. 2 Ngr.

Richter, J., Aristophaneschen. Berlin. 4. 10 Ngr.

Römisch-Christlich, nicht Anti-Christlich. Eine kurze Beleuchtung des Broschürleins: „Christkatholisch nicht Römisch. Jesuitenpiegel für das Jahr 1845.“ Von Einem, der die Jesuiten auch kennt. Regensburg, Manz. 8. 3½ Ngr.

Ronge und Gerski zur Kirchenversammlung in Leipzig. Eine Denkschrift zur Erinnerung an das Concil und die Osterfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig. Rebst drei Worten des Herrn an die Baumeister seiner Kirche in Deutschland. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schultze, G., Der Familien- und Selbstmord des H. Gugolz von Horgen, geschehen zu Dülkum am 21. Deunonast 1844. Geschichtlich aus den Akten und andern glaubwürdigen Beugnissen dargestellt. Rebst einer durch dies Ereigniß veranlaßten Predigt von J. Brunner. 2te Auflage. Zürich, Schulthess. 8. 2½ Ngr.

Smend, R., Die Zukunft der evangelisch-katholischen Kirche. Eine Weissagung. Mit einem Nachwort von Pastor prim. Fr. Kallet. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 20 Ngr.

Stimmen aus der Gegenwart. Gedichte. Eisenberg, Schöne. 12. 5 Ngr.

Stolle, F., Elba und Waterloo. Ein historischer Roman. Drei Theile. 2te verbesserte Auflage. Hamburg, Engel. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Prager Theater bei Fackelbeleuchtung. Aus den Papieren eines quieszirtten Beleuchtungsinpectors. Leipzig, Kadam jun. 8. 7½ Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulats und des Kaiserthums. Aus dem Französischen überfetzt unter Leitung von F. Bülow. 3ter Band. Leipzig, Meine. Gr. 8. 1 Thlr.

Triumph des Evangeliums. Memoiren eines von den Verirrungen der heutigen Philosophie zurückgekommenen Weltmenschen. Überfetzt aus dem Spanischen von J. F. A. Bynand des Chelles. 1ster Band. Regensburg, Manz. 8. 27½ Ngr.

Die preussische Verfassungsfrage. Sammlung aller auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 bezüglichen Aktenstücke, Gesetze, Petitionen, Landtags-Abfchiede, Denkschriften u. s. w., so wie die bedeutendsten Stimmen von Staatsmännern und Publicisten über dieselbe. Leipzig, Mayer. 8. 10 Ngr.

Verständigung für evangelisch gesinnte Christen über die Gründung einer deutsch-katholischen Kirche. Von einem Christlichen Seelsorger. Dresden, Gottschald. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Verwandten in der Provinz. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 12. 1 Thlr.

Wegelin, D., Erinnerungen aus Rußland und dem Orient, aufgezeichnet während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Aegypten und Griechenland. Herausgegeben von F. Leemann. Zwei Theile. Mit Ansichten und Plänen. Zürich, Schulthess. 8. 2 Thlr. 14 Ngr.

Wermüller, D. A., Der Glaubenszwang der zürcherischen Kirche im 17. Jahrhundert. Eine kirchenhistorische Skizze. Zürich, Schulthess. 8. 18 Ngr.

Wolfart, Ph. L., Der Abfall von Rom unter preussischem Gesez. Potsdam, Stühr. 8. 3½ Ngr.

Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine Denkschrift an gewisse Staatsweise. Berlin, Köpfe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sieben Worte, in Bezug auf die Wirren und Wahnungen der Zeit im Glauben und Wissen, zunächst an die sogenannten „philosophisch-theologischen“, immer und immer aber nur vernünftelnd sich zeigenden Herren von der großen Bank, am 7. Jan. 1845. Dresden, Adler und Diege. Gr. 8. 2 Ngr.

Wüldig, A. L., Wonach hat die evangelisch-lutherische Kirche unseres Vaterlandes vor allen Dingen zu trachten, wenn ihr eine freiere Verfassung wirklich zum Heile reichen soll? Predigt. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Wuttke, A., Fragen an die allgemein-christliche Kirche vom Standpunkte der evangelischen Kirche. Breslau, Mayer und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 121. —

1. Mai 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die alten und die neuen Jesuiten.

Von einem Katholiken.

Das stromweise vergossene Blut des Dreißigjährigen Kriegs, die Zerstückelung unsers Vaterlands, die Erniedrigung unsers Namens, die politische Erschlaffung, an der wir noch immer leiden — lauter Folgen, durch die wir unsere religiösen Zerwürfisse schwer häuften, hatten uns Deutschen wenigstens den einen Vortheil gebracht, daß wir uns gegenseitig zu dulden anfangen, und nicht mehr über Dinge stritten, die Jeder mit seinem eigenen Gewissen abzumachen hat, und endlich daran dachten, uns bequemer als bisher in unserm Haushalt, dem weiland heiligen römischen Reiche, einzurichten, als auf einmal wieder mitten in unsere friedfertigen Bestrebungen hinein der Apfel der Zwietracht fiel, welcher unsere Väter entzweit hatte. Da ertönten, dem 19. Jahrhundert zur Schande, die Ufer des Rheins vom Ursprung bis zur Mündung neuerdings von Geschrei über Religionsgefahr, und flogen auch nicht die Schwerter aus der Scheide, so tauchten sich doch hundert geschäftige Federn in Gift und Galle und hundert verdächtige Zwischenträger säeten Unfrieden in den Familien, Verwirrung im Staate aus. Wem haben wir diesen Zustand der Dinge zu danken, der die mühsame Errungenschaft dreier Jahrhunderte in Frage stellt? Wem begegnen wir auf allen Wegen, die ins Mittelalter zurückführen? Welchen Namen die öffentliche Stimme in Deutschland und in der Schweiz wie in Frankreich und in Belgien frei nennt, brauchen wir kaum zu wiederholen: sie nennt die Jesuiten.

Wenn die Polizei eines deutschen Staats — Polizei und deutsch paßt so gut zusammen! — einer geheimen Gesellschaft auf die Spur käme, die aus einigen tausend Mitgliedern bestände, sich zum unbedingten Gehorsam gegen ein aller Verantwortlichkeit lebiges Oberhaupt ver-

pflichtet hätte und zu unbekannten Zwecken über Millionen an Geld und Gut verfügte; in deren Papieren sich Abhandlungen über die Zulässigkeit des Tyrannenmords, der falschen Eidschwüre u. s. w. fänden; einer geheimen Gesellschaft, welche die wirksamsten Mittel in Händen hätte, auf alle Stände Einfluß zu üben, ohne daß über diese Mittel und die Art ihrer Verwendung eine Controlle möglich wäre — was würde wol die betreffende Regierung, was der hohe Bundestag dazu sagen? Durch alle loyalen deutschen Zeitungen ginge ein Aufruf des Entsetzens, und in Frankfurt würde eine Centralcommission errichtet, wie Deutschland noch keine gesehen. Nun, diese geheime Gesellschaft ist vorhanden, sie ist schon hundertmal und zwar von Männern denunciirt worden, die wenigstens ebenso viel Glauben verdienen als die Angeber Jordan's, man erblickt überall die Spuren ihrer verbrecherischen Thätigkeit — warum laßt ihr sie gewähren, ihr, die ihr Recht und Gerechtigkeit zu handhaben geschworen habt? Warum laßt ihr die Jesuiten ihr Reg- ungehindert wieder über die Welt spannen, die sie schon einmal beherrscht haben?

Wett wir in ihnen, so tönt es von den Thronen her, die festesten Stützen unserer uns von Gott verliehenen Gewalt erkannt haben und uns nicht zum Echo der Asterphilosophie, zu Werkzeugen radicaler Verleumdungen hergeben wollen.

Wir wollen uns nun diese Stützen der Throne, diese Steine des Anstoßes für die Asterphilosophie, diese bedauernswerthen Opfer radicaler Verleumdungen näher ansehen.

Rom, die Hauptstadt der katholischen Welt, stand am Abgrund des Verderbens. In den Vorgias, deren einer, Alexander VI., Papst war, hatte es Herrscher erblickt, die an die Zeiten Nero's erinnerten; am Jose Leo's X. leugnete man die Unsterblichkeit der Seele und spottete über die kirchlichen Lehrsätze, von deren Ertrag

man in Schwelgerei lebte; die Päpste misbrauchten ihre Stellung zu politischen Zwecken, dachten nur an die Bereicherung ihrer Familien und legten, um die Kosten ihrer mit den Vorschriften der Christusreligion ganz und gar unvereinbaren Unternehmungen zu bestreiten, den Gläubigen immer brückendere Lasten auf. Der Bogen wurde überspannt, die Sehne brach. Da trat dem deutschen Denker, der die Herrschaft der Autorität, welche mit sich selbst so sehr in Widerspruch gerieth, abwarf und geistige Freiheit predigte, ein spanischer Schwärmer gegenüber, der in soldatischer Zucht aufgewachsen war und das Heil nirgend sah als im Gehorsam. Es ist, heißt es in einer Bulle Benedict's XIV., die beständige, auch durch päpstlichen Ausspruch bestätigte Meinung Aller, daß der allmächtige Gott, gleichwie er zu andern Zeiten andere heilige Männer erweckt, so dem Luther und den Regern jener Zeit den heil. Ignaz und die von ihm gestiftete Gesellschaft entgegengestellt habe. Die Jesuiten sind also Krieger und haben, wie einst die Malteser die Ungläubigen, die Regier zu bekämpfen, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, daß sie unter Regern Alle verstehen, die nicht dem Knechte oder der Gefinnung nach Jesuiten sind.

Als Zweck des Ordens gibt eine scheinbar unverfängliche Stelle der Regeln an: „Mit Gottes Gnade nicht allein auf das Heil und die Vervollkommenung der eigenen Seele bedacht sein, sondern auch sich eifrig dem Heile und der Vervollkommenung des Nächsten widmen.“ Man sollte glauben, diesen Zweck zu erreichen, genüge das Evangelium; dies ist aber nicht der Fall: die zwei auf Veranstaltung der 18. Generalcongregation der Gesellschaft Jesu 1757 in Prag gedruckten Foliobände mit Bullen, Constitutionen, Decreten, Regeln, Erklärungen u. s. w. belehren uns eines Bessern. Das Himmelreich selbst Gewalt: darum finden wir hier den verwickeltesten Apparat, der je erdacht worden ist, um es zu stürmen. Wenn man ihn untersucht hat, wundert man sich nicht mehr, daß die Jesuiten so viele — fruchtlose — Mühe auf die Geheimhaltung desselben verwendet haben; denn einige Theile desselben haben ein sehr zweideutiges Aussehen und könnten von Unkundigen leicht für das Handwerkszeug einer Gaunerbande gehalten werden. So folgt selbst der berühmte Geschichtschreiber Muratori, von dem man doch voraussetzen muß, daß er Lateinisch versteht, aus einer Stelle des fünften Capitels des sechsten Theils der Constitutionen, daß die Vorgesetzten „im Namen Jesu und kraft des Gehorsams“ auch Sünden gebieten können; und obwohl diese Stelle, Dank einer Zweideutigkeit, die der Sprachgebrauch schon längst mit dem Kunstausdruck jesuitisch bezeichnet hat, auch anders ausgelegt werden kann, so braucht man damit doch nur andere, klatter stilisirte Vorschriften zusammenzuhalten, um zur Überzeugung zu gelangen, daß damit Männern, denen der Zweck die Mittel heiligt, sehr gefährliche Waffen in die Hände gegeben werden. Nach dem Aussprüche des heil. Ignaz selbst soll ja der Jesuit wissen-los sein wie ein Stock in der Hand seines Obern;

Stöcke aber lassen sich bekanntlich so gut als Stützen wie als Wurdewaffen gebrauchen. In einem Buche, welches freilich keinen Jesuiten zum Verfasser hat — wenn wir nicht irren, ist es bloß die Heilige Schrift — heißt es irgendwo, daß, wer Übles thut, das Licht scheut; auch verpflichtet die katholische Kirche ihre Priester nur zur Bewahrung des Beichtgeheimnisses; die Gesellschaft Jesu muß jedoch gute Gründe haben, ein anderes Verfahren zu beobachten, und sieht strenge darauf, daß die Ihrigen nicht aus der Schule schwagen. „Die Verschwiegenheit“, so lautet die 31. Regel des Secretairs, der dem General beigegeben ist, „welche vorzüglich sein Amt erfordert, wird sich nicht allein darauf erstrecken, daß er von den Angelegenheiten, die geheim zu halten sind, weder gegen seine Mitbrüder noch gegen Fremde etwas verlauten läßt, sondern sie verpflichtet ihn auch dazu, daß er alle Briefe und Schriften, die etwas Geheimnes enthalten, dermaßen verborgen und versteckt hält, daß sie von Niemandem gelesen werden können.“ Überhaupt könnte man leicht auf den Gedanken kommen, diese Constitutionen, Regeln u. s. w. seien bloß da, um dem „Nächsten“, auf dessen „Heil und Vervollkommenung“ es angeblich dabei abgesehen ist, Sand in die Augen zu streuen, wenn man z. B. das 40. Decret der zweiten Generalcongregation liest: „Die Congregation hält dafür, daß weder den Fürsten noch andern geistlichen oder weltlichen Herren einer aus unsern Religiosen zugesellt werden dürfte, der den Hoffaltungen derselben folgen und dort wohnen soll, um das Amt eines Theologen, Beichtvaters oder sonst eine Stelle zu begleiten; außer etwa auf eine ganz kurze Zeit von einem oder zwei Monaten“ — und dann die Thatsache damit vergleicht, daß 300 Jahre lang fast an allen Höfen und bei allen Großen Jesuiten die Beichtvaterstellen begleitet haben.

Daß sich das Christenthum 1500 Jahre lang ohne Jesuiten beholfen hat, ist eine Wahrheit, die ihnen so unbequem ist, daß sie schon Versuche gemacht haben, sie wegzuleugnen. Sie führten nämlich den Ursprung ihres Ordens nicht bloß auf Jesus zurück, sondern behaupteten sogar, die Stiftung desselben sei von David, Jesajas und Johannes in der Apokalypse vorhergesagt worden. Darüber wollten wir nicht mit ihnen streiten, noch uns dabei aufhalten, daß ein Orden, den Jesus gestiftet hat, nicht wol von Johannes in der Apokalypse vorhergesagt werden konnte; es wäre besser für sie, wenn sie uns den Gewinn, den das Christenthum davon gehabt hat, daß sie sich diese 300 Jahre her desselben so uneigennützig angenommen haben, klar aufzeigen und die Vortheile nachweisen könnten, welche den Ländern, wo man ihnen Einfluß gestattete, aus ihrem Bestehen erwuchsen. Was nun das Christenthum betrifft, so haben sie demselben jedenfalls den Dienst geleistet, daß sie Volksthe erzogen, dessen sie sich jetzt in ihren Predigten als warnenden Beispiels so gut zu bedienen wissen; und für die Wohlfahrt der Staaten, die sie aufgenommen haben, waren sie so eifrig besorgt, daß alle Regierungen ohne Ausnahme sich genöthigt sahen, sich ihrer zu ent-

ledigen — von Karl V. angefangen, der den ersten Jesuiten, welcher nach Ostreich kam, Bobadilla, fortsetzte, weil er sich in Sachen mischte, die ihn nichts angingen, bis zum kleinen Canton Schwyz, der bei schwerer Strafe verbot, je wieder auf Einführung dieses Ordens anzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politische Sippchaft.

Sechs Büchlein liegen uns vor, die sich durch ihre Titel als politische ankündigen. Diese Productionen vermehren sich mit jedem Tage. Der politischetrieb unserer Zeit steht bei uns noch im — Blätterausflug, im Blätteranflug. Die höchsten Entwickelungen werden nicht ansbleiben. Viel Unerfessliches läuft in dieser Literatur mit unter; nicht Alles sieht wie frische, frühlingige Vegetation aus; Manches erinnert mehr an die Disteln und Püße des Herbstes. Die Richtung der meisten dieser Schriften wird auch schwer beschuldigt. Doch ist es begreiflich, daß lebhafteste Kräfte, denen keine gemessenen Aufgaben des Schaffens gegönnt sind, das Bestehende angreifen, ansetzen. Des haben sich dann die herrschenden Gewalten zu wehren, wobei sie freilich durch Verbieten sich eben auch nicht in ihrer Größe zeigen, sondern oft nur neuen Stoff zum Annageln liefern, und sich damit neue Verlegenheit, verbieten zu müssen, bereiten. Wer dabei am meisten verliert, läßt sich nicht so bestimmt sagen, wiewol es sich am Ende zeigen wird. Die Untern gewinnen erstaunlich viel Witz, die Obren aber den Vortheil, daß wir uns durch Belesen und Belachen des Kleinlichen und Erbärmlichen mit diesem selbst gemein machen und daran gewöhnen. Das Verbieten des Witzigen und Berwegenen ist dann ein gutes Mittel, uns desto mehr zum Lesen anzutreiben und im Lachen herabzuwürdigen.

Aus diesem Gesichtspunkt ist Ref. geneigt, dem Witz zuweilen aus dem Wege zu gehen, der jetzt Hans in allen Ecken ist. Viel lieber begegnete er dem Humor, der uns ganz auszugehen droht, ihm, dessen Herz zu allem Weh des Lebens warm schlägt, dessen lachendes Auge feucht ist, und dessen Arm seine Geißel so hoch schwingt, daß er Diejenigen, die sie zu fürchten haben, aufwärts auszuweichen nöthigt. Er ist billig im Misbilligen; er nimmt mehr unsere Vernunft als den Verstand in Anspruch, und schürt in unserm Herzen Entrüstung, Stolz und Muth für die Zukunft an. Nun zu den sechs Büchleichen!

1. Disteln. Kiel, Bünsow. 1843. 16. 7 1/2 Rgr.

Es sind 45 kleine Seiten voll Distichen, mit dem Motto:
Weil es an Welde gebricht für die Menge der heutigen Efel,
Ist es ein löblich Bemüh'n, Disteln in Scherben zu zieh'n.
Die witzigen derselben sind nicht interessant und die interessanten nicht witzig.

Blenden holen im Herbst den letzten Honig aus Disteln,
Disteln zieht der Poet, Futter für Efel zu kreu'n.

2. Gedichte zweier Lebendigen. Erstes Heft. Breslau, Ray und Comp. 1844. 8. 7 1/2 Rgr.

Auf schön gedruckten 40 Seiten bekämpfen zwei Lebendige oder ein doppelt Lebendiger den bekannten einen Lebendigen, den Dichter Herwegh, „den bis'gen Sohn der Mäusen“, wie er S. 21 genannt wird. Ihm rufen die zwei Lebendigen zu:

Die du wädest zu beherrschen, hätten dein mit kaltem Hute,
Bieten statt des heißen Erborts dir die weisse Bittersalbe.

In diesem Sinne ist das Büchlein abgefaßt. Es dient der conservativen Politik. Die Dickenrußen sind frische diebstahle poetische Reiser; aber wo sie treffen sollen, zeigen sie sich wirklich etwas weis, wie es der Poet selbst gesteht.

3. Politische Kesselflüster. Leipzig, Th. Neclam. 1845. 12. 15 Rgr.

Auch dies häßlere Büchlein ist, der Bekennung des Verf. nach, conservativ. Es ist nichts Stechendes, Brennendes an diesen Kesseln. Zwar gehören auch Hans und Hopfen zum Kesselflüster: doch gelten diese weniger durch ihre Blätter als durch den Haß und die baskamischen Lappen. Etwas Hopfenbitter ist denn wirklich im Büchlein; auch an Mägen guter Gedanken fehlt es nicht. Die prosaischen „Kesselflüster“ geben Betrachtungen über die Welt, und was deren Glück begründet. Die „Biffen“ wirft in guten Versen Blide auf einige europäische Länder, die nicht von Freiheit und Liebe gänzlich beherrscht sind. Gleichfalls über verschiedene Länder, über den Frieden und besonders über Ostreichs tüchtige und nur „unliebenswürdige“ Solidität sprechen sich die „nächsteren Reflexionen“ wohlmeinend aus. Humoristisch wird der Verf. gegen England. „Die ganze englische Staatspolitik“, sagt er, „läßt sich mit zwei Worten bezeichnen: Kautschuk und Water-Zwist. Menschenliebe, Weltfriede bedeutet in England Kautschuk. Länder, Meere, Völker, Gottes weite Welt bedeutet nichts Anderes als Water-Zwist“ u. s. w. Im vierten Aufsatze bespricht der Verf. die jüngsten deutsch-schottischen Angriffe gegen Ostreich. Ostreich, meint er, begünstige in Wirklichkeit nichts und Niemand besonders als sein Regierungssystem. Die Regierung brauche eigentlich nichts als sich selbst einen großen, und zwar den besten Dienst zu erweisen, nämlich über ihre wohlwollenden und dankenswerthen Absichten nicht länger eine würdevolle aber übel gedutete Stille zu beobachten. Der Verf. eifert gegen die „Briefe eines Eingeborenen“ und die „Briefe aus Wien“, und spricht sich für Wien und Ostreich aus. Er verteidigt sogar gegen eine üble Kritik in den „Wiener Briefen“ Palm's „Sohn der Widmigkeit“ auf 20 Seiten eines nur 160 Seiten starken Buchs. Aber dieser Eifer ist trocken, hat kein Kesselflüster, kein Hopfenbitter, sondern stellt höchstens einen splitterrauben Hansfaden vor. Ich vermuthete erst einen nahen Freund Palm's; jedenfalls spricht sich der Verf. als Israelit aus und gibt als solcher zum Schluß ein wirklich schönes rührendes Gedicht: „Des Jünglings Klage.“

4. Freie Lieder von Heinrich Grahl. Leipzig, Griese. 1844. 12. 20 Rgr.

Diese Poesien sind nur theilweise politisch. Alle beurkunden eine schöne lyrische Begabung. Dies Talent, nicht gerade in neuen Formen schöpferisch, aber auch frei von den Dystorien und Wunderlichkeiten moderner Lyrik und der alten Formen mächtig, bietet die reichen Ergüsse eines reifen Gemüths in edlem, warmen Ausdruck. Die politischen Lieder sind nicht von der negirenden, spöttischen, giftigen Aee, sondern innig und begeisternd, nach oben mahnend, nach unten ermunternd. Selbst „Nichel in der Biege“ ist mehr launig als bissig, und sogar der Bundestag kommt mit dem betenden Distichon ab:

Unser längster Tag auf Erden ist der deutsche Bundestag;
Belet, daß an ihm die Sonne warm und fruchtbar scheinen mag.

5. Die politische Wochenstube. Eine Komödie von R. E. Prug. Zürich, Literarisches Comptoir. 1845. 8. 22 1/2 Rgr.

Hier kommen wir zu einem politisch überfüllten Gedicht, an dem auch das Talent überwiegend erscheint. Scharf und schonungslos geht der Poet zu Werke. Das Messer, womit gleich im ersten Auftritt der Doctor seinem Kilian, für den er keine Kost mehr hat, den Magen erstirpen will, setzt der Dichter an das Gemüth des Lesers, und sucht nur das Schwerfällige zu schonen, um es erschüttern zu können. Dazu ist jedoch der Spaß nicht harmlos genug. Parte Lesers haben sogar etwas Übelkeit zu befürchten; denn der Dichter behandelt mitunter arge Schäden der Zeit, und setzt das nackte chirurgische Messer an, wenn er es übrigens auch höchst poetisch manipuliert. Wir begnügen uns diesmal, das reizend ausgefärbte Büchlein als eine sehr merkwürdige Erscheinung zu bezeichnen, an der kein für Poesie und Politik interessirter Leser vorübergehen darf, sei

es auch nur, um auf der einen Seite zu bewundern, was unsere Dichtkunst vermag, und welche griechische Fäulisse unsere deutsche Sprache annehmen kann, auf der andern Seite aber auch zu erkennen, was unsere — Presse leistet. Dies dreieckige Lustspiel verdiente wol eine eingehende Besprechung für sich allein; nur ist es für manche Blätter zu schwer, die kräftige Poesie zu berühren, ohne der kränklichen Politik weh zu thun, die Schönheiten der Erfindung zu rühmen, ohne mit dem Fuß an Das zu stoßen, was die gegen den Dichter erhobene Anklage wegen Majestätsverbrechens für sich aufnehmen wird. In allen Stücken verteidigen möchten wir den Dichter nicht. Auch rechtfertigt er selbst zwischen dem zweiten und dritten Acte sich nur gegen die Vorwürfe der innerlich nutzlosen Feuchter, nicht aber gegen den Tadel der tüchtig wie er gekannten Leser, die freilich auch vom muthigsten Borne des Dichters ein ästhetisches Maß und von seiner Geißel eine ehrfurchtsvolle Senkung am rechten Orte erwarten. Selbst Aristophanes durfte die Republik als solche nicht angreifen. Ueberdies ändert sich unser modernes deutsches Gefühl nicht, wenn sich auch unser Sinn für altgriechische Formen erweitert. Prug selbst sagt in einem frühern Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Übersetzungskunst“, wir seien nicht mehr die Menschen der alten Welt und haben nicht mehr ihre Sprache noch ihre Formen und Vorstellungsweise; daher denn, wo diese Formen in unsere Welt zur Darstellung kommen, etwas Unpassendes, Unverständliches, Befremdliches entstehe. Da nun der Dichter dies bei der Wahl seiner Komödienformen selbst vergessen hatte, so wollen wir auch nicht so streng richten, wessen er sich im Inhalt des Gedichts vermesse. Er war eben zu sehr in den Aristophanes verückt. Nicht im Geiste seines „Schlaupops“, sondern als Richter, der nicht philisterhaft von solchen Wagnissen neue Reactionen gegen die Presse fürchtet, die da frei werden muß — quand memo —, würden wir ausrufen: Dem Talent im Bunde mit Gesinnung sei viel erlaubt! Das Maß, das der Dichter in seinem schönen Wahnsinne verliert, findet sich in jeder Brust eines echtdeutschen Lesers wieder!

6. Kerkerpoesien. Von W. Weitling. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 15 Ngr.

Nach der fremdartigen Prachtblüte jenes Prugschen Gedichts folgt der schlichte Frucht kern eines poetischen Gemüths. Der Kerker war die Kapsel dieser reisenden Samenkörner. Diese Poesien haben in ihrer Kunstlosigkeit etwas Rührendes und Wohlthuendes. Gerade im Kerker spricht sich dieser vernünftige Communistenführer so mild und so muthig aus! Ein welt- und menschenfreundliches Herz haben ihn nicht verlassen. Er zieht uns sanft durch sein Gitter zu sich hinein, wir werden vertraut mit seinem Zustande, wir durchleben mit ihm die Kerkernacht und hören jeden Glockenschlag mit dem Wachenden, die Schritte des Wächters auf dem Gang, das Husten des Kerkerknechts und um fünf Uhr das weckende Läuten. Sein eigenes Geschick zeichnet er im „Verlauschten Böcklein“, das seinen Stallgenossen von schlechter Zeit und theuerem Korn, vom bessern Futter der Begünstigten vorplaudert, und als Aufwiegler vom Herrn gezüchtigt und eingesteckt wird. Wie das arme Geschöpf endlich freigelassen verendet —

Der Löwe macht ein ernst Gesicht,
Die Herde stand betroffen da;
Den Wölfen war das Weinen naß,
Den Herrn von Järich nicht.

Dies Wort ist das bitterste des gemüthlichen Mannes in seinen „Kerkerpoesien“! Wahrhaft erhebend ist das Gedicht „Bergage nicht“. Wie dem Gefangenen sich ein enger Kerker in Erinnerung und Erhebung erweitert, zeige noch der eine Vers aus dem eben erwähnten Gedichte: „Die Nacht“:

Wie licht es hier an meinem Bette schimmert,
So nahe, daß ich's reiche mit der Hand.
Die Venus ist's, die durch das Gitter flimmert,
Beleuchtend meine dunkle Kerkerwand.

Sinkt durch sie, ein Frauenbild, mir winkend,
Und liebend ich an ihren Busen fassen;
Jetzt lacht sie mir, ein heitres Sternbild,
Ein Ruhepunkt in höhern Regionen,
Ein Weltensoll, wo andre Irdenner wohnen.
Die auch verläßt, wie mich, ein Schmerz durchwühlt.

21.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte des Buddhismus.

Es war hohe Zeit, in das Chaos der buddhistischen Lehre einige Ordnung und Klarheit zu bringen. Die widersstreitenden Ansichten und die Menge von Widersprüchen, welche bisher in Bezug auf diese Religion herrschend gewesen sind, werden zum ersten Male von einem Gelehrten von anerkannter Geringheit, von Burnouf, einer ebenso umfassenden als gründlichen Kritik unterworfen. Dies geschieht in einem Werke, dessen Anfang vor kurzem unter dem Titel: „Introduction à l'histoire du buddhisme indien“, die königliche Druckerei verlaßt hat. Bekanntlich bildete sich diese Religionslehre, welche in der Culturgeschichte der Menschheit eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, im siebenten Jahrhunderte vor Christus aus einer Umgestaltung des Brahmanismus. Obgleich dieser Anfang so ziemlich festzustehen schien, so haben doch über Ursprung, Bedeutung und Charakter dieser Religion die unglaublichen Streitigkeiten entstehen können. Ja, noch vor wenigen Jahren konnte von einem englischen Schriftsteller, Namens Eyles, welcher nachzuweisen suchte, daß der Buddhismus älter sei als der Brahmanismus, ihre ganze Entwicklungsgeschichte auf den Kopf gestellt werden. Im vorliegenden Werke nun sind alle bekannten Quellen und selbst eine große Menge solcher, aus denen noch kein europäischer Gelehrter geschöpft hatte, mit weiser Mäßigung, mit kritischem Takte und tiefer Gelehrsamkeit benutzt. Besonders bemerkenswerth unter den Hülfsmitteln, welche dem Verf. zu Gebote gestanden haben, sind die umfassenden Materialien, welche vom englischen Gesandten in Nepal, B. Hodgson, geliefert sind. Sie bestehen aus einer außerordentlichen Menge von wichtigen Handschriften, welche von diesem gelehrten Staatsmanne in verschiedenen buddhistischen Klöstern gefunden sind und die er mit der größten Liberalität in Abschrift an die Asiatische Gesellschaft in Paris geschickt hat. Sie konnten in keine bessern Hände fallen als in die Burnoufs. Dieser junge Gelehrte, der eine der glänzendsten Blüten seines Vaterlandes ist, hat ein Werk geliefert, bei dem man nicht weiß, ob man mehr die Belesenheit des Verf. oder seinen Scharfsinn und kritischen Blick bewundern soll.

Zur Geschichte von Luxemburg.

Freunden der historischen Forschung wird ein Werk über die älteste Geschichte von Luxemburg bekannt geworden sein, welches 1842 erschienen ist. Es führt den Titel „Luciliburgensia sive Luxemburgum romanum“ und wurde schon im 17. Jahrhundert vom gelehrten Vater Alexander von Willem abgefaßt. Indessen war diese äußerst gelehrte Schrift Manuscript geblieben, bis sie 1842 von Aug. Reyen zum Druck befördert wurde. Der verdiente Herausgeber hat vor kurzem einen neuen, wenigleich weniger umfangreichen Beitrag zur Geschichte seiner Geburtsgegend gegeben in seiner „Esquisse historique sur la ci-devant seigneurie-baronnie de Meyessembourg dans le duché de Luxembourg“. In dieser Broschüre finden wir unter Anderm eine vollständige Aufzählung aller Herren von Meyessembourg, welche seit 1176 am Hofe der Grafen und Herzöge von Luxemburg figurirt haben. Außerdem hat Reyen schon früher sich durch einige naturwissenschaftliche Leistungen, unter denen wir ein „Manuel de zoologie ou exposé succinct et méthodique de l'histoire naturelle des animaux“ hervorheben, bekannt gemacht.

17.

Freitag,

— Nr. 122. —

2. Mai 1845.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Es ist bei den neuesten Lobrednern der Gesellschaft Jesu Mode geworden, sich auf protestantische Gewährsmänner zu berufen, wobei sie allerlei unschuldige Kunstgriffe anwenden, falsch citiren, Sätze aus dem Zusammenhange reißen, bedingte Aussprüche unbedingt hinstellen u. s. w. Auf diese Weise haben sie ein stattliches Heer von Autoritäten zusammengebracht, welche sie gegen Diejenigen, die sich durch päpstliche Bullen nicht in die Enge treiben lassen, als Reserve ins Gefecht führen. Schläger sagt z. B. irgendwo: Unter den Jesuiten hat es von je her sehr gelehrte Männer gegeben, die um gewisse Wissenschaften sich ausnehmende Verdienste erworben — diese Stelle wird triumphirend herausgehoben und hinzugefügt: Sogar Schläger also, dieser nüchterne Protestant, der bei euch Liberalen so viel gilt, hat der Wahrheit die Ehre geben und die Verdienste des Jesuitenordens anerkennen müssen. Der Nachsatz jedoch wird übergangen, er heißt: Die Jesuiten thaten Alles vorsätzlich, und mußten es ihrem Plane getreu thun, um die Volksaufklärung zu hindern, den großen Haufen im Stupor zu erhalten (damit er, sein einträglich, an die Casa di Loreto, an Lucas-Zettelschen u. s. w. glaube), und folglich gewisse Wissenschaften, die unmittelbar Licht unter Viele verbreiten, auf alle Weise niederzudrücken. So machen sie es mit J. v. Müller, Ranke, Schlosser u. A., die in einigen, besonders französischen, auf halbgebildete und unschlüssige Leser berechneten Flugschriften, wahrscheinlich sehr wider Wissen und Willen, unter der Fahne des kein Mittel verschmähenden Ordens kämpfen, während sie eigentlich in ihren Schriften ein mehr oder weniger entschiedenes Verdammungsurtheil über denselben abgegeben haben. Da nun jene Lobredner auf einmal so warme Verehrer protestantischer Gelehrsamkeit geworden sind, so können wir uns nicht enthalten, ihnen ein Probchen davon aufzutischen; es rührt von Bachler her, dem sie die Ebenbürtigkeit mit den von ihnen citirten Berühmtheiten wol kaum werden streitig machen können. Er äußert sich über ihre Lieblinge in folgender Weise:

Nielgehaltiger Kampf gegen selbständigen Vernunftgebrauch oder rationalen Eigenwillen war in allen Ländern Europas an

der Tagesordnung; aber der gewaltsame Obscurantismus scholaistischer Paläologen und ihrer vornehmen Schergen in der neuen Kirche, und alle tüdliche Grausamkeit der Inquisitionsgerichte und alle blutigen Frevelthaten der mit dem Rache- schwert bewaffneten Übermacht in der alten, wenn sie auch stürmische Übertreibungen erzeugten, das Gleichgewicht in der sittlichen Welt störten, ganzen Geschlechtern Knechtskinn, Ruthlosigkeit und Erschlaffung aufzwangen, richteten nicht so großes und auf die Dauer verwüstendes Unheil an als die schlaue Betriebsamkeit des von Ignaz von Loyola gestifteten, aber erst von Jakob Laynez und Alphons Salmeron, besonders von Claudius Aquaviva zum vollendetsten Täuschungssystem erhobenen Jesuitenordens. Diese dem in sich mächtigen Protestantismus entgegengelegte zur Aufrechthaltung des päpstlichen Ansehens und zur Erweiterung des römischen Kirchengebiets oder zur Wiedereroberung des verlorenen bestimmte Anstalt, deren Geheimlehre und eigenthümliche Zwecke selbst vielen arglosen Mitgliedern unbekannt bleiben konnten, prunkte mit Gelehrsamkeit und einem Scheine von Aufklärung, welche darauf berechnet war, die Vernunft in einem Dämmerungszustande zu erhalten und nie zur Erstarkung durch sittliche Freiheit gelangen zu lassen, und suchte geistlichen und weltlichen Despotismus hinter einem Trugbilde der Freiheit zu bergen, schmeichelnd dem Eigennutze der Vornehmen und Weltklugen durch verheißene Verewigung geistiger Unterthänigkeit des größern Volkshaufens. Mit allerlei Künsten, bald mit schlüpfrig bequemer Sittenlehre, bald mit asketischer Strenge, bald mit gelehrter Vielwissenerei und Gründlichkeit, bald mit frommer Verachtung des menschlichen Wissens, bald mit gewandter Theilnahme an den Angelegenheiten der Zeit, bald mit arglistiger Verdächtigmachung der Gefahren des Zeitgeistes, herrschte dieser Orden, ein schwer erreichbares Muster geheimer Polizei, über Gewissen und häusliches Leben, über Hof und Staat, Kirche und Literatur, Unterricht und Erziehung. Ebenso viele geheime sündhafte Gelüste als große öffentliche Verbrechen sind aus dem Schooße dieser Gesellschaft hervorgegangen und ihre Kopf und Herz vergiftenden Grundsätze und Ansichten sind in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingedrungen. Darum konnte die wennschon in ihren letzten Ursachen nichts weniger als preiswürdige, doch, nach den Forderungen des Staatswohls gewürdigt, zeitgemäße Aufhebung zunächst nur das äußere Dasein derselben treffen und ihre unerfreuliche Wiederherstellung mag als offene Kriegserklärung einer durch Öffentlichkeit weniger fruchtbar alten Partei betrachtet werden und bedroht die Menschheit mit geringern Gefahren als sie von vorhergegangenen und zum Theil noch jetzt im Finstern schleichenden Umtrieben zu besorgen hatte.

An einer andern Autorität, die in den Augen von Katholiken bei Fragen wie die vorliegende gewichtiger ist als alle protestantischen Universitäten der Welt, läßt sich am deutlichsten nachweisen, wie weit es die neuen

Jesuiten, sich auch darin als würdige Nachfolger ihrer Vorgänger bewährend, in der Kunst gebracht haben, die Geschichte zu fälschen. In einem Buche, welches 1844 aus dem Laboratorium hervorgegangen ist, in dem die ehrwürdigen Väter und ihre Helfershelfer die Zaubersprüche bereiten, die uns in einen religiösen Opiumrausch versetzen sollen — das Buch führt den bescheidenen Titel: „Die Wahrheit über die Jesuiten und ihre Lehre“ — wird mit der unbefangenen Manier von der Welt behauptet, Papst Clemens XIV. habe dem Jesuitenorden, als er ihn aufhob, durchaus keinen Vorwurf gemacht, er habe die Weisheit, die Heiligkeit und das Lehrsystem der „Kinder Loyola's“ gelobt und erklärt, er habe bei ihnen nichts gefunden als lauter sehr heilige Dinge. Wäre an dem Institut der Jesuiten, wird hinzugefügt, irgend etwas Tadelnswerthes zu finden gewesen, hätte wol der Papst ermangelt dessen Erwähnung zu thun, in einem Breve, das er erließ, um sie zu vertreiben? Die Sicherheit, mit der hier im Namen der Wahrheit gelogen wird, hat etwas Imponirendes. Was läßt sich nicht mit Leuten ausrichten, die alle „weltlichen“ Rücksichten so gänzlich abgestreift haben, daß sie „zur größern Ehre Gottes“ Thatfachen, von deren Richtigkeit sich Jedermann in der nächsten Minute überzeugen kann, kaltblütig verneinen? Man muß nämlich wissen, daß dieses Aufhebungsbreve unter andern folgende Stellen enthält:

Dessenungeachtet ersieht man aus dem Inhalte und den Ausdrücken dieser apostolischen Verordnungen offenbar, daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen mannichfaltige Samen von Zwietracht und Eifersucht, nicht nur allein in der Gesellschaft selbst, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen Fürsten aufgebracht sind, in deren Staaten sie aufgenommen worden; und daß diese Streitigkeiten bald über die Beschaffenheit und Natur der Gelübde, über die Zeit der Zulassung zu denselben, über die Gewalt, Glieder auszustoßen, über die Zulassung eben dieser Glieder zu den heiligen Verrichtungen, ohne die gehörige Form und die feierlichen Gelübde nach den Anordnungen des tridentinischen Kirchenraths und des Papstes Pius V. zu beobachten; bald aber auch über die unumschränkte Gewalt, die sich der vorgesetzte General dieser Gesellschaft anmaßte, über andere die innere Regierungsverfassung betreffende Gegenstände, und bald über Lehrmeinungen, Schulen, Freiheiten und Privilegien entstanden seien, welche die ordentlichen Bischöfe und andere in geistlichen und weltlichen Würden stehende Personen ihrer Gerichtsbarkeit und Gerechtsame zuwider zu sein erachteten. Endlich fehlte es nie an den wichtigsten Beschuldigungen, die man den Gliedern dieser Gesellschaft macht, und welche den Frieden und die Ruhe in der Christenheit nicht wenig störten. Hieraus entstanden viele Klagen wider die Gesellschaft, welche durch das Ansehen verschiedener Fürsten bekräftigt, und wovon Berichte an die Päpste Paul IV., Pius V. und Sixtus V., unsere Vorgänger verehrlichen Andenkens, eingegangen sind. Unter diesen Fürsten war Philipp II., katholischer König von Spanien berühmten Andenkens, der die wichtigsten Ursachen, wodurch er hierzu angetrieben wurde, die ernstlichen Vorstellungen, die ihm von der spanischen Inquisition wider die ausschweifenden Privilegien der Gesellschaft und wider ihre Regierungsverfassung gemacht wurden, und endlich die Hauptstreitpunkte, die auch durch einige gelehrte und fromme Männer aus der Gesellschaft bestätigt worden, unserm Vorgänger Sixtus V. vorlegen ließ, und es bei ihm dahin brachte, daß er eine apostolische Visitation der Gesellschaft beschloß und veranstaltete.

Diesem eigenen Ansuchen des Königs Philipp II., das sich auf die höchste Billigkeit gründete, gab Sixtus V. Gehör, und wählte zu dem Amte eines apostolischen Visitators einen Bischof, der wegen seiner Klugheit, Tugend und Gelehrsamkeit allgemein beliebt war. Er setzte auch noch eine Congregation von einigen Cardinälen nieder, welche auf die Vollendung dieses Geschäfts allen Fleiß verwenden haben würden. Allein da erwähneter Sixtus V. allzu früh durch den Tod hinweggerafft wurde, so wurde dieses heilsame Unternehmen vereitelt und blieb ohne allen Erfolg.

— Alle diese Anstalten reichten aber so wenig hin, das Geschrei und Klagen wider die Gesellschaft zu stillen, daß vielmehr von Tag zu Tag die beschwerlichsten Streitigkeiten über die Lehre der Gesellschaft, welche sehr Viele für Rechtsläubigkeit und Sitten ansehnlich hielten, sich fast über die ganze Erde ausbreiteten. Es entstanden dabei auch innerliche und äußerliche Uneinigigkeiten, und es liefen häufige Klagen über ihre unerfüllliche Begierde nach irdischen Gütern ein. Aus alle Dem sind sowohl die weltbekannten Unruhen, welche den apostolischen Stuhl in den tiefsten Kummer und Verdruß stürzten, als auch die wider die Gesellschaft von einigen Fürsten gestakten Entschlüssen entstanden. Als sie daher eine neue Bestätigung ihres Instituts und ihrer Privilegien von unserm Vorfahrer Papst Pius V. suchte, sah sie sich genöthigt zu bitten, daß er einige Decrete, welche in der fünften Generalcongregation erlassen und von Wort zu Wort in sein Breve vom 4. Herbstmonat 1606 eingerückt wurden, erneuern und durch sein Ansehen bestätigen möchte. In diesem Decrete liest man nun sehr ausführlich, daß sowohl die innerlichen Unruhen und Zwistigkeiten in der Gesellschaft als die Klagen und Streitigkeiten mit Auswärtigen die Generalcongregation veranlaßt haben folgenden Beschluß zu machen.

Hier wird das Verbot angeführt, sich in weltliche Dinge, in Politik und Staatsangelegenheiten zu mischen, welches schon die fünfte, im J. 1593 abgehaltene Generalcongregation zu erlassen für gut fand, weil der Orden „vielleicht durch die Schuld, den Ehrgeiz oder unzeitigen Eifer einiger in übeln Ruf gekommen sei“:

Wir haben aber zu unserer tiefsten Kränkung bemerkt, daß vorbedachte und noch viele andere herrlich angewandte Mittel fast gänzlich kraftlos und ohne Wirkung waren, um so viele und so wichtige Unruhen, Beschuldigungen und Anklagen gegen oft genannte Gesellschaft zu zerstreuen oder zu vertilgen, und daß sich deswegen unsere übrigen Vorgänger, die Päpste Urban VIII., Clemens IX., X., XI., XII., Alexander VII., VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII. und Benedict XIV. vergebliche Mühe gaben, die erwünschte Ruhe in der Kirche wiederherzustellen. Sie gaben zu diesem Ende sehr viele heilsame Verordnungen, theils hierüber, daß die Jesuiten sich in ihren heiligen Missionen in keine weltlichen Geschäfte mengen sollten, theils in Rücksicht der verdrüßlichen Zwistigkeiten und Unruhen, die von der Gesellschaft wider die ordentlichen Bischöfe, wider die Regularorden, wider milde Stiftungen und Gemeinden von allerlei Gattungen in Europa, Asien und Amerika nicht ohne großen Nachtheil der Seelen und zum Erstaunen der Völkerschaften mit solcher Festigkeit erregt wurden; ferner betrafen die Verordnungen unserer Vorgänger auch die Erklärung und Ausübung gewisser heidnischer Gebräuche, die an verschiedenen Orten angenommen, und dagegen andere, obgleich von der allgemeinen Kirche gebilligt, verworfen wurden; sie betrafen den Gebrauch und die Erklärung solcher Lehrsätze, welche der apostolische Stuhl als ärgerlich und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anstoßend mit Recht verdammt hat; sie betrafen endlich noch andere höchst wichtige Dinge, welche zur Erhaltung der Reinigkeit des christlichen Begriffs unumgänglich nöthig waren, und aus welchen nicht weniger zu unsern als schon in vorigen Seiten Schaden und Unheil erwachsen ist; nämlich Zerrüttungen und Empörungen in einigen katholischen Provin-

gen, und Verfolgungen der Kirche in etlichen Reichen Europas und Asiens. Unsere Vorgänger haben darüber vielen Kummer erfahren müssen, und unter denselben ging Papst Innocenz XI. frommen Andenkens, aus Noth gedungen, so weit, daß er der Gesellschaft verbot, Novizen anzunehmen und einzuleiden. Innocenz XIII. sah sich genöthigt, ihr mit gleicher Strafe zu drohen, und Benedict XIV. beschloß die Visitation der Häuser und Collegien in den Reichen unsers liebsten Sohnes in Christo, des allergeeuesten Königs von Portugal und Algarbien. Endlich ist dem apostolischen Stuhle kein Trost, der der Gesellschaft keine Hülfe und der Christenheit kein Vortheil aus dem apostolischen Briefe zugeflossen, der von unserm unmittelbaren Vorfahrer Clemens XIII. seligen Andenkens mehr erpreßt als erbeten wurde, und worin das Institut der Gesellschaft sehr empfohlen und von neuem bestätigt wird.

Nach so vielen und heftigen Stürmen haben alle Rechtsschaffenen gehofft, einmal den höchst erwünschten Tag andrehen zu sehen, der reichen Frieden und Ruhe brächte. Es entstanden aber, so lange eben dieser Clemens XIII. auf dem Stuhle saß, nur noch gefährlichere und heftigere Stürme. Denn je mehr sich das Geschrei und die Klagen wider die gedachte Gesellschaft erhoben, und sogar hin und wider die gefährlichsten Empörungen, Tumulte und Argernisse ausbrachen, um so mehr wurde das Band der christlichen Liebe zerrissen, die Herzen der Gläubigen zu Parteilichkeit, Haß und Feindschaft entzündet, und es endlich so weit gebracht, daß selbst diejenigen, deren von ihren Vorfahren angeerbte Frömmigkeit und Großmuth gegen die Gesellschaft allgemein gerühmt wurde, nämlich unsere in Christo geliebtesten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und von beiden Sicilien, sich genöthigt sahen, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszustossen, weil sie dies für das einzige und nothwendige Mittel ansahen, um zu verhindern, daß nicht Christen im Schooße der heiligen Mutter Kirche einander selbst reizten, angriffen und verwundeten.

— — — Nach Anwendung so vieler und nothwendiger Mittel also, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des göttlichen Geistes, wie auch aus Amtspflicht gedungen, die Ruhe und den Frieden der Christenheit zu erhalten, zu nähren und zu befestigen, und nach unsern Kräften alles Dasjenige hinwegzuräumen, was ihr auch im geringsten nachtheillich sein könnte; und nachdem wir außerdem noch bemerkt haben, daß erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, wozu sie gestiftet, von so vielen unserer Vorgänger gebilligt und mit so zahlreichen Privilegien versehen wurde, ja daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange sie bestünde, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wiederhergestellt werden könne: — so heben wir — — — erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab u. s. w.

Berücksichtigt man nun noch, daß Clemens XIV. diesen Schritt ungern that, daß er einem Institute gegenüber, welches in der katholischen Kirche so lange bestanden hatte, immer die Interessen des päpstlichen Stuhles verschont zu haben vorgab und noch viele Gönner zählte, Schonung beobachten mußte und die schlimmsten Seiten desselben gar nicht herauskehren durfte, so wird man den im Aufhebungsbriefe ausgesprochenen Tadel, dem gewiß die umfassendste Sachkenntnis zum Grunde lag, als das mildeste Urtheil betrachten müssen, welches überhaupt über den Orden gefällt werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literaturzustände.

Inmitten der Verwirrungen eines dreißigjährigen blutigen Bürgerkrieges hat sich in Spanien eine lebendige geistige Be-

wegung entwickelt. Als ihren Mittelpunkt muß man das madridrer Athenäum betrachten, eine wissenschaftliche Anstalt, die, 1823 gegründet, nach der französischen Intervention durch Proscriptionen verödet und dann geschlossen, erst nach dem Tode Ferdinand's VII. wieder geöffnet wurde. Dies Athenäum ist eine Gesellschaft von etwa 500 Notabilitäten der Wissenschaft und Gesellschaft, welche die Kosten der Anstalt durch freiwillige Geldbeiträge decken, oder unentgeltlich Vorlesungen halten. Letztere umfassen die classischen und die neuern Sprachen, Literatur, Geschichte und Philosophie der Geschichte, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie, Metaphysik, Anatomie, Chemie, Mathematik, christliche und arabische Alterthümer. Die Professoren gehören fast alle der moderantistischen oder dem Theile der progressistischen Partei an, die sich neuerdings den Moderados angeschlossen hat, und zählen in ihrer Mitte parlamentarische Notabilitäten wie Martinez de la Rosa, Moron, Donoso-Cortes, Pidal u. a. Ihre Hauptorgane sind zwei Revuen, die „Revista de Madrid“ und die „Revista de España y del extranjero“. Erstere wird von Don Francisco Cardeñas redigirt, erhält aber ihre hauptsächlichste Wichtigkeit durch die historischen, politischen und staatsökonomischen Arbeiten, welche Alcalá-Galiano und Donoso-Cortes darin veröffentlichen. Die „Revista de España y del extranjero“ ist von Moron gegründet und zählt unter ihren Mitarbeitern fast alle spanischen Dichter, Kritiker, Historiker und Publicisten von Ruf. Sie gibt ein treues Bild der geistigen Bewegung Spaniens, weil sie selbst den Anstoß zu dieser Bewegung gibt. In Allem, was sich auf die pyrenäische Halbinsel selbst bezieht, rechtfertigt diese Zeitschrift vollkommen ihren Titel; wo sie von den Umständen des Auslandes spricht, ist dies weniger der Fall, außer in den philosophischen und staatsökonomischen Artikeln. Im Ganzen fehlt eine genaue Kenntniß des geistigen Bodens, auf dem die außerspanische Literatur und Wissenschaft erwachsen ist, um hier immer den richtigen Maßstab anlegen zu können.

Am meisten cultivirt wird die Geschichte und in ihrer Auffassung zeigt sich am deutlichsten der Fortschritt, den die geistige Bewegung in Spanien hauptsächlich seit 1830 gemacht hat. Das bekannte Werk des Grafen Lorenzo über den spanischen Aufstand schließt die Reihe derjenigen historischen Werke, welche keinen Anspruch auf eine philosophische Auffassung der Begebenheiten machen. Zur Charakterisirung der neuern Schule spanischer Geschichtsschreiber dienen am besten fünf historische Werke, die sämmtlich seit 1840 aus der Mitte der jungen Literatur hervorgegangen sind. Es sind dies die „Historia de la civilizacion de la España“ von Tapia; das unter demselben Titel erschienene Werk von Moron; die „Estudios historicos sobre Antonio Perez“ von Bermudez de Castro; die „Historia de Granada“ von Lafuente y Alcantara, und die „Historia de la regencia de la reina Maria Cristina“ von Pacheco. Die beiden erstgenannten Werke wollen nicht eine Geschichte im strengen Sinne des Wortes sein; indem sie zu den zahlreichen Ausgängen der spanischen Civilisation emporsteigen, bemühen sie sich, ihren wahren, den Augen des übrigen Europa noch verhüllten Charakter zu erfassen und die hauptsächlichsten Phasen ihrer Entwicklung bloßzulegen. Beide Bücher gehören mehr der Philosophie der Geschichte als der Geschichtserzählung an. Dem Werke Tapia's wirft man nicht ohne Grund eine übertriebene Anwendung allgemeiner oder von fremden Zuständen abgezogener philosophischer Formeln auf die von ganz eigenthümlichen Factoren erzeugte Civilisation Spaniens vor, überhaupt ein Mißkennen der Einflüsse der verschiedenen Völker, die nach und nach Spanien beherrscht haben. So übergeht Tapia fast ganz die Herrschaft der Römer und der Gothen und nimmt als Ausgangspunkt die arabische Civilisation an, deren bedeutenden Einfluß er gegenüber den europäischen Institutionen in den kleinen, noch übriggebliebenen christlichen Staaten nicht gehörig würdigt. Vom Eintritt der Habsburgischen Dynastie an wird Tapia's Werk zu einem bloßen gedrängten, aber klaren und genauen chronologischen Abriß.

Bei allen seinen großen Mängeln muß man aber doch diesem Werke das Verdienst zugestehen, in Spanien der erste Versuch in der Philosophie der Geschichte zu sein. Auf andere Weise ist Moron zu Werke gegangen. Er verweilt mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit bei den Kämpfen der Ureinwohner mit den Römern, bei der Herrschaft dieser letzteren und ihrem Einfluß auf die Cultur der pyrenäischen Halbinsel, während er weniger tief auf die Einwirkung der Institutionen der Westgothen eingeht. Am besten erfaßt und beschreibt Moron die Civilisation der Mauren und den Charakter ihrer Herrschaft, sowie die zahllosen Elemente der Auflösung, die von Anfang an der maurische Staat in sich schloß; am besten von allen spanischen Schriftstellern, die bis jetzt darüber geschrieben haben, weist er die Spuren nach, welche die afrikanischen Rassen in den Sitten, in den Institutionen Spaniens und in dem Blute seiner Einwohner zurückgelassen haben.

Das dritte von uns genannte Werk, der Versuch über Antonio Perez von Bermudez de Castro, ist eine Geschichte jenes berühmten Secretairs Philipp's II., welcher erst von seinem Herrn zu der einflußreichsten Stelle des Staats erhoben, dann plötzlich gestürzt und zum Tode verurtheilt wurde und der Hand des Henkers nur durch die Flucht zu den aragonischen Insurgenten entging. Fingerrißen von dem glänzenden Schauspieler der Macht und Größe, welches die spanische Monarchie unter der Herrschaft Philipp's II. darbietet, scheint der Verfasser anfangs fast willens zu sein, als Apologet Philipp's II. aufzutreten — ein Gang, den er mit einigen andern Schriftstellern der nationalen Schule spanischer Geschichtschreibung gemein hat; aber im Verlaufe seines Werks kommt er bald von diesem Paradoron zurück, und gruppirt um Philipp II. und Perez ein treues und lebendiges Gemälde der Zustände Spaniens im 16. Jahrhundert, geschöpft aus zahlreichen zum erstenmal benutzten Quellen. Von dem Werke Lafuente's über Granada ist bis jetzt bloß der erste Theil erschienen, welcher sich durch eine vortreffliche Darstellung der Kriege des Sertorius und ein kräftig gezeichnetes Gemälde des Einbruchs der Vandalen und Westgothen empfiehlt.

Pacheco hat in seiner Geschichte der Regentschaft der Königin Christine, von der erst der erste einleitende Theil — von der Abdankung Karl's IV. bis zum Tode Ferdinand's VII. erschienen ist — dieselbe Zeitperiode behandelt, die schon Graf Lorenzo vor ihm so glänzend beschrieben hat. Doch in Auffassung und Darstellung steht der farbenreichen, effectvollen Schilderung, dem mehr das Außerliche erfassenden Blick, dem enthusiastisch panegyrischen Tone des Geschichtschreibers des Aufstandes von 1808 die gewissenhafte Feststellung des That-sächlichen, die tief eingehende Erforschung der wirkenden Kräfte, die fast kühle Unparteilichkeit Pacheco's schroff gegenüber. Der gelungenste Theil seines Buchs ist der, welcher der Politik der gesetzgebenden Cortes von Cadix gewidmet ist, deren geheimste Triebfedern er bloßlegt.

Wir könnten unsere Liste historischer Werke noch um Vieles anschwellen, wenn wir mehr beabsichtigten als eine flüchtige Andeutung und Umgrenzung des nach langem Schlummer erwachenden geistigen Lebens der pyrenäischen Halbinsel zu geben. Fast ohne Ausnahme haben sich die spanischen Historiker nur mit der Geschichte ihres Vaterlandes beschäftigt, und durchgängig zeigt sich das Bestreben, entweder durch Specialgeschichten und Monographien erst die Grundsteine zu einer allgemeinen Geschichte Spaniens zusammenzutragen, oder mit ihren historischen Arbeiten an die die Gegenwart bewegenden Fragen anzuknüpfen und so mit geistigen Waffen die Wiedergeburt des Vaterlandes zu fördern. Letztere Richtung herrscht natürlich noch mehr in der staatswissenschaftlichen Literatur vor, auf welche wieder die neuerwachte Vorliebe für historische Studien eine heilsame Rückwirkung ausübt.

Auch in der belletristischen Literatur macht sich seit längerer Zeit eine neue Richtung geltend. Man ahmt jetzt nicht

mehr den frostigen Classicismus des französischen Kaiserreichs nach, der nirgend zur Natur wird, noch die Typen moderner Romantik, die als Product einer geistigen Bewegung, der Spanien fremd blieb, dort nie heimisch werden können, sondern die neuere Schule sucht in den eigenen Zuständen den Boden und die Typen für ihre Gestaltungen. An der Spitze dieser Bewegung stehen Gil y Barate, Breton de los Herreros, Hargenbush und Zorilla, die jetzt für die Koryphäen der castilischen Literatur gelten.

Wissenschaftliche Anstalt für Juden in London.

In London ist jüngst unter der Schirmherrschaft der angesehensten und ausgezeichnetsten dortigen Juden eine literarische und wissenschaftliche Anstalt für die Juden gegründet worden, die jedoch nicht ausschließlich für israelitische Glaubensgenossen bestimmt ist. Das „Athenäum“ spricht sich über die Zeitgemäßheit dieser Anstalt folgenvermaßen aus: „Es ist ein glückliches Zeichen unserer Zeit, daß diese Einrichtung auf den ersten Blick weniger beachtenswerth scheint als sie es wirklich ist, da sie keinen andern Eindruck macht als eine der vielen Eigenschaften, die auf allen Seiten entstehen, um die Wissbegierde verschiedener Classen oder besonderer Drtschaften zu befriedigen. Bei näherer Betrachtung tritt es jedoch als ein sichtbares Anzeichen des äußerst merkwürdigen Fortschritts hervor, der, man kann sagen, in Tagesfrist einige der eigenthümlichsten Kennzeichen einer tausendjährigen Volksgeschichte verändert. In all den wechselnden Scenen und den sich wandelnden Bildern der alten Geschichte Europas ist der Jude eine auffallende und unwandelbare Gestalt — überall gesehen, nirgend zu Hause —, bei allen Umgestaltungen und Veränderungen sichtbar, aber stets als leidendes Werkzeug, nie als anstoßgebende Ursache —, alle Gesellschaften gleich einem Gespenst, das nichts von deren Blut in seinen Adern hat, heimsuchend —, in jedem Lande das Geschöpf der Gefangenschaft, das keinen Theil des staatlichen Körpers bildet —, mit dem äußern Leben der Völker verbunden, aber nirgend im vertrauten Umgang mit ihnen. Dieser Zustand dauerte lange genug, um für eins der ständigen Umdenken der Geschichte zu gelten, das allen ihren gewöhnlichen Andeutungen widerspricht und welches jetzt jene vollkommene Verschmelzung mit der Gesellschaft, zu der der Jude äußerlich gehörte — eine Verschmelzung, die durch seine jahrhundertlange Vereinsamung als unmöglich bezeichnet zu werden schien, während sie in jedem andern Falle für etwas ganz Gewöhnliches hätte gelten müssen —, zu einer solchen Werthwürdigkeit gemacht. Wir stehen, der Zeit nach, jenem Systeme der Absonderung und des Ausschließens noch nahe genug — näher vielleicht noch in Betreff des Ortes —, um eine Anstalt für eine auffällige und zugleich erfreuliche Erscheinung zu halten, die von Juden zu Zwecken der Belehrung gegründet wird und wozu sie Anbetersgläubige einladen, um dort gemeinschaftlich mit ihnen laut ihren gleichen Theil an der geistigen Größe des Vaterlandes in Anspruch zu nehmen, ihren Platz in dessen staatlicher Verfassung zu fordern, ihr Loos mit dem Delgeborenen einzufügen und ihren so lange rückwärts gelehrten Blick vorwärts auf die künftigen Siege der Wissenschaft und der Bildung zu werfen.“ Die Gesellschaft hat sich den Namen „Jew's and general literary and scientific institution“ beigelegt; Classen zum Unterricht, Lesezimmer und Vorlesungen gehören zu den Einrichtungen der Anstalt. Um die Dankbarkeit der britischen Juden gegen ihren vorstorbenden hohen Gönner, den Herzog von Suffer, „den unermüdblichen und standhaften Freund Israels“ auszudrücken, haben die Gründer für den Versammlungsort in Leadenhall-Street den Namen Sufferhalle gewählt.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Dreißigtausend Jahre vor der Aufhebung, als die Gesellschaft Jesu in der üppigsten Blüte stand, die freilich schon den Wurm des Verfalls in sich barg, zählte sie in 39 Provinzen 24 Professhäuser, 680 Collegien, 61 Prüfungshäuser, 176 Seminaren und Convicte, 335 Residenzen und 273 Missionen — in Allem 22,689 Mitglieder, darunter 11,293 Priester. Rechnet man dazu die sogenannten Tertiärer, die durch einfache Gelübde an den Orden gebunden waren, die Anhänger, die er in allen Ständen hatte, den Einfluß, den ihm die Reichthümer an den Höfen, die ihm beinahe ausschließlich übertragene Erziehung der Jugend, die Schriftstellerei, deren er sich damals eifrig bediente u. s. w. verschafften, die ungeheuern Geldmittel, über die er verfügen konnte; bedenkt man, daß er über die ganze Erde verbreitet war und doch auf das engste zusammenhing, daß alle Fäden dieses ungeheuern Netzes in einem Mittelpunkt zusammenliefen, so wird man, von allem Andern abgesehen, wenigstens zugeben müssen, daß sich hier eine riesenhafte, aller Überwachung spottende Macht gebildet hatte, deren Mißbrauch sehr leicht war, und daß sich kein Staat, der einen Schatten von Selbstständigkeit bewahren wollte, der Möglichkeit eines solchen Mißbrauches aussetzen durfte. Unwillkürlich konnte man sich versucht fühlen, auf diesen Bettelorden, wie sich die Gesellschaft Jesu in ihrer hochmüthigen Demuth zuweilen nannte, die bekannte Stelle in Goethe's „Faust“ anzuwenden und zu sagen:

Die Jesuiten haben einen guten Magen,
Haben ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergeben —

wenn sie sich nicht wirklich einmal „übergeben“ hätten und zwar gerade an einem Dissen, den man ihnen am ehesten hätte gönnen können, an Paraguay nämlich und ihren südamerikanischen Missionen, wo sie in der That am wohlthätigsten wirkten, wenn auch mit Übertretung ihrer Gelübde, die ihnen Armuth, Keuschheit und Gehorsam vorschrieben, während sie dort Reichthümer sammelten, Kinder erzeugten und herrschten.

Das Aufhebungsbreve wurde bekanntlich in mehreren Ländern gar nicht berücksichtigt, in den meisten umgan-

gen; die Jesuiten nahmen es eben, wo es sich um den Vortheil oder gar um das Dasein ihres Ordens handelte, mit dem Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl nicht so genau und überdies lebte Clemens XIV. nicht lange genug, um die Vollziehung seines Breves übernehmen zu können. Die sogenannten Exjesuiten hingen fortwährend untereinander zusammen und wirkten überall im Geiste ihres Instituts fort. So schreibt z. B. Georg Forster im J. 1786 aus Blna, wo die Universität noch immer in den Händen des dem Namen nach aufgehobenen Ordens war, an Lichtenberg in Göttingen:

Was bei Erisuliten, und wenn es die besten sind, und bei Denen, die in ihr Horn blasen, zu holen sei, werden Sie sich leicht selbst sagen — es ist keine Sylbe eines wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich, sie sind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundschaftsbetheuerungen immerfort auf ihrer Hut, immer mißtrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam, äußerst bemüht, unter dem Schein von Geschäftigkeit ja keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, viel weniger ihn selbst zu machen, wol aber durch ewige Klage, ihnen seien die Hände gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um sich greifend, unter welchem Vorwand es immer sei.

Am sächsischen Hofe waren im J. 1787, dem Hof- und Staatskalender zufolge, nicht weniger als 25 Exjesuiten angestellt, als Reichsväter, Kapläne u. s. w., je mit 1000 bis 3000 Thaler Gehalt. In Lüttich, ihrem berühmtesten niederländischen Collegium, behielten sie ihre Ordenskleidung und fuhren fort Novizen aufzunehmen. In Luzern und Freiburg legten sie jene zwar ab, lebten aber beisammen wie früher und blieben im Besitze ihrer Lehrstellen und Einkünfte. Katharina II. und Friedrich II. ließen sie bei sich fortbestehen, weil sie sich stark genug fühlten, sie in den ihnen angewiesenen Grenzen zu halten. Kurz, die Maßregel der Aufhebung war rein illusorisch und hat dadurch, daß sie in Spanien und Portugal mit übertriebener Härte durchgeführt wurde, nur dazu beigetragen, den Orden mit einer Art Märtyrerglorie zu umgeben, die derselbe heutzutage trefflich auszubenten versteht. Daher hörten auch die Kämpfe gegen denselben nicht auf, man forschte seinen Umrissen nach, spürte seine Verzweigungen mit den damals besonders Deutschland untermühlenden geheimen Gesellschaften auf, in die sich der vom öffentlichen Leben

abgestoßene Thätigkeitstrieb geblüht hatte, und wohlmeinende Männer ließen es an eindringlichen, leider wenig beachteten, ja sogar verspotteten Warnungen nicht fehlen. Gerüchte von der bevorstehenden Wiederstellung des Ordens, die man richtiger eine Legitimierung des zwar gestörten, aber nie und nirgend ganz unzerbrochenen Bestehens hätte nennen sollen, tauchten bald hier, bald dort auf: zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution nahmen sie eine immer festere Gestalt an. Da schrieb der weltkluge Heyne an seinen Schwiegersohn Forster (unterm 22. Juni 1792): „Halten Sie es mit den Jesuiten immer auf einem erträglichen Fuß, wir erleben es sicher, daß der Orden wiederhergestellt wird“, und im pariser „Moniteur“ vom 27. Juni des nämlichen Jahres wird aus Wien gemeldet: „Man spricht hier ernstlich davon, an der Wiederherstellung der Jesuiten zu arbeiten. Dies ist, sagt man, die beste Art, Deutschland vor den verderblichen Grundsätzen des französischen Übels und der volksthümlischen Freiheit zu bewahren, mit der sich die deutsche Freiheit schlecht vertragen würde.“ Das Zusammentreffen dieser Ruchmaßungen, die in Göttingen, in Wien und in Paris mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen wurden, deutet offenbar darauf hin, daß ein Plan bestand, die Verbreitung der Lehren, auf welche sich die Franzosen bei ihrer politischen Wiedergeburt stützten, durch den Jesuitismus zu hemmen, und daß man diesem eine mit der religiösen Hand in Hand gehende politische Wirksamkeit zubachte — eine Wirksamkeit, die er in der That allen Ablehnungen, Beschönigungen und Verböten zum Trotz immer geübt hat und welche die wahre Ursache wie seiner Macht und seines Sturzes so auch des Widerwillens ist, den er stets allen Freunden des Fortschrittes eingeflößt hat. Diese Wirksamkeit ist schon mit dem priesterlichen Charakter, wie ihn das Christenthum ausgebildet hat, unvereinbar; ganz und gar entgegen ist sie aber der Bestimmung eines Regularordens, den seine Gelübde auf den Himmel anweisen.

Das Oberhaupt der schismatischen griechischen Kirche, der russische Zar Paul I., welcher als Großmeister von Malta im Bunde mit den Türken und Engländern dem Papst in Rom, der katholischen Geistlichkeit in Frankreich und dem Islam in Aegypten wieder zur Herrschaft verhelfen wollte — dieser Zar, den der hohe Adel, mit dem er es so gut meinte, in seinem Bett erwürgte, war es, auf dessen Bitte Papst Pius VII. im J. 1801 den Jesuiten erlaubte, sich im Umfange des russischen Reichs wieder als Orden zu constituiren. Im J. 1804 wurde diese Erlaubniß auf Ansuchen des Königs Ferdinand, der einst einen Schornsteinsfeger vom Dache geschossen hatte, um zu sehen, ob sein Gewehr so weit trage, auf das Königreich beider Sicilien ausgedehnt, und am 4. August 1814 wurde endlich die Bulle erlassen, durch welche Pius VII. auf „dringende Begehren von Erzbischöfen, Bischöfen und von einer Reihe und Menge lauter vornehmen Personen“ den Orden für alle Staaten wiederherstellte. Mit den nämlichen For-

mein, mit welchen Clemens XIV. die Aufhebung für alle Zeiten bekräftigte, sicherte Pius VII. den Fortbestand durch sein „ewig gültig sein sollendes Gesetz“.

In Rußland dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Kaiser Alexander, dieser „glückliche Zufall“ unter den russischen Selbstherrschern, verwies die Jesuiten 1820 aus seinen Staaten und sah sich veranlaßt, diese Maßregel, welche seinen an der Restauration des Mittelalters arbeitenden gekrönten Kollegen gewiß unerwartet kam, durch ein Circular zu rechtfertigen, das seine Gesandten den Höfen mittheilten. Wie Sir William A'Court, damals englischer Gesandter in Neapel, an den preussischen Geschäftsträger Bartholby in Rom schreibt, wurde als Grund der Ausweisung der Jesuiten bloß ihr Bestreben angegeben, Proselyten zu machen, und kein politisches Motiv damit in Verbindung gebracht. Sir William, der jetzt unter dem Namen Lord Heytesbury Irland als Vicekönig verwaltet, wird in seinem neuen Wirkungskreise Gelegenheit genug finden, sich über die Thätigkeit der Jesuiten zu belehren. Hat doch O'Connell seine vier Söhne von ihnen erziehen lassen und sich geäußert (in einer am 11. Oct. 1843 in der Kornbörse gehaltenen Rede), „er würde, wenn ihm der Himmel 24 Söhne geschenkt hätte, sie alle haben von den Jesuiten erziehen lassen“.

Im Königreiche beider Sicilien dagegen gehören die Jesuiten, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, bereits zu den größten Grundbesitzern; im J. 1843 vermachten ihnen zwei reiche Neapolitaner, der Marschese Mascara und der Generaldirector der indirecten Steuern, mit Hintansetzung armer Verwandten, ihr großes Vermögen — wodurch sie sich sonst noch um das Land verdient gemacht haben, ist uns nicht bekannt, es müßte denn das jährlich regelmäßig sich wiederholende Wunder der Flüßigwerdung des Blutes des heiligen Januarius ihrer Vermittelung zuschreiben sein.

Die Witwe Napoleon's und des Grafen Reiperg hat den Jesuitenorden durch ein Decret vom 20. März 1844 in ihre, glücklicherweise nicht sehr umfangreichen „Staaten“ eingeführt und ihm den Secundairunterricht und die philosophischen Vorbereitungsanstalten übergeben.

Nach Spanien kamen die Jesuiten im Gefolge Ferdinand's VII. zurück, dessen Tyrannei, so stumpfsinnig sie sonst war, in ihnen ein taugliches Regierungsmittel erkannte. Die nach dem Tode dieses ihres würdigen Sönners eingetretenen Veränderungen haben ihnen einigen Abbruch gethan; doch geht aus den Berichten des englischen Missionars George Barron hervor, daß z. B. die Seminare, in denen ein Theil der für Großbritannien und Irland bestimmten katholischen Priester gebildet wird, fortwährend unter ihrer Leitung standen, und die im Namen ihrer Tochter herrschende Marie Christine ist wahrlich nicht Schuld daran, wenn ihr Einfluß in diesem Lande, wo sie wie in Portugal einst allmächtig waren, noch hinter ihren Wünschen zurückbleibt.

Karl X., der eine in Ausweisungen verlebte Ju-

gend durch den Schutz zu süßnen suchte, den er in seinem Alter frommen Gaukeleien aller Art angeheihen ließ, hat im Juli 1830 erfahren, wie fest die Jesuiten Thron und Altar zu stützen verstehen. Nach seinem Sturz fanden es die ehrwürdigen Väter passend, sich für einige Zeit unsichtbar zu machen; man hörte lange nichts mehr von ihnen und glaubte schon, sie hätten das Vaterland Pascal's und Voltaire's als unverbesserlich seinem Schicksale überlassen, obgleich die hier und da an den Tag tretenden Spuren ihrer unterirdischen Thätigkeit wol auf eine andere Vermuthung hätten führen können, als sie auf einmal wieder wie eine drohende Gewitterwolke am Horizonte erschienen. Sie hatten den Punkt erpäht, auf den sie ihre im Stillen vorbereiteten Angriffsmittel mit der größten Wahrscheinlichkeit des Erfolgs richten konnten, riefen schlaunweise eine Zeitidee zu Hülfe und begannen im Namen der Freiheit des Unterrichts den Kampf, der ihnen die Erziehung der Jugend, mit andern Worten die Herrschaft über die künftige Generation in die Hände spielen und ihnen in Frankreich zu Dem verhelfen sollte, was sie in Belgien, wo sie sich nun mit den Liberalen, die ihnen den holländischen Protestantismus aus dem Felde schlagen geholfen hatten, um die Siegesbeute zanken, schon errungen hatten. Um die Art ihres Auftretens zu charakterisiren, genüge folgende Thatfache. In Lyon, das von je her einer der Centralpunkte jesuitischer Umtriebe war, wie man dies unter Anderm in Wolf's „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Pius' VI.“ (II, 117) nachgewiesen lesen kann, erschien vor kurzem bei einem der bloß mit dieser Gattung Literatur Geschäfte machenden Verleger ein sogenanntes Erbauungsbuch, das nichts Anderes ist als ein Roman, in dem die heilige Jungfrau ihre eigene Lebensgeschichte erzählt und zwar mit einer Menge Einzelheiten, wie sie nur die alles Sinnes für das Schicksal bare Abgeschwächtheit der Mutter Christi in den Mund legen kann. Im Laufe der „Unterhaltung mit ihren Kindern“ kommt Maria, wie billig, auch auf die Jesuiten zu sprechen und äußert sich über sie wörtlich in folgender Weise: „Man kann all das Gute, was die Congregationen bewirkt haben, gar nicht aufzählen: ihnen, der Inbrunst, dem guten Geiste, dem heiligen Wett-eifer der Frömmigkeit, den sie unter den Schülern verbreiten und unterhalten, haben die Jesuiten die Überlegenheit zu verdanken, welche ihre Collegien in allen Ländern über alle der Erziehung der Jugend gewidmeten Anstalten erlangt haben und die ihnen so viele Feinde und Reider erweckt hat.“ Dies sind die eigenen Worte der Jungfrau Maria, welche ohne Zweifel die Unterrichtsfrage in letzter Instanz erledigen.

Ein Sieg der Jesuitenpartei gehört in Frankreich zu den unmöglichen Dingen. Der legitimistische hohe Adel mag fortfahren, seine Kinder in das freiburger Pensionnat zu schicken; die Bischöfe mögen sich wie bisher in Hirtenbriefen mit der liberalen Journalistik herumzanken oder gar selbst zu Journalisten werden; der Graf Montalembert mag sich, so viel er Lust hat, in

der Pairskammer als Kämpfe des Mittelalters und Repräsentant des Katholicismus Gregor's VII. begeben; der Abzug der Wundermedaille mag sich gleichbleiben oder steigen — die frommen Gemüther werden sich in Frankreich stets lieber an Fénelon als an den geistlichen Uebungen des heiligen Ignaz erbauen, man wird in der Polemik immer Pascal dem Vater Garasse vorziehen, der Vater Loricquet wird nie Thierry oder Guizot, nicht einmal Mignet oder Thiers verdrängen, die Denker werden wie bisher eher nach Descartes als nach dem Vater Harduin, selbst eher nach Cousin als nach den philosophischen Institutionen des Herrn Bouvier, Bischof von Mans, greifen, die Dichter werden nie nach dem Vater Bouhourd fragen, und in den Staatswissenschaften wird nie mehr die Theorie zu Ehren kommen, nach welcher der Vater Letellier, Reichsvater Ludwig's XIV., als der König in großer Verlegenheit war und sich Bedenken machte, seinen ausgefogenen Unterthanen eine neue Abgabe aufzulegen, denselben mit der aus den Casuisten geschöpften Belehrung beruhigte: der Fürst sei der wahre Eigenthümer, der Herr aller Güter des Königreichs. Dessenungeachtet ist es nicht überflüssig, die Streitkräfte zu mustern, über welche jene Partei verfügen kann, und wir geben hier eine Übersicht derselben, so weit sie sich nach völlig glaubwürdigen Quellen abschätzen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Harry Lorrequer's Geständnisse. Irändisches Charakterbild von Charles Lever. Aus dem Englischen von E. Richard. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Jack Pinton. Irische Bilder von Charles Lever. Aus dem Englischen von E. Richard. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.
3. Thomas Burke. Roman aus der Zeit des französischen Kaiserreichs von Charles Lever. Aus dem Englischen von E. Richard. Vier Theile. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

„Harry Lorrequer's Geständnisse“ erschienen im J. 1839, und wendeten sogleich die Aufmerksamkeit des Publicums dem Verf. zu, welcher damals als Arzt in Brüssel bei der englischen Gesandtschaft lebte. Später ist er nach Dublin zurückgekehrt, wo er die Herausgabe einer Monatschrift leitet. Lever's spätere Werke, sämmtlich mit der bezeichnenden Ankündigung „herausgegeben von Harry Lorrequer“, wurden von den englischen Tagesblättern bei ihrer jedesmaligen Erscheinung mit freudigstem Willkommen begrüßt; seine lebendige Auffassung, seine tiefe Menschenkenntniß, seine kraftvolle Darstellung, seine anziehenden Charaktereigenschaften, sein Witz und kerniger Humor werden allgemein anerkannt. Es ist nun gewiß ein verdienstvolles Unternehmen, einen guten fremden Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen, aber freilich müßte dann das Deutsche auch besser sein als das vorliegende. Ref. gesteht, daß das Lesen der drei genannten Werke ihm wegen der sehr schlechten Uebersetzung recht schwer wurde, da ohne Kenntniß der englischen Sprache ein Verstehen kaum möglich ist. Was soll man sagen, wenn Einem folgende Redensarten entgegen treten: „Die Tafel selber war durch Gelächter geschüttelt“, anstatt daß sie wol davon erschüttert ward; oder: „Als die Gesellschaft des Vicereg's den Wagen füllte“ — sollte man nicht meinen, sie habe Feuer oder sonst etwas aufgeladen, während die vornehmen Personen nur einstiegen? So läßt der Übersetzer

eine junge Person auf dem „Hintertheil“ sitzen, anstatt auf dem Rücken, und man spricht „Sandwich“, das englische Wort für Butterbrote; man wird in vornehmen Häusern vom Kellner bedient, während der Buttlер doch einen ganz andern Rang einnimmt. Einrentstehend ist in der That das Deutsch der vorliegenden Bände, und man sollte vermuthen, daß der Übersetzer weder im Deutschen noch im Englischen bewandert sei. Der Übersetzung nach mußte Herr Richard noch nicht lange aus der Schule sein; dagegen spricht die Wahl des Romans für ihn.

„Harry Lorrequer's Geständnisse“ enthalten die mit vielem Humor erzählten Jugendstreiche eines jungen Mannes, welcher seine Laufbahn in Irland beginnt. Militärische Kreise, Kasernenleben, Kriegs- und Kampfsdienst, Liebe, Freundschaft, Leichtsin, Abenteuer aller Art in echt irischer Färbung, füllen den Band auf anmuthige Weise. — „Zack Pinton“ erfreut sich aller Vorzüge des vorübergehenden Werks. Eine Liebesintrigue spielt in Irland im Anfang des jetzigen Jahrhunderts; der Held ist ein Engländer von guter Familie, und vom englischen Gesichtspunkte aus werden die irischen Scenen und Lebensbilder dargestellt; Nationalcharaktere und Nationalzustände werden auf lebendige, geistreiche Weise geschildert; nach dem Frieden wird der Leser nach Paris versetzt; die handelnden Personen sind sämmtlich äußerst sorgsam geschildert, und es fehlt nicht an Humor, welcher, in Verbindung mit einer großen Gemüthsstärke, den Leser auf angenehme Weise anregt und unterhält. — „Thomas Burke“ nun, das neueste und umfangreichste Werk, ist die Lebensgeschichte eines jungen Irlands, welche im vierzehnten Jahre beginnt und reich an Abenteuern ist. Als zweiter Sohn eines begüterten Irlands, flieht er nach dessen Tode des Wermundes Härte, und geräth in unzählige Gefahren, die der Zustand Irlands in den neunziger Jahren mit sich bringt. Verschiedene Parteien nehmen sich seiner an; er geräth unter den Schutz eines der französischen Offiziere, welche, um die Revolution zu organisiren, nach Irland gekommen waren. Kerker, Verhör, Volksauflauf, englische und irische Truppen, Rebellen, Verräther, Gelinuth und Gefinnungslosigkeit, alle diese Motive werden, wenn auch nicht als Gemälde, doch als treue Skizzen nach dem Leben geschildert. Der Nationalcharakter der Irlands ist nie aus den Augen gelassen, und bewährt sich auch bei unserm Helden bei seinen fernern Lebensereignissen in Frankreich, wo er Militärdienste nimmt und unter Napoleon die Schlacht bei Jena und Austerlitz mitschlägt. Mißverständnisse und unglückliche Zusammentreffen verfolgen ihn indeß auch hier; der Leser wird von einem Ereigniß zum andern gerissen, und in dem Faden der Erzählung knüpfen sich Knoten auf Knoten, die mit Talent wieder gelöst werden. Eine stille Liebe zu einer verheiratheten Frau durchweht des Kriegers Leben mit einem Schimmer der Schwermuth, und Liebesschmerzen verleihen den stets sich drängenden Begebenheiten einen mystischen Reiz. Burke nimmt als Oberst den Abschied, sein Bruder ist gestorben, er ist nun der einzige Erbe großer Besitzungen und unermesslich reich; in Irland langweilt er sich aber trotz seines Reichthums, und er geht wieder nach Frankreich. Aermals beginnt ein thatenreiches Leben, abermals Abenteuer und eine Reihenfolge von romantischen Begebenheiten; endlich stirbt der alte General, der Gemahl der geliebten Frau, und der Roman ist zu Ende. Befriedigt und dankbar für angenehme vollbrachte Stunden, wobei es nicht an Belehrung fehlt, legt der Leser auch den vierten Theil des letzten und besten Werks von Charles Lever aus der Hand.

4. Der Oberst von Carpezan. Novelle aus dem Dreißigjährigen Kriege von Ernst von Brunnow. Leipzig, Teubner. 1844. 8. 22 1/2 Rgr.

Dieser Roman ist mit einem Gerippe zu vergleichen; der Knochenbau ist da, aber weiter nichts; es hätte eine schöne Gestalt daraus werden können, wenn die Knochen mit einiger Anmuth überkleidet wurden; so blieben sie aber bloß eine kunst-

lose und unkünstlerische Zusammenstellung historischer Bruchstücke, worin eine Liebesgeschichte, welche nicht das Gepräge der Gefühlswahrheit trägt, eingewebt ist. Schon der Anfang scheint uns etwas unwahrscheinlich, wenn die schöne Lubmilla, an der Thür lauschend, des bewunderten Helden Carpezan Rede Wort für Wort nachspricht, und später einmal „Heil dem edeln Carpezan“ über den lärmenden Volkshaufen hindurch unter Carpezan's Anführung zurückkehrenden Deputirten entgegenruft. Daß von Lubmilla einmal gesagt wird, sie hat Temperament, verletzt den Leser, indem ihrer Coquetterie dadurch alles Romantische geraubt wird, was ihr doch als der Helden bleiben sollte; solche Classifikation der Gefühle paßt in medicinische und philosophische Bücher, nicht in den Roman, wo der Leser im Zweifel bleiben darf über die Natur der Gefühlsercheinung, und nicht genau zu wissen braucht, ob das Temperament der Champagner Schaum der Liebe ist, oder die Gefe, die auf dem Boden liegt und den Champagner moussiren macht. Lubmilla wird in mehreren Liebesintriguen geschildert, und vermag in keiner interessant zu erscheinen, in keiner ist ihr Gefühl, ihre Verfahrungsweise motivirt. Wenn nun auch das vorliegende Werk nicht als Novelle zu empfehlen ist, so ist es doch wegen seiner historischen Skizzen sehr lobenswerth; mit klarem Überblick der Totalgeschichte sind die einzelnen Bruchstücke abgerissen, die Charaktere der handelnden Personen wenn auch flüchtig, doch treffend gezeichnet, Kriegszustände rasch und kräftig vorgeführt. Man erkennt im vorliegenden Werke tiefere Studien und bedeutenderes Talent als das gewöhnliche Leben sie bietet; es ist von höhern Werth als viele der neuern literarischen Erscheinungen, und Ref. muß um so mehr bedauern, daß die Anmuth fehlt, die bei den Novellen nur ungern vermißt wird.

46.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Urkundenbibliothek.

Von der bekannten „Bibliothèque de l'école des chartes“ ist neuerdings in Paris eine Fortsetzung erschienen. Die fünfte und sechste Lieferung des vierten Bandes enthalten früher nicht herausgegebene Briefe der Herzogin von Longueville, Schwester des großen Condé, bekannt gemacht von Victor Cousin; Untersuchungen über die Ansichten und Gesetze bezüglich auf den Selbstmord während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, von Felix Bourquelot; eine Notiz von der in den Archiven des Reichs befindlichen Sammlung von Insiegeln der Könige und Königinnen Frankreichs, von Katalis de Mailly; eine vorher nie gedruckte Epigone aus dem Leben der Jeanne d'Arc, von Ballet de Viriville; einen zweiten Artikel über Lancreb, betreffend Lancreb's und Balbain's Expedition nach Sicilien, von de Gaulle; Untersuchungen über die Geschichte der Munkanteninnung der Stadt Paris, von Bernhard; eine Notiz von Jules Marion über die Abtei de la Bassière (Côte d'or); endlich den Text einer alten Ballade für den Cardinal Baluc, gezogen aus dem 7687. Manuscript der königlichen Bibliothek. Die vierte Lieferung des fünften Bandes enthält: 1) „Jacqueline Pascal“, von V. Cousin. Diese Schwester des berühmten Blaise Pascal dichtete schon in ihrem achten Jahre, schrieb im elften eine Komödie von fünf Acten in Versen: „L'amour tyrannique“, die vor dem Cardinal Richelieu gespielt wurde. 2) Fortsetzung und Schluß der „Recherches sur l'histoire de la corporation des ménestriers ou joueurs d'instruments de la ville de Paris“, von R. P. Bernhard. 3) „Etienne de Mornay, chancelier de France sous Louis Hutin“, von R. G. Guesard; eine sehr interessante biographische Notiz dieses berühmten Mannes, der von 1315 bis zum 22. Juli 1316 Kanzler von Frankreich war. Die in den drei ersten Lieferungen des fünften Bandes behandelten Gegenstände bieten kein geringeres Interesse dar.

31.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 124.

4. Mai 1845.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Schluß aus Nr. 123.)

Nach dem Geständnisse eines Ministers gab es in Frankreich 1843 etwa 250 Jesuiten, die sich mit Seelsorge beschäftigten und auf Lehrstellen vorbereiteten. Man darf dabei nicht vergessen, daß ihr Dasein in Frankreich, welches ausdrücklich gesetzlichen Bestimmungen entgegen ist, jetzt mit der nämlichen Frechheit verkündet wird, mit der es früher geleugnet wurde. Nach einer Angabe in D. Ravignan's Schrift „Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten“ beläuft sich die Anzahl derselben auf 206 Priester (das Jesuitenjournal „L'univers“ bemerkt dazu, es seien vielleicht wol mehr), die in 20 Diöcesen vertheilt sind; doch sind die Novizen und Laienbrüder in dieser Zahl nicht begriffen. Außerdem werden 315 französische Jesuiten auswärts für den Unterricht und die Missionen verwendet. Einer Notiz in der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“ zufolge, die auch in die „Allgemeine Zeitung“ übergegangen ist, zerfällt Frankreich in zwei jesuitische Provinzen mit den Hauptstörtern Paris und Lyon. Jene, die minder bedeutende, zählt 14 Häuser mit 122 Mitgliedern und 70 Novizen. Grundeigenthum besitzt sie im Werth von zwei Millionen, dazu kommen 200,000 Francs Zinsen von Capitalien (die aber größtentheils der lyoner Provinz gehören), 300,000 Francs Ertrag von Predigten und Almosen für gute Werke, die den ehrwürdigen Vätern anvertraut werden, 40—50,000 Francs Zuschuß von der lyoner Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens, und ein nicht unbedeutlicher Gewinn, den sie aus dem Verschleiß von Büchern und aus ihren Lehranstalten ziehen. Lyon ist bekanntlich der Hauptsitz des Vereins für Verbreitung des Glaubens, der nach dem Rechnungsabschluß vom Monat März 1842 2,752,215 Francs eingenommen hat (wahrscheinlich in einem Jahre, obwohl der Prospectus nach der löblichen jesuitischen Gewohnheit sich nicht ganz deutlich darüber ausdrückt). Auf die Verwendung dieser Fonds üben die Jesuiten, wenn sie nicht ganz in ihren Händen ist, wenigstens den größten Einfluß, und man muß zugeben, daß dies Alles zusammengenommen für einen Bettelorden immerhin als ein schönes Anfang betrachtet werden kann.

In Belgien blüht den Jesuiten ihr eigentliches Paradies. Dort zählten sie schon 100 Jahre nach der Stiftung des Ordens in zwei Provinzen 47 Häuser und 1574 Mitglieder. Jetzt werden von Belgien aus vorzüglich die Rheinlande bearbeitet, in die man jesuitische Priester einzuschmuggeln sucht. Nebenbei versteht man sie von daher mit den Producten der literarischen Thätigkeit des Ordens, unter dessen 12,000 Schriftstellern die löwener Theologen von jeher nicht die dunkelste, sondern vielmehr eine der verdunkelndsten Rollen gespielt haben.

Auf England hielten die Jesuiten von den Zeiten der Königin Elisabeth her unverwandt ihr Augenmerk gerichtet. Strenge Strafgesetze, die Folgen hochverrätherischer Anschläge, auf denen sie ertappt wurden, erschweren ihnen dort den Eintritt und Aufenthalt; dagegen besetzten sie alle der kaiserlichen Insel gegenüberliegenden Küsten mit Collegien, in denen die Kinder der englischen Katholiken erzogen, Priester und Missionare für ihren Bedarf gebildet und aus denen die Stuart mit Beichtvätern und später mit Agenten und Spionen versorgt wurden. Solche Collegien gab es zu Lüttich, St.-Omer, Watigny, Gent; eins war in Rom und drei in Spanien. Auch ein irländisches und ein schottisches Collegium befanden sich in Rom; vier irländische ferner in Spanien und ein schottisches in Douai. Auch hatten sie, allen Verboten zum Trotz, in beiden Inseln einige „Residenzen“ inne und standen somit dem englischen in sich uneinigen und in der hochkirchlichen Form ganz erstarrten Protestantismus immer so kampffertig gegenüber, daß man sich nicht darüber wundern darf, daß sie demselben in der neuesten Zeit so viel Boden abgewonnen haben. Stonyhurst in Lancashire ist jetzt ihr Hauptsitz.

Unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Rußland wurden die Jesuiten durch Entschliesung des Kaisers Franz vom 20. Aug. 1820 in die österreichischen Staaten eingeführt, und zwar „zu vorerst der Übernahme“ (diese etwas undeutliche Wortfügung findet sich in der „Denkschrift Sr. Excellenz Fürst Metternich an den Schultheiß des Standes Luzern“, die abgedruckt ist in „Kurzer Beitrag zur Würdigung der Gesellschaft Jesu“, Luzern 1844) des Gymnasiums zu Larnopol in Galizien. Wenn man

sich erinnert, daß die Jesuiten „wegen Proselytenmacherei“ aus Rußland entfernt worden sind, und weiß, daß Österreichisch-Polen und das nahe Ungarn von der Proselytenmacherei der griechischen Kirche, die mit dem russischen Staate in Verbindung steht, bedroht werden, so wird man nicht umhin können, in dieser Annahme der Jesuiten, unter denen sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Russen befindet, einen jener Streiche zu erblicken, die unter dem Deckmantel des „herzlichen Einverständnisses“ die österreichische und die russische Politik zuweilen einander spielen. Bis 1827 blieben die Jesuiten auf Gälizien beschränkt, wo sie eine philosophische Lehranstalt und zwei Gymnasien besaßen und zwei Convente hatten, ein kleineres in Larnopol und das neu errichtete adelige in Lemberg. Für diese Leistungen bezogen sie vom Staate einen jährlichen Dotationsbeitrag von 20,000 Gulden aus dem gälizischen Studienfonds. Später sind ihnen noch in andern Provinzen Häuser und Lehranstalten eingeräumt worden, und zwar versehen sie in Tirol das Gymnasium zu Innsbruck und die dortige Theoretisch-mathematische, im Lombardisch-venetianischen Königreiche theilweise den Unterricht am Communalgymnasium zu Verona (auch haben sie nützlich in Brescia ein Convent eröffnet), in Oestreich ist ihr Nothgat für die deutsch-österreichische Ordensprovinz (für welches der Staat jährlich 7000 Gulden aus dem steiermärkischen Studienfonds beiträgt) und in Innsbruck und Linz (wo sie, wie der dortige Bischof in seinem Schreiben an den kaiserlichen Regierungsrath sagt, sich anfangs „bei gottesdienstlichen Handlungen gegen die bestehende Ordnung blüthenförmig wußten“, und mit einigen „schönen Theologen“ unter den Missionspriestern nicht auf dem besten Fuße standen), nicht für die Kloster des Ordens Philosophie und Theologie gelehrt. Ihre Anzahl belief sich 1838 im Ganzen auf 289, von denen 24 auf Pfarreien angewiesen waren, die übrigen aber sich theils der Jugendberziehung, theils vor der Hand dem beschaulichen Leben widmeten.

Der Benedictiner P. Albert Jäger hat neulich nachgelesener (und als wahre Freunde seines schönen Vaterlandes sind ihm dankbar dafür), welche Dienste die Jesuiten vor Zeiten der Grafschaft Tirol geleistet haben, die sie unter Andern im spanischen Erbfolgekrieg an die Franzosen und Bayern vertrieben. Welcher hätte das verunglückte Aufstandesgeschick im Tirol, den sich endlich zum großen Scandal der ganzen Stadt Innsbruck ein Jesuit zu Schulden kommen ließ, mit dieser „unlößlichen“ Erinnerung zusammen. Gegenwärtig sind in Innsbruck 18 Priester (darunter 4 Russen), 18 Mönche (darunter ein Sohn des Redacteurs des „Österreichischen Beobachters“) und 14 Laienbrüder beschäftigt, und besonders Erwähnung verdient, daß dort P. Eberhard Werniger, Doctor der Theologie, die Stelle eines Professors der Bibliothek und der Kirchengeschichte bekleidet. Dieser Jesuit ist nämlich der Einzige, welcher für Wiederherstellung des Ordens eine theologische Schrift in deutscher Sprache herausgegeben hat. Sie ist betitelt: „Apokryphische Vollmacht des Papstes in Glaubensentschei-

dungen“, hat aber vor den Augen der deutschen katholischen Theologie keine Gnade gefunden; es ist ihr sogar von zwei Zeitschriften, deren Rechtgläubigkeit über allen Zweifel erhaben ist, von dem „Archiv für theologische Literatur“, das die missionarische Thätigkeit herausgibt und dem „Katholik“ eine wissenschaftliche Würdigung abgesprochen worden.

Die Jesuiten erfreuen sich in Oestreich vor andern klösterlichen Gemeinschaften mehrerer Begünstigungen. Die bedeutendsten derselben sind, daß sie mit dem Ordensgenossen in „ungestörter Verbindung“ stehen dürfen und daß sie von dem allgemeinen Amortisationsgesetze befreit sind, d. h. insbesondere, wenn ihnen bewegliche oder unbewegliche Güter oder Capitalien durch Schenkungen oder Vermächtnisse, oder „auf irgend eine andere Art“ zufallen, bloß die Anzeige an die betreffende Behörde zu machen haben. Welch weiten Spielraum die letztere Bestimmung ihnen in dem Breve Clements' XIV. erwöhnten „unersättlichen Begierde nach weltlichen Gütern“ gewährt, liegt auf der Hand. In Oestreich dürfte man sich hüten um so mehr in Acht zu nehmen haben, als die Jesuiten dort an ihre Erwerbungen leicht den Maßstab der Kaiser Leopold's I. legen könnten, von dem Hermann von „Österreichischen Historie“, IX, 143, erzählt: „Seine Begierde, die Jesuiten zu bereichern, ging sehr weit und es war andern, daß Österreichs Hauptkassirer Geld und die Grafschaft Prag ihnen verpfändet, oder was in der Folge das Nämliche war, geschenkt werden sollten.“ Zu der einzigen That seines gütigen Regentenlaufes haben ihn die Jesuiten gebracht, daß er nämlich den Fürsten Benigzel Grafen von Lobkowitz (17. Dec. 1678) plötzl., und so er eben zu einer Unterredung mit dem Kaiser fahren wollte, aller Hinter und Blenden entsezt, auf die Herrschaft Stanitz in Böhmen verbannt, und ihm bei schwerster Strafe untersagte, sich jemals nach der kaiserlichen Hofes strengen Befehlens zu erlauben. Lobkowitz, ein Mann von umfassender Geist, ausgebreiteter Erfahrung und Weltkenntnis, und von der ungetrübtesten Thätigkeit, war nämlich der Jesuiten geschworener Feind, und verfolgte sie ebenso sehr durch die siegende Kraft seiner Beredsamkeit und Gesellschafterkenntnis, als durch den Stachel des kaltpersonlichen Mißes und durch geduldete Hoffnungen.

Als die Regierung von Kaiser 1844 den römischen Stuhl wieder um Jesuiten bat, wurde ihr geantwortet, so habe dieselben schon vier Jahrhunderte in den „Wätern des Glaubens“ im Lande. Seltener haben sie in der Schweiz ihre feste Wohnung aufgeführt und beherrschten den katholischen Theil derselben fast unumschränkt. In die reformirte oder freidenkliche mannschaftliche Gesellschaft aus, wie unter Andern auch daraus hervorgeht, daß in der Rechnung des bereits erwähnten hönner Berens über die in der Schweiz verweilenden Jesuiten neben einer Summe von 68,400 Francs für den Bischof von Lausanne und Genf auch eine Ausgabe von 4620 Francs für eine Glaubensmission im Canton Zürich erscheint. Die öffentlichen Mitglieder der Gesellschaft Jesu sind in

der Schweiz folgendermaßen vertheilt: der Provinzial mit zwei Assistenten in Freiburg, 83 im vortigen Collegium, 45 im Pensionnat daselbst, 29 in Gschwend, 63 in Brien, 18 in Glarus, 12 in Schwyz. Hier, die zur Provinz gehörten, werden als Missionare in China verwendet, 1 lebt in Dresden und 7 befinden sich sonst außerhalb der Provinz. Dagegen halten sich in derselben noch 12 ihre nicht angehörige Jesuiten auf. Im Ganzen sind es also 278, die in den Cantonen Wallis, Freiburg, Schwyz nisten, um einen Eindruck des Gesellschafters Cletan auf zu gebrauchen. Luzern steht ihre Einführung noch bevor, und zwar wird es sie vorzüglich des Consequenz eines Staatsanwalter, des Schulhefers, ehemaligen Bedienten der „Vandensatzung“ und nunmehrigen Gesandten an der Legation, Siegmund Müller, zu danken haben, der sich vom „Inhabhaftesten Radikalen“ zum „männlichsten Conservativen“ emporgehoben hat und wie sein College, Staatschreiber Meyer, heute das hochpreiße, was er noch vor kurzem verdummt hat. Wenn einmal die theologische Lehranstalt und das Seminarium der ehrwürdigen Väter übergeben sein wird (gegen welche Übergabe, beläufig gesagt, 83 Weltgeistliche, denen sich sonst noch 22 angeschlossen haben, beim Großen Rathe des Cantons bittlich eingekommen sind) —, welche glückliche Zeiten werden dann für Luzern anbrechen! Seine jungen Priester werden aus der „Kurzgefaßten Moralphilosophie“ des Prof. Müller, aus den von Prof. Rousselot aufgeführten Vorlesungen des Prof. Götter über das sechste Gebot, aus des Hrn. Bonvier Abhandlung über den dasselbe, lauter Dingen, die an scharfsinnigen Combinationen des unsterblichen Pater Gaudy Untersuchungen über das Eucharistie noch überbieten, ihre fromme Begeisterung schöpfen und das vollenden, was die Jesuitenmissionare, die sich an die Spitze der Missionen-Bereine gestellt haben, so schön begonnen.

Zum Beschlusse sei noch erwähnt, daß nach einem in Rom erschienenen Bogenzettel die Gesellschaft Jesu 1841 in 16 Provinzen und 212 Häusern 3583 Mitglieder zählte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß die gewöhnlich Ligourianer geheißenen Ordensgeistlichen, die sich selbst Redemptoristen oder Priester von der Versammlung des allerheiligsten Heiligers nennen und fast ebenso zahlreich verbreitet sind als die Jesuiten, bios eine Spielart dieser Letztern sind und ihnen überall den Weg bereiten und zur Seite stehen; daß ferner eine Menge geistlicher und halbgeistlicher Congregationen und Bräderschaften von ihnen geleitet werden, und daß endlich insbesondere die Ursulinerinnen, deren höchstes Ordensfest, das der heiligen Ursula, die den Heiligen anderer Orden sonst nicht mit Besondere Ehracht pachtend, sondern ebenfalls feierlich begehen, bei ihnen die Stelle eines solchen Schwesterordens vertreten, wie ihn die meisten Mönchsgesellschaften sich angeeignet haben. 60.

Der Tod in allen seinen Beziehungen, ein Warner, Tröster und Lustigmacher. Als Beitrag zur Literaturgeschichte der Todtentänze von F. Raumann. Dresden, Grunow 1844. 12. 22 1/2 Ngr.

Seit Fiorillo's gediegener Behandlung der Todtentänze („Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland“, Bd. 4, S. 119—174) sind noch so manche Verwerthungen zur Kenntniß derselben ans Licht gefördert, so daß eine vollständige, erschöpfende Uebersicht alles Dessen, was in Bezug auf diesen Punkt der Kunstgeschichte geleistet ist, höchst wünschenswert wäre. Der vorliegende Schriftchen hat etwas dem Ähnliches angestrebt; aber so bescheiden auch die Art und Weise ist, mit der er hier auftritt, so muß man ihm doch selbst das Zeugniß einer nur annähernden Vollständigkeit versagen. Freilich sind die Notizen über die Todtentänze in so manchen Werken zerstreut, daß ein großer Fleiß und eine gewaltige Belesenheit dazu gehört, um in dieser Beziehung etwas Genügendes zu leisten. Französische Werke, welche diesen interessanten Gegenstand behandeln, hat der Verf. fast ganz unberücksichtigt gelassen, obgleich gerade in neuester Zeit einige hierauf bezügliche interessante Erscheinungen zu bemerken waren. Außerdem hätten wir vorzüglich auch noch gewünscht, daß Raumann auf die mannichfaltigen Vorstellungen Rücksicht genommen hätte, welche sich die Dichter der verschiedenen Nationen vom Tode gemacht haben. Freilich wäre dadurch seine Aufgabe erweitert worden; aber es war dies wol nicht zu umgehen, wenn er den Tod in allen seinen Beziehungen als Warner, Tröster und Lustigmacher schildern und darstellen wollte. Dadurch wäre auch seine Schrift, die nur äußerst spärlich gehalten ist, interessanter und erspriesslicher geworden. Welche reiche Blumenlese der geistreichsten Beziehungen und der sonderbarsten Oristen würde es nicht abgegeben haben, wenn er die Werke der Dichter ausgebeutet hätte! Als eine von den gewöhnlichen Vorstellungen abweichende Darstellung des Todes wollen wir hier z. B. nur das Bild, welches der geistreiche Parft von Ligne vom Tode entworfen wissen will, anführen: „On est injuste envers la Mort en la peignant comme on fait: on devrait la représenter en vieille femme bien conservée, grande, belle, auguste, douce et calme, les bras ouverts pour nous recevoir. C'est l'emblème du repos éternel après la malheureuse vie inquiète et orageuse.“ 30.

Notizen.

Über die Existenz des Einhorn.

Unter den von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden, ebenso sehr die bloße Reugierde als den wahren wissenschaftlichen Eifer beschäftigenden Fragen macht sich auch in jüngster Gegenwart jene nach der wirklichen Existenz des von den Meisten für fabelhaft gehaltenen und unter die Ausgeburten der Phantasie verworfenen Einhorns geltend. Gegen die Möglichkeit seiner Existenz läßt sich vernünftigerweise um so weniger etwas einwenden, als es nicht an Analogien dazu in der Natur fehlt. Alles Wahrscheinlichkeit nach dürfte das Einhorn eine vielleicht nicht sehr zahlreiche Antilopenart im Innern Afrikas sein, falls sie nicht ein im Laufe der Zeiten durch feindselige Conjunctionen unterdrücktes und ausgerottetes Thiergeschlecht war. Vielleicht gibt eines Tages, wie bereits über so Manches, die Geologie auch hierüber nähere Aufklärung. Erst kürzlich hat der gelehrte französische Consul Fresnel in Ostindien ein ausfühliches interessantes Schreiben im Journal der Naturforschenden Gesellschaft in Paris über ein, der Aussage von Regensflüssen zufolge, in Borgia existiren sollendes Einhornfell samt Kopf veröffentlicht, worin es heißt, er habe einen einen Elaven an Ort und Stelle abgesendet, um diese Haut zu bringen und am somit eine anziehende, nicht ohne Mißtrauen aufgenommene Thatsache, auf palpable Weise bestätigt zu sehen. So brachte auch neulich das „Morgenblatt“, 1844, Nr. 155

und 230, in einem „Naturhistorisch-antiquarische Streifereien“ überschriebenen Aufsatze interessante Notizen über das Einhorn und den Rarnohal aus älterer und neuerer Zeit. Es scheint, als ob das Rarnohal früher bei mangelhafterer Naturkenntnis, larer kritischer Untersuchung und zugänglicherer Gläubigkeit häufig dem Landeinhorn als Attribut beigelegt worden wäre. Wenn ergreifen wir nun den sich darbietenden Anlaß, auch unsererseits einige antiquarisch-naturhistorische Daten, die wir dem zufälligen Besitze eines alten Manuscripts verdanken, hier zu Kurz und Vergnügen der Leser niederzulegen. Es schreibt nämlich unterm 6. März 1818 ein jedenfalls unterrichteter und belehener Mann Namens Hayden an einen hochgestellten Gönner am erzbischoflichen Hofe in Grätz: „In jüngst meinem zu Willachsein habe ich von Eurer Gnaden verstanden, daß Sie nicht glauben wollen, es sei ein Einhorn jemals auf der Welt gewesen. Nun finde ich aber, daß Paulus Jovius nicht allein dasselbige in seinem achtzehnten Buche mit aller seiner Gewaltthatigkeit beschreibt, sondern es gedenkt auch dessen Tob im neununddreißigsten Capitel mit diesen Worten: „Reinst du, das Einhorn werde dir dienen und werde bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm das Joch anknüpfen zum Acker zu gehen, daß es hinter dir pflüge?“ u. s. w. mit Mehrern. So sollen zu Afrika zwei ganze Einhörner gewesen sein. In Venedig bei St. Mary hat man zwei Hörner. In Paris desgleichen eins, so Clemens VII. dem Könige Heinrich II. verehret, als er ihm seine Ruhm, die Catharinam Medicam, verheirathen wollen. In Frankreich bei St. Dionysio Areopagita ist auch eins. Desgleichen zu Strassburg in der Hauptkirche; so noch sieben Schuh lang, ist auch eins gewesen; wie aber anno 1584 das Capitel dasselbst uneins worden und der lothringische Krieg entstanden, hat's der eine Theil davon gebracht. War so schwer, daß man's kaum mit zweien Händen heben können. Der König in Polen soll auch zwei haben. Adam von Clermont, ein Bürger von Antorf, hat anno 1565 eins nach Antorf gebracht, so Einer von Schemberg in Frankreich bekommen, dergleichen schöner ganz nie ein Potentat gehabt, wie ihm denn dessen der Senat daselbst Zeugniß gegeben. Ist drei Ellen weniger vier Daumen, oder sieben Schuh weniger einen halben Daumen lang gewesen, ein Schuh elf Daumen breit. Anno 1603 ist dieses Horn auch zu Mainz bei Etlichen, so Gift bekommen, probirt und statlich erfunden worden. Nicht weit von Basel ist ein Dorf, heißt Augst (Lateinisch Augustae Rauricorum), haben anno 1585 zweien Fischer ein solches statliches Horn im Rhein gefunden, aus dem Wasser gezogen und bei Seit gelegt, in Meinung, solches ein andermal mit sich heim zu nehmen und zu verbrennen. Indessen kommt ein anderer armer Mann, Holz zu klauen, findet's, will's zerhacken, kann lange nicht, endlich aber zerschmettert er's, nimmt so viel er kann mit heim, wirft's zum andern Holzhaufen und holt darnach das andere auch. Die nun das Weib damit eingeheizt, verbrennt zwar das andere Holz, das Horn will aber durch aus kein Feuer fangen. Das sieht das Weib, daß es kein Holz, sondern sonst etwas und schilt ihren Mann derentwillen, daß er nichts Besseres gebracht, wie das Weiberbrauch ist. Indem sie nun solches besser besichtigt, finden sie, daß es ein Horn, und wird das Geschrei offenbar, daß man davon discurtirt, es möchte ein Einhorn sein. Sobald solches die Fischer hören, kommen sie und begehren dasselbige, erlangen es auch bald, jedoch hat der arme Mann ihm heimlich davon ein Stück im Keller behalten. Es sind aber Leute viele Reilen Wegs gekommen und haben gedacht, wenn sie nur ein halb Pfund davon bekommen könnten, wollten sie zufrieden sein; haben aber 15 Loth davon bekommen. Dieses Horn hat Anfangs bei zwei Centner gewogen, denn eine Mannsperson leichter einen Bierling Weizen oder Roggen auf den Achseln als dieses Horn ertragen mögen. In Brugg in der Schweiz ist in dem Fluß Arula anno 1520 auch ein solches Horn gefunden worden. Anno 1585 ist in Nühren, etwa zwei Stunden von Aupzig, bei einem Flecken, Bausen genannt, in einem Wein-

berg ein ganzes Skelet eines Einhorns (?) gefunden worden, welches Zähne hat gehabt zu drei Pfund schwer, Füße wie ein Elefant, daß man gar ein Faust in ein Schienbein schieben können, wie ich denn die ganze Historie davon beschrieben habe. Darum die Maler weit irren, welche das Einhorn nur in der Größe eines Hirsches malen. Plinius beschreibet es also: „Asperima fera monoceros, reliquo corpore equo similis, capite cervo, pedibus elephanto, cauda apro, mugitu gravi, uni cornu nigro media fronte cabiturum duum eminente. Hanc feram vivam negant capli.“ Für meine Person bin ich wol der Meinung, daß Einhörner vor der Sündflut gewesen, das Geschlecht aber bald darauf aus Unfall untergegangen und kein lebendiges mehr vorhanden, wie denn kein einziger Mensch vorgekommen, der ein lebendiges gesehen. Und laße mich gar nicht hindern, daß Martin Forbisher, ein Engländer, in seiner Schiffsahrt, so er anno 1577 gegen Niedergang und Witternacht verrichtet, geschrieben, daß er in Americae Anibus extremis einen todten Fisch mit einem solchen Horne gefunden, welches die Kraft gehabt, daß, sobald man etwas Vergiftetes, als Spinnen und dergleichen, darauf geworfen, dieselben verdorben. Denn warum sollt es nicht auch ein Monoceros marianum sein können? Hab' ich doch gelesen, daß mancherlei Thiere wie auf Erden, also auch im Meere sind. Und dieses Alles schreib ich Eurer Gnaden für die lange Weil aus lauter Melancholie, weil ich nichts Wichtiges zu verrichten Lust oder Lieb hab, mit gehorsamer Bitte, mir solches gnädig zu verzeihen.“ So originell die ganze, Wahres und Falsches fest-sam confundirende Abhandlung, ebenso charakteristisch der Schluß, den wir dem Leser nicht vorenthalten wollten. 49.

Vorherbestimmung.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Männer, die auserselbst sind, eine hervorragende Rolle auf den Bretern der Weltgeschichte zu spielen, das Bewußtsein ihrer künftigen Größe in sich tragen und deshalb bei der Ungunst der Verhältnisse ihre Zeit abzuwarten wissen. Es sind aber zu viel Beispiele vom Gegentheil vorhanden, als daß man diese Meinung als Regel gelten lassen könnte. Cromwell wollte eben nach den Wildnissen Amerikas auswandern, als ihn das Nachtgebot Karl's I. zurückhielt; Napoleon beabsichtigte im Jahre 1796 in türkische oder persische Kriegsdienste zu treten, weil er unter den damaligen Verhältnissen seinen Weizen in Frankreich nicht blühen sah; der Herzog von Wellington war entschlossen, als er noch eine niedere Offiziersstelle bekleidete, den Abschied zu nehmen und wandte sich zu diesem Zwecke an den damaligen Lordlieutenant von Irland, Lord Camden, indem er ihn um eine Stelle beim Zollwesen bat. In allen diesen Fällen, wie bei den meisten großen Männern, ist die Feldanbahn vorzugsweise von den äußern Umständen bestimmt worden, mit deren günstiger Gestaltung sich ihre Hoffnungen zugleich mit dem immer klarer werdenden Bewußtsein der in ihnen liegenden Kräfte zur Bemeisterung dieser Umstände erhoben, bis sie endlich, durch den Erfolg der Versuche sich gemacht, ihrem Ströben ein Ziel setzten, an das sie früher nie gedacht, noch denken konnten. 12.

Literarische Anzeige.

Bei **H. A. Brodhans** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Offenbarung Johannis des Sehers.

Erklärt

von

A. G. J. von Brandt.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 125.

5. Mai 1845.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

Die historischen Denkmäler des französischen Bodens haben in der neuern Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin so fleißige und zum Theil aufgeklärte Bearbeiter gefunden, daß die Franzosen in den letzten Decennien mit Riesenschritten Dasjenige wieder einzuholen und gutmachen gesucht haben, was sie so viele Jahrhunderte lang zu ihrem großen Nachtheil mit unbegreiflicher Geringschätzung vernachlässigt hatten. Nicht nur werden wie bekannt unter den Auspicien der Regierung mit bedeutenden Geldopfern alle für die Geschichte nur einigermaßen interessante Schriftstücke der Bibliotheken des Königreichs edirt, sondern es befeßigen sich auch zahlreiche Privatgesellschaften und einzelne Gelehrte mit dankenswerthem Eifer, die schriftlichen Monumente der vergangenen Jahrhunderte dem Staube der Bibliotheken und der Vergessenheit zu entreißen und sie durch den Druck allgemeiner zugänglich zu machen. Während jedoch die Regierung vorzugsweise ihre Mittel und Unterstützungen der Herausgabe rein historischer Monumenten zuwendet, bleiben die Schriften von bloß literarischem Interesse mehr dem Eifer der Privatpersonen überlassen, ohne daß sie darum hinter jenen bedeutend zurückblieben. Raynouard, Paulin Paris, Francisque Michel, der Abbé Lebeuf, Leroux de Lincy und viele Andere haben eine Menge literarischer Documente veröffentlicht, die über das geistige Leben des Mittelalters reiche und befriedigende Aufschlüsse in großer Fülle gegeben haben. Wir entnehmen die folgenden Mittheilungen besonders aus Leroux de Lincy interessantem „Recueil de chants historiques français“. Die Übersetzungen der Lieder haben wir, um uns so wenig als möglich von dem Sinn zu entfernen, zwar in dem Verstande des Originals aber ohne Reim gegeben. Gegenstand ist überall nur das sich an historische Begebenheiten knüpfende Lied, nicht der Roman oder die Sage. Ebenso sind nur die eigentlich französischen, d. h. nordfranzösischen Lieder behandelt.

Vor dem 11. und 12. Jahrhundert findet man nur einige Spuren lateinischer Gedichte, die sich auf Zeitereignisse beziehen. Hildegard, Bischof von Meaux unter

Karl dem Kahlen, hat uns ein solches Gedicht aufbewahrt, welches den Sieg Chlotar's II. über die Sachsen angeblich im J. 623, und die Barmherzigkeit des heiligen Faron, der die Gesandten vom Tode rettete, feiert. Ein anderes Gedicht ist das auf die Schlacht bei Fontenay (841) von Angelbert. Ein drittes, von etwas besserer Latinität, besingt den Tod Hugo's, vermuthlich eines natürlichen Sohns Karl's des Großen. Man stellt darin folgende Strophe:

Nam rex Pipinnus lacrymasse dicitur
Cum te vidisset ullis absque vestibus
Nudum jacere turpiter in medio
Pulvere campi.

In den letzten Jahren des 11. Jahrhunderts sang man in Tours auf allen Straßen, ob in lateinischer Sprache oder in einer französischen Übersetzung bleibt dahingestellt, satirische Lieder gegen den jungen Archidiaconus Johann, worin man ihn eines verbrecherischen Umgangs mit dem Erzbischofe beschuldigte, der ihn deffenungeachtet und obgleich er allgemein Flore la Courtisane genannt wurde, auf den bischöflichen Sitz von Orleans zu bringen mußte. Bei Gelegenheit der feierlichen Einsetzung am Tage der St. -Innocents sang man ein Lied, welches so anfing:

Eligimus puerum, puerorum festa colentes,
Non nostrum morem, sed jussa regis sequentes.

Um dieselbe Zeit ging ein ähnliches satirisches Lied von Stadt zu Stadt, das gegen Landri Grafen von Auxerre gerichtet war, welcher durch seine Intriguen die Scheidung Robert's von seiner Gemahlin Constantia herbeigeführt hatte, wodurch Robert sich die Excommunication zuzog. Das Gedicht ging augenscheinlich von der Geistlichkeit aus, da es eine Menge Anspielungen aus der Bibel enthält und dem Landri die Namen Whitophel, Absalom, Jugartha, Catilina u. a. beigelegt werden. Es muß viele solcher Gesänge gegeben haben, die nicht auf uns gekommen sind, da Petrus, Vorsänger der Kathedrale von Paris, in seinem Verbum abbreviatum die Priester, welche, nach Beendigung einer Messe, die ihnen nichts eingebracht, eine zweite und dritte anstimmen, mit den Bänkelsängern vergleicht, die, wenn sie merken, daß die Chanson von Landri ihren Zuhörern nicht gefällt, das Lied von Narcisse, und wenn auch dieses nicht zusage, immer ein anderes aufspielen. Aus der Zeit vom

12. Jahrhundert an besäßen wir eine Menge gereimte Erzählungen wahrer oder fabelhafter Geschichten, die ursprünglich in kürzerer Form den Namen Chanson de geste führten und später, als sie länger, ausführlicher und complicirter wurden, den Namen Romans bekamen. So hat die bekannte Chanson de Roland in der ältesten auf uns gekommenen Fassung aus dem 12. Jahrhundert nur 1800 Verse, während sie in einem spätern Manuscript über 10,000 Verse zählt. Als sie Taillefer in der Schlacht bei Hastings sang, wie im Roman de Ron berichtet wird, war sie gewiß nur ein kurzes Lied. Die Einfälle der Sarazenen einerseits und die Erinnerungen an die Verheerungen, welche die normannischen Raubzüge über das Land gebracht andererseits, blieben mit dem heldenmüthigen Widerstand, welchen die Völker des gallischen Bodens leisteten, den Hauptstoff dieser sogenannten Chansons. Die Liebe spielt in ihnen gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Erst als, unter andern politischen Ereignissen, durch die Heirath der Eleonore von Guyenne mit Ludwig VIII., die Troubadours in Frankreich mehr Eingang fanden, lernten die nordfranzösischen Sänger die Huldigung des weiblichen Geschlechts auf eine feinere Art besingen. Die historische Genauigkeit ist aus zwei Gründen in der Chanson de geste nicht zu suchen. Erstens erlaubte die Unsicherheit der Quellen und die Unwissenheit der Dichter keine gründliche Erfassung ihres Gegenstandes. Zweitens hatten die vortragenden Jongleurs, welche von Schloß zu Schloß zogen, zu viel Rücksicht auf ihr Publicum zu nehmen, um liberall ihren Gesang gleichmäßig vorzubringen. So findet man, im Gegensatz zu der allgemeinen Tendenz, nach welcher irgend ein Kaiser Karl als Hauptperson auftritt, einzelne Chansons, in welchen gerade die Figuren Karls des Großen und Pipin's lächerlich gemacht werden und irgend einem angeblichen Heiden, welcher als Stammvater irgend eines Schloßherrn angenommen wird, unterliegen. Im Anfange des 12. Jahrhunderts finden wir eine lateinische Chanson mit französischem Refrain von Hilarius, einem Schüler Abälard's, gegen diesen Bestern. Als sich Abälard in eine einsame Gegend bei Provins zurückgezogen hatte, folgten ihm bekanntlich eine große Anzahl seiner Schüler dahin, und ließen sich um seine aus Schilf und Stroh gebaute Wohnung nieder, gleichfalls elende Hütten bauend und allem Lebensgenuss entsagend, um den berühmten und geliebten Lehrer auch ferner zu hören. Die Andacht und Wissbegierde dieser eifervollen Schüler wurde aber durch die Ankunft der Heloise, welche sich mit mehreren Frauen in derselben Gegend niederließ, vermuthlich etwas gestört, da nicht allen der rein geistige Umgang mit jenen so leicht werden mochte als ihrem Meister, wenigstens waren sehr verdächtige Gerüchte darüber im Umlauf, und ein Kuchhirt wollte sogar Manches gesehen haben, sodaß sich Abälard genöthigt sah, seinen Schülern die Weisung zu geben, den Ort zu verlassen und sich nach Amiens zu begeben. Der Schmerz und die Enttäuschung darüber war groß unter dieser zahlreichen Ju-

gend. Hilarius machte sich zum Dolmetscher ihrer Gefühle und schrieb die angeführte Chanson, deren Anfang lautet:

Lingua servi, lingua perfidia (sic)
Rixæ motus, semen discordiæ,
Quam sit prava sentimus odio
Hilacundo gravi sonante
Tort a pers vos n' mesire.

Eine andere Chanson aus diesem Jahrhundert, die schöne Audefroy-le-Bâtard Erembor betitelt, hat zwar kein geschichtliches Factum zum Gegenstande, enthält aber zwei interessante Andeutungen über die Gebräuche der Zeit. Es ist nämlich darin die Rede von den Frances de France, eine Benennung, welche lange Zeit hindurch nur den fränkischen Eroberern des Landes beigelegt zu sein scheint. Die Chanson fängt nämlich folgendermaßen an:

Im Reienmond zur Zeit der langen Tage,
Als Frankreichs Freie von Hofe fochten,
Ritt Renaud stolz voran dem ersten Buge.
Und wie er kam zur Burg der Erembor,
Roch' er die Augen nicht zu ihr erheben.
Ach Renaud, lieber Freund!

Ducange gibt in seinem Glossar bei dem Worte Franci die Erklärung, daß der Name Frances, nach einer alten coutume de parlement, nur denen beigelegt wurde, welche den öffentlichen Gerichtstagen und den von den Vairs gehaltenen sogenannten grands jours beiwohnen durften. Auch in der Chanson de Roland ist von Frances de France die Rede.

Die zweite Andeutung ist eine besondere Art der Bezeichnung. Es sagt nämlich die Dame, um den Lohn ihres eifersüchtigen Widders zu beschleunigen:

Renaud, um von der Schuld mich zu befreien, will ich
Mit hundert Jungfrau'n und mit dreißig Damen
Auf heiligen Reliquien dir schwören,
Daß nie ich einen Anderen geliebt als dich.

Nimm diesen Schwur und meinen Kuß zum Pfande.

O Renaud, lieber Freund.

Am Ende des 12. Jahrhunderts steht die Chanson des Königs Richard Löwenherz über seine Gefangenschaft. Die vielfach bestrittene Erzählung von der Auffindung des Orts seiner Gefangenschaft durch Blondel, seinen Sänger und Diener, ist durch die kürzlich gemachte Entdeckung eines Manuscriptes auf der königl. Bibliothek zu Paris, aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, welche übrigens schon der Präsident Fauchet citirt, und in welchem diese Geschichte erzählt wird, wol außer Zweifel gesetzt. Es bestehen zwei Versionen dieser Chanson, die eine in provenzalischer Mundart, die andere in nordfranzösischer. Es dürfte schwer zu bestimmen sein, in welcher Sprache Richard die Chanson geschrieben, da ihm beide gleich geläufig waren. Meist fehlerhaft sind die frühern Abdrücke, z. B. von Stinner 1772 in seinem „Katalog der Manuscripte der bernischen Bibliothek“, von Millot 1774 in seiner „Geschichte der Troubadours“, von Sismondi 1810 in seiner „Littérature du midi“. Raynouard gibt nur den provenzalischen Text. Leroux de Lincy hat endlich 1841 einen genauen Abdruck des nordfranzösischen Textes nach einem Manuscript aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts geliefert.

Nach diesem Texte folgt hier diese Chanson in einer wörtlichen Übersetzung, in dem Versmaß des Originals, aber ohne Reim:

Wer Gefekn trägt, der kann sein gutes Recht
Nur durch der Klage dumpfer Ton bekunden.
Es dichtet dann zum Troste sich ein Lied.
Ziel sind wir treu, doch sind die Gaben farg:
Schmach über sie, wenn ich um schönde Lösung
Zwei Winter hin gefangen.

Wohl wissen's meine Mannen und Barone,
Brute, Normann, Gasconner, Poiteviner,
Daß keinen meiner Treuen je ich ließ
Um Geldes willen in der Feinde Ketten.
Nicht sag' ich das zum Vorwurf, noch aus Haß,
Doch bin ich noch gefangen.

Wohl seh' ich nun, daß Todte und Gesang'ne
Nicht Freunde mehr und nicht Verwandte haben,
Da man aus Geiz mich hier verschmachten läßt.
Ich traur' um mich, doch mehr noch um mein Volk,
Das herber Tadel trifft, wenn ich hier sterbe,
Daß es mich ließ in Banden.

Nicht Wunder ist es, daß das Herz mir bricht,
Wenn fremde Herr'n die Länder mir verheeren.
O dächte Jeder doch des heil'gen Eides,
Der mir geleistet ward, wie ich des meinen.
Dann würd' ich wahrlich nicht mehr lange Zeit
Hier ein Gesang'ner sein.

Und die Gefährten, die ich stets geliebt,
Die von Cahors, und die aus Perche alte;
Durch Lieder hör' ich, daß sie untreu sind,
Mir, ihrem Herrn, der nie die Treue brach.
Bekriegten sie mich jetzt, es wäre ehelos,
Wo ich gefangen bin.

Sie wissen's wohl, die aus Anjou und Tours,
Die Ritter all' so reich jetzt und so ruhig.
Daß fern ich bin, gefangen, unter Feinden.
Sie könnten helfen, doch sie thun es nicht,
Sie steh'n gewappnet da und kriegesmächtig,
Und ich bin hier gefangen.

O, Gräfin, Schwester, eu'r gesang'ner König
Erhebt sein Fleh'n zu Gott, daß er euch schütze;
Du Gott, durch dessen Will'n er hier gefangen.
Nicht spreche ich von jener, die in Chartres
Die Mutter Ludwig's.

Richard besang aber nicht allein seine persönlichen Leiden; er wußte die Poesie auch zum Werkzeuge seiner politischen Plane zu machen, wie denn überhaupt im 12. Jahrhundert in dem Lande der Troubadours der Krieg ebenso eifrig durch Gesänge als durch Thaten geführt wurde. Man braucht nur an Bertrand de Born zu erinnern. Die nächste Veranlassung zu einem solchen geharnischten Liede gab dem Löwenherz der Abfall des Dauphin von Auvergne und des Grafen Guy, welche zur Partei des Königs Philipp August übergegangen waren, nachdem sie übrigens, wie man in der Einleitung des Originalmanuscripts liest, wie Richard im Stich gelassen und durch Philipp mit Waffengewalt dazu gezwungen worden waren. Richard's Sirvente fängt folgendermaßen an:

Dauphin, ich muß euch fragen,
Euch und den Grafen Guy,
Was ihr in diesen Zeiten
Als Krieger wohl gethan?

Ihr schworet mir die Treue
Und hüllet sie so schlecht
Wie Segrin dem Reinhard,
O Hastenherzen ihr!

Ihr hörtet auf zu streiten
Als ich nicht mehr gezagt,
Und wußtet doch, daß Ghiron
Nicht Gold noch Kupfer hat,
Ihr wollt 'nen reichen König,
Tapfer und treu dem Wort,
Bin ich denn farg und feige
Daß ihr mein Banner flieht? u. s. w.

Der Dauphin antwortet nicht, auf diesen poetischen Angriff durch ein ähnliches Lied zu antworten, worin er Richard alle die Vorwürfe zurückgibt, die dieser ihm gemacht. Richard's Sirvente ist in der Mundart von Poitou, welche des Königs natürliche Sprache war, des Dauphins Antwort ist provenzalisch.

Als Richard in dem Kriege gegen den Dicomte von Limoges vor dem Schlosse Chalus an den Folgen eines Pfeilschusses starb, ließen die Sängler des Nordens und Südens ihre Klagen über den Verlust des gefeierten Dichters, ohne Rücksicht auf Parteilichkeiten, einstimmig ertönen. Es ist uns bis jetzt wol nur ein Gedicht über dieses Ereigniß bekannt geworden, nämlich das von Gaucelm Faidit, aus Uzerche, welchen Richard, als er noch Graf von Poitou war, bei sich aufgenommen hatte. Das Klagelied, welches er seinem ehemaligen Herrn widmete, wurde sogleich in die nordfranzösische Mundart von Poitou und Anjou übersetzt und fand allgemeinen Anklang. Auch diese Übersetzung, von einem ungenannten Verfasser, ist auf uns gekommen. Das provenzalische Gedicht findet sich bei Raynouard. Der Anfang des Gedichts lautet:

Wie hart ist's, daß so grenzenlosen Schmerz,
Das größte Weh, das je der Mensch empfunden,
Droh aller Zeit die Thränen fließen werden,
Ich jetzt befangen muß in meinem Liede.
Denn er, des Heldenthums Haupt und Vater,
Der mächtigste Richard, Englands tapf'rer König,
Er ist nicht mehr. O Gott, welch ein Verhängniß!
Wie ist so schwer die Trauermähre zu tragen,
Ein Herz von Stein hat, wer sie kalt vernimmt u. s. w.

Das Gedicht besteht aus fünf neunzeiligen Strophen, deren Reimstellung und Anordnung nahe an die achtzeilige Stange oder Octave der Italiener grenzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Geschichte der neuesten Zeit. Aus dem Tagebuche eines Jesuiten und den mündlichen Mittheilungen eines Ausgeschiedenen. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845.

Der Herausgeber dieser merkwürdigen Geschichte leitet sie mit den Worten ein, daß er es für seine Pflicht halte, durch ihre Veröffentlichung „auch demjenigen Theile des Publicums, welcher in dem gerechten Aufstande eines Volks gegen die Urtreibe eines verderblichen Ordens gleichgültig geblieben ist, oder welcher die Geschichte desselben zu wenig kennt, um sie nach Verdienst zu würdigen, die Augen zu öffnen“. Er beauftragt sich, so unerhört auch die darin erzählten Begebenheiten in unserer

Zeit schienen, auf das Beugniß mehrerer noch lebender Personen, „die theils selbst in diesem traurigen Drama eine Rolle spielten, theils in gewisser Hinsicht Opfer dieser Ereignisse wurden“.

Die alle Moral niedertruetenden Grundsätze, auf denen der Jesuitismus beruht; die verabscheuungswürdigen Theorien, vor denen er ausgeht, sind bekannt genug. In dieser angelich „wahren Geschichte der neuesten Zeit“ soll nun ein Stück seiner schauerhaften Praxis mitgetheilt werden. Weiß man auch, daß für die Jesuiten ein Menschenleben nur insofern Werth hat, als es ihren Zwecken dient; gedenkt man der Opfer, die ihnen schon seit Jahrhunderten gefallen: so übersieht man doch allzu leicht, welcher lang gesponnener Intrigue sie fähig sind; auf welchen weiten, langsamen Um- und Schleichen sie leise, aber sicher, auf ihr Ziel hinarbeiten; wie sie ihr Opfer, das sie zur Erreichung eines ihres Zwecke auszuweisen, umgarnen, es an unsichtbaren Fäden leiten, daß es — ob es wolle oder nicht — unfehlbar in ihre Schlingen fälle. Eins dieser teuflischen Gespinnste, dieser Höllengewebe will die „wahre Geschichte“ enthüllen.

Wir erfahren zuerst von einer angeblich früher in M. bestandenen Gesellschaft der „opfernden Götter“. In diese Gesellschaft, einer Vorstufe zum Jesuitismus, wird ein junger Baron von B. eingeführt. Die Symbole und Mythen, in welche sie sich hüllte, ziehen ihn nicht an; dagegen imponirt ihm die Idee von dem „im Menschen wohnenden Götterkraft“, welche die Gesellschaft proclamierte. Bis zum höchsten Grade, dem sogenannten Herrengrade, in welchem sich die Adepten Knechte nannten, und der zum raffiniertesten Lebensgenuß führte, wobei denn auch Frauen eine Rolle spielten — bis zu diesem Mythenreich gelangte der junge Mann, Edelstein genannt, nicht, da ihm unterdessen das schöne Mythenreich einer wahren, reinen Liebe aufgegangen war. Diese Liebe wird ihm zuerst durch die Ränke der Jesuiten und dann durch den Tod geraubt. Von einem dazu bestimmten Werkzeuge wird in das vereinsamte, zur Schwärmerei geneigte Gemüth Edelstein's der Same des Egoismus und des Fanatismus gestreut und ihm später nur darum abgerathen, in die Gesellschaft Jesu zu treten, um ihn desto sicherer dazu zu bewegen. Das Beispiel seines besten Freundes, der früher schon verleitet wurde, sich in das Collegium zu G. in der Schweiz zu begeben, und durch den später nach seinem Austritt die ganze gräßliche Geschichte dem Herausgeber derselben bekannt geworden sein soll, befestigte Edelstein's Entschluß, ebenfalls in jenes Collegium einzutreten. Erst nach seinem dortigen mehrjährigen Aufenthalte wird ihm der Auftrag, gegen hoch- aber ihm sehr nahestehende Personen *) ein schändliches, verrätherisches Spiel zu spielen, wodurch der Orden sich Eingang in den Staat, mit der Hauptstadt M., zu verschaffen gedenkt. Jetzt gehen dem Verblendeten die Augen auf, er verweigert den geschworenen Gehorsam und muß nach langen Hunger- und Krankheitsqualen in einem der tiefen Keller des Collegiums zu G. eines jämmerlichen Todes sterben. Wäre diese Geschichte ein Roman, er wäre interessant genug. Aber außer den Worten des Herausgebers, der, wie wir aus sicherer Quelle wissen, einem berühmten adeligen Geschlechte angehört, scheint einigermaßen auch die einfache, unmittelbare Darstellung in diesen Briefen und Tagebuchblättern dafür zu sprechen, daß nicht Alles Erfindung ist. Schade, daß der Herausgeber, der die Aufmerksamkeit bis zum Ende der Geschichte in Spannung zu erhalten weiß, sich zu einigen Ausschmückungen verleiten ließ, wie es z. B. ohne Zweifel die ganz überflüssige Vision S. 70 ist.

Wäge in der Publication dieser „wahren Geschichte“ auch eine Aufforderung für Andere liegen, denen irgend etwas von der engern oder weitem Wirksamkeit des Jesuitismus bekannt ist, ohne Scheu damit ans Licht zu treten, damit mehr und mehr die geheimen Machinationen dieses Feindes der Mensch-

heit offenbar werden, damit seine schon öfters wankende Macht im 19. Jahrhundert, das so Bedeutungsvolles in seinem Schooße trägt, endlich stürze, um sich nie wieder zu erheben. 59.

Literarische Notiz aus England.

Lady-Blessington.

In England ist Lady Blessington eine der gelesesten Schriftstellerinnen, mehr vielleicht weil ihre Schriften einen Abganz von der aristokratischen Welt geben, deren so heiß ersehnte und doch nie zu erreichende Höhen das große englische Publicum wenigstens aus der Ferne zu betrachten liebt, als wegen ihres zwar mehr zerstückten als kräftigen, aber doch noch genügend bedeutenden Talents der Erfindung und Darstellung. Für uns Deutsche hat sie noch andere Vorzüge. Lady Blessington hat seltene Gelegenheit gehabt, den menschlichen Charakter in einer großen Mannichfaltigkeit von Phasen, vorzüglich aber in der fashionablen Welt zu studiren. Ihre hohe gesellschaftliche Stellung, ihr Verkehr mit den Comititäten der vornehmen Welt, ihre Reisen und ihre Bekanntschaft mit fast allen literarischen Berühmtheiten der letzten zwanzig Jahre haben ihr den Stoff zu den zahlreichen Werken geliefert, in denen sie ihre reichen Erfahrungen mittheilt. So hat sie uns eine Reihe Sittenbeschreibungen aus der Gegenwart Englands gegeben, die ihrem Talent und ihrer Gelegenheit zum Beobachten die Wahrheit und die Treue, ihrer Phantasie die Lebendigkeit der Schilderung und die Anmuth ihrer Form verdanken. Ihrem neuesten Werke: „Strathern, or life at home and abroad“, wohnen diese Vorzüge in noch höherm Grade bei als ihren frühern. Konnte man die letztern nicht ganz von einer gewissen Einförmigkeit freisprechen, die der enge Kreis, in dem sie sich bewegten, fast vorschrieb, so hat die hochgestellte Dame diesmal nicht nur die glänzende Oberfläche der vornehmen Welt dargestellt, sondern auch ihre Reversoite in den Thorheiten und raffinierten Lastern, die eine üppige Hypercivilisation erzeugt. Der Hauptzweck der Verfasserin scheint diesmal nicht der gewöhnliche der Romanbildner gewesen zu sein, nämlich die Darstellung der Gefahren, welche dem strebsamen Helden, der sich erst sein Glück gründen will, auf seinem Lebenspfad drohen, sondern die Gefahren, welche die Jugend, welche alle Gaben des Glückes und der Natur im Übermaß besitzt und die der Meinung der Welt nach gewöhnlich durch einen Blumengarten geht, zu besetzen hat. Lady Blessington läßt ihren Helden und ihre Heldin jung, schön, unermesslich reich und von zahlreichen Freunden umgeben ihren Lebensweg antreten — kurz, sie gibt ihnen im Anfang schon alles Das, was andere Novellisten das auserwählte Paar erst am Schluß des Romans gewinnen lassen. Aber doch überzeugt sie den Leser in der Laufbahn von Strathern und Louise Sydney, daß selbst so hochbegünstigte Kinder des Schicksals Gefahren, Misgeschick und Schmerzen ausgesetzt sind, die man sonst geneigt ist nur als die Erbschaft der Söhne und Töchter der Armuth zu betrachten. Sie führt sie in das Ausland, versetzt sie unter ihre Landeskente in Italien und Frankreich, wo ihrer Versuchungen und Prüfungen harren, denen weder Jugend noch Reichtum entgehen kann. Sie leiden, und leiden tief und schwer. Reid, Verleumdung, Verkanntwerden und Verkennen stürzen sie in Bedrängnisse, wie sie nur die Unglücklichsten der Menschenkinder treffen können. Endlich werden beide Liebende durch die christliche Barmherzigkeit ihrer Standesgenossen voneinander getrennt und haben jetzt Jedes für sich allein schwere Prüfungen zu leiden. Zuletzt durch Unglück gebeßert und gereinigt, erkennt Jeder des Andern Werth und die eigenen Fehler, durch deren Benutzung ihre arglistigen Rathgeber sie einander entfremdet hatten; sie versöhnen sich wieder und stellen ihr Lebensglück auf eine Grundlage, wo es nicht von Zufällen und Feinden erreicht werden kann. Das ist der Kern des Romans, der sich in rascher Handlung und mannichfaltigen Scenenwechsel vor dem Leser entwickelt. 6.

*) Der Jesuitenzögling soll der natürliche Sohn eines deutschen Fürsten sein.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Von den Liedern, welche sich auf die Kreuzzüge beziehen, athmen beinahe alle die meisten nur Liebesklagen, das Bedauern, die Dame des Herzens verlassen zu müssen, oder Befürchtungen und Ermahnungen hinsichtlich des Verbleibens während der Abwesenheit der Ritter von ihrem Vaterlande u. dgl. m. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen Gesängen dieser Gattung, die das Ereigniß selbst zum Gegenstande haben, ist das älteste ein vor nicht langer Zeit in der Parleianischen Bibliothek zu London aufgefundenes und von Delarue zum ersten Male veröffentlichtes Gedicht, welches zur Zeit geschrieben wurde, als Ludwig der Jüngere das Kreuz nahm, und eine Aufforderung an das Volk enthält, an dem heiligen Kriege Theil zu nehmen. Der Verfasser ist nicht bekannt. Das Gedicht befindet sich in einer gereimten Chronik über die Geschichte der Herzöge von der Normandie von Benoit von Saint-More. Duesnes de Bethune schrieb ebenfalls mehrere begeisterte Gedichte, um theils für den Kreuzzug aufzumuntern, theils die Streiter Christi selbst in ihrer Pflicht zu erhalten. Er eifert gegen die Saumseligen, die Ehrgeizigen, welche nur Eroberungen in Palästina für ihre Rechnung zu machen suchten, und besonders gegen diejenigen, welche das zu dem heiligen Zwecke zusammengebrachte Geld anzugreifen wagten. Gewiß blieben bei der einflussreichen Stellung des Dichters diese Ermahnungen nicht ohne Erfolg und beschleunigten wol die Abreise des Königs Philipp August zu dem Zuge, welcher mit der Einnahme von Ptolemais endigte. Man weiß, daß der König das Kreuzheer für seine Ehre viel zu früh verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Duesnes de Bethune folgte ihm. Da schleuderte Hues de la Ferté, ein wegen seines satirischen Geistes damals berühmter Ritter, gegen Duesnes und den König ein Spottgedicht, welches bald sehr allgemein bekannt wurde und den Erstern so empfindlich berührte, daß er bald darauf im J. 1198 an dem Zuge gegen Konstantinopel Theil nahm und einer der Ersten die Fahne aufpflanzte. Das Gedicht besteht aus einer sechsheiligen und zwei achtheiligen Strophen. Es lautet folgendermaßen:

Trotz aller Heiligen und trotz Gottes Willen
Kommt Duesnes zurück, und schlecht sei er empfangen!
Schmach über ihn und seine Predigten,
Schmach über Jeden, der ihn nicht verhöhnt,
Wenn Gott ihn einst in großen Nothen sieht,
Wird er ihn auch, wie jener ihn, verlassen.

Sieh nicht mehr Duesnes, es ist vergeb'nes Mü'h'n,
Denn deine Lieder finden nicht mehr Glauben,
Du ziehst es vor, hier Schmachbedeckt zu leben,
Statt freudig dort im heil'gen Kampf zu sterben.
Man zeigt auf dich als der Ungläub'gen einen,
Treu'brüchig bist du, wie dein schwacher König.
Gott wird, da er mit Allmacht uns beherrscht,
Des Königs nie und nie sich dein erbarmen.

Wie tapfer warst du Duesnes mit deiner Zunge,
Wie kriegerisch predigtest du allem Volke,
Und wollte irgend wer zu Hause bleiben,
Du spottest Schmähung nicht und bitterm Tadel.
Nun kommst du selbst, den Herd dir zu besudeln,
Viel räudiger als du hinweggezogen,
Bewahr dein Kreuz nur und verstek es gut,
Denn ruhmlos bringst du's, wie du's mitgenommen.

Ein anderes, angeblich von mehreren Herren des Hofes verfaßtes Lied enthält eine ehrerbietige, aber energische Ermahnung an den König, die Sache des Glaubens nicht aufzugeben. Es scheint im heiligen Lande selbst gedichtet worden zu sein, da es in demselben heißt:

Wenn du, o König, jetzt nach Frankreich kehrst,
So wird Champagne und alle Völker sagen,
Daß du Verrath geübet an den Deinen.

Später, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, findet sich noch ein Gedicht von Hues de St.-Quentin und zwei von Thibaut, Grafen von der Champagne und König von Navarra, welche zur Eroberung des heiligen Landes auffodern.

Wenn das Lied so auf einer Seite zur Begeisterung der Völker für eine großartige Sache gebraucht wurde, so diente es nicht minder in jener Zeit zur Förderung von Parteizwecken und innern Fehden. So wurde zur Zeit, als Philipp August die Feste Thonars in Poitou belagerte und den Vicomte Aimery, der seine Partei verlassen und sich zu den Engländern geschlagen hatte, hart bedrängte, von diesem oder einem seiner Anhänger ein sehr charakteristisches Lied verfaßt, in welchem alle Herren von Poitou namentlich aufgefodert werden, sich um Aimery zu scharen, ihren gemeinschaftlichen Hott, die

Feste Thours zu vertheidigen und die Hülfe des deutschen Kaisers anzurufen. Es wird darin unter Anderm auch dem Könige der Vorwurf gemacht, er habe Vorbeur für einen spanischen Raufesel hingegeben, mit Bezug auf die den Vorbelesen vom Könige verweigerte Hülfe, als Alfons die Stadt belagerte und die Einwohner sich den Franzosen in die Arme werfen wollten.

Als nach dem Tode Ludwig's VIII. seine Witwe Blanca von Castilien unter dem Einflusse des Cardinal-Legaten (Sant-Angelo) die Regentschaft übernahm und den eifürigen Thronfolger nach Rheims zur Krönung führen wollte, verweigerten die meisten der großen Barone des Reichs unter allerlei Vorwänden, bei dieser Ceremonie gegenwärtig zu sein. Es bildete sich bald die bekannte Ligue, an welcher selbst der Graf Thibaut von der Champagne, obgleich Anhänger der Königin-Witwe, Theil nahm, um eine ihm widerfahrne Beleidigung zu rächen. Die Familie der Capetinger wurde des Thrones für verlustig erklärt und der Hr. v. Coucy als Prä-tendent aufgestellt. Diese allgemeine Bewegung regte zu verschiedenartige und mannichfaltige Interessen an, als daß man nicht gegenseitig alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte, um seine Zwecke nach Kräften zu fördern. So wurde denn auch die immer wirksame Waffe der Chansons in Anwendung gebracht. Von den drei Gesängen, die mir vorliegen, ist der eine gegen die Königin-Witwe gerichtet. Es wird ihr d'kein mit Bitterkeit Veruntreuung des Geldes ihres Sohnes des Königs, zu Gunsten der Spanier, und verbrecherischer Umgang mit dem Grafen Thibaut von Champagne vorgeworfen. Der Ton der Chanson ist bitterer und gereizter als alle früheren Gedichte dieser Art. Der Dichter verspottet auch sehr scharf ihr Verhältniß zu Rom, von wo sie die Gewalt bekommen habe, alles Schlechte für gut auszugeben und jeglichen Schurken allsogleich zu kanonisiren. Die politischen Lieder dieser Zeit bilden schon einen Vorstadium zu der Satyre Ménippée, welche wir im 16. Jahrhundert unter ähnlichen Partekämpfen mit Erfolg für Heinrich IV. im Kampfe gegen die Anmaßungen der römischen Curie streiten sehen werden.

Die zweite Chanson ist besonders gegen Thibaut gerichtet, der sich durch seine Liebe zur Königin verleiten ließ, die Partei der Barone zu verlassen. Auch wird ihm indirect darin der Vorwurf gemacht, daß er den König Ludwig VIII. vergiftet, um in den ungestörten Besitz des Gegenstandes seiner Liebe zu kommen. Beide Anschuldigungen finden sich auch in andern gleichzeitigen längern Gedichten und Chroniken, wie z. B. in der „Chronique de Saint Magloire“, bei Philippe Mouskes, Mathieu Paris u. A.

Die dritte Chanson von Hues de la Ferté ist besonders an den König gerichtet, und fällt in die Zeit, wo derselbe nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre selbst die Regierung übernehmen sollte. Sie gibt dem König guten Rath im Sinne der Partei und berührt alle hauptsächlichsten Zeitfragen. Um 1288 wurde auch in England von einem Geistlichen eine französische Chanson ge-

bichtet über die Erpressungen, welche Heinrich III. gegen die Geistlichkeit anordnete, als er, um seinen Sohn auf den Thron von Sicilien zu bringen, den Papst durch bedeutende Geldsummen gewinnen zu müssen glaubte. Das Gedicht findet sich in Wright's „Sammlung der politischen Gesänge Englands von Johann bis Edward II.“ (London 1839). Ebendasselbst finden sich auch noch zwei französische Gedichte zu Ehren Simon's de Montfort, zweiten Sohnes des durch seinen Kreuzzug gegen die Albigenser bekannten Heerführers gleiches Namens, welcher in dem Aufstande der englischen Barone gegen Heinrich III. eine Hauptrolle spielte.

Ein merkwürdiges Gedicht dieser Art ist die um 1270 von einem französischen Baron, dessen Name nicht bekannt ist, gegen die unter dem Namen Etablissements bekannten Verordnungen des heiligen Ludwig, wodurch er die Feudalrechte wesentlich einschränkt, gerichtete Chanson. Der Dichter ist empört über diese vermeintliche Freiinträchtigung, die doch nur dazu dienen sollte, einen geseglichen Zustand im Lande herbeizuführen, und nennt sie geradezu eine Erfindung des Teufels. Das Manuscript ist von Leroux de Lincy aufgefunden und 1839 zum ersten Male publicirt worden. Einige Strophen sind leidenschaftlich; die zweite ist ruhiger. Sie lautet:

Ich weiß gewiß, daß Gott sie niemals will
Die Knechtung, die man heutzutage übet.
O freier Muth, wie bist du so dahin!
Will Niemand sich zu deinem Schutz erheben?
Wol könntest du mit Kraft und Muth dich zeigen,
Denn unser König ist dir wahrlich hold;
Doch ach! der Edlen sind so wenig nur
Die um ihn sind;
Denn außer ihm ist's Einer oder zwei.
Er aber ist vom Pflaßenvolk umstrickt,
Daß er nicht weiß zu helfen;
Und so braut man zusammen
Die Dohlethat und die Sünde.

Im 14. Jahrhundert, 1368—71, besang Guesclache Deschamps, einer der besten lyrischen Dichter der Zeit in einer hübschen Ballade die Geburt der beiden Söhne Karl's V. von Frankreich, von denen der letztgeborene von Bertrand du Guesclin aus der Laufe gehoben wurde. In einer andern Ballade befinzt er den Lob des Helden Bertrand du Guesclin, und in einer dritten den 1394 zwischen England und Frankreich geschlossenen achtundzwanzigjährigen Waffenstillstand.

Froissart berichtet uns, daß um dieselbe Zeit, etwa 1375, als Johann v. Montfort und Karl v. Blois sich um die Bretagne stritten, die jungen Mädchen in Quimperle auf Jean Devereux, einen tapfern und klugen Ritter von der englischen Partei, welcher sich dort in der Stille eine Festung erbaut, von wo er das umliegende Land eben nicht schonte, einen Gesang gemacht hatten, der, bald von Mund zu Mund gehend, allgemein gesungen wurde und auch bis zu den bei Lannhale versammelten bretagnischen Baronen gelangte. Diese sprachen: Wahrlich, die Kinder müssen uns lehren, wohin wir unsere Waffen zu führen haben, und zogen hin vor die Burg, um sie zu nehmen, mußten aber unvorbereitet

Sache abziehen, da der Herzog von Bretagne seinem Vasallen zu Hülfe kam. Der Refrain dieser Chanson lautet:

Hütet euch vor der neuen Burg,
Ihr, die das Land durchzieht,
Denn drinnen haust in Sauf und Braus
Herr Johann Devereux.

Unter Karl V. hatte Paris einen Prevôt, Hugues Aubriot, der sich durch eine Menge vortrefflicher Einrichtungen höchst verdient um die Stadt gemacht hatte. Durch seine Strenge gegen den Unfug der Studenten verdarb er es aber mit der Universität, deren Rector es dahin zu bringen mußte, daß er der Ketzerei angeklagt und vor ein Inquisitionsgericht gestellt wurde. Die Anklage gründete sich besonders auf das Factum, daß er einigen Juden, denen man die Kinder gestohlen hatte, um sie zu taufen, dieselben wieder zusetzen ließ. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß und öffentlicher Abbitte verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Studenten ein Spottlied auf ihn gesungen, von welchem jede Strophe mit einer sprüchwörtlichen Sentenz endet, und worin ihm über die meisten seiner wohlgemeinten Einrichtungen bittere Vorwürfe gemacht werden. Das Lied hat 22 Strophen. Als Probe folgende zwei:

Du schworest, des Königs Befehle
Und die der Universität.
Nach besten Kräften zu schützen
Sowie auch das Wohl der Stadt;
Doch hast du's mit nichts gehalten,
Drum wirst du von Allen verleugnet,
„Wer Lauch sät, jublet nicht zu früh.“
Und als du in Ehren und Würden,
Da war dir kein Ding mehr recht,
Verfolgstest mit deinen Befehlen
Studenten und Frauen sogar.
Drum sitzt angesetzt du in Banden,
Wie dir's auch mit Recht gebührt,
„Wer zu viel will, erreicht nichts.“

Der Wahnsinn Karl's VI. gab der Dichterin Christine de Pisan, die an seinem Hofe lebte, den Stoff zu einer Complainte, die nicht ohne dichterischen Werth und voll tiefen Gefühls ist. Diese ausgezeichnete Frau, obgleich in Italien geboren, nahm den lebhaftesten Antheil an Allem, was ihrem Adoptivvaterlande begegnete. So besang sie auch in drei Balladen den berühmten Kampf und Sieg der sieben französischen Ritter über sieben englische Ritter, von denen sie herausgefordert worden waren, und welcher in der Gegend von Bordeaux bei Montendre, unter Vorsth des Herzogs von Orleans, 1402 stattfand. In der zweiten Strophe macht sie die französischen Ritter namhaft; sie lautet:

Ihr, guter Herr von Châtel, der ihr gern
Bei Denen weilt, die stark und wohl erfahren;
Und ihr, Bataille, so tapfer und so fest,
Und Barbagan, den Niemand mag verachten.
Champagne auch ihr, so hohen Muthes voll,
Und Archambaut, Elignet so schön gewappnet,
Arcaoulis, ihr alle sieben gebt
Beispiel den Guten, Freude euren Damen,
Wohi seid ihr's werth, den Loberkranz zu tragen.

Der letzte Vers wiederholt sich bei jeder Strophe. Im

J. 1404 besang sie noch den Tod Philipp's des Kühnen, Herzogs von Burgund, den sie indeß mit einiger Übertreibung lobt.

Der Zustand Frankreichs nach der schrecklichen Niederlage bei Azincourt war im höchsten Grade traurig. Michelet sagt in seiner „Geschichte Frankreichs“ darüber: „Nach der Schlacht bei Meloria, welche die Pisaner verloren, sagte man: Wollt ihr Pisa sehen? geht nach Genua. Ebenso hätte man nach der Schlacht bei Azincourt sagen können: Wollt ihr Frankreich sehen? geht nach London.“ Inmitten dieses Jammers, sagt Monstrelet, dichteten einige clercs ein Klageslied über den Untergang des Reichs und den Verfall der Kirche. Es hat drei Strophen und bietet wenig Besonderes dar:

(Der Beschluß folgt.)

Eine Reise nach Rom von Ignaz Feitteles. Mit einer biographischen Skizze desselben von August Lewald. Siegen und Wiesbaden, Friedrich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch ist die letzte Arbeit des Verf., der, im Begriffe seine Reise nach Italien zu beschreiben, nur bis zu seinem Aufenthalte in Rom vorgerückt war, als ihn der Tod überreichte. August Lewald berichtet von ihm in der vorangeschickten biographischen Skizze, daß er, 1783 zu Prag von wohlhabenden jüdischen Eltern geboren, daselbst die Rechtswissenschaft studirt, dann aber, zum Geschäft seines Vaters übergehend, ein sogenanntes offenes Waarengeschäft auf der hohen Brücke in Wien etablirt, sich jedoch nebenbei, als Doctor der Philosophie, fortbauend mit der Literatur, und, als genauer Freund Beethoven's, mit der Musik beschäftigt habe. Der Mittelpunkt seiner literarischen Thätigkeit war die ihm sehr am Herzen liegende Frage der Judenemanzipation, in deren Interesse er seine „Gedanken an der Wiege eines Kindes jüdischer Eltern“, seine kritischen Bemerkungen zur Abhandlung des Prof. Rosa: „Die Quellen des heutigen ärztlichen Mißbehagens“, wie auch eine Menge von Artikeln in Wiener Blättern und von Correspondenzen für Lewald's „Europa“ schrieb. Das einzige größere Werk, das er hinterlassen, ist sein „Ästhetisches Lexikon“ (Wien 1834). Es steht, unter dem Einflusse des österreichischen Stabilitätsprinzips, allerdings nicht auf der Höhe der Zeitideen, zeugt aber von Fleiß und Geschmack.

Der vorliegenden „Reise nach Rom“ merkt man es allerdings nicht an, daß ein fast sechzigjähriger Greis sie gemacht und beschrieben, so frisch, so kräftig: ist der darin wehende Geist, so lebhaft, so elastisch der ihn umspannende Ausdruck. Das Thema ist freilich sehr abgegriffen, die Geleise aller nach und durch Italien führenden Wege sind bis ins Bodenlose ausgefahren, und dennoch blättert man mit Vergnügen in diesem Buche; es entgeht dem Vorwurfe langweiliger Wiederholung nicht sowol, weil Italien, wie Feitteles in seiner Bescheidenheit behauptet, ein für die Reisebeschreiber aller Zeiten unerschöpflicher Schatz, sondern vielmehr, weil es von ihm selbständig betrachtet und originell reflectirt ist. Seine Worte: „Sieht auch Jeder Dasselbe, so hat er doch seine eigene Pupille“, sind nur in sehr beschränktem Maße wahr, denn es gibt Menschen, die niemals mit eigenen Augen sehen. In dem Proömium des vorliegenden Buches spricht Feitteles selbst seine Absicht bei Abfassung desselben folgendermaßen aus: „Ich bin nicht gewillt, eine förmliche Beschreibung Italiens zu liefern, kein Reisehandbuch, höchstens etwas für Herz und Verstand. Nur in aphoristischer Art und Weise werde ich Einzelnes besprechen, mitunter von der Anschauung zur abstracten Idee, von der abstracten Idee zum historischen Fragment, vom histo-

rischem Fragment zur Betrachtung, zur reflectirten Pointe schreiten, eigentlich springen. Allerdings mag eine solche ruhlose Form getadelt werden, sie ist am Ende Nichts als das Dolce far niente eines vagen Geistes, der am Strande Verlen sucht und sie in das Meer wirft, um der kleinen Wellen sich zu freuen. Aber ich denke: durch eine solche wechselnde kaleidoskopische Form das Mittel gegen die fürchterlichsten aller Krankheiten gefunden zu haben, die ein Buch treffen kann — das Mittel gegen die Langweile; daher über Manches nicht sowohl flüchtig, als kurz. Man muß abbrechen verstehen; die Hälfte ist oft mehr als das Ganze, hat schon der alte Hesiod gesagt, und je kleiner die Dosis, desto größer die Wirkung, behaupten neuere Ärzte.“

Den also vorgezeichneten Weg hat der Verf. strenge befolgt und die erstrebte Wirkung dadurch erreicht. 44.

Notizen.

Lamartine über Geschichtschreibung fürs Volk.

In einer bereits vor längerer Zeit erschienenen Flugschrift entwickelt Lamartine sehr treffliche und beachtenswerthe Ansichten, in welchem Geist und Sinne man Geschichte für das Volk schreiben müsse. „Man muß dabei“, bemerkt er unter Anderm, „die Wahrheit allein im Auge halten. Auch meine man ja nicht, daß Einem deshalb weniger Aufmerksamkeit geschenkt oder daß man weniger volksbeliebt dadurch werden würde. Das Volk zu belehren durch Thatfachen, durch Ereignisse, durch die verborgene Bedeutung jener großen geschichtlichen Schauspiele, von denen die Menschen bloß die äußern Auftritte und die Darsteller sehen, aber deren Plan durch eine unsichtbare Hand angelegt ist; ihnen das Erkennen, das Urtheilen, das sich selbst Maßgeben beizubringen; sie in den Stand zu setzen, Diejenigen, welche dem Volke Dienste leisten, von Denen, welche es irreleiten, Diejenigen, welche blenden, von Denen, die erleuchten, zu unterscheiden; jeden großen Mann oder jedes großes Ereigniß aus seiner eignen Geschichte zu erklären und zu sagen: „Wagt sie selbst, nicht mit dem falschen Gewicht eurer Leidenschaften, eurer Vorurtheile, eures Bornes, eurer Rationalität, eurer beschränkten Vaterlandsliebe, sondern mit dem richtigen Gewicht des Weltbewusstseins des Menschengeschlechts und der Zuträglichkeit der That für die Sache der Gerechtigkeit“; sie zu überzeugen, daß jedes Volk seine Stelle, seinen ihm angewiesenen Standort, jede Gesellschaftsclasse ihre verhältnismäßige Wichtigkeit vor dem Weltgeist hat; das Volk deshalb zu lehren, sich selbst zu achten und mit vollem Bewußtsein seines Thuns und Lassens, mit hingebendem Eifer theilzunehmen an der fortschreitenden Erfüllung der großen Entwürfe der Vorsehung; mit einem Worte, in den Menschen ein sittliches Bewußtsein zu wecken und dieses Bewußtsein an großen Ereignissen und Männern ihrer Geschichte und an ihnen selbst zu kräftigen — dies hieße, wie ich zu behaupten wage, dem Volke mehr geben als Herrschaft, Macht oder Selbstregierung; es hieße ihnen Bewußtsein, das Urtheil und die unbeschränkte Gewalt über sich selbst geben, es hieße sie über alle Regierungen stellen; denn wahrlich, an demselben Tage, wo sie fähig sind zu herrschen, werden sie herrschen, es kommt nicht darauf an in welcher Gestalt und unter welchem Namen. Das Volk ist es, das umgestaltet werden muß; die Regierungen werden sich dann selbst „nach seinem Bildniß“ umgestalten: denn, seid versichert, wie das Volk, so ist die Regierung, und wenn das Volk sich über die seinige beklagt, so geschieht dies nur, weil es keiner andern werth ist. Dies war Tacitus' Meinung zu seiner Zeit — und es ist ebenso wahr noch zu der unserigen.“

Die reine demokratische Staatsverfassung.

Lord Brougham nennt im dritten Theile seiner „Political philosophy“ als die wesentlichsten Kennzeichen und Vortheile seiner demokratischen Staatseinrichtungen folgende:

1. Die grundsätzliche Eigenthümlichkeit, wodurch sich die-

selben von andern Staatsformen unterscheiden, besteht darin, daß das Volk die Verwaltung seiner eignen Angelegenheiten selbst in Händen hat und dadurch die große Ursache der schlechten Regierung, die Eigenucht der Nachhaber beseitigt erscheint; wenn der Vortheil des Gemeinwesens dort geopfert wird, muß man solches der Unfähigkeit, der Leidenschaft oder Unwissenheit, nicht der vorüberlegten schlimmen Absicht beimeßen. Der Souverain in einer Monarchie hat seinen eignen Nutzen im Auge; die bevorrechtete Körperschaft in einer Aristokratie denjenigen ihres Standes oder ihrer einzelnen Mitglieder. Aus einer rein volksgemäßen Regierung kann kein solch schädliches Verhältniß sich erheben. Wenigstens sind die Ausichten des Gelingens sehr gering und das Uebel kann bloß von einer Partei oder einigen Einzelnen herrühren, die beim Volke im Allgemeinen verfehlt in Gunst kamen, daß sie dasselbe zu ihren eignen Zwecken mißbrauchen: eine Sache, die natürlicherweise selten vorkommt, da stets ein Gegenstreit der Parteien stattfindet und das Volk eher zum Argwohn gegen Alle, welche Macht und Einfluß besitzen, geneigt ist.

2. Man läuft nicht Gefahr, daß unfähige oder verworfene Menschen sich der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten bemächtigen, weder in der Gesetzgebung noch in der gesetzvollstreckenden Behörde. Kein Kind in der Wiege, kein fahelnder Blödsinniger, kein tobender Wahnsinniger, kein verderbter oder lasterhafter Auswurfsling kann jemals den Staat verwalten und jedes gesegnete Ansehen dem Hass und der Verachtung preisgeben.

3. Der Fortgang der Gesetzgebung muß stets mit der Hervorkommung des Zeitalters gleichen Schritt halten. Das Volk theilt stets den Gesetzen den Eindruck seiner eignen Meinung mit. Kein verkehrtes Interesse kann den Fortschritt der Verbesserungen aufhalten. Keine Vorurtheile einer einzelnen Classe, keine selbstischen Absichten sind irgend von Gewicht.

4. Der persönliche Ehrgeiz eines Einzelnen, sein Gefühl verletzter Würde, sein persönliches Ehrgefühl sowie sein Trachten nach Vergrößerung finden unter dieser staatlichen Gestaltung ihren Platz nicht. Hätte der tugendhafte Washington selbst kriegerischen Ruhm lieb gewonnen und die Herrschaft der republikanischen Einrichtungen über Canada oder Neupanien auszudehnen begehrt, so würde das Volk ihn schnell gelehrt haben, daß der Krieg ein Spiel, welches ihre Herrscher spielen zu lassen die Völker viel zu Arg find.

Der Weg zur Größe.

Eine vor kurzem erschienene Broschüre „The Grandeur of the law“ zählt nicht weniger als 70 englische Pairchaften auf, deren Gründer, aus dem Volke hervorgegangen, sich bloß als Rechtsanwälte und Richter durch ihre Gesetzkunde zu dieser hohen Würde emporgeschwungen hatten. Die Herzöge von Norfolk und Devonshire befinden sich unter dieser Zahl. Merkwürdig ist jedoch, daß erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts sich für ausgezeichnete Männer dieses Berufs aus dem Volke die Pforten des Oberhauses öffneten, während früher nur der geistliche Stand den Plebejern die Aussicht eröffnete, in den Kreis der großen Barone einzutreten. So war Lord Zenterden's Vater ein Barbier zu Canterbury, der in dem „Law magazine“ als ein „kleiner, stämmiger, pedantisch aussehender Mann, mit einem großen Haarpopf“ geschildert wird, der „mit den Werkzeugen seines Berufs unter dem Arme in Begleitung seines Sohnes (des nachherigen Lord-Oberrichters), eines verständigen, gesetzten und ebenso pedantisch wie sein Vater aussehenden jungen Menschen, einsperrschritt“. So war ferner der bekannte Lordkanzler Eldon, dessen Lebensbeschreibung von Horace Lister vor einiger Zeit in drei Bänden unter dem Titel: „The public and private life of Lord Chancellor Eldon. With selections from his correspondence“, erschienen ist, der Sohn eines Kohlenmüllers zu Newcastle, der sich durch sein Geschäft und andere Handels speculationen ein sehr großes Vermögen erworben hatte. 12.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

(Schluß aus Nr. 126.)

Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts hatte sich in der Normandie, in dem Ländchen Bocage-Normand, in der Umgegend von Vire eine Gesellschaft sing- und trinklustiger Brüder gebildet, die die Flasche zum Gegenstande und Mittelpunkt ihrer Muse gemacht hatten. Ihr Meister war Olivier Basselin, oder Basselin, auch Bisselin genannt, ein Walter seines Gewerbes, dessen höchst frische und anmuthige Dichtungen man noch heute mit Vergnügen liest. Er wohnte in der Dorfstadt von Vire an einem Orte, der Pont des vaux hieß. Von diesem Orte wurden die Gesänge der lustigen Brüderschaft, die sich selbst die Namen Galants, oder Compagnons galois und Gales-bon-temps beilegte, Vaux-de-Vire genannt, welches Wort später in vaudeville überging, und in den verschiedenen Zeiten auch verschiedene Dichtungsarten bezeichnete. Als 1417 die Engländer die Normandie überschwebten und Vire einnahmen, konnten die lustigen Jecher den Wein nicht mehr besingen, da die Engländer ihnen denselben austranken, sie gebrauchten daher ihren Einfluß auf das Volk, um durch patriotische Lieder den Haß gegen die fremden Eindringlinge zu nähren und zu thätigem Widerstande anzufachen, was ihnen auch gelang. Die kampflustigen Lieder Olivier Basselin's sind ebenso fest und schlagend als seine Trinklieder gemüthlich und ansprechend sind. Er besiegelte seine Gesinnung durch den Tod im Kampf gegen die Feinde seines Vaterlandes.

Die meisten der Gedichte Karls, Herzogs von Orleans, eines der bedeutendsten lyrischen Dichter des 15. Jahrhunderts, sind Liebes-, Frühlings- u. dgl. Lieder. Jedoch hat er während seiner fünfundsingzigjährigen Gefangenschaft in England auch mehrere Lieder auf Zeitverhältnisse gebichtet. So z. B. drei an den Herzog Johann von Burgund, ein Gebet für den Frieden, Sehnsucht nach dem Vaterlande u. s. w.

Eine der schönsten Waffenthaten unter der Regierung Karls VII. ist die Belagerung und Einnahme von Pontouffe, welches von einer starken englischen Besatzung und zweien Armeen vertheidigt wurde. Die Franzosen zeigten hierbei eine sehr kluge Mäßigung; sie

verfolgten einen sehr geschickten Plan, der sie sicher, aber langsam zum Ziele führte. Die Engländer, an diese Behutsamkeit von Seiten der Franzosen nicht gewöhnt, schickten ihnen ein Spottgedicht, von welchem jede Strophe, wie das oben erwähnte von dem pariser Studenten gegen Hugues Aubriot gerichtete, mit einer proverbialen Sentenz endet, und in welchem sie den Franzosen besonders Freigiebigkeit vorwerfen. Diese antworteten zuerst durch ein ähnliches Gedicht, worin sie alle die Sprüchswörter gegen die Engländer lehren und nächstdem durch die Erstürmung und Einnahme der Festung. Als die Engländer endlich sowol aus der Normandie, mit Ausnahme von Calais, als aus der Guyenne vertrieben waren, feierten Alain Chartier, die Compagnons galois und der Herzog Karl von Orleans dieses Ereigniß durch begeisterte Lieder. Sonderbarerweise begeisterte die Erscheinung der Jungfrau von Orleans die Dichter der damaligen Zeit in sehr geringem Grade. Martial d'Autvergne ist fast der Einzige, welcher ihrer in seinen „Vigiles de Charles VII.“ erwähnt. Dagegen hat der Krieg der französischen Großen gegen Ludwig XI., welcher unter dem Namen Guerre de bien public bekannt ist, fast ebenso viel Chansons hervorgerufen als später die Satirenreichen Kämpfe der Fronde. Es zeichnen sich unter denselben zwei aus, von denen das eine in dialogischer Form dem Grafen von Charclais, einem der empörten Großen, den Rath gibt, das öffentliche Wohl doch in die Hände einer allgemeinen Versammlung der drei Stände des Königreichs zu legen. Das andere, im entgegengesetzten Sinne verfaßt, enthält eine Satire gegen Ludwig XI., worin alle Klagen, welche Adel und Geistlichkeit gegen ihn erhoben, aufgeführt sind.

Auf den Tod Philipp's von Valois, Herzogs von Burgund u. s. w. 1467, machte Hr. v. Louvignies, ein ehrenhafter Ritter seiner Zeit, einen Trauergesang, in welchem die verschiedenen Provinzen Philipp's redend eingeführt werden. Es sprechen so nacheinander Burgund, Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und die Franche-Comté, jede in einer siebenzeiligen Strophe, deren Verse alle mit demselben Buchstaben anfangen, sodaß die neun Strophen den Namen Philippus bilden. Außer diesem Kunststück hat dieses Lied nicht viel Werth.

Chastellain hat die Streitigkeiten zwischen Ludwig XI. und Karl dem Frommen von Burgund in zwei Liedern besungen, in welchen er Partei für den Letztern nimmt. Gilles des Dumes antwortete auf diesen Angriff zu Gunsten des Königs. Gilles zeigt keinem mehr Eleganz als der Ränke des Burgunders, dessen Sprache verstorren, jedoch nicht ohne Schwung ist. Man könnte ihn den Konrad seines Jahrhunderts nennen, da er wie jener die Sprache mit eigenmächtigen Wortbildungen verunstaltete und auch ebenso während seines Lebens bewundert und nach seinem Tode vergessen wurde.

Hatten die Genossen und Dichter des Vaux de Vire unter der Fremdherrschaft von den Feinden zu leiden gehabt, so plagten sie unter Ludwig XI. die umherschweifenden Söldnerbanden der sogenannten Francs archers. Sie haßten sich wiederum durch Gefänge, welche bis vor den König kamen und ein strenges Verbot desselben gegen alle derartige Gewaltthätigkeit zur Folge hatten.

Die für die Franzosen unglückliche Schlacht bei Guinegâte hat in Roknet, Ramonleus zu Valenciennes, einen wenngleich sehr frostigen und geschraubten Sänger gefunden. Im Eingange ruft derselbe nicht nur Rito, Amphion, Mercur, Apollo, Arion und alle Gottheiten des Landes und Meeres an, sondern er richtet auch seine Bitte um Beistand und Hülfe bei seinem Gesange an 20 musikalische Blas- und Saiteninstrumente, die eine ganze achtzeilige Strophe füllen, und das Kunststück zeigen, wie man das ganze Inventarium eines Instrumentenmachers in Verse bringen kann. Dann fodert er noch alle kleinen Kinder auf, in seinen Gesang wie sie eben vermöchten einzustimmen, worauf er die Besiegten mit allen möglichen Beleidigungen und die Sieger mit ungemeßnem Lobe überschüttet und mit einem Wivat auf den Erzherzog Maximilian von Osterreich schließt. Man sieht, daß von der edlen Einfachheit der ältern, ritterlichen Sänger, die sich nie zu gemeiner Leidenschaftlichkeit herabziehen ließen, wenn sie ernste Dinge in ihren Liedern behandelten, keine Spur mehr vorhanden ist, und daß die Poesie in Frankreich um diese Zeit ebenso roh, ungeschliffen und hausbacken erscheint, wie wir sie in vielen Productionen der deutschen Meistersänger finden.

In den Werken Coquillart's finden wir noch vier auf Zeitereignisse bezügliche Balladen, von denen indeß nur zwei ihm zuzuschreiben sein dürften: die auf den Frieden von Arras 1482 und die um 1484 zur Zeit der berühmten Ständerversammlung dieses Jahrs gedichtete, welche philosophische Betrachtungen über den Zustand des Landes enthält. Von den andern beiden ist eine von einem Anhänger des Herzogs von Lothringen, dessen Partei Schwärzmantel genannt wurden, und der damals seine Ansprüche auf das Herzogthum Bar und die Provence geltend zu machen suchte, gedichtet. Die andere ist eine Antwort auf diese Chanson. Sie bewegt sich in gewöhnlichen Drohungen mit Galgen und Rad und ist ohne allen poetischen Werth. So zeigt sich am Ende des 15. Jahrhunderts die Poesie in dem gesunken-

sten Zustande, und erst dem folgenden war es vorbehalten, ihr an dem ritterlichen Hofe Franz' I. zu derselben Zeit einen neuen und frischen Aufschwung zu geben, als in Deutschland mit der aufgehenden Morgenröthe der Geistesfreiheit die deutsche Sprache durch Luther sich in der Prosa regenerirte.

Actenstücke betreffend die beabsichtigte Herausgabe der „Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft“. Berlin, Zeit und Comp. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Actenstücke haben die Beachtung und Aufmerksamkeit nicht gefunden, welche sie doch ihrem eigenthümlichen Inhalte nach zu erregen, ja herauszufodern, nach unserer Meinung durchaus geeignet wären. Freilich die Ereignisse und Begebenheiten drängen und verdrängen einander in unsern Tagen schnell, das kaum Geschehene scheint sogleich auch schon weitaus von uns zu liegen; wer hat in diesem Gewirr noch Zeit und Ruhe, sich für die Schicksale einer nur beabsichtigten Journalunternehmung zu interessieren, da schon die Schicksale der wirklich unternommenen und vorhandenen kaum irgend Theilnahme finden? Bei der Angelegenheit aber, die obige Actenstücke betreffen, handelt es sich nicht nur um ein Journal, sondern um die Stellung einer großen und einflußreichen Regierung zu einer großen und einflußreichen Philosophie, es handelt sich ferner um die Bestimmung der Grenze, an welcher bei Unterstüßung der literarischen Freiheit aufhört und die amtliche Gehobendheit anfängt. Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet gewähren die Documente ein nicht geringes Interesse, und fordern zur Prüfung, Besprechung, Verstandigung auf. Leider muß man gestehen, sie machen nach keiner Seite hin einen erfreulichen Eindruck. Was Consequenz, Takt, Einsicht anlangt, so ist zwar die Überlegenheit des Ministeriums unverkennbar, aber die Wirkung dieser Vorzüge wird durch die Thatsache des Interdicts, die, was man auch sagen mag, als Gebrauch der Staatsmacht wider geistige Bestrebungen beklagenswerth ist, aufgehoben. Die petitionirenden Professoren, die Herren Portfo, Walke, J. Benary und A. Benary, welche das Ministerium um Einwilligung zur Herausgabe der „Kritischen Blätter“ angingen, erweisen sich in ihren Eingaben und Ausführungen als ehrenwerthe Lehrer von ungewisshafter Lauterkeit der Absichten und Wünsche; könnte man ihnen aber auch den Mangel an Geschäftstakt und Sicherheit, den jeder ihrer Schritte verrieth, zugute halten, so führt man sich doch keineswegs veranlaßt, gegen die auffallende Unklarheit, ja Unreise ihrer in dieser Sache entwickelten Ansichten gleiche Rücksicht zu üben. Endlich ist auch von der philosophischen Facultät eine dankenswerthe und wohlverstandene Vorstellung an den Minister unter den Actenstücken, und wenn man auch den Vorwurf der Inconsequenz, den dieser Schritt ihr zugezogen, ganz unbegründet finden muß, so wundert man sich doch, daß die Facultät nicht besser verstanden hat, auch dem Schein einer solchen zu vermeiden.

Zu Anfang Septembers v. J. kamen die genannten vier Professoren um Genehmigung zu genannter Zeitschrift bei des künftigen Behörde, dem Oberpräsidium der Provinz, ein, und legten einen Prospectus bei. Sie scheinen in der Bewährung keinen Zweifel gesetzt zu haben, blieben aber vier Monate hindurch über das Schicksal ihres Gesuchs in Unkunde, bis der Unterrichtsminister, von welchem unterdessen im amtlichen Geschäftsgange ein Gutachten über die Angelegenheit gefordert worden, ihnen mündlich die Mittheilung machte, daß ihnen, in Anbetracht ihrer Stellung zur Universität, aus höhern Rücksichten für das Wohl derselben die Ermächtigung zu der erbetenen Herausgabe verweigert werden müsse. Ihr Vorhaben nämlich, womit sie, auch gegen ihren Willen, verdrüßlichen Richtungen leicht anheimfallen würden, sei ganz gewis, von einem andern gegen

die Universitäten jetzt mannichfach regen Argwohn zu erhöhen, da sie ohne praktische lebendige Kenntniss von Kirche und Staat beide Gebiete im Geiste einer Philosophie zu behandeln vorhätten, welche, nach des Ministers eigenem wie aller höhern preussischen Staatsmänner Urtheil, mit Kirche und Staat wie sie sein könnten und dürfen unverträglich sei. Der Minister, der sich bei dem Gehör sehr wohlwollend gegen die Petenten erwiesen zu haben scheint, sprach den Wunsch freiwilliger Verzichtleistung auf das Unternehmen aus; die Professoren aber konnten sich zu einer solchen nicht entschließen, und so erhielten sie nach vier Wochen vom Oberpräsidium den Bescheid zugesandt, daß nach Erwägung ihrer Amtsverhältnisse einer- und der in ihrem Prospectus ausgesprochenen Tendenz andererseits die gewünschte Genehmigung nicht erteilt werden könne.

Was ist nun in diesem Prospectus enthalten und angekündigt? Man muß gestehen, er ist nach Inhalt und Ausdruck ausnehmend geringfügig, und war in keiner Weise geeignet, einem ohnehin abweichend gesinnten Minister durch Bedeutung zu imponiren und seine ablehnende Entschliessung durch zarte Bedenken zu erschweren. Dies Document gibt kein Zeugniß weder von Hegel'scher Philosophie noch von echter aus ihr gewonnener Bildung; manche Stellen darin erinnern sogar peinlich an die hohle Redeweise ganz untergeordneter Tageschreiber. Die Freunde der vier Professoren, besonders aber die wahren Schüler Hegel's durften wol über eine Darlegung unzufrieden sein, die ganz nothwendig als ein Ausfluß Hegel'scher Schule überall angesehen werden mußte, sich jedoch über die jetzt in der ephemeren Presse gemeingewordenen Auffassungen um nichts erhaben zeigt, ja ihnen sogar durch unaufhörlichen Gebrauch vager literarischer Marktwörter, wie „Richtung“, „Fortschritt“, „der Gedanke“ u. a. auch der Form und dem Tone nach sehr nahe kommt. Der Prospectus sagt, in den bisherigen kritischen Zeitschriften habe ein großer Theil des Inhalts immer nur einen kleinen Theil der Leser in Anspruch genommen, „da die eigentliche Fachgelehrsamkeit nur die berührte, in deren Beschäftigung sie eben einschlug“. (Kann man sich, beiläufig gesagt, unbehaglich ausdrücken?) Da habe es denn nahe gelegen, „ein Journal zu gründen, welches aus dem gesammten Stoff der Literatur Das hervorheben sollte, was allgemein Anlang finden muß“. Weiter heist es: „In einer Zeit, die sichtbar einer großartigen Entwicklung, einem Umschwung in allen Richtungen entgegenstrebt, hat das Alte sein Recht, das Neue seine Berechtigung aufzuweisen, und vermag es nur durch den Gedanken. Wie die Zeit dahin ist, wo die Wissenschaft ein abgeschlossenes Sein für sich bildete, so auch der Wahn, daß die freieren Bewegungen des Lebens abgerissen seien von dem Gedanken, nicht in ihm vielmehr ihre treibende Kraft, ihre Stärke hätten. Gedanke und That, Leben und Wissenschaft dürfen nicht mehr getrennt erscheinen.“ Man wird zugeben, dies ist nach Stoff und Stil ganz der Jargon des oben bezeichneten Theils der Zeitschriften- und Pamphlilliteratur, und die Überreicher eines so gehaltenen Prospectus haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie sich von der Behörde eine vergleichende Bezeichnung zu einigen Helden derselben gefallen lassen mußten. Großartige Entwicklung! Umschwung in allen Richtungen! u. s. w., wie oft bekommen wir diese Phrasen jetzt zu hören! und von wem! Wie es im „Gauß“ vom Zeitgeist heist, daß es im Grunde der Herren eigener Geist ist, so konnte man von jenem „Umschwung in allen Richtungen“, von dem wir unablässig zu hören bekommen, mit gleichem Recht sagen, daß es im Grunde wol nur der Herren eigener Umschwung in allen Richtungen sei. Also in einer Zeit solchen Umschwungs habe das Alte sein Recht und das Neue seine Berechtigung aufzuweisen und vermöge es nur durch den Gedanken! Soll hiermit etwas Besonderes, unsere Zeit Unterscheidendes ausgesprochen sein? In welcher Zeit ist je „vermocht“ worden, Recht und Berechtigung auf andere Art aufzuweisen? Recht und Berechtigung sind selbst Gedanken, können also auch nur und konnten auch immer nur als solche auf-

gewiesen werden. Aber „durch den Gedanken!“ Durch welchen Gedanken? Durch den der Sache selbst? Das wäre wahrlich nichts Neues, sondern ist seit die Welt steht so gehalten worden; eine Nacht, die Krieg erklärt, rechtfertigt ihn durch den Gedanken der Staatsraison, und ein Mensch, der ein Brot stiehlt, rechtfertigt dieses „Alte“ durch den Gedanken, daß er Hunger habe und leben müsse. Oder ist der Gedanke der Hegel'schen Philosophie oder einer andern gemeint, warum wird nicht ausdrücklich gesagt und bekannt, das Alte habe sein Recht und das Neue seine Berechtigung durch den Gedanken der Hegel'schen Philosophie aufzuweisen oder durch eine andere? Ist aber dies die Meinung, und wird damit die weitere Aussage in Verbindung gebracht, daß jetzt „Gedanke und That nicht mehr getrennt erscheinen dürfen“, dann erleben wir ein Aufraumen, gegen das alle bekannten Revolutionen Pygmalionsspiel gewesen. Wir können über diesen Punkt hier nicht ausführlicher sein, nur so viel sei bemerkt, daß da niemals und nirgend das Leben sich zur Höhe philosophischer Wissenschaft erhoben hat noch erheben wird, die Einheit beider nicht anders in die Erstseinerung gesetzt werden kann, als indem die Wissenschaft ihrerseits sich zum Leben herabläßt und Pallas Athene Tunica und Peplos abwirft und eine Blouse anlegt. Genug, alle diese Phrasen, wie noch andere des Prospectus von der „Freiheit, die jede ausschließliche Richtung verbannt“, und von der „Wahrheit, welche jede Parteilung abweist“, sind nichts, enthalten nichts, ganz und gar nichts, oder wenn ihnen irgend eine Bedeutung zukommt, so ist es nur die der Aftergestalt, zu welcher die Ideen einer großen Philosophie verzogen oder plattgedrückt werden könne. Man darf sich daher wol wundern, solcher Aftergestalt in einer Darstellung zu begegnen, deren Urheber durch sorgfältige und besonnene wissenschaftliche Arbeiten rühmlich gekannt sind. Es ist wahr, die Professoren entschuldigen sich mit der Eile, in welcher ihr Auftrag abgefaßt worden; aber sie vertheidigen doch die in ihm vorgetragenen Sätze als „durchweg bekannt“, und überdies kann gegen die Ansetzung des Sinnes und Vorhabens Eile nicht als Entschuldigung gebraucht werden, da im Gegentheil die Eile bekanntlich beide meist deutlicher zum Vorschein bringt als Mühe.

Hoffen, daß eine solche Ankündigung das bei dem ganzen Unternehmen leicht vorauszusiehende Bedenken der Behörden beseitigen werde, da sie vielmehr doch geeignet genug war, selbst großes Vertrauen in Bedenken zu verwandeln, darf wol, wie oben gesehen, als Mangel an Geschäftstakt bezeichnet werden. Derselbe Mangel zeigt sich auch in den weitern Schritten der Unternehmer. Sie folgern nämlich, der Ausspruch des Ministers, wie sie ihn auffassen: „Was ihre Philosophie auf Universitäten lehren darf, soll sie nicht in Zeitschriften verbreiten“ (das aber hatte der Minister gar nicht gesagt), könnte sich zu dem weitern Ausspruch umwenden: „Was diese Philosophie nicht in Zeitschriften verbreiten darf, soll sie auch auf Universitäten nicht lehren.“ Aus dieser Consequenz entnehmen sie für sich die „wissenschaftliche Pflicht“, ihre Angelegenheit an den König zu bringen, machen aber zuvor an den Senat eine Eingabe (der sie den Erlaß des Oberpräsidiums sowie einen Bericht über die Weigerungsgründe des Ministers beilegen), und stellen an ihn die Frage, ob er die Sache zu einem solchen Schritt wichtig genug erachte. Die Antwort hierauf lautete: „Es liegt dem Senat zur Erörterung der Frage nichts Partisches in amtlicher Form vor, mit Ausnahme der Äußerung in der Verfügung des königlichen Oberpräsidii, daß aus ihren amtlichen Verhältnissen sich Bedenken ergeben haben. Da aber dieser Ausdruck mehrer und sehr verschiedener Deutungen fähig ist, so beednet der Senat, für jetzt auf die Sache selbst nicht eingehen zu können.“ Diese Antwort nun fassen die Beteiligten, unbegreiflich abel verstanden, so auf, als stelle ihnen der Senat, um sich der Sache bemächtigen zu können, die Bedingung, sich eine amtliche Bezeichnung der nur mündlich ausgesprochenen Weigerungsgründe des Ministers einzufolten; sie gehen dann auch den Minister um eine solche auf-

Darf man sich wundern, wenn dies Besuch eine üble Aufnahme fand? Denn was war es anders, als der Minister sollte über seine Äußerungen eine Bescheinigung ausstellen, damit dann der Senat darüber urtheilen könne? Indes erhielt doch der Regierungsbevollmächtigte den Auftrag, die erbetene Bestätigung zu erteilen, und es wurde auf diesem amtlichen Wege den Professoren der bereits gegebene Bescheid wiederholt, der in noch bestimmterer Fassung dahin lautete, daß die Verfolgung ihres angekündigten Plans, durch allgemein verständliche Darstellungen der Resultate der Wissenschaft auf die Gestaltungen des Lebens einzuwirken, weder dem Zwecke der Universität noch dem Berufe ihrer Lehrer angemessen sei; es handle sich nicht darum, Vorträge, die sich innerhalb der wissenschaftlichen Grenzen hielten, zu beschränken; auch möchten die Professoren einzeln schreiben und drucken lassen, was sie mit ihrer Lehrerstellung für vereinbar hielten; zu einer Zeitschrift aber, welche von der Philosophie aus, die notorisch mit Staat und Kirche in Conflict gerathen, auf die Gestaltung beider in populärer Weise einwirken wolle, könne Universitätslehrern die Hand des Ministers nicht geboten werden.

An diesem Punkte nun erliegt sich das Interesse an diesen Verhandlungen, soweit es ein allgemeines ist. Die Professoren, mit jener erlangten Bestätigung ausgerüstet, wenden sich abermals an den Senat, der aber alle weitere Theilnahme an der Sache ablehnt. Ebenso verhalten sich die beiden von den Professoren angesprochenen Facultäten, die theologische und die philosophische. Was nun noch in den Actenstücken von Interesse ist, liegt bereits außerhalb der Verhandlungen über den Fall selbst. Die letztgenannte Facultät nämlich, welche, wie eben gesagt, eine Theilnahme an dem besondern Wortkammern, als solchem, mit Recht abgelehnt hatte, sah doch, ebenso richtig, daß die Behandlung desselben von Seiten des Ministeriums ein allgemeines Moment enthielt, das die Facultät selbst anging. Amtliche Verhältnisse ihrer Glieder hatten ausgesprochenemassen und thatsächlich als Hinderniß der Bewilligung eines literarischen Unternehmens gegolten. Gegen solche Beschränkung dieser Verhältnisse, „welche auch für künftige Fälle der Anwendung von der größten Bedeutung werden könnte“, fühlte sich die Facultät zu einem Worte der Verwahrung verpflichtet, und übermachte dem Minister eine Vorstellung, worin ausdrundergelegt ist, wie die Wirksamkeit der deutschen Universitäten durch freieste Verbindung ihrer Lehrer mit der Literatur bedingt sei; durch Hemmung dieser Verbindung, die von Alters her bestzwe, werde daher das Gedeihen der Universitäten selbst bedroht; so lange Zeitschriften noch mit der Wissenschaft im Zusammenhange stehen, dürste sich in dem öffentlichen Amt der Herausgeber eher eine Gewähr als ein Bedenken finden lassen; die Wissenschaft überdies dürfe, auf ihren streitbaren Geist vertrauend, mögliche Conflicte mit dem Leben nicht scheuen, daher sämtliche Mitglieder der Facultät sich in dem Wunsche vereinigen, daß Diejenigen ihrer Glieder, welche einer in solche Conflicte gerathenen Philosophie anhängen, deswegen in ihrer literarischen Thätigkeit keinerlei Hindernisse finden mögen. Auf diese Vorstellung — welche zur Vermeidung des Anscheins von Inconsequenz von aller Beziehung auf den besondern Fall wol hätte befreit bleiben sollen — erwidert der Minister: die Facultät habe nicht den mindesten Grund zu der Besorgniß, daß die höchsten Behörden nicht stets sorgfältig bedacht sein werden, die wissenschaftliche Freiheit, deren Erhaltung Niemand ernstlicher als der König selbst wolle, zu schütten; auch die Anhänger der Hegel'schen Philosophie haben kein Hinderniß literarischer Thätigkeit erfahren; nur habe die Staatsbehörde einigen dieser Schule angehörigen Männern, „welche nach ihren Ideen von Staat und Kirche, die sie Philosophie oder Wissenschaft zu nennen beliebten, das Leben umgestalten wollen“, den Weg zu Übergriffen in diesem Sinne nicht geradezu öffnen mögen; denn solche Tendenzen, denen eine aus mangelhaftem Urtheil hervorgegangene Verwechslung des „idealen Sineinanders von Gedanken und Wirk-

lichkeit mit der natürlichen Entwicklung des Lebens“ zu Grunde liege, erwiesen sich bei näherer Prüfung als unverträglich mit dem Lehramt und den damit verbundenen Pflichten, daher ihre Zurückweisung dem Interesse der Facultät selbst gemäß sei, welche zum Besten der Universität dahin zu wirken habe, daß „der Mißbrauch wissenschaftlicher Freiheit, welcher in jetziger Zeit das Leben in Staat und Kirche zu verwirren droht“, von ihren Kreisen fern gehalten werde.

Wir haben nur noch ein Wort hinzuzufügen. Übergriffe der bezeichneten Art zu verhüten ist Aufgabe der Censur. Soll zu dieser polizeilichen Prävention auch noch eine hierarchische hinzugefügt werden, so sehen sich die Universitäten in ihren Verhältnissen zur Presse in eine und dieselbe Kategorie mit Instituten und Körperschaften gesetzt, an die wir hier nicht erinnern wollen, und um wissenschaftliche Freiheit wären Schranken gezogen, in welchen sie ihren Namen aufgeben müßte. Bezweifelt kann nicht werden, daß literarische Einwirkungen auf das Leben, würden sie aus der Region einer mit Staat und Kirche verträglich erachteten Philosophie beabsichtigt, kein Bedenken bei der Behörde erregen würden. Kann demnach die Frage, wie der Minister ein literarisches Besuch aus dem Kreise einer ihn beruhigenden Philosophie her etwa behandelt haben würde, als beantwortet angesehen werden, so ist doch auch die andere Frage, ob einen bessern Prospectus nicht ein besseres Schicksal würde betroffen haben, noch immer als offen zu betrachten. Durchaus beachtenswerth bleibt Das, daß der Minister die Hegel'sche Philosophie von den Auffassungen der Besuchsteller, wie oben zu sehen, ausdrücklich scheidet, daß sonach der sonst sehr übliche Kunstgriff verschmäht worden, diese Philosophie mit ihren Ausartungen ineinzufügen.

Wir schließen mit dem Bedauern, daß durch diesen Vorgang die Aussicht auf enbliche Gründung einer einflussreichen Literaturzeitung in Berlin wiederum verstimmt worden, und wir bedauern den Fall auch an sich selbst, indem nach dem literarischen Ause der vier Professoren sich nicht bezweifeln läßt, daß, wie wenig Geschick ihnen auch bei den Verhandlungen nachzurühmen war, sie sich doch sicherlich, zumal nach einiger Übung und Erfahrung, als geschickte Redactoren erwiesen haben würden.

62.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Biographisches Handbuch.

Die weitwichtige, umfangreiche „Biographie universelle“ von Michaud hat bei allen anerkennenswerthen Vorzügen, welche ihr weder abgesprochen noch geschmälert werden können, doch vorzüglich den doppelten Fehler, daß hier und da bei der Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten die Parteilichkeit ihr Spiel treibt und daß, was Anlage und besonders Ausführlichkeit betrifft, die Bearbeitung der einzelnen Artikel oft eine zu große Ungleichheit verräth. Dazu kommt als nothwendige Folge der großen Ausdehnung dieses Sammelwerks noch, daß der Gebrauch desselben durch die große Bändeanzahl zum Theil beschwerlich wird. Es ist deshalb kein unglücklicher Gedanke, daß sich einige jüngere Gelehrte der Arbeit unterzogen haben, das ungeheure Material dieser großen Sammlung in einem starken Bande zusammenzustellen. Sie sind aber dabei nicht stehen geblieben, sondern sie haben überall da, wo die „Biographie universelle“ Lücken darbot, Ergänzungen und Nachträge eingeschoben. So ist aus der „Biographie portative universelle“, welche aus der Vereinigung mehrerer Gelehrten wie E. Salaunc, E. Renier, Th. Bernarb u. f. w. hervorgegangen ist, ein ganz brauchbares, empfehlenswerthes Werk zum Nachschlagen geworden, in dem man auf einem inhaltsreichen Résumé von den 23,500 Artikeln der 52 Bände der „Biographie universelle“ noch 5000 Namen findet, welche in dieser größern Sammlung nicht enthalten sind. Das Ganze ist in 54 Hauptabtheilungen vertheilt, welche den Gebrauch dieses Werkes sehr erleichtern.

17.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 128.

8. Mai 1845.

Geschichte der italienischen Poesie von E. Ruth.
Erster Theil. Leipzig, Brodhaus. 1844. Gr. 8.
2 Thlr. 24 Ngr.

Eine Geschichte der italienischen Poesie zu schreiben ist ein ebenso kolossales als verdienstliches Unternehmen: kolossal wegen der ungeheuern Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes; verdienstlich, weil wir, mit Ausnahme des fleißigen aber längst veralteten Bouterwek, kein Werk dieser Art besitzen. Es gehört in der That ein nicht gewöhnlicher Muth, ein eiserner Fleiß, eine unendliche Geduld dazu, die poetischen Producte einer Literatur, welche schon mehr als ein halbes Jahrtausend umfaßt, auch nur in ihrer Vollständigkeit zu erforschen, und ein tiefeindringender, scharferkennender und dabei besonnener Geist, um auf diesem unabsehbaren Meere mit sicherer Hand das Steuer zu führen und sich die Wellen nicht über den Kopf zusammenschlagen zu lassen. Allerdings ist für die italienische Poesie mehr als für irgend eine andere der romanischen Sprachen vorgearbeitet, und sieht man nur auf die Zahl und den Umfang der Werke, welche die Italiener selbst geliefert haben, so könnte man meinen, mehr als die Hälfte der Arbeit sei schon gethan, und es komme nur darauf an, mit sicherer Hand zu wählen und mit gebildetem Geiste zu ordnen. Allein wenn man die italienischen Arbeiten näher kennt, die unsaglich weitschweifigen, durchaus geschmack- und kritischlosen und dabei chaotischen Werke eines Crescimbeni, Quadrio, Mazzuchelli u. A. selbst zur Hand nimmt, so wird man bald inne, daß man nur Namen und Büchertitel vor sich hat und daß selbst der sonst wackere und verständige Tiraboschi dem deutschen Bearbeiter der italienischen Literatur keineswegs die Mühe erspart, überall mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Geiste zu urtheilen. Überall stößt man bei den Italienern auf mühseligen Sammlerfleiß, auf elende Kleinigkeitskrämerei, auf municipale Vorurtheile, auf engherzigen Patriotismus, auf einen durch die Satzungen der Kirche eingeschüchterten oder unterjochten Geist; fast überall vermißt man ein freies, unabhängiges, selbständiges Urtheil: mit einem Worte, wer die Geschichte der italienischen Poesie darstellen will, findet zwar Führer die Menge, er hat bei einigem Fleiße nicht zu fürchten, daß ihm irgend etwas

auch das Kleinste und Unbedeutendste nicht, entgehe; aber auf die Urtheile dieser Führer darf er sich nicht verlassen; er muß sich Land und Leute selbst ansehen und die Mühe nicht scheuen, durch vertrauten Umgang mit ihnen eine genauere Bekanntschaft und eine richtigere Einsicht sich zu verschaffen. Auch was Andere, namentlich Franzosen wie Sismondi und vorzüglich Ginguené über die italienische Poesie geschrieben, ist zwar nicht ohne Verdienst, aber doch ungenügend, unvollständig, und vor allen Dingen fehlt gerade den Franzosen der freie, unparteiische Blick, die Unbefangenheit und das Talent, fremde Geistesproducte in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen. Es ist daher gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen vom Hrn. Dr. Ruth, uns eine uns noch fehlende Geschichte der italienischen Poesie in deutschem Sinn und mit deutschem Geiste und Fleiße zu geben, wozu er auch durch äußere Umstände vor vielen Andern befähigt ist, da er längere Zeit in Italien gelebt, den ganzen überschwänglichen Reichthum der italienischen Bibliotheken hat benutzen, mit vielen kleinen, speciellen Arbeiten der Italiener, welche kaum nach Deutschland gelangen, sich hat bekannt machen und vor allen Dingen den Sinn und Geist des Volks hat unmittelbar auf sich einwirken lassen können. Leider aber hat von vornherein ein Unglücksstern über sein Werk gewaltet. Er hatte es auf vier starke Theile angelegt, gewiß nicht zu viel, wenn man den Umfang der italienischen Literatur erwägt, allein er sah sich später veranlaßt, sich auf zwei zu beschränken, und zwar als er schon sein Arbeit bis zum Dante, vermuthlich inclusive, vollendet hatte. Die übeln Folgen dieser Beschränkung sind schon in dem vorliegenden Theile nur allzu sichtbar, indem die Einleitung jetzt eine ganz unverhältnißmäßige Breite gegen das Werk einnimmt; und wenn wir nicht sehr irren, schon die Bearbeitung des Petrarca und des Boccaccio die Spuren der ängstlich beschneidenden und zurückhaltenden Hand, im Vergleich mit der Behandlung des Dante, an sich trägt. Nur eine gänzliche Umarbeitung der Einleitung und des Dante, ein Opfer, wozu sich der Verf. nicht hat entschließen können, hätte der Sache gründlich abgeholfen; so aber ist das Misverhältniß zwischen Einleitung und weiterer Behandlung des Gegenstandes ein Uebelstand,

welcher das Werk auf eine unangenehme Weise entstellt: die Glieder passen nicht zum Kopfe.

Man muß dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl erkannt, und mit echt deutscher Gründlichkeit spricht er es aus, daß, um die Poesie eines Volks, als den Ausdruck der Gesamtseele desselben, recht zu verstehen, vor allen Dingen der Charakter dieses Volks und die verschiedenen Stufen seiner Bildung zu erforschen seien; daß also sein Werk nicht bloß eine historische, sondern auch eine psychologische Darstellung der italienischen Poesie sein sollte. So loblich diese Ansichten sind, so haben sie doch den Verf., auch wenn keine Beschränkung seiner Arbeit eingetreten wäre, etwas zu weit über alles Maß hinausgeführt. Wer muß nicht erschrecken, wenn er den Inhalt der volle 324 S., also über die Hälfte dieses Theils füllenden Einleitung betrachtet und darin in drei Abschnitten nicht allein eine ausführliche Darstellung der letzten Zeiten des sinkenden römischen Reichs, der Entwicklung der christlichen Kirche, der Wissenschaft und Kunst der Römer, des Einflusses der Longobarden, sondern auch weitläufig die Geographie Italiens, die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, die Entwicklung des Handels, des Ritterwesens abgehandelt findet, und wenn er sieht, daß der Verf. erst nach einem weiten Umwege, auf welchem Araber und Provenzalen betrachtet, romanische und provenzalische Sprachen besprochen werden, endlich auf die italienische Sprache kommt, welche er wunderbarlich genug als eine aus der provenzalischen und zwar namentlich in Neapel hervorgegangenen Sprache betrachtet, wie er denn (S. 174) geradezu sagt: „die italienische Sprache sei eigentlich nur die verfeinerte provenzalische Sprache.“ Hier angelangt, wird nun wiederum mit ermüdender Ausführlichkeit über die italienische Schriftsprache, über den toscanischen Dialekt, über die Rhythmit der Italiener, über die Begründung der Sprache durch die Grammatik und Lexikographie gehandelt, um endlich (S. 297) auf den Charakter der Italiener als Grundlage ihrer Poesie zu kommen. Man sieht leicht, daß, wer so Vieles umfaßt, nothwendig über Einzelnes zu viel und doch zu wenig sagen muß, wie dies von dem größten Theil der hier abgehandelten Gegenstände gilt; eine weise Beschränkung auf das Nothwendigste und eine prägnante Kürze in der Darstellung wären allerdings viel schwieriger, aber auch viel zweckmäßiger gewesen.

Ein anderer Umstand, welcher dem Buche hätte höchst vorthellhaft sein können, aber ihm nur nachtheilig geworden ist, ist der, daß der Verf. nicht bloß das Material dazu in Italien gesammelt, sondern wie es scheint auch seine ganze geschichtliche Ansicht des Mittelalters aus dortigen oder wenigstens undeutschen Quellen geschöpft hat. Wenn man seine Urtheile über die päpstliche Hierarchie, über das Mönchswesen, die scholastische Phantasie und namentlich über Thomas von Aquino liest, glaubt man sich aus dem 19. ins 18. Jahrhundert versetzt, wo alle diese Dinge in einem oberflächlichen,

frivolen Geist behandelt wurden: doch das Erstaunen hört auf, sobald man sieht, daß der Verf., der freilich das Wesen des Mittelalters nicht aus den Quellen studiren konnte, wozu allein ein Menschenleben nöthig wäre, sich an Denina, Gibbon, Tiraboschi, Ginguené, Hallam u. A. anlehnt, während er die gründlichen Arbeiten deutscher Historiker entweder nicht kennt oder ignoriert. Ebenso verhält es sich leider auch mit seinen Ansichten über die Wichtigkeit der Araber, ihren Einfluß auf die Provenzalen und dieser auf die Italiener, über die Einwirkung der germanischen Sprachen auf die Bildung des Italienischen; auch hier findet man meist nur die alten, längst widerlegten Ansichten der Italiener und Franzosen, aber nichts von den genauern Untersuchungen der Deutschen.

Mit S. 325 betreten wir endlich das eigentliche Gebiet der italienischen Poesie. Der erste Abschnitt, welcher die Dichter vor Dante behandelt, ist unendlich besser als alles Frühere gearbeitet: die Wahl der zu erwähnenden Dichter ist gut und ihre Charakteristik ruht augenscheinlich auf eigener Anschauung. Auch der fünfte Abschnitt, welcher mit großer Ausführlichkeit von Dante handelt, verdient manches Lob; wenn nur nicht auch hier alles Maß überschritten wäre und wenn dem Verf. nur nicht unbegreiflicherweise die wichtigsten deutschen Arbeiten über diesen Gegenstand unbekannt geblieben wären. Kopisch ist fast der Einzige, welchen der Verf. erwähnt, und obwohl er ihm in einigen Punkten mit vollkommenem Rechte widerspricht, ist er ihm doch in andern mehr als billig gefolgt. Ein ziemlich ausführliches Leben Dante's und eine allgemeine Betrachtung und Inhaltsanzeige der „Divina commedia“, worin sich manche gute Bemerkung findet, eröffnen die Arbeit über den Dante, und es wäre zu wünschen, daß er denselben mehr Fleiß gewidmet und eine größere Ausdehnung gegeben hätte; er wäre dann nicht in Versuchung gekommen, die zum wenigsten gesagt höchst überflüssige ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige der 100 Gefänge der „Divina commedia“ zu geben, welche hier einen ungebührlichen Raum, fast 100 Seiten einnimmt. Die Charakteristik Dante's und seiner politischen Gesinnung verdient alles Lob; dagegen ruht, was über die Erklärung der „Divina commedia“ und die verschiedenen Commentatoren derselben gesagt wird, wol kaum auf eigener Kenntniß und ist gar zu ungenügend. Wenn dem Verf. auch nur der Artikel Dante in der „Encyclopädie“ von Ersch und Gruber zur Hand gewesen wäre, so wäre gewiß Vieles in seiner Arbeit anders und richtiger ausgefallen.

Was über die Zeitgenossen Dante's gesagt wird, ist überaus dürftig; den Cecco d'Ascoli erwähnt er gar nicht und beschränkt sich auf ein paar Werke über Francesco Barberino, Cino da Pistoja und Fazio degli Uberti. Dagegen müssen wir den etwas ausführlicheren Abschnitt über Petrarca fast durchaus anerkennend erwähnen. Ist sein Urtheil über diesen weit über seinen Werth gepriesenen Mann gleich etwas streng und hart, so ruht es doch entschieden auf eigener Beobachtung

und beurkundet einen ehrenwerthen echt deutschen Sinn. Boccaccio, dessen Tüchtigkeit er mit vollkommenem Rechte anerkennt, ist weniger gründlich bearbeitet, manche seiner Werke scheint der Verf. mehr dem Rufe nach als aus eigener Lectüre zu kennen und auch hier muß man behauern, daß ihm die Arbeit des Prof. Witte in seiner Übersetzung des „Decamerone“, die doch schon 1843 erschienen ist, unbekannt geblieben zu sein scheint.

So enthält denn der erste Theil nur die zwei ersten Jahrhunderte der italienischen Poesie, und es bleibt dem Verf. die schwere Aufgabe, die unendlich zahlreichen und mannichfaltigen Producte von beinahe fünf Jahrhunderten in einem einzigen Theile zu gewaltigen. Wir wünschen von Herzen, daß es ihm dabei gelingen möge, durch richtige Wahl und sichere Unterscheidung des Wesentlichen von dem Unbedeutenden sowie durch gründliche Kürze das fast Unmögliche zu leisten, und daß nicht etwa Oberflächlichkeit an die Stelle der Gebrängtheit trete und aus der mächtigen amphora nicht ein winziger urceus werde. 63.

Eine Stimme aus England über des Fürsten Pückler „Egypt under Mehemet Ali“.

Darüber heißt es in der „Sunday Times“: „Dieser deutsche Fürst ist ein kluger Mann und schreibt gut. Nur zeigt sich seine Klugheit nicht in der Abschätzung eines Charakters oder in der Würdigung unterschiedener Regierungsformen. Kein Schriftsteller hat Mehemet Ali und sein Regierungswesen aus einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtet oder die Einwirkungen auf Ägypten so systematisch und complet falsch dargestellt. Pückler-Ruskau wurde vom Pascha mit Auszeichnung und Gastfreudigkeit aufgenommen und will nun seine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß er die Fähigkeiten Seiner Hoheit überschätzt und dero Laster bemäntelt — ein Verfahren, das lebenswürdiger scheint als es ist. Man ist lebenswürdig, wenn man menschlich mit den Niedrigen fühlt und Denen ein Freund wird, die keinen haben. Pückler-Ruskau erschöpft seinen Vorrath an Sympathien so ganz zu Gunsten der Mächtigen, daß ihm für die Schwachen nichts übrig bleibt. Er achtet es für gemein, über Mehemet Ali zu spotten, und das ist es auch, denn verspotten heißt sans rime et sans raison tadeln. Allein etwas ganz Anderes ist es, die Fehler seiner Verwaltung leidenschaftlos hervorzuheben, den alten Mann und seine Verbrechen zu beschreiben, nicht bitter, nicht ultra, sondern genau nach der Wahrheit. Zu einem solchen Grade der Unparteilichkeit kann unser deutsches Fürstchen seinen Verstand nicht emporheben. Er gehört zu der zahlreichen Classe von Reisenden, welche der listige Mehemet Ali anzuführen und zu verblüffen versteht. Bismarck Alles, was er von Ägypten gesehen, sah er mit den Augen des Pascha oder seiner Creaturen, und doch hat er die Unverschämtheit, ein Urtheil über das Land abzugeben, gleich als hätte er es unter besonders günstigen Umständen bereist und Vieles gesehen, was andere Reisende nicht zu sehen bekämen. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Er hat weniger gesehen und weniger davon verstanden als Andere. Selbst die gewöhnlichen Naturerscheinungen auf dem Nil waren ihm bisweilen fremd. Zum Beispiel verwechselt er den Chamfin mit dem Simum, berichtet, was andere Reisende davon erzählt, und bemerkt, wie sehr es ihn überrascht, sich während der Dauer desselben eher stärker als schwächer zu fühlen. Den Leser überrascht das auch; seine Verwunderung hört aber auf, sobald er entdeckt, daß Pückler-Ruskau's Chamfin den Nil hernaufwärts. Die Sache ist bloß, daß unser scharfsinniger Fürst

den Nordwind für den Chamfin genommen. Er ist allerdings ein Fürst. Das soll uns jedoch nicht hindern, ihn über diesen Punkt zurecht zu setzen. Der Chamfin ist nicht der Boreas, sondern ein aus Süden wehender Wind, der aus der heißen Zone eine Überfülle von Wärmestoff herbeiführt, welcher sich der ganzen Atmosphäre bemächtigt und Menschen und Thiere schwach und matt macht. Mehr oder minder regelmäßig dauert er 50 Tage und das ist die Bedeutung seines Namens. Die meisten Mittheilungen des Verf. über Ägypten verhalten sich wie seine Begriffe vom Chamfin. Er sitzt in seiner Kanbja und wird binnen wenigen Tagen nach Unterägypten beblasen, ohne kaum irgendwo zu landen. Dann landet er und begleitet den alten Pascha auf einer Inspectionsreise durch ein paar Dörfer. Er findet die Ebene von Said fruchtbar und gut angebaut und läßt augenblicklich eine Straße gegen alle Diejenigen los, die ihr Bedauern geäußert, daß so viel fruchtbares Land in Ägypten wegen Mangel an Bedauern brach liege, oder mit Wüstenand überschüttet werde. Hätte er gleich An dem ganz Ägypten zu Fuß durchgezogen, wäre in die vielen Tausend Dörfer getreten und hätte das elende Landvolk gesehen, kaum einen Lumpen auf dem Körper, oft ohne die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse — er hätte vielleicht ein anderes Lied gesungen und Mehemet Ali eine schwächere Lobrede gehalten. Eine Probe, wie der Fürst Pückler-Ruskau im Sprunge Schlüsse zieht, kommt in seiner kurzen Beschreibung von Unterägypten vor. Die Einwohner eines gewissen Dorfs umringen den Pascha und bestürmen ihn mit Bitten, sie der Frohndienste an den öffentlichen Arbeiten in ihrer Nachbarschaft zu entheben. Das Gefolge Seiner Hoheit jagt sie mit Stöcken fort, „jedoch“, wie der Fürst mit eigenthümlicher Naivetät hinzusetzt, „ohne sie zu schlagen“. Darauf wendet sich der sanfte, weicheherzige alte Pascha an seinen deutschen Gast und jammert ihm Eins vor, weil die erbärmlichen Fellahs nicht begreifen, daß jene Arbeiten ihren Vortheil bezwecken. Pückler-Ruskau stimmt in die Jeremiade ein und beide Arkadier setzen ihre Bistitation fort, von ihrer eigenen tiefen Weisheit ebenso fest überzeugt wie von der geistigen Finsterniß der Araber. Eins versucht unser deutscher Fürst nicht zu erklären. Nämlich dies. Als Mehemet Ali Herr über Ägypten wurde, belief sich die Volkszahl auf mehr denn viertelhalb Millionen. Jetzt beträgt sie kaum zwei. Was ist aus dem Deficit geworden? Hat Mehemet Ali's väterliches Regiment es gefressen? Oder ist es jener monströsen Bornirtheit zum Opfer gefallen, welche Fürst Pückler-Ruskau für Größe des Geistes nimmt und die den armseligen alten Pascha bewog, sich gegen Großbritannien aufzulehnen? Wir schenken aber den ungehörigen Auslassungen dieses deutschen Fürsten viel zu viel Aufmerksamkeit. Seine Unkenntniß von Ägypten findet nur in seinem tiefen Egoismus seines Gleichen. Hätte er sich begnügt, ein Buch zu liefern, wie er im Stande ist, es zu schreiben, so könnten wir etwas Hübsches erhalten haben, denn sobald er keine Meinung äußert, schreibt er ungewöhnlich gut.“ 23.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2te durchgesehene Auflage. Mannheim, Bassermann. Gr. 16. 2 Thlr.
Anwandter, A. F. L., Die Feuer-Versicherungs-Anstalt Borussia, ihr Entstehen, Bestehen und Vergehen; auch Belehrung für deren Verwaltung und Fingerzeige für die Actionaire. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 6 Ngr.

Beurtheilung der Schrift: „Die alte und die neue Lehre“, oder: „Wer lehrt den Weg Gottes recht? Dargestellt in einem kurzen Unterricht 12. Güterloß bei Bertelsmann“, vom rein evangelischen Standpunkte aus. Detmold, Meyer. 8. 2½ Ngr.
Bhāravi's Kirātārjunyam. (Der Kampf Arjuna's mit dem Kirāten.) Gesang I und II. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. C. Schultz. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 4. 10 Ngr.

Bittlow, L., Dies gehört den Deutsch-Katholiken. Berlin, Hermes. 8. 2 1/2 Ngr.

Offener Brief einer Christin an ihre Schwestern, die Frauen und Jungfrauen der Gegenwart, eingeleitet durch ein Vorwort von A. R. Müller. Berlin, Hermes. 8. 1 Ngr.

Döllinger, G., Übersicht der in dem bayerischen Regentenhaufe geschehenen Ländtheilungen, der dadurch entstandenen verschiedenen Linien und ihrer Erlösung, mit Andeutung der Successions-Verhältnisse. München 1844. 8. 4 Ngr.

Erinnerung an die wohlthätige Frau Ignatia Jorch, Gründerin und erste General-Oberin des Ordens der barmherzigen Schwestern in Bayern. Eine biographische Skizze. 8. 5 Ngr.

Fullerton, Lady G., Ellen Middleton. Eine Erzählung. Aus dem Englischen überf. von J. R. Schuster. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 1 Thlr.

Ghillany, F. B., Römisch oder deutsch? Eine Stimme aus Bayern. Zugleich eine Erwiderung auf die Schrift des Dr. Sch. „Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung“. 2te Auflage. Leipzig, Sch. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Glaubensbekenntniß eines Christen. Ein Fragment. Neubrandenburg, Bröslow. 8. 2 1/2 Ngr.

Gräfe, J. G. A., Bibliotheca psychologica, oder Verzeichniß der wichtigsten, über das Wesen der Menschen- und Thierseelen und die Unsterblichkeitslehre handelnden Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, in alphabetischer Ordnung zusammengestellt und mit einer wissenschaftlichen Übersicht begleitet. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Graul, R., Die evangelisch-lutherische Mission zu Dresden an die evangelisch-lutherische Kirche aller Lande. Offene Erklärung und dringende Mahnung. Vorwärts oder Rückwärts? Leipzig, Dörfling. 8. 4 Ngr.

Grundzüge zur Constatirung einer rein-(katholisch-)christlichen Kirche. Von einem christlichen Geistlichen in Sachsen. 3te verbesserte Auflage. Dresden, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Guth, G., Der Geist des Evangeliums und das kirchliche Übel der Gegenwart mit Bezug auf die Synodal-Angelegenheit. Königsberg, Theile. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoeft, W., Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Documente begründete Darstellung ihres Uebertritts zur römischen Kirche. Wolfenbüttel, Holte. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, C., Das Dasein, die Beschaffenheit und Lage des Fegefeuers, oder des dritten Ortes, eigentlich Reinigungsortes, sowohl aus klaren Stellen der heiligen Schrift, als aus Vernunftgründen bewiesen, geschildert und bestimmt. Peilbronn, Landherr. 8. 5 Ngr.

Hollag, A. D., Über die Möglichkeit einer Vereinigung der deutsch-reformirten und deutsch-lutherischen Kirche. Einige Bemerkungen zu dem hierüber im diesjährigen Vorworte der Evangelischen Kirchenzeitung Gesagten. Stettin, Weiß. 1844. 8. 5 Ngr.

Die Kampfshähne. Ein Fastnachtschwank in zwei Acten. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Die gedruckte Kirche in Preußen. Offener Brief an alle deutsche Kirchlichen von A. Recktlieb. Leipzig, Hartmann. 8. 5 Ngr.

Eine deutsch-jüdische Kirche. Die nächste Aufgabe unserer Zeit. Von einem Candidaten der jüdischen Theologie. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Katsper, v., Das verkleinerte Grundeigenthum in Beziehung auf Gewerbindustrie. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Erinnerungen des heiligen katholischen Kirche, der besten Mutter, an ihren verirrten Sohn Johannes Kongo. 4te Auflage. Striegau, Hoffmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Münter, B., Die Bekehrung des Grafen Struensee. Überzeugung eines Naturalisten von der Wahrheit der christlichen Religion. Stolberg a. H., Kleinsch. 8. 1 Thlr.

Ragel, L. J., Offenes Sendschreiben an den kirchlichen Centralverein in der Provinz Sachsen zu Gnadau. Stettin, Weiß. 8. 2 1/2 Ngr.

Ragel, W., Zur Fortbildung des Christenthums. Eine Zusammenstellung von Predigten, als Beitrag zur Religion des Geistes. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Rees von Esenbeck, F., Die evangelische Gemeinde zu Boppard und die schlechte Presse. Eine abgeköstigte Erklärung. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Rentwig, R., Die Glaubensbekenntnisse, oder welcher ist der echt-christliche Glaube? Ein Vortrag gehalten in der 10ten Versammlung der deutsch-katholischen Christen in Berlin. Berlin, Wolf. 8. 2 1/2 Ngr.

Theophrastus Paracelsus als Bekämpfer des Papstthums. Leipzig, Köhler. 8. 5 Ngr.

Prisac, B., Die Seihen der Zeit in acht illustrierten Zeitungsberichten. Reuß, Schwann. Gr. 8. 6 Ngr.

Der heilige Rock zu Arier im Jahre 1512 und im Jahre 1844. Ein brüderlicher Glückwunsch an die deutsch-katholischen Gemeinden. Berlin, Hermes. 8. 1 1/2 Ngr.

Der Ruf der Zeit an die katholische Geistlichkeit, den katholischen Lehrstand, den katholischen Beamten- und Gewerbestand, die katholischen Gemeindevorsteher, Stadtverordneten und Magistrate, wie auch an die löblichen Buchhandlungen Deutschlands. Von A. Brinkmann und J. Haß. Berlin, Moser und Kühn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Sammlung sämtlicher Gesetze und Verordnungen über die gegenseitigen Verhältnisse der Protestanten und Katholiken im Königreich Württemberg. Stuttgart, Necker. Gr. 8. 12 Ngr.

Scheibert, J. W., Bürgerschulwesen. 1ster Artikel: Was sollen die höhern Bürgerschulen. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 3 1/2 Ngr.

Schmidt, W. A., Die Zukunft der arbeitenden Klassen und die Vereine für ihr Wohl. Eine Mahnung an die Zeitgenossen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Schömann, G. F., Winckelmann und die Archäologie. Eine Rede. Greifswald, Koch. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schönwetter, P. J., Die Theilnahme an dem Werke der Heidenbekehrung, ein Werk des Lichtes und nicht der Finsterniß. Predigt. Nördlingen, Beck. 8. 2 1/2 Ngr.

Schussek, J., Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den Central-Verein und sämtliche Lokal-Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen. Von A. Berlin, Mittler. Gr. 8. 6 Ngr.

Offenes Sendschreiben von einem Katholiken an den Verfasser der Schrift: „Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, insbesondere die neueste Cabinets-Entschliessung vom 3. November betreffend.“ München, Lentner. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Legner's, C., Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen überf. von G. v. Leinburg. Bonn, Henry und Sohn. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die Trauung des apostolisch-katholischen Pfarrers Czerekl in Schneidemühl. Dargestellt nach authentischen Berichten. Bromberg, Levit. 8. 2 1/2 Ngr.

Wogl, J. R., Deutsche Lieder. Jena, Mauke. 8. 20 Ngr.

Weber, G., Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Großbritannien. 1ster Theil. 1ster Band: Die Lollarden und der destructive Theil der Reformation. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wohln? Eine kirchliche Zeitfrage in Andeutungen zu beantworten versucht durch ein Gemeindeglied. Königsberg, Theile. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Wolff, D. L. B., Dämmerstunde. Ein Gedicht. Berlin, Veit und Comp. 8. 15 Ngr.

Woyke, A., Gedichte. Danzig, Rabus. 12. 1 Thlr.

Young, C., Mängel und Uebelstände im preussischen Beamtenwesen. Zwei Petitionen an Preussens Provinzialstände. Königsberg, Theile. 8. 3 1/2 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 129.

9. Mai 1845.

K a r l B e d.

Man hat unsere Zeit häufig als eine vorzugsweise kritische bezeichnet und ihr mehr oder minder nach allen Seiten hin den Beruf und die Kraft zur Productivität abgesprochen. Wenn Savigny ihr den Beruf absprach, auf dem Gebiete der Gesetzgebung productiv aufzutreten; wenn man darauf hindeutet, daß sich in allen Künsten mehr ein feiner und großartiger Eklekticismus als eine tiefe, ursprüngliche Originalität geltend macht; wenn man selbst bemüht gewesen ist, die philosophischen Entwicklungen der Gegenwart nur als eklektische Ausbildung früherer Systeme nachzuweisen, so hat die Behauptung, daß unsere Zeit vorzugsweise kritisch und nicht productiv sei, nirgend mehr als auf dem Gebiete der schönen Literatur Raum gefunden. Fragt man nun, wo die großen kritischen Thaten auf diesem Felde sind, so weiß Niemand Antwort zu geben. Wären die kritischen Organe der Gegenwart aber wirklich so vorzugsweise und so überwiegend ausgebildet, so würden sie doch wol etwas Besonderes und Bedeutendes hervorgebracht haben? Wir sehen jedoch nichts dieser Art. Im Gegentheil, die kritischen Bestrebungen auf dem Felde der schönen Literatur sind entschieden in den Hintergrund getreten und sie stehen, im Vergleich mit derartigen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts, gerade auf Null. Die Kritik ist in sich selbst blasirt und das Publicum ist gegen die Kritik mißtrauisch geworden. Und dennoch hört man häufig unsere Gegenwart als eine besonders kritische bezeichnen! Man spricht eben einen Gemeinplatz nach, ohne über seine Wahrheit weiter nachgedacht zu haben. Will man die Gegenwart aber einmal durchaus eine kritische Epoche nennen, so muß man darunter verstehen: sie ist eine Epoche der Krisen, sie ist eine Epoche, welche alles Alte zusammenschüttelt, nicht um es kaltblütig zu kritisiren, sondern um ein Neues, ein Nochnichtdagewesenes zu produciren, um endlich das Resultat einer bereits dreihundertjährigen Bewegung zu gewinnen. Sie ist eine Epoche des Strebens, also gewissermaßen eine durchweg productive Zeit, wenn ihr Produciren auch weniger Ende als Anfang, weniger Zweck als Mittel ist. Sie ist eine Epoche, welche sich weder in der Kritik noch in der künstlerisch gemäßigten Production befriedigt, sie geht mit ihrem Wollen über

beide hinaus und darin eben liegt ihr Hamlet'scher Charakter. Denn in der Kritik Hamlet's ist auch keine Freude, kein Genuß an der Kritik, sie will eben nur über die Vollziehung einer That, welche der ganze Hamlet anstrebt, täuschen.

Haben wir nun aber unsere Gegenwart nicht als eine einseitig kritische, sondern als die Periode eines großen unbefriedigten Strebens, in der die kritischen und die productiven Elemente durcheinanderwogen, ohne zur Ruhe und zur That gelangen zu können, richtig erkannt, so wird uns Alles klar werden müssen. Sie hat viel von dem Schelling'schen Janus mit seinen drei Potenzen des Seintkönnens, des Seinsollens und des Seinnüßens, aber es fehlt das große, Eine, wahrhafte Sein. Als Janus schaut sie zurück, prüfend, in eine Vergangenheit, mit der sie durch tausend Adergeflechte verbunden, als Janus schaut sie verlangend und harrend in die Zukunft, und zwischen beiden Gegensätzen liegt die Gegenwart, auf dem Boden dieser beiden unvereinigten Gegensätze sind die kritischen und productiven Elemente der Gegenwart geboren und daher, weil sie den großen Zwiespalt der ganzen Zeit in sich tragen und, bei allem Sehnen nach einem Großen und Ganzen, nicht über ihn hinaus können, ihr Unbefriedigtsein mit sich selbst, ihre Schwäche, ihr Sterben als Knospe, als Blüte. Es ist nicht schwer, diesen zerrissenen Grundcharakter unserer Gegenwart auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaften, ganz besonders aber in der Wissenschaft, welche es mit dem ganzen Menschen zu thun hat, zu erkennen. Er bricht überall hervor und noch viele wohlgemeinte und tüchtige Strebungen wird der ungeheure Abgrund verschlingen, ehe er sich schließt und die Welt in der kräftigen That einen versöhnenden Messias für ihr langes unbefriedigtes Wollen findet.

So haben wir nun auch den Grund gefunden, weshalb unsere Zeit vorzugsweise die Zeit der Talente ist und das Genie keinen rechten Boden in ihr finden will. Das Genie beruht auf innerer Einheit, auf einer großartig-harmonischen Entwicklung des ganzen Menschen. Unsere Zeit kann über den Zwiespalt nicht hinauskommen. In den Gegensätzen und Widersprüchen unseres Lebens ist ein großer Raum für Talente jeder Art, das Genie kann nicht zwischen denselben stehen, es muß sich

über dieselben erheben, aber diese Gegensätze unserer Welt sind noch so mächtig, daß sie die freie, allseitige Entwicklung eines Genies sehr beeinträchtigen müssen und ihm, wo es sich dennoch, trotz unserer Zeit, Kraft seines gottmenschlichen Wesens, hervorheben sollte, eine durchaus vereinsamte Anachoretenstellung anweisen würden. Denn die Welt ist mit den Gegensätzen, auf denen sie steht und sich bewegt, so vollkommen beschäftigt, daß sie keine Zeit gewinnen kann, ein Genie, welches über diesen Gegensätzen steht, zu begreifen und seine Versöhnungsmission zu würdigen. Wäre das Genie überhaupt ein Fluch, so würde es in keiner Zeit ein größerer Fluch sein können als in der unserigen. Sie hat kein Interesse für den universellen Standpunkt eines Genies. Im Kampfe der Gegensätze nützt das Genie nichts, beweist sich wol gar störend; die Talente, die mittelmäßigen Talente und die talentvollen Mittelmäßigkeiten sind an der Tagesordnung und schwimmen am besten oben, das Genie steht tief unten im stillen einsamen Meeresgrunde.

Aber ehe wir weiter gehen, dürfte es wol nothwendig sein, eine Erörterung Dessen, was Genie und was Talent ist, zu versuchen; wir bedürfen einer solchen Prüfung für die Folge dieses Aufsatzes und um dem jungen Dichter, mit welchem wir uns speciell beschäftigen werden, seinen wahren und richtigen Standpunkt anzuweisen. Man hat sich seit langer Zeit schon mit der Erklärung des „Genies“ beschäftigt und allerlei mehr oder minder treffende und pedantische Auslegungen gegeben. Beim Verstehen des Genies kommt es aber in Wahrheit weniger auf eine Ausbreitung dialektischer Begriffe als auf ein Ahnen seines Wesens an und am Ende kann nur ein Genie das Genie selbst begreifen. Nicht durch philosophische Kategorien, eben nur durch die geniale Erleuchtung des Lebens kann das Genie verstanden werden. Das Talent wird immer nur einzelne Seiten verstehen. Da nun der Schreiber dieser Zeilen wol nicht berechtigt wäre, sich für ein Genie zu halten, so kann er für seine Deutung Dessen, was Genie ist, auch keine Vollständigkeit erwarten. „Vom Standpunkte des Talents“ mag er aber auch nicht das Genie betrachten, denn das hieße in dem Genie eben nur das Talent erkennen und sagen, daß es Genie sei. Versuchen wir deshalb objectiv zu verfahren. Sehen wir zu, worin das Genie sich äußert und als solches erkenntlich wird, so müssen wir sagen: in seinen Schöpfungen, und wir müssen also an den Schöpfungen des Genies sein eigenes Wesen entdecken können, das Schaffende durch das Geschaffene. Zwar mag das Genie da sein können, ohne Thaten verrichtet zu haben, allein wir könnten nicht sagen, Rafael, Shakspeare, Beethoven, Goethe wären Genies, hätten sie nichts geschaffen, wodurch das Wesen des Genies zu uns spräche. Also die Schöpfungen des Genies sind durchströmt von der ganzen Fülle des Genies selbst. Die Einheit von Idee und Form ist mächtig in ihnen geworden, das Genie verkündet sich durch sie. Wenn wir also aus den Schöpfungen

des Genies das Schaffende in seinem eigenen Wesen erkennen können, so haben wir für unsere Prüfung einen bestimmten Kreis gewonnen und wir brauchen uns nicht in dialektischen Abstractionen und poetischen, unbegrenzten Ahnungen über Das, was Genie ist, umherzutreiben.

Zunächst erheben sich die Productionen des Genies immer über die Gegensätze, in welche die Wirklichkeit des Lebens sich spaltet, und sie sind deshalb ihrer innersten Natur nach immer versöhnend. Was nicht hinaus kann über die Gegensätze der Wirklichkeit, kann kein Genie sein. Die romantische Schule konnte nicht hinaus über die Gegensätze, deshalb hat sie auch kein Genie hervorbringen können. Sie brachte es in ihren Hauptvertretern bloß zu einem genialen Anflug. Shakspeare erhebt sich über die Gegensätze der Wirklichkeit, es erreicht in ihm die Vollendung und Versöhnung des wahren Menschenthums ihre ganze Höhe, er ist ein Genie. Wie also die Productionen des Genies im Allgemeinen menschlichen, in der Versöhnung der Gegensätze einen großen Theil ihres Wesens finden, so in ihnen eben auch das Genie selbst. Das Genie ist berufen und befähigt, den auseinandergehenden Menschenatomen den Spiegel des wahren Menschenthums vorzuhalten und für sie die Menschheit zu fühlen, als ein heiliger Hohepriester sie zu vertreten. Darum wurzelt es mit seinem ganzen Wesen in dem wahrhaften Humanen, und das Selbstbewußtsein des Genies ist eben das Sichwissen der Menschheit. In diesem großen, gottgefüllten Bewußtsein überredet das Genie die Schranken der Zeit und es fühlt sich in seinem Schöpferdrange ewig, wie denn auch seine Schöpfungen in ihrer wahrhaft und rein menschlichen Natur ein ewiges Moment enthalten. Es bewegt sich frei über den Schranken, welche der Wirklichkeit des Lebens gesetzt sind und welche auch das Talent über sich anerkennen muß, es ist eingegangen in die Freiheit des Sichselbstbewegens und ist mit seinem ewigen, weil reinmenschlichen Inhalte nicht wie das zeitliche Wirken des Talents dem Wechsel der Zeiten verfallen. Darin ist denn nun aber auch eine andere Seite des Genies, seine Universalität, gefunden. Denn wie es schon darin als universal anerkannt ist, daß es sich über die Schranke des Zeitlichen erhebt, so macht sich auch darin seine Universalität geltend, daß es sich in durchaus universaler Weise der Wissenschaft, der Poesie, des Lebens, der Kunst bemächtigt. Die Strahlen des ganzen Menschenthums fließen dem Genie zu und es gebärt sie, durch sein göttliches Medium, freier und lichter zu einem neuen Leben, denn das schöpferische Moment des Genies duldet nicht, daß sie in seiner besondern Individualität abgeschlossen verharren, sondern fodert ihren neuen Sährungsproceß von demselben. Diese Universalität des Genies läßt sich aber bald als eine excentrische, bald als eine concentrische bezeichnen. Bald macht sie sich darin geltend, daß sie sich in einem freien Hervorbringen nach allen Seiten hin darstellt, bald tritt sie in der begrenzten Form einer bestimmten Kunst oder Wissenschaft hervor, um diese besondere mit ihrer allgemeinmenschlichen

Kraft und Strömung zu erfüllen und immer das Höchste in derselben zu leisten. In Michel Angelo z. B. machte die Unversattheit des Genies sich in erster Art, ersichtlich, geltend. Ihm genügte nicht eine Sphäre, ungeschaffen, er wurde vielmehr getrieben nach den verschiedensten Seiten hin. Er mußte als Maler, als Architekt, als Bildhauer, als Dichter sein Genie bewähren, während Rafael dagegen sein Genie in die Malerei concentrirte und es aus ihr universell hervorleuchten ließ. Fassen wir es nun also zusammen, worin sich uns das Genie bewährt, so können wir sagen: in seiner schöpferischen Kraft, in der vollkommenen Unabhängigkeit seiner Schöpfungen von den Gegensätzen und Einseitigkeiten der gemeinen Wirklichkeit und in dem wahrhaft menschlichen, versöhnenden Wesen, endlich aber auch in der Unversattheit dieser Productionen.

Das Talent verhält sich darin als Gegensatz zum Genie, daß es wie dieses das Universelle, so das Vereinzelte, das von dem großen göttlichen Medium des wahrhaften Menschenthums vereinsamt Ausgestoßene und in den Wirrwarr der Gegensätze hinausgetriebene ist, welche sich überall geltend machen. Darin aber ist es im Zusammenhange mit dem Genie, daß es bemüht ist, über die gemeine Wirklichkeit mit ihren Gegensätzen hinauszukommen und einen vollkommenen Zustand zu schaffen. Zwar gelingt ihm dieses nicht, denn es ist eben einseitig und selbst in den Gegensätzen befangen, wenn es dieselben auch als solche erkannt hat, und es ist eben dem Genie vorbehalten, den letzten großen Schlag zu vollführen und die gewappnete Minerva mit Schild und Speer aus dem Haupte des Zeus hervorspringen zu lassen; aber es arbeitet, und was ihm an Intensivität abgeht, das sucht es durch Extensivität zu ersetzen, und wenn es nicht großartig, ursprünglich schafft, so strebt es um so tüchtiger und eifriger, und wie das Genie im vollendeten Schaffen seinen weltgeschichtlichen Beruf erfüllt, so findet das Talent denselben im Streben. Dadurch wird es der Bahnbrecher des Genies, es wird der Johannes, welcher dem Erlöser die Wege bereitet, und eben nur durch seine tüchtigen Vorarbeiten kann dem Genie die vollendete und vollendende Schöpfung möglich werden. Die Wahrheit dieser Stellung des Talents zum Genie kann die ganze Geschichte vielfach beweisen, wir wollen hier aber nur zwei Beispiele aus der neuern Zeit anführen. In Luther trat das Genie der Reformation hervor, aber nur dadurch war ihm seine geniale That möglich geworden, daß schon lange vor ihm die mannichfachen Talente sich in der Erreichung Dessen einseitig abgearbeitet hatten, was er zum Durchbruch brachte. Eine große und genaue Entwicklung dieser antereformatorischen Talente ist in dem Werke Wilmanns „Die Reformatoren vor der Reformation“ zu finden. Dieselbe Nothwendigkeit der vorarbeitenden Talente zeigt sich bei dem glänzenden Durchbruche unserer sogenannten classischen deutschen Literaturperiode in Schiller und Goethe. Diese Genies konnten eben nur dadurch die Imperatorenstellung des Genies gewinnen und behaupten,

daß ihnen eine Menge rüstiger und eifriger Talente vorangegangen waren, die nun zum Theil unter dem Schutt der Zeit begraben und vergessen liegen oder auf die man doch, wenn man sie kennt, spöttisch und achselzuckend herabzublicken pflegt. Zwar mit großem und entschiedenem Unrecht, denn von dem rein sittlichen Standpunkte aus kann das eifrige und unermüdlige Streben des Talents eine weit höhere Anerkennung verlangen als die vollendende That des beinahe naturwüchsigen Genies. Wenn das Genie auf eine universell-menschliche Bedeutung Anspruch machen darf, so muß dagegen dem Talent eine historische zuerkannt werden, und unsere Zeit als die Zeit der Talente nach jeder Richtung hin wird deshalb eine tiefsinnige, historische Bedeutung anzusprechen haben. Sie ist die Zeit des tüchtigsten, des eifrigsten Strebens, des allseitigsten Anstaltmachens, um den Bräutigam der Zukunft zu empfangen. Sie arbeitet überall hin mit dem eifrigsten Fleiße, und diese ungeheure Arbeit der Talente, welche vielleicht alle einmal von einem kommenden Genie verdunkelt werden und doch ihr entschiedenes Verdienst haben, hat in der momentanen Erfolglosigkeit der Arbeit eine sehr rührende Seite, aber auch eine erhebende. Die Talente der Gegenwart haben es durch ihre ungeheuern Bestrebungen und ihren unermüdligen Fleiß dahin gebracht, daß sie die Gegensätze und Gebrechen der Zeit von allen Seiten her beleuchtet und erkannt haben und doch, weil sie eben nur Talente sind, können sie nicht Herr derselben werden und das Neue, die That, welche sie in sich tragen und als nothwendig bezeichnen, zu einer vollen, lebenden Wahrheit machen. Hier haben wir wieder die Hamletnatur der Gegenwart, welche wir schon im Anfange des Aufsatzes angedeutet haben, hier sehen wir die Zeit mit ihren vielen Talenten vor dem Schleier der Zukunft stehen, unfähig denselben zu heben. Es fehlt das Genie, ob aber das Genie, diese Nothwendigkeit unserer Zukunft, sich einst in einem Individuum offenbaren oder ob es in der Masse erwachen wird, das ist eine Frage, die wir hier unerörtert lassen müssen.

Das Streben und die Bewegung der Zeit sind so ungeheuer, daß die Talente zuweilen über sich selbst hinauszuweichen scheinen und das Genie zu anticipiren suchen. Ganz dasselbe geschah im vorigen Jahrhundert, wo der Drang nach Umgestaltung unsers Nationallebens namentlich in der Literatur ein so tiefes und allgemeines und das Bedürfnis nach genialen Thaten ein so lebendiges wurde, daß überall Scheingenies die wahren Genies zu anticipiren suchten. Es braucht nur an die Geniesucht der Sturm- und Drangperiode erinnert zu werden. So treten in der Gegenwart ebenfalls eine Menge guter Talente hervor, welche sich bald für Genies ausgeben und bald auch dafür gehalten werden, bis dann immer wieder entthet wird, daß sie eben auch nur fleißige und feinspürige Talente sind. Sehen wir von allen übrigen Entwicklungen unserer Tage ab und behalten wir eben nur die schöne Literatur im Auge, so kann sich in ihr die Wahrheit unserer

Behauptung schon recht deutlich beweisen. Eine Umgestaltung unsers literarischen Lebens ist überall als nothwendig anerkannt worden und überall streben die vielen Talente unserer Literatur eine solche an, aber sie selbst hat dessenungeachtet noch nicht erzielt werden können. Welche Mürbigkeit hat sich z. B. auf dem Gebiete des Dramas entwickelt, es ist viel Schönes, viel Talentvolles geschehen, aber das wahrhaft geniale Drama ist noch ausgeblieben und das talentvolle ist bald von der Eitelkeit des Verfassers selbst, bald von der Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit unsrer Tageskritik als das geniale angepriesen worden. Natürlich war es am Ende immer wieder nichts mit demselben und nur das Talent konnte Anerkennung verdienen. So ist unsere schöne Literatur nicht arm an falschen Demetriussen und Sebastianen, welche den leerstehenden Thron des Genies, des „Retters der Zukunft“ einzunehmen suchen, aber immer wieder herabgetrieben werden. Eins aber kann nicht geleugnet werden, daß in unserer schönen Literatur nach und nach Erscheinungen auftauchen, bei denen es sehr zweifelhaft wird, ob man ihnen den Standpunkt des Talents oder des Genies vindiciren muß. Es sind dies solche Erscheinungen, aus denen einerseits die Flamme des Genies hervorlodert, während sie andererseits wieder mit den Schwächen und Einseitigkeiten des Talents behaftet blieben, Erscheinungen, die durch ihre Ursprünglichkeit jedenfalls mehr sind als fleißiges Talent, andererseits aber auch wieder den großen Ansprüchen nicht genügen wollen, welche die Gegenwart an ein sie aus ihrem Zwiespalt erlösendes Genie macht, während sie vielleicht in einer frühern Zeit unbedingt und freudig als ein solches anerkannt wären. Diese Erscheinungen geben das deutlichste Zeugniß von der tiefen Bewegung unsrer Gegenwart und werden deshalb immer eine besondere Beachtung verdienen. Sie schaffen eine Mittelstufe zwischen Talent und Genie, wie es eine solche noch in keiner frühern Epoche hat geben können, sie sind Talente, so feinspürig und so umsichtig, daß es sehr schwer wird, in der Kunst ihrer Productionen nicht die unbefangene, vollendete That des Genies zu vermuthen, oder sie sind auch wirklich Genies, denen es aber unmöglich wurde, der ungeheuern, nach allen Seiten hin ausgebreiteten und zerrissenen Bewegung Herr zu werden, und die deshalb vereinsamt in sich hineinschauen und geniale Feuerkugeln steigen lassen, da sie die Welt nicht an allen Enden in Brand stecken können. Ein solches über das Talent hinausgehende Talent ist z. B. Gutzkow in seinen dramatischen Productionen. Er versteht es, seinen Dramen eine Fassung zu geben und seine Situationen so überraschend anzulegen, seine Charaktere so aus sich selbst herauszuentwickeln, daß man sehr häufig nicht umhin kann, ihn als ein dramatisches Genie zu bezeichnen, und dennoch tritt es bei genauerer Betrachtung und Zerlegung seiner Arbeiten wieder deutlich hervor, daß sie

nicht sowol aus der Unmittelbarkeit des Genies, als aus dem mühsamen, mit Schmerz und Noth verbundenen Streben des Talents entstanden sind. Umgekehrt möchten die dramatischen Productionen Hebbel's ein Genie erkennen lassen, sie tragen die volle Tiefe und Unmittelbarkeit des Genies in sich, aber sie können sich, trotz ihrer großen Natur, nicht zu der Bedeutung erheben, welche das Genie anzusprechen hat, und sie bleiben stille, vereinzelte Anachoreten. Diese ganz neue Stufe, welche erst die moderne Zeit zwischen Talent und Genie hervorgebracht hat, dieses Ineinanderweben des Einen in das Andere, ist aber auch erfüllt mit allen Schmerzen und Qualen der gegenwärtigen Krise, sie fühlt alle Dolche in ihrer Brust und es ist ihr weder die glückliche Beschränktheit des Talents in einem Gegenstand der Zeit noch auch die göttliche Unbefangtheit des Genies über allen Gegenständen der Zeit gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Die schon früher angekündigte „Geschichte von Griechenland“ von Rangavis ist nun ihm vorigen Jahre erschienen, aber sie entspricht nicht den Erwartungen, die man sich vielleicht davon gemacht hat. Als Grundlage dieser Geschichte des alten Griechenlands hat der Verfasser das bekannte Buch von Goldsmith benutzt, das jedoch heutzutage keinen befondern Werth mehr hat; außerdem sind seine eigenen Forschungen nicht besonders glücklich und von großem Werthe, und die Benützung der Quellen entbehrt der erforderlichen Sorgfalt und Genauigkeit. — Dagegen wird jetzt in Athen eine „Geschichte der alten Völker“, von R. D. Schinas, gedruckt, die ihrem Verfasser und Griechenland selbst zu besonderer Ehre gereichen wird. Nach den Proben davon zu urtheilen, die uns zugekommen sind, ist das Werk das Ergebnis tiefer, neuer und oft glücklicher Untersuchungen; leider hat es jedoch den großen Fehler, daß es in einem selbstgeschaffenen Neugriechisch geschrieben ist, das weder für die heutige noch vielleicht auch für die alte griechische Sprache gelten kann. — Ein interessantes Schriftchen aus dem Gebiete der geschichtlichen Literatur des neuen Griechenlands ist die im Jahre 1844 erschienene historisch-chronologische Abhandlung von Konstantin Paparrigopoulos in Athen: „Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἐλληνικῆς ἐλευθερίας“ (Das letzte Jahr der griechischen Freiheit). Der Verf., der bereits mit einer geschichtlichen Abhandlung über die Einwanderung einiger slavischen Stämme in den Peloponnes („Ἡ ἐποικήσις τῶν Σλαβικῶν τινῶν φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον“, Athen 1843) vor die Öffentlichkeit getreten, beschäftigt sich in seiner erstgedachten Abhandlung mit der Frage, in welchem Jahre Korinth durch die Römer zerstört worden, und ob dies nach der gewöhnlichen Annahme in dem nämlichen Jahre mit der Zerstörung Karthago's (146 vor Chr. Geb.) geschehen sei. Er bestreitet die Richtigkeit dieser Meinung und glaubt vielmehr, die Zerstörung Korinths in das nächste Jahr (145 vor Chr. Geb.) setzen zu müssen. — Vom Prof. Kontogonis in Athen erschien im J. 1844 eine hebräische Archäologie, und von dem bekannten Konstantin Dikonomos der erste Theil eines größern Werks von der Übersetzung der heiligen Schrift. Über letzteres, das jedenfalls ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, namentlich auch insofern es von diesem Verfasser herrührt, berichten wir zu seiner Zeit mehr. 1.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 130.

10. Mai 1845.

Karl Beck.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Wenn wir nun das Gebiet der allgemeinen Betrachtung verlassen und uns auf den Boden der Lyrik begeben, so finden wir auch hier im Einzelnen bestätigt, was überhaupt im Allgemeinen gilt. Seitdem die Bewegung der Gegenwart die Fluren der Lyrik durchflutet, ist dort eine Menge hübscher und anerkannter Talente aufgewachsen, aber es sind auch auf diesem Boden Talente über das Talent hinausgegangen und Genies thätig geworden, ohne den gehörigen Raum für den Flügelschlag der freien Seele finden zu können. Um uns nicht zu weit zu verirren, wollen wir nicht die ganze neuere Lyrik in unsern Kreis ziehen, sondern nur auf einige Gestalten unserer sogenannten politischen Poesie acht geben. Ein Talent ist Hoffmann von Fallersleben, aber auch mit der ganzen Beschränktheit eines Talents behaftet. Er dreht sich regelmäßig in seinem engen Kreise und setzt ein ephemeres, politisches Bewußtsein mit Witz und Talent in Verse, ohne aber auf die Höhen des Lebens steigen zu können und die Ströme der Tiefe rauschen zu hören. Im Circeltanze seiner politischen Gesinnung, auf dem Standpunkte des zeitlich beschränkten Talents kann er nirgend zum Begreifen und lebendigen Ausdruck des wahrhaft Menschlichen gelangen, er bleibt vielmehr in allen durch Zeit und Verhältnisse bedingten Schranken des einseitigen Talents stecken. Ebenso kann Freiligrath nur als Talent betrachtet werden. Er war es in seiner ersten Epoche, der romantisch-orientalischen, und ist es auch in seiner zweiten, der gegenwärtigen, der politischen. Denn in beiden Epochen war es die Form, welche ihn trieb und begeisterte, zuerst die Form der Romantik, der er durch seine orientalische Bilderpracht die Leerheit nicht nehmen konnte, und jetzt die Form des Liberalismus, über dessen zeitliche Anforderungen und Formungen er nicht an den tiefen, vollen Kern des Lebens gelangen kann. Die Bestätigung ist in seinem „Glaubensbekenntnis“ vielfach zu finden. Die lyrischen Talente sind es denn auch namentlich gewesen, abgesehen von dem vielen Talentlosen und gänzlich Verfehlten, welche die politische Poesie der Gegenwart angebahnt und in allen Weisen und Tonarten ausgebeutet haben. Es bedurfte da keines ursprüng-

lichen Schaffens, der Stoff war da, es durften nur mit Talent und Pathos neue Variationen gefunden werden. In Norddeutschland waren sie überall mächtig geworden. Einer von den Bessern dieser Sorte ist z. B. Prug. Seine politische Poesie ist nicht talentlos zu nennen, aber sie hat auch nichts Großes, Ursprüngliches in sich. Sie pumpt Redensarten und Gedanken in bekannte Formen hinein und spielt den Helken, während sie den deutschen Schulmeister nicht verleugnen kann. In Süddeutschland waren die talentvollen, politischen Lyriker bisher nur selten gewesen. Wenn sich der süddeutsche Geist aus den Banden seiner Genügsamkeit und seiner idyllischen Naturanschauung emporriß, so pflegte er gleich etwas mehr zu geben als ein bloßes, sich den bestehenden Formen anschmiegendes Talent. Er zeigte dann gleich seine Ursprünglichkeit, die er sich vor dem norddeutschen bewahrt. Herwegh, Lenau, Anastasius Grün und der junge Dichter, von dem wir hier reden werden, sind alle mehr als schöne Talente, das Ursprüngliche, das Selbstschaffende ihrer Natur erhebt sie über den Kreis des Talentvollen. In neuester Zeit aber scheint auch in Süddeutschland die talentvolle politische Lyrik um sich zu greifen. Namentlich in Osterreich, wo eine Menge junger, strebender Kräfte unter dem Drucke der Verhältnisse schwächten und, eben nicht reich an tiefem politischen Verständnis der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse, sich talentvoll-lyrisch-politischen Phantasien hingeben. Eine der neuesten Erscheinungen in dieser Weise ist Moriz Hartmann, welcher in seiner erschienenen Gedichtsammlung zwar recht Hübsches bietet, dessen Poesie wir aber unmöglich so tief und groß nennen können, wie sie hier und da gemacht worden. Vor einigen Jahren sollte auch Rudolf Hirsch ein großer österreichischer Dichter sein, er sollte es wagen dürfen, sich mit Uhland zu messen, und wo ist er geblieben? Übertriebenes Lob schadet mehr als ein gegründeter Tadel, denn es wird immer lächerlich machen. Uffo Horn und Alfred Meißner sind ebenfalls als recht erfreuliche politisch-lyrische Talente Osterreichs zu bezeichnen.

Karl Beck ist mehr als ein solches Talent. Will man in der Lyrik Kategorien bilden, so stellen wir ihn in jene, in welche Herwegh, Anastasius Grün u. A. gehören, ohne zu meinen, daß mit Vergleichen etwas

Besonderes gewonnen werden könnte. Seine Poesie ist voller Ursprünglichkeit und das ist ihre geniale Seite. Seine Poesie ist vollkommen unmittelbar, sie ist nicht wie bei Herwegh vermittelt durch den politischen Gedanken und gereizt durch den Fanatismus und den Ekel dieses Gedankens, sie wirkt unmittelbar auf die Empfindung und kommt unmittelbar von der Empfindung einer durch und durch poetischen Natur. Wir tragen eben deshalb aber auch Bedenken, Deß einen politischen Dichter zu nennen. Seine ganze Natur und seine ganze Poesie ruht nicht in unser politisches Gehäuse. Er schöpft in seinen Gedichten nicht aus Systemen, wie Herwegh es z. B. mit wunderbarer Kraft gethan und Pruz es demselben nachgeahmt hat, er schöpft unmittelbar aus dem Herzen. Freilich muß auch eine solche Poesie politisch werden und sie ist es bei Deß vollkommen geworden, aber diese politische Poesie offenbart sich in ganz andere Reflexen als die politische Poesie des Tages. Ihr Charakter ist ein humaner, ein idealer, kein fanatischer, sie hat bei ihrem Freiheitsbewußtsein nicht eben eine besondere wünschenswerthe oder nicht wünschenswerthe Staatsform im Auge, es ist die Unermeßlichkeit der Freiheit selbst, von deren Schauern und deren Glück sie erfüllt wird, mag sie dadurch auch etwas Vages und Unbestimmtes erhalten und den Männern, die Alles mit einer politischen Etiquette belegen müssen, nicht sehr behagen. Das politische Element ist nur Eine Strahlenbrechung dieser Poesie, sie hat die übrigen Regungen des Menschenherzens nicht abgeschworen, sie hat für alle ein Herz, für alle einen Sinn, und wenn sie hier aufsteht im Sturm einer politischen Wogenbrandung, so läßt sie sich doch auch von der Poesie eines Beilichens und eines einsachmenschlichen Conflicts, an denen der politische Dichter theilnahmlos vorüberreißt, wundermächtig ergreifen. Den „Gepanzerten Liedern“ Deß's stehen die „Stillen Lieder“ zur Seite. Das Allgemeinenmenschliche seiner Poesie überragt ihre politische Seite, trotz ihres Anlaufs auf Interessen der Zeit und des Tages. Und wir tadeln dies nicht, wir finden vielmehr in dem Hinausgehen dieser Poesie über den politischen Schmerz und das politische Hoffen, wir finden eben in ihrem warmen Aufschwiegen an das Menschliche in seiner allseitigsten Bedeutung ihren besondern Werth, und wir sehen darin, wie sie sich über den engen Kreis des Talents in die Ophären des Genies, welches ja eben nur im vollen Menschlichen seine Befriedigung findet, hinaushebt. Ihre menschliche Seite ist eben auch ihre geniale Seite und die Bedeutung Deß's liegt weit weniger in seinen politischen Anschauungen als in der ursprünglichen Art und Weise, seinen Empfindungen und Gefühlen Worte und Gestalt zu verleihen.

Es ist eine Reihe von Jahren vergangen, seitdem Deß sich zum ersten Mal in die Literatur einführte. Es waren die „Gepanzerten Lieder“, welche der junge Ungar zuerst in den literarischen Wirrwarr Deutschlands hineinwarf, und man muß diese Erstlingsblüten der

Deß'schen Poesie eben nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach der Entwicklungsstufe, auf welcher der junge Poet sich damals befand, betrachten und würdigen. Er singt selbst:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der süßen Krauben
Sag ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlaubten.

und charakterisirt sein Lied auf folgende Weise:

Sein erster Gang, sein erstes Ringen,
Ein jäher Sturz vom Felsgestein,
Ein Schwingen, Dringen und Verschlingen
Bis tief ins stille Thal hinein.
Ein Pauen, Stürmen und Erschlagen,
Und Überschwemmen das Gefild,
Das sind die trogig dunklen Tagen
Bom Lauf des Stromes; kühn und wild.

Doch kehrt er wieder zum Gesinde,
Ins alte traute Bett zurück,
Wenn er auf die geliebten Pfade
Gestreut der Palmen gold'nes Glück.
Dann kommt er ruhig hergezogen,
Und wallt und wället bis ins Meer,
Die Sonne schwimmt in seinen Wogen
Und der Gestirne blankes Meer.

Dann wird er nimmer stürmen, schlagen
Und branden um ein Felsenriff,
Dann wird er still und ruhig tragen
Des Lebens schwer befrachtet Schiff.
Und unter Singen, unter Lachen,
Im Rubertakte, dort und hier,
Schwimmt dann auf ihm im bunten Rachen
Des Friedens munt'rer Gondolier.

Die Zeit, in deren Strömungen Deß zum ersten Mal als Dichter auftrat, war vorzugsweise die Zeit einer unbedingten Verehrung für Börne, die Zeit des Welt Schmerzes und des Jungen Deutschlands. Alle diese drei Momente haben einen entschiedenen Einfluß auf den jungen Poeten geübt, der, in keinem philosophischen Feuer gestählt, sein Herz an dieselben hingab. Börne hatte sich eine entschiedene Gewalt über die junge Welt gewonnen und seine stolze, eiserne Gestalt erschien ihr, unter den Beschränktheiten der Epigonen, als die eines Helden, eines Gottes; er war ihr eine Bibel geworden, und die „Gefinnung“, um deren willen er Alles opferte und duldete, was ihr das „Gottgleiche“ an ihm. Die junge Welt war damals in ihrem Freiheitsstieben noch phantastisch und schwärmerisch genug, einen Religionscultus aus demselben zu machen, aber wie weit entfernt ist dieser bacchantische, unbestimmt taumelnde Freiheitscultus von demjenigen, welcher, hindurchgedrungen und geläutert durch die philosophischen Bewegungen, in den „Liedern eines Lebendigen“ gefeiert wird. Und Deß war nicht minder ergreifen wie Andere von diesen unbestimmten Fluctuationen, die wie das Christenthum an das Kreuz Christi sich an das Märtyrthum Börne's knüpften. Deß war ein junges, phantasieriches Blut. Es fehlte ihm nach der sichere Halt, das bestimmte Maß, und leicht und natürlich wurde er von der allgemeinen Aufregung, die im Allgemeinen mehr Pathos als Wahr-

heit hatte und beim Jungen Deutschland sogar in Coquetrie überflutet, ergriffen. Die Verehrung für Börne mochte bei ihm wol wahrhaftiger und natürlicher sein als bei vielen Andern, die eben nur einen Bögen brauchten, um ihn selbstgefällig umfassen zu können. Das Gedicht „Börne's Tod“, welches wir mittheilen, ist warm und innig:

Nicht mocht' er rechten mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Strahl gekocht,
Gern zog er, an das Glende Krücke,
Mit andern Edlen in die Nacht.
Das Lächeln liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sei.
Doch nur der Vogel auf der Keise,
Der Heimatlose, der ist frei.

Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Nacht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperrte sich zur Flucht:
So hat auch er in fernem Lande,
Von einer Welt bekannt, gehört,
Mit seines Wortes Freiheitsbrände
Den Weg zur Heimat sich zerstört.

Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verädet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe
Beim starren Haß ihn betteln ließ.
Nag ruh'n bei sanftem Wellentosen
Ein Schiffchen in geschloss'ner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.

Kur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszusuchen,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterfchein im Gange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht;
Wol röthet er des Sklaven Wangen,
Doch schmilzt es seine Ketten nicht.

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker frang. —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang. —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Dieses Gedicht athmet die treueste Verehrung für den großen Todten; es ist eben auch nicht überladen mit Pathos und Bilderreichtum und gewinnt dadurch Bedeutend an Tiefe und Ausdruck. Aber wir können nicht umhin zu bekennen, daß der junge Poet, indem er sich in seinem Enthusiasmus für Börne vermaß, eine „Neue Bibel“ zu schreiben.

Ja, eine neue Bibel will ich schreiben,
In die ein zweifelhafte Jahrhundert glaubet

all jene Unsicherheit und phantastische Unklarheit über das Wesen der Freiheit und die Wege zu ihr zu erkennen gab, welche überhaupt die politischen Elemente damaliger Zeit charakterisiren. Beel scheint selbst zu dieser Überzeugung gekommen zu sein. Er hat in der neuen Ausgabe seiner Gedichte diese „Neue Bibel“ bedeutend getümpelt. Schon die Absicht, eine „Neue Bibel“ zu schrei-

ben, ist eine vollkommen verfehlt. Was die ganze Menschheit zusammengetragen hat im Schmerz tausendjähriger Mythen und Zukünften, das kann selbst das größte Genie in seiner Subjectivität nicht ersetzen. Und nun gar beabsichtigt hier ein junger Poet, eine neue Bibel zu schreiben, durch dessen „gewitterstürmliches, jänend Haupt“ sich die „Bilder wüßt und blügend treiben“ und an Das, was ein „gewitterstürmliches, jänend Haupt voll wüßter und blühender Bilder“ gebärt, soll ein „zweifelhafte“ Jahrhundert glauben! Jeder sieht ein, daß hier die poetische Emphase das Maß, innerhalb dessen sie sich bewegen muß, weit überschritten hat und daß das Können zu dem unbestimmten Wollen durchaus nicht in dem allergeringsten Verhältniß steht. Es scheint, als ob Beel in der „Neuen Bibel“ die Strömungen der Zeit, welche ihn überraschten, verarbeiten wollte, aber dieses gelang ihm nicht. Die Zeit blieb im Unklaren über sich selbst und der junge Poet blieb es wieder über sie. Wenn das Verständniß fehlte, so sollten Bilder aus allen Zonen und Sphären dasselbe ersetzen, aber wir freuen uns, daß an unserm Dichter trotz solcher jugendlichen Überstürzungen nicht wahr geworden, was er in dem Gedichte „Schöpfung“ von vielen Deutschen singt:

Wie er in wilder Leidenschaft sich härmend,
Zur Freiheit mit verbuhltem Auge lugend,
Mit ihr die Nächte brünstig durchschwärmend,
Sich aufgerieben in der schönsten Jugend.

In Wahrheit, Beel's Natur war zu sehr ursprünglich, als daß sie einem solchen Schicksal, trotz ihrer poetischen Verirrungen, wie es so manchem deutschen Dichter geworden — wir erinnern nur an den einst so gefeierten und vielversprechenden Ernst Ortlepp — hätte verfallen können. Schon damals kämpfte er mit den „wüßten und blühenden Bildern“, welche ihn dennüthigten; zwar sind sie sehr mächtig und wollen unendlich viel bedeuten, sie reden den Dichter sogar an:

Und die Gestalten rothen sich zusammen:
So sei verflucht mit deinem Zauberstabe,
Wir sterben hier, versengt von deinen Flammen,
Uns war so wohl in deines Rufens Grabe u. s. w.

aber es kommt die Zeit, wo sie ihre Macht verlieren und ihr wesen- und inhaltsloser Epos einer klarern Weltanschauung zu weichen hat. In der ersten Epoche des Dichters ist sie zwar fern, auch in der neuern will zuweilen das alte Chaos dem jungen Tag sein Recht noch streitig machen, aber für die Zukunft darf der Sieg des Bewußtseins über die Nebel des Träumens nicht zweifelhaft sein. Beel hatte in jener ersten Epoche seiner Poesie, von welcher wir hier reden, dem falschen Welt Schmerze, welcher damals durch die Literatur coquetierte, eine Macht über sich eingeädelt. Seine junge Natur, welche in den Schmerzen und Wehen der ersten Entwicklung lag, mochte getäuscht sein von dem vielen Heulen und Zähneklappen, in dem sich ein großer literarischer Chorus gefiel, und unbewußt mit einstimmen. Aber er, mit seinem frischen, ungarischen Blute, paßte am wenigsten zu den Pedanten, welche der Rigel stach und welche ein Byron'sches Etend vorstellen wollten.

Die Wahrheit dieser Worte hat Bed selbst erkannt. Das Schwüftigste jeder Epoche fehlt in der neuen Ausgabe seiner Gedichte. Das Einleitungsgedicht „Der Sultan“ ist gebilbet. Dieses Gedicht ist von Vielen gelobt und bewundert, und allerdings gleicht es mit seinem Bilderreichtum einem orientalischen Selam, dessen Würze vielleicht zu stark für deutsche Nasen ist, aber uns hat es nie erquicken können. Der Orientale sucht das Wesen der Poesie im Bilde, nicht der Germane; für diesen ist sie ein tieferer Spiegel des Lebens und der Natur. Der Dichter denkt sich hinein in die Natur eines orientalischen Sultans und stellt in den ersten Abtheilungen meisterhaft, mit brennender Glut, die poetischen Anschauungen des Orients dar:

Kein Gott als Gott — der Dichter sein Prophet!
Mein Koran ist das Buch der Weltgeschichte.
Ich wende mich im brünstigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte.

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Heer: Des Liebes gepanzerte Gestalten,
Die Sorge hat um meine Stirn gelegt
Den Turban in geheimnißvolle Falten.

Mir schickt die Mohrenkönigin die Nacht
Ins Schlafgemach die jungfräulichsten Rosen,
Die leicht geschürzten Träume nahen sacht,
Und Kuß auf Kuß und bräutlich süßes Rosen.

Sie salben mir den fuggelähmten Geist
Frisch mit der Bilder duftendem Gewürze,
Sie plätschern um mich her und schäkern dreist,
Wenn ich ins heiße Bad der Dichtung stürze.

Und Sang und Tanz, Gelag und Saitenspiel,
Ein Pflöhen und Suchen, Finden und Erkennen,
Und mit der Bräute schönster Lieb' ich viel,
Bis hoch im Blau des Morgens Strahlen brennen.

So weit ist die gewürzte, poetische Anschauungsweise des Orients meisterhaft beibehalten, allein plötzlich schlägt sie um und orientalisches Bilderreichtum soll uns den Schmerz vergegenwärtigen, mit dem die Zeit den Dichter heimgesucht hat:

Ich sah ein Weib. Ihr Busen wallte voll.
Bildgroß das Aug', gedankenreich die Stirne,
Das Angstgeschrei der bangen Fremde scholl:
O folge nicht, o folge nicht der Dirne!

Schlaf wohlgenuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Geseßes Brüsten;
Doch diese Freigeword'ne saugt dich aus
Ach und vergiftet dich mit ihren Lüsten.

Ich aber war ihr selig angetraut,
Mit süßem Zauber hielt sie mich umschlossen,
Im Rausch des Kusses sang die holde Braut
Die Märchen ihrem Feuergeist entsprossen.

Sie hieß die Zeit. Ach ihres Sehns Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebaren, ihr Bestreben
Und ihre Märchen mitternächig bang,
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Hat nun hier nicht der Dichter ganz und gar den Standpunkt aufgegeben, den er anfangs eingenommen? An die Stelle des genießenden „Sultans“ ist die quälende „Zeit“ getreten, aus dem „Genuß“ ist der „Schmerz“ geworden. Aus der narrotischen, schmerzlosen Poesie des Orients soll sich uns die tiefe, innerliche Bewegung

unserer Poesie enthüllen. Ist dies möglich? Götze's Gegenätze vereint auch der Dichter trotz seines Zauberstabs nicht. Sie floßen sich dauernd ab und es ist durch das Zusammenhäufen so ganz verschiedener Anschauungen dem Gedichte seine ganze Kraft und seine Harmonie genommen. Es steht darin ein buntes Bild, aber es gewinnt, es bewegt nicht. Es stellt am wenigsten dar, was es soll: den Beruf, die Mission des Dichters. Der Gedanke, welcher dem Dichter ursprünglich vorschwebte, ging durch den Bilderschmud verloren und das Wesen der Poesie im Bilde zu suchen zeigt hier seine vollkommene Unrichtigkeit und Schwäche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Christliche Ikonographie.

In Paris ist erschienen: „Instructions du Comité historique des arts et monuments. Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu“, von Didron (4 Bde.). In der Einleitung gibt der Verf. den Plan zu seinem Werke folgendermaßen an: „Dieser erste Theil der Instructions über die Ikonographie wird die archäologische Geschichte oder die Ikonographie Gottes, dann die Ikonographie des Engels, eines unsterblichen wenn nicht ewigen Wesens, welches hierarchisch und chronologisch nach der Gottheit kommt, endlich die Ikonographie des Teufels, des gefallenen Engels, der einige Zeit nach seiner Schöpfung und vor dem Verben des Menschen herabgestürzt und niedergeworfen wurde, umfassen. In den hierauf folgenden Theilen werden die sieben Schöpfungstage, die so oft in unsern Kirchen dargestellt sind, das Werden und der Fall des Menschen, die archäologische Geschichte des Todes und der Todtentänze entwickelt werden. Und da der zum Sterben verurtheilte Mensch sich durch die Arbeit der Hände, die Bildung des Geistes und die Ausübung des Guten rehabilitirt, so wird man die Verpersönlichung des Feldes und der Stadt, der freien Künste, der Tugenden und Laster zeigen, um die Bezeichnung und den Sinn davon zu geben. Endlich wird der Rest die Geschichte der Patriarchen, der Richter, der Propheten und der Könige der Juden erzählen. Sodann wird das Leben der Jungfrau Maria und das des Herrn Jesu Christi an die Reihe kommen und zuletzt werden die Bilder der Apostel, der Märtyrer, der Befenner und der ausgezeichnetsten Heiligen die Ausrüstung passiren. Der Schluß des Werkes, wovon man hier bloß die Prolegomena gibt, wird die dem Buche der Offenbarung Johannis entlehnten Bilder beschreiben.“ Die zahlreichen Holzschnitte, zu deren Erklärung der Text dient, sind größtentheils nach Paul Durand's Zeichnungen ausgeführt. 31.

Monumentalgeschichte.

Unter der großen Menge von Kupferwerken, welche der Darstellung der wichtigsten Monumente aller Zeiten und aller Nationen gewidmet sind, zeichnet sich durch Sorgfalt der bildlichen Ausführung und seines wissenschaftlichen Gehalts wegen ein umfangreiches Werk aus, welches der verdiente Erceß Breton unter dem Titel: „Monuments de tous les peuples, décrits et dessinés d'après les documents les plus modernes“, herauszugeben angefangen hat. Bis jetzt sind acht Lieferungen erschienen, welche im Stande sind, billige Forderungen durchaus zu befriedigen. Breton hat sich schon durch eine Reihe gehaltreicher Abhandlungen kunsthistorischen Inhalts als kritischer Forscher und fleißiger Sammler höchst vortheilhaft bekannt gemacht. Ausgedehnte Reisen haben ihn außerdem noch in neuerer Zeit in den Stand gesetzt, sorgfältige Beobachtungen an Ort und Stelle anzustellen. 17.

Carl Beck.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Überhaupt kann es Beck nicht genug angerathen werden, daß er sich mehr und mehr von diesem falschen Grundsatz entferne. Das Überbauen und Überstürzen mit Bildern mag auch bei ihm mehr auf Instinct als auf Grundsätzen beruhen, um so mehr hat er es zu vermeiden. Verkehrte Theorien vom Wesen der Poesie haben wol zuweilen behauptet, daß dasselbe im Bilde zu suchen sei, demnach wäre auch Hoffmannswaldau ein bedeutender Dichter. Aber selbst wenn man hinzusetzt, daß es im schönen Bilde und in der Harmonie der Bilder untereinander liege, selbst dann ist Das, was die Poesie zur Poesie macht, nicht gegeben. Das Bild bleibt für unsere Poesie immer etwas Erotisches; in der schmerzlosen, äußerlichen, allegorischen Poesie des Orients mag es wirklich die Hauptsache, worauf es ankommt, geworden sein, aber deshalb nimmt sie einen durchaus untergeordneten Standpunkt ein. Wenn die Poesie berufen ist, die ideale Seite des Menschen und der Natur zu enthüllen, so verlangt schon ein solcher hoher Zweck, daß sie aus etwas ganz Anderm bestehe als aus einem willkürlichen Zusammenhäufen schöner und brennender Bilder. Sie muß mehr sein als ein köstlicher Teppich, hinter dem Teppich muß eine Welt sich entfalten. Um aber die ideale Welt schaffen und gebären zu können, dazu bedarf es der innern Klarheit, brennende Bilder ersetzen sie nicht. Diese Klarheit braucht keine systematische, eingeschulte, philosophische Klarheit zu sein, sie beruht auf der Intuition des Dichters, sie geht unmittelbar hervor aus der genialen Begabung seiner Natur. Eine solche Begabung mögen wir auch wol Beck zusprechen, aber wir können nicht umhin zu gestehen, daß er die Stimme derselben in seiner ersten Epoche mannichfach überhört und im Bilderreichthum gesucht hat, was unmöglich in ihm liegen kann. Dessenungeachtet soll die Poesie sich des Bildes nicht gänzlich entäußern, mit Maß und Geschmaack angebracht erhöht es durch die Versinnlichung des Gedankens dieselbe, aber die Poesie kann nun und nimmer im Bilde bestehen. Wir wollen hier an Goethe erinnern. Seine schönsten, tiefsten, unmittelbar in die Seele dringenden lyrischen Gedichte enthalten fast alles Bilderreichthum. Ihre erhabene Ein-

sachheit erhöht ihren Zauber unendlich; die hellen großen Sterne des Himmels spiegeln sich klar und ruhig in der hohen See.

Erklären kann man es sich aber wol, wie es kam, daß die Beck'sche Poesie sich ursprünglich mehr als zu billigen mit Bildern „salbte“. Zuvörderst entstanden die „Gepanzerten Lieder“ in einer Entwickelungsperiode des Dichters, die noch keine Resultate gewonnen, sondern im steten Kampfe lag mit den Anforderungen der Zeit und des Lebens. Sie waren keine Resultate eines Kampfes, eines Schmerzes, eben in ihnen selbst kämpfte der junge Dichter gegen Alles, was ihn beunruhigte, was ihn schmerzte; sie gingen nicht hervor aus einer durchgearbeiteten Weltanschauung, die sich erhoben hat über die einzelnen Gegensätze, sondern diese vielmehr arbeiteten sich in ihnen durch und ein Chaos des Ahnens, Strebens und Willens suchte in ihnen eine Gestalt. Man denke nur, daß Beck, eine junge, ungarische Natur, geboren an der Donau, wo sie schon mit den Bildern des Orients spielt, sich als Jüngling hineingetrieben sah in die Strömungen der deutschen Bewegung. Wie konnte er, da ihm die Voraussetzungen derselben fehlten, sie anders ergreifen als mit der orientalischen Glut, und wie natürlich ist es, daß eine Natur wie die seine, um die Mysterien des deutschen Geistes zu erfassen, nach Bildern suchte als nach Symbolen für verschiedene Momente desselben! Überall deshalb, wo er sich in seinen Gedichten in die allgemeine Bewegung des deutschen Geistes hineinstürzt, finden wir eine Unklarheit, die nicht recht weiß, wo hinaus. Träume werden vielfach „Gedanken“ genannt und die Bilder schäumen und stürzen ruhelos übereinander. Wo sich dagegen das Auge des Dichters auf eine festgeschlossene Persönlichkeit, auf einen bestimmten Lebenskreis gerichtet hat, da dringt auch schon in der Anfangsperiode des Dichters seine höhere Begabung, die Kraft seiner poetischen Natur hervor und die schöne, freie Gestaltung des Wesentlichen und Wahren verschleucht die unbestimmten Bilderphantome. Wenn Beck in Zukunft dieses berücksichtigt, wenn er weniger den allgemeinen Horizont der Zeit spiegeln als die Entwicklung der verschiedenartigsten Zustände und Conflithe unter ihm zum Hauptvorwurfe seiner Poesie machen will, dann ist er im Stande, Ausgezeichnetes zu leisten.

Das Besondere mit seinem Pulsschlag und in seiner warmen Natur gelingt ihm immer besser als das Allgemeine. Während in den „Gepanzerten Liedern“ z. B. die „Neue Bibel“, welche den allgemeinen Nerv des Lebens und der Zeit fassen möchte, sich immer in Unbestimmtheiten umherbewegt, atmen die Gedichte, welche sich auf etwas Concretes beziehen, eine volle ursprüngliche Poesie, eine Kraft und Originalität, wie man sie nur selten findet. „Schiller's Haus in Gohlis“, „Die Eisenbahn“, „Das junge Palästina“ und selbst aus der „Neuen Bibel“ das eine, „Du sollst nicht tödten“, welches wir anführen werden, können den gegründetsten Anspruch machen, zu den schönsten Blüten der modernen deutschen Poesie gerechnet zu werden:

Du sollst nicht tödten.

Walten sieh die Nacht dich gerne
An dem Armenfünderblock,
Seid'ne Bänder, gold'ne Sterne
Schmücken blendend deinen Rock.
Hunderttausend Opfer sanken
Und noch bist du nicht am Ziel.
Deine Opfer: die Gedanken
Und dein Morgengewehr: der Kiel.

Laß uns leben, laß uns blühen,
Schallt ihr leicht bewegtes Wort,
In der Jugend Morgenglühen,
Sterne rauben hier und dort.
Laß uns singen auf der Erden
Märchen, neu und wunderbar,
Von den Völkern, die da werden,
Von dem König, der da war.

Doch umsonst, die Widen starben,
Ach, von Leichen strotzt das Feld;
Wohlgemuth und ohne Narben
Steht du da, ein wilder Held.
Und so haust du still und wacker,
Deiner Riefenschuld bewußt,
Einen großen Lodenader
Tief in deiner eignen Brust.

Und in dieses Friedhofs Räumen
An der Gräber weitem Schlund,
Schwergequält von wüsten Träumen,
Liegst du dort, ein treuer Hund.
Und sie wachsen, und sie steigen,
Und es birzt und bricht der Schrein,
Und es tobt der tolle Reigen
Und es schlottert ihr Gebein.

Und sie halten dich umschlungen,
Thränenloser Scherge du!
Und mit tausend Flammenzungen
Ißfeln dir die Schatten zu:
Bunte Kleider läßt du spinnen?
Der Tapeten stolze Pracht?
Sieh, aus unserm Leichenlinnen,
Ist der seid'ne Tand gemacht.

Horch, vom Macbeth tönt die Kunde,
Daß ein Jüngling ihn erschlug,
Den auf weitem Erdenrunde
Keine Frau im Schooße trug.
Sieh, uns hat die Zeit getragen,
Uns geboren, uns gezeugt;
Und du fällst, von uns geschlagen,
Bist der Macbeth, der uns beugt.

Vollendet in der Form, tief und innig im Aus-

druck und von einem festen Bewußtsein, von einer klaren Anschauungsweise getragen, sind diese Gedichte ein deutlicher Beweis von der großen Begabung des Dichters, von Dem, was er zu leisten vermag, wenn er sich die bestimmten Grenzen zieht. Wo er sich wie hier vollkommen klar ist, vermeidet er von selbst den Übersturz der Bilder, und die mächtigste Ursprünglichkeit ersetzt den äußerlichen Pomp. In jüngster Zeit hat Beck mannichfach zu erkennen gegeben, daß er mit seiner Poesie den rechten Weg dahin gefunden, wo sie den mächtigsten Zauber ausübt.

Resumiren wir nun unser Urtheil über die ersten Schöpfungen des Dichters, über die „Gepanzerten Lieder“, so wird es dahin lauten, daß sie eben als ein Entwicklungsmoment des Dichters zu betrachten sind, als ein Entwicklungsmoment mit allen Schwächen und Ansätzen eines solchen. Die Welt des Dichters besteht in ihnen den Verbungsproceß. Es wogen und gähren die Gedanken durcheinander, es kämpfen die Schmerzen einer jungen strebenden Subjectivität und der „Zeit“. Die schweren Wolken geben den hohen, hellen Sternen, welche im Busen des Dichters verhüllt sind, nicht immer Raum, ihr Licht zu verbreiten, und suchen durch ihre phantastischen Gestalten Das zu ersetzen und anzudeuten, was eben nur die Göttlichkeit des Lichts, der von Nebel und Schwulst befreiten Poesie zu geben vermag. Aber die Sonne sieht über den Wolken. Es kommt eben nur darauf an, daß sie die Nebel zerstreue, welche sie hindern wollen, Regen und Licht zu verbreiten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, etwas später, als Beck seine „Gepanzerten Lieder“ erscheinen ließ, sang er, im Gegensatz zu ihnen, auch „Stille Lieder“. Wir haben oben angedeutet, daß eben in der ursprünglich-menschlichen Seite die geniale Seite der Beck'schen Poesie zu erkennen sei und späterhin nachgewiesen, wie diese Ursprünglichkeit in der politischen Ephäre einerseits sich durch die Hingabe an das Äußerliche des Bildes unterwerfen worden war, andererseits aber, wo sie das Concrete ergriff, sich vollkommen wieder fand und poetisch neu gebär. In diesen „Stillen Liedern“ zeigt sich nun auf das allerdeutlichste, wie mächtig und tief der rein menschliche Drang der Beck'schen Lyrik ist und wie sie, weniger gemacht, ein Königsadler hoch über dem Erdball zu schweben und ihn mit allen seinen Schmerzen last und gleichgültig unter sich zu lassen, vielmehr darin ihr Wesen sucht, concrete Zustände zu durchdringen und einer poetisch-erfüllten Subjectivität einen vollkommenen Ausdruck zu geben. In der Originalität, mit der das Menschliche erfasst, in der Wahrheit und Tiefe, in der sie daselbe widerspiegelt, geht sie hinaus über die Ephäre des Talents, hier entwickelt sie ihre geniale Natur. Und hier, wo sie vollkommen Herr ist, wo sie die Stöcke nur zu berühren braucht, um sie hell erklingen zu lassen, verschmäht sie, eben weil sie Herr ist, auch den Schwulst der Bilder und strömt aus reinen Quellen wieder unmittelbar zum Herzen. In den „Stillen Liedern“ hat Beck den schönsten und tiefsten Ausdruck seines innern

Lebens gegeben. Er beherrscht den Kreis, in dem er sich hier bewegt, ganz vollkommen. Hier ist keine Überreiztheit, sondern volle, warme Natürlichkeit wahrzunehmen, und das Kleinste und Einfachste muß sich vor dem Blicke des Dichters tief poetisch gestalten. Z. B. das Gedicht „Küsse“:

Wie küssest du mich so süß, so warm!
Wer hat es dich gelehrt, du Liebe?
Als ob sich ein summender Bienenschwarm
Am Fensterglas die Köpfchen riebe!

Wie deine Küsse, Geliebte mein,
Verlockend an meine Lippen klopfen!
Als seien auf einen durstigen Stein
Biel volle, schwere Regentropfen.

O, summet, Bienechen, summet, laßt!
O, Regentropfen, sinke, sinke!
Bis, wie das Glas, mein Herze hält,
Ich, wie der Stein, in der Flut ertrinke.

Das Mysterium des Kusses kann kaum tiefer und inbrünstiger geschildert werden, und die Verwendung der Bilder in diesem Gedichte, der „summende Bienenschwarm“ am Fensterglas und der „durstige Stein“ haben durchaus nichts Übertriebenes an sich. Sie versinnlichen nur auf die lieblichste und einfachste Art die Feier des Kusses, sie sind hier nicht das Wesentliche, sondern nur das Andeutende und als solchem kann ihnen, bei einer richtigen Auswahl, wie hier, ihr Werth und ihre Bedeutung nirgend abgesprochen werden. In einem andern stillen Liebe heißt es:

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh!

Hier scheint uns das Bild der „Wetterschwüle“, auf eine Mädchenstirn angewandt allerdings ungewöhnlich zu sein. Man denkt dabei eher an einen Zeus, der seine Donner und Blitze ausenden will, als an ein Mädchenköpfchen. Wahrhaft edel in seiner Tiefe und Formvollendung ist das „Heimweh“, „Stillfürsich“, „Regen“ und um den Beweis zu liefern, wie rein und einfach Bed auch in der Verwendung der Bilder sein kann, wenn er den Stoff nur vollkommen beherrscht, möge hier noch das schöne Lied „Ich liebe dich“ angeführt werden:

Das Abendglöckchen hört' ich klingen,
Bald Klang es leis, bald Klang es laut,
Galt's eines Herzens letztem Ringen?
Galt's einer myrthenbeschnittenen Braut?
Im Klange sprach ein süßes Räthen:
So tönet voll beglückter Pein,
So muß das schwärmerische Ähnen
Der Liebe sein.

Es sammte auf dem Blumengrunde,
Es trank aus einem Honigtrug
Das Bienechen mit dem süßen Runde,
Das heimlich doch den Stachel trug.
Im Gummern sprach ein leises Räthen:
So sticht voll Lust, so sticht voll Pein.
So muß das schwärmerische Ähnen
Der Liebe sein.

Die Nachtigall vernahm ich schlagen
So freudiglich, so wehmuthsvoll,
Als ob ihr bei des Liebes Klagen
Die Thräne aus dem Auge quoll!

Im Liebe sprach ein leises Räthen:
So tönt in Lust, so tönt in Pein,
So muß das schwärmerische Ähnen
Der Liebe sein.

Ach, und des Abendglöckchens Klagen,
Dies Bienechen fern und nah,
Und dieses Nachtigallens Klagen
Vernahm ich, als ich dich ersah.
Erst rauschten mir die Klänge alle
Bald wehmuthsvoll, bald freudiglich,
Und starben dann in einem Halle:
Ich liebe dich!

Wenn diesen „Stillen Liebern“ auch die objective Glanz der Goethe'schen Lyrik fehlt, so muß man sie doch zu den schönsten Producten unserer modernen Poesie rechnen. Und erinnert man sich, daß zu jener Zeit, als sie größtentheils entstanden, sich meistentheils noch eine triviale Nachahmung der bekannten Heine'schen Zerrissenheit geltend machte, so bekommen sie auch in dieser Beziehung einen höhern Werth. Es ist ihre Wahrheit, es ist ihre Unmittelbarkeit, welche ihnen so großen Zauber verleiht, sie sind der offene Ausdruck einer vollen, poesiereichen Natur. Ihr Ähnen und Schwärmen ist nicht gemacht, ihr Schmerz hat nichts von jenem forcirten „Welt Schmerz“, dem Bed sich hier und da hingegen, wo er sich in einen Kampf mit der Zeit einließ, sie haschen nach keinen Bildern; die Bilder laufen hier und da aus der hellen und klaren Flut hervor und wollen nicht über den wesentlichen Inhalt täuschen, sondern diesen noch mehr zur Anschauung bringen. Es ist auch hier die concrete Seite der Menschennatur, welcher Bed sich mit voller poetischer Kraft zu bemächtigen weiß; im Ausdrucke, den er den Gefühlen der Liebe, des Heimwehs, der Sehnsucht gibt, bewährt er seine volle Kraft unmittelbarer Begabung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geldgier des Papstthums und die Hierarchie. Historisch und an den von den Päpsten aufgestellten Geldtaxen zum Ablaufen der Sünden nachgewiesen. Von F. C. Ammann. Mit vielen Holzschnitten. Bern, Jenni Sohn. 1844.

Diese mit allerlei Citaten belegte Schrift ist ihrer populären Haltung nach auf das Volk berechnet, wobei nur zu bedauern ist, daß etwas Trivialität mit unterläuft, denn diese schadet auch bei den Ungebildeten, dem Eindruck, sobald von ernstern, wichtigen Dingen die Rede ist. Der gewesene Kapuziner, der sich früher schon in ähnlichen Schriften versuchte, so gut und ehrlich er es meinen mag, kann seinen frühern Stand nicht verleugnen. Wie manchmal schon der Pferdefuß unter der Kutte hervor sah, so sieht bei ihm zuweilen die Kutte aus dem Kleide des Schriftstellers hervor.

Nachdem er dargethan, daß Christus „Moral und nicht Dogmatik“ gelehrt, und wie im Laufe der Zeit an die Stelle der reinen Principien des Christenthums ein aller Vernunft Sohn sprechender Aberglaube, ein Werk des Drucks und der Finsterniß trat, geht er auf die „Habsucht der Hierarchie im Allgemeinen“ über, die sogleich sinnbildlich in den beigegebenen oft recht guten Holzschnitten als Syder mit sieben Köpfen veranschaulicht wird. Er schildert, mit Anführung historischer Quellen, die Mittel, wodurch die Geistlichkeit das Volk dahin

brachte, mit Leib und Seele der Kirche unterthan zu sein. Es werden mehre Schauer erregende Formeln der Excommunication mitgetheilt, die in so grossem Widerspruche mit der Religion der Liebe stehen, und über Solche ausgesprochen wurden, die in irgend einer Weise sich gegen die Heiligkeit des Kirchengutes vergingen. Bei der Schilderung der „Gefucht der Päpste im Besondern“ deckt der Vater aus ihrer Geschichte die grasseste Seite auf, zeigt ihre Geldgier, ihre Verschwendung und Sittenlosigkeit, kurz ihr ganzes Sündenregister, und wie wenig zu verschiedenen Zeiten alle erlassenen Verordnungen gegen die durch das Beispiel der Päpste verderbte hohe und niedere Geistlichkeit gefruchtet haben, bis Leo X. mit seiner aufs höchste getriebenen Ablasskrämerei den Ausbruch der schon lange sich vorbereitenden Reformation veranlaßte. Bei Aufzählung der Mittel, wodurch sich die Päpste bereicherten, kommen allerlei Curiosa zum Vorschein, die nicht ohne Interesse sind.

Der ehemalige Kapuziner geräth am Schlusse seines Schriftchens in wahre Begeisterung. Er ruft unter Andern aus: „Woh! euch ihr geistlichen Herren zu Rom, daß das Volk die Geschichte und besonders eure Geschichte nicht kennt, ihr vorgeblichen Statthalter Christi, ihr Beschützer der Jesuiten. Es würde vor gerechtem Zorne beben, wenn die Namen Rom und Papst in seine Ohren tönten“ u. s. w. „Ich bekenne es frei vor der ganzen Welt: diesen gerechten Zorn habe ich, weil ich nun eure Geschichte kenne und einsehe, was euer Getriebe bedeutet, mit dem ihr euer Unwesen fast täglich wieder vor unsern Augen erneuert! Verdammt mich, flucht mir als Keger und Feind der Kirche, verweigert mir lebenslänglich die Functionen als katholischer Geistlicher und im Tode die Sacramente, wie nachher das christliche Begräbniß — dies Alles erschreckt mich nicht. Ich weiß, an wen ich glaube und daß mein Erlöser lebt; weder Hunger noch Durst, weder Verfolgung noch Schwert, weder Armuth noch Blöße, weder Leben noch Tod, weder Schmach noch Schande soll mich von dem Wege der Wahrheit ableiten, noch von der Liebe trennen, die da ist in Christo, unserm Herrn, Amen!“ 59.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Übersicht der neuesten Leistungen auf dem Felde der geographischen Wissenschaften.

Bei der ungemeinen Regsamkeit auf dem Gebiete der geographischen und ethnographischen Wissenschaften und bei der unermüdblichen Hast, mit der nach allen Richtungen hin und zur Verfolgung der verschiedenartigsten Zwecke wissenschaftliche Reisen unternommen werden, bedarf der Gelehrte vom Fach der größten Ausdauer und eines eisernen Fleißes, um einigermaßen den mächtigen Umschwung dieser Wissenschaften verfolgen zu können. Wir müßten Niemandem zu, allen ephemeren Erscheinungen auf dem üppigwuchernden Felde der Touristenliteratur eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen, denn das erforderte mehr als herculische Kraft; aber welche Belesenheit, welche Sorgfalt gehört nicht schon dazu, um eine genügende Kenntniß zu nehmen von den unzähligen Entdeckungen, welche von den verschiedensten Reisenden täglich gemacht werden, um in Bezug auf die fortwährenden Bereicherungen der Länder- und Völkerkunde einigermaßen mit der Zeit fortzuschreiten. Dankenswerth sind deshalb die Bemühungen fleißiger Compilatoren, welche die abgerissenen Notizen, welche in verschiedenen Werken zerstreut sind, einregistriren, rubriciren und zu brauchbaren Repertorien verarbeiten. Dadurch wird es Demjenigen, der nicht Alles lesen kann, einigermaßen möglich, den Stand der geographischen Wissenschaften im Fluge zu überschauen. Freilich genügen diese Compilationen nicht immer strengwissenschaftlichen Anforderungen; aber diese Werke sind, wenn sie geschickt angelegt und mit Einsicht und Sorgfalt angefertigt werden, für einen großen Kreis immerhin recht brauchbar. Ja, sie gewähren in vieler Beziehung einen größern Nutzen

als die bändereichen Sammlungen, in denen die verschiedenartigsten Reisetagebücher unverarbeitet nebeneinander aufgeschichtet werden. Die französische Literatur ist nicht arm an derartigen Erscheinungen, welche die vereinigten Bestrebungen zusammenfassen und für eine Zeit wenigstens zu einem gewissen Abschluß bringen. Freilich ist der Werth solcher Sammelwerke sehr relativ und es ist denselben auch nie eine sehr lange Brauchbarkeit zu prophezeien. Unter den neuesten Unternehmungen dieser Art sind verschiedene recht bemerkenswerth, etwas ganz Vorzügliches aber kann man sich von einem Werke versprechen, dessen Erscheinen vorbereitet wird. Schon der Name des Verf., L. Bivien, der sich durch eine sehr verständige und fleißige Arbeit über die französische Revolution sehr vorthellhaft bekannt gemacht hat, bürgt dafür. Das Werk, um das es sich hier handelt, wird den Titel führen: „Histoire des découverts géographiques des nations européennes dans les diverses parties du monde.“ Es ist auf 43 Bände nebst einem Atlas von 100 Karten berechnet. Durch diese Erscheinung werden viele andere Werke, welche seit der bändereichen „Histoire des voyages“ des Engländers Aitley herausgekommen sind, überflüssig gemacht. Dieses Werk wird nach den verschiedenen Ländern in Abschnitte zerfallen. Außerdem wird der erste Theil, welcher aber erst nach Beendigung des Ganzen herauskommen wird, eine allgemeine Einleitung und ein chronologisches Gemälde von der Geschichte der geographischen Entdeckungen enthalten.

Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.

Unter allen Berichten, welche von Augenzeugen über die französische Revolution abgefaßt worden sind, nimmt Keder's Werk immer noch in mehr als einer Hinsicht einen sehr bedeutenden Rang ein. Wir erhalten jetzt eine äußerst heftige Anklageschrift nicht bloß gegen dieses Werk, sondern gegen Keder überhaupt, gegen sein Wirken, seine Maßregeln, seine Ideen, ja selbst gegen seinen Charakter. Sie rührt von einem Zeitgenossen Keder's her, welcher an der Leitung der Staatsgeschäfte einen nicht unwichtigen Antheil genommen hat, nennzgleich er sich nirgend als einen Mann von überlegener Befähigung zeigte. Diese Schrift, welche aus irgend einem Privatarchive ans Licht gefördert ist, führt den Titel: „Mémoire autographe de M. de Barentin, chancelier et garde des sceaux sur les derniers conseils de Louis XVI, avec une notice biographique par M. Maurice Champion.“ Keder, so viele Segner er auch gehabt hat, ist vielleicht nie erbitterter angegriffen als in dieser Denkschrift; seine Talente, seine Handlungen, selbst sein guter Wille werden ganz und gar verdächtigt. Man kann sich diesen Haß, diesen Ingrimm aus Barentin's Stellung sowie aus seiner ganzen Richtung einigermaßen erklären. Derselbe gehörte nämlich einer alten Familie an, welche sich in der Magistratur ausgezeichnet hatte (famille de robe), und er verachtete deshalb in Keder den neuerungsfüchtigen Roturier, der, um das Maß noch vollzumachen, überdies Protestant und Fremder war. So gibt er ihm denn auf den Kopf schuld, daß er das Beste Frankreichs fortwährend seinem persönlichen Interesse geopfert habe. Er sieht in ihm einen Revolutionnaire von der schlechtesten Sorte, der um so gefährlicher war, da er seine teuflischen Pläne unter der Maske der Mäßigung verbarg. Wer den Entwicklungsgang der Revolution mit einiger Ruhe und Unparteilichkeit betrachtet, wird zugeben, daß Keder eine so schwere Anschuldigung keineswegs verdient. Man mag seine Befähigung in Zweifel ziehen, seine Maßregeln angreifen und verwerfen, der Vorwurf niederrichter Gefinnung, der hier gegen ihn erhoben wird, ist ungegründet. Wenn wir übrigens ein allgemeines Urtheil über das erwähnte Mémoire fällen sollen, so können wir, auch abgesehen von der maßlosen Polemik gegen Keder, demselben die hohe Bedeutung nicht zugestehen, welche der Herausgeber Champion für dasselbe in Anspruch nimmt. 17.

Montag,

Nr. 132.

12. Mai 1845.

Karl Beck.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Wir haben mannichfach von dem großen Bilderreichtume der Beck'schen Poesie geredet und denselben weit eher eine Schwäche als einen Vorzug genannt. Allein auch dieser Tadel dürfte einige Begrenzung finden. Es gilt im vollen Maße, wo die Bilder in ihrem Ueberinanderstürzen allen eigentlichen Inhalt verdrängen und wo der Dichter durch sie etwas andeuten will, worüber er sich selbst nicht klar ist. Sie machten sich deshalb in den „Gepanzerten Liedern“ besonders da geltend, wo der Dichter den Anlauf auf Allgemeinheiten nahm und eine concrete Begrenzung verschmähte. Hier suchte er durch brennende Bilder zu ersetzen, was ihm am innern Verständnis fehlte, hier konnte ihre brennende, äußere Pracht über den Mangel einer innern Harmonie nicht hinwegtäuschen. Aber der Bilderreichtum Beck's ist da durchaus am rechten Orte, wo der Dichter bemüht ist, sein ungarisches Vaterland zu malen, dieses Land, von dem er singt:

Du schönes Ungarland, Berg, Schlucht und See!
Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen,
In dir begrüßt er seine Danae,
Und küßt dich heiß im gold'nen Strahlenregen.
Die Saat, des Stehens überdrüssig, ruht,
Sie wiegt das Haupt voll segnender Gedanken,
Die Rebe trunken von der eig'nen Blut,
Muß sich berauscht um ihre Schwestern ranken.

Abgesehen, daß es auch hier etwas Concretes ist, das den Dichter begeistert und dem er huldigt, findet der Bildercultus, mit dem der Dichter sich seinem ungarischen Vaterlande zuwendet, in der Natur dieses Landes, in den Zuständen und Sitten seiner Völker noch seine besondere Anwendung. Die Contraste einer ungebundenen Wildheit und einer beginnenden Civilisation begegnen sich in Ungarn, die bilderreichen Phantasien des Orients machen sich geltend in denselben, und dieselben Bilder, die bei der Veranschaulichung jener Schmerzen und Wehen, welche den deutschen Geist treiben, vollkommen verfehlt sein möchten, können hier, wo es gilt, den kräftigen Rosshirten auf der weiten Pampa, den Tanz der Sigeuner, den Fanatismus und die Stumpfheit der Moslemin darzustellen, von erhabener Schönheit sein und den tiefsten Eindruck machen. Die Schilderungen,

welche Beck von Ungarn entwirft, gewinnen deshalb durch ihre orientalische Bilderpracht und einen „Janko“ hat noch Niemand ihm nachbichten können. Er ist eine prachtvolle Incarnation des ungarischen Volkscharakters und der ungarischen Natur; seinen eigenen Übergang dagegen vom ungarischen Elemente mit seiner warmblütigen Sinnlichkeit zu den Schmerzen und Bewegungen des deutschen Geistes hat der Dichter im „Fahrenden Poeten“ darstellen wollen. Der erste Gesang ist noch ganz und gar der ungarischen Heimat gewidmet, in brennender Bilderpracht wird sie umarmt, ihre geschichtlichen Riesenphantome zeigen sich dem poetischen Auge:

Auf Farrenträutern, tief im Haideland,
Da sitzt die Weltgeschichte düster lugend.
Hier stand der Christ und da der Turbanträger,
Dort Attila, der Heide groß und frei,
Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelschläger!
Da bebt Rom, — das Alles ist vorbei!
Nur Roma's Sprache wankt mit tragem Schritte,
Ein müder Schatten, noch in unsrer Mitte.

Der zweite Gesang hat den Dichter nach Wien geführt, sein „Nachtgedanke“ ist sein „schwarzes Ross“. Im Genußleben der großen Kaiserstadt tritt schon der deutsche Geist mit seinen Nägelmalen vor den Dichter hin und er bleibt nicht mehr so unbefangen, so inbrünstig wie im ersten Gesange. Der „Schmerz“, die „Zeit“ sind über ihn gekommen und er hat vom Hypsochwamm gekostet. Meisterhaft durchgeführte Volksschilderungen wechseln mit unbestimmten Ahnungen und Sehnsuchts-ergüssen und einem phantastischen Grolle:

Ein and'rer Gott ist nun ans Kreuz geschlagen,
Der dorngekrönt zu den Völkern spricht.
Gedanke heißt er. Hört den Heilverkünder,
Bernehm ihn Morgens und des Abends spät!
Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
Der diesen Gott zum zweiten Mal verräth?

Der Dichter bekennt, daß er erschöpft sei von „seinen wüsten Träumen“ und im dritten und vierten Gesange finden wir ihn da wieder, wo der deutsche Geist sich am mächtigsten und glanzvollsten entfaltet. Hier, wo es gilt, das Wesen des deutschen Geistes poetisch zu begreifen, verliert der Bilderreichtum, welcher in den beiden ersten Gesängen ganz an seinem Orte war, schon sehr bedeutend an seiner Kraft und der poetischen Bilder-

cultus kann hier den Gegenstand nicht erschöpfen. Was ist damit gewonnen, wenn Weimar das „Rom der deutschen Kraft“ genannt wird, und vermag die Hymne, welche Beck vor dem einfachen Eigenthümlichen Goethe's auf das Holz hält und zwar ziemlich unverständlich:

Denn was die Welt im innersten bewegt
Hat Gott dem Holz ins schlichte Herz gelegt
einen klaren Blick in die geniale Natur Goethe's zu
erzeugen? Die Natur Goethe's scheint dem Dichter nicht
aufgegangen zu sein in ihrer krystallinen Tiefe, um so
lebhafter wendet er sich Schiller zu, und dessen Auffas-
sung kann man sich schon gefallen lassen:

D Schiller, Schiller, dem im Eiferschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
Du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug.
Du warst verschwenderisch mit deinem Blut,
Dein tiefes Lieben und dein wärmstes Leben
Hast du für eine Welt dahingegeben,
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgemuth,
Denn sie begriff nicht deinen tiefen Gram;
Sie hörte nur die Melodie der Sphären,
Wenn an ihr Ohr die Liederwoge kam,
Die du geschwehlt mit deinen besten Jähren.

Der Idealismus Schiller's mußte den jungen Dichter weit tiefer ergreifen als die geschlossene Gestalt des „glückgeliebten Dichtergreises“, wenn er auch von diesem voller Verehrung und ungeachtet des Börne'schen Schattens, der ihn beunruhigt, singt:

D Goethe, Fels, den Rare stolz umkreisen!
Ob dich der Haufe schroff und frostig schalt,
Tief unter deinem Busen, dem beissen,
Schlug dir ein Herz voll glühender Gewalt.

Der vierte Gesang findet den Dichter auf der Wartburg. Und in diesem Gesange entfaltet er, da er sich der Allgemeinheiten enthält und historische Gestaltungen in bestimmten Rahmen zusammenstellt, wieder seine ganze poetische Gewalt über concrete Zustände. Die Schilderung jenes Mönches, der ihn einst, in seiner Jugend, das graue Mönchslatein lehrte, ist unübertrefflich; ebenso die Erinnerung an Margarethe. Zu bedauern ist es, daß der Poet sich den Sängerkrieg entgehen ließ, er hätte seinem frischen Farbenreichtume einen herrlichen Stoff geben müssen. Er hat es über sich gewonnen, seine Gefühle über den Fanatismus und die Grausamkeiten des Mittelalters und über den Verfall der neuen Zeit nicht durch bloße Bilder, die eine Abstraction erzeugen sollen, sondern durch lebendige Gruppen zu veranschaulichen, und da ist er Meister. Können wir ihm gern seinen Glauben an eine allgemeine Versöhnung:

D seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleist,
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heist.
Der Glaubensfester ist die Weltgeschichte,
Die neue Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit goldnem Morgenlichte,
Am Abendroth versunk'ner Zeiten strahlen!
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt

Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

So hat uns denn die ganze erste Epoche des Dichters überall den Beweis geliefert, daß seine poetische Natur eben dort ihre ganze Fülle ausbreitet, wo sie sich auf einem bestimmten, concreten Boden bewegt, daß sie aber dort, wo sie Allgemeinheiten zu bewältigen sucht, nur allzu häufig in einem unklaren Bildertraume aufgeht. Dadurch ist nun Beck's ganze Richtung bestimmt, dadurch ist zu erkennen, wo er das Bedeutendste und das Tiefsinnigste zu leisten vermag und welche Klippen er zu vermeiden hat. Wenn Beck auch kein dramatischer Dichter ist, so bedarf seine Lyrik doch dramatischer Gestalten, um ihre volle Kraft zu entwickeln oder, wenn sie eine reine Lyrik ist, so taucht sie, wie in den „Stillen Liedern“, unmittelbar auf aus der Welt der Empfindung. Wo sie den Anlauf nimmt, sich zum Organ besonderer Zeitbewegungen zu machen, wo sie ihre besondere Natur mit Allgemeinheiten, mit den Kampfinteressen der Gegenwart erfüllen will, da entgeht ihr das Wahre dieser Allgemeinheiten nur allzu häufig über dem Drang und dem Pathos der Bilder. Eben deshalb ist Beck auch kein eigentlicher politischer Dichter. Er hat sich wol nie recht dazu verstanden, den Bewegungen der Zeit überall hin prüfend und forschend nachzuspüren und ein langsames, verarbeitetes Verstandniß über sie zu gewinnen; er vertraute wol immer mehr auf die unmittelbare Intuition als auf die construirende Kritik. Jene Unmittelbarkeit, in der seine Poesie ihr Wesen findet, hat ihn von den einzelnen Zergliederungen immer zurückgehalten, und wie er auch Zeitzustände anschauen mag, niemals betrachtet er sie von dem Standpunkte einer Partei, sondern immer nur nach dem Standpunkte seiner besondern Natur. Und die Befriedigung dieser Natur ist nicht in einer politischen Sphäre gegeben, es ist überhaupt das Menschliche und dessen Verklärung, worin sie sich bewegt und wovon sie erschüttert wird und in dessen poetischer Gestaltung sie ihre vollen Blüten entfaltet. Hier ist sie groß und mächtig, hier kann sie die tiefsten Wurzeln schlagen und sprossen und zeugen, was durchschauert wird von dem unmittelbaren Hauche eines genialen Lebens.

Nachdem die erste Epoche des Dichters abgelaufen und er von Leipzig in seine Heimat zurückgekehrt war, versenkte seine Muse sich längere Zeit in ein Schweigen und sie hat erst in jüngster Vergangenheit den Beweis geliefert, daß dieses Schweigen kein Tod war. Nämlich durch die „Auferstehung“. Wir können dieses Gedicht nicht so auffassen, als wäre der Standpunkt desselben derjenige, auf dem der Dichter sich gegenwärtig befindet. Er hat uns selbst gesagt, daß seine Anschauung über dasselbe hinausgegangen sei. Dieses Gedicht findet nur dann seine richtige Erklärung, wenn man sich in die Zustände des Dichters hineinversetzt, wenn man sich erinnert, daß der Dichter, getäuscht von manchen Hoff-

nungen, die ihn nach Deutschland hineingetrieben hatten, erschöpft und verstimmt in die österreichischen Lande zurückgekehrt war. Hier in seiner Einsamkeit hörte er von der neuen Bewegung in Deutschland:

Im Lande der Eichen,
Dort schleuderten tapf're Dichter,
Sangmajestäten von Gottes Gnaden,
Von ihren Füßen
Den Hemmschuh,
Sie schauten der Freiheit beleidigte Gottheit
Im lodrenden Dornbusch
Der Begeisterung:
Den Löwen trug ihr Lied im Wappen;
In großen Bügen führten sie
Die Geister
In die Befreiungsschlacht,
Verlangend
Die große eingetretene Sonne
Das Brot des ewigen Lebens,
Den freien Athemzug
Des Gedankens.

und indem er traurig auf die Schranken schaute, die ihn hemmten und fesselten, die ihm den Frühling draußen um so schöner makten, sang er dieses Gedicht, welches anfangs auch den Titel führen sollte: „Aus Österreich“, und man könnte von dieser Poesie sagen, was der Dichter selbst bei einer andern Gelegenheit singt:

Dies ist des Jünglings stiller Traum,
Er härm't sich krank, er härm't sich bleich,
Doch laut zu klagen wagt er kaum
Nach altem Brauch in Österreich.

Freilich hat nun der Dichter sich nicht um diesen alten Brauch gekümmert, er hat laut geklagt, aber wenn man diese politische Poesie mit der eines Herwegh vergleicht, so gewahrt man den mächtigsten Unterschied. Hier ein gerades Losstürmen auf Alles, was hemmt und fesselt, ein Ruf zum „Reißt die Kreuze aus der Erde“, dort ein Hinausschwärmen über die enge Schranke und eine Phantasie der Freiheit. Es wird keine Partei vertreten, und individuelle Gefühle und Anschauungen, untermischt mit allgemeinen Blicken in die Menschennatur, machen sich geltend, und eben darin, daß Beck seinen individuellen Gefühlen hier wiederum keinen concreten Boden vergönnt, daß er sie gewissermaßen nicht dramatisirt, sondern eben auch, zwar geläuterter, wie in der „Neuen Bibel“ im Allgemeinen umherschweben läßt, eben darin ist die Schwäche dieser im Einzelnen mannichfach gelungenen Poesie zu bemerken. Sie erscheint als ein politischer Vorfass. Ein Gedicht voll Gestalten in Fleisch und Blut würde weit mächtiger wirken als dieser politische Traum, der eben doch auf keinem politischen Boden beruht, sondern, geboren von poetischer Intuition, allgemeine, menschliche Ahnungen und individuelle Stimmungen ausdrückt und sich häufig genug wieder mit Bildern jagt, wo die Ahnungen ineinander verfließen, z. B.:

Wegiß den Deutschen,
Den guten Papageno
In seiner schwedigen Gewandung,
Mit seines Gemüthes weicher Lauberbläte,
Dem Schloß
Vor der Redelust der redlichen Lippen,

Mit seinen gefiederten Gespielen,
Den dachtenden Nachtigallen
Im gitterreichen Käfig.

So fein das Bild vom Papageno auch ausgeführt ist, so wenig scheint doch der Vergleich des Papageno mit dem Deutschen zu passen. Es ist bestehend, blühend, aber es trifft nicht. Und gleich darauf werden in einem und demselben Sage die Fürsten und Völker zuerst als „spielende Knaben, rufbemalt, besenstielbewaffnet“, und dann als „Brutusstolze“ bezeichnet. Das Spiel der Bilder überragt den Gedanken. Aber endlich erscheint der Engel der Auferstehung und reißt den Dichter empor aus seinem Grol, seiner Verstimmung und seinem Brüten. Dieser Engel bezeichnet den neuen Tag, und durch ihn hat Beck seine Anschauungen über die neuen Bewegungen der Zeit und des Lebens ausgesprochen.

Diese Anschauungen voll Poesie, voll Ursprünglichkeit, es quillt, es drängt sich uns in ihnen ein volles, inniges Leben entgegen, aber es mangelt ihnen eine politische Bestimmtheit. Beck fühlt sich nicht zum Dichter der Partei berufen; singt er doch selbst:

Das rohe Raufen der Parteien,
Es irre dich nicht!
Sei wie der freie Strom!
Nicht diesem Ufer gehört er,
Und jenem nicht,
Er wälzet und woget zwischen den beiden, —
Der ganzen Gegend gehört
Sein Segen und seine Schönheit.

Ein voller Beweis, wie unbestimmt die politischen Elemente in Beck geblieben. Wäre der Politiker in ihm ebenso mächtig wie der Dichter, er würde den Kampf und Ruf der Partei nicht verschmähen. Er würde wissen, daß alles Das, wogegen er eifert und aufglüht, nicht durch die Schalmel eines Poeten, sondern nur durch das Wachtthum und den Zusammenhalt der Partei gestützt werden könne; aber so, nur bewegt von seinen poetischen Anschauungen, sind ihm alle praktischen Resultate fern, und sein Schmerz, indem er nur eine poetische Form gefunden, ist gelindert, sein Drängen und Streben fühlt sich noch im Liebe befriedigt. Die poetische Fülle einzelner Stellen geht weit hinaus über das politische Bewußtsein des Ganzen. Beck zeigt auch hier, daß er weit mehr berufen ist, in das Herz hineinzugreifen, das Einzelne, das Concrete poetisch zu erklären, als ein Allgemeines zu verherrlichen und zu begreifen. Wo sich der Dichter aus der unbestimmten, subjectiven Verstimmung und aus dem Bemühen, die Zeit im Ganzen zu fassen und darzustellen, auf den concreten Boden besonderer Zustände hinbewegt, wo er sich unmittelbar an die „Gebieten der Erde“, an Jene,

Die auf des Stammbaums wellendem Laub
Am Fetz der Ahnen saugen,

wendet, wo er den Fluch des Geldes erblickt und die Heuchelei der Priester ihn entflammt, da wird seine ganze hinreißende Ursprünglichkeit rege und es brennt ein edles Feuer auf seiner Zunge, ein Feuer, das nicht

sowol von einem politischen Fanatismus als von einer tiefpoetischen Anschauung der allgemeinen Würde des Menschenthums genährt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Politisches Vermächtniß Seiner Majestät des verstorbenen Königs von Schweden Karl Johann. Enthaltend bisher ungekannte Originaldocumente in eigenen Briefen, Notizen, Reden u. s. w. Dem deutschen Herausgeber mitgetheilt von dem hohen Verstorbenen. Altona, Hammerich. 1844. Gr. 8. 1 Hft.

Bei einer solchen Sammlung von Urkunden über das Leben eines der größten und weisesten Monarchen des 19. Jahrhunderts mußte sich nach unserm Dafürhalten der Herausgeber oder Redacteur nothwendig nennen. Denn dies fordert die Achtung vor dem berühmten Namen, der die Überschrift dieses Buchs bildet, und auch das Publicum kann Anspruch darauf machen, einen Mann zu kennen, der sich rühmt, dem erhabenen Verstorbenen so nahe gestanden zu haben, daß er die nachfolgenden Documente von demselben „aus eigenem Antriebe“ empfangen und die Erlaubniß erhalten hat, von diesen Papieren, da sie nicht durch den Buchhandel veröffentlicht sein (ob sich wol Karl Johann so kaufmännisch ausgedrückt haben kann?), in passender Zeit Gebrauch zu machen. Ubrigens wollen wir die Echtheit dieser Actenstücke, so viel ihrer bis jetzt noch ungedruckt waren, nicht bestreiten. Denn obgleich wir vom Herausgeber keine Bürgschaft haben, so liegt dieselbe doch in dem Inhalte der Reden und Briefe. Des hochherzigen Monarchen Sorge für alle Interessen Schwedens, die geistigen sowol als die materiellen, die Würde und Einfachheit seiner Reden, die wohlwollenden Gesinnungen gegen alle Stände, die kluge Einsicht in die Bedürfnisse des Landes, und der richtige Blick, mit dem auswärtige politische Verhältnisse erfaßt sind, alle diese Eigenschaften, die in Seiner Person die verdienstlichste Belohnung gefunden haben und auch in diesen Blättern öfters besprochen worden sind, finden wir in den hier mitgetheilten Reden auf den Landtagen, in den Antworten an die verschiedenen Körperschaften und in den politischen Notizen und Briefen. Unter diesen sind die an den Kaiser Napoleon in den Jahren 1810, 1812 und 1813 gerichteten, aber keineswegs unbekannten, die bedeutendsten, unter den andern Reden und Briefen machen wir hier vorzugsweise auf die musterhaft schöne Aufschrift vom 20. Oct. 1812 aufmerksam, in welcher der damalige Kronprinz dem Baron Cederhjelm, als dem ernannten Oberhofmeister seines Sohnes, eine Instruction erteilt, deren genaue Befolgung für das jetzige Schweden von dem größten Segen gewesen ist. Das edle Seitenstück dazu ist die Rede, mit welcher derselbe Fürst am 14. Juli 1817 seinen Sohn in die Versammlung des Staatsraths eingeführt hat.

Aus den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 sind sechs Proclamationen mitgetheilt, und der Herausgeber verspricht, wenn es gewünscht würde, alle Proclamationen und Schlachtberichte in einem besondern Hefte nachzuliefern. Wir meinen, daß dies besser unterbleibt. Denn der Krieg in Deutschland hatte, wie Steffens in seinen „Denkwürdigkeiten“ (VII, 284—286) nachgewiesen hat, für die Schweden durchaus kein nationales Interesse, und des Kronprinzen Stellung war eine so eigenthümliche, daß auch seine Proclamationen aus jener Zeit durchaus nicht die Frische und Lebendigkeit des deutschen Aufrufs haben konnten. „Statt Ereignisse herbeizuführen, begnügte sich der Kronprinz, diese abzuwarten.“ Das ist in aller Kürze ein sehr wahres Wort des Generals von Hofmann in seinem Buche „Der Geschichte des Feldzugs 1813“. Eine solche Sammlung wie die beabsichtigte würde also nur den Tadel wieder auf-

reihen, den General Laurentzien, Friccius und andere schon laut genug ausgesprochen haben.

20.

Neue englische Romane.

Der nicht mit Namen genannte Verf. des historischen Romans „Henri IV, or the days of the League“, hat einen ditto herausgegeben: „The Palais royal“ (3 Bde., London 1845), der eine wirklich graphische Beschreibung des zerrissenen Zustandes der französischen Hauptstadt um die Mitte des 17. Jahrhunderts enthält. Eine mächtige Faction hatte sich damals gebildet unter dem Kriegerfürsten Condé, dem unentschlossenen und schmutzigen Herzog von Orleans, dem jungen, ehrgeizigen de Reg, nachherigem Erzbischof von Paris, und Beaufort, dem Lieblinge des Volks. Es galt die Befestigung des Cardinals Mazarin, der durch seine gewandte Politik sich die Gunst der Königin-Regentin gewonnen und durch seine Habsucht sich verhaßt gemacht. Aber die Königin widerstand dem vereinigten Bunsche der Nation, ihren Minister zu entlassen. Paris erhob sich. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Verräther, verbannte ihn aus Frankreich und setzte nach Ablauf einer gewissen Zeit im Wiederbetretungsfalle einen Preis auf seinen Kopf. Die Königin wollte nicht, stützte sich auf Ludwig XIV., dessen Vormünderin sie war und in dessen Namen die Fronde handelte. Das war 1650 der Zustand von Paris, welcher dem Romane zum Grunde liegt. Die darauf gebaute Erzählung berichtet die Abenteuer eines jungen Glückssoldaten, Henri St. Maur, Anhänger Condé's. Ein Zufall macht ihn zum Beschützer der Königin-Regentin und einer ihrer Damen, Madame du Pleffis, einer jungen, reizenden Witwe, um derenwillen St. Maur sich von Condé ab und der Sache der Königin zuwendet. Eine von der Königin und Mazarin ihm gespielte Bubelei bringt ihn zur Fronde zurück. Er wird Geheimschreiber des de Reg und vermittelt später Condé's Flucht aus der Festung Vincennes — ein Bagdad, auf welchem der Ausgang des Kampfes zwischen beiden Parteien hauptsächlich beruhte. Die Schilderung desselben ist ebenso vortrefflich wie die des Angriffs auf Paris unter Lucrece und des blutigen Gefechts in der Vorstadt St.-Antoine.

An dem dreibändigen Romane „Zoe: the history of two lives“, von Geraldine Endor Dewsbury (London 1845), werden rigorose Moralisten und Orthodoxen mancherlei zu tadeln finden, jene eine gewisse feste Vernachlässigung des conventionnellen Dectorum, diese verschiedene ziemlich bestimmt ausgedrückte religiöse Zweifel. Dessenungeachtet ist es ein hübscher, unterhaltender, lehrreicher Roman, voll tiefer Reflexionen über die Ereignisse und Wesselsfälle, Gefühle und Leidenschaften, vorherrschenden Ansichten und Herkömmlichkeiten eines unendlich buntschattigen Dinges — des menschlichen Lebens. Zoe, die Heldin, sagt Sichelchen, die eine Dame der heutigen guten Gesellschaft zwar im Verborgenen thun, aber nimmermehr öffentlich sagen dürfte, ohne mit zweideutigen Blicken betrachtet und hinter ihrem Rücken mit nicht zweideutigen Worten besprochen zu werden. Gleichwol kann es kein fleckenreineres weibliches Geschöpf geben als diese Zoe. Sie ist die aufmerksame, treue Gattin eines bejahrten Mannes, den sie nicht geliebt und jung geheiratet, die zärtliche Mutter ihrer Kinder, eine junge, verführerischen Lockungen widerstehende, keinem Mangel auf ihren Ruf bringende Witwe. Verläßt sie nun auch der Leser in der Blüthe ihres Alters und kann man freilich nicht wissen, was später aus ihr geworden, muß doch vor einem Weibe, das solche Prüfungen unverfehrt bestanden, mindestens christliche Liebe das Beste hoffen. Die Erzählung schreitet rasch fort. Nirgend lange, ermüdende Details. Eine Reise, ein Diner, eine Liebescene, ein paar Duzend Zeilen und die Reise ist beendet, die Tafel aufgehoben, die Liebescene gespielt. Frauen können viel daraus lernen, wenn sie wollen, und Männer auch.

16.

Dienstag,

Nr. 133.

13. Mai 1845.

Karl Bed.

(Weghies aus Nr. 132.)

Aber sonderbar, während diese Anschauung den Dichter abhält, sich in das „rohe Raufen der Partei“ zu stürzen, während er es vermeiden will, sich in der „Gereiztheit Kesseln“ zu kleiden, führt sie ihn andererseits doch auf einen Weg, der weit abliegt von seinem lyrischen Verufe. Diese Anschauung treibt ihn hinaus über die Grenzen der Poesie und läßt ihn Vorschläge machen, wie das Elend der Welt, welches er geschildert, aufgehoben, wie es gelindert werden könne. Natürlich bleiben solche Vorschläge, die sich bis auf eine specielle Besteuerung

Der Ketten, der Perlen, der Kreuze, der Spangen
Die gleißend am Leibe des Weibes hangen,
erstrecken, eben Phantasien eines Poeten und sie werden keine staatswissenschaftliche Bedeutung ansprechen wollen. Die Wünsche des Dichters erschüttern die bestehende Welt nicht in ihren Grundpfeilern, es soll eben das Bestehende selbst die Welt generieren. Z. B.:

Lebendig werde das Gold,
Dann schlägt
Die größte der Stunden!
Du Kaiser, du König,
Und laufe dem Armen
Ein schwarzes Brod.

Dem Fürstenthron aus soll das Glück, der Regen
verbreitet werden:

Versammle edlere Kaufher
Wie einen herrlichen Ritterorden
An deinem Hofe.
Sie mögen befehlen
Im weiten Lande
Die reichenden Lippen
Der Armuth.

Ebenso:

Dein Karstall und deine Meute,
Und deine bankettirenden Gesandten,
Sie speisen
An reichern Tischen
Als die Kunst,
Die Weisheit in deinen Händen.

erner:

Was deine Wälder kosten
In deinen Casernen,
Wo Vaterlandsliebe
Und Muth gepreßt wird

Mit hochgeschwungener Haselruth,
Gib das der schlummerlosen Sorge,
Gib das der athemlosen Thätigkeit.

Der Kaiser, der König soll der „Gott“ werden, der „plötzliche, rettende Freund“ den das verkannte Verdienst im Himmel sucht. Eine arkadische Weltordnung gestaltet sich im Hirn des Poeten, er glaubt unter einem solchen „Gott“ das Glück der Erde begründet und er beginnt nun, ihm in seiner Art praktische Vorschläge zu machen. Der „Gott“ soll dem Bucherer keine Adelsbriefe mehr geben, er soll besteuern:

Den goldenen Wagen,
Die dampfenden Keller,
Den prächtigen Keller,
Ladeten und Papageien.
Sein unersättlich Bränken,
Sein sündhaft Börsenspielen,
Sein eitles Gelübel mit den Künsten
Auf prunkenden Diefen.

Aber der „Gott“ soll noch mehr thun. Er soll den Armen ein Weihnachtsfest geben, er soll den müßigen Händen zur Arbeit verhelfen, er soll die Namenstagen, der Heiligen abschaffen, er soll den lockenden Wuhlen, den Prachtsinn, mit seiner frechen Dirne, der Mode, kreuzigen. Statt großer Dome soll der Gott Krankenhäuser bauen und:

Unzählige Armenhäuser baue!
Aus Steinen mache Brod,
Wie Jesus Christus.

Hat man in diesem Gedichte hier und da communifische Tendenzen wittern wollen, so spricht doch schon diese eine Stelle ganz entschieden gegen eine solche Behauptung. Ein Communismus, der mit „Armenhäusern“ zufrieden wäre, ist doch wol eben kein Communismus. Bed ist kein Dichter bestimmter Tendenzen, seine Wünsche sind Phantasien, die mit keinem bestimmten Systeme zusammenhängen, sie beruhen auf Anschauungen, die ein poetischer Moment gebiert und die eben wieder mit ihm verschwinden. Während er hier, wie eben angeführt, Alles von den zu „Gott“ gewordenen Fürsten und Königen erwartet, ist es bald darauf die „Vereinigung“, welche retten und erlösen soll:

Auf, auf,
Und lüftet Sturm,
Ihr Abtöner der Zeit!

Auf, auf ihr Herculisse!
 Bald sind die Ställe gereinigt,
 Die Stämme getrocknet,
 Bald ist die Hydra getödtet,
 Bald ist der Eber
 Des Wahns erlegt,
 Und lächelnd walt an ihm
 Die Menschheit vorüber,
 Und schaut harmlos
 Die gläsernen Augen,
 Die feiernden Hauer
 Des ausgestopften Ungethüms.
 Vereinigung, Vereinigung!
 So hieß der Geist,
 Der schon zu Babel
 Die ewigen Thürme bauen wollte —
 Vereinigung.

Jenes Vertrauen, welches kurz zuvor auf das „Gottwerden“ der Fürsten, der Könige gesetzt wurde, wendet sich hier an die Vereinigung der Menge. Ein niet- und nagelfestes politisches System kann hinter solchen poetischen Phantasien unmöglich verborgen sein. Mögen sie immerhin durchglüht werden von einer allgemeinen Sehnsucht nach Besserwerden und Freiheit, einen politischen Grund, was wir jetzt politisch nennen und was in Herwegh seine hohe politische Verklärung erhalten, haben sie nicht. Wenn wir schon zu Anfang dieses Aufsatzes ein Bedenken trugen, Bed einen politischen Dichter zu nennen, so möchten sich diese Bedenken im Einzelnen überall noch bewährt haben. Die politische Seite der Bed'schen Poesie ist unbestimmt und schwankend. Ihre ganze Kraft und Fülle entfaltet sie erst da, wo es nicht sowol das Allgemeine, als concrete Zustände und Gefühle, Empfindungen darzustellen gilt. Die politische Poesie der Gegenwart will ein festgeschlossenes Bewußtsein. Sie hat den kindlichen Glauben, der sich bei Bed noch vielfach geltend macht, sie hat die keusche Unmittelbarkeit der Seele, welche sich in seinen Gedichten wieder spiegelt, über ihr Wissen und Wollen verloren. Sie ist Partei und sie kann nicht anders sein als behaftet mit allen Einseitigkeiten der Partei, aber sie gewinnt auch alle Stärke derselben. Will Bed in Zukunft eine Stellung als politischer Dichter einnehmen, so wird er sich vor allem übrigen aus dem Kreise seiner poetischen, aber unbestimmten Anschauungen zu einem festen Bewußtsein über die Zeit durcharbeiten müssen. Schöne Poesien wie die, womit er seine „Auferstehung“ schließt, „gold'ne Träume einer freien Zukunft“, genügen da nicht, Träume kommen glänzend, aber sie verschweben auch wieder. Die „Auferstehung“ war ein politischer Traum, wird Bed erweckt sein zu einem vollen, politischen Bewußtsein und wird ein solches seinen Ausdruck finden in den Poesien, welche wir noch für die Zukunft von ihm erwarten?

Aber weshalb soll Bed sich in den politischen Kampf der Gegensätze stürzen? Weshalb soll er unter den Räubern des Sichelwagens dieser Zeit seine stolzen, poetischen Blumen mühsam schützen? Sönnen wir ihm seinen Standpunkt auch außerhalb des „Raufens der Parteien“. Das flammende Siegel seiner Poesie bedarf nicht erst eines politischen Parteiattestes. Seine

Ursprünglichkeit müßte verloren gehen im Strudel der Gegensätze und der vielfachen Zweifel, aber eben in ihrer Unmittelbarkeit ist die Kraft der Bed'schen Poesie, eben in ihrer Ursprünglichkeit wird sie von genialen Lichtern durchleuchtet. Selbst in Verirrungen wirkt diese Kraft; die poetische Fülle, der poetische Genius war immer da, es kam eben nur darauf an, die rechte Form, die richtige Gestalt für ihn zu finden. Und wenn sich Bed darüber klar ist, daß seine Poesie nicht im Kreise unbestimmter Allgemeinheiten und im Bemühen, diese durch Silberpomp allegorisch zu verfaulen, sondern in der vollen und ursprünglichen Erfassung des concreten Lebens ihre gentale Natur entwickelt, dann wird die Zukunft dieses jungen Dichters sich zu seiner Vergangenheit verhalten wie ein unruhiger Vorfasz zu einem bestimmten, vollendeten Schaffen. 28.

Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte von
 Friedrich Lieke. Wolfenbüttel, Holte. 1844. Gr. 8.
 20 Ngr.

Ehe die Menschen dazu kommen, das gerade vor Augen liegende und Alltägliche für wahr zu halten, schweifen sie in wer weiß welche abenteuerliche Phantasiegebilde aus und suchen darin die Stätte der Wahrheit. Was ihnen die gesunden Sinne bieten, scheint gar zu wenig absonderlich, um ihnen zu behagen; die Philosophie darf nicht so trivial sein, mit dem gemeinen gesunden Menschenverstande übereinzustimmen, was wäre sie denn sonst Großes und Werthvolles! Zulezt wäre jeder unbefangene Denker eine Art von Philosoph und es gehörte keine Kunst mehr dazu, um solchen Titel zu erwerben. Aber mit dem Worte Philosophie verbinden sich sogleich eine Menge von wunderlichen Vorstellungen. Ein Philosoph, der Augen und Ohren hat wie ein anderer Mensch, ist kein rechter Philosoph; ein solcher darf weder sehen noch hören, noch diesen sinnlichen Anschauungen irgend eine Bedeutung zuschreiben, vielmehr muß er hinter das Sichtbare und Hörbare schauen und was er da nicht sieht noch hört, sind recht eigentlich die Offenbarungen der Philosophie. Er ist darum ein privilegierter Weltenrichter, denn die specifisch-philosophische Wahrheit wohnt und thront nur im Zeit- und Raumlosen und ist ein schroffer Gegensatz gegen alles weltliche Dasein. Freilich sind die Philosophen nicht immer ehrlich genug gewesen, dies offen zu bekennen, sondern haben oft die seltsamsten Schleichwege versucht, um über ein klares und gerades Bekenntniß hinwegzuschlüpfen; aber Ernst ist es ihnen doch nimmer um die Wirklichkeit der Welt und des Lebens gewesen. Behaupten sie auch etwa, daß in der Welt die Wahrheit sei, so ist diese doch nicht vollständig oder vollkommen darin, ist sogar durch die Weise des weltlichen Daseins selbst verhindert, je in ihrer Totalität zu erscheinen, und sucht um deswillen so bald als thunlich sich aus ihm wieder zurückzunehmen, v. h. man will der Sinnoffenbarung nicht geradezu Alles und Jedes absprechen, aber doch spricht man dem Gedanken allein die Wahrheit zu. Und dies ist vornehmlich das Charakteristicum der Hegel'schen Speculation. In diesen Vorlesungen von Friedrich Lieke, die wesentlich vom speculativen Standpunkte ausgehen, handelt es sich um die Geschichte, aber nicht um die mannigfachen und reichen Begebenheiten, Thaten und Ereignisse unter den verschiedenen Völkern und Staaten, nicht um dieses räumliche und zeitliche Vielerlei, die der rechte und eigentliche Inhalt sind, sondern um gewisse beliebige Gedanken, welche als die ewigen und wahren Wesenheiten der einzelnen Epochen behauptet werden. Als die Urbilder alles Geschehenen in die Einheit eines Systems sich zusammenschließend haben sie ihre

Stätte in einem Himmel der Idee, der wol auf die Erde sich herablassen, aber nimmer in ihr heimisch werden kann: ein Himmel, der inmitten des Daseins seine jenseitige Natur nicht einen Augenblick lang verleugnet. Alles Erscheinende ist bloße Copie, die um ihrer Vielfarbigkeit willen nimmer auf adäquate Weise die unterschiedlichste Gedankeneinheit in sich ausdrücken kann, ist bloß eines Moments der Idee theilhaftig, in welchem diese nur einseitig und beschränkt widerscheint, ist mit einem Worte eine bloß endliche Form eines Unendlichen. Indem aber in dieses ausschließlich die volle Wahrheit fällt, so liegt die eigentliche Bewegung der Geschichte außer und hinter ihr und somit auch das eigentliche Interesse.

Eine an und für sich zeitlose Idee verschmähst es nicht, in die Form der Zeitlichkeit eingezogen, oder richtiger, sie setzt diese Form als eins ihrer eigenen Momente. Sie, die Ewigkeit, gebietet die Zeit aus sich selbst und wird als darin sich entwickelnd zur Geschichte. Also es ist keine äußere Nothwendigkeit, kein Zwang vorhanden, welcher die Idee in diese ihr durchaus widersprechende Erscheinungsweise hineintribt, und wie sollte auch das Absolute bezwungen und bemächtigt werden können? Es ist eine freie innere Nothwendigkeit des Wesens selbst und die Dialektik soll diese aufdecken. Aber das Unmögliche ist nun einmal doch nicht möglich, und man kann es nun und nimmermehr begreifen, wie der Gedanke dazu komme, in allerfreier Freiheit sich selbst Gewalt anzuthun, man kann es nun und nimmermehr begreifen, welch innerer Drang in dem Ewigen nach dem Zeitlichen, in dem Raumlosen nach dem Raume stattfinden könne, man kann es nun und nimmermehr begreifen, daß zwischen solchen überhaupt eine Beziehung existiere. Denn zwischen Raum und Nichtraum, zwischen Zeit und Nichtzeit gibt es so wenig Mittelglieder, als zwischen dem Sein und dem Nichts. Aber der Gedanke ist gegen solchen Widerspruch so völlig gleichgültig, daß er nicht nur im Raume und in der Zeit oder als räumlich und zeitlich erscheinender seine Ewigkeit nicht preisgibt, und in diesen seinen neuen Formen ausschließlich sein Wesen ausbreitet, sondern er bleibt ein ewiger trotz seiner Zeitlichkeit, ein raumloser trotz seiner Räumlichkeit: er ist in und außer der Welt zugleich, ein steter Widerspruch seiner selbst. Natürlich aber sind Zeit und Raum in der Einheit mit ihren Gegensätzen nicht mehr, was sie in Wahrheit und in der That sind: sie vernichten sich darin selbst, und das Thun der Idee, ihrem innern Widerspruche gemäß, ist nur dies, die Formen, die sie setzt, ebenso sehr und sogleich wieder zu zerbrechen. Ihre Wahrheit erreicht sie nicht anders als in der Totalität ihrer gesammten Momente, oder sie ist wesentlich ein Sein, darin sich alle einzelnen Kategorien in eine einzige Allgemeinheit zusammengefaßt haben; Zeit und Raum aber sind Formen, darin die Unterschiede auseinander gehalten werden und als ein Nebeneinander oder Nacheinander erscheinen. Unmöglich also können sie so belassen werden.

Die Welt ist eine Stätte, darin die einzelnen Unterschiede eine selbständige Geltung haben, nicht so slavisch unter dem Despotismus der ideellen Einheit begriffen sind, daß sie ebenso sehr wieder verschwinden als sie entstehen und überhaupt zu keinem rechten Sein gelangen. Es ist vielmehr die Wirklichkeit ein Ganzes von Einzelgestalten, dessen Zusammenhang diese nicht vernichtet, sondern in ihrer Eigenheit und Freiheit gelten läßt. Aus der Vernichtung des einen Unterschiedenen geht nur wieder ein neues auf, es ist ein fortgesetzter Wechsel, eine dauernde Bewegung, in welcher der Untergang des Einen der Keim und der Wurzelboden eines Andern ist, nimmer aber kommt es zu seinem goldenen Zeitalter, seinem tausendjährigen Reiche bewegungs- und unterschiedsloser Seligkeit, wie es die Idee als eine letzte und höchste Wahrheit fordert. Und gerade darum arbeitet diese an der steten Vernichtung der Welt, ist ein stetes und unaufhörliches Streben, dieselbe aufzuheben; denn sie meint, sich dadurch erst zu ihrer ganzen Freiheit wiederherzustellen; die speculative Geschichtsforschung kann sich nimmer an dem Bestehen irgend einer großen und bedeutungs-

vollen Bildung der Geschichte erfreuen; von vornherein muß sie den Keim des Todes, das geheime Anzeichen der Fäulnis davon hervorsuchen, aus dem ganzen natürlichen Dasein muß ihr ein schwindsüchtiges Sehnen der Creatur nach dem Nichts hindurchscheinen: denn so lange noch irgend etwas besteht, so lange es noch wirkliche unterschiedene Existenzen gibt, hat die Idee keine Ruhe und keine Rast. Erst auf den Trümmern alles in Zeit und Raum Bestehenden ist der Tummelplatz ihres Wesens. Ist aber ein solches Ziel, da Alles und Jedes zu Nichts geworden und zu Grunde gegangen, etwas absolut Undenkbares, so kann auch die Idee nimmer aufhören, mit dem Unwahren zu ringen und nimmer anfangen, je eine total wahre zu sein. Sie wird immer und immer behaftet sein mit einem Natürlichen, welches ihr widerstreitet, und alles Regieren und Aufheben desselben, alles Versuchen, Das zu bloßen Momenten herabzusetzen, was recht eigentlich wesensvoll ist, hilft zu nichts. Es gehen aus den alten vernichteten nur immer wieder neue zeitliche und räumliche Formen hervor, und die Speculation ist in argem Irrthume, die solch endlosen Processess Ende abzusehen vermeint. Darum aber ist auch die Geschichte nicht fähig, in ein System wie das Hegel'sche aufgenommen zu werden. Denn indem sie die Idee fort und fort an den Wechsel ihrer Gestalten fesselt, kann sich diese daraus nicht zu jenen vorgeblich ewigen Bildungen erheben, welche daraus doch hervorgehen sollen. Gleichwol unternimmt es der Gedanke und schüttelt ohne Bedenken das zeitliche Dasein von sich ab. Das heißt aber doch wol nichts Anderes als daß die Geschichte ihm recht eigentlich eine Richterfenz ist. Denn im andern Falle müßte er in ihm haften. Sein Fortgang aber zu Stätten und Wesenheiten der Zeitlosigkeit ist eine ausdrückliche und unleugbare Richtigkeitsklärung alles Zeitlichen.

Indem die Geschichte auf diese Weise von der Idee nur gesetzt wird, um sogleich wieder aufgehoben zu werden, so kann man fragen, warum es überhaupt erst eine Geschichte gebe. Es kann doch wol nichts Vergeblicheres und Rugloseres sein als ein Ding, das nur seiner Vernichtung wegen da ist, und am besten bleibt es überhaupt und von vornherein weg. Eine Nothwendigkeit zu statuiren, die sich so ganz und gar widerspricht, daß sie als Nothwendigkeit des Seins und zugleich als Nothwendigkeit des Nichtseins auftritt, kann doch wol Keinem im Ernste einfallen. Die speculative Nothwendigkeit der Geschichte ist aber in der That keine andere. Es ist geradezu ein höhnisches, frevels Spiel, welches die Philosophie auf diese Weise mit dem Dasein treibt, ein heuchlerisches Beginnen, das weder wagt, ihm völlig abzufagen, noch ihm redlich sich hinzugeben. Es soll also Vernunft in der Geschichte sein und die Hegel'sche Metaphysik weiß sich nicht wenig damit, daß sie in der Welt mehr als blinden Zufall und tolles Ohngefähr anerkennt, aber doch sind Dasein und Vernunft etwas Anderes und Besonderes gegeneinander, und ihre Einigkeit ist so wenig wahr und einzig, daß sie vielmehr miteinander nur als ringender Widerspruch erscheinen. Es ist Vernunft in der Geschichte oder die Geschichte selbst ist Vernunft, aber eine Sache, die ebenso sehr unvernünftig als vernünftig ist.

Die Hegel'sche Philosophie beruht wesentlich in der Trennung des Denkens und des Anschauens. Jenes gilt ausschließlich als das Wahre und Berechtigte und Dieses ist von vornherein ein Gefäß der Unreinigkeit, ein Organ des Irrthums. Es ist aber dem Denken nur das Gleiche und Gemeinsame in den Dingen erschlossen und es ist somit unfähig, in der Welt eine Mannichfaltigkeit von Unterschieden wahrzunehmen. Für den Denker, der eben consequent nur denkt, muß Alles und Jedes in eine farblose Allgemeinheit, in einen Gedanken untergehen, den er in seiner äußersten Verallgemeinerung als den Gedanken *αὐτὸ τοῦτο* ausspricht. Und ein solcher ist die absolute Idee. Sie ist das Ärmste und Triviale, das überhaupt gedacht werden kann, das Inhaltloseste und Leerste, aber gerade darum das echte und rechte Ziel des einseitigen Denkens, das nun einmal von einer Sinnoffenbarung der Un-

schauung nichts wissen will. Denn von welchem Punkte der Welt der Gedanke auch ausgehen möge, immer wieder wird er bis zu dieser seiner letzten Leere gelangen, aus der Gesichte, aus der Natur, immer wieder wird er sich in diese seine Freiheit und von der Dunkelheit der Materie noch nicht getrübbten Klarheit zurückziehen. Aber gleichwohl ist der Mensch auch ein anschauernd und dieses Sein, diese Natur des Menschen läßt ihn nicht in solche Selbstgenügsamkeit und reine Selbstbeziehung ganz und gar verfallen. Augen und Ohren und alle übrigen Sinne bringen ihm tagtäglich eine Menge von Anschauungen zu, welche durch ihre Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit in den reinen Gedanken störend einklingen. Es ist also auf diese Weise ein wirklicher Dualismus in ihm vorhanden und die Nothwendigkeit der Sinnesoffenbarung läßt sich nicht so durchaus von der Hand weisen. Und doch verhilft solche Zweifelt gegen das Gesetz des Denkens, das überall nur eine Einheit und zwar eine unterschiedslose zu erfassen vermag. Es kann also nicht anders, da es sich selbst ausschließlich berechtigt ist, als die Anschauung unter diese Einheit gefangen nehmen und als eine Nothwendigkeit des Gedankens setzen. Die wirklichen Dinge werden zu Schranken, welche die Idee sich setzt, zu Momenten derselben, die ursprünglich und wesentlich in ihr enthalten sind; denn das Denken muß sich als die Einheit und Wahrheit der ganzen Welt betätigen. Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß dieses keinen wahren Ernst mit ihnen machen kann. Die Idee muß das Inadäquate und Incongruente der Anschauung als belästigend und störend empfinden und, sowie sie dieselbe aus ihrer Einheit hervorgehen ließ, ebenso sehr wieder in diese auflösen und verflüchtigen. Von vornherein schon zum bloßen Momente der Idee herabgesetzt und dadurch deren Gesetzen unterworfen, kann sie solchem Thun keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Das abstracte Denken hat trotz seines Vorgebens aus sich selbst kein rechtes und innerlich nothwendiges Verhältniß zu den Gegenständen der Anschauung und kann sie demgemäß nur als ein ihm Fremdes und an und für sich Gleichgültiges behandeln. Dies ist der Sinn der Dialektik.

Es könnte nun sein Bewenden dabei haben, den Standpunkt im Allgemeinen bezeichnet zu haben, von dem diese Vorlesungen von Hegel ausgehen. Aber ich weiß nicht, ob ich so viel Autorität für mich in Anspruch nehmen darf, daß mir ein Jeglicher auf meine bloße Versicherung hin glauben sollte, der Verf. sei wirklich gar nichts Weiteres als ein Hegelianer. Nur selten wol sind Menschen von einer überkommenen Ansicht so völlig abhängig, daß sie dieselbe nicht einmal auf eine einigermaßen eigenthümliche Weise zu verarbeiten unternehmen; und von einem Schriftsteller, der ein ganzes Buch schreibt, ist man am allerwenigsten berechtigt, Solches vorauszusetzen. Denn wozu ein Buch, wenn es nichts Neues, gar nichts Neues bringt! Ein Buch soll ein Individuum sein, es tritt in die Büchervelt als ein solches ein und wird doch nicht etwa auf seinen bloßen Namen das Recht seiner Existenz gründen können. Die Sage aber schon spricht Doppelgängern ein solches ab.

Der Verf. bringt nun zwar hier und da ganz interessante Notizen über die asiatischen Völker bei, welche in Hegel's Philosophie der Geschichte noch nicht enthalten sind, aber das Alles geht doch nur das bloße Material an und dient keineswegs dazu, eine auch nur einigermaßen differente Ansicht zu begründen. Die Gedankenkategorien vielmehr, in denen das wahre Wesen der einzelnen Völker und Epochen begriffen werden soll, sind durchaus die Hegel'schen und man kann etwa nur die Consequenz anerkennen, mit welcher jegliche Abweichung vermieden worden. So gleich über den Orient: „Im Oriente tritt das geistige Princip in seiner Unmittelbarkeit ins Leben und bildet die Organisation der Staaten, ohne daß sein Wesen zum Bewußtsein der Einzelnen käme.“ Und dann ferner: „In Griechenland ist zunächst nicht mehr ein bloßes Aggregat von bewußtlosen Elementen zu erblicken, sondern der Geist, der

diese legetern im Oriente zu Organisationen zusammensetzt, scheint hier schon in die Individuen hinein. Die Wirklichkeit des Allgemeinen ist hier freies Wollen der als bestimmte und berechtigten Persönlichkeiten erscheinenden Individuen; es steht ihnen aber nicht als ein Getrenntes und Befonderes gegenüber, das nun Gegenstand ihrer Reflexion würde, sondern es ist unmittelbar und so zu sagen unbewußt mit ihnen vereinigt, so wie in einem Kunstwerke sich der Ausdruck des Geistigen mit dem empirischen Stoffe verbindet.“ — „In der römischen Welt ist sich die Unmittelbarkeit der Einheit des Einzelnen mit dem Allgemeinen auf: das besondere Bewußtsein des Einzelnen und das abstract allgemeine Princip stehen sich schroff und unvermittelt gegenüber.“ — „Nach der Dialektik des Denkens erfaßt sich das einzelne Bewußtsein, welches von dem Allgemeinen regiert und aufgehoben ist, in dem Allgemeinen wieder; der besondere Geist erkennt sich als Eins mit dem Allgemeinen, und in dieser Vereinigung liegt die Entstehung und Verschönerung“ u. s. w. Wer gerade Hegel's Vorlesungen zur Hand hat, mag Das vergleichen und er wird sich überzeugen, daß Hr. Liehe in der That ein Hegelianer ist und zwar vom reinsten Wasser.

In allen diesen Charakteristiken ist das Gemeinsame enthalten, daß die einzelnen Menschen, wie sie Völker und Staaten bilden, als das eine Moment der Idee erscheinen, dem das andere der Allgemeinheit bald mehr bald minder schroff entgegentritt. Oft als ein gar nicht viel gewusstes, gänzlich fremdes, welches die einzelnen unterjocht und ihre Entwicklung dahnieder hält. Statt daß also in die Menschen selbst die Werkstätte der Geschichte verlegt werde, sind sie Producte eines außer ihnen Befindlichen; statt daß aus ihnen die Bewegung der Welt hervorgehe, sind sie bloße Momente dieser Bewegung, die etwas Apartes für sich ist. Die Geschichte geht in ganz andern Regionen vor sich, als in der Sphäre des Menschenwesens, und nicht der Orientale selbst ist es, der seine Inhabtlosigkeit und Indifferenz in seinen Staaten und in seinen Religionen niedergelegt und gegenständlich gemacht hat, der Orientale selbst ist es nicht, der die gänzliche Leere seines Innern ausgesprochen und in der Gleichgültigkeit gegen sein Selbst den Despoten möglich macht und erträgt, sondern es ist die Idee, die nun einmal am Orient ihre dialektische Carriere beginnt. Sie nur hat diese Organisationen und Nichtorganisationen geschaffen, sie nur hat die Griechen, die Römer, die Germanen geschaffen, denn Griechen, Römer und Germanen sind an und für sich gar nicht und nur als Momente des absoluten Gedankens oder der Hegel'schen Dialektik treten sie in die Geschichte.

W. Friedemann.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Operative Chirurgie von Johann Friedrich Dieffenbach.

Erster Band.

Gr. 8. 6 Thlr.

(Auch in sechs Heften à 1 Thlr. zu beziehen.)

Der zweite Band dieses ausgezeichneten Werkes ist unter der Presse. Der Preis des Ganzen wird in keinem Falle 12 Thlr. überschreiten.

Leipzig, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

V. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von R. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltisch. Leipzig, Brodhäus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Durch den Auflösungsproceß, in welchem in Europa die mittelalterlich-aristokratischen Verhältnisse begriffen sind, hat eine Menge unklarer und sich widersprechender Ideen Raum gewonnen, durch welche eine vernünftige Entwicklung unserer Zustände wahrscheinlich noch lange Zeit hindurch verhindert werden wird. Auf der einen Seite finden wir eine ungemessene Vorliebe für das Schwindende, die sich mit dem ganzen Gewicht des Vornehmen, Legitimen und einer wohlgesitteten Besonnenheit geltend macht, besonders am Positiven festhält, ungeachtet dieses Positive wie Schnee unter den Händen schmilzt, und der genaueren Nachfrage nach ihren Principien, die am Ende nur in Interessen, Liebhabereien und Charakterschwächen zu finden sein möchten, durch Denunciationen und politische Verleuperungen ausweicht. Auf der andern Seite sehen wir dagegen ein tiefes Mißbehagen an unsern Zuständen, einen Drang nach Neuerungen, bei denen es zunächst bloß auf Destruiren anläßt, und als die gepriesene Mitte zwischen beiden Combinations- und Vermittelungsversuchen, die nichts im Principe scharf und entschieden gutheißend oder verwerfen, sondern als letztes Ziel nur ein Gleichgewicht unter streitenden Elementen, also die resultatlose Verlängerung eines Kampfes vor Augen haben.

In diesem trüben Wirwar kann nichts erspriesslicher sein, als aus dem ganzen Ideenkreise, in welchem man sich bewegt, geradezu herauszugehen und denselben mit einem durchaus verschiedenen und, wenn auch nicht schlechthin bessern, doch wenigstens klaren und principfesten Ideenkreise zu vergleichen. Aus diesem Grunde ist gerade eine Parallele der amerikanischen Verfassung mit den Verfassungszuständen im alten Europa äußerst lehrreich, indem dadurch die beiden Grundprincipien aller Verfassungspolitik scharf und entschieden einander gegenübergestellt und die Einflüsse von Vermittelungsversuchen zwischen beiden, welche diese Verschiedenheit weniger aufheben als verdecken, beseitigt werden müssen. Um diese Principien gleich jetzt zu bezeichnen, so ist das erste, in

Europa geltende, das des Privatrechtlichen, das zweite das Princip des Öffentlichrechtlichen. In der langen Geschichte, die Europa durchgemacht hat, stellt sich ein ganz allmählicher Übergang aus dem ersten in das zweite dar, ein Übergang, der bis jetzt nur den Gegensatz beider recht deutlich gemacht hat und von seiner Vollendung vielleicht noch um Jahrhunderte entfernt ist. In rohen und primitiven Zuständen, wo man weder den Begriff wahrer Freiheit noch Besorgniß vor ihrem Verlusste hat, vermischen sich äußere Glücksgüter und politische Macht so, daß diese als Folge der ersten, und bald ebenso wie diese nur als ein privatrechtliches Besitztum, als etwas dem Besitzer Wohlerworbenes, nur seinem Wohlfühlen Dienendes angesehen werden. Natürlich, daß man die Glücksgüter und die politischen Vorrechte, die auf solche Weise auch eben nur Glücksgüter und keine zum Wohle der Gesamtheit zu übende Pflichten sind, in den einmal glücklichen Familien zu befestigen sucht, so daß sich durch die Jahrhunderte hindurch bestimmte Familien zum Bessern und Edlern, zum arbeitlosen Verzehren und Befehlen, die minder Glücklichen aber zum Arbeiten, zum Gehorchen und zu einer untergeordneten Stellung gewöhnen. Daher Erblichkeit der politischen Rechte, Erbadel mit unveräußerlichen Gütern, und die, historisch richtig, auf Grundherrlichkeit und Patrimonialität gestützte Fürstenwürde, im Sinne eines einer bestimmten Familie als wohlerworbene Privatrecht zustehenden Glücksgutes, das sie zu ihren Privatzielen hat und von dessen Verwendung sie Niemandem Rechenschaft schuldig ist. In seiner vollen Consequenz führt dieses Princip zu unabsehbarem Unglücke: man hat es daher in der Anwendung gemildert, insofern von der einen Seite mit dem Privatrechte eine providentielle Mission zur Beglückung der Menschen als verbunden, und von der andern das Privatinteresse als mit dem Gesamtinteresse nicht nur verträglich, sondern sogar als denselben förderlich betrachtet werden durfte. Nach dem andern Principe ist die öffentliche Macht nie ein Privatbesitztum, sondern immer eine nur im Gesamtinteresse zu übende Pflicht: man vererbt sie daher nicht wie ein Besitztum, sondern erwirbt sie nur wie ein Amt, sie steht nicht schlechthin, als Recht des Berechtigten, sondern vermöge des Gesamtwillens, vermöge der

Verfassung zu, sie wird nicht zu Privat Zwecken, sondern nur zu allgemeinen Zwecken geübt.

Es ist unmöglich, ohne scharfe Trennung beider Principien die Entwicklung der modernen Politik richtig aufzufassen, und deshalb ist eine Vergleichung der amerikanischen Verfassung, in welcher das zweite Princip rein und consequent durchgeführt ist, mit den europäischen Verfassungen und ganz besonders mit der englischen Verfassung lehrreich. In Europa hatte durchgängig das erste Princip gegolten, bis mit der ersten französischen Revolution das zweite sich geltend zu machen anfang, welches man selbstamerweise in der englischen Verfassung, die man für eine freie hielt, weil in England allerdings Unterthanen eine Stimme hatten, zu erblicken glaubte. Seitdem hat man auf dem Continente die englische Verfassung bei dem durch die französische Revolution begonnenen Fortschritte als Muster und Vorbild angesehen, abgesehen gerade von England aus dieser Fortschritt mit der größten Ausdauer bekämpft und in neuester Zeit hin und wieder eine ganz besondere Vorliebe für englische Institutionen an solchen Orten geäußert ist, wo man einer Entwicklung der öffentlichen Zustände im Sinne des zweiten jener beiden Principien in hohem Grade abgeneigt sein möchte. Dieses zweite Princip kann sich nur als Gegensatz gegen das historisch Gegebene und als Resultat des Vernunftrechtes gelten machen: in keiner Verfassung ist aber der Charakter des Positiven und Historischen so scharf hervortretend wie in der englischen. Das Privatrechtliche verhält sich hierzu dann so, daß, während dasselbe auf dem Continente in wenige Hände concentrirt und als Vorrecht gegen die Gesamtheit geltend gemacht, endlich aber durch den Charakter des Öffentlichrechtlichen in den Staatseinrichtungen theilweise verdrängt ist, es in England schon früh eine bedeutende Ausdehnung erhielt, sich der ganzen Verfassung bemächtigte, und auch die allgemeinen Interessen — während auf dem Continente bloß specielle Privatinteressen gelten — mit umfaßte, ohne daß sein eigentlicher Charakter verloren gegangen, oder, bis auf die Reformbill, wesentlich beeinträchtigt wäre.

Nach dem Bemerkten muß die oben bezeichnete Vergleichung der englischen und amerikanischen Verfassung eine ganz besondere Theilnahme um so mehr erwecken, als darin dem Principe des amerikanischen Staatsrechtes die specifisch englischen Staatsansichten auf das entschiedenste gegenübergestellt werden. Dieser Umstand bildet sogar das Hauptinteresse des Buchs, in welchem man eben nur den englischen Standpunkt, dessen Einseitigkeit der Herausgeber Clement in den Noten sehr oft hervorhebt, vertreten findet. Um diesen Standpunkt, der allen Notabilitäten unter den englischen Politikern gemeinsam ist, näher zu bezeichnen, ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß in England die geistigen Regungen durch Philosophie, welche im vorigen Jahrhunderte den Continent bewegten, überhaupt nicht eingebracht sind. David Hume, der letzte nennenswerthe englische Philosoph, hatte mit dem Sage geschlossen, daß eine über die em-

pirische Gewissheit hinausreichende theoretische Erkenntniß nicht möglich sei, und damit langte man am Ende vor einem derben Empirismus an, der sich an das Historische, Positive und Materielle hält, sich gegen alle Speculation sorgfältig abschließt, und zu Philosophiren meint, wenn er sich auf altkluge Weise in den laienhaftesten Kategorien der ordinären Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit herumtreibt. Demnach weiß man von einer Theorie allgemein menschlicher Rechte, von einer a priori vorhandenen Nothwendigkeit vernünftiger Zustände nichts, die englische Freiheit und das Vortreffliche der Verfassung hat mit solcher Nothwendigkeit nichts zu thun und stützt sich ganz allein auf die einzelnen Urkunden, welche die Grundlage der Verfassung bilden. Hätte man diese nicht, so hätte man auch kein Recht auf Freiheit. Ganz consequent spricht daher die englische Ansicht, die sich bei Burke am schärfsten ausgeprägt findet, Wäkern, welche diese Urkunden nicht haben, das Recht auf vernünftige Zustände ab, indem sie sich mit dem Alten begnügen, der englischen Vorliebe für das Alte folgen und sich vor dem Abschaffen des alten Unfugs hüten müßten. Daß man aber das Alte, und namentlich die Verfassung werthhält, beruht auf einem sehr achtungswerthen Nationalgefühl, auf der Erfahrung, daß man wenigstens den Erniedrigungen, welchen am Ende die Völker des Continents ausgesetzt wurden, nie verfallen ist, und einer Stetigkeit und Beharrlichkeit des Charakters, welche sich gegen Volksthränismus und Aufklärung abzuschießen gewußt hat. Die Verfassung selbst denkt man sich nach jener empirischen Auffassungsweise als eine Maschine, die freilich nichts taugen mag, aber doch gut arbeitet, und deren regelmäßiger Gang auf einem Gleichgewichte der einander gegenübergestellten und sich gegenseitig vor Excessen bewahrenden Kräfte beruht. Als Motive für die Bewegung dieser Kräfte erkennt man das allereinste Interesse an: schon längst hat man eingestanden, daß in politischen Dingen every man ought to be supposed a knave, und in neuerer Zeit hat Lord Brougham ganz offen erklärt, daß nichts falscher sei als bei den politischen Parteien an Principien zu denken, da diese bloß vorgeschützt würden, und das eigentliche Motiv immer nur das ganz rohe Interesse sei. Daneben ist man fest überzeugt, daß die Verfassung das Werk der tiefsten Weisheit sei, welche Alles so glücklich abgemessen, man spricht immer von: unserer beglückenden Verfassung, und zeigt neben einer auffallenden Seichtigkeit und Oberflächlichkeit in den Principien eine erstaunliche Fertigkeit des *Maisonnements* im Sinne der alten Vorurtheile. Nichts scheint dem Publicisten des Continents beim Studium der englischen Staatsrechtler auffallender als die Kunst, mit welcher am Ende der augenfälligste Mißbrauch damit gerechtfertigt wird, daß alles Dieses ein Stück der beglückenden, so weise ausgedachten und so bewährten Verfassung, und nichts gefährlicher sei als ein Andern und Modificiren dieses so kunstvollen und vortrefflichen Mechanismus. Die bloße Idee einer neuen Verfassung, sagt Burke, ist im Stande,

einen wahren Reiz mit Adel und Abscheu zu erfüllen. Die ist Blackstone herrlicher, als wir eine alte Unbequemlichkeit erkennt, aber ermahnt, sie sich gefallen zu lassen. Das alte, zum Theil aus dem Lehnwesen hervorgegangene System der gerichtlichen Klagen muß er nothwendig für ein zu den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr passendes Chaos voll unnützen Buxtes erklären: aber man soll es doch beibehalten, und sich, in heiliger Scheu vor aller Reform, mit den Milderungen begnügen, welche die Praxis allmählig einführt. Unser Klagen-system, schließt er, gleicht einem alten gothischen Schlosse, erbaut in den Tagen des Ritterthums und für den Gebrauch der Gegenwart eingerichtet. Die alten Wälle, Thürme und Hallen sind prächtig und ehrwürdig, aber unnütz, und deshalb verfallen. Die innern Gemächer aber, für den täglichen Gebrauch eingerichtet, are cheerful and commodious. Letzteres ist eine arge Verschönerung, denn der englische Civilproceß ist ein solches Labyrinth, daß es kaum noch einen Juristen geben soll, der den Windungen und Irrgängen eines Eigenthumsprocesses zu folgen vermag. So ist denn das: *nolumus mutari leges angliae* zum Principe der englischen Staatsansicht geworden, und da wir von Lord Brougham wissen, daß die Principien bloß Redensarten und die Interessen das Wahre sind, so werden wir auch glauben dürfen, daß die englische Landaristokratie im Bunde mit Klerus und Juristen bloß deshalb am Alten festhält und jeder auch unbedeutend scheinenden Reform principmäßig widerstrebt, weil sie ihren Vortheil dabei findet.

Jenes *nolumus mutari leges angliae* ist auch der Wahlspruch unsers Verf. (S. 125) und in diesem Fundamentalsatz der englischen Staatsweisheit liegt der Schlüssel zu allen übrigen ganz im Sinne Burke's gehaltenen Erörterungen für die englische und gegen die amerikanische Verfassung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Frondheim. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte von F. J. Zumbach. Hamburg, Kistler. 1844. 8. 1 Thlr.

Eine Erzählung voll unwahrscheinlicher Verwickelungen: von vertauschten Kindern und verführten Jungfrauen, von einem verbrecherischen Grafen, der seinen Zwillingebruder im unterirdischen Kerker schmachten läßt, und noch andern nicht weniger tragischen Begebenheiten. Der Schauplatz des Romans ist der Speßart, es hätte aber ebenso gut ein anderes Gebirg sein können, das Local macht seine Rechte nicht geltend. Der Roman ist überhaupt wie von zwei verschiedenen Autoren getragen; die erste Hälfte umständlich, mit Details und Reflexionen erzählt, wenn auch nicht mit Sorgfalt und gewählten Ausdrücken; die andere Hälfte ist gedrängt und schnell abgethan, wie wenn Jemand den Inhalt eines zwei- oder dreitheiligen Romans in einer halben Stunde erzählen wollte; die Ereignisse jagen dem Ende zu, welches Ref. sehr erwünscht kam.

2. Die Thugs, oder indischer Fanatismus. Historischer Roman von Karl Köhler. Zwei Theile. Altenburg, Schnap-haus. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hatte sehr recht, und in der Vorrede mit seinen frühern Werken bekannt zu machen: „Die Remis“ im

„Preussischen Volksfreund“, „Der größte Betrüger“ und „Dunkelrude aus dem Leben eines Kraftigen“ im „Kometen“, und noch andere in den „Könniger Blättern“ abgedruckte Artikel sind von ihm. Er führt auch einige günstige Kritiken über seine frühern Werke an, und scheint sehr wohl zu wissen, wie bestechlich das Urtheil der Recensenten heutzutage ist und wie leicht eine günstige oder ungünstige Stimmung beim Lesen des Buchs bei der Kritik desselben entscheidet. Ref. würde indes auch ohne diese Vorichtsmaßregel dem vorliegenden Werkchen sein Lob gezollt haben; es zeugt von beaven Studien indischer Sitten und Gebräuche, und reiht die verschiedenen Lebensbilder jener Zone mit großer Geschicklichkeit aneinander. Die Schilderung der Naturscenen ist sehr gelungen, auch treten einzelne Charaktere, sowohl unter den Engländern als den Eingeborenen, vortreflich heraus; Löwen, Tiger, Schakal gehören wie billig unter die handelnden Personen; der Gottesdienst der Altmutter Kali, jener Schutzgöttin der Thugs, wird mit allen sich darauf beziehenden Sagen und Gebräuchen dem Leser dargestellt; er lernt den indischen Fanatismus in seiner ganzen Schrecklichkeit kennen. Die Liebesgeschichte, welche ein europäischer Faden bildet, an dem die indischen Bilder gleichsam als Perlen angereicht werden, ist unbedeutend und farblos; sie verdankt dem Localinteresse den einzigen Reiz.

3. Lebenswirren aus Gegenwart und Vergangenheit. Erzählungen vom Verfasser des Romans „Heliodora“. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 2 Thlr. 11 1/2 Ngr.

Ref. empfindet durchaus kein Bedauern, den frühern Roman des Verf. nicht gelesen zu haben; die vorliegenden Novellen sind ihm sauer genug geworden. Wie lang, wie breit, wie ganz ohne Genie und Talent geschrieben sind sie! Die erste, „Der wandernde Maler“, konnte Ref. kaum zu Ende bringen: eine Unzahl von Gesprächen wird aneinander gereiht, und die Geschichte des Romans schreitet so langsam vorwärts, daß der Leser die Geduld verliert, ein Beweis, wie wenig interessant die einzelnen Unterhaltungen sind.

4. Vom Borne der Zeiten. Novellen von Bernd von Ouse. Zwei Bände. Berlin, v. Puttkammer. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese Novellen erschienen dem Ref. als von eigenthümlicher Art, er möchte sie als Ereignisnovellen bezeichnen. Der Verf. hat ein sehr ausgebildetes Erfindungsvermögen und versteht Begebenheiten zu erschaffen und aneinander zu passen. Kunst wendet er nicht viel daran; weder liegt ihm an einer feinen Schattirung und Charakteristik, noch an einer genauen Localfärbung; mit Reflexionen und philosophischen Ansichten gibt er sich auch nicht ab — und dennoch sind seine Erzählungen unterhaltend. Bald haben wir es mit den Escherichen, bald mit Tempelrittern zu thun, bald befinden wir uns in dem einen Welttheil, bald in dem andern; wir sehen unsern Helden ständig in Gefahren und den Gefahren entkommen; es folgt in der Handlung Schlag auf Schlag. Ref. will nun nicht gerade behaupten, daß der Leser alles Beschriebene zu sehen meint — nein, dazu ist die Schilderung nicht lebhaft genug —, aber er hört erzählen und horcht auf, läßt sich spannen, folgt aufmerksam dem Faden der Geschichte; er fühlt zwar nicht Herz klopfen, doch will er gern das Ende wissen, weniger seine Theilnahme als seine Neugierde wird rege, und er läßt sich herzlich gern das Erzählen gefallen; es vertreibt ihm lange Abende und müßige Stunden.

5. Novellen und Erzählungen von Therese von Megerle. Drei Theile. Pressburg, Schab. 1845. Gr. 12. 3 Thlr.

Dreizehn recht unterhaltende Novellen liefern die drei Bände; sie sind voll Leben und Handlung, spielen in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten und geben die Local- und Zeitfärbung jedesmal so treu als es in einer kurzen Novelle geschehen kann. Oft ist der Faden der Erzählung künstlich verschlungen, und dem Leser werden Überraschungen berei-

bet. Ref. hat alle mit gleichem Vergnügen gelesen. Die „Jüdin von Cordova“ und die „Bewohner vom Schlosse Pont de St.“ sprachen ihn am meisten an. Die erste spielt in Spanien unter Alfons XI., König von Castilien und Leon; die maurischen, heidnischen und christlichen Sitten jener Zeit bilden eine farbige Mosaik, auf welcher die edle Jüdin in Großmuth, Liebe und Unglück als eine schöne Gestalt hervaustritt. Die zweite der genannten Romane verlegt in die Zeit der französischen Revolution und ist reich ausgeschmückt mit Bildern des Emigrantenlebens und den furchtbaren Folgen jener Greuel.

6. Der Vergeltung Watten. Erzählungen aus dem Leben heimlicher Verbrecher. Aus dem Holländischen von Theodor Gräpel. Zwei Bände. Leipzig, Böllers. 1845. 8. 1 Thlr.

Man sollte doch glauben, es würden in deutschen Originalen schon lange und langweilige Erzählungen genug geschrieben und gedruckt, und man brauchte nicht noch durch Übersetzung solche Waare ins Land und in die Literatur zu bringen. Vorliegende Erzählungen haben trotz der vielversprechenden Titel kein anderes Interesse als das, welches gewöhnliche Mord- und Raubverbrechen einflößen. Fälle, welche bei jedem Criminal und jeder Jury vorkommen, werden in einer weder für den Criminalisten noch für den Psychologen anziehenden Weise erzählt; der Versuch, auf romantische Weise vorzutragen, ist misslungen und macht die Sache breit und langweilig, da eine Menge nicht zur Geschichte gehörender Details, welche an und für sich kein Interesse haben, angeführt werden. „Die Bienenin“ ist die Novelle, welche den ganzen ersten Theil einnimmt, sie hat den meisten romantischen Stoff, doch ist er ohne Talent verarbeitet.

7. Die Rückkehr ins Vaterhaus von St. Kelly. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegender Roman ist der beste, den wir noch von dieser Feder gelesen haben; er ist hübsch erzählt, gut angelegt, sorgsam aus- und durchgeführt. Die handelnden Personen sind schön ausgefattet, die Verhältnisse und Begebenheiten auf nicht ganz unnatürlicher Weise verschlungen; manche hübsche Reflexion ist eingestreut. Wir können den Roman mit gutem Gewissen als einen gelungenen loben.

8. Liebe. Ein Roman von Charlotte Burp. Aus dem Englischen von Karl Gerold. Zwei Theile. Wien, Gerold. 1844. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein wirklich echter Liebesroman. Er führt das Shakespeare entlehnte Motto: Was ist die Liebe?

Kummer und Schmerzen, Seufzer und Thränen,
Leid und Ergebung, ewiges Sehnen,
Tugend und Unschuld, Demuth und Pflicht,
Bis auch das Herz im Ruhen bricht,
Das ist die Liebe.

Ein Liebesroman findet nun in der Regel ein kleines Publikum, denn die Liebesgeschichte gleicht einer Seifenblase, welche bei Berührung des kalten Verstandes zerplatzt. Wer weiß denn zu sagen, was die Liebe ist? Dem Einen ist sie ein Gespenst, dem Andern ein anmuthiges Märchen, dem Dritten Ambrosia, dem Vierten Hausmannstrost, die Jugend hält sie für Champagnerseum, das Alter für die Hefe des Lebens, welche nur zuweilen eine angenehme Gährung hervorbringt. Wie wenige mögen jetzt im 19. Jahrhundert noch von Liebe lesen; die Männer gar nicht, denn diese finden sich viel schneller im Labyrinth der Liebe zurecht, da ihr Ariadnefaden meist aus ziemlich grobem Material gewoben ist; die alten Frauen lesen auch nicht mehr gern von Liebe — nur die Jugend will noch davon hören, und für die Liebe Jugend ist auch der vorliegende Roman der Lady Charlotte Burp geschrieben. Er eignet sich wie beinahe alle englischen Romane zum Vorlesen am Familientisch;

er ist gewürzt mit hübschen Schilderungen, wohlbeschafften Reflexionen, und ein echt weibliches Princip, der Duft einer höhern Frauenbildung, ist auf jeder Seite zu fühlen und zu gewahren. Auch ist die Übersetzung recht brav, mancher Übersetzer könnte sich ein Beispiel daran nehmen. Ref. schätzt nun eine gute Übersetzung eines guten Buchs ebenso hoch als ein Originalwerk, und das vorliegende preist er der Leswelt freudig an.

46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Kunst in München.

Nichols, Portoul und einige andere Franzosen, welche über die deutsche Kunst geschrieben haben, berücksichtigen immer vorzugsweise München, das ihnen der Centralpunkt der Kunst in Deutschland dünkt. Seltener, daß ein flüchtiger Tourist des Auslands auch einmal Notiz nimmt von den künstlerischen Bestrebungen des Nordens. St.-Marc Girardin, der sich durch seine phrasenkrausende Kunst den Weg zum Ministerium gebahnt hat, weiß dies in eine Formel zu fassen, wenn er in seinem flüchtigen Reisebericht sagt: „Im Norden Deutschlands denkt, in München baut man.“ Vor kurzem haben wir eine neue kleine Schrift erhalten, in der aufs neue für die Hauptstadt Baierns der Name eines deutschen Stützen in Anspruch genommen wird. Dieses Werkchen, auf das wir hier aufmerksam machen wollen, führt den Titel „Souvenirs d'un voyage à Munich; ou description des principaux monuments de la ville nouvelle“, von A. L. Luffon. Der Verf. ist Architekt und nimmt deshalb auch vorzüglich auf die öffentlichen Bauwerke Rücksicht. Nirgend scheint ihm eine größere Vereinerung prächtiger Bauten, nirgend ein tieferes, wahreres Verständnis der alten Architektur als in München. Weniger befriedigt scheint Luffon von dem, was in Bezug auf die Malerei in Baiern neuerdings geleistet ist. Indessen erklärt er sich hier für weniger competent und dann ist er weit entfernt, das Verdienst eines Cornelius und anderer Meister schmälern zu wollen. Uebrigens spricht sich in dieser Schrift die innigste Bewunderung für die kunstfertigen Bestrebungen des Königs von Baiern aus.

Ursprung der Slawen.

Seit einiger Zeit sind eine Reihe mehr oder weniger interessanter Werke in Frankreich über die geographischen, statistischen und historischen Verhältnisse des Slawenthums erschienen, an denen man wahrnehmen kann, daß das Interesse Frankreichs auf Rußland und die Slawen überhaupt gerichtet ist. Unter den diesen Gegenstand behandelnden Büchern und Broschüren, welche die letzten Monate gebracht haben, bemerken wir eine kleine Abhandlung, betitelt „Des Slaves et des Russes“, von M. P. Demidoff. In dieser Flugschrift von geringem Umfange, die mehr um ihres Verfassers als um ihres eigenen Gehaltes willen bemerkt zu werden verdient, wird eigentlich nur der Ursprung der Russen und der Slawen überhaupt besprochen. Der Verf. macht die Ansicht geltend, daß die slawische Nation von den Sueven des Tacitus abstamme. Er nimmt zugleich nicht bloß an, daß sein Volk theilgenommen habe an der Verheerung Roms, sondern er beansprucht sogar für dasselbe den größten und bedeutendsten Antheil an der Zerstörung der römischen Herrschaft. Gelegentlich wird auch die Behauptung aufgestellt, daß die Schweiz von Slawen bevölkert worden sei. Mit Recht bemerkt ein geistreicher Kritiker, welcher in einem französischen Blatte diese und ähnliche Ansichten begreifelt: „es wäre seltsam zu sehen, wie die Russen, nachdem sie die Civilisation und die Freiheit über das übrige Europa verbreitet, für sich selbst die Sklaverei und Barbarei behalten hätten.“

17.

Donnerstag,

Nr. 135.

15. Mai 1845.

J. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von A. J. Element.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Was nun das Einzelne betrifft, so setzt der erste Abschnitt die historischen Elemente und Bedingungen auseinander, welche man bei der Einrichtung der amerikanischen Verfassung vorfand. Mit Recht wird es hervorgehoben, daß (im Gegensatz mit Südamerika, wo die europäischen Einwanderer nur erobern und plündern wollten) Nordamerika von fleißigen, verhältnismäßig gebildeten Colonisten, zum großen Theile Puritanern, bevölkert worden ist, und also im Geiste seiner Bevölkerung eine Garantie für die Erreichung eines vernünftigen Zustandes hatte. Als man nach der Trennung von England die öffentlichen Einrichtungen zu ordnen hatte, entbehrte man einer Menge Elemente, welche in Europa vorhanden waren. Man hatte keine Dynastie, welche die Krone mit Macht und Einkünften als ein Familiengut besaß, man hatte keine erbliche Aristokratie, welcher politische Vorrechte als Glücksgüter zuständig waren, man hatte keine Flecken mit Wahlrechten, welche zu Handelsgegenständen geworden waren, keine Vorzugsrechte vornehmer Familien auf einträgliche Stellen, und keine *Sinecuren* und unnützen Pfünden als Stücke der beglückenden Verfassung. Es war also erklärlich, daß man diesen Vortheil benutzte, und die englische Verfassung, mit Ausnahme und nach Abzug aller dieser Dinge, annahm, und sie in den Einzelheiten auf den vorhandenen Bund souveräner Staaten mit den durch dieses letztere Verhältniß gebotenen Modificationen übertrug. So trat das Princip des Öffentlichrechtlichen rein und ungetrübt von dem europäischen Principe privatrechtlicher Zuständigkeit öffentlicher Functionen hervor. Die Einrichtung einer Monarchie stand mit diesem Principe an sich im Widerspruche, da diese Regierungsform ohne eine erbliche Staatsmacht, wenigstens einer Familie, nicht zu denken ist. Außerdem hatte man aber zur Zeit, wo die Verfassung entstand, sehr naheliegende und einfache Gründe dagegen. Die amerikanischen Staatsmänner sahen, daß in Europa die Volksinteressen durch dynastische und Hofinteressen in den Hintergrund gedrängt und an manchen Orten ganz vernichtet waren. War dies

nun gleich in England nicht der Fall, und beruhte nach der englischen Staatslehre die Weisheit der Verfassung eben darauf, daß die dynastischen Interessen durch das Gegengewicht der übrigen gezügelt wurden, so war dies doch immer ein Conflict, und die ganze Weisheit führte nur dazu, diesen Conflict ewig zu machen, und ein Resultat zu verhüten. Man konnte also fragen, ob es klug sei, sich einen ewigen Conflict zu schaffen und ob — wozu die Betrachtung der übrigen Monarchien führt — man weise handle, weil in einem besondern Falle von zwei sich umschlingenden Pflanzen die eine die andere nicht getödtet habe, an den neu gepflanzten Schössling sogleich eine ihn umschlingende Pflanze zu setzen. Hiernach muß man dem Verf. zugeben, daß die amerikanische Verfassung ein legislatives Experiment sei, aber behaupten, daß das Schaffen einer Monarchie ebenfalls ein Experiment, und vielleicht ein noch bedenklicheres gewesen sein würde; man muß ihm einräumen, daß die amerikanische Verfassung, bei deren Gründung alle vorhin bezeichneten Elemente des Privatrechtlichen fehlten, nicht für England paßt, aber behaupten, daß aus demselben Grunde die englische Verfassung auch nicht für Nordamerika paßte. Überhaupt kommt es bei der Frage von der Möglichkeit republikanischer Verfassungen für Europa gar nicht so sehr auf Zweckmäßigkeitsgründe an. Es kann deshalb nie die Frage sein, ob man diese Verfassungsform für gut halte, und sich entschließen wolle, sie einzuführen, weil die Elemente der privatrechtlichen Zuständigkeit politischer Rechte bei uns einmal existiren und fest begründet sind. Sie zu vernichten oder in sich verfallen und vertrotten zu lassen, wie sie es in Frankreich vor der ersten Revolution waren, liegt ganz außerhalb der Macht einzelner Menschen und ist nur durch den Lauf der Geschichte möglich. Geschieht es aber auf dem Wege historischer Entwicklung, so löst sich die Sache ganz von selbst: man hat nicht willkürlich abgeschafft, um neu einzurichten, sondern das eine Princip ist verloren gegangen und man hat deshalb das zweite zu ergreifen.

Das zweite Capitel schildert die nordamerikanischen Provinzialeinrichtungen. Diese sind den englischen darin ähnlich, daß örtliche Angelegenheiten Gegenstände einer völlig selbständigen Communalverwaltung sind. Was

dann die Unionsstaaten betrifft, so hat jeder von ihnen einen Senat und ein Repräsentantenhaus, beide vom Volke gewählt, und einen mit der vollziehenden Gewalt bekleideten Gouverneur, der auf ein oder zwei Jahre gleichfalls vom Volke gewählt wird. Daneben bilden aber die einzelnen Staaten die Union; an deren Spitze der Congress und der Präsident stehen. Der Congress zerfällt in den Senat und das Repräsentantenhaus, von denen jener keineswegs aristokratische Interessen, sondern das Princip der Staatenfouvereintheit, dieses aber das Princip der Nationalität und Einheit der Union vertritt. Die Mitglieder des Senats werden nämlich nicht direct vom Volke, sondern von den legislativen Versammlungen der einzelnen Staaten — jeder Staat ernennt zwei und auf sechs Jahre — gewählt, das Haus der Repräsentanten wird aber vom Volke, sodas auf 48,000 Seelen ein Repräsentant kommt, gewählt. Der Congress hat die allgemeinen Angelegenheiten zu ordnen, er kann Abgaben aufschreiben, nimmt Geld auf den Credit der Vereinigten Staaten auf, ordnet die indirecten Abgaben und die Handelsverhältnisse mit dem Auslande, entscheidet über Krieg und Frieden u. s. w. Der Präsident endlich wird nicht direct vom Volke, sondern von Wahlcollegien ernannt, zu welchen jeder Staat ebenso viel Wähler stellt, als er Senatoren und Deputirte in den Congress sendet. Seine Ernennung geschieht auf vier Jahre. Bei diesen vom Verf. näher beschriebenen Einrichtungen ist eigentlich von keiner Vergleichung mit englischen Einrichtungen die Rede: die Amerikaner sind jener Arbeit des Balancirens aristokratischer Interessen (d. i. der Ansprüche einer erblichen Classe, selbst ohne alles eigene Verdienst ihrer Mitglieder auf Kosten der Gesamtheit große Vortheile zu genießen) mit demokratischen und dynastischen Bestrebungen ganz überhoben, und die bei ihrer Verfassung zu lösende Aufgabe bestand nicht in dem Unschädlichmachen von vornherein für schädlich gehaltenen Elemente durch weise Mischung mit andern, sondern in der Verbindung des liberalen Princips, nach welchem die einzelnen verbundenen Staaten selbständig sind, mit dem nationalen, nach welchem das Ganze dennoch eine Einheit bildet. Diese Aufgabe ist nach dem Urtheile der bewährtesten Publicisten durch die angegebene Einrichtung auf das glücklichste gelöst: die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten ist keineswegs aufgehoben, über ihnen existirt aber eine Nationalregierung, welche sich mit ihren Maßregeln nicht an die einzelnen Bundesregierungen, sondern direct an die einzelnen Unterthanen wendet. Hiermit ist das Beispiel der Möglichkeit einer republikanischen Verfassung für einen großen Staat gegeben. Was über die Dauer und Haltbarkeit dieser Verfassung gesagt zu werden pflegt, ist viel zu sehr Conjectur und von eingewurzelten europäischen Vorstellungen zu abhängig, als das man bedeutendes Gewicht darauf legen könnte. Gegen den Übergang in eine monarchische oder aristokratische Form scheint im Geiste des Volks ein starkes Gegengewicht zu liegen, und was die Gefahr einer Zerspaltung der Union be-

trifft, so ist freilich richtig, daß die Centralgewalt eine executive Macht, um jeden Versuch einer Loslösung gewaltsam zu hintertreiben, nicht hat. Die Gefahr eines innern Zwiespalts wird indeß mit dem immer lebendiger werdenden Erkennen des Werths der amerikanischen Einrichtungen immer geringer werden, und Streitigkeiten mit dem Auslande möchten für jetzt eher dem Bunde neue Festigkeit zu geben als seine Festigkeit zu beeinträchtigen geeignet sein.

Im dritten Capitel ist von den Wahlen und den legislativen Versammlungen die Rede. Die Wahlen geschehen durch Stimmzettel, und die Wahlkörper bestehen beinahe aus der ganzen Masse der amerikanischen Bürger, denn in den neuesten Unionsstaaten hat jeder Bürger, der 21 Jahre alt ist, eine Stimme. In manchen wird eine Vermögensberechtigung erfordert, in New-Yersey 50 Pf. jährlich, in South-Carolina und Maryland 50 Acres Land, in andern Staaten Dienst bei der Miliz oder Steuerzahlung. Eine Ausschließung von irgend einer Erbschaftlichkeit findet also nicht statt. Als Folge dieser demokratischen Einrichtung wird ein rascher Wechsel und eine Unklarheit der Gesetzgebung bezeichnet, dann aber auch eine aus der eifersüchtigen Aufrechterhaltung der Gleichheit folgende Ausschließung gerade der bessern Kräfte. Was die Verworfenheit der Gesetze betrifft, so ist dies ein allgemeines Leiden und gerade England hat hier am wenigsten irgend einem Lande der Welt etwas vorzuwerfen. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so ist es klar, daß alles Spotten über Gleichheit höchst überflüssig ist und daß die arrière-pensée, die dahintersteckt, leicht ans Licht gezogen werden kann. An eine abstracte Gleichheit denkt man unter vernünftigen Leuten nicht, sondern nur an Abschaffung von Privilegien und Kastenvorrechten. Die Menschen sind von Natur und durch ihre fernern Schicksale nothwendig ungleich. Hieraus folgen aber jene Vorrechte, die man im Verufen auf diesen Umstand zu vertheidigen meint, keineswegs, sondern stehen mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen sogar im schneidendsten Widerspruch. Daß die Gleichheit, wie man sie in Amerika versteht, sogar zu einer Ausschließung der bessern Talente führe, daß insonderheit das Wählen durch Stimmzettel so durchaus schädlich und verderblich sei, wie der Verf. meint, können wir nicht zugeben. Das Wählen by ballot ist eine in England oft ventilirte Maßregel, welcher die Aristokratie aus dem einfachen Grunde opponirt, weil damit ihrem vorherrschenden Einflusse ein Ende gemacht werden würde; ob aber dieses nicht bloß ihren Interessen, sondern auch den Gesamtinteressen entgegen wäre, müßte erst noch geprüft werden. Die bessern Talente werden erfahrungsmäßig dadurch nicht ausgeschlossen. Amerika hat — ungeachtet alles Wahlunfugs — in der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten so viel Intelligenz gezeigt, als es sich in einem jungen Staate, wo man noch die besten Kräfte auf materielles Arbeiten verwenden muß, irgend erwarten läßt. Eine weit gründlichere Ausschließung des Talents liegt in exclusiven Be-

verrichtungen eines Standes, wie sie in Deutschland wenigstens factisch noch stattfinden. In England ist dem Talente zwar keine Stelle versperret, allein der Weg ist doch nur der, in den Dienst der Aristokratie zu treten, und von dieser durch die Stimmen, über welche sie disponirt, zunächst in das Parlament befördert zu werden. Daß geheime Wahl und Wahleinsus dem Talente nicht förderlich sind, ist ferner eine unleugbare Thatsache. Von der breiten Loquacität der englischen Parlamentarier wollen wir nicht weiter sprechen: bemerkenswerth ist aber der auffallende Mangel an Intelligenz in der französischen Deputirtenkammer, wo es unter mehr als 400 Mitgliebern kaum 20 ausgezeichnetere Leute gibt, und die größte Zahl gar nicht einmal die Mittelmäßigkeit erreicht. Die Pairskammer zeichnet sich dagegen vorthellhaft aus, und wird es noch mehr, je weiter sie sich von dem Zeitpunkte entfernt, wo der Sitz darin von Standes- und Geburts wegen zustand.

Lesenswerth ist es, was der Verf. von dem Wahlunfuge und der Unordnung in den legislativen Versammlungen mittheilt, wozu es indeß an Seitenstücken aus England nicht fehlt. Minder lehrreich, aber um so charakteristischer sind dagegen die Bemerkungen (S. 118 fg.) durch welche die Vortrefflichkeit der Geburtsaristokratie bewiesen werden soll. Die hohe Stellung hebt ihre Mitglieder gleich von vornherein über Hemmnisse weg, mit denen Andere zu ringen haben, und macht sie besser und edler, sodaß sie zu allen politischen Würden geschickter sind. Welcher von beiden, sagt der Verf., wird am vordersten auf der Rennbahn erwartet, der Renner, den man an seinem Stammbaum erkennt, oder der träge gemeine Karren Gaul? Was die Hinweghebung der Geburtsaristokratie über eine Menge von Mühen und Hindernissen betrifft, so können wir darin nur einen ihr zu Theil werdenden Vortheil, ein Glück, aber keine Bürgschaft für ein wirkliches Bessersein erblicken, der Vergleich mit Pferden ist aber unpassend, denn so oft man auch einen Vergleich aus Verschiedenheit der Thierarten zur Stütze des Geburtsadels gemacht hat, so sind doch Menschen keine Thiere, der Adel ist keine verebelte Race eines bestimmten genus, und moralisches und wissenschaftliches Bessersein ist kein natürliches Racenprivilegium. Man muß nur aufrichtig genug sein, das einmal vorhandene Mißverhältniß nicht durch Redensarten beschönigen zu wollen.

Im vierten Capitel ist von der ausübenden Gewalt die Rede, und der Präsident der Vereinigten Staaten wird dem britischen Souverain gegenübergestellt. Der Präsident und der Vicepräsident wird jedesmal auf vier Jahre gewählt. Es besteht zu dem Ende in einem jeden Staate eine Wahlversammlung, worin die Zahl der Senatoren und Deputirten gleich ist, welche der Staat im Congresse hat. Der Präsident ist Haupt der Land- und Seemacht und der Miliz, er ist ermächtigt, mit Rath und Zustimmung des Senats Verträge mit auswärtigen Mächten zu schließen, und diplomatische Agenten und regelmäßig alle Beamten der Union zu

ernennen. Er unterrichtet den Congreß von Zeit zu Zeit vom Zustande der Union, kann ihn außerordentlich zusammenberufen und, wenn die beiden Häuser über die Zeit ihres Wiedezusammentritts getheilte Meinung sind, auf eine bestimmte Zeit vertagen. Er hat das Recht der Begnadigung und der Zustimmung zu den Congreßbeschlüssen, ihm steht ein suspensives Veto zu, und er bezieht einen Gehalt von 25,000 Dollars. Außerdem ist er persönlich verantwortlich. Die Vergleichenungen zwischen den englischen und amerikanischen Einrichtungen, welche der Verf. hier anknüpft, sind gewiß von dem höchsten Interesse: leider können wir das Einzelne nicht erörtern und müssen nur den Gesamteindruck bezeichnen. Dieser ist kein anderer, als daß in Amerika rein das Princip des Öffentlichrechtlichen, nach welchem die Staatsmacht von der Idee eines privatrechtlichen Besigthums, eines zum Vortheil einer Familie zuständigen Glücksguts entkleidet und als öffentliche Function nur für die Gesamtheit geübt wird, vorwaltet, während in England das entgegengesetzte Princip, aber keineswegs rein und durchgängig, herrscht. Ist die höchste Stelle im Staate kein Amt, sondern ein Besigthum, so folgt die Erblichkeit von selbst. Beim Verf. folgt sie aber nicht von selbst, sondern — ebenso wie bei Blackstone — aus allerdings sehr triftigen Zweckmäßigkeitsgründen. Blackstone protestirt eifrig gegen das göttliche Recht der Könige, und leitet die Erblichkeit der Krone nur aus Zweckmäßigkeitsgründen und dem positiven englischen Rechte ab. Ebenso Burke. Hierin liegt aber augenscheinlich schon eine Hineilung zum zweiten Principe. Bloße Zweckmäßigkeitsgründe für die Erblichkeit machen die Krone aus einem Besigthume zu einem Amte, und können unter Umständen auch nicht vorhanden sein. Sie heben die absolute Zuständigkeit des Rechts der Dynastie auf. Das Gesetz, welches einmal positiv existirt, ist eine noch mislichere Basis. Geht es von dem Könige aus, so bedurfte derselbe, um es geben zu können, schon des Rechts, welches er sich durch das Gesetz beilegt; geht es vom Volke aus, so stützt es sich auf Volkssouverainetät; beruht es auf dem Consense zwischen König und Volk, so haben wir einen Vertrag vor uns, mit dessen Anerkennung die Volkssouverainetät ebenfalls anerkannt ist. Consequent sind daher nur die französischen Legitimisten, die bei dem privatrechtlichen Principe, wonach es für das zuständige Recht keinen andern Titel gibt als das *jus divinum*, stehen bleiben. Ebenso ist hinsichtlich der Verantwortlichkeit das Princip bereits getrübt. Der Regent kann nicht verantwortlich sein, wenn die Regierung kein Amt, sondern ein Besigthum ist: man hat daher die Vermittelung gefunden, die Verantwortlichkeit den Ministern aufzulegen. In diesen beiden mächtigsten Punkten nähert sich das Verhältniß eines constitutionellen Monarchen dem eines Präsidenten. Dem Principe, daß er ein Amt und kein Besigthum habe, ist hier schon einige Einräumung geschehen, während hinsichtlich des Verhältnisses des Präsidenten der Vereinigten Staaten dieses Princip ganz rein erhal-

ten und dem entgegengesetzten Principe gar keine Einschränkung gemacht ist. Mit Recht behauptet daher Lacqueville, daß Frankreich mit seinem Könige mehr einer Republik als die Union der nordamerikanischen Freistaaten mit ihrem Präsidenten einer Monarchie gleiche. Der König von Frankreich unterscheidet sich von dem Präsidenten nur durch die Erblichkeit seiner Krone und seine Unverantwortlichkeit, in welchen Punkten aber dem Principe der Legitimität schon auf die eben bemerkte Weise Abbruch geschehen ist, und außerdem nur noch durch die größern Einkünfte, durch welche der dem Volke imponirende Glanz der Krone bewahrt wird; und das Prästigium, welches nach der langjährigen Anschauungsweise des Volks den Thron umgibt.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes von J. Goldschmidt. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. obiger Schrift gibt sich darin dem Publicum als einen Arzt in Oldenburg israelitischen Glaubens zu erkennen, der sich nicht enthalten kann, die hervorstechendsten seiner Erlebnisse der Welt in Anekdotenform mitzutheilen. Mag die Welt ihm diesen Schritt verzeihen! die Kritik kann es nicht. Sie darf sich durch die in das Gewand der Anspruchslosigkeit gekleidete captatio benevolentiae des Vorworts nicht entwandnen lassen; sie drückt dem Buche unparteiisch den Stempel auf, welcher seinen wahren Werth bezeichnet: Spreu!

Der erste Theil enthält die höchst unerheblichen Hauptpunkte in dem akademischen und Berufsleben des Verf., den wir, unter der Voraussetzung, daß er aus Rücksicht auf das Lesepublicum das Interessanteste herausgesucht, wegen seines langweiligen, prosaischen Lebenslaufs aufrichtig beklagen. Und wie sind sie erzählt! Welche Prosa! Ja, wenn der Verf. nur bei der Prosa bliebe! aber er versteigt sich bis zu Versen (Thl. I, S. 83):

Versöhnung.

Der Vater jährt, die Mutter weint;
Getrennt sind Die, die Liebe sonst vereint.
Wißt, Vater, lieb Mütterchen du betrüben,
Wird auch dein Emmchen dich nicht mehr lieben.

Der Vater schaut das Nögdlein an,
Und drückt es an die Brust sich sehr;
Umfaßt in Lieb die Mutter dann;
Und sie — sie weint nicht mehr!

Darf bei dem heutigen Stande unserer Literatur Jemand solche Poesie drucken lassen, ohne daß man ihm zuruft: Zurück! Du gehörst nicht hierher! Hat das gebildete Deutschland dadurch, daß es eine ideenreiche, gedankenkräftige und elegante Literatur mit Schmerzen aus seinem Schooße zur Welt geboren, sich nicht die Berechtigung zur barschen Abfertigung literarischer Aufbringlinge erworben?

Der zweite Theil enthält Skizzen aus dem oldenburgischen Volksleben, in welchen die mitgetheilten Sprüchwörter einiges Interesse gewähren würden, wenn der Dialekt für Jedermann verständlich wäre. Die das Buch beschließenden Reiseblätter sind eine Zusammenstellung von faden Plattheiten und Lattigkeiten; sie bestätigen vollkommen das Urtheil der Reisegefährten Hrn. Goldschmidt's, daß er selbst sehr naiv also mittheilt: „Meine frühern Reisegefährten sagten von mir, ich

reife nicht, um etwas zu sehen, sondern nur um zu schwagen!“ Und wenn Hr. Goldschmidt mit liebenswürdiger Offenheit hinzusetzt: „Ich muß gestehen, sie hatten nicht unrecht“, so stimmt ihm gewiß jeder Leser seiner „Lebensbilder“ bei, nachdem er vorher den Ausspruch der Reisegefährten also modificirt hat: „Hr. Goldschmidt schreibt nicht um zu belehren, sondern nur um zu schwagen.“ Welche Arroganz aber, sein hingeworfenes Geschwätz für courfähig in der Literatur zu halten! Solche täglich zunehmende, die wahre Fortbildung beeinträchtigende Annahme mit Ernst zurückzuweisen, ist die Aufgabe eines Literaturblattes. Soll es die Berechtigten aufmuntern, so muß es auch den Unberufenen rathen, bei ihrem Leisten zu bleiben, und alle Mitteltreibenden zur Austrottung des im Garten unserer Literatur wild emporwachsenden Unkrautes aufzodern. In diesem Sinne schrieb J. F. Boff einst seinem Göttinger:

Gähe, raufe mit mir das gelle Unkraut!
Hutlig, Göttinger! du rechts! ich gähe links um!
Hier die Quelle von Trink- und Liebesliebern,
Dort elegischen Barmuth, Odentollwurze,
Und Saubisteln des Rinn- und Wardenfanges,
Laube Kesseln des Epigramms, und langen
Epikollischen Fühnerdarm, des Volkstüdes
Pofist, und der Balladen Teufelsabbiss!
Hutlig! Nicht in den Steig, dort hintern Dornbusch
Hinweggeschleudert den ekelhaften Unrath,
Aufgehäuft und verbrannt mit Pech und Schwefel!
Ja! dann stehen wir fern mit Hopfenstangen,
Abgewandt und die Nase fest zuhaltend,
Steh'n und schämen die Blutz; indes der dicke
Pfeilhauchende schwarze Qualm hoch aufsteigt,
Der, noch stinkender als Tobias Fischdampf,
Alle Teufel verschauht.

44.

Literarische Notiz.

Über die Rechte und die Stellung der Geistlichkeit.

Bei dem lebhaften Interesse, welches in neuerer Zeit die Streitigkeiten über den Werth oder Unwerth der katholischen Institutionen gewonnen haben, ist es wünschenswerth, daß man die Gliederung der römischen Kirche und die Grundsätze, auf denen die Hierarchie beruht, gründlich kennen lerne. Ein deutliches Bild von dem untergeordneten Verhältnisse, in dem die niedere Geistlichkeit zur höhern steht, gewinnt man in einer Reihe von Aufsätzen kirchenrechtlichen und reintheologischen Inhalts, welche den Cardinal de la Luzerne zum Verf. haben. Sie waren zum größten Theile gänzlich unbekannt, und so kann man nicht umhin, ihre Veröffentlichung, welche man dem äußerst thätigen Abbé Wigne verdankt, eine höchst zeitgemäße zu nennen. Diese bisher ungedruckte Sammlung führt den Titel: „Dissertations sur les droits et les devoirs respectifs des évêques et des prêtres dans l'église, par le cardinal de la Luzerne.“ Man lernt aus diesen Aufsätzen, welche Zeugniß von großer kanonischer Gelehrsamkeit geben, die strenge hierarchische Disciplin kennen, unter deren Drucke besonders die niedere Geistlichkeit leiden muß. Der Verf. sucht die Nothwendigkeit und Angemessenheit dieser strengen Abstufung mit einem großen gelehrten Apparate darzuthun. Daß er dabei den Grundsätzen, auf welchen das ganze römische Kirchenwesen beruht, nur consequent bleibt, kann nicht bestritten werden; ob aber die niedere Geistlichkeit (le bas clergé), welche in der Kirche eine Art von tiers-état bildet, immer in dieser bescheidenen Stellung beharren wird und ob sich die revolutionnaire Strömung der Gegenwart ihrer nicht bemächtigen muß, das ist eine andere wichtige Frage, deren Lösung der nächsten Zukunft überlassen bleibt.

17.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 136.

16. Mai 1845.

P. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von R. J. Clement.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Das fünfte Capitel — Gesetz und Religion — zeigt zunächst die Verwandtschaft der gerichtlichen Institutionen der Vereinigten Staaten mit denen Englands. Die so schätzenswerthen Grundzüge der Öffentlichkeit und des Urtheilens durch Geschworene finden sich in den Vereinigten Staaten wieder. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit ist aber die Einrichtung eines obersten Gerichtshofs, dessen Verfassung zwar eine gerichtliche, dessen Befugnisse aber politische sind. Während nämlich jeder einzelne Unionsstaat seine eigenen Gerichtshöfe hat, übt die Union selbst durch einen Bundesgerichtshof — Supreme court of the United States — die Gerichtsbarkeit in höchster Instanz, sodaß in der Union die richterliche Gewalt neben der ausübenden und gesetzgebenden, und völlig unabhängig von beiden, erscheint. Die Competenz dieses Gerichts erstreckt sich auf alle Rechts- und Billigkeitsfälle, zu deren Entscheidung die Verfassung, Gesetze und Verträge der Union maßgebend sind; ferner auf alle Rechtsfälle, in welchen Gesandte und Consuln theilhaftig sind, Admiraltäts- und Seesachen, Streitfachen, in welchen die Vereinigten Staaten Partei sind, oder welche zwischen zwei Staaten entstehen, zwischen einem Staate und Bürgern eines andern, zwischen Bürgern verschiedener Staaten u. s. w. Es wird mit Recht hervorgehoben, daß dieser Gerichtshof die Einheit und die Dauer der Verfassung wesentlich aufrecht zu erhalten beitrage, und die Fehler, welche von den legislativen Versammlungen der einzelnen Staaten begangen werden, unschädlich mache. Leider ist es nicht möglich, die Vergleichung des englischen und amerikanischen Rechtszustands, in welcher der Verf. hier abbricht, an diesem Orte in seinem Sinne fortzuführen. Die englischen Gesetze über Eigenthum und Erbrecht haben in Amerika manche dringend nöthige Modification, deren fortwährende Zurückweisung England theuer zu stehen kommen kann, erhalten, und wohlunterrichtete Engländer nehmen keinen Anstand, dies offen einzugestehen (z. B. „Foreign quarterly review“, Nr. 13, S. 199). Die comparative Methode der Jurisprudenz findet hier

den Stoff zu den lehrreichsten Vergleichen. In Ansehung des religiösen Lebens entscheidet sich der Verf. für die Nothwendigkeit einer Staatskirche und führt die Nachteile aus, die durch den Mangel einer solchen herbeigeführt werden. In den Vereinigten Staaten ist die Religion kein Gegenstand der Gesetzgebung geworden, vielmehr ist hier Alles den Einzelnen überlassen geblieben. Bis jetzt ist die Folge hiervon freilich keine Auflösung der Moralität und Religiosität, sondern nur eine Zersplitterung in Sekten und Parteien gewesen, und es mag Aufgabe der Zukunft sein, das Gemeinsame und Wahre im Christenthume mit Beseitigung aller zufälligen und unwesentlichen Verschiedenheiten schärfer und klarer hervortreten zu lassen. Bis jetzt rühmen sich die Amerikaner, von dem alten Bunde zwischen Thron und Altar und von der Benützung der Kirche als bloßer Staatsanstalt und politischen Instruments nichts zu wissen, und wenn man erwägt, daß diese Gesichtspunkte in Europa bei den Staatskirchen oft sehr scharf hervorgetreten sind, und auch jetzt noch das Verhältniß der Staaten zum religiösen Elemente keineswegs befriedigend geordnet ist, so wird sich der Tadel, den man in dieser Hinsicht oft über Amerika ausspricht, bedeutend mildern müssen.

Das letzte Capitel handelt vom gesellschaftlichen Einflusse politischer Einrichtungen. Es erörtert die durch den Willen der Majorität geübte Despotie, den Zustand der periodischen Presse und den Einfluß der Demokratie auf die Sitten. Die Zustände Nordamerikas in diesen Beziehungen sind bekannt, auch in d. Bl. mehrfach besprochen, und wir müssen uns daher näherer Angaben um so mehr enthalten, als der Verf. im Wesentlichen den viel gelesenen Darstellungen Tocqueville's gefolgt ist. Auf eine äußerst bereichende Weise schildert der Verf. endlich den gleichfalls schon in d. Bl. mehrfach erörterten Zustand des Sklavenwesens in den Vereinigten Staaten. Allerdings ist hier eine Schattenseite der amerikanischen Zustände zu finden. Man darf indeß nicht verkennen, daß die Urtheile, die man darüber zu fällen pflegt, meistens ungerichtet sind. In Amerika selbst ist man davon überzeugt, daß die Sklaverei nichts tauge, man hat deshalb die Einfuhr von Sklaven und den überseeischen Sklavenhandel verboten und durch die Grün-

bung der Colonie Liberia den unzweideutigsten Beweis von gutem Willen gegeben. Man fand die Sklaverei einmal vor, und ihre Abschaffung stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Man befürchtet viel mehr Böses von den freien Schwarzen als von den Sklaven. Die sich an die Hautfarbe knüpfende Abneigung macht eine Mischung der Racen ganz unmöglich. Im Ganzen sind die freien Schwarzen ein corrumptirte Art, und leben im völligen Müßiggange, wodurch sie Neid und Mißbehagen unter den Sklaven erwecken. Deshalb, nicht aus Vorliebe für die Sklaverei, hat man grausame Beschränkungen eingeführt: in vielen Staaten ist freien Schwarzen der Eintritt verboten, und sie können, wenn sie ihre Freiheit nicht beweisen, wieder als Sklaven behandelt werden. Es käme also darauf an, die ganze schwarze Bevölkerung loszuwerden: eine Sklavenemancipation würde das Übel nur verschlimmern. Leider trägt hier Amerika den Schaden für die Schuld der Vorfahren. Nichts ist gewisser, sagt Jefferson in seinen Memoiren, als daß die Schwarzen zur Freiheit bestimmt sind wie die Weißen, aber es ist ebenso gewiß, daß beide nicht zusammen in demselben Staate leben können. Noch können wir die Emancipation und Deportation friedlich und allmählig so leiten, daß das Übel nach und nach entfernt und die Lücke durch freie weiße Arbeiter ausgefüllt wird. Überläßt man aber die Sache sich selbst, so muß man vor den Folgen, welche daraus noch entstehen können, schauern. Leider hat die noch nicht gehemmte Einfuhr von Sklaven den hier bezeichneten Ausweg immer schwieriger gemacht.

Wir haben es uns ungern versagt, näher in die Einzelheiten des vorliegenden Buchs einzugehen. Das Gesagte wird indeß hinreichen, von dem Inhalte eine Idee zu geben, und die Aufmerksamkeit, welche dieser Inhalt verdient, rege zu machen. Sind wir gleich in vielen Punkten ebenso wie der Herausgeber mit den eigenthümlich englischen Ansichten des Verf. nicht einverstanden, so müssen wir doch das Buch als einen äußerst lehrreichen Beitrag zur vergleichenden Verfassungspolitik auf das angelegentlichste empfehlen. 35.

Studien von Adalbert Stifter. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Als Adalbert Stifter vor einigen Jahren dem Publicum zuerst durch Beiträge in österreichischen Taschenbüchern bekannt wurde, sprach sich der lebhafteste Antheil sofort aus. Man erkannte im Verhältniß zum Gewohnten des Tags eine durchweg neue Erscheinung und diese mit einem Duft und Schmelz, mit einem Zauber bekleidet, die, weil seit Jahren nicht gesehen, fernartig fremd dem Auge entgegenstrahlten. Es ist so ganz menschlich, bei dem Neuen, von welchem wir freundlich begrüßt werden, das Bekannte als vermittelnden Maßstab herbeizuholen, um ein möglichst vertrauliches Verhältniß herzustellen, mindestens um nicht gegen Anstand und Sitte zu verstoßen, indem wir dem Neuen etwa zu viel oder zu wenig Ehre bezeugen, wenn wir Rang und Stand, materielles und geistiges Vermögen nicht zu bestimmen wüßten. Diese sociale Menschlichkeit hat in der Kritik den Parallelismus erzeugt, denn da sie einmal das Amt des Einführens eines neuen Gastes in die

Gesellschaft übernommen hat, so muß sie auch im Stande sein, dieser, wenigstens vorläufig, sogleich zu sagen: der Gast sei ein naher Verwandter oder intimer Freund von A. und B. Dann weiß die Gesellschaft ohne viele Weitläufigkeiten, wen sie vor sich hat und welche Stellung ihr und ihm gebühre. So hat man denn auch A. Stifter mit Jean Paul und Leopold Schöfer zusammengestellt, und es muß allerdings eine Verwandtschaft unter diesen Dreien anerkannt werden. Aus einigen Andeutungen in den hier vorliegenden Studien läßt sich sogar neben der Verwandtschaft auch noch ein wahres Freundschaftsverhältniß zu Jean Paul nachweisen, wogegen wir irgend der Unklarheit in Ideen und Empfindungen, welche bei Schöfer wol Anstoß gibt, begegnen.

Indessen ist das Vergleichen doch immer nur ein unsicheres, mindestens sehr untergeordnetes Hülfsmittel. Wo es darauf ankommt, die ganze Erscheinung in ihrem innern Werthe sich deutlich zu machen, ist es gerathener, diesen aus sich selbst zu entwickeln. Wir können bei diesem Versuche dem Irrthum verfallen, immer aber werden wir so viel gewinnen, daß der Irrthum am Ende von selbst sich auflöst oder doch unerheblich wird. Wollen wir nun den innern Werth eines Dichters kennen lernen, so müssen wir zunächst nach den Mitteln fragen, deren er sich bedient. Wir haben dann einen Maßstab für die Kräfte gewonnen, die ihm zu Gebote stehen und erfahren damit das Verhältniß Weider zu dem Geleisteten.

Die Mittel, welche Stifter gebraucht, bezeichnen ihn schon nach wenigen gelesenen Worten sogleich als einen Maler, zunächst als Landschaftler. Ob er die Kunst ausübt oder nicht, kommt gar nicht in Frage, da wir sehr leicht erkennen müssen, daß er wahrhaft von ihr durchdrungen und beseelt ist, so ganz, daß jedes seiner Worte wie ein Bild lebendig uns entgegentritt, daß jedes seiner Bilder wiederum als solches verschwindet, indem es die Sache selbst wird, die es bezeichnen oder auch nur schmücken soll. Mit dünnen Worten ausgesprochen sind also Zeichnung und Farbe die Mittel des Dichters, der uns in den vorliegenden beiden Bänden sechs Gemälde gibt, von denen wir das erste, „Der Condor“, als Luft- und Wolkenbild bezeichnen mögen. „Die Feldblumen“, „Das Haidedorf“, „Der Hochwald“ sind schon durch diese Titel charakterisirt, wogegen „Die Karrenburg“ schwieriger einzuordnen ist, gleich jenen Gemälden, bei denen Kunstkenner zweifelhaft sind, ob sie den Genrebildern, den Landschaften mit wesentlich hervortretender Staffage oder gar den Historien beigegeben werden sollen. Es ist ein idyllisches Capriccio. Die Natur und die Werke der Menschenhand zeichnet und colorirt Stifter mit einer Sicherheit, mit so sorgfältigem Fleiße selbst in den kleinsten Details, daß wir jedes einzelne Blatt des Baums, den winzigsten Schmetterling und Käfer, den leisesten Lichtpunkt zu sehen glauben, und wirklich erläßt er uns auch nichts von den tausend Dingen, die so leicht und so oft unser flüchtiges Auge gar nicht berühren. Darin aber zeigt er sich eben als echten Künstler, daß Fleiß und Sorgfalt nirgend als ängstliche Kleinlichkeit des Copisten erscheinen; er gibt mit drei Worten schon ein ganzes Bild voll dramatischen Lebens, fest in Zeichnung, klar in Farbe. Wir haben bisher nicht an die Möglichkeit gedacht, durch das Wort Gestalt und Geist der Natur vollkommen wiedergegeben zu sehen, denn wie zu tausend Malen sie auch von den Dichtern aller Zeiten dargestellt worden ist, so faßten sie entweder nur Einzelnes auf, oder sie verloren sich in ihrem eigenen Landschaftsbilde und setzten das Reizte als dem Leser doch schon bekannt voraus. Wie viele Scenen haben z. B. die Romantiker in den Wald verlegt und gewiß haben Einige wirklich trauliche oder schaurige Waldgefühle in uns hervorgerufen. Gehen wir aber mit Stifter in seinen „Hochwald“ oder in das Proscenium und die nächste Umgebung der „Karrenburg“, da lehren alle die Eindrücke unserer eigenen Wanderungen so lebendig wieder, als wären wir noch immer auf der Wanderung begriffen, unter dem grünen Baldachin, von Lichtfunken durchschimmert, vom Luft-

hauch durchküstert, wo jeder Schmetterling wie ein Märchen an uns vorübergaufelt.

Nicht allein aber die Natur und die Werke der Menschenhand, sondern auch den Menschen selbst sehen wir mit derselben leichten und sichern Hand aus dem Rahmen des Bildes hervorspringen. Meistens sind es nur wenige Züge, nur Umrisse, nur drei Worte, immer aber haben wir damit einen ganzen Menschen gewonnen, den wir sicher unter Tausenden heraus sogleich wieder erkennen in Gestalt und Charakter, wenn auch nur sein Name genannt wird. Das ist bekanntlich zu allen Zeiten als eine schwere Kunst angesprochen, hier erscheint das weder schwer noch als Kunst, denn der Dichter zwingt uns, seine wenigen Linien unwillkürlich weiter auszuführen, selbst zu schaffen, eben deshalb prägen sich uns Gestalt und Charakter so fest, so unauslöschlich ein, und wir sind ihm dankbar dafür, daß er unserer eigenen mitwirkenden Thätigkeit vertraute, anstatt unserer Bequemlichkeit mit der Farbe diensteifrigen Entgegenkommens zu schmeicheln in genauer Beschreibung jedes Knopfes im Frack, womit doch nichts gewonnen ist als Zeitverbringen.

Fragen wir nun nach Demjenigen, was Stifter mit seiner Kunst und Kunstfertigkeit denn eigentlich vor uns hinstellt, so befinden wir uns in einiger Verlegenheit, wenn wir die vor uns aufgerollten Bilder als Erzählung, Novelle oder Roman bezeichnen sollten. Wir erinnern uns aber, daß er selbst das hier Gegebene unter dem allgemeinen Titel „Studien“ zusammenfaßt und finden darin einen Anhaltspunkt zu näherer Verständigung. Studien sind ungefähr gleichbedeutend mit Aphorismen, Bruchstücken, Notizen zu weiterer Ausführung, die und da schon zusammengeordnet, oder die Übergänge, die Verknüpfungen, die Gegenstände kurz und leicht angedeutet. So etwa ist es auch hier. Es erscheinen eine und mehrere Personen, sogar ein ganzer Saal voll wirbelnden Tanzes; wir wissen nicht, was sie zusammenführt, was sie trennt, mit einem Worte, was sie wollen. Es ist uns aber — und den Grund dafür haben wir oben schon darzulegen versucht —, es ist uns unmöglich, an ihnen vorüberzugehen, und da finden wir denn endlich ein Ereigniß, ein Wort, einen Hauch als Lösung des ganzen lieblichen Räthfels, sodaß wir erst eigentlich da die Geschichte selbst machen müssen, wo sie bei Andern zu Ende zu gehen pflegt. Diese Eigenthümlichkeit, unterstützt und gehoben durch eine jugendfrische, jugendreine Sprache, klare, blühende Diction gibt nun aber den Darstellungen jenen märchenhaften Charakter, der uns scheinbar aus der ganzen gewohnten Wirklichkeit hinweghebt, sodaß wir in einer feenhaften Welt selbst da zu atmen glauben, wo uns der Dichter in ein gar enges Stübchen des vierten Stock führt, von welchem aus wir nichts sehen als ein kleines Stück Nachthimmel. Kunstkenner werden ihn daher wol in die Classe der Idealisten versetzen und es kann ihnen nicht an Gründen für diese Maßregel fehlen; Leser, die nur Stoff und immer Stoff, die aus einer Begebenheit, aus einer Leidenschaft in die andere taumeln wollen, werden unsern Dichter einen Phantasten nennen, dem, trotz aller Plastik, die eigentliche, die wirkliche Wirklichkeit so fremd sei wie die Wolken von gestern. Beide mögen Recht behalten. Jene dagegen, die in Albalbert Stifter einen Geist erkannten, der die Natur wie das Menschenherz gleich klar und sicher durchschaut und darstellt, müssen, auf den Schatz hindeutend, dessen Werth und Größe aus den vorliegenden Blättern zu Tage leuchtet, sich der Hoffnung hingeben, daß aus dem Idealisten und Phantasten schon ein Dichter hervorspringe, welchem in der Gegenwart ein Ehrenplatz mit vollem Rechte gebührt.

Wir sind auf die einzelnen Gaben in diesen beiden Bänden nicht näher eingegangen. Das Publicum kennt sie oder doch einige derselben schon aus Taschenbüchern; es hat sich ein Urtheil gebildet und mag dasselbe mit unsern hier niedergelegten Ansichten zusammenstellen. Außerdem aber meinen wir, sei es nicht bei jedem zum ersten Mal auftretenden Dich-

ter angemessen, die Einzelheiten allzu umständlich, scharf und genau zu zerlegen, wenn man nicht etwa die Störung des ganzen Organismus verschaffen will. Dieser Gefahr aber wären wir bei Stifter ausgesetzt, eben weil wir in seinen Werken nicht Einzelheiten, jede für sich von der Laune des Talents ins Dasein gerufen, sondern darin und in und mit ihm selbst die Einheit, die Harmonie eines lebenvollen Organismus vor uns sehen.

Friedrich Boigte.

Bibliographie.

An die Christen und Deutschen. Ein fliegender Brief in Sachen der Kirchenseiden. Von einem Christen. Reutwig, v. d. Beek. 16. 1 Ngr.

Angely, L., Paris in Pommern; oder: Die seltsame Testaments-Clausel. Baudeville-Pöste in einem Act und mit bekannten Melodien versehen. 3te Auflage. Berlin, Fernbach jun. 8. 10 Ngr.

Andt, J., Die geheimen Feinde Jesu Christi. Predigt. 2te Auflage. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Beitrag zur Würdigung der Birren im Judenthume, von J. M.... Leipzig, Frigische. Gr. 8. 12 Ngr.

Beleuchtung der ersten drei Abhandlungen aus dem „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer, herausgegeben von Dr. F. A. B. Diesterweg.“ Eberfeld, Klein. Gr. 8. 10 Ngr.

Beleuchtung der Rechtfertigung des apostolisch-katholischen Priesters Ezerki, hinsichtlich seines Absalles von der römischen Pöstkirche. Von einem Katholiken. Gießen. 8. 5 Ngr.

Ämtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin 1844. 1stes Heft. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Bericht über die im höchsten Auftrage Sr. königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preussen und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Schönburg-Waldenburg bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, erstattet von der dazu ernannten Commission. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Von einem rechts-gelehrten Staatsmann. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 11½ Ngr.

Bizer, J., Das System des natürlichen Rechts. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boden, A., über den Untersuchungsproceß gegen Pfarrer Weidig. Eine Streitschrift wider den großherzoglich hessischen Hofgerichtsrath Dr. jur. Hrn. Friedr. Möllner in Gießen. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brandt, A. G. J. v., Die Offenbarung Johannis des Sehers. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von R. L. Kannegiesser. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Delitzsch, F., Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Chr. A. Crusius und ihre neueste Entwicklung seit der Christologie Hengstenberg's. Historisch-kritisch dargestellt. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die furchtbar gestraften Diebe. Mitgetheilt von dem jetzigen Prediger an der Strafanstalt zu K. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Dixkand-Holmsfeld, Freih. C., Kritik der hollsteinischen Rechtsverwahrung wider die Staatseinheit des dänischen Reichs. Sendschreiben an die Braunschweigische Ständeverammlung über die schleswig-holsteinische Frage. Altona. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebner, C., Versuch zur Vertheidigung der angeborenen Rechte des Frauengeschlechtes. Wien, Gollinger. Gr. 8. 14 Ngr.

Protestantische Erwiderung auf Hrn. Dr. Ghilany's Schrift „Römisch oder Deutsch?“ Nürnberg, Korn. 8. 3½ Ngr.

Fahne, A., Das Staatsamt und die Gesetze vom 29. März 1844. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Frankmann, C. F. W., Bedeutung des Ronge'schen Schreibens an den Bischof Arnaldi, nebst einigen Bemerkungen über Setzungsfehler, Dankadressen etc. 2te unveränderte Auflage. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 6 1/2 Ngr.

Gärtner, W., Amadäus. Dramatisches Märchen in fünf Handlungen. Wien, Pfautsch und Comp. 8. 2 1/2 Ngr. Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den Norddeutschen Musikverein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der respectiven Dichter von E. Krebs. Hamburg, Schubert und Comp. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geist, C., Der Zeitgeist. Eine Geistesgeschichte mit spurenden Beiträgen. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

Geschichte des Vereins für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1ster Beitrag. Elberfeld, Bader. 8. 4 Ngr.

Goebel, R., Der heilige Rock, ein evangelisches Zeugniß abgelegt in einer Predigt über Joh. 19, 23, 24. Mit einer Nachschrift vermehrt. 2te Auflage. Neuwied, v. d. Weid. 8. 2 1/2 Ngr.

Hachmann, F., Wohin sollen wir gehen? Jesus ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Ein evangelisches Zeugniß, gegenüber dem Unglauben und dem Glaubensschwanken der Zeit, in fünf Predigten über Evangelium Joh. 6, 66—69, nebst einem Vorwort über die schriftwidrige Lehre der „Lichtfreunde“. Berlin, Wohlgenuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Hense, C. E., Friedrich der Große. Kurze Darstellung des Lebens, Charakters und der Thaten des großen Königs. Billige Volks-Ausgabe. Brandenburg, Müller. 8. 10 Ngr.

Hopf, A., Vernichtung und Tod dem Branntwein-Drachen. Gedichte. Berlin. 8. 2 1/2 Ngr.

Jesuitenmoral. Ein Album für Freunde der frommen Väter. Zusammengestellt nach mehr als 300 Stellen aus jesuitischen Kasuisten. Leipzig, Richelsen. 8. 10 Ngr.

Solowicz, S., Blüten rabbinischer Weisheit, nach den besten Bearbeitungen zu einem volkstümlichen deutschen Lesebuch für Schule und Haus gesammelt. Thorn, Lambert. 8. 7 1/2 Ngr.

Surek, J. C., Offenes Sendschreiben an römisch-katholische Christen, auf Veranlassung der Rechtfertigung des Herrn Gzersti wegen seines Abfalles von der römischen Pöfirkche. Lissa, Günther. 8. 3 Ngr.

Tur, L., Die erste Versuchung des Herrn in der Wüste Quarantania. Eine Warnungs- und Weckstimme für die katholischen Christen unserer Zeit in ähnlicher Versuchung. Breslau, Aderholz. 8. 2 1/2 Ngr.

Laven, P., Die kirchliche Tradition vom heiligen Rode, mit Rücksicht auf die historische Untersuchung der Herren Dr. Gildemeister und Dr. v. Sybel, durch noch lebende Volksfagen und durch das altdeutsche Gedicht vom grauen Rode in Schutz genommen. Trier, Ling. Kl. 8. 10 Ngr.

Lorenzen, R., Die Adressen der Ständeversammlungen in Pechoe und Roeskilde und der Lauenburgischen Ritter- und Landschaft in Beziehung auf die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit einem Vorwort und einer Stammtafel. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Marshall Vorwärts! oder Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Kaufmann. 2te Auflage, eine sorgfältig verbesserte und vermehrte, mit 4 Stahlstichen. 1ste Lieferung. Barmen, Langewiesche. 8. 5 Ngr.

Marr, J., Die Ausstellung des heiligen Rodes in der Domkirche zu Trier im Herbst des Jahres 1844. Mit einem Titelkupfer. Trier, Ling. 8. 15 Ngr.

Müller, A. M., Ein Blick in die Entwicklung des Christenthums. — Der rechte Hirt. — Zwei Vorträge, gehalten vor der deutsch-katholischen Gemeinde in Berlin. Herausgegeben von C. W. Schmidt. Berlin, Hermes. 8. 2 1/2 Ngr.

Riemeyer, C., Feldbuch. Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808—1815. 7te Auflage, nach den besten und neuesten, namentlich seit 1831 erschienenen Berichten und Nachrichten vermehrt und berichtigt. Mit 28 Portraits, 2 Kriegsskizzen und 1 colorirten militärischen Gruppe. 1ste Lieferung. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 15 Ngr.

Zwanzig Päpste an der Himmelspforte vor Petrus. Zur Kurzweil für Jedermann von Jemand. 2te Auflage. Leipzig, Neher. Gr. 16. 5 Ngr.

Pascheles, W., Leben und Wirken des berühmten israelitischen Banquieres Saloman Heine aus Hamburg, sein großartiges Testament und Leichenbegängniß. — Nekrolog des k. k. privilegierten wiener Großhändlers Herrmann Lohesko. — Vermächtniß des gelehrten portugiesischen Israeliten Thomas de Pinto. Aus den verläßlichsten Quellen gesammelt und herausgegeben. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Prag. 8. 3 Ngr.

Piper, F., Geschichte des Osterfestes seit der Kalenderreform, zur Beurtheilung der wider das diesjährige Osterdatum erhobenen Zweifel. Berlin, Lüderig. Gr. 8. 15 Ngr.

Der heilige Rock im Zusammenhange mit mehreren Erscheinungen der neuern und neuesten Zeit. Ein Fragment zur Geschichte der Gegenwart von Christianus Germanicus Antiochianus. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Rom oder Ronge? Die Zeit dringt auf Entscheidung. Ein Schriftlein zur Beherzigung zur denkende Katholiken und Protestanten. Hersfeld, Schuster. 8. 4 Ngr.

Ronge und Gzersti zur Kirchenversammlung in Leipzig. Eine Denkschrift zur Erinnerung an das Concil und die Osterfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig. Nebst drei Worten des Herrn an die Baumeister seiner Kirche in Deutschland. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Santo Domingo, Geist des Papstthums und Jesuitismus. 2te Auflage. Leipzig, Schulz. Kl. 8. 15 Ngr.

Schaden, C. A. v., Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schimmer, R. A., Geschichte von Wien, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Wien, Collinger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sec, G. vom, Rancé. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Weinbrack. 8. 4 Thlr.

Siegmund, F., Zwölf Gedichte, unserer Zeit gewidmet. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Köhler. 8. 6 Ngr.

Statistik des preussischen Staats; Versuch einer Darstellung seiner Grundmacht und Kultur, seiner Verfassung, Regierung und Verwaltung im Lichte der Gegenwart. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Danziger Theater-Almanach für 1845, herausgegeben von D. F. Karl. Danzig. Kl. 8. 15 Ngr.

Bequeray, J. L., Die allgemeine-christliche Gemeinde, oder der Revolutionsgeist im Reiche Gottes. Eine Stimme in der Wüste, erklingen dem deutschen Volke in Haupt und Gliedern. Coblenz, Hölcher. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Vereinigung der Katholiken und Protestanten. Eine Bibelschrift für die ganze Christenheit, Johannes Ronge gewidmet. Stuttgart, Neher. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Deutsche Alterthümer im Heliand, als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Beiträge zur Erklärung des altsächsischen Heliand und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland. Marburg, Elwert. 4. 15 Ngr.

Wolf, S., Botum eines Unbefragten über die Katedismusreform. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 6 1/2 Ngr.

Einige Worte über Religion, das Christenthum und die Religion des Geistes, von F. M. Königsberg, Theile. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Drei S ä n g e r.

1. Lieder vom Bodensee. Von C. R. Emmishofen, Literarisches Institut. 1843. Gr. 8. 1 Bdr. 10 Rgr.
2. Gedichte eines Dichters. Leipzig, Brockhaus. 1845. 12. 20 Rgr.
3. Reiz und Schwert. Dichtungen von Moriz Hartmann. Leipzig, Weber. 1845. 8. 1 Bdr. 10 Rgr.

Es ist wahr, die lyrischen Wälder Deutschlands sind immer reicher nicht bloß an Sängern, sondern auch an Melodien geworden. Unser geistiges Klima erinnert an das physische jener Länder, in denen zwei Jahreszeiten, Lenz und Herbst, wechseln. Ähnlich haben wir unsere Lyrik und unsere Philosophie, Blüten und Früchte, beide nicht selten an einem und demselben Baume gewachsen. Kommen uns die epischen oder dramatischen Sommerstage nur vereinzelt, so hören dafür unsere Sängern auch nach Johannis nicht auf zu schlagen; haben wir etwas mehr philologischen Winter, wo man von Eingemachtem lebt, so wachsen dafür auch unsere Herbstfrüchte dazwischen fort und geben unserer Philologie eine höhere Bedeutung. Wie sehr bei uns, im Vergleich mit andern Nationen, das Lyrische vorwaltet, zeigt sich nicht nur im Reichthum unserer Sängern und Sangweisen, sondern auch in der tiefen Empfänglichkeit der Nation für das Lied. Jeder Gebildete schlägt wenigstens einmal im Leben einige Reime an, seien es Liebesaccorde auf Rosapapier in einen Blumenstrauch zum Geburtstage der Ersehnten dargebracht, oder Klageröne mit blaffer Tinte niedergeschrieben und in den Korb gelegt, mit welchem die Grausame die zärtliche Werbung beantwortet hat. So bleibt denn auch gerade die Form der Poesie, zu der sich jedes deutsche Herz gestimmt fühlt, und in der sich so viele Federn versuchen, dennoch diejenige, die von der Menge stets am höchsten angesehen wird, obschon sie die unterste ist. Viele nennen bloß, oder doch vorzugsweise, den Sängern einen Dichter, und die höhern poetischen Schöpfungen gelten ihnen eben nicht für höher. Diese Schätzung zeigt sich auch, für den Deutschen bedeutungsvoll, darin, daß man Gedichte kauft, wenn man auch Dramen und Romane, selbst die besten, nicht anschafft.

Bei solchem Reichthum an Sängern geht es denn in unserer Lyrik nicht selten zu wie in einem Frühlingswalde: es ist ein solches Singen, Schreien, Zirpen, Pi-

pen, Pfeifen durcheinander, daß es lustig anzuhören ist. Nicht alle schlagen aus frohester und reinsten Brust, und noch einzelner finden sich Diejenigen, an deren prophetischen Lauten die deutsche Poesie die Jahre ihrer Zukunft nachzählen könnte. Manchmal scheint es, als ob eine Kehle die andere bloß überbieten möchte. Daher kam der lustige Muthwille, der bereits wieder im Abnehmen ist, die wunderlichsten Reime hervorzugurgeln. Und wie der unerwartetste Reim um so mehr auffällt, wenn er ungereimten Gedanken dient, so fehlte es denn auch an solchen Gedichten nicht. Am Ende, wenn der Wanderer den Kopf recht toll und voll vom Waldgeschrei hat, findet er auf dem Heimwege, vielleicht an einer Lerche, die er aus röthlichem Abendchein des Himmels vernimmt, daß manche Töne und Weisen des Vogels unserer Empfindung verwandter sind als andere, und überzeugt sich, daß auch der echte Lyriker immer wieder auf gewisse Gefühle zurückkommen darf, die unserm Herzen die ältesten bleiben, ohne daß sie je alt werden. Das Register der Freiheitslieder, an unserer lyrischen Orgel in jüngster Zeit frisch und weit genug herausgezogen, hat gewiß viel ansprechende Pfeifen. Nur hat man so gern die grellsten oder hat auch bloß aus dieser Tonart spielen wollen, und nur Wenige haben die sogenannte vox humana dieses Registers gefunden. Nichts alle politischen Mißgriffe und Mißverhältnisse nämlich, denen etwa die Satire mit ihren Jamben nachhinken könnte, berühren gerade das Reinmenschliche im Bürger, um sich dadurch zum lyrischen Erguß zu eignen. Unser Kleeblatt von Sängern bringt politische Gedichte nur vermisch mit andern lyrischen Gedichten. Betrachten wir sie nach ihrer aufsteigenden lyrischen Bedeutung!

1. Die „Lieder vom Bodensee“ haben mir wenig zugesagt, so günstig ihnen meine Erinnerung an den reizenden Sommerabend entgegen kam, an welchem ich vergangenes Jahr dem alten Konstanz und dem zaubervollen See entgegen fuhr. Die Lebhaftigkeit eigentlicher Anschauungen der Phantasie wie der Sinne überwuchert und erstickt mit üppigem Wüchse von Worten und Reimen die Gedanken und Gefühle des Dichters. Die Erscheinungen der Natur werden in ihren Einzelheiten gemalt, die Empfindungen secirt, die Gedanken ausgepupst, und dann all das Zerstückte und

Lobte in pomphafter Sprache ausgestellt. Der Pomp selbst wird nicht selten zum Bombast. Von Jean Paul z. B. sagt der ungenannte Poet:

Du tauchest deines Spottes ernste Ruthen
In deiner weichen Seele Balsammilde,
Behauchst mit Liebe schwerer Streiche Bluten,
Erpflanzest rosig blühende Gefilde
Um Herzen, die in herbem Schmerz verbluten,
Und hülft in Lenzduft grimmes Weh, das wilde.

Zur Abwechselung fließt auch wieder eine leichte natürliche Sprache und Versification über ganz prosaischen Boden, wie z. B. im Gedicht „Übles Erbe“, in welchem beschrieben wird, wie Altern sich „abrackern“, um Geld zu häufen für ihre Kinder, die später dafür nur Fluch statt Dankes finden, weil der Reichtum ihnen zu schmählicher Knechtschaft wird. Dies Gedicht hat nur bedingte prosaische Wahrheit und gar kein poetisches Moment. Unter dieser ersten Abtheilung der Gedichte, „Sympathien“ überschrieben, kommen denn auch politische Gedichte vor, die sich aber auch mehr durch prunkhafte Worte als durch mutthige oder frische Gedanken geltend machen. Da der Dichter seine Stärke im Ausmalen von Anschauungen fühlt, so liebt er die Allegorie, in der er sich an der Einkleidung des Gedankens gütlich thun kann. Er läßt z. B. (S. 54) ein Wagenrad mit einem Hemmschuh um Freiheit unterhandeln. Der Hemmschuh gefallt sich aber in seinem Verufe so sehr, daß er selbst bergauf nicht unter dem Rade hervor will. Da wird aber das gebuldige Rad endlich wild und zerquetscht ihn; worauf denn die matte Lehre folgt:

Ihr Hemmschuh' alle groß und klein,
D laßt und seid gescheit!

Sonst maßt zu Staub euch das Gebein
Das schwere Rad der Zeit.

Der Vergleich spielt so auffallend, daß es lächerlich wird. Denn das Hemmen bergauf wird doch nicht vom Hemmschuh abhängen, sondern vom Fuhrmann, auch kann das Rad ruhig dabei sein, wenn die Pferde nur vorwärts können. Will es aber doch gern zermalmen, so wird es dazu bergab vielmehr Gewalt haben. Der gleichen Unwahrheit der Bilder und Vergleiche lehren aber wieder. Im Gedichte „Zu früh“ sind Vöglein und Blümlein zu früh gekommen, und ein Spätfrost tödtet sie. Dann heißt es:

Hohe Geister, idealbethauet (!)
Die mit Adlerblicken auf zum Licht geschauet,
Weinend sind uns unerkantet verglommen,
Weit der trügen Zeit vorangekommen.

Hohe Geister und kleine Vögel passen aber wie eine Faust auf ein Auge. Ebenso wenig stimmt das Unerkantbleiben der Einen zum Erfrieren der Andern. Und wie Geister mitten im Klettern verglommen können, besonders, wenn sie idealbethaut (!), mithin feucht sind, ist auch schwer zu begreifen. Wenn nun solche Allegorien, an sich schon kalt, noch von dem Frost annehmen, den der Dichter beschreibt, so fehlt auch wieder anderwärts den Gedanken eines unverhüllten Zuspruchs das rechte Feuer. Das Gedicht „Auf!“ ist eine Ermunterung an Deutschland, worin es unter Anderm heißt:

Hört ihr Dunkels Knechte stöhnen,
Und die Brut, die Josche schuf!

Fliehet Knechte, schnell entweichet,
Daß nicht Rache euch erreicht!

Der Tausend, was werden sie nach solcher Mahnung fliehen! Hat nun dem Dichter noch mehr Frost nöthig geschienen, so hat er ihn richtig in der nordischen Mythologie gefunden, die er sehr zu lieben scheint. Bragar, Skulda, Loke, die Walkyren und wie sie alle heißen, werden stets, welchen der Dichter sie auch besuchen mögen, das beste Eis mitbringen. Besser sind unserm „Sänger des Bodam“ einige scherzhafte Gedichte gelungen, „Klagen eines Eidevants“, „Adelsbestrebungen“ u. dergl. Was er aber Balladen nennt, sind keine echten Balladen, und die Sagen sind wieder viel zu breit mahlend und wortprunkend.

(Der Beschluß folgt.)

Gram. Skizze aus den Jugendjahren eines Veteranen. Mit einem einleitenden Vorworte von Ludwig Kellfab. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth des vorliegenden Buches an als eines aus jener Anzahl von Denkschriften, die ein eigenes und in seiner Eigenthümlichkeit betrachtungswürdiges Dasein aus den mittlern Classen der Gesellschaft abspiegeln und im Widerschein persönlicher und örtlicher Einzelheiten den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser darlegen als manches Werk von weitausgehenden Erklärungen und Erzählungen. Das Buch „Gram“ nun zeichnet sich im Besondern durch den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit aus, und da der Veteran überall ein wackeres Gemüth, einen guten leichten Sinn und eine thätige Lebhaftigkeit zeigt, so ist die Schrift für geschichtliches Interesse wie für bloße Unterhaltung zur rechten Zeit herausgegeben.

Es sind zwar nur sieben Jahre, die uns der Verf., Hr. Baumann, ein pensionirter Stabsoffizier der preussischen Armee, aus seinem Leben vorführt, aber es sind sehr erlebnisreiche, stürmische Jahre, zu deren Kenntniß ein jeder Beitrag sachverständiger Männer mit Dank aufgenommen zu werden verdient. Die uns geschilderten Zeiten sind nämlich die letzten Jahre vor den Ereignissen des Jahres 1806, die Epoche des Königreichs Westfalen und der furchtbare russische Feldzug im Jahre 1812, von denen der dritte Theil allerdings der bedeutendste und für die meisten Leser interessanteste ist, während auch die Erinnerungen aus der ersten heftigen Dienstzeit des Verf. und die Beiträge zur Kenntniß des Treibens im Königreich Westfalen um so höher anzuschlagen sind, je mehr diese Bilder allmählig verblaffen und der Männer immer weniger werden, die sich aus eigener Anschauung ihrer erinnern.

Der Verf., in Kleve um das Jahr 1790 geboren, ist der Sohn eines dortigen Consistorialraths und Superintenden, nach dessen frühem Tode er durch die Bemühungen seines Vormundes, des nachmaligen preussischen Feldpropstes Offelsmeyer, im Jahre 1805 eine Anstellung als Standartenjunker in einem kurfürstlich heftischen Dragonerregimente erhielt. Hier empfingen wir nun das Bild eines angehenden Offiziers aus den Tagen des alten Kriegswesens, mit dem zwölf Zoll langen Sockel, den pomabirten und gewichsten Seitenloden, den knappen lederen Weinkleidern, den heißen Stiefeln und dem Rohrstock, wir werden in das Garnisonleben in der kleinen Stadt Friedlar geführt und lesen, wie sich die Junker die Einformigkeit

des Friedensdienstes durch Spiel, Besuch der Spinnstuben und allerhand Schwänke — die sogenannten Cornetstücke — zu verkürzen suchten, bis die Katastrophe des Jahres 1806 das Kurfürstentum Hessen erbeutete und alle Regimenter aufgelöst wurden. In treuen ergreifenden Zügen schildert der Verf. den Glimm der alten, verführten Krieger, als sie die Waffen abgeben mußten und ihrem früheren Landesfürsten nicht mehr dienen sollten. Er selbst aber pilgerte zu Fuß, als Härbergesell verkleidet, nach Wesel, dem Aufenthalt seiner Mutter, und hatte mit einem Freunde beschloffen, sich bis zur polnischen Grenze durchzuschleichen, um preussische Dienste zu nehmen. Aber der Plan war der französischen Militärbehörde bekannt geworden, die Jünglinge wurden in Münster verhaftet, verhört, erst hart bedroht, dann aber zur Gefangenschaft verurtheilt, die unser Verf. in leidlicher Weise bis zum Ende des Jahres 1807 in Luxemburg abhielt. Da er sich nun nach dem Tode seiner Mutter ganz allein fand, bedrängt und hülfbedürftig, so blieb ihm nichts übrig als weffälische Dienste zu nehmen. Dies geschah im Januar 1808.

In diesem eleganten, freien und selbständigen Leben als Offizier in dem schönen Regimente der Chevaurlegers der Garde befand sich der Verf. ganz wohl. Das glänzende Residenzleben ward durch die Dörnberg'schen Unruhen, durch den Feldzug in Sachsen im Jahre 1809 gegen die Öreicher und durch mehre Reisen des Königs Jerome in seinem Lande unterbrochen, worüber wir manche anziehende Dinge erfahren, da der Verf. hier überall selbst zugegen gewesen ist. Vom König bezeugt er, daß die Gardereiter ihn sehr geliebt hätten, sowie er auch auf diesen Reisen eine liebenswürdige, gewinnende Manier gezeigt und ihnen, wenn sie aus Ehrfurcht zu fingen aufgehört hätten, zugerufen habe: „Eh bien, mes Allomands, chantez, fumez.“ Dabei schlug und klopfte er dann vergnügt mit seiner Reitpeitsche an die hohen Reiterstiefel. Der glänzende Einzug der Madame märe in Kassel gibt ein anschauliches Zeugniß von der außerordentlichen Pracht des weffälischen Hofes, aber die große Bewunderung, welche der Verf. gegen die Mutter so vieler Kaiser und Könige an den Tag legt, theilen nicht Alle, welche die kalte und vornehme Frau in den Tagen ihrer Hoheit gekannt haben.

Als weffälischer Rittmeister zog Hr. Baumann im März 1812 mit nach Rußland und schildert in der zweiten, größern Hälfte dieser Erinnerungen seine Schicksale und Abenteuer während des fürchterlichen Rückzugs. Daß seine Mittheilungen bloß auf ihn selbst sich beziehen und daß er in seinem einfachen Buge sich nicht zu allerhand allgemeinen Betrachtungen, wie sie als zufällige Beute oft aus dem Weltverkehr aufgehascht werden, verführen ließ, rechnen wir seinem Buge zu einem besondern Lobe an. Denn wieviel auch in historischen Werken über jenes gewaltige Ereigniß geschrieben ist, wie glänzend Stür die französische Tapferkeit und Ausdauer geschildert, und wie geschickt Neßlab in seinem bekannten Buge Dichtung und Wahrheit untereinander gemischt hat, so besäßen wir doch von deutschen Augenzeugen und Mitthätigen nur wenige Denkmale dieser schrecklichen Zeit, die auch unserm Vaterlande so viele tapfere Söhne geraubt hat. Die eigenthümliche Lichtigkeit eines untergeordneten Mannes erkennen wir in dem Tagebuche des bergischen Feldwebels v. Woegen (Iserlohn 1831), wogegen die Mittheilungen des Rittmeisters Köder von Bomsdorf aus dem russischen Feldzuge (Leipzig 1816—18) sich in einer schon höhern und gebildeteren Sphäre, aber durchaus auf dem Boden des Persönlichen und Privaten bewegen. Als Seitenstück hierzu betrachten wir die Erinnerungen in dem vorliegenden Buge.

Wir erfahren nun, wie bald nach der Überschreitung des Niemen das für Feind und Freund gleich schädliche System der Selbstverpflanzung im französischen Heere überhand nahm, und begleiten den Verf. auf einer Jouragierung, die er fünf Tage vor der Schlacht bei Moskau in die Gegend von Wiasma machte. Welch einen schweren Stand die einzelnen Trup-

penheile hatten und wie sie genöthigt waren, zu ihrer nothdürftigsten Existenz und bei den drohendsten Gefahren Expeditionen vorzunehmen, welche die Kräfte des Ganzen schwächten, ist aus dieser unbefangenen Erzählung recht ersichtlich, die zugleich für die militairische Umsicht des Verf. ein gutes Zeugniß ablegt. Mit Recht hält er sich nicht bei der Schlacht von Moskau auf und gibt dafür ein recht anschauliches Bild seines Aufenthaltes in Moskau, wo er zuerst sich in einem leerstehenden Palast einquartirte, diesen aber in der Nacht des 14. Septembers durch das Feuer zu verlassen genöthigt ward und sich nun in das schöne Souterrain eines verbrannten Palastes übersiedelte, wo er und seine Kameraden sich bald mit allem Röchigen zur Führung eines leidlichen Haushalts versahen. In Moskau, wohin er am 8. October mit einem militairischen Auftrage entsendet wurde, fand er den Commandanten wie einen Fürsten eingerichtet und Beide träumten von großer Behaglichkeit im Winter, als plötzlich die Nachricht von dem beschlossenen Rückzuge ankam und fast unmittelbar darauf der kaiserliche Generalstab in Moskau eintraf.

Unter vielen Entbehrungen gelangte die Schar, mit der unser Verf. Glück und Unglück theilte, von Hunger gequält (ein Brot zu besitzen galt schon für große Freude) und von den verfolgenden Russen erschreckt, an die Ufer der Weresina. Eine treue Beschreibung (S. 134 fg.) führt uns die gräßlichen Scenen dieser Tage vor das Auge. Von Minute zu Minute nahm das Gedränge zu; als die Brücke für das Fuhrwerk eingestürzt war, kannte man keine Räumung mehr, ganze Glieder der Vordersten wurden in den Strom geschleudert, der Verf. und seine Gesellschaft waren nahe daran auseinander gesprengt zu werden, als sie beschloffen, zurückzukehren und sich seitwärts hinausschieben ließen, wo sie über eine Masse lebender und todtet in den Roth getretener Menschen und Pferde zu ihrem Feuerplatze zurückkehrten. Hier wollten sie die Ankunft der Nacht abwarten und dann ihr Heil versuchen. Aus den zahlreichen Wagen brachte unser Verf. Lebensmittel und Wein herbei, wovon eine köstliche Mahlzeit gehalten wurde, auch mit Geld versahen sich alle reichlich aus den verlassenen Kassenwagen; unser Verf. besaß an 1500 Napoleonsdör, die ihm freilich späterhin fast sämmtlich von habgierigen Plünderern entziffen wurden, deren Rest ihm aber doch von den ersprißlichsten Folgen gewesen ist. Dann ward Kriegsrath gehalten, wie man sich selbst und die Verwundeten fortschaffen, was man an Kleidern, Pferden und anderm Bedarf mitnehmen wollte. „Wir glihen“, sagt der Verf., „eher wandernden Kleidermagazinen als unsern eigenen Personen. Ich trug über zwei Paar feine Kanfingbeinkleider die reichgestickten Paradenhosen und die goldgestickte Scharlachweste, über die wiederum die grünen und sehr hoch hinaufgehenden Reithosen gezogen wurden, dann die Staatsuniform, einen Überrock, einen Mantel und über dies Alles einen reichen russischen Pelz.“ Nun fand sich ein französischer Artilleriehauptmann zu ihnen, der ihren großen Wagen mit den verwundeten Offizieren zwischen seine Geschütze nahm, und so zog die Karavane in der Nacht vom 28. auf den 29. November um 2 Uhr glücklich über die Brücke, die um 4 Uhr angezündet wurde.

Das Glend, welches die Armee von jetzt an betraf, läßt sich nicht leicht in wenige Worte fassen. Bis zum späten Abend irrte sie auf der weiten Ebene umher, der schneidende kalte Wind ermattete sie, das Schneegestöber machte sie fast blind, und dann fanden sie kein Obdach und Feuer, das Aufsuchen von Nahrungsmitteln, wie ein Saß mit Mehl, ein feinhartes Brot, ein Stück rohes Fleisch, war eine besondere Gunst des Zufalls. Den Weg bedeckten zahllose Leichen, die Lebenden gingen mit hohlen, eingefallenen Gesichtern einher, Klagen und Geschrei, Verwünschungen und Flüche gegen Gott und Menschen erfüllten die Luft, hier zerschellten sich einige den Kopf an Baumstämmen, dort sangen andere mit schmerzlichem, wahnfinnigen Lächeln die Lieder ihrer Heimat oder saßen am Wege und weinten wie die Kinder unter lautem Schluß-

zen, während Andere sich unter größtem Lachen in die prasselnde Feuer stürzten. Die Disziplin hatte schon längst aufgehört, aber auch die Menschlichkeit artete in Härte und Grausamkeit aus. Ein alter Mann mit schneeweißem Haar, gebückt, kraftlos, in einen großen Mantel gehüllt, trat an die Feuer der Soldaten. Mit bittender Gebärde wandte er sich an diese: „Pour l'amour de Dieu, une petite place au feu.“ „Va t'en au diable.“ „Mais je suis général!“ „Il n'y a plus de général!“ war die Antwort, „nous sommes tous généraux.“ Hinter Kalobeznow trauerte sich der Bers. am 8. December mit dem Obersten Pfuhl von seinen noch mattern Gefährten, um wo möglich Hilfe zu schaffen, aber der Strom der Flüchtlinge riß sie unaufhaltsam mit sich fort nach Wilna hinein, wo der Bers. auch diesen Gefährten verlor.

Von Wilna bis Kowno erging es dem Bers. einigermaßen besser, da er Geld genug hatte, sich manche Bequemlichkeiten durch Juden zu verschaffen, von denen Geldgier die abscheulichsten Bände erzählt werden, und auch sonst manche Günst des Augenblicks für sich und einen verwundeten Kameraden zu benutzen verstand. Den Letztern fand er hinter Wilna plötzlich wieder und schaffte, von dessen treuem Burschen unterstützt, ihn auf einem kleinen Schlitten und mit einem abgetriebenen Pferde durch Leberde, Todte, Krümmen, Equipagen und Hindernisse aller Art mit größter Aufopferung fort, bald auf der großen Straße, bald auf Nebenpfaden. Dazu drang die Kälte so fürchterlich auf sie ein, daß sie anfangen gänzlich zu erstarren; das Pferd konnte auch nicht mehr fort, und sie sahen sich endlich genöthigt, den kranken Gefährten, nachdem er von ihnen unterstützt eine Weile sich zu Fuß unter den fürchterlichsten Schmerzen fortgeschleppt hatte, in einem Bauernhause zurückzulassen, wo das Mitleid der Eigenthümer ihn in einen russischen Schlafpelz hüllte, mit dem Versprechen, ihn für einen ihrer Angehörigen auszugeben. Der Bers. ließ ihm einen doppelten Napoleondor zurück und zog dann weiter. Mehr konnte er nicht geben, da die Kosaken ihn bereits seines Schatzes beraubt hatten und ihm von den stets neuen Plünderern Weste, Mantel, Überrock und Reithose, eins nach dem andern, abgerissen waren. Denn diese Roth kam auch noch hinzu, die russische leichte Reiterei hielt ein wahres Treibjagen nach den flüchtigen Feinden, und die Kosaken sowohl als die raubgierigen Kozakgänger und Bauern nahmen mit der größten Brutalität Alles was sie finden konnten. So erdrosselten sie einen französischen Verwaltungsbeamten beinahe, als sie seines seidenen Luches habhaft werden wollten, und ein westfälischer Hauptmann, der sich von dem geschlossenen Trupp, dessen Haltung den Plünderern noch einige Achtung abnöthigte, auf einen Augenblick zu trennen wagte, ward von ihnen bis auf das Hemde, trotz der fürchterlichsten Kälte, ausgezogen. Da gab Jeder, was er entbehren konnte, um den Beraubten nothdürftig zu kleiden, der Bers. seine Uniform, die er noch unter einem erhandelten Schlafpelze trug.

So brachen die Unglücklichen am Morgen des 21. Decembers von Prens auf, zitternd vor Kälte und Hunger, ihre verwundeten Kameraden in der Mitte mit fortziehend, die Kosaken hinter sich, die sie wie die Schafe vor sich hertrieben, eine Schar von etwa 300 Mann. Aber der Edelhof, wo sie bleiben sollten, war voll russischer Einquartirung, der wohlwollende Besitzer durfte sie nicht aufnehmen und wies sie zwei Büchsenhüfse weiter nach Schmitzsch, wo keine Einquartirung sei. Plötzlich verschwanden auch die Kosaken, die ihnen doch wenigstens Führer hätten sein können und da fanden die Armen nun am späten Abend, bei einer Kälte von 30 Graden, erstarrt, hungrig, zertumult und sahen den Tod vor Augen, der ihrer in dem öden unwirthbaren Lande unfehlbar harren mußte. Auch sind nur vier Männer von der ganzen Anzahl am Leben geblieben. „In diesem schrecklichen Abend“, sagt der Bers., „vielleicht dem fürchterlichsten meines Lebens, verlor auch ich beinahe meinen so lange bewährten frischen Muth.“ Doch er bat die Kameraden, ihm zu folgen, und

nach einer mühevollen Wanderung errichteten sie Schuttschlössen. Fast mit Gewalt stürzten sie sich in den innern Hofraum, vermochten aber erst für die deutlichen Officiere den Einlaß zu erhalten, als unser Bers. ankündigte, er besitze noch etwas Geld, um die Gastfreundschaft zu lohnen. Seiner nachdrücklichen Verwendung gelang es auch, für die übrigen im Dorfe Speise und Obdach zu erhalten. Zwei junge Leute, der Sohn und der Knecht des kleinen, diesen Hausheeren, eines Herrn von Corries, fanden solches Behagen an dem Bers., daß sie ihn aufforderten hier zu bleiben, was er ihnen zusagte, wenn auch sein Freund von C., der wie ein Koldier in dumpfer Betäubung auf der Streu lag, bleiben durfte. Als nun am Morgen die Kosaken die übrigen forttrieben, sahen sie den in Schlafpelz und Mütze Vermummten für einen zum Hause Gehörigen an und den von C. für einen Koldier, und so blieben Beide zurück; ein dritter Offizier hatte sich unter dem Wachtrog versteckt und mußte auch behalten werden.

Wir glauben es gern der treuherzigen Besinnung unsers Bers., daß ihm die Betrachtung des künftigen Schicksals seiner bisherigen Gefährten Thränen aufstiege, die er einem eigenen Schicksal bisher nicht geweiht hatte. Aber auch ihm war Ruhe und Pflege höchst nothwendig, denn sein erfrorener Fuß begann anzuschwellen und verursachte die fürchterlichsten Schmerzen. Eine alte Lante im Hause war hier die wahrhaft barmherzige Samariterin, indem sie ihm mit einem gewöhnlichen Messer, ohne vor dem pestilenzialischen Geruche zurückzubeugen, das vom Brande schon ergriffene Fleisch von den Knochen ablöste und ihn so vom Lode errettete. Eben dieser verdankte auch der Herr von C. die Erhaltung seines Lebens, da sie ihn mütterlich mit einfachen Mitteln pflegte, sobald er noch früher als unser Bers. (schon in der Mitte Januars) das Haus verlassen und sich nach Marienpol begeben konnte, wo eine regelmäßige russische Verwaltung eingerichtet war und er, sowie auch späterhin der Bers. selbst, im Hause eines polnischen Edelmanns die beste Bewirthung und Herberge fand.

Die ergbliehen Schilderungen aus dem Leben und Haushalte eines kleinen russischen Edelmanns, die einfache Sitte, die sonderbare Mischung von Gutmüthigkeit und Kargheit in dem Charakter des Herrn von Corries und manches Andere geben zum Schlusse des Berichtes ein unterhaltendes Geniebild, bei dem wir uns jedoch nicht länger aufhalten dürfen. Wir verlassen beide Freunde wohlbehalten in bester Pflege zu Marienpol und voll des Wunschens, nach wiedergewonnener Gesundheit in preussische Kriegsdienste zu treten. Wann dies geschehen ist und welche weiteren Schicksale der Bers. erlebt hat, würde unstreitig mancher Leser gern von ihm erfahren haben. Denn sein Buch fällt nicht bloß, wie er im Vorworte sagt, eine müßige Stunde aus, sondern wird in seiner Anspruchslosigkeit die lebendige Betrachtung einer der größten Weltbegebenheiten aus der neuern Zeit auf die zweckmäßigste Weise unterstützen.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit

von

Adels Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendasselbe:
Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16.
Geh. 24 Ngr.

Sonntag,

Nr. 138.

18. Mai 1845.

Drei Sängere.

(Schluß aus Nr. 137.)

2. Eine innigere lyrische Begabung bringt der Dichter aus Klosterneuburg mit. Seine „Zeitgedichte“ sprechen die warme Gesinnung eines Östreichers aus, der sich zu Deutschland erhebt, aber mit allem deutschen Stolz sein liebes Östreich nicht vergessen will. Recht hübsch gedacht ist „Das ewige Rheinlied“. Der Rhein mit seinen schweizer Quellen und holländischen Mündungen stürzt sich bei Schaffhausen nur darum so brausend herab, um mit seinen Jorneklangen sein träumendes Deutschland zu wecken. Die „Vermischten Gedichte“ schließen sich an Natur, Erlebnisse und Kirchenfeste an. Ein frommes, gläubiges Gemüth, ein zur Erhebung und zur Hingebung gestimmtes Herz machen sich geltend und suchen nach keiner neuen großgedachten Auffassung des Lebens. Die Frage nach dem schwarzen oder blauen Auge weiß indeß dies alte Thema neu und recht anmuthig zu fassen. Überhaupt sind die Liebeslieder, die das einfache Leben des Dichters durchziehen, das Ansprechendste und Schönste in der kleinen Sammlung. Wie lieb ist „Nach dem Besuch“, „In der Nacht!“ u. s. w. Zur Probe siehe hier das weichenkleine Gedicht:

Des Weichen's Grab.
Lag ein geknicktes Weichen
Auf einem nackten Stein.
„Ach Weichen, armes Weichen,
Sollst weicher begraben sein.“
Sie nimmt das todt'ne Weichen,
Steckt's in den Busen tief,
Wo tiefer als das Weichen
Geknickte Liebe schlief.

Der Sänger, wenn auch nicht immer bewältigend, ist doch nicht selten in Gedanken und Formen recht eigenthümlich.

3. Bedeutender, gewaltiger sind freilich die „Dichtungen“ von Moriz Hartmann. Hier strömt eine echte, tiefe, hinreißende Lyrik. Und wenn auch nicht überall die Form vollendet ist, so erscheint der Poet doch in der Auffassung und Behandlung stets eigenthümlich und oft überraschend neu. Die „Innern Stimmen“ kommen aus einem wahren und tiefen Herzen, z. B. in dem schönen Gedicht „Seit sie gestorben“, in welchem diese Überschrift

zu Anfang und Ende jeder Strophe so bedeutsam widerklingt. Ebenso wahr und tief ist das Verhältniß des Dichters zu seinem Lieb ausgesprochen in dem Gedicht „Ein Lied“. Er sucht fort und fort ein Lieb, in das er sein ganzes Fühlen und Leben zwingen könnte. Dies Lieb aber versteckt sich immer hinter die Lieder, die er gewinnt. Die Abtheilung „Aus der Gegenwart“ enthält politische Gedichte von echtem Gehalt: nicht witzig, nicht spöttisch, sondern muthig und kühn, Recht fordernd, Kampf bietend. Auch hier besonders versteht der Dichter, das oft Gesagte neu zu fassen. Die deutsche Freiheit fodert er als rückständigen Sold.

Heraus den Sold, daß ab wir wägen
Die Armuth, die uns unterjocht,
Sonst müssen Kronengeld wir schmelzen,
Schon glüht der Kessel und es kocht.

So nennt er das Wort Judenemancipation nicht; aber er läßt in lebhaft düsterm Bild einen Juden auf dem Schlachtfelde von Waterloo sterben, und so mit Blut besiegeln

Des vielversprochenen Contractes Blatt;
Doch leer ist's geblieben, und öd' und glatt.

Wenn aber der Sänger das Mißgeschick des deutschen Volks beklagt, versöhnt er uns einen Moment auch wieder durch das rührende Gemälde des sterbenden Kaisers Joseph, der die Freiheit geben wollte, als man ihren Werth noch nicht begriff. Die böhmische Sage, daß dieser edle Kaiser nicht gestorben sei, hat der Sänger, selbst aus Böhmen entstammt, zu einem seiner ergreifendsten und zugleich schärfsten Gedichte benutzt. Böhmische Bauern sitzen in der Schenke bei Bier und mit kurzen Pfeifen, einem Nachbar zuhörend, der von Wien gekommen ist und von den Herrlichkeiten der Residenz erzählt. Auch den schmucklosen Sarg Kaiser Joseph's unter den Prachtsärgen der Kaisergruft hat er gesehen. Die Andern lächeln erst mitleidig, widersprechen dann, werden immer heftiger gegen den Keger, der des noch lebenden Kaisers Sarg gesehen haben will, und werfen den Reichtümer zuletzt aus der Schenke. Nachgrollend kommen sie endlich zur Betrachtung:

— Sind wir nicht Sklaven,
Trophende Knechte noch immerfort
Unserer Pfarrer, unserer Grafen?
Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

Ist dein Dub' nicht schmachvoll verwendet
Unter der Ruthe in der Casern?
Ist dein Kind nicht schmäzlich geschändet
Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

Kannst du noch Lust, nach Willen beten?
Essen wir and'res als schwarzes Brod?
Sind wir nicht verwaist und zerstreut?
Kaiser Joseph ist todt, ist todt!

„Er ist todt!“ — Sie rufen's mit Klagen,
Und entlösen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Ruften kommen, bis sie's geglaubt.

Weniger anmuthend sind die episch-lyrischen Gedichte. Der Dichter, so eigenthümlich und ergreifend an Stoffen aus der Gegenwart, wird düster, seltsam, schneidend, abstoßend in rein phantastischem Gebiet. Er ist durchaus moderner Sänger, der, mit kühner Hand für die gespannten Interessen der Gegenwart begabt, wenn er in die abgeschliffnen Saiten der Romantik greift nur schnarrtende, schrillende Accorde findet. Auch die Sonette sagen uns weniger zu. Nüchtern, steif und gezwängt, wie sie sind, fesseln und verrenken sie den eingereimten Gedanken. Dafür entschädigt man sich an den vielen herrlichen Liedern, die man wieder und wieder zu lesen und mitzufühlen nicht ermüdet. **H. Koenig.**

Deutsches Taschenbuch. Erster Jahrgang. Zürich, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Satire Hoffmann's von Gallertleben war so lange in ihrem Rechte, als sie gegen das wirklich Verächtliche und Verderbte zu Felde zog. Waren es auch nur die gerade an der Oberfläche zu Tag liegenden Mispstände in Staat und Gesellschaft, die sie zu greifeln unternahm, so ward doch ihr Zusammenhang mit einem tiefern und an den Wurzeln des Lebens zehrenden Übel von Allen gleichmäßig empfunden. Das scheinbar Äußerliche erhielt somit Bedeutung durch seine unmittelbare Beziehung auf ein Inneres und die Satire traf wirkliche und wesensvolle Verhältnisse. Seitdem ist aber Hoffmann ein Anderer geworden. Er hat den Beifall, der ihm gesendet worden, missverstanden, und für die Theilnahme an seinen Liedern den Grund nicht sowohl in dem Inhalte als in der bloßen leeren Form seines Witzes zu finden gemeint. Seinem Ich hat er allein zugeschrieben, was der Sache ebenso sehr zuträfe: was Wunder, wenn er jetzt dieses Ich als den einzig berechtigten Maßstab an alle Zustände und Verhältnisse anlegt. Er ist ein leterer Wieling, ein schaler Spötter geworden.

Die Satire soll den Gegensatz des Niedern gegen das Hohe, des Häßlichen gegen das Schöne, des Gemeinen gegen das Edle in seiner ganzen schneidenden Schärfe herausstellen: sie hat kein anderes Ziel als das Wahre selbst und ist eine negative Weise, dieses auszusprechen. Ergeht sie sich also in der Schilderung und Darlegung des Gemeinen und Nüchternen, so läßt sie zugleich ein Hohes und Wesenreiches daraus hervorscheinen und hat in diesem Gegenschein recht eigentlich ihr Element. Sobald aber das Ich sich isolirt und alle Bedeutung, alles Wesen ausschließlich in sich verlegt, ist in Wahrheit das rechte Maß verloren. Gegen dieses inhaltlose Ich gehalten gibt es keine Unterschiede mehr in der Welt der Gegenständlichkeit; der Gegensatz des Guten und Bösen ist ihm ein gleichgültiger, und nur insofern die Dinge ihm Gelegenheit geben, daran sich aufzuspreizen, sind sie von Interesse. Dem spottenden Witz ist also ausgesetzt nicht mehr, was dem Spott um seiner selbstwillen verdient: solchen verdient Alles, worüber es glückt einen Witz zu finden. Und wäre es das Heiligste und

Gerechteste, was schiert Das, denn der Witz ist sich selbst gewogen.

Könnte aber ein ehrenwerther Mann und ein so großes Talent als Hoffmann einer solchen Trivialität Eitelkeit anheimfallen, so ist das Publicum selbst nicht für aller Schuld daran. Es ist nicht eitel gegen Feinde gewesen, es hat sich für denselben begeistert, aber die Anerkennung hat zum Theil sehr selbstische Motive gehabt. Nur der Sache zu huldigen, hat man diese mehr oder weniger als bloßen Vorwand gebraucht, sich selbst zu feiern, mit hoher Lust hat man sich an jede hervorragende Erscheinung des Lebens angeklammert, nur weil man um jeden Preis anheft sich geben wollte, dessen man entbehrte. Dem selbst genöthigt hat das rechte Pathos, den rechten Lebenshauch nicht gefunden, und in dem qualenden Bedürfnisse dann krankhafter Begeisterungsfucht getrieben, wieft sie sich auf's Leide, was auch nur einige Nahrung verspricht. Man hat den Dichter benutzen wollen, und wenn dies nun nicht zur Abnutzung geglückt ist, so hat man nicht minder als jenen darum anzuklagen.

Die im vorliegenden Taschenbuche unter dem Titel „votini“ mitgetheilten Lieder Hoffmann's sind das Ergebnis seiner Reise nach Italien. Er ist nach Italien gegangen, weil er an den großen Denkmälern einer erhabenen und greifenden Vergangenheit seine Kraft gegen die Trägheit der Gegenwart stärken, nicht weil er durch Anschauung der schönsten und Erhabensten einen höhern Maßstab gegen die häßliche und Vergerzte gewinnen wollte: er ist nach Italien gegangen einzig und allein zu dem Zwecke, alles Witz in die häßlichsten und kleinlichsten Seite zu setzen. Das Häßliche und Beschränkte mag der Sache selbst zuhelfen, als es wolle, es wird dennoch herbeigezogen, um in ganz und vollen Genuß nicht aufkommen zu lassen. Das Bedeutendste ist nicht unbedeutend genug, es nicht dennoch gegen die Größe zu kehren und eine Beziehung zwischen beiden herzustellen, welche dieses herabsetzt. Und daraus soll der Witz dieser Satire hervorgehen, ein so frivolster und kleinster Witz, als je einer der Eitelkeit einer gespreizten und persönlichen Gerechtigkeit hat. Man überzeuge sich selbst:

Geschmackskritik.

Setzt nie vor lausend Jahren
Ist Rom ein Baubewort.
Und es gereicht zum Ruhme,
Wenn wir gewesen dort.
Und unserem Gefühle
Macht's Ehre obendrein,
Und dem Geschmacksurtheil
Wird's groß Gewicht verleiht'n.
Frisch auf d'rum, Betten Michel,
Nach römischen Tabak,
Und lehrt du heim nach Deutschland.
Ist lauter dein Geschmack.

Pöpsel und Pöpselkritik.

Haarbeutelträger war Herr Gocke,
Als er in Weisklands Stätten ging,
Kein Wunder, daß er mit Begeisterung
An des Palladio Werken hing.

Der Pöpsel in dieses Künstler's Werken
War ihm ein sehr verwandtes Ding —
Haarbeutelträger war Herr Gocke,
Als er in Weisklands Stätten ging.

*) Ich mag mich nicht enthalten, diesem Urtheile Johann's über Palladio das Feinste über denselben Künstler entgegenzusetzen. Wenn Einer, so ist Feinste kein Verehrer des Pöpsels: „Er hat den Palladio vor allen neuen Baumeistern, nannte ihn eine tolle Seele voll des Fortschrittlichen aus dem Mittelalter.“ — „Das ist

Außer Hoffmann treten noch Prutz, ein Autodidakt (Gottfried Keller) und ein Pseudonymus (Hippolyt Storchschabel) mit Dichtungen auf. Prutz mit einer matten Satire „Prinz Rebmus“, welche einen an sich ziemlich gewöhnlichen Witz in so lange und dünne Witzfäden auszieht, daß er endlich dem natürlichen Auge ganz und gar entschwindet, und mit drei andern Freiheitliedern, welche, nach der Selbstweise zu sprechen, gern möchten und doch nicht können. Freischer und kräftiger dagegen ist der Autodidakt. In seinen Liedern ist mehr Sinnlichkeit, mehr unmittelbare Lebensoffenbarung und Naturwahrheit als in den meisten Freiheits- und Gesinnungsgefangenen der Gegenwart. Die Phrase ist noch nicht so mächtig über ihn geworden, daß sie seine Eigentümlichkeit daneberschleift, aber bei alledem fehlt auch ihm die spezifisch poetische Begabung wenigstens gerade für die Freiheit. Seine Freiheit, von der er singt, ist immer noch ein Abstractum, eine Fleisch- und blutlose Gestalt, und sein Empfinden für dieselbe hat sich mit seinem Gegenstande noch so wenig identifiziert, daß es bei allen Versuchen ihn zu durchdringen doch immer draußen bleibt. Sein Dichten geht so zu sagen um die Freiheit herum und wird ihrer nicht mächtig. Denn todter Begriff und lebendige Individualität können einander nun und nimmermehr decken. Der Dichter hat also nur Empfindungen über oder von der Sache, d. h. Gefühle und Anschauungen, die allenfalls durch den Gedanken an diese was geworden und ins Leben gerufen sein mögen, aber nicht Anschauungen, die sie selbst in sich spiegeln. Es fehlt in diesen Liedern an dem rechten organischen Zusammenhange zwischen dem Empfundnen und dem Empfinden, und es könnte Anderes als die Freiheit vielleicht in ähnlicher Weise gefühlt und gesungen werden. Nichtsdestoweniger soll doch aber eine solche Beziehung stattfinden. Muß sie nicht äußerlich und gewaltsam sein? Ist eine frohliche Allegorie, oft ein willkürliches Spiel des Witzes. Das eben ist der Fehler der bisherigen politischen Poesie, daß sie die Freiheit nicht aus sich selbst erzeugt und schafft, sondern sich für einen vorgefundenen Begriff zu begeistern versucht. Und darin ist der Autodidakt wie die Andern befangen. Was endlich den Pseudonymus betrifft, so läßt der erste Gesang seines naturwüchsigen Heldengedichts „Dans von Ragensingen und seine Frau Rante“, eben weil es nur ein erster ist, ein begründetes Urtheil noch nicht zu. Nur so viel mag ausgesprochen werden, daß die heitere Laune und der leichte springfähige Witz des Anfangs eine frohe Erwartung der Fortsetzung rege machen. Und nun zur Prosa.

„Das Isthmische zu Manheim am 22. Sept. 1844, mit Bruchstücken und einer Einleitung“ stellt den gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung im badiſchen Lande seit den zwanzig Jahren recht schlagend herau. Damals Isthm von den Meisten verkannt und verkehrt, von Wenigen nur, und von diesen verkehrterweise gesucht; und jetzt derselbe Isthm vom lauten Jubelrufe eines für ihn begeisterten Volks umtönt und Gegenstand einer öffentlichen Feier, wie sie wol selten in Deutschland gefeiert wird. Das muß wol den Ruthloſesten aufrechten. Ist auch auf dem Papiere noch gar wenig errlangt worden, diese Umwälzung in der öffentlichen Meinung ist eine große Gewähr einer großen Zukunft. Die Deutschen kennen nun einmal jene schnell ausstorbende Begeisterung nicht, welche etwa die Franzosen auszeichnet; bei uns muß Alles aus den Tiefen der Innerlichkeit, aus dem Grunde des Wesens herausgeborn und erarbeitet werden. Dafür dauert es aber auch und ist eine nachhaltige Errungenschaft, was einmal errungen. Unser Nationalcharakter scheint nicht dazu gemacht, durch einen raschen Handstreich die Freiheit zu erobern, wir erwerben sie

auf dem langsamern, aber doch auch sichern Wege der Gesinnung und Überzeugung. Und hier ist in der That noch ein gar weites Feld von unsern Freiheitsmännern anzubauen. Es will nichts nützen, immer auf die Nachbarvölker und deren Weise zu schauen; darüber vertiert man nur die rechte Anschauung vom eigenen Wesen und lernt es am Ende gar mißachten und aufgeben. Wenn aber die Freiheit Ernst und mehr als schwärmerische Phrase ist, der soll auch wissen, daß sie ihre einzige Grundlage in den wirklichen, lebendigen Menschen hat, daß sie also in einem bestimmten und besondern Volkscharakter ruhen und daraus hervorgegangen sein muß. Und so mag man denn dieses deutsche Gesinnungsfehl als Zeugnis eines wirklichen und volksgemäßen Fortschritts zur Freiheit begrüßen und dem Verf. der hier vorliegenden Mittheilung für seine ansprechende Schilderung Dank wissen.

Ein zweiter Aufsatz führt die Aufschrift: „Die Phalanxsterier und der Jesuit Giulio. Drei Tage aus dem Jahre 1945. Derjenigen der herrschenden Parteien, welche den meisten Menschenverstand verloren hat, gewidmet von Janus Pansophus, wohnhaft auf der Gurla 245.“ Ein tolles, buntes Durcheinander, eine Satire auf Alles und noch manches Andere, ein wahrer Weitzanz der auf das abenteuerlichste durcheinander gewürfelten Gestalten. Der Jesuitismus siegt im Kampfe mit dem Communismus über diesen, erringt die Alleinherrschaft und geht endlich in der trostlosen Einsamkeit dieses Herrschthums verweisend unter. Ein weites Leichensfeld — zuletzt „Der weiße Bar mit den moskowitzischen Horden“. Man entnimmt daraus etwa so viel, daß die unendliche Rückständigkeit und Langweiligkeit des Communistenstaats, diese eiförmige, maschinenmäßige Jugend desselben die ungeheuerlichste Abenteuerlichkeit und den gesteigerten Wahnsinn des Verbrechens zu seiner Rehrseite hat. Diese sind die Reactionsweisen der menschlichen Freiheit gegen ein Gesetz, welches die Sittlichkeit zu einer Sache rein mechanischer Einrichtung macht. Die Individuen können sich in ihrer Selbstheit nicht anders fühlen, zum Genuße ihrer Besonderheit nicht anders gelangen als durch das Böse und Unstittliche, durch die Ausnahme von dem allgemeinen verflawenden Gesetze. Beide Seiten aber sind gleich wenig berechtigt, und der Kampf, den sie gegeneinander führen, kann nur mit gegenseitiger Vernichtung enden. Aber dieser Hauptgedanke, wenn er es wirklich ist, ist in so viel Rebenwerk und Wehrspielendes verloren, in eine Menge satirischer Ausfälle auf Personen, Parteien und Ansichten der Gegenwart und einer jüngsten Vergangenheit, selbst auf drittliehe Verhältnisse verflochten, daß er wol etwa mühsam herausgefunden, nicht aber unmittelbar und lebendig durchgefaßt werden kann. Es mangelt die scharfe Ausprägung und Gestaltung der Gegensätze, ihr Conflict ist nicht treffend genug dargestellt und ihr Widerspruch nicht tief genug begründet. Zudem fehlt der ganzen Satire ein versöhnender Hintergrund in einer bestimmten positiven Weltanschauung. Denn aus der allgemeinen Vernichtung geht kein Wahreres, kein mehr Berechtigtes hervor. Es ist Alles auf gleiche Weise eitel Lüge und Hohlheit.

Die dritte und letzte Abhandlung: „Politik und sociales Leben“, von Julius Fröbel, ist ein Versuch, in wissenschaftlicher Weise den Communismus zu rechtfertigen. „Das Gefühl des Bedürfnisses“, heißt es, „lehrt den Einzelnen, die Bedingungen seiner Entwicklung aufsuchen, die der Mensch nur unter den Menschen findet. Die gesellschaftliche Bewegung geht aus den Bedürfnissen der Lebensentwicklung hervor.“ — „In den unvollkommenen Zuständen der Gesellschaft ist das Glück des Einzelnen durch das des Andern beschränkt, das Glück Aller aber ist und bleibt an die Gesellschaft gebunden. Die letzte Thatfache enthält die Kraft der Anziehung, die erste die der Abstoßung unter den Bestandtheilen der Gesellschaft.“ — „Aus innerer Nothwendigkeit muß die Menschheit einem endlichen Zustande entgegengehen, in welchem das individuelle Leben in der solidarischen Gemeinschaft Aller seine freieste Entwicklung findet — die Erreichung dieses Ziels erklärt die Vernunft

Bundervort ist der Palast Cornaro am Kanale, wie schön die Kirchen zu S. Giorgio und Al Redentore zu Venedig! Und die Brücke zu Venedig über den Canal so leicht und reizend und sicher in ihrem Bogen wie ein beherzter Amazonsprung.“ „Arbingskello“, Bd. 1, S. 22, Ausgabe von H. Laube; vgl. ebend. Bd. 2, S. 88.

für den einzigen allgemeinen menschlichen Zweck, dem sich alle besondern Zwecke unterordnen: sie erklärt die Arbeit für diesen Zweck für die einzige allgemein menschliche Thätigkeit, der alle besondern Thätigkeiten nur Dienstleistungen sind und die Organisation aller Arbeit unter diesem Gesichtspunkte wird ihre höchste, ja genau genommen ihre einzige praktische Aufgabe." — "Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind die aneinander gebundenen des socialen Lebens, also das Ziel der Politik." — "Die wahre Demokratie, nach welcher unsere Zeit hindrängt, hebt in allen bedeutungsvollen Beziehungen das Privatleben auf, duldet den Gegensatz von diesem und dem Staatsleben nicht. Sie will nicht den Unterschied von Staatsmännern und Privatmännern, sie will keine Privatwissenschaft, keine Privatkunst, keine Privatfreuden, keine Privatleiden, sie will öffentliches gemeinsames Leben der Gesellschaft." — Nun ja, zwei ist mehr, zwei ist das ganze Geheimniß und Ergebnis alles Kopferbrechens. Das Wortlein Und muß bei diesen modernen Philosophen in Ungnade gefallen sein; denn sie mögen schon nicht mehr, daß der Mensch das Bedürfnis der Allgemeinheit, nach welchem er sich mit andern vergleicht und gleichsetzt, und auch das der Selbstheit oder Besonderheit habe. Sie mögen nicht anders als das arme Selbst am Galgen der Allgemeinheit aufhängen, bloß weil sie nicht zwei Dinge zusammenreimen können. Aus der Physik hätten sie lernen mögen, daß die bloße Anziehung ohne Abstoßung ein Ende aller Bewegung, eine Vernichtung aller Selbstständigkeit des Angezogenen ist, daß daraus nur Ruhe und zwar die Ruhe der Bedingtheit, nicht die der Freiheit resultiren muß. Aber sie sind eben Metaphysiker, und weil es der Begriff ist, ihr Idol, das solche Anziehungskraft auf sie ausübt, daß sie darüber die Wahrung der eigenen Persönlichkeit vergessen, kümmert sie das nicht. Wie die Schmetterlinge umflattern sie in immer engeren Kreisen so lange das Licht dieser ihrer fernen Idee, bis sie zuletzt ganz und gar hineinfallen und sich jämmerlich verbrennen. Selbst der erste und einfachste Act des Lebens, die alltägliche Wahrheit des Essens und Trinkens, ist und bleibt ihnen ein ewiges Geheimniß. Denn der Communismus läßt in Wahrheit kein rechtes Essen und Trinken zu. Der Einzelne ist und trinkt nach ihm nicht anders als für die Gesellschaft, zum Nutzen und Frommen der Gesellschaft, er ist überhaupt nicht, er wird gefüttert, wie eine Maschine geschmiert wird. Freilich ist Das wider die Natur und eine himmelschreiende Verkehrung, aber wer das Essen anerkennt, der muß auch Eigenthum und wer weiß was Alles anerkennen, das nun einmal um keinen Preis anerkannt werden soll. Denn das Essen ist eine erste und ursprünglichste Form des Eigenthums, wie dies schon die Kinder wissen, die nach Allem greifen und es am liebsten in den Mund stecken. Das Eigenthumsverhältniß ist nur ein dauernder Assimilationsproceß, wie das Essen ein verschwindender und momentaner ist. Aber naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Im Grunde ist Essen doch immer Essen, und trotz aller Fiktionen der Theorie ist die plane Unnatur etwas Unmögliches. Sie essen also und trinken, aber sie denken nicht wie sie essen und trinken, ihr Essen und ihr Denken bescheiden einander auf Tod und Leben, und Eins strafft das Andere fortwährend Lügen. Freilich hat damit der Communismus nichts Neues in die Welt gebracht; er hat nur die uralte Trennung von Natur und Geist, diese Ausgeburt des theoretisirenden Kopfes, in die Praxis einzuführen gesucht. In der Schelling'schen Identitätsphilosophie, die als Repräsentantin aller andern gelten kann, ist der Communismus noch als rein theoretischer enthalten, im Communismus ist die Identitätsphilosophie praktisch geworden. Beide aber wären nicht möglich gewesen, wenn nicht vom cogito — aus des Cartesius an das Denken sich zu einer Welt für sich und alles Andere zu selbstlosen Attributen und Attributen dieser gemacht hätte. Von da an war der Sinn für die Besonderheit, für das Selbstliche und Eigenthümliche im Leben verloren; denn das Denken ist nur der Sinn für das Gleiche und Allgemeine. Statt

also anzuerkennen, daß überall im Himmel und auf Erden Besonderheit und Allgemeinheit synthetisch verbunden und eins sind, hat die Theorie nur dies Eine, das Gleiche in allen Dingen vor Augen. Von einer Allgemeinheit zur andern aufsteigend findet sie so lange kein Ziel ihres Veralgemeinerns als der Begriff nicht ein Allergemeinkes ist, das sich überhaupt ausfagen läßt. So lange es aber noch irgend Unterschiede gibt, noch irgend ein bestimmter Inhalt vorhanden ist, der eben um seiner Bestimmtheit willen andere Bestimmtheiten voraussetzt, so lange ist dem Denken noch seine volle Befriedigung nicht zu Theil geworden. Erst in der Nacht aller Unterschiede am bloßen Sein hat es seine Sättigung, und der Communismus ist nichts Anderes als dieses nächtliche Sein im Gebiete der Ethik.

W. Fiedemann.

Notizen.

Der Marquis von Sainte-Aulaire.

Goethe hat uns schon in seinem „Westfälischen Divan“ gezeigt, daß die erotische Poesie nicht ausschließlich die Gabe der Jugend ist. Der an Jahren älteste Dichter von Liebesliedern möchte aber wol der Marquis von Sainte-Aulaire sein, der Herrscher des noch lebenden berühmten Geschichtsschreibers der Fronde. Nach einem vielbewegten Leben im Feldlager und am Hofe trat er erst im sechzigsten Jahre öffentlich als Dichter auf, und im neunzigsten Jahre war sein Ruhm am begeistertsten. Doch schon zu einer viel früheren Zeit vertrieth sich einmal sein schlummerndes Talent, als er jene in der französischen Literatur berühmten Epitaphverse schrieb, die an Kühnheit und Grazie von wenigen übertroffen werden dürften. Er saß nämlich eines Abends in dem ausgewählten Cirkel der schönen Herzogin von Maine still und in Gedanken versunken in einer Ecke. Alle Damen waren neugierig, die Ursache der Schweigsamkeit des sonst so lebendigen Marquis von Sainte-Aulaire zu erfahren, und die Herzogin, obgleich sie die Ursache ahnte, konnte dem Drängen ihrer Freundinnen nicht widerstehen. Der junge Marquis erwiderte, er wage seine Gedanken nicht auszusprechen, aber wenn die Herzogin darauf bestohe, sie zu wissen, so wolle er sie niederschreiben. Er schrieb darauf folgende Verse:

La divinité qui s'amuse
A me demander mon secret,
Si j'étais Apollon ne serait pas ma muse,
Elle serait Thétis, et le jour finirait.

Ob diese zarte Liebeserklärung Erhörung fand, können wir nicht sagen. Nur das Eine wissen wir, daß der Marquis, so lange die Herzogin lebte, ihr treuer Freund und täglicher Gast blieb.

Die französische Revolution in den Provinzen.

Wie der Stoß der französischen Revolution wesentlich von Paris als dem Mittelpunkte ausging und den revolutionnären Bewegungen im übrigen Frankreich sein Gepräge aufdrückte, die den Widerstand versuchenden, aber unterliegenden Kräfte dagegen gerade aus den Provinzen kamen und dort einen eigenthümlichen Charakter trugen, so hat sich auch die Geschichte der Revolution wie billig Paris zum Mittelpunkt der Handlung aussetzen, und die reactionirenden Vorfälle in den Provinzen nur episorisch behandeln. Dennoch sind diese letzten Kämpfe provinzieller Selbstständigkeit in Frankreich von so großem Interesse, daß ausführlichere Nachrichten, die nicht die pariser Bewegung zum Mittelpunkt nehmen, bis jetzt schmerzlich vermist worden sind. Diese Lücke füllt nun der letzte Theil des geschmackvoll illustrierten Werkes von Vitre-Spécialier: „La Bretagne ancienne et moderne“ aus, das unter dem Separattitel „La Bretagne et la Venétoise, histoire de la révolution française dans l'ouest“ erschienen ist. Die zahlreichen Illustrationen des Buchs stellen geschichtliche Aemtern, Ansichten, Portraits und Trachten dar.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 139.

19. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Geschichte der Menschheit und der Cultur. Von G. F. Kolb. Erste Abtheilung: Das Alterthum. Zweite Abtheilung: Das Mittelalter und die Neuzeit. Pforzheim, Dennig, Fink und Comp. 1843. 8. 1 Thlr. 2½ Rgr.

Erster Artikel.

Man kann im Allgemeinen zwei Geschichtsauffassungen unterscheiden: die objective und die subjective. Unter der objectiven Geschichtschreibung pflegt man eine solche zu verstehen, welche die Begebenheiten und Erscheinungen an sich betrachtet und darstellt, ohne sie mit dem Raisonnement des Geschichtschreibers zu begleiten. Als die subjective aber wird diejenige Geschichtschreibung bezeichnet, welche den Standpunkt des Verf. sofort erkennen läßt, bei welchem die Anschauungen des Lesers in den Vordergrund treten und die Erscheinungen und Ereignisse nur unter seinem Gesichtspunkte dargestellt werden. Im ersten Augenblicke wird man sich unwillkürlich versucht fühlen, für jene Art der Geschichtschreibung Partei zu ergreifen; denn die Treue und Unparteilichkeit sei ja eins der wesentlichsten Erfordernisse des Historikers, und diese müsse wol verschwinden, sowie die Subjectivität desselben ins Spiel komme. Auf der andern Seite aber ist auch nicht zu leugnen, daß die sogenannte objectivische Geschichtschreibung, wenigstens in unsern Tagen, nicht immer die interessantesten Erzeugnisse für sich aufweisen kann; denn in der Regel gehören diejenigen Geschichtswerke, die sich als objective bezeichnen, zu den langweiligsten und vermögen am wenigsten das Interesse zu fesseln, während die zur subjectiven Gattung gehörigen immer einen größern Leserkreis sich zu erringen mußten, überhaupt auf eine größere Bedeutung Anspruch machen konnten. Woher kommt Das? Einfach daher, daß die objective Geschichtschreibung über der sorgfältigen Sichtung und Zusammenstellung des Materials vergessen hat, den innern Zusammenhang der Begebenheiten, also den eigentlichen Geist der Geschichte darzustellen. Daß dieser doch immer die Hauptsache ist, daß die Erfassung desselben am meisten Belehrung zu bieten, zugleich aber auch das meiste Interesse zu gewähren vermag, darüber werden jetzt wol Alle einig sein, denen überhaupt ein Urtheil in wissenschaftlichen Dingen zusteht. Aber um

den Geist aus den Begebenheiten herauszufinden, dazu gehört nothwendig die Thätigkeit des Individuums. Denn von selbst bietet sich der innere Kern der Geschichte nicht Jedem dar, der zu ihr hinzutritt; es ist durchaus nothwendig, daß der Historiker eine gewisse Empfänglichkeit, ja eine gewisse Fertigkeit oder Talent mitbringe, um die wirkenden Ideen in dem Gange der Geschichte zu erkennen. Von diesem Standpunkte aber aus betrachtet muß die Geschichte mehr oder minder subjectiv werden. Sowie man also die Nothwendigkeit anerkennt, das Geistige in der Historie aufzufassen und darzustellen, so wird man zugleich nicht umhinkönnen, eine gewisse Subjectivität der Geschichtschreibung zuzugestehen. Sowie man aber dieses thut, so sieht man diese freilich der größten Willkür preisgegeben. Denn jeder Historiker bringt seine besondere Weltanschauung, seine besondere Ansicht des Lebens und der menschlichen Natur mit, und will nach dieser die einzelnen Epochen und Erscheinungen in der Geschichte beurtheilen. Auch ist dies hinlänglich geschehen. Man kann die verschiedenen Versuche in dieser Beziehung vielleicht am passendsten in drei verschiedene Richtungen eintheilen: die Einen gingen vom rationalistischen Standpunkte aus, die Andern vom religiösen, resp. orthodoxen, die Dritten vom philosophischen, resp. speculativen. Es ist bekannt, wie häufig man den Lesern vorgeworfen hat, daß sie die Geschichte wie das Bett des Prokrustes behandeln: sie lassen weg oder übergehen, was nicht in ihr System taugt; sie dichten auf der andern Seite Manches hinzu, was mit der historischen Wahrheit auf keine Weise harmonirt, kurz sie zwingen mit Gewalt die Geschichte in die Jacke ihrer Philosophie, mag nun diese noch so sehr widersprechen, denn sie ordnen nicht ihr System der Geschichte unter, sondern umgekehrt diese jenem. Wie die streng Orthodoxen, die Christlichen, die Gläubigen die Geschichte behandeln, hat nicht mindern Tadel gefunden, und mit Recht: denn wie die Philosophen in der Historie nur ihr System wiederfinden, so die Gläubigen lediglich ihre Dogmen, ihre eigenthümliche Ansicht vom Christenthume; wo dieses nicht herrscht, sehen sie nichts als Belial, während die Zeiten, welche sich die größte Unvernunft, die hartnäckigste Intoleranz und die fanatischste Verfolgungssucht zu schulden kommen ließen — denn die strenggläu-

bigen Epochen haben immer diese Erscheinungen in ihrem Gefolge —, als die besten, dem christlichen Ideale am nächsten kommenden gepriesen werden. Endlich die rationalistische Richtung nennt sich zwar selbst — denn das ist der Ursprung ihres Namens. — die vernünftige, im Grunde aber findet man als wirkendes durchgreifendes Element bei ihr weniger die Vernunft als vielmehr den Verstand, und zwar meistens einen sehr einseitigen. Diese Richtung bietet zwar in negativer Hinsicht manches Ersprießliche, indem sie mit schonungsloser Hand das Messer der Kritik an die Geschichte legt und manche Erscheinungen, welche frühere Zeiten als tadellose oder wunderbare gepriesen, als Illusionen und hinstellt. Allein in positiver Beziehung kann diese Richtung insofern nicht befriedigen, als sie, lediglich vom Verstand ausgehend, von dem sogenannten Naturrechte und den Forderungen der angeblichen Vernunft über den Standpunkt der Gegenwart nicht zurückzugehen und sich nicht in Zeiten zu finden vermag, denen ganz andere Lebensbedingungen als die unsern zu Grunde gelegen. Der Rationalismus ist daher gegen die Geschichte ebenso ungerecht wie die orthodoxe Theologie und die philosophische Speculation; denn auch er hat sich ein System gebildet, das er für vollkommen hält, und welches den Maßstab für die Erscheinungen der Vergangenheit bilden muß.

Wie aber? könnte man fragen. Soll denn die Geschichte gar nicht mit Geist zu behandeln sein, ohne daß man zu fürchten hat, daß sie verdreht, verschoben oder verfälscht würde? Warum nicht? Eben Das, glauben wir, ist die Aufgabe des gegenwärtigen Historikers, alle angegebenen Klippen vermeidend, dahin zu steuern, den Gang und den Geist der Geschichte in möglichsten Einklang mit ihrem objectiven Gehalte, mit den Thatfachen und Begebenheiten zu bringen. Schon manche unserer Zeitgenossen haben dies erkannt, und wir dürfen hoffen, daß diese Geschichtsauffassung sich mehr und mehr Bahn bricht. Freilich, sie ist nicht so leicht zu erringen. Denn sie erfordert einmal die gänzliche Freiheit von Vorurtheilen, von Systemen, von irgend einer scharf ausgeprägten religiösen Richtung, sofern sie intolerant und blind macht; sie erfordert aber zugleich Treue, Wahrheitsliebe, Gelehrsamkeit, Kritik, und endlich eine gewisse Feinheit der Beobachtung, welche mit sicherem Takte aus der Masse von Ereignissen, ja sogar aus fragmentarischen Überlieferungen den innern Zusammenhang, die Ideen, die wirkenden Momente herauszufinden versteht. Da diese Eigenschaften nicht so sehr häufig in einem und demselben Individuum vereinigt sind, so wird die Anzahl der wahrhaft tüchtigen Historiker ziemlich dünn gesät sein; nichtsdestoweniger aber sind wir berechtigt, diese Ansprüche an jedes Geschichtswerk zu machen, das heutzutage erscheint, wo einestheils so viel gethan ist, um den vorhandenen Stoff zu sichten, neuen zu bringen, andertheils schon so viele Richtungen mit ihren Fehlern und Schwächen an uns vorübergegangen sind.

Diese Ansprüche machen wir auch an das Buch von Kolb, welches wir diesmal einer nähern Kritik unter-

werfen wollen. Obwohl der Verf. im Ganzen einer uns befreundeten Richtung in Religion wie Politik angehört, und sein Streben gewiß Anerkennung verdient, so sind wir doch nicht gesonnen, ihm im geringsten etwas zu schenken, sondern wir wollen gerade an diesem Buche zeigen, wohn eine einseitige Richtung führt. Der Verf. gehört nämlich offenbar zu der rationalistischen Richtung. Aber eben weil wir uns vorgenommen haben, strenge zu sein, so müssen wir auch unser Urtheil begründen. Dies können wir am besten dadurch, daß wir nicht bloß negativ zu Werke gehen, sondern zugleich auch andeuten, welchen Weg der Verf. hätte nehmen, wie er die Sachen hätte auffassen sollen. Wir können dies um so mehr, als der Gegenstand, den der Verf. behandelt, wichtig genug ist, um etwas länger dabei stehen zu bleiben. Es ist nämlich die Geschichte der Menschheit und der Cultur, also ein Gegenstand, der gewissermaßen als die Quintessenz aller Geschichtsforschung anzusehen ist, und namentlich auch für die Gegenwart, deren Tendenzen und ihre historische Berechtigung ein praktisches Interesse gewährt.

In der Einleitung spricht sich der Verf. offen über seinen Standpunkt aus. Seite 1 hat er zwar die Ansicht, daß kein Zeitalter sich aus der Geschichte wegnehmen ließe, ohne eine Unterbrechung, eine Lücke im Gange der Ereignisse und der Entwicklung zurückzulassen; jedes Zeitalter habe daher seinen Selbstzweck, diene aber auch zugleich der Zukunft: eine Ansicht, mit welcher wir vollkommen übereinstimmen, denn es drückt sich dadurch offenbar die Meinung aus, daß jedes Zeitalter gewissermaßen eine höhere, weltgeschichtliche Berechtigung in sich tragen und von diesem Standpunkte aus auch aufgefaßt werden müsse. Allein S. 13 und 14 weicht der Verf. offenbar von dieser Ansicht wieder ab, indem er sich gegen diejenigen ereifert, die an den Geschichtsschreiber die seltsame Forderung stellten, alle Zustände der vergangenen Zeiten nur nach den damals geltenden Begriffen zu beurtheilen, und glauben, daß der Historiker das Höchste geleistet habe, wenn er jede Epoche ausschließlich nach der in derselben herrschenden Anschauungsweise, jedes Zeitalter gleichsam aus sich selbst erkläre und beleuchte. Er könne sich mit dieser Anschauungsweise nicht einverstanden erklären, er werde vielmehr einen andern Maßstab zur Beurtheilung der Verhältnisse, zur Ermittlung des Werthes oder der Verwerflichkeit der Ereignisse oder socialen Einrichtungen nehmen, und diesen gibt er auch an. Das leitende Princip, von dem er ausgehe, sei in folgendem Sage enthalten: „Wahre Cultur besteht bei einem jeden Volke in dem Maße, in welchem seine sämtlichen socialen Einrichtungen und Verhältnisse die Entwicklung und Ausbildung aller vorhandenen Geistes- und Körperkräfte zur dauernden Begründung und vernunftgemäßen Benützung des intellectuellen und materiellen Wohlergehens der Gesamtheit befördern und herbeiführen.“

Hier sehen wir sogleich die ganze Anschauungsweise des Verf. Er will uns weniger eine Geschichte geben

als vielmehr eine Kritik der Cultur, eine Beurtheilung der einzelnen Phasen derselben, und zwar ob sie mehr oder weniger mit seinem Begriffe von wahrer Cultur übereinstimmen. In der That bleibt sich der Verf. treu durch das ganze Buch hindurch, er tritt überall als der Kritiker auf, er fragt allenthalben, stimmt Dies oder Jenes mit meinem Begriffe überein oder nicht? und gibt dann darauf die Antwort mit Ja oder Nein. Gestehe ich mir aber, diese Art der Culturgeschichte ist zum mindesten sehr bequem. Auch glauben wir nicht, daß sie dem Begriff und den Anforderungen, die man an eine solche stellen kann, wirklich entspricht. Abgesehen von dem wirklichen Stoffe, hat nach meiner Ansicht die Geschichte der Menschheit zu zeigen, wie sich unser Geschlecht allmählig entwickelt hat, wie es, von kleinen Anfängen ausgehend, von einer Stufe zur andern schreitet, wie eine frühere Stufe in sich den Keim schon zu der nächstfolgenden trägt, wie jede Epoche von gewissen Grundanschauungen bewegt wird, die mit Nothwendigkeit sich durch alle Sphären des Lebens ergießen, wie gute und schlechte, löbliche und tadelnswerthe Erscheinungen in dem Gefolge jeder Epoche sich finden, wie gerade die schlechten Seiten der Epochen insofern wieder ihr Gutes haben, als sie die Auflösung des ganzen Zustandes herbeiführen, um einem andern, höher stehenden Platz zu machen, kurz, wie nichts allein steht, sondern in innigem Zusammenhange mit der ewig fortschreitenden Menschheit. Deshalb hat nach meiner Ansicht der Geschichtschreiber der Menschheit und der Cultur weniger zu kritisiren als vielmehr zu erklären. Er muß suchen die Fäden zu erkennen, durch welche die Geschichte der Völker und der Epochen miteinander zusammenhängen, er muß nach den innersten Lebensbedingungen der Völker forschen: dann findet er, nicht nur wie gewisse Nationen und Zeiten beschaffen gewesen, sondern warum sie gerade so und nicht anders waren. Doch wir werden bald Gelegenheit finden, in diese Dinge näher einzugehen.

Der Verf. beginnt mit den Mythen über die Schöpfung, die er mit Recht für unzureichend erklärt, um dieselbe uns historisch darstellen zu können, da sie doch nichts Anderes gewesen wären als die Vorstellungen der Völker von dieser Thatsache. Dann geht er (S. 26) zu der Menschheit in ihren frühesten Verhältnissen zur Außenwelt über; er behandelt diesen Abschnitt kurz, was wir ihm danken, da doch nichts weiter als Vermuthungen, aus der Natur der Menschen geschöpft, zu geben gewesen wären. Ebenso verfährt er in dem Abschnitte über die Rassen (S. 29), und über die ersten Schritte der Entwicklung des Menschengeschlechts (S. 33). Wir enthalten uns, hierüber etwas Näheres zu sagen, da wir bei der Besprechung eines andern Buchs mehr Gelegenheit haben werden, darauf einzugehen.

Erst mit S. 45 kommt der Verf. auf das Alterthum. Hier spricht er gleich anfangs einen Gedanken aus, der ganz richtig ist und, tiefer erfaßt, ihm ein näheres Verständniß des Alterthums verschafft hätte. Es

trat uns, sagt er, im Alterthume eine eigenthümliche Erscheinung entgegen, nämlich die der strengen Absonderung und Trennung eines jeden einzelnen Volks von allen andern Nationen der Erde. Allein diese Erscheinung beducirt er falsch aus dem Wahne (der einzelnen Völker) einer ausschließlichen innern Vortrefflichkeit, einer ausschließlichen Bevorzugung durch die Götter selbst. Dieser Wahn war vielmehr mit die Folge von jener Erscheinung, und diese selbst ist nur daraus zu erklären, daß die äußere Natur überhaupt einen überwiegenden Einfluß auf die erste Menschheit gehabt hat. Diese äußere Natur bildet verschiedene Volkseigenthümlichkeiten, die sich aus sich selbst heraus entwickeln, mit eigener Sitte, Religion und Lebensansicht, und eben darum viel schroffer einander entgegenstehen, weil außer der verschieden wirkenden Natur noch kein anderes Band vorhanden war, das sie geistig einander näher gebracht hätte. Der Verf. fügt hinzu, daß die Römer hiervon eine Ausnahme gemacht hätten: ihr Geist sei mehr auf das Universelle gerichtet gewesen. Wir werden aber sehen, wie die Römer gerade darum dazu berufen war, das Alterthum aufzulösen und den Übergang zum Mittelalter vorzubereiten.

Dann geht der Verf. zu den Chinesen (S. 48), zu den Indiern (S. 55) und zu den Athiopen (S. 81) über. Er hat beigebracht, was Wichtiges über diese Völker zu sagen ist, besonders können wir der Darstellung des socialen Lebens der Indier unsere Anerkennung nicht versagen. Auch die Aegyptier (S. 84) werden nach den vorhandenen Quellen im Ganzen gut geschildert; wir sind mit ihm einverstanden, wenn er (S. 93) die herrschende Rasse bei den Aegyptern als Afiaten bezeichnet, als kaukasische, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme, daß Aegypten seine Cultur durch die Neger Athiopiens erhalten habe. Wir stimmen ihm ferner bei, wenn er zwischen dem indischen und dem ägyptischen Cultus eine Ähnlichkeit findet, die sich auch auf die gesammten socialen Einrichtungen erstreckt — denn hier wie dort ist das Priesterthum vorherrschend und das Kastenwesen. Auch mit seiner Darstellung der jüdischen Zustände, die von S. 116 an besprochen werden, sind wir einverstanden. Er faßt sie einmal als Theokratie auf, in der Weise, wie bei Aegyptern und Indiern das Priesterthum herrschte: die Juden selbst als barbarisches, und zugleich übermüthiges, unedelsames Volk. Bei der Geschichte aller dieser Völker ist der Standpunkt des Verf. von Vortheil; denn dadurch werden gar manche falsche Vorstellungen zerstört, die uns theils unsere Theologen, theils unsere Gelehrten beigebracht, welche die sonderbare Neigung haben, in den entferntesten Zeiten gerade die größte Weisheit und eine seltene Cultur zu erblicken. Was insbesondere die Juden betrifft, so hat die neuere Kritik hinlänglich dargethan, daß sie sowohl hinsichtlich ihrer Religion als ihrer politischen Einrichtungen im Ganzen noch auf der Stufe stehen, welche die Völker des Alterthums überhaupt einnehmen. Ihre Absonderung von den Fremden, welche

bei ihnen mehr wie bei den Andern in Barbarei ausartet, deutet schon darauf hin, ebenso ihre Religion. Denn ursprünglich hatte diese vor den andern Religionen des Alterthums nichts voraus, der Götzendienst verlangte Menschenopfer, und selbst der Jehovadienst, welcher allerdings ein Fortschritt war, erinnerte schon dadurch an die alten Götzen, daß Jehova eben doch nur ein jüdischer Nationalgott war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sur Polemik zwischen der Universität und dem Klerus.

In der wichtigen Streitfrage zwischen der Universität d. h. dem gesammten vom Staate geleiteten Unterrichtswesen und der Geistlichkeit, die ihren Mittelpunkt in Rom sieht, scheinen alle Schleißen geöffnet und die Flut der Pamphlets bricht in wachsenden Bogen über das Publicum herein. Nur einige von den wichtigern Werken, die auch für das Ausland einiges Interesse bieten, können in diesen Blättern von Zeit zu Zeit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir eine Sammlung verschiedener auf diese Angelegenheit bezüglicher Aufsätze, welche von verschiedenen Verfassern herrührend von einem und demselben Grundgedanken getragen werden. Der Titel derselben lautet: „Les dogmes, le clergé et l'état: Etudes religieuses par M. M. Eug. Pellaton, Aug. Colin, Hipp. Morvonnais et V. Hennequin.“ Wir erhalten hier eine Zusammenstellung verschiedener Artikel, welche zum größten Theile schon in der „*Démocratie pacifique*“, anerkanntermaßen einem der besten pariser Journale, gestanden haben, und diese Sammlung ist deshalb als eine Art von Bolum der socialistischen Schule zu betrachten. Dies verleiht ihr ein eigenthümliches Interesse. Die socialistische Schule will hier eine Art von religiöser Reform begründen, ohne sich deshalb auf den Standpunkt des Protestantismus zu stellen, der ihr zu leicht in eine rein philosophirende Betrachtung des Glaubens auszuarten scheint. Die Hauptgrundsätze, die hier festgehalten werden sollen, sind: Beibehaltung der heiligen Texte, unaufhörliche Fortentwicklung des menschlichen Gedankens. Hieraus ergibt sich für die socialistische Schule die Aufgabe: diese beiden wesentlichen Punkte in Einklang zu bringen und zwar so, daß der Denker, welcher von der Idee geleitet wird, und die Menschen, welche am Buchstaben hängen, sich auf demselben Wege treffen müssen. Von Wichtigkeit für die Entwicklungsgeschichte der Socialisten ist es, daß hier bei aller Freiheit der Glaubensansichten doch das reine Christenthum als die unwandelbare Basis hingestellt wird, auf der sich die unermesslichen Reformpläne dieser Schule, welche bisher zu sehr im Phantastischen umhernebelte, verwirklichen sollen. Dabei wird die Religion in einem vernünftigen, äußerst freien Verhältniß zum Staate aufgefaßt. Besonderes Interesse bietet unter den verschiedenen Aufsätzen, welche in dieser Sammlung enthalten sind, eine kurze Übersicht dessen, was in Frankreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf kirchliche Verfassung und Gestaltung des Unterrichtswesens geschehen ist. Aus diesem geistreichen Résumé geht augenscheinlich hervor, daß der gegenwärtige Conflict zwischen der Geistlichkeit und der Universität eine durchaus nothwendige Folge der politischen Ereignisse ist. So wenig der Verf. dieses Aufsatze auch mit den maßlosen Ansprüchen der ultramontanen Geistlichkeit übereinstimmt, so wollen wir doch hier noch anführen, daß das Endergebniß seiner Darstellung dahin lautet: der Grundfals von der Freiheit des Unterrichts müsse unzweifelhaft den Sieg davonttragen.

Didaktische Poesie.

In unserer Zeit, wo mehr als jemals das Wort „tout genre est permis, excepté l'ennuyeux“ eine Wahrheit ist,

will die gutmüthige aber unendlich langweilige didaktische Dichtungsgattung nicht mehr recht munden. Früher war es an der Tagesordnung, Geographie, Geschichte, sogar die mathematischen Wissenschaften in Verse zu setzen, und sagt man das für didaktische Poesie. Man ergötzte sich an endlosen Gedichten über die speciellsten wissenschaftlichen Fragen, wußte nicht, daß in der Bezeichnung „didaktische Poesie“ schon eine *contradictio in adjecto* enthalten sei. In jenen offenbar dieses ganze Genre in einen argen Mischmasch nur selten werden noch die vielbewunderten Ritterschleser Art, welche besonders das vorige Jahrhundert in seine Fülle hervorgebracht hat, aus dem Staube der Didaktik hervorgezogen, und wenn es geschieht, so geschieht es nur um literaturhistorischer Zwecke willen, als wegen des poetischen Genußes. Nur hier und dort finden sich noch zu haben, welche die Mühe nicht verdrängen lassen, in der didaktischen Dichtungen Zeugniß zu geben von ihrer Leistung für irgend eine Wissenschaft oder Kunst. Es hat meist Männer, welche den eigentlichen literarischen Genuß ferner stehen, sobald man bei ihren Productionen auf Langweiligkeit ihres Gegenstandes meist noch eine gewisse behelfenheit in der Darstellung mit in den Kauf nehmen. Dies ist wenigstens der Fall bei einem solchen ephemerischen Lehrgedichte über die Jagd, welches der Verf. für die Ehre einer höchst splendiden äußeren Ausstattung sehr eifrig erachtet hat. Es führt den Titel „*La chassomanie*“. Wir würden dieser literarischen Production in dieser Zeitschrift kein Wort gedenken, wenn wir es nicht im Interesse unserer Leser thäten, welche Geschmack an den edlen, wenn auch poetischen Anforderungen entspricht, scheint uns in dieser Beziehung so interessant und enthält so viele schöne Bilder und Bignetten von Dreyer, Beaume, Foresti und Valerio, daß sie auf dem Tische eines eleganten Mannes eine Stelle verdient. Was die Anlage der vorliegenden Abhandlung betrifft, so genüge es, wenn wir sagen, daß der Verf. mit den Jagdarten, welche für die edelsten gehalten werden, beginnt und stufenweise bis zu den unedelm Abarten des Vogelfanges (*aviceptologie*) herabsteigt. Er hält sich Dreyer aber nicht eben sehr streng an den vorgezeichneten Plan, sondern ergreift sich in Abschweifungen auf den aller Art. Der Versbau ist holperig und zum Theil selbst stümperhaft; aber dafür werden Jagdliebhaber durch recht häufigen Gebrauch der consecrirten Kunstausdrücke schädigt.

Beitrag zur Sittengeschichte.

Vor einigen zwanzig Jahren erschien ein kleines pappenes Büchlehen über die Kunst Schulden zu machen an die Gläubiger an der Nase herumzuführen („*Art de bien dettes et de promener ses créanciers*“). Es ist jetzt diese Kunst (*gaya ciencia* möchten wir sagen) bekannt und verbreitet genug, so daß es von dem literatur eher einer Reaction zu Gunsten der Gläubiger bedarf. Deshalb scheint uns ein kleines Buch, das diesen Bedrängten zu Hülfe kommt, und das als ein Teil von Sittengeschichte zu dem oben angeführten zu betrachten ist, recht nützlich zu sein. Es heißt: „*L'art de se faire payer de ses débiteurs*“, von Alph. Tronchin. Der Verf. wußte keine Schrift, der ein recht hartes Herz haben muß, da er in sorglosen Schuldnern mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu verfahren geht, setzt sich anfangs auf ein recht hohes Pferd und als handle es sich darum, dem wankenden Staatsoberhaupt auf die Beine zu helfen. Aber da, wo er mehr in die Welt eingeht, wird seine Darstellung zum Theil so interessant, daß sie von Sittensmalern nicht ohne Vortheil benutzt werden kann. Überall sucht er nämlich seine Maßregeln auf die Gewohnheiten einer praktischen Psychologie oder richtiger einer Menschenkenntniß zu gründen.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Offenbar aber bilden die Juden immerhin eine wichtige Übergangsstufe. Denn während wir bei den bisherigen Völkern das Kastenwesen erblicken mit überwiegendem Einflusse der Prieſterſchaft, welcher nicht nur das Volk, sondern auch die weltliche Macht unterthan ist, so ist bei den Juden das Kastenwesen beinahe nicht in der Schroffheit wie bisher ausgebildet, und die weltliche Macht beginnt einen erfolgreichen Kampf mit dem Prieſterthume. Dieser Kampf ist mit daran schuld, daß der König noch ziemlich beschränkt erscheint, denn das Prieſterthum, welches zuletzt nicht umhinkann, die Erwählung eines solchen zuzugestehen, will wenigstens so viel wie möglich thun, um ihn nicht allmächtig werden zu lassen, und setzt ihm daher eine gewisse Grenze seiner Herrschaft. Es liegt aber am Tage, daß die weltliche Macht immer weiter strebt: sie sucht die Unumschränktheit. Eine neue Phase durchläuft sie bei den Ägyptern und Babyloniern, die der Verf. von S. 131 behandelt, wo allerdings die Prieſter immer noch vor den andern Ständen viel voraushaben, aber die Könige schon ziemlich unumschränkt sind. Bei den Persern endlich (S. 138) ist die Autokratie des Königs schon vollständig ausgebildet, sie wird daselbst schon zu vollkommenem Despotismus. Der Verf. ermangelt nicht, sich über die schauerhaften Wirkungen desselben bitter auszulassen. Aber dennoch ist er als ein Fortschritt zu betrachten, denn er löste den Kastenunterschied allmählich auf, den überwiegenden Einfluß des Prieſterthums, und schuf eine gewisse Gleichheit unter den Staatsangehörigen, welche allerdings noch insofern mangelhaft war, als sie der Freiheit entbehrte. Sowie nur aber einmal die Schranke der Kastenunterschiede durchbrochen war, so war überhaupt die Möglichkeit einer allseitigern Entwicklung erwährt, die zuletzt auch wol den Despotismus zu überwinden vermochte.

Als dasjenige Volk, welches die nächst höhere Stufe annimmt, bezeichnet der Verf. mit Recht die Phönizier. Bei ihnen ist der weltliche Despotismus verschwunden, ihre politischen Zustände sind schon ziemlich gut geordnet, es scheinen eine beschränkte monarchische Verfassung ge-

habt zu haben. Der durch die Nähe des Meeres angeregte Handel, dessen sie sich beflissen, führte sie naturgemäß auf die Nothwendigkeit politischer Ordnung und Gerechtigkeit, auf die Wahrung politischer Freiheit. Mit den Phöniziern in Verbindung stehen die Karthager, eine phönizische Colonie. Diese hatten schon eine republikanische Verfassung. Der Handel war auch bei ihnen die Hauptsache; in Verbindung mit ihm stand ihr Colonialwesen, welches sehr ausgebreitet war.

Bis hierher haben wir an der Auffassung und Darstellung des Verf. wenig auszufegen gefunden. Nun aber gelangt er (S. 180) zu den Griechen. Hier will er sich historischer Unparteilichkeit befließen und die Schattenseiten des griechischen Lebens, die in der Regel übergangen wurden, hervorheben; er zeigt aber dabei, daß er in den eigentlichen Kern des Hellenenthums nicht tiefer eingedrungen sei, und daß er zum wenigsten übersieht, wie die Griechen vermöge der Aufgabe, die ihnen im Entwicklungsgange der Menschheit geworden, nicht anders sein konnten. Er tabelt (S. 204) zuvörderst an ihnen, daß sie sich wie Juden und Ägypter als ein ausgewähltes Volk betrachteten, die übrigen Nationen als Barbaren, aber er vergißt dabei, daß die Hellenen, welche den Höhepunkt des antiken Lebens repräsentiren, doch auch den wesentlichen Grundsatz des Alterthums haben müssen. Außerdem brach eben dieser Grundsatz bei den Hellenen zu einer schönen Erscheinung durch, nämlich zum Patriotismus. Diese Tugend kann sich in ihrer vollen Reinheit nur da bewahren, wo politische Freiheit vorhanden ist, wo überhaupt die Möglichkeit einer allseitigen Entwicklung stattfindet. Diese Grundbedingungen fehlten aber bei den asiatischen Völkern; erst bei den Griechen traten sie ein, und eben darum bietet uns ihre Geschichte jene gewaltigen Heldenthaten, an denen sich heute noch unsere Jugend begeistert. Der Verf. tabelt an den Hellenen, daß sie noch keine Idee einer allgemeinen Menschheit gehabt hätten. Ganz richtig, aber hätten sie dieselbe gehabt, so hätte ihnen der Patriotismus gefehlt, so würden sie nicht in das Alterthum passen, so müßten sie überhaupt eine ganz andere Culturstufe einnehmen als sie wirklich thun. Die Hellenen aber sollten die ganze Weltanschauung des Alterthums in der höchst möglichen Vollendung, deren sie überhaupt

fähig war, darstellen. Daß das Hellenenthum an sich nicht vollkommen war, versteht sich von selbst; die Schattenseiten jener Epoche müssen aber zugleich als diejenigen Momente gefaßt werden, in welchen sich überhaupt die Unzulänglichkeit der antiken Weltansicht darstellte, und in denen eben darum auch der Keim zu ihrer Zerstörung lag. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man z. B. die Zersplitterung Griechenlands in politischer Beziehung betrachten. Der antike Grundsatz strenger volksthümlicher Sonderung bewährte sich in Griechenland sogar innerhalb des hellenischen Volks; keine Nation des Alterthums war aber schon durch die Natur zu einer so großen Mannichfaltigkeit des Volksthumus hingewiesen als eben die Griechen, daher die vielen Stämme und Staaten, die unabhängig, nur mit vorwiegendem Einflusse des einen oder des andern Staats, nebeneinander standen. Aber gerade diese Erscheinung rief auch die außerordentliche Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des griechischen Lebens hervor, jene geistige Rührigkeit, in welcher sie es jedem andern Volke des Alterthums zuvorthun, und wodurch sie sich einen bleibenden Einfluß auf die spätere Entwicklung gesichert haben. Freilich war eben diese politische Zersplitterung zugleich die Ursache ihres spätern Untergangs, der Mangel an Einheit gab sie zuerst in die Hände des Macedoniers, später der Römer. So sehen wir demnach in einer und derselben Erscheinung die Ursache der höchsten Blüte und des politischen Untergangs: sie brachte so lange die gute Wirkung hervor als notwendig war, um die schönen Keime, die in ihr lagen, zur Entfaltung zu bringen; dann aber machte sich mit naturgemäßer Nothwendigkeit die andere Wirkung geltend.

Was die politischen Verhältnisse betrifft, so tadelt der Verf. an den Griechen die Sklaverei. Wir sind gar nicht gefonnen, diese an und für sich zu vertheidigen, nicht einmal sind wir der Meinung von Heeren, gegen welchen der Verf. mit Recht sich ereifert, daß nämlich die Sklaverei den Griechen nothwendig gewesen sei, um zu dem Grade von Cultur zu gelangen, dessen sie sich erfreuten. Denn dies würde nichts Anderes heißen als daß ohne Sklaverei keine hohe Stufe der Civilisation zu erreichen sei, was baarer Unsinn ist. Wir wollen nur zu bedenken geben, daß die Geschichte keinen Sprung macht, sondern stufenweise weiter schreitet. Die frühern Staaten kannten theils das Kastenwesen, theils einen unbefchränkten weltlichen Despotismus. Griechenland hatte beide Elemente ausgeschieden; es befanden sich daselbst republikanische Verfassungsformen mit mehr oder weniger Gleichheit der Freien in den politischen Rechten. Aber unmöglich konnte dieses Volk schon zu der vollkommenen Freiheit durchgedrungen sein, die politische Freiheit mußte dem Gange natürlicher Entwicklung zufolge beschränkt sein auf eine gewisse Classe von Einwohnern; die Übrigen, indessen beinahe nicht so zahlreich wie in den asiatischen Staaten, gehörten der Sklaverei an. Ohnedies hängt die Sklaverei mit jenem antiken Grundsatz der volksthümlichen Sonderung zu-

sammen, denn meistens waren die Sklaven kriegerische; mit diesen, einem fremden angeblich barbarischen Volke entsprossen, durfte man anfangen was man wollte. Die Sklaverei mußte sich daher so lange erhalten, als die Idee der Menschheit noch nicht aufgetaucht war, mit ihr zugleich entsteht, dann die Idee der Freiheit würde, die Idee, das Individuum als solches zu betrachten. Dieser Idee ist aber das ganze Alterthum fremd, und eben darum konnte auch die Sklaverei nicht fehlen.

Auch die sociale Stellung des Weibes wird nach Verf. von S. 213 an hart getadelt. Es ist ganz richtig: das Weib wie das Familienleben überhaupt in Griechenland zurück im Vergleich mit unsern Zeiten. Allein der Verf. hätte auch hier bedenken müssen, daß die Menschheit keinen Sprung macht, keine Polygamie, die in den asiatischen Staaten üblich war, konnte man naturgemäß zu keiner andern Stufe des Weibes gelangen als zu der in Hellas. Die Monogamie, freilich mit ziemlicher Beschränkung der Frauen. Ferner ist noch Folgendes zu bemerken: das ganze griechische Leben bewegte sich in der That in der Politik. Griechenland war das erste Land der bisherigen, welches in politischer Beziehung eine große Rührigkeit an den Tag legte, welches die politischen Verhältnisse nach allen Seiten hin durchbildete. Es ist sehr natürlich, daß vor dieser Thätigkeit die andern Beziehungen zurücktreten mußten. Weil Alles in der Politik war, waren die andern Dinge nichts, oder doch nur was in Beziehung zu ihm; daher ist das Familienleben unbedeutend, daher wird selbst die Erziehung als solche betrachtet, daher tritt die Kinderteile zurück. S. 213. mißgestaltete Kinder vom Vater oder Mutter getödtet werden durften, weil man glaubte, sie seien für den Staat keine tüchtigen Bürger abzugeben. Heutzutage werden wir uns mit dergleichen Grundsätzen allerdings auf keine Weise befreundet können, wir sind aber mit nothwendiger Consequenz aus dem Verlaufe des griechischen Lebens. Wenn wir dieses im Auge fassen, sind sie uns erklärlich, erscheinen sie uns natürlich, und wir haben dann kein Recht mehr, gegen sie dagegen loszufahren.

Die Religion der Hellenen (S. 220) wird nach dem Verf. nicht minder getadelt. Er hat jedoch in diesem Abschnitte meist nur den herrschenden Aberglauben geschildert, aber keine Rücksicht auf ihre Philosophie genommen. Wenn von der Religion der Griechen die Rede ist, verdient doch wol die letzten den ersten Platz, denn in ihr gerade spricht sich der tiefste Geist des Volks aus und sie repräsentirt auch den eigentlichen Gehalt der religiösen Vorstellungen der Griechen. In ihr drückt sich auf das schönste jene innige Beziehung der Griechen zu der Natur aus, welche überhaupt ein charakteristisches Moment der alten Welt ist, die den Hellenen besonders gepflegt und auf jene hohe Stufe gehoben ward, auf welcher sie in der Philosophie und heiterstem Sittenleben übergeht. Dieses Sittenleben des Griechenthums hat der Verf. nicht aufgefaßt, er sagt so

her nichts von ihrer Mythologie, wol aber gibt er sich große Mühe, die einzelnen Beispiele des Aberglaubens anzuführen, deren es natürlich bei jeder Naturreligion gibt, deren es auch bei unsern Vorfahren gegeben hat, und deren sogar heutzutage noch bei uns gebildeten Deutschen anzutreffen sind. Wenn der Verf. ferner anführt, daß in Griechenland Leute auch wegen religiöser Ansichten verfolgt, verdammt, bestraft worden wären, so ist das ganz richtig. Aber er vergißt, daß, wie alles Andere, so auch die Religion eine Sache des Staats war, und daß die Religion angreifen nichts Anderes hieß als die Institutionen des Staats erschüttern. Die Religion wurde für Staatszwecke benutzt, mußte dem Staate dienen, und daher mußte der letztere darauf sehen, sie in ihrer Heiligkeit zu erhalten. Mit Recht bestraft er jenen Versuch, diese anzutasten, wenn es sein muß, mit dem Tode, denn er greift dem griechischen Staate an die Wurzel.

In demselben Verhältnisse wie die Religion befand sich die Kunst bei den Griechen. Auch diese war ein Ausfluß von ihrer innigen Befriedigung mit der Natur. Eben weil hierin die Griechen alle andern Völker übertrafen, waren sie auch am geeignetsten, die Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Und eben darum waren sie auch berufen, sie auszuüben und so viel Zeit und Mühe darauf zu verwenden als sie konnten. Wahrhaft spießbürgerlich klingt es daher, wenn der Verf. (S. 234) den Griechen vorwirft, daß sie zu viel für die Kunst gethan, indem sie alle Mittel fast ausschließlich hierfür verwendet hätten; sie hätten dafür mehr für Volksschulen, für Straßenbauten und für Policei thun sollen. Nun wahrhaftig! die Nachwelt würde es Herrn Kolb nicht sehr gedankt haben, wenn die Griechen seinem Rathe gefolgt wären, denn statt genialer Menschen hätte er zwar recht gute, aber dennoch langweilige Philister aus ihnen gemacht! Lieber Himmel! Ist denn das so schwer einzusehen, daß nicht alle Menschen und Völker über einen Kamm geschoren werden dürfen? Daß die einen für Dieses, die andern für Jenes, die dritten wieder für etwas Anderes Sinn, Neigung und Fähigkeit haben, und daß man sie eben darum gewahren lassen muß? Jedes Volk bildet Das in sich und aus sich heraus, was in ihm liegt: es soll nichts Anderes herausbilden, und es kann auch nicht. Die Griechen hatten nun in sich ein künstlerisches Talent, und zwar in einem hohen Grade, eben darum wendeten sie dasselbe an, bildeten sie es aus. Es wäre ewig Schade, wenn sie statt der künstlerischen Productionen, in denen sie ihrer Natur zufolge ausgezeichnet waren, Herrn Kolb folgend, gute Straßen gebaut und die Sicherheitspolizei cultivirt, auch moderne Volksschulen eingerichtet hätten! Von allen diesen Dingen wäre nichts auf uns gekommen, aber die Erzeugnisse ihrer künstlerischen Muse besäßen wir noch, wenn auch nur zum Theile, ergößen uns an ihnen, bilden uns an ihnen heran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. Von Ad. Rutenberg. Berlin, Bock. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts können nicht richtig beurtheilt und begriffen werden ohne Kenntniß der Geschichte des Jesuitenordens selbst, ohne Kenntniß seiner Anfänge, seines Fortgangs, seiner Schicksale; denn nur dadurch lassen sich zugleich die Grundlagen für das Wesen dieses Ordens und des Jesuitismus im engern und besondern Sinne erkennen. Mit Recht hat demnach der Verf. der vorliegenden zeitgemäßen Schrift der eigentlichen Darstellung seines Gegenstandes im ersten Capitel eine kurze historische Übersicht vorausgehen lassen, in welcher er jene Anfänge und weitem Schicksale des Ordens kurz schildert, theilweise nach den Vorlesungen des Franzosen Quinet. Eine Darstellung der Leistungen des Ordens, welche derselbe in den verschiedenen Erdtheilen sowie in den einzelnen Reichen Europas sammt seiner Begründung bis auf unsere Tage „zur größern Ehre Gottes“ fertig gebracht hat, ist hiervon natürlich ausgeschlossen, außer insoweit der Verf. auf die besondere Thätigkeit des Ordens in Verbreitung der römischen Kirche unter den außereuropäischen Völkern besonders hingewiesen und über seine diesfälligen Leistungen sich verbreitet hat. Ubrigens möchte wol auch eine solche in das Einzelne eingehende Darstellung jener Leistungen ihre großen inneren Schwierigkeiten haben. Dagegen erkennt man hier aus jener geschichtlichen Übersicht namentlich die Möglichkeit, wie der Jesuitenorden die Erfolge habe erlangen können, von denen die Geschichte berichtet; man erkennt sie, indem man die Leichtigkeit und Geschwindigkeit erkennt, mit der sich die Jesuiten den Regeln der Klugheit unterwerfen. Diese Regeln, nach denen sie als Missionare unter fremden Völkern verfuhr, sind hier aus der Geschichte ihrer Wirksamkeit zusammengestellt. Diese Regeln haben aber nicht nur zu großen Erfolgen des Jesuitenordens geführt, sondern auch später zur Vernichtung einer jeden Spur seiner geheimen und heimlichen Thätigkeit; und eben auch hierin muß ein Triumph für den Orden, und zwar, bei der Schlechtigkeit seiner Zwecke und seiner Mittel, sein größter Triumph erkannt werden.

Das Alles setzt die Darstellung des Verf. klar auseinander. Dabei macht er mit Recht darauf aufmerksam, daß man den Orden nicht nur als eine kirchliche Einrichtung und nicht nur in kirchlicher Hinsicht, sondern auch in seinen Beziehungen zur Politik, zu den Staaten und deren Regierungen aufzufassen habe. Von dieser Seite betrachtet ist er nicht nur an und für sich der Religion, dem Christenthume (der Verf. nennt ihn geradezu eine Ausartung des Christenthums), der Tugend und Sittlichkeit, er ist auch mittelbar und unmittelbar den Fürsten und Völkern der gefährlichste Feind gewesen; und zwar, den Fürsten gegenüber, die Einzelnen als Königsmörder und als Reichthümer, oder indem sie die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern suchten, „bis alle diese Formen abgenutzt und veraltet wären und nichts mehr übrig bliebe als sich in die Constitutionen und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzufügen“. Das Wesen des Jesuitenordens ist mit Sicherheit und Klarheit in dem Urtheile Peter's I. gezeichnet, das er über ihn aussprach. „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch ebenso gut, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Außere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Trüebwert zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrschaft des Papstes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europas einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten eines Reichs mischen; so leisten

ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen."

Was die Gründe der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 anlangt, denen zum Troß derselbe im J. 1814 dennoch wiederhergestellt wurde, so werden diese Gründe und die nähern Verhältnisse der Aufhebung des Ordens aus der gründlichen und ausführlichen Darstellung des Franzosen Meris von St.-Priest im Aprilheft der „Revue des deux mondes“ vom vorigen Jahre nach authentischen Familienpapieren hier mitgetheilt. Nach der officiellen Aufhebung des Ordens, indem die Jesuiten deßwegenachtet noch hier und da geduldet wurden, waren die Erjesuiten weit gefährlicher als früher, wo sie öffentlich auftraten; und man kann in der That sagen, daß der Jesuitismus nun erst ausgebildet schien, d. h. nicht das Wesen des Jesuitenordens, sondern jenes schleichende Gift, das die schändlichen Lehren und Grundsätze des Jesuitenordens enthalten, nach denen sie zu ihren Zwecken handeln.

Über das Wesen des Jesuitenordens, seinen Charakter, seine Einrichtungen, Bestrebungen, seine Moral und die Grundsätze, worauf die Jesuiten ihre Moral gründen und wonach sie sie praktisch handhaben, verbreitet sich der Verf. im zweiten Capitel ausführlich. In ihrer Sittenlehre zeigen die Jesuiten am offenkundigsten, daß sie die Phariseer des Christenthums geworden sind, wie die Phariseer die Jesuiten des Mosaismus waren. Im dritten Capitel betrachtet der Verf. „die Stellung der Jesuiten zur Gegenwart“, d. h. ihr offenes Auftreten in der neuesten Zeit und, was viel bedeutsamer ist, die Verbreitung ihrer Grundsätze und das Wirken des Jesuitismus, mag derselbe nun von geheimen Anhängern und Genossen des Ordens ausgehen, oder auch nur aus der Verfolgung gleicher Zwecke überhaupt hervorgehen sein. Daß der Jesuitismus die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie, in welcher er als Herrscher gebietet, als letzten Zweck verfolgt, ist aus seiner Geschichte klar und deutlich zu sehen. Jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke in irgend einer Weise beiträgt, hält der Jesuitismus für erlaubt, und ergreift es unbedenklich. Seine Herrschaft ist aber nur erreichbar durch den unbedingten blinden Glauben und dieser wieder nur durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird. Ignaz Loyola will ja, zunächst freilich nur für den Jesuitenorden, daß „der Mensch unter der Hand seiner Vorgesetzten wie ein Leichnam“ sei; der Jesuitenorden selbst aber will, der Menschheit außer ihm gegenüber, daß diese Menschheit ein Leichnam sei, wie einst der römische Kaiser Caligula von dem römischen Volke wünschte, daß es nur einen Kopf haben möchte, damit er es mit einem Stieße vernichten möchte. Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt und so die Bevormundung der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des ungenügsamen, herrschsüchtigen Jesuitismus. Daraus ergibt sich auch, was die Völker und was gewissenhafte Regierungen zu thun haben, damit sie nicht dem Jesuitismus als Opfer verfallen. Die bloße Aufhebung des Ordens als einer äußern Erscheinung, auch wenn sie erfolgen könnte und der Papst zum zweiten Male dazu sich entschloße, würde den Jesuitismus allein noch nicht zerschmettern. Das können nur die Völker durch Das, was dem Jesuitenorden abgeht, durch das reine Christenthum, mit allem Dem, was durch das Christenthum für die Menschheit in Staat und Kirche, in Haus, Schule und Wissenschaft gewonnen worden ist; das können nur die Völker mit ihren gewissenhaften Regierungen durch eine wahrhaft christlich-vernünftige Haltung in allen Beziehungen.

1.

Literarische Notizen aus England.

Ein coup d'état der amerikanischen Böllner.

Es ließe sich gewiß ein eigenes Buch schreiben, wenn man alle die Mißgriffe zusammentragen wollte, welche die Bollscheiden in den verschiedenen Ländern in ihrem Eifer, dem finanziellen Interesse ihrer Staaten zu dienen, schon begangen haben. Gut nur, wenn diese Mißgriffe sich immer im eignen Bereiche halten und nicht, wie es kürzlich in Deutschland geschehen, zu wirklichen Übergriffen sich gestalten, indem sie die Befugnisse der Presspolizei sich zueignen haben. Ein hübsches Beispiel von jener vergleichsweise harmlosen und unschuldigen Art ward kürzlich von amerikanischen Bäumen erzählt. Die französische Deputirtenkammer hatte nämlich eine werthvolle Sammlung von Worten dem Congreß der Vereinigten Staaten von Amerika zu Washington zum Geschenk gemacht, aber, wahrscheinlich in der zweifellosen Annahme, daß dergleichen Geschenke an die souverainen Vertreter des amerikanischen Volks den Zollverordnungen nicht unterliegen, vergessen die Eingangsgebühren zu entrichten. Da die Taxation, für welche das Geschenk bestimmt war, auch nicht Miene machte, diesen Zoll zu zahlen, so ließ die edle Bollscheide mir nichts dir nichts die Bücher im Wege der Versteigerung verkaufen, um zu dem Uebrigem zu kommen. Als dies bekannt wurde, brach aber der Lärm los. Die amerikanische Presse red Scham und Entrüstung wußte nicht Worte genug zu finden, um den Dienstleister der Böllner zu brandmarken, und der Kaiser fand sich veranlaßt, alle Theilnahme an einem so offenkundigen Verstoß gegen die Gesetze auch nur der allgeringsten Öffentlichkeit von sich abzulehnen; der leitende Ausschuss der englischen bibliothek aber ergreift, um sich in der öffentlichen Meinung zu reinigen, das Mittel, eine Untersuchung zur Ermittelung der Urheber dieses seltsamen Mißverständnisses anzuordnen, und die Bücher zurückzufordern und bei der französischen Regierung diesen Fehltritt unter Beifügung des aufrichtigsten Dankes als das Geschenk entschuldigen. Gut nur, daß Frankreich in Bezug auf Amerika nicht die gereizte Empfindlichkeit hat, die sich bei der geringfügigsten Gelegenheit in seinem politischen Verkehr mit England zeigt; wer weiß, ob die Feindschaft der französischen Presse sonst nicht in dieser Beleidigung in casus belli endete hätten.

Ein Gedicht von Mrs. Norton.

Mrs. Norton, welche ihre Vertreter den weiblichen Byron nennen, hat in dem jüngsten Kinde ihrer Muse: „The child of the islands, a poem“, dem einstigen Schwanen Englands, dem vier Jahre alten Prinzen von Wales, in herrlichen wohlklingenden Stangen den Zustand des Reichs zu England an das Herz gelegt. Was der Heißsporn des „young England“, Lord Ashley, unter seinen Pächtern und Bauern praktisch ins Werk zu setzen sucht, einen größern und regern Verkehr und Umgang zwischen den verschiedenen Ständen, zwischen den Armen und den Reichen, findet an der Dichterin einen beredten und hinreißenden Anwalt. Was John Ruskin, der dichtende Weber, was der in der Blüte seiner Jahre stehende geniale Volksdichter Robert Nicoll gesungen, dieselben Klagen, dasselbe Weh tönt wider aus den Stangen der Mrs. Norton. Ihre Phantasie erschöpft sich, die Gegensätze unferer gesellschaftlichen Zustände in ihren schroffen Erscheinungen einander gegenüber zu stellen: die Wiege des königlichen Kindes mit den zahllosen Gaben, die das Glück ihm jetzt beschert und für die Zukunft vorbehält, gegenüber dem Kosse der armen Hühnerinnen, der Arbeiter in den Bergwerken, des Bediensteten hinter seinem Stuhl. Da dieses Dichterstück das Leidensthema der Jetztzeit behandelt, so wird bei seinen hohen literarischen Vorzügen und dem Umfange, daß seine Werkstoffe dem schönen Geschlechte angehört, ihm schwerlich der dankende Umbichter fehlen.

12

Mittwoch,

— Nr. 141. —

21. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Hinsichtlich der Wissenschaften sucht der Verf. den Griechen auch so viel wie möglich abzugewinnen. Er tadelt gewissermaßen an ihnen, daß sie z. B. in den Naturwissenschaften noch nicht so viel gewußt als wir, daß die Historiker, wie Herodot, sich zu Vieles hätten aufbinden lassen, daß Thukydides Reden gemacht, wie sie niemals zuvor gehalten worden, und vergift bei alle Dem, daß die Wissenschaft der Griechen besonders deshalb für uns Muster ist, daß Inhalt und Form, Stoff und Darstellung auf das schönste einander durchbringen, daß die plastische Darstellung dem hellenischen Historiker jene Bewunderung verschafft hat, die wir ihm heute noch zollen, und daß, wenn auch die Reden wirklich nicht so gehalten worden waren wie sie der Geschichtschreiber aufbewahrt hat, dennoch das Wesentliche derselben keineswegs etwas Anderes war.

Auch die Kriegswissenschaft der Hellenen findet er noch roh im Vergleich mit unsern jetzigen Heeren! An den Bestimmungen hinsichtlich des Handels hat er ebenfalls Manches auszuweisen. So tadelt er (S. 246), daß die Athener kein Getreide, Bauholz, Wachs u. s. w. ausführen ließen, daß für das Getreide ein Maximum des Preises festgesetzt war, daß Niemand über eine gewisse Menge Getreide auflaufen durfte — lauter Dinge, die wir wenigstens lobenswerth finden, weil sie darauf ausgingen, Theuerung, Verarmung oder Hunger zu verhüten. S. 250 kommt er darauf zurück, daß bei den Griechen fast Alles auf das öffentliche Leben gerichtet und das private in den Hintergrund gedrängt gewesen sei, weshalb zwar die Tempel, Hallen, Religions- und Staatsgebäude mit der größten Pracht ausgestattet worden, die Privatwohnungen dagegen ein ärmliches Bild darstellten. S. 252 tadelt er bei den Spartanern die in alle Verhältnisse eingreifende Macht des Staats, so namentlich die Erziehung. Wir haben aber schon oben angegeben, daß Das nicht anders sein konnte, daß Das mit dem Wesen des Hellenenthums zusammenhing.

Ehe der Verf. von Griechenland scheidet, gibt er noch (S. 259) einen Gesamtüberblick über Das, was

er darüber gesagt, und findet, daß wir uns eben doch sehr freuen dürften, nicht in der hellenischen Blüthezeit leben zu müssen, sondern in der unserigen, denn wir hätten doch Buchdruckerkunst, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Sklavenemancipation, von welchen Dingen die Griechen nichts gewußt!

Die Römer, zu denen der Verf. nach kurzer Besprechung der macedonischen Zustände (S. 265) übergeht, setzt er weit über die Griechen, weil sie grandiose praktische Werke ausgeführt, findet aber an ihnen doch theils den Mangel gänzlicher Freiheit zu tadeln, also die Nichtanerkennung der menschlichen Urrechte, theils die Verachtung der Fremden, die sie, wie die übrigen Nationen des Alterthums, als Barbaren ansahen. Die Sklaverei genirt ihn auch bei den Römern, er schildert alle Greuel, die daraus entsprangen, bedenkt aber nicht, daß gerade bei ihnen, die vorzugsweise ein kriegerisches Volk waren, die Sklaverei sehr erklärlich ist, und selbst die Noth, mit welcher sie die Sklaven behandelten. Daß das Weib bei den Römern ebenfalls zurückstand, der rücksichtslosen Gewalt des Mannes preisgegeben, finden wir sehr natürlich, denn auch die Römer gehörten noch zum Alterthume.

Der Verf. bespricht dann den Ackerbau, das Gewerbetreiben, den Handel, das Kriegswesen, die äußere Politik, die Behandlung der besiegten Völker, die schönen Künste und Wissenschaften, die allgemeinen Lebensansichten und Verhältnisse, die Volksbildung, das Religionswesen, Rechtswissenschaft, Finanzverwaltung u. s. w. Aber er wirft hierbei die verschiedenen Epochen der römischen Geschichte, namentlich die Zeiten der Republik und die des Kaiserreichs untereinander, wodurch die Klarheit des historischen Bildes getrübt wird und die volkshistorische Bedeutung des römischen Volks gänzlich verschwindet. Denn offenbar hatten die Römer eine doppelte Aufgabe zu lösen: einmal nämlich sollten sie noch ein Moment der antiken Weltansicht durchbilden, zweitens waren sie dazu berufen, das ganze Alterthum aufzulösen und eine neue Zeit vorzubereiten. Beide Aufgaben aber hingen miteinander zusammen, die zweite entsprang naturgemäß aus der ersten. Während nämlich in Griechenland vorzugsweise die schöne, künstlerische, ideale Seite des antiken Lebens repräsentirt war,

sollte in den Römern die praktische, staatliche, rechtliche zur Vollendung gelangen. Die Griechen sind vorzugsweise ein künstlerisches Volk, die Römer ein kriegerisches. Diesem ihren Wesen entspricht denn auch der Anfang ihrer Geschichte, sie ermangeln der Cultur, der Civilisation, der Verfeinerung, der Wissenschaften. Dagegen wird Alles, was sich auf das Praktische bezieht, auf das öffentliche Leben, auf Recht und Gesetz, durchgebildet, und zwar bekanntlich mit einer so scharfen Consequenz, daß wir heute noch von ihnen lernen. Als ein Volk des Alterthums ist es natürlich auch vorzugsweise dem Staate, dem Allgemeinen zugewendet: Weib, Familie, Individuum als solches tritt vor ihm zurück, das Gefühl, das Gemüth wird darum nicht berücksichtigt; die Haupttugend besteht darin, tüchtiger Bürger, braver Soldat zu sein. Das Religionswesen ist daher auch nur als Staatsmittel zu betrachten. Wegen der innern Durchbildung des römischen Staats, wegen der consequenten Durchführung aller Zustände, die sich darauf beziehen, übertraf nun das römische Volk alle andern des Alterthums an äußerer Gewalt, und darum war es vorzüglich dazu berufen, ein Kriegsvolk zu sein und die andern durch Eroberung sich zu unterwerfen, und dies geschah auch. Denn Rom hatte vom Alterthume jenen Grundsatz der Nichtanerkennung fremder Nationalitäten bis zur höchsten Schärfe ausgebildet; es begnügte sich nicht damit, sie als Barbaren zu verachten, sondern es raubte ihnen auch ihre Unabhängigkeit. Aber indem Rom fast die ganze damals bekannte Welt sich unterwarf, löste es gerade jenen Grundsatz factisch auf, welcher die Eroberung hervorgerufen, denn es brachte überall seine Institutionen und Staatseinrichtungen hin, und versuchte daher, aus den verschiedenen einander fremd entgegenstehenden Nationen ein Ganzes zu bilden. Der Gedanke einer allgemeinen Menschheit war daher durch eben diese Römer, obwol sie es keineswegs im Sinne hatten, dennoch durch die That vorbereitet. Sie sollten aber noch durch etwas Anderes erfolgreicher für die Verbreitung dieses Gedankens wirken, nämlich durch die Aufnahme der christlichen Religion, welche mehr wie irgend eine andere Erscheinung zur Auflösung der antiken Weltanschauung mitwirkte.

Nachdem aber Rom diese Aufgabe erfüllt hatte, mußte es untergehen. Und sein Untergang war wiederum bedingt durch seine eigenen Elemente, gerade durch diejenigen Kräfte, durch welche es stark geworden war. Die kriegerische Tüchtigkeit unterwarf den Römern die fremden, in Civilisation weit vorangeschrittenen Nationen, dadurch kamen auf einmal Schätze und Genüsse nach Rom, wovon die Einwohner bisher keinen Begriff gehabt; diese Resultate einer verfeinerten Cultur konnten aber bei den noch rohen Römern nur einen nachtheiligen Einfluß hervorbringen, sie erzeugte statt wahrer Bildung Luxus und Schlemmerei. Dadurch wurde das ganze sociale Leben vergiftet, dieses erzeugte sittliche Verschlechterung, in Folge davon namenlose Streitigkeiten um die Herrschaft, endlich den Despotismus der Kaiser, der den

Staat dann so herunterbrachte, daß er, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, in die Hände der Barbaren fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Camilla, Prinzessin von Biffignano oder: Die Rache. Roman von J. Satori (Reumann). Drei Theile. Leipzig, Gerhard. 1844. 8. 2 Hfr. 20 Kgr.

Phantasie ist der Verf. nicht abzuspüren, sie hat sich in glaubliches Ausgedacht und dem Unglaublichen vermodet, doch kein Interesse zu geben. Der Roman spielt in Rom, und man erlebt sogar eine Scene aus der Masaniello-Affäre, doch ist außerdem wenig Neapolitanisches dabei, weder Lateran noch Nationalfärbung. Der Held ist ein Räuberhauptmann, er entführt Camilla, die Prinzessin von Biffignano, indem er sie vor einem verhassten Freier gerettet hat. Sie ist ihr glücklich mit ihm und erfährt erst zwölft Jahren, daß sie Gemahlin ist. Die Räubergesellschaft, welche sich die Bündeten nennt, hat ihre eigenthümlichen Gesetze, unter denen, daß der Hauptmann nie bei Raub und Mord die Hand im Spiel habe, was für unsern Helden sehr bequem ist; er ist sich im Laufe der Begebenheit weder als klug noch als pfeif. Um seine erste Frau zu rächen, welche durch einen hohen Gesellschaften verführt und verrathen war, befehlt er seinen selbst und erzählt ihm, daß er Rache an ihm nehmen will. Natürlich wird er ins Gefängniß geworfen. Die Liebhabin befreit ihn, nachdem er mit seinem Blute einen Gemal untergeschrieben, der ihn an die Bande bindet; sie haben die Heiligkeit Rache geschworen. Der Verführer in der That wird durchgeprügelt, sodann verliebt sich unser Held in die Tochter in die Prinzessin Camilla, lockt sie auf sein Schiff, während sie, seine Gattin zu werden; um ihr eine Blume in die Hand zu legen, begibt er sich in Lebensgefahr und stirbt an einem Thurne herab; dadurch befreit er ihre letzten Heiligkeit in Betreff des Vaters, den sie verlassen hat; er hört nun ihm mit Leib und Seele. Es ist viel Unfug in den Begebenheiten der drei Theile und die Breite der Erzählung ist nicht geeignet, dieselbe genießbar zu machen.

2. Robert Surcouff, französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Baugen, Schlüssel. 1844. 8. 1 Hfr.

Während der fortdauernden Seekriege zwischen Britannien und Frankreich wurden in beiden Ländern viele Schiffe ausgerüstet und die französischen Piraten thaten durch den kühnen Bau ihrer Fahrzeuge, durch ihr schnelles Segeln und die Seltsamkeit und Bravheit der Mannschaft dem britischen Handelsverkehr den Abbruch. Der vorzüglichste, tapferste, listigste und erfindendste dieser Piraten war Robert Surcouff, dessen Leben uns hier mit dem Publicum vorgelegt werden. Er starb 1843, umgeben von Kindern und Enkeln und allgemein geliebt und geehrt. Seine Biographie kann nur interessant sein; die Verurteilung der humansten Gesinnungen mit dem inhumanen Beruf bietet dem Psychologen Stoff zum Nachdenken. Als Roman hat Ref. das vorliegende Werk nicht rühmen, die Roman-Ingenieure nehmen sich fremdartig aus in dem historischen Stoff, sie erhält gleichsam nur Fegen von Jedem und Alles ist zusammengestellt. Auch Politik findet man darin und viel Urtheile und Besprechungen über Napoleon und dessen Werke; man wundert sich und begreift nicht, warum man sich nicht schon längst Abgemachtes noch einmal lesen und denken, es hat Bezug auf den Helden des Romans — nein. So auch eine Beschreibung von Venedig gegen Ende des Buchs; sie steht kaum im Zusammenhang mit dem Helden. Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es durch

einzelne Bestandtheile vom Zufall zusammengewürfelt; doch von den einzelnen Bestandtheilen sind manche recht interessant.

3. Amandus und Amanda. Familiengemälde von Hermann Ams. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. 1 Zhr.
4. Juliens Nachlaß. Von der Verfasserin von Juliens Briefen. Leipzig, Wienbrad. 1844. 8. 22 1/2 Ngr.

Ref. kann unmöglich diese zwei Werke zu der Unterhaltungsliteratur rechnen, da sie beide sich eine ernstere Tendenz als die Unterhaltung erlaubt gewählt haben. Sie handeln beide über Erziehung. In „Amandus und Amanda“ wird „ein glückliches Familienleben das Höchste Gut des irdischen Daseins“ genannt, und zur Erreichung desselben vor Allem „das Christenthum“ angerathen, welches es durchdringen und heiligen soll. Wir wollen nicht diese Überzeugung widerlegen, wol aber wäre an der Eintreibung derselben Mancherlei auszustellen. Erstens der kleine enge Druck auf grauem schlechten Papier, sodas Vater und Mutter sich die Augen dabei verderben; für die Kinder ist keine Gefahr, denn diese lesen das Buch nicht; es ist sogar zweifelhaft, ob Eltern und Lehrer es lesen, da die breiten und gedehnten Reflexionen ohne alle Folgenreihe nicht wenig ermüden. Die Erziehungslehren beginnen auch wirklich von Anfang an, ja noch vor der Hochzeit der Eltern, indem eine zu große Uebereinstimmung ihrer Charaktere die Charaktere der Kinder beeinflussten möchte; der ernste Mann soll deshalb eine heitere Frau nehmen. Eine Anleitung, wie das Christenthum zu lehren sei, scheint Ref. nicht ohne Verdienst; man sieht, der Verf. hat darüber wie über so Manches nachgedacht, doch ist der Stil sehr vernachlässigt oder vielmehr unbehülflich und schülerhaft und das ganze Buch ist auf sehr fromme und geduldige Leser und Leserinnen berechnet.

„Juliens Nachlaß“ ist vorzüglich auf Töchtererziehung gerichtet. Wir sehen die sterbende Julie ihre zwei Pflögötter ermahnen. Beide haben Kinder zu erziehen; die eine ist an einen blinden Mann verheirathet, die andere auf dem Punkt, eine Keigung zu einem fremden Maler zu hegen; die Sterbende empfiehlt ihr „Selbsterziehung“, der zweiten Pflögötter, welche Witwe und eine praktische Frau ist, empfiehlt sie die schwärmerische Freundin, der sie in der Erziehung ihrer Kinder beistehen soll.

„Ich fand stets, daß nur Der, welcher der Wirklichkeit, sie verschönernd, angehört, zur praktischen Erziehung tüchtig ist. Ein poetisches Weib kann Reichthümer des Wissens, des innern Lebens ausströmen in Kinderseelen, aber nie wird sie allein die ruhige, ungehörte Entwicklung ungehörte watten lassen und durch seltene, sanfte, ruhige Darstellung vollenden. Sie wird immer Überspannung, Überreizung herbeiführen. Ruhige, Lebensfrohe, glückliche Erdenbürger, die froh im Gebet zum Himmel aufschauen, sonst aber der schönen Erde mit reinem Sinne recht froh werden und ihr für dießseits recht heiter angehören — die wird eine Phantasie, die über Idealen schwebt, nie bilden; sie wird die schöne Menschlichkeit verwischen, um Engel zu bilden. Hätte Gott uns schon hienieden zu Engeln bilden wollen, wie leicht wäre es ihm gewesen! Und ach, es ist schrecklich, aber wahr, daß oft unter dem Engelsflügel das Thier am nächsten steht.“ Die Verf. scheint überzeugt zu sein, daß ausgezeichnete Frauen nicht die besten Mütter und Erzieherinnen sind. Wir wollen die Verf. noch einige Male selbst sprechen lassen, um einen Begriff von ihrem Werke zu geben.

„Wie schwer überhaupt Erziehung ist, habe ich selbst so oft in Erfahrung gebracht, und wenn ich die Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Wirkungen von manchen allgemeinen Lebensregeln in der Anwendung, die die Kinder davon machen und zeigten, überfah, so fand ich, daß es größtentheils um in ruhiges Plätschen, besonnene Beobachtung und ein liebevolles Wort zu thun war. Vieles Einwirken machte das Leben gerade zu dem Gegentheil von Dem, was man sich davon ver-

sprach. Nares, sanftes Reichtum ist wahrhafte Weisheit und freundliches Dorthun eigentliche Lehre.“

Ferner sagt sie: „Wie aus jener heiligen Sage von der Witwe Othrygeln schon hervorgeht, daß Gott den Witwen seinen besondern Segen gibt, in nie versiegenden Gaben und Quellen innern Reichthums; daß er immer hilft, oft wunderbar und sichtlich — das fand ich zu oft, um es je bezweifeln zu können. Die edelsten, glücklichsten Menschen, die ich kenne, sind Kinder armer, frommer Witwen, die mit Vertrauen auf den Beistand des Höchsten ihre Kinder mit unglaublich Wenigem erzogen. Und wie oft hörte ich nachher von diesen Menschen, daß nie ganz die Nahrungsquelle versiege. Wie bei jenen Othrygeln sah man oft das Ende des Unterhaltes, denn noch fehlte es nie an Brot und Frieden. Denn im Glauben: „Gott wird helfen!“ erhöhte sich die Kraft, die er unterstützte, und sein Segen war sichtlich mit ihr.“

„Unterricht und Erziehung wird gewöhnlich als Eins betrachtet und doch ist's sehr verschieden. Nicht die Kenntnisse bilden den innern Menschen, sie können nur nützlichen Stoff für das Leben geben, nicht die sittliche, geistige Gestalt formen und leiten. Außer den Lehrstunden entwickelt sich das Kind mehr als in denselben, und was gewöhnlich nicht beachtet wird, die Zeit zwischen denselben, ist viel wichtiger.“

„Beschäftigung nanntest du mit mir die Seele der Erziehung und alle Kinder greifen freudig, begierig nach ihr, vermessen sie selbst bei ihren Genüssen, wenn diese leer davon sind. Ich habe durch sie das meiste Gute, was ich in junge Seelen pflanzte, erreicht, indem ich die Beschäftigungen ordnete und theilte. Entfernt von jener Angstlichkeit, die wie ein unsichtbares Leiteband die Kinder hält, wacht doch, auch abgewandt, scheinbar nur mit andern Dingen beschäftigt, einer guten Mutter Auge über den Kleinen.“

„Ein Lehrer ist, wenn er liebenswürdig ist, immer gefährlich für ein junges Herz, und dann um so mehr, wenn er Privatstunden gibt, mehr noch als es in einer Lehranstalt der Fall ist. Daß ein Privatlehrer (Hofmeister) das Gefährlichste ist für Mädchen-Unterricht und -Erziehung, und durchaus vermieden werden sollte, ist, obgleich tausend Erfahrungen stets und immer davor warnen, immer noch nicht genug erkannt.“

Die Verf. warnt vor einer Bildung über den Stand, sie will die Töchter vor Allem zur Häuslichkeit und zu guten Hausfrauen erzogen haben; hierzu gibt sie zwei Wege an: entweder die Kleinen in häuslichen Geschäften heranwachsen, sich in früher Zeit zu häuslichen Verrichtungen gewöhnen zu lassen, oder ihnen nach vollendeter Erziehung systematisch die Pflichten einer Hausfrau zu lehren. Letzteres erachtet sie als Rathbeß und nicht so empfehlenswerth als die erstere Methode, da das junge Mädchen schon Freude an geistiger Beschäftigung bekommen und den Sinn für die langweilige mechanische Thätigkeit verloren hat. Selbst wenn das Mädchen sich nicht verheirathet, meint die Verf., seien häusliche Talente ihr vortheilbringend:

„Ein fürs Haus erzogenes Mädchen, das gottesfürchtig, fleißig, unermüdet thätig ist, wird auch als Helfende in jedem Hause willkommen sein. Sie wird sich in der Folge auch unverheirathet nicht unglücklich und allein stehend fühlen, denn sie kennt kein höheres Bedürfnis.“

Im Ganzen enthält das vorliegende Werkchen sehr viel Wahres und Schönes, und wenn Ref. auch nicht ganz mit der Meinung der Verf. übereinstimmt und die Koch-, Näh- und Wasch-Passionen der Frauen für ebenso große Klippen hält als alle andern Passionen; obgleich Ref. meint, daß mit gutem Willen und gesundem Verstand die Hausfrauenspflichten leicht erlernt und erfüllt werden: so muß er doch der Autorin zugestehen, daß sie ihre Ansicht gut durchgeführt hat und daß dem Werkchen eine edle Absicht zu Grunde liegt. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sprache.

In Paris erschien neuerdings die erste Abtheilung des hundertsten Bandes von dem bekannten Werke: „Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société de géographie“; sie enthält: „Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue berbère“, verfaßt vom verstorbenen Venture de Paradis, vormaligem Lehrer der türkischen Sprache an der königl. Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen und erstem Dolmetscher bei dem Oberbefehlshaber der Armeen des Orients, durchgesehen von Amadée Jaubert und herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft. Vom J. 1824 an hatte diese Gesellschaft sich vorgenommen, die handschriftlichen Werke des Professors Venture, welche nach des Verf. Tode von Volney auf der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden, zum Vortheil der Geographie und Philologie herauszugeben. Da nun, seitdem die französischen Soldaten auf dem Boden Afrikas in täglichem Verkehr mit den Kabylen sind, welche diese Mundart (das Berberische) sprechen, die Herausgabe dieser werthvollen Arbeiten gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, so hat die Gesellschaft vom Minister des Krieges seinen Beistand zur Ausführung dieses nützlichen Unternehmens ohne Mühe erhalten, und sie hat den Pair Amadée Jaubert beauftragt, dem Drucke der Grammatik und des Wörterbuchs der berberischen Sprache vorzustehen. Dem Terte dieses gelehrten Werks geht ein Avertissement von Jaubert und eine biographische Notiz von Somard über Venture de Paradis voraus, welcher am 8. Mai 1739 zu Marseille geboren war und während Napoleon's Expedition nach Syrien im Mai 1799 starb. Das Werk schließt mit einem Anhang, mehr von demselben Verf. 1788 gesammelte Reisebeschreibungen des nördlichen Afrikas enthaltend, welche einen Theil von Marnal's Papieren, die gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt sind, ausmachten.

Geschichte.

Von Auguste Bidalin ist vor kurzem erschienen: „Edouard III et le régent, ou essai sur les mœurs du 14ième siècle.“ Das 14. Jahrhundert, welches mit den Unruhen einer bestrittenen Erbfolge begann und inmitten der Unordnungen einer von Wahnsinn begleiteten Minderjährigkeit endete, könnte zu den unglücklichsten, welche je ein Volk heimgesucht haben, gezählt werden, wenn nicht die Regierung Karls V. viele Unglücksfälle wieder gut gemacht hätte, und wenn nicht aus dem Schooße der Verheerungen, die Frankreich verwüsteten, Keime entsprossen wären, welche, wenn nicht sogleich, doch in einer ziemlich nahen Zukunft sich zur Größe und Wohlfahrt des Landes entwickeln mußten. In dieser harten Probe, die Frankreich zu bestehen hatte, liegen zwei Dinge jetzt am Tage, welche, obgleich damals nicht klar begriffen, nichtsdestoweniger später ihre notwendigen Folgen haben mußten: nämlich die Antipathie gegen fremden Einfluß, von dem man so viel Übel gelitten, und das Mißtrauen gegen die Feudalherrschaft, welche nicht allein zu schwach war, dieselben zu verhindern, sondern sie auch verschuldet hatte. Und als man später diese wichtigen Folgen wahrnimmt, muß man ihre Ursachen im 14. Jahrhundert, unter den schmachvollen Demüthigungen der Regierung Karls VI. und den traurigen oder glorreichen Abwechselungen der Regierung Karls VII. auffuchen. Schon die Erwägung ihrer Folgen für die Zukunft würde dieser Geschichte ein großes Interesse ertheilen, selbst abgesehen von dem Interesse, welches ihr eigenthümlich ist. Doch diese Geschichte wollte Hr. Bidalin nicht schreiben, sondern er hat die vornehmsten Personen dieses merkwürdigen Jahrhunderts herausgegriffen und ihre Charaktere studirt, und der Versuch, den er neuerdings

öffentlich bekannt gemacht hat, ist das Ergebnis des gelehrten Studiums, welches er von ihnen gemacht hat. Zudem er das Detail der Begebenheiten vernachlässigt, bemächtigt er sich der Masse der Begebenheiten, ordnet sie mit Kunst und gibt seinem Gemälde eine dramatische Bewegung und das Colorit, welches einem Gemälde Leben ertheilt. Hr. Bidalin fängt damit an, die respective Stellung der verschiedenen Mächte Europas zu jener Zeit kurz zu beschreiben, und zeichnet somit den Raum, auf dem die beiden vornehmsten Staaten, Frankreich und England, ihre Rolle spielen sollten. Zuerst gibt er dem Leser eine Vorstellung von den Verbrechen, welche in England der Thronbesteigung Eduard's III. vorangingen, und von den Kränkungen, welche Frankreich zu dulden hatte, ehe die Rettung diesem Lande Karl V. schenkte. Er zeichnet mit einem wirklichen Talent der Beobachtung und Ausführung Eduard's Portrait, eines staatsklugen Königs, dessen Gewandtheit der Aeuersichtigkeit so nahe kommt, und das Portrait des weisen Königs von Frankreich, welchem er die Stelle, die ihm unter den großen Königen gebührt, anweist. Der Schwarze Prinz, die heldenmüthige Stütze des Erstern; Karl der Schlimme, der böse Genius des Letztern; Jacques Artevelle, Tribun von Flandern; Marcel, Tribun von Frankreich — figuriren Jeder in der Reihe, welche er in dem Gemälde einnehmen soll; vorzüglich ist Marcel mit besonderer Sorgfalt vom Verf. geschildert worden. Er beschloß, die Kammern als oberste Lenkerin der gouvernementalen Bewegung unter dem Schilde des Generalcapitains zu gründen. Durch dieses System wurde Letzterer dem Regenten Frankreichs entgegengestellt; dem königlichen Panier das Panier des Volks; der erblichen Gewalt die Wahlgewalt. Die Politik des Jahrhunderts, seine Sitten, seine Ritterspiele und seine theatralischen Vergnügungen beschäftigen wechselseitig den Geschichtsschreiber. Endlich versteht es der Verf., ernste Lehren der Erfahrung und nützliche Wahrheiten aus seiner Erzählung zu ziehen.

Ein neues Werk über die Académie française.

Der erste Band einer „Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française, depuis sa fondation jusqu'à nos jours (1635—1844)“, von M. Tyrée Lasset, ist jetzt in Paris erschienen. Der Verf. erzählt zuvörderst, nach Pellisson, dem Abt Olivet und d'Alembert, die allgemeinen, auf die Geschichte und Organisation der Académie française sich beziehenden Thatfachen, und gibt die Liste der von der Académie vorgeschlagenen Gegenstände der Mitbewerbung und der von ihr zuerkannten Preise von Wohlredenheit und Poesie von der Zeit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Nach dieser Einleitung beginnt die besondere Geschichte eines jeden Fauteuil, bezeichnet durch den Namen des berühmtesten Mannes unter denen, die ihn eingenommen, eine aus kurzgefaßten, aber interessanten Notizen bestehende Geschichte der Akademiker, die aufeinander gefolgt sind. Der erste Band begreift den Fauteuil Fléchier's, von Godeau, seinem ersten Inhaber, bis zum Grafen Rolé; den Gresset's, von Gombauld bis zu Victor Cousin; den Volney's, von Chapelain bis zum Grafen Sainte-Aulaire; den des Abtes Girard, besetzt von Philippe Habert im J. 1634, und jetzt von Herrn Briffault; endlich den Fauteuil Esmeinard's, von Germain Habert bis Lacretelle. Das ganze Werk wird vier Bände ausmachen.

Eine neue Ausgabe der „Théorie des lois politiques de la monarchie française“, von Mlle. de Lérabrière, ist soeben in Paris erschienen. Diese neue Ausgabe ist anscheinlich vermehrt und von dem Vronome de Lérabrière, unter Begünstigung der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, besorgt worden. Sie besteht aus vier Bänden in Grosctab.

31.

Donnerstag,

— Nr. 142. —

22. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 141.)

Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie wichtig die Römer für die Geschichte der Menschheit sind, indem sie die Anschauung einer lange andauernden Epoche schließen und den Übergang zu einer von dieser doch so ganz verschiedenen bilden. Es wäre die Aufgabe des Geschichtschreibers der Menschheit gewesen, auf diese Dinge näher einzugehen und die verschiedenen Zeiten und Richtungen in der römischen Geschichte voneinander zu sondern. Er hätte hier Gelegenheit gehabt, einen Rückblick zu thun auf die charakteristischen Merkmale der antiken Weltanschauung, wodurch denn der Geist und das Wesen der neuen Epoche, des Mittelalters, und der unverkennbare Gegensatz desselben zum Alterthume deutlicher hervorgetreten wäre. Folgendes hätte sich dann als das Resultat der Geschichte der alten Cultur gezeigt: Vorherrschen der Naturgewalt, der nach außen gerichteten Thätigkeit, Zurücktreten des Gemüths, daher des Weibes, der Familie; Vorherrschen des äußern Lebens, der Öffentlichkeit, daher Zurücktreten des Individuums als solches; Vorherrschen des Rechts der Stärke, daher allenthalben Sklaverei; Nationalreligionen, durch die umgebende Natur erzeugt, nur auf ein Volk berechnet, daher Nationalgötter; streng gesonderte einander fremd entgegenstehende Nationalitäten, Patriotismus, aber keine Idee der Menschheit. Der Gegensatz zu dieser Weltanschauung wäre: Vorherrschen des innern Lebens, des Gemüths, daher Hervorheben des Weibes, der Familie, des Individuums als solches betrachtet; allgemeine Religion, dadurch Idee der Menschheit, der individuellen Freiheit; Zurücktreten der schroffen Nationalitäten. Es versteht sich, daß man zu der letzten Weltansicht, welche die des Mittelalters ist, nicht auf einmal gelangen konnte, es mußte erst die alte Welt mit ihrer Anschauung überwunden werden, und zwar innerlich; es mußte also eine Zwischenstufe geben, eine Epoche der Auflösung. Diese bilden die Römer. Wir haben oben schon angedeutet, wie durch sie die Idee der schroffen Nationalität gebrochen ward. Sie trugen aber eben dadurch auch dazu bei, die alten Nationalreligionen aufzulösen, denn durch

die politische Vermischung zerfielen sich auch die verschiedenen Religionen; die Römer brachten ihre religiösen Vorstellungen in die eroberten Provinzen, aber dafür nahmen sie auch die Mythologien derselben wiederum nach Rom. Durch diese Zerstörung der naturgemäßen Einheit verloren aber die Religionen ihren ursprünglichen Gehalt, ihre tiefere Bedeutung, und konnten bald um so weniger befriedigen, je mehr das äußere sociale Leben bei der Masse der Völker, und selbst auch bei den Reichen und Vornehmen zerrüttet und vergiftet war. Aus dieser Auflösung der ursprünglichen Religionen ist der maßlose Aberglaube zu erklären, der sich in den spätern Zeiten des römischen Reichs findet: es spricht sich in ihm offenbar schon das Verzweifeln an dem alten Glauben aus. Außerdem aber gibt es noch genug Anzeichen von dem sehnlichen Bedürfnisse nach einer neuen Religion, welche dem gedrückten Menschengeschlechte Trost und Beruhigung gewähre.

Von diesem Gesichtspunkte aus hätte der Verf. die altrömische Religion und das Christenthum betrachten sollen. Aber die eben angegebenen Momente berührt er nicht einmal, und vom Christenthum hat er eine durchaus oberflächliche Ansicht. Es ist schon ganz unpassend, daß er es in der römischen Geschichte gleichsam nur gelegentlich bespricht (S. 312), während diese ewig denkwürdige Erscheinung, welche heute noch die Grundlage unserer Bildung und zum wenigsten unserer sittlichen und religiösen Vorstellungen ist, eins der wesentlichsten Momente der neuen Zeit ausmacht und im schroffsten Gegensatz gegen die antike Weltanschauung dasteht. Mit dem Christenthume hätte der Verf. eine neue Epoche beginnen müssen. Er hat aber, wie es scheint, gar keine Ahnung von seiner welthistorischen Bedeutung. Es wäre seine Aufgabe gewesen, das Wesen dieser neuen Religion aufzufassen und zwar im Gegensatz zu den Culten des Alterthums. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum sich besonders dadurch von jenen unterschied, daß er nur einen Gott, und zwar einen für die gesamte Menschheit annahm, wodurch es befähigt war, zu einer Weltreligion zu werden, während die alten Religionen immer nur auf ein Volk beschränkt waren. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum den Menschen auf sich selbst zurückführte, ihm sein Inneres er-

öffnete, seine Gefinnung zu bessern suchte, überhaupt das Individuum als solches hob, während bei den Culten des Alterthums jede moralische Erhebung, jeder Trost und Beruhigung bereits verschwunden war. Wie das Christenthum entstanden, was es um die Person Christi für eine Bewandnis gehabt, ist durchaus Nebensache. In der Geschichte der Menschheit handelt es sich nur darum, zu zeigen, warum diese neue Religion in kurzem so großen Beifall gefunden, und die Antwort darauf kann keine andere sein als: weil die neue Weltansicht der Menschheit Bedürfnis geworden war, weil die alten Religionen nicht mehr ausreichten. Aber statt Dessen gibt der Verf. folgende vier höchst platte Gründe für ihre Verbreitung an: 1) Die Gleichgültigkeit des Polytheismus gegen das Emporkommen jeder neuen Religion. 2) Die Vortheile, welche verschiedene der römischen Herrscher für sich persönlich aus der neuen Lehre zu erlangen hofften. 3) Der fanatische Eifer der ersten Christen. 4) Das Mirakelwesen. Das ist eine durchaus verkehrte und beschränkte Auffassung der Geschichte der Menschheit. Wir gehören gar nicht zu Denen, welche das Christenthum in Allem und Jedem vertheidigen, und es etwa gar als eine göttliche Offenbarung ausgeben wollen: nein, wir betrachten die christliche Religion rein vom historischen Standpunkte aus. Aber gerade weil wir dies thun, so müssen wir ihr ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre weltgeschichtliche Verrechtigung vindiciren. Sie war vorbereitet, schon mehrere Jahrhunderte — der Verf. hätte als solche Vorbereitungen die Philosophie Sokrates' und Platon's recht gut annehmen können, sowie auch die Alexandriner, und die verschiedenen jüdischen Sekten —, sie mußte daher eintreten, und als dies geschah, so mußte sie der ganzen sittlichen Stimmung der damaligen Welt gemäß allgemeine Verbreitung finden: die einzelnen äußern Ursachen, die dazu mitgeholfen haben mögen, sind gegen die eigentlichen Motive doch nur Bagatellen.

Daß das Christenthum gleich anfangs einige keineswegs zu vertheidigende Schwächen zeigte, wollen wir nicht leugnen. Sie lagen jedoch ebenso im Wesen des Christenthums, namentlich insofern es im Gegensatz zum Alterthum erschien, wie gar manche Erscheinungen in der antiken Welt. So ist gar nicht zu leugnen, daß die Christen unbuldsam gegen die heidnischen Religionen waren, während man von diesen letztern dies gar nicht behaupten kann. Dieses ist aber sehr natürlich. Die Christen erkannten nur eine Religion als die wahre an, nämlich die ihrige, von welcher sie verlangten und hofften, daß sie die Weltreligion werden würde; die Alten aber wußten es gar nicht anders, als daß jedes Volk auch seine eigene Religion, seine eigenen Götter habe. Unbuldsamkeit in religiöser Beziehung wäre demnach mit dem Alterthum gar nicht in Einklang zu bringen gewesen: sehr wohl aber ist dies der Fall mit dem Christenthum, welches, von seiner Vortrefflichkeit überzeugt, schon dem Heile der Völker zu Liebe gegen ihre Religionen ankämpfen muß, um sie vollends zu besiegen und zu überwinden.

Die Unterdrückung der natürlichen Triebe, die jedoch in der ursprünglichen Lehre keineswegs lag, ist ebenfalls als eine fast nothwendige Consequenz aus dem Streben des Christenthums zu erklären. Denn dieses war gegen die gesammte Weltansicht des Alterthums gerichtet, in welchem die Naturgewalt in jeder Beziehung das vorherrschende Element war; eben gegen dieses Vorherrschen der Naturgewalt kämpfte nun das Christenthum an, welches an seine Stelle die innere Welt des Gemüths zu setzen suchte, und in diesem Kampfe gerieth dasselbe leicht dahin, überhaupt gegen die Natur und somit auch gegen die natürlichen Triebe im Menschen anzukämpfen.

Gerade in derselben Weise, wie das Christenthum im Gegensatz zu der alten Welt stand, an der Spitze einer neuen Entwicklung, ebenso das Germanenthum, welches ein gleich wesentliches Element der neuen Weltanschauung bildet als das Christenthum. Doch darüber in einem zweiten Artikel. *)

53.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Boston.

Die deutsche Literatur ist seit einigen Jahren mehr und mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit amerikanischer Gelehrten geworden! Immer aber beschränkt sich dieselbe auf „schöne“ Literatur und auf die Theologie. Über beide urtheilen indessen die Amerikaner mit einer Oberflächlichkeit, die für andere Nation ihre Urtheile ungenießbar macht. Schiller, den man den „sanften, gemüthlichen“ nennt, ist der Heiß deutscher Dichtkunst und deutscher Gefinnung. Goethe ist ein Egoist, der allein sich lebt, auf seinem Zimmer philosophirt, der den Ruf und Ruhm nicht verdient den er hat, der bald genug von der jetzigen Höhe seiner Berühmtheit herabfallen wird. Man weiß nicht, oder ignorirt aus Mangel an Kenntniß deutscher Zustände, daß Goethe als Staatsmann und als Staatsbeamter 40—50 Jahre lang thätig gewesen, und daß er als solcher und als Gelehrter eine Menge großer und tiefer Leistungen theils hervorgerufen, theils begleitet und begünstigt, theils zu einer Blüte entwickelt hat, in welcher keine Nation sie je gesehen. Man sieht nicht, wie Schiller in tieferer Seele nach Etwas rang, was Goethe angeboren war — Klarheit der Sprache und der Empfindung —, und daß er eben deshalb eine geringere Stufe in der Literatur der Nation inne hat, über welche Goethe schon bei seinem ersten Auftreten hinwegschritt. Daher wird Schiller vom Volke und der Jugend in Masse verstanden, Goethe von den Gebildeten und Reifern. Die Sprache Goethe's ist die des feinsten Sprachgefühls, eines der Vollendung nahen Geschmacks; die Schiller's ein starker Kampf mit der Philosophie und dem Gedanken. Man weiß nicht, daß Schiller z. B. den Schwulst der Beiwörter bedurfte, um seinem Gefühl Bahn zu brechen, während Goethe das rechte Wort für das zarteste, leiseste Gefühl zu Gebote stand u. dgl.

So tief nun Goethe in der deutschen Sprache und Literatur, also im höchsten Geistesleben des Volks wurzelt, so wenig kann man hier begreifen, daß das deutsche Volk aus verschiedenen politischen und verschiedenen Bildungsclassen besteht. Das Volk nämlich der Vereinigten Staaten hat diese Bildungsclassen nicht. Der Yankeegelehrte ist wenig besser als ein Autodidakt, der nur Das lernt, was Jeder ohne Beihilfe lernen kann. Das ganze Volk hat eine gleichmäßige praktische Bildung, d. h. eine nicht über das Wissen unserer mittlern Bür-

*) Wird im nächsten Monat mitgetheilt.

D. Ned.

gerschulclassen hinausgehende. Die Methode, Alles durch das Gedächtniß, nichts durch eigenes Nachdenken zu erlernen, beschränkt den Kreis des Wissens bis zum Unbedeutenden. Es ist daher dem Amerikaner fast unmöglich, Geschichte zu studiren. Nur langsam bemächtigt er sich der Geschichte seines Volks und auch nur dann, wenn er deutsche oder mindestens europäische Erziehung genossen hat. Die historische Literatur und Entwicklung der Deutschen ist ihm völlig fremd. Man erstaunt, wenn man vernimmt, daß auf der ersten und besten gelehrten Anstalt der Union, auf der Harvard-Universität zu Cambridge, keine Universalhistorie gelehrt wird, ja daß nicht einmal ein Lehrer vorhanden ist, der sie lehren könnte. Ebenso wenig werden alte Geschichte oder Specialgeschichte der Nationen oder wichtiger Epochen vorgetragen. Wie sehr dies das Studium der Sprachen, der Philosophie, des Rechts und der Theologie und selbst der Medicin beeinträchtigt, sieht jeder Gebildete auf den ersten Blick. Dagegen brüstet man sich mit den Selbmade men der Revolution und bildet sich ein, daß die Verhältnisse von 2 Millionen Menschen den Zuständen und Bedürfnissen einer Nation von 18–20 Millionen gleich seien! Man sieht nicht, wie der Mangel an tüchtigen positiven Studien der Staatswissenschaften die Staatsmänner der Gegenwart zu den erbärmlichsten Creaturen der politischen Parteien macht, und obgleich man darüber klagt, daß sie sind wie sie sind, denkt man nicht daran, weshalb sie sind wie sie sind und nicht anders sein können.

Im verfloffenen Sommer wurde das jährliche Wiederbeginnen der Vorlesungen in der Harvard-Universität in Cambridge feierlich wie immer begangen; der Antheil, den ganz Massachusetts, ja ganz Neuengland an diesem Festonimmt, beweist, daß man diese Anstalt für höchst wichtig halte. Sollte man es aber glauben, daß die ältesten Männer, welche hier gebildet worden, noch nach derselben Methode unterrichtet worden sind wie die gegenwärtige Generation? Sollte man glauben, daß nur geringe Spuren eines Fortschritts bemerkbar sind, um die einzelnen Doctrinen den Bedürfnissen der Zeit und ihrem gegenwärtigen entwickelten Standpunkt gemäß zu lehren? Mit der unverkürzten Dreifachigkeit fallen Die, welche vor 30–40 Jahren Schulbücher geschrieben, über Die her, welche jetzt bessere schreiben oder die Mängel der ältern mit Gründlichkeit und Sachkenntniß rügen. Man nennt dies Pedanterie, deutsche transcendente Philosophie, Neuerungssucht u. dgl. Der unwissende Haufe der Schüler glaubt seinem Landsmann mehr als dem Fremden, und findet seinen Stolz darin, einem Selbmade man zu folgen.

Der Amerikaner ist von Natur mit Witz und Scharfsinn hochbegabt. Kein anderes der lebenden Völker hat diese Gewandtheit, die schwachen Seiten anderer zu sehen und mit rascher Entschlossenheit zu seinem Vortheil zu nutzen. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet den edlern wie den gemeinern amerikanischen Volkscharakter. Die Beredsamkeit der Staatsmänner ist es nicht allein, welche diesen Eindruck macht; es ist die Anlage der Nation in allen ihren Richtungen, mit Kürze und Schärfe die Sachen beim rechten Ende anzugreifen und mit Leichtigkeit und Lust zu handhaben, welche uns überall entgegentritt. Mit dem geringsten Gewicht positiven Wissens ist der Mann hier auf seine Geisteskräfte gewiesen und diese gebraucht er als ein freier, auf sich selbst gestellter Bürger, den Niemand bevormundet als die Verhältnisse. Der höchste Zweck ist „utility“.

Bleibt der Amerikaner in diesem Kreise, so steht er mit jeder Nation auf gleicher Linie und überflügelt sie sogar. Verläßt er aber diesen Standpunkt und sucht mit Gelehrtheit, Literaturkenntniß, Sprachwissenschaft u. dgl. zu glänzen, so macht er sich nicht nur in Paris und Wien, sondern selbst zu Hause lächerlich.

Ein Herr Pastor Georg Putnam in Roxbury bei Boston, einer der gefeiertsten Redner von Neuengland, trat am dritten Tage jener jährlichen Universitätsfeier als Redner auf und hatte

die Eitelkeit, alle jene von den Verhältnissen ihm wie Andern gesetzten Schranken des Wissens und Urtheils zu überschreiten. Was er vorbrachte, ist bereits in dem Vorhergesagten berührt, und gibt den Maßstab, wie hoch die Gebildeten der Nation, zu denen er gezählt wird, stehen. Mit großer Eleganz der Sprache und mit glänzenden Rednergewandtheiten überlieferte er die Lüken seines Wissens und gab als Resultat tiefer Forschung unverbauete Sätze und Behauptungen. Die Bessern seiner Zuhörer fühlten ein Nisbehagen. Die große blinde Masse jauchzte dem glänzenden Costume der Thorheit Beifall zu.

Nachdem Herr Putnam Voltaire abgethan und mit den Worten geschlossen hat: „Es gibt bloß Eine Vereinigung (embodiment), in welcher die Seele der Tugend eines Menschen leben und gedeihen kann und dies ist ein Charakter, ein praktisches Leben, die Thaten und Tugenden, welche einer edeln Begabung gleichstehen. Es ist ein Gesetz, daß sie nur so verkörpert werden könne, oder sonst aus dem Herzen heraussterben soll. Der Mann von Genie ist geneigt, dieses Gesetz zu vergessen oder ihm Hohn zu sprechen. Nach seiner Meinung sind ein thatkräftiger Charakter und die alltäglichen Tugenden für gewöhnliche Menschen. Es ist sein Ruhm, seine Visionen des Göttlichen in Gedanken welche athmen, und in Worte welche brennen“ umzuschaffen. Er mag Andere für das Schöne, das Eble und das Wahre gewinnen und „uneingedenk sein der eigenen Lehren“ u. s. w.“ Er fährt dann fort:

„Ich weiß es, es gibt augenscheinliche Ausnahmen, aber ich glaube, sie sind doch nur augenscheinlich. Eine sehr merkwürdige, eine fast wunderbare bietet sich in dem Falle des großen Mannes dar, welcher so lange das Scepter hielt, nachdem es der verwesten Hand Voltaire's entfallen war, — ich meine des deutschen Goethe. Wenn wir uns unterheben, von der gögendienerischen Lobrednerie einiger deutschen und amerikanischen Bewunderer abweichend zu denken und bei den genaueren Berichten und ruhigeren Urtheilen zu verweilen, welche uns von des großen Mannes eigenem Lande erreichen und welche, wie wir überzeugt sind, dort die Geltung bei der Menge haben — freilich nicht ohne einigen Widerspruch, einen Widerspruch, welcher täglich schwächer wird —, dann müssen wir auf Goethe als die Impersonation sittlicher Indifferenz sehen. Ein Lebemann und ein Hofmann bildete er seinen Epitaphismus dem Anstand und der Anmuth, der verfeinerten und selbst der höchsten Gesellschaft an, in welcher er sich bewegte, oder welche, sollten wir eigentlich sagen, sich um ihn als den Mittelpunkt bewegte. Er verstand es, sich die Achtung, vielleicht selbst die Liebe von weit bessern Männern als er selbst war zu gewinnen. Aber er war merkwürdig bloß und baar von sittlichem Mitgefühl und scheint ein Ding wie moralische Verbindlichkeit gar nicht gekannt zu haben. Er war kalt, selbstsüchtig und falsch: durch ganz Deutschland ist sein Name gleichbedeutend mit Ungebundenheit. In der That haben dort wie hier verwandte Geister ein Worterbuch, mit Hüffe dessen sie aus seiner herglosen Wüßtheit (profligacy) eine sehr leichte Sache zu machen verstehen. Sie halten es für unverschämmt, seine Laster bei ihren rechten Namen zu nennen und sie für die Grundlage des Urtheils über einen so großen Mann anzusehen. Aber sowohl drüben als hier werden Leute, nach deren Meinung das Moralgesetz eine Wirklichkeit und sittliche Reinheit ein Kennzeichen ist, das sie wenigstens auf gleiche Stufe mit poetischem Talent bringt —, diese werden ihrer alterthümlichen Meinung anhangen, sollte auch der Charakter Goethe's selbst in Frage kommen. Nach ihrer Ansicht muß schwarz schwarz bleiben und schwarz genannt werden. Die Laster, in deren Gefolge sich Berrath und kaltherziges Spielen mit dem Frieden und der Tugend anderer sich befinden, sind von der Gattung, welche man aus Menschenfreundlichkeit am wenigsten überlieferte. Mit dem Auge des Künstlers und der unbeweglichen Gleichmüthigkeit tieffter Eigennütze konnte er kühn die Zerstörung betrachten, die er in den Herzen angerichtet, welche ihm vertrauten. Er schöpfe

Materialien für Dichtungen aus den Leiden, die er selbst leichtsinniger Weise verursacht hatte, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er sich innerlich zu einem reichen Zuwachs zu seiner künstlerischen Domaine durch so köstliche Erfahrungen Glück gewünscht habe. Wenn das ein hartes Urtheil über Goethe ist, so ist die Stimme seines Vaterlandes dafür verantwortlich, nicht ich."

"Und doch war dieser schlechte Mann — wie sollte ich zaudern, ihn so zu nennen — dieser schlechte Mann war, wie uns die Eingeweihten versichern, der erste Dichter seiner Zeit. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands verstehen — wird gesagt —, welches die höhere Literatur der Welt ist, sammelt sich um diesen Mann als ihren Schöpfer. Er verstand es, die Springfeder des Gedankens und Gefühls zu berühren, häufiger, kunstvoller und mächtiger als irgend ein Mann in den beiden Generationen, über welche seine Lebenszeit reichte. Er verstand es meisterhaft, mit dem Selbstigsten umzuspringen und einen Spiegel der heiligsten, sittlichen Empfindlichkeit, die in den tiefsten Tiefen des Gemüths verborgen ist, vorzuhalten. So sagen seine Bewunderer, und deren sind so viele und zu starke, um sie durch oberflächlichen Widerspruch widerlegen zu können."

"So hätte denn dieser falsche Mann wirklich als wahrer Dichter Erfolg gehabt? Sollte ich wirklich meine Behauptung aufgeben müssen? Nein! nicht um hundert Goethe! Er hat als wahrer Dichter der höchsten Ordnung keinen entschiedenen Erfolg gehabt. Es ist zu früh, um über diesen Punkt zu seinen Gunsten bei so vielem Widerspruch zu entscheiden. Die Schärfe und bewunderungswürdige Durchdringlichkeit seines geistigen Auges, die Breite seines Wissens, der Schwung seiner Einbildungskraft und seine vollendete Kunst in schriftstellerischen Ausführungen kann Niemand leugnen. Und dabei hatte er eine Gewalt, die von Niemand annähernd erworben ward, durch Imagination, Beobachtung und Aneignung jene moralischen Elemente oder doch den Reflex derselben zu erzeugen, da sie doch keine lebende Gestalt in ihm gehabt haben können, außer etwa als Reminiscenzen gesegneter Empfanglichkeiten, womit sein Geist in der Jugend geschmückt gewesen sein mag."

"Seine Gewalt und Kunst hierin wie in andern Dingen sind wunderbar. Das heißt: er war ein großer, unerreichter Künstler — Künstler, das ist die Bezeichnung, die man überall auf ihn anwendet — eine Bezeichnung, welche, auf Schriftsteller angewendet, bei uns zu meinem Leidwesen in Aufnahme kommt als ein Ausdruck der Empfehlung. In Europa ist dieser Ausdruck eine Herabsetzung; er zeigt nämlich einen Schriftsteller an, dessen Begeisterung nicht durch sein Herz geht und dessen hohe Gedanken keine Heimat in seiner eigenen Seele und keinen Ausdruck in seinem Leben haben."

"Goethe ist ein Künstler — bloß Das, obschon so groß! Ich denke, man wird ihn nicht immer an die Spitze der wahrsten und edeln Dichter setzen. Er war kein wahrhaftiger Mann, und deshalb kann er da nicht stehen bleiben. Bereits wird es allgemein gefühlt, obschon er noch im Zenith seines Ruhms steht, daß er in gewisser Beziehung ein glänzender Betrüger sei. Sein Grundmangel wird mehr und mehr erkannt. Man findet, daß er nicht der Mann ist, der das Allerheiligste der Seele erreicht, daß er zwar scheint, aber nicht wärmt, daß er zwar anregt, aber nicht erhebt, daß er kein Priester Gottes ist. Bereits findet sich das deutsche Herz selbst in dieser Angelegenheit zurecht. Es nimmt nicht Goethe, es nimmt Schiller zum Ideal. Seine Liebe und Begeisterung läuft zu Schiller, dem wahrhaftigen Mann, dessen großes glühendes Herz bloß seine eigenen eingeborenen Bewegungen und Begeisterungen ausspricht; der Mann, dem eine hohe Reizung und eine edle Empfindung und Bestrebung kein bloßes wissenschaftliches und dienames Factum, sondern eine Lebenserfahrung, eine innerliche und absorbierende Realität ist, die sich aus seiner Seele aus Überfülle ausgießt. Es ist sein Name, seine

Geschichte, seine Dichtung, nicht Goethe's, welche des Deutschen Auge glücken macht und die deutsche Brust mit liebender Begeisterung und erhebenden Sympathien hebt. Es ist so; es muß so und nicht anders sein; es wird mehr und mehr so werden, drüben und überall. Die Welt wird den Menschen nicht mehr von seinen Werken trennen, denn er kann sich ja selbst nicht von ihnen trennen. Die Idealität, obwohl für einige Zeit verkleidet, wird sich herausstellen. Wenn auch sein Leben nie beschrieben, sein Name nie bekannt geworden wäre, sie werden hervortreten und beide, er und seine Werke, auf denselben Platz gestellt werden. Die Spinne kann nicht des Seidenwurms Cocon spinnen, obschon ihre getrennten Fäden im Sonnenschein ebenso schön und glänzend eine Zeit lang aussehen mögen. Das Falsche kann an der Stelle des Wahren nicht Bestand haben. Wann und wie auch der Künstler den Menschen überholen mag, Zeit wird beide überholen und todt rennen. Wenn Goethe und seines Gleichen bewundert und von den Wenigen studirt sein werden, die sich einen Zweck daraus machen, künstlerische Cultur kennen zu lernen, werden Schiller und seines Gleichen ihren Weg von Herzen zu Herzen machen, segnend und gesegnet, frohen und hohen Anklang hervorruhend bei Allem, was edel ist in menschlichen Seelen auf dem ganzen Erdenrunde." „An oration, delivered at Cambridge before the F. B. K. Society in Harvard University August 29, 1844 by George Putnam."

Ich habe es fürs Beste gehalten, die ganze Stelle aus des Herrn Pastors Putnam Rede zu übersetzen, da sie jetzt gedruckt vor mir liegt. Sie macht auf mich den Eindruck: ein Dichter, der große Thaten besingt, muß sie auch ausführen können. Sollte man einen solchen Satz nicht umkehren können und sagen: ein Held, der große Schlachten gewinnt, muß sie auch würdig besingen können? Mit einem Worte, ich finde den Ausfall unwahr, oder doch unrichtig; und ein Mangel an Logik in einem öffentlichen Redner steht der Unwahrheit ziemlich gleich, weil er seinen Beruf und seine Fähigkeit zu urtheilen überschreitet.

Werkwürdig war der Tadel, den noch an demselben Abende in einem Privatcirkel ein Oberrichter der Vereinigten Staaten, der einst in Harvard-College erzogen worden war, über diese Richtungen des begabten Redners aussprach. Er griff die ganze glänzende Außenseite der Universität an und hielt es für ein großes Gebrechen, daß man den Hochmuth der jungen Leute stahle, beschränkte halbe Urtheile und unvollkommene, einseitige Resultate von Studien als unverbesserliche Weisheit hinstelle und dabei sich die Zunge beruhigen lasse. Es schienen diese Äußerungen eines hochgestellten und hochgeachteten Greises allgemeinen Beifall in dem Kreise zu finden, wo sie gemacht wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Wörterbuch der Geschichte.

Unter den verschiedenen Hülfsmitteln, welche das Studium der Geschichte sehr erleichtern, nehmen die alphabetisch geordneten Werke einen nicht unbedeutenden Platz ein. Wenn man sich jedoch ihrer mit einigem Vortheil bedienen soll, so müssen ihre Grenzen weiter gesteckt sein als sie es in allgemeinen encyclopädischen Werken sein können. Ein recht brauchbares Werk dieser Art finden wir in dem „Dictionnaire universel d'histoire et de géographie“ von Bouillet, welches seit zwei Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat. Diese ungemein schnelle Verbreitung spricht schon zu seinen Gunsten, nicht minder die schmeichelhaften Ausdrücke, mit denen es von Seiten der Universität empfohlen ist. Anerkennungswerth ist, daß der Verf. bei jeder neuen Ausgabe bemüht gewesen ist, seinem Werke die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu verleihen.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Sager. Zwei Theile.

3. weiter Artikel.

Bei seiner Theilnahme an dem zweiten Pariser Frieden sowie an dem kurz vorhergehenden Wiener Congresse erscheint Hr. v. Sager in doppelter Eigenschaft; einmal als deutscher Patriot, deutscher Reichsritter, dem es allein um das Heil des ganzen, großen Vaterlands zu thun ist, und sodann als niederländischer Minister und Diener des oranischen Hauses, welcher die besondern Interessen eines außerdeutschen Fürsten zu wahren hat. In dieser letztern Eigenschaft war er an beiden Orten bei der hohen Diplomatie accreditirt und aus derselben erwuchsen ihm amtliche Pflichten. Seine Pflichten als deutscher Patriot waren nur moralischer Natur und konnten ihm nur von seinem Gewissen und seiner Gesinnung dictirt sein.

Es ist bekanntlich ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Auch bei Diplomaten ist es zuweilen Selbsttäuschungen unterworfen. Hr. v. Sager war gewiß ein guter deutscher Patriot und ist es noch jetzt; nie und nimmer würde er ein Amt übernommen haben, welches ihm direct und unverhohlen die Verpflichtung auferlegt hätte, feindselig und schädlich auf Deutschland einzuwirken. Neigung, Studium, Selbstvertrauen drängten ihn nach einem diplomatischen Wirkungskreise; er bedurfte dazu einer amtlichen Stellung auf dem Wiener Congresse; vielleicht konnte er eben keine andere finden als die eines niederländischen Ministers, und so erschien er als solcher auf dem großen diplomatischen Kampfsplatze. Ganz gewiß überredete ihn jener Sophist, der bei allen Menschen laut wird, sobald widerstrebende Neigungen und Pflichten das Gewissen in Verlegenheit setzen, daß die Interessen Deutschlands und die Interessen des Königs der Niederlande nicht in Collision miteinander ständen. Leider waren auch andere deutsche Diplomaten in ähnlicher Selbsttäuschung befangen. Graf Münster war gewiß ein guter Deutscher, aber er war auch Freund und Diener des englischen Königshauses, und selbst unser berühmter österreichischer Diplomat, der Fürst Metternich, hatte zuerst österreichische, das heißt vorzugsweise un-

garische, slawische, italienische Interessen zu vertreten, und dann erst kamen die deutschen und auch diese nur in Bezug auf Oesterreich. Selbst die reindeutschen Fürstenthümer und ihre Vertreter hatten alle außer dem allgemeinen deutschen Interesse noch besondere eigennützige Wünsche für ihre speciellen Vortheile, und diese letztern standen durchgehends in erster Linie. Das Wohl und die Größe Deutschlands wurde von Allen mehr oder weniger nur nebenbei berücksichtigt, und nur insofern, als es mit den verschiedenen Sonderinteressen nicht collidirte.

Nur ein einziger Staat machte auf dem Wiener Congresse hiervon eine ruhmwürdige Ausnahme, oder, wenn man lieber will, nur ein einziger Staatsmann. Dieser Staat war Preußen, und dieser Staatsmann war der unsterbliche Freiherr v. Stein, der damals ohne Auftrag und auf seine eigene Hand sich nach Wien verfügt hatte. Wir wollen nicht leugnen, daß bei den preussischen Staatsmännern die Wünsche und Bestrebungen vielleicht ebenso gemischter und eigennütziger Natur waren wie bei den übrigen, und daß bei ihnen das Heil des großen deutschen Vaterlandes vielleicht ebenso leicht in den Hintergrund zurückgetreten wäre wie bei den andern Staatsmännern, sobald ihr preussischer Particular-Patriotismus damit in Widerstreit gerathen sein würde. Aber Das war eben ihre glückliche ethische Situation, daß die Plane für ein einiges freies Deutschland und die Plane für ein großes starkes Preußen ganz miteinander zusammenfielen, nicht nur als rednerische Figur — denn auch sämmtliche übrigen Staatsmänner hatten die allgemeinen deutschen Interessen als geläufige Redensart beständig im Munde, aber nur um bewußter oder unbewußterweise ihre besondern Zwecke damit zu bemänteln — sondern ohne alle Selbsttäuschung mit den reellsten Absichten und im klaren Bewußtsein der Mittel und Wege und des endlichen Zieles. Der Freiherr v. Stein aber, das steht fest und ist über allen Zweifel erhaben, war großartigen und freien Sinnes genug, um nur einen einzigen großen Zweck zu kennen und dieser Zweck hieß: Deutschland. Auch er erstrebte mit Leidenschaft und Feuer wie kein Anderer die Vergrößerung Preußens, weil er nur in dem entschiedenen Übergewichte dieser großen reindeutschen Macht die Verwirklichung einer kräftigen Einheit Deutschlands für möglich hielt, hätte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 118—119 d. Bl.

D. Red.

bei ihnen mehr wie bei den Andern in Barbarei ausartet, deutet schon darauf hin, ebenso ihre Religion. Denn ursprünglich hatte diese vor den andern Religionen des Alterthums nichts voraus, der Götterdienst verlangte Menschenopfer, und selbst der Jehovadienst, welcher allerdings ein Fortschritt war, erinnerte schon dadurch an die alten Kulte, daß Jehova eben doch nur ein jüdischer Nationalgott war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Polemik zwischen der Universität und dem Klerus.

In der wichtigen Streitfrage zwischen der Universität d. h. dem gesammten vom Staate geleiteten Unterrichtswesen und der Geistlichkeit, die ihren Mittelpunkt in Rom sieht, scheinen alle Schulschleusen geöffnet und die Flut der Pamphlets bricht in wachsenden Bogen über das Publicum herein. Nur einige von den wichtigsten Werken, die auch für das Ausland einiges Interesse bieten, können in diesen Blättern von Zeit zu Zeit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir eine Sammlung verschiedener Aufsätze über diese Angelegenheit bezüglich der Auffassung, welche von verschiedenen Verfassern herrührend von einem und demselben Grundgedanken getragen werden. Der Titel derselben lautet: „Les dogmes, le clergé et l'état: Etudes religieuses par M. M. Eug. Pellaton, Aug. Colin, Hipp. Morvonnais et V. Hennequin.“ Wir erhalten hier eine Zusammenstellung verschiedener Artikel, welche zum größten Theile schon in der „Démocratie pacifique“, anerkanntermaßen einem der besten pariser Journale, gestanden haben, und diese Sammlung ist deshalb als eine Art von Botum der socialistischen Schule zu betrachten. Dies verleiht ihr ein eigenthümliches Interesse. Die socialistische Schule will hier eine Art von religiöser Reform begründen, ohne sich deshalb auf den Standpunkt des Protestantismus zu stellen, der ihr zu leicht in eine rein philosophirende Betrachtung des Glaubens auszuarten scheint. Die Hauptgrundsätze, die hier festgehalten werden sollen, sind: Beibehaltung der heiligen Texte, unaufhörliche Fortentwicklung des menschlichen Gedankens. Hieraus ergibt sich für die socialistische Schule die Aufgabe: diese beiden wesentlichen Punkte in Einklang zu bringen und zwar so, daß der Denker, welcher von der Idee geleitet wird, und die Menschen, welche am Buchstaben hängen, sich auf demselben Wege treffen müssen. Von Wichtigkeit für die Entwicklungsgeschichte der Socialisten ist es, daß hier bei aller Freiheit der Glaubensansichten doch das reine Christenthum als die unwandelbare Basis hingestellt wird, auf der sich die unermesslichen Reformpläne dieser Schule, welche bisher zu sehr im Phantastischen umhernebelte, verwirklichen sollen. Dabei wird die Religion in einem vernünftigen, äußerst freien Verhältnis zum Staate aufgefaßt. Besonderes Interesse bietet unter den verschiedenen Aufsätzen, welche in dieser Sammlung enthalten sind, eine kurze Übersicht dessen, was in Frankreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf kirchliche Verfassung und Gestaltung des Unterrichtswesens geschehen ist. Aus diesem geistreichen Résumé geht augenscheinlich hervor, daß der gegenwärtige Conflict zwischen der Geistlichkeit und der Universität eine durchaus notwendige Folge der politischen Ereignisse ist. So wenig der Verf. dieses Aufsatze auch mit den maßlosen Ansprüchen der ultramontanen Geistlichkeit übereinstimmt, so wollen wir doch hier noch anführen, daß das Endergebnis seiner Darstellung dahin lautet: der Grundsatz von der Freiheit des Unterrichts müsse ungewisselhaft den Sieg davontragen.

Didaktische Poesie.

In unserer Zeit, wo mehr als jemals das Wort „tout genre est permis, excepté l'ennuyeux“ eine Wahrheit ist,

will die gutmüthige aber unendlich langweilige didaktische Dichtungsgattung nicht mehr recht munden. Früher war es an der Tagesordnung, Geographie, Geschichte, sogar die mathematischen Wissenschaften in Verse zu setzen, und klagte bald das für didaktische Poesie. Man ergötzte sich an endlosen Lehrgebilden über die speciellsten wissenschaftlichen Fragen, und beachtete nicht, daß in der Bezeichnung „didaktische Poesie“ allein schon eine *contradictio in adjecto* enthalten sei. Jetzt ist offenbar dieses ganze Genre in einen argen Miscredit gefallen. Nur selten werden noch die vielbewunderten Meisterwerke dieser Art, welche besonders das vorige Jahrhundert in reicher Fülle hervorgebracht hat, aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen, und wenn es geschieht, so geschieht es mehr um literaturhistorischer Zwecke willen, als wegen des rein poetischen Genusses. Nur hier und dort finden sich noch Liebhaber, welche sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in langen didaktischen Dichtungen Zeugnis zu geben von ihrer Begeisterung für irgend eine Wissenschaft oder Kunst. Es sind dies meist Männer, welche den eigentlichen literarischen Bewegungen fern stehen, sobald man bei ihren Productionen außer der Langweiligkeit ihres Gegenstandes meist noch eine gewisse Unbeholfenheit in der Darstellung mit in den Kauf bekommt. Dies ist wenigstens der Fall bei einem soeben erschienenen Lehrgedichte über die Jagd, welches der Verf. Hr. Deyeur der Ehre einer höchst splendiden äußern Ausstattung für würdig erachtet hat. Es führt den Titel „La chassomanie“. Wir würden dieser literarischen Production in diesen Blättern mit keinem Worte gedenken, wenn wir es nicht im Interesse derjenigen Leser thäten, welche Geschmack an den edlen „Sports“ finden. Die „Chassomanie“, welche in Wahrheit kaum den geringsten poetischen Anforderungen entspricht, scheint uns in rein praktischer Beziehung so interessant und enthält so entsprechende Bilder und Bignetten von Dreuer, Beaume, Forest, Fougereau und Valerio, daß sie auf dem Tische eines eleganten Waidmannes eine Stelle verdient. Was die Anlage der versificirten Abhandlung betrifft, so genüge es, wenn wir sagen, daß der Verf. mit den Jagdarten, welche für die ehesten gehalten werden, beginnt und stufenweise bis zu den unbedeutendsten Abarten des Vogelfanges (*aviceptologie*) herabsteigt. Dabei hält sich Deyeur aber nicht eben sehr streng an den vorgezeichneten Plan, sondern ergreift sich in Abschweifungen und Episoden aller Art. Der Versbau ist holpericht und zum Theil selbst stümperhaft; aber dafür werden Jagdliebhaber durch einen recht häufigen Gebrauch der consecrirten Kunstausdrücke entschädigt.

Beitrag zur Sittengeschichte.

Vor einigen zwanzig Jahren erschien ein kleines piquantes Büchlein über die Kunst Schulden zu machen und seine Gläubiger an der Nase herumzuführen („Art de faire des dettes et de promener ses créanciers“). Wahrscheinlich ist jetzt diese Kunst (*gaya ciencia* möchten wir sie nennen) bekannt und verbreitet genug, so daß es von Seiten der Literatur eher einer Reaction zu Gunsten der armen Gläubiger bedarf. Deshalb scheint uns ein kleines Werkchen, das diesen Bedrängten zu Hülfe kommt, und das als eine Art von Seitenstück zu dem oben angeführten zu betrachten ist, recht zeitgemäß zu sein. Es heißt: „L'art de se faire payer de ses débiteurs“, von Alph. Tronchin. Der Verf. dieser kleinen Schrift, der ein recht hartes Herz haben muß, da er den sorglosen Schuldnern mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu Leibe geht, setzt sich anfangs auf ein recht hohes Pferd und thut als handle es sich darum, dem wankenden Staatscredite wieder auf die Beine zu helfen. Aber da, wo er mehr in die Details eingeht, wird seine Darstellung zum Theil so interessant, daß sie von Sittenmalern nicht ohne Vortheil benutzt werden könnte. Ueberall sucht er nämlich seine Maßregeln auf die Grundsätze einer praktischen Psychologie oder richtiger einer schlaunen Menschenkenntnis zu gründen.

17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 140.

20. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Offenbar aber bilden die Juden immerhin eine wichtige Übergangsstufe. Denn während wir bei den bisherigen Völkern das Kastenwesen erblicken mit überwiegendem Einflusse der Priesterschaft, welcher nicht nur das Volk, sondern auch die weltliche Macht unterthan ist, so ist bei den Juden das Kastenwesen beinahe nicht in der Schroffheit wie bisher ausgebildet, und die weltliche Macht beginnt einen erfolgreichen Kampf mit dem Priesterthume. Dieser Kampf ist mit daran schuld, daß der König noch ziemlich beschränkt erscheint, denn das Priesterthum, welches zuletzt nicht umhinkann, die Erwählung eines solchen zuzugestehen, will wenigstens so viel wie möglich thun, um ihn nicht allmächtig werden zu lassen, und setzt ihm daher eine gewisse Grenze seiner Herrschaft. Es liegt aber am Tage, daß die weltliche Macht immer weiter strebt: sie sucht die Unumschränktheit. Eine neue Phase durchläuft sie bei den Ägyptern und Babyloniern, die der Verf. von S. 131 behandelt, wo allerdings die Priester immer noch vor den andern Ständen viel voraushaben, aber die Könige schon ziemlich unumschränkt sind. Bei den Persern endlich (S. 138) ist die Autokratie des Königs schon vollständig ausgebildet, sie wird daselbst schon zu vollkommenem Despotismus. Der Verf. ermangelt nicht, sich über die schauerhaften Wirkungen desselben bitter auszulassen. Aber dennoch ist er als ein Fortschritt zu betrachten, denn er löste den Kastenunterschied allmählig auf, den überwiegenden Einfluß des Priesterthums, und schuf eine gewisse Gleichheit unter den Staatsangehörigen, welche allerdings noch insofern mangelhaft war, als sie der Freiheit entbehrte. Sowie nur aber einmal die Schranke der Kastenunterschiede durchbrochen war, so war überhaupt die Möglichkeit einer allseitigern Entwicklung gewährt, die zuletzt auch wol den Despotismus zu überwinden vermochte.

Als dasjenige Volk, welches die nächst höhere Stufe einnimmt, bezeichnet der Verf. mit Recht die Phönizier. Bei ihnen ist der weltliche Despotismus verschwunden, ihre politischen Zustände sind schon ziemlich gut geordnet, sie scheinen eine beschränkte monarchische Verfassung ge-

habt zu haben. Der durch die Nähe des Meeres angeregte Handel, dessen sie sich beflissen, führte sie naturgemäß auf die Nothwendigkeit politischer Ordnung und Gerechtigkeit, auf die Wahrung politischer Freiheit. Mit den Phöniziern in Verbindung stehen die Karthager, eine phönizische Colonie. Diese hatten schon eine republikanische Verfassung. Der Handel war auch bei ihnen die Hauptsache; in Verbindung mit ihm stand ihr Colonialwesen, welches sehr ausgebreitet war.

Bis hierher haben wir an der Auffassung und Darstellung des Verf. wenig aussetzen gefunden. Nun aber gelangt er (S. 189) zu den Griechen. Hier will er sich historischer Unparteilichkeit befeiligen und die Schattenseiten des griechischen Lebens, die in der Regel übergangen würden, hervorheben; er zeigt aber dabei, daß er in den eigentlichen Kern des Hellenenthums nicht tiefer eingedrungen sei, und daß er zum wenigsten übersieht, wie die Griechen vermöge der Aufgabe, die ihnen im Entwicklungsgange der Menschheit geworden, nicht anders sein konnten. Er tabelt (S. 204) zuvörderst an ihnen, daß sie sich wie Juden und Ägypter als ein ausgewähltes Volk betrachteten, die übrigen Nationen als Barbaren, aber er vergißt dabei, daß die Hellenen, welche den Höhepunkt des antiken Lebens repräsentiren, doch auch den wesentlichen Grundsatz des Alterthums haben müssen. Außerdem brach eben dieser Grundsatz bei den Hellenen zu einer schönen Erscheinung durch, nämlich zum Patriotismus. Diese Tugend kann sich in ihrer vollen Reinheit nur da bewahren, wo politische Freiheit vorhanden ist, wo überhaupt die Möglichkeit einer allseitigen Entwicklung stattfindet. Diese Grundbedingungen fehlten aber bei den asiatischen Völkern; erst bei den Griechen traten sie ein, und eben darum bietet uns ihre Geschichte jene gewaltigen Heldenthaten, an denen sich heute noch unsere Jugend begeistert. Der Verf. tabelt an den Hellenen, daß sie noch keine Idee einer allgemeinen Menschheit gehabt hätten. Ganz richtig, aber hätten sie dieselbe gehabt, so hätte ihnen der Patriotismus gefehlt, so würden sie nicht in das Alterthum passen, so müßten sie überhaupt eine ganz andere Culturstufe einnehmen als sie wirklich thun. Die Hellenen aber sollten die ganze Weltanschauung des Alterthums in der höchst möglichen Vollendung, deren sie überhaupt

fähig war, darstellen. Daß das Hellenenthum an sich nicht vollkommen war, versteht sich von selbst; die Schattenseiten jener Epoche müssen aber zugleich als diejenigen Momente gefaßt werden, in welchen sich überhaupt die Unzulänglichkeit der antiken Weltansicht darstellte, und in denen eben darum auch der Keim zu ihrer Zerstörung lag. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man z. B. die Zerstübelung Griechenlands in politischer Beziehung betrachten. Der antike Grundsatz strenger volksthümlicher Sonderung bewährte sich in Griechenland sogar innerhalb des hellenischen Volks; keine Nation des Alterthums war aber schon durch die Natur zu einer so großen Mannichfaltigkeit des Volksthumus hingewiesen als eben die Griechen, daher die vielen Stämme und Staaten, die unabhängig, nur mit vorwiegendem Einflusse des einen oder des andern Staats, nebeneinander standen. Aber gerade diese Erscheinung rief auch die außerordentliche Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des griechischen Lebens hervor, jene geistige Rührigkeit, in welcher sie es jedem andern Volke des Alterthums zuvorthun, und wodurch sie sich einen bleibenden Einfluß auf die spätere Entwicklung gesichert haben. Freilich war eben diese politische Zersplitterung zugleich die Ursache ihres spätern Untergangs, der Mangel an Einheit gab sie zuerst in die Hände des Macedoniers, später der Römer. So sehen wir demnach in einer und derselben Erscheinung die Ursache der höchsten Blüte und des politischen Untergangs: sie brachte so lange die gute Wirkung hervor als nothwendig war, um die schönen Keime, die in ihr lagen, zur Entfaltung zu bringen; dann aber machte sich mit naturgemäßer Nothwendigkeit die andere Wirkung geltend.

Was die politischen Verhältnisse betrifft, so tadelt der Verf. an den Griechen die Sklaverei. Wir sind gar nicht geformt, diese an und für sich zu vertheidigen, nicht einmal sind wir der Meinung von Heeren, gegen welchen der Verf. mit Recht sich ereifert, daß nämlich die Sklaverei den Griechen nothwendig gewesen sei, um zu dem Grade von Kultur zu gelangen, dessen sie sich erfreuten. Denn dies würde nichts Anderes heißen als daß ohne Sklaverei keine hohe Stufe der Civilisation zu erreichen sei, was baarer Unsinn ist. Wir wollen nur zu bedenken geben, daß die Geschichte keinen Sprung macht, sondern stufenweise weiter schreitet. Die frühern Staaten kannten theils das Kastenwesen, theils einen unbeschränkten weltlichen Despotismus. Griechenland hatte beide Elemente ausgeschieden; es befanden sich daselbst republikanische Verfassungsformen mit mehr oder weniger Gleichheit der Freien in den politischen Rechten. Aber unmöglich konnte dieses Volk schon zu der vollkommenen Freiheit durchgedrungen sein, die politische Freiheit mußte dem Gange natürlicher Entwicklung zufolge beschränkt sein auf eine gewisse Classe von Einwohnern; die Übrigen, indessen beizeiten nicht so zahlreich wie in den asiatischen Staaten, gehörten der Sklaverei an. Ohne dies hängt die Sklaverei mit jenem antiken Grundsatz der volksthümlichen Sonderung zu-

sammen, denn meistens waren die Sklaven Kriegsgefangene; mit diesen, einem fremden angeblich barbarischen Volke entsprossen, durfte man anfangen was man wollte. Die Sklaverei mußte sich daher so lange erhalten, als die Idee der Menschheit noch nicht aufgekommen war; mit ihr zugleich entsteht dann die Idee der Menschenwürde, die Idee, das Individuum als solches zu ehren. Dieser Idee ist aber das ganze Alterthum fremd, und eben darum konnte auch die Sklaverei nicht fehlen.

Auch die sociale Stellung des Weibes wird von dem Verf. von S. 213 an hart getadelt. Es ist ganz richtig: das Weib wie das Familienleben überhaupt stand in Griechenland zurück im Vergleich mit unsern Zuständen. Allein der Verf. hätte auch hier bedenken sollen, daß die Menschheit keinen Sprung macht. Von der Polygamie, die in den asiatischen Staaten stattfand, konnte man naturgemäß zu keiner andern Stellung des Weibes gelangen als zu der in Hellas. Hier existirte Monogamie, freilich mit ziemlicher Beschränkung der Frauen. Ferner ist noch Folgendes zu erwägen: das ganze griechische Leben bewegte sich in der Öffentlichkeit, in der Politik. Griechenland war das erste Volk unter den bisherigen, welches in politischer Beziehung eine so große Rührigkeit an den Tag legte, welches die staatlichen Verhältnisse nach allen Seiten hin durchbildete. Es war sehr natürlich, daß vor dieser Thätigkeit die andern Beziehungen zurücktreten mußten. Weil Alles der Staat war, waren die andern Dinge nichts, oder doch nur etwas in Beziehung zu ihm; daher ist das Familienleben unbedeutend, daher wird selbst die Erziehung als Staats-sache betrachtet, daher tritt die Kinderliebe zurück, sodaß z. B. mißgestaltete Kinder vom Vater ohne weiteres getödtet werden durften, weil man glaubte, sie werden für den Staat keine tüchtigen Bürger abgeben können. Heutzutage werden wir uns mit dergleichen Grundsätzen allerdings auf keine Weise befreundeten können, sie folgten aber mit nothwendiger Consequenz aus dem Wesen des griechischen Lebens. Wenn wir dieses im Auge behalten, sind sie uns erklärlich, erscheinen sie uns natürlich, und wir haben dann kein Recht mehr, ohne weiteres dagegen loszufahren.

Die Religion der Hellenen (S. 220) wird von unserm Verf. nicht minder getadelt. Er hat jedoch bei diesem Abschnitte meist nur den herrschenden Aberglauben geschildert, aber keine Rücksicht auf ihre Mythologie genommen. Wenn von der Religion der Griechen die Rede ist, verdient doch wol die letztere den ersten Platz, denn in ihr gerade spricht sich der tiefe poetische Sinn des Volks aus und sie repräsentirt auch den eigentlichen Gehalt der religiösen Vorstellungen der Griechen. In ihr drückt sich auf das schönste jene innige Beziehung der Griechen zu der Natur aus, welche überhaupt ein charakteristisches Moment der alten Welt ist, aber von den Hellenen besonders gepflegt und auf jene schöne Stufe gehoben ward, auf welcher sie in Vesteindung und heiterstes Ineinsleben übergeht. Dieses Wesen des Griechenthums hat der Verf. nicht aufgefaßt, er sagt da-

her nichts von ihrer Mythologie, wol aber gibt er sich große Mühe, die einzelnen Beispiele des Aberglaubens anzuführen, deren es natürlich bei jeder Naturreligion gibt, deren es auch bei unsern Vorfahren gegeben hat, und deren sogar heutzutage noch bei uns gebildeten Deutschen anzutreffen sind. Wenn der Verf. ferner anführt, daß in Griechenland Leute auch wegen religiöser Ansichten verfolgt, verdammt, bestraft worden wären, so ist das ganz richtig. Aber er vergißt, daß, wie alles Andere, so auch die Religion eine Sache des Staats war, und daß die Religion angreifen nichts Anderes hieß als die Institutionen des Staats erschüttern. Die Religion wurde für Staatszwecke benutzt, mußte dem Staate dienen, und daher mußte der letztere darauf sehen, sie in ihrer Heiligkeit zu erhalten. Mit Recht bestraft er jeden Versuch, diese anzutasten, wenn es sein muß, mit dem Tode, denn er greift dem griechischen Staate an die Wurzel.

In demselben Verhältnisse wie die Religion befand sich die Kunst bei den Griechen. Auch diese war ein Ausfluß von ihrer innigen Befreundung mit der Natur. Eben weil hierin die Griechen alle andern Völker übertrafen, waren sie auch am geeignetsten, die Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Und eben darum waren sie auch berufen, sie auszuüben und so viel Zeit und Mühe darauf zu verwenden als sie konnten. Wahrhaft spießbürgerlich klingt es daher, wenn der Verf. (S. 234) den Griechen vorwirft, daß sie zu viel für die Kunst gethan, indem sie alle Mittel fast ausschließlich hierfür verwendet hätten; sie hätten dafür mehr für Volksschulen, für Straßenbauten und für Polizei thun sollen. Nun wahrhaftig! die Nachwelt würde es Herrn Kolb nicht sehr gedankt haben, wenn die Griechen seinem Rathe gefolgt wären, denn statt genialer Menschen hätte er zwar recht gute, aber dennoch langweilige Philister aus ihnen gemacht! Lieber Himmel! Ist denn Das so schwer einzusehen, daß nicht alle Menschen und Völker über einen Kamm geschoren werden dürfen? Daß die einen für Dieses, die andern für Jenes, die dritten wieder für etwas Anderes Sinn, Neigung und Fähigkeit haben, und daß man sie eben darum gewahren lassen muß? Jedes Volk bildet Das in sich und aus sich heraus, was in ihm liegt: es soll nichts Anderes herausbilden, und es kann auch nicht. Die Griechen hatten nun in sich ein künstlerisches Talent, und zwar in einem hohen Grade, eben darum wendeten sie dasselbe an, bildeten sie es aus. Es wäre ewig Schade, wenn sie statt der künstlerischen Productionen, in denen sie ihrer Natur zufolge ausgezeichnet waren, Herrn Kolb folgend, gute Straßen gebaut und die Sicherheitspolizei cultivirt, auch moderne Volksschulen eingerichtet hätten! Von allen diesen Dingen wäre nichts auf uns gekommen, aber die Erzeugnisse ihrer künstlerischen Muse besäßen wir noch, wenn auch nur zum Theile, ergößen uns an ihnen, bilden uns an ihnen heran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. Von Ad. Rutenberg. Berlin, Bock. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts können nicht richtig beurtheilt und begriffen werden ohne Kenntniß der Geschichte des Jesuitenordens selbst, ohne Kenntniß seiner Anfänge, seines Fortgangs, seiner Schicksale; denn nur dadurch lassen sich zugleich die Grundlagen für das Wesen dieses Ordens und des Jesuitismus im engern und besondern Sinne erkennen. Mit Recht hat demnach der Verf. der vorliegenden zeitgemäßen Schrift der eigentlichen Darstellung seines Gegenstandes im ersten Capitel eine kurze historische Übersicht vorausgehen lassen, in welcher er jene Anfänge und weitem Schicksale des Ordens kurz schildert, theilweise nach den Vorlesungen des Franzosen Duinet. Eine Darstellung der Leistungen des Ordens, welche derselbe in den verschiedenen Erdtheilen sowie in den einzelnen Reichen Europas sammt seiner Begründung bis auf unsere Tage „zur größern Ehre Gottes“ fertig gebracht hat, ist hiervon natürlich ausgeschlossen, außer insoweit der Verf. auf die besondere Thätigkeit des Ordens in Verbreitung der römischen Kirche unter den außereuropäischen Völkern besonders hingewiesen und über seine diesfälligen Leistungen sich verbreitet hat. Ubrigens möchte wol auch eine solche in das Einzelne eingehende Darstellung jener Leistungen ihre großen innern Schwierigkeiten haben. Dagegen erkennt man hier aus jener geschichtlichen Übersicht namentlich die Möglichkeit, wie der Jesuitenorden die Erfolge habe erlangen können, von denen die Geschichte berichtet; man erkennt sie, indem man die Leichtigkeit und Geschwindigkeit erkennt, mit der sich die Jesuiten den Regeln der Klugheit unterwerfen. Diese Regeln, nach denen sie als Missionare unter fremden Völkern verfahren, sind hier aus der Geschichte ihrer Wirksamkeit zusammengestellt. Diese Regeln haben aber nicht nur zu großen Erfolgen des Jesuitenordens geführt, sondern auch später zur Vernichtung einer jeden Spur seiner geheimen und heimlichen Thätigkeit; und eben auch hierin muß ein Triumph für den Orden, und zwar, bei der Schlechtigkeit seiner Zwecke und seiner Mittel, sein größter Triumph erkannt werden.

Das Alles setzt die Darstellung des Verf. klar auseinander. Dabei macht er mit Recht darauf aufmerksam, daß man den Orden nicht nur als eine kirchliche Einrichtung und nicht nur in kirchlicher Hinsicht, sondern auch in seinen Beziehungen zur Politik, zu den Staaten und deren Regierungen aufzufassen habe. Von dieser Seite betrachtet ist er nicht nur an und für sich der Religion, dem Christenthume (der Verf. nennt ihn geradezu eine Ausartung des Christenthums), der Tugend und Sittlichkeit, er ist auch mittelbar und unmittelbar den Fürsten und Völkern der gefährlichste Feind gewesen; und zwar, den Fürsten gegenüber, die Einzelnen als Königsmörder und als Beichtväter, oder indem sie die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern suchten, „bis alle diese Formen abgenutzt und veraltet wären und nichts mehr übrig bliebe als sich in die Constitutionen und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzustürzen“. Das Wesen des Jesuitenordens ist mit Sicherheit und Klarheit in dem Urtheile Peter's I. gezeichnet, das er über ihn aussprach. „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch ebenso gut, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Außere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Liebeswerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrschaft des Papstes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europas einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten eines Reichs mischen; so leisten

ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen."

Was die Gründe der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 anlangt, denen zum Trost derselbe im J. 1814 dennoch wiederhergestellt wurde, so werden diese Gründe und die nähern Verhältnisse der Aufhebung des Ordens aus der gründlichen und ausführlichen Darstellung des Franzosen Alexis von Et. Priest im Aprilheft der „Revue des deux mondes“ vom vorigen Jahre nach authentischen Familienpapieren hier mitgetheilt. Nach der officiellen Aufhebung des Ordens, in dem die Jesuiten desseungeachtet noch hier und da geduldet wurden, waren die Jesuiten weit gefährlicher als früher, wo sie öffentlich auftraten; und man kann in der That sagen, daß der Jesuitismus nun erst ausgebildet schien, d. h. nicht das Wesen des Jesuitenordens, sondern jenes schleichende Gift, das die schändlichen Lehren und Grundsätze des Jesuitenordens enthalten, nach denen sie zu ihren Zwecken handeln.

Über das Wesen des Jesuitenordens, seinen Charakter, seine Einrichtungen, Bestrebungen, seine Moral und die Grundsätze, worauf die Jesuiten ihre Moral gründen und wonach sie sie praktisch handhaben, verbreitet sich der Verf. im zweiten Capitel ausführlich. In ihrer Sittenlehre zeigen die Jesuiten am offenkundigsten, daß sie die Pharisäer des Christenthums geworden sind, wie die Pharisäer die Jesuiten des Rosaismus waren. Im dritten Capitel betrachtet der Verf. „die Stellung der Jesuiten zur Gegenwart“, d. h. ihr offenes Auftreten in der neuesten Zeit und, was viel bedeutsamer ist, die Verbreitung ihrer Grundsätze und das Wirken des Jesuitismus, mag derselbe nun von geheimen Anhängern und Genossen des Ordens ausgehen, oder auch nur aus der Verfolgung gleicher Zwecke überhaupt entsprungen sein. Daß der Jesuitismus die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie, in welcher er als Herrscher gebietet, als letzten Zweck verfolge, ist aus seiner Geschichte klar und deutlich zu sehen. Jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke in irgend einer Weise beiträgt, hält der Jesuitismus für erlaubt, und ergreift es unbedenklich. Jene Herrschaft ist aber nur erreichbar durch den unbedingten blinden Glauben und dieser wieder nur durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird. Ignaz Loyola will ja, zunächst freilich nur für den Jesuitenorden, daß „der Mensch unter der Hand seiner Vorgesetzten wie ein Leichnam“ sei; der Jesuitenorden selbst aber will, der Menschheit außer ihm gegenüber, daß diese Menschheit ein Leichnam sei, wie einst der römische Kaiser Caligula von dem römischen Volke wünschte, daß es nur einen Kopf haben möchte, damit er es mit einem Hiebe vernichten möchte. Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt und so die Bevormundung der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des ungenügsamen, herrschsüchtigen Jesuitismus. Daraus ergibt sich auch, was die Völker und was gewissenhafte Regierungen zu thun haben, damit sie nicht dem Jesuitismus als Opfer verfallen. Die bloße Aufhebung des Ordens als einer äußern Erscheinung, auch wenn sie erfolgen könnte und der Papst zum zweiten Male dazu sich entschloße, würde den Jesuitismus allein noch nicht zerstören. Das können nur die Völker durch Das, was dem Jesuitenorden abgeht, durch das reine Christenthum, mit allem Dem, was durch das Christenthum für die Menschheit in Staat und Kirche, in Haus, Schule und Wissenschaft gewonnen worden ist; das können nur die Völker mit ihren gewissenhaften Regierungen durch eine wahrhaft christlich-vernünftige Haltung in allen Beziehungen.

Literarische Notizen aus England.

Ein coup d'état der amerikanischen Böllner.

Es ließe sich gewiß ein eigenes Buch schreiben, wenn man alle die Mißgriffe zusammentragen wollte, welche die Zollbehörden in den verschiedenen Ländern in ihrem Eifer, dem finanziellen Interesse ihrer Staaten zu dienen, schon begangen haben. Gut nur, wenn diese Mißgriffe sich immer im eigenen Bereiche halten und nicht, wie es kürzlich in Deutschland geschah, zu wirklichen Übergriffen sich gestalten, indem sie z. B. die Befugnisse der Preßpolizei sich zugeignen haben. Ein hübsches Beispiel von jener vergleichsweise harmlosen und unschuldigen Art ward kürzlich von amerikanischen Blättern erzählt. Die französische Deputirtenkammer hatte nämlich eine wertvolle Sammlung von Werken dem Congreß der Vereinigten Staaten von Amerika zu Washington zum Geschenk gemacht, aber, wahrscheinlich in der zweifellosen Annahme, daß dergleichen Geschenke an die souverainen Vertreter des amerikanischen Volks den Zollverordnungen nicht unterliegen, vergessen die Eingangsgelder zu entrichten. Da die Corporation, für welche das Geschenk bestimmt war, auch nicht Miene machte, diesen Zoll zu zahlen, so ließ die edle Zollbehörde mit nichts da nichts die Bücher im Wege der Versteigerung verkaufen, um zu dem Ihrigen zu kommen. Als dies bekannt wurde, brach aber der Lärm los. Die amerikanische Presse voll Scham und Entrüstung wußte nicht Worte genug zu finden, um den Dienstleister der Böllner zu brandmarken, und der Senat fand sich veranlaßt, alle Theilnahme an einem so offensbaren Verstoß gegen die Geseze auch nur der allergewöhnlichsten Höflichkeit von sich abzulehnen; der leitende Ausschuß der Congreßbibliothek aber ergriff, um sich in der öffentlichen Meinung zu reinigen, das Mittel, eine Untersuchung zur Ermittlung der Urheber dieses seltsamen Mißverständnisses anzuordnen, ließ die Bücher zurückfordern und bei der französischen Regierung diesen Schritt unter Beifügung des aufrichtigsten Dankes für das Geschenk entschuldigen. Gut nur, daß Frankreich in Bezug auf Amerika nicht die gereizte Empfindlichkeit besitzt, die sich bei der geringfügigsten Gelegenheit in seinem politischen Verkehr mit England zeigt; wer weiß, ob die Feuerträger der französischen Presse sonst nicht in dieser Beleidigung einen casus belli entdeckt hätten.

Ein Gedicht von Mrs. Norton.

Mrs. Norton, welche ihre Verehrer den weiblichen Byron nennen, hat in dem jüngsten Kinde ihrer Muse: „The child of the islands; a poem“, dem einstigen Thronfolger Englands, dem vier Jahre alten Prinzen von Wales, in herrlichen wohlklingenden Stenzen den Zustand des Volkes von England an das Herz gelegt. Was der Heißsporn des „jungen Englands“, Lord Ashley, unter seinen Pächtern und Bauern praktisch ins Werk zu setzen sucht, einen größern und innigern Verkehr und Umgang zwischen den verschiedenen Ständen, zwischen den Armen und den Reichen, findet an der Dichterin einen berebten und hinreißenden Anwalt. Was John Prince, der dichtende Weber, was der in der Blüte seiner Jahre hinweisende geniale Volksdichter Robert Nicoll gesungen, dieselben Klagen, dasselbe Weh tönt wider aus den Stenzen der Mrs. Norton. Ihre Phantasie erschöpft sich, die Gegenstände unsers gesellschaftlichen Zustandes in ihren schroffen Erscheinungen einander gegenüber zu stellen: die Wege des königlichen Kindes mit den zahllosen Gaben, die das Glück ihm jetzt beschert und für die Zukunft vorbehält, gegenüber dem Loos der armen Näherinnen, der Arbeiter in den Bergwerken, des Webers hinter seinem Stuhl. Da dieses Dichterwerk das Lieblings-thema der Jetztzeit behandelt, so wird bei seinen hohen dichterischen Vorzügen und dem Umstande, daß seine Verfasserin dem schönen Geschlechte angehört, ihm schwerlich der deutsche Uebersetzer fehlen.

12.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Hinsichtlich der Wissenschaften sucht der Verf. den Griechen auch so viel wie möglich abzugewinnen. Er tadelt gewissermaßen an ihnen, daß sie z. B. in den Naturwissenschaften noch nicht so viel gewußt als wir, daß die Historiker, wie Herodot, sich zu Vieles hätten aufbinden lassen, daß Thukydides Reden gemacht, wie sie niemals zuvor gehalten worden, und vergißt bei alle Dem, daß die Wissenschaft der Griechen besonders deshalb für uns Muster ist, daß Inhalt und Form, Stoff und Darstellung auf das Schönste einander durchbringen, daß die plastische Darstellung dem hellenischen Historiker jene Bewunderung verschafft hat, die wir ihm heute noch zollen, und daß, wenn auch die Reden wirklich nicht so gehalten worden waren wie sie der Geschichtschreiber aufbewahrt hat, dennoch das Wesentliche derselben keineswegs etwas Anderes war.

Auch die Kriegswissenschaft der Hellenen findet er noch roh im Vergleiche mit unsern jetzigen Heeren! An den Bestimmungen hinsichtlich des Handels hat er ebenfalls Manches auszusetzen. So tadelt er (S. 246), daß die Athener kein Getreide, Bauholz, Wachs u. s. w. ausführen ließen, daß für das Getreide ein Maximum des Preises festgesetzt war, daß Niemand über eine gewisse Menge Getreide aufkaufen durfte — lauter Dinge, die wir wenigstens lobenswerth finden, weil sie darauf ausgingen, Theuerung, Verarmung oder Wucher zu verhüten. S. 250 kommt er darauf zurück, daß bei den Griechen fast Alles auf das öffentliche Leben gerichtet und das private in den Hintergrund gedrängt gewesen sei, weshalb zwar die Tempel, Hallen, Religions- und Staatsgebäude mit der größten Pracht ausgestattet worden, die Privatwohnungen dagegen ein ärmliches Bild dargeboten hätten. S. 252 tadelt er bei den Spartanern die in alle Verhältnisse eingreifende Macht des Staats, so namentlich die Erziehung. Wir haben aber schon oben angegeben, daß Das nicht anders sein konnte, daß Das mit dem Wesen des Hellenenthums zusammenhing.

Ehe der Verf. von Griechenland scheidet, gibt er noch (S. 259) einen Gesamtüberblick über Das, was

er darüber gesagt, und findet, daß wir uns eben doch sehr freuen dürften, nicht in der hellenischen Blüthenzeit leben zu müssen, sondern in der unserigen, denn wir hätten doch Buchdruckerkunst, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Sklavenemancipation, von welchen Dingen die Griechen nichts gewußt!

Die Römer, zu denen der Verf. nach kurzer Besprechung der macedonischen Zustände (S. 265) übergeht, setzt er weit über die Griechen, weil sie grandiose praktische Werke aufgeführt, findet aber an ihnen doch theils den Mangel gänzlicher Freiheit zu tadeln, also die Nichtanerkennung der menschlichen Urrechte, theils die Verachtung der Fremden, die sie, wie die übrigen Nationen des Alterthums, als Barbaren ansahen. Die Sklaverei genirt ihn auch bei den Römern, er schildert alle Greuel, die daraus entsprangen, bedauert aber nicht, daß gerade bei ihnen, die vorzugsweise ein kriegerisches Volk waren, die Sklaverei sehr erklärlich ist, und selbst die Rohheit, mit welcher sie die Sklaven behandelten. Daß das Weib bei den Römern ebenfalls zurückstand, der rücksichtslose Gewalt des Mannes preisgegeben, finden wir sehr natürlich, denn auch die Römer gehörten noch zum Alterthume.

Der Verf. bespricht dann den Ackerbau, das Gewerbwesen, den Handel, das Kriegswesen, die äußere Politik, die Behandlung der besiegten Völker, die schönen Künste und Wissenschaften, die allgemeinen Lebensansichten und Verhältnisse, die Volksbildung, das Religionswesen, Rechtswissenschaft, Finanzverwaltung u. s. w. Aber er wirft hierbei die verschiedenen Epochen der römischen Geschichte, namentlich die Zeiten der Republik und die des Kaiserreichs untereinander, wodurch die Klarheit des historischen Bildes getrübt wird und die volkshistorische Bedeutung des römischen Volks gänzlich verschwindet. Denn offenbar hatten die Römer eine doppelte Aufgabe zu lösen: einmal nämlich sollten sie noch ein Element der antiken Weltansicht durchbilden, zweitens waren sie dazu berufen, das ganze Alterthum aufzulösen und eine neue Zeit vorzubereiten. Beide Aufgaben aber hingen miteinander zusammen, die zweite entsprang naturgemäß aus der ersten. Während nämlich in Griechenland vorzugsweise die schöne, künstlerische, ideale Seite des antiken Lebens repräsentirt ward,

sollte in den Römern die praktische, staatliche, rechtliche zur Vollendung gelangen. Die Griechen sind vorzugsweise ein künstlerisches Volk, die Römer ein kriegerisches. Diesem ihren Wesen entspricht denn auch der Anfang ihrer Geschichte, sie ermangeln der Cultur, der Civilisation, der Verfeinerung, der Wissenschaften. Dagegen wird Alles, was sich auf das Praktische bezieht, auf das öffentliche Leben, auf Recht und Gesetz, durchgebildet, und zwar bekanntlich mit einer so scharfen Consequenz, daß wir heute noch von ihnen lernen. Als ein Volk des Alterthums ist es natürlich auch vorzugsweise dem Staate, dem Allgemeinen zugewendet: Weib, Familie, Individuum als solches tritt vor ihm zurück, das Gefühl, das Gemüth wird darum nicht berücksichtigt; die Haupttugend besteht darin, tüchtiger Bürger, braver Soldat zu sein. Das Religionswesen ist daher auch nur als Staatsmittel zu betrachten. Wegen der innern Durchbildung des römischen Staats, wegen der consequenten Durchführung aller Zustände, die sich darauf beziehen, übertraf nun das römische Volk alle andern des Alterthums an äußerer Gewalt, und darum war es vorzüglich dazu berufen, ein Kriegsvolk zu sein und die andern durch Eroberung sich zu unterwerfen, und dies geschah auch. Denn Rom hatte vom Alterthume jenen Grundsatz der Nichtanerkennung fremder Nationalitäten bis zur höchsten Schärfe ausgebildet; es begnügte sich nicht damit, sie als Barbaren zu verachten, sondern es raubte ihnen auch ihre Unabhängigkeit. Aber indem Rom fast die ganze damals bekannte Welt sich unterwarf, löste es gerade jenen Grundsatz factisch auf, welcher die Eroberung hervorgerufen, denn es brachte überall seine Institutionen und Staatseinrichtungen hin, und versuchte daher, aus den verschiedenen einander fremd entgegengesetzten Nationen ein Ganzes zu bilden. Der Gedanke einer allgemeinen Menschheit war daher durch eben diese Römer, obwohl sie es keineswegs im Sinne hatten, dennoch durch die That vorbereitet. Sie sollten aber noch durch etwas Anderes erfolgreicher für die Verbreitung dieses Gedankens wirken, nämlich durch die Aufnahme der christlichen Religion, welche mehr wie irgend eine andere Erscheinung zur Auflösung der antiken Weltanschauung mitwirkte.

Nachdem aber Rom diese Aufgabe erfüllt hatte, mußte es untergehen. Und sein Untergang war wiederum bedingt durch seine eigenen Elemente, gerade durch diejenigen Kräfte, durch welche es stark geworden war. Die kriegerische Tüchtigkeit unterwarf den Römern die fremden, in Civilisation weit vorangeschrittenen Nationen, dadurch kamen auf einmal Schätze und Genüsse nach Rom, wovon die Einwohner bisher keinen Begriff gehabt; diese Resultate einer verfeinerten Cultur konnten aber bei den noch rohen Römern nur einen nachtheiligen Einfluß hervorbringen, sie erzeugte statt wahrer Bildung Luxus und Schlemmerei. Dadurch wurde das ganze sociale Leben vergiftet, dieses erzeugte sittliche Verschlechterung, in Folge davon namenlose Streitigkeiten um die Herrschaft, endlich den Despotismus der Kaiser, der den

Staat dann so herunterbrachte, daß er, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, in die Hände der Barbaren fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Camilla, Prinzessin von Biffignano oder: Die Rahe. Roman von J. Satori (Neumann). Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1844. 8. 2 Bde. 20 Bgr.

Phantasie ist der Verf. nicht abzusprechen, sie hat sich Unglaubliches ausgedacht und dem Unglaublichen vermochte sie doch kein Interesse zu geben. Der Roman spielt in Neapel, und man erlebt sogar eine Scene aus der Masaniello-Revolution, doch ist außerdem wenig Neapolitanisches dabei, weder Natur- noch Nationalfärbung. Der Held ist ein Räuberhauptmann, er entführt Camilla, die Prinzessin von Biffignano, nachdem er sie vor einem verhafteten Freier gerettet hat. Sie lebt sehr glücklich mit ihm und erfährt erst nach zwölf Jahren, wessen Gemahlin sie ist. Die Räubergesellschaft, welche sich die Verbündeten nennt, hat ihre eigenthümlichen Gesetze, unter andern, daß der Hauptmann nie bei Raub und Mord die Hand im Spiel habe, was für unsern Helden sehr bequem ist; er zeigt sich im Laufe der Begebenheit weder als klug noch als pfiffig. Um seine erste Frau zu rächen, welche durch einen hohen Geistlichen verführt und verrathen war, besucht er letztern selbst und erzählt ihm, daß er Rache an ihm nehmen wolle. Natürlich wird er ins Gefängniß geworfen. Die Verbündeten befreien ihn, nachdem er mit seinem Blute einen Contract unterschrieben, der ihn an die Bande bindet; sie haben der Geistlichkeit Rache geschworen. Der Verführer in der Rutte wird durchgeprügelt, sodann verliebt sich unser Held in der Kirche in die Prinzessin Camilla, lockt sie auf sein Schiff, überredet sie, seine Gattin zu werden; um ihr eine Blume in ihr Aulum zu holen, begibt er sich in Lebensgefahr und stürzt von einem Thurme herab; dadurch besiegt er ihre letzten Bedenkllichkeiten in Betreff des Batsch, den sie verlassen hat; sie gehört nun ihm mit Leib und Seele. Es ist viel Unfian in den Begebenheiten der drei Theile und die Breite der Erzählung ist nicht geeignet, dieselbe genießbar zu machen.

2. Robert Surcouff, französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Baugen, Schlüssel. 1844. 8. 24 Bgr.

Während der fortbauenden Seekriege zwischen Britannien und Frankreich wurden in beiden Ländern viele Kaperschiffe ausgerüstet und die französischen Piraten thaten durch den leichten Bau ihrer Fahrzeuge, durch ihr schnelles Segeln und die Gelentheit und Bravheit der Mannschaft dem britischen Handel bedeutenden Abbruch. Der vorzüglichste, tapferste, listigste und unternehmendste, zugleich aber auch der sanfteste und edelmüthigste dieser Piraten war Robert Surcouff, dessen Leben und Thaten hiermit dem Publicum vorgelegt werden. Er starb 1843, umgeben von Kindern und Enkeln und allgemein geachtet und geliebt. Seine Biographie kann nur interessant sein; die Vereinigung der humansten Gefinnungen mit dem inhumanen Beruf bietet dem Psychologen Stoff zum Nachdenken. Als Roman kann Ref. das vorliegende Werk nicht rühmen, die Roman-Ingrezien nehmen sich fremdartig aus in dem historischen Stoff, man erhält gleichsam nur Fegen von Jedem und Alles scheint zusammengewürfelt. Auch Politik findet man darin und zwar Urtheile und Bepfprechungen über Napoleon und dessen Wirken; man wundert sich und begreift nicht, warum man so viel Altes schon längst Abgemachtes noch einmal lesen muß, man denkt, es hat Bezug auf den Felsen des Romans — aber nein. So auch eine Beschreibung von Benedig gegen Ende des Buchs; sie steht faum im Zusammenhang mit dem übrigen. Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es durch

einzelne Bestandtheile vom Zufall zusammengewürfelt; doch von den einzelnen Bestandtheilen sind manche recht interessant.

3. Amandus und Amanda. Familiengemälde von Hermann Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. 1 Thlr.
4. Juliens Nachlaß. Von der Verfasserin von Juliens Briefen. Leipzig, Dienbrack. 1844. 8. 22 1/2 Ngr.

Ref. kann unmöglich diese zwei Werke zu der Unterhaltungsliteratur rechnen, da sie beide sich eine ernstere Tendenz als die Unterhaltung erlaubt gewählt haben. Sie handeln beide über Erziehung. In „Amandus und Amanda“ wird „ein glückliches Familienleben das bestmögliche Gut des irdischen Daseins“ genannt, und zur Erreichung desselben vor Allem „das Christenthum“ angerathen, welches es durchbringen und heiligen soll. Wir wollen nicht diese Überzeugung widerlegen, wol aber wäre an der Einkleidung derselben Mancherlei auszustellen. Erstens der kleine enge Druck auf grauem schlechten Papier, sodas Vater und Mutter sich die Augen dabei verderben; für die Kinder ist keine Gefahr, denn diese lesen das Buch nicht; es ist sogar zweifelhaft, ob Ältern und Lehrer es lesen, da die breiten und gedehnten Reflexionen ohne alle Folgenreihe nicht wenig ermüden. Die Erziehungslehren beginnen auch wirklich von Anfang an, ja noch vor der Hochzeit der Ältern, indem eine zu große Uebereinstimmung ihrer Charaktere die Charaktere der Kinder beeinflussen möchte; der erste Mann soll deshalb eine heitere Frau nehmen. Eine Anleitung, wie das Christenthum zu lehren sei, scheint Ref. nicht ohne Verdienst; man sieht, der Verf. hat darüber wie über so Manches nachgedacht, doch ist der Stil sehr vernachlässigt oder vielmehr unbehüllich und schülerhaft und das ganze Buch ist auf sehr fromme und geduldige Leser und Leserinnen berechnet.

„Juliens Nachlaß“ ist vorzüglich auf Töchtererziehung gerichtet. Wir sehen die sterbende Julie ihre zwei Pflögetöchter ermahnen. Beide haben Kinder zu erziehen; die eine ist an einen blinden Mann verheirathet, die andere auf dem Punkt, eine Reizung zu einem fremden Mäler zu geben; die Sterbende empfiehlt ihr „Selbsterziehung“, der zweiten Pflögetochter, welche Witwe und eine praktische Frau ist, empfiehlt sie die schwärmerische Freundin, der sie in der Erziehung ihrer Kinder beistehen soll.

„Ich fand stets, daß nur Der, welcher der Wirklichkeit, sie verschönernd, angehört, zur praktischen Erziehung tüchtig ist. Ein poetisches Weib kann Reichthümer des Wissens, des innern Lebens ausströmen in Kinderseelen, aber nie wird sie allein die ruhige, ungestörte Entwicklung ungestört walten lassen und durch sanfte, sanfte, ruhige Darstellung vollen. Sie wird immer Überspannung, Überreizung herbeiführen. Ruhige, lebensfrohe, glückliche Erdenbürger, die froh im Gebet zum Himmel aufschauen, sonst aber der schönen Erde mit reinem Sinne recht froh werden und ihr für dießseits recht heiter angehören — die wird eine Phantasie, die über Idealen schwebt, nie bilden; sie wird die schöne Menschlichkeit verweisen, um Engel zu bilden. Hätte Gott uns schon Hienieden zu Engeln bilden wollen, wie leicht wäre es ihm gewesen! Und ach, es ist schrecklich, aber wahr, daß oft unter dem Engelsflügel das Thier am nächsten steht.“ Die Verf. scheint überzeugt zu sein, daß ausgezeichnete Frauen nicht die besten Mütter und Erzieherinnen sind. Wir wollen die Verf. noch einige Male selbst sprechen lassen, um einen Begriff von ihrem Werke zu geben.

„Wie schwer überhaupt Erziehung ist, habe ich selbst so oft in Erfahrung gebracht, und wenn ich die Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Wirkungen von manchen allgemeinen Lebensregeln in der Anwendung, die die Kinder davon machten und zeigten, überfah, so fand ich, daß es größtentheils um ein ruhiges Plätschen, besonnene Beobachtung und ein liebevolles Wort zu thun war. Vieles Einwirken machte das Leben gerade zu dem Gegentheil von Dem, was man sich davon ver-

sprach. Klare, sanftes Mächthum ist wahrhafte Weisheit und freundliches Vorthun eigentliche Lehre.“

Ferner sagt sie: „Wie aus jener heiligen Sage von der Witwe Otkrüglein schon hervorgeht, daß Gott den Witwen seinen besondern Segen gibt, in nie versiegenden Gaben und Quellen innern Reichthums; daß er immer hilft, oft wunderbar und sichtlich — das fand ich zu oft, um es je bezweifeln zu können. Die edelsten, glücklichsten Menschen, die ich kenne, sind Kinder armer, frommer Witwen, die mit Vertrauen auf den Beistand des Höchsten ihre Kinder mit unglaublich Wenigem erzogen. Und wie oft hörte ich nachher von diesen Menschen, daß nie ganz die Nahrungsquelle versiegt. Wie bei jenen Otkrüglein sah man oft das Ende des Unterhaltes, dennoch fehlte es nie an Brot und Frieden. Denn im Glauben: „Gott wird helfen!“ erhöhte sich die Kraft, die er unterstützte, und sein Segen war sichtlich mit ihr.“

„Unterricht und Erziehung wird gewöhnlich als Eins betrachtet und doch ist's sehr verschieden. Nicht die Kenntnisse bilden den innern Menschen, sie können nur nützlichen Stoff für das Leben geben, nicht die sittliche, geistige Gestalt formen und leiten. Außer den Lehrstunden entwickelt sich das Kind mehr als in denselben, und was gewöhnlich nicht beachtet wird, die Zeit zwischen denselben, ist viel wichtiger.“

„Beschäftigung nanntest du mit mir die Seele der Erziehung und alle Kinder greifen freudig, begierig nach ihr, vermissen sie selbst bei ihren Genüssen, wenn diese leer davon sind. Ich habe durch sie das meiste Gute, was ich in junge Seelen pflanzte, erreicht, indem ich die Beschäftigungen ordnete und theilte. Entfernt von jener Angstlichkeit, die wie ein unsichtbares Leitband die Kinder hält, macht doch, auch abgewandt, scheinbar nur mit andern Dingen beschäftigt, einer guten Mutter Auge über den Kleinen.“

„Ein Lehrer ist, wenn er liebenswürdig ist, immer gefährlich für ein junges Herz, und dann um so mehr, wenn er Privatstunden gibt, mehr noch als es in einer Lehranstalt der Fall ist. Daß ein Privatlehrer (Hofmeister) das Gefährlichste ist für Mädchen-Unterricht und -Erziehung, und durchaus vermieden werden sollte, ist, obgleich tausend Erfahrungen stets und immer davor warnen, immer noch nicht genug erkannt.“

Die Verf. warnt vor einer Bildung über den Stand, sie will die Töchter vor Allem zur Häuslichkeit und zu guten Hausfrauen erzogen haben; hierzu gibt sie zwei Wege an: entweder die Kleinen in häuslichen Geschäften heranwachsen, sich in früher Zeit zu häuslichen Verrichtungen gewöhnen zu lassen, oder ihnen nach vollendeter Erziehung systematisch die Pflichten einer Hausfrau zu lehren. Letzteres erachtet sie als Nothbehelf und nicht so empfehlenswerth als die erstere Methode, da das junge Mädchen schon Freude an geistiger Beschäftigung bekommen und den Sinn für die langweilige mechanische Thätigkeit verloren hat. Selbst wenn das Mädchen sich nicht verheirathet, meint die Verf., seien häusliche Talente ihr vortheilbringend:

„Ein fürs Haus erzogenes Mädchen, das gottesfürchtig, fleißig, unermüdet thätig ist, wird auch als Helfende in jedem Hause willkommen sein. Sie wird sich in der Folge auch unverheirathet nicht unglücklich und allein stehend fühlen, denn sie kennt kein höheres Bedürfnis.“

Im Ganzen enthält das vorliegende Werkchen sehr viel Wahres und Schönes, und wenn Ref. auch nicht ganz mit der Meinung der Verf. übereinstimmt und die Koch-, Näh- und Wasch-Passionen der Frauen für ebenso große Klippen hält als alle andern Passionen; obgleich Ref. meint, daß mit gutem Willen und gesundem Verstand die Hausfrauenpflichten leicht erlernt und erfüllt werden: so muß er doch der Autorin zugestehen, daß sie ihre Ansicht gut durchgeführt hat und daß dem Werkchen eine edle Absicht zu Grunde liegt. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

S p r a c h k u n d e.

In Paris erschien neuerdings die erste Abtheilung des fünften Bandes von dem bekannten Werke: „Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société de géographie“; sie enthält: „Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue berbère“, verfaßt vom verstorbenen Venture de Paradis, normaligem Lehrer der türkischen Sprache an der königl. Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen und erstem Dolmetscher bei dem Oberbefehlshaber der Armee des Orients, durchgesehen von Amadé Jaubert und herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft. Vom J. 1824 an hatte diese Gesellschaft sich vorgenommen, die handschriftlichen Werke des Professors Venture, welche nach des Verf. Tode von Volney auf der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden, zum Vortheil der Geographie und Philologie herauszugeben. Da nun, seitdem die französischen Soldaten auf dem Boden Afrikas in täglichem Verkehr mit den Kabylen sind, welche diese Mundart (das Berberische) sprechen, die Herausgabe dieser werthvollen Arbeiten gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, so hat die Gesellschaft vom Minister des Krieges seinen Beitritt zur Ausführung dieses nützlichen Unternehmens ohne Mühe erhalten, und sie hat den Pair Amadé Jaubert beauftragt, dem Drucke der Grammatik und des Wörterbuchs der berberischen Sprache vorzustehen. Dem Vortheil dieses gelehrten Werks geht ein Avertissement von Jaubert und eine biographische Notiz von Somard über Venture de Paradis voran, welcher am 8. Mai 1739 zu Marseille geboren war und während Napoleon's Expedition nach Syrien im Mai 1799 starb. Das Werk schließt mit einem Anhang, mehr von demselben Verf. 1788 gesammelte Reisebeschreibungen des nördlichen Afrikas enthaltend, welche einen Theil von Raynal's Papieren, die gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt sind, ausmachten.

G e s c h i c h t e.

Von Auguste Vidalin ist vor kurzem erschienen: „Edouard III et le régent, ou essai sur les mœurs du 14^{ème} siècle.“ Das 14. Jahrhundert, welches mit den Unruhen einer bestrittenen Erbfolge begann und inmitten der Unordnungen einer von Wahnsinn begleiteten Minderjährigkeit endete, könnte zu den unglücklichsten, welche je ein Volk heimgesucht haben, gezählt werden, wenn nicht die Regierung Karl's V. viele Unglücksfälle wieder gut gemacht hätte, und wenn nicht aus dem Schooße der Verheerungen, die Frankreich verwüsteten, Keime entsprossen wären, welche, wenn nicht sogleich, doch in einer ziemlich nahen Zukunft sich zur Größe und Wohlfahrt des Landes entwickeln mußten. In dieser harten Probe, die Frankreich zu bestehen hatte, liegen zwei Dinge jetzt am Tage, welche, obgleich damals nicht klar begriffen, nichtsdestoweniger später ihre nothwendigen Folgen haben mußten: nämlich die Antipathie gegen fremden Einfluß, von dem man so viel Übel gelitten, und das Mißtrauen gegen die Feudalherrschaft, welche nicht allein zu schwach war, dieselben zu verhindern, sondern sie auch verschuldet hatte. Und als man später diese wichtigen Folgen wahrnimmt, muß man ihre Ursachen im 14. Jahrhundert, unter den schmachvollen Demüthigungen der Regierung Karl's VI. und den traurigen oder glorreichen Abwechslungen der Regierung Karl's VII. auffuchen. Schon die Erwägung ihrer Folgen für die Zukunft würde dieser Geschichte ein großes Interesse ertheilen, selbst abgesehen von dem Interesse, welches ihr eigenthümlich ist. Doch diese Geschichte wollte Hr. Vidalin nicht schreiben, sondern er hat die vornehmsten Personen dieses merkwürdigen Jahrhunderts herausgegriffen und ihre Charaktere skizziert, und der Versuch, den er neuerdings

essentlich bekannt gemacht hat, ist das Ergebnis des gelehrten Studiums, welches er von ihnen gemacht hat. Indem er das Detail der Begebenheiten vernachlässigt, bemächtigt er sich der Masse der Begebenheiten, ordnet sie mit Kunst und gibt seinem Gemälde eine dramatische Bewegung und das Colorit, welches einem Gemälde Leben ertheilt. Hr. Vidalin fängt damit an, die respective Stellung der verschiedenen Mächte Europas zu jener Zeit kurz zu beschreiben, und zeichnet somit den Raum, auf dem die beiden vornehmsten Staaten, Frankreich und England, ihre Rolle spielen sollten. Zuerst gibt er dem Leser eine Vorstellung von den Verbrechen, welche in England der Thronbestreitung Edward's III. vorangingen, und von den Anstrengungen, welche Frankreich zu dulden hatte, ehe die Vorsehung diesem Lande Karl V. schenkte. Er zeichnet mit einem wirklichen Talent der Beobachtung und Ausführung Edward's Portrait, eines staatsklugen Königs, dessen Gewandtheit der Treulosigkeit so nahe kommt, und das Portrait des weissen Königs von Frankreich, welchem er die Stelle, die ihm unter den großen Königen gebührt, anweist. Der Schwarze Prinz, die heldenmuthige Stüge des Erstern; Karl der Schlimme, der böse Genius des Letztern; Jacque Artevelle, Tribune von Flandern; Marcel, Tribune von Frankreich — figuriren Jeder in der Reihe, welche er in dem Gemälde einnehmen soll; vorzüglich ist Marcel mit besonderer Sorgfalt vom Verf. geschildert worden. Er beschloß, die Kammern als oberste Lenkerin der gubernementalen Bewegung unter dem Schilde des Generalcapitains zu gründen. Durch dieses System wurde Letzterer dem Regenten Frankreichs entgegengesetzt; dem königlichen Panier das Panier des Volks; der erblichen Gewalt die Wahlgewalt. Die Politik des Jahrhunderts, seine Sitten, seine Ritterspiele und seine theatralischen Vergnügungen beschäftigen wechselweise den Geschichtsschreiber. Endlich versteht es der Verf., ernste Lehren der Erfahrung und nützliche Wahrheiten aus seiner Erzählung zu ziehen.

Ein neues Werk über die Académie française.

Der erste Band einer „Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française, depuis sa fondation jusqu'à nos jours (1635—1844)“, von M. Lyrtée Laffet, ist jetzt in Paris erschienen. Der Verf. erzählt zuvörderst, nach Pellisson, dem Abt Olivet und d'Alembert, die allgemeinen, auf die Geschichte und Organisation der Académie française sich beziehenden Thatfachen, und gibt die Liste der von der Académie vorgeschlagenen Gegenstände der Mitbewerbung und der von ihr zuerkannten Preise von Böhrendenheit und Poesie von der Zeit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Nach dieser Einleitung beginnt die besondere Geschichte eines jeden Fauteuil, bezeichnet durch den Namen des berühmtesten Mannes unter denen, die ihn eingenommen, eine aus kurzgefaßten, aber interessanten Notizen bestehende Geschichte der Akademiker, die aufeinander gefolgt sind. Der erste Band begreift den Fauteuil Fléchier's, von Godeau, seinem ersten Inhaber, bis zum Grafen Rolé; den Gresset's, von Combauld bis zu Victor Cousin; den Volney's, von Chapelain bis zum Grafen Sainte-Aulaire; den des Abtes Girard, besetzt von Philippe Habert im J. 1634, und jetzt von Herrn Briffault; endlich den Fauteuil Esmeinard's, von Germain Habert bis Lacretelle. Das ganze Werk wird vier Bände ausmachen.

Eine neue Ausgabe der „Théorie des lois politiques de la monarchie française“, von Mlle. de Lécardière, ist soeben in Paris erschienen. Diese neue Ausgabe ist ansehnlich vermehrt und von dem Vicomte de Lécardière, unter Begünstigung der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, besorgt worden. Sie besteht aus vier Bänden in Großoctav.

31.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Bechluss aus Nr. 141.)

Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie wichtig die Römer für die Geschichte der Menschheit sind, indem sie die Anschauung einer lange andauernden Epoche schliessen und den Übergang zu einer von dieser doch so ganz verschiedenen bilden. Es wäre die Aufgabe des Geschichtschreibers der Menschheit gewesen, auf diese Dinge näher einzugehen und die verschiedenen Zeiten und Richtungen in der römischen Geschichte voneinander zu sondern. Er hätte hier Gelegenheit gehabt, einen Rückblick zu thun auf die charakteristischen Merkmale der antiken Weltanschauung, wodurch denn der Geist und das Wesen der neuen Epoche, des Mittelalters, und der unverkennbare Gegensatz desselben zum Alterthume deutlicher hervorgetreten wäre. Folgendes hätte sich dann als das Resultat der Geschichte der alten Cultur gezeigt: Vorherrschen der Naturgewalt, der nach außen gerichteten Thätigkeit, Zurücktreten des Gemüths, daher des Weibes, der Familie; Vorherrschen des äußern Lebens, der Öffentlichkeit, daher Zurücktreten des Individuums als solches; Vorherrschen des Rechts der Stärke, daher allenthalben Sklaverei; Nationalreligionen, durch die umgebende Natur erzeugt, nur auf ein Volk berechnet, daher Nationalgötter; streng gesonderte einander fremd entgegenstehende Nationalitäten, Patriotismus, aber keine Idee der Menschheit. Der Gegensatz zu dieser Weltanschauung wäre: Vorherrschen des innern Lebens, des Gemüths, daher Hervorheben des Weibes, der Familie, des Individuums als solches betrachtet; allgemeine Religion, dadurch Idee der Menschheit, der individuellen Freiheit; Zurücktreten der schroffen Nationalitäten. Es versteht sich, daß man zu der letzten Weltansicht, welche die des Mittelalters ist, nicht auf einmal gelangen konnte, es mußte erst die alte Welt mit ihrer Anschauung überwunden werden, und zwar innerlich; es mußte also eine Zwischenstufe geben, eine Epoche der Auflösung. Diese bilden die Römer. Wir haben oben schon angedeutet, wie durch sie die Idee der schroffen Nationalität gebrochen ward. Sie trugen aber eben dadurch auch dazu bei, die alten Nationalreligionen aufzulösen, denn durch

die politische Vermischung zerfielen auch die verschiedenen Religionen; die Römer brachten ihre religiösen Vorstellungen in die eroberten Provinzen, aber dafür nahmen sie auch die Mythologien derselben wiederum nach Rom. Durch diese Zerstörung der naturgemäßen Einheit verloren aber die Religionen ihren ursprünglichen Gehalt, ihre tiefere Bedeutung, und konnten bald um so weniger befriedigen, je mehr das äußere sociale Leben bei der Masse der Völker, und selbst auch bei den Reichen und Vornehmen zerrüttet und vergiftet war. Aus dieser Auflösung der ursprünglichen Religionen ist der maßlose Aberglaube zu erklären, der sich in den spätern Zeiten des römischen Reichs findet: es spricht sich in ihm offenbar schon das Verzweifeln an dem alten Glauben aus. Außerdem aber gibt es noch genug Anzeichen von dem sehnlichen Bedürfnisse nach einer neuen Religion, welche dem gedrückten Menschengeschlechte Trost und Beruhigung gewähre.

Von diesem Gesichtspunkte aus hätte der Verf. die altrömische Religion und das Christenthum betrachten sollen. Aber die eben angegebenen Momente berührt er nicht einmal, und vom Christenthum hat er eine durchaus oberflächliche Ansicht. Es ist schon ganz unpassend, daß er es in der römischen Geschichte gleichsam nur gelegentlich bespricht (S. 312), während diese ewig denkwürdige Erscheinung, welche heute noch die Grundlage unserer Bildung und zum wenigsten unserer sittlichen und religiösen Vorstellungen ist, eins der wesentlichsten Momente der neuen Zeit ausmacht und im schroffen Gegensatz gegen die antike Weltanschauung da steht. Mit dem Christenthume hätte der Verf. eine neue Epoche beginnen müssen. Er hat aber, wie es scheint, gar keine Ahnung von seiner welthistorischen Bedeutung. Es wäre seine Aufgabe gewesen, das Wesen dieser neuen Religion aufzufassen und zwar im Gegensatz zu den Culten des Alterthums. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum sich besonders dadurch von jenen unterschied, daß er nur einen Gott, und zwar einen für die gesamte Menschheit annahm, wodurch es befähigt war, zu einer Weltreligion zu werden, während die alten Religionen immer nur auf ein Volk beschränkt waren. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum den Menschen auf sich selbst zurückführte, ihm sein Inneres er-

öffnete, seine Gesinnung zu bessern suchte, überhaupt das Individuum als solches hob, während bei den Cullen des Alterthums jede moralische Erhebung, jeder Trost und Beruhigung bereits verschwunden war. Wie das Christenthum entstanden, was es um die Person Christi für eine Verwandnis gehabt, ist durchaus Nebensache. In der Geschichte der Menschheit handelt es sich nur darum, zu zeigen, warum diese neue Religion in kurzem so großen Beifall gefunden, und die Antwort darauf kann keine andere sein als: weil die neue Weltansicht der Menschheit Bedürfnis geworden war, weil die alten Religionen nicht mehr ausreichten. Aber statt Dessen gibt der Verf. folgende vier höchst platte Gründe für ihre Verbreitung an: 1) Die Gleichgültigkeit des Polytheismus gegen das Emporkommen jeder neuen Religion. 2) Die Vortheile, welche verschiedene der römischen Herrscher für sich persönlich aus der neuen Lehre zu erlangen hofften. 3) Der fanatische Eifer der ersten Christen. 4) Das Mirakelwesen. Das ist eine durchaus verkehrte und beschränkte Auffassung der Geschichte der Menschheit. Wir gehören gar nicht zu Denen, welche das Christenthum in Allem und Jedem verteidigen, und es etwa gar als eine göttliche Offenbarung ausgeben wollen: nein, wir betrachten die christliche Religion rein vom historischen Standpunkte aus. Aber gerade weil wir dies thun, so müssen wir ihr ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre weltgeschichtliche Berechtigung vindiciren. Sie war vorbereitet, schon mehrere Jahrhunderte — der Verf. hätte als solche Vorbereitungen die Philosopheme Sokrates' und Platon's recht gut annehmen können, sowie auch die Alexandriner, und die verschiedenen jüdischen Sekten —, sie mußte daher eintreten, und als dies geschah, so mußte sie der ganzen sittlichen Stimmung der damaligen Welt gemäß allgemeine Verbreitung finden: die einzelnen äußern Ursachen, die dazu mitgeholfen haben mögen, sind gegen die eigentlichen Motive doch nur Bagatellen.

Daß das Christenthum gleich anfangs einige keineswegs zu verteidigende Schwächen zeigte, wollen wir nicht leugnen. Sie lagen jedoch ebenso im Wesen des Christenthums, namentlich insofern es im Gegensatz zum Alterthum erschien, wie gar manche Erscheinungen in der antiken Welt. So ist gar nicht zu leugnen, daß die Christen unbuldsam gegen die heidnischen Religionen waren, während man von diesen letztern dies gar nicht behaupten kann. Dieses ist aber sehr natürlich. Die Christen erkannten nur eine Religion als die wahre an, nämlich die ihrige, von welcher sie verlangten und hofften, daß sie die Weltreligion werden würde; die Alten aber mußten es gar nicht anders, als daß jedes Volk auch seine eigene Religion, seine eigenen Götter habe. Unbuldsamkeit in religiöser Beziehung wäre demnach mit dem Alterthum gar nicht in Einklang zu bringen gewesen: sehr wohl aber ist dies der Fall mit dem Christenthum, welches, von seiner Vortrefflichkeit überzeugt, schon dem Heile der Völker zu Liebe gegen ihre Religionen ankämpfen muß, um sie vollends zu besiegen und zu überwinden.

Die Unterdrückung der natürlichen Triebe, die jedoch in der ursprünglichen Lehre keineswegs lag, ist ebenfalls als eine fast nothwendige Konsequenz aus dem Streben des Christenthums zu erklären. Denn dieses war gegen die gesammte Weltansicht des Alterthums gerichtet, in welchem die Naturgewalt in jeder Beziehung das vorherrschende Element war; eben gegen dieses Vorherrschen der Naturgewalt kämpfte nun das Christenthum an, welches an seine Stelle die innere Welt des Gemüths zu setzen suchte, und in diesem Kampfe gerieth dasselbe leicht dahin, überhaupt gegen die Natur und somit auch gegen die natürlichen Triebe im Menschen anzukämpfen.

Gerade in derselben Weise, wie das Christenthum im Gegensatz zu der alten Welt stand, an der Spitze einer neuen Entwicklung, ebenso das Germanenthum, welches ein gleich wesentliches Element der neuen Weltanschauung bildet als das Christenthum. Doch darüber in einem zweiten Artikel. *)

53.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Boston.

Die deutsche Literatur ist seit einigen Jahren mehr und mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit amerikanischer Gelehrten geworden! Immer aber beschränkt sich dieselbe auf „schöne“ Literatur und auf die Theologie. Über beide urtheilen indessen die Amerikaner mit einer Oberflächlichkeit, die für andere Nation ihre Urtheile ungenießbar macht. Schiller, den man den „sanften, gemüthlichen“ nennt, ist der Held deutscher Dichtkunst und deutscher Gesinnung. Goethe ist ein Egoist, der allein sich lebt, auf seinem Zimmer philosophirt, der den Ruf und Ruhm nicht verdient den er hat, der bald genug von der jetzigen Höhe seiner Berühmtheit herabfallen wird. Man weiß nicht, oder ignoriert aus Mangel an Kenntniß deutscher Zustände, daß Goethe als Staatsmann und als Staatsbeamter 40—50 Jahre lang thätig gewesen, und daß er als solcher und als Gelehrter eine Menge großer und tiefer Richtungen theils hervorgerufen, theils begleitet und begünstigt, theils zu einer Blüte entwickelt hat, in welcher keine Nation sie je gesehen. Man sieht nicht, wie Schiller in tieffter Seele nach Etwas rang, was Goethe angeboren war — Klarheit der Sprache und der Empfindung —, und daß er eben deshalb eine geringere Stufe in der Literatur der Nation inne hat, über welche Goethe schon bei seinem ersten Auftreten hinwegschritt. Daher wird Schiller vom Volke und der Jugend in Masse verstanden, Goethe von den Gebildeten und Kennern. Die Sprache Goethe's ist die des feinsten Sprachgefühls, eines der Vollendung nahesten Geschmacks; die Schiller's ein starker Kampf mit der Philosophie und dem Gedanken. Man weiß nicht, daß Schiller z. B. den Schwulst der Beiwörter bedurfte, um seinem Gefühl Bahn zu brechen, während Goethe das rechte Wort für das zarteste, leiseste Gefühl zu Gebote stand u. dgl.

So tief nun Goethe in der deutschen Sprache und Literatur, also im höchsten Geistesleben des Volks wurzelt, so wenig kann man hier begreifen, daß das deutsche Volk aus verschiedenen politischen und verschiedenen Bildungsclassen besteht. Das Volk nämlich der Vereinigten Staaten hat diese Bildungsclassen nicht. Der Volksschule ist wenig besser als ein Autodidakt, der nur Das lernt, was Jeder ohne Beihilfe lernen kann. Das ganze Volk hat eine gleichmäßige praktische Bildung, d. h. eine nicht über das Wissen unserer mittlern Bür-

*) Wird im nächsten Monat mitgetheilt.

D. Red.

gerschulassen hinausgehende. Die Methode, Alles durch das Gedächtniß, nichts durch eigenes Nachdenken zu erlernen, beschränkt den Kreis des Wissens bis zum Unbedeutenden. Es ist daher dem Amerikaner fast unmöglich, Geschichte zu studiren. Nur langsam bemächtigt er sich der Geschichte seines Volks und auch nur dann, wenn er deutsche oder mindestens europäische Erziehung genossen hat. Die historische Literatur und Entwicklung der Deutschen ist ihm völlig fremd. Man erstaunt, wenn man vernimmt, daß auf der ersten und besten gelehrten Anstalt der Union, auf der Harvard-Universität zu Cambridge, keine Universalhistorie gelehrt wird, ja daß nicht einmal ein Lehrer vorhanden ist, der sie lehren könnte. Ebenso wenig werden alte Geschichte oder Specialgeschichte der Nationen oder wichtiger Epochen vorgetragen. Wie sehr das Studium der Sprachen, der Philosophie, des Rechts und der Theologie und selbst der Medicin beeinträchtigt, sieht jeder Gebildete auf den ersten Blick. Dagegen brüstet man sich mit den Selbmaden der Revolution und bildet sich ein, daß die Verhältnisse von 2 Millionen Menschen den Zuständen und Bedürfnissen einer Nation von 18—20 Millionen gleich seien! Man sieht nicht, wie der Mangel an tüchtigen positiven Studien der Staatswissenschaften die Staatsmänner der Gegenwart zu den erbärmlichsten Creaturen der politischen Parteien macht, und obschon man darüber klagt, daß sie sind wie sie sind, denkt man nicht daran, weshalb sie sind wie sie sind und nicht anders sein können.

Im verfloffenen Sommer wurde das jährliche Wiederbeginnen der Vorlesungen in der Harvard-Universität in Cambridge feierlich wie immer begangen; der Antheil, den ganz Massachusetts, ja ganz Neuengland an diesem Festen nimmt, beweist, daß man diese Anstalt für höchst wichtig halte. Sollte man es aber glauben, daß die ältesten Männer, welche hier gebildet worden, noch nach derselben Methode unterrichtet worden sind wie die gegenwärtige Generation? Sollte man glauben, daß nur geringe Spuren eines Fortschritts bemerkbar sind, um die einzelnen Doctrinen des Bedürfnisses der Zeit und ihrem gegenwärtigen entwickelten Standpunkt gemäß zu lehren? Mit der unerschämtesten Dreistigkeit fallen Die, welche vor 20—30 Jahren Schulbücher geschrieben, über Die her, welche jetzt bessere schreiben oder die Mängel der ältern mit Gründlichkeit und Sachkenntnis rügen. Man nennt dies Pedanterie, deutsche transcendente Philosophie, Keuerungsucht u. dgl. Der unwissende Haufe der Schüler glaubt seinem Landsmann mehr als dem Fremden, und findet seinen Stolz darin, einem Selbmade man zu folgen.

Der Amerikaner ist von Natur mit Wig und Scharfsinn hochbegabt. Kein anderes der lebenden Völker hat diese Gewandtheit, die schwachen Seiten anderer zu sehen und mit rascher Entschlossenheit zu seinem Vortheil zu nutzen. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet den edlern wie den gemeinern amerikanischen Volkscharakter. Die Beredsamkeit der Staatsmänner ist es nicht allein, welche uns diesen Eindruck macht; es ist die Anlage der Nation in allen ihren Richtungen, mit Kürze und Schärfe die Sachen beim rechten Ende anzugreifen und mit Leichtigkeit und Lust zu handhaben, welche uns überall entgegentritt. Mit dem geringsten Gewicht positiven Wissens ist der Mann hier auf seine Geisteskräfte gewiesen und diese gebraucht er als ein freier, auf sich selbst gestellter Bürger, den Niemand bevormundet als die Verhältnisse. Der höchste Zwed ist „utility“.

Bleibt der Amerikaner in diesem Kreise, so steht er mit jeder Nation auf gleicher Linie und überkügelt sie sogar. Verläßt er aber diesen Standpunkt und sucht mit Gelehrtheit, Literaturkenntnis, Sprachwissenschaft u. dgl. zu glängen, so macht er sich nicht nur in Paris und Wien, sondern selbst zu Hause lächerlich.

Ein Herr Pastor Georg Putnam in Norburg bei Boston, einer der gefeiertsten Redner von Neuengland, trat am dritten Tage jener jährlichen Unterstaatsfeier als Redner auf und hatte

die Titelkeit, alle jene von den Verhältnissen ihm wie Andern gesetzten Schranken des Wissens und Urtheils zu überschreiten. Was er vorbrachte, ist bereits in dem Vorigen gesagt berührt, und gibt den Maßstab, wie hoch die Gebildeten der Nation, zu denen er gezählt wird, stehen. Mit großer Eleganz der Sprache und mit glänzenden Rednerkünften überlieferte er die Lücken seines Wissens und gab als Resultat tiefer Forschung unverbaute Sätze und Behauptungen. Die Bessern seiner Zuhörer fühlten ein Mißbehagen. Die große blinde Masse jauchzte dem glänzenden Costume der Thorheit Beifall zu.

Nachdem Herr Putnam Voltaire abgethan und mit den Worten geschlossen hat: „Es gibt bloß Eine Vereinigung (embodiment), in welcher die Seele der Tugend eines Menschen leben und gedeihen kann und dies ist ein Charakter, ein praktisches Leben, die Thaten und Tugenden, welche einer edeln Begeisterung gleichstehen. Es ist ein Gesetz, daß sie nur so verkörpert werden könne, oder sonst aus dem Herzen herausgerissen soll. Der Mann von Genie ist geneigt, dieses Gesetz zu vergessen oder ihm Hohn zu sprechen. Nach seiner Meinung sind ein thatkräftiger Charakter und die allgütigen Tugenden für gewöhnliche Menschen. Es ist sein Ruhm, seine Visionen des Göttlichen in Gedanken welche atmen, und in Worte welche brennen“ umzuschaffen. Er mag Andere für das Schöne, das Edle und das Wahre gewinnen und „uneingedenk sein der eigenen Lehren“ u. s. w.“ Er fährt dann fort:

„Ich weiß es, es gibt augenscheinliche Ausnahmen, aber ich glaube, sie sind doch nur augenscheinlich. Eine sehr merkwürdige, eine fast wunderbare bietet sich in dem Falle des großen Mannes dar, welcher so lange das Scepter hielt, nachdem es der verwesten Hand Voltaire's entfallen war, — ich meine des deutschen Goethe. Wenn wir uns unterstehen, von der gögendienerischen Lobrederei einiger deutschen und amerikanischen Bewunderer abweichend zu denken und bei den genauern Berichten und ruhigeren Urtheilen zu verweilen, welche uns von des großen Mannes eigenem Lande erreichen und welche, wie wir überzeugt sind, dort die Geltung bei der Menge haben — freilich nicht ohne einigen Widerspruch, einen Widerspruch, welcher täglich schwächer wird —, dann müssen wir auf Goethe als die Impersonation sittlicher Sanftmuth sehen. Ein Lebensmann und ein Hofmann bildete er seinen Epitaphismus dem Anstand und der Anmuth, der verfeinerten und selbst der höchsten Gesellschaft an, in welcher er sich bewegte, oder welche, sollten wir eigentlich sagen, sich um ihn als den Mittelpunkt bewegte. Er verstand es, sich die Achtung, vielleicht selbst die Liebe von weit bessern Männern als er selbst war zu gewinnen. Aber er war merkwürdig bloß und baar von sittlichem Mitgefühl und scheint ein Ding wie moralische Verbindlichkeit gar nicht gekannt zu haben. Er war kalt, selbstsüchtig und falsch: durch ganz Deutschland ist sein Name gleichbedeutend mit Ungebundenheit. In der That haben dort wie hier verwandte Geister ein Wörterbuch, mit Hüffe dessen sie aus seiner herzlosen Wüthheit (profligacy) eine sehr leichte Sache zu machen verstehen. Sie halten es für unverschämmt, seine Laster bei ihren rechten Namen zu nennen und sie für die Grundlage des Urtheils über einen so großen Mann anzusehen. Aber sowohl drüben als hier werden Leute, nach deren Meinung das Moralgesetz eine Wirklichkeit und sittliche Reinheit ein Kennzeichen ist, das sie wenigstens auf gleiche Stufe mit poetischem Talent bringt —, diese werden ihrer alterthümlichen Meinung anhangen, sollte auch der Charakter Goethe's selbst in Frage kommen. Nach ihrer Ansicht muß schwarz schwarz bleiben und schwarz genannt werden. Die Laster, in deren Gefolge sich Berath und kaltherziges Spielen mit dem Frieden und der Tugend anderer sich befinden, sind von der Gattung, welche man aus Menschenfreundlichkeit am wenigsten überhören sollte. Mit dem Auge des Künstlers und der unbeweglichen Gleichmüthigkeit tieffter Eigenliebe konnte er kühn die Berührung betrachten, die er in den Herzen angerichtet, welche ihm vertrauten. Er schöpfte

Materialien für Dichtungen aus den Leiden, die er selbst leichtsinniger Weise verursacht hatte, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er sich innerlich zu einem reichen Zuwachs zu seiner künstlerischen Domaine durch so köstliche Erfahrungen Glück gewünscht habe. Wenn das ein hartes Urtheil über Goethe ist, so ist die Stimme seines Vaterlandes dafür verantwortlich, nicht ich."

"Und doch war dieser schlechte Mann — wie sollte ich zaubern, ihn so zu nennen — dieser schlechte Mann war, wie uns die Eingeweihten versichern, der erste Dichter seiner Zeit. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands verstehen — wird gesagt —, welches die höhere Literatur der Welt ist, sammelt sich um diesen Mann als ihren Schöpfer. Er verstand es, die Springsfeder des Gedankens und Gefühls zu berühren, häufiger, kunstvoller und mächtiger als irgend ein Mann in den beiden Generationen, über welche seine Lebenszeit reichte. Er verstand es meisterhaft, mit dem Selbstigsten umzuspringen und einen Spiegel der heiligsten, sittlichen Empfindlichkeit, die in den tiefsten Liefen des Gemüths verborgen ist, vorzuhalten. So sagen seine Bewunderer, und deren sind so viele und zu starke, um sie durch oberflächlichen Widerspruch widerlegen zu können."

"So hätte denn dieser falsche Mann wirklich als wahrer Dichter Erfolg gehabt? Sollte ich wirklich meine Behauptung aufgeben müssen? Nein! nicht um hundert Goethe! Er hat als wahrer Dichter der höchsten Ordnung keinen entscheidenden Erfolg gehabt. Es ist zu früh, um über diesen Punkt zu seinen Gunsten bei so vielem Widerspruch zu entscheiden. Die Schärfe und bewunderungswürdige Durchbringlichkeit seines geistigen Auges, die Breite seines Wissens, der Schwung seiner Einbildungskraft und seine vollendete Kunst in schriftstellerischen Ausführungen kann Niemand leugnen. Und dabei hatte er eine Gewalt, die von Niemand annähernd erworben ward, durch Imagination, Beobachtung und Aneignung jene moralischen Elemente oder doch den Reflex derselben zu setzen, da sie doch keine lebende Gestalt in ihm gehabt haben können, außer etwa als Reminiscenzen gesegneter Empfänglichkeiten, womit sein Geist in der Jugend geschmückt gewesen sein mag."

"Seine Gewalt und Kunst hierin wie in andern Dingen sind wunderbar. Das heißt: er war ein großer, unerreichter Künstler — Künstler, das ist die Bezeichnung, die man überall auf ihn anwendet — eine Bezeichnung, welche, auf Schriftsteller angewendet, bei uns zu meinem Leidwesen in Aufnahme kommt als ein Ausdruck der Empfehlung. In Europa ist dieser Ausdruck eine Herabsetzung; er zeigt nämlich einen Schriftsteller an, dessen Begeisterung nicht durch sein Herz geht und dessen hohe Gedanken keine Heimat in seiner eigenen Seele und keinen Ausdruck in seinem Leben haben."

"Goethe ist ein Künstler — bloß Das, obschon so groß! Ich denke, man wird ihn nicht immer an die Spitze der wahren und edeln Dichter setzen. Er war kein wahrhaftiger Mann, und deshalb kann er da nicht stehen bleiben. Bereits wird es allgemein gefühlt, obschon er noch im Zenith seines Ruhms steht, daß er in gewisser Beziehung ein glänzender Betrüger sei. Sein Grundmangel wird mehr und mehr erkannt. Man findet, daß er nicht der Mann ist, der das Allerheiligste der Seele erreicht, daß er zwar scheint, aber nicht wärmt, daß er zwar anregt, aber nicht erhebt, daß er kein Priester Gottes ist. Bereits findet sich das deutsche Herz selbst in dieser Angelegenheit zurecht. Es nimmt nicht Goethe, es nimmt Schiller zum Ideal. Seine Liebe und Begeisterung läuft zu Schiller, dem wahrhaftigen Mann, dessen großes glühendes Herz bloß seine eigenen eingeborenen Bewegungen und Begeisterungen auspricht; der Mann, dem eine hohe Reizung und eine edle Empfindung und Bestrebung kein bloßes wissenschaftliches und dienstames Factum, sondern eine Lebensfahung, eine innerliche und absorbirende Realität ist, die sich aus seiner Seele aus Überfülle ausgießt. Es ist sein Name, seine

Geschichte, seine Dichtung, nicht Goethe's, welche des Deutschen Auge glühen macht und die deutsche Brust mit liebender Begeisterung und erbebenden Sympathien hebt. Es ist so; es muß so und nicht anders sein; es wird mehr und mehr so werden, drüben und überall. Die Welt wird den Menschen nicht mehr von seinen Werken trennen, denn er kann sich ja selbst nicht von ihnen trennen. Die Idealität, obwohl für einige Zeit verkleidet, wird sich herausstellen. Wenn auch sein Leben nie beschrieben, sein Name nie bekannt geworden wäre, sie werden hervortreten und beide, er und seine Werke, auf denselben Platz gestellt werden. Die Spinne kann nicht des Seidenwurms Cocon spinnen, obschon ihre getrennten Fäden im Sonnenschein ebenso schön und glänzend eine Zeit lang aussehen mögen. Das Falsche kann an der Stelle des Wahren nicht Bestand haben. Wann und wie auch der Künstler den Menschen überholen mag, Zeit wird beide überholen und todt rennen. Wenn Goethe und seines Gleichen bewundert und von den Wenigen studirt sein werden, die sich einen Zweck daraus machen, künstlerische Cultur kennen zu lernen, werden Schiller und seines Gleichen ihren Weg von Herzen zu Herzen machen, segnend und gesegnet, frohen und hohen Anklang hervorrufend bei Allem, was edel ist in menschlichen Seelen auf dem ganzen Erdenrunde." „An oration, delivered at Cambridge before the P. B. K. Society in Harvard University August 29, 1844 by George Putnam."

Ich habe es fürs Beste gehalten, die ganze Stelle aus des Herrn Pastors Putnam Rede zu übersetzen, da sie jetzt gedruckt vor mir liegt. Sie macht auf mich den Eindruck: ein Dichter, der große Thaten befinzt, muß sie auch ausführen können. Sollte man einen solchen Satz nicht umkehren können und sagen: ein Held, der große Schlachten gewinnt, muß sie auch würdig besingen können? Mit einem Worte, ich finde den Ausfall unwahr, oder doch unrichtig; und ein Mangel an Logik in einem öffentlichen Redner steht der Unwahrheit ziemlich gleich, weil er seinen Beruf und seine Fähigkeit zu urtheilen überschreitet.

Merkwürdig war der Label, den noch an demselben Abend in einem Privatcirkel ein Oberrichter der Vereinigten Staaten, der einst in Harvard-College erzogen worden war, über diese Richtungen des begabten Redners aussprach. Er griff die ganze glänzende Außenseite der Universität an und hielt es für ein großes Gebrechen, daß man den Hochmuth der jungen Leute stachelte, beschränkte halbe Urtheile und unvollkommene, einseitige Resultate von Studien als unverbeßerliche Weisheit hinstellte und dabei sich die Jugend beruhigen lasse. Es schienen diese Äußerungen eines hochgestellten und hochgeachteten Greises allgemeinen Beifall in dem Kreise zu finden, wo sie gemacht wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Wörterbuch der Geschichte.

Unter den verschiedenen Hülfsmitteln, welche das Studium der Geschichte sehr erleichtern, nehmen die alphabetisch geordneten Werke einen nicht unbedeutenden Platz ein. Wenn man sich jedoch ihrer mit einigem Vortheil bedienen soll, so müssen ihre Grenzen weiter gesteckt sein als sie es in allgemeinen encyclopädischen Werken sein können. Ein recht brauchbares Werk dieser Art finden wir in dem „Dictionnaire universel d'histoire et de géographie“ von Bouillet, welches seit zwei Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat. Diese ungemein schnelle Verbreitung spricht schon zu seinen Gunsten, nicht minder die schmeichelhaften Ausdrücke, mit denen es von Seiten der Universität empfohlen ist. Anerkennungswürdig ist, daß der Verf. bei jeder neuen Ausgabe bemüht gewesen ist, seinem Werke die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu verleihen.

Freitag,

— Nr. 143. —

23. Mai 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Sager. Zwei Theile.

8. weiter Artikel. *)

Bei seiner Theilnahme an dem zweiten Pariser Frieden sowie an dem kurz vorhergehenden Wiener Congresse erscheint Hr. v. Sager in doppelter Eigenschaft; einmal als deutscher Patriot, deutscher Reichsritter, dem es allein um das Heil des ganzen, großen Vaterlands zu thun ist, und sodann als niederländischer Minister und Diener des oranischen Hauses, welcher die besondern Interessen eines außerdeutschen Fürsten zu wahren hat. In dieser letztern Eigenschaft war er an beiden Orten bei der hohen Diplomatie accreditirt und aus derselben erwuchsen ihm amtliche Pflichten. Seine Pflichten als deutscher Patriot waren nur moralischer Natur und konnten ihm nur von seinem Gewissen und seiner Gesinnung dictirt sein.

Es ist bekanntlich ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Auch bei Diplomaten ist es zuweilen Selbsttäuschungen unterworfen. Hr. v. Sager war gewiss ein guter deutscher Patriot und ist es noch jetzt; nie und nimmer würde er ein Amt übernommen haben, welches ihm direct und unverhohlen die Verpflichtung auferlegt hätte, feindselig und schädlich auf Deutschland einzuwirken. Neigung, Studium, Selbstvertrauen drängten ihn nach einem diplomatischen Wirkungskreise; er bedurfte dazu einer amtlichen Stellung auf dem Wiener Congresse; vielleicht konnte er eben keine andere finden als die eines niederländischen Ministers, und so erschien er als solcher auf dem großen diplomatischen Kampfsplaz. Ganz gewiss überredete ihn jener Sophist, der bei allen Menschen laut wird, sobald widerstreitende Neigungen und Pflichten das Gewissen in Verlegenheit setzen, daß die Interessen Deutschlands und die Interessen des Königs der Niederlande nicht in Collision miteinander ständen. Leider waren auch andere deutsche Diplomaten in ähnlicher Selbsttäuschung befangen. Graf Münster war gewiss ein guter Deutscher, aber er war auch Freund und Diener des englischen Königshauses, und selbst unser berühmter österreichischer Diplomat, der Fürst Metternich, hatte zuerst österreichische, das heißt vorzugsweise un-

garische, slawische, italienische Interessen zu vertreten, und dann erst kamen die deutschen und auch diese nur in Bezug auf Oesterreich. Selbst die reindeutschen Fürstenhäuser und ihre Vertreter hatten alle außer dem allgemeinen deutschen Interesse noch besondere eigennützige Wünsche für ihre speciellen Vortheile, und diese letztern standen durchgehend in erster Linie. Das Wohl und die Größe Deutschlands wurde von Allen mehr oder weniger nur nebenbei berücksichtigt, und nur insofern, als es mit den verschiedenen Sonderinteressen nicht collidirte.

Nur ein einziger Staat machte auf dem Wiener Congresse hiervon eine ruhmwürdige Ausnahme, oder, wenn man lieber will, nur ein einziger Staatsmann. Dieser Staat war Preußen, und dieser Staatsmann war der unsterbliche Freiherr v. Stein, der damals ohne Auftrag und auf seine eigene Hand sich nach Wien verfügt hatte. Wir wollen nicht leugnen, daß bei den preussischen Staatsmännern die Wünsche und Bestrebungen vielleicht ebenso gemischter und eigennütziger Natur waren wie bei den übrigen, und daß bei ihnen das Heil des großen deutschen Vaterlandes vielleicht ebenso leicht in den Hintergrund zurückgetreten wäre wie bei den andern Staatsmännern, sobald ihr preussischer Particular-Patriotismus damit in Widerstreit gerathen sein würde. Aber das war eben ihre glückliche ethische Situation, daß die Pläne für ein einiges freies Deutschland und die Pläne für ein großes starkes Preußen ganz miteinander zusammenfielen, nicht nur als rednerische Figur — denn auch sämtliche übrigen Staatsmänner hatten die allgemeinen deutschen Interessen als geläufige Redensart beständig im Munde, aber nur um bewußter oder unbewußterweise ihre besondern Zwecke damit zu bemänteln —, sondern ohne alle Selbsttäuschung mit den reellsten Absichten und im klarsten Bewußtsein der Mittel und Wege und des endlichen Zieles. Der Freiherr v. Stein aber, das steht fest und ist über allen Zweifel erhaben, war großartigen und freien Sinnes genug, um nur einen einzigen großen Zweck zu kennen und dieser Zweck hieß: Deutschland. Auch er erstrebte mit Leidenschaft und Feuer wie kein Anderer die Vergrößerung Preußens, weil er nur in dem entschiedenen Übergewichte dieser großen reindeutschen Macht die Verwirklichung einer kräftigen Einheit Deutschlands für möglich hielt, hätte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 119—122 d. Bl.

D. R. d.

sich ihm ein anderer sicherer Weg gezeigt, unbedingt würde er Preußen dem Deutschen Reiche zum Opfer gebracht haben. „Nennen Sie mir einen andern Weg, auf welchem Deutschland frei und einig, groß und mächtig werden könne“, schreibt er in einem frühern Brief an den Grafen Münster, „und ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß mir der Staat Preußen nichts gilt.“ Es ist nicht zu verkennen, daß die Bestrebungen der mittleren und kleinen Staaten Deutschlands nach möglichster Unabhängigkeit und der daraus hervorgehenden Lockerheit des Deutschen Bundes sich hinter Gründe verschlangen, die keinen übeln Klang hatten. So war es namentlich unser Freiherr v. Gagern, der eine echt germanische Freiheit sich nicht vereinigt denken konnte mit dem entscheidenden Übergewichte eines einzigen Staats, welches zuletzt die Selbständigkeit der übrigen gänzlich unterdrücken mußte, und der namentlich eine allseitige Entwicklung des deutschen Geistes mit der preussischen Oberherrlichkeit für unverträglich hielt. Diese historisch-rechtsritterliche Ansicht von der dem deutschen Staatswesen nochwendigen Vielköpfigkeit gründete sich gewiß auf die ehrlichste Überzeugung, wennschon für unsere Person es uns zweifellos erscheint, daß die freie Entwicklung des deutschen Geistes durch freies Gemeindeleben, durch freie Presse, durch öffentliches Gerichtswesen und durch eine freie Provinzial- und reichsständische Vertretung ungleich genügender gesichert sein möchte wie durch die Zersplitterung und die scheinbare Unabhängigkeit in verschiedenen Staaten, und eben alle diese Momente gehörten zu den Grundzügen des großen Stein'schen Plans. Aber wir gestehen aufrichtig, daß wir auch nicht einmal einen Scheingrund für die Aufnahme solcher Fürsten in den Deutschen Bund haben auffinden können, deren meiste Länder nicht deutsche Provinzen sind und die daher häufig auf dem Deutschen Bundestage eine außerdeutsche und antideutsche Politik verfolgen müssen. Die Verfechtung der Unabhängigkeit kleinerer deutscher Fürsten und seine Eifer sucht auf Preußens Übermacht erklären wir uns aus einem aufrichtigen, wenn auch falschen Patriotismus des Freiherrn v. Gagern, aber seiner unbedingten Förderung niederländischer Interessen können wir so würdige Motive bei dem besten Willen nicht unterlegen.

Wir haben uns bei dieser Gelegenheit nicht geschaut, uns ganz offen für die Stein'schen Vergrößerungspläne Preußens auszusprechen. Wir halten sie für die einzig richtige, für die einzig mögliche Lösung des gordischen deutschen Knotens, die damals durch historische Zustände an die Hand gegeben wurde. Wir schwören noch heute unbedingt zu den Fahnen Preußens und in weit entschiedener Weise und auf edlere und deutschere Gründe gestützt als Hr. v. Bülow-Cummerow es that.

Der Plan Stein's ist gescheitert; sicher nicht für immer, aber doch auf geraume Zeit, und wir gestehen, daß wir in gewisser Beziehung Deutschland sowol als Preußen Glück hierzu wünschen. Nur derselbe große Mann, in dessen Anschauungsweise sich dieser Plan mit Nothwendigkeit gestaltete, war auch allein im Stande

ihn auszuführen. Mittelmäßigere Männer und kleinlichere Motive konnten die Oberherrlichkeit über Deutschland für Preußen nicht erobern; in diesem großen Kampfe, der mehr geistiger als materieller Natur war, war auch ein solches geistiges Übergewicht nothwendig, wie Stein in die Waagschale werfen konnte. Der Plan eines moralischen Riesen muß fehlschlagen, wenn moralische Zwerge ihn ausführen sollen, und es war daher verständlich, daß man ihn nicht weiter verfolgte, sondern ihn aufgab.

Das Preußen, was sich seit 1815 in Bureaucratie und moralischer Engherzigkeit vor unsern Augen entwickelt hat, war allerdings auf keine Weise befähigt, eine Suprematie in Deutschland zu erringen, und hätte es sie dennoch errungen, so wäre deutscher Geist und deutsche Freiheit schlecht genug dabei gefahren. Allerdings sind es eben verschiedene Mittelsstaaten von Deutschland, denen wir den unleugbaren Fortschritt an Charakter und Freiheit zu verdanken haben, den deutscher Geist und deutsches Volk seit 30 Jahren gemacht hat. Hr. v. Gagern und seine Sinnesgenossen können sich also mit einem gewissen Scheine von Recht ihrer richtigen Voraussicht rühmen; aber auch nur scheinbar. Immer und ewig wird das deutsche Staatswesen Stüd- und Glückwerk bleiben, allen gerechten Anforderungen unangemessen, ein Jammer aller Patrioten und ein Spott des Auslandes, bis endlich dereinst der Geist Stein's in Preußen zum Durchbruche kommt, die Führung und Leitung Deutschlands mit reiner und uneigennütziger Hand ergreift, alle widerstrebenden undeutschen Elemente aus dem Deutschen Bunde herauswirft und sich selbst und dem übrigen Deutschland eine freie Verfassung ertheilt, welche ihre einzige, heutzutage überhaupt nur mögliche Garantie gegen despotische Übergriffe in die Rechte und Lebensbedingungen der andern Staaten in dem durch Öffentlichkeit entwickelten Rechtsinne des Volks hat.

Diese Abschweifung bezieht sich allerdings mehr auf die Verhältnisse des Wiener Congresses als auf den zweiten Pariser Frieden. Ohne auf den Wiener Congress zurückzukommen, läßt sich aber auch über den zweiten Pariser Frieden gar nicht sprechen. Der erste Pariser Frieden und der Wiener Congress überrreffen unstreitig an historischer Wichtigkeit den zweiten Pariser Frieden. Der erste Pariser Frieden sprach die Absetzung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbons aus; er setzte die Grenzen des neuen Frankreichs fest und schuf das neue Königreich der Niederlande. Der Wiener Congress hatte noch bedeutendere und schwierigeren Fragen zu lösen, er entschied über das Schicksal Polens und Sachsens, bestimmte die künftige Gestalt und Größe Preußens und entschied über die künftige Ordnung des Deutschen Bundes. So fand der zweite Pariser Frieden schon lauter festbestimmte Verhältnisse vor. Alles, was man in Wien über Polen und Deutschland festgesetzt hatte, war abgemachte Sache, und konnte oder sollte wenigstens keiner neuen Veränderung unterworfen sein. Hr. v. Gagern selbst hat uns durch den zweiten Band seines „Mein Antheil an der Politik“ eine vortreffliche Auseinandersetzung der

Verhandlungen, Motive und Persönlichkeiten geschenkt, welche der Wiener Congress der Geschichte geliefert hat. So dankenswerth nun auch dieser neue Beitrag zu der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts ist, so thut man dem Werke doch nicht unrecht, wenn man es als einen Supplementband zu dem „Wiener Congress“ von demselben Verfasser betrachtet. Sowol der Inhalt als die Schreibart des letztern übertrifft das erste bei weitem. Die Schuld liegt aber weniger an dem vorgerückten Alter des Verfassers, welcher Umstand allerdings auf die etwas saloppe Aneinanderreihung und Behandlung der Gegenstände mit von Einfluß gewesen sein mag, sondern gerade in dem größern Inhaltreichtthum und der größern historischen Bedeutsamkeit des Gegenstandes selbst. Nachdem die europäischen Verhältnisse durch die beiden vorhergehenden großen diplomatischen Verhandlungen einmal festgestellt waren, so konnte der zweite Pariser Frieden auch nur über diejenigen Verhältnisse noch eine Entscheidung fällen, welche eben durch Napoleon's Rückkunft von neuem in Frage gestellt worden. Diese Fragen waren folgende:

Erstlich: Wer soll den französischen Thron bestiegen? Der einzige Zweck des Feldzugs, welchen das verbündete Europa abermals gegen Frankreich unternommen hatte, war die Entfernung und Unschädlichmachung Napoleon's. Das hatten die verbündeten Mächte ausdrücklich erklärt; ja sie waren sogar so weit gegangen, zu behaupten, daß sie einzig und allein mit Napoleon, dagegen nicht mit Frankreich, nicht mit dem französischen Volke Krieg führen. Diese Behauptung beruhte allerdings auf einer sehr gewagten Fiction. Um Napoleon allein zu bekämpfen, hätte es wol keiner großen Heere und der Anstrengung von ganz Europa bedurft. Bei Elny und Waterloo war es nicht Napoleon allein, der uns zu schaffen machte, sondern 200,000 Franzosen, der kampffähige Kern von Frankreich, standen ihm zur Seite. War die Rückkehr Napoleon's und seine neue Besteigung des französischen Throns ein Friedensbruch, so war die französische Nation, welche zu diesem Factum freiwillig mitgewirkt hatte, offenbar an diesem Friedensbruche mit schuldig. Hr. v. Gagern hat daher staatsrechtlich und vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus vollkommen recht und leichtes Spiel, wenn er diese Erklärung in seinen damaligen Noten und Aufträgen widerlegt und verspottet, und wenn er nachweist, daß eine solche Trennung zwischen Fürst und Volk eine ebenso neue als unglückliche Erfindung sei. Er selbst hatte sich in Wien geweigert diese Erklärung zu unterzeichnen. So unhaltbar, und in ihren Konsequenzen völlig unausführbar diese Fiction von der Trennung des Kaisers und seines Volks nun auch sein mochte, so verband man doch einen guten und praktischen Zweck damit, den man freilich auch durch eine bessere Theorie hätte erreichen können. Man wollte dadurch vermeiden, daß der neue Krieg ein Nationalkrieg des französischen Volks würde und wollte die Napoleon'sche Partei von dem übrigen Volke isoliren. In dieser Beziehung war es gewiß ganz

angemessen, daß man den Franzosen volle Freiheit zusicherte, sich ihren künftigen Herrscher selbst wählen und ihre innern Verhältnisse selbst ordnen zu dürfen, daß man also keineswegs für die Rückkehr der Bourbons das Schwert gezogen habe. Es mochte ferner ganz angemessen sein, daß man den Franzosen gleich von vorn herein ihre im letzten Frieden gewonnenen Grenzen zusicherte, um auch in dieser Beziehung der Verzweiflung eines nationalen Selbstgefühls zuvorzukommen. Aber wie gesagt, das Alles hätte sich wol ausdrücken lassen, ohne zu einer so seltsamen Fiction seine Zuflucht zu nehmen, deren Konsequenzen der schlaue Talleyrand bei den spätern Friedensverhandlungen aufs vortrefflichste zu großer Verlegenheit der andern Diplomaten auszuheuten wußte.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Die Nation fühlt allgemein durch, daß sie, um in der Reihe der civilisirten Nationen zu glänzen, etwas mehr bedürfe. Die bedeutenden Bestrebungen, sich deutsche Sprache und Literatur anzueignen, sprechen dafür. Fast jedes halbe Jahr erscheinen wichtige Schriften der Deutschen übersetzt. Es würde interessant sein, einen Katalog der seit zehn Jahren hier eingebürgerten deutschen Werke anzufertigen, und es würde daraus hervorgehen, daß tüchtige Männer bereits anfangen, auch die altclassischen Studien des Deutschen dem Yankee genehmbar zu machen. Bereits regt sich in dem jüngsten Geschlecht eine Sehnsucht nach tiefern Zügen aus diesem Born des Wissens. So darf man hoffen, daß etwas in der nächsten Zukunft sich ändern werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat — die Methode des Unterrichts und die Gegenstände des Wissendwerthen selbst.

Die Entfremdung einer Literatur von der alten Classicität darf man a priori nicht für ein Unglück halten. Wir haben in Europa diesen „Schimmel zur Gnüge geritten“. Es könnte wol ein Volk der Erde einmal einen neuen, durch eigenthümliche Regeln der Schönheit bedingten Weg betreten. Bereits hat die neuere Literatur in Dichtung und Prosa neue, den Griechen fremde Bahnen (Romantik) betreten und ebenso haben Malerei und Sculptur den classischen Weg vielfach mit Glück gegen den sogenannten romanischen vertauscht. Hier in Amerika ist von beiden eigentlich nicht die Rede. Die, welche irgend eine Schule angehören besitzen europäische Bildung. Der deutsche Bildhauer Pettrich versuchte es, amerikanische Schönheit — eine Venus mit dem amerikanischen Gesichtstypus — darzustellen. Keinem Gefühle nach waren Körper und Gesicht so druck zu weich. Doch zweifle ich nicht, daß er das Leben getreu repräsentirte. Diese amerikanischen Schönen, welche nie ihr Muskeln entwickeln, in deren Gesichtern, besondrer in der Bildung der Augen, der Form der Nasen und der Stirn, zunächst beiden Organen ferner in der durchgehenden Häßlichkeit von Mund und Kinn, eine Erinnerung an die natürliche Wildheit des Lebens der ersten Ansiedler liegt, sind zu durchsichtig, zu wenig tief, zu matt, um von der Natur repräsentirt in einer Statue zu genügen. Dennoch liegt eine Eigentümlichkeit darin, die, zur Kraft entwickelt und durch die Civilisation gemildert, einen neuen Typus geben könnte. Abgesehen von dem äußern Ausdruck der Frauen ist der männliche Typus in den Vereinigten Staaten Schlankheit und Gelehrtheit. Herklichkeit und Magerkeit. Eine längliche Kopfform, schmale Ohren und nahe zusammengerückte, scharf ge-

logischen Tiefe leicht Abbruch thut. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß Hubert das Verhältniß mit der schönen Harfnerin, nachdem er es einmal angeknüpft, auch nachdem er als Graf erkannt ist, nicht aufhebt, aber wie er es anknüpfen können, ist nicht recht begreiflich, da er selbst doch wußte, daß er mehr sei als Grenzjäger. Die letzte Novelle, „Der Wildschütz“, ist wieder zu größern Ansprüchen berechtigt. Sollte sie nach der vorigen geschrieben sein, so möchten wir in ihr eine Ehrenerklärung sehen, die der Verf. der eigenthümlichen Poesie des Wald- und Jägerlebens dafür gegeben, daß er es in jener zur Maske für einen vornehmen Herrn gemacht. Und wir glauben ihm im Namen der Dredan und Hamadryaden sowie der leichtgeschürzten Artemis Verzeihung zusichern zu können, so eine duftige Waldluft weht durch das ganze Stück, so ungezwungen fügt sich in die einfachen Ereignisse des Jäger- und Jägerlebens die ganze complicirte Begebenheit ein. Auch ist hier wieder die Peripetie sehr glücklich angelegt: die tiefste Erniedrigung für den edelbentenden Hubert, als Wildbieb ertappt zu werden, führt unmittelbar zur Anerkennung durch seinen fürstlichen Vater. Man könnte einen solchen Ausgang der Novellenform unangemessen finden. Aber die genannten Novellen sind dies überhaupt nicht in dem strengen Sinne der Tied'schen Producte dieser Art, nämlich Ausführungen merkwürdiger psychologischer Fälle oder socialer Combinationen, die auf Vergleichen beruhen, sondern im Grunde nur kurze Romane.

Anders verhält sich dies freilich mit den im sechsten Bande enthaltenen „Kunstnovellen“. Die Mehrzahl derselben bewegt sich in musikalischen Kreisen, und ist der Darstellung der inneren Schicksale gewidmet, welche gerade Diejenigen zu ergreifen pflegen, deren Beruf es ist, mit den mächtigsten Leidenschaften, welche die Menschenbrust aufwühlen, und allen nächtlichen Tiefen des Lebens ein gefährliches Spiel zu treiben. Der Verf. gibt uns bei der Gelegenheit aus dem Schatze seiner musikalischen Kenntniß und Einsicht eine Fülle anregender Bemerkungen, die Novelle „Julius“ ist ganz der Erörterung des Verhältnisses der italienischen und deutschen Musik gewidmet. Nur das letzte Stück dieses Bandes gehört einer andern Sphäre an. Die solide Grundlage der Kunst ist das Handwerk, und so sehen wir uns denn nach Nürnberg versetzt, wo mehr als an andern Orten dieser Zusammenhang sichtbar ist; in dem Verhältnisse des Goldarbeiters Bernhard und des Wafenschmieds Reinhold, von denen der Letztere seinem jungen Widersacher doch am Ende den höchsten Glanzpunkt seines Lebens verdanken muß, wird uns gar passend verfinnlicht, wie aus der rauhen Tüchtigkeit mittelalterlicher Bürgerlichkeit die zarte Blume seiner Kunstübung emporgekeimt.

Dem Fach der Erzählung gehören auch noch die „Sagen und romantischen Erzählungen“ im fünften Bande an; der Verf. bezeichnet sie dem größten Theile nach als Jugendarbeiten, und freilich fühlt sich der Jüngling, dessen ganzes Gebiet im Reiche der Phantasie liegt, vorzugsweise zu

solchen Stoffen hingezogen, während der reife Mann, der einen bedeutenden Lebensinhalt darzustellen hat, die Formen des wirklichen Lebens wählen wird, in dessen Verwickelungen ihm derselbe zu Theil geworden.

Die übrigen Bände enthalten Dramen, Gedichte und vermischte prosaische Schriften biographischer und kritischer Art. Die Gedichte und Dramen erregen schon von vornherein ein gutes Vorurtheil dadurch, daß sie entschieden an Schiller's Weise anklängen; doch möchten wir in Bezug auf die Letztern bemerken, daß uns des Verf. Talent sich mehr zur Erzählung hinzuneigen scheint; „Bianca“ könnte ebenso gut eine Novelle sein wie eine Tragödie und ähnelt auch am Stoffe den Novellen des Verf. auffallend, und in „Karl von Burgund“ und „Franz von Sickingen“ wird die Katastrophe zu ausschließlich durch die verrätherische That einzelner Menschen herbeigeführt, was statt der tragischen Erhebung sittlichen Unwillen hervorruft. Unter den vermischten Aufsätzen im neunten und zehnten Bande hat uns besonders der über Ludwig Devrient angezogen. Ein anderer, als dessen Verfasser sich Hr. Neßlab erst hier zu erkennen gibt, war uns wohl erinnerlich; es ist die Abhandlung über Geng, die in den „Hallischen Jahrbüchern“ erschien und ihrer Zeit viel Aufsehen machte. Der Verf. legt einen besondern Werth auf sie, weil er in ihr Gelegenheit gefunden, sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, das er in seinen übrigen Schriften nur im Vorübergehen habe andeuten können. Ref. steht den dort besprochenen Kreisen zu fern, als daß er irgendwie entscheiden könnte, ob der Verf. in Beurtheilung des besondern Inhalts recht habe; die allgemeinen Grundsätze, die er an den Tag legt, haben uns damals wie jetzt mit Hochachtung für ihn erfüllt. Überhaupt werden sich die hier gesammelten Schriften durch den Ernst, mit dem in ihnen Kunst und Leben behandelt werden, und den Anschluß an die besten Muster, welcher sich in ihrer Form kundgibt, unter den Lesern von gediegenem Geschmac auch fernerhin viele Freunde erwerben.

42.

Stimmen aus Ungarn.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 148.)

23. Ein Haupthinderniß des Fortschritts in Ungarn. Dargestellt von J. Bildner-Ebler von Raichstein. Wien, Strauß Wwe. 1842.

Dieses Erstlingsproduct des Verf. auf dem Felde der ungarischen Politik ist voll von Begeisterung und mit stets sich wiederholenden Anreden an das theure Vaterland geschrieben. Der Verf. gibt zuerst eine Übersicht über die geringen Resultate des Landbaus, der Industrie und des Handels in Ungarn, und schließt an dieses „leider nicht anziehende Bild der physischen Cultur das der geistigen“, welches nicht besser sei. Diese tränke an der Wurzel, an dem Mangel der Ausdehnung des Elementarunterrichts. §. 2. Der König ist zu beschränkt, um für das Land nach Bedürfnis sorgen zu können. §. 3. Der Staatschatz ist erschöpft, sodaß bei der Einführung des neuen Wechselrechts der vom Verf. gemachte Vorschlag, adeliche Grundbücher einzuführen, nicht ausgeführt werden konnte, weil kein Geld dazu vorhanden war. So müssen alle Gewerbe, alle Volkswirtschaft stocken, wenn „die Leerheit der Staats-

dasse in Ungarn fortdauert" und die vielfachen Finanzquellen, welche in andern Staaten die Kassen füllen, verstopft, d. i. die adeligen und geistlichen Güter unbesteuert bleiben. Von dieser Steuerfreiheit haben sich diese Güter mit Unrecht losgemacht dadurch, daß sie beim Aufhören des persönlichen Kriegsdienstes, zu dem sie früherhin verpflichtet waren, die Erhaltung der dafür eingeführten stehenden Heere ganz allein der Regierung überließen. „Es ist wirklich zum Erstaunen, wie es geschah, daß der Adel sich dieser großen Last so unvermerkt entledigte, aber doch alle Vortheile behielt, ja noch mehr erlangte; denn der Bauer und Städter muß jetzt die Militairmannschaft hergeben und zahlt allein die Militaircontribution, aus der der Adelige, wenn er ins Militair eintritt — wozu er keine Pflichten hat! — noch seine Besoldung bezieht.“ Darum ist es §. 5 Gewissenspflicht, daß die Güter des Adels und der Geistlichkeit Steuern. Auch würde sich diese Steuer hundertfach entgelten durch die Steigung des Werthes der Realitäten und ihres Ertrags. §. 6. Die Übernahme der Domestica sammt den Deparditen vom Adel weist der Verf. zurück, weil die Rusticalgründe nicht überlastet sind, sondern sogar das Dreifache zu steuern im Stande wären; sie drückt nur, weil sie nicht nach rationellen Principien der Größe und Qualität des Bodens versteuert ist. Dadurch würden nur die Bauerngründe, nicht aber das Ganze, der Staat, gewinnen; auch sei es würdiger, an den Staat zu zahlen als an das Comitatus (§. 7. Aus der adeligen Steuer möge ein Fonds für die sämtlichen Communicationsmittel gebildet werden unter Controle des Reichstags. Zur Erbauung neuer Straßen, wozu wenigstens 100 Mill. Gld. notwendig seien, müßten freilich die adeligen Güter selbst besteuert, dazu ein Cataster ihres Ertrags entworfen und perpetuirt angestellter Beamte zur Eintreibung derselben eingesetzt werden. §. 8 widerlegt der Verf. die Annahme, der Staat habe Einkünfte genug, denn die Einnahmen beruhen auf den alten Etagen, während das Geld jetzt im Werthe sehr gesunken; es gibt in Ungarn keine Verzehrungssteuer, Stempelgeschäfte, Lizenzen, Rauchgeschäfte, keine durchgängig geltende Grundsteuer, keine Gewerbesteuer und kein Tabakmonopol. Die Beamten sind viel zahlreicher, ihre Besoldungen größer; die Erhaltung des Militärs kostet mehr als ganz Ungarn für die Regierung einträgt. Für die Staatsschulden bezahlt Ungarn keine Interessen, keinen Beitrag zu ihrer Tilgung, sodaß die „Einkünfte verhältnißmäßig unbedeutend, die Lasten aber überschwänglich sind“. §. 9. Der Verf. berechnet die Einnahmen Ungarns auf kaum 17 Mill. Gld., also auf die Quadratmeile 4250 Gld., während England das Vierzigfache, Frankreich das Sechsfache, Böhmen (16 Mill.) das Vierfache, Preußen unter der Enns das Zwölffache, die Lombarden das Fache, Preußen und Schlesien das Vierfache bezahlen, sodaß Ungarn es nur der Verbindung mit Oesterreich zu danken hat, daß es so außerordentlich geringe Steuern zu bezahlen hat. §. 10. Dem Kriegsfusse anderer Staaten analog müßte Ungarn 28 Mill. Gld. für den Militäretat auswerfen, sodaß hier allein 11 Mill. fehlen. Der Enthusiasmus wird in unserer Zeit kein Land mehr vor dem Feinde retten. Es sei weder recht noch edel, daß Ungarn zu den Bedürfnissen des Staats so außerordentlich wenig beitrage. §. 11. Dadurch ist nun erwiesen, daß das Haupthinderniß des Fortschritts in Ungarn der schlechte Zustand des Acker ist. §. 12. Wenn man daher die Cultur des Landes wolle, so müsse man auch das Mittel dazu, die Steuer wollen, denn (§. 13) „ohne Kräftigung des Staatsdarauf ist alles Abmühen vergeblich“. Diese Broschüre ist von vielen Seiten auf das härteste angefochten, freilich in dem Hauptpunkte, daß in Ungarn für das allgemeine Beste zu wenig hergegeben werde, keineswegs widerlegt worden. Zur Antwort auf diese Angriffe schrieb der Verf. ein zweites Buch:

24. Die ungarischen Publicisten über die Broschüre: Ein Haupthinderniß des Fortschritts in Ungarn. Wien, Verlo. 1843. Gr. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Der Verf. beginnt seine Erwiderung mit einem Artikel

gegen Hrn. von Drosch in der Beilage des „Hirak“, den er tüchtig durcharbeitet. Man habe, sagt der Verf., ihm heimliche Absichten untergeschoben, während er überall offen und redlich das Wohl des Vaterlandes angestrebt. Der „Hirak“ fordert vom Verf., er hätte mehr disputiren sollen, allein dies sei auf den ungarischen Landtagen schon so zur Genüge geschehen, daß man jetzt lieber schnell und energisch Hand an das Werk legen müsse. Und weiter unten heißt es, gegen die Nothwendigkeit, die Regierung mit mehr Mitteln zu versehen, sich zu sträuben, wie es Hr. von Drosch thut, heißt sich im Egoismus vergraben, von Nationalität träumen, aber nichts für dieselbe thun; heißt Vaterlandsliebe auf der Zunge führen, nicht aber im Herzen, heißt einer Stubenpolitik voll kleinlicher Rücksichten, Zänkereien, wechselseitigen Beschuldigungen u. s. w. folgen, aber das mit vorurtheilsfreiem, klarem Blicke nicht schauen, was die Geschichte aller Zeiten in ihre Blätter schrieb. Vor solchen „falschen Propheten, wie Hr. v. Drosch ist“, möge man sich wohl hüten. Weiter beweist der Verf. deutlich, wie der Kritiker keineswegs die Gesetze seines Vaterlandes tüchtig kenne, sondern den Planen und Interessen der Aristokratie Vorschub zu leisten sich bemühe. Die zweite Erwiderung gilt dem „Pesti Hirlap“. Der Verf. zeigt, wie gerade durch den Adel die frühere Macht der Städte, welche durch die Könige unterstützt bereits dem Adel drohend zu werden anfangen, gebrochen und wie dieser seit Jahrhunderten bereits allmählig dahin gelangt sei, sich den Besitz der geselligen Macht zum Theil derselben anzumessen. Aber nicht bloß direct, sondern auch indirect wirkte der Adel auf die Städte, denn durch die Steuerfreiheit desselben war es unmöglich, die nöthigen Lehranstalten für Gewerbe und Handel zu gründen; zweitens durch Einfluß des Adels wurden alle Gesetze zurückgewiesen, welche die Sicherheit der Person, des Eigentums verbürgt hätten. Während derselbe Herrscher in den österreichischen Erblanden seit mehr als einem halben Jahrhundert vortreffliche Civil-, Criminal- und Handelsgesetze erlassen habe, sei er darin in Ungarn durch den von dem Adel beherrschten Landtag gehindert worden, sodaß noch bis zur Stunde die Fabrikanten in Brünn und Wien ihre Rohstoffe aus Ungarn auf theurem Wege, mit theurer Arbeit beziehen und selbst den nicht unbedeutenden Eingangszoll bezahlen, um dann die Producte wieder unter mancherlei Beschwerden und Kosten nach Ungarn zu schaffen; und dennoch sind sie außerhalb Ungarns nicht steuerfrei wie der ungarische Adel. Aber dafür haben sie eine sichere und schnellere Justiz und eine Menge durch Handels- und Industriezweigen gebildeter Arbeiter, die ihnen zur Seite stehen. Wer das wahre Wohl Ungarns wolle, müsse streben, dem vierten Stande aufzuhelfen, das Hauptmittel dazu aber sei die Ermöglichung von dessen Bildung und gewerblicher Erziehung. Der Zwischenzoll diene weit eher dazu, die Bemühung Ungarns zur Bedeckung einer Industrie zu unterstützen als sie zu hindern, denn die österreichischen Fabrikanten müssen ja diesen Eingangszoll bezahlen. Aus der Argumentation und der ganzen Darstellung des „Pesti Hirlap“ geht übrigens klar hervor, daß es keineswegs das Wohl Ungarns, sondern rein den Vortheil der Grundbesitzer im Auge habe, denn wenn der Eingangszoll nach Oesterreich auf die Rohproducte aufgehoben würde, so könnte der ungarische Edelmann seine Früchte, die er fast kostenlos und überdies ganz steuerfrei producirt, zu unvergleichlich niedrigem Preise an die Erbstaaten liefern und müßte zweifelsohne die Agricultur dieser in der kürzesten Zeit gänzlich ruiniren. Darum sei es eine Pflicht der österreichischen Regierung, diesen Eingangszoll nicht aufzuheben, so lange der große Grundbesitzer in Ungarn unbesteuert ist. Dadurch wird freilich erwirkt, daß Ungarn wenigstens den auf den nach Ungarn eingeführten Kunstproducten lastenden Steueranteil tragen muß. Dafür sei Ungarn wieder durch Befreiung vom Tabakmonopol großentheils entschädigt, denn „es werden über 250,000 Centner Tabak aus Ungarn geschafft, wofür 3 Mill. Gld. dahin gehen, ohne daß sich in den andern Erbstaaten eine Concurrenz rühren darf“. Lächerlich sei es, wenn man be-

haupt, Ungarn genießt keinen Vortheil von der österreichischen Nationalbank; freilich hat es keinen Antheil an der Gründung derselben gehabt, weil es eben keinen Credit besitzt. Allein es genießt die Vortheile der leichtern Geldcirculation so gut wie die übrigen Länder und viele Actien derselben sind in Händen von Ungarn. Zwei andere Artikel desselben Blattes, die ohne Geiß über des Verf. Buch gewißelt, macht er in ehrenhafter Kürze ab. Mit Aufwand von viel größerer Kraft dagegen tritt er dem Redacteur des Blattes, Kossuth, selbst entgegen, welcher von dem Buche Gelegenheit nahm, Axt und Spaten und die bereits bestehende Kluft zwischen der Regierung und der ungarischen Nation noch zu erweitern, was den Verf. mit aller Entrüstung erfüllt. Unwahrheit und Entstellung, Leidenschaft und Fingerringen zeigten sich zur Genüge in jenem Artikel, und dennoch habe Kossuth die von Wübner aufgestellte Idee selbst aufgegeben. Und am Ende charakterisirt er Kossuth's und seiner Freunde Handelsweise mit folgenden Worten: „Sie wenden Mittel an, die die Gemüther spalten, feindselig einander gegenüberstellen, die Leben in seinem Egoismus bestärken, sein Einzelinteresse über das Ganze stellen lassen, die ein perniciöses Zusammenwirken zu des Landes Blüte lächerlich machen, unter die Geißel der Satire und rücksichtslosen Ironie stellen, und das Alles nennen die Führer der öffentlichen Meinung — die Rationalität befördern!“

Und somit schließen wir unsern Bericht über diesen eigenthümlichen Zweig der deutschen erotischen Literatur, es der nächsten Zeit überlassend, ob sie über kurz oder lang ein ähnliches Stümpern von geistiger und materieller Kraft auf diesen Punkt hin zusammenschleudert und uns abermals veranlaßt, einen kurzen Überblick über dieselbe zu werfen.

J. P. Jordan.

Bibliographie.

Kurze Anweisung für Reisende von Deutschland nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg. (Schwedisch und deutsch.) Stockholm, Fritze. 12. 10 Ngr.

Reichtbüchlein in Sachen der gemischten Ehen, oder Anweisung für die Beichtkinder, wie sie ihren Priestern antworten sollen, wenn diese ihnen wegen der evangelischen Erziehung ihrer Kinder die Absolution verweigern. Duisburg, Schmachtenberg. 8. 2½ Ngr.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1845. In zwölf Lieferungen. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Beschreibung Roms. Ein Auszug aus der Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner und L. Ulrichs. Mit einem Plane der Stadt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Bibel-Gesellschaften, namentlich die brittischen und ausländischen in ihrem 40jährigen Bestehen. Mit einem alle Freunde der Bibel und Bibel-Gesellschaften aufrufenden Vorworte. Karlsruhe, Groos. 8. 3¼ Ngr.

Breier, C., Der Gezeichnete. Historischer Roman. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

— Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus dem 15. Jahrhundert. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. II. Die Jesuiten und ihr Erziehungs- und Bildungssystem. Berlin, Springer. 8. 2½ Ngr.

Carstadt, Was bedarf die protestantische Kirche? Ein Synodal-Separat-Votum. 4te Auflage. Leipzig, Reclam jun. Gr. 8. 5 Ngr.

Confience, H., Flämische Stilleben, in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von M. Diepenbrock. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Ngr.

Auf öffentliche Darstellung der vor dem Bischof zu Mainz stattgehabten Besprechung mit der Deputation der sogenannten

Deutschkatholiken von Offenbach. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des religiösen Selbstbewusstseins in Deutschland. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Eisenlohr, F., Die Weltgeschichte nach einem Umriss der Geschichte für Erfindungen für Schulen und zum Selbstunterricht. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Häusle, J. M., Was ist der katholische Priester? Beantwortet in einer Primizpredigt. Wien, Mayer und Comp. 1844. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Hieronymi, B., Was wollen wir? Rede, gehalten nach seinem Übertritt zu der neuen allgemeinen christlichen Kirche vor der Gemeinde zu Magdeburg am 16. März 1845. Magdeburg, Baensch. 8. 2 Ngr.

Des Quintus Horatius Flaccus sämtliche Dichtungen. Im Verstande der Urschrift übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen von C. Hoffmann. Bülbingen, Friedberg. 12. 11¼ Ngr.

Lebensgeschichte des polnischen Trompeters Christian Friedrich Klemke, nachmaligen Stabstrompeters im königlich preussischen 1ten Fusarenregimente. Von ihm selbst erzählt. Herrnhut 1844. Kl. 8. 15 Ngr.

Lange, Luther. Predigt über Joh. 1, 6—8, gehalten am Reformationsfeste 1844 in der Stadtkirche zu Borna. Reist einem Anhange, enthaltend den Brief, welchen Luther bei seiner Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg von Borna aus an Friedrich den Weisen schrieb. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die alte und die neue Lehre, oder: Wer lehret den Weg Gottes recht? Dargestellt in einem kurzen Unterricht über den Unterschied der Lehre des Heidelberger Catechismus und des Leisfadens für den Religionsunterricht in den Schulen des Fürstenthums Lippe. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 Ngr.

Martyrer, insbesondere der evangelischen Kirche. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von J. F. Wichern. 1tes Heft: Heinrich von Büpphen. Hamburg, Agentur des rauen Hauses. 8. 3 Ngr.

Menschengröße und Naturwunder. Herausgegeben von C. A. Donath. 1ste Lieferung. Neusalza. 8. 2½ Ngr.

Mirani, J. F., Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mohl, R., Aus den gewerbewissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich. Mit 148 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Mügge, L., Neue Novellen. Drei Bände. Hannover, Riis. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Nothwendigkeit großer deutscher Kolonien und Kriegskotten. Von F. v. D. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Otto, Luise, Die Freunde. Roman. Drei Bände. Leipzig, Weinbrach. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Das Palais Royal. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen von A. Jourdan. Drei Bände. Hannover, Riis. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein scandalöser Prozeß. Bischof Benj. Onderdonk von Newyork und seine Verurtheilung vor dem dortigen Bischofshofe, wegen gewaltthätiger Verletzung weiblicher Ehre. Mit einem Auszug des Zeugenverhörs. Hamburg. 8. 2½ Ngr.

Pyrrker, J. L., Lieber der Sehnsucht nach den Alpen. Stuttgart, Cotta. 8. 20 Ngr.

Rutenburg, A., Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Bof. Gr. 8. 10 Ngr.

Seidlig, J., Neue Novellen. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 2 Thlr.

Wolff, D. L. B., Hausschatz deutscher Prosa. Theorie des deutschen prosaischen Stils, verbunden mit einer reichhaltigen Auswahl von Musterstücken jeder Gattung der Schreibart aus den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern, in chronologischer Ordnung. Ein Buch für Schule und Haus. 1ste Lieferung. Leipzig, D. Wigand. 2te. 8. 10 Ngr.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel. *)

II. Moriz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Acten. Von A. C. Prug. Mit Einleitung und Anhang. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 1 Thlr.

Die Einleitung, mit welcher der Verf. diese schnell notorisch gewordene Arbeit bei dem Leser einführt, stellt uns zugleich mitten in das heutige Verhältniß der Kritik zu den dramatischen Leistungen des Tags und bringt manches gewichtige und beherzigenswerthe Wort darüber vor. Es ist ganz richtig, was der Verf. in dieser mit großer Kraft des Urtheils geschriebenen Beleuchtung des kritischen Standpunkts für das Drama, über den mangelnden Beruf unserer Zeit zur tragischen Production und zur Widerlegung der verschiedenen Ansichten über die tragischen Schöpfungen der Zeit vorträgt. Wir stimmen ihm darin bei, daß es ebenso unzulänglich sei, mit Goethe und Schiller das deutsche Drama für abgethan und ein für allemal geschlossen zu erklären, als die deutsche Tragödie überhaupt auf das Familienleben anweisen und beschränken, oder gar endlich behaupten zu wollen, daß außer Shakespeare kein Heil für dieselbe zu finden sei, da wir das Vorbild eben geradehin für unnachahmlich halten, und lassen seine kühne Behauptung: daß wir nicht schwache Epigonen der Vergangenheit, sondern vielmehr hoffnungsvolle Progenen der Zukunft seien, gelten, was sie werth ist, wenn wir auch nicht in dem Sinne daran glauben, den der Verf. festhält, nämlich daß Deutschland seine historische Blüte noch vor sich habe. Deutschland kann und wird (so meinen wir) ein sehr gesegnetes und glückliches Land werden; aber die Gipfelpunkte seiner Kunstleistungen, die Höhenpunkte seiner Poesie, im engeren Wortsinne, halten wir für überschritten; seine Zukunft gehört der Denkfreiheit, der Philosophie und der glücklichen Praktik an, nicht der poetischen Glorie, wie der Verf., abweichend von uns, prognosticiren möchte.

Wollte man freilich von den einzelnen Vorzügen, durch welche sich sein „Moriz von Sachsen“ vor andern Leistungen des Tags auszeichnet, mit sanguinischer Hoffnung weiter schließen, so käme man allerdings mit ihm dahin, diese Arbeit für den Keim einer neuen Literaturepoche zu halten, welche die politische Landesgeschichte zum künftigen Kunststoff erhebe. Aber der Schluß beruht auf einem Irrthum: der Stoff macht das Gedicht nicht, und es gibt, im Ganzen genommen, nichts Unpoetischeres als die deutsche Reichsgeschichte, da sie aus lauter vereitelten Bestrebungen und im Keim erstickten Anfängen besteht. Es bleibt daher bei dem alten Satz, daß die Tragödie wesentlich ein Gedankenkunstwerk sei, dessen Aufgabe es ist, allgemein menschliche, nicht special-geschichtliche, oder gar völkerrhetorische Zustände zu malen. Der Verf. geht von der

entgegengesetzten Ansicht aus; aber wir bitten ihn, seinen eigenen „Moriz von Sachsen“ zu fragen, warum er ein vorzügliches Drama ist und wodurch er wirkt? Wahrlich nicht durch das verkümmerte Stück deutscher Historie, das er wohl oder übel darstellt, sondern durch die Darstellung der rein menschlichen Situationen: Verwandtenliebe, die von der Überzeugung bekämpft wird, Treue und Anhänglichkeit, die sich mit Undank belohnt glaubt, Verlangen nach Rache für ein verrathenes Vaterland und ein betrogenes Vertrauen. Diese Elemente streiten und wirken im Moriz des Verf., wenigstens sind sie es allein, die dramatisch wirken.

Die Freiheit und der Glanz seines Vaterlandes ist dem Herzog Moriz vom Dichter allerdings als eine Haupttriebfeder seiner Handlungen untergelegt worden. Die historische Kritik wird hiergegen Einiges zu erinnern finden. Moriz tritt für seine Interessen und gerade auf Seiten Derer, die er bekämpfte, war das reinere Interesse der Denk- und Volksfreiheit, soweit man diese zur Zeit Karl's V. überhaupt begriff. Im Sinne des Verf. ist Moriz daher nichts weniger als ein deutscher Held; er macht ihn nur dazu. Also auch von dieser Seite angesehen ist es mit dem Progenenthum der liberalen Ideen nicht weit her.

Indeß, dies Alles hat mit dem Kunstwerth des Stücks wenig oder nichts zu schaffen und der „Moriz von Sachsen“ bleibt immer ein vorzügliches Drama; wir führen alles Dies vielmehr nur an, um den Verf. auf den Irrthum aufmerksam zu machen, als müsse ein künftiges deutsches Drama, wenn es gut sein wolle, durchaus ein politisch-liberales sein!

Ein anderer Irrthum des Verf. ist der, halsstarrig zu begehren, daß sein Stück durchaus auf den deutschen Hofbühnen gegeben werden solle. Aufrichtig, ist es von einem Fürsten, der in seinem Theater Erheiterung und Unterhaltung sucht, zu verlangen, daß er sich so verbe Lehren ertheilen lasse, als der Verf. ausgibt? Hundert gegen Eins, der Verf. verböte sein eigenes Stück, wenn er Minister des königlichen Hauses wäre! Wozu also die Anklageschrift seines Anhangs?

Doch kommen wir endlich zu dem Stücke selbst, welchem diese Ungehörigkeit anhängt, und das sicher eine der gewichtigsten dramatischen Arbeiten des Jahrs ist. Die Fabel ist einfach. Von vorn herein nimmt der Held unser Interesse hin, er weigert dem Dheim, dem Schwiegervater, die an der Spitze des Schmalkeldischen Bundes stehen, seine Theilnahme an diesem Bunde wider den Kaiser, in dem er seinen Wohltäter und zugleich den größten Mann seiner Zeit liebt. Nicht der Hohn der Blutsverwandten, nicht die Thronen seiner Gattin, nicht der Fluch der alten und blinden Großmutter, Elisabeth von Sachsen, vermögen ihn in diesem Entschlusse wankend zu machen. Rein, als der kaiserliche Bote ihm den Auftrag bringt zur Vollstreckung der Acht gegen die geliebten Verwandten, da übernimmt er sie mit fast zu großer Consequenz. Im zweiten Acte sind die Fürsten gedemüthigt, die Verwandten des Kaisers Gefangene, Moriz ist der Erbe ihrer Macht. Ein augen-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 88 — 89 d. Bl.

blüthlicher Rauf des Glücks entzückt den jungen Helden; es ist der einzige glückliche Moment seines Lebens. Was hat er gefehlt, daß die Kemeß ihn so schnell ergreift? Der Kaiser verhöhnt seine Forderung der Freilassung seiner Gefangenen; Moriz, im Innersten empört, endet einen schweren Kampf, verräth seine Treue, überfällt den Kaiser, zwingt ihn, Deutschland und die Fürsten frei zu geben. Der Kaiser, schwer verletzt, enttäuscht über Welt und Menschen, entsagt der Krone, Moriz aber fällt siegend im Kampf gegen seinen vormaligen Bundesgenossen, den Markgrafen Albrecht, tödtet durch den Schmerz sein Weib und läßt sein Leben aus den aufgerissenen Wunden dahinströmen. An diesem Gang der Fabel ist nichts auszustellen; sie war nur so zu fassen. Die Charaktere, fest und scharf gezeichnet, setzen sich gegenseitig in das beste Spiel, das Außerordentliche erscheint natürlich und innerlich wahr, und Bild und Sprache hängen wie ein schmückendes und verklärendes Gewand um diese Begebenheit. Granvella, der Kaiser und sein Rar, eigentlich außerhalb dieses historischen Rahmens stehend, ordnen sich demselben vortrefflich zur Seite, nichts stört die harmonische Gestalt dieses Werks wahrer Poesie, dessen Kunstbau, an dem kein Theil ungebührlich vorspringt, keiner zurücktritt. Bei einem so aus einem Guß, in einem Ton vollendeten Werke ist es schwer, einzelne Stellen hervorzuhoben, deshalb, weil sich Alles eng verbindet; doch mögen die Schlüsselszene des ersten Acts, der Abschied Kurfürst Friedrich's von dem Leben, da ihm seine Verurtheilung gemeldet wird, Moriz' Monolog im dritten Act, die Scenen zwischen dem Kaiser und dem Hofnarren und endlich Moriz' letzte Worte als vorzüglich gelungen ausgezeichnet werden. Durchaus schön ist die Auffassung des Charakters Kurfürst Friedrich's, obgleich das Leid seiner Gefangenschaft übertrieben geschildert ist; Philipp, der, in Ketten gefangen, mehrere unglückliche Fluchtversuche machte, büßte freilich schwerer.

Im Ganzen genommen ist Moriz ein unbegreiflicher Charakter; eine Seele so weich und Thaten von so harter Art, daß alle Mitlebende in ihm einen wilden Egoisten, einen mit leidlosen Ehergen der kaiserlichen Gewalt haßten — das reimt sich schwer. Warum ist er einmal taub gegen Anna's Bitten, und verlangt dann wieder nach ihr und ihrem Rath? Woher kommt sein Schuldbewußtsein im Sterben? Warum trägt er bis zuletzt die Deute, die er einem geliebten Verwandten als er sie abgenommen? Diese Zweifel mag der Dichter lösen. Seine letzten Worte:

Der Tod

Licht alle Schuld.
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe sterb' ich selbst.
Was ich gefehlt, vergeht mir: laßt es nicht
Den Unverstand an meinem Namen nagen.
Denn, wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn.
Du aber wach' empor aus meinem Blute
O wach' empor und rage durch die Welt.
Damm an'rer Freiheit, theures Vaterland.
Lebt wohl.

Wen sie nicht; vielleicht sind sie nicht zu lösen als mit dem alten Sag, daß ein tragischer Held die Menschheit, d. h. ihre Schwächen zurückspeigeln soll.

M. Karl von Bourbon. Historische Tragödie in fünf Acten.
Von R. E. Prug. Hannover, Kius. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Mit dem vorhergehenden Stücke steht diese Arbeit in so weit in geistigem Zusammenhange, als sie eigentlich denselben Gedankensstoff bearbeitet und eine ähnliche historische That vor dem poetischen Richterstuhl verhandelt, den Verrath des Vaterlandes. Allein, wie diese Handlung hier klarer zu Tage liegt, wie sie in ihren Motiven faßlicher, allgemeiner und wirkungsreicher erscheint als dort, so erhebt sich der Dichter an ihr auch zu noch höherer tragischer Würde, zu größerer Innigkeit und mächtigerer Wirkung. Zwar, so lange es sich zwischen

König Franz und dem stolzen Basallen Bourbon bloß um Reich und Ehegattin handelt, so lange Bille und Handlung nicht feststehen, nicht übereinstimmen, läßt uns das Drama kalt und wir erwärmen uns für keinen der Streiter. Die große Klippe, an der, wie wir fürchten, die Darstellung dieses schönen Dramas immer scheitern wird, die widerwärtige Erscheinung der Herzogin von Angoulême, macht sich in diesen ersten Acten Allzu geltend. König Franz ist kein Kind mehr, er ist viele mehr König und Freund Bourbon's; welche Wirkung kann nun die Leidenschaft seiner Mutter für Karl von Bourbon anders machen als eine lächerliche oder eine widerwärtige? Dies Clement war von dem Dichter durchaus zu überwinden! Er mußte es in den tiefsten Hintergrund drängen, wenn es nicht gänzlich zu verbannen war. Wir durften die Herzogin niemals sehen, höchstens von ihr hören, nimmermehr aber sie in Monologen ihre unverständige Liebesglut schildern oder Berechnungen darauf gründen hören. Hier ruht der Grundfehler des sonst so lobwürdigen Stücks: ein Fehler des Urtheils, des guten Geschmacks, wenn man will, aber doch ein Hauptfehler; denn der Herzogin Sinn und verstandlose Leidenschaft für Bourbon ist doch eigentlich die bewegende Muskel des ganzen Dramas. Dies abgethan — allein es ist schwer, es zu vergessen — freuen wir uns dieser Arbeit und wünschen dem Dichter Glück dazu. Es ist wirklich ein schöner Wurf, den er gethan hat. In plastischer Klarheit treten die historischen Charaktere Franz und Karl vor uns hin; Franz, leicht, gutmüthig, edel, immer würdig der Krone, die er trägt; Karl, edel, aber von Leidenschaft geblendet, tief verwundet, seine Schmach rühend und am Schmerz der Rache verblutend, ein Verräther seines Vaterlandes zwar, aber achtbar durch den Schmerz, den er über die wilde Nothwendigkeit empfindet und sein Unglück mit Würde überwindend. Was von den Personen gilt, ist auch von den Gedanken zu sagen, die dies Stück bewegen; auch sie treten durchsichtig, klar, fast plastisch vor uns hin: das elendeste der Loos ist das des Verräthers, denn auch siegreich, ist er sein eigener Todesrichter! Die Geschicklichkeit, mit der die Fabel von da ab geführt ist, wo Bourbon zum Entschluß kommt, bewährt des Dichters dramatisches Formtalent; es ist dagegen nichts zu erinnern als etwa der unnöthige, der Historie widersprechende Gisttod Bourbon's, für den wir durchaus keine Nothwendigkeit erkennen können; denn Bourbon tödtet sich selbst, indem er zum Sturm von Rom abeilt und Diana sterben sieht; es bedarf ihres Gistes nicht. Was aber am meisten von der Begabung des Dichters Zeugniß gibt, das ist die Zeichnung Bourbon's, nachdem die That vollbracht ist. Die tragische Muse feiert hier einen Triumph der Würde und Poesie. In diesen Scenen, bei Adrian v. Croÿ, auf dem Schlachtfelde von Pavia und sonst ist jedes Wort Gedanke und Lehre. Bourbon klagt nicht, keine Phrasen, keine Floskel entschlüpft ihm; aber in jedem Worte malt sich seine innere Verurtheilung. Die prägnante Kürze dieser Dialoge ist die höchste Beredsamkeit. Flüchtling oder Sieger unter fremder Fahne, büßt er seine Schuld als Verräther, indem er sein Richter ist.

Wir rechnen die Wirkung dieser Scenen zu den höchsten Effecten, welche die tragische Muse hervorbringen kann, wirklich mehr durch Das, was nicht gesagt wird, als durch die gesprochenen Worte. Hier liegt ein großes Geheimniß tragischer Wirkung, von geringen Geistern nie entdeckt; im Schweigen meinen wir. Mit der Zeichnung des königlichen Ritters Franz können wir uns ebenso einverstanden erklären, und was er etwa gefehlt hat, macht der Monolog im vierten Act wieder gut.

Nun richt' dich auf, mein königlicher Geist!

Die Stunde der Gefahr ist da: nun schütte
Den Staub des Müßiggangs von deinen Schwingen
Und zeig' in Thaten endlich, wer du bist.
Die Lage meines Reiches ist nicht gut:
Wohin ich schau' mein Fortgibt ist schwarz;
Und Wetterwolken hängen über mir.

„Hoff, indigen sie! Ich küß mein Herz gesund,
Da, schmachvoll dem Kampf entgegenstehend.
Wo eine Krone zu verschleien steht a. f. w.“

Das Einzige, was zu dem Bilde nicht völlig paßt, das der Dichter von diesem König entwirft, ist die schweigende Unterwerfung, mit der er die lange Strafrede seiner Mutter hinnimmt, die gleich auf diesen Monolog folgt und die auch in technischer Beziehung eine durchaus störende Kirade ist, welche aller Wirkung, besonders am Schlusse eines Acts, gänzlich entbehrt. Der Dichter muß diesen Auftritt durchaus umarbeiten.

Aus allem Vorstehenden mag sich nun wol das Urtheil zusammenstellen, daß, obwohl „Karl v. Bourbon“ keine ganz fehlerlose Tragödie sei und besonders durch die Auffassung des Charakters der Mutter Franz I. der Kritik eine starke Wunde darbietet, sie dennoch und ohne Zweifel zu den bedeutendsten und begabtesten dramatischen Leistungen der jüngsten Zeit zählt und, da sie mit „Moritz von Sachsen“ in Form und Geist eine enge Verwandtschaft verkündet, Product eines Systems, nicht des Zufalls oder der Laune sei. Dieses System spricht sich besonders in Wahrheit und Natürlichkeit der Rede, in der Vermeidung alles herkömmlichen und abgehörten Phrasenschnucks, in der Verleugnung alles sentimentalen Effecthaschens, in einer geraden und männlichen Gedankenaussprechung aus, bei der die poetische Form mehr als Nebensache, Gedanke und Bedeutung als Hauptzweck erscheinen. Es ist der Kritik nicht zu verdenken, daß sie eine solche Erscheinung als eine ebenso würdige wie neue begrüßt, und indem sie Halm und Prug als die beiden Pole der tragischen Schwingung unserer Tage auffaßt, sich ihr Urtheil vorbehält, welcher von beiden Poeten die Aufgabe der dramatischen Kunst am vollständigsten zu lösen vermöge. Sonderbar ist es, daß hier am Ende wieder der große Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Schönheit seine Bedeutung geltend macht, und daß eine Schmelzung der beiden genannten Poeten zu nichts Anderem führen würde als zu einer Wiederholung des „Don Carlos“, „Maria Stuart“, oder „Wallenstein“, deren classische Natur Prug nicht anzuerkennen willens ist.

3. Graf Durem, oder Kraft und Macht. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von A. v. Zilencron. Kiel, Schwes. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Arbeit setzt seine Hoffnung auf Ironie und Laune; er hat in der That eine überaus humoristische Tragödie geschrieben, bei deren Durchslegung uns wirklich zweifelhaft geworden ist, ob dies Genre nicht am Ende dasjenige sei, das, indem es sich dem Geiste unserer Zeit und dem großen Vorbilde Shakspeare's am engsten anschließt, die meiste Hoffnung auf nachhaltigen Erfolg habe. Die lange Reihe ernster historischer Tragödien, die z. B. Klopstock geschrieben hat — was tödtet sie? Gerade der Mangel Dessen, was der Verf. in so reicher Fülle bietet, Witz, Geist, Humor. Und dieser Witz ist scharf und schlagkräftig, er verfehlt sein Ziel nicht ein einziges Mal, ist immer spitz, immer geschmackvoll; ja, er steht an launiger Wirkung dem Geistespielen im „Heinrich V.“ wahrlich um nichts nach. Mag man von dieser Arbeit sagen, daß sie den Absichten der tragischen Muse nicht diene: den Reichtum an Geist, Anregung und Laune kann ihr Niemand streitig machen. Neben diesem Feuerwerk des Witzes machen dann aber auch die gefühlvollen und ernsten Scenen eine um so tiefere Wirkung rege und der springende und getheilte und dennoch homogene Effect hält das Interesse an der Arbeit wach, was den eintönig tragischen Leistungen nicht immer geschieht. Die Fabel ist einfach und ziemlich frei historisch. Nach König Ferdinand's von Portugal Tode ist der Thron in die Hand der Parteien gegeben; denn Leonore, seine Witwe, abdicirt. Die Verträge weisen ihm Castilien zu und der Castilier wird zum König ausgerufen. Da erscheint aus der Verbannung Graf Durem, den Leonore geliebt hat, der um ihre Waise verbannt war. Seine Kraft reißt sofort die schlotternden Parteien hin; er ist im Be-

griff König zu werden, da fällt er von der Hand Don Juan's, des natürlichen Bruders König Ferdinand's, der sein Nachfolger wird; das tragische Element aber beruht darin, daß Leonore den Grafen noch liebt, dem sterbenden Gatten aber geschworen hat, ihn zu hassen. Diese Auffassung der Geschichte bot der Ironie freies Feld, und der Verf. benutzte diese Freiheit mit dem seltensten Glück. Seine Malerei des Parteinewesens, der Ohnmacht, die in der Hoflust ihren Sitz hat, der Gewalt, die ein kräftiger Wille über Halbmenschen ausübt, der Macht des kalten Muths und ähnliche Beziehungen mehr, ist vortrefflich; sie läßt ihm und uns die gute Laune, Befriedigung und Genuß nicht ausgehen. Was soll die Kritik nun zu dieser Gattung des Trauerspiels sagen? Am Ende kann sie nur daran erinnern, daß es kein Trauerspiel war, was sie vor sich hatte, sondern bloß ein gutes Stück Poesie. Und daß Sir Robert ein solches ist, daß Meneses, Pereira und alle andern Träger des ironischen Geistes des Verf. vortreffliche Gestalten sind, wird Niemand in Abrede stellen, der kein Ehrenheld ist. Dabei ist die Föhrung der Fabel so lebhaft, Überraschung an Überraschung so gereicht, die Diction so kurz und kräftig, daß Theilnahme und Spannung den Leser nicht verlassen, und daß die Wirkung dieses Dramas, das mit den politischen Dramen „Bertrand und Raton“, „Das Wasser“ und ähnlichen Effectstücken in Wahlverwandtschaft steht, auf der Bühne vortrefflich sein muß. Ein durchaus poetischer Hauch, ungemein viel Geist und endlich eine zwar flüchtige, aber desto schärfere Charakteristik versehen dieser eigenthümlichen Arbeit einen auch vor der höhern Kritik bestehenden und bleibenden Werth. Eine Probe mag von der Diction des Verf., die nicht minder eigenthümlich ist als seine Gedankenreihe, eine Vorstellung geben. S. 41 spricht Durem zu Pereira:

.... Nicht so sauer dreingesch'n,
Mein junger Freund! Man muß in dieser Welt
Des Nutzens halber viel hinunterstuckeln
Was bitter schmeckt. Das Leben ist aus Gut
Und Schlecht ein unausschbares Gewirr.
So schleicht das Laster sich zur keuschen Jugend,
Und zeugt mit ihr die That, in deren Antlig
Man beider Ätern Ähnlichkeit erkennt.

Ein schönes und neues Bild.

Legt mir die Grillen fort, sie kleben Euch
Wie welkes Laub den Rai. . .

Die folgende Scene entwickelt meisterhaft, wie ein Ufurpator die Gemüther fesselt:

Durchgreifen muß man; Widerstand verliert sich,
Denn er den Gegner kampfsentflossen sieht.
Laßt die Vollstreckung pünktlich überwachen;
Habt euer Auge überall; es folge
Dem Auge rasch die Hand.
Denn Ufurpation, im Anfang klein,
Ein unbemerktes Sandkorn, thut sich schnell
Zum Felsen, der dem Recht den Weg versperrt.

Köstlich durchweg ist Sir Robert, der Fallstaff'sche Freund Graf Durem's. „Heda, ihr Kerle! So laßt nicht so! Ihr solltet euer langames Gehirn gebrauchen, um darauf zu gehen, und euer schnelle Füße zum Denken nehmen. Das wäre für beide Theile vorthellhaft.“ Und solcher Scherze im Überfluß. Wir können nicht umhin, alle das Bessere suchende Bühnendirectionen auf dies geistreiche Drama aufmerksam zu machen, indem schon Sir Robert allein eine wahre Bühnenperle ist, ein seltener Fund für Schauspieler und Zuschauer!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Eine geschichtliche Novelle aus Englands Vorzeit. Allerdings bedarf die deutsche Literatur kein ausländisches, die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart berührendes Pro-

duct. Sie hat an eigenen Erzeugnissen vollauf. Aber zur Abwechslung wäre eine englische Novelle zu empfehlen: „The battle cross, a romance of the fourteenth century“, von John Brent, Verf. von „The sea wolf“, „The lays of Poland“ u. s. w. (3 Bde., London 1845). Ein kräftiges, selbstgeschaffenes Product, keine Buchmacherei; Männer und Frauen von Fleisch und Blut, keine ausgestopften Marionetten, die an Draht oder Bindfaden über die Bühne figuriren. Das Stück beginnt im J. 1385, als Percy, der berühmte Postpur, Sohn des ersten Grafen von Northumberland, Statthalter von Berwick und Hüter der östlichen Marken war. Zwei Jahre später fiel Jakob, Graf von Douglas, in Northumberland ein, während die Grafen von Strathern und Gise, Söhne des Königs von Schottland, die englischen Grenzbezirke verwüsteten. Douglas drang bis vor Newcastle und unter den Mauern dieser Stadt in persönlichem Zusammentreffen mit Percy erobert er dessen Lanze, woran ein Fähnchen flattert. Triumphirend schwingt er sie in die Luft und schwört, sie mit nach Schottland zu nehmen und auf die Mauern von Dalkiel aufzupflanzen. „Bei Gott, das sollst du nicht!“ schwört Percy. So schürzt sich der Knoten. Die um jene Zeit eingetretene blutige Verfolgung der Anhänger Dickliffe's führt zur Lösung am Faden der herkömmlichen Liebesgeschichte. Ein Mädchen, Rosamunde, eine Lollard, wie die dem neuen Glauben Zugehörigen hießen, soll einen Anhänger des orthodoxen Glaubens heirathen, während ihr Herz einem der Ihrigen, ihrem Milchbruder gehört. Das bringt sie dem Tode auf dem Scheiterhaufen nahe. Der tapfere Percy wird ihr Retter und gewinnt seine Lanze zurück. Die Grauel der Religionsverfolgung sind vortrefflich geschildert, mit manchem bedeutsamen Winke für die Gegenwart, daß religiöse Intoleranz zu allen Zeiten auf die Gemüther und Handlungen der Menschen gleichmäßig gewirkt hat, eine That die andere nach sich reißt und was friedlich anfängt, oft in tödtliche Feindschaft ausgeht. 16.

Katalog der berühmten Bibliothek der Erzbischöfe von Canterbury.

Während der angefangene Katalog der Büchersammlung des Britischen Museum in einer Weitschweifigkeit und Langsamkeit fortschreitet, daß zur Vollendung dieses Bücherverzeichnisses auf diese Weise mehr als ein halbes Jahrhundert erforderlich sein würde, ist kürzlich unter dem Titel: „An index of such english books, printed before the year MDC, as are now in the archiepiscopal library at Lambeth etc. By the Rev. S. R. Maitland“, ein Katalog der berühmten Bibliothek der Erzbischöfe von Canterbury in Lambethhouse in Southwark, einem Stadttheile Londons, erschienen, der auf 120 enggedruckten Seiten über 2000 mehr oder weniger seltene darin befindliche englische Werke dem Nachschlagen die gehörige und notwendige Auskunft erteilt. Es erhellt aus diesem Katalog, daß diese erzbischöfliche Büchersammlung vielleicht mehr wahrhaft seltene Bücher besitzt als die Bibliotheken der beiden englischen Universitäten und der Hochschulen zu Edinburgh und Dublin zusammen genommen. Besagte Bibliothek wurde von dem im Jahre 1544 geborenen und 1610 gestorbenen Erzbischof Bancroft gegründet, der, ein großer Freund der Literatur, seine Bücherliebhaberei nicht nur auf Werke seines Berufs beschränkte, sondern auch geschichtliche und politische Veröffentlichungen wie Schöpfungen der schönen Literatur in das Bereich seines Sammelns zog. Ob seine Nachfolger, Abbot und der berüchtigte Laud, seinem Beispiele folgten, ist unbekannt. Während der Bürgerkriege scheint man vor dem zelotischen Haß der Roundheads gegen Alles, was wie ungläubig und profan ausah, die Bücher in Sicherheit gebracht und erst zu der Zeit der Wiedererrichtung der Stuarts sie im erzbischöflichen Palast wieder aufgestellt zu haben. Die von Bancroft selbst gesammelten zeigen, je nachdem dies vor seiner Erhebung zur höchsten kirchlichen Würde oder nach derselben stattfand, entweder seine An-

fangsbuchstaben oder das ihm zugehörte Wappen auf dem Einband. Unter den im Katalog aufgeführten Seltenheiten verdienen bemerkt zu werden: „Anglo-philæ Ruthoe. A second and third blast of retreat from places and theatres“ (ohne Druckort, 1580, 12.), eine Streitschrift in Bezug auf den damals kurz vor Shakespeare's Zeit zwischen den Puritanern und schönen Geistern geführten Streit über den Einfluß der Bühne auf die Sitten; ferner Thomas Churchyard's „A wished reformation of wicked rebellion“ (Tho. Cass, 1508, 4.), eine bisher unbekannte Abhandlung, die sich wahrscheinlich auf den irischen Aufstand 1595 und die bekannte Rolle bezieht, die Graf Essex bei seinem Auftrage, ihn zu unterdrücken, gespielt; „Dialogue between the Foster, the Hunter and the Deane“ (ohne Druckort und Jahr), ein satirisch-humoristisches Schriftchen, welches wahrscheinlich einer ganzen Sammlung solcher Volkschriften angehört; „Essays. Religious meditations, places of persuasion and dissuasion“ (Ino. Windet for H. Hooper, 1597, 8.), die erste und höchst seltene Ausgabe von Bacon's „Essays“, wovon eine Abschrift vor einigen Jahren mit 30 Pf. St. verkauft wurde; endlich Edward Fale's „A joyful continuance of the commemoration of the reign of Queen Elizabeth“ (Ed. Jones, 1579, 8.). So bekannt trotz ihrer Seltenheit bisher Fale's „Commemoration“ war, so wußte man nicht, daß er eine Fortsetzung davon verfaßt.

Die Weisheit und Güte Gottes in der Chemie nachgewiesen.

Das fromme England hat der Weisheit so manche, daß bedeutende Vermächtnisse zu Preisen bestimmt worden sind, die für Schriften ausgelegt wurden, welche die Güte und Allmacht Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und Ähnliches darthun sollten. Bekannt sind in dieser Hinsicht unsers Wissens auch durch mehrfache deutsche Bearbeitung die sogenannten „Bridgewater-Bücher“ geworden. Eine vor einigen Jahren verstorbene reiche Dame, Mrs. Acton, hatte zu ähnlichem Zwecke dem königl. Institut in ihrem Vermächtniß die Summe von 1000 Pf. St. mit der Bedingung überwiesen, daß die Zinsen dieses Capitals jedes sechente Jahr der besten Schrift zugesprochen werden sollen, welche die Weisheit und Güte des Allmächtigen veranschaulicht. Dieser Preis ist nun zum erstenmale der Schrift „Chemistry, as exemplifying the wisdom and beneficence of God“, von Georg Townes, zuerkannt worden. Es bleibt nun gewiß in philosophischer Rücksicht kein leichtes Stück Arbeit, ohne ein sehr unlogisches Vorgehen aus dem Nachweise der unabänderlichen Regelmäßigkeit und Nothwendigkeit der Naturgesetze, wie sie aus jedem Ergebnisse neuerer Forschung immer deutlicher hervortreten, die vorausgesetzten Eigenschaften des Urgrundes dieser Gesetze selbst zu erweisen. Aber der Glaube nimmt es bei solchen Dingen mit der Logik nicht eben genau, sondern bedient sich seiner Argumente als Prämissen, und seiner Prämissen als Argumente. Auch die vorliegende Schrift hält sich, wie es zu solchem Zwecke nicht anders sein kann, nicht ganz frei davon, obwohl sie bei ihrer Argumentation ganz auf dem Pfade der Ergebnisse der neuern Wissenschaft bleibt. Man sieht überdies, daß der Verfasser in dieser Hinsicht von den Forschungen unsern genialen Liebig den besten Gebrauch gemacht, ja oft dessen geistreiche Darstellung in den „Chemischen Briefen“ nur amplificirt und paraphrasirt hat.

Die londoner Alterthumsgesellschaft.

In der londoner Alterthumsgesellschaft hat Dr. Lee vor einigen Wochen den Antrag gestellt, man solle den bisher üblichen Gebrauch abschaffen, wonach die Gesellschaft als solche den Jahrestag der Enthauptung Karl's I. als Trauertag begehrt. Herr Lee meinte, dies sei eine Narrheit, welche selbst für eine Alterthumsgesellschaft zu veraltet aussehe. 12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 149.

29. Mai 1846.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

24. Die Royalisten, oder: Cromwell's Ende. Trauerspiel in fünf Acten. Von E. Raupach. Der Trilogie: Cromwell, dritter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 1 Thlr.

Raupach hat mit seinen sehr regelmäßigen, sehr kunstgerechten und sehr glatt versificirten historischen Tragödien das geschichtliche Drama bei Literatoren und Theaterbesuchern etwas in Verruf gebracht, aus keinem andern Grunde als — um es gerade heraus zu sagen — weil es diesen höchst regelmäßigen und geschichtsgetreuen Arbeiten ein Geiſt fehlt. Er versucht nun in der Trilogie „Cromwell“ einen andern Weg. Fußend auf dem leidenschaftlichen Geschmack der Deutschen für Familienleben und Familienscenen, spielt er das historische Drama auf dies Gebiet hinüber, und dieser Kunstgriff gelingt ihm. Raupach ist durch und durch ein deutscher Poet; wenn er eine Zeit lang seine Stoffe aus dem öffentlichen Leben entnahm, so geschah dies mit Zwang, als ein Act des Willens, gegen seine und seiner Zuhörer Natur. Hier nun ist er wieder zu Hause; er ist auf seinem eigenen Gebiet, er hört wieder Stimmen und findet Töne, die seiner Naturanlage ganz zufagen. Das historische Drama, an und in der Familie entwickelt, ist seine und des deutschen Dramatikers Aufgabe überhaupt. Auch „Don Carlos“, „Wallenstein“ und selbst „Egmont“ sind solche historische Familienstücke und schleppen, wenn man sie genauer betrachtet, das politische und öffentliche Element eigentlich nur als Ballast mit sich fort. „Cromwell“ also ist eine bürgerliche Tragödie und dazu paßt es, daß der jambische Klippclapp zur Seite geworfen und die natürliche deutsche Prosa zu Ehren gebracht ist. Wir sind damit ganz einverstanden; die Wirkung ist naturgemäßer und vollständiger; denn der Dichter hat das Talent der dramatischen Prosa. Nach allem Diesem ist „Cromwell's Ende“ für deutsche Zuhörer zugleich ein höchst wirksames Stück, dem wir seinen Werth zugestehen müssen, ohne es deshalb für einen Kunstgewinn erachten zu können. Das Neue, das es bringt, hat mit der Erweiterung oder Verwirklichung des Kunstgesetzes nichts zu thun; es bezieht sich nur auf die neue Auffassung des Charakters des Helden, die allerdings noch nicht da war. Herrlich, heftig, auffahrend; schwach, weich wie ein Kind, gottbegeistert, reumüthig, haltlos in sich und zerrissen zwischen Wollen und Dürfen, so haben wir Cromwell hier zum ersten Mal zu sehen. Er ist nun kein politischer Held mehr, seine Erhebung ist ein Zufall, sein Einfluß auf das Geschick seines Vaterlandes ein bloßes Ergebnis der Umstände. Er ist bloß ein Familienvater, der eine rührende Geschichte vor uns darstellt. War das die Absicht des Dichters? Wir zweifeln!

Wie dem indes auch sei, dramatische Wirkung fehlt den „Royalisten“ nicht. Wir sehen, wie sich der Boden unter dem

Gebäude der Macht allmählig höhlt, das Cromwell aufgerichtet hat, wie er seines letzten Ziels, der Krone, verlustig geht, da ihm der Muth mangelt, sie gegen den Willen des Heers zu ergreifen; wir sehen den Zwiespalt in seiner Familie, von der seine Gattin das Vorgegangene bedauert, seine Tochter Betty (Claypole) entschiedene Royalistin ist, während Brigitta zu den Republikanern hält und sein Sohn Richard seine Nachfolge verschmäht. Der Schmerz aber, welcher ihn tödtet, ist der Fluch seines Lieblings, Betty, die nach ihres Beichtigers Hwet Verurtheilung in Irrenstift stirbt, und in diesem alle Dämonen des Gewissens in Cromwell's Brust wach ruft.

Das Stück bietet mehr ausgezeichnete Scenen dar. Der Kampf Cromwell's, ob er die dargebotene Krone zu ergreifen habe, ob nicht, gibt ihm den tragischen Haupthebel; der Monolog S. 28 — „König — und gelöst wäre die Frage meines Lebens“ — ist schön; der Schluß des ersten Acts, Betty's Bitte, sie nicht, wie ihre Großmutter, in Westminster zu begraben, ist von ergreifender Wirkung; die Scene des Ueberfalls der Officiere ist erschütternd. Allein hiervon abgesehen sind es doch mehr einzelne glückliche Gedanken als die dramatische That, die uns ein Interesse abgewinnen; denn der Held des Stückes selbst erscheint von vorn herein allzu sehr als ein Verlorener und Hoffnungsloser, dem Kraft und Weisheit Valet gesagt haben.

S. 10 sagt Hewet: „Auf je mehr Seiten der Mensch verwundbar ist, je vollkommener ist er.“ Ist das wahr? Sollte es nicht vielmehr heißen: „Desto kränker ist er.“ Wir sehen, Raupach ist zu einer Weichheit der Empfindungen gelangt, die dem tragischen Dichter nicht zupast und bei der seine Kunstbahn geschlossen ist. Am gebrochenen Herzen, oder weil er ein unglücklicher Vater war, ist Cromwell nicht gestorben. Wie wir den Dichter kennen, kann es nicht Wunder nehmen, daß er gelegentlich gegen den Freiheitsschwindel scharfe Reden führt. So S. 132: „Ja ja, ich weiß es, es ist die Rarheit dieser Zeit, daß kein Schuster mehr Schuhe machen will; aber sie sollen!“ Und S. 143: „Freiheit — Gespenst, das mir auf allen Wegen entgegentritt — womit verführst du die Welt? Was versprichtst du? Kannst du das Widersprechende halten? Du kannst nicht, Lügnerin! Du ähst die ewige Freiheit nur nach, die jenseit der Morgenröthe steht und ihren Fuß niemals diesseit setzt. Du narrest die Welt, Betrügerin; aber ich will dich bannen, Gespenst!“ Und anderwärts: „Ich binde euch die Hände, glaubt ihr? Thoren! der Schöpfer ließ euch mit gebundenen Händen geboren werden!“ u. s. w. So, meinen wir, sei diese Arbeit des Dichters von „Sidor und Diga“ genugsam charakterisirt.

25. Saul und David. Ein Drama der heiligen Geschichte. Von Friedrich Rückert. Stuttgart, Neßling. 1844. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Indem wir dies Buch öffnen, tritt uns, nächst der ungewöhnlichen poetischen Rüstigkeit, die in weniger als zwei Jahren diesen „Saul“, die zwei Theile des „Herodes“, „Petrus IV.“ und vielleicht noch Anderes schuf, die Unpäßlichkeit der

Reimbildung entgegen, in welcher der „Saul“ sogar die „Lucinde“ und andere Schlegel'sche Arbeiten übertrifft. Es ist, als hätte der Dichter geradehin die Reimfähigkeit seiner Mutter Sprache versuchen wollen:

Rehmt diesen Korb und eilt durch alle Gauen
Mit diesen Gliedern, die vom Blute thauen.
Sagt ihnen dies; So wird man euch zerküden,
Wenn ihr zu feige seid, ins Feld zu rücken,
Als Männer, und euch selber zu beschützen
Dummpf unterd Joch wollt euren Nacken bücken.
Statt eurr Blut im Schlachtfeld zu verspielen,
Geduldig laßt als Schlachtovieh euch benützen.

Und gleich darauf:

Die Gasse durch des Lagers Mitten,
Durch welche unsre Boten schritten,
Um Hülfe in Israel zu bitten,
Die, weil sie Räucher schnell verhiessen,
Die grimmen Feinde offen ließen.
Nun wird die letzte Feist verfliesen,
Dann werden sie die Gasse schließen.

Oder:

Ein Tag rollt nach dem Tag hinab
Und jeder ist ein Sonnengrab.
Wie seltsam ist der Stunden Gang!
So kurz und flüchtig, trüg und lang!
So langsam der Erwartung Drange.
So eilig denn, wovor uns dange.
So windet sich die alte Schlange,
Die Zeit, mit ihren Augenblicken,
Um uns, und droht uns zu erstickn.

Welche Reim- und welche Wortfertigkeit! Natürlich, denn ein Reim, läßt man der Lust daran einmal die Bügel schießen, lockt den andern herbei. Und dies ist der Vorwurf, den wir dem Dichter machen! Die Regeln der Kunstgattung wie die Regeln des Geschmacks laufen Gefahr, hierüber in Vergessenheit zu gerathen, ja die Gesetze der Logik, Sinn und Verstand des Vorzutragenden bleiben selbst nicht ohne Gefährde. Will unser Dichterveteran sich herablassen, ein deutscher Guarini, ein Secentisti zu sein und soll von ihm das Verderben ausgehen, das Jene verschuldeten?

Von der verfehlten Form dieses heiligen Dramas abgesehen, bietet das Stück viel Erfreuliches dar; es ist in einer warmen und lebendigen Auffassung der Zeit und der heiligen Tradition geschrieben und reich an guten Einblicken in die Natur des Menschenherzens. Die Durchgänge, welche Saul's Seele erfährt, von der Kraft und Demuth des jungen Tempelhüters und Knechts seines Vaters Kis, bis zu dem stolzen Gebieter in Gibea, den Argwohn und Herrschlust umlagern, sind klar und schön dargelegt und es ergreift uns mächtig, wie der Geist der Frömmigkeit, des Gottvertrauens und der Demuth von dem Nachthaber weicht, der erst noch als König seines Vaters Aker mit den Kindern desselben pflügt, auf den Rotheruf der Bürger von Siload aber die Kinder zerstückt, die blutenden Glieder unter sein Volk sendet und mit dem Siege über die Ammoniter ein Held seines Volkes wird. Es ergreift uns, wie Saul, ruhelos, sein eigener Feind durch Herrscherstolz, nun wieder der frommen Demuth David's unterliegt und König David den Sieg durch Großmuth gegen sein Geschlecht krönt. Die Töne, welche der Dichter in dieser Darstellung findet, sind oft sehr schön und des gekrönten Dichters würdig, und der Wechsel rhythmischer Formen und Reimweisen, in dem der Poet sich nun einmal hier zu ergeben eine unwiderstehliche Lust bezeigt, ist bisweilen selbst wirkungsvoll und reich an Reiz. So in den Strophen, die David nach der Botschaft vom Falle Saul's und Jonathan's in der Schlacht von Silboa singt und an vielen andern Stellen.

Mein Jonathan gefallen!

Die Geder sel vom Libanon, ein Stern von Himmelsbahnen! u. s. w.

Doch dies sind nur einzelne Schönheiten eines Geistes, der sich ganz in seiner Aufgabe gesammelt hat, welche die poetische Erklärung dieses Theils der heiligen Geschichte war; wir müssen daran vorübergehen, nur anerkennend, daß die Aufgabe würdig und die Lösung poetisch war und daß nicht leicht Jemand in klarer Auffassung der sittlichen und socialen Verhältnisse Israels in jener fernen Zeit mit Rückert um den Preis wird ringen können.

20. Polyeukt, ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Von Adolf Philipp. Hamburg, Kitzler. 1845. 8.
10 Rgr.

Diese gutgemeinte und mit anerkennenswerther Vers- und Sprachgewandtheit geschriebene Tragödie ist schneller zu erledigen, da sie durchaus in jener Mittelregion des poetischen Gebiets ausharrt, die das Vorzügliche ebenso wie das geradehin Tadelnswerthe ausschließt. Corneille hat denselben Stoff in einer bekannten Tragödie bearbeitet, und obwol der Verf. sich dagegen verwahrt, seine Leistung nicht auf Corneille's Arbeit zurückzubeziehen, so ist es doch die französische Auffassung der Tragödie mehr wie die deutsche, der wir bei ihm begegnen. Viel leere Rhetorik, viele Phrasen und wenig Handlung; viel subjective Selbstbespiegelung, wenig Objectivität und darum ein Überfluß an Worten und ein Mangel an Thaten, innerlicher oder äußerlicher. Für solchen Mangel geben gute Verse und wohlklanggewandte Sprüche aus dem Neuen Testament einen schlechten Ersatz, ja, sie decken den fehlenden Beruf des Poeten eigentlich mehr auf als zu. Die Fabel selbst gibt hierbei zu vielen Ausstellungen Stoff, und wenn der Verf., um den Nachthaber Felix nicht zum Mörder an seinem Kinde werden zu lassen, zu der Fiction seine Zuflucht nimmt, daß Paulina nicht seine, sondern Davu's Tochter sei, so zeugt dies eben von einer Schwächlichkeit der tragischen Conception, die weit entfernt ist, ein gutes Vorurtheil zu erwecken. Den Dichter wie den Helden macht nur kräftiges Wollen, und ein Poet, der nichts zu wagen wagt, ist wie ein Held ohne Muth im Kampfe, nur daß der erste noch die Gesetze des Geschmacks und seiner Kunst nebenher zu beobachten hat! Wir wollen nicht leugnen, daß das Stück von einer gewissen Fülle und rührenden Wirkung sei; indessen enthält es doch zu wenig Neuheit in Situation, Charakterzeichnung und Gedanken, als daß wir dem Verf. das Prognostikon eines erheblichen Effects stellen könnten. Seine Arbeit gehört vielmehr zu denen, die zur Vergessenheit geboren sind.

27. Dramatische Werke von Karl Gutzkow. Dritter Band.
Leipzig, Weber. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Jedermann weiß, welchen Namen Gutzkow in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter den deutschen Bühnendichtern gewonnen hat. Dem Rufe, dem Jubel, mit dem die Coterie seine Arbeiten in diesem Gebiete empfängt, können wir, wie wir offen gestehen, nur schwach und mit Restrictionen beistimmen. Alles in Allem genommen scheint uns der streng kritische, der zersetzende und laustische Geist Gutzkow's wenig berufen, im Drama eine große Wirkung hervorzubringen; im Drama, das ohne einen gewissen Grad von Fingerissenheit und Begeisterung, welche die Täuschung geben, die das Drama verlangt, nicht wol auf warme und billige Zuhörer rechnen darf. Fingerissenheit ist Gutzkow's Sache nicht. Er mag daher mit seiner kritischen Kenntniß, mit seiner oft meisterhaften Berechnung der Effecte, mit der kräftigen Einfachheit seiner Sprache und mit der Gewalt seiner Gedanken uns überraschen, blenden, selbst eine gewisse Bewunderung so großer Vorzüge in uns rege machen — der tragische Poet Deutschlands wird er nimmermehr werden. Er ist viel zu sehr Kritiker, viel zu scharfsichtig für Unglässigkeiten und Mängel, viel zu erwägend und berechnend und am Ende, um es gerade herauszusagen, viel zu wenig Poet, um uns unsern Schiller vergessen zu machen, oder selbst Galm und seine Geistesgenossen von der Bühne zu

undringen. Die Arbeiten Gogol's können nichts mehr als befriedigen; erwärmen, entzücken, uns außer uns selbst zu versetzen, uns zu täuschen — ist ihnen nicht gegeben. Da, wo er etwa wie im „Paskal“ den Anlauf dazu nimmt, verunglückt sein Werk; aber er reißt unsere Bewunderung an sich, wo es gilt, scharfe Lüne zu finden, Kälte, Ironie, berechnete Intrigue, Contraste der Sitte mit dem Moralgesez hinzustellen und walten zu lassen. Einen Dichter von solcher Natur werden die Deutschen würdigen und was er werth ist schätzen; ihr Dichter *zweifelhaft* wird er niemals sein, denn er wird die Jugend und die Frauen gegen sich haben.

Der vorliegende Band bringt uns zwei Dramen in Prosa: „Ein weißes Blatt“ und „Ropf und Schwert“, das leider von einem sehr unverdienten Verbot der Darstellung getroffen worden ist. Sprechen wir zunächst von dem letzten Stück, das uns in des Verf. Art und Weise das vorzüglichere und gelungenere zu sein scheint. Man kann die Geschichte zweifach auffassen: in der Absicht, sie poetisch zu erklären, und in der Absicht, aus ihr einen Stoff für die Poesie zu entnehmen, was keineswegs Dasselbe ist oder zu demselben Resultate führt. Geister, in denen die Poesie überwiegt, werden sich auf dem letztern Wege die Geschichte dienstbar machen; andere, in welchen das kritische Element vorwaltet, werden die Geschichte reproduciren, verknüpfen, mehr oder minder poetisch bekleiden, sie erklären. Das Letzte ist der Fall mit Gogol's historischen Dramen, das Erste war Schiller's und im „Egmont“ auch Goethe's Sache. Der an sich ziemlich trockene Stoff, der Charakter der Zeit König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, spiegelt sich in „Ropf und Schwert“ treu wieder; das Stück ist in dieser Beziehung fast ultra-historisch. Die Intrigue ist aufs glücklichste erfunden, fesselt uns mit Nothwendigkeit und liefert Peripetien genug, große und kleine Katastrophen, um auf der Bühne Wirkung zu üben. Alle Charaktere sind mit fester Hand gezeichnet, reich und gut ausgestattet, mit Liebe behandelt und so vor uns ins Spiel gesetzt, daß ein völlig abgerundetes Bild, ein völlig befriedigender Gesamteffekt daraus hervorgeht. Die Diction löst eine schwere Aufgabe, nämlich die, ein annehmbares Mittelglied zu sein zwischen historischer Treue und der Forderung des heutigen Geschmacks. In allen diesen Beziehungen haben wir den Dichter zu loben, ja, so weit zulässig, zu bewundern; allein poetisch ist sein Drama nicht. Ein vortreffliches Charaktergemälde, bei dem jedoch, wie überall bei Gogol, das Herz übel weghimmt; denn Das ist eben der Mangel in der Naturanlage des Poeten, daß er dem Herzen nur widerwillig seine Rechte zuerkennt. Es scheint uns, daß er in das Verhältniß des Erbprinzen ohne Schaden an der historischen Treue immerhin etwas mehr Gemüth hätte legen können. Das Stück ist nichtsdestoweniger an köstlichen Scenen — wir rechnen dahin Goetzmann's Leichenrede im Tabacks-collegium — so reich, die Widersprüche im Charakter des Königs, des vielverkannten und, indem man ihn von seiner Zeit trennt, vielgelästerten treuen Fürsten seines Volks sind so glücklich gelöst, das Ganze ist so launig und gut dramatisirt, daß wir dem Stücke ein langes Dasein und vollkommene Geltung verheißen können. Die Totalwirkung ist dem königlichen Charakter ja dem Königthume selbst günstig, und das Verbot des Schauspiels daher zu bedauern.

Im Schauspiel „Ein weißes Blatt“ ist die Scenerie eine bürgerliche und in einer gewissen Scribelen'schen Nachseuferei aufgefaßt. Im Gange des Stücks ist viel Innigkeit und daher mehr Sympathie mit dem deutschen Geschmac, wie er sich unter äußern und innern Lebensbedingungen zwischen Rhein und Riemer einmal ausgebildet hat, anzutreffen. Die Sprache ist wie immer bei Gogol vortrefflich; dagegen ist der Reiz der Neuheit in Situation und Charakteristik nicht eben groß oder hervorstechend, die Intrigue aber ist, obwohl spannend und anziehend, doch durchweg peinlich und unnatürlich. Wie will der Verf. rechtfertigen, daß ein Mann wie Holm Gellne's Liebe nicht wahrnimmt! Wie verantworten, daß bei

ihm selbst das entsprechende Gefühl der Gegenliebe erst nach der Trennung hervortritt! Wie seine Empfindung für Lony, wie Beate's plötzliche Entfugung und viele andere Dinge auf Natur begründen? Welche Rolle spielt das weiße Blatt überhaupt in diesem Schauspiel? Wozu ist es da? Alle diese verwandten und verbundenen Menschen, warum wissen sie nichts voneinander? So lange der Verf. uns nicht diese Fragen löst, müssen wir sein „Ein weißes Blatt“ für ein gänzlich naturwidriges, ganz verfehltes, ja jedes zartere Gefühl schwer verlegendes Drama halten. Die poetisch klingenden Phrasen über die Natur im Feierkleide, in der Scene zwischen Lony und Gustav, sind für uns vollends ein ganz verunglückter Versuch des Verf., aus seiner Natur herauszugehen; von den Worten aber, mit welchen Beate das Stück schließt:

Nächst der Liebe bu die Hände,
Pflück die Blume, wie sie sprießt,
Daß der Anfang und das Ende
Immer ineinander fließt.

bleibt er uns den Sinn schuldig, abgesehen von ihrer grammatischen Mangelhaftigkeit. Gogol kann nichts Besseres und nichts Eiligeres thun als aus seinem Standpunkt als Kritiker dies unglückliche Schauspiel ohne Gnade zu verurtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Fortia d'Urban.

Obgleich seit dem Tode des Marquis von Fortia d'Urban schon eine geraume Zeit verfloßen ist, so erinnern wir uns doch nicht, in irgend einem deutschen Blatte eine biographische Notiz dieses ehrenwerthen, verdienstvollen Mannes gelesen zu haben. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, seinem Andenken noch nachträglich einige Zeilen zu widmen. Die eingeleiten Angaben werden wir einer biographischen Skizze entnehmen, die vor kurzem erschienen ist.

Agricol Joseph Francois Xavier Pierre Esprit Simon Paul Antoine de Fortia d'Urban wurde am 18. Febr. 1756 zu Avignon geboren. Er gehörte einer alten Adelsfamilie an, die aus Catalonien stammte und sich in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts in Frankreich niederließ. Sieben Jahre alt kam er in eine Erziehungsanstalt zu Vassy in der Nähe von Paris, von wo er nach La Flèche geschickt wurde, woselbst Ludwig XV. eine Freischule für die Söhne unbemittelter alter Militairs gegründet hatte. Hier zeichnete er sich sehr vortheilhaft aus und wurde im J. 1771 in der Militairschule zugelassen, auf der er binnen weniger als drei Jahren den ganzen Kreis seiner Studien durchlief. Noch im J. 1773 ward er zum Unterlieutenant im Regiment du roi ernannt, das zu Nancy in Garnison lag. Die kriegerische Laufbahn sagte indeß seinen Neigungen, die ihn zu den Wissenschaften und besonders zum Studium der Mathematik trieben, wenig zu. Familienrückichten nöthigten ihn, in der Armee noch zu bleiben, bis sich ihm endlich bei Gelegenheit eines langwierigen Familienprocesses, der ihn während mehrer Jahre in Rom fesselte, die Gelegenheit bot, der militairischen Carriere zu entsagen. Von nun an widmete er sich ganz dem Dienste der Wissenschaften und vollendete, nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, im J. 1781 ein mathematisches Werk: „Traité d'arithmétique“, das er schon zu Rom begonnen hatte, und seine „Principes de morale naturelle“. Die Verbindungen, die er in Rom mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft angeknüpft hatte, verschafften ihm den Ehrenposten eines Colonel der Miliz von Venetien. Während der Schreckenszeit lebte Fortia in der tiefsten Verborgenheit zu Vitry-sur-Seine und ließ sich erst als die ärgsten Stürme ausgebrochen hatten in Paris nieder. Hier gingen die wichtigsten politischen Ereignisse an ihm vorüber, ohne daß sie im Stande gewesen wären, in ihm irgend einen Gedanken der Ehrfurcht oder des Verlangens, eine politische Rolle zu spielen, anzuregen. Die

ganzlichen Werke, welche er während seines langjährigen Dienstes der Wissenschaften verfaßt und herausgegeben hat, lassen sich ihrem Inhalte nach in vier Classen theilen. Es sind nämlich mathematische, moralische, historisch-chronologische und archäologische. Das wichtigste mathematische Werk, das er geschrieben hat, ist ohne Zweifel sein „Traité des progressions par addition“, zu dem er schon in früher Jugend die Materialien zusammengetragen hatte. Des „Traité d'arithmétique“ haben wir bereits Erwähnung gethan. Hieran reiht sich sein 1811 erschienenes Werk: „Principes des sciences mathématiques“, in dem er alle seine Betrachtungen über die mathematischen Wissenschaften niedergelegt hat. Von seinen auf die Moral bezüglichen Werken erwähnen wir seine „Principes et questions de morale naturelle“, die zu Poerbon von Prof. Felton herausgegeben wurden. Dieses Buch trägt keine Spuren an sich von dem Carcasmus, der in der Zeit, wo es entstand, an der Mode war. Obgleich in einem ganz andern Geiste geschrieben, verräth es vielleicht hier und da ein eifriges Studium der „Maximes“ von Larochefoucauld, von denen Fortia verschiedene Ausgaben besorgt hat. Auch die „Oeuvres complètes de Vauvenargues“ erschienen unter seiner Leitung. Im J. 1835 schrieb er einen „Essai sur l'immortalité de l'âme et la résurrection“, der zwar seiner ganzen Anlage nach etwas stizzenhaft gehalten ist, aber eine Fülle interessanter Ideen in Anregung bringt. Ungleich wichtiger aber als alle diese Schriften ist Das, was Fortia in historischer und philologisch-archäologischer Beziehung geleistet hat. Die Ansichten F. A. Wolf's in Bezug auf Homer suchte er in einem eigenen Werkchen: „Homère et ses écrits“, zu widerlegen, in der er die wirkliche Existenz Homer's verteidigte. Diese Untersuchungen führten ihn zu einer sorgfältigen Beleuchtung der Frage, wann der Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland eingeführt worden sei. Er legte seine Betrachtungen über diesen wichtigen Punkt in einer fleißigen Abhandlung nieder, die er u. d. T. „Essai sur l'origine de l'écriture“ erscheinen ließ. Dieses Werk schließt sich eng an seine Schrift über Homer an und berührt mehrere interessante Fragen der Philologie und Archäologie. Fortia suchte in seiner Abhandlung unwiderleglich darzuthun, daß die Schreibkunst aus der Zeit vor Moses datirt, und er stützt sich dabei nicht bloß auf Documente des profanen Alterthums, sondern auch auf die Autorität der Bibel. Fortia ergänzte seine Untersuchungen über diesen Gegenstand durch sein „Système de bibliographie“ und durch gelehrte Dissertationen über den Papyrus und die verschiedenen Papierarten. Der wissenschaftliche Gehalt dieser Abhandlungen wird in einem interessanten Aufsatze des „Metropolitan magazine“, Bd. 11, Nr. 12, Oct. 1834 („On the actual state of the archaeological science in France and England, and in particular on the Essai, etc., par le marquis de Fortia“) gebührendermaßen gewürdigt. Allmählig erweiterte Fortia den Kreis seiner historischen Forschungen und dehnte ihn auf die gesamte Geschichte der Erde und ihrer Bewohner aus. Die „Essais sur l'histoire ancienne du globe“, die „Théorie complète sur la manière d'étudier l'histoire et la géographie combinées“ und sein „Tableau chronologique des événements rapportés par Tacite et antérieurs à l'avènement de l'empereur Tibère“ können als Zeugniß dafür dienen, daß er ungeachtet der Hefigkeit seiner Studien sich doch immer einen echt wissenschaftlichen Sinn zu bewahren wußte. Viel größer aber ist das Verdienst, das der Marquis de Fortia sich um das Gedeihen der historischen Studien durch die Beförderung eines ungeheuern Unternehmens erworb. Wir meinen die Unterstüzung, die er der von den Benedictinern mit unsäglichem Fleiße begonnenen „Art de vérifier les dates“ zu Theil werden ließ. Dieses Riesenwerk war unvollendet geblieben und es bedurfte des ganzen Eifers eines Vereins von Gelehrten, dessen Seele Fortia war, um das ins Stocken gerathene kolossale Werk seiner Vollendung näher zu bringen. Ungeachtet dieser umfassenden, zeitraubenden Arbeiten fand derselbe immer noch Muße

zur Theilnahme an andern Werken, wie z. B. an der „Biographie universelle“, die er mit manchem interessanten Artikel bereichert hat. Unter den besondern Werken, die er noch außerdem auf dem Felde der Archäologie, Philologie und Geschichte herausgegeben hat, nennen wir vorzüglich sein „Projet d'une nouvelle histoire romaine“, für das er von einer der gelehrten Akademien Rom eine goldene Medaille erhielt; seine sehr umfassende Geschichte Portugals, deren letzter Band erst noch erscheinen wird; eine „Vie de Xénophon“, eine „Vie de Pétrarque“ und eine „Vie du brave Crillon“; ferner seine „Dissertation sur les deux dernières campagnes de Louis XIV“, „Dissertation sur la femme de Molière“ und das „Supplément à l'édition de Tite-Live“, das der „Collection des classiques latins“ von Renouvier einverleibt ist. Gewissermaßen ein Höhepunkt seiner Forschungen über die alte Geschichte ist sein „Tableau historique et géographique du monde depuis son origine jusqu'au siècle d'Alexandre“. Hieran reißen sich sein „Plan d'un atlas historique“ und seine „Histoire antédiluvienne de la Chine“. Von Wichtigkeit ist auch seine Ausgabe der „Annales du Hainaut“ von Jacques de Guyse, die er mit zahlreichen Anmerkungen ausgestattet hat. Aber während er sich mit der Geschichte der entlegensten Gegenden beschäftigte, lehrte doch sein Geist immer wieder gern nach seinem Geburtsorte zurück. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire des propriétés territoriales dans le département de Vaucluse“ und verschiedene ähnliche Abhandlungen bezeugen die Aufmerksamkeit, welche er für die Gegend empfand, wo seine Vorfahren gastliche Aufnahme gefunden hatten. Alle diese Werke sicherten ihrem Verf. einen so bedeutenden Rang in der Gelehrtenwelt, daß eine große Anzahl gelehrter Gesellschaften sich bewilligten, denselben in ihren Schoos aufzunehmen. So wurde er unter Anderm auch Mitglied der „Académie des inscriptions et belles-lettres“. Hr. v. Fortia starb am 4. August des vorigen Jahres in einem Alter von 83 Jahren, und die große Theilnahme, die sich bei seinem Tode aussprach, verrieth, daß man den Verlust, den die Wissenschaften durch das Ableben dieses eifrigen Beförderers aller wissenschaftlichen Bestrebungen erlitten hatten, allgemein zu würdigen wußte. 30.

Notiz.

Eine neue Religion.

Im „Sibele“ ward vor kurzem die Gründung einer neuen Religion angekündigt, die sich „Umanismus“ nennt und den Eingebungen des Geistes Gottes zu folgen behauptet. Die Ankündigung wendet sich, um Anfang für ihr Unternehmen zu erhalten, zunächst an die Gelehrten, behält sich aber vor, im Laufe der Zeit die ganze Welt zu der entworfenen Religion zu bekehren. Der Papst des neuen Glaubens, welcher sich den Titel „Philalma“ beilegt, verlangt so bald als möglich mit einer gehörigen Anzahl Priester, Priesterinnen, heiligen Eudämonen und dem übrigen ganzen Rüßzeug einer Hierarchie versehen zu werden. Ein englisches Blatt bemerkt zu dieser seltsamen Ankündigung: „Die Wandlung kriegerischer Seiten in verkehrliche findet sicherlich eine neue und merkwürdige Form des Ausdrucks in dieser religiösen Propaganda im Wege der Ankündigung statt der Bekehrung durchs Schwert. Es ist wahrscheinlich zum ersten Male (Saint-Simonisten und Fourieristen?), daß ein neuer Glaube durch Ankündigungen gepredigt und seine Sendboten auf die wohlfeile und angemessene Weise gesandt wurden, auf welcher man Bediente und Kinderknechte findet. Anerbietungen frommer und gläubiger Aspiranten müssen, wie wir glauben, in postfreien Briefen gemacht werden; aber jedenfalls wird in diesem neuen Falle die gewöhnliche Berücksichtigung des «letzten Plages» des Bewerbers nothwendig sein.“ Es scheint bald, als habe das englische Journal den Fumbus eines französischen Schalks, der vielleicht nur die byzantinische Richtung der Kirchenstreitigkeiten unserer Tage verhöhnen wollte, als Ernst genommen. 12.

Freitag,

— Nr. 150. —

30. Mai 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

2. zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

28. Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohren. Viertes Heft. Berlin, Nicolai. 1844. Gr. 8. 1 Hft. 20 Rgr.

Mit dem vorliegenden vierten Theile soll diese verdienstliche Sammlung spanischer Dramen vorläufig geschlossen sein, was wir aufrichtig bedauern. Der Verf. dieser Übertragungen war in dem unermesslich reichen Bergwerke der spanischen Dramaturgie so einheimisch, und brachte zu seinem Unternehmen so viel guten Geschmack und Kunstübung mit, daß es schwer fallen wird, einen gleich gewandten Geist für die dieser lobwürdigen Übersetzungen zu gewinnen. Sein Unternehmen nur als der Anfang einer in Förderung zu bezeichnen und der dahinter liegt sind noch unzählige, alle würdig, dem deutschen Lesergang zugänglich gemacht und ihm einverleibt zu werden. Die vorberigte Arbeit hat uns fast nur Probefrüchte in allen Gattungen zu Tage gefördert und schon hiermit unsern Dank verdient, indem sie auf die Mannichfaltigkeit der Gattungen aufmerksam machte; in jeder Gattung aber sind der Meisterwerke viele vorhanden. Der vierte Theil bringt uns zunächst *Rosa's* berühmtes, in dem der Conflict des spanischen Kapitalismus mit dem Ehrenpunkte auf das wirksamste und ergreifendste zur Darstellung kommt. Das Stück ist aus dem unermesslichen Repertoire Spaniens eins der bekanntesten und ist noch heute die Wonne aller kleinen Städte im Lande, in welchen die auf Sommergrasung ausziehenden größten Theatertruppen gewöhnlich mit diesem Drama debutiren. Lope rechnet es zu den vier Meisterwerken der spanischen Bühne (die drei andern sind ihm *Calderon's* „*Tetralon*“, *Morote's* „*El dador con el dador*“ und *Marro's* „*Verdad sospechosa*“), und Palm hat es kürzlich in seinem „*König und Bauer*“ in einer freien Bearbeitung, jedoch mit sehr veränderter Grundlage, näher gebracht. Der Plan des Ganzen beruht wesentlich in der Empfindung, die dem Spanier ausschließlich angehört und die wir uns selbst nur auf dem Wege des Verstandes aneignen können, nämlich auf der an Religion streifenden Liebe und Unterwerfung unter den König, in der für den Castilier alle Ehre besteht. Diese Empfindung wird in *Garcia del Castagnar* auf die empfindlichsten Proben gestellt, mit der Gattensche in Conflict gebracht, und die Schönheit des Dramas wurzelt in dem siegreichen Kampfe aller dieser Prüfungen. Von dieser Auffassung der Verhältnisse weicht die modern-europäische weit ab; allein der Dichter läßt jene Specialität so sehr im Lichte allgemein menschlicher Beziehungen erscheinen, daß dem Drama seine volle Wirksamkeit bleibt, obwohl sein Grundgedanke und sein Ziel.

Die Übersetzung ist mit großer Liebe zur Sache und mit noch größerem Fleiß gearbeitet und entspricht jeder Anforderung.

Das Charakterstück „*La verdad sospechosa*“ („Wahrheit wird verdächtig“) von Juan Ruiz de Alarcón, von dem so wenig bekannt ist, daß kaum feststeht, ob er dieser oder jenseit des Meeres geboren ist, ist nicht minder verdienstvoll. Moralische Tendenzen sind der spanischen Bühnenkunst ziemlich fremd und kommen als bestimmte Bestrebung fast nur bei Marro vor, der in diesem Stück das Laster der Lüge straft oder vielmehr ergötlich züchtigt. Das Lustspiel ist bekanntlich das Original zu *Corneille's* „*Monteur*“, in dem jedoch der natürliche Reiz des spanischen Stücks fast ganz abgestreift und die nackte Verirrung erscheint, während diese hier in einer lebenswürdigen Verschleierung auftritt und uns zur Sympathie nöthigt. Dies durchweg ergötliche Lustspiel kränzt sich mit der komischen Kraft, die in der poetischen Gerechtigkeit beruht, die am Schluß geübt wird und Kraft welcher die fast allen Theilnehmern eigene Sünde der Lüge an Jedem geübt wird. Den Beschluß macht ein Extrames von Lope, „*Die Zauberin*“, eine Probe jener seltsamen Gattung, in welcher dieser ungezogene Liebling der Grazien seinen reichen Muthwillen, seine graciöse Köperei so anmuthig entfaltet. Solche Stücke wurden bekanntlich zwischen den gütlichen Autos sacramentales gegeben und standen mit diesen nicht in dem geringsten Zusammenhange. In diesem Zwischenstück wurde eine Idee des *Apulejus* ergriffen. Noch leichter und hingeworfener erscheint das zweite Extrames vom „*Bildsoldaten*“, eine neckende Arbeit voll halbunkler Anspielungen auf Ritterromane, *Hamersche* Bewunderung, *Romanzenwuth* u. dgl. mehr, oft mit bewußtem Unflath gewürzt. Der Verf. hat diese Stücke frei bearbeitet; eine strenge Übersetzung schien unmöglich. Möchte dieser Unternehmung nur recht bald eine ebenso geschickte Fortführung zu Theil werden, als sie bisher unter der Hand des Verf. gefunden hat.

29. Ausgewählte dramatische Werke von S. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von R. L. Kannegiesser. Erster und zweiter Band. Leipzig, Weber. 1844. 8. 1 Hft. 20 Rgr.

In Heiberg, dem Sohne des Dichters, Pfleger des *Rabbel* und *Stiefsohn* Ehrenwärd's, findet sich eine in der That seltene Bereinigung poetischer Anlagen beisammen. Romantisch und Ironie, Satire und Lyrik der alleranmuthigsten Art werden selten nebeneinander gefunden, noch seltener aber sich so innig einander durchdringend als dies bei Heiberg der Fall ist. Wir dürfen dem Übersetzer der vorliegenden Auswahl Heiberg'scher Werke, Prof. Kannegiesser, daher für den Versuch, und von diesen höchst eigenthümlichen Arbeiten durch eine sorgfältige und geschmackvolle Übertragung eine Vorführung zu geben, unsern Dank sagen.

Heiberg's Geist steht mit dem *Moliere's* in mehr als einer Verwandtschaft; man kann ihn auch den dänischen *Boyet* nennen, da er dessen Formen nicht selten zum Vorbilde nimmt.

Am liebsten bewegt er sich jedoch auf demjenigen Gebiete, das, nur in prosaischerer Auffassung, von dem Wiener Dichter Raimund unter uns zu Ehren gebracht worden ist; das Baudeville aber verdankt ihm seine Einbürgerung in Dänemark. Seit längerer Zeit hat die Journalistik und die Novelle (er ist wol mit Recht als der Werk der bekannten „Alltagsgeschichte“ bezeichnet worden) das Drama bei ihm verdrängt; zu den reizendsten Arbeiten aber, die wir von ihm kennen, gehören die „Eisen“ und „Fata Morgana“, welche die vorliegende Übersetzung enthält. Romantik und Humor spielen hier auf eine höchst eigenthümliche Art ineinander über und machen sich gewissermaßen vor unsern Augen den Vorrang streitig, während in der Operette: „Abenteuer im Rosenborger Garten“, mehr das volkstümliche Element und die possenhafte Erfindung sich geltend machen. Etwas Ungewöhnliches, das sich wol als „genial“ bezeichnen läßt, waltet in allen Heiberg'schen Arbeiten vor; man würdigt dies jedoch erst in dem Maße, als man mit seiner Auffassung vertraut wird. Auch Goggi ist erst dem Eingeweihten recht genießbar und wirkt wie Heiberg durch die Zusammenstellung des launenhaft Komischen mit dem Abenteuerlichen oder dem Sittenlichen und Romantischen.

Wir hoffen, daß der verdienstvolle Übersetzer es nicht bei den hier gegebenen Stücken bewenden lassen, sondern uns wo möglich auch die „Psyche“, die „Neujahrscherze“ und den „König Salomo“ dieses originellen Dichters mittheilen werde.

30. Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. Neue Folge. Erster Band. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Urtheil über den dramatischen Beruf der ersuchten Verf. der „Originalbeiträge zur deutschen Bühne“ ist seit geraumer Zeit schon festgestellt, und jede neue Leistung dieses Geistes verkündet nicht nur den Formen- und Gestaltenreichtum, der in ihm lebendig ist, sondern auch eine gesteigerte Technik, einen immer vollendeteren Geschmac, einen immer reineren Ausdruck des dramatischen Gedankens, der zur Bearbeitung gerade vorliegt. Bewundernswürth ist die Mannichfaltigkeit dieser Gedanken, die Leichtigkeit ihrer Gruppierung, die Klarheit und der innere Zusammenhang, die von solcher Art sind, daß die besten Iffland'schen Familienstücke, damit verglichen, mangelhaft erscheinen. In dem vieractigen Schauspiel „Der Siegelring“ z. B. stellt sich eine so vollendet reine Erfindung und eine so klassische Abrundung des dramatischen Stoffes dar, daß es eine Aufgabe wäre, darin den geringsten Ueberschuß oder die Möglichkeit eines Zusatzes nachzuweisen, oder auch nur einen Ausdruck zu bezeichnen, der nicht vollkommen an seiner Stelle wäre. Vielleicht ist die Zeichnung des jungen Mannes, dessen Verdienst wider seinen Willen an den Tag kommt und belohnt wird, insoweit zu bemängeln, als ein so hoher Grad von Schüchternheit und Bescheidenheit kaum in der Wirklichkeit anzutreffen sein möchte; allein haben wir diese Erfindung einmal zugegeben, so wird ein vollkommenerer Ausdruck dafür kaum zu denken sein. Wie unterhaltend, wie liebenswürdig die Verf. ferner selbst moralische Schwächen zeichnet, mag der eitle Hugo, der rangsüchtige Lohmann im ersten Stück, der gutmüthige Polterer Murr im zweiten Drama „Der alte Herr“, und der Prinz im letzten Stücke „Regina“, belegen. In „Der alte Herr“ ist die Situation zwar nicht gerade neu, aber sie ist höchst lieblich ergriffen und gestaltet, so daß der trefflichen Pauline unsere innigste Theilnahme bis zum Schluß erhalten bleibt, obwohl wir die Lösung ahnen. Solche weibliche Charaktere sind vollendeter niemals in unserer Bühnenliteratur zur Darstellung gebracht; sie konnten und können nur aus der reinsten weiblichen Seele hervorgehen. „Regina“, Schauspiel in fünf Acten, erinnert nahe an „Pamela“; das Sujet ist dasselbe mit einer geringen Wendung am Schluß, und in den Situationen ist Goldoni vorangegangen. Es steht jedoch sehr dahin, einmal ob die Verf. die „Pamela“ Goldoni's kennt, und zweitens, ob in ihrer Zeichnung nicht noch mehr Naturtreue und Wahrheit wiedergegeben ist. Mehr schalkhafte Laune und Unterhaltungsstoff liegt in „Regina“ gewiß.

In der Gattung, welcher alle diese Arbeiten angehören, dem Gesellschafts- und Familienschauspiel, bieten sie gewöhnlich einen klassischen Charakter dar und müssen, wir sprechen dies ohne Furcht des Widerspruchs aus, auf lange hin als Muster und Vorbilder gelten. Von „Lüge und Wahrheit“ aber, dem „Oheim“ und dem „Landwirth“ ab bis zu diesen jüngsten Erzeugnissen desselben Talents stellt sich eine so feste, nie fehlende und immer reine Gestaltung solcher dramatischen Stoffe dar, sie bewahren durchweg ein solches Bewußtsein und eine solche Beherrschung der dramatischen Aufgabe und ihrer Form, daß sie vollkommen an die Regelmäßigkeit organischer Bildungen erinnern. Rechnen wir hierzu eine ungemeine Kenntniß der Gesellschaft und eine stets geistreiche Auffassung ihrer Verhältnisse, so wird sich die Befriedigung und der Beifall leicht erklären, den diese echt deutschen Dramen von ihrem Erscheinen an gefunden haben und zwar, was ebenso selten ist, sowohl auf als außerhalb der Bühne. Denn auch außerhalb der Schaubühne ist ihre Wirkung erhebend und stärkend, vorzüglich durch denjenigen Sag der Weltmoral, den die Verf. fast überall zum Grunde legt und den Pauline in „Der alte Herr“ einmal mit diesen Worten ausspricht: „Es gibt wenige Verhältnisse im Leben, die ganz unerträglich sind; wenn man nur nicht anstrebt gegen sie. Nur im Kampfe gegen sie liegt die Qual und das Glend.“ Möge die treffliche Dichterin an diesen wirkungsvollen Sittengemälden noch lange Freude finden!

(Der Beschluß folgt.)

Minnes - Ord öfver Konung Carl XIV. Johann af P. D. A. Atterbom. Upsala 1844.

Diese Gedächtnisrede ist nicht allein ein Meisterstück der Beredsamkeit, sondern hat auch wahren historischen Werth, indem deren Verf. uns ein treues Bild des berühmten Kriegers, Heerführers, Staatsmanns und Königs vor Augen stellt. Nach einer passenden Einleitung schildert Atterbom mit lebendigen Zügen die schöne und erhabene Geburtsgegend Bernadotte's am Fuße der Pyrenäen, sein älterliches Haus, seine Kindheit, Erziehung und Jugend. Karl Johann Bernadotte wurde am 26. Januar 1764 zu Pau geboren. Als er zur Welt kam, war er so klein und schwächlich, daß die Ältern an der Erhaltung seines Lebens verzweifeln. Doch gewann das Kind bald Kräfte und wuchs frühlich heraus. Bernadotte genoß eine sorgfältige Erziehung. Sein Vater, ein gründlich unterrichteter, rechtschaffener und mit Geschäften überhäufte Advocat, hätte gern gesehen, daß auch der Sohn sich diesem Stande widmete. Aber ein ahnungsvoller, unwiderstehlicher Drang riß denselben zu der kriegerischen Laufbahn hin. An einem schönen Morgen im September 1780 verließ er, ein hoher, schlanker und schöner Jüngling, das väterliche Haus, um als Freiwilliger in die Militärdienste seines Vaterlandes zu treten. Drei Monate vorher war sein Vater gestorben und die sorgsame Mutter gab dem Sohne sehr ungern ihre Einwilligung zu diesem Schritte. Die beiden ersten Jahre seines Soldatenlebens brachte er in einem einsamen Garnisondienst auf der Insel Corsica zu, der seinem Charakter und seinen Wünschen sehr wenig entsprach. Doch ersieht man aus allen Umständen, daß seine Vorgesetzten, besonders sein Oberst, ihn stets mit Auszeichnung behandelten, wobei auf seine Eigenschaften und seine Erziehung billige, ja väterliche Rücksicht genommen wurde. Wie sehr sie ihn schonen wollten, zeigt z. B. ein im Archiv zu Bastia aufbewahrtes Lagerhefts-Journal über die Anlegung einer neuen Straße, geführt von dem jungen Bernadotte als Aufseher seiner Kameraden. Endlich sieht man es daraus, daß, als endlich die Langweile des einsamen Garnisonlebens ihn schwermüthig und fränklich gemacht, ihm gestattet wurde, nach Hause zu gehen und da, unter einem achtzehnmonatlichen Urlaub, sich über seine Zukunft genauer zu bestimmen.

Hier wurde sie auch entschieden. Vergeblich bekrühten ihn jetzt seine Mutter und sein älterer Bruder, selbst ein geschickter Jurist, aus der Welt der Weisheit zu erwachen und das eintägliche Geschäft seines Vaters, dem er auch schon vorbereitende Studien gewidmet, zu ergreifen. Umsonst gab es Augenblicke, wo er selbst unentschieden war oder zweifelnd am Scheidewege seiner Zukunft stand. Diesen Kampf mit sich selbst kämpfte er in einsamen Gedanken aus; während dieser Zeit durchstreifte er, den Umgang mit Menschen so viel als möglich meidend, die Gegenden an den Ufern des Adour und des Gave mit der Geschichte von Ferdinand Cortez' Abenteuern oder das Leben eines andern großen Feldherrn in der Hand. Sein Entschluß wurde endlich gefaßt. Er kehrte zu seinen Wassenbrüdern zurück, welche unterdessen nach Marseille gezogen waren. Rasch aufeinander folgende Beförderungen führten ihn jetzt durch alle ersten Militärgrade, so weit, daß er beim Ausbruch der Revolution, welche Frankreich und Europa neu gestalten sollte, bereits Regimentsadjutant war: eine seltene Auszeichnung zu einer Zeit, da eine unadelige Geburt, besonders beim Militär, ein fast unübersteigbares Hinderniß für jede Beförderung zu höhern Stellen war. Im J. 1785 — nach der Wiederkehr von seiner Heimat — hatten diese Beförderungen mit der vom Soldaten zum Corporal angefangen. Im J. 1791 wurde er zum Lieutenant ernannt. Drei Jahre danach nahm er als Oberst Theil an dem Siege bei Fleurus und zeichnete sich dabei so aus, daß er gleich nach der Schlacht zum General erhoben wurde. Binnen kurzer Zeit war sein Name einer der glänzendsten unter Denen, welche die Revolutionskriege hervorriefen. Zehn Jahre später war der Divisionsgeneral Bernadotte Marschall von Frankreich; zwei Jahre später Prinz von Ponte Corvo. Noch vier Jahre dazu und er zog als Kronprinz von Schweden in Stockholm ein, erbot sich zum Thronfolger der Waise, durch Adoption ihrem Stamm einverleibt.

Doch eine Rede und noch weniger die kurze Anzeige derselben kann unmöglich den ganzen Inhalt der Geschichte dieses ruhmvollen Lebens erzählen. Allerdings sagt von dem König: „Wer erinnert sich nicht bei dem Namen Bernadotte bald an die Ehre, unter Allen, welche damals die Ersten in den Waffen waren, die Reisten zu überreffen, selbst von Niemandem übertroffen; bald an die Eigenschaft, worin bloß Napoleon ihm gleich war, nicht weniger durch Beredsamkeit als Kriegsmacht zu siegen oder gleich stark im Worte als im Schwerte zu sein; bald an die weit größere Ehre, die er mit fast Niemandem theilte, eine Reihe von Auftritten und Stellungen unbesiegt zu durchwandern, worin, selbst nachdem die bürgerlichen Blutbäder aufgehört hatten, die Raubgier und die Raubthierausfischung fortbauerten; bald an die Gabe und Kunst, mit des Feldherrn Ehrfurcht gebietendem Blick, Stimme und Anstand die unwiderstehliche Lebenswürdigkeit zu vereinigen, welche bei dem Unterbefehl, dem Soldaten, bei dem Feinde selbst vom Herzen zum Herzen drang; bald an die Geschicklichkeit in Regierungs- und Verwaltungsgeschäften, womit er in friedlichen Aufträgen durch seine Klugheit, seine Weisheit, seine Achtung für Menschenwürde und Menschenrecht Andern vorleuchtete.“ Und an einer andern kurz darauf folgenden Stelle der Rede heißt es: „Bernadotte war ein geborener König; nicht durch Würde und Ähnen seiner Vorfahren, nicht einmal durch die Erstlingsgaben der Natur, welche ihn früh hervorlockten und ihn gleichsam in die Gunst des unerböttesten Glücks einschmeickelten, sondern vornehmlich durch seine milde Seelenhöflichkeit, sein edelmüthiges Herz, sein zartes und dem Sittengesetze treues Gewissen, seine Achtung vor aller nationalen Existenz, seine Gerechtigkeit und Fähigkeit, sich auch in fremde Volkseigentümlichkeiten hineinzufinden, womit er von seinen Eigenschaften einen königlichen Gebrauch zu machen verstand. Darum und einzig darum bescherte ihm Gott, der in ihm ein so treues Werkzeug fand, den schließlichen Lebensberuf: von dem Doppelthron des skandinavischen Nordens vor Europa

an den Tag zu legen, wie das wahre Königthum, weit entfernt, irgend einen Einbruch durch die wahre Freiheit zu befürchten, umgekehrt selbst an die Spitze ihrer Wünsche tritt.“

Durch jeden Wechsel seines Lebens und seiner Schicksale geht derselbe Charakterzug: Treue gegen die Uersten und einfachsten Menschenspflichten, aus denen alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen sind; Treue gegen Gottes Stimme in und außer uns; Treue gegen das Vaterland und die Ehre; Treue gegen jede gesetzliche Obrigkeit; Treue gegen den heiligen Auftrag jeder Heldenkraft, zu schützen und wohlzutun; kurz die Treue gegen sich selbst, welche der schärfste Gegensatz des Egoismus ist. Und in dieser Treue, welche gerade die Unterlage seines Genies ausmachte, lag auch die seltene Vereinigung der Tugenden eines Kriegs- und Friedensfürsten eingeschlossen. So steht er da: Alles wagend aus Eifer für die Menschheit und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, stolz und rücksichtslos sprechend nur dann, wenn es galt gegen den Jörn Dessen, vor dem ganz Europa zitterte, sich der Beleidigten und Unterdrückten anzunehmen. Bernadotte hatte nie nöthig, sein politisches Glaubensbekenntniß zu ändern; denn dieses war nichts Anderes als sein moralischer Glaube. Marschall des Kaisers Napoleon, ohne je die Gebote des Nachhabers zu umgehen, aber auch ohne die geringste feige Nachgiebigkeit; Statthalter von eroberten Ländern mit festem Entschluß, dieselben die Segnungen eines friedlichen Zustandes schmecken zu lassen: so war der Diener, so der Feldherr, so der Staatsmann Bernadotte; so ging er rein und selbständig die glänzenden Stufen hinauf, die ihn endlich bis zum Thron der schwedischen Gustav und Karl führten.

Den ehemaligen Kämpfen des skandinavischen Nordens gleich er darin, daß er, bevor er den Thron bestieg, einen ruhmvollen Heldennamen sich errungen hatte; aber der Ruf, welcher ihm in Schweden voranging, wußte auch von seinen übrigen Eigenschaften zu erzählen. Sie wurden genauer geschildert von heimkommenden Kriegern, welche in Deutschland seine Gefangene geworden. Mit ihnen stimmten zurückkehrende junge Gelehrte überein, welche während seiner Verwaltung Hanovers in Göttingen studirt hatten, so daß unter den Zügen der Schilderung auch seine Achtung vor jeder hohen und schönen Geistesbildung hervortrat. Seine Wahl zum Kronprinzen von Schweden war das Werk eines freien Volks, und nur mit Widerwillen ließ ihn Kaiser Napoleon seiner neuen Bestimmung entgegengehen.

Kurz nach seiner Ankunft in Schweden foderte die Staatsweisheit von Karl Johann ein großes Opfer — das größte und schmerzlichste, welches von dem Herzen eines edlen Sterblichen verlangt werden konnte: er sah sich genöthigt, das Schwert gewissermaßen gegen sein ursprüngliches Vaterland zu ziehen. Seine Theilnahme an dem europäischen Krieg, der Napoleon's Welt Herrschaft ein Ende machte, ist sehr verschieden, meistens einseitig und partiell beurtheilt worden. Viele, namentlich Franzosen, haben gemeint, er hätte alle andern Verbindlichkeiten vergessen, bloß als Franzose handeln und sich auf jeden Fall der Sache Napoleon's annehmen sollen; Andere hingegen sind der Ansicht gewesen, er hätte alles übrige vergessen sollen, um lediglich als Preuze oder Deutscher zu handeln, und von Haß und Rache erfüllt, Frankreich selbst mit Feuer und Schwert zu überziehen. Ja Einige gingen so weit, daß sie ihm jeden Antheil an Napoleon's Besiegung absprechen wollten. Doch war er es, der den schwankenden Ruth der Bundesgenossen aufrecht erhielt; er war es, dessen Standhaftigkeit die Zweifel entfernte, welche, bei einer zufälligen Verbunkelung ihrer Hoffnungen, aus dem Schicksal der frühern Coalitionen geschöpft wurden; er war es endlich, der die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg doppelt gewisser machte und jeden Stillstand, jede Waffenruhe, jeden Friedensschluß eifrig abrieth, bevor Europa eine genügende Bürgschaft für eine neue, auf Unabhängigkeit, Recht und Wohlwollen gegründete

Ordnung der Dinge erhalten. Seine Rathschläge bekräftigte er durch die Stellung, womit er sowohl Schweden als Berlin deckte, durch seine Kunst, die fast von allen Seiten andrängenden feindlichen Streitkräfte in Schach zu halten, durch seine Siege bei Groß-Beerem und Dennewig und endlich durch seine kraftvolle Theilnahme an der Schlacht bei Leipzig.

Zu jener entscheidenden Epoche gab es selbst in Schweden nur Wenige, die sich zu einer richtigen Vorstellung von dem skandinavisch-schwedischen und europäisch-skandinavischen Gesichtspunkte Karl Johann's zu erheben vermochten. Gestählt von der einen Seite, in dem großen Kampfe nicht als Franzose, von der andern, nicht als Preuze oder Deutscher aufzutreten zu sein, mußte er noch von der dritten und nächsten sich verurtheilen hören, weil er nicht als ein von ebenso beschränkter Einseitigkeit fanatisirter Schwede auftrat, um, blind für Alles außer der Wiedereroberung Finnlands, Schweden, sich selbst und seine Familie mit Napoleon in den Untergang zu verwickeln, dessen baldiges Annahen einem so tiefen Kenner von dem Charakter und der wirklichen Lage desselben nicht verborgen sein konnte.

Dies war Karl Johann's sogenannte Politik von 1812. Und seine ganze folgende Regierung als König von Schweden und Norwegen trägt das entschiedenste Kennzeichen einer königlichen Denkwiese, welche bis zur letzten Stunde es als Hauptgeschäft anfaß, zu versöhnen, zu einigen, zu beruhigen und Hülfe und Segen zu spenden. Raslos opferte er dem Wohle der Unterthanen seine Zeit und seine Kräfte und sparte keine Mühe, um den geistigen Fortschritt und den materiellen Wohlstand derselben zu befördern. Dabei hatte er mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Geboren und erzogen im südlichen Europa unter halb spanischen, halb französischen Umgebungen und Eindrücken, ausgebildet zum Mann und Heerführer unter beständigem Umgang mit Nationen, von denen selbst die Deutschen im Vergleich mit den Schweden und Norwegern Südländer sind; als Solcher und überdies schon weit ins Mannesalter vorgerückt, wurde er bis zu dem äußersten Norden hinaufgerufen, um da über ein Volk zu herrschen, welches in der Art zu fühlen und zu denken, in Gewohnheiten und Einrichtungen ihm nicht weniger fern stand als in der Sprache. Diese so zu erlernen, daß er in ihr mit dem Volke hätte offen, frei und ungezwungen sprechen können, war zwar sein eifriger Wunsch und sein Bestreben, aber der Drang der wichtigsten Staatsangelegenheiten ließ ihm dazu keine Zeit und Ruhe. Dieser Umstand erschwerte ihm die Möglichkeit, immer und überall die Dinge und Verhältnisse mit eigenen Augen zu durchschauen. Und gleichwol können wir, wenn wir seine Regierung im Ganzen betrachten, nicht umhin, den richtigen Takt und Scharfblick zu bewundern, womit er es befehen ungeachtet verstand, sich mit den nordischen Angelegenheiten vertraut zu machen und in allen wesentlichen Dingen gewöhnlich Das herauszufinden, was für die innere und äußere Wohlfahrt seiner beiden Reiche ersprießlich war.

Gegen bloß auf Speculation gegründete politische Theorien war Karl Johann, nach Allem, was er gesehen, erlebt und erfahren, argwöhnisch geworden; daher scheute er sich auch vor jeder voreiligen Verwirklichung derselben im praktischen Leben. Vorsichtig und behutsam in seiner Regierungskunst wie in seiner Kriegskunst, wollte er sich immer Mittel und Wege offen erhalten, keinen wirklichen und sichern Gewinn für einen größeren, aber bloß möglichen und ungewissen zu verlieren. Insbesondere wollte er, daß Wünsche und Veränderungs-Projecte der Art, welche das innerste Dasein des Staats durchgreift und dieselbe auf die Probe eines Wagespiels von unberechenbaren Folgen stellt, bloß als Früchte einer wirklichen, auf klare Einsicht gegründeten und zu gehöriger Reife gelangten Volksüberzeugung hervorkommen sollten.

Dieser schwache Schattentritt des tapfern Kriegers, des berühmten Heerführers und ausgezeichneten Staatsmanns

Bernadotte, des ehlen und großen Königs der Scandinavischen Halbinsel, Karl XIV. Johann, den Ref. aus Veranlassung der musterhaften Rede Ritterdom's und aus eigener Kenntniß entworfen, möge hier, da die Beschränktheit des Raums nicht weiter gestattet, dem Leser dieser Blätter einstweilen genügen.

D. M. von Frensdahl.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Jugendliteratur.

Kein Gebiet der Literatur ist so sehr der Stumperei preisgegeben und wird von so schamloser Speculation ausgebeutet als das Feld der Jugendliteratur. Und doch sollte nirgend die Überwachung strenger, die Pflege sorgfältiger sein als gerade hier. Wie verderblich kann nicht das Gift wirken, das den jugendlichen Gemüthern in unverdächtigster Form geboten wird! Deshalb sollten bessere Schriftsteller, welche mit Talent und Fertigkeit auch tüchtige Gesinnung verbinden, dieses Feld, das für Weizen und Unkraut gleich empfänglich ist, nicht frechen Buchmachern überlassen. In Frankreich halten Männer von Ruf und Stellung diese Art von schriftstellerischer Thätigkeit nicht für ihrer Würde unangemessen, und wir sehen, wie Schriftsteller von bedeutendem Range nicht nur diesem Zweige ihre besondere Aufmerksamkeit widmen, sondern wie sie es nicht verschmähen, selbst zur Bereicherung der Jugendliteratur beizutragen. Unter den vorzüglichsten Schriftstellern für die Jugend verdient besonders eine Dame genannt zu werden, deren Werke zum Theil selbst in Deutschland Eingang und Anerkennung gefunden haben. Wir meinen Dem. S. Ulliac-Trémadeure. Ihre Erzählungen moralisirenden Inhalts können dem Besten, was in diesem Genre geschrieben ist, an die Seite gestellt werden. Dabei hat die Verf. auch Werke der Belehrung geliefert, welche höchst brauchbar sind. Die günstige Aufnahme, welche ihre mannichfaltigen Productionen bisher gefunden haben, hat Dem. Ulliac auf den Gedanken gebracht, ihre besseren Schriften durch Ergänzungen und Erweiterungen zu einem umfassendern Werke zu vereinigen. Der Anfang dieser Sammlung, welche den Titel führt „Bibliothèque de la jeune fille“, ist bereits erschienen, und er läßt hoffen, daß das Ganze, wenn es vollendet ist, einen wirklichen Schatz für die Jugend enthalten wird. Sie erste Serie — bis jetzt fünf Bände — enthält folgende Stücke: „L'aideur et beauté“; „Morale pratique“; „Leçons d'histoire naturelle sur les polypes, les insectes et en particulier les papillons“; „Eugénie, ou le monde en miniature“; „Récits historiques“; „Conseils d'une mère à ses filles“; „Astronomie et météorologie“; „L'institutrice“; „Simple histoires“.

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

Seit dem trefflichen Werke Coquerel's „Les églises du désert“ sind zwar verschiedene interessante Beiträge zur Geschichte der protestantischen Kirche in Frankreich erschienen, aber keine verdient so allgemeine Beachtung, als ein vor Kurzem herausgekommenes Werk, welches die Geschichte des Protestantismus in Nîmes bietet („Histoire de l'Eglise réformée de Nîmes“, von Borel). Diese Stadt ist bekanntlich das hauptsächlichste Bollwerk der Reformation im südlichen Frankreich gewesen, und als schon im übrigen Theile des Königreichs die blutigen Verfolgungen der Hugenotten begonnen hatten, da schallten in Nîmes, Montauban und einigen andern Punkten des Südens die Hymnen der Protestanten ungehört zum Himmel empor. Der Verf. bietet in seinem anspruchslos geschriebenen Werke eine brauchbare Geschichte von der Gründung der reformirten Kirche in Nîmes und von den verschiedenen Schicksalen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Manches blutige Blatt läuft in seine Darstellung mitunter.

17.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

3. zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 150.)

31. Krösos. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von J. A. Overbeck. Altona, Wendeborn. 1844.

Wenn aus einem gänzlich vergriffenen und untauglichen Stoffe durch bloßes Sprachtalent jemals eine Tragödie zu machen wäre, so hätte aus dem vorliegenden „Krösos“ eine solche werden müssen; mindestens eine solche im antiken Wortsinne. Allein die bloße Andeutung des bekannten Gegenstandes macht uns schon erschüttert, daß er eigentlich, soweit vom historischen Inhalt die Rede ist, gleichsam nur die eine Hälfte eines tragischen Vorwurfs darbietet, nämlich die Buße, indeß die andere Hälfte, nämlich die Verschuldung, wenigstens nach moderner Denkweise gänzlich fehlt. Wir sehen den König Krösos von den erschütterndsten Schlägen des Schicksals — der Göttertrache — daniiedergerstreckt; weshalb? aus welcher Verschuldung? Weil er einen Brudermörder gastlich aufnahm und sich gegen Solon gerühmt hatte, glücklich zu sein. Diese Schuld genügt uns nicht; den Alten mochte sie genug sein. Mindestens hätte die Zuversicht auf sein Glück bei dem Könige bis zum Übermuth, bis zum Frevel gesteigert werden müssen, die Aufnahme Adraft's bis zum Hohn gegen Recht und Gütte, wenn beide allein die Göttertrache rechtfertigen sollten. Doch dies geschieht durchaus nicht; vielmehr verbirgt uns der Verf. das Vorspiel mit Solon ganz und in Adraft's Aufnahme sehen wir den König nur edel und großmüthig handeln. So kommt es denn, daß uns sein Elend völlig unverdient, der Tod seiner Kinder, Alys und Epiara, eine ungerechte Buße, eine echte Rache neidischer Götter zu sein scheint, von der wir uns zürnend ab- und wegwenden. Dem Verf. muß dies Mißverhältniß ganz entgangen sein, da er keinen Versuch macht, es irgendwie zu verkleiden und zu verdecken, was mittels unserer obigen Hindeutungen leicht hätte geschehen können.

Das Stück ist in Senaren geschrieben, und wir gestehen, daß diese Versart hier eine günstige Wirkung hervorbringt. In längern Erzählungen verdient sie unzweifelhaft den Vorzug vor dem zehn- und elffüßigen Iambus, da sie bessere Einschnitte und einen reichern Wechsel der rhythmischen Gestalt darbietet; im Dialog erscheint sie dagegen ein wenig schwerfällig, z. B. in Adraft's Bericht (S. 33):

Von ihren Sitzen tobend hob sich eine Schar
Und schmähte höhrend meines Sieges Preis; es wuchs
Der Funke schnell zum Brande; zitternd sprang ich auf,
In glüh'nder Widerrede steigend meinen Born.
Sie hörten nicht und schmähten wider, heft'ger Rets,
Erhebend laut des Bruders Stürze; aufgeregt
Und tief gedrückt verlangte laut ich von ihm selbst
Das Bragant meines Sieges....

32. Ottavio Salfayna, oder: Die Rose von Santa-Croce. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Gaillard. Berlin, Schallier und Comp. 1844. 2er.-8. 20 Rgr.

Ein leidenschaftlicher Erguß einer Unbill rächenden, Freiheit athmenden jugendlichen Seele, in dem eine achtbare poetische Anlage wohl erkennbar ist. Für die dramatische Form scheint diese Anlage jedoch nicht vorbestimmt zu sein, da sie ihre Grenzen und ihre Gesetze nur widerwillig erträgt. Den Stoff entlehnte der Verf. von einer Scene aus dem Leben Lord Byron's, wenn wir nicht irren, denn die Andeutung ist nicht unerkennbar und trifft nicht ganz zu. Gegen politische Tendenzen wird Seitens des Verf. protestirt, doch liegt dem ganzen Stille viel Haß fürstlichen Unrechts zum Grunde, die Charaktere haben durchweg etwas Wildes, Salvator Rosa Ähnliches, die Sprache ist maßlos, überstürzend, unschön, die Scenen reihen sich mit Willkür aneinander. Es ist eben nur ein Versuch einer jungen, zügellosen Kraft, aber darum beachtenswerth, weil eine Kraft vorhanden ist. Daß der Verf. indeß auch die sanftern Töne der Rede wohl zu treffen weiß, beweist die Scene zwischen Ottavio und Angelica im ersten Act, die mit den schönen Versen schließt:

O holde Rose! Schenk' mir Gärtnerslohn
Und laß mich drine zarten Blüten pflegen....
Und bräue der Stroeos auf dich ein,
So hält' ich sanft in lächelnd Moos dich ein.

So können wir den Verf. dieses ersten Versuchs auf einem vorzuziehenden Gebiet immerhin ermuntern fortzufahren; jedoch muß er Klippen und Abgründe seiner Bahn erst noch kennen lernen. Schlimm genug, daß unsere Zeit überall Frucht will, anstatt des Keimens und der Blüte, besonders aber in der Welt der Bühne verlangt, daß der Dichter ganz fertig, der Darsteller sofort ganz vollendet vor sie hintrete; ein unbilliges, ja wenn man will ein unvernünftiges Verlangen, dem die Zeit sich aber einmal fügt.

33. Österreichisches Volkstheater. Von C. Haffner. Erster Band. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Hft. 15 Rgr.

Ein echtes Volkstheater ist die letzte, aber nicht die schlechteste Frucht der dramatischen Völkung; der Kern, aus dem der dramatische Baum erwuchs und zu dem er wieder hinstrebt. Nur das fertige, das vollendete Drama erzeugt diese Frucht. So lange die dramatische Bildung mit sich selbst ringt und kämpft, kann es zur Ausbildung seines Gegensatzes und Widerspiels, welches das echte Volkstheater ist, nicht gedenken; in dem Maße aber, wie diese Bildung Consistenz gewinnt, wird auch das Volkstheater hervortreten. Eben hierin hat es seinen Grund, warum die Völker, deren dramatische Bildung zum Abschluß gekommen ist, die Alten, die Italiener, die Franzosen, ein Volkstheater besitzen, wir Deutschen aber eigentlich nicht. Was auch sollte beispielsweise im Norden von Deutschland Stoff einer Volksbühne sein, das nicht eine bloße Caricatur darböte? Das eigentlich positive Element zu einer

folchen ist erst seit der Rante-Literatur und Brennglas im Reimen und mag darum gern gepflegt werden. Etwas besser ist die Sache im Osten und Süden Deutschlands bestellt und namentlich besitzt Wien treffliche Anfänge zu einem Volkstheater, und an Raimund einen Volkspoeten, der noch lange Zeit Vorbild und Muster sein wird. Der Verf. des vorliegenden Bandes eifert diesem nach; aber in genialer Kavalität, in gleichsam unbewußter vis comica steht er ihm noch weit nach. Seiner Laune ist etwas Studium, ein wenig Zwang anzusehen, Dinge, die bei längerer Übung vielleicht von ihm abfallen werden. Sein Volksmärchen „Das Karmorherz“ beruht ganz auf Raimund'schen Ingredivenzen und Jakob Laubenderz ist eine durchweg prächtige Gestalt. Er kündigt sich gut an: „Gehorsamer Diener; wenn hier keine Bärenfamilie logirt, möcht' ich wol ein wenig gegen den Regen untertreten, sonst aber will ich die brummenden Herrschaften nicht geniren“, und führt sich selbst gut durch. Die Charakterzüge „Das rothe Häuschen“ ist beinahe nicht so erfreulich, und die Ueberröthlichkeit des komischen Märchens „Der Tod und der Wunderdoctor“ entbehren meistens derjenigen Spontaneität, die dergleichen bei Raimund sehr ergötzlich macht. Mit dem Geiste jenes bis jetzt unerreichten Volkspoeten ist nur das erste Stück verwandt, und diese Aufgabe mag der Verf. denn auch ferner bei sich festhalten.

34. Einen Jux will er sich machen. Pöste mit Gesang in vier Aufzügen. Von Johann Kestrop. Wien, Wallishausser. 1844. 12. 15 Ngr.

In jeder Laune und glücklicher Parodie steht Raimund keiner seiner Nachfolger näher als Kestrop, der in dem angezeigten Stück wirklich den Beweis geliefert hat, daß man die Lachmuskeln seiner Zuhörer stundenlang in Bewegung setzen und doch noch neu bleiben kann. Obgleich nun hier ein wichtiger und nährlicher Gedanke den andern jagt, so ist es doch keine Biggagd, der wir beiwohnen, sondern die wirklich höchst launige Auffassung der Situationen und der Charaktere, die jene effectvollen Bigspiele wie von selbst hervorruft. Das Stück ist als ein Ueberspiegel wiener Hausknechte, Lehrbuben, Commis und Principale, wie Reichsior sagt: classisch.

35. Die Rauffschellen-Komödie, oder: Die Cholertischen. Lustspiel in vier Acten. Von Lh. v. Wimpfen. Heilbronn, Landherr. 1844. 8. 10 Ngr.

Das Häßliche und Widerwärtige kann niemals Gegenstand der Komödie sein; diese hat es nur mit dem Unnormen, dem Excentrischen, dem Verkehrten, nie mit dem Unwürdigen und Hassenswerthen zu thun. Das Stück ist daher in seiner Grundidee zu verwerfen; denn Mißhandlung einer Frau ist eine ästhetisch nicht zu sühnende Sünde, eine nicht wieder gut zu machende Verirrung. Da nun hier diese Verirrung eine immer wiederkehrende Grundlage des ganzen Stücks ist, so kann man sich kaum schwerer gegen die Kunstgelese veründigen als der Verf. thut.

36. Das Hermannsfeß im Leutoburger Walde. Dramatisches Fragment. Von E. Feufinger. Arnstadt, Reinhardt. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Am liebsten schwiegen wir von diesem ohnmächtigen Versuch, den Deutschen durch den Mund von Leuten aller Stände, Studenten, Auswanderern, Polizeidienern, Ministern, Pandurkern und Offizieren, ex cathedra unangenehme Wahrheiten zu sagen, ganz still. Geister, die, etwa wie Börne, ihre Liebe zum Vaterlande bekundet haben, dürfen ein zürendes Wort der Liebe an den Gegenstand ihres Denkens, Sorgens und Sehens richten — wir verzeihen es ihnen um ihrer Liebe willen; aber wo nimmt der Verf. das Recht zu Hohn und Spott her, die er im Schulmeisterthum gegen sein Vaterland ausschüttet? Wir meinen, die Zeit auch dieser unseligen Manie sei nun endlich vorüber und der Deutsche könnte ohne Scham und Ärger immerhin ein Deutscher sein!

37. Nina, oder: Dreifache Haushaltung. Komische Oper in drei Acten. Von E. Collmicz. Mainz, Schott's Söhne. 1844. Ter.-8. 7½ Ngr.

38. Die Memoiren des Satans. Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Französischen bearbeitet von F. G. Karlsruh, Macrot. 1842. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bekannte, leichte Waare vom französischen Irdbelmarkt, nach kurzer Elle gemessen und ziemlich gut zugeschnitten. Es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß das zuletzt genannte Lustspiel, auf einem ganz guten Gedanken angelegt, auch auf deutschen Bühnen gefallen kann.

39. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Subig. Bierundzwanzigster Jahrgang für 1845. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bemerkung, daß dieser reichen und schätzbaren Sammlung allmählig der belebende Odem auszugehen scheint, ist nicht eben erfreulich. Das „Jahrbuch“ war vordem ein Rendezvous der guten Gesellschaft; es läuft Gefahr, um diesen Credit zu kommen, seinen Ruf einzubüßen, wenn „Scheibentoni“ sich darin breit machen darf. Hiervon abgesehen ist das Schauspiel „Die Verlobte“, aus dem Nachlasse der trefflichen Agnes Franz, ein löbliches Drama im Geiste der Verf. von „Wahrheit und Lüge“, nur nicht so concentrirt, kurz und kräftig, wie es zu wünschen wäre. Der etwas diffuse Dialog schadet der Handlung und vermindert ihre Wirkung. In „Die gewagte Cur“, Lustspiel in drei Acten von E. Raupach, ist in anmuthigen Versen die gute Lehre enthalten, daß eine schwärmende Frau darum noch keine untreue sei, und daß es oft gefährlich werde, diese ätherischen Wesen von ihren Liebhabereien heilen zu wollen. Das Stück ist allerliebst und an zweimal zu lesenden Stellen reich. Das Hulda gleich zu Anfang von der Auffassung des Poetischen bei den Frauen sagt:

Der weite Kreis des Komischen
Ist kaum für uns vorhanden: Ironie,
Witz und Satire lassen das Gefühl,
Wenn sie's nicht gar verletzen, unberührt...

ist wahr und gut beobachtet; nur die Dichtung, die in der eigenen Sphäre reiches Leben weckt, ist für die Frauen Dichtung. „Marie“, Schauspiel von A. P., mag wol einer vielbekannten, hier schon erwähnten dramatischen Dichterin angehören, obwohl es die heitern Empfindungen nicht erweckt, die aus den Arbeiten von dieser Hand meist hervorgehen. Die Prüfungen der armen Marie sind eher schmerzlicher Art und das Ganze im französischen Sinne sentimental, d. h. reinvoll. Die „Schicksalskämpfe“, historisch-romantisches Drama von F. W. Subig, wurden vor 30 Jahren verfaßt und in Berlin aufgeführt. Dies Stück gehört der Sattung an, gegen welche Contessa seine geistreiche Parodie richtete und der Verf. tritt für dasselbe, bevorwortend, so gut und kräftig, daß wir uns fählich des fernern Urtheils enthalten können. Diese Mutenzeit der Ueberschwänglichkeit und jeglichen Anmaßes ist hoffentlich für immer vorüber; mit Theilnahme aber sehen wir, was noch vor 30 Jahren auf der deutschen Bühne in dieser Richtung beliebt gefunden werden konnte. Das „Frühstück auf Heidecksburg“, dramatisirte Anekdote aus Albas Leben von A. —, mag als eine Kleinigkeit unbesprochen hingehen; der „Scheibentoni“ von Charlotte Birch-Pfeiffer aber ist, das originale Vorspiel abgerechnet, in Anlage, Wendung und Sprache doch allzu roh, als daß er die Aufnahme in das „Jahrbuch“ verdient hätte. Dem Charakterbilde der schönen Theresine lassen wir zwar, als einem Urbilde naseweiser Mädchenlaune, Gerechtigkeit widerfahren; allein im Schauspiel selbst fehlt Sinn und Verstand doch auf eine allzu groteske Weise. *) 19.

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt im Juli. D. Red.

Notizen.

Gegensatz der protestantischen und katholischen Kirche in Irland.

Folgende Stelle aus einem vor kurzem erschienenen Werke: „A fragment on the Irish roman catholic church“ von Sydney Smith, dessen kürzlich verstorbenen Verf. insbesondere durch geistreiche Auffassung der englischen Zustände berühmt geworden, wird gerade in diesem Augenblicke nicht uninteressant sein, wo die letzten Verhandlungen im Parlamente über die Raynood's Dotations-Bill gezeigt, welche Gesinnung das kirchlich bigote protestantische England gegen die andersgläubige Bevölkerung der Schwesterinsel hegt. „Das Einkommen“, erzählt Sydney Smith, „der irisch-römisch-katholischen Kirche besteht in Halbpennys, Kartoffeln, Lumpen, Knochen und Fegen von alten Kleidern und zwar irischen alten Kleidern. Ihr Gottesdienst findet oft in Scheunen oder im Freien statt in Ermangelung eines andern gottesdienstlichen Ortes. Ihre Religion ist die dreier Vierteltheile der Bevölkerung! Nicht weit davon in einem wohlbestenerten und bedachten Hause wohnt ein gutbezahlter protestantischer Geistlicher, der vor Kirchstühlen und Betschämeln predigt und tatsächlich den Prediger in der Wüste darstellt; neben ihm sein Vicar, daneben der Küster und des Küsters Weib, alle voll Wuth gegen die Zerlehren des Papstthums und bereit ihr Leben hinzugeben für die großen, auf dem Reichstage zu Augsburg festgestellten Wahrheiten. In der Familie Leinster wird eine Geschichte erzählt, die den Adel führt: „Sie ist unwohl.“ Ein protestantischer Geistlicher, dessen Kirche in der Umgegend des geradfinnigen und trefflichen Herzogs von Leinster lag, war einst bei demselben zu Gast. Er hatte sich drei bis vier Tage dort bereits aufgehalten; als er sich nun Sonnabends Abends in sein Zimmer zurückziehen wollte, sagte der Herzog: „Wir sehen uns doch morgen beim Frühstück wieder?“ „Wol nicht“, entgegnete der Pfarrer, „Sie frühstücken etwas zu spät für mich; ich komme meiner Pflicht sehr pünktlich nach und Ihr Frühstück würde mich meinem kirchlichen Amte entziehen.“ Dem Herzog genügte die sehr triftige Entschuldigung seines Gastes und sie sagten einander gute Nacht; der Herzog wahrscheinlich in dem Glauben, daß sein Schloß vor allem Unglück der Welt nun um so sicherer bewahrt sei, als unter seinem Dache ein so musterhafter Sohn der Kirche weile. Der Erste, dessen er jedoch am Morgen darauf ansichtig wird, als er ins Speisezimmer trat, war unser pflichtpünktlicher Pfarrer, der vertieft in Buttersemmeln eben ein Ei und ein tüchtiges Stück Schinken auf seinen Teller führte. „Ich freue mich, Sie hier zu finden, mein theuerster Pastor“, sagte der Herzog; „aber wahrhaftig, ich bin ebenso erstaunt als erfreut.“ „Ah, wissen Sie nicht, was geschehen ist“, antwortete der Fromme beim Frühstück, „sie ist unwohl.“ „Wer ist unwohl?“ fragte der Herzog: „Sie sind nicht verheirathet, haben keine Schwester am Leben, ich bin erstaunt; sagen Sie mir wer ist unwohl?“ „Nun die Sache ist die, Herr Herzog: meine Gemeinde besteht aus dem Vicar, dem Küster und des Küsters Weib. Nun befindet sich die letztere in sehr mißlichem Gesundheitszustande; wohnt sie aber dem Gottesdienst nicht bei, so ist die Gemeinde nicht gehörig vertreten, und deshalb haben wir heute keine Kirche.“

Die Furcht vor Ueberdöckerung.

Die Furcht und Klagen über drohende Ueberdöckerung und das Anwachsen großer Städte rühren nicht von heute her. Wie England sein baldiger Untergang schon vor langen Jahren aus seiner wachsenden Staatsschuld geweissagt wurde, als die letztere noch nicht ein Fünftheil ihrer jetzigen Größe betrug, so ist man in ähnlicher Weise vor dem Umfang und der wachsenden Bevölkerung Londons zu einer Zeit erschrocken und hat die verderblichsten Folgen daraus prophezeit, wo die Hauptstadt Englands nicht viel mehr als ein Dritttheil ihrer jetzigen Einwohnerzahl in sich faßte. Bereits im Jahre 1592 hatten

diese Besorgnisse das Erlassen von Gesetzen herbeigeführt, welche den Bau neuer Häuser in den beiden Städten London und Westminster und drei Ketten im Umkreise nur unter der Bedingung gestatteten, daß „sie für die Einwohner der besten Classe eingerichtet“ wären. Auch Karl I. veröffentlichte 1630 einen Erlass, um die fortschreitende Vergrößerung von London aufzuhalten, aus Furcht, „daß die Einwohner zu einer solchen alles Maß übersteigenden Anzahl anwachsen würden, daß man sie weder mehr regieren noch ernähren könne“. Napin bedauerte in seiner ein halbes Jahrhundert später erscheinenden „History of England“, daß man den bestehenden Gesetzen und Verordnungen gegen die weitere Ausdehnung der Hauptstadt nicht größere Achtung verschaffe, indem er den damals üblichen Gemeinplatz wiederholte, London sei der ungeheure große Kopf eines Leibes von mittelmäßiger Größe. So die Beschränktheit vor zwei Jahrhunderten, so heute die ähnliche Furcht vor dem Anwachsen der Reichthümer und der Genüßmittel durch die Schöpfungen des Gewerbleißes und des Verkehrs. Die Zeit wird kommen, wo man auf diese Furcht ebenso mittheilend herabsehen wird, wie wir es jetzt in Bezug auf die vor zwei Jahrhunderten gehegten Besorgnisse thun. 12.

Bibliographie.

Andeutungen zu einer Reform des Volksschulwesens, zunächst mit Beziehung auf das Großherzogthum Baden, mit vier Beilagen. Freiburg, Herder. Gr. 8. 15 Rgr.

Ansichten und Betrachtungen über die Ausstellung des heiligen Röches zu Arier, über J. Ronge und über die jetzigen kirchlichen Bewegungen. Im Sinne Vieler von einem Protestanten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Rgr.

Barfisch, J., Carl Seidel. Sein Leben und Wirken. Berlin, Plahn. Gr. 8. 25 Rgr.

Beleuchtung der Frage: ob die Genehmigung einer sich allenfalls in Baiern bilden wollenden deutsch-katholischen Religionsgesellschaft staatsrechtlich zulässig sei? Von einem Juristen. Regensburg, Manz. 8. 2½ Rgr.

Borik, C., Handbuch der praktischen Seefahrtskunde mit einer vollständigen Sammlung logarithmischer, geographischer und astronomischer Tabellen, Karten, Abbildungen und geometrischer Figuren, und einem Wörterbuche der nautischen Kunstausdrücke in den verschiedenen europäischen Seesprachen. Zum Selbstunterrichte und für Lehrer mit besonders sorgfältiger Vorbereitung in der Mathematik, Physik und Geographie. Zwei Bände. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 12 Thlr.

Borik, C., Die Höllebrüder im Wienerwalde, oder der mittelmächtliche Zweikampf in der Ahnengruft. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 12. 22½ Rgr.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweichte und Laien im Kriegswesen. 1ste Sammlung. 2te berichtigte Auflage. Gr. 8. Adorf, Verlagsbureau. 1 Thlr. 20 Rgr.

Brühl, M., Zum Oesterfeste 1845. Einige pia vota in Glaubenssachen. Augsburg, Köllmann. 12. 5 Rgr.

Brunner, C., Der Rebellungen Lied. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 5 Rgr.

Castorphy, L., Die Trierer Noth- und Glaubens-Revolution, oder: Souvenir für den Ex-Pfarrer Herr Johannes Ronge und seine Verehrer. Achern. Gr. 8. 3¼ Rgr.

Chownitz, J., Das ist der Lauf der Welt! Sittengemälde aus der Gegenwart. Zwei Theile. Mit einem Gedächtnis von P. de Rod. Mannheim, Bensheimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Ciocci, R., Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der römischen Kirche im 19. Jahrhundert. 2te Auflage. Alfenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Rgr.

Clement, F., Geschichte der Jesuiten. Vollständig bearbeitet. Hamburg, Verlagssohn. 16. 2 1/2 Rgr.

Veröffentlichte geheime Correspondenz, oder die Redaction des Dortmunder Wochenblattes im Conflicte mit der katholischen Geistlichkeit. Dortmund, Krüger. 12. 1 1/2 Rgr.

Düberg, C., Das Gemeinwesen aus Christus. Beisatzung und Auslegung. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Die Ereignisse im Canton Luzern vom Christmonat 1844. Eine Appellation an die Eidgenossenschaft, im Namen der freisinnigen Partei des Cantons Luzern. Baden. Kl. 8. 10 Rgr.

Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Razzini. Aus dem Englischen. Zwei Theile. 3te Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 8 Rgr.

Fornet, B., Der Biograph. Kurze aus Quellen geschöpfte Darstellung der Bildungsgeschichte und des Lebens solcher Personen, aller Zeiten und Länder, welche sich um Wissenschaft, Kunst, Literatur, Industrie und Leben überhaupt verdient gemacht haben. Ein Volks- und Lesebuch. Berlin, Rubach. Gr. 8. 15 Rgr.

Geißler, Deutschlands Verarmung, ihre Folgen und Abhülfe. 4ter Abdruck. Weissenfels, Guck. Kl. 8. 3 Rgr. Allgemeine preussische Gewerbe-Ordnung, nebst dem Entschädigungs-Gesetz vom 17. Januar 1845. Elberfeld, Bader. 8. 5 Rgr.

Gräffer, F., Kleine Wiener Memoiren. Historische Novellen, Genrestenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit. Zwei Theile. Wien, Beck. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Rgr.

Guckow, R., Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Hannickel, F., Fingerring, oder der Schornsteinfeger von vornehmer Abkunft. Eine wahre Begebenheit. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 5 Rgr.

Heinrich, C., Beiträge zu der Lehre von der Abschätzung der Landgüter, zum Behuf des darauf zu bewilligenden Crediten. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr.

Hention, Allgemeine Geschichte der katholischen Missionen vom 13. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit. Nach dem Französischen bearbeitet von Wittmann. 1ste Lieferung. Augsburg, Kollmann. 12. 2 1/2 Rgr.

Hermisdorf, C., Jahresberichte über die deutsche Gesetzgebung. 1ster Band. (Jahr 1844.) Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Rgr.

Hitzig, F., Zur ältesten Völker- und Menschen-geschichte. 1ster Band: Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Hotte, F. J. B., Hirtenbrief an die Mitglieder seiner Diözese. Ein neues Zeichen der Zeit. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 4 Rgr.

Imgrund oder die wiederverführte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Freie, dichterische Bearbeitung von A. B. Zürich, Drell, Güssli und Comp. 8. 12 Rgr.

Die Jesuiten und der Jesuitismus. Ober: Geschichte, Beschreibung und Grundzüge der Gesellschaft Jesu, und Winke in Bezug auf die Bestrebungen des Ultramontanismus in unserer Zeit. Nordhausen, Fürst. 12. 10 Rgr.

Landmesser, F. W., Beleuchtung der „Lästerungen“ des Prediger C. A. D. Tornwald, oder die protestantischen Organe wider die katholische Kirche. 1stes Heft. 2te verbesserte Auflage. Marienburg, Dormann. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Lasset den Dämonen — gehen! Ein Seitenstück zu Joh. Spor-schil's „Lasset die Dämonen in Frieden.“ Letzte Nachricht aus dem Thierreich. Von keinem Löwenwärter. Leipzig, Pönicke und Sohn. 12. 3 Rgr.

Lefebvre, A., Geschichte der Cabinette Europas wäh-

rend des Consulats und des Kaiserthums 1800—1815, nach den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 1ster Band: Vom 18. Brumaire bis zur Einführung des Kaiserthums. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Lyrisches und Episches von einem Menschen. Berlin, Cassin. Kl. 8. 10 Rgr.

Renoual, Baron v., Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 2ter Band. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Der Reformator (?) Ronge oder des Teufels Lustspiel, aufgeführt in der Sitzung der sogenannten deutsch-katholischen Gemeinde zu Breslau. Zum Troste für alle ultramontanisch-jesuitisch-papistisch-propagandistisch-hierarchisch-römisch gesinnten Dunkelmänner, oder in einem Worte, „Katholiken“. Düsseldorf, Roschütz und Comp. Gr. 12. 1 1/2 Rgr.

Riedel, A. F., Geschichte der wiederhergestellten Klosterkirche und des ehemaligen Dominicaner-Mönchs-Klosters zu Neu-Ruppin. Herausgegeben von Kamp. Neu-Ruppin, Kühn. 4. 20 Rgr.

Riffel, C., Der Primat Petri und seiner Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle zu Rom. Drei Predigten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 6 1/2 Rgr.

— Die Würde des katholischen Priesters als Gesandten Gottes und Stellvertreters Christi. Eine Primärpredigt, Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Rgr.

Schneidewind, F. J. A., Der Reiter-Kampf und Sieg bei Haynau, am 26. Mai 1813. Neuhaldensleben, Cyraud. Kl. 8. 2 Rgr.

Seidel, H. A., Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Stricker, W., Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 25 Rgr.

Stunden der Andacht für Greise. Neuhaldensleben, Cyraud. 8. 5 Rgr.

Stügle, J. R., Lorenz Benedikt Schlichting, weiland geistlicher Rath zu Dillingen, in seinem Leben und Wirken. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Rgr.

Legner, C., Die Abendmahlskinder. Idylle. Nach dem schwedischen Original und in dessen Versmaß übersetzt von C. Schilling. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 Rgr.

Thun, J. M. Graf v., Der Slawismus in Böhmen. Prag, Calve. 8. 5 Rgr.

Tornwald, C. A. D., Der Protestant. 1. Kr. Erwiderung auf Herrn Pfarrer Landmesser's Beleuchtung der „Lästerungen des katholischen Wochenblattes auf die evangelische Kirche.“ Danzig, Rabus. 8. 6 Rgr.

Türckheim, J. v., Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik. Zwei Bände. Freiburg, Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Freimüthige Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche gegen Widersacher und Abtrünnige. Leipzig, Sachowig. Gr. 8. 10 Rgr.

Die Volks-Halle oder Zeitgemälde aus dem Volks-, Natur- und Kunstleben in Schrift und Bild. 1ster Band in zwölf Lieferungen. Nordhausen, Müller. 4. 2 Rgr.

Weber, B., Blüten heiliger Liebe und Andacht. Gesammelt für Kenner und Liebhaber des innern Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 10 Rgr.

Wegelin, D., Palästina, Bilder aus dem heiligen Lande, aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Jerusalem. Herausgegeben von H. Lee mann. Zürich, Schulthess. 8. 26 Rgr.

Roepfl, H., Antikritik der vom Hrn. Prof. R. Bollgraf herausgegebenen sogenannten kritischen Beleuchtung meiner Abhandlung „über das Verhältniß der Beschlüsse des deutschen Bundes zu Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit“. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 152.

1. Juni 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

1. Orientalische Briefe. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Drei Bände. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Seit dem ersten Erscheinen dieser eleganten Briefe, mit denen wir einen flüchtigen Überblick der jüngsten Touristenliteratur über den Orient eröffnen wollen, ist bereits einige Zeit verstrichen. Dessenungeachtet glauben wir, daß dieses Werk noch keineswegs eine so allgemeine Verbreitung gefunden habe, daß wir der angenehmen Pflicht, in ausführlicherer Weise darauf aufmerksam zu machen, uns für überhoben halten könnten. Es ist dies besonders dem Umstande beizumessen, daß diese Schrift gleich unmittelbar nach ihrem Erscheinen von gewissen Seiten her auf eine äußerst schonungslose Weise verdächtigt und dem verlegendsten Spotte preisgegeben ist. So bietet sich uns denn hier die günstigste Gelegenheit, einen Theil der Schmähungen, mit denen man die verschieden an sprechender Productionen wegen geschätzte Verf. überschüttet hat, von ihr abzuwehren und ihren Briefen die Stelle anzuweisen, welche denselben gebührt. Auf eine eigentliche Antikritik haben wir es hier um so weniger abgesehen, als dies durchaus zu nichts führen würde. Am angemessensten scheint es uns, die interessantesten Partien des Werks selbst reden zu lassen, indem wir uns vorbehalten, durch einige eingestreute Bemerkungen den eigentlichen Standpunkt, von dem aus vorliegende Briefe betrachtet werden müssen, anzudeuten.

Zwei Kritiker sind es vorzüglich, welche mit ungewohnter Heftigkeit über die eleganten Bände, welche wir zu besprechen haben, hergefallen sind, um sie mit der Lauge ihres Spottes zu tränken. Die Namen Beider sind bekannt, und was uns die Verpflichtung auferlegt, auf sie directen Bezug zu nehmen, ist der Umstand, daß Beide den Orient aus eigener Anschauung kennen, und ihr Wort bei dieser Angelegenheit also nicht ohne Gewicht zu sein scheint. Wagner, der treffliche Verf. der

Briefe vom Schwarzen Meere, rühmlich bekannt auch außerdem durch sein Reisewerk über Algerien, welches in Frankreich sogar die verdienstvolle Anerkennung findet, hat nur gelegentlich, jedoch in höchst absprechender Weise über die Gräfin Hahn-Hahn den Stab gebrochen; Fallmerayer aber, der sich durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf der Annahme beharrt, im modernen Hellenenthume wäre das slavische Blut das überwiegende Element, einen Namen gemacht hat, unterwirft ihr Werk einer ausführlichen Besprechung, in welcher sich bitterer Ingrimm Luft macht. Dabei verweilt er mit solchem Behagen bei den Schwächen und Makeln des Werks, trägt mit solchem Fleiße die Einzelheiten, welche er sich zur Zielscheibe seines Spottes ausersuchen hat, zusammen, daß man eine gewisse Absichtlichkeit in der Art und Weise der Beurtheilung nicht verkennen kann. Ja, er begnügt sich sogar nicht mit der Analyse in der „Allgemeinen Zeitung“, die einige Sensation gemacht hat *), sondern kommt selbst in den „Gelehrten Anzeigen“ der münchener Akademie, also in einem Blatte, welches auf einen Kreis berechnet ist, mit dem die Gräfin Hahn-Hahn in keinerlei Verbindung steht, noch einmal darauf zurück. Was Fallmerayer, den wir seiner lebhaften, farbenreichen Schilderungen aus Trapezunt wegen schätzen, dazu vermocht hat, so lange bei einem Werke zu verweilen, welches er doch für äußerst unbedeutend und nichts sagend zu halten vorgibt, wissen wir nicht; denn aus persönlichen Rücksichten diese wiederholten Anfeindungen zu erklären, würde uns, wenn wir die achtungswerthe Stellung und den Charakter des Mannes erwägen, zu kleinlich scheinen.

Wenn man nun aber die ungünstigen Kritiken, auf die wir uns hier noch beziehen müssen, von ihren unpassenden Ausfällen und verben Späßen entkleiden, und auf den eigentlichen Sinn der langen Rede sehen will, so läuft das Ganze etwa auf den Vorwurf hinaus, man

*) Als Verfasser dieser Analyse in der „Allgemeinen Zeitung“ ist uns ein Anderer als Fallmerayer genannt worden. D. Red.

lerne nicht genug Neues aus dem Reisewerke der Hahn-Hahn. Als wenn es bei ihrer Darstellung auf Bereicherung der wissenschaftlichen Forschung überhaupt abgesehen sei! Man fodere doch nicht immer ein und dasselbe von Allen und messe vielmehr Jedem nach seinem Masse. Fallmerayer und Wagner haben freilich den Orient in ganz anderer Absicht und zu ganz verschiedenen Zwecken bereist. Der Eine vertiefte sich mehr in das Studium der Natur, in die Erforschung der Pflanzenwelt und der geologischen Bildungen, der Andere ging mehr den Spuren historischer Erinnerungen nach und befestigte sich der Erkenntnis politischer Verhältnisse. Aber neben ihren Pfaden findet ja wol die Hahn-Hahn immer noch ein bescheidenes Plätzchen. Sie will ja keinen Aufschluß über wichtige historisch-politische Probleme bieten, wie sie alle strengwissenschaftlichen Angaben, welcher Art sie auch immer seien, fast ganz vermeidet. Sie ist sogar noch bescheidener und gesteht offen, daß sie sich der ausführlichen Schilderungen der Natur oder des Volkslebens enthalten will, weil ihre Reise zu flüchtig ist und ihre ganze Art sich nicht zu dergleichen Darstellungen eignet. Sie will nur die Eindrücke schildern, welche die schon oft beschriebenen Gegenstände in ihrer Seele gemacht haben, oder sie will, wie sie ebenso bezeichnend als elegant sagt (I, 56) wissen, „wie der Orient sich im Auge einer Tochter des Occidents abspiegelt“. Freilich wird dabei die Wissenschaft leer ausgehen, aber die Verf. wird sich sicherlich trösten, wenn sie nur in den Kreisen, für welche ihr Werk vorzüglich berechnet ist, den gewünschten Anklang findet. Dann, könnte man freilich meinen, hätte sie sich aller historischen Angaben enthalten sollen, welche sie in ihrer Darstellung mit einfließen läßt. Ob sie überhaupt wohl daran gethan hat, aus allgemein zugänglichen Quellen Notizen verschiedener Art anzuziehen, welche zum Theil, wie Fallmerayer auf ebenso unermüdlische als ergößliche Weise dargezogen hat, nicht einmal ganz richtig sind, wollen wir dahingestellt sein lassen; wahrscheinlich aber hat sie diese flüchtigen historischen Skizzen, welche indeß nie über die Form bloßer Andeutungen hinausgehen, für eine angemessene Staffage gehalten. Vielleicht hat sie auch geglaubt, daß es dieser Ausführungen bedürfe, um dem Leser für die Eindrücke, welche sie von den verschiedenen Gegenständen erhalten hat, empfänglich zu machen. Ebenso verhält es sich mit den philosophirenden und religiösen Reflexionen, welche sie ohne allen Anspruch auf tiefere Auffassung „au courant de la plume“ mittheilt. Sie spricht sich in dieser Beziehung übrigens auch ausdrücklich aus, indem sie Bd. I, S. 147, wo sie sich über ihre individuellen Religionsansichten nicht ohne eine gewisse Breite ausgelassen hat, mit folgenden Worten entschuldigt: „Das ist langweilig, aber ihr müßt es wissen, um euch vorzustellen, mit welchen Augen ich Nazareth betrachte.“

Überhaupt war es so schwer gar nicht, den Maßstab zu diesem Werke in demselben selbst zu finden, auch wenn sich in ihren frühern Schriften dieser Art nicht Andeutungen genug vorfänden über die Art und Weise, wie

die Gräfin Hahn-Hahn die Schilderungen ihrer eifertigen Reisen aufgefaßt wissen will. Es schwebt uns bei dieser Veranlassung unter Andern eine Stelle aus ihrem „Jenseits der Berge“^{*)} (I, 16) vor, wo sie sich über ihre Reiselust und ihre Wanderungen selbst folgenvermaßen ausspricht:

Ich reise nicht um zu sehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewundert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntnisse und Wissenschaft zu erwerben; nicht um zu Hause mündlich und schriftlich allerliebste Märchen von meinen Reisen zu liefern; nicht um Menschen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen interessanten Medisancen einzusammeln: ich reise, um zu leben.

Sie reist also um zu leben oder, mit andern Worten, weil es ihr unabweisbares Bedürfnis ist. Daher sind die Bilder, welche sie von ihren Streifzügen zurückbringt, vielleicht flüchtig und mangelhaft, aber ganz ohne Interesse dürfen sie nicht genannt werden. Ja, es kann denselben sogar, abgesehen von der angenehmen Unterhaltung, welche sie gewähren, insofern selbst ein gewisser Nutzen nicht abgesprochen werden, als sie über manche Fragen — wie z. B. in Bezug auf die Türkei, wie wir weiter unten zeigen werden —, in den Kreisen, denen strengwissenschaftliche Werke in der Regel verschlossen, ganz vernünftige Ansichten verbreiten und zur Vermichtung mancher Vorurtheile mitarbeiten helfen. Und selbst wenn den „Orientalischen Briefen“ diese Vorzüge nicht zukämen, so erfreue man sich wenigstens an der leichten, gefälligen Darstellung, an den ansprechenden Gemälden, welche die Verf. mit leichtem Pinsel entwirft, an der Frische, welche im ganzen Buche weht, und bedenke, daß man den bunten Schmetterling nicht schelten soll, wenn er auch nicht, gleich der emsigen Biene, Wachs und Honig zusammenträgt.

Weit entfernt also, vorliegende Schrift den frühern Reisewerken der geschätzten Verf. nachzustellen, erkennen wir darin sogar insofern einen wesentlichen Fortschritt, daß sie sich hier weniger in der Durchführung stereotyper Gedanken gefällt, als sie es wol in einigen ihrer frühern Werke zu thun die leidige Gewohnheit hatte. So coquettirt sie z. B. hier weniger als in ihren „Eindrücken aus und an Frankreich“ mit überverstandenen aristokratischen Grundsätzen, und wenn sie auch hier und da ihrem Herzen in Bezug auf die Verhältnisse des Adels Luft macht (I, 19) und ihre Vorliebe für die Erblichkeit ausdrückt, „weil dieselbe eine gewisse Ruhe gibt“ (I, 318), so brängt sich doch dies nie vor und thut der vorurtheilsfreien Stimmung, in welcher sie die Nase zurückgelegt hat, durchaus keinen Eintrag. Wenn sie von sich selbst sagt: „Dafür bin ich nicht, obgleich ich gar viel Schö-

^{*)} Von diesem Werke, welches zu den besten gehört, was aus der Feder der Gräfin Hahn-Hahn geflossen ist, haben wir vor kurzem eine zweite, vermehrte Auflage (2 Bde., Leipzig 1866) erhalten. Wir können den mannichfaltigen Inhalt des Buches, der in eigentümliche Schilderungen und in liebliche Geden der Reiseerlebnisse zerfällt, als bekannt voraussetzen und fügen nur noch hinzu, daß die Verf. diese neue Auflage mit einem anmuthigen Gedichte „Eliav und Adnigin“, welches in Prosa gedichtet und bereits in dem Taschenbuche „Stalla“ vom J. 1866 erschienen ist, bereichert hat.

und und Merkwürdiges gesehen habe" (I, 14), so kann man ihr vollkommen beipflichten, und es zeugt wahrlich von keiner geringen Empfänglichkeit und Geistesfrische, wenn sie beim Beginn ihrer eigentlichen Wanderung, als sie von Wien ausbricht, von sich meint: „Frisch an Leib und Geist trete ich die Reise an, und traue mir Kraft genug zu, um mir für die Zukunft einen Schatz von Erinnerungen gegen einige Mühseligkeiten und Beschwerden der Gegenwart eintauschen zu können." (I, 61.)

Indem wir uns anschicken, an der Seite der Gräfin Hahn-Hahn die flüchtige Wanderung durch den Orient im Geiste mitzumachen, können wir füglich über die Schilderung ihrer Reise durch Schlessien, die eine Art von Vorspiel und Einleitung bildet, schneller hinweggehen. Nicht als ob es der Verf. nicht hier und da gelänge, schon oft beschriebenen Punkten noch neue Reize abzugewinnen; aber doch wollen wir lieber bei ihren Bildern aus dem Morgenlande verweilen als uns bei bekannten Gegenständen aufhalten. Sonst würden wir, um ein Beispiel ihrer Schilderungen zu geben, auf die pittoreske Ansicht von Landeck (I, 45) aufmerksam machen. Die vielbesprochenen Weberunruhen und andere industrielle Lieblingsthemata, werden, wenn man Das ausnimmt, was die Verf. über die schlesische Leinwand sagt (I, 40), nicht berührt. Überhaupt bewegt sich die Darstellung im Anfange mehr in den Kreisen des Naturgenusses und streift zuweilen wol auch auf das Gebiet der Kunstbetrachtungen hinüber, z. B. I, 7, wo die Rede auf den herrlichen Mülker'schen Stich der Sirtimischen Madonna kommt. Es sind dies Episoden, die wir nicht so ohne weiteres verwerfen möchten, und welche wie die Erklärung, weshalb man jetzt Landschaften vorzüglich gut male (I, 27), zum Theil im engen Zusammenhang mit den eigentlichen Reisebeobachtungen stehen. Einigermassen neu ist die Beschreibung der norwegischen Kapelle, welche der König von Preußen in Schlessien bei Brückenberg hat aufrichten lassen (I, 23, 24):

Sie besteht ganz und gar aus Holz, und da dies durch die Zeit grau und unansehnlich geworden ist; so hat man es sauber abgehobelt und die Kirche, die freilich noch nicht fertig ist, sieht nicht viel anders aus als eine hölzerne Scheuer. Vier Pfeiler, die im Innern das Gebälk der flachen Decke tragen, haben rohes Schnitzwerk am Knauf. Das Ganze kommt mir vor wie die Arbeit der Wilden, und ist dabei in so kleinem Maßstab, daß man ihn spielerisch nennen möchte. Doppelt erscheint er so durch den schweren Glockenthurm, den man in Quadern neben diesem hölzernen Hüttchen errichtet. Schade, daß man es nicht in einem katholischen Lande zu einer kleinen Kapelle gemacht hat, die auf einsamer Berges Spitze oder in einsamer Felschlucht ab und an den Wanderer zum Ausrufen von irdischen Sorgen lockt; dazu wäre es gerade recht gewesen, so klein, wild und verloren ist es.

Nach kurzem Aufenthalte in Wien nimmt die Reisende Abschied von der europäischen Gesellschaft und eilt im schnellen Fluge durch Ungarn dem Morgenlande zu. Sehr gefällig sind die Bilder, welche sie von der Donau entwirft, obgleich sie auch hier wieder ausführlicher Schilderungen sich enthält, für die sie, wie sie behauptet — „der Himmel behüte mich vor Beschreibungen!" (I, 355)

— einmal kein befriedigendes Talent hat. Nicht ohne Anmuth ist das Bild, welches sie von der Donau selbst entwirft (I, 80, 81):

Es ist eine recht merkwürdige Carrière, welche die Donau macht, als kleines Schwabenmädchen anzufangen und als eine majestätische Königin aufzuwachen, um deren Nachbarschaft die mächtigsten Herrscher sich streiten, sodas ihr Jeder wenigstens einen Arm geben oder den schleppenden Saum ihres Gewandes berühren will. Und trotz all der Courtoisie, mit der sie behandelt wird, kommt sie nie aus der Fassung, bleibt immer gelassen, und benimmt sich überall ohne Leidenschaft mit imponirender Ruhe, recht wie eine geborene Königin — es sollte. Ja, zum Herrschen ist sie geboren! in ihrer Jugend fand sie einen Liebsten, einen wunderschönen Jüngling, stolz und frisch und kräftig wie sie sind diese Söhne der Berge, mit so schäumenden grünen Wellen, daß sie den Emaragden gleichen, auf deren köstlichem Grün Goldfunken glitzern. Das tiroler Gebirg ist seine Wiege, und sie wiegt starke Herzen groß. Der Jann heißt dieser herrliche Jüngling. Draußen wirft er sich in ihre Arme und sie läßt es sich gefallen. Größer, mächtiger, rascher, warmblütiger als sie, verschwindet er dennoch in ihrer kühlen Umarmung, und nun, als sie weiß was sie vermag, wird sie erst recht dominant. Ist das nicht eine Art von Libussa? Später hat sie wol noch manche Diener, die ihre Macht vergrößern, aber einen so leidenschaftlichen Liebsten hat sie nicht mehr.

Überall wird man erkennen, wie offen ihr Auge für die Natur und für Alles, was ihr begegnet, ist, wenn man sich auch freilich hier und da an einer weiblichen Naivität, die ihr entschlüpft, des Gedankens nicht erwehren kann, daß sie zu eigentlichen, strengern Beobachtungen nicht allzu befähigt ist. So streift ihre Beobachtung über die schwimmenden Wassermühlen (I, 81) ans Komische. Mit glücklichem Takte enthält sie sich aber auch der Erörterung solcher Punkte, denen ihre Feder nicht recht gewachsen ist. So wird man Aufschluß über die Frage der Colonisation in Ungarn u. dergl. Punkte, welche in jüngsten Tagen in Bewegung gekommen sind, in den „Orientalischen Briefen" nicht finden. Die Verf. macht keinen Anspruch auf die Lösung so hochwichtiger Fragen. Dessenungeachtet weiß man aber nicht, ob nicht die Gegner der beabsichtigten Niederlassung deutscher Colonisten in Ungarn ihr Werk einst als Autorität citiren und ihr dadurch eine Ehre erzeugen werden, welche ihr wenigstens ebenso gut gebührt als dem nicht minder flüchtig reisenden Virch, der es sich auch wol nicht hat träumen lassen, daß man auf seine Aussprüche bei der Beleuchtung einer wichtigen publicistischen Angelegenheit Gewicht legen werde. Außerdem glaube man aber nicht, daß die Darstellungen der Hahn-Hahn aller praktischen Beziehungen ermangeln. (Vgl. z. B. I, 67, wo sie auf Anlegung von Chauffeen in Ungarn dringt.)

Die Rosbau und Balachei, soweit sie diese Länder auf ihrer flüchtigen Fahrt Gelegenheit hatte kennen zu lernen, behagen ihr nicht allzu sehr. Besonders gefallen ihr die dressirten und modernisirten Balachen nicht, und das Bild, welches sie von ihnen mit zwei Pinselstrichen zeichnet, ist auch nicht allzu schmeichelhaft: „Ein Mittel Ding von Türk und Rosak, französisch gefirnist: das scheint ein walachischer Gentleman zu sein." (I, 112.)

Nachdem sie den Boden der eigentlichen Türkei betreten hat, werden ihre Darstellungen ausführlicher und

erschöpfender. Sie spiegeln die Bilder ab, welche sich ihrem empfänglichen Sinne darboten. In diesem Lande, welches geraume Zeit bereits in den diplomatischen Verhältnissen Europas eine so bedeutende Rolle spielt und lange schon die Quelle der verwickeltesten politischen Beziehungen abgibt, kann sie sich sogar nicht enthalten, einige Streifzüge auf das Gebiet der Politik zu machen, das im Allgemeinen für weibliche Federn geringen Reiz bietet. Was sie in dieser Beziehung über die Türkei, über die Stellung derselben den europäischen Staaten gegenüber und in Betreff der zerrütteten Verhältnisse dieses jämmerlichen Reichs sagt, verdient unsere vollkommene Beistimmung. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht dies hervorzuheben und die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinzuwirken, als gerade Wagner mit einem gewichtigen Nachwort der Verf. alle Befähigung, bei der Erörterung dieser ebenso schwierigen als einflussreichen Verhältnisse mitzureden, abgesprochen hat. Wenn wir nun aber nicht fürchten müßten, den Vorwurf zu großer Umständlichkeit auf uns zu ziehen, so würden wir uns anheischig machen, nachzuweisen, daß alles Das, was Wagner in einem trefflichen Aufsatze über die türkischen Zustände sagt, sich auch in vorliegenden Werken, dessen Erscheinen mit dem jener interessanten Mittheilungen des bekannten Reisenden vom Schwarzen Meere zusammenfällt, ausgesprochen findet. Es bieten sich in beiden Darstellungen sogar die auffallendsten Übereinstimmungen in den Ansichten über diese so oft geflüstert im verzerrten Lichte dargestellten Verhältnisse. Wir wollen, indem wir dies behaupten, keineswegs das Verdienst Wagner's schmälern, aber hätte, wenn diese Übereinstimmung in den Ansichten feststeht — und es würde uns ein Leichtes sein, dies nachzuweisen —, es sich nicht mehr gekümmert, von den Leistungen der Hahn-Hahn etwas weniger geringschätzend zu sprechen? Um wenigstens einigermaßen unsere Behauptung zu beweisen und um zugleich einige Proben von Dem zu liefern, was sie über die Türkei sagt, machen wir zunächst auf ihre Äußerungen über die Umgestaltung und Wiedergeburt dieses Landes aufmerksam (I, 88):

Aus diesem Opiumrausch fuhr er („der Türk“) auf in unsern Zeiten, beschämt über sich selbst, geblendet von allem Fortschritt europäischer Cultur. Er wollte auch eintreten in die Reihen der Bewegung, er versucht es jetzt. Wer kann wissen, ob und wie es ihm gelinge? Ich glaube es nicht. Aus dem Kern entsteht die Frucht, nicht aus der Schale. Aus dem innerlichen Leben eines Volks, aus seinen sittlichen, religiösen und politischen Bedürfnissen gehen seine Umbildungen hervor. Aber was für ein Bedürfnis eines muslimännischen Volks kann der Keuerung zum Grunde liegen, daß man seinem Heere die bequeme morgenländische Tracht aus- und die unbequeme europäische Uniform anzieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schnelligkeit der englischen Presse.

Ein merkwürdiges Beispiel von der Schnelligkeit des Buchdrucks in unserer Zeit ist folgendes. Die Lords der Admiralität in England verordneten, daß der Schiffsfahrts-Almanach für

1845 noch einmal aufgelegt werden sollte, da die erste Auflage von 8500 Exemplaren vergriffen war, sodaß, wie es manchmal schon stattgefunden, Diejenigen, welche sich denselben verschaffen mußten und ihn nicht bei Zeiten bestellt hatten, den zehn- und zwölffachen Preis dafür zu zahlen genöthigt waren. Am 4. Februar erschien der Erlass und am 24. Febr., also nach nur 17 dazwischenliegenden Werktagen, wurden vollständige Exemplare zum Buchbinder geschickt. Dieser Almanach enthält 616 große Octavseiten, wovon 572 mit Zahlentabellen gefüllt und das Übrige mit ganz kleiner Schrift gedruckt ist. Die Buchdrucker Clowes waren, der Zeitersparniß wegen, von den Behörden mit der vollständigen Revision betraut worden und nicht ein Bogen kam ins Schiffahrtsamt, um mit der alten Auflage verglichen zu werden, als bis der Druck des ganzen Werks beendet war. Die letzte Revision im Schiffahrtsamt wies noch 33 Fehler, also auf je 19 Blattseiten einen, nach, und davon war der größere Theil noch sehr unerheblich; 2 derselben bestanden in krummen Zeilen, 9 im Herausfallen einzelner Buchstaben oder Zeichen in der Presse, was selbst bei den sorgsamst gedruckten Werken vorkommt; 1 Fehler in dem Segen eines Worts in Capitalschrift statt in Antiqua. Wahrlich ein schlagendes Beispiel der Macht der Buchdruckerei.

Die Literatur in Rußland.

Ein Berichterstatter des „Athenaeum“ aus Petersburg meldete vor einigen Wochen, daß in Folge der vielen Verluste an Menschen und Geld, welche die Scheressenkriege veranlaßt, der Jar unpopulär zu werden anfangen. „Auch wachen die Behörden“, fährt er fort, „mit größtem Argwohn darüber, daß keine irgend ungünstige Nachricht von dort im Volke verlautet, sodaß selbst die sehr lahmen (lame, soll vielleicht heißen taube) und scharf censurten preussischen Zeitungen im Allgemeinen in diesem Lande verboten sind; in Folge dessen werden Bücher, wie die „Revelations of Russia“ nur gegen Geld aufgewogen und ich weiß ein Beispiel, wo mehr als 500 Rubel, gegen 22 Pf. St. für das bloße Leihen eines Exemplars gezahlt worden sind.“ Man wird natürlich annehmen, daß unter einem solchen System das Schriftwesen nicht eben in Blüte steht; es gibt jedoch einige verdienstvolle Veröffentlichungen, worunter die „Bander-Bibliothek“ (Bybliotheka dla Chastenije), eine in monatlichen Heften erscheinende Zeitschrift, einen ausgezeichneten Platz einnimmt; die Engländer können sich jedoch rühmen, daß die russische Literatur in London durch die Bemühungen der Vorstände des Britischen Museum beinahe ebenso zugänglich gemacht worden ist, wie in Rußland selbst, wo kaum einige öffentliche Büchersammlungen vorhanden und die meisten der vorhandenen dem Volk verschlossen sind. 12.

Literarische Anzeige.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian und Friedrich Noback.

In Heften zu dem Preise von 15 Ngr.

Von diesem trefflichen Werke ist soeben das **bedeute Heft** (Nymwegen—Petersburg) ausgegeben worden; der **Schluss** wird nach der Versicherung der Herren Herausgeber, die auf dem Umschlage dieses Heftes abgedruckt ist, hessentlich in kurzer Frist erscheinen können.

Leipzig, im Mai 1845.

J. A. Brodhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brodhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 153.

2. Juni 1845.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Nicht minder treffend ist, was an einer andern Stelle (I, 324, 325) über die türkische Herrschaft im Allgemeinen gesagt wird:

In dieser türkischen Herrschaft ist mehr ein zerstörendes als ein erhaltendes Princip, sodaß sie zwar für den Augenblick etwas hinstellen, doch ihm keine Dauer geben kann. Ihr Scepter ist wie der Stab einer bösen Fee: auch ohne böse Absicht thut er Schaden wohin er fällt. Die von ihm beherrschten Länder sind wie ausgefogen, wie vertrocknet im Quell des Lebens. An Menschen, an Erzeugnissen des Bodens, an Reichthum produciren sie nicht den zehnten Theil von Dem, was sie in andern Tagen hervorbrachten. Luft und Erdbreich deterioriren sich, denn in ihnen sind böse Elemente, die sich augenblicklich breit machen, wenn der Mensch mit seinem Leben, seiner Sorgfalt, seiner aufmerksamen Pflege ihnen nicht entgegen wirkt. Kein überwältigender Feind, kein vernichtender Eroberer hat unter der türkischen Herrschaft seine Zelte hier aufgeschlagen, und doch sind diese Länder verwüster wie von mörderischen Feinden. . . . Wenn nicht eine so stumpfe Despotie der Genius der hohen Pforte wäre, so müßte doch wohl irgend Einer auf den Gedanken gerathen, daß es hier noch andere Dinge zu versuchen und einzuführen gibt als die europäische Uniform der Soldaten und ihr europäisches Exerciren und Manoeuvriren, welches Alles nicht im mindesten dazu mit beiträgt, um sie kriegerisch und tapfer zu machen. Wo Landbau und Handel nicht getrieben, beschützt und gehoben werden, da fehlt einem Staat die rechte wie die linke Hand, sowol die welche einnimmt, als die welche ausgibt; denn alle andern Quellen und Hülfsmittel erschöpfen sich mit der Zeit.

Alle diese Punkte enthalten allerdings nichts Neues, aber im Grunde sagen sie ganz Dasselbe, was auch Wagner, nur mit größerer Bestimmtheit und tieferem Eingehen in die Einzelheiten, über jene Verhältnisse beibringt. Wenn man aber besonnen geachtet in gewissen Kreisen absichtlich die Augen über die trostlose Lage der Türkei verschließt, so macht es der Verf. nicht wenig Ehre, daß sie mit Unbefangenheit ihre Meinung ausspricht und sich um das Nasenrumpfen mancher hochgestellter Person nicht kümmert. Was sie über die Administration sagt, findet in den Mittheilungen des geistreichen Reisenden vom Schwarzen Meere volle Bestätigung, die sich sogar bis auf die einzelnen Züge erstreckt. Man vergleiche nur Das, was Wagner von den beunruhigenden Aushebungen der Truppen sagt, mit der

Schilderung eines solchen Aufstandes (II, 340), wo die Verf. ihr Gesamturtheil über die türkische Verwaltung folgendermaßen zusammenfaßt:

Erscheinen die Beamten, um den Tribut einzufordern — Aufstand! und die Soldaten, um Rekruten auszuheben, oder besser gesagt einzufangen — Aufstand! Die türkische Staatsverwaltung beschränkt sich auf diese beiden Momente, und da das Volk weiter nichts von ihr hat, nicht Unterstützung, Hülfe, Vortheil, und sie also nur durch zwei ihm sehr lästige Verfahren kennen lernt: so widersteht es sich gern.

Interessant ist die Legende von der Wiedereroberung Konstantinopels durch christliche Waffen, welche (I, 218) erzählt wird:

In dem Augenblicke, als Konstantinopel von den Türken eingenommen wurde, las ein frommer Priester Messe in der Aga Sofia. Die Schreckensbotschaft drang in die Kirche gerade als die Verwandlung der Hostie vor sich ging. Da betete der Priester mit heißer Inbrunst, Gott möge den heiligen Leib Christi vor Entweihungen schützen; und siehe! eine Wand umschloß plötzlich den Priester mit der Hostie, und Beide wurden unverfehrt wieder hervortreten an dem Tage, wo Konstantinopel von den Christen eingenommen wird.

Wann endlich dieser gläubige Priester den Augen der Gläubigen wieder erscheinen wird, wie lange sich das vermorschte Gebäude der Türkei, das schon längst zusammengebrochen wäre, wenn es nicht von eifersüchtigen Großmächten mit schlauer Berechnung zusammengehalten würde, endlich in Trümmer sinken wird, läßt sich nicht sagen; man kann sich aber, wenn man die fruchtlosen und unersprießlichen Bemühungen der europäischen Staatsmänner, dem „galvanisirten Leichname“, wie man die Türkei genannt hat, wieder frisches, jugendliches Blut einzubauen, mit unbefangenen Auge betrachtet, nicht enthalten, in den Spott mit einzustimmen, der sich in folgendem Luft macht (I, 90):

Und nun ist es (Belgrad) türkisch und bleibt auch wol türkisch. Die hohen Potentaten gönnen es ja lieber dem Türken als einer dem andern. Das nennen sie Politik und europäisches Gleichgewicht.

Wir haben uns, um die gekränkte Ehre der Verf. zu retten und um ihre Stimmfähigkeit bei der Besprechung wichtiger politischer Angelegenheiten einigermaßen darzuthun, etwas weit fortreißen lassen, sodaß wir Verzicht darauf leisten müssen, bei der eigentlichen Schilderung Konstantinopels und der Beschreibung des dortigen Lebens lange zu verweilen. Nur auf die gelungene

Stimme vom goldenen Horn und vom Totaleindruck, den Konstantinopel beim ersten Anblick macht, wollen wir im Vorbeigehen noch aufmerksam machen (I, 128). Über die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse erfahren wir im Ganzen nicht sonderlich viel Neues. Dazu hat die Verf. zu kurze Zeit in der Hauptstadt des türkischen Reichs verweilt, und die Provinz hat sie fast gar nicht kennen gelernt. Diese Lücke wird aber auch durch das neulich in d. Bl. besprochene Werk von White, dem, was Mannichfaltigkeit und sorgfames Ausmalen der Einzelheiten betrifft, kein derartiges Werk an die Seite gestellt werden kann, vollkommen ausgefüllt. Nur wo die Hahn-Hahn von den türkischen Frauen redet (I, 160), da thut sich die eigenthümliche Geschicklichkeit der weiblichen Feder kund.

Wenn man die Summe Dessen, was wir hier als Proben der Art und Weise, wie von ihr die zerrütteten türkischen Verhältnisse aufgefaßt werden, überblickt, so wird man einer Frau, die sich ein so reifes Urtheil, wie es scheint ziemlich selbständig, gebildet hat, eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Deshalb wird man ihr auch kleine Ausbrüche weiblicher Eitelkeit, welche sich ohnehin nur sehr selten, z. B. I, 301, wo sie sich freut, daß vor ihr noch keine Frau einen Reiseferman erhalten hat, gern nachsehen. Dahin rechnen wir auch das öfters (II, 140, 159) ausgesprochene Mißvergnügen darüber, daß ihr nichts Ungewöhnliches begegnen will, was ihrer Reise allerdings einen viel fashionablen Anstrich verleihen würde.

Von den Mittheilungen, welche sie über ihre Reise der kleinasiatischen Küste entlang macht, hat uns besonders Folgendes gefallen (I, 307 — 309):

Von Patmos herüber schrieb der Lieblingsjünger Christi, Johannes, an die sieben christlichen Gemeinden Kleinasiens die sieben Sendschreiben, welche die Apokalypse einteilen. Da hat Smyrna eine schöne Ermunterung: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Es ist wol ein blühendes und reiches Leben, das sich um Smyrna gelagert hat und ihm größern Glanz und Spielraum gönnt als diese halb vernichteten Gegenden kennen; doch „die Krone des Lebens“ ist eine Verheißung, die hier unter der Herrschaft des Islams noch nicht die Zeit der Erfüllung gefunden hat. So anscheinlich und in blühendem Zustand wie Smyrna soll keine jener sechs andern Gemeinden sein, von denen einige als kleine Ortschaften, andere gar nicht mehr existiren, z. B. von Ephesus nur noch geringe Trümmer, und doch besaß es eins der Wunderwerke der alten Welt, den Tempel der Diana. Das ist nun Staub und Asche! Der Tempel ist verschwunden und die Gemeinde ist zerfallen, der Johannes schrieb: „Ich habe wider dich, daß du verlässest deine erste Liebe.“ Turkmenen haben da gehauet und Osmanen und die Mongolen unter Timur haben mehr als 30 Jahre ihre Belte an dieser Stätte aufgeschlagen; dann fiel sie unter das türkische Joch, und nun ist sie ein ungesunder Morast, wo in dieser Zeit böse Fieber heimisch sind. Und das ist das klägliche Ende des alten und weltberühmten prangenden Ephesus!

Im Allgemeinen begnügt sich die Verf. hier nur mit flüchtigen Pinselstrichen; aber gerade hierin zeigt sie die große Gewandtheit ihrer Hand. Wie lieblich ist nicht das Bild, welches sie mit folgenden wenigen Worten vor uns hervorzujaubern weiß: „Nur die Namen zu nennen Chios, Patmos, Samos, Rhodos — klingt das nicht wie ein lieblicher Accord? macht dir das nicht

einen holdseligen Eindruck, als ob du einen Strauß von verschiedenfarbigen, duftenden Rosen in die Hand nimmst?“ (I, 321.) Ansprechend ist auch die Schilderung von Rhodos (I, 343). Für solche Bilder, die uns von geschickter, aber anspruchsloser Hand gezeichnet werden, hätten wir gern auf den Schluß des ersten Bandes verzichtet, der einen ziemlich dürftigen Abriss der Khalifengeschichte, ein trockenes Gerippe verwickelter Verhältnisse, enthält.

Der uns nicht allzu reichlich zugemessene Raum gestattet uns nicht, die muthige Reisende auf ihrer Wanderung von Beirut über den Libanon nach Halbet und über den Antilibanon nach Damaskus zu begleiten; auch der Bezugnahme auf ihre Schilderungen vom Karmel und dem dortigen Kloster müssen wir uns enthalten, und wir können dies um so eher, als gerade der betreffende Brief (XXVI) von einer weitverbreiteten Zeitung bei Veranlassung der Sammlung zu Gunsten jener geistlichen Stiftung mitgetheilt worden ist. Auch in Beziehung auf Nazareth und Jerusalem können wir uns fassen, denn was die Verf. über diese denkwürdigen Orte sagt, stimmt so ziemlich mit Dem überein, was wir von andern Reisenden von ihnen erfahren haben. Zudem läßt ihre Schilderung von Jerusalem und dem heiligen Grabe ziemlich kalt, wenn man die glänzende, begeisterte Beschreibung Chateaubriand's gelesen hat, dessen bekanntes, prachtvoll geschriebenes „Itinéraire“ sie, wie sie selbst gesteht (II, 316), nicht aus eigener Lecture kennt. Nur zuweilen bemächtigt sich ihrer die Begeisterung, mit der fast Alle, denen es vergönnt war, am Grabe des Heilandes zu knien, von jenen unvergesslichen Stätten reden (II, 206):

Die heilige Stadt! heilig seit Jahrtausenden den verschiedensten Religionen und ihren Bekennern. Den Israeliten ist sie es als Stadt des alten Bundes, des Tempels Jehovas, als ihr verlorenes, ewig beklagtes und geliebtes, dereinst wieder zu erwerbendes irdisches Eigenthum, wo im Thal Josaphat die Auferstehung der Todten stattfinden soll. Den Mohammedanern ist sie es in einem solchen Grabe, daß sie keinen andern Namen als el Kuds, die Heilige, für sie haben, denn hier auf Morija, wo einst Salomo's Tempel stand und jetzt die Sakharah-Moschee steht, fuhr Mohammed gen Himmel, hier wird er einst die Todten richten, und die gesüchtete Brücke el Sirat, der Prüfungsweg der Reinen und Unreinen, wird nicht breiter als ein Haar vom Morija zum Ölberg über die Schlucht des Kidron gespannt sein. Sie ist es den Christen —

Wir können uns endlich nicht enthalten, hier auch noch das kurze, vergleichende Bild von Jerusalem und Rom anzuführen, welches sich II, 314 findet:

Beide tragen so weite Trauermäntel über ihren schleppenden Purgurgewändern, daß neben ihnen jede Trauer oberflächlich und jede Größe gering erscheint. Aber Rom ist eine Ruine; malerisch, sanft melancholisch, schön, wie diese zu sein pflegen; Jerusalem ist eine Versteinerung, ist ein petrificirter Schutthaufen ober, wenn das anmuthiger klingt, eine zertrümmerte Ruine.

Neben Dem, was die Verf. von Jerusalem Schönes und Gutes sagt, bleiben auch die Schattenseiten nicht unberücksichtigt. Besonders trifft die verwahrloste Administration der Stadt (II, 247) die ganze Wucht ihres

Leben. Nichtsbesonders günstig ist auch das Licht, welches sie über die Stellung und Wirksamkeit des vielbesprochenen englischen Bischofs verbreitet (II, 255).

Lebenswerth ist es, daß die Reisende in ihren Briefen des leidigen Generalisirens sich enthält und lieber die einzelnen Erlebnisse und die mannichfaltigen Eindrücke ihrer Wanderung im bunten Wechsel an uns vorüberführt. Indessen gelingt es ihr doch auch, die Physiognomie eines ganzen Landes mit einem Wurf zu zeichnen; so z. B. II, 157, wo es heißt:

Im engsten Zusammenhange mit dem starren jähen Charakter des jüdischen Volks finde ich die Natur seines Landes; und in diesen zerklüfteten Föhlen, auf diesen nackten Bergen, wo das Auge sich melancholisch von der steinernen Erde zu dem fast immer wolkenlosen Himmel emporhebt, meine ich die schwermüthige, majestätische Wildheit seiner Propheten zu begreifen, die im tiefen Trauermantel, mit dem Flammenzeichen der Begeisterung über der Stirn zwischen dem Volk wandeln, welches die Verheißung Jehovas's nie vergißt, immer in Anspruch nimmt und doch nicht begreift.

Weniger passend finden wir es, wenn wir II, 108 vom Orient und S. 271 vom Beduinien insbesondere lesen, daß sie den Begriff des Individuums scharfer verträten als das Abendland. So heißt es auch leeres Stroh dreschen, wenn sie II, 127 an heiliger Stätte ihren Klagen über die Dürftigkeit und Nüchternheit des Protestantismus Luft macht. Weil der Protestantismus es verschmäht, durch Pracht und durch die Entfaltung glänzender Mittel auf die Sinne einzuwirken, darum ist sein Cultus noch nicht dürftig zu nennen, und wer nur ein gläubiges, nach himmlischer Erquickung verlangendes Herz mitbringt, der wird weder unsere Kirchen noch unsern ganzen Gottesdienst nüchtern finden. Die Leere und Nüchternheit, über die so viele Verächter desselben Klagen, tragen sie meistens in ihrer eigenen Brust. Wahrlich das religiöse Gefühl Dessen, der am Grabe des Herrn viel nach den Wirkungen des äußern Gepräges fragt, kann unmöglich warm und innig sein.

Vielleicht hat sich die Verf. hier durch Nachbeten einer oft gebrauchten Phrase zu einer Platitude verleiten lassen, welche wir ihr um so weniger hoch anrechnen wollen, da sie im Allgemeinen der Vorwurf nicht trifft, daß sie auf der von Andern breitgetretenen Straße geistlos fortwandle. Im Gegentheil legt sie sogar nicht selten gegen allgemein angenommene Ansichten und Urtheile, welche sich durch häufiges Nachsprechen eine gewisse Geltung verschafft haben, Protest ein. So will sie das übertriebene Lob, welches von den Reisenden gewöhnlichen Schlags der Lage von Jebdani am Libanon gespendet zu werden pflegt, nicht unterschreiben. So weicht sie auch in Betreff des Eindrucks, welchen die Wüste machen soll, beträchtlich von der Modeansicht ab, welche die Totalwirkung derselben sehr hoch in Anschlag bringt. Sie meint (II, 344), der größte Theil der Reisenden denke freudetrunken daran, sich auf dem Rücken eines Kamels in Gegenden, die nicht allzu häufig besucht sind, zu befinden, und dieses Gefühl verleihe dann der ganzen Gegend einen gewissen Reiz, der ihr ohne diese vielleicht

unbewusste Berechnung nicht gelährt. Diese ganz phlogologische Erklärung könnte gewiß auch den Wagner abgeben für manchen ähnlichen herkömmlichen Touristen-Enthusiasmus. Ueberhaupt ist es anerkennungswerth, daß sie sich von dem wohlfeilen, phrasenhaften Jubel über Wüste, was sie mit Augen sieht, hütet, der so manches Reisevergnügen geradezu ungenießbar macht. Sie äußert sich hierüber selbst (II, 74) dahin, daß sie sich nun einmal nicht in einem fetten Begeisterungsrausch befinde.

(Der Bescheid folgt.)

J. C. Wiernagk's gesammelte Schriften. Erste vollständige Gesamtausgabe in acht Bänden. Altona, Hammerich. 1844. Gr. 18. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman ist in neuerer Zeit das Gewand, das alle Theorien umnehmen, die sich eine praktische Geltung verschaffen wollen. Die jungdeutschen Ansichten wurden auf diese Weise verbreitet; die Sue'schen Productionen predigen die neueste socialistische Weisheit. Würden Wieland's „Rufarian“ und Lessing's „Rathan“ heute geschrieben, sie würden auch als Romane eingekleidet sein. Ist es zu verwundern, daß auch die entgegengesetzte Tendenz zu diesem Mittel greift? Die religiösen Erzählungen Wiernagk's haben vielen Beifall gefunden. Es handelt sich in ihnen darum, nicht bloß „den Kindern der Welt und den Frommen“ zu gefallen, sondern die erstern in letztere umzuwandeln. Zu diesem Behuf muß zuerst mit ihnen in ihrer Sprache gesprochen werden. Das ästhetische Element ist in diesen Erzählungen nur der Honigrand des Gefäßes, in welchem dem Kinde der bittere Trank beigebracht werden soll. Der Verf. macht daraus kein Geheimniß. Er sagt in der Vorrede zu dem zuerst erschienenen Stücke, der „Liebe aus der Kindheit“: „Man fodere nicht ästhetische Einheit von einer Schrift, die in theologische Untersuchungen solche Leser hineinführen will, die sich davon entzogen haben, einer strengwissenschaftlichen Durchführung ihre Aufmerksamkeit zu leihen, und denen darum eine anlockende Einfassung und freundliche Abwechslung geboten werden muß.“ Danach zu urtheilen, würden wir nach dieser Seite hin nicht viel zu erwarten haben. Auch ist das Interesse, welches hier in dieser Beziehung erweckt wird, ganz stoffartiger Natur. Namentlich in der am meisten bekannt gewordenen dieser Erzählungen, der „Hälig“, ist die Schilderung der eigenthümlichen Localität, die der Verf. nach eigener, jahrelanger Beschauung beschreibt, und der bekannten für die Gegenden der Eider- und Elbmündung bis Hamburg hinauf so verderblichen Sturmnacht vom 3—4. Februar 1825 freilich anziehend genug, ohne daß wir darum das Werkchen mit dem Herausgeber als unsern billigen bezeichnen möchten. Indessen verhält es sich mit dem ästhetischen Element in dieser Sammlung doch noch etwas anders. Wenn wir Dies und Jenes in der Lebensbeschreibung, die dieser Ausgabe vorgefickt ist, in Betrachtung ziehen, so will es uns bedünken, als hätte die Anlegung dieses belletristischen „Modellbuchs“ dem Verf. vielleicht nicht ganz so viel Überwindung gekostet, als man aus der obigen Stelle schließen könnte. Wir lesen, daß derselbe sich erst spät entschieden der Theologie gewidmet und bis dahin mancherlei, namentlich poetische Studien gemacht habe. So wäre es also eine ursprüngliche Neigung und Anlage, welcher er hier zur Beförderung eines guten Zweckes freien Lauf zu lassen sich berechtigt gefühlt hätte. Dies zur Erklärung des Umstandes, daß das ästhetische Element wirklich im Stande gewesen, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Die einzelnen Romane hier durchzugehen, könnte zu nichts führen; es müßte sich meistens um die religiöse Richtung, welche sich in denselben ausspricht, handeln, und dabei würde doch, da Dem, was auf wissenschaftliche Form keinen Anspruch

macht, auch nicht auf wissenschaftliche Weise begegnet werden kann, nicht viel herauskommen. Auch bekennen wir gern, daß die religiöse Gesinnung des Verf. der Art ist, daß wir, wenigstens nach der Seite des Gemüths hin, ihrer Ausbreitung ungern in den Weg treten würden. Wir empfehlen die Sammlung auch ferner allen Denen, die eine erbauliche Lectüre lieben, vornehmlich aber den Frauen, denn auf Männer könnten manche in ihr ausgesprochene Ansichten, z. B. über die Werthlosigkeit menschlicher Wissenschaft und besonders der Philosophie, eine etwas zu erschöpfende Wirkung ausüben. Ubrigens enthält diese Sammlung außer den schon bekannten Erzählungen Biernagki's noch eine bisher ungedruckte, „Das Tagebuch des letzten Matrosen“, welche freilich, insofern in ihr, um den Triumph der Religion über die sinnliche Liebe zu zeigen, von der letztern „glühende Schilderungen“, wie der Herausgeber Bd. I, Vorrede S. IX, sich ausdrückt, gegeben werden, nicht so durchaus für Frauen oder wenigstens für Mädchen bestimmt gewesen zu sein scheint, und lyrische Gedichte, die denen, welche in den Novellen hier und da vorkommen, ähnlich sind, sowie, was schon erwähnt worden, eine Biographie des Verstorbenen von seinem Halbbruder K. E. Biernagki. 42.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neuestes Drama von Ponsard.

Ponsard, der jugendliche Dichter, welcher durch einen glücklichen Griff außerordentlich schnell sich einen schönen Dichterruf gegründet hat, hält sich fern von den literarischen Coterien, welche in der Hauptstadt sich um den Thron der Mode streiten. Wie es scheint, hat er bei dem ungemeinen Aufsehen, welches seine „Lucrèce“ erregte, bei allem Lobe, mit dem er überschüttet wurde, und bei dem Jubel, der von allen Seiten ihm entgegenkallte, sich nicht vom Laumel hinreißen lassen. Nachdem er die wohlverdienten Lorbern geerntet hatte, zog er sich wieder ins stille Leben der Provinz zurück, um sich an dem frischen Quell der Poesie, welcher im geräuschvollen Treiben der Hauptstadt nur zu leicht versiegt, wieder zu kräftigen und zu laben. Er that recht daran, daß er nicht gleich den dringenden Aufforderungen, mehr zu schaffen, mit denen man ihn bestürmte, Folge geleistet hat, sondern es vielmehr verzog, seine neuen Productionen langsam reifen zu lassen. Was konnte es ihm, der im schnellen Laufe den Gipfel des Parnasses erstürmt hatte, verschlagen, wenn ihn einige jener fingerfertigen Federhelden, die jeden Tag Meisterwerke aus ihrem Armel schütteln zu können wähnen, einen unproductiven, langsamen Kopf nannten? Wird nicht der Ruch dieser Schmierer und Sudler längst der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn Ponsard's Name noch mit Achtung genannt wird? Nun ist aber der begabte Dichter endlich doch in Paris wieder erschienen, um den Vorwurf der Unproductivität und Sterilität durch die That zu widerlegen. Mit sich bringt er ein neues Drama, an dem er zwei volle Jahre gearbeitet hat und das er erst noch einer strengen Durchsicht und Feile unterwirft, bevor er es auf der Bühne zur Aufführung bringt. Es ist betitelt „Agnes de Meranie“ und spielt in der Regierungsgeschichte des Königs Philipp II. August. Dieser König hatte seine Gemahlin Isenburg von Dänemark verstoßen, um sich mit Maria Agnes, der Tochter des Herzogs Berthold von Meran und Dalmatien, zu der er eine heftige Leidenschaft gefaßt hatte, zu vermählen. Der Bruder der Verstorbenen, Kanut, König von Dänemark, beschwerte sich beim Papste Celestin III. zu wiederholten Malen, bis derselbe endlich im J. 1188 zwei Abgesandte nach Frankreich schickte, welche beauftragt waren, von dem ganzen Verhältniß genaue Kenntniß zu nehmen. Die Legaten versammelten ein großes Concil zu Paris, welches aus Bischöfen und Äbten des Reichs zusammengesetzt war; aber diese Versammlung, welche theils durch Drohungen eingeschü-

bert, theils auch bestochen war, wagte keinen Entschluß zu fassen. Sogar die Legaten traf der Argwohn, daß sie die Sache der Agnes begünstigten. Der Papst, welcher von Dänemark aus immer mehr bedrängt wurde, sah sich deshalb endlich veranlaßt, den Peter von Capua mit der Mission, die ganze Angelegenheit einer strengen Prüfung zu unterwerfen, zu beauftragen. Nachdem derselbe zu Dijon im December 1189, ohne auf die Vorstellungen des Königs zu achten, die Prälaten versammelt hatte, sprach er in Gegenwart und mit Genehmigung sämmtlicher Bischöfe das Interdict über Frankreich aus. Philipp's Wuth kannte keine Grenzen; sie ergoß sich über alle Unterthanen seines Reiches; vorzüglich waren die Geistlichen, von denen er glaubte, daß sie mit dem päpstlichen Legaten untergepflegt hätten, seinem Bothe preisgegeben. Er vertrieb die Bischöfe von ihren Sigen, beunruhigte die Äbte und Prediger und bemächtigte sich aller ihrer Güter. Aber auch die Laien waren vor seiner Rache nicht sicher. Er bedrückte das Volk mit neuen lästigen Abgaben und nahm von den Einkünften der Adligen den dritten Theil in Anspruch. Dadurch stieg die Erbitterung, welche er durch die unwürdige Behandlung seiner rechtmäßigen Gemahlin erregt hatte. Sieben Monate dauerte das Interdict mit ganzer Strenge und schon mußte Philipp fürchten, daß die allgemeine Erbitterung seiner Macht nachtheilig werden könnte, als er endlich beim Papste um friedliche Ausgleichung nachsuchte. Der König erklärte sich bereit, Isenburg wieder zu sich zu nehmen und sie als seine Gemahlin zu behalten, bis die eigentliche Scheidung in gebührender Form und mit Zuziehung der Legaten und Prälaten ausgesprochen sei. Der Papst ging auf diesen Vorschlag ein und es wurde deshalb eine Versammlung anberaumt, auf welcher Isenburg durch tüchtige, gewandte Männer vertreten war. Als der König sah, daß die ganze Angelegenheit eine für ihn ungünstige Wendung nahm, machte er sich eines Morgens auf, entführte seine frühere Gemahlin und erklärte, daß er dieselbe aufs neue als solche anerkenne. Noch vor Ende des Jahres 1200 starb auch die unglückliche Agnes, welche dem Könige mit treuester Liebe angehängen hatte. Sie hatte ihm zwei Kinder geschenkt, welche für Bastarde gelten mußten, wenn der Papst Innocenz III. sie nicht für legitim erklärt hätte. Die treue Liebe der Agnes, deren Herz vor Kummer brach über die Hindernisse, welche sich ihrer fortdauernden Vereinigung mit dem Könige in den Weg stellten, bildet den Kern und Mittelpunkt der Dichtung, mit der Ponsard sein zweites öffentliches Auftreten bezeichnen wird. Diejenigen, welche Einsicht von einzelnen Partien dieses Dramas haben nehmen können, behaupten, daß dasselbe, was Anlage, Inhalt und vorzüglich Sprache betreffe, der „Lucrèce“ durchaus nicht nachstehe. 17.

Memoiren zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

Zu Paris sind vor kurzem in vier Bänden erschienen: „Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France; et de ses deux fils les marquis de Montpouillan et de Castelnau.“ Diese Memoiren sind für die französische Geschichte, namentlich des 16. Jahrhunderts, um so wichtiger, da sie von historischen Documenten und früher nicht herausgegebenen Correspondenzen Heinrich's III., Heinrich's IV., Katharina's von Bourbon, Ludwig's XIII., der Maria von Medici, Condé's, Gully's, Billeroy's, Pontchartrain's, Bouillon's, Biron's, Montespan's, Du Pleissis, Mornay's, Schomberg's, Chatillon's, D'Effiat's, Fouquieres', Belhelieu's, Servien's und anderer berühmten Personen von der Saint-Barthélemy bis zur Fronde begleitet sind. Sie sind von einem Marquis de la Grange geordnet, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben worden. Freunde der Geschichte werden manche neue Aufschlüsse über jene abentheuerliche Periode darin finden. Den reichen Inhalt derselben können wir in einer kurzen Notiz nicht einmal andeuten. 31.

Dienstag,

Nr. 154.

3. Juni 1845.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 153.)

Nachdem die Gräfin Fahn-Fahn in Bezug auf die großartigen und bleibenden Eindrücke, welche sie sich von der Wüste versprochen hatte, ihren Irrthum erfahren, fürchtete sie schon, auch der Nil möchte in der Nähe und für die eigene Anschauung seine Bedeutsamkeit verlieren. Aber dem war nicht so. „Über die Wüste habe ich gründliche Enttäuschungen erfahren; aber der Nil hält Stich“ (III, 30). Indem wir der Reisenden nach Ägypten folgen, wird man von vornherein zu wissen begehren, wie sich ihr Urtheil über Mehemet Ali, seine Verwaltung und seine schöpferischen Ideen gestaltet hat. Es ist nun einmal so an der Tagesordnung, daß die Touristen, welche das Land der Pyramiden gesehen haben, sich gleich mit dem ersten Sage entweder zu den Bewunderern dieses ungewöhnlichen Mannes oder ins Lager der Feinde stellen und also der ganzen Darstellung eine persönliche Wendung unterlegen. Die Schärfe des Gegensatzes im Feldgeschrei „Die Wels! Die Waibelings!“ findet mit veränderten Namen auf die über Ägypten herrschenden Ansichten Geltung. Französische Schriftsteller schilderten anfangs die Verhältnisse dieses Landes stets im rosigsten Lichte: Alles war vortrefflich und Mehemet Ali ward als der Begründer der gänglichen Wiedergeburt seines Reichs gepriesen; nun aber hat sich das Blättchen plötzlich gewendet, und die ehemaligen Bewunderer und Lobredner sind über Nacht in Zabler und Kritiker umgeschlagen. In Deutschland ist das Verhältniß fast umgekehrt. Während man anfangs viel an seinen Maßregeln aufzufehen wußte und seinen Charakter einer höchst ungünstigen Beurtheilung unterwarf, sind nun plötzlich außer Pücker noch verschiedene Anhänger Mehemet Ali's aufgetreten, welche von ihm und seinen Bestrebungen viel Gutes und Liebes zu sagen wissen. Die Verf. protestirt nun zwar III, 165 ausdrücklich dagegen, wenn man es sich beikommen lassen sollte, ihr eine bestimmte vorgefaßte Meinung zu leihen:

Thue mir nur den Gefallen, nicht etwa zu sagen: Also du bist auch für Mehemet Ali. Ich bin nicht für, nicht gegen ihn, sondern vollkommen parteilos. Ich sehe und höre mit gleichem Auge und Ohr was man zu seinem Lobe, was man zu seinem Tadel anführen kann, und sage es. Mit den diplo-

matischen Agenten im Orient ist gar nicht über ihn zu sprechen, denn die meisten thun es, da die großen Mächte den Stab über ihn gebrochen haben, in so officiell stereotypen Phrasen, daß ich mich schwer des Gedankens erwehre, sie ständen genau so in ihren Instructionen.

Sie verwahrt sich also laut dagegen, als ob sie unter eine bestimmte Fahne rangire. Dessenungeachtet muß man aber denn doch gestehen, daß ihr Urtheil, wie man es sich nach Dem, was sie III, 43, 46, 161 u. a. mittheilt, bilden kann, sich im Ganzen überwiegend günstig gestaltet hat. Sie meint, daß Mehemet Ali allein die Bedürfnisse seines Volks erkannt und die Maßregeln ergriffen habe, deren es bedurfte, um denselben nachzukommen. Wenn er, um die befähigte aber erschöpfte Bevölkerung aus ihrer Indolenz aufzurütteln, mit harter Hand angriff, so lag dies in der Natur der Dinge: „Denn es galt einen Boden zu besäen, den nur ein schneidender Pflug durchfurcht.“ Wenn die Verf. auch zugibt, er besäße Menschenliebe nach europäischem Zuschnitt nicht, so nimmt sie ihren Günstling doch gegen den Vorwurf des Despotismus und der Tyrannei mit Wärme in Schutz. Besonders gut aber kommt Ibrahim-Pascha weg (III, 18, 31, 326), dem sie sehr gewogen ist. Wie es scheint, legt sie ihm ein nicht unbedeutendes administratives Talent bei, eine Ansicht, die für uns wenigstens ziemlich neu ist. Vielleicht stehen ihre Urtheile in dieser Beziehung sowie über Ägypten im Allgemeinen unbekannt etwas unter dem Einflusse des bekannten Franzosen Clot-Bey, der sich, wie man weiß, in einer höchst einflussreichen Stellung befindet, und der bei einigen neuen Einrichtungen, durch die man das Land zu heben versucht hat, die Hand im Spiel gehabt hat. Sie benutzt das Werk dieses kenntnißreichen und gewandten Mannes (III, 146), dessen persönliche Bekanntschaft ihr eine angenehme Erinnerung ist. Dessenungeachtet verschweigt sie aber im Allgemeinen nicht, daß sie kein Herz für orientalische Staatsverfassungen habe (III, 217).

Besonders angenehm scheint ihr der Aufenthalt in Kairo gewesen zu sein, und in der That macht Das, was sie III, 39, 52 über diese Stadt sagt, einen sehr günstigen Eindruck:

Gast am Ende jeder mändrischen Wendung der Straßen, welche in dieser Art Alles übertreffen, was ich bisher gesehen, steht so eine elegante Säule (Minaret) empor, wie aus gelbe-

lichem Eisenbein geschnitten, und manchmal mit abwechselnd weiß und rothen Streifen bekleidet. Überhaupt Kairo ist und nur Kairo ist in meinen Augen die echt orientalische Stadt, mit ihren Formen und Anlagen an die Bilder aus „Tausend und Eine Nacht“ erinnernd, und mit ihrer Architektur ganz geboren vom arabischen Genius. Ihre Moscheen, ihre Grabmäler, ihre Fontänen, ja das sind die echten Gesckwister der Alhambra! Konstantinopel, auf diesen Hügeln, an diesen Bässern, in dieser Lage auf der Grenze von Europa und Asien frappirt unerhört die Phantasie und ist im Ganzen so unglaublich blendend. Damaskus ist ein Fruchtgarten, in dessen Mitte sich ein Volk ländlich und einfach in schlechten Lehmhütten angesiedelt hat. Wie bisweilen in Wäldern, im Stamm einer alten fernigen Eiche ein freundliches Heiligenbild hängt, oder wie die Griechen in den plump geschnitten Statuen ihrer Baldgötter kleine Bilder der Grazien verbergen: so verhält sich das Äußere jener Lehmhütten zu ihrem Innern, und letzteres überrascht doppelt; hilft aber der Stadt selbst weder zu einem Charakter von Originalität noch von malerischer Wirkung. Kairo aber ist die echte Khalifenstadt, die Erbin von Damaskus und Bagdad, die Stadt al-Ramun's und Saladin's, arabisch-farag-nisch bis ins Herz hinein, daher originell wenn es je eine war, und malerisch in ihren einzelnen Theilen und von einzelnen Punkten, wie eine so große Stadt, die in einer völligen Ebene liegt, es nur sein kann.

Weniger Gefallen findet die Verf. an der arabischen Bevölkerung Ägyptens; besonders macht sie ihre Habacht und ihr ewiges Verlangen nach Balkschisch (Trinkgeld) sehr widerlich. In wie raffinierter Gestalt diese Untugenden zuweilen in jenen Gegenden auftritt, davon erhalten wir (III, 91) ein recht schlagendes Beispiel. In dessen findet dieses ungünstige Urtheil in dem fast einstimmigen Zeugniß anderer Reisenden volle Bestätigung. Auch was hier über die Pyramiden gesagt wird, hat man schon oft gelesen. Dessenungeachtet wird man bei der ansprechenden Schilderung der berühmten Pyramide des Cheops (III, 82) mit Vergnügen verweilen. Auch die Katakomben, die sie gleichfalls gesehen hat, führt sie (III, 178, 184) unsern Blicken in lebhafter Zeichnung vor, obgleich man hier und da an die trefflichen Schilderungen von Profesch erinnert wird, welche in Bezug auf künstlerische wie wissenschaftliche Anforderungen zu den Mustern vollendeter Darstellung zu rechnen sind. Doch weßhalb sich den Genuß durch fortwährendes Vergleichen und Zusammenstellen trüben und verdünnern? Wozu Dem, das in seiner Art ganz gut und angenehm ist, seinen Werth dadurch streitig machen, daß man mit dem trübseligen Gedanken nachgehinkt kommt, es gäbe hier und dort wol etwas noch Selbeneres und Untadelhafteres? Wer ein Werk wie die „Orientalischen Briefe“ in der rechten Stimmung genießen will, muß derlei Betrachtungsweise von sich fern halten. Kritische Strenge würde ganz angemessen sein, wenn uns hier die flüchtigen Reiseindrücke als reife Erörterungen oder tiefe Beobachtungen geboten würden. Da dem aber nicht ist, so muß man sich auch damit begnügen, mit der Lecture dieser anmuthigen Darstellungen einige Stunden angenehm auszufüllen und aus denselben manche gesunden Urtheile über orientalische Verhältnisse und lebendige Anschauungen vom Leben des Morgenlandes zu schöpfen. Die Verf. gesteht es ja selbst irgendwo in ihrem Werke, wenn wir

nicht irren bei der Schilderung ihrer Donaufahrt, daß sie recht gut wisse, wie ihr Werk dadurch gewinnen könne an eigentlichem tiefern Gehalt, wenn sie sich dazu verstehen könnte, ihren Beobachtungen durch ein längeres Verarbeiten einen gewissen Zusammenhang zu geben. Allerdings würden wir dann eine Darstellung von daherem Werthe erhalten haben, aber doch muß man der Verf. beipflichten, wenn sie meint, daß auf diese Weise ihre Gabe an Frische und Lebhaftigkeit verloren haben würde. Begnügen wir uns und erfreuen wir uns deshalb lieber mit Dem, was uns geboten wird, und wenn dieses Werk in die Hand eines übelgelaunten, schwarzgalligen Splitterrichters fällt, so möge er es lieber ruhig bei Seite legen, als die zarten Blätter mit rauher Hand zerstückeln. *)

G. F. Sauter.

Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosakratern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarisch-ästhetischen Commentar. Von Heinrich Kurz. Erste Abtheilung: Gottsched bis Kant. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 17½ Ngr.

Ein doppelter Bedürfnis hat in neuerer Zeit mehrere Sammelwerke hervorgerufen, in welchen der historische Entwicklungsgang unserer Literatur, unserer Poesie und Prosa in Beispielen anschaulich gemacht wird. Einerseits ist man immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß wieder eine Periode unserer Cultur- und Literaturentwicklung zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist, und fühlt das Bedürfnis, sich sowohl die Geschichte der ganzen früheren Entwicklung als auch insbesondere die der letzten — hoffentlich bis jetzt nur — reichsten und großartigsten Periode derselben in ihren bedeutendsten Erscheinungen im Zusammenhange zum Verständniß zu bringen. Die gegenwärtig so bewegte und vorzüglich auf die praktischen Interessen gewendete Zeit vergönnt es aber dem bloßen Freunde der Literatur nicht, sich überall aus den Quellen selbst Belehrung zu holen. Kaum hat er Zeit, die Schriften der ältern Korpphären der Literatur, die er vielleicht früher mehr genossen als wahrhaft verstanden und gewürdigt hat, mit gereifterm Urtheile zu lesen; diejenigen Schriftsteller aber, die vor diesen und neben diesen erst das Streben jener Zeit im Zusammenhange begreifen lehren, bleiben ihm unbekannt. Durch literarhistorische Werke, wie Gervinus' „Rationalliteratur“ ist, oder gebrängtere Handbücher wie die von Koberstein und Schäfer, ist in dieser Beziehung schon vielfach geholfen, aber man will doch Das, was man aus solchen historischen und kritischen Betrachtungen gelernt hat, auch an den Producten der Schriftsteller selbst nachfühlen und nachdenken, und dazu geben eben solche Sammlungen ein brauchbares Material. Auf der andern Seite ist es aber das Bedürfnis der Schule, die hinter den Forderungen des Lebens nicht zurückbleiben darf, welchem solche Sammlungen auf eine zweckmäßige Weise entsprechen. Nicht nur die Schüler haben darin einen passenden Commentar zu Dem, was sie in der Schule gehört haben, sondern auch die Lehrer selbst, welche sich bei ihrem häufig sehr kümmerlichen Einkommen nur das nöthigste Handwerkszeug zu ihrem Verusse anzuschaffen vermögen, können solcher Hülfsmittel zum Unterrichte in der Literaturgeschichte nicht entbehren. Diesem doppelten Bedürfnisse nun hat bekanntlich

*) Ein goldenes Blatt im nächsten Monate.

heim-Wadernagel seit 1835 in den drei Bänden seines „Deutschen Lesebuch“ auf eine so umfassende und gründliche Weise entsprechen, daß man wol fragen darf, ob bis jetzt wenigstens andere Sammlungen dieser Art notwendig gewesen sind. Für die ältere Zeit, für die alt- und mittelhochdeutsche Literatur scheint dem Ref. in der That durchaus gar kein Bedürfnis dazu vorhanden zu sein. Denn für die verhältnismäßig immer noch kleine Zahl von Literaten, welche sich für diesen Theil unserer Literatur interessieren, hat Wadernagel durch die Auswahl passender Stücke, durch sorgfältigen Abdruck der besten Handschriften und Letze und durch ein brauchbares Glossar hinreichend gesorgt, so daß z. B. Vischows „Denkmäler der deutschen Sprache“ nur wegen der hochdeutschen Übersetzungen und Erläuterungen, die freilich nicht immer zuverlässig sind, neben jenem Werke Eingang finden konnten. Die neuhochdeutsche Literatur hingegen, besonders die des vorigen Jahrhunderts, hat in unserer Zeit ein so allgemeines Interesse erzeugt, daß auch andere mit Umsicht veranstaltete Sammlungen recht gut neben Wadernagel's Buche bestehen können, zumal da hier bei dem reichen Stoffe in mehreren Sammlungen eine ganz verschiedene Auswahl von sich einander ergänzenden Stücken getroffen werden kann. Demnach scheint Ref. das oben erwähnte Unternehmen des Herrn Dr. Kurz, wie früher die poetische Literatur, so jetzt die Entwicklung der deutschen Prosa vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an in charakteristischen Proben zur Anschauung zu bringen, vollkommen gerechtfertigt. Wir finden in dem vorliegenden ersten Bande nach Stil und Inhalt charakteristische Stücke von Gottsched, Bodmer, Breitinger, Liscow, Nabener, Sellert, Spalding, Klopstock, Winkelman, Lessing, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Garve, Gessner, Hr. Karl von Moser, Justus Moser, Hamann, Claudius, Sturm, Wieland, Thümmel, Lavater, Hippel, Herder und Kant. Vergleicht man zuvörderst diese Namen mit denen, die wir bei Wadernagel finden, so ist Ref. vollkommen einverstanden, daß einzelne Stücke von Gottsched, Bodmer, Liscow, Spalding, Klopstock, Mendelssohn, Sulzer, Garve, Thümmel aufgenommen worden sind, welche Schriftsteller bei Wadernagel fehlen; der dafür nur Haller und Iselin hat, die wir bei Kurz ungern vermissen. Denn wenn auch Breitinger weit höher steht als Gottsched und Bodmer, so dürfen diese doch bei dem nicht unbedeutenden Einfluß, den sie zu ihrer Zeit hatten, nicht fehlen. Hat es doch Wadernagel im Vorwort zum zweiten Theile seines „Lesebuch“ selbst ausgesprochen, daß er den Gang der deutschen Literatur mit allen seinen Windungen und Seitenwegen uns hat vor Augen führen und nicht bloß Das mittheilen wollen, was schön ist, und nach diesem Grundsatz durften die beiden oben erwähnten Kritiker nicht fehlen. Noch wichtiger für die Entwicklung der deutschen Prosa sind die Schriften der andern oben erwähnten vom Verf. ignorirten Schriftsteller, besonders die der Popularphilosophen. Den Liscow aber wegzulassen, den besten Prosaisten der dreißiger Jahre, der mit Recht ein Vorläufer Lessing's genannt werden kann, ist unersinnlich. Verf. nennt ihn einen langweiligen Passanten!

Kurz hat sich bemüht, möglichst vollständige Stücke, oder doch solche Fragmente zu geben, die für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Im Ganzen ist dieser Grundsatz richtig, denn es soll eine historische Sammlung, keine Anthologie einzelner Gedanken und Anschauungen sein. Aber er scheint hierin zu weit gegangen zu sein. Was soll z. B. fast der ganze „Laokoön“, der Jedem zugänglich ist. Hier wäre wie bei Wadernagel ein einzelnes Stück völlig genügend gewesen. Andererseits ließen sich aber namentlich bei den ältern Schriftstellern, bei denen die neuen Gedanken sich erst allmählig und stellenweise aus dem alten Busse herausarbeiten, einzelne charakteristische Fragmente geben, in denen die Geniung und der Charakter der Schriftsteller viel entschiedener hervortritt als in manchen langen Aufsätzen derselben, welche mitgetheilt werden. So würde Ref. statt der langen sehr unergiebigen Ab-

handlung Gottsched's von dem poetischen Wertern lieber einige Bruchstücke aus seinen Vorreden zur „Deutschen Schaubühne“ gegeben und den dadurch gewonnenen Raum zur Mittheilung eines Briefes der Frau Eddesches aus ihrem Briefwechsel mit der Frau v. Hunkel benützt haben; denn diese dachte und schrieb viel besser deutsch als ihr Herr Gemahl.

Somit sind die einzelnen Stücke nach des Ref. Dafürhalten umsichtig ausgewählt: es ist, wie bei Wadernagel, neben dem historischen und stilistischen Interesse auch darauf Rücksicht genommen worden, daß die Musterstücke durch Inhalt und Geniung bilden können. Man vergleiche z. B. die für die damalige politische Bildung sehr bemerkenswerthen Stücke aus Moser und Moser; man sehe, wie Lessing in seinen verschiedenen Richtungen durch den „Laokoön“, durch ein Stück aus der „Dramaturgie“, durch einen Brief gegen Göze und durch „Ernst und Falk“ vertreten ist. Denn daß Kurz kein Bruchstück aus den Dramen gibt wie Wadernagel, findet Ref. ganz in der Ordnung, theils weil solche Bruchstücke wenig nützen, theils auch weil die Dramen der poetischen Literatur angehören. Im Einzelnen ließe sich mit dem Verf. wol hier und da noch rechnen, aber im Allgemeinen muß seine Umsicht in der Wahl des Stoffs anerkannt werden. So würde, um Einiges der Art zu erwähnen, Ref. von Liscow statt der „Vitrea fracta“, in welcher die Idee vortrefflich, ihre Ausführung aber nicht ganz genügend erscheint, eins der beiden kleinen charakteristischen Stücke: „Der als R. M. C. L—c—s H—rm—n B—e sich entdeckende A. V. J.“, oder „Eines berühmten Medici u. s. w. Bericht über den Tod des Professor Philippi“ und einige charakteristische Fragmente aus seinen übrigen Schriften aufgenommen haben. Von Nabener hat Ref. den hübschen Brief an den Herrn v. Ferber ungern vermisst. Aus des ältern Moser Selbstbiographie hätte wol auch ein Bruchstück mitgetheilt werden können, z. B. (dritte Aufl., Bd. 1, S. 168) die Erzählung seiner Begegnung mit Friedrich Wilhelm I. in Königsberg. Von Wieland findet sich ein Bruchstück aus den „Abderiten“. Da hätte Ref. noch Einiges aus der frommen Periode Wieland's, aus den „Empfindungen eines Christen“ gewünscht, da diese Betrachtungen für die Zeit und für Wieland charakteristisch sind. Und aus demselben Grunde hätte neben den physiognomischen Bestrebungen Lavater's religiöse Richtung in passenden Beispielen dargestellt werden sollen. Daß übrigens der Herausgeber der Ungelehrten wegen, wie er sagt, die aus den ausländischen Schriftstellern angezogenen Stellen nur in deutschen Übersetzungen gegeben und, was er nicht sagt, wie Ref. aus einer Vergleichung des „Laokoön“ gesehen hat, Noten, welche für Ungelehrte nicht passen, wegläßt, läßt sich durchaus nicht rechtfertigen. Nach diesem Grundsatz hätte z. B. auch der Text des „Laokoön“ für den Ungelehrten verstimmt werden müssen. Wer den „Laokoön“ lesen will, der muß der fremden Sprachen mächtig sein, oder muß sich mit Dem begnügen, was er davon versteht.

Doch genug der Bemerkungen über Das, was vorliegt. Möge Herr Dr. Kurz bald die zweite und dritte Abtheilung nachfolgen lassen. Die Auswahl wird hier immer schwieriger; möge der Verf. hier umsichtig und vorurtheilslos wählen. Denn was soll man in letzterer Beziehung von Wadernagel sagen, der Börne und Gutzkow völlig ignorirt, dagegen aus den „Walhallagenossen“ 21 Seiten mittheilt? Als 1759 eine philosophische Kritik eines Gedichts des großen Friedrich in den „Berliner Literaturbriefen“ erschienen war, wurde der Verf. derselben, Mendelssohn, vom Generalfiscal zur Verantwortung gezogen. Da sagte Mendelssohn: „Wer Berse macht, schiebt Regel, und wer Regel schiebt, er sei König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Regelsunge sagt, wie er schiebt.“ Die Sache war damit abgethan: der König erfuhr nichts davon.

A. G. Felsig.

Bibliographie.

Affenauer, Der Jesuit vor den Pariser Affissen. Nebst einer Einleitung. Berlin, Bock. Gr. 8. 5 Rgr.
 Ainsworth, W. S., Schloss Chiverton. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Rgr.

Die Auflösung katholischer Pfarreien in Schlesien nach ihrem geschichtlichen Verlaufe dargestellt und nach Rechtsgrundsätzen beurtheilt. Zur Berichtigung eines sich hierauf beziehenden Artikels der augsburger Allgemeinen Zeitung. Schaffhausen, Furter. Gr. 8. 25 Rgr.

Aus der Kaserne. Memoiren eines österreichischen Militärs. Herausgegeben von E. Hurm. Zwei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Becher, E., Die Ergebnisse des Handels und Zollverkehrs der österreichischen Monarchie im Jahre 1842. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Belgien. Handbüchlein für Reisende, nach eigener Anschauung und den besten Hülfquellen bearbeitet. Mit einer Reisekarte und Plänen. Coblenz, Bader. Kl. 8. 1 Thlr.

Winterim, A. S., Zeugnisse für die Echtheit des heiligen Rodes zu Erier, oder: Widerlegung der Schrift: Die zwanzig heiligen Röde der Prof. V. D. Schildmeister und von Sybel. 1te Lieferung. Düsseldorf, Kerschig und Comp. Gr. 12. 5 Rgr.

Biographien christlicher Frauen. 1stes Heft: Konna und Matrina. Berlin, Bethge. Gr. 8. 2 Rgr.

Vertrauter Briefwechsel über den Vorzug des Apostels Petrus in der Kirche, zwischen einem evangelischen Lutheraner und einem Katholiken, veranlaßt durch ein Gespräch über den Primat des heiligen Petrus. Augsburg, Kollmann. Kl. 8. 5 Rgr.

Cassel, E., Woher? und Wohin? Zur Verständigung über jüdische Reformbestrebungen. Berlin, Gold. 8. 10 Rgr.

Daumer, S. F., Die Stimme der Wahrheit in den religiösen und confessionellen Kämpfen der Gegenwart. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 7½ Rgr.

Ebert, K. E., Geschichte. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. 3te stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 10 Rgr.

Elkner, J. G., Die Zukunft von Deutschlands Woll-erzeugung und Wollhandel. Ein Buch für Landwirthe, Kameralisten und Kaufleute. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Fabelphantasien eines Dorfschulmeisters. Vom Verf. der „Scenen und Bilder aus dem Leben eines Schulmeisters.“ Plauen. 8. 5 Rgr.

Fischer, L. H., Des teutischen Volkes Noth und Klage. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Frank's, A. H., Lebensregeln. Duedlinburg, Franke. 16. 2½ Rgr.

Funt, J. L., Zur Reform des Armenwesens. Eine Bitte. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3¼ Rgr.

Die christlich-apostolisch-katholische Gemeinde Schneidemühl und „die mit ihr sind“ oder die Neukatholischen vor dem Richterstuhl der heiligen Schrift. Vom Verf. der „sechs Fragen an die Deutschen römisch-katholischen Theile“ (C. F. Theodul.) Erfurt, Otto. Gr. 8. 10 Rgr.

Gordon, J., Die religiöse Bewegung in England, oder die Fortschritte des Katholicismus und die Rückkehr der anglikanischen Kirche zur Einheit. Aus dem Französischen übersetzt. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Rgr.

Gahn, W., Die Verirrung und das wahre Ziel der religiös-kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Ein offenes Sendschreiben an Czersti, Ronge und an sämtliche christkatholische Gemeinden. Berlin, Bock. Gr. 8. 5 Rgr.

Hecht, L., Der heilige Leibrod unsers Herrn Jesu Christi in der Pfarrkirche zu Argenteuil, und die durch ihn gewirkten Wunder. Nebst einer kurzen Geschichte des heiligen

Rodes zu Erier. 2te verbesserte und mit Anmerkungen vermehrte Ausgabe. Eintriedeln, Gebr. Benziger. 12. 10 Rgr.

Heeringen, G. v., Jack und John. Novelle in zwei Bänden. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Heinroth, J. E. A., Lebens-Studien, oder: Mein Testament für Mit- und Nachwelt. Mit einer Vorrede von G. Hermann. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 25 Rgr.

Der römische Katholicismus in Deutschland, in seiner Selbstauflösung begreifen, oder die katholische Kirchenreform in Deutschland. Mit einem Anhange: Äußerungen Preußens in officiellen Erlassen des Papstes, „des Statthalters Christi auf Erden“. Bielefeld, Bagel. 8. 4 Rgr.

Die Literatur in Bezug auf die Rodfahet, Ronge und Schneidemühl. Jena, Luben. 8. 3 Rgr.

Mertz, H., Die Scharbächer der Gegenwart und ihre Feinden. Wider die Herren DD. Schwegler, Wisser und Zeller in Lüdingen. Stuttgart, Biele. Gr. 8. 7½ Rgr.

Kelly, St., Das Haus der Richte. Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrad. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Pistorius, H. A., Die Herren Steinbrecher, Verfasser der Scholien, und HBC. Zwei Gegner. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Rgr.

Reinhardt, L., Der Erier'sche Rod. Ein Tractatlein aus Mecklenburg. Hamburg. 8. 5 Rgr.

Die Religionswüthen und der Mainzer Katchismus. Ein Beitrag zur Verständigung und Beruhigung. Mainz, Dietz. Gr. 8. 3¼ Rgr.

Die Reliquien-Verehrung in der römisch-katholischen Kirche. Ein zeitgemäßes Wort. Von J. Angenberger und J. A. Bester mayer. Landshut, Krüll. Gr. 16. 3¼ Rgr.

Roquerol, J. M., Novellen, Memoiren und Gedichte. Leipzig, Wegand. 8. 20 Rgr.

Sander, J., Die Redekunst. Eine Anleitung zum öffentlichen Vortrage für Volkvertreter, Stadtverordnete, Anwälte und Geschäftsleute. Nebst Beispielen aus deutschen, französischen und englischen Musterreden. Pesti, Verlagsmagazin. 8. 15 Rgr.

Scheller, Die Elbzölle und deren Einfluss auf den Elbverkehr. Eine Denkschrift des Magistrats und des Handelsstandes der Stadt Magdeburg. Magdeburg, Rubach. Gr. 4. 1 Thlr.

Schettler, J., Der Protestantismus des Hrn. Prof. Dr. L. Lange zu Jena, kritisch beleuchtet. Andei einige apokryphische Andeutungen über den rechten Protestantismus. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 5 Rgr.

Sporrschil, J., Lasset die Edwin in Frieden! Eine Warnung an Keuerer, die sich Deutsch-Katholiken nennen. Leipzig. Gr. 8. 5 Rgr.

Teufelspüßen, Geißelhebe und kosmopolitische Hodelspäne vom Hölle-Previsor K. 1ste Dosis. Berlin, Schartmann. 8. 2½ Rgr.

Weidenbach, A. J., Die Grafen von Are, Hochstaden, Ruchburg und Reuenare. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte. Nebst zwei Stammtafeln und einem Stahlstich. Bonn, Habicht. 8. 10 Rgr.

Wolff, D., Motivirte Zurückweisung alles dessen, was der Licentiat Buchmann in Reise gegen mich vorgebracht hat. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 2½ Rgr.

Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Eine Sammlung der besten älteren Streitschriften aus der evangelischen Kirche. Mit Beziehung auf die neuern kirchlichen Bewegungen herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von J. L. Passig. 1stes Heft: Luther's 95 Sätze nebst seiner Erklärung und Beweis derselben. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 15 Rgr.

Zum Bach, E. B., Das Geständnis vor dem Civilgerichte in seiner Ungertrennlichkeit nach Grundlinien des rationalen, gemeinen sowie des rheinländischen Rechts. Köln, J. und B. Boisserée. Gr. 8. 25 Rgr.

Mittwoch,

Nr. 155.

4. Juni 1845.

Die französische Revolution. Eine Historie von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Erster Theil: Die Bastille. Zweiter Theil: Die Constitution. Dritter Theil: Die Guillotine. Leipzig, Brodhaus und Avenarius. 1844. Gr. 12. 5 Thlr.

In der neuesten Zeit haben zwei Briten die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, Archibald Alison und Thomas Carlyle. Der Erstere, Rechtsgelehrter und Sachwalter, ein kenntnißreicher Mann, aufmerksamen und thätigen Geistes, hat das Erlebte durchforscht und erwogen und sich gedrungen gefühlt, dasselbe in zusammenhängender Folge, in wahrhafter, gerechter, lehrreicher Schilderung seinen Landsleuten vorzuführen. Sein Buch kann ein gebildet-populäres genannt werden, es zeigt überall eine allgemein menschliche Theilnahme, und wenn der Verfasser auch nicht den Engländer verleugnet, so geschieht dies doch nicht mehr als billig ist, sodaß wir dem Buche wol eine größere Verbreitung unter uns durch eine gute deutsche Übersetzung gewünscht haben. Denn die vor einigen Jahren im Verlage von D. Wigand in Leipzig begonnene Übersetzung war eine treulose Entstellung des englischen Originals um eigennütziger politischer Zwecke willen, und man mußte es bedauern, ein gutes Buch so gemißbraucht zu sehen. Der Schottländer Carlyle ist ganz das Gegentheil Alison's. Allerdings bedingt sich seine Theilnahme an den großartigen Ereignissen der französischen Revolution auch als die eines Bewohners Großbritanniens, aber seine Auffassung hat eine außerordentliche deutsche Beimischung, und das gründliche Studium deutscher Dichtkunst und Philosophie ist bei ihm gar nicht zu verkennen, wie denn Carlyle jetzt einer der größten, wenn nicht der größte Kenner der deutschen Literatur in den britischen Reichen ist. Seinen scharfen, selbständigen, mit Geschmack und Belesenheit ausgestatteten Geist verriethen zuerst seine Übersetzung des „Wilhelm Meister“ und die „Kritischen Betrachtungen über die deutsche Literatur“, dann die Artikel über Robespierre, Jean Paul, Platen u. A. im „Edinburgh review“ und die Aufsätze in „Fraser's magazine“, einem torpistischen Blatte, dessen Redacteur er eine Zeit lang war und wo er keine Scheu vor Kühnheiten und einem Übermaße von Originalität zu haben brauchte. Er benutzte auch

die ihm gebotene Gelegenheit und schrieb für dieses Blatt eine Satire „Sartor Resartus“, die höchst geistreich war, aber gerade durch ihre Tiefe und Dunkelheit viele Leser abschreckte. In diese Zeit fällt auch seine treffliche Biographie Schiller's (1825), zu deren Übersetzung Goethe im J. 1830 ein Vorwort schrieb, das von einer Anzahl Briefe Carlyle's an Goethe begleitet war (Sämmtliche Werke, XLVI, 237 — 266). Wie nun den Deutschen hieraus die Innigkeit des Verhältnisses zwischen zwei so bedeutenden Männern ersichtlich geworden ist, so ward darauf in Carlyle's Vaterlande sein philosophischer Roman „Die Halsbandgeschichte“ mit glänzenden Capiteln und grotesken Partien mit dem entschiedensten Beifalle aufgenommen, und ebenso die 1840 erschienene und in demselben Stil abgefaßte Geschichte der französischen Revolution, durch deren Übersetzung sich Hr. Feddersen wohl verdient gemacht hat.

Man erwarte nun aber nicht, hier eine vollständige Geschichte der französischen Revolution zu finden, ebenso wenig aber eine Reihe abgerissener Erzählungen, Lebensbilder oder Schaustellungen, ohne einen bestimmten Plan. Allerdings entbehrt das Buch jener lichtvollen Ordnung und jener anmuthigen Darstellung, durch welche Eigenschaften sich die englische Geschichtsschreibung auszeichnet hat, aber dafür hat es andere Vorzüge. Denn wir finden hier eine philosophische Behandlung der Geschichte, die sich nicht in gährender Gelehrsamkeit zu phantastischen Bildern hinneigt, wie dies deutschen Historikern wol begegnet ist, und eine so treue Beobachtung des menschlichen Lebens, daß man sich mit hoher Befriedigung auf einen Standpunkt gestellt sieht, von dem aus wir das Gewühl der Leidenschaften und Parteien tief unter uns erblicken. Mögen nun immerhin auch manche Thatfachen fehlen und manche Ereignisse leicht skizzirt sein, mögen immerhin lyrische Ergüsse oder metaphysische Betrachtungen den Gang der Begebenheiten unterbrechen und namentlich die Eingangscapitel zu den einzelnen Büchern anfüllen, so wird man doch vollkommen für solche Abschweifungen durch den scharfen Überblick und den Reichthum mächtiger Ideen, welche von der größten Frische und Kraft des Denkens zeugen, entschädigt. Sollten wir durch ein Bild die Eindrücke schildern, welche in uns die Lesung des vorliegenden Buchs hervorgerufen hat,

so möchten wir sagen: Carlyle's Gedanken bilden geheimnißvolle Schatten in den aufsteigenden Wolken, glänzende Lichter, zuckende Blitze zertheilen den Nebel und beleuchten ferne, ungeahnte Landschaften, die der siegende Volkenschiefer wieder verhüllt. Denn auch Das ist ein Vorzug des Buchs und beweist die naturgemäße Art, in welcher Carlyle die Begebenheiten ansieht, daß er sich da beschränkt, wo menschliche Weisheit und Wissenschaft nicht ausreicht. Wir wollen ein Beispiel aus der Einleitung zur Geschichte der Girondisten hersehen:

Aber übrigens verlange Keiner von der Geschichte, daß sie durch Ursache und Wirkung erkläre, wie fortan die Sache ging. Der Kampf zwischen Berg und Gironde und was auf ihn folgt ist ein Kampf von Fanatismus und Wundern, für Ursache und Wirkung nicht geeignet. Was man hört, ist ein Gewirre von Stimmen, wie von lauter Verrückten; wenig Articuliertes durch langes Hören und Nachdenken zu vernehmen; nur Schlachtentumult, der Jubel des Triumphs, das Geschrei der Verzeiwung. Der Berg hat keine Memoiren hinterlassen, die Memoiren, die uns die Girondisten hinterließen, sind zu oft wenig anders als langebehnnte Exclamationen: Wehe mir und verwünscht seid ihr. Sobald die Geschichte philosophisch den Brand eines Feuerschiffs nachweisen kann, mag sie sich auch hieran wagen. Hier lag das Erdbarz, dort lag der Schwefel, so liefen die Adern von Pulver, Serpentin und faulem Fett; Das, wäre sie neugierig genug, könnte die Geschichte theilweise wissen. Aber wie sie unter dem Verdeck aufeinander wirkten, wie eine Feuerlage in die andere spielte, jetzt, wo Alles wild durcheinander rann und die Flammen hoch über Mast und Segel emporstiegen: das sucht die Geschichte nicht zu erforschen.

Neben diesem Verdienste einer klugen Beschränkung, das in unserer Zeit, wo die Neugierde des Tags Alles wissen und bis in die innersten Verzweigungen verfolgen will, sehr hoch anzuschlagen, gebührt unserm Verf. das Lob einer besondern Unparteilichkeit, wo es die Thatfachen und Personen der französischen Revolution gilt. Aber auch die Unparteilichkeit ist eigenthümlicher Art. Carlyle besitzt nämlich diejenige Unparteilichkeit, die nicht spottet, nicht verleumdhet, nicht lobt, sondern den Menschen für Das nimmt, was er ist, also in ihm keinen vollendeten Tugendhaften, aber auch keinen vollständigen Bösewicht sieht, überhaupt nur annimmt, daß ein Mensch aus einem Stücke gewesen ist. In dieser Vergessenheit seiner eigenen Persönlichkeit hat er uns öfters an Tacitus, Shakspeare und St.-Simon erinnert. Carlyle ist ferner weder Royalist noch Republikaner; er ist zwar kein Franzose wie Thiers oder Mignet, aber doch nicht ungerechter Feind der Nation und spricht selbst seine englischen Vorurtheile mit großer Mäßigung aus. So weiß er sich mit großer Geschicklichkeit jedes Charakters der hervorragenden Personen zu bemessern, er zergliedert ihn, wendet ihn nach allen Seiten und zeigt dabei ebenso viele Verachtung als Warmherzigkeit und Menschkenntniß. In einem solchen Lichte erscheinen vor den Lesern die berühmtesten Männer der Revolution, ein Reder, vor dem Carlyle keine Achtung hat; ein Mirabeau, von dem man, wenn er auch im trübsten Schlamm versunken war, sagen kann, daß er wie Magdalena viel liebte und zu dessen Beurtheilung die Formel noch nicht gefunden ist; ein Lafayette, der Held zweier Welten, ein

sehr dünner, aber fester, ehrenwerther Mann; ein Dismalshum Dumouriez, der Retter Frankreichs im Argonnerwalde; ein Bouille, der Mann mit der ehernen Stirn, der, wenn er in den Tagen der Bastille an Broglie's Stelle gestanden hätte, vielleicht einen ganz andern Umschwung der Dinge herbeigeführt haben würde. Weder ein Pétion noch ein Marat finden an Carlyle einen Lobredner; bei Danton wird ebenso wenig verschwiegen, daß er viele Sünden gehabt und seinen eigenen wilden Weg ohne Umschauen gewandelt sei, als daß er Frankreich vor Drauschweigen gerettet habe, er, „ein wahrer Mann, eine feurige Wirklichkeit, kein hohler Formalist“. Charaktere wie Robespierre und Drelans werden nicht überflogen, aber auch nicht verflucht, jedoch so genau betrachtet, so nach Gesichtszügen und Costume geprüft, daß sie der Leser in einer fast erschreckenden Wahrheit vor sich sieht. Ebenso der wilde Marquis de St.-Huruges, der nacheinander erst Bürger de St.-Huruges, hierauf St.-Huruges, zuletzt Huruges schlechtweg wird, nicht minder ein langer Graf d'Estaing, ein auffschneiderischer Rivarol, ein ceremonienreicher de Brézé; selbst Ludwig XVI. wird mit geringer Großmuth behandelt. Die fromme Ergebenheit seines Gemüths wird anerkannt, aber die träge Unentschlossenheit getadelt, der Königsmord nicht gerechtfertigt, aber darauf aufmerksam gemacht, daß die Furcht und der Schrecken vor dem Einrücken der Preußen und Östreicher in Frankreich die blutigsten Opfer (wie auch in den Septembertagen 1792) erheischt hätten und daß eine grausame bedenkliche Wahl da nicht stattfinden könnte, wo das eigene Leben bedroht gewesen wäre. Daß aber die Greuelthaten Jourdan's in Avignon, die Fülladen und Nojaden, die Gräfllichkeiten im Vendéekriege und ähnliche Unthaten in ihrer ganzen Verwerflichkeit erscheinen, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Aber auch hier ist Carlyle's Sprache gemäßig und zurückhaltend, er will nicht in den Kellern und Höhlen wühlen, wo Thaten geschehen sein mögen, für welche die Sprache keinen Namen hat, und als er erwähnt, daß sich Neugierige beiderlei Geschlechts am 10. Aug. 1792 in den Hof der Tuileries gedrängt hätten, um die nackenden Leichname zu sehen, setzt er hinzu: „Last es uns nicht.“ Sein sittliches Gefühl wendet sich mit starken Worten von Loubet's „Faublas“ ab, es sei eine elende Kloake von einem Buche, auch Beaumarchais' „Figaro“ habe nur wenig Gehalt und sei voll von dünnen, langgebehten Intriguen. Dagegen sind St.-Pierre's „Paul et Virginia“ musikalisch, poetisch, obgleich eigentlich krankhafter Natur, ein weit frischeres Leben athme aus Rousseau's Schriften und die Anhänglichkeit der jüngern Generation an sie sei sehr begreiflich.

In derselben Weise sind die wichtigen Vorgänge und wechselvollen Schicksale in den Jahren 1789—94, vom Beginne der Revolution bis zum Sturze Robespierre's, dargestellt werden. Es erinnert hier Vieles an jene wunderbare Gabe Shakspeare's, der für Alles Mitleid und Spott hat, Thränen für die zahllosen Leiden der Menschheit und heiteres Lächeln für die vielen Thorhei-

ten der Welt. Damit verbindet sich nun die originelle, höchst ergreifende, ja dramatische Schilderung solcher Momente, wo Alles so lebendig ist als ob es vor unserm Augen geschähe und der Verf. mit scharfem Blicke die anscheinend geringfügigsten Ereignisse zur Ausfüllung und Abrundung seiner Bilder zu benutzen verstanden hat. So trifft sein Spott ebenso gut die Verblendung des Deil de Boeuf und die gedämpften Seigneurs der Emigration als die Mängel der ersten Constitution, die man wol machen, aber nicht so leicht Menschen finden konnte, die darunter leben wollten; er verhehlt nicht, daß die französische Nation sich am 14. Juli 1789 sehr über die Freiheit getäuscht hat, daß viel Lärm und Rauch dabei gewesen, und daß durch den strömenden Regen der Enthusiasmus mit allen Schwenkungen und Manoeuvres in traurige Unordnung gerathen sei; er spendet reichlichen Tadel den Vorbereitungen an Kleidern und Puffsachen zur Flucht der Königin Marie Antoinette aus Paris, und erzählt (mit einiger Übertreibung), wie die bei ihm auch sonst nicht gut angeführte Dame Campan unzählige Kleider für ihre Gebieterin habe anfertigen lassen. Nicht anders verfährt er mit den Girondisten und Jakobinern sowie mit den übrigen Parteien der Revolution, er zeigt weder Vorliebe für die einen noch für die andern, seine Geißel erreicht die Royalisten, die an den Stufen des Throns nicht zu sterben wußten, die Monarchen, welche gegen Frankreich protokollirten, manifestirten und mit Pergamentrollen die sansculottische Wirklichkeit besiegen wollten, und die Republikaner, welche, beauftragt, eine neue Zeit zu gründen, die Freiheit in der Wiege erwürgten, statt ihr zum Dasein zu verhelfen. Als Belege hierzu mögen die Abschnitte über Ludwig XV. und die zehn ersten Jahre Ludwig's XVI. dienen, das dritte und fünfte Buch des ersten Theils über das Parlament zu Paris und den dritten Stand, die Geschichte des Aufstandes in Nancy und der Fluchtreise nach Varennes (beide im zweiten Theile), wo namentlich in dem letztern Capitel die Mischung herzlichen Mitleids und herben Spotts eine wunderbare Einwirkung auf den Leser äußert, und aus dem dritten Theile die in Rembrandt'scher Beleuchtung gehaltenen Gemälde aus dem September 1792 und aus dem Thermidor 1794, nebst der meisterhaften Darstellung der Stöße und Gegenstöße, welche der Nationalconvent zu erfahren gehabt hatte. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle aus derselben einzurücken:

Der Convent kam zusammen, um die Constitution zu machen, und statt dessen hat er nichts thun müssen, als zerstören und verwirren, hat den Katholicismus, Aristokratismus verbrannt, die Vernunft verehrt und Salpeter gegraben, titanisch mit sich und der Welt gekämpft. Ein Convent von der Guillotine decimirt; mehr als der zehnte Mann hat seinen Nacken unter die Art legen müssen. Ritten unter Kirchenspollen hat man vor ihm Carmagnole getanzt und patriotische Lieder gesungen; die Verwundeten vom 10. August defilirten auf Pandarren und in der Rittersnacht aller Dämonen tranken Egalité's Damen Limonade und das Geschenk Sidres stieg auf die Tribune und sagte: Tod ohne Phrase. Ein Convent, der vor Buch erglöhnt und auch erloscht ist, der dasaß mit Pistolen in

der Tasche, den Degen zog im Augenblicke der Hitze; bald in die vier Winde stürmend durch die Stimme eines Danton: Wach auf, Frankreich, und schlag die Tyrannen nieder; bald verstummt unter seinem Robespierre und dessen Klaglied nur erwidern mit zweifelhaftem Murren. Ermordet, decimirt, erschossen, in Bädern, auf Straßen und Treppen, der eigentliche Kern des gewaltigen Chaos. Hat er nicht die Glocken um Mitternacht gehört? Er hat sich beraten, umringt von hunderttausend Bewaffneten mit Artilleriepfusen und Pulverkarten. Er ist bestürmt, überschwemmt worden von schwarzen Sündfluten des Sansculottismus und hat den Schrei gellen hören: Brot und Eise. Denn er saß als das Centrum des Sansculottismus und hatte sein Bett ausgebreitet auf dem wüsten Meere, wo es weder Pfad gibt, noch Landmarke, weder Boden noch Ufer. An innerm Ruche, an Geist, Kreue und allgemeiner Kraft und Männlichkeit hat er vielleicht Parlamente im Durchschnitt nicht übertroffen; aber an Entschlossenheit des Willens, an Merkwürdigkeit der Lage sucht er seines Gleichen.

Eine andere bedeutende Stelle ist die über die Herrschaft des Schreckens in Frankreich, zunächst gerichtet gegen Roux' wunderliche Behauptung in dem Vorworte zur „Histoire parlementaire de la révolution française“, die schon Bachsmuth im Septemberhefte der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ vom J. 1840 gründlich widerlegt hat, es sei nämlich die französische Revolution eine Anstrengung auf Tod und Leben gewesen, um die christliche Religion zu realisiren. Carlyle fertigt jenen kurz ab und setzt sehr beredt auseinander, daß wir in der Schreckensherrschaft als der Vollendung der französischen Revolution vielmehr die Vernichtung von Allem sehen, was vernichtbar war.

Es ist, als wenn 25 Millionen, endlich bis zum Wahnsinn getrieben, gleichzeitig aufgestanden wären, um mit einem Laut, der durch alle Zeiten und Länder geht, zu sagen, daß die Unwahrheit dieses Lebens unerträglich geworden ist. O ihr Heucheleien und Scheinheiligkeiten, ihr königlichen Mäntel, priesterlichen Gewänder, ihr Credo's, Formeln und Respectabilitäten, schön gemalte Gräber voll tochter Sebeine — seht, ihr erscheint uns schon ganz und gar als eine Lüge. Und so haben wir, Einer und Alle, unsere 25 Millionen Hände empor und nehmen Himmel und Erde und auch die Hölle zu Zeugen, daß entweder wir oder ihr vernichtet werden müssen.

Noch muß sich der Leser nicht vorstellen, daß in dieser Schreckensherrschaft Alles schwarz war; weit davon entfernt! Wie viele Tischler und Maurer, Bäcker und Brauer, müssen ihrem alten Handwerke nachgehen, mag die Regierung eine des Schreckens sein oder der Freude! Hier in Paris sind nämlich 23 Theater, man zählt nicht weniger als 60 Plätze zum Tanzen. Komödienschreiber fabriciren Stücke von streng republikanischem Charakter. Immer frische Novellen füllen wie ehemals die Leihbibliotheken. Der Agtopfuhl erreicht jetzt, in Zeiten des Papiergeldes, eine beispiellose, nie geahnte Höhe, haucht plötzliche Reichthümer aus wie Aladdin's Paläste. Der Schrecken ist wie ein schwarzer Grund, worauf sich die buntesten Scenen abmalen.

Aber neben dieser großartigen Ironie besitzt Carlyle auch ein reiches Maß von Liebe. Seine Liebe umfaßt die Menschenwürde und Menschengröße, den aufopfernden Heldenmuth, die Unerforschlichkeit in Gefahren, die Freiheit von jeglichem Eigennuß: für solche Charaktere hat er Wünsche, ihr Leid bewegt ihn zum innigsten Mitgeföhle. Daher nennt er Frau Roland „die königliche Bürgerfrau“, ihre kryallene Klarheit, ihre stille Vollendung, ihre stille Unbeugsamkeit macht sie zur edelsten

aller Französinen, auf ihrem Todeswege erscheint sie einer Königin gleich, erhaben in ihrem klagelosen Schmerze. Daher steht ihm Bouilli am höchsten unter allen Royalisten, er ist fest wie Diamant, und bei den vielen Halbheiten des Hofes seines Entschlusses wenigstens gewiß, ebenso wol unter den meuterischen Regimentern zu Nancy als unter seinen treuen Reitern vor Varennes, um den König zu retten, von wo er nach des Gebieters Abreise nordwärts über die Grenze reitet „ins Ungewisse und in ewiger Nacht, ohne viel zu sprechen und mit Gedanken, die man lieber verschweigt“. Nicht minder als die royalistischen Gardes du Corps, die für ihre Königin in Versailles dem augenscheinlichen Tode trosteten, wird der Republikaner Deaurepaire wegen seines ehrenvollen Entschlusses in Verdun belobt und der Muth der französischen Soldaten, wie sie, grimmig gleich dem Feuer, ihr Tricolor in alle feindlichen Länder trugen und über die Coalitionen triumphirten, der Ungeßüm ihrer Generale, eines Dichegry, Jourdan und Hoche, die sich ihre Patente aus dem Schlunde der Kanonen holen mußten, reißt das bewegte Gemüth Carlyle's zu den höchsten Lobpreisungen hin. Da ist keine Spur von Nationaleifersucht. Und der Bürgermuth des braven Malesherbes in seiner Vertheidigung Ludwig's XVI., wo „das ehrwürdige Haupt, mit seiner grauen Kraft, seiner schlichten Klugheit und Treue, von Nüchtern überwältigt, in Thränen zerfließt“, wird von dem hochsinnigen Schotten nicht weniger bereit gepriesen als die stille Entschlossenheit der holden Charlotte Corday, deren Erscheinung so hell, so vollendet war, daß sie Jahrhunderte lang in Andenken bleiben wird. Vor allen aber gerecht und edel sind Carlyle's Worte, wo er der Königin Marie Antoinette gedenkt. Wie vor ihm sein berühmter Landsmann Burke und unter uns R. G. Jacob und Wachsmuth beklagt er die „holbe Königin mit ihren raschen, klaren Blicken und Impulsen“, daß sie nirgend weisen Rath fand, da sie selbst „zu oberflächlich und heftig“ war, um Frankreich regieren zu können, und ruft ihr, als sie in ihrer Stattlichkeit, aber stolz, streng und in Schweigen duldend am 5. Mai 1789 an der Seite ihres Gemahls einhergeht, die Worte zu: „D es liegen Thränen für dich bereit: der bitterste Jammer, das weichste Schmelzen des Weibes, obgleich du das Herz einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia hast. Du vom Schicksal Verdamnte, schließ deine Augen vor der Zukunft.“ Und so erzählt er der Wahrheit gemäß von den ungerechten Schmähungen, die über ihr unschuldiges Haupt ausgegossen wurden, von dem Gastmahle in Versailles am 1. Oct. 1789, und von dem Erglänzen neuer Hoffnungen; so schildert er uns den hohen Muth und die heldenmäßige Heiterkeit der auf das äußerste bedrohten Königin unter wüthendem Pöbel und rasenden Weibern, so zeigt er sie uns im Berkehre mit Mirabeau, mit Barnave, mit Dumouriez, und bemerkt sehr richtig, daß sich dies hohe kaiserliche Herz zu Allem, was eine wirkliche Höhe hatte, gleichsam instinctmäßig hingezogen fühlte; so endlich schildert er

uns die einst glänzendste aller Königinnen verlassen vor Linville's Schranken und begleitet mit männlicher Bewuth die frühverblühte, entkrönte Witwe auf ihrem letzten Gange zum Blutgerüst.

(Der Beschluß folgt.)

The trapper's bride: a tale of the Rocky mountains; with the Rose of Oniscassin. Indian tales, by Percy B. St. John. London 1845.

Unter diesem Titel hat der Verf. die englische Literatur mit zwei aus dem Leben in den Wildnissen von Nordamerika entnommenen, ungewöhnlich interessanten und originellen Erzählungen bereichert. Seine Befähigung dazu dankt er einem langen dortigen Aufenthalte und vielem Verkehr mit den Indianern, deren Thun und Treiben er schildert. Da stoßt und knarrt nichts. Alles ist frisch, voll Leben und Bewegung, und solche Scenen können sich allerdings nur in solchen Wildnissen ereignen. Beide Erzählungen fallen überdies geschickt gegeneinander ab. In der ersten, „Des Hakenkellers Braut“, giebt zwei Männer dieses Gewerbs, Ephraim und Pierre, durch die wüsten Einöden der Felsgebirge auf ein Abenteuer aus, so fest und verwegen, daß gewiß nur amerikanische bawoodsmen (Hinterwaldmänner?) es unternehmen können. Sie wollen den Cutaw-Indianern ihr schönstes Mädchen stehlen, und stehlen es auch. In der zweiten Erzählung, „Die Rose von Oniscassin“, ist der Knoten künstlicher geschürzt, es treten mehr Personen auf und ein reicheres Sittengemälde entrollt sich. Die Geschichte hat zwei Heldinnen, ein indianisches und ein europäisches Mädchen, beide in Einnung, in Art und Weise zu denken und zu handeln ebenso voneinander unterschieden wie durch Farbe und Blut. Ref. gibt unbedingt der Indianerin den Vorzug. Die rothe Rose von Oniscassin ist ein edles, hochherziges Mädchen, die blasser Europäerin ein schwaches, wankendes Rohr. Um Beide sammelt sich die Handlung und das Interesse der Geschichte, auf welche natürlich hier weiter nicht eingegangen werden kann. 23.

Literarische Notizen aus England.

Es ist bisher nie recht erklärt worden, weshalb die Engländer bei dem allgemeinen Friedensschlusse, bei der überlegenen Stellung, die ihnen die Ereignisse des Kampfes gegen Napoleon im Grobtrathe der Mächte verschafft, in die Abtretung einer so wichtigen Besizung wie die Insel Java gewilligt, an deren Organisation und Verbesserung so viel Mühe und Kosten von den britischen Colonialbehörden verschwendet worden waren. Das jüngst erschienene Werk „The history of British-India. From 1805 to 1835“, von H. Wilson (Bd. 1), gibt darüber einige Andeutungen, wonach zwar einerseits die britischen Minister und Unterhändler selbst den Werth und die unermeßliche Bedeutung dieses Besizes nicht geahnt zu haben scheinen, andererseits aber vorzüglich ein mächtiger Einfluß von Seiten der Ostindischen Compagnie geltend gemacht worden wäre, um sich in einer der Krone zugehörigen Pflanzung eines künftigen mächtigen Nebenbuhlers zu entledigen, welcher den Monopolen der Ostindischen Compagnie gefährlich zu werden drohte.

Während der Parliamentssitzungen erscheint in London Bacher's „Parliamentary companion“ in monatlichen Lieferungen. Es enthält eine Menge unterrichtender Artikel über die parlamentarischen Einrichtungen und die üblichen Formen; auch gibt es die Adressen der Parlamentsmitglieder. Für Ausländer, welche sich für die Verhandlungen des Parlaments interessieren und den Sitzungen beiwohnen wollen, kann es in vieler Hinsicht als nützlicher Wegweiser dienen. 12.

Donnerstag,

Nr. 156.

5. Juni 1845.

Die französische Revolution. Eine Historie von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Drei Theile.

(Schluß aus Nr. 153.)

Eine dritte Tugend des vorliegenden Buchs finden wir in einer seltenen Anschaulichkeit und Klarheit. Denn obgleich wir uns für nicht ganz unbekannt mit der Literatur der französischen Revolution erachten, so vermögen wir doch nicht leicht ein Buch zu nennen, wo die einzelnen Züge, welche uns die Zeitgenossen aufbewahrt haben, in ähnlicher geschickter Weise benutzt sind als es von Carlyle geschehen ist. Er macht, wie wir schon bemerkt, durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch, aber seine Skizzen und Bilder sind so durchsichtig hell, seine Worte so glänzend und glücklich gewählt, und die Inventionen so zweckmäßig angebracht, daß das Ganze eine dramatische Wirkung hervorbringt und wir aus denselben die eigenthümlichste Belehrung empfangen. Daher steht uns dies Buch weit höher als Mignet's auch in Deutschland vielgelesenes und mehrmals übersetztes Buch. Denn wiewol Mignet's Darstellungsweise gleichfalls auf das Charakteristische geht, so ist seine Arbeit doch unzureichend, weil ihr Stoff in dem beschränkten Raume von zwei Bänden sich nach keiner Seite hat entfalten können. Es gebricht ihr also einmal die Fülle und Lebensfrische des eigenthümlichen Besondern, ohne welche die geschichtlichen Erscheinungen als solche nicht in ihrer Wahrheit bestehen können, und zweitens mangelt seinen Urtheilen und Betrachtungen die gebogene Welterfahrung, die ein zwar talentvoller, aber bei der Abfassung seines Werks an Jahren noch sehr junger Mann wie Mignet durch geistreiches Streben nicht ersetzen konnte.

Unser Verf. ist nun mit den genauesten Vorstudien an sein Werk gegangen, er hat die ausführlichen Geschichtsbücher, die zahlreichen Denkschriften, Tagebücher und Reiseerinnerungen, vor allen das Hauptarchiv aller Revolutionshandlungen, den „Moniteur“, fleißig benutzt und sich hierdurch die Unmittelbarkeit der Eindrücke zu erhalten gewußt. Ja, man sieht es dem ganzen Buche an, daß der Verf. sich eine Zeit lang ganz allein unter dem Einflusse dieser Atmosphäre befunden hat. Da nun aber nur die genaueste Kunde des Besondern und Einzelnen in dem tausendglieberig aufsteigenden Gange uns

die Gegenstände näher zu bringen vermag, so ließ sich Carlyle die Benutzung von Schriften, wie Mercier's „Tableau de Paris“, Dampmartin's „Événements pendant la révolution française“, Arthur Young's „Reisen in Frankreich“, Moore's „Tagebücher“, der Miß Williams „Briefe und Skizzen“, Goethe's „Feldzug in der Champagne“, Dulaure's „Histoire de Paris“, und „Esquisses historiques“ und ähnlicher ganz besonders angelegen sein. Die hierdurch gewonnenen Resultate sind in der That überraschend, und da ihn hierbei ein energischer und präciser Stil (der freilich in England ebenso wenig als in Deutschland classisch heißen kann) unterstützt, so erscheint eine jede Person oder Gruppe in dem großen Drama an ihrem rechten Orte und in der rechten Beleuchtung. Einen Beweis hierzu kann im ersten Theile das vierte Capitel im vierten Buche liefern, wo die Procession der Reichskinder geschildert ist. Da sehen wir unter der umstehenden Menge die blondgelockte, leichtfertige, feurig fühlende Amazone Theroigne, Jourdan, den Scharfrichter mit ziegelrothem Barte, das unsflätige, triefende Individuum, das nach Ruß und Viehmedizin riecht, Jean Paul Marat, den schwächling gebauten Camille Desmoulins, mit den langen gekräuselten Locken, mit dem Gesicht schmutziger Gemeinheit, das aber wunderbar von Genie strahlt, als wenn eine Naphthalampe darin brennte, und andere der nachmaligen Berühmtheiten. Dann folgen die Deputirten. Da ist Mirabeau, eine feurig rauhe Gestalt, mit schwarzen Simsonlocken unter dem Klapphute, Robespierre mit dem vielfach durchmengten, galligen, fast seegrünen Antlitz, Barnave, ein junger, schlanker, beredter und heftiger Mann, Vater Gérard, der Deputirte von Rennes, fest in seiner Bauerntracht und in seinen dicken Schuhen; außer ihnen noch viele Andere. Mit derselben Lebendigkeit erblicken die Leser das „Scharlachweib“ Dubarri, ein unreines, doch nicht boshaftes, nicht unbemitleidenswerthes Wesen, einen Grafen Artois mit den Hosen von einer neuen, fabelhaften Art, den Orleans Egalité an der Guillotine, mit seinem grünen Frack, der Weste von weißem Piqué, gelben hirschledernen Hosen und spiegelblanken Stiefeln, Drouet, den gewesenen Dragoner, den Postmeister zu Varennes, im langwallenden Schlafrock, den borstigen, fuchshaarigen Kallien in Loulou und an seiner Seite

die schöne, abenteuerliche Cabarrus in den hängenden Loden und der hellfarbigen Tunica. Wiederum sehen wir die Brigands aus dem Jahre 1789 vor uns, mit bleichen Gesichtern, schlichten Haaren, schmutzigen Lumpen und ungeheurn Knitteln, die schwarzgebräunte Masse der Markfeller, den Zug der pariser Weiber im Octoberwetter nach Versailles, gleich einem Schwarm wilder Störche, die Revolutionsarmeen in rothen Nachtmügen, tricolorner Weste, schwarzgottigen Hosen und Jacken, mit gewaltigen Säbeln, und an der Spitze der republikanischen Heere die Conventscommissaire, im runden Hut mit dreifarbiger Feder, mit wallendem dreifarbigem Tassemantel, im eng anschließenden Frack, mit dreifarbiger Schärpe, Schwert und großen Stiefeln, mächtiger als Könige und Kaiser.

Wir könnten noch eine große Anzahl ähnlicher Stellen aufführen, beschränken uns jedoch des Raumes wegen nur noch einige längere Abschnitte zu nennen, die durch die Stärke des Ausdrucks und die Pracht der Farben zu den besten Stücken des Carlyle'schen Buchs gehören. Dahin zählen wir die Schilderung des schauerlichen Todes Ludwig's XV., die Erstürmung der Bastille, die Vorgänge im Ballhause zu Versailles, die Octobertage in derselben Stadt, den Krieg im Argonnerwalde, die Flucht der elf Girondisten, das Beisammensein und die Gefahren in den Gefängnissen und mehrere echt dramatische Schilderungen aus den Sitzungen der Nationalversammlungen, der pariser Municipalität und des Nationalconvents. Unter ihnen erscheint uns die Beschreibung der dritten Abstimmung über den Tod des Königs Ludwig XVI., eine der merkwürdigsten Scenen, die man in der Revolution gesehen hat, besonders gelungen und werth hier mitgetheilt zu werden:

Und so beginnt endlich um 8 Uhr Abends (es war der 16. Jan. 1793) die dritte gewaltige Abstimmung mit Namensaufruf. Zahlloser Patriotismus wogt beim trüben Lampenlichte in allen Corridors, drängt sich auf allen Galerien, finstert des Ausgangs harrend. Versammlungsbdiener rufen gellend jeden Einzelnen beim Namen und Departement auf, man muß auf die Tribüne steigen und reden. Die Scene dauert mit wenigen kurzen Unterbrechungen von Mittwoch bis Sonntag Morgen. Die lange Nacht wird wieder Tag, die Blässe des Morgens verbreitet sich über alle Gesichter, und wieder sinken die Schatten des Winters und trübes Lampenlicht brant; aber durch Tag und Nacht, durch den Wechsel der Stunden, steigt ein Deputirter nach dem andern auf die Stufen der Tribüne, hält hier im hellern Licht inne, um sein Schicksalswort zu sprechen, und taucht dann wieder unter ins dunkle Gedränge. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde! Wie überwachte Präsesident Bergniaud oder irgend ein leidlicher Präsident eine solche Sitzung. Das Leben eines Königs und so Vieles, was davon abhängt, schwebt zitternd in der Waage. Deputirter auf Deputirter steigt hinauf, das Summen wird still, bis er gesprochen; Tod, Verbannung, Einkerkelung bis zum Frieden. Viele sagen Tod mit so behutsamen, wohl studirten Phrasen zur Erklärung, zur Bekräftigung, zur Empfehlung an die Gnade, als sie nur irgend ausfinden können. Viele sagen auch Verbannung, etwas weniger als Tod. Und doch, wenn der Leser denkt, daß das Ganze einen leichenartigen, traurigen oder nur ersten Charakter trägt, so irrt er sehr. Die Saalwörter öffnen und schließen die Galerien für privilegirte Personen, für Matressen Egalité's oder andere hochgeputzte Damen. Galante

Deputirte kommen und gehen, tractiren mit Eis und Erfrischungen: die hochgeputzten Köpfe nicken zum Dank, einige von ihnen haben Karte und Nadel und stechen da Ja und Nein an, wie bei rouge et noir. Weiter oben herrscht Rutter Duschette mit ihren ungeschminkten Amazonen, die sich nicht abhalten lassen von langen Hohns, wenn die Stimme nicht auf Tod lautet.

Alle diese und ähnliche Schilderungen werden durch genaue Kunde der Ortlichkeiten und unstreitig oft durch eigene Anschauung sehr gehoben. So finden sich die Leser heimtisch auf dem glänzenden Longchamp, im unruhigen Palais-royal, im Ballhause zu Versailles mit seinen nackten Mauern und der ärmlich bedeckten Galerie für die Zuschauer, bei dem fröhlichen Bandoesse in Lyon, auf dem vom buntfarbigsten Leben am 14. Juli 1789 erfüllten Marktplatz bei Paris, vor dem furchtbaren Gisteller zu Avignon, in den schlüpferigen Pfaden und triefenden Wäldern der Champagne und bei den Phantasmagorien, Natur- und Vernunftfesten in der Hauptstadt Frankreichs.

Hiermit könnte nun unser Bericht der Hauptsache nach geschlossen sein. Aber bei einen so interessanten, lehrreichen Buche als das vorliegende ist glauben wir uns noch einige kurze Bemerkungen gestatten zu dürfen. Die erste bezieht sich auf die Sprache Carlyle's. Der Tadel, der ihn wegen der Verschiedenheit seines Stils von dem der bisher musterzüglichen Historiker getroffen hat, kann bei einer Übersetzung keine längere Erörterung herbeiführen, wir dürfen aber nicht verschweigen, daß wir auch an manchen Ausdrücken, Bildern und Beiwörtern, wo die Originalität in Affectation ausgeartet ist, Anstoß genommen haben. Man braucht nicht Rigorist zu sein, um die Redensart „menschliche Schuld in lebernem, feuchten Hosen hat ihre Grenzen“ von der Garde du Corps undeutsch und unschön zu finden: mit den Hosen macht sich aber Carlyle überhaupt, gegen den Ton der englischen Exklusiven, viel zu schaffen. Zusammenfügungen wie „Halschnurcardinal“ und ähnliche leidet unsere Sprache nicht, ebenso wenig kann man Bilder wie das bei Mirabeau's Tode, Beiwörter wie das „eiserne Birmingham“, und Wortspiele wie das mit Jean-Bon und jambon würdig oder ansprechend finden. Der Übersetzer hätte solche Auswüchse tilgen sollen, wie er sich denn auch nicht bloß darauf beschränken mußte, eine von Carlyle falsch verstandene Stelle Goethe's (Th. 3, S. 70) zu berichtigen, sondern auch die Pflicht hatte, die von dem Verf. höchst sonderbar und nicht selten zur Bezeichnung des nördlichen Deutschlands gebrauchten Ausdrücke „Cimmerien“ und „cimmerischer Obscurantismus“, entweder zu streichen oder mit einem zweckmäßigeren zu vertauschen. Nicht minder auffallend ist es bei einem mit der deutschen Literatur so vertrauten Manne, als sich Carlyle ausgewiesen hat, den berühmten Anacharsis-Clodius als einen „Einwohner des preussischen Scythiens“ aufgeführt zu finden.

Eine zweite Bemerkung soll unsern Dank gegen Herrn Feddersen aussprechen, daß er durch die Übersetzung des Carlyle'schen Historie seine Banden mit einem so gro-

sen Kenner ihrer Sprache und Literatur theils neu bekannt gemacht, theils sein Andenken in wohlverdiente Erinnerung gebracht hat. Denn derselbe hat nicht nur zuerst unter allen Geschichtsschreibern Goethe's Nachrichten über den Feldzug in der Champagne benutzt und erwähnt seiner mit der größten Achtung als eines Mannes, der „in die Classe der sogenannten Unsterblichen gehört und der seit jener Zeit in dieser Eigenschaft mehr und mehr bemerkt worden ist, sowie das Vergängliche immer mehr und mehr verschwindet“, sondern er hat auch seine Erzählungen durch mehrere Anspielungen auf Schiller's und Goethe's Gedichte und auf Tieck's Dramen so belebt, daß man mit allem Rechte auf deren vollständige Kenntniß schließen könnte, wenn dieselbe nicht schon anderwärts her zur Genüge bekannt wäre.

Eine dritte Bemerkung gebührt der Sorgsamkeit des Verf. in Anführung und Betrachtung solcher Gegenstände, die man in einem Buche, das sich nicht als ein Lehr- oder Handbuch gibt, schwerlich erwartet haben dürfte. So finden wir sehr verständige Bemerkungen über die Ursachen des Attentats auf das Schloß in Versailles, über die Wichtigkeithuerei mit Aufschlüssen über Begebenheiten, die kein Augenzeuge gesehen hat, wie am 10. Aug. 1792, über die Unzuverlässigkeit vieler Memoiren, namentlich bei chronologischen Angaben, über die Zahl der in den Septembertagen zu Paris Erschlagenen, ja sogar auf drei Seiten eine ausführliche Erörterung über den neuen republikanischen Kalender. Ferner kann es auch der Wahrheitsfönn des Verf., vielleicht auch die englische Nationalität, nicht unterlassen, die große Lüge Barrère's über den Untergang des französischen Schiffes Le Bvengeur in der Schlacht bei Dueffant am 1. Jun. 1794 nach amtlichen englischen Berichten an das Licht zu bringen. Das Schiff sank, wie auch Alison und Wachsmuth erzählen, nach tapferer Gegenwehr, der Capitain und über 200 von der Mannschaft entkamen auf britischen Booten, die übrige Ausschmückung ist lediglich in Barrère's Gehirn entstanden. Dagegen hat Carlyle selbst nur zwei historische Versehen begangen, das eine durch die unrichtige Anführung des Königs Friedrich I. von Preußen, der an sich einen Selbstmord begangen haben soll; das andere durch die Verwechslung des Spielbergs bei Olmütz mit der „Festung Spitzberg im Innern von Cimmerien an der Donau“.

Bei dem noch immer so großen Interesse an den Ereignissen der französischen Revolution, die mit allem Reize andauernder Neuheit in unmittelbarer Lebensbetheiligung auf uns wirken, wird es auch dieser Historie nicht an Lesern unter uns fehlen. Denn sie hat besonders den Vortheil, daß die Geschichte uns in ihr noch als Gegenwart anspricht, daß wir fast immer Augenzeugen oder Opfer der Revolution zu hören meinen und mitten in den Wirbel der Begebenheiten gestellt sind, während Thiers' bekanntes Werk die Ordnung in der Unordnung und einen bis in das Gemisch hinein regelmäßigen Gang nachzuweisen sich bestrbt hat. Aus diesem Grunde hat er auch bei der ältern Generation in

Frankreich kein Glück gemacht und verdankt den großen Absatz seines Werks dem Beifall der jüngern Leute, die von dem Glanze der Revolution geblendet sein Werk wie Branger's Lieder als ein Vermächtniß aufgenommen haben. Aber eben die fast unglaubliche Verbreitung verdächtigt die Unparteilichkeit, welche Carlyle mit größerm Rechte für sich in Anspruch nimmt. 20.

Weihnachtsnüsse. Zum Nachsch fürs ganze Jahr.
Von Heinrich Löfel. Berlin, Thome. 1844.
12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Bewegungen, die Schwanlungen, welche in dem Gebiete der christlichen Religionswissenschaft seit dem Zeitalter der Stiftung derselben nicht aufgehört haben, theilen sich jetzt sehr merkwürdig dem Leben mit. Die christliche Kirche ist gegründet auf die Idee der Einheit; der Stifter der Kirche, Christus, vergleicht die Kirche mit einem Körper, worin der Geist Gottes waltet; er selbst nennt sich das Haupt, die einzelnen Gläubigen die Glieder dieses Körpers. In der dogmatischen Theorie entstand hieraus die Lehre von der Katholicität der Kirche. Die Reformatoren hielten den Begriff von der Einheit der Kirche fest, und um die eine, wahre Kirche in allen ihren Dimensionen abzugrenzen, setzten sie ihre symbolischen Schriften auf. Nun aber kam die protestantische Kirche dadurch in Widerspruch mit sich selbst, daß, während sie die Auctorität der symbolischen Bücher feststellte, der Einzelne doch das Rechte freier Forschung behalten sollte. Dieses Letzte ist das eigentlich protestantische Princip und hat das andere, das Princip der Stabilität, unterdrückt. So ist es denn geschehen, daß innerhalb der protestantischen Kirche sich die verschiedenartigste Auffassung des christlichen Lehrbegriffs findet, daß innerhalb der protestantischen Kirche schwer bestimmt werden kann, was echt christlich ist und was nicht.

Dieses Princip der Bewegung, des Protestantismus macht sich jetzt auch in der katholischen Kirche Luft; das Volk sogar legt an die Religion, an ihre Institutionen, ihre Formen das kritische Bismelmaß. Wir haben zwar keinen geringen Begriff von der Bildung des deutschen Volks; aber einverstanden können wir wahrlich nicht damit sein, wenn in der jetzt beliebten Weise die Dogmen der christlichen Kirche kritisiert werden und bestimmt wird, was ein Christenmensch denn nun fernherhin noch glauben soll, was nicht. Man hat so viel Begehr gerufen über eine Zeit, wo in Frankreich das Sein Gottes decretirt wurde; etwas Anderes geschieht auch jetzt kaum in Deutschland von den Deutschkatholiken. Innerhalb der lutherischen Kirche ist es doch vorherrschend die Wissenschaft, die sich mit dem Lehrbegriff beschäftigt; aber in dieser neuen katholischen Fraction ist es vorherrschend der Bürgerstand, der zu Gericht sitzt; wenn der Ernst der Wissenschaft vor manchen Übergriff schützt, so öffnet der Übermuth philisthafter Rechthaberei der schrankenlosesten Debatte und dem schrankenlosesten Herwürfnis Thor und Thür.

Diesem Herwürfnis setzt das oben angezeigte Buch einen kräftigen Damm entgegen. Der Verf. geht von einem richtigen Princip aus; nämlich wenn wir behaupten, wir sind Christen, so muß auch das christliche Bewußtsein, die christliche Gesinnung alle unsere Gedanken, Gefühle, Worte und Thaten, unser ganzes Leben zu einem harmonischen Ganzen gestalten. So kämpft der Verf. gegen die Mehrzahl der sich Christen nennenden, der Maultaschen, wie Luther sagt, welche meinen, das Christenthum sei etwas allen übrigen geistigen und sinnlichen Besitzthümern hinzugefügt; allein nicht hinzugefügt, nicht äußerlich aufgeheftet, sondern im innersten Leben gegründet muß das Christenthum in jedem Einzelnen sein.

In welcher Weise dieses innere Christenthum das Leben bestimme, regiere, verherrliche, das zeigt das Buch sowohl durch

lehre als durch Beispiel. Aber ein trockenes Lehrbuch ist es nicht. Der Verf. ist nicht nur ein christlicher, er ist auch ein geistreicher Schriftsteller; er ist scharfsinnig, witzig, gewandt in Sokratischer Ironie wie in allegorischer und typischer Schrift-erklärung, wodurch Chrysostomus und Origenes ausgezeichnet waren. Er würde, wenn er wollte, auch Novellen schreiben können und auf diesem Wege Tendenzen verbreiten, aber seinen Zweck glaubt er auf die bezeichnete Weise sicherer zu erreichen. Der Verf. lebt in einer großen Stadt; das Leben in einer solchen ist vorzüglich geeignet, die ernstesten Betrachtungen über Menschenleben hervorzurufen; aus der Kenntniß der großen Welt ging Johannes des Täufers Aufruf zur Buße hervor so gut wie Rousseau's Aufforderung, zur Natur zurückzukehren. Wer das Leben in großen Städten kennt, wer es gesehen hat, wie da Alles nur auf das Materielle gerichtet ist, wie da die Lüge, der Schein, die Inhumanität, die Völlust, die Bestialität sogar massenweise triumphirt, der kann es begreifen, daß edlere Naturen mit Feuer und Begeisterung das Kreuz umklammern. Wenn man in den großen Städten Deutschlands als ruhiger Beobachter die geringen Wirkungen überschlägt, welche das Christenthum hervorbringt, so könnte man zum Zweifler an der ewigen Kraft desselben werden; denn daß die Wirkungen des Christenthums sich weit tiefer, weit großartiger, weit durchschlagender offenbaren müssen als in Nützlichkeitsvereinen, Wohlthätigkeitsinstituten und Gustav-Adolf-Stiftungen, das ist doch sonnenklar. Daß die Prediger in großen Städten, so sehr sie auch bürgerlich angesehen sind, dessenungeachtet doch nur unglaublich wenig wirken, daß ihr Einfluß auf das Privat- und Familienleben gleich Null ist, daß die protestantischen Prediger gar keine Auctorität und Gewalt haben im Angesicht öffentlicher Skandale, notorischer Unsitlichkeit — das erkennt auch der Verf. unsers Buchs an, indem er sagt, die Geistlichkeit Berlins läßt sich nicht viel auf den Straßen sehen — wol ein Beweis mehr, daß der Geist da nicht zu Hause sein muß. Aber um so weniger kann es abgesprochen werden, daß es ordentlich erbaulich ist, einem Geistlichen auf seinen Wegen zu begegnen. Nämlich der zerstreute Blick, der plötzlich auf den Mann der Verborgenheit trifft, prallt sogleich wie ein zurückgeschlagener Festungsausfall in die Mauern zurück und weckt da das schlummernde Gewissen und alle oder doch viele von den heilsamen Gedanken auf, die sich an den Mann knüpfen, durch die sie als Bestimmen von Gott an unser Herz gebracht werden. Ref. hat, und er hofft Viele mit ihm, die feste Überzeugung, daß die Aufgabe der christlichen Welt eine ganz andere sei als Ronge's Bestrebungen zu unterstützen; die wahre Aufgabe ist viel weniger eine theoretische als eine praktische; daß das christliche Leben gebessert werde, daß die vielen öffentlichen Skandale beschränkt, daß die Ehe heiliger und das Leben keuscher gehalten werde, daß die Außenbünde in ihr wahres Verhältniß zu den geistigen Gütern gesetzt werden, dahin sollten alle Geistliche und alle Freunde des Christenthums wirken. Wenn also ein Autor wie der oben genannte Heinrich Löfel sich die Aufgabe setzt, das innerlich christliche Leben in den einzelnen Christen wie in der Gesamtheit der christlichen Gemeinde zu erwecken; wenn er durch Umschreibung, durch Erläuterung christlicher Wahrheiten und Lehrsätze die Gemüther von dem sinnlichen Genuß, von den materiellen Gedanken ablenken und auf das ewig Wahre, das ewig Bleibende hinwenden will: so ist das eine ebenso ehrenwerthe wie großartige That.

Über die Art, wie der Verf. seine Aufgabe durchführt, sind wir nicht immer mit ihm einverstanden. Er geht nämlich oft, gleich dem Origenes und andern Patribus, in der typischen und allegorischen Erklärung der heiligen Schriften zu weit; doch wird seine Art nie spielend, immer behält der Verf. seinen Zweck, christliche Gesinnung und christliche That zu befördern, fest im Auge. Wir bezeichneten schon oben den Verf. als geistreich. Dies Prädicat sichert seinem Buche Eingang sowohl bei dem höher Gebildeten wie bei Dem, der das nicht

ist, denn sein Geistreichsein ist nicht ein falsches Prunkten und Prahlen mit schönen Floskeln, es ist nicht den Gegenständen bloß aufgeschwemmt, sondern entspringt aus dem Gegenstande selbst, es besteht in der eigenthümlichen Geburt des Gedankens und der Vermählung desselben mit dem Worte; der Verf. ist weder ein falscher Wort- noch Gedankenkünstler, sondern begabt mit einer glücklichen Naturanlage für das Wahre, Schlagende, Überzeugende. Wenn das Christenthum in der Weise, wie der Verf. davon durchdrungen ist, das Denken, Empfinden und Handeln der Menschen durchdränge, so würde der Unterschied zwischen einem christlichen Volke und einem nichtchristlichen scharf ins Auge springen.

Ref. meint, dies Buch müsse ein richtiges christliches Hausbuch werden, nicht bloß darin zu blättern, sondern darin zu lesen, nicht bloß darin zu lesen, sondern in Gedanken daran zu leben. Die Bemerkungen, Winke und Lehren schließen sich alle eng ans Leben an, sie sind aus der unmittelbaren Gegenwart genommen. Wir Alle kennen sie, „Die berliner Bilderläden“, „Die Verliebten im Thiergarten“, „Die Keller- und Bodenbewohner“, „Die Leichenwagen“, „Die ersten Frühlingstage an der Sonnenseite der Linden“, und welch sinnige Betrachtungen knüpft der Verf. daran. Derselbe gibt auch einige Proben seines humoristischen Talents, zum Beispiel in den Versen S. 444 Amos, amavi! Über die modernen Poeten und Theoretiker urtheilt er scharf treffend. Über Geibel sagt er:

Ich habe nichts dagegen,
Ich hab' auch nichts dafür.
Die Stadt ist hübsch gelegen,
Nur Schab', der Berg steht ihr.

Von Freiligrath:

Ich ja, es war eine schöne Zeit,
Wo Mutter die Bilderbibel dir zeigte;
Ich, daß sie noch ein Mal sich über dich neigte,
Und lehrte dich nun, was sie bedeut'!

Von Herwegh:

An Biß fehlt's nicht — es fehlt an Reiß;
Am Guten nicht — an Güte meist.
An Feuer nicht — jedoch an Licht:
Und schau, da fehlt's, wo das gebricht!

Dem Rückert thut der Verf. offenbar unrecht, wenn er sagt:

Ein Keller, der am Thaler fehlt,
Macht, daß man ihn nach Hellern zählt.

25.

Literarische Notizen aus England.

Unter dem Titel „Revelations of Spain in 1845, by an english resident“ (2 Bde.) sind Aufklärungen über die neuesten politischen Ereignisse und Zustände in Spanien und seinen Colonien, von dem Falle Espartero's an bis zur Auflösung des Ministeriums Gonzalez Bravo gegeben. Das Buch ist der Hauptsache nach desselben Inhalts als die in Paris erschienene Schrift: „L'Espagne en 1843 et 1844; lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolution de ce pays“ von S. Tanzi, deren in Nr. 89 d. Bl. schon Erwähnung geschehen ist.

Der zweite Theil der von Sir Harris Nicolas angestellten Sammlung von Nelson's Briefen und Depeschen ist unter dem Titel „The Nelson letters and dispatches“ soeben erschienen. Das ganze Werk wird etwa drei Bände enthalten.

Lord Campbell gibt unter dem Titel „The lives of the Lord Chancellors of England“ (3 Bde.) eine Charakteristik aller Lordkanzler von England heraus, welche bis jetzt die Inhaber dieser Charge von den frühesten Zeiten an bis zur Revolution von 1688 behandelt. 8.

Freitag,

— Nr. 157. —

6. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

In den Ader der Vorwelt sind poetische Frauennotabilitäten viel dünner gesät als in den der Jetztwelt. Wie strahlen die Namen Korinna und Sappho blendend hervor aus der Dämmerung hellenischer Urzeit! Wie sorgfältig hat man die Trümmer und Fragmente ihres pierischen Nachlasses gesammelt! Wie sehr bedauert man die Kargheit und Winzigkeit derselben! In unsern Tagen dagegen, wo jedes abgelassene Mondesheinfäulnis beinahe eine kleine Sappho oder Korinna (war' es auch nur in der Einbildung dieser Damen selbst) hervorbringt und jedes sich einigermaßen fühlende weibliche Wesen sich vom Dunstkreise der Küche und Kinderstube emancipiren möchte, um im Gebiete der Literatur und Kunst sich Gold und Ruhm zu erringen, können die Künstlerinnen nicht mehr so hervorleuchten wie früherhin, weil ihre Anzahl zu groß und ihr Talent ein Gemeingut ihres ganzen Geschlechts geworden ist. Dabei müssen wir jedoch bemerken, daß die Damen, welche sich durch Ausübung der freien Künste in unsern Tagen auszeichnen und solcher, wodurch die Sinne ergötzt werden, beitem mehr Lorbern und Gold erwerben als Die, welche, mehr die innern Sinne in Anspruch nehmend, im Gebiete der Novellistik und Lyrik zu einem Siege nahe am Throne des beschissenen Gottes emporstreben. Man denke an den vergötterten Schuh einer Fanny Elster oder Taglioni, an das Rauchfaß, welches unsere sonettirenden Dandies vor der Nase einer Pasta, Schröder-Devrient, Jenny Lind, Grisi schwingen und mit dessen blickenden Wollen sie die Verschwiegenheit dieser Damen elendiglich zu Tode geräuchert haben; zu geschweigen, was noch jetzt in dieser Art geschieht von Seiten des schaulustigen und zum Theil blasirten Publicums für die Athletin Seraphine Luftmann oder gar für die prügelfelge Amazone von der pyrenäischen Halbinsel, Rosa Montez! Fallen doch in jedem unserer heutigen Unterhaltungsblätter und diese Namen, gedruckt mit gesperrten Lettern, in die Augen. Um mehrere Grade kühler ist man dagegen in Bezug auf Das, was die emancipirten Frauen der Jetztwelt auf dem Felde der Novellen und des Romans geleistet haben, wo sie in der That eine (sit venia verbo!) kaninchenartige Fruchtbarkeit entwickeln. Denn außer Dem, was Theresie Huber, Johanna Schopenhauer, Amalie Schöppe, Regina Froberg oder später Frau von Paalzow, Gräfin Ida Hahn-Hahn und Andere dort geleistet haben, wird der jüngste literarische Markt schon wieder mit der Flut mehrerer Frauenromane überschwemmt; aber auch hier scheint die kritische Welt überzeugt zu sein, daß der Strom der heutigen Frauenliteratur in dem Maße wie er an Breite zunimmt an Tiefe verliert und folglich an Theilnahme von Seiten des bessern Publicums. Am kühlfen ist jedoch das lesende Publicum in Bezug auf lyrische Frauenleistungen; kein Mensch beinahe verlangt Gedichte von ihnen, ja man blickt mit einem gewissen Mißtrauen auf die Frauen, die, anstatt Strich, Röhren und Küchenteile in der Hand zu führen, die Feder

halten und mit den Fingern Sylben zählen, vielleicht weil man dunkel fühlt, sie seien noch mehr aus ihrer Sphäre getreten als die Romanschreiberinnen, Virtuosinnen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen. Vielleicht gibt es deshalb auch heutzutage viel weniger versemachende Damen. Das Jahr 1843 brachte, unsers Wissens, in Deutschland deren sechs; das Jahr 1844 gibt, wenigstens bis zur Mitte, deren nur vier, denn die fünfte hier erwähnte und besprochene Dichterin ist nicht bloß eine Ausländerin, sondern gehört auch einer etwas frühern Zeit an.*)

Beginnen wir hier mit einer Parallele. Freilich ein bedenkliches, undankbares Geschäft. Es erfordert die Delicatesse eines Hofmanns (und wie selten hat die unser Einer) und die freimüthige Unerbrosenheit und Unparteilichkeit eines Paris. Es sei gewagt indeffen. Die beiden lyrischen Damen, die wir hier nebeneinander stellen wollen, sind:

Luisa von Plöennies**) und
Margarethe Adelmann.***)

Margarethe liebt zu reflectiren, zu schildern und das Wort wo möglich regelrecht zu gestalten, wie sich das besonders aus „Kindheit“ (S. 17) ergibt, ein Stück, welches wir als Urtypus aller übrigen Lieder betrachten können; in Luisens Liedern dagegen drängt eine weiche Gefühlsströmung die Reflexion gewöhnlich in den Hintergrund; sie redet und singt nicht, sie bildet mit dem Herzen und der Phantasie und den meisten Liedern sieht man es an, daß sie unwillkürlich hervorquellende Ergüsse fraulicher Gefühle sind; eben deshalb bleibt auch oft das Wort und seine Form hinter der Intensität der vollen Herzenswärme zurück. Weiblich sind sie Beide. Margarethe dediciert ihre ganze Sammlung den deutschen Frauen, oder vielmehr „dem Lichtstrahl, der vom Sternenthron herab beleuchtet in des Menschen Brust, und dem reinen Sinn“, von welchem sie behauptet, der Himmel habe die Frauen bestimmt, ihn zu pflegen und ihn in stiller Beust kindlich anzubauen. Dabei hat sie eine dunkle Ahnung, daß es eigentlich der Frauen Sache und Beruf nicht sei, Verse zu machen und stellt sich gleich im ersten Liede, „Rein Weib“, hinter die Ägide der apostrophischen Strophen:

Nun was ist es denn hernach,
Wenn im einsamen Gemach
Auch ein Weib am Ofen sitzt,
Sich zur Freud' ein Bildchen schenkt?

Klopft ein Freund an meine Thür,
Pochte bang das Herz schon mir,

*) Zwei sind später noch bezuggenommen.

**) Gedichte von Luisa von Plöennies. Darmstadt, Eckle. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

**) Gedichte von Margarethe Adelmann. Leipzig, Brodhauß. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schnell zog ich mein Bild zurück,
Fürchtend seinen schelen Blick.

Über eine Kleinigkeit
Facht die Weiber gleich der Reid,
Ja selbst meine eig'ne Ras'
Kämpfte manchmal schon die Ras'.
Doch auch selber Männer lassen
Oft von Mißgunst sich erfassen,
Kann der eine Bildchen schnühen,
Wenn umsonst die andern schühen.
Nun, so für' es mich nicht mehr:
Trag' ich's kluglich nicht umher,
So verberg' ich es auch nicht:
Beigen mag es sein Gesicht.

Gold Bedenken kennt Luise nicht. Sie schnitz ohne weiteres ihr Bildchen und nicht im einsamen Gemach. Mit einem gewissen kühnen Selbstgefühl sagt sie in der Einleitung:

Die Liebe ist der Frauen Poesie,
Ist das Mysterium ihres tiefsten Lebens,
Der Grundton ihrer Seelenharmonie,
Die höchste Blüte ihres Erdenstrebens.
Aus ihrer Lieb' blüht ihre Poesie,
Und die nicht liebt, leidet hier vergebens.
Nur von der Liebe Poesie durchdrungen
Hat Sappho einst den Lorbeerkranz errungen.

Von diesem Geist der Zuversicht erfüllt schließt sie:

Ob schwach der Ton, den mir ein Gott verlieh,
Sei er doch nie mit eilem Klang vertauscht;
D'rum, hell und rein sollst du, mein Lieb, erklingen,
Wenn stark und tief die Barben Hymnen klingen.

Emanzipirt haben sie sich somit Beide; nur Margarethe mit bewußtem Streben nach diesem Ziel, Luise dagegen scheint ohne ihr Zutun durch Hülfe des Genius frei geworden zu sein. Beide besingen den Rhein. Margarethe apostrophirt ihn (S. 37) in ziemlich gangbar unbekannten Phrasen; Luise haucht eine zarte Elegie über seine Fluten hin (S. 120) und knüpft große historische Erinnerungen an dieselben; ja sie besingt ihn noch einmal recht zart und innig (S. 256). Beide weihen der Nachtigall ein Lieb. Margarethe ruft (S. 39) sie zur Milderung ihres Schmerzes herbei, Luise macht sie (S. 238) in einer Art von Paraphrasie zu einer Verkünderin der Unsterblichkeit. Überhaupt liebt Luise den weichen Ernst und betritt fast nie die Region des leichten Scherzes. Margarethe thut Letzteres viel. In der humoristischen Ränie „Die Wäsche“ (S. 46) z. B. bewegt sie sich in derselben; aber, obwohl sie ganz in fräulicher Anschauungs- und Empfindungsweise schertzt, fehlt doch die vis comica und die attische Feinheit. In „Sonnenchein“ (S. 45) erhebt sie sich etwas höher als gewöhnlich, aber sie erreicht Luises innige Erhabenheit keineswegs. Beide geben Balladen und Romane; Luise auch poetische Erzählungen, Sagen und Legenden. Margarethe beginnt mit einer selbsterfundnen Ritterromanze, in die sich ziemlich viel Gespreiztes, Alltägliches und selbst Triviales mischt, während Luise, den Stoff von des wirklichen Lebens Bühne nehmend, Frankreichs fast verhungerte Dichterin, Elise Mercœur, zum ersten Gegenstande ihres epischen Liedes macht. So gewaltig und hinreißend, wie sie das tyräische Lieb „Der Schmitz von Lübeck“ (S. 178) hinführt, kann Margarethe nirgend werden. Rankt sich doch ihr Interesse selbst um Fragen der Zeit und Wünsche der Gegenwart; so lesen wir unter der Aufschrift: „Auf der Eisenbahn“ (S. 182) folgende Ergüsse:

Rascher Bliz, der hin mich trägt
Pfeilschnell, von der Blut bewegt,
Eausend durch des Tages Pracht,
Brausend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromessäumen,

Blitzend an des Abgrunds Säumen.
Durch der Berge mächt'ge Gräfte,
Durch der Thäler mächt'ge Kläfte,
Durch der Saaten gold'ne Wogen,
Über stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Wehen. —
Kunst, wie du, das freie Wort
Eausend jäh'n von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen,
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern! —
Freies Wort, wer grünet Schönen,
Deinem Wahnsinn Karl zu dienen?

Etwas dem Ähnliches hat Margarethe nirgend in ihrem Buche aufzuweisen, auch nicht, was sich vergleichen ließe mit dem herzigen Liebe „Warum schlägt so laut mein Herz“ (S. 8) oder mit der blendenden Farbenpracht in „Tinctora thebaica“. Nehmen wir nun noch in Erwägung, daß Luise in Hinsicht der Form der Dichtung sich naht und Margarethe Härten im Reim und manche rhythmische Verstöße sich zu Schulden kommen läßt, so kann es nicht fehlen, daß die Schale Jener auf der kritischen Waage sinkt und Dieser in die Höhe steigt. In der That ein Facit unserer kritischen Parallelrechnung, welches wir ungern niederschreiben, insofern ist Unparteilichkeit eine Cardinaltugend des Kunstkritikers, Ref. hofft auch, daß gegenwärtige Preisvertheilung keinen trojanischen Krieg veranlassen wird. Ubrigens wird er sich in Zukunft vor dem leidigen Parallelisiren hüten und es erscheint deshalb

Amalie von Wisingerode *)

einzeln. Sie tritt bescheiden auf:

Wenn in den felschen, frühlinggrünen Zweigen
Ein Vöglein regellos sein Liebchen prüft,
Singt's auch nicht schön, man heißt es doch nicht schweigen,
Wenn frohen Stanes man den Wald durchschweift.

Wer wollte, wer könnte das hier?! Der Himmel hat Amalien keine große, reiche Domaine im Reiche der Intelligenz zu verwalten gegeben, wol aber ein schönes, weiches, zufriedenes, in Gott versenktes Gemüth, und das ist auch eine schöne Himmelsgabe. Mit scharfem Auge liest sie im Buche der Natur. Die Bilder, die sie daraus copirt, sind treu und nirgend trägt sie die Farben zu dick auf; ja zuweilen identificirt sie sich mit der Natur. Ihr frommer, religiöser Sinn bringt jede Klage zum Schweigen; vergl. „Sehnsucht“ (S. 105). Ihre Seelenkräfte stehen in einem harmonischen Verhältnisse, also daß der Verstand dem Phantasiefluge seine Grenzen anweist und die Blut der Gefühle maßigt. Wie gut ist der „Kath“ (S. 15):

Daß du Freude nicht gefunden,
Ist dir Lebensglück zerronnen,
Tausche deiner Seele Wunden
In des Wissens heil'gen Brunnen.
Menschenberg ist gleich dem Kinde,
Welches immer härter weinet,
Wenn mit Trosteswort gelinde
Man den Schmerz zu stillen meint.
Laß es unbeachtet scheinen,
Fließen schon die Thränen milder;
Willst du enden ganz das Weinen,
Zeig' ihm hübsche bunte Bilder.
So mußt du das Herz vergessen.
Wenn sein Spielwerk: Lebensfreude,
Ihm zerbrochen; unterdessen
Wird es still von seinem Leide.

*) Geschichte von Amalie von Wisingerode. Sötlinsgen, Dietrich. 1844. Gr. 12. 1 Thlr

In dem großen Silberbuche,
Das genannt wird: Welt und Leben,
Denn die reichsten Blätter suche,
Sie dem Lebenden zu geben.
Auf die Bilder schön und sanft,
Kußt du seine Blätter lenken,
Ist's nicht gar zu eigenmächtig,
Wird's sein selbst bald nicht mehr denken,
Wird mit neu erwachten Sinnen
Nur auf Jener Deutung hören,
Und sein Kummer wird zerfließen
Vor den gottgeweihten Lehren.

Ebenso anmuthig reflectirt sie in „Lebensbedingung“ (S. 34). Welche sanfte Wehmuth in „Bitte“ (S. 33), in „Klage“ (S. 48), in „Entbehrtes Glück“ (S. 129). Wie gefühlvoll ist „Erfolg“ (S. 41), wie schön „Die Ferne“ (S. 140), ein Lied, welches wir Consequenzen zum Componiren empfehlen; wie verständig die Ansichten in „Poesie“ (S. 151) und in dem folgenden Stücke „Die Dichter“, und wie beherzigenswerth die Lehren, die sie (S. 155) den politischen Dichtern gibt; kurz, wer keine zu großen Ansprüche macht, wird gern auf die Löne dieses „Herzens voll Liebeslust und Liebesleben“ lauschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die literarischen Soirées der letzten beiden Jahrhunderte.

Wer bei der Betrachtung der literarischen Zustände Frankreichs nicht an der Oberfläche haften, sondern einbringen will in die Geheimnisse, deren Zusammenhang man nur hinter den Coulissen erfahren kann, darf durchaus die literarischen Gesellschaften oder Soirées nicht unberücksichtigt lassen, welche in socialer wie in literarischer Beziehung in Frankreich besonders seit den letzten zwei Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt haben. Auch für Deutschland ist eine Würdigung der ästhetischen und literarischen Verbindungen, welche besonders im vorigen Jahrhundert ihr Reg über ganz Europa ausbreiteten, von wesentlichem Interesse. Leider sind die Vorarbeiten zu einer solchen Darstellung noch sehr unvollständig und noch kein Historiker hat dieses interessante Thema auf eine einigermaßen befriedigende Weise behandelt. Ein Werk wie die treffliche Schrift Bachsmuth's über Weimar wäre für die Geschichte der vielverzweigten, einflußreichen literarischen Gesellschaften in Frankreich von hohem Werthe. Welcher Reichthum der interessantesten Persönlichkeiten würde sich in einem solchen Bilde vereinigt finden! Wie manche Aufklärung könnte das Verständniß der ästhetischen Kritik aus diesem fortwährenden Widerstreite sich beschönernder literarischer Coterien schöpfen! In Ermangelung einer genügenden Darstellung über diesen Gegenstand wollen wir einige interessante Notizen einem Aufsatze „Sur les soirées littéraires des deux derniers siècles“ vom Abbé Badié entnehmen. Diese Arbeit, welche sich in dem literarischen Journal „L'investigateur“ (1844, November) befindet, gibt freilich nur eine Skizze dieses reichen und lebendigen Gemäldes, dem wir eine ähnliche Meisterhand wie die Bachsmuth's wünschen möchten.

Es ist bekannt, daß aus der Vereinigung verschiedener Literaten, welche bei Conrart zusammenkamen, die Académie française hervorgewachsen ist. Diese gelehrten Zusammenkünfte, welche gegen das Jahr 1629 ihren Ursprung nahmen, waren in Paris die ersten uns bekannten Gesellschaften, die man mit dem Namen literarischer Soirées bezeichnen könnte. Neun Literaten: Godeau, der später Bischof von Grasse wurde, Gombaud, Chapelain, Conrart, Giry, Habert, Abbé de Cérissi, Serizay und Malleville, kamen wöchentlich zusammen, um sich über literarische Gegenstände zu unterhalten. Die weiten Wege, welche, da man kein bestimmtes Local hatte, mit diesen Vereinigungen verbunden wa-

ren, brachten endlich auf den Gedanken, die Wohnung Desjennigen, der am meisten in der Mitte wohnte, zum Vereinigungspunkte zu wählen. So kam es, daß das Haus Conrart's das Centrum dieser Zusammenkünfte wurde. Die einzelnen Mitglieder der Reunion hatten sich alle gegenseitig zu Stillschweigen in Bezug auf das Bestehen dieser Gesellschaft verpflichtet. Indessen wurde dasselbe nicht lange beobachtet, und so sah man sich endlich genöthigt, den Kreis zu erweitern und neue Mitglieder zuzulassen, bis endlich unter dem besondern Schutze Richelieu's die beschriebene Gesellschaft sich zur glänzenden Körperschaft einer Académie umbildete. Etwa um die nämliche Zeit, gleichfalls während der Regierung Ludwig's XIII., veranstaltete Gaston, Herzog von Orleans, in seinem Palaste Gesellschaften, in denen besonders Bougelas und Voiture glänzten und wo gewisse Aufgaben und Thematika behandelt wurden, welche der Herzog zuvor selbst angedeutet und bestimmt hatte. Nicht minder besucht von Gelehrten und Schönggeistern war das Haus Justel's, der mit allen einigermassen berühmten Männern seiner Zeit in engem Verkehre stand. Aber viel wichtiger waren die Gesellschaften des Hôtel de Rambouillet, in dem lange Zeit Wig und Mode ihre Herrscherfrage aufgeschlagen hatten. Katharine de Vivonne, Frau des Marquis von Rambouillet, und ihre vier Töchter, besonders die spätere Herzogin von Montosier, gaben von hier die Gesetze des guten Tons an. Billefore sagt in seiner Geschichte der Herzogin von Longueville vom Hôtel Rambouillet, es sei „le plus délicieux réduit qu'il y eût alors“. Die hervorragendsten Notabilitäten, welche hier zusammenkamen, waren der Prinz von Condé, die Cardinale Richelieu und Lavallette und die Literaten Bougelas, Godeau, Voiture, Mlle. de Scudéry, Mad. de Sévigné, der Graf von Rabutin-Chantal, Gomberville, Ménage, Gombaud und viele andere. Das Beispiel des Hôtel Rambouillet bewirkte, daß jedes vornehme Haus seine literarischen Clubs haben wollte, welche je nach der Stellung ihrer Besitzer eine verschiedene Färbung annahmen. Jeder Reiche und Vornehme wollte eine Art von Handel mit Wigworten und Schöngesteirerei treiben oder, wie man es damals nannte, „avoir de petits bureaux du bel esprit“. Wir können nur die vorzüglichsten literarischen Soirées hier im Vorbeigehen erwähnen. Die Herzogin von Montpensier entschädigte sich für ihre politische Unthätigkeit, zu der sie durch die Umstände verdammt wurde, auf ihrem Landsitze zu Saint-Pargrau durch vielseitige Studien und durch zahlreiche Gesellschaften, in denen die schönen Künste an der Tagesordnung waren. Mlle. de la Vergne, die früh im Hôtel Rambouillet zu glänzen angefangen hatte, gewährte der gelehrten und gebildeten Welt, als sie Gräfin von Lafayette geworden war, in ihren Salons vielbesuchte Zusammenkünfte, in denen unter Andern auch der kindlich liebenswürdige Lafontaine gesehen wurde. Ségrais, welcher einer der am liebsten gesehenen Besucher dieser Gesellschaften war, ließ einigen Geistesproducten der liebenswürdigsten Wirthin, wie z. B. den Romanen „Zaide“, und „La princesse de Clèves“, seinen Namen, der einen guten Klang hatte. Auch Mad. de Sévigné hielt offenen Salon und der Herzog von Larochefoucauld erholte sich in den Gesellschaften, welche in seinem Hôtel stattfanden, von der Langweile des Hoflebens. Die Herzogin von Longueville, welche nach einem unnütz vergebunden Leben sich der Frömmigkeit in die Arme warf, machte ihren Palast, der in der Nähe des Hôtel Rambouillet gelegen war, zu einem Sammelplatze der literarischen Welt.

In allen diesen Soirées fanden sich neben Gelehrten und geistreichen Köpfen aller Art auch nichtssagende Hofleute, vornehme Figuranten und Statisten ein, welche die glänzenden Räume anfüllen halfen. Einen wissenschaftlichen Charakter hatten die Gesellschaften, welche jeden Dienstag bei LeFebvre de Chantreaux zusammenkamen. Dieser Gelehrte war ein gründlicher Kenner der Chronologie und diese Wissenschaft wurde in seinem Hause besonders gepflegt. Ein Versammlungsort für die Mathematiker war die Wohnung Lapailleur's. Hier wur-

den von Bouillaud, Cassendi, Roberval, Desaignes, Pascal, Cassari u. A. die schwierigen Fragen und Probleme dieser Wissenschaft besprochen. Auch beim Vater Pascal's fanden die Mathematiker stets gastliche Aufnahme. Es ist bekannt, wie in diesen Gesellschaften der junge Pascal, noch halb als Kind, alle Anwesenden durch seinen außerordentlich entwickelten Verstand in Erstaunen setzte. Ein mehr wissenschaftliches Gepräge hatten auch die Zusammenkünfte, welche im Hause von de Thou, dem Sohne, dem Erben der Papiere Dupuy's, stattfanden. Hier sah man den Abbé Dulongbier, Surpet, den Abbé Salou, de Balot, Sainte-Marthe, Dubouche. Auch der Abbé Ménage, der sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen mehr auszeichnete als in der geistlichen Carrière, wohnte diesen Versammlungen bei, und veranstaltete in seinem eigenen Hause ähnliche Gesellschaften, die er, weil sie jeden Mittwoch zusammenkamen, seine „Mercuriales“ nannte. Der Sonnabend war der Gesellschaftstag der Mlle. de Scudéry, welche überall mit offenen Armen empfangen wurde und zu deren Soiréen Jeder es sich zur Ehre rechnete Zutritt zu erhalten. Wenn man zu allen diesen glänzenden oder bescheidenen Gesellschaften noch die Zusammenkünfte der neugebildeten Académie française, welche damals jeden Montag und Donnerstag im Hôtel des Präfidenten Séguier angesetzt waren, hinzurechnet, so sieht man, wie lebhaft, ungeachtet der politischen Bewegungen (man denke an die Importants und dann die Frondeurs), der gesellschaftliche Verkehr jener Zeit sein mußte.

Als ein vorzüglicher Stern, welcher an diesem Horizonte glänzte, muß noch Mlle. Lejars de Gournay, welche von Montaigne sagte, daß sie ihn als ihren zweiten Vater betrachte, erwähnt werden. Bei ihr vereinigten sich die ausgezeichnetsten Mitglieder der französischen Akademie. Bei den grammatischen Diskussionen, welche hier oft den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, drang gewöhnlich die Ansicht dieser geistreichen Frau durch. Labarrière verdankte es seinem literarischen Rufe und der Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit seiner Frau, an der Lafontaine eine sorgsame Freundin fand, daß sein außerhalb des eigentlichen Paris gelegenes Hôtel „Folie Rambouillet“ das Centrum eines eigenen schöngestirnten und wissenschaftlichen Kreises wurde. Als ausschließlich geistlichen Bestrebungen gewidmet waren die „Assemblées des mardis“ zu Saint-Ezazare bekannt, wo Bossuet, Rancé und andere ausgezeichnete Männer anregend auf die große Masse der jüngern Geistlichkeit einwirkten. Die sogenannten Conferenzen eines bekannten Kritikers waren berühmt oder berüchtigt, wie man will, und dürfen hier nicht übergangen werden. Über die Veranlassung, weshalb sie in Folge einer Bestimmung des Hofes aufhören mußten, sind die Memoirenschreiber in Zwiespalt. Nach der Angabe der Einen wären sie unterdrückt, weil hier die Lehren der gallicanischen Freiheiten zu unumwunden vertheidigt wurden, während gewichtige Autoritäten, wie z. B. de Bauffet (Histoire de Bossuet), sich dahin erklärten, daß eine gewisse Hinneigung zum Socinianismus, die sich in diesen Gesellschaften kundgethan hätte, der Grund des Einschreitens von Seiten des Hofes geworden wäre. In theologischer Beziehung verdienen die Soiréen der Herzogin von Longueville, wo die Anhänger des Port-Royal ihre Zusammenkünfte hielten, und die Gesellschaften des Abbé Fleury, des ausgezeichneten Kirchenhistorikers, noch erwähnt zu werden.

Etienne Pavillon, den Voltaire „le doux, mais faible Pavillon“ nennt, lebte, nachdem er sich in der geistlichen Laufbahn ohne sonderlichen Erfolg versucht und auch die Last verschiedener Magistratsstellen abgeschüttelt hatte, dem Dienste der Künste und Wissenschaften und pflog mit allen Notabilitäten einen lebhaften gesellschaftlichen Verkehr. Auch in seinem Hause bildeten sich Reunionen an bestimmten Tagen.

Nachdem wir einen flüchtigen Überblick über die wichtigsten literarischen Soiréen des 17. Jahrhunderts gegeben haben, wenden wir uns zu denen der folgenden Zeit. Das ge-

sellchaftliche Leben, in dem sich eine immer größere Regsamkeit entfaltete, nahm im 18. Jahrhundert einen ganz andern Charakter an. Was die Zusammenkünfte der Gelehrten und Schöngelirten an harmloser Heiterkeit verloren, gewannen sie an kritischem Geiste, der aber bald so sehr überhand nahm, daß die Grundlagen des Staats- und Gesellschaftslebens bald der Vernichtung preisgegeben waren. Bald gab es nichts Heiliges, nichts Ehrwürdiges, nichts Reines, was in diesen literarischen Soiréen, deren Anzahl im fortwährenden Steigen begriffen war, nicht in den Staub gezogen und der Verpöthung übergeben wäre. Das Hervordringen dieses frivolen Tons, welcher endlich in offene Frechheit und Ruchlosigkeit ausartete, zeigte sich zuerst unter Anderm in den Gesellschaften des Herzogs von Maine, die von Malibeu sehr bezeichnend „les galères du bel esprit“ genannt wurden. In diesen und ähnlichen Salons glänzte vorzüglich die bekannte Mad. de Staël, frühere Mlle. de Launay. Welche Zurückhaltung dürfte man bei Mad. de Lencin beobachten, welche das Klosterleben verließ, um sich in der größten Ausschweifung zu ergeben? Und doch waren ihre Gesellschaften von Allem, was Paris an hervorragenden Männern aufzuweisen hatte, befreit. Sie nannte selbst die Soiréen, welche sie gab, ihre Menagerie und die Gäste, unter denen man Fontenelle und Montesquieu bemerkte, ses bêtes. Nicht weniger leichtfertig ging es bei Mad. Dubessant zu, deren früheres Leben auch nicht ohne Makel geblieben war. Nichtsdestoweniger ist es anzuerkennen, daß sowohl Mad. de Lencin als Mad. Dubessant manchen bedrückten Gelehrten unterstützte und manchem Verfolgten Schutz und Anerkennung verschaffte. Noch freigebiger war Mad. de Geoffrin, welche einen großen Theil ihres Reichthums auf eine sehr zarte Weise zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften anwendete. Dafür hing eine große Schar von Künstlern und Gelehrten an ihr mit einer Begeisterung, welche in dem Witzspiel „Le bureau d'esprit“ von Rutilidge ins Lächerliche gezogen wurde.

Am offensten und unverhülltesten trat der Geist der Verneinung in den Gesellschaften des Barons von Holbach hervor, in denen — wenn auch Marmontel in seinen Memoiren das Gegentheil behauptet — nichts gescheut und für heilig gehalten wurde. Daher zogen sich denn Einige von Denen, die selbst erst in den ersten Reihen gestanden hatten, allmählig zurück. Alembert besuchte diese Gesellschaften, in denen der skeptische Geist des 18. Jahrhunderts concentrirt schien, immer weniger, Buffon blieb ganz aus und sogar J. J. Rousseau fand sich bewegen, offen mit Holbach zu brechen. Der lustige Abbé Galiani nannte den freigebigen Gastgeber, der es sich 40 Jahre lang zur Ehre rechnete, alle sogenannten philosophischen Köpfe von Paris zu bewirtheten, „le premier maître-d'hôtel de la philosophie“.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Vorbereitet wird die Publication eines interessanten Werkes, betitelt: „Physical description of New South Wales and Van Diemen's Land“, von P. G. De Strzelski, welches ein Resultat fünfjähriger persönlicher Beobachtungen des Verf., verbunden mit der Einsicht in verschiedene Parlamentspapiere und neuere Adressen des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft ist. Desgleichen: „Sir James Mackintosh's miscellaneous works“, welche, mit Einschluß seiner vielbesprochenen Beiträge zum „Edinburgh review“ von seinem Sohne gesammelt und herausgegeben werden.

Der achte Band der neuen, verbesserten Auflage von Miss Strickland's „Lives of the queens of England“, welcher jetzt erschienen, enthält: Henriette Maria, Gemahlin Karl's I. und Katharina von Braganza, Gemahlin Karl's II. 8.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 158. —

7. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Die Vierte ist eine Anonyma, deren poetischer Nachlaß als eine Erinnerungsgabe *) erschienen ist. Das Vorwort sagt uns, daß Maria Clementine schon in früher Jugend Reigung zur Dichtkunst offenbarte, daß die Ahnung eines frühen Todes, zu der Ihrigen tiefer Betrübnis, schon in ihrem 21. Jahre in Erfüllung ging und daß sie in ihren letzten Lebenstagen den Wunsch geäußert habe, daß man ihren poetischen Nachlaß sammle und drucken lasse. Das haben denn auch die Hinterbliebenen gethan und so ist das Buch als Manuscript für Freunde in die Welt gegangen. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir das Urtheil fällen, es seien uns hier die Versuche einer nicht talentvollen Anfängerin gegeben, die jedoch weder ein recht feines rhythmisches Ohr, noch hinlängliche Kenntniß der Metrik, noch Vielseitigkeit in ihrer ästhetischen Richtung hatte; indessen bringt das Gefühl des Mitleids und die Erwägung, daß die Verklärte über jedes irdische Urtheil jetzt erhaben ist, die Stimme der Kritik zum Schweigen. Aus den Gedichten ergibt sich, daß sie an einem gebrochenen Herzen, gebrochen durch die Untreue eines Geliebten, gestorben ist. Sie sind alle in die Farbe der Schwermuth und der Sehnsucht nach der Ruhe im Grabe getaucht, ja in „Vernichtung“ spricht sie sogar den trostlosen Wunsch aus, aus dem Todeschlummer nimmer wieder zu erwachen; dieses ewige hoffnungslose Wingen mit dem Schmerze, dieses todtnühe Wanken auf dem Lebenswege in einer Zeit, wo den Sterblichen sonst die Rosen der Liebe und Freude umblühen, diese bis zur Irreligiosität sich steigende Resignation, die allenfalls in „Wissen“ (S. 124) sich milder und ergebener gestaltet, erwecken nicht bloß das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen, sondern füllen auch des Lesers Seele oft mit einem peinlichen Gefühl. Ubrigens findet sich eine bedeutende Anlage für Episches. „Die Nacht der Liebe“ (S. 19) ist nicht bloß gut erfunden, sondern überrascht auch in einzelnen Zügen durch einen kühnen Phantasieflug, obwohl das Ganze eine tiefmelancholische Färbung hat. Noch mehr zeichnet sich, „Margaretha's Brautleid“ (S. 62) durch Eigenthümlichkeit in der Invention und schlagende Wirkung auf das Herz aus. In „Das Heimweh“ (S. 96), einer Art von geistlicher Paramythie, offenbaren sich alle Grundzüge einer großartigen Imagination und es gibt eine Ahnung von Dem, was die Verklärte hätte leisten können, wenn die Aushung schöner Hoffnungen ihr nicht das Herz mit Bitterkeit und Lebensüberdruß gefüllt hätte. Die Lecture des Ganzen aber hinterläßt dem Gemüthe ein gewisses, wehmüthiges Frohgefühl, daß des Todes sanfte Hand die Wunden dieses Herzens geheilt und frühe die Sehnsucht einer todtnühen Pilgerin gestillt hat.

*) Gedichte einer früh Verstorbenen in chronologischer Folge. Eine Erinnerungsgabe. Als Manuscript gedruckt. Leipzig, Troschel. 1844. 8. 1 Zfr.

Ganz das Gegentheil in Bezug auf diese Stimmung und Gemüthsrichtung findet sich bei

Elisabeth Kulmann *),

dem fünften Portrait in dieser Frauengalerie. Sie ist ebenfalls in der Blüthe der Jahre dahingewelt, aber sie war nicht lebensmüde und erfüllt mit Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes wie Maria Clementine, sondern lebte vor dem Tode, als dem finstern Räuber der Freude und des Ruhms, schon zurück. Sie ruft dem Tode zu:

Was sähst du für Vergnügen,
In schreckender Gestalt
Mich einem Kind' zu zeigen,
Das schon zum Grabe wankt?
Was hab' ich denn genossen
(Nimmst du die Freude weg,
Die meinem Geist geworden)
Auf meinem Lebensweg?
Erst nimmst du mir die Brüder;
Dann Vater, unsern Hort;
Noch machte mir die Heimat
Fast zum Verbannungsort.
Hat mich nicht der Gedanke
Sequält, früh brach' mein Herz?
Und mehr als eig'nes Leiden
Der guten Mutter Schmerz?
Zum mind'sten laß mich ruhig
Rollenden meine Bahn.
Hab' jemals einem Menschen
Ich was zu Leide gethan?
Ich sterbe jung und hoffe,
Ich würde alt, sehr alt,
Und sterb' ich heut' — ist morgen
Mein Namen schon verhallt.

Wir ließen diese Verse hier abdrucken, weil sie zugleich eine biographische Skizze dieses höchst genialen, und wir können sagen, zu früh gereiften Kindes enthalten. Doch zur Sache. Elisabeth Kulmann wurde im J. 1808 zu Petersburg geboren. Ihr Vater, Boris Feodorowitsch Kulmann, war erst im Militär, dann im Civildienst beim Bergcorps mit dem Titel eines Collegienraths angestellt, starb aber bald und unbedeutend, mit Hinterlassung einer Witwe, zweier Töchter und sieben Söhne, von denen fünf auf dem Felde der Ehre im Befreiungskriege blieben. Die älteste Tochter war an einen Bergbeamten in den permischen Bergwerken, wo der Vater auch eine Zeit lang angestellt war, verheirathet. Elisabeth war das

*) Elisabeth Kulmann's sämtliche Gedichte. Herausgegeben von Karl Friedrich von Ströbnerich. Mit dem Bildniß und dem Denkmale der Dichterin. Dritte Auflage. Leipzig, D. Wigand. 1844. 8. 2 Zfr. 20 Rgr.

jüngste Kind. Ihre Biographie geht ihren sämtlichen Gedichten voraus. Wir können nicht sagen, ob Fr. von Großheimrich oder Elisabeth's Lehrer, der hier in der That als ein sehr tüchtiger Pädagog erscheint, Verfasser ihrer Lebensbeschreibung ist. Eine besonders gedruckte Biographie von ihr ist zu Petersburg ausserdem von Alexander Nikitenko erschienen. Elisabeth's Geist entwickelte sich so schnell und glänzend, daß man wol vermuthen konnte, er eile der bedächtig bildenden Zeit voraus und werde den Körper erdrücken. Schon das dreijährige Kind offenbarte mit einem Hange zum Wunderbaren und zur Schwärmerci eine scharfe Beobachtungsgabe und doch wieder eine Phantasie, welche die todte Natur mit tausend lebendigen wunderbaren Wesen bevölkerte; dabei waren Gefühl und Gedächtniß, die selten in menschlicher Seele zu harmonischem Verein sich gestalten, nicht leer ausgegangen. Ihre Mutter, der russischen und deutschen Sprache gleich mächtig, war ihre erste (vortreffliche) Lehrerin; zu bedauern ist nur, daß ihre beschränkte äußere Lage ihr nicht gestattete, viel an die Erziehung der Tochter zu wenden. Elisabeth's Lehrer erkannte in ihr eine Natur, die allenfalls ohne Anleitung sich entwickeln würde und bei deren Ausbildung man nur dahin wirken mußte, alle Hemmnisse wegzuschaffen. Er lehrte sie Buchstabenmalen, Rechtschreibung und Grammatik; diesen Lehrgegenständen folgte Geschichte und Erdkunde. In ihrem neunten Jahre führte er sie in das Reich der Dichtkunst, welches sie an Gellert's, Gessner's und Matthysen's Hand zuerst betrat. Zugleich empfing sie Unterricht in der französischen Sprache. Ungeachtet der Lehrer sich hütete, sie mit Metrik und Reim bekannt zu machen, schrieb sie doch insgeheim Verse; der erste dieser Versuche der neunjährigen Dichterin wird uns in „Morgengebet des Raben“ (S. 35) mitgetheilt, er lautet:

Die Menschen jagen mich,
Wohin ich geh' von ich.
Seh', garst'ger Rabe, bist so schwarz
Wie eine Kohle und wie Fars.
Gott aber läßt mich nicht im Stich,
Und alle Tage nährt er mich.
Dem Menschen gibt er ein großes Stüd,
Dem Schaf gibt er ein kleines Stüd,
Und mir so viel als nöthig ist.
Daß ich satt sei zu jeder Frist.
Ich dank' von Herzen dir, mein Gott!
Daß du mir hilfst aus aller Noth.

Wie unvollkommen dieser Versuch sein mag, so offenbart er doch den Reim künftiger Leistungen. Das Italienische lernte sie auch in dieser Zeit und war schon nach drei Monaten im Stande, Tasso's „Befreites Jerusalem“ zu lesen, welches ihr der Lehrer an ihrem zehnten Geburtstage, in einem Pfefferkuchen versteckt, verehrte, und dessen Stangen sie bald ihrem Gedächtnisse aneignete. Von einem Freunde ihres Vaters, einem geborenen Engländer, erlernte sie die Sprache Albions, in welcher Milton ihr Held ward. Der Etatsrath Weder, ebenfalls ihres Vaters langjähriger Freund, wurde aus den permissiven Bergwerken nach Petersburg berufen als Commandeur des Bergcorps. Er ließ Elisabeth mit seinen beiden Töchtern im Zeichnen, Tansen und Fortepianospiel unterweisen, in der Physik aber, Botanik, Mineralogie und Mathematik gab er selbst den Kindern den nöthigen Unterricht. So sehr sie sich für diese Unterrichtsgegenstände interessirte, so lehrte sie doch immer am liebsten, wie mit unwiderstehlicher Gewalt gezogen, zur Dichtkunst zurück. Mit dem Reim wollte und konnte sie sich indessen anfänglich nicht recht befreunden, weil sie sich mehr zu antiken Metren hingezogen fühlte; wo sie ihn jedoch gebraucht, beherrscht er nie den Gedanken. Ihr Lehrer rückte ihr Abscheu vor jeder Nachahmung ein und suchte ihr zu zeigen, wie man in poetischen Schöpfungen originell werden könne. Er führte sie deshalb zunächst in die Sphäre der Naturdichtung. Sehen wir die ersten sieben Sätze ihrer Gemäldesammlung durch, so finden wir, daß sie darin den größten

Theil Dessen in Wort und Bild darzustellen bemüht war, worin ihrer Meinung nach Poesie besteht; sie schildert nämlich die sie umgebende Welt, oder vielmehr den Theil der Welt, der sich ihrem Auge in ihrer beschränkten Lage darstellt, also die sie umgebenden Thiere, Blumen und Pflanzen, und hier und da ihre eigene, offenbar nicht sehr günstige Lage. In den vier folgenden Sätzen sehen wir sie aber schon einen Schritt weiter gehen. Sie durchbricht die sie umgebenden Schranken, erwählt sich die ganze Natur zum Wirkungskreise und ihr Vortrag nimmt einen höhern Flug; aber immer umgibt sie die Fesseln des Reims als eines Zwangs, welcher der Darstellung des Gedankens Eintrag thue. Unter den Sachen und Sächelchen aus dieser Zeit sind drei, die Goethe's Beifall erhielten. In ihrem dreizehnten Jahre trieb eine unwiderstehliche Wissbegierde sie zur Erlernung der lateinischen Sprache; bei ihrer Kenntniß des französischen und italienischen Idioms hatte sie sich dieselbe nach wenigen Monden zu eigen gemacht. Aber auch hierbei blieb sie nicht stehen. Das Lob Homer's, von ihrem Lehrer einst ausgesprochen, machte solchen Eindruck auf sie, daß sie vor Verlangen glühte, die Werke des blinden Sängers aus Chios in der Originalsprache lesen zu können. Der Lehrer willfahrte ihr auch darin. Abermals in drei Monaten konnte sie, da der Anfang mit dem Neuen Testament gemacht wurde, das Evangelium des Matthäus verstehen; dann erst folgte ein Unterricht in den Dialecten der griechischen Sprache, und der thätige und umsichtige Instructor verfaßte eine auf ihre eigene geistige Persönlichkeit berechnete Grammatik. Ein russischer Priester, schon früher ihr Wohlthäter, wurde von ihr an seinem Namenstage durch ein lateinisches Gedicht überrascht und lehrte sie aus Jumeigung zu ihr nicht blos die Slavonische Sprache, sondern gab ihr auch Unterricht im Gesange. Als sie ihr dreizehntes Jahr vollendet hatte, war die profaische Übersetzung Anakreon's in fünf und dessen metrische in ihre drei Lieblings Sprachen, die russische, deutsche und italienische, vollendet, die Lecture Homer's schon weit vorgeschritten, Barthlemy's Reise des jüngern Anacharsis und Pausanias' Beschreibung von Griechenland ihr von Anfang bis zu Ende bekannt; doch kam zu eben dieser Zeit die Frage zur Sprache, was aus ihr werden solle; denn obwohl es schien, als sei Elisabeth allein für die Kunst geschaffen, so hielt es die verständige Mutter doch für Pflicht, die Tochter auf Erwerbsmittel im bürgerlichen Leben hinzuweisen. Der Lehrer war dagegen der Meinung, Elisabeth sei zur Dichterin geboren, und um die Mutter zu überzeugen, daß dies also sei, sandte er durch einen Freund aus den bereits vorhandenen Gedichten seiner Schülerin 30 derselben an Goethe, und ein ähnliches Heft an Jean Paul nach Baireuth. Der Erstere ließ ihr sagen, er prophezeie ihr einen ehrenvollen Rang in der Literatur, sie möge in einer Sprache schreiben in welcher sie wolle. Etwas dem Ähnliches ließ ihr auch Letzterer in der ihm eigenen Ausdrucksweise sagen, wie denn auch späterhin Johann Heinrich Voss ein höchst günstiges Urtheil über ihr Übersetzungstalent fällte. Die Kaiserin Elisabeth, der man ihren Anakreon zugesandt hatte, schickte ihr mit einem schmeichelhaften Schreiben ein kostbares Fermoir und gab ihr die drei letzten Lebensjahre hindurch überdies eine Pension von 200 Rubeln. Inmitten der Bestrebungen, im Homerischen Geiste zu dichten, lernte sie spielend die spanische, portugiesische und neugriechische Sprache. Da nun so ihr unterschiedener Hang zu Wissenschaft, Sprachen und Kunst sich geoffenbart hatte, so beschloß die Mutter, Lehrer und Freunde, sie solle Erzieherin werden. Aber der Himmel fügte es anders. Am 7. November 1824 trat die fürchterliche Ueberschwemmung Petersburgs ein. Angst, Schrecken, Kälte und Feuchtigkeit wirkten höchst nachtheilig auf ihren zart organisirten Körper. Sie erkrankte und ward wieder besser, erkrankte aufs neue, und wie ängstlich und sehnüchlich sich die arme Psyche an ihrem kraftlosen Gefährten anklammern mochte, konnte er sie doch nicht länger als noch ein Jahr beherbergen. Elisabeth endete am 19. November 1825. Auf

ihrem Grabe hat die Huld der Kaiserin Alexandra Fedorowna ihr durch die Hand eines jungen italienischen Bildhauers ein Denkmal aus carrarischem Marmor errichten lassen. Eine lithographirte Abbildung ihres Denkmals findet sich in vorliegender Sammlung ihrer sämmtlichen Gedichte, sowie ihr sehr edles Profil, dem Titelblatt gegenüber, den Beschauer durch einen Zug stiller Behmuth anspricht. Die Inschriften auf dem Sarkophag sind in den elf Sprachen, die sie theils verstand, theils sprach, abgefaßt. Wir setzen hier bloß die lateinische her: „Prima Russicarum operam dedit idiomati graeco, undecim novit linguas, loquebatur octo, quamquam puella poetria eminens.“

(Der Beschluß folgt.)

Die literarischen Soirées der letzten beiden Jahrhunderte.

(Beschluß aus Nr. 157.)

In den Gesellschaften der Marquise de Châtelet, der Freundin Voltaire's, wurde über Sprachen, Mathematik, Philosophie gesprochen und die Marquise nahm an allen, auch den gelehrtesten Verhandlungen Theil. Alembert, welcher diesen Soirées häufig beiwohnte, richtete später, als er Secrétaire der Académie geworden war, in seinem eigenen Hause literarische Zusammenkünfte ein, die nicht immer frei von gelehrter Cameraderie blieben. Von allen diesen literarischen Reunions, welche wir bisher haben die Revue passieren lassen, hat keine eine so unmittelbare Productivität entfaltet als die Gesellschaften der Mlle. Doublet de Persan. Diese Zusammenkünfte waren zugleich auch diejenigen, wo auf die Beobachtung gewisser Reglements mit der größten Strenge gehalten wurde. Jedes Mitglied hatte seinen bestimmten Platz und war gehalten, zu einer bestimmten Stunde sich einzustellen. Die Verhandlungen, welche gepflogen wurden, und die Tagesneuigkeiten, welche Jeder als einen schuldigen Tribut zur Unterhaltung beisteuern mußte, wurden in ein großes Buch eingetragen, das eine Art von Protokoll bildete. Aus demselben wurde das Material zu einem pikanten Journal geschöpft, welches unter dem Titel „Nouvelles à la main“ das Publicum und die Polizei nicht wenig intriguirte. Vergebens spürte man dem Ursprunge dieser satirischen Zeitschrift nach und man vermuthete lange nicht, daß sie der erwähnten Gesellschaft, welche auch unter dem Namen Paroisse bezeichnet wurde, beigegeben werden müsse. Zu den vorzüglichsten Paroissiers, deren Katholicismus zum größten Theil auf schwachen Füßen stand, gehörten: der Abbé Legendre, Bruder der Mlle. Doublet, Piron, die beiden Brüder Lacurne de Sainte-Palaye, der Abbé Chauvelin, der Abbé Lauppi, Mairan, Ricabaud, d'Argental, Falconnet, der Abbé de Boisenon und vor Allen Bachoumont, der vertrauteste Freund der Mlle. Doublet, welcher die Seele der ganzen Gesellschaft bildete. Außer den „Nouvelles à la main“ verdankte noch ein anderes Werk, die „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la république des lettres en France“ (36 Bde., von denen fünf von Bachoumont vom J. 1762 an redigirt wurden) diesen Soirées ihre Entstehung.

In den Gesellschaften des Grafen Caylus und der Schauspielerin Guimault, welche beide im engen Verkehr standen, herrschte die schrankenlose Frivolität. Nichtsdestoweniger nahmen an den Dinern, welche Letztere gab (de diners du bout du banc), die angesehensten Leute des Hofes und die renommirtesten Schöngelichter und Philosophen Theil. So finden wir namentlich den Ehepartner d'Orléans, Grand-Prieur, Voltaire, Destouches, Duclos, Collé, Crébillion den Jüngern, den Abbé Boisenon, Murepès angeführt.

Etwas anständiger ging es in den Soirées einiger Finanzmänner her, unter denen wir vorzüglich La Poupelinière anführen. Dieser reiche und angesehene Mann unterstützte

Künstler und Gelehrte mit freigebiger Hand und versuchte sich selbst mit Glück in poetischen Productionen. Rameau, Rameau, Carle, Banloo, der geschickte Mechaniker Bauanfon standen mit ihm auf dem vertrautesten Fuße. Bekanntester noch sind die Gesellschaften von Latite d'Epinay; übrigens kann man in Bezug auf die Ermitage von Montmorency und die Verbindungen der Mad. d'Epinay die „Confessions“ von J. J. Rousseau nachlesen. Ein anderer Finanzier, der durch die Pracht und Menge seiner Gesellschaften zu glänzen suchte, war Helvétius, der Verf. des „Koprit“. Hier Winter hindurch war sein Haus das Rendezvous der gelehrten, vornehmen und schönen Welt. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, von welcher Art die philosophischen Unterredungen sein mochten, welche bei diesem Manne, der die materialistische Anschauung auf die Spitze trieb, gehalten zu werden pflegten. Im innigen Zusammenhange mit den Versammlungen beim Baron v. Holbach standen die Gesellschaften, welche bei Raigeon, bei Diderot und andern Vorsetzern der „Encyclopédie“ zusammenkamen. Ein Zweigverein, eine Art von Filial für die Encyclopädisten, war die „Société de l'entre-soi“, welche ihren Sitz beim Abbé Marj hatte; indessen zeichnete sich diese Gesellschaft dadurch von einigen andern aus, daß man hier mit ebner gewissen Vorliebe sich über politische Gegenstände aussprach.

Das Triumvirat von Favart, seiner geistreichen Frau und dem vielbesprochenen Abbé de Moisenon, der überall und nirgend war, hat einige Ähnlichkeit mit den literarischen Associationen unserer Tage. Hier wurde eine Reihe von Theaterstücken oder einzelner Couplets in vertrauter Gemeinschaft abgearbeitet.

Die Gräfin von Beaumont hatte frühzeitig eine deutlich ausgesprochene Neigung für die Literatur gezeigt, denn schon in ihrem zehnten Jahre hatte sie sich in einigen geselligen Kreisen durch ihre poetischen Versuche einen gewissen Ruf verschafft. Später, nach ihrer Vermählung, hatte sie Schöngelichtern und sogenannten Philosophen ihr Haus geöffnet. Indessen blieben die Encyclopädisten, welche damals den Ton gaben, ihrer Nebenbuhlerin Mad. Geoffrin treu, und sie mußte sich mit Dorat, Mably, Ditaubé, Duffaut, de Cubières begnügen. Indessen war sie auch mit ausgezeichneten Männern wie Bailly und Buffon verbunden.

Auch andere Damen, die weder ihre Geburt noch ihr Vermögen oder bürgerliche Stellung zu besondern Ansprüchen berechtigten, bewarben sich um die Ehre, welche der Mad. Geoffrin durch ihre vielbesuchten Salons zu Theil wurde. Die „Mémoires secrets“ schildern uns die „Belle Damoiselle“, wie Marmontel die Längerin Guimard nannte. Dieses Mädchen, welches ihre Schönheit und ihre Talente zur beliebtesten Theaterprinzessin machten, vereinigte, besonders während der Zeit, wo der Fürst von Soubise ihren Unterhalt bestritt, in ihrem prächtigen Hôtel Künstler, Gelehrte und Notabilitäten aller Art. Die „Souvenirs et portraits“ des Herzogs von Lévis zeigen uns die Soirées des Marschalls von Luxembourg in einem anständigen Lichte. Dieser große Herr hat dem Schutze, den er Rousseau angedeihen ließ, einen vortheilhaften Ruf zu verdanken. Sein Salon währte auch nach seinem Tode, der im J. 1764 stattfand, fort und seine Witwe unterstützte später noch manchen jungen Gelehrten und Künstler. Nicht minder anziehend waren die Soirées der Herzogin v. Rohan, in denen der spätere Cardinal von Bernis seine ersten süßlichen Verse las und wo der Fürst von Kaunitz durch seine Anwesenheit Veranlassung zu politischen Gesprächen gab.

Die Soupers des Grafen von Boullain-Williers hatten einen philosophischen Anstrich; auch im Hôtel de Sens wurde soupiré, aber das Gespräch drehte sich hier nur um die leichtere Literatur. Wir können hier nur im Vorbeigehen von den Projecten einer „Agence générale de correspondance pour les sciences et les arts“, die von Pajin de Lablanche ausgingen und die ihrem Urheber die Caricaturen Rivaroli's zuzogen, und von der Gründung des „Musée de Paris“ spre-

den, welche zum Theil wenigstens vom Abbé Cordier de Saint-Jean ausging (1780). Letztere Ansicht wird von uns hier nur erwähnt, um ihrer Rivalität mit dem „*Lycée de Paris*“ zu gedenken. Der berühmte literarische Club in London, der von Wilkes, Adisson und Wadern gegründet war und das Journal „*Spectator*“ herausgab, hatte Bassi auf den Gedanken gebracht, eine ähnliche Ansicht in Paris zu gründen. Nach mehreren vorläufigen Versuchen trat endlich im J. 1784 das „*Lycée de Paris*“ ins Leben, aus dem sich später das „*Athénée*“ entwickelte. Dieses Etablissement erfreute sich während einiger Zeit einer großen Ausdehnung, bis es allmählig in Folge einer maßlosen Concurrenz in Verfall gerieth, von dem es in neuerer Zeit vergebliche Versuche gemacht hat sich zu erheben.

Um die nämliche Zeit kamen überhaupt die sogenannten Clubs, die von England eingeführt wurden, in Aufnahme. Außer literarischen Gesellschaften unter diesem Namen und Clubs für alle möglichen Specialitäten wurde bald auch die Grundlage gelegt für politische Clubs, welche bekanntlich während der Revolutionszeit eine höchst bedeutsame Rolle gespielt haben. Überhaupt wurden das Staatsleben und politische Verhältnisse immer mehr und mehr Gegenstand der Unterhaltungen. Ein anderes Thema, welches vorzüglich im Hôtel des Herzogs von Choiseul abgehandelt wurde, bildeten die Jesuiten. In diesen Gesellschaften führte die übelberückte Gynoeffice de Rimeront, Schwester des Herzogs, spätere Herzogin von Grammont, den Vortritt. Einen andern edlern Charakter hatten die Soirées im Hause Rader's, welche vorzüglich von der edlen Gemahlin des Ministers geleitet wurden. Zwar kamen hier außer dem ernstern Thomas und Buffon auch leichtfertige Schöngesichter, wie Raynal und Grimm zusammen, aber der Ton, welcher hier herrschte, war frei von der schlüpferigen Frivolität, die sich wie eine ansteckende Krankheit mehr und mehr über alle Salons verbreitete. Hier glänzte in jugendlicher Unbefangenheit zuerst Mme. de Staël.

Der berühmte Kareynière, dessen Sonderbarkeiten zu seiner Zeit viel besprochen wurden, veranstaltete eine eigenthümliche Art von Gesellschaften, welche eigentlich in den Rahmen dieses Gemäldes nicht gehören. Es waren dies literarische Djeuners, bei denen die sonderbarsten Bestimmungen in Bezug auf die Art und Weise der Zusammenkünfte geltend waren. So wurde unter andern Demjenigen die Leitung der Discussionen übertragen, welcher zuerst 17 Tassen Kaffee geleert hatte. Anständiger als diese Djeuners, welche nicht selten in Nachtgelage ausarteten, waren die literarischen Soirées der anmuthigen Rab. Lebrun. Diese Frau, welche durch ihre gelungenen Portraits ihrem Namen eine längere Dauer verschafft hat, bewohnte das Hôtel Lubert und veranstaltete daselbst eine Menge von literarischen und sonstigen Berühmtheiten. Die Lecture der Reise des Anacharsis, welche damals gerade in Aufnahme kam, gab in diesem Kreise einmal Veranlassung zur Feier einer Art von Festlichkeit, welche sich etwa als griechische Nacht bezeichnen ließe. Es wurde nämlich ein Gastmahl veranstaltet, zu dem nur die nächststehenden Bekannten Zutritt erhielten. Dieses Fest hatte einen ganz griechischen Aufschnitt. Alle Speisen und Getränke und die Decorationen des Zimmers waren nach griechischer Sitte zugerichtet, und die Gäste waren alle im Costume der alten Hellenen gekleidet. Dieses Mahl wurde in allen gesellschaftlichen Kreisen jener Zeit viel besprochen.

Bemerkenswerth ist endlich noch in geselliger Beziehung der Pavillon Belle-Chasse in der Abtei desselben Namens. Hier versammelte Rab. de Genlis, als sie Erziehlerin der Kinder des Herzogs von Chartres geworden war, einen Kreis von Gelehrten, dessen Seele Alibert ausmachte.

Viele von diesen literarischen Gesellschaften wurden durch die sich schnell verbreitende „*Société patriotique des amis de la constitution*“ verdrängt und gänzlich in den Schatten gestellt. Als aber der Sturm der Revolution alle gesellschaft-

lichen Gebräuden über den Haufen warf, hörten auch die literarischen Soirées auf, welche eine längere Dauer gehabt hatten. Zu diesen letztern gehörte die „*Société littéraire des neuf soeurs*“, in welcher Rab. de Beauperrais den Vortritt der Grazie führte. Alle diese Trümmer einer frühern gesellschaftlichen Ordnung wurden aber endlich von dem allgemeinen Strome überflutet. Alle Gesellschaften nahmen die Farbe politischer Clubs an und die Jakobiner waren die herrschende Partei. Aus diesem Chaos können wir keine einzelnen Sätze ausheben. Wir schließen hier den Überblick über die einflussreichsten literarischen Soirées, welche in der Hauptstadt Frankreichs bald auf längere bald auf kürzere Zeit bestanden, indem wir uns vorbehalten, auf die Gesellschaften dieser Art, welche sich, nachdem die Ruhe endlich wiederhergestellt war, zu bilden anfangen, vielleicht später einmal zurückzukommen. 30.

Literarische Notizen.

Aussichten des Auswanderers in Australien.

Die deutsche Auswanderungslust ober besser gesagt der in Folge mangelnden Erwerbs immer häufiger eintretende Auswanderungszwang hat bekanntlich auch auf die Südsee und namentlich Australien den Blick geworfen. Vielleicht ist die Schilderung, welche ein Engländer, der sich mehre Jahre in dem gepriesenen Paradies aufgehalten, von den Genüssen entwirft, die des Ansiedlers in diesem Lande warten, geeignet, unsere sanguinischen Landsleute etwas scheu zu machen und auf andere Zielpunkte ihr Auge zu richten. Seine Schilderung findet sich in den „*Impressions of Australia Felix during four years residence in that colony*“, von Richard Howitt. Es heist dort: „Ich will aus meinem Tagebuch das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen: Wehe über das Ansiedeln in Australien! Die erste Kartoffelernte wird, wie es im vergangenen Jahre der Fall war, von den Wasserfluten vernichtet. Man hat aufs neue welche gelegt und sie sind wieder in schönen und grünen Reihen emporgewachsen, um durch Myriaden von fliegendem Ungeziefer aufgefressen zu werden, und was diesen entgangen, wird von Vögeln von einer Art Grasshüpfer, die an Gefräßigkeit den ärgsten Heuschrecken nichts nachgeben, aufgezehrt. Alles Grün verschwindet unter ihnen. Ganze Felder der schönsten Kohlköpfe sind auf diese Weise zerstört worden und nichts ist zurückgeblieben als Strünke, ausgehöhlt wie Eierbecher. Alles wird auf, oder so angegriffen, daß es verwelken muß. Alles scheint in diesem Lande sich zum Verderb des Pflanzers vereinigt zu haben. Wo keine Wälder, keine Flüsse, keine Grashüpfer, wird der Markt, unabhängig von dem gewöhnlichen Anbauer oder Bodenbesitzer, von den Kronländerreien überfüllt. Du armer, demüthigster, kummergeplagter, fliegengessener, Futterverfolger, grasshüpferverzehrter australischer Ansiedler, was sollst du in diesem Lande machen? Du wirst weder von der Regierung anerkannt noch vom Himmel geduldet! Fort mit dir aus dem Lande!“

Gedichte eines englischen Arztes.

Ein englischer Arzt, Adam Chadwick, hat Gedichte unter dem Titel „*Cain and Abel, an oratorio poem, minor pieces*“ erscheinen lassen, die in Betracht des darin enthaltenen vorbedachten Unsinn und der Abgeschmacktheit als ein merkwürdiges Muster der Verirrung des Verstandes betrachtet werden können. Der Dichtling sucht seine Ursprünglichkeit dadurch zu bekräften, daß er in fester Sprachverrenkung Wort- und Umstandswörter zu seinem Pindarischen Fluge für überflüssig hält, und den Formwandlungen der Zeitwörter die gräßlichste Gewalt anthut, ein Verfahren, das er, wie ein englischer Kritiker meint, von dem Receptschreiben mit seinen Abbreviaturen und Auslassungen auf seinen dichterischen Beruf übertragen zu haben scheint. 12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 159.

8. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

(Beschluß aus Nr. 158.)

So materiell stark vorliegender Band von Elisabeth's sämtlichen Gedichten ist, so enthält er doch nicht alle poetischen Erzeugnisse dieses genialen jungen Mädchens, welches sich, ganz gegen Sitte und Brauch seiner Schwestern, an der Milch der Alten groß getrunken und vorzugsweise am Rektartelch Homerischer Begeisterung berauscht hatte. Zuerst finden wir eine Gemäldefammlung in 24 Oden. Sie zeigt Arbeiten aus allen Epochen ihres dichterischen Lebens, viele Naturschilderungen und Bilder, die, reinlos wie sie sind, an Oßian erinnern, die sie selbst aber scherzend mit Xenius verglich, der, um leben zu können, alle Tage einige Bilder fertig machte und sie um einen geringen Preis loszuschlug. Alle diese Gedichte sind in deutscher Sprache geschrieben und bilden theilweis Hautreliefs, die zum Betasten reizen; doch hat die dreifüßige Jambenform für den Leser oft etwas Ermüdendes und Lautologisches. Charakteristisch ist der Erguß „Meine Schätze“ (S. 177):

Wo! bist du eng' und niedrig
Und feucht und kalt, o Hütte!
Und oft, oft herrschen Mangel
Und Noth in deinem Innern;
Doch nie wirfst du mich gegen
Mein Schicksal murren hören.
Thut ich's, mit Rechte würde
Man mich des Unbanes zeihen.
Mir ward vom güt'gen Himmel
Beim Eintritt in das Leben
Zur Mitgift eine Gabe.
Wie nie vielleicht besessen
Die mächtigste der Feen.
Ist mir die Welt um mich her
Zur Last, mit einem Schritte
Bin ich im Land der Wunder.
So schnell als im Gemüthe
Ein Wunsch dem andern folget,
Seh' ich sie flugs sich alle
In namenloser Schöne
Bewirklichen. Du, Hütte,
Bist zum Palast mit hundert
Glanzvollen Prunkgemächern:
Wohin mein Blick sich wendet,
Strahlt Silber ihm entgegen,
Und Gold und Edelstein,
Und Aische von Porphyre,
Und Urnen, deren Formen
Das Auge fesseln, Bilder
Von Stein und Farbe, wie sie
Noch nie der Kunst gelangen.
Mit edeln Herr'n und Frauen
Sich' ich, erkannt, zu Aische,

Gedacht wie ihres Gleichen
Und jedem Gast willkommen.
Nach aufgehob'ner Tafel
Reicht einer von den Gästen
Mir, bittend, eine Laute,
Und voll Begeisterung sing' ich
Der laufenden Umgebung
Von Heldenmuth und Hosianna.
Der Held, gerührt vom Liede,
Bekent, es seien Lieder
Unsterblicher als Thaten . . .
Wir stehen alle Länner
Und Ketten zu Gebote.
Schnell, wie in Träumen, wall' ich
Von einer hehren Scene,
Von einem schönen Zeitraum
Entzückendvoll zum andern,
Und weib' an allen Wundern
Der Vorwelt und der Mitwelt,
In allem Eilen, Eöhnen
Nach Lust mich zur Genüge!
Wie Kleinlich scheint dann, Menschen,
Mir euer rastlos Streben
Nach Ehren, Schätzen, Freuden.
Die in dem Augenblicke,
Wo ihr sie nun erreichtet,
Gleich nicht'gen Seifenblasen,
In ihren Reiz verlieren!

Nach dieser Gemäldeausstellung kommen „Poetische Versuche“ in drei Abtheilungen. Die erste enthält Anakreon's Oden; sie waren erst in fünf, später in acht Sprachen versetzt; hier haben wir sie natürlich deutsch. Die Übersetzerin hat, nach ihres Biographen Versicherung, in ihnen nichts geändert, und er fügt hinzu, es sei in der That an ihnen nichts zu verbessern gewesen, da sie ihre Vorgänger an vielen Stellen übertroffen habe, ein Urtheil, welches wir nicht unbedingt unterschreiben können. Ein Cyclus von Gedichten, „Der Blumenkranz“, ist den Oden angehängt und ebenfalls, wie die Oden, der jetzigen Kaiserin von Rußland dedicirt. Die zweite und dritte Abtheilung bringt uns Producte, denen man es sämmtlich ansieht, daß sie dem Geiste und der Form griechischer Poesie entsprossen sind. „In ihren Naturpoesien (wir führen hier das Urtheil ihres Biographen an, welchem wir beistimmen) erblicken wir überall eine seltene Fülle, ja eine Überschwänglichkeit der Gedanken und der Sprache; in ihren griechischen Producten aber die größte Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Gedanken und Worte; ja oft sehen wir mehr Gedanken als Worte, immer aber eine Art von Sparsamkeit im Gebrauche der sogenannten Hierarchen der Kunst, eine Sparsamkeit, der man es jedoch ansieht, daß sie nicht die Folge der Armuth, sondern eines bereits ausgebildeten Geschmacks ist. Wie ihr Vorbild, Homer, sehen wir sie nicht durch Anhäufung der Bil-

der, sondern durch Auswahl der treffendsten und hervorsteckendsten Bäume ihre jedesmaligen Gegenstände schützen und auf diese Art ein unauslöschliches Bild desselben in die Seele ihrer Hörer prägen.“ Auch Johann Heinrich Voß, wie wir schon oben sagten, welchem der Lehrer eine Abschrift von Elisabeth's „Arminia“ eingewandt hatte, urtheilt über ihre Geschicklichkeit: „Man geräth in Verführung, diese Gedichte für eine meisterhafte Uebersetzung der Werke eines Dichters aus den glänzendsten Seiten der griechischen Literatur zu halten, so sehr hat sich die Verf. in ihren Gegenstand hineinzudenken gewußt. Man findet auch nicht ein Wort, das uns in der Uebersetzung stört, daß wir nicht ein Werk des Alterthums lösen; man hat Mühe zu begreifen, daß ein so junges Frauenzimmer zu einer so tiefen und ausgedehnten Kenntniß der Kunst und des Alterthums gelangen konnte.“

Außerdem schrieb Elisabeth noch Folgendes, was in vorliegenden Gedichten nicht mit abgedruckt werden konnte: 1) die Uebersetzung von Heron's Trauerspielen; 2) eine Uebersetzung zweier Trauerspiele Alfieri's ins Deutsche und seines „Saul“ ins Russische; 3) poetische Versuche in russischer und italienischer Sprache; 4) Uebersetzung von Ariosto's Fabeln aus dem Spanischen, mehrere Bruchstücke aus Camoens' „Lusiade“, nebst 30 Oden von Manoel, Bruchstücke aus Milton's „Verlorenem Paradiese“ und „Wiedergewonnenem Paradiese“ und mehrere Gedichte Metastasio's, Alles in deutscher Sprache; 5) ihre ausländischen, russischen und orientalischen Märchen, alle in russischer Sprache. Diese Märchen entstanden in ihrer dritten Bildungsperiode. Einige derselben, und zwar dem Umfange nach die kleinsten, sind ihre eigene Schöpfung, als: „Die Sternchen“, „Alternliebe“ und einige andere. Die dem Umfange nach längsten und dem Gehalte und der Behandlungsart nach schönsten, als: „Der Jasmin“, „Die Diene“ und „Die Zwillingbrüder“, bezeugen zur Genüge, mit welcher Leichtigkeit die jugendliche Dichterin fremde Gestalten annehmen konnte und mit welcher Treue sie Sitte und Gewohnheit fremder Völker darstellte. Endlich übersetzte sie 6) wenige Tage vor ihrem Tode neugriechische Volkslieder. Welche Begabung! Welche Thätigkeit! Welche Beseeltheit! Welche Begeisterung für das Wahre, Schöne und Heilige in dieser feinen Seele, gegen welche allerdings die vorgenannten vier Frauen tief in Schatten treten! Und was würde sie noch geleistet haben, wenn ihr vom Himmel gestattet worden wäre, auf der betretenen Bahn ferner fortzuschreiten! Aber es ist einmal so der Lauf der Natur: ein frühes Aufblühen, ein baldiges Verwelken; ein glänzender Aufschwung, ein nahes Niedersinken; ein frühes Erreichen des Lebensgipfels, ein rascher Eingriff der Hand des Todes, die den Emporgeklimmten jäh in die dunkle Grabestiefe zieht!

Wir hatten diesen Aufsatz bereits geschlossen, als uns die Redaction d. Bl. noch nachträglich drei Schriften von lyrischen Damen zur Durchsicht und Besprechung zusandte. Darunter befindet sich das Buch einer Dichterin, deren wir schon oben, sie mit Margarethe Adelsmann in Parallele stellend, ehrenvoll gedenken, nämlich der Luise von Ploennies, die zu Ruh und Vergnügen des deutschen ästhetischen Publicums, die duftigsten Blüten vom Baume der französischen und englischen Lyrik bricht und sammelt. *) Sie ordnet die von ihr mit Geschmack und Kunde übersetzten Stücke aus den Werken Victor Hugo's, Beranger's, Casimir Delavigne's, Macaulay's, London's, Montgomery's, Chateaubriand's, Southey's, Thomas Moore's, R. Howard's, Percival's, Lamartine's, der Delphine Gay, der Gräfin Blessington, Robert Burns, der Desbordes-Valmore, Th. Campbell's, der Felicia Hemans, Walter Scott's und einiger minder berühmter Franzosen und Engländer unter die Blumenrubriken: Lorbern, Orientalische Rosen, Cypressen, Neben, Rosen und Bergfämeln, Lotos, Liebesblüten, Glocken-

blumen, Lilien und Moos. Aber sie begnügt sich nicht damit, die Blumenbeete der Franzosen und Briten zu plündern und die zarten Venen auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, sondern sie macht auf die politische Flora der Völkerländer aufmerksam und fügt einige Blumen diesem Strauße bei. Daran hat sie sehr wohl gethan, denn wenn auch der ansterbliche Name eines Bonnel den Reizen unter uns nicht bekannt ist, so haben wir doch keine Ahnung davon, welche poetischen Schätze im Boden der Niederlande, namentlich in Belgien, verborgen liegen. Einige derselben hat Luise's Hand gehoben; sie theilt uns hier in gelungenen Uebersetzungen mit: „Hermann's Standbild“ von Prudens van Duyse, einem flämischen Dichter; „Holland, der Sitz der Schifffahrt“ von Helmers; „Die geheimnißvolle Lilie“, Legende aus dem flämischen von van Kerckhove, und zum Schluß die erste Scene aus Bonnel's Meisterwerk „Lucifer“, die durch ihre classische Schönheit um so mehr in Erstaunen setzen wird, wenn man bedenkt, daß dieser „Lucifer“ vor zweihundert Jahren, kurz vor Milton's „Verlorenem Paradiese“ geschrieben wurde. Es kann uns nicht anders als angenehm sein, daß die der holländischen Sprache und Literatur wohlkundige Winderin dieses Straußes in der Vorrede uns die Gönnerin macht, eine reichere Auswahl niederländischer Poesieblumen unserm Vaterlande darzubieten. Das Äußere des Buchs macht der Verlagsbandung Ehre, und dies nicht allein, sondern auch der Duft und Farbenglanz der hier zum Strauße gebundenen Blumen macht das Buch zu einem Geschenk für Damen besonders geeignet.

Die sechste lyrische Dame ist Fräulein

Luise von Lindenfeld,

die in einfachen und ersten Dichtungen *) ein mäßiges, in gar bescheidenem Costume auftretendes Bändchen hat erscheinen lassen. Die fromme Verf. hat dem frommen Verf. der bekannten „Morgen- und Abendopfer“, Frn. Witschel, im Drange sympathetischen Gefühls und im Bewußtsein geistiger Verwandtschaft, ihre Verse ehrfurchtsvoll gewidmet. Da sie nun wirklich witschelt, d. h. innerhalb des Gebiets des vulgären Rationalismus, der aller echten religiösen Poesie abhold ist, sich in verständigen, nüchternen, oft sentimental geglätteten Gedanken und Bildern auf den Stielen fünfziger Arochden größtentheils ergeht, so überhebt sie uns der Mühe, den Geist ihrer Poesie zu charakterisiren; denn wer kennt Witschel nicht? Ist er nicht der Mann aller religiös Halbgebildeten? Findet seine nüchterne und doch berebte Dialektik nicht den Weg in jedes Herz? Aber unsere Luise schmiegt sich nicht bloß an diesen renommirten religiösen Dichter kindlich an, sondern sie tritt auch in manchen Nachbildungen in die Fußstapfen anderer Dichter, was sie in einer Nachrede zu beschönigen sucht. Eins ist uns bei dem poetischen Schaffen dieser Dame auffallend gewesen: ganz gegen sonstiges Frauentalent und gegen Frauenstimme macht sie zu ihren Gedichten förmliche kleine Dispositionen, besonders in den Betrachtungen über die Wochentage und die zwölf Monate des Jahres, und wir meinen, es sei schade, daß sie nun eben eine Dame und kein Mann sei, gewiß würde sie in letztem Falle die Fierde eines philosophischen akademischen Lehrstuhls oder wenigstens ein berühmter Kanzelredner geworden sein. Die kleinen Pedanterien und prosaischen Elemente, die ihre Verse durchziehen, wären da wenigstens an ihrer Stelle gewesen.

Finis coronat opus! rufen wir befriedigt bei Nummer Sieben. Es ist das Werk der

Annette Frein von Droste-Hülshof **, eines wirklich durch die Macht des Genius emancipirten, hoch-

*) Bilder des Lebens und der Natur in einfachen, ersten Dichtungen von Luise von Lindenfeld. Sulzbach, v. Seidel. 1844. 12. 10 Ngr.

**) Gedichte von Annette Frein von Droste-Hülshof. Stuttgart, Cotta. 1844. 8. 2 Ngr.

*) Ein fremder Strauß von Luise von Ploennies. Heidelberg, G. F. Winter. 1844. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

gebildet, seinen weiblichen Besond. Die Natur hat ihr das Privilegium, Verse zu machen, in die Lage gelegt; durch Gottes Gnade ist sie emancipirt, was sie mit edlem Selbstgefühl auf S. 115 ihres auch materiell reichen Buches also ausspricht:

„Was meinem Kreise mich entzieht,
Der Kammer frieblichem Gefasse?“
Das fragt ihr mich, als sei ein Dieb,
Ich eingebracht am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei des Gedult bin ich geladen;
Mein Recht so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Die Zeit ruft ihr zu, es sei ihr Beruf, den Verirrten zurechtzuweisen, den Schlafenden zu wecken, den Stumpfen aufzuregen, den Kalten zu erwärmen; indem sie jedoch dieser Aufforderung Genüge leistet, überhebt sie sich nicht, will sie nicht kurzen Ruhm erlangen. Sie vergleicht sich in fraulicher Bescheidenheit einer Blume im Sande der Sahara, die

Farblos, des Duftes leer, nichts weiß,
Als nur den frommen Thau zu düten,
Und den Versuchmachten ihn leis
In ihrem Kelche darzubieten.

Kag sich nun auch in diese poetische Confession und Selbstrecension eine kleine Dosis affectirter Demuth mischen, so wird ihr doch das eigeninnigste Recensentengemüth ein reiches Maß intellectuellder und gemüthlicher Kraft nicht absprechen können, und wir müssen ihr nicht nur unter den Sieben des Jahres 1844 den Kranz reichen, sondern sie auch für die erste der jetzt lebenden deutschen lyrischen Dichterinnen erklären. Lassen wir nicht auf dem Titel: „Gebichte von Annette“, wir würden glauben, ein Mann habe diese Verse geschrieben; und zu solchem Glauben wird man nicht geführt durch die lateinische Ueberschrift einiger Gebichte, sondern mehr durch den Reichthum der Gedanken, durch die Tiefe der Reflexion, durch die Wahl der Bilder und die kräftig-männliche classische Sprache. Man lese z. B. S. 27 „An die Weltverbesserer“, und es wird Mühe machen, sich zu überzeugen, die Verse seien einer weiblichen Feder entströmt. Bei der Darstellung der Naturbilder taucht sie ihren Pinsel in einen Farbcenopf, dessen Ingredienzien sie nur so künstlich mischen konnte. Man sehe in dieser Beziehung das Gebicht „Die Lerche“ (S. 37); hin und wieder erinnert sie an die von Walter Scott gearbeitete Scenerie des Hochlandes, sonst ist sie überall original. Wir können uns nicht enthalten, von dieser Naturmalerei den Lesern eine Probe mitzutheilen. In dem Abschnitt „Fabelbilder“ finden wir (S. 55) „Den Fünenstein“, woraus wir vier Strophen geben:

Selbstes Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwoß Gestein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rothe Porphyrbrote;
Mir überm Haupte reckte sich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
Und mir zu Füßen schwanzt die Sinkerlobe.
Ich wußte gleich, es war ein Fünengrab,
Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüstig saugend an des Grauens Saße,
Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Laß
Aufquoll und hämmert unterm Mantelslöße.
Die Decke über mir, gesunken, schlief,
An der so blaß geküßt das Mondlicht schlief,
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtensfeuer Kohlenfeste sah'n
So leichenbraun durch den Abimian,
Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.
Puch, fuhr ein Riß! schreind aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch frug wie bös'los

Nich Phantast' weht über Spalt und Barren.
Dem Wind' hab' ich gelauscht so scharf gesonnen,
Als bring' er Kunde aus dem Weiserland,
Und tannere maß' ich an die Decke Karren.

Aus diesen Strophen wird zugleich klar, mit welcher Sicherheit die Dichterin über den Sprachreichthum und den Reim gebietet. Mitunter treibt sie ein allzu krauses Spiel mit dem leßtern und mit Sauwörtern und veralteten obsoleten Ausdrücken, bei denen man Meister Adelung oder Campe zu Rathe ziehen muß. Und ob am Ende die Wörter, die ihr am geläufigsten sind, als: Schmeile, Wahr, Lobel, haushen, Brahme, Schürge u. s. w., sämtlich in Jener Wörterbüchern stehen, ist noch die Frage.

Die jedoch alles Menschenwerk seine Anvollkommenheiten und Mängel bekundet, was ja auch die liebenswürdige Dichterin bei ihrem frommen und bemühtigen Sinne wohl wissen wird, so stellen sich auch an dem vorliegenden Werke deutscher Reim- und Dichtkunst einige Flecken und Mängel heraus, deren Anblick wir den Augen unserer Leser nicht entziehen mögen. Zuweilen ist sie unklar, der Sinn ihrer Worte wird räthselhaft und dadurch schwächt sie den Effect der besten Gedanken und schönsten Bilder. Wir wollen den suchen, der den Schluß des Gebichts (S. 29) „Alte und neue Kinderzucht“ sogleich versteht! Freilich sind andere Stücke, z. B. (S. 131) „Das vierzehnjährige Herz“ und (S. 134) „Der Brief aus der Heimat“ durch piquante Schlußgedanken überraschend. Am wenigsten aber befriedigt Annette da, wo sie das epische Gebiet betritt. Der letzte Abschnitt der Sammlung trägt nämlich den Titel „Balladen“. Daraus wäre als gelungen hervorzuheben „Der Graue“ (S. 299), eine vortrefflich erzählte Gespenstergeschichte, und „Die Schwestern“ (S. 325), ein kleines Meisterstück in seiner Art, mit melancholischem Pinsel gemalt. Am Schluß theilt sie vier poetische Erzählungen mit, deren letzte, „Die Schlacht am Loener Bruch“, auf historischem Grunde ruht, die aber bei allen schönen, lyrischen und descriptiven Stellen dennoch gänzlich verunglückt sind. Sie ist da gar nicht mehr die gewandte Dichterin, welche „Die junge Mutter“ (S. 182) und den herrlichen „Abschied von der Jugend“ (S. 207) gedichtet hat; sie wird zur redseligen Schwägerin, die mit geläufiger Zunge Nebensachen und Kleinigkeiten beschreibt, das Hervorheben factischer Puncten gar nicht versteht und von Dem, was man epische Kürze nennt, keinen Begriff zu haben scheint. So zieht sich das Stück „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ von S. 399—455 in endloser, ermüdender Breite dahin; nicht besser ist es mit „Des Arztes Vermächtniß“ (S. 457) und die Erzählung, in welcher uns in zwei Gesängen in der Form gereimter Jamben der Tod des Herzogs Christian von Braunschweig erzählt wird, laborirt ebenfalls an basenhafter, selbstgefälliger Geschwätzigkeit. Diese Rügen und Ausstellungen thun indeß den seltenen Begabtheit und Kunstfertigkeit der Frein Annette nicht den geringsten Eintrag, und ihre ausgezeichnete Persönlichkeit trägt gewiß am meisten dazu bei, wenn der Leser nach diesem Referat über die hier besprochenen sieben lyrischen Damen das Urtheil fällt: es sei keine böse Stiehe. 54.

Bibliographie.

Böckh, A., Manetho und die Hundsternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bodemer, H., über die Zustände der arbeitenden Klassen. Vortrag in der Versammlung deutscher Gewerbetreibender am 16. April 1845. Grimma, Verlagscomp. 8. 5 Ngr.

Röhmer, W., Die Glaubenslehre der christlichen Gemeinde zu Breslau. Bei fortgesetzter Berücksichtigung des schneidemühler Glaubensbekenntnisses biblisch gewürdigt. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Braun, A. C. F., Hauptstücke des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens mit Staatsanwaltschaft nach französischer und holländischer Gesetzgebung. Rechenschaftsbericht über meine Reise im Sommer 1844. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Bremer, Frederike, Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Dies Buch gehört dem Volke. Herausgegeben von D. Lünig. 1ster Jahrgang. Diefeld, Helmich. 8. 12 1/2 Ngr.

Dumas, A., Königin Margot. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von F. Heine. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Eisenmann, Beleuchtung des J. Meyerschen Planes einer deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Ngr.

Engeln, S., Warum ist dem katholischen Christen das Oberhaupt der Kirche so heilig und so theuer? Münster, Xpessing. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Erinde. — A. u. d. L.: Der Mensch und die elementarische Natur. 3ter Beitrag. Stuttgart, Cotta. 4. 2 Thlr.

Der wiedererstandene Culuspiel. Herausgegeben von G. D. Marbach. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Feier des 100ten Geburtstages Heinrich Pestalozzi's in Berlin am 12. Januar 1845. Vorfeier des 100jährigen Jubiläums seiner Geburt am 12. Januar 1846. Von Dietrich Weg, Kalisch und Ragmann. Aufruf zur Teilnahme an einer zu Pestalozzi's Gedächtnis, nach seinen Grundfagen und Absichten zu errichtenden landwirthschaftlichen Armenanstalt eines „Neuhofs“ — als Musteranstalt für Waisenerziehung. Berlin, Bock. Gr. 8. 15 Ngr.

Gasparin, Erasin v., Die christliche Ehe. Für Frauen gebildeter Stände. Nach dem Französischen. Koblenz, Bädeler. Gr. 12. 25 Ngr.

Gay, Sophie, Eleonore. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Geß, A., Zweites und hoffentlich letztes Sendeschreiben an den Hrn. Studienlehrer Maur. Moritz zu Aschaffenburg auf dessen zweite Schrift gegen Joh. Ronge. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 5 Ngr.

Die sittliche Hebung der untern Volksklassen. Mit besonderer Rücksicht auf das Landvolk und die Mäßigkeitsvereine. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 4 Ngr.

Heinrich, Vom Wiedersehen und der Fortdauer unserer Seele nach dem Tode, vom großen Jenseits und dem wahren christlichen Glauben u. 7te verbesserte Auflage. Quedlinburg, Ernst. 8. 10 Ngr.

Hefekiel, G., Schwaning oder die Jesuiten und ihre Künste in unsern Tagen. Eine Zeitgeschichte. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Hieronymi, W., Die Orthodorie gerüstet mit den Waffen der Vernunft, ein Widerspruch, als Reitersehnung hervortretend in der Schrift von Herm. Alex. Pistorius gegen Carl Bernh. König, und gewürdigt von einem unparteiischen Kampfteugen. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Holland, Handbüchlein für Reisende, nach eigener Anschauung und dem besten Hülfsequellen bearbeitet. Mit einer Reisekarte und Plänen. 3te durchaus umgearbeitete Auflage. Koblenz, Bädeler. Kl. 8. 1 Thlr.

Hopf, A., Vernichtung und Tod dem Branntweins-Drachen. Gebichte. 2te Auflage. Berlin. 8. 2 Ngr.

Jupen's Blutrache unter der Reichsahne von der Ober. Von einem norddeutschen Katholiken. Bremen, Geisler. 7 1/2 Ngr. Der Reichsraub der römischen Hierarchie. Eine geschichtliche Darstellung von einem norddeutschen Katholiken. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

König, C. D., Der rechte Standpunkt. 3te Fortsetzung. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Kraft, F., Der Staat und die Ultramontanen. Ein rechtliches Bedenken über die kirchlichen Fragen unserer Zeit. Friedberg in d. B., Bindernagel. Gr. 8. 15 Ngr.

La Roche, E. A., Die Branntwein-Schrebnisse des 10. Jahrhunderts. Ausführlich beschrieben in 25 Gutachten deutscher Ärzte. Mit einem Vorworte von J. F. Böttcher. Rekt. einem Anhange, enthaltend: I. Erörterung der Frage: ist das Berausende im Branntwein wirklich Gift? II. Das Rational-Gutachten der deutschen Ärzte über den Branntweingenuss mit 1055 Unterschriften. Posen. 8. 20 Ngr.

Leben, Schicksale und trauriges Ende Francesco's, eines Mitgliedes von Fra Diavolo's verächtlicher Bande. Wien, Paas. 8. 15 Ngr.

Linde, S. A., van de, Die Pflaegtochter oder der Anschlag auf Antwerpen. Historisch-romantisches Gemälde. Aus dem Holländischen von C. Wegener. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Der Mensch und die elementarische Natur. 1ster Beitrag. Stuttgart, Cotta. 4. 5 Ngr.

Müller, L., Beleuchtung des A.B.C.-Büchleins: die vier ersten Segenkönige, ein bescheidener Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über den Cöthener Streit. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Reichenbach, W., Erzählungen und Novellen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Rosenkranz, K., Die Abschaffung des Duellzwanges. Eine Ansprache an die Committenten der Albertina-Universität am 24. Januar 1845. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Rubolf, J. M., Geschichte der Festzüge und des Kriegsdienstes der Schweizer im Auslande. Seit Beendigung des Burgunderkriegs bis auf die gegenwärtige Zeit. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Baden 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Rudolphi, J., Scharfstein. Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Scharfmann, C., Herzensgrüße. Gedichte und Stenzen fürs ernste und heitere Leben. Berlin, Scharfmann. 32. 4 Ngr.

— — Liebesbrevier. Gefühlvollen Seelen gewidmet. Berlin, Scharfmann. 32. 3 Ngr.

— — Die Rheinufer. Malerische Landschafts-Skizze. Berlin, Scharfmann. 32. 10 Ngr.

— — Die sächsische Schweiz. Ein Gemälde nach dem Leben. Berlin, Scharfmann. 32. 10 Ngr.

Scherer, J., Segengruß an Hrn. Pfarrer J. J. Berner in St. Gallen. Zur Selbstvertheidigung. St. Gallen, Huber und Comp. 1844. 8. 3 1/2 Ngr.

Schlüter, A. A., Mittheilungen aus dem Leben Joh. Christoph Schlüters. Mit dem Bildnisse desselben. Münster, Xpessing. Gr. 8. 25 Ngr.

Schmidt, K. A., Phantasie- und Feblblumen. Breslau, Schumann. 1844. 8. 1 Thlr.

Seinem Israel: eine kleine Frucht, gereift in der ersten Versammlung zur Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde in Berlin am 25. Januar 1845. Von einem Gaste. Berlin, Enslin. Gr. 4. 1 Ngr.

Spindler, C., Fridolin Schwerberger. Bürgerleben und Familiengeschichte aus einer süddeutschen Stadt. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1844. 8. 7 Thlr.

Strack, K., Des Volkes Noth und Rettung, oder: die Mäßigkeitsvereine nach ihrer Nothwendigkeit und ihren segensreichen Wirkungen: geschichtlich dargestellt für das Volk und seine Freunde. Friedberg in d. B., Bindernagel. Gr. 16. 8 Ngr.

Was hat der Zollverein zu thun, um der Siz jedes Fortschritts zu werden. Nürnberg, Reuß und Comp. 8. 5 Ngr.

Protestantisches Jugendsbild und protestantischer Widerspruch auf die zur Vertheidigung der Priester Walfahrt verfaßte Schrift des Hrn. v. Gög: „Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Würzburg, Voigt und Roder. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

Bierzig Jahre von Karl von Holtei. Dritter und vierter Band. Berlin, Leseabinet. 1844. 8. 3 Bde. 15 Rgr.

In meinem Bericht über die ersten beiden Bände dieser Memoiren*) habe ich bereits den eigenthümlichen Werth wie das Lehrreiche dieser Selbstbekenntnisse, die mit einer oft wirklich genial zu nennenden Aufrichtigkeit geschrieben sind, zu bezeichnen gesucht. Holtei besitz nun jene Wahrheitsliebe, die bei ihm fast als eine natürliche Gabe, als ein unbewusster Instinct erscheint und wodurch allein autobiographische Schriften in die Reihe der didaktischen und gemeinnützigen treten, in einem fast ausschweifenden Grade, wogegen man nichts haben kann, insofern diese Aufrichtigkeit ihn selbst betrifft und in der Form der Selbstverleugnung, wenn auch nicht immer der Bescheidenheit auftritt. Holtei sagt sich selbst die bittersten Wahrheiten; aber es liegt ihnen doch immer der Gedanke zum Grunde, daß er gerade kein ganz unwichtiger Mann sei, daß er im Gegentheil für die Welt einige Bedeutung habe, daß er seinem Publicum selbst in seinen Schwächen und Mängeln interessant erscheinen müsse. Im Ganzen gehört Holtei zu den genialen oder besser genialisirenden Männern, zu den in neuerer Zeit häufigen Künstlernaturen, die, mit großen Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgerüstet, von einem unstillbaren poetischen Heißhunger und schöpferischem Drange gemartert, warmen, aber ziemlich unstillen Gefühle, beweglichen, aber wenig energischen Talents, lebenswürdig geschmeidigen, aber abenteuerlich flüchtigen Charakters, überall zu Hause und doch nirgend recht zu Hause sind, in ihren Productionen Spuren wirklichen Genies und doch im Ganzen wieder den Geist des Dilettantismus verrathen, wo sie auch erscheinen als anregende, belebende und heitere Talente willkommen genannt werden, und doch wieder nirgend so recht und auf die Dauer befriedigen, und als deren poetischste Production ihr Leben selbst erscheint. Sie sind glücklich zu nennen, wenn ein früher Tod sie mitten aus ihren jugendlichen Idealen und Illusionen hinwegrafft; überleben sie diese, so haben sie auch in der Regel sich selbst überlebt. Viele verkümmern dann häufig in den jämmerlichsten

Verhältnissen; edlere und außerdem mit Menschen- und Selbstkenntnis und mit Reflexionsgabe ausgerüstete Naturen wie Karl v. Holtei, der sich außerdem durch einen durchgehenden Zug von Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit auszeichnet, gewinnen Ruhe genug, aus den Trümmern ihres Lebens sich noch ein wohnliches Häuschen zu bauen und zur Warnung und Belehrung ihrer Mitmenschen die Denkmale und Erfahrungsbeispiele ihres Lebens aufzuschreiben.

In Betreff anderer Personen möchte Holtei's maßlose Aufrichtigkeit dagegen doch einigen Bedenken unterliegen und man hat sie auch hier und da streng getadelt. Wenn auch Holtei mit einigem scheinbaren Recht zu seiner Entschuldigung sagen kann, er habe sich ja selbst nicht geschont, wie komme er dazu, Andere zu schonen? so wäre es doch besser gewesen, er hätte hier und da die Mängel, Fehler und Lächerlichkeiten Derer, mit denen er in näherer oder fernerer, freundlicher oder feindlicher Berührung gestanden, wie heilig zu haltende Gräber mit Gras überwachsen lassen oder besser Blumen darauf gepflanzt, wie auf das Grab seiner ersten ihm unvergeßlichen Gattin.

Ein zweiter Einwand, den man gegen diese Selbstbekenntnisse erhoben hat, daß nämlich der Verf. keineswegs die wichtige Person sei, um das Publicum mit solchen bündelreichen Memoiren zu behelligen, erscheint mir als durchaus unhaltbar. Es kommt bei solchen Selbstbekenntnissen weniger in Betracht, ob der Verf. ein Mann von großem überragenden Genie und Einfluß ist und in der menschlichen Gesellschaft eine bedeutende vielvermögende Stellung einnimmt, sondern ob er in seinen Schicksalen überhaupt die Schicksale einer ganzen Menschenclasse repräsentirt, ob sein Bildungsgang eigenthümlicher Art war, ob er in Conflicte wenn auch untergeordneter Art und mit Personen in Berührung gerieth, die von Interesse erscheinen und zur Lehre und Warnung dienen können, ob er mit einem Worte einen beachtenswerthen Beitrag zur Kunde der Menschen und der menschlichen Verhältnisse geliefert hat. Diesen Zweck erfüllen Karl v. Holtei's Memoiren vollkommen. Wenn auch einerseits der gesammte Geist der neuern Zeit den Einzelnen, der doch wieder zu keiner Zeit dem Allgemeinen gegenüber weniger bedeutet hat als jetzt, leicht zur Überschätzung seiner selbst verführt, so kann sich auch

das Individuum andererseits, insofern der reine Mensch an ihm zur Erscheinung kommt und in seinem Schicksal ein Bruchtheil des allgemeinen Menschenschicksals sich abspiegelt, gar nicht wichtig genug nehmen. Der schlichte einfache Mensch lernt für seine eigenen wenn auch beschränkten Verhältnisse aus den Memoiren eines einfachen Schulmeisters, eines Handwerkers, eines vagabundirenden Talents in der That mehr und zieht einen realen Gewinn daraus als aus den Selbstbekenntnissen eines französischen Staatsmanns oder Generals, eines Diplomaten oder einer Herzogin. Nur muß der Schulmeister, der Handwerker, das vagabundirende Talent u. s. w. sich und seinen Verhältnissen nicht ein zu vornehmes Relief geben wollen und mit derselben Selbstverleugnung und Offenherzigkeit, wenn auch theilweise mit größerer Scheu und Behutsamkeit in Bezug auf Andere, womit freilich keine diplomatische Berechnung und Verschönerung gemeint ist, zu Werke gehen wie Karl v. Holtei gethan hat. Solcher Selbstbekenntnisse können wir nicht genug haben, und wol darf man ihnen die Fähigkeit zuschreiben, daß sie, unter der Bedingung echter Wahrheitsliebe und Menschenkenntnis, die Romanliteratur in ihrer wuchernden Überfülle allmählig beschränken dürfen. Denn der moderne Mensch verliert ersichtlich immer mehr den Glauben an den schönen Schein der Kunstproduction, wofür er sich immer mehr dem Wirklichen, dem Nützlichen und dem praktisch Brauchbaren zuwendet. Dies führe ich nur als etwas Thatsächliches an, ohne deshalb dem bloßem Nützlichkeitsprincip weiter das Wort zu reden und die Kunstproduction in der ihr eigenthümlichen Stellung und ihrem Werthe beeinträchtigen zu wollen. Wie tiefe Blicke uns Holtei in das bewußtlose, an Verirrungen, Unzweckmäßigkeiten und Fehlern aller Art überreiche deutsche Erziehungswesen wie in die offenbaren Mängel der durch die Philologen künstlich in ihrem alten Gange erhaltenen Gymnasien, deren höchstes Ziel eine einigermaßen Ciceronianisch periodisirte lateinische Stilübung ist, während man dem Erlöschen aller Selbstständigkeit, alles eigentlich deutschen Denkens und Fühlens im Jüngling gleichgültig zusieht, in den beiden ersten Bänden seiner Memoiren eröffnet hat, ist bereits früher darzuthun versucht worden. Tiefe Blicke? Warum nicht? Der einfache gesunde Menschenverstand thut überall die tiefsten Blicke. Das Auge des Philologen, der sich auf Cicero und Plautus, das Auge des Juristen, der sich auf das römische Recht, das Auge des Theologen, der sich auf die althergebrachte Dogmatik und wer weiß was sonst noch stützt, sieht freilich die Dinge in einem ganz andern Lichte und in ganz anderer Gestalt, schwerlich aber in der natürlichen, echt volksthümlichen und daher organisch lebendigen. Allerdings weist man auf die großen Männer und Denker hin, die wir bei oder trotz der alten Methodik gehabt haben; aber diese Männer waren auch nie und nirgend die Männer des eigentlichen Schultrams, sie waren immer und überall nur großartige Ausnahmen und wiegen vielleicht doch nicht den durch die alte Methode hervor-

gebrachten Allgemeinschaden auf. Man hat ja aber auch mit Ernst und im wahrhaft großen Sinne noch gar nicht versucht, was bei einer andern den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Methode herauskommen könnte. Man ist so ängstlich, etwas Neues von unten aus aufzubauen, weil man sich scheut, das Alte niederzureißen; daher das fortbauende Stügen, Flickeln, Lünchen, Geraderichten, daher der unselige Zustand des Halben, des Zwitterhaften, nach keiner Seite hin Ganzen und Genügenden.

Doch ich habe es hier nicht mit unserm Erziehungs-, Schul- und Gymnasialwesen zu thun, über das ich mich hier ausspreche, wie sich die vielen Tausende in den Kreisen aussprechen, die von den Ansichten des Systems unabhängig sind; ich habe es mit Hrn. v. Holtei und seinen „Bierzig Jahren“ zu thun. Wir begleiten hier den an Jahren reifern aber keineswegs reifen Holtei weiter auf die Universität, durch das Dick und Dünn der Theatermisère, durch Distel und Dorn der literarischen Existenz. Kaum finden wir noch so allgemein wichtige Partien wie die im ersten Bande über seine Erziehung zu Hause und in der Schule; doch wer sie braucht, kann hier noch Lehre und Warnung genug finden. Man kann hier lernen, daß ein zum Studiren nicht geeigneter poetisirender Dilettant, der nicht weiß was er will und soll, nicht auf die Universität gehen sollte; man kann hier lernen, wie klippen- und mühevoll die theatralesische Laufbahn ist; man kann sich hier sagen lassen, daß man selbst, wenn es irgend zu umgehen ist, unter gewissen Umständen nicht heirathen möge; man kann sich hier belehren lassen, daß es mit den Flitterwochen des Lebens wie der Ehe eigentlich bei Licht besehen so gut wie nichts ist u. s. w.

Auf der Breslauer Universität schloß sich Holtei aus demselben Grunde der Burschenschaft an, aus welchem er auf die Universität gegangen war; er wußte nämlich in beiden Fällen nicht was er wollte. Er rühmt die „deutschen Jünglinge“, die Jünger des Turnerheilands Jahr, als wohlgesinnte, unverdorbene, kräftige Naturen, die es gut und redlich gemeint und mit ihrer Reorganisation der bisherigen Burschenschaft das Beste gewollt hätten; aber er tadelt, daß sie zu weise, zu altklug, zu didaktisch sich angestellt und von Tugend und Sittsamkeit Profession gemacht hätten, was jungen Leuten niemals gut anstehe. Im Gegensatz dazu entschuldigt er die Studentenroheit der alten Zeit mit dem oft genug gehörten Grundsatz, daß sich die Jugend austoben müsse. Dagegen hätten sich zu seiner Zeit, wie Holtei sagt, die Knaben wie altkluge Jünglinge gebedrht und die Jünglinge wie grauföpfige Moralsprediger docirt.

Es mag allerdings wahr sein, daß die deutschthümlichen Turner und Burschenschaften, wie damals allgemein gefühlt und geklagt wurde, gegen Diejenigen, welche nicht von ihrer Farbe und Tendenz waren, sich zu anmaßend und zu geringschäßig benahmen, daß das Klettern, Ringen, Springen und Schwingen und die äußerlichen Abzeichen: das lange wilde Haar, die nackte

Beuß, der altdeutsche Turnetrod. Vielen war zu sehr für das Wesen der Sache galten, daß sie die Zeit und die Ordnung durch Mancherlei, was nicht in der Zeit lag noch in der Ordnung war, zu fördern suchten; aber der Kern war jedenfalls gesund, der Enthusiasmus zwar hyperpoetisch, aber rein und tugendhaft, die Gesinnung ehrenhaft und tüchtig, und es würde sich aus diesem Stoffe etwas Dauerndes und Nachhaltiges entwickeln, wenn man ihm zur Entwicklung und zum Abschleifen des Ungehörigen und Überflüssigen Zeit genug gegönnt hätte. Aber es ging wie in Deutschland so oft: man erlaubte, um wieder verbieten zu können. Dennoch wird man, wenn es sich um nationale deutsche Interessen handelt, immer wieder an jenen Geist appellieren müssen, aus dem die bezeichnete Richtung hervorgegangen war; und diese Berufung hat auch wirklich — wir fürchten jedoch, nur vorübergehend — bereits stattgefunden. Damals strebte man danach, dem deutschen Volke Männer und zwar deutsche Männer zu erziehen, und was noch an allgemein deutscher Gesinnung bei uns zu spüren ist, gehört auf Rechnung jener deutschgesinnten Zeit, deren Bestrebungen nicht selten mit offenbarem Undank belohnt worden sind.

Wie nun Alle, welche die Universität beziehen, ohne zu wissen was sie wollen, hörte Holtei Alles durcheinander: Vorlesungen über altdeutsche Kunst und Literatur, über Logik, über Literaturgeschichte, über neuere Geschichte, über Astronomie, über die Nibelungen, über den Plautus und „allerlei juristischen Kram, von dem ich“, wie Holtei gesteht, „jetzt gar nichts mehr weiß“. Meistentheils hörte er die Collegien jedoch nicht, „weil die Professoren einen so schlechten Vortrag hatten“, und es ist wahr, daß der Vortrag derselben meist so übel und hölzern klingt wie die Klapper bei der Treibjagd, wodurch in Bezug auf augenblickliche Anregung und rednerische Eindringlichkeit der Werth auch der gediegensten Vorlesungen ebenso sehr beeinträchtigt wird wie der Werth eines Gedichts durch schülerhafte Declamation. Und doch grenzt es ans Wunderbare, daß selbst der zusammenhangloseste Collegienbesuch nicht ohne Früchte bleibt und daß die geistige Bildung selbst des faulsten Studenten eine gewisse prägnante Form erhält, die ihn für die Dauer auch von dem Kenntnißreichsten, welcher zufällig die Universität nicht besucht hat, unterscheiden wird.

Dagegen preist Holtei über Alles die anregenden, wunderbaren und in ihrer Ideenfülle auf ein jugendliches Gemüth schier zauberhaft wirkenden, philosophisch-poetisirenden Herzensergießungen des lebenswürdigen Norwegers Steffens, der, ohne Deutsch zu können, dennoch einer der wenigen deutschen Redner war, welche er vernommen. Und Holtei fährt weiter fort:

Mein Auge hing an seinen Lippen und ich saugte mit frommer Andacht den Strom seiner Worte wonnetrunken ein. Unbeweglich, einem steinernen Wibe ähnlich, in dessen Innerm aber wildes Feuer glimmt, behauptete ich den stets errungenen Platz auf der zweiten Bank, ihm gerade gegenüber, und blieb manchmal noch wie erstarrt in Träumen sitzen, während die

übrigen, nachdem er den Saal verlassen, schon längst aufgebrochen waren.

Auch theilt Holtei gelegentlich ein wohl verficiertes Sonett auf Denckel Steffens mit, welches jener Zeit seinen Ursprung verdankt. Holtei's Worte von dem mächtigen Einfluß, den Steffens durch seinen herrlichen Vortrag auf jugendliche Gemüther ausübt, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Kein Universitätslehrer verstand es so wie Steffens, den Zuhörer in Mitleidenschaft zu versetzen, selbst zu Thränen zu rühren und den Jüngling wieder in den Stand seiner ursprünglichen Kindheit zurückzuzaubern. Man befand sich da freilich in keinem hellerleuchteten Saale, wo die Lampen der Aufklärung von allen Seiten her ein Licht verbreiten, welches nirgend einen Schatten duldet; man befand sich da wie in einem alterthümlichen Gemache; durch kleine Fenster schleicht sich das Licht des Mondes in den weiten Raum und verbreitet eine zweifelhafte romantische Helle, in der sich die Gegenstände wol erkennen lassen, aber in monströsen Formen und riesenhaften ineinander zerfließenden Umrissen. Steffens hat durch seine anregenden Vorträge gewiß manchen Schriftsteller gemacht, so gewaltig er gegen die Schriftstellerei als Handwerk auch zu toben pflegte — ei alle diese klugen Herren würden in große Noth kommen, wenn sie eine wirklich praktische Abhülfe treffen und alle Diejenigen, welche ihr Brod jetzt in der Schriftstellerei finden, anderweit in anständiger und keinem Zweiten hinderlicher Weise beschäftigen und entschädigen sollten.

Mit einem Sprunge sind wir auf dem breslauer Theater. Karl v. Holtei, welcher zu den Ersten gehörte, die den Adel für den Schauspielersstand emancipirten und somit eine lang bestehende Schranke zwischen dem Adels- und Bürgerthume zu den vielen bereits gehobenen Schranken niedertriffen, gibt als Mortimer seine erste Debutrolle. Die Schilderung seines Zustandes während der Darstellung ist wahrhaft classisch und meisterhaft. Er sagt:

Über mein Spiel weiß ich wenig zu sagen. Wie ich es mir ins Gedächtniß zurückzurufen vermag, ist es eben das eines steifen, ungelentken Anfängers gewesen, der einmal die rechte, einmal die linke Hand erhebt, einen Schritt vorwärts, einen Schritt zurück macht, und mit völlig unausgebildetem, jedes festen Grundtons ermangelndem Organ seine sicher auswendig gelernte Rolle nicht ohne Feuer, doch aber ohne geistiges Leben hersagt. Es war ein Zustand der nüchternsten Klarheit. Jede Spur von Angst war verschwunden, als ich zu sprechen begann. Ich hörte, ich vernahm mich selbst. Meine Stimme klang mir hohl und seelenlos. Meine Beine waren mir im Wege, die Arme baumelten mir wie Bürste am Leibe herab. So lang ich zu reden hatte, blieb ich noch gefaßt. Wenn Maria begann und ich ihr zuhören sollte, war ich völlig rathlos. Die aufmerksame Stille des überfüllten Hauses war furchtbar. Sie wirkte narctisch. Ich befand mich auf Augenblicke, auf halbe Minuten ganz und gar in dem Zustande, der einem festen Schlaf vorangeht und ich würde — so unglaublich das klingen mag — wahrscheinlich auf der Bühne stehend eingeschlafen sein, wenn mich das Stichwort nicht immer wieder erweckt hätte.

Durch Karl Schall's Betrieb wurde er trotzdem von etwa 300 Universitätsfreunden mit ermunterndem Applaus entlassen. Er fährt fort:

Und dennoch war ich gerichtet. Ich empfand es in meiner Brust. Ich war kein Schauspieler. Meine Rolle ging zu Ende. Mortimer stach sich todt, entkleidete sich — und Holtei verließ das Haus, während die letzten Acte ihren langsamen Weg nahmen. Zuerst begab ich mich zu meiner Pflegemutter, welche ihre Winterherberge bereits bezogen und nun, um 9 Uhr, mit ihrer Rose in voller Gebetarbeit saß. Ein eigenes Genrebild: die alte beschwerfliche Frau, arme Witwe eines reichen Barons, früher Herrin eines glänzenden Hausstandes, fast blind, in düstlicher Umgebung, bei kümmerlichem Lampenlicht, von Gebetbüchern und Bibelspruchkästen eingeschlossen; vor ihr ein junger Mann, als Kind zu großem Besitz, vornehmer Stellung bestimmt, jetzt, als schon verunglückter Gaukler, sein bleiches Angesicht von halbverwischter Schminke geröthet und eifrig bemüht, ihr den Glanz eines Erfolgs zu rühmen, an den er selbst nicht glaubte! Es war eine garstige düstere Stunde, eine der trübsten in meinem trüben Leben. Mochte die Alte noch so albern erscheinen, dumm war sie nicht. Und das bewies sie auch hier, wo sie trotz meiner lebhaften Schilderung des lebhaften Beifalls, doch mit scharfem Urtheil ergriff, was daran unecht schien. Du hast halt die Studenten für dich, sagte sie.

Dies eine Probe von der einfachen Wahrheit, womit Holtei solche Zustände zu ergreifen und zu schildern weiß. Dahin gehörten in den früheren Bänden die Stellen, welche von der „Tante Lorel“ handelten, und noch im Verlaufe dieses dritten Bandes die erschütternde Schilderung von dem Tode seiner Pflegemutter, die sich bereits selbst überlebt hatte.

Dennoch besaß Holtei die Kühnheit, noch einen Versuch in Dresden zu wagen, wo er in der ihm außerdem noch verhassten Rolle des Suranits in Körner's „Briny“ auftrat. Man lachte ihn aus. Sein Zustand war in den darauf folgenden Tagen schrecklich. Er äußert:

In jeder Begrüßung sah ich Hohn, aus jedem Worte hörte ich Spott gegen mich; wo Zwei die Köpfe zusammensteckten, meinte ich, Suranits sei der Grund ihres Gläserns.

So selbstsüchtig ist der Mensch sogar in der Verzweiflung und Selbstverachtung, daß er Alles, was um ihn her vorgeht, auf sich wie auf den letzten Grund aller Dinge und den Mittelpunkt alles menschlichen Daseins in dumpfer Bewusstlosigkeit zu beziehen gebrängt ist. Nur Tied sprach ihm Trost zu. Holtei bedient sich hier des schönen poetischen Bildes: „Tied's Lächeln spiegelte um meinen Gram, wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schatz versunken ist.“

Interessant ist eine Stelle über Tied als Vorleser und der Vergleich desselben mit Karl Schall:

Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die gold-reine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, stets an Schall denken, an Schall mit seiner kupferigen Nase, mit seinem Rhinoceros-Antlitz. Ich wagte mir nicht einzusetzen, daß ich Senen für einen größeren Künstler hielt als Tied; daß Schall, von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wunderbaren Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tied nur das Resultat täglicher Übungen sein konnte, doch an genialen Tüchten reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war.

Von Karl Schall als Vorleser heißt es an einem andern Orte:

Seine lispelnde Zunge löste sich, aus der unheimlichen Fleischmasse drangen reine kräftige Töne, das kupferige Bar-dolfs-Gesicht schien sich zu erklären und die kleinen Augen glänzten in einem erwärmenden Feuer.

Was Holtei in der Vorlesung des Shakspeare'schen „Coriolan“ geleistet — eine Leistung, die in Wien großen Enthusiasmus erregte — nennt er selbst, bescheiden genug, nur einen schwachen Nachhall von Schall's Meisterschaft.

Als Schauspieler in Breslau durchgefallen, verband sich Holtei, den das unruhige Blut immer wieder zu abenteuerlichen Fahrten trieb, mit seinem Freunde Julius Rahom, welcher sentimentale Lieder aufs trefflichste vorzutragen wußte, und zog mit ihm, öffentliche Vorstellungen auf Gesang und Declamation gebend, im Lande umher, nicht ohne Beifall und Publicum zu finden. Später wurden Beide durch die Verhältnisse getrennt; Holtei trat bei einer vagabundirenden Schauspielergesellschaft auf oder gab Declamationen auf eigene Faust, unter Andern in Queblinburg, wo er nur ein Billet absetzte und das Publicum daher aus Solchen bestand, denen Holtei freies Entrée gewährt hatte. Es war der göttliche Leichtsinn der Jugend, der in Holtei sprudelte, und er selbst feiert diesen jugendlichen Leichtsinn mit den schönen Worten:

Man klagt den Leichtsinn an. Der Leichtsinn des reifern Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinn rüstiger Jugend hat etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Natur über die Verhältnisse; er ist Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Lüge.

Mit dem Tode seiner Pflegemutter, Holtei's dadurch errungener Selbständigkeit und seiner Verheirathung mit Luise Rogée schließt der dritte vielfach bewegte Band.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Frederike Bremer's neuester Roman:

In Dalecarlien.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

wurde soeben versandt und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr. Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr.

Rina. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie S. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr.

Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1845.

F. A. Brockhaus.

Dienstag,

Nr. 161.

10. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Der vierte Band enthält sehr viel Ballast. Der Verf. gesteht selbst, daß seine nächsten und besten Freunde ihn der Geschwägigkeit beschuldigt hätten; er bemüht sich auch, hier und da nur andeutungsweise zu verfahren, obschon bloße Andeutungen in Memoiren überhaupt nicht zuzulassen oder wenigstens nutz- und zwecklos sind; Vieles dagegen, was nur für Holtei speciell, aber nicht für ein größeres Publicum, wenigstens nicht mehr für das Publicum vom J. 1845 von Interesse ist, wird mit einer gar zu ermüdenden Ausführlichkeit erzählt, und nicht selten treten Personen in den Vordergrund, die als Gesellschaftsmenschen sehr lieb und anmuthig gewesen sein mögen, für uns und die Literatur aber vollkommen gleichgültige Personen sind. Nichtsdestoweniger behauptet auch dieser Band seinen Werth und zwar hauptsächlich durch die Darstellung der deutschen Theatermiserie in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, wo das Theater alle übrigen Interessen verschlang. Diese Region verliert sich hier und da in einen wirklichen Morast, und leider steckte Hr. v. Holtei mitten darin. Seine Beschuldigungen, womit er das Theaterwesen in Deutschland überhäuft, sind zwar zum Theil überaus schlagend, aber sie verlieren an Eindruck und Gewicht in Erwägung der wenig erheblichen Dienste, welche Holtei, bei aller ihm zu Gebote stehenden Gelegenheit, dem deutschen Theater geleistet hat, und nur zu oft scheint persönliche Gereiztheit und Verbitterung ihm die Galle geliefert zu haben, in die er seine Feder taucht. Wenn man den Geschmack unsers Publicums und die Stellung des deutschen Theaters zur Gesellschaft recht erwägt, so fühlt man sich freilich gedrängt, allen zu hohen und idealen Ansprüchen zu entsagen, aber es fragt sich, ob nicht die Holtei'sche Ansicht, daß das bürgerliche Drama der Kern der deutschen dramatischen Poesie sei, wovon nur ein ganz kleiner Schritt zu der geringfügigsten Bühnentendenz ist, viel, ja das Meiste dazu beitrug, dem Theater alle ästhetische Glorie und den poetischen Nachschimmer aus der Zeit unserer classischen Meister zu rauben.

Holtei ist selbst zu offenherzig und legt auf Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit einen zu großen Werth, als

daß er von seinen Beurtheilern statt der unumwundensten Aufrichtigkeit nur Complimente, Beschönigungen und Huldigungen erwarten dürfte. Mit dem Maßstabe, womit man Andere mißt, möge man sich auch selbst wieder messen. Dies ist der ganz natürliche Gang, den die kritische Gerechtigkeit einzuschlagen hat. Ich will hier nun nicht von den dramatischen Productionen Holtei's sprechen, obschon sie, wie Holtei jetzt wol selbst zugeben wird, zwar nicht unverdientlich, doch keineswegs der Art waren, ein tüchtiges dauerndes Repertoire zu bilden und der deutschen Bühne einen neuen gesunden Nahrungsstoff zuzuführen. Das deutsche Liederspiel hat er mit manchem schätzbaren Beitrag vermehrt, aber wo er einen höhern Anlauf nimmt, schlägt das ihn drängende Übermaß des Gefühls leicht in eine krankhafte, allzu weichliche Sentimentalität um, welcher nirgend ein kräftiger Contrast das nothwendige Gegengewicht bietet. Holtei klagt sich häufig selbst einer weichlichen Trägheit an, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß er, dem es weder an Talent und poetischer Fähigkeit noch an bühnlicher Praxis fehlte, bei größerm Fleiß das Repertoire des deutschen Theaters mit dauerhaftern Stücken bereichert haben würde. Als Producent hat also Holtei keinen nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Bühne geäußert, obschon er, wie Alle, welche mit ihm und neben ihm zu dem babylonischen Thurm des deutschen Theaters Material lieferten und die allgemeine Verwirrung der deutschen Theatersprache zum unverständlichsten Gemisch steigern halfen, mit einiger vornehmen Geringschätzung auf die dramatischen Dichter der Gegenwart, auf Gutzkow, Laube, Rosen u. A. herabsehen mag, denen doch Niemand, der Vergleiche zu ziehen im Stande ist, ein höheres literarisches Bewußtsein abstreiten wird.

Wie aber war Holtei's praktisches Verhältnis zur Bühne, nach welchen Principien griff er in ihre Leitung ein? Holtei hatte gar kein Princip, er dilettirte und experimentirte nur, wie man aus seinen Selbstbekenntnissen deutlich erkennen kann. Wie gering er von der Bühne dachte, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß er der Breslauer Bühne durch die Vorstellungen einer Kunststreiterbande aufzuhelfen gesonnen war. Er ersann zu diesem Zwecke Pantomimen, welche namentlich einer Kunststreiterin, mit der er, obgleich verheirathet, ein ro-

mantisches Verhältniß unterhielt, Gelegenheit geben sollten, sich in ihrer „fast über allen Ausdruck edeln und erhabenen Gestalt und Haltung“ zu zeigen. Hierüber zerfiel er mit den Mitgliedern der Breslauer Bühne, die wie es mir scheint mit Recht zu diesen Pferdebedarstellungen ihre Mitwirkung verweigerten. Holtei tobt auch jetzt noch arg gegen diese rebellischen Schauspieler, die, mögen sie auch zum größern Theile mittelmäßig gewesen sein, doch diese unwürdige Einmischung fremdartiger Elemente nicht dulden wollten. Ich für mein Theil fühle mich sehr gedrängt, in dieser Angelegenheit den Breslauer Schauspielern und dem Professor Branig, der vom ästhetischen Standpunkt aus gegen Holtei schrieb, vollkommen Recht zu geben und in Holtei's Verfahren einen Beweis zu finden, daß er, wenigstens damals, die Bühne von keinem höhern ästhetischen Standpunkte angesehen habe. Daß der Widerstand der Schauspieler bis zum Erbärmlichen ausartete, kann freilich nicht geleugnet werden, wenn man z. B. liest, daß eine Breslauer Sängerin erklärte, sie könne in einem zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Concerte neben Frau v. Holtei nicht auftreten! Später hat man freilich auf mehr als einem deutschen Theater Kunstreiter, Jongleurs, Springer, sogenannte Herculeſſe und Herculeſſinnen und anderes sträfliches Gesindel auftreten lassen, auf denselben Bretern, wo vielleicht am nächstfolgenden Abend die classischen Lasso- oder Wallenstein-Lamben unserer größten dramatischen Dichter gehört werden sollten. Man sieht, daß das Holtei'sche Project doch nicht ohne Nachwirkung vorüberging. So wurde der Nischmasch immer mehr befördert, in den unsere Bühne ausartete und immer mehr noch auszuarten droht; so geschah es, daß der Schauspieler das Bewußtsein seiner Würde verlor, daß er sich selbst verächtlich einen „Gauler“, das Theater eine „Gaulerbude“ zu nennen gemüthig fand, während im vorigen Jahrhundert ein wiener Schauspieler den Wahlspruch hatte: „Das Theater ist so heilig als der Altar und die Probe wie die Sacristei.“

Später wurde das Königsstädter Theater in Berlin gegründet. Diese Stiftung war, meiner vollkommensten Ueberzeugung nach, kein Gewinn für Berlin wie für das deutsche Theater und die deutsche dramatische Poesie überhaupt. Man versprach sich davon eine Volksbühne, ohne das gewöhnlichste Naturgesetz für die Entwicklung einer Volksbühne zu kennen, nach welchem sie nicht auf Actien gegründet werden kann, sondern frei aus und mit dem Volke und seinem Bedürfnisse erwachsen muß. In Berlin gibt es Gebildete und Pöbel, aber kein Volk, zwar einen treffenden, oft boshaften Witz, aber keinen Humor. Eine Volksbühne verlangt aber Volk und Humor, keinen Pöbel und keinen boshaften Witz; vielmehr sind letztere ihr durchaus feindselige und verderbliche Elemente, die das junge Pflöpfreis vergiften und zerstören müssen. Das Königsstädter Theater hatte von vornherein keine Basis; es griff in der Verlegenheit nach der italienischen Oper, dem französischen Melodrama, der wiener Zauberposse. Der berliner Volkswitz brachte es höchstens zu

dem „Eisensteher Rante“, der geradezu aus einem berliner Destillationsladen entlaufen zu sein schien und nun auf der Bühne alle die schönen Gefühle austramte, zu denen das Lieblingsgetränk der berliner Volkshefe allein begeistern kann. Dies ästhetisch betrachtet widerliche Stück mußte, trotz Beckmann's meisterhafter Darstellung, die Bildung beleidigen, obschon die heiligen Hallen der Königsstädter Bühne bei der Darstellung dieser Farce stets und zwar nicht bloß vom Pöbel angefüllt waren; ja selbst die zartesten Damen wagten sich in diese dunstige Atmosphäre. Hierzu kam die Uneinigkeit der Verwaltungsmitglieder und der Actionnaire, an denen sich das alte Sprüchwort „Viele Köche verderben den Brei“ erfüllte, wozu Holtei's Memoiren die Acten- und Beweisstücke liefern können.

Berlin hat unter allen deutschen Städten vorzugsweise die Aufgabe, die höhere Intelligenz und ästhetische Bildung zu vertreten. Seine geschichtliche Entwicklung, die Mischung seiner Elemente, seine Stellung zur Welt fordern es zu dieser Mission auf. Diese classische Richtung soll auch in seinem Theater repräsentirt sein, und es bedarf hierzu keiner „Antigone“, obschon ich die Wiederaufnahme antiker Dramen nicht so entschieden mißbilligen mag als es von Vielen geschieht. Das einfache Schöne behält immer seinen Werth, und der antike Geist liegt dem deutschen Wesen nicht so fern, daß er uns verwirren und zum Abfall von uns selbst verführen könnte. Vor dem tragischen Schicksal, welches in den Sophokles'schen Dramen waltet, mögen wir uns auch jetzt noch in Demuth und Ehrfurcht beugen. Die Auführung der „Antigone“, die auch Holtei nicht zulässig findet, obgleich er doch Kunstreiter auf der Bühne zulassen wollte, kann uns sogar lehren, daß uns im Ganzen und Großen ein ganz anderer Geist daraus entgegentritt, als aus den Vorlesungen eines Professors, der uns in die verschiedenen Lesarten und Deutungen einweicht, welche diese oder jene Stelle in der „Antigone“ erfahren hat.

Es gibt zwar jetzt eine weit verbreitete auf das bloß Moderne gestellte Bildung, welche vor dem natürlich Großen in sich selbst zusammenschauert, Shakespeare und unsere Classiker unbequem findet, die Productionen eines Taschenspielers und Magikers auf der Bühne eher erträgt als den „Hamlet“ oder „Lear“, eine anmuthige Ballettänzerin beklatscht und die „Antigone“ ausspfeien möchte. Allerdings gibt es Einzelne, welche mit ihrer Verehrung alles Classischen gedankenlos coquettiren, aber selbst diese zur Schau getragene bewußtlos lärmende Abgötterei erscheint immer noch rühmlicher und edler als die zur Schau getragene Verachtung alles Classischen. Lustig war es wenigstens, wie man plötzlich die „Antigone“ anpakte und vor den Richterstuhl der Tageskritik schleppte, um der ehrwürdigen Person den Ruin und die Sünden der deutschen Bühne aufzubürden. Unser Theater sieht aber schon so geknickt aus, daß es wahrlich weder schaden noch nützt, wenn man die Rumpelkammer aller Zeiten und Völker nach Lappen und Fäden durchwühlt, um eine der vielen Blößen, die es sich gibt, mit einigem

Zustand bedecken zu können. Und die „Antigone“ ist doch immer ein Prachtkind gegen die vielen armseligen Fleckchen und Lappchen, mit denen man ihre Blöße seit mehrern Decennien behangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine in Allen. Novelle vom Verfasser „Einer Alltagsgeschichte“. Herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Original-Übersetzung aus dem Dänischen. Gamschau, Cramer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Das so oft und so mannichfaltig variierte Thema der ersten Liebe ist hier in durchaus eigenthümlicher Weise behandelt. Wir könnten versucht werden, das Buch einen modernen ins Dänische überetzten Hugh von Trautwangen zu nennen, wenn es sich hier nicht um ein anderes, geistigeres Motiv handelte als in dem Fouquet'schen „Jauberring“. Meistens finden wir in den Romanen das Glück der ersten Liebe von der Jugend unbegriffen, vom nüchternen Verstande bespöttelt, oder doch als überflüssig beiseit geschoben, von Gealterten als ein noch immer blühendes Traumbild in der stillen Brust getragen, oft als einen Schatz, der für alle Unbilden des Lebens, für alle begrenzten Hoffnungen Trost gewährt. Überall aber erscheint es, wie alles Schöne und Wahre auf dieser Erde, kaum erkannt und besessen, auch schon als Gegenstand der Sehnsucht, denn selbst Spott und Bemerken sind nur irre geleitete Sehnsucht. Die vorliegende Novelle hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben diese Sehnsucht nach einem kaum besessenen Glücke in den verschiedenartigsten Verhältnissen darzustellen, selbst in Verirrungen und bedenklichen Abwegen nachzuweisen, indem sie uns einen ältlichen, etwas caricirten Herrn Trollig vorführt, der von einem Privatverhältnisse seiner Jugend zu einer diplomatischen Person den Titel „Legationsrath“ davongetragen hat und bei bedeutendem Vermögen ein fast beständiges Wanderleben führt. Seine Bildung gehört jener glänzenden Periode vor der Revolution von 1789 an, die wegen ihres Leichtsinns, ihrer Frivolität, ihrer Auflösung aller Bande so berüchtigt ist. Eine affectirte Sentimentalität stand dem ächten Gefühl zur Seite und gegenüber, wie gegenwärtig eine meistens affectirte Kälte und Gleichgültigkeit dem rechten Rasphalten. Man betrachtete nicht eben mit strengem Auge unzulässige Liebesverbindungen; man hielt es mit Tom Jones gegen die Ehre des Mannes, ein Joseph einer Potiphar gegenüber zu sein. Gleichwohl war jene chevalereske Libertinage in gewisser Weise edler in sich selbst eben durch den Schimmer der so oft verkannten, verachteten, belächelten Sentimentalität als das in neuerer Zeit Mode gewordene Geradegu einer Natürlichkeit, die genau betrachtet nur Rohheit ist, die, hinter Emancipationskloßeln sich versteckend, die edle Jungfrau und Gattin zur Baare herabwürdigt, indem sie dieselben mit den Verächtlichsten ihres Geschlechts gleichstellt. Jene Sentimentalität, im Verein mit dem nie verhallenden Grundtone im Gefühle des Rechts und Guten, war es denn auch, die dem Legationsrath Trollig so manche Verwickelungen bereitete, die er dann stets wieder in nobler Weise zu lösen bemüht sein mußte. Wir wollen diese Verwickelungen nur kurz, nur in ihrem Beginn und Ausgang andeuten. Jenes schon erwähnte Privatverhältnis legt seiner Gorglichkeit Klara, die erkrankte Tochter des Principals, ein Kind von dreizehn Jahren, an die Brust, und Klara ist die „Eine in Allen“. Überall sucht, überall sieht er nur sie; er bringt ihr jedes Opfer, aber auch Jenen, die seine Schwäche mit ihrem Reizen bedauert, und es kann nicht fehlen, daß unter diesen Opfern auch das der Ruhe, Kraft und Reinheit der Seele sich findet. In dieser Beziehung ist das bedeutendste und am besten behandelte Ereigniß mit der schönen, leidenschaftlichen Josephha hervorzuheben, die sich ihm in die Arme wirft und damit Ruhe, Glück und Leben in den Abgrund schleudert. Dieses Unheil erfährt er selbst erst in spätern Jahren unter

Umständen, wo es einem jungen unedlen Manne nothwendig scheint, in ihm einen Verbrecher zu entlarven, und eben dieses Moment führt ihn wieder mit Klara zusammen. Beide sind alt geworden, und Klara war als Tochter, Gattin und Mutter kaum irgend einmal glücklich, immer aber blieb sie rein. Sie hat ihn geliebt, sie hat nie einen Andern geliebt als ihn. Aber in dem Schmerz und Wechsel vieler Jahre ist diese Liebe geläutert zu der Härlichkeit einer Schwester. Sie ist von Neuem über seine Verirrungen, als deren Ursache sie sich selbst betrachtet, erfüllt; sie hat ihn in ihr Gewissen, in ihre innerste Seele aufgenommen, und mit Recht kann er am Schlusse des Buchs ausrufen: „O glücklich Der, welcher in seinem Alter die Geliebte der Jugend wieder findet als des Friedens Engel!“ Es ist ein charakteristischer Zug voll tiefer Wahrheit, wenn wir hier sehen, wie das Weib wol ein Glück, nicht aber seine Bestimmung, seine heilige Liebe, verfehlt, während der Mann, rastlos nach dem Glücke des Lebens jagend, ein ganzes Leben verliert, eben weil er demselben keine Bestimmung zu geben wußte.

Gegen Anlage und Durchführung der Novelle ließe sich Manches einwenden; indessen wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten, sondern nur bemerken, daß, wie wir bei mehreren dänischen Novellisten wahrnehmen, auch hier der reiche, tiefe Stoff etwas materialistisch behandelt und dann an den positiven Glauben verwiesen wird. Das ist nun ganz gut und löblich, allein offenbar etwas zu wohlfeil und unbefriedigend. Daß ferner hier und da die Darstellung der Personen, ihrer Verhältnisse und Ansichten auf uns Deutsche den Eindruck macht, welchen wir dem Philiströfen beilegen, mag in der dänischen Sprache oder der Übersetzung liegen.

2. Der Mordverdacht. Eine Criminal-Geschichte. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unter diesem so unheimlichen als anlockenden Titel wird eine jener verwickelten Criminalgeschichten entfaltet, wie wir deren schon manche vom Kanal herüber empfangen haben. Der Erbe bedeutender Güter wird erschossen; ein der Mutter desselben mißliebiger Verwandter, dessen Spielfucht das große Vermögen seiner Frau verschleudert hat, tritt in den Besitz. Mehrere Personen, zunächst ein junger Deserteur, sind des Mordes verdächtig, bis in dem Augenblicke, wo schon das Schulbig über seinem Haupte schwebt, ein neuer Zeuge den jetzigen Gutsbesitzer als Mörder bezeugt. Zuletzt ergibt sich, daß eben der Unverdächtigste, nämlich der eigene Kammerdiener des Ermordeten, der Thäter war. Mit vielem Geschick sind die Fäden dieses Romans geknüpft und gelöst, sodaß, selbst bei mancher Breite, namentlich in den Dialogpartien, und ungeachtet einiger Wiederholungen, die Spannung des Lesers bis auf die letzten Seiten des Buchs erhalten wird. Es fiel übrigens keinem Menschen ein, die Kugel, welche den Tod gab, näher zu betrachten, wo sich, da sie in kein Pistol, deren einige vorkommen, passen konnte, sogleich ein Beweis für die Unschuld eines Pächtersohnes und des neuen Gutsbesizers ergeben mußte, und das Verfahren abgekürzt sein würde. Doch wollen wir dieses übersehen, da in dunkeln Criminalfällen dergleichen Unachtsamkeiten sich wol einmal zutragen, dem Verf. nicht gar hoch anrechnen, vielmehr an diesen Roman eine Betrachtung knüpfen, die sich bei englischen und französischen Romanen oft darbietet. Der vorliegende Roman führt uns in Schlösser, Häuser und Hütten, und stellt uns damit zugleich die verschiedenartigsten Menschen vor Augen. Wo wir aber auch sein mögen, finden wir uns zu Hause, indem wir gestehen müssen: „So ist es und nicht anders!“ Diese Wahrheit der Darstellung ist offenbar die Frucht der Ruhe und Umsicht in Anlage und Entwicklung des Stoffes, zugleich aber auch der genauesten Kenntniß und deshalb klaren Würdigung aller Lebenserscheinungen. Daher die richtige Wahl und Benützung der einfachsten Mittel; daher kein verfehlter Zweck, denn der Engländer weiß, was er will und verfolgt sein Ziel mit einer Beharrlichkeit, die es ihm nicht erlaubt, von der recht mitten

durch das Leben gehenden Straße abzuschweifen. Nur wo es noth thut, richtet er den Blick darüber hinaus, nicht um ins Blaue zu starren, nicht der schönen Aussicht zu lieb, sondern um nach Wind und Wetter, nach vorüberziehenden Reitern und Wagen zu sehen, ob sie ihn etwa fördern oder hindern. Er hält sich also fest an das Leben, er beherrscht es, und darin eben liegt der Reiz, der den deutschen Leser fesselt. Es ist daher nur bedingt wahr, daß der Deutsche auf Abstraction, auf Wissenschaftlichkeit angewiesen sei; es ist nur wahr in Beziehung auf die Schreibstube. Das Volk will Gestalt und Leben: wer diese bietet, darf guter Aufnahme sich erfreuen und gewiß um so sicherer, wenn er ein Deutscher ist. Nur muß er seine Reflexionen und Abstractionen verkörpern und es dem Leser überlassen, ob er dergleichen aus dem Dargebotenen zu entwickeln fähig oder geneigt ist.

3. Carmela, oder die Wiedertaupe. Ein Roman von Theodor Mundt. Hannover, Kist. 1844. 12. 1 Lthr. 15 Ngr.

Unter den verschiedenen Erscheinungen im religiösen Leben hob der Verf. die neuerlich in Berlin auftauchenden Wiedertäufer heraus, verflocht damit einen betrügerischen Abenteuerer aus England, die bekannte diebische Gräfin und einige Gestalten und Ideen der Jetztzeit. Diese Dinge sind im Allgemeinen einfach genug zusammen gereiht, gleichwol vermissen wir den eigentlich verbindenden Kern, der sie, um mit den Revolutionsmännern von 1792 zu reden, zu der „einen und untheilbaren Republik“ eines Romans, eines ansprechenden Kunstwerks voll Gestalt, Leben und Bewegung erhebe. Schon der Titel leidet an Unsicherheit, indem er etwas Anderes erwarten läßt als das Buch gewährt: mag man ihn buchstäblich oder symbolisch nehmen, er findet so oder so keine volle Befriedigung. Carmela ist die Tochter eines Wappensteiners Lorenz, der die Zeichen der Zeit betrügerisch zu seinem Vortheil zu benutzen bemüht ist. Er hat das Leben in einer Strafanstalt schon einmal gründlich kennen lernen, das hindert jedoch nicht, in Berlin eine Wiedertäufergemeinde zu bilden, Geld von derselben zu ziehen, Reden zu halten und die Tochter zu allgemeiner Erbauung tanzen zu lassen. So trifft sie Sylvius, ein junger Arzt, der nicht ohne Gefahr das Glück hat, sie endlich als Lebensgefährtin heimzuführen. „Und du, sagt er zu ihr vor der Leiche ihres Vaters, die du von den unruhigen Ideen dieser Zeit ergriffen und hin und her getrieben wurdest, die du wiedertauften wolltest die ganze Menschheit auf das Glück, glaube mir, glaube mir, daß die wahre und einzige Wiedertaupe der Zeit und des ganzen Menschengeschlechts die Liebe ist.“ Da hat also Sylvius erkannt, wie sehr schon der Apostel recht hatte, indem er sagte: „Wenn ich mit Menschen oder mit Engelzungen redete“ u. s. w. Wir hätten gewünscht, diese Idee wäre durch das ganze Buch klarer zur Erscheinung gebracht, wo dann freilich Vieles anders geworden, und wahrscheinlich ein wirklicher Roman gegeben sein würde, weniger in Reflexionen sich ergebend, vielmehr darstellend. Wir Deutschen aber, wird ja von vielen Seiten behauptet, wir Deutschen stehen nun einmal zum Leben wenig anders in Beziehung als durch Ideen, die wir, so gut es gehen will, als Vermittlerinnen benutzen, um nur nicht ganz und gar aus dem Leben wegzufallen. Sind wir nun Romanschriftsteller, so führen uns dergleichen Ideen leicht auf einen Standpunkt, von welchem aus das Leben in romantischer Vogelperspektive erscheint. Aus dieser hohen Einsamkeit schimmern dann Romane hervor, die, wie der Buchhändler sagt, nicht gehen wollen, weil — sie nicht stehen können. Das lesebedürftige Publicum greift daher lieber zu Übersetzungen, und wenn englische und französische Verhältnisse ihm auch hier und da manches Fremdartige zeigen, so bieten sie doch häufig Lebenswahrheit, Saft und Blut, Mark und Knochen, die, wie Lessing schon im April 1768 sagte, unserer schönen Literatur noch sehr mangeln, und auch das Fremdartige wird als Bereicherung der Länder- und Völkertunde gern hingenommen. Die deutschen Romanschriftsteller sollten daher diese Lernbegierde zum Besten des Vaterlandes benutzen. Es ist sehr

reich an Leben auch außer dem Theater, dem Douboir, dem Speezirkel, den Restaurationen und Ideen, von denen die meisten doch nur als Controverse von Pult zu Pult gehen, um wieder einem neuen Einfall Platz zu machen. Dergleichen Dinge sind auch wirklich zu wohlfeil geworden, als daß ein Schriftsteller sie noch aufgreifen sollte, um uns einige gute Gedanken, aber keinen Gedanken zu geben, der überall, wo er nur hervortritt, in, wir möchten sagen, greifbarer Gestalt erscheint, in jedem Worte dramatisch lebt. „Eintretende, welche die verschiedenartigsten Erscheinungen abgaben“ — darf kein Roman sagen, denn das versteht sich so lange von selbst, als noch Plautinische Mendacimen zu den Seltenheiten im Leben gehören. Wir wollen daher nicht diese Erscheinungen wie eine Contremarke am Eingang abgegeben wissen, sondern die Eintretenden wirklich sehen. Wir beklagen es so wenig, dem Buch eines ehrenwerthen Schriftstellers einige allgemeine Bemerkungen über das deutsche Romanwesen anreihen zu können, daß wir sie vielmehr als einen vom Buche, welches nach S. 224 das Leben zu einem Kunstwerk erhoben wissen will, gebotenen Gewinn betrachten. Freilich sagen sie nicht eben durchaus Neues, allein wir sind der Ansicht, eben gegenwärtig, wo der Sinn für den deutschen Roman sich lebendiger regt, könne nicht oft und dringend genug darauf hingewiesen werden, daß wir die bisher meistens eingenommenen Standpunkte verlassen müssen, um wahrhaft zu gestalten. Es ist nicht unsere Absicht, dem gegenwärtig von einigen Seiten geltend gemachten Ausspruch unbedingt zu huldigen, nach welchem der Wahrheit und dem Charakteristischen das Schöne untergeordnet sein soll; gleichwol wäre es doch immer als ein erfreuliches Zeichen anzuerkennen, wenn dieser Ausspruch unsere Romanichter etwas von der bekannten deutschen Wissenschaftlichkeit abzulenken und vom Pult auf die Gasse zu führen im Stande wäre. Zu der gewöhnlichen Lebenswahrheit fände sich immer schon die poetische, da jene bekanntlich ohne diese nicht zur Erscheinung zu bringen ist; das Charakteristische folgte nothwendig und am Ende bliebe das Schöne nicht mehr auf die Dienstbarkeit eines Adjectivs beschränkt, sondern zeigte sich wieder als Grundbedingung, als Lebens-clement aller Kunst, und was Theodor Mundt, wie oben schon angemerkt wurde, S. 224 seines Buchs den Doctor Sylvius als frommen Wunsch niederschreiben läßt, fände dann seine Erfüllung.

18.

Literarische Notiz.

Geschichte der Burgen und Schlösser in Frankreich.

Es gibt zwar in Frankreich mehrere ähnliche Sammlungen wie Gottschalk's „Ritterburgen“, aber keine einzige derselben hat sich einer so allgemeinen Verbreitung zu erfreuen gehabt als dieses Werk. Goyan's „Tourelles de France“ ist zu weit-schichtig angelegt und berücksichtigt zu wenig die eigentlichen pittoresken Partien, und Latout behandelt in seinem werth-vollen Werke nur die wirklichen Lustschlösser der Könige. Außerdem mögen noch einige andere Schriftsteller von untergeordnetem Belange sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben wie Gottschalk, aber wie gesagt, es ist keinem einzigen derselben gelungen, eine allgemeinere Theilnahme zu finden. Jetzt macht sich nun ein sehr gewandter und geschmackvoller Erzähler, Alexandre de Lavergne, der in seinen beliebten Novellen ein gefälliges Darstellungstalent bekundet, an die Schilderung und Beschreibung der wichtigsten Schlösser und historischen Ruinen, welche Frankreich aufzuweisen hat. Das Werk, welches wir von ihm zu erwarten haben, führt den Titel „Châteaux et ruines historiques de France“ und ist auf 30 Lieferungen berechnet. Man kann sich von diesem Werke eine große Mannichfaltigkeit und einen Reichthum an interessanten Einzelheiten versprechen, denn gewisse Theile von Frankreich, z. B. die Touraine, dieser Garten Frankreichs, und Bearn tragen von Bauwerken dieser Art, an die zum Theil die romanhaftesten Erinnerungen geknüpft sind.

17.

Mittwoch,

Mr. 162.

11. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Doch ich komme auf die Königsstädter Bühne zurück. Zur Zeit, als sie gegründet wurde, hatte die königliche Bühne noch immer ein nobles Aussehen; der Geist und die Schule Ifland's waren auf ihr würdig vertreten; man sah classische Stücke noch in genügender Vortrefflichkeit; Devrient, das Ehepaar Wolff, Madame Stieh, Lemm, Beschort, Bauer, Krüger, Nebenstein und Andere bildeten ein Ensemble, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; man besuchte das Theater noch wie einen Tempel der Kunst in geweihter Stimmung; man sprach mit einer gewissen Scheu von der Darstellung einer Shakespeare'schen Tragödie, worin Devrient durch seine Meisterschaft die Gemüther hingerissen hatte, von dem classischen Vortrag Goethe'scher Jamben durch die Stieh, durch Lemm und P. A. Wolff. Man muß noch einen Abglanz jener Periode erlebt haben, um zu begreifen, daß die Bühne eine höhere als eine der bloßen Unterhaltung und Zerstreuung gewidmete Anstalt sein kann, daß ihre Aufgabe wichtig genug ist, um die Vessern und Eblern der Nation zu fesseln. Die Königsstädter Bühne in ihrer bunten Zusammenhanglosigkeit, in ihrem Bestreben, dem niedern Bedürfnis zu schmeicheln, störte die schöne Wirksamkeit der königlichen Bühne. Das Interesse wurde gespalten, der Geschmack theilte sich in zwei feindliche Lager oder wechselte vielmehr zwischen beiden rathlos hin und her; aber es fanden sich immer mehr Ueberläufer, welche das Publicum in der Königsstadt verstärkten, und es zeigte sich deutlich, daß es leichter ist, den Geschmack zu verderben als zu veredeln. Das Behagen am leichtem Spas verträgt sich nicht mit der Geschmacksreinheit, welche erforderlich ist, um ein gebiegenes Drama genießen zu können. Jeder Berliner gewöhnte sich erst seitdem daran, die edelsten Eindrücke, die er erhielt, zu travestiren. Selbst Outgefinnte ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen, daß man an der Königsstädter Bühne ein Volkstheater besigen solle, und erkannten ihren Irrthum, als es zu spät war. Man hatte das Burgtheater und die Leopoldstädter Bühne zu Wien vor Augen, aber man sah nicht ein, daß hier das Verhältniß ein ganz anderes war und ist, daß jene Theater in naturgemäßer und gegenseitig

sich abgrenzender Weise nebeneinander aufwuchsen, während die Königsstädter Bühne als ein Product künstlicher Berechnung, als ein Eindringling in eine abgeschlossene Intelligenz erschien, daß sie nicht Zeit hatte, sich ein Publicum heranzubilden, sondern hauptsächlich auf das Heer von Ueberläufern rechnen mußte, die nun beiden Bühnen abwechselnd dienen wollten und eigentlich keiner treu blieben. Man hätte ohne alle großen Ansprüche, ohne ein umfangreiches kostspieliges Personal allenfalls ein kleines Theater für kleine Stücke, für Vaudevilles und Liederpiele gründen können, aber die Königsstädter Bühne trug von vorn herein die Absicht zur Schau, auch durch große Opern, durch Decorationspracht und Maschinerie mit der königlichen Bühne zu concurriren und es dieser in jeder Hinsicht möglichst gleich zu thun. Trotzdem hat sich die Königsstädter Bühne, wie so Vieles in unserer Zeit, durch allerlei künstliche Mittel äußerlich gehalten; aber die Kräfte, die man auf die Existenz dieser Bühne verwendet hat, gingen der großen Bühne verloren und haben dem Geschmack der Berliner und der Poesie keinen Segen eingetragen. Erblich ist jeder Versuch, ein wirkliches volksthümliches Theater auf einfachen Grundlagen in Berlin zu errichten, seitdem so gut wie unmöglich gemacht.

So lange Holtei's erste Frau, geborene Rogée, Mitglied der königlichen Bühne war, schwärmte er für letztere in einem Grade, daß er selbst gesteht, er sei gegen die neue Königsstädter Bühne mit einer „Parteiwuth“ erfüllt gewesen, „die an Verrücktheit grenzte“, wie seine urkundlichen Worte lauten. Auch hat es Holtei mit seiner Begeisterung für die königliche Bühne wie mit seiner Abneigung gegen das Königsstädter Theater damals gewiß ehrlich gemeint. Holtei, eine enthusiastische Natur, aber von keinem dauerhaften consequenten Charakter, war stets nur das Geschöpf seiner Umgebungen, bald Schillerianer, bald Goethianer, bald Shakespeareaner, bald Tieckianer, und alles Dies bunt durcheinander. Nach dem Tode seiner Frau sehen wir ihn plötzlich als Directionssecretair, Theaterdichter und aushülsslichen Regisseur an dem von ihm anfangs so fanatisch gehassten Königsstädter Theater. Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit mit Eifer gegen den Verdacht einer käuflichen Ueberläuferel. Dies hat indeß nichts zu sagen; wir haben in Deutsch-

land auffallendere Überläufereien als die von einer Bühne zur andern erlebt. Seit diesem Überlauf glaubt Holtei von dem neuen Institut „nicht hoch genug denken zu können“. Auch diese innere Wandlung hat für uns nichts Befremdliches, sie ist durchaus in der weichen enthusiastischen Natur Holtei's begründet.

Übrigens wäre Holtei, dem hier das Glück, über dessen Ungunst er sich so häufig beklagt, aufs freundlichste entgegenkam, an dieser Bühne ganz an seiner Stelle gewesen, hätte er es über sich vermocht, seine Zeit mehr zusammenzuhalten und das Theater in der Königsstadt mit Lieberspielen und Vaudevilles zu versorgen, eine Gattung, für die er ein so ungemein glückliches Talent besitz. Aber seine dramatischen Leistungen beschränkten sich auf einige Prologe, Festspiele, umgearbeitete Operntexte, die Posse „Der Kaltbrenner“ und das kleine, durch seine hübschen Lieder so populair gewordene Stück „Der alte Feldherr“. Letzteres brachte ihm wenigstens die Genugthuung, daß der unvergeßliche Tschoppe ihn als einen „unruhigen Kopf“ bezeichnete, weil er darin einen „Rebellen“ gefeiert hätte. Du lieber Himmel, mit welchen Augen man in Deutschland die Weltgeschichte anzusehen beliebt! Für diesen Ausbruch Tschoppe'scher Loyalität lohnte es sich schon, den „Alten Feldherrn“ geschrieben und diesem „Rebellen“ Lieder in den Mund gelegt zu haben, die jetzt in Aller Munde und Ohren sind. Das Glück spielt oft seltsam; Holtei ist vielleicht so unsterblich wie Goethe, obschon die Holtei'sche Unsterblichkeit nur auf den beiden bekannten Liedern aus dem „Alten Feldherrn“ beruht. Diese Lieder werden wenigstens existiren, so lange Polens Existenz ausgelöscht ist; man wird sie singen, wenn vielleicht Holtei's Name längst vergessen sein dürfte. Von sehr vielen jetzt in Journalen gefeierten Schriftstellern und Dichtern wird nicht einmal so viel übrigbleiben.

Freilich war Holtei gerade damals von seinen auswärtigen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß er sich mit seinem Ministerium für die innern Angelegenheiten der Königsstädter Bühne viel zu beschäftigen nicht Zeit genug hatte. Er sagt selbst:

Alle klagen, daß ich meine Zeit nicht besser verwandte, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Concession (warum hatte man aber die Bühne so weitläufig und complicirt angelegt) so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der berliner Gefelligkeit zu ziehen. Mein Leben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. — Ich schimpfte auf Angely und that doch nichts, ihn beiseite zu schieben.

Holtei theilte dies Loos mit vielen andern Schriftstellern und Poeten, die als renommirte Puppen oder überhaupt ihrer anregenden Intelligenz wegen in gesellschaftlichen Kreisen gern gesehen werden und leicht der Gefahr ausgesetzt sind, im zerstreuen Wirbel der Gefelligkeit unterzugehen. Niemand vergütet ihnen den Verlust ihrer Zeit, die Zersplitterung ihrer Productivität; man hält bei uns die Schriftstellerei und das Dichten für ein bloßes Spiel, höchstens für eine Arbeit, die sich so leicht wieder anknüpfen und fortsetzen läßt wie

etwa ein Strumpf, woran irgend eine hässliche Sackstrick, den man in jedem Augenblick beiseite legen und in jedem Augenblick wieder beliebig in Action nehmen kann. Hätte man nur ein Bedauern, eine Dosis des Mitleids übrig, wenn ein durch solche gesellschaftlichen Zerstreuungen aufgeriebenes Talent zuletzt ganz verblasst. Unter diesen gesellschaftlichen Tendenzen hätte man namentlich ein mit Unterhaltungsgeboten so reichlich ausgestattet Talent wie Holtei zu leiden. Hierin ist in der That über so viele verlorene schöne Zeit und die Mißstimmungen begründet, denen sich Holtei in seinen Memoiren überläßt. Einen andern Grund zu diesen Mißstimmungen gibt Holtei an, wenn er mit jener Offenherzigkeit gesteht:

Das Härteste, was einem Menschen von Zeit zu Zeit widerfahren kann, bleibt meines Erachtens die Bewürdigung, die an ihm haftet, wenn er nicht mehr als nichts weiter sein will oder kann als der Mann seiner Zeit. — Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihrer Kunst ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Bewußtsein seines Talente. — Der Gemahl einer Schauspielerin, eines Sängers sein und weiter nichts, dagegen ist ein großer Mann, den ich zu beneiden.

Holtei gesteht, daß er oft gewünscht habe, zu ähnlichster Behauptung ein bloßer Abschreiber und ausschreibender Thätigkeit genöthigt zu sein. Er ist regierende Herren gegeben, welche wünschenswerth ist, die Pflüger in Scheweise ihres Angeichts ihr tägliches Verdienen zu können. Holtei wünschte mindestens ein Abschreiber zu sein. So wenig kann ein Schriftsteller von der Feder lassen!

Einigen Werth legt Holtei indes darauf, daß er die Direction durch seine Verbindung mit Publicisten und literarischen Organen viel genützt habe. Es ist nur, ob diese journalistische Thätigkeit dem deutschen Theater, der Dramaturgie und der höhern Entwicklung der dramatischen Poesie zu gut gekommen sei, ist bei dem kleinlichen und zänkischen Treiben der deutschen Theaterkritik, billig bezweifeln müssen. Bismarck hat sich gerade aus jener Periode die Verschämtheit her, in welcher die Theaterkritik auch noch in unsern Tagen verbleibt. Ebenso fraglich ist es, ob Holtei auf jener Seite der theatralischen Irrfahrten und als Director des gaier Theaters etwas die dramatische Poesie gefördert geleistet habe. Selbst seine Vorlesungen dramatischer Stücke haben wie die Lied'schen nicht wenig dazu beigetragen, einen guten Theil des Publicums, und von dessen gebildeten Kern, der Bühne weiter zu weichen und überhaupt Vorlesungen ähnlicher Art, und mal in vertheilten Rollen, in Schöpfung zu bringen, selbst in der Meinung, zu Hause Alles besser zu können, haben, sich die Mühe des Theaterbesuchs ersparen. Ich will hiermit dergleichen Privatunterhaltungen nicht tadeln, man kann ihnen sogar manchen Nutzen abgewinnen, namentlich erschreiben sie in Deutschland, wo das französische Gesetz geselliger Gesprächs im Allgemeinen auch der Copie zu einer ungenügenden, alle Gesellschaftsmitglieder in Action und

pfundung segenden Conversation fehlt, als ein sehr löbliches und nobles Mittel, der Stimmung einen erhöhten Wärmeegrad zu ertheilen; aber ich meine, daß diese Eitelkeit die Theilnahme an der Bühne sehr abgeschwächt hat, indem man, wie es gewöhnlich in Deutschland geht, diese einseitige Unterhaltung zu wichtig und zu pedantisch nahm und sich in den Kopf setzte, ein geübter Vorleser gewähre einen reinern Genuß als ein Verein der tüchtigsten darstellenden Kräfte auf der Bühne. Dem Deutschen wird Alles und Jedes so leicht zur Lektion und zur Schulaufgabe, Shakspeare zum Schulbuch und der Shakspeare-Interpret zum Schulmeister, der uns den Besuch der Stunden und unsern Fleiß attestirt.

Trotzdem hat Holtei das Seinige für die deutsche Bühne geleistet und zwar in diesen Memoiren selbst, welche schätzbare dramaturgische Bemerkungen, namentlich aber dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des deutschen Theaterelends vor und hinter den Coulissen enthalten. Die Holtei'schen Offenbarungen über eine gewisse Periode des breslauer Theaters wie der beiden berliner Bühnen hier auszugswiese mitzutheilen, würde unzweifelhaft zu weit führen; dagegen mögen einige Betrachtungen, welche Holtei über die deutsche Bühne anstellt, mitgetheilt sein. Das letzte Drittel des vierten Bandes beschäftigt sich mit Paris, welchem Holtei einen Besuch abstattete, und vorzugsweise mit den pariser Theatern, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Bei dieser Gelegenheit macht sich der Arger Holtei's über die heimischen Theaterverhältnisse folgendermaßen Luft:

Es muß auch einem königlichen Hoftheater erlaubt sein, jede Nachlässigkeit, jedes Verschlen der Schauspieler mit furchtbarer, unerbittlicher Gewalt im Augenblick und auf frischer That zu bestrafen, und welches so seine Schauspieler erzieht. — In Frankreich zischt und pfeift man den beliebtesten Schauspieler aus, wenn er sich zweimal in einer Rolle verspricht. Aber unsere deutschen Hofschauspieler! —

In Paris hängt es nicht von der Laune der Direction oder eines unartigen Häufleins im Parterre ab, den Stab zu brechen, sondern der Dichter begehrt seine drei Vorstellungen und das Publicum hat Zeit und Raum, sein Urtheil festzustellen und abzugeben. Die Schauspieler müssen dem Dichter gehorchen, und wehe ihnen, wenn sie sich weigern.

Was ist das für eine Noth, ehe sich einmal ein neues Werk (ich meine unserer Besten) durch alle Hindernisse, durch Hofrücksichten, durch Censurbedenken, die überall verschieden und nur in ihrer Spießbürgerlichkeit sich ähnlich sind, Bahn bricht!

Und unsere besten Schauspieler reifen herum und stören mit ihren Gastrollen die Repertoires und spielen im besten Falle ihre Solis ab, als Virtuosen, und lassen sich von Schriftstellern die Cour machen (warum geben sich die Schriftsteller dazu er?), um ein Versprechen zu geben, daß sie künftig einmal ersprechen wollen, dies oder jenes Stück herzubringen. Natürlich um für ihre Gastdarstellungen einen wohlwollenden Recensenten zu haben, den man mit schönen Redensarten kört, um ihn an der Angel sich blutig zappeln zu lassen.)

Und die Hauptfragen der Zeit dürfen wir gar nicht befragen; denn was dort gestattet sein könnte, wäre da verboten, und was hier begeisterte, möchte dort verlegen, und wenn raunischweig jubelte, könnte Raffau die Achsel zucken! — Laßt ich ungehört! Und wer Freude am Theater finden will, er reise nach Paris!

Dies Alles ist nun zwar ganz und gar nicht geist-

reich noch in wohlgelegten und gut stilisirten Worten ausgedrückt, aber es hat das höchste Verdienst, wahr zu sein. Mit Recht hält er sich auch über die neuen „feineren Intention verschlingenden, das deutsche Schauspiel zerstörenden großen Schauspielhäuser“ auf, und setzt hinzu: „Ehe wir nicht wieder kleinere Säle bekommen, wird all das Geschrei nach besserem Theaterreiben vergeblich sein.“ Es wird überhaupt vergeblich sein; im Gegentheil, man thut sich jetzt, und nicht bloß beim Theater, etwas darauf zu gut, den billigsten Wünschen und Bittschriften nicht entgegenzukommen und allgemein gefühlte Mängel mit aller Kraft beizubehalten, um an einem wenig zu neidenden Beispiel seine eigene Macht, den Bittenden und Wünschenden aber ihre Ohnmacht darzuthun.

(Der Beschluß folgt.)

Die Märtyrer der Wissenschaft.

Freunde der Wissenschaft werden folgendes zu London erschienene Büchlein: „The martyrs of science; or the lives of Galilei, Tycho Brahe, and Kepler“, von David Brewster, ihrer besondern Aufmerksamkeit werth finden. Diese drei Männer nehmen zwischen Kopernicus und Newton in den Annalen der Astronomie den ausgezeichnetsten Platz ein. Durch Erklärung der Phänomene von den Bewegungen der Planeten nach der Hypothese von der Unbeweglichkeit der Sonne und der doppelten Bewegung der Erde hatte Kopernicus den ersten Schritt zu der wahren Theorie des Weltalls gethan; aber er hatte die Excentricitäten und Nebenkreise (Epicyklen) des alten Glaubens nicht verworfen und das allgemein angenommene Dogma des Alterthums — die einförmige Bewegung in kreisförmigen Bahnen — blieb unangefochten. Um einen Schritt über den Punkt, zu dem Kopernicus gekommen war, zu thun, waren genauere Beobachtungen und deutlichere Begriffe von den Gesetzen der Bewegung nothwendig. Tycho Brahe brachte diese Beobachtungen zu Stande. Kepler forschte mit unendlichem Fleiß und Scharf sinn ihren Consequenzen nach und bewies aus denselben, daß die Bahnen der Planeten nicht kreisförmig, sondern elliptisch sind und daß die Bewegungen nicht einförmig sind, obgleich durch ein wegen seiner Einfachheit und Schönheit merkwürdiges Gesetz geregelt. Galilei richtete das Fernrohr gegen den Himmel, bekräftigte die Lehre des Kopernicus durch neue Beweise und bereicherte durch Entdeckung der Gesetze der Bewegung den Weg für Newton's dynamische Theorien. Zu diesem Fortschritt von der formalen zu der physikalischen Astronomie trugen die genannten Männer fast allein bei; daher faßt die Geschichte ihrer Arbeiten die der Wissenschaft selbst in sich während einer der interessantesten Perioden ihres Vorwärtsschreitens. Aber wenn diese drei Individuen wegen ihrer Verdienste um die Astronomie vorzüglich ausgezeichnet sind, so sind sie auch nicht weniger merkwürdig durch ihre intellectuellen Eigenschaften und ihre Schicksale. Sie lebten in einem Zeitalter von ungewöhnlicher geistiger Thätigkeit, wo Europa aus tausendjähriger Erstarrung aufwachte. Zuerst in der chronologischen Ordnung kommt Tycho — der Prototyp eines Zeitalters im Zustande des Übergangs von Unwissenheit und Barbarei zur Kenntniß und Verfeinerung —, sich der Astronomie und der Astrologie, der Chemie und der Alchemie mit gleichem Eifer weihend, und in dessen Charakter Religion und Superstition, große Ansichten und verächtliche Leichtgläubigkeit sonderbar gemischt waren. Nächst ihm folgt Kepler, auch Astrolog, der aber, indem er diese Kunst übte, über ihre Eitelkeit und Worthlosigkeit spottete. Er gab sich den wildesten Träumereien in Bezug auf die Gesetze der planetarischen Bewegungen hin, unterwarf aber alle seine

Und dennoch war ich gerichtet. Ich empfand es in meiner Brust. Ich war kein Schauspieler. Meine Rolle ging zu Ende. Mortimer stach sich todt, entkleidete sich — und Holtei verließ das Haus, während die letzten Acte ihren langsamen Weg nahmen. Zuerst begab ich mich zu meiner Pflegemutter, welche ihre Winterberge bereits bezogen und nun, um 9 Uhr, mit ihrer Rose in voller Gebetarbeit saß. Ein eigenes Gemüthsbild: die alte betschwesterliche Frau, arme Witwe eines reichen Barons, früher Herrin eines glänzenden Hausstandes, fast blind, in düstiger Umgebung, bei kümmerlichem Lampenlicht, von Gebetbüchern und Bibelspruchkästen eingeschlossen; vor ihr ein junger Mann, als Kind zu großem Besiz, vornehmer Stellung bestimmt, jetzt, als schon verunglückter Gaukler, sein bleiches Angesicht von halbverwischter Schminke geröthet und eifrig bemüht, ihr den Glanz eines Erfolgs zu rühmen, an den er selbst nicht glaubte! Es war eine garstige düstere Stunde, eine der trübsten in meinem trüben Leben. Möchte die Alte noch so albern erscheinen, dumm war sie nicht. Und das bewies sie auch hier, wo sie trotz meiner lebhaften Schilderung des lebhaften Beifalls, doch mit scharfem Urtheil ergriff, was daran unecht schien. Du hast halt die Studenten für dich, sagte sie.

Dies eine Probe von der einfachen Wahrheit, womit Holtei solche Zustände zu ergreifen und zu schildern weiß. Dahin gehörten in den frühern Bänden die Stellen, welche von der „Tante Lorel“ handelten, und noch im Verlaufe dieses dritten Bandes die erschütternde Schilderung von dem Tode seiner Pflegemutter, die sich bereits selbst überlebt hatte.

Dennoch besaß Holtei die Kühnheit, noch einen Versuch in Dresden zu wagen, wo er in der ihm außerdem noch verhassten Rolle des Juranits in Körner's „Triny“ auftrat. Man lachte ihn aus. Sein Zustand war in den darauf folgenden Tagen schrecklich. Er äußert:

In jeder Begrüßung sah ich Hohn, aus jedem Worte hörte ich Spott gegen mich; wo Zwei die Köpfe zusammensteckten, meinte ich, Juranits sei der Grund ihres Klüfters.

So selbstsüchtig ist der Mensch sogar in der Verzweiflung und Selbstverachtung, daß er Alles, was um ihn her vorgeht, auf sich wie auf den letzten Grund aller Dinge und den Mittelpunkt alles menschlichen Daseins in dumpfer Bewußtlosigkeit zu beziehen gedrängt ist. Nur Tied sprach ihm Trost zu. Holtei bedient sich hier des schönen poetischen Bildes: „Tied's Lächeln spiegelte um meinen Gram, wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schag versunken ist.“

Interessant ist eine Stelle über Tied als Vorleser und der Vergleich desselben mit Karl Schall:

Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die gold-reine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, stets an Schall denken, an Schall mit seiner kupferigen Nase, mit seinem Rhinoceros-Antlitz. Ich wagte mir nicht einzugehen, daß ich Senen für einen größern Künstler hielt als Tied; daß Schall, von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wunderbaren Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tied nur das Resultat täglicher Übungen sein konnte, doch an genialen Tüchten reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war.

Von Karl Schall als Vorleser heißt es in dem andern Orte:

Seine lispelnde Sprache löste sich, aus der unheimlichen Fleischmasse drangen reine kräftige Töne, das heilige hebräische Gesicht schien sich zu verklären und die Reine des glänzten in einem erwärmenden Feuer.

Was Holtei in der Vorlesung des Schaffhausen „Coriolan“ geleistet — eine Leistung, die in Wien ganz Enthusiasmus erregte — nennt er selbst, bescheiden, nur einen schwachen Nachhall von Schall's Meisterthum.

Als Schauspieler in Breslau durchgezogen, nahm sich Holtei, den das unruhige Blut immer mehr zu abenteuerlichen Fahrten trieb, mit seinem Freunde Julius Rahom, welcher sentimentale Lieder mit rasender Vorzutragen wußte, und zog mit ihm, in ständiger Verstellung auf Gesang und Declamation gehend, in Lande umher, nicht ohne Beifall und Publikum zu finden. Später wurden Beide durch die Verhältnisse getrennt; Holtei trat bei einer vagabundierenden Theaterspielergesellschaft auf oder gab Declamationen auf eigene Faust, unter Anderm in Quedlinburg, wo er ein Billet absetzte und das Publicum daher an seinen bestanden, denen Holtei freies Entrée gewährt war. Es war der göttliche Leichtsinns der Jugend, der er sich sprudelte, und er selbst feiert diesen jugendlichen Wahnsinn mit den schönen Worten:

Man klagt den Leichtsinns an. Der Leichtsinns ist ein Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinns ist ein Kind hat etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Natur über die Verhältnisse; er ist Triumph der Wahrheit über die Helei und Lüge.

Mit dem Tode seiner Pflegemutter, Holtei's selbst errungener Selbstständigkeit und seiner Verheirathung mit Luise Rogée schließt der dritte vielfach bemerzte Band.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Frederike Bremer's neuester Roman.

In Dalecarlien.

Zwei Theile. Gr. 12. Sch. 2 R.

wurde soeben versandt und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 1 Thl. 2 R. Einzelne sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 R.

Die Wälder des Präbentens. Vierte Auflage. 1 R.

Anna. Zweite Auflage. Zwei Theile. 2 R.

Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. 2 R.

Die Familie S. 10 Rgr.

Kleinere Erzählungen. 10 Rgr.

Streit und Liebe. Dritte Auflage. 10 Rgr.

Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Rgr.

Leipzig, im Juni 1845.

F. A. Brockhaus

Dienstag,

— Nr. 161. —

10. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Der vierte Band enthält sehr viel Ballast. Der Verf. gesteht selbst, daß seine nächsten und besten Freunde ihn der Geschwägigkeit beschuldigt hätten; er bemüht sich auch, hier und da nur andeutungsweise zu verfahren, obschon bloße Andeutungen in Memoiren überhaupt nicht zuzulassen oder wenigstens nutz- und zwecklos sind; Vieles dagegen, was nur für Holtei speciell, aber nicht für ein größeres Publicum, wenigstens nicht mehr für das Publicum vom J. 1845 von Interesse ist, wird mit einer gar zu ermüdenden Ausführlichkeit erzählt, und nicht selten treten Personen in den Vordergrund, die als Gesellschaftsmenschen sehr lieb und anmuthig gewesen sein mögen, für uns und die Literatur aber vollkommen gleichgültige Personen sind. Nichtsdestoweniger behauptet auch dieser Band seinen Werth und zwar hauptsächlich durch die Darstellung der deutschen Theatermisere in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, so das Theater alle übrigen Interessen verschlang. Diese Region verliert sich hier und da in einen wirklichen Nothstand, und leider steckte Hr. v. Holtei mitten darin. Seine Beschuldigungen, womit er das Theaterwesen in Deutschland überhäuft, sind zwar zum Theil überaus schlagend, aber sie verlieren an Eindruck und Gewicht in Erwähnung der wenig erheblichen Dienste, welche Holtei, bei aller ihm zu Gebote stehenden Gelegenheit, dem deutschen Theater geleistet hat, und nur zu oft scheint persönliche Gereiztheit und Verbitterung ihm die Galle gefert zu haben, in die er seine Feder taucht. Wenn man den Geschmack unsers Publicums und die Stellung des deutschen Theaters zur Gesellschaft recht erwägt, fühlt man sich freilich gedrängt, allen zu hohen und ealen Ansprüchen zu entsagen, aber es fragt sich, ob nicht die Holtei'sche Ansicht, daß das bürgerliche Drama der Kern der deutschen dramatischen Poesie, wovon nur ein ganz kleiner Schritt zu der geringigsten Bühnentendenz ist, viel, ja das Meiste dazu trug, dem Theater alle ästhetische Glorie und den reifsten Nachschimmer aus der Zeit unserer classischen eister zu rauben.

Holtei ist selbst zu offenherzig und legt auf Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit einen zu großen Werth, als

daß er von seinen Beurtheilern statt der unumwundensten Aufrichtigkeit nur Complimente, Beschönigungen und Fuldigungen erwarten dürfte. Mit dem Maßstabe, womit man Andere mißt, möge man sich auch selbst wieder messen. Dies ist der ganz natürliche Gang, den die kritische Gerechtigkeit einzuschlagen hat. Ich will hier nun nicht von den dramatischen Productionen Holtei's sprechen, obschon sie, wie Holtei jetzt wol selbst zugeben wird, zwar nicht unverdienstlich, doch keineswegs der Art waren, ein tüchtiges dauerndes Repertoire zu bilden und der deutschen Bühne einen neuen gesunden Nahrungstoff zuzuführen. Das deutsche Liebespiel hat er mit manchem schätzbaren Beitrag vermehrt, aber wo er einen höhern Anlauf nimmt, schlägt das ihn drängende Übermaß des Gefühls leicht in eine krankhafte, allzu weiche Sentimentalität um, welcher nirgend ein kräftiger Contrast das nothwendige Gegengewicht bietet. Holtei klagt sich häufig selbst einer weichen Trägheit an, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß er, dem es weder an Talent und poetischer Fähigkeit noch an bühnlicher Praxis fehlte, bei größerem Fleiß das Repertoire des deutschen Theaters mit dauerhaftern Stücken bereichert haben würde. Als Producent hat also Holtei keinen nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Bühne geäußert, obschon er, wie Alle, welche mit ihm und neben ihm zu dem babylonischen Thurm des deutschen Theaters Material lieferten und die allgemeine Verwirrung der deutschen Theatersprache zum unverständlichsten Gemisch steigern halfen, mit einiger vornehmen Geringschätzung auf die dramatischen Dichter der Gegenwart, auf Gutzkow, Laube, Rosen u. A. herabsehen mag, denen doch Niemand, der Vergleiche zu ziehen im Stande ist, ein höheres literarisches Bewußtsein abstreiten wird.

Wie aber war Holtei's praktisches Verhältniß zur Bühne, nach welchen Principien griff er in ihre Leitung ein? Holtei hatte gar kein Princip, er dilettirte und experimentirte nur, wie man aus seinen Selbstbekenntnissen deutlich erkennen kann. Wie gering er von der Bühne dachte, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß er der Breslauer Bühne durch die Vorstellungen einer Kunstreiterbande aufzuhelfen gesonnen war. Er ersann zu diesem Zwecke Pantomimen, welche namentlich einer Kunstreiterin, mit der er, obgleich verheirathet, ein ro-

mantisches Verhältniß unterhielt, Gelegenheit geben sollten, sich in ihrer „fast über allen Ausdruck edeln und erhabenen Gestalt und Haltung“ zu zeigen. Hierüber zerfiel er mit den Mitgliedern der breslauer Bühne, die wie es mir scheint mit Recht zu diesen Pferdebarstellungen ihre Mitwirkung verweigerten. Holtei tobt auch jetzt noch arg gegen diese rebellischen Schauspieler, die, mögen sie auch zum größern Theile mittelmäßig gewesen sein, doch diese unwürdige Einmischung fremdartiger Elemente nicht dulden wollten. Ich für mein Theil fühle mich sehr gedrängt, in dieser Angelegenheit den breslauer Schauspielern und dem Professor Dranitz, der vom ästhetischen Standpunkt aus gegen Holtei schrieb, vollkommen Recht zu geben und in Holtei's Verfahren einen Beweis zu finden, daß er, wenigstens damals, die Bühne von keinem höhern ästhetischen Standpunkte angesehen habe. Daß der Widerstand der Schauspieler bis zum Erbärmlichen ausartete, kann freilich nicht geleugnet werden, wenn man z. B. liest, daß eine breslauer Sängerin erklärte, sie könne in einem zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Concerte neben Frau v. Holtei nicht auftreten! Später hat man freilich auf mehr als einem deutschen Theater Kunststreiter, Jongleurs, Springer, sogenannte Herculeffen und Herculeffinnen und anderes sträfliches Gelichter auftreten lassen, auf denselben Bretern, wo vielleicht am nächstfolgenden Abend die klassischen Lasso- oder Wallenstein-Jamben unserer größten dramatischen Dichter gehört werden sollten. Man sieht, daß das Holtei'sche Project doch nicht ohne Nachwirkung vorüberging. So wurde der Mischmasch immer mehr befördert, in den unsere Bühne ausartete und immer mehr noch auszuarten droht; so geschah es, daß der Schauspieler das Bewußtsein seiner Würde verlor, daß er sich selbst verächtlich einen „Gaukler“, das Theater eine „Gauklerbude“ zu nennen gemüthigt fand, während im vorigen Jahrhundert ein wiener Schauspieler den Wahlspruch hatte: „Das Theater ist so heilig als der Altar und die Probe wie die Sacristei.“

Später wurde das Königsstädter Theater in Berlin gegründet. Diese Stiftung war, meiner vollkommensten Ueberzeugung nach, kein Gewinn für Berlin wie für das deutsche Theater und die deutsche dramatische Poesie überhaupt. Man versprach sich davon eine Volksbühne, ohne das gewöhnlichste Naturgesetz für die Entwicklung einer Volksbühne zu kennen, nach welchem sie nicht auf Actien gegründet werden kann, sondern frei aus und mit dem Volke und seinem Bedürfnisse erwachsen muß. In Berlin gibt es Gebildete und Pöbel, aber kein Volk, zwar einen treffenden, oft boshaften Witz, aber keinen Humor. Eine Volksbühne verlangt aber Volk und Humor, keinen Pöbel und keinen boshaften Witz; vielmehr sind letztere ihr durchaus feindselige und verderbliche Elemente, die das junge Pflöpfreis vergiften und zerstören müssen. Das Königsstädter Theater hatte von vornherein keine Basis; es griff in der Verlegenheit nach der italienischen Oper, dem französischen Melodrama, der wiener Zauberposse. Der berliner Volkswitz brachte es höchstens zu

dem „Edenstcher Rante“, der geradewegs aus einem berliner Destillationsladen entlaufen zu sein schien und auf der Bühne alle die schönen Gefühle ausstrahlte, zu denen das Lieblingsgetränk der berliner Volkshelden begeistern kann. Dies ästhetisch betrachtet nichts Gutes mußte, trotz Beckmann's nachherhafter Darstellung die Bildung beleidigen, obgleich die heiligen Hüllen der Königsstädter Bühne bei der Darstellung dieser Kunst stets und zwar nicht bloß vom Pöbel angefüllt waren; ja selbst die zartesten Damen wagten sich in diese kostige Atmosphäre. Hierzu kam die Uneinigkeit der Verwaltungsmitglieder und der Actionnaire, zu denen das alte Sprüchwort „Viele Köche verderben den Brei“ erfüllte, wozu Holtei's Memoiren die Acten und Beweismittel liefern können.

Berlin hat unter allen deutschen Städtenungsweise die Aufgabe, die höhere Intelligenz und die Bildung zu vertreten. Seine geschichtliche Entwicklung, die Mischung seiner Elemente, seine Stellung zu den Forderungen es zu dieser Mission auf. Diese klassische Forderung soll auch in seinem Theater repräsentirt sein, und es bedarf hierzu keiner „Antigone“, obgleich ich die Aufnahme antiker Dramen nicht so entschieden ablehnen mag als es von Vielen geschieht. Da die Schöne behält immer seinen Werth, und der auch bei liegt dem deutschen Wesen nicht so fern, daß es sich verirren und zum Abfall von uns selbst neigen könnte. Vor dem tragischen Schicksal, welches in den Sophokles'schen Dramen waltet, mögen wir uns nicht jetzt noch in Demuth und Ehrfurcht beugen. Die Föhrung der „Antigone“, die auch Holtei nicht ablehnet, obgleich er doch Kunststreiter auf der Bühne wollte, kann uns sogar lehren, daß uns im Großen und Großen ein ganz anderer Geist daraus entgegenkommt, als aus den Vorlesungen eines Professors, der uns in verschiedenen Lesarten und Deutungen eintrichtert, ob diese oder jene Stelle in der „Antigone“ richtig ist.

Es gibt zwar jetzt eine weit verbreitete auf der liberalen Moderne gestellte Bildung, welche vor dem großen Großen in sich selbst zusammenschauert, Schopenhauer und unsere Classiker unbequem findet, die Proben eines Taschenspielers und Magikers auf der Bühne erträgt als den „Hamlet“ oder „Lear“, eine gewöhnliche Ballettänzerin beklatscht und die „Antigone“ ablehnen möchte. Allerdings gibt es Einzelne, welche mit ihrer Verehrung alles Classischen gedankenlos agieren, aber selbst diese zur Schau getragene bewußte Lächerlichkeit götterei erscheint immer noch rühmlicher und edler als die zur Schau getragene Verachtung aller Classiker. Lustig war es wenigstens, wie man plötzlich die „Antigone“ anpactete und vor den Richterstuhl der Tageskritik führte um der ehrwürdigen Person den Ruin und die Last der deutschen Bühne aufzubürden. Unser Theater aber schon so gestickt aus, daß es wahrlich weder bet noch nützt, wenn man die Rumpellammer aller Sten und Völker nach Lappen und Fetzen durchwühlt, eine der vielen Blößen, die es sich gibt, mit einem

Unstand bedecken zu können. Und die „Antigone“ ist doch immer ein Prachtkind gegen die vielen armseligen Fleckchen und Lappchen, mit denen man ihre Blöße seit mehreren Decennien behangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine in Allen. Novelle vom Verfasser „Einer Alltagsgeschichte“. Herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Original-Übersetzung aus dem Dänischen. Glogau, Cramer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Das so oft und so mannichfaltig variierte Thema der ersten Liebe ist hier in durchaus eigenthümlicher Weise behandelt. Wir könnten versucht werden, das Buch einen modernen ins Dänische übersetzten Hugh von Crautwangen zu nennen, wenn es sich hier nicht um ein anderes, geistigeres Motiv handelte als in dem Fouquet'schen „Bauberring“. Meistens finden wir in den Romanen das Glück der ersten Liebe von der Jugend unbegriffen, vom nüchternen Verstande bespöttelt, oder doch als überflüssig beiseit geschoben, von Sealterten als ein noch immer blühendes Traumbild in der stillen Brust getragen, oft als einen Schatz, der für alle Unbilden des Lebens, für alle begrenzten Hoffnungen Trost gewährt. Überall aber erscheint es, wie alles Schöne und Wahre auf dieser Erde, kaum erkannt und besessen, auch schon als Gegenstand der Sehnsucht, denn selbst Spott und Verneinen sind nur irre geleitete Sehnsucht. Die vorliegende Novelle hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben diese Sehnsucht nach einem kaum besessenen Glück in den verschiedenartigsten Verhältnissen darzustellen, selbst in Verirrungen und bedenkliehen Abwegen nachzuweisen, indem sie uns einen ältlichen, etwas corifirten Herrn Krollig vorführt, der von einem Privatverhältnisse seiner Jugend zu einer diplomatischen Person den Titel „Legationsrath“ davongetragen hat und sei bedeutendem Vermögen ein fast beständiges Wanderleben führt. Seine Bildung gehört jener glänzenden Periode vor der Revolution von 1789 an, die wegen ihres Leichtsinns, ihrer Frivolität, ihrer Auflösung aller Bande so berühmte ist. Eine affectirte Sentimentalität stand dem ächten Gefühl zur Seite und gegenüber, wie gegenwärtig eine meistens affectirte Älste und Gleichgültigkeit dem rechten Maßhalten. Man beachtete nicht eben mit strengem Auge unzulässige Liebesverbindungen; man hielt es mit Tom Jones gegen die Ehre des Tannes, ein Joseph einer Potiphar gegenüber zu sein. Gleichwohl war jene chevalereske Libertinage in gewisser Weise edel; sie selbst eben durch den Schimmer der so oft verkannten, verachteten, belächelten Sentimentalität als das in neuerer Zeit Mode gewordene Geraden einer Natürlichkeit, die genau trachtet nur Robeit ist, die, hinter Emancipationskloßeln sich versteckend, die edle Jungfrau und Gattin zur Waare herabwürdigt, indem sie dieselben mit den Verächtesten ihres Geschlechts gleichstellt. Jene Sentimentalität, im Verein mit um nie verhallenden Grundtöne im Gefühl des Rechten und Guten, war es denn auch, die dem Legationsrath Krollig so manche Verwickelungen bereitete, die er dann stets wieder in hler Weise zu lösen bemüht sein mußte. Wir wollen diese Verwickelungen nur kurz, nur in ihrem Beginn und Ausgang deuten. Jenes schon erwähnte Privatverhältnis legt seiner Vergleichbarkeit Klara, die erkrankte Tochter des Principals, ein und von dreizehn Jahren, an die Brust, und Klara ist die Eine in Allen“. Überall sucht, überall sieht er nur sie; er ngt ihr jedes Opfer, aber auch Jenen, die seine Schwäche ihren Reizen beileidet, und es kann nicht fehlen, daß unter fern Opfern auch das der Ruhe, Kraft und Reinheit der sie sich findet. In dieser Beziehung ist das bedeutendste und besten behandelte Ereignis mit der schönen, leidenschaftlichen Appha hervorgehoben, die sich ihm in die Arme wirft und mit Ruhe, Glück und Leben in den Abgrund schleudert. Jenes Unheil erfährt er selbst erst in späten Jahren unter

Umständen, wo es einem jungen unedlen Manne notwendig scheint, in ihm einen Verbrecher zu entlarven, und eben dieses Moment führt ihn wieder mit Klara zusammen. Beide sind alt geworden, und Klara war als Tochter, Gattin und Mutter kaum irgend einmal glücklich, immer aber blieb sie rein. Sie hat ihn geliebt, sie hat nie einen Andern geliebt als ihn. Aber in dem Schmerz und Wechsel vieler Jahre ist diese Liebe geläutert zu der Härlichkeit einer Schwester. Sie ist von Reue über seine Verirrungen, als deren Ursache sie sich selbst betrachtet, erfüllt; sie hat ihn in ihr Gewissen, in ihre innerste Seele aufgenommen, und mit Recht kann er am Schlusse des Buchs ausrufen: „O glücklich Der, welcher in seinem Alter die Geliebte der Jugend wieder findet als des Friedens Engel!“ Es ist ein charakteristischer Zug voll tiefer Wahrheit, wenn wir hier sehen, wie das Weib wol ein Stück, nicht aber seine Bestimmung, seine heilige Liebe, verfehlt, während der Mann, rastlos nach dem Stücke des Lebens jagend, ein ganzes Leben verliert, eben weil er demselben keine Bestimmung zu geben wußte.

Gegen Anlage und Durchführung der Novelle ließe sich Manches einwenden; indessen wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten, sondern nur bemerken, daß, wie wir bei mehreren dänischen Novellisten wahrnehmen, auch hier der reiche, tiefe Stoff etwas materialistisch behandelt und dann an den positiven Glauben verwiesen wird. Das ist nun ganz gut und loblich, allein offenbar etwas zu wohlfeil und unbefriedigend. Daß ferner hier und da die Darstellung der Personen, ihrer Verhältnisse und Ansichten auf uns Deutsche den Eindruck macht, welchen wir dem Phisistronen beilegen, mag in der dänischen Sprache oder der Übersetzung liegen.

2. Der Nordverdacht. Eine Criminal-Geschichte. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Rgr.

Unter diesem so unheimlichen als anstoßenden Titel wird eine jener verwickelten Criminalgeschichten entfaltet, wie wir deren schon manche vom Kanal herüber empfangen haben. Der Erbe bedeutender Güter wird erschossen; ein der Mutter desselben misliebiger Verwandter, dessen Spielsucht das große Vermögen seiner Frau verschleudert hat, tritt in den Besitz. Mehrere Personen, zunächst ein junger Deserteur, sind des Mords verdächtig, bis in dem Augenblicke, wo schon das Schulbig über seinem Haupte schwebt, ein neuer Zeuge den jetzigen Gutsbesitzer als Mörder bezeichnet. Zuletzt ergibt sich, daß eben der Unverdächtigste, nämlich der eigene Kammerdiener des Ermordeten, der Thäter war. Mit vielem Geschick sind die Fäden dieses Romans geknüpft und gelöst, jedoch, selbst bei mancher Breite, namentlich in den Dialogpartien, und ungeachtet einiger Wiederholungen, die Spannung des Lesers bis auf die letzten Seiten des Buchs erhalten wird. Es fiel übrigens keinem Menschen ein, die Kugel, welche den Tod gab, näher zu betrachten, wo sich, da sie in kein Pistol, deren einige vorkommen, passen konnte, sogleich ein Beweis für die Unschuld eines Pächtersohnes und des neuen Gutsbesizers ergeben mußte, und das Verfahren abgekürzt sein würde. Doch wollen wir dieses übersehen, da in dunkeln Criminalfällen dergleichen Unachtsamkeiten sich wol einmal zutragen, dem Verf. nicht gar hoch anrechnen, vielmehr an diesen Roman eine Betrachtung knüpfen, die sich bei englischen und französischen Romanen oft darbietet. Der vorliegende Roman führt uns in Schlösser, Häuser und Hütten, und stellt uns damit zugleich die verschiedenartigsten Menschen vor Augen. Wo wir aber auch sein mögen, finden wir uns zu Hause, indem wir gestehen müssen: „So ist es und nicht anders!“ Diese Wahrheit der Darstellung ist offenbar die Frucht der Ruhe und Umsicht in Anlage und Entwicklung des Stoffes, zugleich aber auch der genauesten Kenntniß und deshalb klaren Würdigung aller Lebenserscheinungen. Daher die richtige Wahl und Benützung der einfachsten Mittel; daher kein verfehlter Zweck, denn der Engländer weiß, was er will und verfolgt sein Ziel mit einer Beharrlichkeit, die es ihm nicht erlaubt, von der recht mitten

durch das Leben gehenden Straße abzuschweifen. Nur wo es noth thut, richtet er den Blick darüber hinaus, nicht um ins Blaue zu starren, nicht der schönen Aussicht zu lieb, sondern um nach Wind und Wetter, nach vorüberziehenden Reitern und Wagen zu sehen, ob sie ihn etwa fördern oder hindern. Er hält sich also fest an das Leben, er beherrscht es, und darin eben liegt der Reiz, der den deutschen Leser fesselt. Es ist daher nur bedingt wahr, daß der Deutsche auf Abstraction, auf Wissenschaftlichkeit angewiesen sei; es ist nur wahr in Beziehung auf die Schreibstuben. Das Volk will Gestalt und Leben: wer diese bietet, darf guter Aufnahme sich erfreuen und gewiß um so sicherer, wenn er ein Deutscher ist. Nur muß er seine Reflexionen und Abstractionen verkörpern und es dem Leser überlassen, ob er dergleichen aus dem Dargebotenen zu entwickeln fähig oder geneigt ist.

3. *Carmela*, oder die Wiedertaufe. Ein Roman von Theodor Mundt. Hannover, Kius. 1844. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den verschiedenen Erscheinungen im religiösen Leben hob der Verf. die neuerlich in Berlin auftauchenden Wiedertäufer heraus, verflocht damit einen betrügerischen Abenteuerer aus England, die bekannte diebische Gräfin und einige Gestalten und Ideen der Jetztzeit. Diese Dinge sind im Allgemeinen einfach genug zusammen gereiht, gleichwol vermiffen wir den eigentlich verbindenden Kern, der sie, um mit den Revolutionsmännern von 1792 zu reden, zu der „einen und untheilbaren Republik“ eines Romans, eines ansprechenden Kunstwerks voll Gestalt, Leben und Bewegung erhöhe. Schon der Titel leidet an Unsicherheit, indem er etwas Anderes erwarten läßt als das Buch gewährt: mag man ihn buchstäblich oder symbolisch nehmen, er findet so oder so keine volle Befriedigung. *Carmela* ist die Tochter eines Wappensteiners Lorenz, der die Zeichen der Zeit betrügerisch zu seinem Vortheil nicht, in Berlin eine Wiedertäufergemeinde zu bilden, Geld von derselben zu ziehen, Reden zu halten und die Tochter zu allgemeiner Erbauung tanzen zu lassen. So trifft sie Sylvius, ein junger Arzt, der nicht ohne Gefahr das Glück hat, sie endlich als Lebensgefährtin heimzuführen. „Und du, sagst er zu ihr vor der Leiche ihres Vaters, die du von den unruhigen Ideen dieser Zeit ergriffen und hin und her getrieben wurdest, die du wiedertausen wolltest die ganze Menschheit auf das Glück, glaube mir, glaube mir, daß die wahre und einzige Wiedertaufe der Zeit und des ganzen Menschengeschlechts die Liebe ist.“ Da hat also Sylvius erkannt, wie sehr schon der Apostel recht hatte, indem er sagte: „Wenn ich mit Menschen oder mit Engeln reden“ u. s. w. Wir hätten gewünscht, diese Idee wäre durch das ganze Buch klarer zur Erscheinung gebracht, wo dann freilich Vieles anders geworden, und wahrscheinlich ein wirklicher Roman gegeben sein würde, weniger in Reflexionen sich ergebend, vielmehr darstellend. Wir Deutschen aber, wird ja von vielen Seiten behauptet, wir Deutschen stehen nun einmal zum Leben wenig anders in Beziehung als durch Ideen, die wir, so gut es gehen will, als Vermittlerinnen benutzen, um nur nicht ganz und gar aus dem Leben wegzufallen. Sind wir nun Romanschriftsteller, so führen uns dergleichen Ideen leicht auf einen Standpunkt, von welchem aus das Leben in romantischer Vogelperspektive erscheint. Aus dieser hohen Einsamkeit schimmern dann Romane hervor, die, wie der Buchhändler sagt, nicht gehen wollen, weil — sie nicht stehen können. Das lesebedürftige Publicum greift daher lieber zu Übersetzungen, und wenn englische und französische Verhältnisse ihm auch hier und da manches Fremdartige zeigen, so bieten sie doch häufig Lebenswahrheit, Saft und Blut, Mark und Knochen, die, wie Lessing schon im April 1768 sagte, unserer schönen Literatur noch sehr mangeln, und auch das Fremdartige wird als Bereicherung der Länder- und Völkerkunde gern hingenommen. Die deutschen Romanschriftsteller sollten daher diese Lernbegierde zum Besten des Vaterlandes benutzen. Es ist sehr

reich an Leben auch außer dem Theater, dem Pöbel, im Abgezirkel, den Restaurationen und Idem, von dem die meisten doch nur als Controverse von Pult zu Pult gehen, und wieder einem neuen Einsall Platz zu machen. Dergleichen Dinge sind auch wirklich zu wohlfeil geworden, als daß in Schriftsteller sie noch aufgreifen sollte, um uns einige gute Gedanken, aber keinen Gedanken zu geben, der liberal, wie nur hervortritt, in, wir möchten sagen, geistvoll schallt erscheint, in jedem Worte dramatisch lebt. „Ganzrichtig, daß die verschiedenartigsten Erscheinungen abgeben“ — darf man ihnen sagen, denn das versteht sich so lange von selbst, als wir Plautinische Menächmen zu den Seltenheiten im Leben geben. Wir wollen daher nicht diese Erscheinungen wie die Marke am Eingang abgegeben wissen, sondern die Einzelnen wirklich sehen. Wir beklagen es so wenig, dem Buch und ehrenwerthen Schriftsteller einige allgemeine Bemerkungen über das deutsche Romanwesen anreihen zu können, als wir es vielmehr als einen vom Buche, welches nach *Edith* zu einem Kunstwerk erhoben wissen will, gehalten werden betrachten. Freilich sagen sie nicht eben durchsicht, daß wir sind der Ansicht, eben gegenwärtig, wo der Sinn für das deutschen Roman sich lebendiger regt, könne nicht so dringend genug darauf hingewiesen werden, daß wir die meistens eingenommenen Standpunkte verlassen müßten, um wahrhaft zu gestalten. Es ist nicht unsere Absicht, das gegenwärtig von einigen Seiten geltend gemachten Vorurtheil unbedingt zu huldigen, nach welchem der Wahrheit und der charakteristischen das Schöne untergeordnet sein soll; jedoch wird es doch immer als ein erfreuliches Zeichen anzusehen, wenn dieser Ausspruch unsere Romanbdichter etwas von der klaren deutschen Wissenschaftlichkeit abzulernen und vom Pult in die Gasse zu führen im Stande wäre. Zu der gewöhnlichen Wahrheit fände sich immer schon die poetische, da ja bekanntlich ohne diese nicht zur Erscheinung zu bringen ist; das charakteristische folgte nothwendig und am Ende bliebe das nicht mehr auf die Dienstbarkeit eines Subjectes beschränkt, sondern zeigte sich wieder als Grundbedingung, als Element aller Kunst, und was Theodor Mundt, wie aus ihm angemerkt wurde, S. 224 seines Buchs den Dichter selbst als frommen Wunsch niederzuschreiben läßt, fände dann seine Erfüllung.

Literarische Notiz.

Geschichte der Burgen und Schlösser in Frankreich. Es gibt zwar in Frankreich mehrere ähnliche Sammlungen wie Gottschall's „Ritterburgen“, aber keine einzige, welche hat sich einer so allgemeinen Verbreitung zu erfreuen, als dieses Werk. Goylan's „Tourelles de France“ ist zwar sorgfältig angelegt und berücksichtigt zu wenig die eigentlichen pittoresken Partien, und Batout behandelt in seinen unvollständigen Werken nur die wirklichen Lustschlösser der Könige. Außerdem mögen noch einige andere Schriftsteller in unregelmäßigem Belange sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben wie Gottschall, aber wie gesagt, es ist keinem von ihnen gelungen, eine allgemeinere Theilnahme zu finden. So macht sich nun ein sehr gewandter und geschmackvoller Geograph, Alexandre de Lavergne, der in seinen beliebten *Rochers* in gefälliger Darstellungstalent bekundet, an die Schilderung und Beschreibung der wichtigsten Schlösser und historischen Ruinen, welche Frankreich aufzuweisen hat. Das Werk, welches von ihm zu erwarten haben, führt den Titel „*Châteaux et ruines historiques de France*“ und ist auf 30 Bände berechnet. Man kann sich von diesem Werke eine ganz nützliche und einen Reichtum an interessanten Angaben versprechen, denn gewisse Theile von Frankreich, wie die Touraine, dieser Garten Frankreichs, und Bearn liegen in Bauwerken dieser Art, an die zum Theil die romantischen Erinnerungen geknüpft sind.

Mittwoch,

Nr. 162.

11. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Doch ich komme auf die Königsstädter Bühne zurück. Zur Zeit, als sie gegründet wurde, hatte die königliche Bühne noch immer ein nobles Aussehen; der Geist und die Schule Ifland's waren auf ihr würdig vertreten; man sah classische Stücke noch in genügender Vortrefflichkeit; Devrient, das Ehepaar Wolff, Madame Stieh, Lemm, Weschort, Bauer, Krüger, Rebenstein und Andere bildeten ein Ensemble, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; man besuchte das Theater noch wie einen Tempel der Kunst in geweihter Stimmung; man sprach mit einer gewissen Scheu von der Darstellung einer Shakspeare'schen Tragödie, worin Devrient durch seine Meisterschaft die Gemüther hingerissen hatte, von dem classischen Vortrag Goethe'scher Jamben durch die Stieh, durch Lemm und P. A. Wolff. Man muß noch einen Abglanz jener Periode erlebt haben, um zu begreifen, daß die Bühne eine höhere als eine der bloßen Unterhaltung und Zerstreuung gewidmete Anstalt sein muß, daß ihre Aufgabe wichtig genug ist, um die Vernunft und Ehrlern der Nation zu fesseln. Die Königsstädter Bühne in ihrer bunten Zusammenhangslosigkeit, in ihrem Bestreben, dem niedern Bedürfnis zu schmeicheln, störte die schöne Wirksamkeit der königlichen Bühne. Das Interesse wurde gespalten, der Geschmack theilte sich in zwei feindliche Lager oder wechselte vielmehr zwischen beiden rathlos hin und her; aber es fanden sich immer mehr Ueberläufer, welche das Publicum in der Königsstadt verstärkten, und es zeigte sich deutlich, daß leichter ist, den Geschmack zu verderben als zu verbessern. Das Behagen am leichtesten Spas verträgt sich nicht mit der Geschmacksreinheit, welche erforderlich ist, ein gebildetes Drama genießen zu können. Jeder Berliner gewöhnte sich erst seitdem daran, die edelsten Stücke, die er erhielt, zu travestiren. Selbst Outgarthe ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen, daß an der Königsstädter Bühne ein Volkstheater bestünde, und erkannten ihren Irrthum, als es zu spät war. Man hatte das Burgtheater und die Leopoldstädter Bühne zu Wien vor Augen, aber man sah nicht, daß hier das Verhältniß ein ganz anderes war und daß jene Theater in naturgemäßer und gegenseitig

sich abgrenzender Weise nebeneinander aufwuchsen, während die Königsstädter Bühne als ein Product künstlicher Berechnung, als ein Eindringling in eine abgeschlossene Intelligenz erschien, daß sie nicht Zeit hatte, sich ein Publicum heranzubilden, sondern hauptsächlich auf das Heer von Ueberläufern rechnen mußte, die nun beiden Bühnen abwechselnd dienen wollten und eigentlich keiner treu blieben. Man hätte ohne alle großen Ansprüche, ohne ein umfangreiches kostspieliges Personal allenfalls ein kleines Theater für kleine Stücke, für Vaudevilles und Lieberspiele gründen können, aber die Königsstädter Bühne trug von vorn herein die Absicht zur Schau, auch durch große Opern, durch Decorationspracht und Maschinenrie mit der königlichen Bühne zu concurriren und es dieser in jeder Hinsicht möglichst gleich zu thun. Trotzdem hat sich die Königsstädter Bühne, wie so Vieles in unserer Zeit, durch allerlei künstliche Mittel äußerlich gehalten; aber die Kräfte, die man auf die Existenz dieser Bühne verwendet hat, gingen der großen Bühne verloren und haben dem Geschmack der Berliner und der Poesie keinen Segen eingetragen. Erblich ist jeder Versuch, ein wirkliches volkstümliches Theater auf einfacheren Grundlagen in Berlin zu errichten, seitdem so gut wie unmöglich gemacht.

So lange Holtei's erste Frau, geborene Rogge, Mitglied der königlichen Bühne war, schwärmte er für letztere in einem Grade, daß er selbst gesteht, er sei gegen die neue Königsstädter Bühne mit einer „Parteilichkeit“ erfüllt gewesen, „die an Verrücktheit grenzte“, wie seine urkundlichen Worte lauten. Auch hat es Holtei mit seiner Begeisterung für die königliche Bühne wie mit seiner Abneigung gegen das Königsstädter Theater damals gewiß ehrlich gemeint. Holtei, eine enthusiastische Natur, aber von keinem dauerhaften consequenten Charakter, war stets nur das Geschöpf seiner Umgebungen, bald Schillerianer, bald Goethianer, bald Shakspearianer, bald Tieckianer, und alles Dies hundertmal durcheinander. Nach dem Tode seiner Frau sehen wir ihn plötzlich als Directionssecretair, Theaterdichter und aushülfslichen Regisseur an dem von ihm anfangs so fanatisch gehaßten Königsstädter Theater. Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit mit Eifer gegen den Verdacht einer käuflichen Ueberläuferei. Dies hat indeß nichts zu sagen; wir haben in Deutsch-

land auffallendere Überläuferien als die von einer Bühne zur andern erlebt. Seit diesem Überlauf glaubt Holtei von dem neuen Institut „nicht hoch genug denken zu können“. Auch diese innere Wandlung hat für uns nichts Befremdliches, sie ist durchaus in der weichen enthusiastischen Natur Holtei's begründet.

Übrigens wäre Holtei, dem hier das Glück, über dessen Ungunst er sich so häufig beklagt, aufs freundlichste entgegenkam, an dieser Bühne ganz an seiner Stelle gewesen, hätte er es über sich vermocht, seine Zeit mehr zusammenzuhalten und das Theater in der Königsstadt mit Lieberspielen und Vaudevilles zu versorgen, eine Gattung, für die er ein so ungemein glückliches Talent besitz. Aber seine dramatischen Leistungen beschränkten sich auf einige Prologe, Festspiele, umgearbeitete Operntexte, die Posse „Der Kalkbrenner“ und das kleine, durch seine hübschen Lieder so populair gewordene Stück „Der alte Feldherr“. Letzteres brachte ihm wenigstens die Genugthuung, daß der unvergeßliche Tschoppe ihn als einen „unruhigen Kopf“ bezeichnete, weil er darin einen „Rebellen“ gefeiert hätte. Du lieber Himmel, mit welchen Augen man in Deutschland die Weltgeschichte anzusehen beliebt! Für diesen Ausbruch Tschoppe'scher Loyalität lohnte es sich schon, den „Alten Feldherrn“ geschrieen und diesem „Rebellen“ Lieder in den Mund gelegt zu haben, die jetzt in Aller Munde und Ohren sind. Das Glück spielt oft seltsam; Holtei ist vielleicht so unsterblich wie Goethe, obgleich die Holtei'sche Unsterblichkeit nur auf den beiden bekannten Liedern aus dem „Alten Feldherrn“ beruht. Diese Lieder werden wenigstens existiren, so lange Polens Existenz ausgelöscht ist; man wird sie singen, wenn vielleicht Holtei's Name längst vergessen sein dürfte. Von sehr vielen jetzt in Journalen gefeierten Schriftstellern und Dichtern wird nicht einmal so viel übrigbleiben.

Freilich war Holtei gerade damals von seinen auswärtigen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß er sich mit seinem Ministerium für die innern Angelegenheiten der Königsstädter Bühne viel zu beschäftigen nicht genug hatte. Er sagt selbst:

Alle klagten, daß ich meine Zeit nicht besser verwandte, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Concession (warum hatte man aber die Bühne so weitläufig und complicirt angelegt) so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der berliner Geselligkeit zu ziehen. Mein Leben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. — Ich schimpfte auf Angets und that doch nichts, ihn beiseite zu schieben.

Holtei theilte dies Loos mit vielen andern Schriftstellern und Poeten, die als renommirte Puppen oder überhaupt ihrer anregenden Intelligenz wegen in gesellschaftlichen Kreisen gern gesehen werden und leicht der Gefahr ausgesetzt sind, im zerstreuenden Wirbel der Geselligkeit unterzugehen. Niemand vergütet ihnen den Verlust ihrer Zeit, die Zersplitterung ihrer Productivität; man hält bei uns die Schriftstellerei und das Dichten für ein bloßes Spiel, höchstens für eine Arbeit, die sich so leicht wieder anknüpfen und fortsetzen läßt wie

etwa ein Strumpf, woran irgend eine häusliche Jungfer strickt, den man in jedem Augenblick beiseite legen und in jedem Augenblick wieder beliebig in Arbeit nehmen kann. Hätte man nur ein Bedauern, eine Thräne des Mitleids übrig, wenn ein durch solche gesellschaftliche Zerstreuungen aufgeriebenes Talent zuletzt ganz verliert! Unter diesen gesellschaftlichen Tendenzen hatte nun namentlich ein mit Unterhaltungsgaben so reichlich ausgestattetes Talent wie Holtei zu leiden. Hierin und in der Neue über so viele verlorene schöne Zeit sind auch die Mißstimmungen begründet, denen sich Holtei in seinen Memoiren überläßt. Einen andern Grund zu diesen Mißstimmungen gibt Holtei an, wenn er mit großer Offenherzigkeit gesteht:

Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren kann, bleibt meines Erachtens die Eringeschägung, die an ihm haftet, wenn er nichts weiter ist und nichts weiter sein will oder kann als der Mann seiner Frau. — Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Vermögens ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Ehrensolde ihrer Talente. — Der Gemahl einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter nichts, dagegen ist ein Drehsorgel-Mann, den! ich, zu beneiden.

Holtei gesteht, daß er oft gewünscht habe, in ärmerlicher Behausung ein bloßer Abschreiber und zur maschinenmäßigen Thätigkeit genöthigt zu sein. Es hat regierende Herren gegeben, welche wünschten, sich als Pflüger in Schweife ihres Angesichts ihr tägliches Brod verdienen zu können. Holtei wünschte mindestens doch ein Abschreiber zu sein. So wenig kann ein Schriftsteller von der Feder lassen!

Einigen Werth legt Holtei indeß darauf, daß er der Direction durch seine Verbindung mit Publicisten und literarischen Organen viel genügt habe. Es fragt sich nur, ob diese journalistische Thätigkeit dem deutschen Theater, der Dramaturgie und der höhern Entwicklung der dramatischen Poesie zu gut gekommen sei, was wir, bei dem kleinlichen und zänkischen Treiben der damaligen Theaterkritik, billig bezweifeln müssen. Vielmehr schreibt sich gerade aus jener Periode die Versallenheit her, an welcher die Theaterkritik auch noch in unsern Tagen leidet. Ebenso fraglich ist es, ob Holtei auf seinen spätern theatralischen Irrfahrten und als Director des rigaer Theaters etwas die dramatische Poesie Förderndes geleistet habe. Selbst seine Vorlesungen dramatischer Stücke haben wie die Lied'schen nicht wenig dazu beigetragen, einen guten Theil des Publicums, und zwar dessen gebildeten Kern, der Bühne untreu zu machen und überhaupt Vorlesungen ähnlicher Art, auch wol mit vertheilten Rollen, in Schwung zu bringen, sodaß man in der Meinung, zu Hause Alles besser und reiner zu haben, sich die Mühe des Theaterbesuchs ersparen dürfte. Ich will hiermit dergleichen Privatunterhaltungen an sich nicht tabeln, man kann ihnen sogar manche gute Seite abgewinnen, namentlich erscheinen sie in Deutschland, wo das französische Geseß geselliger Gleichheit und im Allgemeinen auch der Esprit zu einer ungezwungenen, alle Gesellschaftsmitglieder in Action und Mitem-

pfundung segenden Conversation fehlt, als ein sehr löbliches und nobles Mittel, der Stimmung einen erhöhten Wärmegrad zu ertheilen; aber ich meine, daß diese Sitte die Theilnahme an der Bühne sehr abgeschwächt hat, indem man, wie es gewöhnlich in Deutschland geht, diese einseitige Unterhaltung zu wichtig und zu pebanisch nahm und sich in den Kopf setzte, ein geübter Vorleser gewähre einen reinern Genuß als ein Verein der tüchtigsten darstellenden Kräfte auf der Bühne. Dem Deutschen wird Alles und Jedes so leicht zur Lecton und zur Schulaufgabe, Shakespeare zum Schulbuch und der Shakespeare-Interpret zum Schulmeister, der uns den Besuch der Stunden und unsern Fleiß attestirt.

Trotzdem hat Holtei das Seinige für die deutsche Bühne geleistet und zwar in diesen Memoiren selbst, welche schätzbare dramaturgische Bemerkungen, namentlich aber dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des deutschen Theaterelends vor und hinter den Coulissen enthalten. Die Holtei'schen Offenbarungen über eine gewisse Periode des breslauer Theaters wie der beiden berliner Bühnen hier auszugsweise mitzutheilen, würde unzweifelhaft zu weit führen; dagegen mögen einige Betrachtungen, welche Holtei über die deutsche Bühne anstellt, mitgetheilt sein. Das letzte Drittel des vierten Bandes beschäftigt sich mit Paris, welchem Holtei einen Besuch abstattete, und vorzugsweise mit den pariser Theatern, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Bei dieser Gelegenheit macht sich der Arger Holtei's über die heimischen Theaterverhältnisse folgendermaßen Luft:

Es muß auch einem königlichen Hoftheater erlaubt sein, jede Nachlässigkeit, jedes Versehen der Schauspieler mit furchtbarer, unerbittlicher Gewalt im Augenblick und auf frischer That zu bestrafen, und welches so seine Schauspieler erzieht. — In Frankreich zischt und pfeift man den beliebtesten Schauspieler aus, wenn er sich zweimal in einer Rolle verspricht. Aber unsere deutschen Hofschauspieler! —

In Paris hängt es nicht von der Laune der Direction oder eines unartigen Häufleins im Parterre ab, den Stab zu brechen, sondern der Dichter begehrt seine drei Vorstellungen und das Publicum hat Zeit und Raum, sein Urtheil festzustellen und abzugeben. Die Schauspieler müssen dem Dichter gehorchen, und wehe ihnen, wenn sie sich weigern.

Was ist das für eine Noth, ehe sich einmal ein neues Werk (ich meine unserer Besten) durch alle Hindernisse, durch Hofrücksichten, durch Censurbedenken, die überall verschieden und nur in ihrer Spießbürgerlichkeit sich ähnlich sind, Bahn bricht!

Und unsere besten Schauspieler reifen herum und stören mit ihren Gastrollen die Repertoires und spielen im besten Falle ihre Solis ab, als Virtuosen, und lassen sich von Schriftstellern die Cour machen (warum geben sich die Schriftsteller dazu her?), um ein Versprechen zu geben, daß sie künftig einmal versprechen wollen, dies oder jenes Stück herzubringen. (Natürlich um für ihre Gastdarstellungen einen wohlwollenden Recensenten zu haben, den man mit schönen Lebensarten ködert, um ihn an der Angel sich blutig zappeln zu lassen.)

Und die Hauptfragen der Zeit dürfen wir gar nicht berühren; denn was dort gestattet sein könnte, wäre da verboten, und was hier begeisterte, möchte dort verlegen, und wenn Braunschweig jubelte, könnte Rastau die Achsel zucken! — Laßt mich ungehört! Und wer Freude am Theater finden will, der reise nach Paris!

Dies Alles ist nun zwar ganz und gar nicht geist-

reich noch in wohlgelegten und gut stilisirten Worten ausgedrückt, aber es hat das höhere Verdienst, wahr zu sein. Mit Recht hält er sich auch über die neuen „siede feinere Intention verschlingenden, das deutsche Schauspiel zerstörenden großen Schauspielhäuser“ auf, und setzt hinzu: „Ehe wir nicht wieder kleinere Säle bekommen, wird all das Geschrei nach besserem Theatertreiben vergeblich sein.“ Es wird überhaupt vergeblich sein; im Gegentheil, man thut sich jetzt, und nicht blos beim Theater, etwas darauf zu gut, den billigsten Wünschen und Bittschriften nicht entgegenzukommen und allgemein gefühlte Mängel mit aller Kraft beizubehalten, um an einem wenig zu beneidenden Beispiel seine eigene Macht, den Bittenden und Wünschenden aber ihre Ohnmacht darzuthun.

(Der Beschluß folgt.)

Die Märtyrer der Wissenschaft.

Freunde der Wissenschaft werden folgendes zu London erschienene Büchlein: „The martyrs of science; or the lives of Galilei, Tycho Brahe, and Kepler“, von David Brewster, ihrer besondern Aufmerksamkeit werth finden. Diese drei Männer nehmen zwischen Kopernicus und Newton in den Annalen der Astronomie den ausgezeichnetsten Platz ein. Durch Erklärung der Phänomene von den Bewegungen der Planeten nach der Hypothese von der Unbeweglichkeit der Sonne und der doppelten Bewegung der Erde hatte Kopernicus den ersten Schritt zu der wahren Theorie des Weltalls gethan; aber er hatte die Excentricitäten und Nebentreise (Epicyklen) des alten Glaubens nicht verworfen und das allgemein angenommene Dogma des Alterthums — die einförmige Bewegung in kreisförmigen Bahnen — blieb unangefochten. Um einen Schritt über den Punkt, zu dem Kopernicus gekommen war, zu thun, waren genauere Beobachtungen und deutlichere Begriffe von den Gesetzen der Bewegung nothwendig. Tycho Brahe brachte diese Beobachtungen zu Stande. Kepler forschte mit unendlichem Fleiß und Scharfsinn ihren Consequenzen nach und bewies aus denselben, daß die Bahnen der Planeten nicht kreisförmig, sondern elliptisch sind und daß die Bewegungen nicht einförmig sind, obgleich durch ein wegen seiner Einfachheit und Schönheit merkwürdiges Gesetz geregelt. Galilei richtete das Fernrohr gegen den Himmel, bekräftigte die Lehre des Kopernicus durch neue Beweise und bereitete durch Entdeckung der Gesetze der Bewegung den Weg für Newton's dynamische Theorien. Zu diesem Fortschritt von der formalen zu der physikalischen Astronomie trugen die genannten Männer fast allein bei; daher faßt die Geschichte ihrer Arbeiten die der Wissenschaft selbst in sich während einer der interessantesten Perioden ihres Vorwärtsschreitens. Aber wenn diese drei Individuen wegen ihrer Verdienste um die Astronomie vorzüglich ausgezeichnet sind, so sind sie auch nicht weniger merkwürdig durch ihre intellektuellen Eigenschaften und ihre Schicksale. Sie lebten in einem Zeitalter von ungewöhnlicher geistiger Thätigkeit, wo Europa aus tausendjähriger Erstarrung aufwachte. Zuerst in der chronologischen Ordnung kommt Tycho — der Prototyp eines Zeitalters im Zustande des Übergangs von Unwissenheit und Barbarei zur Kenntniß und Verfeinerung —, sich der Astronomie und der Astrologie, der Chemie und der Alchemie mit gleichem Eifer weihend, und in dessen Charakter Religion und Superstition, große Ansichten und verächtliche Leichtgläubigkeit sonderbar gemischt waren. Nächst ihm folgt Kepler, auch Astrolog, der aber, indem er diese Kunst übte, über ihre Eitelkeit und Worthlosigkeit spottete. Er gab sich den wildesten Träumereien in Bezug auf die Gesetze der planetarischen Bewegungen hin, unterwarf aber alle seine

Phantasien der Probe des strengsten Calculs; er widerlegte seine eigenen Hypothesen, wenn er sie mit der Beobachtung unvereinbar fand, mit ebenso viel Geduld und Wohlgefallen als Andere anzuwenden pflegen, um die wichtigsten Theorien festzustellen; er speculirte so scharfsinnig über die Anziehungskraft, daß er Newton fast zuvorkam, stellte aber zugleich den Glauben auf, daß die Erde ein ungeheures Thier sei und daß die Ebbe und Flut dadurch hervorgebracht werde, daß es Wasser durch seine Lippen ausspeit! Zuletzt kommt der ausgebildete und höfliche Galilei an die Reihe: ein Polemiker, ein Schmeichler und ein Weltmann; er behandelte die von der Kirche behaupteten physikalischen Dogmen mit Spott und Hohn und lebte doch auf dem Fuß vertrauter Freundschaft mit deren Würdeträgern; er stellte das wahre Weltssystem mit überwältigender Kraft des Beweises fest und widerrief seine Lehren aus Unterwürfigkeit gegen die geistliche Gewalt. Solche markirte Charaktere würden unter allen Umständen interessante Gegenstände biographischer Skizzen darbieten, aber im gegenwärtigen Fall wird das Interesse durch die Lebensverhältnisse und die Stellung der drei berühmten Männer der Wissenschaft sehr erhöht. Galilei's Verfolgung von der katholischen Kirche, weil er Lehren vertheidigte, die jetzt als die ausgemachtesten Wahrheiten in Physik und Astronomie betrachtet werden; die wirklichen oder eingebildeten Injurien, welche Tycho Brahe nöthigte, seine Sternwarte zu verlassen und sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen; die Entbehrungen, die Armut und Noth Kepler's, dessen Schicksal es war, den einen Tag den Gesetzen des Weltalls nachzuforschen und den nächsten Kativitäten zu stellen, um seinen Kindern Brod zu verschaffen: — diese Umstände, mit einem Wort, berechtigen sie, als Märtyrer der Wissenschaft betrachtet zu werden. Auch hat David Brewster in seiner hier erwähnten kurzen aber interessanten Denkschrift die Aufmerksamkeit seiner Leser mehr auf die persönliche als auf die wissenschaftliche Geschichte derselben gerichtet; denn obgleich er ihre Verdienste um die Wissenschaft deutlich an den Tag gelegt und im Ganzen genau abgeschätzt hat, so hat er doch nicht lange bei ihnen verweilt. Das vornehmste Interesse leitet das Buch aus den lebendigen Schilderungen her von den Charakteren der Männer, deren Arbeiten einen so bedeutenden Raum in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen und deren Bemühungen, die Welt aufzuklären, von so vielen persönlichen Opfern begleitet waren. Es ist in einem angenehmen Stil geschrieben und reich an Zügen edler Gesinnung und großmüthiger Sympathie; und was als Hauptverdienst in einem populären Werk betrachtet werden kann, es stellt die Wissenschaft und ihre Bestrebungen unter einem anziehenden und würdigen Gesichtspunkte dar. 31.

Der Königssohn von E. Pabst. Münster, Bundermann. 1843. 8. 15 Ngr.

Dies Buch gehört in die Classe derer, die nach Recepten angefertigt werden. Man nehme ein Quantum blinden, d. h. unmotivierten Zufall, eine Dosis Verrätherei und Treulosigkeit, eine Portion Räuberhöhlenscenen und Kinderraub, einige Masken von Bösewichtern und ein Paar grausame, unschuldig schreiende Weiber: so entwickelt sich aus diesen Substanzen ein Ganzes, das in Leihbibliotheken unter dem Namen „ein schönes Buch“ viel verlangt wird. Ein schönes Buch im Sinn der Leihbibliothekenleser ist das vorbezeichnete freilich noch nicht einmal, weil es nicht groß genug ist; es ist eigentlich nur ein Heft von 143 Seiten kleinstes Octav. Aber wenn der Hr. Verf. die Muster von Spieß, Cramer und Consorten fleißig studirt, so wird er mit der Zeit noch bänderreiche Werke fabriciren lernen, die den Namen „ein schönes Buch“ vollkommen verdienen werden. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. N. Brockhaus in Leipzig.

Bibliographie.

Auerbach, J. L., Das Verständniß der Zeit. Predigt am 12. April 1845 in dem deutsch-israelitischen Tempel zu Leipzig, Freisch. 8. 3 Ngr.

Beit, F., Über die Preis-Differenz des in der Hamburger Bank ein- und ausgehenden Silbers. Hamburg, Verthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Bewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der evangelischen und katholischen Kirche. Nebst einem offenen Worte, gerichtet an Hrn. Joh. Sporschl, von M. A. Leipzig, Einhorn's Verlags-Expedition. 8. 12 Ngr.

Bock, C. W., Die ältesten Bewohner Aegyptens, von denen die Geschichte uns Nachricht gibt, deren Sprache und Hauptgottheiten; nebst der Analysis und Erklärung vierzig der wichtigsten altägyptischen Wörter; namentlich der Wörter Aegypten, Nil, Pharao, Labyrinth (Pyramide), Thuoti, Obelisk, Osiris, Isis, Serapis u. s. w., und einiger Hieroglyphen. Berlin, Asher und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. III. Die geheimen Instructionen der Jesuiten. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Elkner, Die reformirte Kirche. Ein Denkstein. Raritätenwerber, Baumann. 8. 5 Ngr.

Geisler, A., Die Entstehung der liegniger Christkatholischen Gemeinde und ihr erster öffentlicher Gottesdienst am 24. März 1845. Liegnitz, Strempel. 8. 4 Ngr.

Hoppe, A. L., Geschichte der Stadt Hannover. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebetrut gegen Kuland. Von einem katholischen Laien. Berlin, Eysenhardt. 8. 4 Ngr.

Naron, F., Der religiöse Fortschritt unserer Zeit mit Beziehung der von Ronge und Czerski beregten Streitpunkte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Roach, L., Der Religionsbegriff Hegel's. Ein Beitrag zur Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie. Darmstadt, Leske. 8. 10 Ngr.

Dröbach, J. v., Leben der heiligen Clara, der ersten Clarissen-Äbtissin. (1193—1253.) Aachen, Cremer. 1844. 12. 8½ Ngr.

Pfaff, J. L., Den neuen deutsch-katholischen Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahr, A., Theodor von Kobbe. Ein Denkstein. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 11½ Ngr.

Stern, C., Die gegenwärtige Bewegung im Judenthum, ihre Berechtigung und ihre Bedeutung. Berlin, Klemann. Kl. 8. 4 Ngr.

Weerth, C., Der Haushalt der Natur; mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Stellung des Menschen in demselben. Lemgo, Meyer. 8. 1 Thlr.

Welter, A. R., Die Jagdgerechtigkeit gegenüber dem Grundbesitz in Westphalen, mit Rücksicht auf die Jagdtheilung. Münster, Theissing. Gr. 8. 17½ Ngr.

Wessenberg, J. F. v., Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes. Ein Volksbuch für alle Zeiten. 2te verbesserte Auflage. St. Gallen, Scheitlin und Bolliger. 8. 10 Ngr.

Wie den armen Waisen geholfen, dem Proletariat vorgebeugt werden kann. Eine ehrerbietige Vorstellung zunächst an die Väter und Vertreter der Stadt Berlin. Zum Andenken Pestalozzi's. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

Willkomm, C., Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes. Ein Roman. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Die junge Wittwe in Norrland. Erzählung aus dem Schwedischen von der Verfasserin der Schwestern von C. Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 163. —

12. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Obgleich ich mir in diesem Referat die Stellung Holtei's zur deutschen Bühne zum Hauptaugenmerk gemacht habe, kann ich doch nicht unterlassen, auf Einiges hinzuweisen, was gerade nicht in dieses specielle Capitel gehört. Zuvörderst kann man an einigen hier mitgetheilten Skandalgeschichten lernen, wie sehr sich die deutschen Schriftsteller zu jener Zeit wie auch später bemühten, ihren Stand herabzuwürdigen und sich an dem Pranger der öffentlichen Schande muthwillig selbst aufzustellen. Besonders knüpft sich dieses Skandalwesen an den Namen Karl Schall, von dem Hr. v. Holtei trotz aller Freundschaft und Hochachtung Geschichten aufdeckt, über die er besser den Mantel der christlichen Liebe hätte breiten sollen. Auf der andern Seite kann man freilich wieder nicht begreifen, wie Karl Schall, trotz seiner Virtuosität als Vorleser, überhaupt dazu kommt, so in den Vordergrund gestellt zu werden. Dem Andenken seiner Freunde mag sein Name freilich „theuer und kostbar“ sein, aber der Literatur und der Menschheit dürfte es ziemlich gleichgültig erscheinen, ob ein Karl Schall existirt hat oder nicht. Wenigstens gibt es Leute, an welche sich die Literaturgeschichte nur ungern erinnern lassen mag. Schall's Theater- und Recensentenstandale sind freilich in einiger Hinsicht interessant, indem sie beweisen, bis zu welcher Degradation das Verhältniß zwischen der Schauspielerei und der Theaterkritik in Deutschland erniedrigt werden kann. Schon in Breslau hatte Schall einem Regisseur in einer Recension vorgeworfen, daß dieser sich allzu sehr vor den Gardinenpredigten seiner Gattin fürchte, worüber der Regisseur so zornig wurde, daß er seinem Beleidiger auf dessen Zimmer einen Besuch abstattete. Der Regisseur behauptete nun öffentlich: er habe Schall, um das malerischste und bezeichnendste Wort zu wählen, durchgeprügelt, während Schall wiederum öffentlich behauptete, er habe sich des Angriffs glücklich erwehrt. Steffens, in der Aufwallung eines sentimentalen Enthusiasmus, warf sich dafür Schall an die Brust und versicherte ihn seines philosophischen Schutzes. Einen andern Skandal hatte Schall später in Berlin mit Saphir, worauf die Komödie einer Föberrung erfolgte. Ahermals legte sich die deutsche Philo-

sophie in Gestalt des ehrwürdigen Hegel zwischen beide Kampfbühne und bewog den heldenmüthigen Schall, an Saphir einen Entschuldigungsbrief zu schreiben. Auf die richtige Bemerkung: man werde an seiner Courage zweifeln, erwiderte der ritterliche Karl Schall: „Wer das thut, daß ich es höre, dem schlage ich hinter die Ohren!“ eine in Deutschland leider sehr gewöhnliche und dieses literarischen Falstaff's durchaus würdige Drohung.

Mit demselben Karl Schall wandte sich Holtei, wie er mit einer etwas befremdlichen Offenherzigkeit selbst gesteht, nachdem die Sontag Berlin verlassen, „andern Göttern zu, d. h. besuchte Häuser, die jetzt aus belebten Gegenden in versteckte Winkel verlegt zu Spelunken des schmuzigsten Jammers wurden.“ So machte er auch in Paris Studien bei einer gewissen Mädchenclasse und vernahm dann oft mit Erstaunen, wie lebhaft auch diese Geschöpfe von politischen Interessen und Fragen berührt und ergriffen waren und wie entschieden sie für oder gegen diese oder jene politische Notabilität Partei nahmen. Diese Mädchen hielten auch die Streicher, worunter sie überhaupt die Deutschen verstanden, für brav; die Preußen aber für kosackisch. Die deutschen vornehmen Frauen sind in der auswärtigen Geographie freilich etwas besser, dagegen in den höhern Regionen der Vaterlandsiebe und Vaterlandskenntniß lange nicht so gut orientirt als diese an der Leiter der menschlichen Verhältnisse die unterste Sprosse einnehmenden Französinen. Vaterland, Politik! wie selten geräth man selbst mit der geistreichsten deutschen Frau auf dies dem menschlichen Interesse so nahe liegende Capitel! Holtei legte sich auch eine petite femme, die frühere entretene eines alten reichen deutschen Juden, zu. Sie war ihm eine gehorsame Magd, eine heitere Gesellschafterin, eine anmuthige Lehrerin, eine aufmerksame Schülerin, liebte ihn, wie Holtei sagt, aus purer Uneigennützigkeit, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde Holtei seine petite femme nach Deutschland und zu den „kosackischen Preußen“ mit herübergenommen haben. Ueberhaupt weicht Holtei mit der merkwürdigsten und ungenirtesten Gelassenheit seine Leser in seine zartesten Geheimnisse und intimsten Verhältnisse ein. Hier ist aber der Biograph im Unrecht, hier würde der Romandichter in sein Recht treten, oder Holtei müßte die künstlerische Grazie besitzen, welche

Goethe in ähnlichen Partien seiner Selbstbekenntnisse entwickelte. In diesen Episoden fehlt die warnende Stimme, welche sich sonst durch Holtei's Memoiren hindurchzieht. In seinem Verhalten zum Weibe bietet auch der vernünftigste Mann so leicht seine verwundbare Achillesferse dar, hier ist der Fleck, wo auch der stich- und kugelfeste Held sterblich erscheint. Die kühlfsten Vernunftschlüsse, mit denen sich der angebliche Held selbst ins Gewissen redet, die Aufwallungen von Spott und Ironie, womit er sich in seinen eigenen Augen lächerlich zu machen sucht, bringen seine Ohnmacht nur um so deutlicher zu Tage, und hierin ist auch wol der Grund zu suchen, warum die Männer in den von Weibern geschriebenen Romanen stets so schwach und nebulistisch, charakterlos und selbst albern erscheinen.

Noch erwähne ich seine Begegnung mit dem Maler Gérard in Paris, dem er als berliner Theaterdichter vorgestellt wurde, worauf Gérard fragte: ob Holtei eigene Stücke schreibe oder bloßer Übersetzer sei? Gewiß ein schlagender Beweis für den Miskredit, in welchen unsere dramatischen Originaldichter durch die Hundswuth der Deutschen zu überlegen und ausländische Stücke zu verarbeiten leider gebracht worden sind. Eine persönliche durch seine Stellung zu der Königsstädter Bühne veranlaßte Begegnung mit dem verstorbenen Könige von Preußen gibt Holtei zu der Bemerkung Gelegenheit, daß in gewissen Schriften über Friedrich Wilhelm III. die Wohlgefälligkeit des Erzählers zu deutlich hervortrete und die ungleich interessantere Persönlichkeit des Königs durch die Persönlichkeit des Verfassers verdrängt werde; solche lange, wohlgestellte, salbungreiche Kanzelreden könne der verstorbene König nicht gehalten haben. Merkwürdig! Holtei besuchte auf einer Durchreise durch Weimar den alten Goethe und scheint vor diesem König der deutschen Dichter innerlich mehr Angst empfunden zu haben als vor dem Könige der Preußen. Holtei hatte ja so viel von der abweisenden Kälte gehört, mit der Goethe so manchen vorschnellen Besuchenden einschüchtert und so manchen sonst arroganten Schwäßer in einen kleinlauten und verlegenen dummen Jungen umgewandelt hatte, womit ihm auch ganz Recht geschah. Goethe hatte etwas Anderes und Besseres zu thun als jedem naseweisen Schnüffler, der an ihn empfohlen war, sein Inneres preiszugeben. Goethe blieb auch gegen den ihn besuchenden Holtei kalt und vornehm, so lange dieser sich Mühe gab geistreich zu sein, bis eine Wendung des Gesprächs ihm Anlaß gab, sich seiner großen Verlegenheit zu entziehen und die echt Holtei'sche naive Liebeshörigkeit an den Tag treten zu lassen. Goethe wurde ihm nun gnädig und lud ihn sogar zu Tisch. Später besuchte Holtei den alten Dichter in seinem kleinen Gartenhäuschen am Park, wo er noch zugänglicher und milder erschien. Goethe that hier die Ausrufung:

Wir haben in diesem Gartenhäuschen tüchtige Jahre verlebt, und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.

Diese Ausrufung erregte in Weimar überall, wo Hol-

tei sie mittheilte, einige Aufmerksamkeit, da Goethe sonst in dem Ruße stand, dergleichen Anspielungen zu vermeiden; Holtei dagegen behauptet, daß Goethe oft und absichtlich auf das Unvermeidliche gekommen sei und bemerkt bei dieser Gelegenheit treffend:

Auch ein regierender Fürst muß manchmal entgelten, was nicht seine eigene Engherzigkeit, sondern lediglich rücksichtsvolle Parteilichkeit Derer verschuldet, die mit ihm umgehen dürfen.

Um Holtei noch einige Freunde zu gewinnen, führe ich folgende schöne Stelle über Schiller, dessen Antagonist Holtei früher gewesen, aus dem vorliegenden Buche wörtlich an:

Wenn man in die Jünglingsjahre tritt, wenn Geist und Herz ihren Frühling feiern und der Lenz des erwachenden seiner selbst bewußt werden Lebens über uns kommt, da saugen wir mit gieriger Brust Schiller's Blütenmai in uns und schwören bei seinem Namen. Dann tritt der Ernst des Daseins ein, der Jüngling reift zum Manne, und er fühlt sich stolz in dem Gedanken, von der Sonne seiner Jugend abgewendet vergessen zu können, was ihn entzückte. Auch seinen geliebten Schiller will er von sich weisen. Er wähnt ihm ent wachsen zu sein, und was strenge Kritik ihm nur darbieten mochte, rafft er zusammen gegen die „Reflexionspoesie“, gegen die „ideale und philosophirende Richtung“, gegen die „Subjectivität“ Schiller's. Und so entschillert er sich. So geht er kühn und kühn weiter, undankbar gegen den Jugendfreund, den er nicht mehr zu brauchen glaubt. Aber das Leben hält ihm nicht, was es versprochen. Ekel, Flach, schal und unersprießlich scheint ihm das Treiben dieser Welt. Alte verklungene Träume tauchen auf; die Sehnsucht nach vergangenem Glück wird zum Bedürfnis. Du wendest den Blick hinter dich — und siehe, da steht auch dein Schiller, dem du dich entwachsen wähntest; da steht er mit seinen duftigen Rosen, seinen blühenden Myrthenkränzen, seinem frisch grünen Eichenlaub. Er ist es noch, er ist noch unverändert der heilige reine Sänger. Und du beugst in Demuth dein ergrautes Haupt, daß er noch einmal dein Haar schmücke, wie er es vor dreißig Jahren that.

Aus dieser Autobiographie erkennt man übrigens, daß Holtei ganz Das geworden und geblieben ist, was angeborenes Temperament, Erziehung, Zeitverhältnisse und nächste Umgebungen zu sein ihn nöthigten. Es gibt zwar keinen Menschen, der nicht stolz genug wäre, sein Glück allein der eigenen Kraft beizumessen, aber auch Keinen, der, was ihm mißlang und was er verfehlte, nicht mehr oder weniger dem bösen Willen Anderer und dem unüberwindlichen Widerstande der Verhältnisse zuschriebe, und so bleibt zuletzt doch Leopold Schefer's Ausspruch wahr: daß der Mensch ebenso sehr gelebt wird als sich selbst lebt. **H. Marggraf.**

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrerer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steger. Dritter Jahrgang. Leipzig, Gries. 1845. 8. 20 Ngr.

Als wir vor zwei Jahren das erste Erscheinen dieses Volkstaschenbuchs begrüßten *) und die Hoffnung seines baldigen Wiedererscheinens aussprachen, konnten wir nicht vorhersehen, welche Schicksale dieses und so manches andere „Vorwärts!“

*) Vergl. Bd. 24 und 25 d. Bl. f. 1843.

im deutschen Vaterlande treffen würden. Das Schicksal des Jahrgangs 1844 ist bekannt. Zur Entschädigung des Publikums ist nur der Jahrgang 1845 ohne Censur erschienen und, wie billig, beginnt er mit einem Kampfe gegen die Censur. Die von den Ministern, als Vertretern der Regierungen, beliebten Einreden: „Das Volk ist für die Pressefreiheit noch nicht reif“ und „die Nothwendigkeit der Pressefreiheit überwiegen ihre Vortheile“ — diese Einreden werden durch die feierlichsten Erklärungen der nämlichen Minister und Staatsmänner, durch die unzweideutigsten Zeugnisse aller deutschen Fürsten aus dem Felde geschlagen. Und diese Methode ist nicht übel. Auf 10 Octavseiten lesen wir lauter von unzähligen Fürsten und Ministern in optima forma ausgestellte Atteste: daß in deutschen Ländern Gehorsam gegen die Gesetze, Ergebenheit gegen die Regierungen geherrscht habe, daß die Regenten aufrichtig mit den Ständen zufrieden, ja sogar die Minister mit inniger Dankbarkeit gegen die Stände erfüllt seien; daß die Gesinnungen der Eintracht und des Vertrauens Fürsten und Völker wechselseitig durchdringen; es wird gerühmt die Kreuze und Hingebungen, mit welcher die ständischen Vertreter den landesväterlichen Absichten entgegenkommen; wir lesen ferner in diesen Attesten, wie die Fürsten überzeugt sind von dem „redlichen, guten, treuen, verständigen, gesunden, klaren, festen, besonders ordnungs- und rechtsliebenden Sinne des Volkes“; wir finden endlich in einem Protokolle der hohen Bundesversammlung die schönen Worte: „Die Deutschen sind eine Nation, welche durch einen edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch ihre Achtung für gesegnete Ordnung und Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europas würdig geblieben ist“.

Solche gütige Beurtheilungen könnten Einen stolz machen, zumal da man der vollen Bewunderung Europas versichert worden; aber dem scharfsichtigen Verstande will es nun und nimmermehr einleuchten, daß eine so vortreffliche, von Fürsten und Ministern hochgelobte Nation unreifer für die Pressefreiheit sein soll als Spanier und Portugiesen, nicht zu gedenken der Indier, Afghanen, Malaien und Keger in den englischen Colonien. Noch schwerer zu fassen ist diese Unreife, wenn man die ausdrücklichen Erklärungen, durch welche sich Fürsten und Minister ganz entschieden für Pressefreiheit aussprechen, in Betracht zieht. So z. B. sagte der König Max von Baiern: „Freiheit des Gewissens, Freiheit der Meinungen, Freiheit des Wortes sind die unerlässlichen Bedingungen einer guten Verfassung; es sind die Grundzüge der Verfassung, die wir aus unserm freien Entschlusse euch geben“ u. s. w. u. s. w.

Und doch haben wir keine Pressefreiheit! Der Geschichte wird es dereinst schwer fallen, so große Widersprüche zu lösen, als da sind: die anerkannte Vortrefflichkeit der deutschen Nation und ihre geistigen Fesselungen; die Heiligkeit fürstlicher Versprechungen und das Fortbestehen der Censur; den gerühmten Rechtsinn und die dormaligen Zustände!

Schreiten wir zu dem fernern Inhalt des Volkstaschenbuchs, so finden wir zunächst politische Gedichte vom Verfasser des „Armen Gaul“, von Deeg, Grahl, Sade, Hoffmann von Fallersleben, Karl Grün, mehren Ostpreußen, Prug, Schults, Wittig. Auch Johannes Ronge hat ein paar Beiträge geliefert. Es schildert seinen Seelenzustand vor der Trennung von „Komas Heuchelei“, seine Sehnsucht nach einem „Rettungsstrahl“. Er selbst hat diesen Strahl geschleudert, er hat sich selbst geholfen und das ist in seinem Falle, wie in vielen andern, die beste Hülfe. Den ästhetischen Werth seiner Gedichte muß man nicht bekräftigen; genug, daß sie aus vollem Herzen geflossen und unversälichte Wahrheit sind. Besondere Beachtung verdient in unsern baulustigen Zeiten eine vom Dichter des „Armen Gaul“ vorgetragene „Bitte“:

D großer Herr, der da ein Haus besizet,
Wohn' Ihr, wie in einem Hagen Schrein.
Die, welche groß der Dornwelt eink genüget,
Auf ewig schließet rühmlich ein! —

Wir bitten ganz ergebenst Euer Gnaden,
D bauet noch ein festes Haus von Stein
Und sehet Alle, die der Mithwelt schaden:
Setzt Euch und Eure Jesuiten d'rein.

In allen diesen politischen Gedichten regt sich eine frische Kraft und sie entsprechen durchgängig dem Lösungsworte: „Vorwärts!“

Einem treuen und eifrigen Arbeiter für das Wohl des Volks begegnen wir in dem Verf. der „Volksschule für die Gegenwart“. Wander's Name ist bekannt; die Unerschrockenheit, mit der er seine Aufgabe zu erfüllen strebt, hat ihn mehrfach das Mißfallen seiner Vorgesetzten zugezogen; im Disciplinarwege ist er zur Strafoersetzung verurtheilt worden; neuerlich hat man sogar seine Papiere versiegelt und ihn selbst zur Haft gebracht — solche Leute machen schlechte Carrière. Dies hindert jedoch nicht, daß er in ganz Deutschland hochgeachtet und als ein Mann angesehen wird, der seinen Schulmeisterposten, ohne Nachtheil für die Sache, mit gar vielen vornehmen Educations- und Studienrathen vertauschen könnte. Was nun Wander in seinem Beitrage über die Volksschulen ausspricht, ist zwar nicht neu, kann es auch füglich nicht sein, da dies Thema seit einer Reihe von Jahren allseitig durchgearbeitet worden ist; gleichwol ist es ein Verdienst, immer wieder darauf zurückzukommen und nicht eher nachzulassen, bis das große Ziel erreicht ist. Fortwährende Erneuerung gerechter Forderungen ist um so nothwendiger, je weniger die Nachhaber geneigt sind, dieselben aus freiem Antriebe zu erfüllen. Geht man damit um, die Volksschulen von Corporalen verwalten zu lassen und den Geistlichen als ausschließlichen Herrn über die Schule zu setzen, so ist es an der Zeit, die Sache der Schule aufs kräftigste in Schutz zu nehmen, eine würdige Stellung für die Lehrer zu reclamiren und namentlich vor Einführung russischer Principien zu warnen. Alexander v. Krusenstern stellte in seinem Bericht an den Kaiser die interessante Frage: „Wodurch überwinden wir die deutsche Erziehung?“ und beantwortet sie folgendermaßen: „Dadurch, daß wir den Schullehrer einzig und allein der Einwirkung des Pfarrers übergeben, daß wir ihn von der Theilnahme anderer Lebensfactoren und Corporationen ausschließen; dadurch, daß wir ihm die Mittel versagen, sich um die Welt in ihrer Bewegung und Fortentwicklung zu bekümmern und mit den gebildeten Ständen Umgang zu pflegen.“ Der Mann spricht das Russische grammatisch richtig und im reinsten Dialekt; um so weniger verlangt aber das deutsche Volk nach Übersetzungen seiner Werke.

In seinem Aufsatze „Der Staatsdienst und die Wirkung der Ansichten vom Staat auf denselben“ wirft E. Th. Welcker nicht ohne Bitterkeit einen Blick auf das Treiben des Hof- — und Beamten- — und Polizeistaats. Gegen solches Treiben, das leider noch an vielen Orten die Staatsmitglieder in feindliche Parteien spaltet, stellt Welcker den Grundsatz auf, daß die Regierung mit ihren Dienern in keinem Gegensatz stehen dürfe zu den Staatsbürgern, daß vielmehr alle nur Glieder desselben lebendigen und organischen Gemeinwesens, Gründer, Werkzeuge und Theilnehmer des gemeinschaftlichen öffentlichen Wohls und Rechts sein sollen. Wie wenig dieser Grundsatz zur Geltung gelangt, wie häufig er geradezu verletzt wird, braucht nicht erst specificirt zu werden. Ebenso offen liegen die Folgen einer solchen Verkehrtheit zu Tage; die schlimmsten bestehen in der unnatürlich fortgesetzten Unmündigkeit des Volks und der steten Gefährdung der Gesezherrschaft, dieser sichersten Stütze der Volkswohlfahrt. Daß es in dieser Beziehung anders und besser sein kann als bei uns, lehrt ein Blick auf England.

Dieser Beitrag und noch einige andere sind zwar in einer populären Sprache gehalten, sehen aber doch eine Bekanntschaft mit den behandelten Gegenständen voraus, wie man sie nicht zu häufig im Volke findet. Es muß schon ein Bauer

oder Handwerksmann von ungenügender Bildung sein, der das Alles mit Leichtigkeit und ohne Misverständnis auffaßt; das Bedürfnis nach solcher, die Principien entwickelnden Lecture ist noch nicht verbreitet genug in den gedachten Classen; die Ideen müssen sich mehr an Facta knüpfen, wenn sie das Interesse selten lesender Leute wecken sollen. Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen ganz besonders passend für ein Volkstaschenbuch Blum's „Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens“. Erst vor kurzem begegneten wir in diesen Blättern einem Bertheidiger des schriftlichen Inquisitionsprocesses; der Berichtshatter über den „Neuen Pitaval“ trat, gewiß mit eigener Ueberzeugung, ohne jedoch eine besonders überzeugende Kraft zu entwickeln, gegen die Schwurgerichte auf. Wir ergreifen die heutige Gelegenheit, einige Worte über diesen Gegenstand auszusprechen.

Nicht das Endurtheil ist in vielen Fällen das größte Unglück für den Gefangenen, sondern die Behandlung, die er während der Untersuchung zu dulden hat. Denn die Tortur ist nur dem Namen nach abgeschafft. Man denke sich einen gebildeten Mann, etwa einen Universitätsprofessor, dem geistige Thätigkeit ein Bedürfnis, der an die Bequemlichkeiten des Lebens, an die Pflege einer liebenden Familie gewöhnt ist. Ein solcher Mann wird bei der Regierung verdächtigt; Scherzgen überfallen ihn bei Nacht und bringen ihn in ein schlechtes Gefängnis. Abgeschlossen von der Außenwelt, hört und sieht er nichts mehr von den Seinigen, Bücher und Schreibmaterial sind ihm versagt, er wird strenger bewacht als Räuber und Diebe. In diesem elenden Zustande vergehen Wochen und Monate, nur von peinigen den Verhören wird die tödtliche Langeweile unterbrochen. Seine Aussagen befriedigen nicht und man bringt ihn in einen dunkeln Kerker, gibt ihm noch schlechtere Kost und droht mit den strengsten Maßregeln. Das Alles steht in der Gewalt des Inquirenten. Eine solche Qual kann Jahrelang dauern; die Kerkerluft, der Mangel an Bewegung und die schlechte Nahrung richten auch die beste Gesundheit zu Grunde; die nagende Einsamkeit zerrütet den Geist, bis er in völlige Stumpfheit versinkt, Gram und Angst über das ungewisse Schicksal der verwaisenen Familie brechen dem Angeklagten das Herz. Ist das nicht Tortur? Und eine schlimmere als die des Mittelalters, denn gewiß ist es leichter, den körperlichen Schmerz von einigen Minuten auszuhalten, als die leibliche und geistige Marter Jahrelang zu ertragen. Dies aber ist die schmerzhafteste Seite des geheimen Criminalprocesses; denn alles Entsetzliche, was der Angeklagte während der Untersuchung leiden mußte, es bleibt ein Actengeheimnis und Keiner ist dafür verantwortlich. Oder wenn die gegen ihn begangenen Excesse einmal ausnahmsweise zur Öffentlichkeit gelangen, so ist dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen und dem betreffenden Inquirenten wird noch obendrein von seiner vorgesetzten Behörde bescheinigt, er habe nur „pflichtmäßig“ verfahren. Daß untergeordnete Beamte sich auch da, wo öffentliches Verfahren stattfindet, Grausamkeiten gegen Angeklagte erlauben, ist allerdings vorgekommen; da aber der Letztere, sowie er vor das öffentliche Gericht tritt, seine Stimme über die erlittene Mißhandlung erheben, die gewaltsam erpreßten Geständnisse widerrufen und seine Peiniger zur Strafe bringen kann, so versteht es sich von selbst, daß die Tortur hier seltener versucht, dann aber entdeckt und die Gütlichkeit des erpreßten Geständnisses umgestoßen wird. Dies erscheint uns als einer der größten Vorzüge des öffentlichen Verfahrens. Daß es den Eifer des Bertheidigers belebt, daß seine Worte gehört werden müssen, ist eine nicht minder wichtige Garantie gegen Ungerechtigkeit. Beim schriftlichen Verfahren werden die Defensionen vom Richter in vielen Fällen kaum angesehen; er hat ja den Thatbestand in den Untersuchungsacten, das Advocatengeschwäg kann er füglich ignoriren. Auch findet man in vielen Processrelationen nur die Bescheinigung, daß die vom Gesetz vorgeschriebene Bertheidigung erfolgt ist, nicht aber was

der Defensor zu Gunsten des Angeklagten vorgebracht hat und was thut das Richtercollegium, während der Referent sein Actenstudium verliert? E. A. Hoffmann schrieb während der Session häufig humoristische Briefe an seine Freunde. Andere, die mit Hoffmann sonst nichts gemein haben, decretiren zum Zeitvertreib in anderweitigen Sachen oder lesen Journale u. dergl., bis es zum Abstimmen kommt, wo dann Jeder „nach Pflicht und Gewissen“ sein Votum über Ehre, Leben und Vermögen seiner Mitbürger abgibt. Auch dieser Unfug — der Ausdruck ist noch zu gelinde — kann beim öffentlichen Verfahren nicht aufkommen. Das sind mithin die drei größten Segnungen des offenen Gerichts: größerer Schutz des Angeklagten gegen Willkür und Grausamkeit während der Untersuchung, größere Wirksamkeit der Bertheidigung, größere Berufstreue der Richter.

Die von Blum vorgeführten Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens liefern schlagende Beispiele von Parteilichkeit und strafbarer Befangenheit des Untersuchungsrichters, grober Mißhandlung der Angeklagten und unschuldiger Verurtheilung derselben. Selbst an der gerühmten „Gründlichkeit“ des deutschen Criminalprocesses wird man irre, wenn man die Geschichte vom armen Bäuerle liest. Dieser war als ein durchaus redlicher und gewissenhafter Mann bekannt; mit seiner Hände Arbeit ernährte er seine Familie und erwarb sich ein kleines Vermögen. Seine guten Eigenschaften hatten ihm die Stelle eines Bürgermeisters zu Lehenhausen in Württemberg verschafft, ein Amt, das er vom Jahre 1817—23 tadellos verwaltete. Da findet sich plötzlich in der Gemeinderrechnung ein Ausfall von 24 Gulden, welchen Bäuerle sich um so weniger erklären kann, als er sich bewußt ist, die Kasse stets wie ein unantastbares Heiligthum betrachtet zu haben. Ersetzen konnte er die Summe augenblicklich nicht und mußte also die Sache anzeigen. Er wird zur Untersuchung gezogen und durch das Urtheil des Gerichtshofs für den Donaukreis wegen nachlässiger und unordentlicher Amtsführung seines Postens entsetzt, zur Zahlung der fehlenden Summe und aller Untersuchungskosten und außerdem zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Bald darauf starb der Unglückliche, indem er noch auf dem Todtenbette seine Schuldlosigkeit betheuerte; die Seinigen hinterließ er im größten Elend. Einige Jahre nach Bäuerle's Tode werden die Gemeinderrechnungen von Lehenhausen durch Oberbeamte officiell revidirt; nachdem dieselben ihr Geschäft beendet hatten, blätterten sie gleichgültig auch in den alten Rechnungen. Vielleicht gedachten sie des armen elend verstorbenen Bäuerle, als sie an die von ihm herrührenden Berechnungen kamen und schenkten denselben einige Aufmerksamkeit. Da haßte ihr Blick fest auf den Papieren, sie erkennen unwidersprechlich klar, was ihnen im ersten Augenblicke auffiel: es ist ein Rechnungsfehler, der einen redlichen Mann um Ehre und Vermögen, um Glück und Ruhe, um Freude und Leben gebracht! Bäuerle hatte sogar, wie sich jetzt ergab, noch eine kleine Forderung an die Gemeinde. Derselbe Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte, entschied nun, daß „nachdem erhoben worden, daß der dem Angeeschuldigten zur Last gelegte Rest auf einem Rechnungsvorstoß beruhe und derselbe vielmehr damals noch ein Guthaben anzusprechen hatte, so wird das Erkenntnis vom 26. April 1826 aufgehoben“. Auch wurde es den Erben überlassen, Entschädigung in Anspruch zu nehmen. Der Mann aber war und blieb todt, Entschädigung wurde entweder nicht gefordert oder war nicht beizutreiben, denn die Witwe starb in großer Dürftigkeit, die Kinder sind zerstreut in der Welt und dem harten Loos der Dienstbarkeit verfallen. Und weshalb all dieses Elend? Weil das gründliche, sorgsam prüfende, Alles erwägende geheime Verfahren die Rechnungen wahrscheinlich gar nicht angesehen hatte, auf welche hin es dem Armen verdammt.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile. — A. u. d. L.: Römische Briefe von einem Florentiner. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brochhaus. 1844. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese „Neuen Römischen Briefe“ schließen sich, wie der Doppeltitel besagt, den vor vier Jahren erschienenen „Römischen Briefen“ desselben Verf. an *); sie bilden eine Folge und nothwendige Ergänzung derselben, so daß diese vier Theile zusammengenommen ein umfassendes und in allem Wesentlichen vollständiges Bild römischer Welt, vergangener wie gegenwärtiger, enthalten, ein Bild, das sich über römische Grenzen hinaus zu einem allgemein italienischen erweitert, so oft der kundige und seines Stoffes durchaus mächtige Verf. diese Ausdehnung zum Behuf richtigerer Auffassung des Römischen, seines eigentlichen Gegenstandes, für nöthig erachtete. Jene ersten „Römischen Briefe“ haben die Anerkennung gefunden, auf welche sie rechnen durften. Denn, wie wir in unserer damaligen Anzeige derselben in d. Bl. sagten, das Publicum ist jener herkömmlichen beschreibenden Literatur über Italien, die in endloser Wiederholung ewig dieselben, an der Oberfläche des Landes sich Allen darbietenden, ja unvermeidlich aufdringenden Gegenstände vorbringt, um sie je nach den subjectiven Eindrücken der Beschauer dilettantisch darzustellen, schon seit Jahren überdrüssig. Man fodert jetzt eine tiefer eingehende, objectiv gehaltene, instructivere Behandlung des Gegenstandes. Allerdings hat es zu keiner Zeit, auch nicht während jene eben bezeichnete geringfügige Literatur in vollstem Gange war, an sehr werthvollen Büchern über Rom gefehlt; dies aber sind ohne Ausnahme solche, deren Zweck ist, nur eine Seite des Ganzen zu behandeln. Ein Werk über das mittelalterliche und neuere Rom, das beschreibend und erzählend alle bedeutendern und für die Kenntniß erforderlichen Momente umfaßt wie das vorliegende, ist uns nicht bekannt, da die voluminöse „Beschreibung der Stadt Rom“ von Bunsen, Plattner, Gerhards u. s. w. vorzugsweise, ja ausschließlich für die antiquarisch und artistisch gelehrte Welt bestimmt ist. Unser Verf. hat den Kreis gebildeter Leser überhaupt im Auge gehabt, wie sich dies

schon aus der Zueignung sowohl der ersten als der letzten beiden Theile an zwei ihm befreundete Damen ankündigt. Seine Aufgabe war, den Leser, den sich auf Rom vorbereitenden Reisenden oder den dort anwesenden Fremden über die wichtigsten Punkte zu orientiren, auf die dominirenden Höhen zu führen, und ebenso das allgemein für jeden Empfänglichen und Sinnigen Interessante darzustellen, als für den Künstler, den Staatsmann, den Statistiker die ihnen wichtigsten Data aufzuzeichnen. Er docirt keine Geschichte und schreibt auch nicht, wie dies in neuern Zeiten wol geschieht, aus historischen Handbüchern Notizen aus, die für den Gelehrten überflüssig, dem Nichtgelehrten nutzlos und abschreckend, aller Welt aber ungenießbar sind; sondern die historischen Darstellungen, die sein Buch enthält, sind geeignet, das Leben, die Sitten, die Menschen der vergangenen Epochen zu schildern. Gewöhnlich sind es Denkmale der Kunst, der Thatkraft, des Fleißes, oder Bilder der Landschaft, an deren Betrachtung der Verf. seine historischen Skizzen anlehnt, dadurch sowohl das Interesse jener Betrachtung als dieser Skizzen erhöhend. Wir zeichnen hier die Briefe über Vittoria Accorombona, über die Colonneesen, über die Campagna-Regenden aus. Auch wo die Materien ihrer Natur nach trocken und umgrenzt sind, wie z. B. der Zustand des Grundeigenthums in Italien, erhält ihre Darstellung durch historische Rückblicke und Parallelen den Vorzug erweiterter Beziehungen. Stadtgeschichte, mittelalterliche Entwicklung, kirchliche Institute, Handel, Landbau, Volksunterricht, Monumente aller Art, Kunstleben, Literatur, die Schicksale der vornehmsten Familien Roms, die Feudalverhältnisse, Gesellschaft, Feste, Fremdenleben, Gegend, Straßen, Reiseeinrichtungen, Justiz, Pönitentiarssystem, Zustand der arbeitenden Classen, Luft, Klima, Wohnungen u. s. w. — alle diese Gegenstände sind sorgfältig, meist nach eigener Anschauung, immer nach sichern und zuverlässigen Quellen bearbeitet. Ein Hauptgesichtspunkt des Verf. mag gewesen sein, Urtheile zu berichtigen, Vorurtheile zu beseitigen. Hierfür gibt es kein zutreffenderes Mittel als unbefangenes, ruhiges Aufführen des thatsächlichen Bestandes der Dinge. Nächst der Gewissenhaftigkeit in seinen Angaben ist die Parteilosigkeit als größter Vorzug unsers Autors zu nennen. Das Verhältniß dieser

*) Bgl. Hierüber Nr. 215 und 216 d. Bl. f. 1844.

D. Red.

„Neuen Römischen Briefe“ zu den genannten ältern gibt er im Vorworte selbst an:

Wenn ich mir damals die Aufgabe gestellt hatte, mit dem mittelalterlichen Rom und seinen Geschehnissen im Zusammenhange neuere Zeit und neuere Verhältnisse in administrativen, agronomischen, socialen und artistischen Beziehungen zu betrachten . . . so sind es diesmal mehr abgesonderte und specielle Gegenstände, die ich zur Erörterung und Darstellung gewählt habe.

Indeß findet man unter den „Neuen Briefen“ einige, die wesentlich als Ergänzung und Fortsetzung der frühern anzusehen sind, so die über die römischen Adelsfamilien, über Industrie, Handel und Schifffahrt, über neuere Kunst u. s. w. Was die Darstellung betrifft, so scheinen uns die letzten Theile vor den ersten den Vorzug größerer Gewandtheit und Lebendigkeit zu haben.

Wenn wir unsere Anzeige mit Besprechung des ersten Briefes beginnen, so ist es um des besondern Interesses willen, das er für den allgemeinen Überblick darbietet, nicht aber, wie man meinen könnte, um so der Reihe nach sämtliche Briefe durchzugehen, was uns bei dem reichen und zu den mannichfaltigsten Bemerkungen einladenden Inhalt derselben viel zu weit führen würde. Seiner oben beschriebenen Behandlungsweise treu, knüpft der Verf. an die Schilderung des Anblicks, den man von der Peterskuppel herab hat, einen kurzen Entwurf der Geschichte der Entstehung und Erweiterung der Stadttheile Roms, und an diese eine rasche Übersicht der Schicksale der Stadt und der Papstgewalt von den Zeiten der longobardischen Eroberung an. Der Meinungsstreit über die zwei bedeutungsvollsten Momente aus dieser frühesten Geschichte des neuen Italiens ist berührt; nämlich der über das Heil oder Unheil der päpstlichen Politik gegen die Longobarden, und der andere über den Vortheil oder Nachtheil der fränkischen Eroberung. An eine Einigung über diese Dinge ist nicht zu denken, am wenigsten in unsern Tagen. So wenig man leugnen kann, daß die gegenwärtige Zeit durch ihren größern Reichtum an Hülfsmitteln, durch ausgebildete Kritik und endlich durch einen in politischen Dingen erfahrenern Blick zum Urtheil über die geschichtlichen Epochen der Vergangenheit befähigter sei als die vorangegangenen, so darf doch dabei nicht übersehen werden, wie ungünstig die politische und religiöse Spannung, in der wir leben, auf unsere historische Kritik einwirkt. Leidenschaft und Interesse der Parteien und Confessionen bemächtigen sich der Untersuchung auch über Gegenstände, deren geschichtliche Ferne sie wie es scheint vor solchen Berührungen schützen müßte. Kann man z. B. Manzoni's Erklärung des Räthfels, daß Rom von den Longobarden verschont geblieben, ohne die Empfindung lesen, daß sie von überschwänglicher Verehrung des Papstthums eingegeben worden? Nach unserer Ansicht sind alle Discussionen, ob dies oder jenes Geschichtsereigniß den Völkern zum Glück oder Unglück gereicht habe, unfruchtbar. Denn da die Politik nicht Logik ist, in welcher aus bestimmten Prämissen sich bestimmte Folgerungen auf rationellem Wege ergeben, so lassen sich aus nur supponirten Thatsachen niemals andere als

nur mutmaßliche Resultate herleiten, und deshalb werden solche Erörterungen immer nur Übungen casuistischen Scharffsinns bleiben. Natürlich hat sich der Verf., seiner Aufgabe getreu, auf diese Fragen nicht näher eingelassen; doch, glauben wir, wäre ein bestimmteres Hervorheben der uranfänglichen Elemente, aus denen die Geschichte Italiens sich entwickelt, eine schärfere Zeichnung der Unterschiede und Gegensätze, aus deren Kampf Alles hervorgegangen, an dieser Stelle angemessen gewesen. Denn ohne Einsicht in die Verhältnisse des Römischen zum Germanischen, der einheimischen aus dem Alterthume herübergekommenen zu der fremden eingebrachten Welt, der Gegensätze der Localitäten und Stämme, von Stadt und Land, von Bischof und Graf, von Patricier- und Feudaladel u. s. w., ist doch über die ganz besondere Eigenthümlichkeit und Art der italienischen Geschichte kein Aufschluß zu erlangen. Das Charakteristische in den Schicksalen Roms im frühen Mittelalter erklärt sich, nicht ganz, aber zum großen Theil, aus der Abwesenheit germanischer Bildungselemente; Papst, Geistlichkeit und besonders der Umstand, daß Rom von Anbeginn an von den großen allgemeinen Weltkämpfen gepackt und dadurch an selbständiger Ausbildung gehindert wurde, erklären das Übrige. Die Hauptsache bleibt aber immer jenes vorerwähnte Moment. Der Kampf zwischen römischer Stadtgemeinde und Papst enthält für sich allein nicht das Wort des Räthfels, da immer die Frage übrig bliebe, warum gerade dieser Kampf dort nicht zu einer großen städtischen Gestalt geführt hat, da doch aus ganz ähnlichen Kämpfen auf andern Punkten Italiens mächtige städtische Formen von großer politischer Bedeutung hervorgegangen. Der Vergleich mit Florenz ist unabweislich und drängt sich auch unserm Verf. auf. Schwerlich wird man irre gehen, wenn man die Entwicklung der florentinischen Geschichte darauf zurückführt, daß es der ursprünglich germanische Adel mit seinen Staatsbegriffen und Feudal Tendenzen war, der dort alle nationalen Kräfte gegen sich aufrief und zu der Energie zusammenbrängte, die ihnen den Sieg verschaffte. Diese Kämpfe hatten ein ganz anderes Ferment als die Parteiaufereien in und um Rom; es war eben ein Gegensatz von tiefgreifender Einwirkung, den Alle fühlten und begriffen, der Alle durchdrang, während die Reibungen der Adelsfactionen Roms zuletzt nur aus Familientrog, Eifersucht und Herrschbegier hervorgingen, aber einer allgemeinen nationalen oder politischen Grundlage entbehrten. Die florentinische Geschichte ist in allen Beziehungen der concentrirteste und intensivste Ausdruck italienischen Lebens und Geistes überhaupt, und man verfährt daher sicherlich ganz recht, wenn man die Geschichten anderer Gebiete Italiens stets mit ihr vergleichend zusammenhält. Leider nur tritt sie in der Geschichte, d. h. in den Annalen, erst später auf, und kaum aufgetreten, erscheint sie in der Grundgestaltung der Hauptsache nach fertig. Die Vorgeschichte muß man errathen, aber es geht aus allen Angaben und Analogien deutlich für uns hervor, daß man Florenz

Schon sehr früh als eine wesentlich aus römischen Elementen, aus Provinzialen gebildete Stadtgemeinde zu betrachten hat, mit municipalen Einrichtungen nach alt-römischen Muster, weit ähnlicher hierin und verwandter dem Städten des Erarchats als denen der Lombardei. Nur wenn man diese frühe Gestaltung vor Augen behält, frühe zünftige Genossenschaften, bischöfliche Jurisdiction, frühe enge kirchliche Beziehungen zum Papst und einen in Stadträtern mächtigen Adel einheimischer Abstammung in Betracht nimmt, und zu dem Allen dann das Hinzutreten germanischer Beimischung in Rechnung bringt, nur dann scheint uns die rasch hervortretende Herrschaft und Gründung guelfischer Demokratie historisch erklärbar. In Rom waren die meisten der genannten Elemente ebenfalls vorhanden, aber es fehlte jene schon genannte Zuthat und zudem würde die Gegenwart einer Weltmacht wie die päpstliche das Emporkommen städtischen Gemeinwesens auch dann behindert haben, wenn durch sie nicht die Gegenwart einer andern Weltmacht, die kaiserliche, so oft wäre herbeigezogen worden. Dennoch, wenn man sich ein einiges Italien als möglich vorstellt, so bleibt nach genauer Erwägung aller Verhältnisse doch immer Rom der alleinige Punkt, von welchem man sich auch im Mittelalter die Herrschaft über diese Einheit nur ausgehend denken kann, ja man möchte als große historische Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß, wenn Rom zu irgend einer mächtigen städtischen Gestaltung, etwa wie Venedig, hätte gelangen können, ihm eben damit diese Gesamtheitschaft unter irgend einer Form zugefallen wäre. Allerdings gehören diese Gegenstände mehr in ein eigentliches Geschichtsbuch als in ein Werk, das die Bestimmung der „Römischen Briefe“ hat; doch scheinen ohne die Angabe dieser allgemeinen Gesichtspunkte, gleichviel ob nach eben entwickelter oder nach ganz anderer Auffassung dargestellt, die Schlüssel zum Ganzen zu fehlen; es ist auch nicht leicht, den in solchen Ungeübten dafür zu interessieren, aber wir trauen dem Verf. zu, daß es ihm hätte gelingen können, auch diese abstracteren Verhältnisse in einer dem Leser bequemen Weise abzuhandeln. Die Äußerung des Vorworts (S. xx) fällt auf, daß „nur Barbarossa und Napoleon im Sinne gehabt, das getrennte Italien zu vereinigen“. Kann man nicht vielmehr behaupten, daß von Robert von Neapel an gerechnet bis auf Cesare Borgia herab es zu keiner Epoche an Solchen gefehlt habe, die dieses Ziel im Sinne gehabt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrerer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steger. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Um den politischen Fortschritt der Deutschen zu fördern, wird in dem nächstfolgenden Artikel von Sachmann auf „Die Nothwendigkeit einer Volksliteratur“ hingewiesen und richtig bezeichnet, wie eine solche Literatur beschaffen sein müsse. Der-

selbe Verf. hält eine „Anrede an die Deutschen über Deutschlands Einheit“. Alles was bisher von Seiten der Regierenden für die deutsche Einheit geschehen ist, als Balgalla, kölnar Dom, frankfurter Bundestag, gemeinsame Militärverfassung, große Wachtparaden, laßt auf „Kein Preußen, kein Österreich“ u. scheint dem Verf. nicht das Rechte zu sein, worauf es ankommt. Als weit zweckmäßiger rühmt er: Gewährung der freien Presse und freier Verfassungen, Einführung eines allgemeinen Rechts, Errichtung einer deutschen Flotte. Es würde befondern Schwierigkeiten unterliegen, mit Bestimmtheit anzugeben, wie wir zu alle Dem kommen sollen, auch begnügt sich Hr. Sachmann, es nur mit diesen Worten anzudeuten:

„Das Äußerste und Letzte, wodurch alle Unterschiede aufgehoben werden, alle Schlagbäume fallen, alle Grenzsteine schwinden, wodurch alle kleinliche Eifersucht zwischen Deutschen und Deutschen aufhört, und sie wirklich und der That nach zu Einem großen und geachteten Volke von Brüdern heranzuwachsen, wodurch die unerlässliche Gleichheit Aller entsteht, und so in Wahrheit die Einheit Deutschlands ins Leben tritt, nicht mehr ein Lustgebilde, eine leicht zerplagende Seifenblase ist, dieses Äußerste und Letzte — überlasse ich euren Nachdenken; ihr werdet es finden, wenn ihr den Gedanken festhaltet und beherzigt, von dem ich ausging: Was ein Volk ernstlich will, das hat es!“

In einer mildern Sprache äußert sich Karl Hagen „über das Verhältniß von Fürst und Volk“ und keinem Fürsten würde die Lesung dieses Aufsatzes schädlich sein. Daß ein Regent, wie er hier gewünscht wird, in Deutschland und über Deutschland Alles vermöchte, springt in die Augen. Wenn es aber einen solchen gäbe, so möchte das vielleicht den 37 andern Souverainen nicht recht sein. Darum und um Zwist zu vermeiden, wollen wir es vor der Hand schon so lassen wie es ist.

Die Lebensbeschreibungen von Szécsen, Ronge und Adelt (die beiden letztern von R. Blum, die erstere von F. Hecker verfaßt) gehören zu denjenigen Beiträgen, die recht eigentlich für ein Volkstaschenbuch passen. Die von F. Steger gelieferte „Geschichtliche Übersicht des Jahres 1844“ gibt ein klares Bild der jüngsten Ereignisse in Deutschland. Natürlich ist es, daß bei dieser Darstellung die religiösen Bewegungen in den Vordergrund treten; ebenso natürlich, daß hier die Erhebung der deutsch-katholischen Kirche aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird als aus dem des Professors Hengstenberg, der mit seiner gewohnten christlichen Liebe und Milde in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ sagt: „Unter dem Namen Deutsch-Katholiken sammelt sich die ganze Rottte von Revolutionairen aller Farben.“ Wenn noch irgend ein Zweifel wäre, welcher Geist diesen berliner Glaubenshelden beherrscht, so würde diese Zeile genügen, ihn kennen zu lernen; mit schnüchlichem Verlangen streben diese trefflichen Christen nach den Kegergerichten einer schönen Vergangenheit zurück; ihr Gelüste möchte sich gar zu gern an der „revolutionnairen Rottte“ kühlen. Doch wir haben hier mit brutaler Frömmigkeit nichts zu thun; wir lassen den evangelischen Jesuitismus, der mit dem Dreißigkaiser drein schlägt (während der römische unendlich feiner zu Werke geht), bei Seite und wenden uns lieber zu zwei Ehrenmännern, welche das Reich Gottes auf andere Weise zu fördern trachten.

„Preußen im Jahre 1845“ und „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III.“ von Johann Jacobi. Erinnerung aus Preußens neuester Geschichte im lapidarstil. Durchführung des Satzes, daß die unzweideutige Klarheit des Gesetzes vom 22. Mai 1815 jedes Mißverständnis unmöglich macht, Bemerkungen über Versprechen und Borthalten. Ein weitläufiges Referat hierüber würde wahrscheinlich auf Hindernisse stoßen, ist auch überflüssig; denn wer sich irgend für die genannten Gegenstände interessiert, hat die separat gedruckten Schriftchen längst gelesen.

Ein hochachtungswerther Publizist, F. v. Florencourt, hat das Volkstaschenbuch mit einem Beitrage über die preußi-

sehen Provinziallandtage im Jahre 1843 bereichert. Eine sehr beherzigungswerthe Mahnung für die Nachhaber; allein, wie die Sachen sich jetzt gestaltet haben, gehen die Worte freimüthiger Schriftsteller an den Ohren der Regierenden spurlos vorüber — oder vielmehr sie werden von denselben nur gehört, um zu erspähen, inwiefern sie den Sprecher etwa zu einer Criminaluntersuchung reif machen. Indem wir dies niederschreiben, lesen wir, daß auch Florencourt wegen eines Aufsatzes über das Verbot der Bürgerversammlungen zur Untersuchung gezogen ist. Frecher Tadel der Regierung, Verpöthung und Erregung des Mißvergnügens ist ihm schuld gegeben. Den incriminirten Artikel kennen wir nicht; aber Alles, was wir bisher von Florencourt gelesen haben, war so durchaus würdig gehalten, so weit von aller Spottsucht und Frechheit entfernt, daß wir auch in diesem Falle nur die beste Vermuthung für ihn haben. Sollte man aber alle Diejenigen bestrafen, welche Mißvergnügen im Volke erregen, so würden unsere Richter in unbefruchtbarer Verlegenheit kommen. Es sei uns gestattet, das Urtheil, welches eine conservative Zeitung bei Erwähnung der gegen ihn verhängten Untersuchung über diesen Schriftsteller brachte, zu wiederholen:

„Obgleich von entschiedener constitutioneller Gesinnung und vielleicht einseitiger Gegner Dessen, was er Bureaucratie nennt, gehört v. Florencourt doch keineswegs zu jener Classe der preussischen Oppositionsmänner, welche mit ihrer Opposition an das Bestehende nicht anzuknüpfen wissen und nur ein abstractes, auf logischer Schulconstruction beruhendes Ziel im Auge haben. Jedenfalls ist er ein Mann von hohem Talent, unabhängiger, nicht parteiischer Gesinnung und edlem Willen; kein gewöhnlicher Mensch; Idealist, aber nicht verbittert; rücksichtslos, aber niemals boshaft; dem Irrthume, der übertriebenen Vorstellung ausgesetzt, wie alle Menschen, aber gewiß nicht mit Absicht übertreibend oder gar verleumdend; von einem wahrhaften, sittlichen, religiösen Grundtone.“

In Betreff der preussischen Provinzialstände hält Hr. v. Florencourt dafür, daß die diesjährigen Landtage leicht zum letzten Male versammelt werden dürften; wahrscheinlich werde die gänzliche Unzeitgemäßheit dieser Verfassung sich auch auf praktische Gebiete diesmal so entschieden herausstellen, wie es in der Überzeugung aller denkenden Menschen bereits längst der Fall gewesen. Das Aufhören der Provinzialstände könne auf zweierlei Art geschehen; entweder durch den Entschluß der Staatsregierung, ohne weiteres eine Reichsverfassung zu proclamiren, oder durch die Theilnahmslosigkeit des Volks, welches die erfolglosen Landtage nicht mehr beschicken würde. Doch wird noch eine dritte Möglichkeit statuiert und zwar die, welche am wahrscheinlichsten eintreten wird. Sie besteht darin, daß die Staatsregierung zwischen diesen beiden äußersten Extremen einen gewissen Mittelweg einzuschlagen versucht.

„Wahrscheinlich“, sagt Hr. v. Florencourt, „wird sie (die Regierung) einen Theil der Anträge auf weitere Ausbildung der Provinzialstände, z. B. vermehrte Repräsentation der Städte, Erleichterung der passiven Wahlbarkeit u., bewilligen, um sich nicht einer entschiedenen Mißstimmung auszufügen. Auf dem folgenden Landtage wird sie dann wahrscheinlich wieder etwas nachgeben, wird z. B. den Ständen eine gewisse Controle beim Staatshaushalte zugestehen und so Schritt für Schritt den dringendsten Anforderungen weichen. Jedenfalls wird diese Verfahrungsweise weniger unglücklich sein als ein kategorisches Zurückweisen aller Anträge. Aber warum man nicht lieber gleich auf den Standpunkt sich stellen will, von dem man vorherzieht, daß man ihn über kurz oder lang doch annehmen muß, dafür lassen sich unserer Ansicht nach keine stichhaltigen Gründe anführen. Warum manches schöne Jahr mit unnützen Plankereien verlieren, wo so viele dringende Anforderungen an die Gesetzgebung vorliegen, warum den Staat und die Gemüther so lange in einem provisorischen Zustande hinhalten, wenn man einen definitiven decretiren kann? Man wende doch

nicht ein, daß man nichts überellen müsse, und daß man der historischen Entwicklung (auch ein beliebtes Schlußwort) nicht vorgreifen dürfe. Wenn die Verfassung lange Jahre hinter dem politischen Bildungszustande und hinter dem Bedürfnisse zurückgeblieben ist, so muß man allerdings eilen, um diesen Factoren wieder nachzukommen. Vorauszusehen soll man ihnen allerdings nicht, aber auch nicht immer ein halbes Jahrhundert hinter ihnen herschleichen. Und was die historische Entwicklung betrifft, so ist das ein sehr richtiger Grundsatz, aber man muß ihn nur recht verstehen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß der beste und gesundeste Weg, auf welchem ein Volk seine Verfassung sich ausbildet, der sogenannte historische ist. Und zwar ist dieser Proceß folgender. Sobald irgend ein einzelnes Bedürfnis sich geltend macht, so trifft der Staat die entsprechende gesetzlichen Einrichtungen. Eine solche Einrichtung ist nur der Anfang eines vollständigen Systems, ohne daß die Zeitgenossen sich dieses vollendeten Systems schon bewußt sind. So schreitet der Staat, vom augenblicklichen Bedürfnisse getrieben, vom Einzelnen zum Einzelnen fort, in beständiger Wechselwirkung von Bewußtsein und That, und auf diese Weise bildet sich im Laufe der Zeiten eine Verfassung aus, wovon die erste Grundsteinlegung sich in die ältesten Zeiten verliert, und welche mit der jedesmaligen Bildung in den einzelnen Perioden gleichen Schritt gehalten hat. Eine solche ununterbrochene gesunde historische Bewegung ist aber auch nur da möglich, wo ununterbrochen gesundes Leben stattgefunden, und wo Ausschreibung des Alten und Ersetzung durch Neues keine Störung erlitten hatte. Diesen natürlichen Proceß aber durch eine künstliche Langsamkeit nachahmen zu wollen, wo zwischen gesetzgeberischer That und politischem Bewußtsein eine ungeheure Kluft geblieben ist, ein solches Beginnen kann schwerlich historisch genannt werden, sondern schmeckt mehr nach Schule und Pöblichkeit. Historisch verfährt die Gesetzgebung immer nur dann, wenn sie mit dem Bedürfnisse der Gegenwart Schritt hält. Hat sie das verabsäumt, so muß sie einen Sprung machen, damit sie die gesunde historische Bahn wiedergewinne. Um aber zu ermessen, wie groß dieser Sprung sein müsse, damit er weder über den richtigen Punkt hinauschieße noch hinter denselben zurückbleibe, dazu gehört vor Allem, daß man mit Demuth und ehrlichem Wahrheitsfinne den Geist zu erkennen strebe, daß man vorgefaßten Meinungen und Lieblingsillusionen, die man fälschlich für Überzeugung hält, mit Entschlossenheit und Frechheit entsage, daß man nicht verlange, daß der Gang der Weltregierung sich nach unsern Liebhäbereien richte, sondern umgekehrt, daß man sich als ihr Werkzeug, nicht aber als ihren Lehrmeister betrachte.“

Literarische Notizen aus England.

Zu den interessantesten neuerdings angekündigten Publicationen in England gehört die erste Collectivausgabe der „Letters of the Earl of Chesterfield“, welche eine Menge in den bekannten „Letters to his son“ noch nicht befindlicher Briefe zum erstenmal abgedruckt enthält und mit erläuternden Notizen von Lord Mahon, dem Biographen des großen Condé, versehen ist. Die Sammlung umfaßt vier Bände, ebenso ausgestattet wie Bentley's Collectivausgabe der Briefe von Horace Walpole.

Den ersten Abdruck von Walpole's „Memoirs of the reign of George the third“ (2 Bde.) gibt Sir Denis le Marchant mit Noten heraus. Das piquante Darstellungstalent und die feine Beobachtungsgabe, welche Walpole's bisher bekannte historische Schriften, namentlich seine „Geschichte von König Georg's II. zehn letzten Lebensjahren“ und seine von Gibbon widerlegten „Zweifel über Richard III.“ auszeichnen, sichern auch diesen verspäteten Memoiren eine allgemeine Theilnahme.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 165.

14. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner.

Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

In das Gebiet des Historischen sind außer dem eben besprochenen auch vornehmlich der erste Brief (I, 299), der die Geschichte der beiden colonneseischen Frauen Vittoria Colonna und Giovanna d'Aragona, sodann der fünfundzwanzigste Brief (II, 273) über Vittoria Accorombona zu rechnen, wozu auch noch zwei andere Briefe kommen, davon der eine eine Episode aus der Geschichte der Savelli'schen Familie und der andere die Schicksale der letzten in Italien verstorbenen Stuarts erzählt, bei welchen, wie man weiß, der Name des Tragödiendichters Alfieri eine Rolle spielt. Jene beiden Frauen sind inmitten der Begebenheiten der an Wechselfällen, verhängnißvollen Wendungen und bedeutenden Persönlichkeiten überreichen Zeit Julius II. und der Mediciseischen Päpste anziehend dargestellt, die Gedichte der Vittoria, von denen einige der zartesten mitgetheilt werden, glücklich charakterisirt. Der Name der andern Vittoria ist unserm Publicum durch einen Roman bekannt worden, dem der Ruf seines gefeierten Verf. eine Aufmerksamkeit zugewendet hat, die sich indes bald in Verstimmung verwandeln mußte, da das Buch einen richtigen ästhetischen Geschmack vermissend, sittlichem Gefühl widerstrebend befunden ward, der historische Sinn aber sich ganz misachtet sah. Man wird mit Interesse in unserm Buche den oben angeführten Brief über diese Vittoria lesen, deren Geschichte der Verf. nach einem in einer römischen Bibliothek aufbewahrten Manuscripte erzählt. Nicht minder dankenswerth sind die erwähnten ausführlichen Notizen über die letzten Stuarts, die man Mühe haben dürfte anderwärts in gleicher Vollständigkeit zusammenzufinden.

Der neuern poetischen Literatur der Italiener sind drei Briefe gewidmet. Mit gewohnter Sorgfalt hat der Verf. hier alle irgend erheblichen Productionen aufgeführt und eine Charakteristik der hervorragenden Dichter gegeben. Bei solchem auswärtig wenig gekannten, selten richtig beurtheilten und doch für die Kenntniß der neuesten Bildung und Denkart der Italiener so wichtigen Gegenstande wäre eine größere Ausführlichkeit gerechtfertigt gewesen, selbst wenn sie sich nur auf Kosten

einiger andern Materien, denen vielleicht im Buche zu viel Platz eingeräumt worden, hätte erreichen lassen. Auch kam es, wie uns scheint, hierbei weniger auf eine allgemeine literarische Kritik an als vielmehr auf das Hervorheben des besondern italienischen, für Italien und seinen Zustand bezeichnenden Geistes dieser Poesie. Dieser Geist ist nun aber von allen in neuerer Zeit hervortretenden Symptomen einer sich in Italien vorbereitenden Entwicklung das bedeutsamste und zugleich anrüchlichste. Die revolutionnären Regungen, die sich seit dem Frieden auf fast allen Punkten des Landes in jedem Jahrzehnd gezeigt haben und bis auf den gegenwärtigen Moment fortdauern; offenbaren nur, was an der Oberfläche, jene Poesie aber offenbart, was in der Tiefe des italienischen Sinnes und Denkens vorgeht. Wie es bei uns in Deutschland, wie es auch in Frankreich zum rechten Verstandniß der Literatur unsers Jahrhunderts nothwendig ist, auf das 18. zurückzugehen, so in Italien. Die Selbsterkenntniß der Italiener, die nationale Reflexion auf sich selbst begann auch in Italien mit dem 18. Jahrhundert. Die rückstreichenden Perioden, sagt Goethe, äußern sich in der Literatur kritisch und negativ, und dies war auch der Charakter des genannten Jahrhunderts in diesem Lande; allerdings hört schon mit dem Beginn des 17. das eigentliche Leben italienischen Geistes auf; aber theils war in demselben die Erinnerung an ehemalige Herrlichkeit und Fülle noch in voller Lebendigkeit und das sinkende nationale Gefühl zu kügen fähig, theils war die imposante Rolle, welche damals noch Italien im Bereiche der gesammten Wissenschaft behauptete, wol vermögend, den Stolz der Nation aufrecht zu halten; das Zeitalter der Galilei und Torricelli, der Davila und Garpi, der Borrelli und Malpighi, der Barini und Campanella und so vieler anderer Gelehrten und Erfinder von ausgebreiteter Wirksamkeit hatte es und, groß von sich zu denken. Als nun aber jene Erinnerungen und diese Einwirkungen schwächer geworden waren, als das Alles beherrschende Bewußtsein über die politische Lage erwachte, und Italien inne wurde, daß es längst schon aufgehört hatte ein eigenes Leben zu haben, daß es längst zum Werkzeug fremden Willens, zum Schauplatz auswärtiger Nachäbung, zum Object fremden Ehrgeizes herab-

gekommen war, und dem willkürlichen Schalten der großen europäischen Mächte nichts entgegen zu setzen hatte, da entstand jene Scham und Bitterkeit, welche bis auf diesen Tag die dort herrschende Stimmung ist, deren literarischer und poetischer Ausdruck im 18. Jahrhundert die Fronte und der allegorische Witz war, während er im heutigen der Ingrim, die trostige Hoffnung, der tiefe leidenschaftliche Schmerz ist. Dieser letztere Ausdruck muß gegen jenen des vorigen Jahrhunderts als der höhere anerkannt werden. Es ist erlaubt und mag sogar Pflicht sein, den negativen, zerstörenden, auflösenden Geist dichterischer Erzeugnisse als einen einseitigen zu richten, sobald er in ganz individueller Erscheinung hervortritt, wie etwa bei Byron, Shelley. Bei solchen hat die höhere Kritik den Verwurf, dem Zwiespalt und dem Zerwürfniß Veröhnung und Einigung entgegen zu halten. Muß aber, wie bei den neuern Italienern, dieser Geist als die mächtige Äußerung einer allgemeinen, nationalen, tief begründeten Gesamtstimmung erkannt werden, so scheint jene Kritik zurücktreten und einer umfassendern Würdigung Platz machen zu müssen. Von Giacomo Leopardi sagt unser Verf., es fehle ihm „das christliche Element, das Vermögen, sich frei zu machen von Dem, was ihn selbst bedrückt, und nach andern Seiten hin Welt und Leben wahr und gerecht aufzufassen“. Was Leopardi bedrückte, das bedrückt ganz Italien, sein Schmerz ist gerecht, weil er ein allgemeiner ist; als solcher ist er die Seele seiner und der ganzen neuern italienischen Poesie. Jene geforderte Erhebung in die Sphäre ewiger Wahrheit und Gerechtigkeit ist eine echt deutsche; es wäre eine Erhebung ins Allgemeine, durch welche der Nord dieser Poesie gelähmt und die treibende Kraft zur That und Ermannung geschwächt würde; man kann gerecht sein und ist allgemein, oder man ist Italiener und brennt im Feuer des Jorns und in der Glut der Schmerzen. In den Äther der Erkenntniß und des Glaubens erhoben, mag wol auch ein Italiener fähig sein, das Schicksal seines Landes als einen Act göttlicher Gerechtigkeit aufzufassen; aber dieser Äther ist nicht das Element, in welchem nationale Poesie lebt; und zudem, soll es Denen, die sich sagen müssen: Wir haben es verdient, beherrscht zu werden, nicht erlaubt sein, auch zu fragen: Was aber verdienen Die, die uns beherrschen? Hang up philosophy unless philosophy can make an Italy könnte die Antwort sein, welche der Italiener auf solche, an sich gehaltvolle aber zuviel zumuthende Mahnungen zu geben hätte. Diese neuern Dichtungen der Italiener machen in ihrer Gesamtheit eine Wirkung innerer Einheit, die besonders für uns Deutsche immerhin etwas Beschämendes hat. Wir sind in manchem wesentlichen Stück in ähnlicher Lage, haben ähnliche Empfindungen, vermögen es aber literarisch und poetisch doch nicht zu Erzeugnissen zu bringen, welche, gleich jenen, den Eindruck geistiger Gemeinschaft machten und die Überzeugung gaben, daß sie, von gleichartiger Stimmung getragen, auf dem Grunde innern Einverständnisses ruhen. Es ist eben etwas

Großes und Unerseglisches um alle traditionelle nationale Bildung. Die Italiener haben nicht mehr, vielleicht weniger Volksgefühl als die Deutschen; aber sie haben die weit ältere Geistescultur voraus, eine Cultur, die vor schon 300 Jahren zu christlich vollendetem Ausdruck gelangt ist; sie besitzen den unsaglichen Vorzug, von alterher einen Parnass zu haben, zu dem sie aufschauen, um den sie sich sammeln können. Sie sind politisch zersplittert wie wir; sind durch Stammesverschiedenheiten, Eifersucht, uralten Zwist und kleinlichen Localgeist auseinandergehalten; aber literarisch kommt ihnen jener unschätzbare Gewinn zu statten, eine über alle diese Differenzen hinausgehende Gemeinschaft der Erinnerung an drei große Jahrhunderte, und aus denselben unvergängliche Geistesdenkmale zu gemeinsamen Vorbildern zu haben. Dies gibt ihren literarischen und poetischen Compositionen die Haltung der Form, die Sicherheit der Schule, den Stil: Vorzüge, die uns abgehen. Die Namen Manzoni, Grossi, Leopardi, Foscolo, Pellico, Niccolini, denen man auch die obwol ältern Monti und Pindemonte beitrechnen kann, bilden eine geistige Gesamtheit, haben einen gemeinschaftlichen Grund nicht nur der Stimmung, des Tons, des Willens, sondern der Bildung, des Studiums, der Muster. In Deutschland hat es nicht an Bestrebungen gefehlt Schulen zu bilden; da aber die oben angegebenen Bedingungen mangelten, so nahmen diese Versuche einen schwächlichen, oft auch, wie neueste Beispiele zeigen, kläglichen Ausgang; auch im besten Fall kam es immer nur höchstens zu einer Art geistigen Feudalverhältniß; ein Dichtersfürst von nachdichtender Dienstmansschaft umgeben: Das ward dann freilich auch Schule genannt. Noch auffallender zeigt sich dieser hier besprochene Unterschied beider Literaturen und noch lehrreicher wird ihre Betrachtung, wenn man die poetischen Hervorbringungen beider Länder im 18. Jahrhundert miteinander vergleicht, auf welches man, wie gesagt, zu richtiger Auffassung der gegenwärtigen Erzeugnisse immer wird zurückgehen müssen. Damals dichtete und dachte man dort wie hier unbesangener, mehr in den engern Kreisen der Nation für sich, nicht wie heute in entwickelterer europäischer Beziehung; in jener Beschränktheit des Gesicht- und Wirkungskreises zeichneten sich denn auch die nationalen Eigenthümlichkeiten deutlicher, traten die Eigenheiten klarer hervor; solche Zeiträume sind daher die rechten Momente, welche die Kritik ergreifen und festhalten muß, um die charakteristischen Nationalzüge zu erkennen. Welche Richtung nahm nun in jener Epoche die bessere Poesie in Deutschland? Sie lehrte sich von den nationalen Zuständen ab, flüchtete entweder in die Räume der freien bildnerischen Phantasie, oder eilte in entlegene Vergangenheit zurück, oder rettete sich in die Sphäre gläubiger Anschauungen. Was that sie dagegen in Italien? Sie hatte in dem erschlafenen Zeitalter freilich nicht die heutige Energie herausfordernden Schmerzes, aber sie blieb doch auf dem Boden nationaler und unmittelbar gegenwärtiger Verhältnisse, und nahm nur die Masse der

Götze war. Götze ist die Geistlosigkeit der Götzen.
 Obgleich nun hiernach der deutsche Geist sich als der
 edlere erwies, obgleich wir auch in jenem Jahrhundert
 viel vor Italien voraus hatten, unsere politische Lage
 nicht schlimmer war als die ihrige, ja sogar am große
 und erhebende Erscheinungen reicher, und unsere dama-
 lige wissenschaftliche Entwicklung überdies eine unvor-
 gleichlich größere Bedeutung hatte als die gleichzeitige
 ihrige, so hat dennoch ihre Muse in genanntem Zeitalter
 Werke hervorgebracht, die, was Schule, Stil, Durchbil-
 dung der Form, und daher Anspruch auf Dauer betrifft,
 den deutschen Erzeugnissen derselben Periode überlegen
 sind. Den umfassenden und vollendeten Schöpfungen
 der Parini und Gatti haben wir nichts entgegenzusetzen.
 Der Verf. unsers Buchs, des 18. Jahrhunderts erwä-
 hend, hebt die günstige Veränderung hervor, die im
 Laufe desselben für die wichtigsten Theile Italiens durch
 Herrschaftswechsel eingetreten. Ein „Florentiner“, wel-
 cher den Gegensatz der Zeiten Peter Leopold's gegen die
 der letzten Mediceer vor Augen hat, ist berechtigt, für
 österreichische Oberhoheit günstig gestimmt zu sein, zumal
 wenn er sie mit spanischer vergleicht. Es wäre unvor-
 züglich, überhaupt dem Vorzug späterer und gegenwärti-
 ger österreichischer Verwaltung vor aller und jeder spani-
 schen in Frage zu stellen; was aber die Zeiten nach dem
 Erbfolgekrieg betrifft, bis weit über die Mitte des 18. Jahr-
 hunderts hinaus, so möchte es besonders für die Lom-
 bardei schwer sein, den Gewinn nachzuweisen, den ihr
 der Regierungswechsel gebracht. War doch Karl VI.
 selbst ziemlich spanisch und unter Einfluß von Spaniern,
 wovon auch wir in Deutschland Manches zu erzählen
 wissen. Ein kürzlich bekannt gemachtes, von gutem Ge-
 währsmann herrührendes Zeugniß unterrichtet uns über
 diese damalige österreichische Regierungsweise, mit welcher
 Nichtachtung gegen alles Italienische verfahren wurde,
 wie man die Italiener gegen die Fremden zurücksetzte
 und systematisch aus den Ämtern entfernte, wie alle
 Regierungskünste darauf gerichtet schienen, so große
 Summen als möglich aus Italien herauszu ziehen, die
 wenige im Lande noch übrige Kraft und Behrhaftigkeit
 durch Auflösung der einheimischen Regimenter und durch
 Verloosungen des italienischen Adels vollends zu tödten
 und überhaupt durch schwächlichen Handel mit Stellen
 und Würden, durch ganz willkürliche Verküperungen von
 Gebietsstücken und dergleichen mehr Alles zu entzitteln.
 War die spanische Herrschaft erdrückend gewesen, so muß
 die anfängliche österreichische entnervend genannt werden.
 Es ist ungemein zu bedauern, daß die auch von unserm
 Verf. angeführte Einleitung des Cantù zu dem Gedicht
 des Parini Fragment geblieben ist und gerade da auf-
 hörte, wo das Capitel über die Sitten in der Lombardei
 im Zeitalter dieses Dichters beginnen sollte. Was Cantù
 am Ende dieses Fragments sagt, müßte man allen Ge-
 schichtsschreibern täglich wiederholt zurufen:

Man sollte glauben, daß, um die Sitten eines Zei-
 alters kennen zu lernen, nichts erforderlich wäre als seine
 Geschichte zu befragen; aber die Geschichte stellt sich sehr

hoch hinauf und steht auf das Leben der Sterblichen in ihren
 engern Kreisen vornahm herab; wenn sie euch nun eine Pe-
 riode beschrieben hat, was wißt ihr dann davon? Hat sie euch
 gesagt, welchen Vortheil der Einzelne aus dem Ruhm seiner
 Tugenden zog? wie ein Individuum im Schoos seiner Familie
 lebte? wie weit die Geseze ihn beschützten oder bedrückten? mit
 welchen Hoffnungen ein Vater seine Kinder aufzog? wie es
 um die Sitten, Gewerbe, um Rechts- und Sicherheitszustand,
 um das Nützliche, Wahre, Schöne, Heilige aussehe? Oh,
 unter alle Dem würde die historische Gravität leiden!

Man kann versichert sein, wenn dieser Schriftsteller
 nach solchem Schema gearbeitet hätte, sein Bild jenes
 Zeitalters wäre kein schmeichelhaftes geworden. Ver-
 gegenwärtigt man sich diesen damaligen Zustand Italiens,
 so wird es wahrlich schwer, anzugeben, von welchem
 Punkte, von welchen innern Elementen aus dies Land,
 in solcher Weise sich selbst und seinen Regierungen über-
 lassen, irgend ein Heil der Erneuerung hätte erwarten
 dürfen. Wenn sich nun seit dem letzten Jahrzehnd des
 vorigen Jahrhunderts dennoch die Hoffnung solchen Heils
 blicken läßt, wenn sichere Symptome der Wieergeburt
 überall zum Vorschein kommen, welchen Einwirkungen
 ist das zuzuschreiben? Es sind doch wiederum die
 Franzosen. Unser Verf. hat ganz recht, wenn er,
 von Ugo Foscolo redend, sagt, den Irrthum dieses
 Italieners, daß Italiens Heil von Frankreich kommen
 könne und kommen werde, hätte die Geschichte der
 ganzen Vergangenheit nicht aufkommen lassen dürfen.
 Was französische Designahme, Herrschaft, Verwaltung
 ist, haben die Italiener sehr früh erfahren; das poli-
 tische Elend schon des 14. Jahrhunderts haben in fast
 allen Theilen Italiens die Franzosen verschuldet und
 bis auf die jüngsten Zeiten dafür gesorgt, daß das Ge-
 dächtniß solcher Wirthschaft sich immer lebendig erhielt.
 Gallica arrogantia et fastu plena ne in Alexandro
 quidem aut Cesare ferenda schrieben schon damals ita-
 lienische Historiker. Jener Irrthum also ist mit vollem
 Recht als solcher zu behandeln und zurückzuweisen, wenn
 von demjenigen Theile der Geschichte die Rede ist, von
 dessen Gravität eben Cantù spricht, von der Fürsten-,
 Feldherren-, Statthalter- und Diplomaten Geschichte. Wen-
 det man sich aber zu dem andern innern Theile dersel-
 ben, zur Geschichte geistiger, politischer und socialer Ein-
 wirkungen, dann gewinnt das Capitel vom französischen
 Einfluß ein anderes Ansehen, und man darf wol fra-
 gen, wie viel Rühmliches der Verf. z. B. von der
 neuen Literatur Italiens möchte zu sagen gehabt ha-
 ben, wenn man sich jenen Einfluß wegdenkt? Sollte es
 übrigens, wenn man die Geschichte zum Zeugniß wider
 die Franzosen anruft, nicht um der „Gerechtigkeit und
 Wahrheit“ willen rathsam sein, sich die Schicksale, welche
 Italien auch durch nicht französische Nationen von Al-
 ters her erlitten, vergleichend vorzuhalten, und des „Heils“
 nicht zu vergessen, das die Hohenstaufen, das Karl V.,
 das die Spanier über Italien gebracht? Es sieht in
 der That aus, als hätten besonders wir Deutschen Ur-
 sache, uns bei Betrachtungen ähnlicher Art vor Besan-
 genheit in Acht zu nehmen. Unsern Verf. indeß trifft

hier kein Vorwurf der Einseitigkeit; er erkennt (in dem Vorworte) an, daß der Widerwille der Lombarden wider die deutsche Herrschaft schon durch die Geschichte der frühesten Vergangenheit gerechtfertigt erscheine; er sieht in dieser Abneigung sogar noch das Wirken alten guelfischen Geistes. Fast scheint es, als beschwöre man Gespenster an das Licht der Gegenwart, wenn man noch heutigen Tages in Italien Guelfenthum erblicken will. Wunderte sich doch selbst Muratori, in einem Geschichtsschreiber Bolognas, der um das J. 1596 schrieb, die Äußerung zu finden: die guelfisch-ghibellinischen Parteilungen seien zu seiner Zeit noch nicht ausgestorben. Dessenungeachtet hat unser Verf. nicht unrecht; man muß nur, was Guelfenthum sei, richtig aufzufassen vermögen. In dieser Beziehung ist überraschend, was der Marchese Gino Capponi in einem jüngst erschienenen vom Longobardenkrieg in Italien handelnden Aufsatz hat drucken lassen. Schärfer läßt sich der Gegensatz jener alten und tiefen Parteilungen nicht fassen. Er sagt:

Als durch den Sieg der Communen im Mittelalter ein italienisches Volk erwachte, fand es sich in zwei Theile auseinander gespalten; das Vaterland des einen war das antike Rom, das des andern war Germanien; beide sind einander noch in dem gegenwärtigen Italien fremd, und sie haben nichts miteinander gemein als — die gemeinschaftliche Sklaverei.

Das ist ein gewichtiges Zeugniß. Wir führen noch ein anderes, für uns hier interessantes Wort desselben Mannes an. Er erzählt:

Als ich in Deutschland war, machte mir einer der geistvollsten und gründlichsten Männer dort das gewöhnliche Compliment (der Marchese ist Florentiner), daß ich dem Vaterland des Dante angehöre, und bemerkte dazu, er begreife nicht, wie dieß kleine Toscana so viel Großes hervorgebracht; germanisches Blut sei doch eben nicht in so großer Menge dort eingebrungen, es müßte denn durch die deutschen Grafen der toscanischen Markgrafen sein. Da ich in der markgräflichen Genealogie nicht sehr bewandert bin, so schwieg ich über den letzten Punkt und antwortete nur in meinem schlechten Deutsch, daß sich nach meiner Meinung in Toscana weniger germanisches Blut finde als in irgend einem andern Theile Italiens und daß aus diesem Umstande sowohl alles Gute als alles Schlimme herzuleiten sei, was sich von unserer Provinz sagen lasse.

Das ist echtes neues Guelfenthum. Möge den Italienern gelingen, es auszubilden und zu politischer Erstarkung kommen zu lassen. Das so verstandene Guelfenthum ist die bewegende Seele der neuern italienischen Dichtkunst, zumal der dramatischen, und dieser Geist besonders ist es, der Niccolini's „Arnaldo da Brescia“ erfüllt, von welchem unser Verf. Ausführlicheres mittheilt. Indem er von der in diesem Drama ausgesprochenen Gesinnung sagt, sie sei streng antighibellinisch und ebenso entschieden antiquelfisch, fügt er die wohlverstandene Einschränkung hinzu: „Wenn man nämlich Guelfenthum und Papstthum für gleichbedeutend hält.“ Das ganz Unzulässige der Vermengung beider muß einem geschichtskundigen Mann wie unserm Florentiner klar sein. Diese Tragödie Niccolini's läßt einen Blick in die Zukunft Italiens werfen.

Wie sich von selbst versteht, so bespricht der Verf. auch den neuern italienischen Roman, wobei er zu-

weilen mit ausnehmender Schonung zu Werke geht. Gegen Productionen z. B. wie die des d'Azeglio möchte man auch bei gemäßigter Kritik strenger verfahren dürfen; nach unserer Meinung wenigstens kann man nicht leicht etwas Unbeholfeneres und Kindischeres lesen als den „Ettore Fieramosca“ dieses Autors. Mit Genehmigung haben wir dagegen die Bedeutung der beiden Werke „L'assedio di Firenze“ und „Ginevra“ des Raineri anerkannt gefunden. Bevor wir diesen literarischen Abschnitt des Buchs verlassen, müssen wir noch unser Bedauern aussprechen, daß der Verf. nicht auch ein kurzes Capitel der Aufzählung der bedeutendsten wissenschaftlichen Notabilitäten des gegenwärtigen Italiens gewidmet hat; in einem Buche wie das seinige, das sich ungeachtet des Titels doch nicht auf Rom allein beschränkt, sondern bei Gegenständen von allgemeinem Interesse auf das gesammte Italien Bezug nimmt, durften Namen der größten Gelehrten des Landes, Namen wie Bellino, Melloni, Robili, Amici und so vieler Andern nicht fehlen. Es ist unglaublich, wie wenige dem großen Publicum angehörige Auswärtige von der Existenz solcher in bedeutender Anzahl in Italien lebender und thätiger Gelehrten wissen, obgleich deren Namen unter ihren Fachgenossen durch ganz Europa in größtem Ruhm und Ansehen stehen. Die Schilderung der Persönlichkeit und der Verdienste eines Mannes, wie z. B. Borghesi, würde vermögend sein, die Ansicht manches in Italien reisenden und über Italiener vorschnell urtheilenden Fremden auf ganz andere Wege zu bringen und ihm die Pflicht des Respekts aufzuerlegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Der Zanfenist Nicole.

Zur Geschichte von Port-Royal und der Zanfenisten überhaupt sind in der letzten Zeit zum Theil sehr wichtige Documente aufgefunden, durch deren Veröffentlichung sich wesentliche Ergänzungen für die Werke von Sainte-Beuve und Reuchlin bieten. Besonders hat Cousin eine glückliche Hand gehabt, und es sind von ihm sehr wichtige Papiere, welche sich auf Port-Royal beziehen, aufgefunden worden. Außer Dem, was bis jetzt schon in dieser Beziehung von ihm aus den Schächten der Bibliotheken und Archive zu Tage gefördert ist, stehen, wie wir hören, noch ähnliche interessante Gaben von ihm zu erwarten. Dadurch ist denn die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt wieder auf die Zanfenisten gelenkt, um so mehr, da dieselben durch die jetzigen religiösen Wirren an Bedeutsamkeit für die Gegenwart gewonnen haben. So müssen wir es denn eine dankenswerthe Erscheinung nennen, wenn wir Sammlungen erhalten, in denen die wichtigsten Schriften unter den Vorsehern der Zanfenisten zusammengestellt sind. Dadurch gewinnt man einen Blick in das Wesen, die Stellung und Bedeutung ihrer Lehre. Wir haben in d. Bl. bereits eine Ausgabe der gesammelten Schriften philosophischen Inhalts von Arnauld, dessen Namen unter den vorzüglichsten Zanfenisten prangt, erwähnt. An dieselbe schließt sich eine Sammlung der philosophischen und moralischen Werke des ihm befreundeten Nicole an, welche vor kurzem u. d. T. „Oeuvres philosophiques et morales de Nicole, comprenant un choix de ses essais et publiées avec des notes et une introduction par Ch. Jourdain“ erschienen ist. 17.

Sonntag,

Nr. 166.

15. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Ein sehr interessanter Abschnitt ist der über das Collegium der Propaganda. Über Entstehung, Einrichtung, Oeconomie, Verwaltung, Zweck und Wirksamkeit, auch über das Personal dieses vielgenannten Instituts ist alles Erforderliche sachkundig wie immer beigebracht. I, 91 heißt es:

Der Eifer, welcher in unserer Zeit für die Ausbreitung des Missionswesens an den Tag gelegt worden ist, und die Erfolge, welche das Bestreben gekrönt und zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn aufgemuntert haben, stellen eine nicht geringe Vermehrung der Anstalten zur Erreichung eines so großen Zwecks in Aussicht. Politische Conjunctionen sind solchen Bestrebungen günstig, und es braucht wol kaum angedeutet zu werden, daß die katholische Kirche von dem Ausgange des Kriegs mit China sich reiche Früchte versprechen darf. Daß sie so günstige Verhältnisse nicht ungenutzt lassen, daß sie die Thatkraft und Beharrlichkeit, die zwei ihrer hervorragendsten Eigenschaften sind, auch hier entwickeln wird, gepaart mit der Mäßigung und Besonnenheit, die ihr so herrliche Triumphe bereitet haben, dafür bürgt die Ausdauer, das Vertrauen, die Geduld, die Fertigkeit, das unverwandte Hinblicken auf das auch noch so ferne Ziel, womit sie in Lagen der Gefahr, des blutigen Drucks und der Verfolgung ihren mit Dornen besetzten Weg gewandelt ist, immer streitend und auch im Unterliegen siegend.

Man sieht, der Verf. ist ziemlich getreuer Katholik. Auf uns Andere macht es einen seltsamen Eindruck, wenn wir von dem blutigen Druck und der Verfolgung reden hören, welche die katholische Kirche zu erleiden gehabt. Doch diese Dinge gehen uns hier nichts an. Wir gestehen, daß wir für die christlichen Missionare und ihre Aufopferung die größte, protestantischen wie katholischen übrigens gleichmäßig gebührende Bewunderung haben, für das Gepränge aber und die eiteln, ja etwas kindischen Schaustellungen des Collegiums der Propaganda sehr wenig. Nehmen wir die protestantischen Missionare, sowohl die von den evangelischen Vereinen ausgesandten als die auf eigenen Antrieb einzeln wirkenden zusammen, lassen wir sie einen Jeden die Sprache des Volks reden, unter welchem sie lehren, glaubt man, daß weniger Sprachen zu hören sein würden als beim jährlichen Propagandafeste in Rom? Uns scheint, daß die evangelischen Gesellschaften, eben weil

sie des mächtigen Vortheils römischer Centralisation und hierarchischer Einheit entbehren, in ihrer thatkräftigen Beharrlichkeit mindestens ebenso großer Anerkennung würdig sind. Auch der übrigen in Rom meist zu Ende des 16. Jahrhunderts durch den Eifer der Jesuiten gegründeten deutschen, englischen und Nationalcollegien erwähnt der Verf. In den Zöglingen dieser Collegien bilden sich die Jesuiten in Rom selbst die Werkzeuge für ihre Pläne auf das Ausland. Einem Deutschen, dem die Unabhängigkeit und Geistesfreiheit seines Landes am Herzen liegt, fällt es schwer, sich des peinlichsten Eindrucks zu erwehren, wenn er in Rom diese seine jungen Landsleute gewahrt, wie sie unter jesuitischen Händen geformt und von den Interessen einer uns fremden Welt umspannen werden, um dann beschränkten Blicks und erscharrten Herzens in die Heimat zurückzukehren und daselbst, kalt und gleichgültig gegen das Gesamtwohl Deutschlands, ja den tiefsten nationalen Bestrebungen feindselig gesinnt, den Einfluß zu üben, den kirchliche Stellung und ihre enge Beziehung zu Rom ihnen geben, und der uns, zumal in jüngster Zeit, so fühlbar geworden. So viel uns bekannt, befinden sich unter den Zöglingen dieses deutschen Collegiums in Rom — die von den Römern ihrer rothen Tracht halber Krebsse genannt werden, was leider auch noch in einer andern Bedeutung ein gut gewählter Spitzname ist — wenig oder gar keine Östreicher, aber viel Baiern, Preußen, Württemberger u. s. w. Unsere Regierungen untersagen so oft ihren Unterthanen den Besuch dieser oder jener deutschen Universität; das Verbot, im Collegio germanico zu Rom zu studiren, würde uns weit besser gerechtfertigt und weit heilsamer erscheinen. Solche und ähnliche Gesichtspunkte und Ansichten können und wollen wir dem Verf. der „Römischen Briefe“ nicht ausdrängen. Vielmehr sprechen wir aus, daß wir über Rom und römische Verhältnisse katholische Schriftsteller nichtkatholischen bei übrigens gleichen Bedingungen vorziehen. Was vollends unsern Autor betrifft, so ist sein Buch solcher Art, daß auch ein allen Ansprüchen der katholischen Kirche ganz abgeneigtes und empfindliches protestantisches Gemüth überall davon unverletzt bleibt; es ist zu den verschiedenen Vorzügen des Verf. zu rechnen, daß er mit stetiger Ruhe seinen Voratz, nur eben zu

berichten, darzustellen, zu zeichnen und zu orientiren, Momente hervorzuheben, unwandelbar im Auge behält. Stellen wie die oben angeführte gehören zu den seltenen Ausnahmen im Buche, und der einsichtige Leser, dem die Gesinnung des Schriftstellers doch niemals etwas Gleichgültiges sein kann, wird diese Ausnahmen nicht wegwünschen können. Dem confessionellen Parteimann misstraut man mit Recht in allen Stücken, auch in solchen, die mit der Confession nichts zu schaffen haben; der Indifferenten gewinnt Niemand; der Überzeugte aber gibt Bürgschaft für seine Gewissenhaftigkeit nach allen Seiten. So finden wir den Verf. in der Darstellung und Beurtheilung römischer Staatsverwaltung von aller Befangenheit frei. Welche Folgen die leider auch in Italien und besonders von der römischen Regierung befolgte Maxime gehabt hat, die ihr untergebenen Provinzen und Städte so viel als möglich aller administrativen Selbstständigkeit zu berauben, darüber äußert er sich unverhohlen genug. Man kann über diesen Gegenstand noch viel schärfer urtheilen und dabei doch immer gerecht bleiben. Es wird unserer Zeit oft genug der Vorwurf gemacht, daß sie zum Erschrecken vergesslich ist; sie läuft freilich rasch, die mächtigsten und nächsten Interessen drängen sich dicht an uns und nehmen uns in Besitz; wer hat jetzt Zeit, noch an die Vergewungen im Kirchenstaat von 1831 zu denken? Vergewagt man sich aber die Versprechungen, welche damals vom römischen Hofe den auswärtigen Mächten in Betreff municipaler und provinzialer Reformen erteilt worden; erinnert man sich dazu, wie das damalige französische Ministerium Ancona als ein Pfand für diese Versprechungen dargestellt und damit die aufgeregten Kammeren beschwichtigt hat, und erwägt dem Allen gegenüber die jetzige Lage der römischen Provinzen und Provinzialstädte, so sind dies Betrachtungen, die sich gewiß nicht dazu eignen, politisches Vertrauen nach irgend einer Seite hin zu stärken oder zu erzeugen. Immer muß wiederholt werden, daß alle Hoffnungen auf geistliche, gewerbliche, industrielle, sittliche und politische Entwicklung im Kirchenstaate nichtig bleiben, so lange der Grundsatz, die Verwaltung nicht zu säcularisiren, aufrecht erhalten wird. Dieser Grundsatz aber ist kein willkürlicher, er geht mit folgerechter Nothwendigkeit aus dem Wesen des päpstlichen Regiments hervor. So lange demnach dies Wesen keine Umwandlung erfährt, so lange werden alle Grundübel Bestand haben, wird der Unterricht beschränkt, der Aberglaube herrschend, die Justiz käuflich, der Finanzzustand verwirrt, der Handel gehemmt bleiben, wird die Ertheilung der Stellen, der Privilegien, Patente, Unterstützungen von persönlichen Begünstigungen abhängig sein, das Staatsvermögen durch Pächter beeinträchtigt werden, die persönliche Freiheit ein Spiel der Willkür, die Sicherheit der Straßen gefährdet, die Bettelerei im Gange, der herrlichste Boden unbenutzt, die Campagna verödet bleiben. Wollte man mit unsern nordischen oder besser germanischen Staatsbegriffen die Analyse der römischen Verwaltung

vornehmen, so würde man ohne Zweifel herausbringen, daß die Grundpfeiler dieses Gebäudes folgende sind: Unwissenheit, Gewohnheit, Furcht, Materialismus, Pensionen, Wohlthätigkeitsanstalten, Lotterie. Der Einfluss d. d. des letztgenannten Instituts auf Bildung, Gesittung und Destart des römischen Volks ist so außerordentlich mächtig, daß sich behaupten läßt, seine Aufhebung würde den Bestand aller Verhältnisse in Gefahr bringen. Man sagt nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß die Phantasie der Römer von Lotteriezahlen beherrscht wird; sie führen die wichtigsten und bedeutungsvollsten Lebens- und Glaubensvorgänge auf diese Zahlen zurück, sie füllen ihr Gedächtnis damit an, und durch deren unermesslicher Verbreitung die Regierung kein Hinderniß in den Weg legt, geben ihnen täglich und stündlich Unterricht in dieser heillosen und heidnischen Kabbalistik. Ist diese einzige Thatsache nicht solchen Gewichts, daß jede Apologie des dortigen Regiments davon gedrückt werden muß? Diese und ähnliche Seiten behandelt unser Verf. mit großer Schonung; strenge Ansichten wie die unserigen liegen ihm fern, denn wie gesagt, seine Aufgabe ist, ein getreues Bild zu entwerfen, und somit alle Elemente zum Urtheil vorzulegen; das Urtheil selbst kann er um so ruhiger dem Leser überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Fahrt nach Ostende von Heinrich Koenig.
Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8.
2 Thlr.

Erwarten wir von Heinrich Koenig keinen gewöhnlichen trockenen Reisebericht, wie ihn etwa die später erläuterten Kreuze und Doppelkreuze an dem Rande eines Wegweisers ergeben! Er ist Dichter; er genießt in der Anschauung, macht das Genossene zu seinem Eigenthum und schafft in der Reproduction. Er beschreibt eine Badereise — und wie ein frischer Quell strömen neue, junge Empfindungen und Gedanken in dem schon bekränzten Bette gefälliger Form daher und ergießen sich in die Brust des Lesers.

Deutschland kennt Heinrich Koenig's Schriften — er selbst hat von ihnen in Nr. 53 — 55 d. Bl., wo er die zweite Auflage seiner „Hohen Braut“ einführt, in seiner anspruchslos anmuthigen Weise eine kurze Übersicht gegeben —, ich darf mich daher bei Besprechung dieses Buchs jeder Auseinandersetzung über seine leichte, liebliche Darstellungsart enthalten, die wie eine grüne, sonnige Wiese sich eben und heiter unter dem wandelnden Fuß des Lesers hinbreitet; in dunter Fülle sprießen überall die Gedanken als Blumen hervor und am Rande ihres Kelches hängt der zarte Thautropfen tieferen Gefühls, in welchem sich die Natur umher und der blaue Himmel spiegelt. Nur einige Andeutungen über den Inhalt!

In den Canovas einer Vergnügungsreise nach Ostende sticht der Verf. mit geschickter Hand seine Ansichten über deutsche Zeitfragen. Wer es mit dem Vaterlande gut meint, muß sich freuen, daß die tüchtigsten seiner Söhne jede Gelegenheit ergreifen, um sich selbst und ihre Brüder über die dunkeln Punkte in unserm äußern und innern Leben aufzuklären, die wie ebenso viele Alpe auf unserer Brust lasten und des schlummernden Volks Morgentraum beunruhigen. Das beste Mittel, den schauerlichen Alpdruck zu bannen, ist — lautes Sprechen. Wenden wir es an! Der Morgen ist für Deutschland ohnedies schon da; wir merken es an den unruhigen Bewegungen, in denen es sich im letzten Schlafe hin-

und verwirft. Sehen wir den Hades unserer Zeit herzhast zu Leide! und wie werden erwachen, uns die Augen reiben und — wissen, wozu wir sind. Nur durch Sühnung klärt sich der Wein, nur durch gegenseitiges Aussprechen die Meinung ab.

Schon in der Einleitung — „Auf der Einfahrt“, „Unter der Ebernburg“ —, deren Mittelpunkt Ulrich von Hutten bildet, blicken die trüben Gedanken Heinrich Koenig's über das heutige Deutschland durch die geistreichen, piquanten Phrasen und Wendungen, die er wie einen zierlich geflickten Schleier darüber hingeworfen. Wie der Jephth mit der Ecke des Mantels, so spielen seine witzigen Einfälle mit den modernen Formen des deutschen Lebens; lächelnd und scherzend lüften sie die Hülle und deuten verstoßen auf die bloßen Wunden am Vaterlandskörper.

Den Kern des Büchleins bildet das „Tagebuch aus Ostende“ mit dem bescheidenen Motto:

Nicht immer neu kann der Gedanke sein;
Tritt er nur frisch in neue Kreise ein!

An die anziehenden Schilderungen des dortigen Babellebens, des belgischen Volkscharakters und localer Eindrücke knüpfen sich inhaltschwere Gespräche und Betrachtungen über Zeitfragen von dem allgemeinsten Interesse, wie über den deutschen Staatsdienst und die nachtheiligen Konsequenzen des ausgebildeten Beamtenwesens, über das Verhältniß des Staats zur Kirche, über das der Schule zur Kirche u. s. w. Die Hauptpulsader ist aber auch hier wieder Heinrich Koenig's Lieblings-thema, die religiöse Frage, sowohl von ihrer theoretischen als von ihrer praktischen Seite betrachtet. Heinrich Koenig erkennt den Gang unserer heutigen Civilisation als eine Krankheit an, er gibt zu, daß ihre Entwicklung zu einem großen Uebel führen müsse und fühlt es, daß sie nur aus dem innersten Organismus der Menschheit selbst gehoben werden könne. Aber wie? fragt er. Nach diesen Prämissen wird Jedermann die naheliegende Antwort erwarten: durch eine Reorganisation der menschlichen Gesellschaft nach einem andern Princip. Aber nein! Heinrich Koenig scheint auch sich Denen anzuschließen, die einen radicalen (gründlichen) Heilverfuch für „unausführbar“ halten. Er antwortet: „Das Wie eben wird, meiner Überzeugung nach, eine neue Offenbarung sein.“ Ihm schwebt die Erde, die ganze Welt in der Atmosphäre des Deismus. Gott wird sich der Menschheit durch ein Wunder offenbaren, wenn die Noth am größten ist. Diesen Gedanken führt Heinrich Koenig mehrfach weiter aus und weist auf die Offenbarungen durch Krishna, Moses und Christus zurück. Waren die von ihnen aufgestellten Gesetze aber wirklich unmittelbare Ausflüsse der Gottheit, von ihr gnädigst dargereichte Arzneien? oder läßt es sich nicht vielmehr nachweisen, daß sie die lange vorbereiteten, natürlichen Endpunkte einer organisch gegliederten Ideenreihe sind? Der Masse des Volks, welcher die Verblindungsglieder fehlten, erschienen sie freilich als etwas Einzelstehendes, Plötzliches, als Wunder. Es mögen auch die Propheten selbst, die sich zuerst als Endpunkte dieser langen Kette fühlten, in denen die Geistesfrucht einer seit lange in Schmerzen kreisenden Zeit zuerst eine bestimmte, bewußte Form annahm, zum System wurde (das ist die geistige Geburt des Messias, im Gegensatz zur körperlichen, christlichen), sie mögen, erkannt über die Größe des Resultats, das auf einmal abgerundet und klar in ihnen aufging und, beherrscht von der beschriebenen Ansicht ihrer Zeit über die geistige Kraft des Menschen, sich selbst unter dem Einflusse eines höhern Geistes geglaubt, sich für gottbegabte Menschen, ja für Söhne Gottes gehalten haben. Berechtigt uns das aber, die Heilung unserer Zeitkrankheit von einer göttlichen Offenbarung, von einem Wunder zu erwarten? Wir fühlen es Alle, ein neues Gesetz erwartet das freilebende Menschengeschlecht. Es wird zur Welt kommen; für Die, welche seine Vorbereitung und allmähliche Entfaltung verfolgen, die sie kennen, weil sie daran gekostet haben, auf natürlichem Wege; für Die, denen die Mittelglieder verhält bleiben, denen das Resultat allein plötzlich entge-

gentritt, als Offenbarung, als Wunder. Für jetzt besteht der Unterschied zwischen Beiden nur darin, daß die Erstern an der Vollendung des Gesetzes mitarbeiten, die Letztern die Hände in den Schoos legen und wartend den Himmel schauen.

Doch, es ist hier wol nicht der Ort, die Religionsfrage selbst zu discutiren. Heinrich Koenig, der fleißige und reißliche Mitarbeiter an dem großen Werke der geistigen Entpuppung der Menschheit, gehört in mehrfacher Beziehung zu den oben zuerst Genannten. Überhaupt besteht heute, was den Grund, den Gegenstand des Glaubens betrifft, unter Denkenden wol kaum mehr eine ernstliche Meinungsverschiedenheit; es handelt sich nur noch um die Auffassungsart, um die gemeinschaftliche Form, den umfangsgenügenden Ausdruck; Das war der *Logos* des Evangeliums, und diesen Messias, der ihn uns bringt, erwarten wir auch heute noch. Wir sind die modernen Juden, das auserwählte Volk unserer Zeit. Überdies sind wir nicht berechtigt anzunehmen, daß die in dem „Tagebuch aus Ostende“ aufgestellten Ansichten auch heute noch die von Heinrich Koenig vertretenen sind. Dasselbe stammt, wiewol erst kürzlich abgedruckt, aus der Mitte des Jahres 1842. Nicht als ob ich ihn für einen Mann hielte, der, wie die Schlange ihre Haut, alle drei Jahre seine Meinung wechselt! Rein! In den letzten drei Jahren aber ist Ungemeines geleistet und verwandelt worden. Die ganze Philosophie hat eine andere Richtung, die ganze Theologie eine andere Stellung und die ganze Literatur eine neue Aufgabe erhalten. Wie sollte, wo solche Felsen warten, eine einzeln stehende Säule nicht etwas nachgeben! Die Menschheit hat seit einiger Zeit Riesenschritte gemacht, deren Schnelligkeit in den letzten Jahren progressionsmäßig wächst. Ein niederfallender Stein verdoppelt von Secunde zu Secunde die Größe des durchlaufenen Raums, je mehr er sich der Erde nähert. Wenn dieses Gesetz auf den geistigen Fortschritt Anwendung findet, so scheinen wir dem zunächst zu erreichenden Ziele, dem Resultate einer Reihe von Jahrhunderten, wieder ziemlich nahe zu sein. Wer nicht zurückbleiben will, muß die Bewegungen der Zeit in sich mitmachen.

Eins nur ist mir auffallend in dem vorliegenden Tagebuche. Heinrich Koenig bespricht darin wiederholt und ausführlich zwei heutige Tagesfragen: die Bestrebungen der deutschen Katholiken, sich von Rom, und die der deutschen Protestanten, sich von den beengenden Staatsfesseln frei zu machen. Da nun, so viel mir bekannt, im Jahre 1842 von beiden noch gar nicht die Rede und noch nirgend zur Besprechung derselben ein Anlaß gegeben war, so darf man annehmen, daß der Verf. sein Tagebüchlein ein wenig retouchirt und für die Bedürfnisse und Ansprüche der Gegenwart zurecht gestutzt habe. Wenn dies geschehen, würde dann nicht Heinrich König auch seine neu gewonnene Ansicht hineingelegt und durch sie die bereits überwundene möglichst ersetzt haben? Genug ich komme über diesen Zweifel nicht hinweg. Ich habe in dem Büchlein, das ich bespreche, zwischen den Zeilen gelesen, weil eine Stimme in mir rief: „Heinrich Koenig ist jetzt über den Standpunkt desselben hinaus!“ Und zuletzt sehe ich mich doch genöthigt, mich an die gedruckten Worte zu halten.

Da ich einmal bei den Zweifeln bin, die sich meiner während der Lecture des Buches bemächtigt haben, so will ich gleich noch einige Punkte anführen, bei denen es mir nicht klar geworden, ob sie wörtlich oder ironisch zu verstehen seien. Diese sind: die Verbannung der neuern politischen Poesie der Deutschen; ferner der Versuch einer Rehabilitation Niklas Beckers und seines Rheinliebes, welchem leßtern Heinrich Koenig noch eine Zukunft prophezeit; dann das Befragen des „Allem Bauen und Erbaulichen holden“ Königs von Baiern mit dem Dichtertrange, und endlich die Belehnung Kuranda's, Verf. von „Die letzte weiße Rose“ mit einem „poetischen Herzen“ und „schaffender Kraft“.

Der Schluß des Tagebuchs enthält eine höchst anziehende Schilderung von Brügge und sehr unterhaltende Anekdoten und Reflexionen über den kölnen Dom, welche sich an

Puttmann's Broschüre: „Der Fortbau des bömer Doms“ knüpfen. „Die Vollendung dieses Doms der Zukunft“, ruft der Verf. begeistert aus, „wird mit der Vollendung unserer religiösen und politischen Einheit zusammenfallen!“ Später aber fügt er hinzu: „Deutsche Einheit! man weiß nur nicht recht, was man sich dabei denken soll, denn man denkt sich doch dabei auch eine Einheit der Krone und begreift nicht, was aus den vielen regierenden Häuptern werden möchte. Gott behüte, daß wir auf einen Umsturz der Dinge fannen! Aber vergißt man denn ganz, daß wir an unsern Herrschern in der schönsten Bezeichnung „deutsche Landesväter“ haben? Und was kann ein Vater nicht für seine Kinder und deren Wohl thun und lassen! Die Einsicht in dies Wohl freilich —!“ Wie? hält es Heinrich Koenig in der That für möglich, daß ein gekröntes Haupt andern zu Liebe seine Krone niederlege? Im Widerspruch mit der hierin ausgesprochenen Idee redet der Verf. dann wieder in den folgenden Zeilen der politischen Berückelung Deutschlands recht poetisch das Wort. Er sagt: „Übrigens müssen wir bei politischer Einheit nicht an das Centralisationsystem denken. Die deutsche Nation ist es werth, etwas Apartes zu haben. Sie ist eine in Völkern und Freistädte Nation, ein in vielen Facetten glänzender Edelstein. Wir haben unser reiches Natural in Stammesunterschieden, in Länderverschiedenheiten zu entwickeln gesucht, und jeder unserer großen Eigenthümlichkeiten eine Krone aufgesetzt. Behalten wir diese Kronen bei! Es sei unser Stolz, eine kronenreiche Nation zu sein. Wenn wir aber schon die erhabenen Besonderheiten der Volksstämme krönen, welchen höhern Schmuck verdient nicht das allgemeine Deutschthum, die Majestät der ganzen Nation?“ Nun, woran soll man sich halten? Um diese höchst schwierige Wahl aber ganz unmöglich zu machen, schließt der Verf. den Abschnitt gleich darauf mit den Worten: „Wie fest werd' ich jetzt schlafen, da ich all mein altheres Zeug voraus weggeträumt habe!“

Das letzte Drittheil des Buchs, „Auf der Herfahrt“ betitelt, besteht aus einer sehr hübschen Skizze von Antwerpen und einer allerliebsten Novelle „Liebe auf der Eisenbahn“, ein grazioses Pendant zu den im Tagebuche enthaltenen „Freitag-Rundgängen“. Dieses leichte, lustige Genre ist so recht die natürliche Sphäre Heinrich Koenig's. Wahrheit und Dichtung sind darin von Grazie und Laune auf das lieblichste umwoben, Alles ist darin so durchsichtig natürlich und doch zugleich so künstlerisch symmetrisch geordnet, daß man nicht weiß, ob man den zarten empfindlichen Sinn oder die zarte bildende Hand mehr bewundern soll. Die zuerst genannte der beiden Novellen schließt selbst und das Buch mit dem Trinkspruch: „Möchte doch, wenn auf Eisenbahnen die Eintracht der deutschen Völker und die Liebe der Einzelnen sich immer mehr zusammenfindet, unserm herrlichen Vaterlande recht bald auch der alte deutsche Bepf ausgehen sammt dem wollenen Wickelbunde!“ Ich rufe dazu von Herzen: Amen!

Literarische Notizen aus England.

Neues heraldisches Werk.

Von Rürner's „Turnierbuch“ bis herab auf das bekannte illustrierte Werk über die Wappen des preussischen Adels haben Werke, welche die kleinen Eitelkeiten des Menschen, die Gucht befriedigen, eine ganz absonderliche äußere Auszeichnung für sich zu haben, stamme dieselbe woher sie immer wolle, stets ihr mehr oder weniger ausgebreitetes Publicum gefunden. Hat die wachsende Aufklärung und das erwachende Bewußtsein von dem eigenen Wesen und der Würde des Menschen auch in der gebildeten Welt immer mehr von der ursprünglichen Kindlichkeit des Geschlechts hinweggenommen, so hat die eine Seite der kindlichen Anschauung, der kindische Hang an buntem, an und für sich nichtsnutzem Glitterwerk und Spielzeug bei der Masse seine volle Geltung erhalten. So werden denn wahrscheinlich auch die jüngst in England erschienenen „Curiosities

of Heraldry. With illustrations from old english writers“, von Mark Antony Lower, nicht nur unter den Wenigen, die Wappenkunde als Studium treiben, Beifall finden, sondern alle die großen und kleinen Kinder der vornehmen Welt, die Stammbaumfolgen Mitglieder des Hochadels, die novi homines der Gentry, die wappen- wie geldstütern Demokraten Englands, wie die politischen Bastarde des Jungs-England im alten lustigen Mutterlande werden sich an diesem Trüdel ergötzen, und ohne Zweifel wird sich auch eine gute mittelalterliche deutsche Haut finden, die der alten und neuen Adelskappe, den Cidevants und Adelsreunionisten das würzige Gericht zubereitet. Wie weit in diesem Fache die fleischgewordene Verehrtheit und der Widerspruch der Einbildungskraft geht, mag aus Dem erhellen, was Herr Lower als den Mythenkreis seiner Wissenschaft aus frühern englischen Heraldikern zum Besten gibt. Nach ihm beginnt die Wappenkunde schon von Erschöpfung der Welt in dem Kampfe der Engel mit dem Lucifer. Morgens ertitelt dem ersten Menschenpaar, welchem selbst die alte Urkunde, die so viel auf Geschlechtsabkunft und geschlechtliche Abzeichen hält, nur ein Feigenblatt zur Kleidung verliehen, besondere Wappen, dem Adam ein rothes, der Eva ein weißes Schild. Noach wird in dem „Book of St. Albans“ ein Herr von adeligem Herkommen, „gentleman by Kynde“ genannt, und in Leigh's „Accedens of armory“ den jüdischen Heiden vom „Herzog Josua“ an bis auf David herab ein genau beschriebenes Geschlechtsabzeichen zugesprochen. Auch läßt er bei der Belagerung von Troja, „124 Jahre vor der Fleischwerdung Christi“, die Stammbäume einführen. Unter den vielen Wappenrequisiten, welche das Werk aufzählt, findet man manche interessante Einzelheit. So führten die Grafen von Charteris im Helmschmuck ihres Wappens einen ein Schwert schwingenden Arm mit dem Singspruch: „This is our charter“, ein Emblem und Devise, die bis auf die neuesten Zeiten (exempla sunt odiosa) mancher Abkomme alter berühmter Dynastengeschlechter auf sein Schild gesetzt zu haben scheint.

Eine Handschrift Shakspeare's.

Die Shakspeare society hat eine im vorigen Herbst in einem alten Archiv zu Surcenden unter den Papieren Sir Edward Dering's aufgefunden Handschrift von Shakspeare's „Henry IV.“ im Druck erscheinen lassen. Es führt den Titel: „Shakspeare's play of king Henry the fourth, printed from a contemporary manuscript. Edited by J. O. Halliwell. Printed for the Shakspeare society.“ Man kannte seit langer Zeit das Vorhandensein jener Handschrift im erwähnten Archiv, hielt sie aber in keiner Hinsicht von Bedeutung. Die Handschrift gehörte dem Ahnherrn des jetzigen Besitzers des genannten Archivs, Sir Edward Dering, welcher in den Bürgerkriegen unter Karl I. sowohl als Parlamentsmitglied wie als Krieger eine Rolle spielte. Nachdem er von der königlichen Partei zu der des Parlaments übergegangen, soll er später in den geistlichen Stand getreten sein. Bekannt ist, daß er einen Band Reden über Dinge der Religion hinterlassen, auch bei seinen Parlamentsreden stets sich am liebsten über religiöse Dinge verbreitet. Aber es ist nichts so klar gesponnen, es kommt am Ende an die Sonnen. Der Herausgeber jener Handschrift, Halliwell, ist dahinter gekommen, daß dieser fromme Ritter sich damit beschäftigt hat, nicht nur Reden zum Text des angeführten Shakspeare'schen Stückes zu schreiben, sondern zum Zwecke der Aufführung desselben in seinem Schlosse, an der er, andern Andeutungen zufolge, wol selbst Theil genommen haben möchte, Veränderungen und Verbesserungen anzubringen. Der größte Werth der Handschrift besteht jedoch darin, daß sie die einzige ist, welche zu Shakspeare's Zeiten selbst niedergeschrieben wurde, obwol nach einer Anmerkung des der Sache nicht sehr kundigen Abschreibers demselben ein gedrucktes Exemplar dieses historischen Dramas vorlag.

Montag,

Nr. 167.

16. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile.

(Bechluss aus Nr. 166.)

Freilich ist dieses Bild an sich schon und ohne alle kritische Zuthat berechtigt genug. In den ersten zwei Theilen, die diesen „Neuen römischen Briefen“ vorausgegangen, ist der Organismus der päpstlichen Verwaltung, der Finanzzustand, Handel u. s. w. bereits geschildert worden; in den vorliegenden Theilen findet man dann für die Beurtheilung der landwirthschaftlichen Verhältnisse, des Zustandes der arbeitenden Classen, der Straf- und Correctionsanstalten, der Criminaljustiz und ihrer Handhabung alle erforderlichen Elemente theils angegeben, theils ausführlicher dargestellt. Auch das Capitel über Handel und Industrie, in den ersten Theilen bereits abgehandelt, ist in diesen weiter geführt und ergänzt, und eine Skizze über die Lage des Grundbesitzes im Römischen und in andern Theilen Italiens entworfen. Hier kann man denn sehen und lernen, was päpstliche Staatsverwaltung ist. Die Verachtung derselben ist unter uns fast zur Trivialität geworden. Man folge dem in seinen Angaben, die aus den besten Quellen und aus eigener Beobachtung entnommen sind, stets zuverlässigen Verfasser und sehe zu, ob jene Meinung begründet ist oder nicht. Was in dem Buche (I, 393) bei Gelegenheit des Elementarunterrichts gesagt wird: „Es fehlt nicht an gutem Willen (Einzelner, müssen wir beschränkend hinzusetzen), an Geldmitteln, an Anstalten, wol aber an einer geregelten Leitung, an gemeinsamer Aufsicht und an Uebereinstimmung im Plan“, das läßt sich von allen römischen Einrichtungen und Unternehmungen sagen. Sehen wir mit dem Verf. die Gegenstände durch, die er der Reihe nach (I, 363—400) bespricht, den Getreidebau in der Campagna, Viehzucht, Weinbau, Oelcult, Colonisirung, Armenwesen, Unterricht u. s. w., nirgend begegnen wir erfreulicher, nachhaltiger Entwicklung, consequenter Verfahren. Von dem Getreidebau wird nachgewiesen, daß er in steter Abnahme begriffen ist; daß im J. 1841 weniger als der dritte Theil des durch eine Verordnung vom J. 1783 festgestellten Quantum cultivirt worden. Man wunderte sich vielleicht bei dieser Gelegenheit, von einer Regierung zu hören, welche den Umfang der Getreidecultivirung durch

Reglements festsetzen will, und zwar in einem Landgebiete, in welchem sich weniger als irgendwo sonst über Arbeiterhände verfügen und über Menschenkräfte ein Anschlag machen läßt. Aber wie ein witziger Mann einmal gesagt hat, bei mancher Flucht bleibe nichts zu wünschen übrig als eingeholt zu werden, so läßt sich ähnlich von mancher römischen Verordnung sagen, daß ihr nichts Heißameres begegnen könne als unausgeführt zu bleiben. Ubrigens ist der Getreidebau in der Campagna ein Object von solcher Wichtigkeit, daß man behaupten kann, alle öffentlichen Zustände im Patrimonium würden eine günstige Wendung nehmen, wenn er in Flor käme. Der Weinbau? Bekanntlich steht es damit in den meisten Gegenden Italiens traurig — der Fleiß, die unermüdete Sorgfalt, welche diese Cultur erfordert, sind großentheils dem Charakter der italienischen Landleute fremd —, am traurigsten aber um Rom herum. Die Viehzucht? Sie ist die hauptsächlichste Hülfquelle der im Getreidebau unglücklichen Landwirth; „aber von ihrer Vervollkommenung ist nicht die Rede, und während man anderwärts für die Vereblung der Schafracen so viel thut, sinkt der Werth der hiesigen Wolle immer tiefer.“ Am auffallendsten zeigt sich das Unzureichende aller auf Förderung der Culturthätigkeit gerichteten Bestrebungen an dem Umstande, daß, während kaum ein Gebiet vortheilhafter für den Obbau gefunden werden kann als das römische, dennoch der Kirchenstaat mit einer sehr bedeutenden Summe dem benachbarten Neapel für Deltributpflichtig ist, obgleich man nur ein Funfzehntel des wüß liegenden Campagnalandes für diese Cultur gewinnen oder ihr einen Theil der auf ertraglosen Weinbau herkömmlich vergeudeten Mittel und Kräfte zuwenden dürfte, um ein so widersinniges Verhältniß aufgehoben zu sehen. So steht es mit der dortigen Bodencultur. Hören wir die Berichte des Verf. über die Unternehmungen, diesen Zustand durch Anlegung von Colonien zu bessern; sie sind sehr bezeichnend für die römische Nationalökonomie. Unter Pius VII. ließ sich eine Colonie von Bauern aus den Marken dicht bei Rom nieder, „löste sich aber bald wieder auf, nachdem einige von ihnen der bösen Luft erlegen waren“. Dann kam es unter den Auspicien zweier Männer wie Coppi und Capaccini zur Zeit Leo's XII. zu einem andern

größern Project, welches auf Heranziehung von Kindern aus den Findel- und Armenhäusern berechnet war, aber „nach dem Tode dieses Papstes, mit dem so viele Entwurfe untergingen, in Vergessenheit gerieth“. Nachher ward, abermals unter mächtigem Schatz, ein Versuch gemacht, verlassene Knaben zum Ackerbau anzuleiten, aber „der Sommer 1841 erwies sich ihnen so schädlich, daß u. s. w.“ Endlich ward, wie es anfänglich schien, unter den glücklichsten Vorbedeutungen ein letzter, ähnlicher Versuch mit einer großen Anzahl Knaben gemacht, aber „nach den neuesten Nachrichten über diese Anstalt sind ihre pecuniären Verhältnisse in solche Unordnung gerathen, daß die Existenz des ganzen Instituts gefährdet ist“. Wir schließen unsere Übersicht über diese im Buche umständlicher abgehandelten staatswirthschaftlichen Materien mit einem kurzen Auszuge aus den statistischen Angaben über Roms Bevölkerung. Im J. 1842 zählte die Stadt 167,121 Einwohner, worunter 5859 geistlichen Standes, 2652 Adelige und Grundbesitzer, 2158 den Wissenschaften Obliegende, 12,128 Dienstleute, 1913 zum Betteln Berechtigte. „Die Zahl der Hilfsbedürftigen, oder richtiger Hülfe Verlangenden nimmt nicht ab und die Bettelei findet Nahrung in Institutionen, die dem Princip nach schön und lobenswürdig sind, bei denen man aber oft fragen möchte, ob sie mehr Gutes stiften oder Böses. Dieser Bettelei abzuhelfen wäre eine Riesenarbeit, unmöglich wäre es nicht, dies hat die französische Verwaltung der J. 1809 — 14 dargethan.“ Der Verf. darf, wie gesagt, in allen seinen Angaben Anspruch auf volles Vertrauen machen, er stützt sich auf die bewährtesten Autoritäten, der durch nichts zu ersetzende Vortheil mehrjähriger eigener Anschauung kommt ihm zu statten. Die Abschnitte über Armenwesen, Volksunterricht, Kinderasyle, Sparkassen u. s. w. wird Jeder, den diese Gegenstände interessieren — und wen interessieren sie nicht, zumal in gegenwärtiger Zeit? — mit der Befriedigung lesen, welche die lichtvolle Darstellung eines besonnenen und unterrichteten Berichterstatters jederzeit gewährt.

Wir müssen auf das Buch selbst verweisen und wollen hervorhebend nur noch ein in die Kategorie der römischen Statistik einschlagendes Capitel der Aufmerksamkeit empfehlen, nämlich den siebenten Brief (I, 196), der von den Juden im Kirchenstaat und in Toscana handelt. Man findet darin die Lage dieses Volks im Mittelalter mit wenigen Zügen geschildert, und wird nicht ohne einige Verwunderung finden, daß es in Florenz eine Zeit gegeben, in welcher die Regierung, um dem auf eine unerhörte Höhe gestiegenen Wucher der christlichen Wucherer zu steuern, das Mittel ergriff, die Juden mit dem Monopol des Pfandleihgeschäfts zu bekleiden. Die Zeit des schimpflichen Drucks und der Demüthigung, worunter sie bis auf diesen Augenblick im Kirchenstaate leben, begann, wie so viel anderer Druck, mit der Regierung des fanatischen Paul (Caraffa). Seltsam, daß der Name dieses „vieillard furibond“ sich in dem Gedächtniß der Menschen nicht ebenso eingepträgt erhalten hat als der manches andern

auf die Schicksale der katholischen sowohl als der protestantischen Kirche doch weit minder einflußreichen Papstes. Er also erließ gleich im Jahre seines Regierungsantritts eine Bulle, wodurch die Juden auf Rom und Ancona beschränkt und in besondere Quartiere dieser beiden Städte verwiesen, aller frühern Verkehrsprivilegien beraubt, mit erhöhtem Tribut belegt und des Rechts, Grundeigenthum zu erwerben, verlustig erklärt wurden. „Der Papst ging so weit, jüdischen Ärzten zu verbieten, Christen Hülfe zu leisten, selbst wenn sie darum ersucht wurden.“ Auch ward das Gebot, ein besonderes Abzeichen (ein gelber Hut für die Männer, ein gelber Schleier für die Frauen) zu tragen, erneuert. „Ein reicher Israelit äußerte, der Papst bezwecke damit nichts Anderes als eine Finanzspeculation, ein Sedel voll Zechinen werde sie schon loskaufen; er biete Seiner Heiligkeit 100,000 Scudi. Aber Seine Heiligkeit verstand keinen Spaß und ließ ihn öffentlich durchpeitschen. Die Herabwürdigung der Juden zu vollenden, verordnete derselbe Papst, daß man keinen von ihnen mit Signore anreden solle.“ Daß ihr Loos nach dem Tode Paul's, unter Päpsten, wie dessen nächste Nachfolger waren, sich nicht verbessert, wird man leicht denken können. Ausführlicher ist über die öffentlichen Verhältnisse der Juden in Livorno, wo sie bekanntlich großer Freiheiten genießen, vom Verf. beigebracht. Wir hätten gewünscht, auch von ihm zu erfahren, welche Resultate aus dieser günstigen und schon seit so langer Zeit ihnen eingeräumten Stellung für ihre Gesittung, Denkwürdigkeit und besonders für ihr Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft sich ergeben haben. Ebenso bedauern wir, daß der Verf. seiner Darstellung nicht eine kurze Schilderung des Verhaltens der Römer gegen diese Juden des Ghetto beifügen wollten. Über dieses Verhalten fügen wir ein Wort bei, da es doch sehr charakteristisch ist; es ist kein Haß, keine Reibung und natürlich auch kein Neid vorhanden; es ist Verachtung, aber eine Verachtung, die man beinahe harmlos nennen könnte, weil sie so herkömmlich und einfür allemal abgemachte Sache ist, daß es keinem Römer einfällt, die Gründe dafür irgend einem Nachdenken zu unterwerfen. Der Schmutz und das Elend des Ghetto erscheint den Römern als das ganz natürliche und angemessene Lebenselement der Verworfenen, sticht auch nicht eben auffallend von der Art und Weise der Existenz der ärmern Römer selbst ab. Als Kaufleute genießen die Juden ein gewisses Vertrauen, und wer gute Waaren, besonders Leinen- und Seidenzeuge, zu möglich billigen Preisen kaufen will, geht ins Ghetto. Verbotenes ist man ziemlich sicher immer bei ihnen vorrätig zu finden; sie geben den Käufern, auch den armen, leicht Credit, leihen ohne viel Umstände Geld und nehmen geringere Zinsen als die römischen Capitalisten, wodurch sie sich populair und unentbehrlich zu machen wissen, und auch der Regierung doch einige Rücksichten auferlegen. Was die Vorstellungen betrifft, welche der Römer aus dem Volke von ihrem Glauben, ihrem Cultus, ihren Sagen und besonders von dem ihrer warten-

den jenseitigen Zustand hat, so geben sie ein Zeugniß von Geistesbarbarei und von der Macht päpstlicher Einflüsse, wie man es nicht stärker fordern kann. Dennoch, man sollte es nach dem soeben Mitgetheilten kaum denken, sind in religiöser Beziehung die Protestanten bei dem gemeinen Römer noch übler angeschrieben, gelten bei ihm noch für tiefer verdammt als die Juden: Sono peggio degli Ebrei, sie sind noch versunkener als die Hebräer, sagt er. Das ist freilich hart. Wir haben schon oben einmal Anlaß genommen, der Franzosen und ihres Einflusses in Italien zu gedenken. Wenn nun die Leser bei unserm Verf. finden: „Unter der französischen Regierung wurden die Juden der vormaligen päpstlichen Provinzen ihren übrigen dem Napoleonischen Scepter unterworfenen Glaubensgenossen gleichgestellt und sie konnten sich niederlassen, wo sie wollten; . . . unter Leo XII. aber wurden alle ohne Ausnahme genöthigt, sich wieder einsperren zu lassen“ — wenn sie dies lesen, können dabei möglicherweise Empfindungen zu Gunsten römischen Staatswesens in ihnen aufkommen?

Aber bei der Betrachtung Roms und der Römer handelt es sich nicht um unsere Begriffe und Forderungen vom Staatswesen. Wer diese Begriffe nicht fallen lassen kann, der bleibe fern von Rom, oder er verzichte darauf, es zu genießen, zu lieben, und vor Allem, es zu verstehen. Rom ist eine Sphäre ganz anderer Voraussetzungen, Bedingungen, Auffassungen. Diese zu entwickeln ist hier nicht unsere Aufgabe, und auch unser Autor hat sie als solche nicht zu der seinigen gemacht. Wer aber einige Abschnitte seines Buchs, sowol in den ersten beiden als in den letzten zwei Theilen aufmerksam durchliest, der wird in denselben alle wesentlichen Elemente zu richtigem Verständniß angegeben finden. Einer unserer deutschen Geschichtsschreiber nennt das Glück beneidenswerth, das Denjenigen gegönnt ist, die innerhalb altherkömmlicher Verhältnisse und von Geschlecht zu Geschlecht liebgewordener Gewohnheiten geboren, von früher Kindheit sich von einer Allen gemeinsamen und von Allen befolgten Ordnung des Lebens umgeben sehen. Solches Glück ist den Römern beschieden. An der Reihe der mannichfaltigsten Gebräuche, der vielfältigsten religiösen Verrichtungen, periodischer Feste, symbolischer den Jahreslauf bezeichnenden Handlungen, die insgesammt zu den Interessen des persönlichen und häuslichen Daseins, zu allen großen und kleinen Affecten, Wünschen, Neigungen und Bedürfnissen die engste Beziehung haben, lebt der Römer, wenig von den Ereignissen der Geschichtswelt um ihn her betroffen und durch Unwissenheit glücklich beschirmt, seine Zeit dahin. Der Stolz des Völkernamens, den er trägt, ist noch in ihm lebendig, und dies ist einer der wenigen ideellen Züge, die bei ihm anzutreffen; sonst ist er ein Kind der sinnlichen Welt, abgeschlossener noch und troziger als die übrigen Italiener auf seiner Particularität beharrend, und ohne Sinn für die Abstractionen der Freiheit, des Denkens, des Staats, der Kirche, der großen Gegensätze, die das geistig bewegte Europa beschäftigen. In den Umkreis

dieser menschlich sinnlichen Welt muß man sich zu begeben und zu finden wissen, um gegen römisches Wesen gerecht werden zu können. Wie und mit welchem Glück unser Autor für die Feststellung dieser Gesichtspunkte und für die Förderung richtiger Auffassung thätig gewesen, dafür zeugen namentlich die Schilderungen, die er von den Volksvergünigungen, den kirchlichen Festen, von dem Leben der Adelsfamilien, des Bürgers, des Landmanns entwirft. Man sieht, es fehlt diesen „Neuen römischen Briefen“ nicht an Materien des interessantesten Inhalts. Wir haben uns, um unsere Anzeige nicht allzu weit auszudehnen, auf die Besprechung nur einiger der hervorstechendern beschränken müssen. Ein so tüchtiges Buch über Rom darf sich der besten Aufnahme in den verschiedenartigsten Kreisen versichert halten. Der Zauber des Namens Italien hat noch nichts von seiner Macht verloren, und das Anziehendste des Anziehenden bleibt immer die Stadt, der Jedermann willig das Prädicat der „Ewigcn“ zugesteht, weil der Genius der Geschichte dafür zu sorgen scheint, daß das Interesse an ihr niemals verlege.

Als Anhang ist eine Chronologie der Päpste beigegeben, mit synchronistischer Hinweisung auf die wichtigsten Weltereignisse, welche Thatat ohne Zweifel den meisten Lesern willkommen sein wird. 62.

Elisabeth, die erste Kurfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Zur Nachfeier des 13. November 1842. Berlin, Mittler. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Mit der vorliegenden Schrift ist eine im J. 1835 begonnene Schaustellung biographischer Skizzen der Kurfürstinnen aus dem brandenburgischen Fürstenhause beschlossen worden. Als Verfasser derselben dürfen wir wol den in mehreren Fächern des Wissens mit Auszeichnung genannten Geheimrath Göschel in Berlin nennen und zur allgemeinen Charakteristik derselben anführen, daß sie in ihrer geistreichen Behandlung und in der anmuthigen Verknüpfung anscheinend nicht zusammengehöriger Dinge an die besten Aufsätze in desselben Verfassers „Verstreuten Blättern aus den Hand- und Hülfscarten eines praktischen Juristen“ erinnern. In der gegenwärtigen Biographie einer Fürstin, die unter dem Namen der schönen Elise in der Mark Brandenburg eine fast sprüchwörtliche Tradition für sich hat, von deren geistigem Leben aber nur sehr wenige gleichzeitige Zeugnisse vorhanden sind, ist die Art besonders anziehend, in welcher der Verf. die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Häuser Baiern und Brandenburg dargestellt hat, wo wir auch zu dem berühmten italienischen Geschlechte der Visconti geführt und von dem belehrten Kenner des Dante über die gegenseitigen Beziehungen auf das Beste unterhalten werden. Elisabeth's Leben ist so ausführlich erzählt, als es die spärlichen Nachrichten zulassen; ihr schönes eheliches Verhältniß, ihre weibliche Anmuth und männliche Verstandesreise, ihr einsichtiges Walten in den fränkischen Stammlanden während der Abwesenheit ihres Gemahls, ihre thätige Verwendung bei dem Bischof von Würzburg für die Frau von Thüngen, und mehrere andere Züge geben ein schönes Bild einer edeln fürstlichen Frau und trefflichen Landesmutter. In dem pfeffenburger Archiv, meint Dr. Göschel, müßte sich noch manches hierher Bezügliche finden. Aber wo sind jetzt die Urkunden desselben? Doch wol zu München im Centralarchiv, wo ihre Mittheilung gewiß nicht schwer zu erlangen wäre.

Die Elisabeth's Gedächtnis wird der 13. November 1843 wegen alle gangbaren Schriften über die brandenburgische Geschichte, in denen sich das Jahr 1443 fortgepflanzt hat, festgesetzt und auf eine sehr sinnige Weise damit der 13. November 1843 in Verbindung gesetzt als „der eines neuen Festes, welches, gleich dem alten, Baiern und Brandenburg, Harz und Spree, Donau und Elbe sammt Oder — und des Landes mehr — zu Dank und Lobet verbindet“ (S. 32). Es ist nämlich der 13. November der Geburtstag der jetzigen Königin von Preußen.

Die kräftige Gestalt des weissen Friedrich I. gewahren wir mit Vergnügen an der Seite seiner Gemahlin. Und wie uns der Verf. die Ältern und Großältern Elisabeth's von väterlicher und mütterlicher Seite kennen gelehrt hat, so werden uns auch abwärts ihre Kinder vorgeführt. Am längsten hat der Verf. bei den Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht Achilles verweilt und ihr Andenken in würdiger Reihe erneuert.

Eine kurze Nachricht gibt das Verzeichniß aller früheren desartigen Schriften des Hrn. Göschel, deren Erlös zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Eine Sammlung dieser Erzählungen und anderer zur vaterländischen Geschichte gehörigen Aufträge, wie der im J. 1829 geschriebenen Abhandlung über den preussischen roten Merorden, würde recht zweckmäßig sein und manchem fast vergessenen Verdienste die gebührende Anerkennung verschaffen. 20.

Bibliographie.

Asher, C. W., Criminalistische Beobachtungen und Erfahrungen. Eine Vorlesung in der Gesellschaft für wissenschaftliche Vorträge in Berlin am 25 Januar 1845 gehalten. Mit einem Vorwort. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Bretschneider, A. G., Predigt über die sich bildenden Gemeinden deutscher Katholiken, am Sonntag Cantate 1845. Gotha, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Corvin, Historische Denkmale des christlichen Fanatismus. Leipzig, Gebauer. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Druiden. Erzählung aus dem 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 7 1/2 Ngr.

Einige Fragen an evangelische Christen, beantwortet von einem Bekenner der augsburgischen Confession. Grünberg, Leypjohn. 12. 1 Ngr.

Erdmann, Über Duldsamkeit in Glaubenssachen. Predigt. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Erwiderung auf Hrn. Prof. Semper's Schrift: über den Bau evangelischer Kirchen. Vom Verf. der „Andeutungen über die Aufgabe der evangelischen Kirchenbaukunst.“ Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Geschichte des heiligen Todes unseres Heilandes Jesu Christi. Nebst Gebeten und Betrachtungen zur Verehrung desselben und zum frommen Gebrauch der Christgläubigen. Mit einer Abbildung. 4te Auflage. Sitten. 16. 2 Ngr.

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. Wien, Redemptaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Grün, K., Neue Anekdoten. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Habt Acht! oder: die katholische Kirche zu Annaberg und die Gefahren des Protestantismus. Ein Sendschreiben an seine Glaubensgenossen zur Prüfung und Beherzigung von einem Freunde des Lichts und der Wahrheit. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 10 Ngr.

Harnisch, B., Besteht noch eine urkundlich begründete evangelische Kirche? Zwei Schreiben; das eine an den Herrn Prediger Wislicenus, und das andere an den Herrn Pastor Wiplich. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 7 1/2 Ngr.

Hansmann, H. C., Der Pietismus als der Urfeind aller wahren Religiosität insbesondere des Christenthums und

der evangelisch-protestantischen Kirche, nach hiesiger Erklärung der neueren Angriffe jesuitisch-pietistischer Propaganda-Clubs gegen die evangelisch-protestantische Kirche des Herzogthums Hessen, psychologisch und historisch beleuchtet. 1stes Heft. Darmstadt, Diehl. 8. 5 Ngr.

Hergetius, F. A., Der Papst, die Bischöfe und der Übergang zu einer allgemeinen christlichen Kirche. 3te Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Holtzmann, A., Beiträge zur Erklärung der perischen Keilinschriften. 1stes Heft. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 1 Thlr.

Jüngling, G., Was ist, steht im Standen, seid unaufrichtig und seid stark. Altenburg, Diehl. Gr. 8. 3 Ngr.

Kreuz und Harfe. Aachen, Cremer. 12. 10 Ngr.

Das Leben der Hadumob, erster Äbtissin des Klosters Sandersheim; Tochter des Herzogs Eudolph von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in zwei Theilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen übertragen von F. Rückert. Stuttgart, Liesching. 8. 17 1/2 Ngr.

Leonhardi, P. F. W. Freih. v., Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Eine historische publicistische Monographie. 1ter Band. Frankfurt a. M., Poselli. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Ligeard, S., Streifzüge der Wahrheit gegen die Lüge. Frankfurt, Steiner. 8. 1 1/2 Ngr.

Münch, M. C., Biographien ausgezeichneter, um die Menschheit verbienter Pädagogen. Augsburg, Schloffer. 8. 7 1/2 Ngr.

Reander's, A., Antwortschreiben an den Hrn. M. Eder. H. Dewar zur Entgegnung auf dessen, durch eine Recension der Schrift „German Protestantism“ etc. in den „Zahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, October 1844, veranlaßtes Sendschreiben. Berlin, Lüderig. Gr. 8. 5 Ngr.

Des Würtembergischen Prälaten F. C. Detinger Selbstbiographie. Herausgegeben von S. Hamberger. Mit einem Vorwort von C. F. v. Schubert. Stuttgart, Liesching. 8. 15 Ngr.

Petersen, C., Zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen. Zwei öffentliche Vorträge. I. In welchem Verhältnisse zur Religion entwickelten sich die bildenden Künste? II. Welche Eigenthümlichkeit der Religion hat die bildenden Künste der Vollendung entgegengeführt? Hamburg, Meissner. Gr. 4. 15 Ngr.

Plautus, Die Menächmen, lateinisch und deutsch, mit einer Einleitung über die Charakterrolle des Parasiten. Herausgegeben von C. E. Seppert. Berlin, Zeit und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Die jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters, oder Übersetzungen der seit dem 10. Jahrhundert verfaßten Religionsphilosophien. Mitgetheilt von S. Fürst. 1ster Band. (Emmet We-Doot, oder Glaubenslehre und Philosophie von Saadia Gaon). Aus dem Hebräischen mit theilweiser Benutzung des Arabischen übersetzt von S. Fürst. 1ste Lieferung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Schwindl, S., Schneidemühl, oder Czerk's Glaubensbekenntniß mit Noten. Augsburg, Schloffer. 8. 3 1/2 Ngr.

Die erste Ausgabe der Tragödie Hamlet, von W. Shakespeare. London, gedruckt bei R. L. und John Rundell 1803. Übersetzt von A. Rube. Snowerclaw 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Siebenpfeiffer, Handbuch der Verfassung, Gerichtsordnung und gesammten Verwaltung der Pfalz. Fortgesetzt von Luttringshausen. 1stes Buch: Staatsrecht. Speyer, Reibhard. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bill, F., Die Römerfahrt. Predigt. Mainz, Kirchheim, Schott und Spielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Wort der Erinnerung an Dr. Georg Hartog Gerson. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pfarrer Wislicenus. Altenburg, Diehl. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Dienstag,

Nr. 168.

17. Juni 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Zweiter Artikel.*)

2. Wanderungen im Norden. Bemerkungen auf einer Reise durch Estland, Finnland, Schweden, Dänemark und die Insel Rügen nach Schlesien. Von Treumund Welp. Drei Bändchen. Braunschweig, Vieweg. 1844. 12. 4 Thlr.
3. Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Schweden und Dänemark. Von Theodor von Wedder-
kop. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1845. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.
4. In Scandinavien. Nordlichter von Eduard Boas. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Drei Königstädte im Norden. Von Heinrich Laube. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1845. 8. 3 Thlr.

Zu einer guten Reisebeschreibung gehört etwas mehr als zu kommen, zu sehen und zu — tadeln. Es gibt eine gewisse Tadelsucht, die sich in unsern Tagen nur allzu sehr verbreitet zeigt, und die uns, wir gestehen es, in hohem Grade widerwärtig und verhaßt ist. Man kann die Dinge der Welt unter zweierlei Hauptgesichtspunkten auffassen, einmal als bloßen Gedankenstoff — absolut, theoretisch —, und zweitens in Rücksicht auf ihre Wirkungen und Erfolge — praktisch, thatsächlich. Beide Auffassungsarten haben ihre Geltung in sich. Für die erste bedarf es des Wissens, der Heranbildung zu kräftigem und logischem Denken; für die andere der Erfahrung und eines gewissen Reichthums an Beobachtungen; aus beiden Elementen fließt der beachtenswerthe Tadel ab. Nun gibt es aber auch eine Abart, eine Zwitterauffassung, welche einzelne Wahrnehmungen aus ihrer Reihe herauszerreißt, sie der Theorie, dem speculirenden Gedanken unterwirft und dann darüber urtheilt; oder umgekehrt eine solche, welche einzelne, für richtig und überall zutreffend gehaltene Ideen auf die praktischen und thatsächlichen Zustände ohne weiteres zur Anwendung bringt, indem sie sie hiernach mißt; und diese Auffassungsart gibt die falschen Beobachtungen, den schiefen und unmotivirten Tadel.

Der Verf. der Schrift Nr. 2 gehört seiner ganzen Anlage und Bildung nach zu den Schriftstellern, welche sich an dieser mangelhaften Auffassung genügen lassen; es fehlt ihm offenbar an beiden Elementen der guten

Beobachtung, am consequenten Denken wie an Erfahrung. Er sieht etwas, macht eine Wahrnehmung und paßt sie seiner Theorie an: stimmt sie mit ihr — gut; stimmt sie nicht — so tadelt er. Zu prüfen, worauf jene Beobachtung, dieser Zustand sich gründe, wie er im Zusammenhang stehe mit der Geschichte, den Naturanlagen, der Ausbildung dieses oder jenes Volks, fällt ihm nicht ein, und sie es ihm ein, so fehlten ihm die Mittel des Wissens hierzu. Er gefällt sich im Tadel und bestärkt sich mehr und mehr in ihm eben durch sein System. Zuverlässiges erhalten wir daher wenig von ihm und wir haben seine Aussprüche daher mit größter Vorsicht hinzunehmen. Eine gewisse Gabe flüchtiger und beweglicher Darstellung wollen wir ihm nicht absprechen; an vielen Stellen ist er unterhaltend genug; allein an Begründung und Belehrung, an Zuverlässigkeit in seinen Beobachtungen mangelt es ihm und uns durchweg, und ein Vergleich seiner Reiseschilderungen mit solchen, wie Kohl's oder Rügge's über dieselben Gegenden jüngst gelieferten Arbeiten, selbst mit der Schrift Nr. 3 kann daher nur entschieden zu seinem Nachtheil ausfallen. Hierzu kommt nun eine oft lächerliche Annahme in Bezug auf vornehmeres Wesen, Rang und Bedeutung. Man weiß wer er ist, und wenn man dies weiß, so müssen solche Stellen wie S. 64: „Zunächst wandte ich mich mit Unterhaltungsversuchen an Staatsrath F., der mir mit seiner Tochter durch Consul N. vorgestellt war“ — über die Nasen curios klingen. Doch zu seinem Bericht.

Der Verf. verläßt Rußland, oder vielmehr Petersburg — denn viel mehr hat er von Rußland wol nicht gesehen, obwol er sich das Ansehen gibt, das ganze Reich durch und durch zu kennen —, weil er dort nicht frei genug „raisonniren“ kann. Gut! Aber wir fürchten, seine Lust an motivlosem und unerwogenem Tadel bringt ihm auch anderwärts keinen Segen. In den Subeten, die er nun bewohnt, mag Manches sein, das anders besser wäre; aber gewiß nicht so, wie er es gebessert wünschte. Er geht zu Schiff über Neval nach Abo. Unterwegs macht eine russische Dame, die sonderbarerweise aus Schiller allein will perfect Deutsch sprechen gelernt haben, die Bemerkung, daß sich die Russen nur deshalb dem französischen Wesen so sehr

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 6 — 12 d. Bl. D. Red.

zuneigten, weil das Deutsche ihnen „aufgebrungen“ worden sei. Der Russe, sagt sie, beugt sich der Gewalt, aber nur anscheinend! Wie logisch! Wenn wir uns „beugen“, so geschieht dies immer nur anscheinend, niemals freiwillig. Die Sache ist aber anders. Der Russe widerstrebt dem germanischen Bildungsprincip aus Nothwendigkeit seiner ganz heterogen gebildeten Natur, die ihn eben zu dem französischen Wesen hinneigt. Wir lernen sodann das traurige Åbo kennen, mit seiner düstern, schweigenden Steinumgebung, seinen krautbewachsenen Dächern, seiner regsamen Matrosenbevölkerung und seiner Erinnerung an Erich XIV., der hier gefangen saß. Der Verf., in der Geschichte ein Neuling, nimmt sich dieses verrückten Königs an und meint, er sei verfolgt worden, weil er die Jesuiten ins Land gezogen! Trefflich! Und seine wahnsinnigen Mordthaten?! Er referirt, daß Åbo (sp. Dibo) unter dem 69. Breitengrad liege und versichert, in der erstorbenen Natur bei 20° Hitze gestöckelt zu haben, während er sich unter dem 60° 35' der Breite, und also nur 1/4° nördlicher als in Petersburg befand! So zuversichtlich legen solche Herren ihre Unwissenheit an den Tag! Von den Finnen berichtet er im Ganzen Gutes und meint, daß sie das russische Joch ungeduldig trügen. Wir glauben, sie denken nur an die russischen Ämter und das russische Geld und die pariser Deputirtenkammer kümmert sie wenig. Aber der Verf. sieht überall, was er sehen will — den stillen Grimm gegen ihre Zustände! Er meint sogar, um des Joches und der Kälte willen fängen die Nordländer ihre Lieder aus Moll — als wenn nicht auch Brasilien und Griechenland, Italien, Schottland und Portugal ihre Volkslieder aus Moll fängen! Alles Dies sind Proben schiefer Beobachtung, welcher Wissen und Erfahrung zugleich abgehen. Die Finnen hält er für die einzige Hoffnung der russischen Seemacht, da die Russen selbst nur gezwungen zur See dienen. Wir meinen, daß die russische Marine am Schwarzen Meere ihre Wurzel habe. Die Ueberfahrt nach Stockholm, die Scheerenfahrt durch lauter baumlose, große und kleine Klippen von geringer Erhebung, malt er als sehr langweilig, macht bei Wapholm über Grusenholpe, der dort gefangen ist, seine gewohnten Bemerkungen gegen die Beamtencomarilla — in Schweden? — und gibt alsdann eine recht gute und lebhafte Schilderung von der Einfahrt in den Golf des nordischen Reapels, d. h. Stockholms, indem er die Ufer umher mit denen der Elbe bei Meissen vergleicht und den wohlthuenden Eindruck des schönen Baumwuchses und der Belayung hervorhebt. Von Stockholm selbst erhalten wir eine zweite Auflage der Schulze'schen Beschreibung, in der uns nur auffällt, daß der Mälarsee 1300, sage dreizehnhundert Inseln mit 80 Schlössern enthalten soll! Dieser Theil seiner Reiseschilderung, wenn auch die Geschichte Stockholms interessant genug ist, gehört einer trostlosen Büchermacherei an. Über die Kunstanstalten, die wissenschaftlichen Regungen, die Institute, die Literatur weiß der Verf. überhaupt wenig und Eigenes gar nicht zu sagen. Gründlicher Unterricht

ist seine Sache nicht; er zieht es vor, umherzugaffen, von Pressfreiheit, Beamtenunfug und Volksdruck unverständige Tiraden niederzuschreiben, mit halbem Ohre Scandeln anzuhören, ohne Prüfung, wer der Erzähler sei, welchen Glauben die Erzählung verdiene, sie nach Herzensgeklüß aufzustufen, wiederzugeben und sich dann für einen bedeutenden, freisinnigen Autor zu halten. Wir haben oben bekannt, daß uns diese Art und Weise, welche nichts ergründet, Alles anregt, nichts beleuchtet, Alles verspottet und Alles tabelt, Alles besser versteht und doch nichts weiß und nichts besitzt — nicht einmal Aufrichtigkeit — ein Greuel ist. Fürwahr, wir haben, sollte man glauben, an Zeitungslügen und ihren Verichtigungen, an dieser Schmach der Tagespresse über und über genug, um nicht noch dreibändige Werke desselben trüben und mißlichen Inhalts zu empfehlen. Der Verf. bereist sodann den Göthakanal, überall Anekdoten auflesend und sie, wohl oder übel, an den Mann bringend; zu einer neuen, bemerkenswerthen Beobachtung kommt es selten, was uns dann gelegentlich belehrt, daß das „Beobachten“ so leicht nicht ist als Viele glauben.

Die Reise des Verf. in Schweden beschränkt sich auf die Kanalfahrt und die Durchschiffung der Seen von Stockholm nach Göthaborg, allerdings die bequemste und die belehrendste Reise, welche in diesem Lande zu machen ist. Über die Geschichte, den Betrieb und die Baukosten des großen Göthakanals, welcher die beiden Meere verbindet, excerptirt der Reisende seine Wegweiser. Die Frage, eine Lebensfrage Schwedens, schwebte von Bischof Braske, der zuerst den Gedanken anschlug, bis zu Karl XII., also 300 Jahre lang; der von S. Bagge und Graf Platen vollendete Bau kostete dem mittellosen Lande über 9 Millionen, die er auch jetzt noch nicht verzinst, obwohl er für Schweden durch Förderung der Cultur und Industrie indirect zu einer Wohlthat geworden ist. Die reichsten und civilisirtesten Provinzen des Landes liegen an diesem Kanal und den Seen, die er verbindet; eröffnet ist er seit dem October 1813, also mitten in der Zeit der Kriegsnoth. Durch ihn wurden 143 Meilen inländischer Seeufer und 12 Städte in Verbindung gebracht und 1837 passirten ihn 1110 Fahrzeuge; er gehört einer Actiengesellschaft. Die schönsten und malerischsten Punkte Schwedens werden von ihm aus leicht erreichbar; zuerst der inselreiche Norren, dann der entzückende Boren, die Krone aller schwedischen Seen, mit dem Ulfösa; hierauf der Wetternssee, 12 Meilen lang, mit Karlsborg und den größten industriellen Anlagen Schwedens umher; sodann der Wenernssee, 14 Meilen lang und bis 7 Meilen breit, tief und inselreich, aber von düstern Umgebungen; endlich Trollhätta mit seinen Wasserstürzen und dem bewunderungswürdigen Kanal; Kungälf, dem alten Königssitz und Bohus und zuletzt Göthaborg, dem blühenden Klein-Venedig, das gegen hundert eigene Schiffe in See hat.

Von hier schiffet der Reisende nach Kopenhagen, von dem er ein ziemlich gutes Bild liefert, in welchem wiederum der rege Bildungstrieb der Dänen eine bedeu-

tende Stelle einnimmt, durchwandert einen Theil des Landes, besucht das ärmliche Roestilde, die alte Königsresidenz Leire, nur ein elendes Dorf, Lyngby, Frederiksdal u. s. w.; schifft hierauf nach Rügen, und beginnt von hieran, nachdem er die Insel von Seiten ihrer Natur gut, von Seiten der Moralität ihrer Bewohner sehr ins Schwarze gemalt hat, wiederum seine Jagd auf skandalöse Anekdoten, Verspottung der Zeitrichtungen, Geißelhiebe gegen Adel, Beamte, Kirchenthum und Gerichtswesen in Preußen. Er thut dies mit so sonnenklarer Absichtlichkeit und Liebe, mit so großer Unkunde der Verhältnisse, oft mit so schamloser Unwissenheit, stets mit so großer Voreingenommenheit und so großem Mangel an Prüfung, daß daraus für unsere Leser durchaus nichts zu lernen ist. Weil er schwagen kann, ohne an seinen innern Widersprüchen den mindesten Anstoß zu nehmen, glaubt der arme Mann ein Autor zu sein; das Unlogische und der widerwärtige Ausdruck seines Tadel, seine schülerhafte Diction, stören ihn nicht im geringsten in diesem Glauben. Da der dritte Band ausschließlich nur solchen Diatriben, Postwagengesprächen, Abhandlungen über die schlesischen Weber, denen es an aller gesunden Vernunft fehlt, Eisenbahnberichten und Ausfällen gegen die Verwaltung, gewidmet ist, so übergehen wir denselben gänzlich, verweisen jedoch auf sein Urtheil über Berlin und die Berliner als eine Probe von dreifacher Anmaßung und von Unverstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Eisenbahnliteratur.

Ich erinnere mich nicht, unter den sehr bedeutenden Einflüssen des Eisenbahnwesens in England auf die dortigen bürgerlichen Verhältnisse die Wirkung erwähnt gefunden zu haben, die es auf die Literatur geübt. Und doch haben die dortigen Eisenbahnen nicht etwa bloß einen neuen Zweig der Literatur, sondern eine eigene, ihren alleinigen Interessen gewidmete, jedes einschlagende Departement deutlich und bestimmt vertretende Literatur ins Dasein gerufen, erstere Geschäftsblätter und Zeitschriften für das Publicum zum Nachschlagen und eine leichte Belletristik, welche die fashionable Welt bereits alltäglichen Gebilden und blasirten Romanen vorzieht. Es scheint mir daher, daß ein wenn auch nur flüchtiges Andeuten dieser neuen vielumfassenden Literatur nicht gerade unnütz heißen kann. Von den Büchern zum Nachschlagen verdient vor Altem Bradshaw's „Railway guide“ Erwähnung — es genügt, das beste zu nennen —, ein schwächtiges, zierlich gebundenes Büchlein mit sauber gestochenen Karten und leserlichen Tabellen, welche die Entfernungen aller Eisenbahnstationen in Großbritannien, die Zeit der Abfahrt und Ankunft und den jedesmaligen Fahrpreis der verschiedenen Wagenklassen anzeigen. Wird dieses nützliche Taschenbüchlein fortgesetzt, so kann in einigen Jahren, wo alle Schienenwege in England vollendet sein sollen, jemand in der Nähe von John o' Groat's ohne große Mühe die Stunde, ja die Minute seiner projectirten Ankunft an dem andern Ende der Insel, in Land's End in Cornwallis, berechnen. Aber auch jetzt schon, wie die neueste Ausgabe vorliegt, kann der Reisende von Newcastle am Tyne bei einem Gastwirth in Falmouth — ich empfehle Wynn's Hotel — um die und die Minute vor oder nach der und der Stunde sein Diner bestellen und gewiß sein, im Fall kein Unglück passiert, dort pünktlich einzutreffen in dem Momente, wo der Koch die letzten Falmouther Pilchards — eine Art Car-

rellen — aufschüffelt. Die Entfernung beträgt 400 englische Meilen. Der zwei Vortheile zu geschweigen, daß er vor der Abreise aus den Karten die Größigkeiten, Städte und Dörfer, die er berühren und aus den Fahrplänen den Kostenbetrag ersehen kann, der ihn ans Ziel bringen wird. Außerdem enthält das Büchlein eine Menge Nachrichten in Betreff der Dampfboote, Landeutscher und Frachtfuhren.

Journale, die ausschließlich Eisenbahnangelegenheiten verhandeln, sind gegenwärtig: „The railway journal“, „The railway Times“, „The railway record“, „The Irish railway gazette“ und „The railway register“. Letzteres erscheint monatlich, erstere wöchentlich. Die Redacteurs sind indessen wissenschaftlich gebildete Männer und wo einestheils so wichtige Interessen in Frage kommen wie in diesen Blättern und die Presse in ihrer Censurfreiheit eine so wachsame Hüterin hat wie in England, spricht es Bände zum Lobe jener Redacteurs, daß sie vor dem Forum der Öffentlichkeit noch keiner geffentlichen Entstellung der Wahrheit oder irgend einer schmutzigen Parteilichkeit beschuldigt worden sind. Und doch liegt es in der Natur ihres Wirkens, daß keine andere Redaction größeren Lockungen zur Unredlichkeit ausgesetzt sein kann. Ihr Einfluß ist unberechenbar. Das Publicum vertraut ihrer Autorität und es steht bei ihnen, unhaltbare Pläne, die bloß Actienabsatz bezwecken und nie ins Leben treten sollen, herauszufordern oder durch vorsichtiges Nachforschen und furchtlose Darstellung vor dem Ankauf zu warnen. Als Mittel der Veröffentlichung aller Eisenbahnverhandlungen, sowol bei neuen als bei alten Bahnen, liegt es ihnen ob, die Leser mit den Thatfachen bekannt zu machen, auf welche ein richtiges Urtheil nicht allein hinsichtlich des Zustandes und Fortschreitens einzelner Bahnunternehmungen, sondern auch wegen eines Aggregats dieser gigantischen Interessen sich stützen läßt. Und da gerecht es den geachteten Gesellschaften zur höchsten Ehre, daß sie durch offenes Verfahren und Erstattung wöchentlicher Geschäftsberichte jenen Redactionen die Möglichkeit gewähren, ihre Aufgabe zu lösen. Das geschieht mittels der von jedem Eisenbahnblatte unter der Aufschrift „Official railway traffic returns“ gelieferten Tabelle der für Passagiere und Güter gehaltenen Einnahme. Zu Behuf weitem Calculs steht daneben der Einnahmebetrag jeder entsprechenden Woche, seit die Bahn fahrbar ist, dann die Höhe des Anlagecapitals, des wöchentlichen Aufwandes und der zuletzt ausgefallenen Dividende, so daß, wer Eisenbahnactien kaufen will, daraus den effectiven Werth derselben abnehmen und überdies ziemlich genau berechnen kann, ob er steigen oder fallen wird. Wollte jeder Käufer das thun und demgemäß handeln, könnte es keinen Actienwindel geben. Von besonderm Nutzen in dieser Beziehung sind außerdem noch die „Notes on the traffic table“, welche „The railway record“ seinem Wochenberichte beifügt und die in gedrängter Kürze eine Übersicht von dem Zustande der fraglichen Bahn und ihrer Finanzen geben.

Wenn ich sagte, daß jene Zeitschriften ausschließlich Eisenbahnangelegenheiten verhandeln, so ist dies wörtlich im strengsten Sinne wahr. Eine mir vorliegende Nummer hat 24 enggedruckte Quartseiten und darauf nicht eine Zeile andern Inhalts. Sehn Seiten sind mit Avertissements gefüllt; keins, das sich nicht auf Eisenbahnen bezieht: offizielle Bekanntmachungen verschiedener Gesellschaften, Anzeigen patentirter Erfindungen für Eisenbahnmaschinerie, Adressen von Actienmältern u. s. w. Die übrigen 14 Seiten enthalten nächst dem üblichen leitenden Artikel, der eine die Eisenbahnen berührende Tagesfrage erörtert, Berichte über stattgefundene Versammlungen, Briefe von unzufriedenen Reisenden und misvergnügten Actionnaires, Mittheilungen im Betreff auswärtiger Eisenbahnen, Eisenbahnpoliceberichte und zwei Aufsätze über Verbesserung der Locomotiven. Was die erwähnten Lockungen zur Unredlichkeit anlangt, so kann ich zwei Belege nachweisen. Nämlich jede englische Zeitung, ob sie in London oder in der Provinz erscheine, hat einen stehenden Artikel, überschrieben „Railway intelli-

genoe", wo der Redacteur Alles hineinzupacken pflegt, was er in Bezug auf Eisenbahnen für seine Leser von Interesse glaubt. Geschieht es nun, daß in der Nähe des fraglichen Zeitungsortes eine Bahn durchgehen soll, so wächst natürlich das Interesse an jenem Artikel und die Redaction sucht es nach Kräften zu befriedigen. Bei einer solchen Gelegenheit, erzählt ein parlamentarischer Comitébericht, gerietten zwei rivalisirende Gesellschaften durch das Organ zweier Zeitungen so aneinander, daß die eine es dienlich fand, von der Opposition ihres kräftigen Gegners sich loszukaufen. Der war zwar feil, machte aber einen hohen Preis und so trug sich etwas in der journalistischen Welt sehr Seltenes zu. Der Redacteur trat ab, um — von seinen Renten zu leben. Bei einer ähnlichen Veranlassung zeigte sich ein Redacteur in seinen leitenden Artikeln gegen eine neue Gesellschaft so feindlich, daß letztere davon Gefahr für ihr Unternehmen fürchtete und sich ebenfalls von ihm loszukaufen wünschte. Der war aber um keinen Preis feil. So wurde ein Oppositionsblatt gegründet. Das machte die Sache nur schlimmer. Was dieses zur Vertheidigung brachte, gab dem andern frischen Stoff zu siegreichen Angriffen. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, sich seiner zu entledigen, ergriff die Gesellschaft ein letztes Mittel. Sie kaufte durch einen Dritten, hoch über den Werth des Blattes, das Eigenthums- und Verlagsrecht und stellte dann dem Redacteur die Alternative, abzugehen oder in ihrem Sinne zu schreiben. Er wählte das Erstere und ging. Daß eine für ihn veranfaltete Subscription seinen Verlust deckte, ist englisch. Daß aber die Directoren jener Gesellschaft die höchsten Summen zeichneten, charakterisirt den Engländer.

Auch die „London gazette“, ein Amtsblatt oder, wenn man will, die „Englische Staatszeitung“, ist jetzt beinahe ein Eisenbahnblatt. Da nämlich laut vorjähriger Parlamentsacte sowohl alle projectirten Eisenbahnbauten darin angezeigt als die deren Zweckdienlichkeit oder sonst betreffenden Entscheidungen des „Government railway board“ veröffentlicht werden müssen und in gegenwärtiger Parlamentsitzung 248 neue Bauten in Antrag gekommen sind, so wimmelt jetzt die „London gazette“ von solchen „Notices“ und „Decisions“. Wie viel indessen auch in speciellen Eisenbahnjournalen und allen andern Zeitungen über Eisenbahnangelegenheiten geschrieben und gedruckt werde, es kann sich doch kaum mit den parlamentarischen Comitéberichten messen, jenen dickleibigen, blau gebundenen Folianten, die jedem Zeitungsschreiber, der sie besprechen soll, ein Schauder, und jedem enthusiastischen Statistiker eine Wonne sind. Ihr Entstehen ist dieses. Sobald die Zweckmäßigkeit eines Eisenbahnunternehmens in Zweifel gezogen und bestritten wird, ernannt das Unterhaus ein Comité zur Untersuchung. Das sind 8 oder 10 Parlamentsmitglieder, die Zeugen für und wider abhören und in den fraglichen Berichten ihr Gutachten geben. Oft dauern die Zeugenverhöre mehrere Wochen. Jedes Wort wird nachgeschrieben, dann gedruckt, und das bildet die blau gebundenen Folianten. Außerdem wird das Gutachten noch besonders gedruckt, und „Addenda“ und „Appendices“ folgen. Weiß man nun, daß im vorjährigen Parlamente 45 solche Comités „geseffen“ haben und berechnet man jeden der von ihnen gelieferten 45 Folianten in mäßigem Durchschnitte zu 1250 Seiten, so gibt das in einem Jahre puncto Eisenbahnspeculation und Opposition an 60,000 gedruckte Foliosseiten. Und das ist noch nicht Alles, aus dem Samen solcher Folianten schießt zu den verschiedenartigsten Zwecken eine Unzahl von Flugchriften auf. Zähle sie, wer mag.

Sehr karg ist dagegen der historische Theil der englischen Eisenbahnliteratur bedacht. An Materialien fehlt es nicht, nur liegen sie verstreut und verzettelt und noch hat kein Sammler sie zu einem vollständigen Ganzen verarbeitet. Die leichte Literatur, d. h. die Behandlung der leichtern, mit Eisenbahnen in Rapport stehenden Stoffe, die sich der Gunst der fashionablen Welt erfreut, findet sich in einzelnen Zeitschriften und ist, jenes Beifalls ungeachtet, nicht viel werth. Ich habe nichts

darin entdecken können als Repertorien allgemeiner Thatsachen und verlausener Witz. Das Beste sind die Illustrationen, die Bilder, meist hübsche Holzschnitte. Deshalb fühle ich mich jedoch nicht berechtigt, den Raum d. Bl. mit Nomenclatur zu füllen.

Welchen Einfluß die Eisenbahnen auf die übrigen Zweige der Literatur haben werden, ist zur Zeit nicht abzusehen, dazu ist das Institut zu jung. Nur ein paar Vermuthungen. Seit Jahrhunderten hat die Marine den Dichtern zu Gleichnissen verholfen. Nun dürfte die Reihe an die Dampfmaschinen kommen, an die gleich lebenden Geschöpfen zürnenden, zischenden, dahinbrausenden Locomotiven. Die Romellisten werden sich der Eisenbahnzüge bemächtigen. Wo in aller Welt können sie ihre Personen so unerwartet und mit weniger Wahrscheinlichkeitsverlusten zusammenbringen als *tête à tête* in einem Waggon? Dann werden sie die Eisenbahnen zu mehr Entführungen benutzen. Entführungen hatten bisher ihre Schwierigkeiten, jetzt nichts leichter. Und braucht der Romellist eine Katastrophe, will er poetische Gerechtigkeit in Masse üben, so packt er seine sämmtlichen schlechten Charaktere in einen Waggon und läßt sie von einer entgegenkommenden Locomotive nach Belieben halb, drei Viertel oder ganz tödten. Daß dies keine leere Hypothese, erkenne ich eben aus den neuesten Nummern des „Dublin university magazine“ an einer ersten Serie: „Tales of the trains, being some chapters of railroad romance.“ 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Einführung der Reformation in Genf.
Unter den „Vermischten Schriften“ Mignet's befindet sich ein inhaltreiches, herrlich geschriebenes Fragment über die Einführung der Reformation in Genf, welches als Vorläufer einer umfassendern Arbeit über die Kirchenverbesserung von hohem Interesse ist. Für unwürdig, mit dieser trefflichen Abhandlung auch nur im entferntesten verglichen zu werden, müssen wir eine vor kurzem erschienene Schrift, „Histoire de l'établissement de la réforme à Genève“, von Magnin, erklären. Es ist dies eine völlig unbrauchbare Arbeit, welche auf eine Herabsetzung der Männer, die sich um die Einführung der Reformation in Genf verdient gemacht haben, berechnet zu sein scheint. Nirgend finden wir unparteiisches oder auch nur einigermaßen genügendes Quellenstudium, nirgend auch nur guten Willen und Redlichkeit der Gesinnung. Die Quellen, aus denen der Verf. schöpft, sind Salisse und James Fazy, aber Letzterem wird sogar noch der Vorwurf einer zu großen Vorliebe für Calvin gemacht. Das Endurtheil des Verf. lautet etwa dahin, daß die Einführung der Reformation in Genf in jeder Beziehung als ein höchst unglückliches und beklagenswerthes Ereigniß zu betrachten sei. Wir bezweifeln, daß der Verf. dieser verdienstlosen Schrift mit dem bekannten Literaturhistoriker gleichen Namens identisch sei, wenigstens würde es uns sehr schmerzlich berühren, wenn der Verf. der „Origines du théâtre moderne“ und ähnlicher Werke auf so gemeine Irrwege gerathen wäre.

Die Religionsgebräuche der verschiedenen Nationen.

Durch die Berichte der Reisenden und besonders durch die Nachrichten der Missionare sind unsere Kenntnisse in Bezug auf die Religionsgebräuche der wilden Völkerschaften sehr erweitert, sodaß es sehr an der Zeit scheint, die verschiedenen hierauf bezüglichen Notizen übersichtlich zusammenzustellen. Eine solche ganz brauchbare Compilation erhalten wir in folgendem Werke, von dem bereits einige Lieferungen erschienen sind: „Histoire pittoresque des religions, doctrines, cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde anciens et modernes“, von Clavel. Das Ganze ist auf zwei Bände oder 30 Lieferungen berechnet. 17.

Neueste Literatur über Scandinavien.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Anderer Art als diese Buchmacherarbeit ist schon das dritte der oben angeführten Werke. Der Verf. begnügt sich nicht damit, uns triviale Postwagengespräche als eine ganz neue Staatsweisheit hinzugeben und matte Wiße für Resultate der Forschung zu verkaufen wie sein Vorgänger; er geht darauf aus, uns annehmbarere Dienste darzubieten. Sein Auge ist offen für die Natur, sein Geist empfänglich für feinere Eindrücke, und da er nach mehrten Richtungen hin ein achtbares Wissen mitbringt, so empfängt er und gibt Eindrücke und Beobachtungen wieder, welche diesen Namen verdienen. Ganz besonders ist es die Kunst im Allgemeinen und unter den Künsten die Musik, für welche er uns mit dankenswerthen Notizen versieht; dabei ist er ein Mann von Weltbildung, der für seine Darstellungen stets einen geschickten Ausdruck zur Hand hat, und in demselben Maße bescheiden und tolerant als sein Vorgänger anmaßend und tabelfüchtig auftrat. Die Sagentheile der nordischen Geschichte, und diejenige Kunstausübung, welche diesen alten Traditionen am nächsten steht, das Volkslied, beschäftigen ihn ganz vorzüglich, und wir sind ihm in dieser Beziehung für manche neue Wahrnehmung verpflichtet. Mit einem Wort, er hat etwas beobachtet und besitzt etwas, das der Mühe der Mittheilung werth war.

Zuerst besucht und schildert er Kopenhagen. Wir treffen hier auf Bemerkungen, ganz denen verwandt, die Rügge über Land und Leute gemacht hat: Bildungstrieb, große Popularität der der Nation angehörigen, berühmten Männer, die jedes Kind kennt, neben mancher Roheit, Neigung für journalistische Klopffechtereien, politisches Unbehagen und Vergleichen mehr. Die Kunstschätze der Stadt, welche der Däne wirklich für einen Volksschatz erkennt, in denen er sein Eigenthum mit Bewußtsein sieht, führt uns der Reisende im Detail vor. Er sagt:

Hier finden wir wissenschaftliche und Kunstinstitute, die nicht abgeschlossen dastehen wie bei uns, sondern die ihre erhellenden und erwärmenden Strahlen überall hinenden. Wir finden einen ausgebildeten Geschmack, durchgängige Wohlhabenheit, einen tief gewurzeltten Nationalstolz; ein Volk, stets be-

reit zu rufen: Alle für Einen und Einer für Alle! — ein Volk, das aus eigener Fülle inwohnender Kraft sich zu seiner Civilisation emporgeschwungen hat, und das man seiner Pietät wegen lieb gewinnen muß.

Dies schöne Lob bezeugt der Verf. mit der jüngsten Geschichte Dänemarks, dem Kampfe von 1801, und seiner heutigen Entwicklung. Die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten des dänischen Volkscharakters hat Holberg, besonders im „Peder Paars“, der Welt zur Schau gestellt; sie haben durchweg einen liebenswürdigen Untergrund, Schwaghastigkeit und Kleinlichkeit, Eitelkeit, Tischfreuden „i det Grønne“ (im Grünen), Bequemlichkeit gehören dazu. Die Frauen findet er belebt, begabt, klug, liebenswürdig — „nur Hände und Füße könnten etwas kleiner sein“. Redlich und zuverlässig ist das ganze Volk so sehr, daß wir Deutschen ihnen ebenso für „Windbeutel“ gelten, als die Franzosen uns. Das Theater findet er vorzüglich; Nielsen, Ryge, die Heiberg, Rosenkilde und Peterfen sind treffliche und nationale Dichter für die Bühne, vom ganzen Volke hochgestellt. Hierauf folgt eine reiche Sammlung statistischer Angaben über Volksmenge, Finanzen u. s. w., wozu sich der Reisende nach Schweden, der Heimat seiner Kindheit, wendet. Zunächst fällt hier das soldatische Ansehen des großen Haufens sofort ins Auge und die fast übertriebene Höflichkeit, die sich mit diesem martialischen Ansehen seltsam verbindet, Beides gegenüber dem etwas tölpischen Wesen der Dänen um so greller hervorstechend. Das Liebkosende der schwedischen Rede, die beständige Wiederholung von zärtlichen Epitheten wie söta bror (süßer Bruder), kära du (du Lieber) u. s. w., ist bekannt. Malmoe und Lund geben mit ihren Alterthümern hiernächst zu anziehenden Schilderungen Stoff; die Sage vom Riesen Finn, die sich an den unvollendeten Dom von Lund knüpft, hat Tegner zu einem Gedicht verarbeitet, von dem der Verf. eine gelungene Übersetzung gibt. Die Zahl der Studenten in Lund beträgt in der Regel 500; sie sind im Ton und Verhalten den englischen Studenten näher als den deutschen verwandt und, wie der Verf. sagt, schon hier „Philister“. Es ist eine eigenthümliche Bemerkung, daß der „deutsche Student“ eine geistige Stellung einnimmt, die weder in den freien Reichen von England und Schweden, noch in den strengen Monarchien von Rußland und Italien, noch

in den Republiken von Amerika, noch irgend sonst wo wieder zu finden ist. „Die Natur compensirt Alles.“ In Lund lehren Geijer, der zugleich ein tüchtiger Musikkenner ist, Atterbom, der speculative Dichter, Afzelius; ehemals auch Schröder und Törnerås. Die Sagen und Lieder von Rosa Lisa und Ritter Dlof, welche sich an den Boden von Schonen knüpfen, theilt der Verf. vollständig mit und gibt uns auch die Melodie zu dem erstern. Allerliebste ist auch die Sage von Ljungby's Horn und Pfeife, die mit dem Raglisten in Verbindung steht.

Im zweiten Theil durchreisen wir mit dem Verf. die Provinz Bleking, den Sitz der nordischen Göttersage, den Valder und Freya mit ihren lieblichsten Blumen bestreuten, den Man und Negir mit ihren holdesten Blüten bespülen, und der noch in der Gegenwart ein Land der Fülle und des Reizes darbietet. Hier tritt uns Schritt für Schritt die lieblichste Sage entgegen, bald von Habor und Schön Sigrild, die der Reisende in ihrer dichterischen Gestalt mittheilt, bald die von Klein-Karin, die der König in die Nagektonne setzen und vom Berge herabrollen ließ, da sie ihn nicht lieben will — von der er uns Lied und Melodie, wie er sie hörte, gibt — und zahllose andere. Alle diese veranlassen ihn, uns die nordische Göttersage im Zusammenhange zu zeigen und wir sind ihm für die neue und anmuthige Form, in der dies geschieht, zu Dank verpflichtet. Der Verf. neigt sich hierbei mehr der naturhistorischen und poetischen Auffassung Grundtvig's als der geschichtlichen Geijer's zu, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei, mit dem Bekenntniß, daß seine hin und wieder versuchten Vermittelungen beider Ansichten uns fast immer befriedigt haben. An diese Göttersage knüpft er nun fortwährend die schönsten Volksdichtungen, häufig mit den dafür noch vorhandenen Melodien; unter diesen war es uns interessant, den echten Text und die echte Melodie des köstlichen Nöckenliedes anzutreffen, welche, wie uns Amalie Hellwig versichert hat, verloren gegangen sein sollten; beide stimmen mit dem Text und der Melodie der „Barball“ ziemlich genau überein. Dem Walten der Sage kann sich in Schweden Niemand entziehen; sie begleitet uns auf Schritt und Tritt. Die Tage der Woche, die Sterne des Himmels erinnern an sie im Thorsdag, Dnsdag, Thorsdag, Fredag; im Thor's Wagn (große Bär), Loke's Brand (Sirius), Frigga's Spinnrocken (Orion); in den Namen fast aller Ortschaften: Åsa, Ulleråker, Thorsborg, Balderås, Thorsklint, Thorsgålla, Balhalla, Öbinsåker, Fregeklunda, Öbinsjö; in jenen riesigen Eschen und Vogelbeerbäumen (Thorsgålp), die in der Mythe eine so große Rolle spielen, und in tausend andern Denkmätern einer poetischen Vergangenheit, die der reizenden Gegenwart überall einen nie gekannten und fremdartigen Reiz verleiht. Die Namen der Kämpfer, die von den Göttern stammen, tönen in allen Liedern an unser Ohr; die Niesen, die Elfen, die Geister der Wasser und der Berge, Nöcken, Nissen, Tomte u. s. w. beleben, wie in Hellas, jeden Berg, jeden Quell, jeden Baum; dann folgt die große histori-

sche Sage, die sich der Göttermythe anschließt, und endlich die Erinnerung an die Könige und die Bürgerhelden, welche den Stolz des Volks ausmachen — fürwahr, wir müssen bekennen, Poesie und Gedicht ist in solcher Art die Grundlage des ganzen schwedischen Volkswohns wie keines andern Landes, und es ist die Frage, ob der Boden von Hellas mit dem poetischen Reichthum von Smithod (Schweden) den Wettkampf eingehen kann. Näher steht die schwedische Mythe der Natur in jedem Fall als die hellenische, und sie verräth einen ernstern und tiefern Einblick in ihr geheimnißvolles Walten als jene; die römische aber hatte vollends diesen Anknüpfungspunkt fast gänzlich verloren. Mit Mühe widerstehen wir der Versuchung, den Faden zu verfolgen, den uns der Verf. zur Aufhellung der geheimnißreichen Poesie der Edden und der Sagas darbietet; allein aus der Fülle seiner köstlichen Sammlung von Volksliedern, die er überall einstreut, müssen wir wenigstens eins unsern Lesern darbringen. Es ist das wundervolle Lied von der „wunderbaren Harfe“. Der Reiz einer Schwester tödtet die schönere Schwester und diese ersticht vom Flutentode als ewig tönende Harfe. Hier ist dies Lied:

Die wunderbare Harfe.

Ein Bauersmann wohnt am Meeresstrand,
— Leben ist schwer —

Er hatte zwei Töchter, rings bekannt.

— Halt' dich an die Zunge. — *)

Die ält'ste war schwarz wie der Erde Schoos,
Die jüngste so weiß wie 'ne weiße Hof'.

Es faßte die Schwester der Schwester Hand:

„Komm, laß uns hinab zum Meeresstrand.“

„Und wäschest du Tage und Nächte dich,
So wirst du doch nimmer so weiß wie ich.“

Und als sie nun gingen am Strand einher,

Da rief die ält'ste die jüngste ins Meer.

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach hilf mir ans Land;

Ich will dir auch geben mein goldenes Band.“

„Dein goldenes Band nehm' ich freilich mir,

Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach reich' mir die Hand,

Ich geb' dir die Krone mit goldenem Rand.“

„Die goldene Krone nehm' ich freilich mir,

Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach hilf du mir,

Ich will meinen Braut'gam geben dir.“

„Deinen Braut'gam nehm' ich freilich mir,

Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„So grüße dahin meine Mutter gut,

Ich feire die Hochzeit in salziger Flut.

Und grüße mir auch den Braut'gam mein,

Auf Meeresgrund wird mein Brautbett sein.“

Und an den Strand ein Spielmann kam,

Winkt hin aufs Meer, wo die Leiche schwamm.

Aus Land hebt er die Jungfrau hoch,

Aus ihr er sich dann eine Harfe macht.

*) Dies ist der Reiz wiederkehrende, mit dem Liebe wie ein launiger Chor verknüpft, sonst aber ganz zusammenhangslos aus frohn der nordischen Volkslieder.

Der Jungfrau schnockige Brust er nahm —
 Die Klinget die Harfe so wunderbar!
 Dann nahm er der Jungfrau Finger rein,
 Und setzt in die Harfe als Schrauben sie ein.
 Der Jungfrau goldgelbes Haar er nahm,
 Daraus ihre Saiten die Harfe bekam.
 Dann trug er die Harfe in den Hochzeitssaal,
 Drin saßen die Gäste beim frohen Mahl.
 Er greift in die Saiten hinein mit Macht,
 Die Braut in dem Brautstuhl sitzt und lacht.
 Und wieder er greift in die Saiten ein —
 Da kieden sie aus die Braut so fein.
 Zum dritten Mal die Harfe erschallt —
 — „Leben ist schwer“ —
 Da liegt sie im Brautbett bleich und kalt —
 — „Halt dich an die Zunge.“ —

Viele andere, auch das friessche Lied: „Die Königs-
 kinder“, sind nicht minder schöne Proben der Volkspoesie
 und gern theilten wir auch die Räthsel des Wasser
 Blinde bei König Heidrick, wie sie noch in der Volks-
 erinnerung fortleben, mit, mangelte es uns nicht an
 Raum.

Über Linköping erreicht der Reisende sodann das
 blühende Norrköping mit 12,000 Einwohnern, einen
 Hauptsitz schwedischer Industrie am Motaslstrom, dem
 einzigen Ausguss des wunderbaren Wetternses, welcher
 40 Zuflüsse empfängt und dennoch niemals seinen Was-
 ferspiegel erhebt. Dieser wundervolle See — der Schwede
 nannte ihn dieserhalb Vätur (Wesengeist), reich an un-
 erklärlichen Erscheinungen, wird auf dem Dampfschiff
 durchschnitten. Am Ufer liegt Bräwik, der Platz der be-
 rühmten Bräwallaschlacht, Nordens Kampf um Troja.
 Den reichen Wechsel der Landschaft und ihre historischen
 Erinnerungen malt uns der Reisende mit begeistertem
 Pinsel; vor Allem gibt er aber ein treffliches Bild von
 der Erscheinung der Schären, jenes seltsamen Natur-
 spiels unzähliger Inseln, Inselchen, Klippen und Riffe, das
 in seinem reizvollen Wechsel nur einmal auf der Erde
 vorhanden ist. Die Naturreize der Kanakreise durch
 Schweden, an Gegensätzen so reich und an Mannichfal-
 tigkeit der Scenerie so unvergleichlich, finden an ihm ei-
 nen begeisterten Darsteller, und in diese Bilder fließen
 Sage und Geschichte stets zwanglos und anmuthig über.
 Am Södertelgtakanal malt er uns Schloß Hövings-
 holm und gibt uns die Geschichte seiner Eigner, der
 Sture, die Geschichte der großen Märta Lejonhufvud —
 König Märta vom Volke genannt — in trefflichen Um-
 rissen; im Mälär zeigt er uns die Insel Björkö, zur
 Zeit des heiligen Ansgarius die mächtigste Stadt Nord-
 lands, die sich rühmte, 15,000 Krieger ins Feld zu stellen.
 Als Olaf der Heilige sie zerstörte, hüllten die Einwohner
 einen Baumstamm aus, füllten ihn mit ihren Kostbar-
 keiten, überließen ihn den Wellen und siedelten sich da
 an, wo der Baum ans Ufer stieß. So entstand Stod-
 holm und erhielt seinen Namen.

Nachdem er uns so die Reize Smålands, Wern-
 lands und Östgothlands vorgeführt hat, bringt der Verf.
 ein farbenreiches Bild von der Hauptstadt dar, deren

hervorstechend schöne Lage und Umgebung er mit treffenden
 Zügen darstellt. Der „Thiergarten“ von Stockholm ge-
 währt allerdings eins der schönsten Natur- und Stadt-
 bilder, die man auffuchen kann; inzwischen zeigt sich
 doch, daß dem Verf. nicht viele Vergleichungspunkte zu
 Gebote stehen, was bei einem Reisebeschreiber allerdings
 für einen Mangel gelten muß. Er besucht auch Arka,
 den Sommeritz Frederike Bremer's, ohnedies als der
 Punkt, von dem der große Gustav Adolf mit seinem kleinen
 Heere zur Befreiung Deutschlands auszog, berühmt,
 und schildert uns die Verfasserin der trefflichen „Alltags-
 bilder“. Hiernächst wandert er nach Westen zum Be-
 such der Seen, des berühmten Rinnekullen, dem Uen
 der Schweden am Wennernssee, nach Linköping, Kalmar,
 Karlskrona, dann nach Trollhättä und endlich am Götha-
 elf entlang nach Göthaborg. Auch auf diesem Wege
 sammelt er wieder eine Menge köstlicher Volksgesänge
 (das Lied von Herr Hildebrand und Herzog Selwardal)
 gibt uns reizende Naturszenen aus Westmanland und
 Dalekarlien, das um Dalvernas seine größten Reize ver-
 sammelt, führt uns an den Claraself, den Larsee und
 endlich, mit manchem köstlichen Umweg, zu den Troll-
 hättäfällen, von welchen ein klares und treffendes Bild
 geliefert wird. Göthaborg — Gothenburg — findet er
 des nordischen Charakters ganz entkleidet, wie denn ganz
 Westgothland von den fremden Touristen schon sehr eu-
 ropäisiert erscheint; hier gibt es Hotels anstatt der echten
 schwedischen „Gästgivergårds“, welche eher Karavan-
 seraien gleichen; Kellner statt der schwedischen „Junfrur“,
 Speisekarten, Ciceronis u. dgl. mehr. Die Mäßigkeit
 und die Dürftigkeit gehen hier schon in Wohlleben und
 Uppigkeit über, der Fremde erhält sein eigenes Zimmer
 mit Tapeten und Mahagonimeubles, und die Natur selbst
 büßt von ihrem individuell-nordischen Charakter ein.
 Schonen bildet den Übergang. Dort war Alles groß,
 majestätisch, aber wehmüthig in seiner lautlosen Stille,
 überirdisch; hier sind die Formen rund, voll, unpoetisch,
 aber in ihrer belebten Wirklichkeit reizend. So stellt
 sich auch der Mensch dar; der Däne ist Rationalist, der
 Schwede ein strenger Lutheraner; die Sprache des Er-
 stern ist weich, schlaff, gebildet, seinem gewandten Ge-
 danken zusagend; das Schwedische dagegen ist kräftig,
 edel, klingend, gesangvoll; der Däne liebt das Meer;
 der Schwede zieht seine Berge vor. Ihm gilt der Ruhm
 des Vaterlands, Jenem sein Vortheil; der Schwede
 liebt Glanz, Schmutz und Klitter, der Däne das So-
 lide, Nüchtern; der Erste ist kurz und schweigsam, der
 Andere redselig und schnell mit seinem Vertrauen bei
 der Hand. Aus dieser Verschiedenheit ihrer Naturen
 erwuchs vielleicht ein vielhundertjähriger Nationalhaß,
 der jetzt eben erst einer geistigen Einigung zu weichen an-
 fängt. Skandia hat sich als ein Volk von Brüdern
 erkannt. Hier schließt der Verf., indem er uns in sei-
 nem Schluß noch einen wohlthuenden Blick in sein
 frommes und zufriedenes Gemüth thun läßt; denn „böse
 und gute Stunden“, sagt unser lebenswürdiger Führer,
 „jedes Geschick meines Lebens erwies sich stets durch die

nachfolgende Erfahrung als eine Gnade, als ein Werk der ewigen Liebe."

So entlassen wir ihn denn mit Dank für seine anerkennenswerthe Leistung, die geeignet war, auch uns einen Theil seiner Begeisterung für Swithiod und seine Eigenthümlichkeiten einzufloßen. Dem Freunde der Volkspoesie und der „Sage“ aber sei sein Buch noch ganz besonders empfohlen!

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Des Drechslers Wanderschaft, für Jung und Alt erzählt von Daniel Hirs. Strassburg, Treuttel und Würg. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. Erinnerungen aus dem Jugendleben eines Unbemittelten. Dresden, Walther. 1844. 12. 12 1/2 Ngr.

Der selige J. Winckelmann hat einmal gesagt: „Gut schreiben ist das schwerste Menschenwerk.“ Er muß wol recht haben, denn es wird wirklich selten gut geschrieben. Das vorbezeichnete Buch gehört zu denen, die nur im mechanischen Sinne des Wortes geschrieben sind. Wir nahmen dasselbe mit einem günstigen Vorurtheile zur Hand; wir hofften, daß der Schuster Sachs oder der Bader Holz einen würdigen Nachfolger bekommen hätte, wenigstens in Ursprünglichkeit, Natürlichkeit, Kräftigkeit des Gedankens und des Wortes. Allein diese Hoffnung ist durch das Buch nicht realisiert; es ist ein ganz gewöhnlicher, ganz ordinärer Reisebericht; es würde zu loben sein, wenn das Leben des Handwerksburschen darin als solches gemalt wäre; auch diesen Vorzug hat das Buch nicht einmal; Alles ist ganz farblos gehalten; lauter Notizen, die man in jedem Lehrbuch der Geographie gründlich findet; keine eigenthümliche Auffassung des Lebens, der Sitten, keine natürlich frappanten Äußerungen. So gibt das Buch bloß ein Zeugniß von spießbürgerlicher Arroganz, die frech genug ist, sich überallhin zu versteigen. Wenn etwa dem Herrn Drechslmeister dies Blatt zu Gesicht kommen sollte, so möge derselbe folgende Mittheilung beherzigen und den Rath befolgen:

Vor etwa 60 Jahren fand vor Sena eine bedeutende Schlägerei statt zwischen Studenten und Handwerkern, unter denen die Drechsler die Hauptthäne waren. Der Wirth der Schenke stiftete Frieden, stieg auf einen Tisch und rief: „Die Studenten!“ — „Sollen leben!“ fielen die versöhnten Philister ein. Dann fuhr der Wirth im Koakausbringen fort und rief: „Die Drechsler!“ — da riefen alle Burschen „Sollen dreheln!“

Wenn in diesem soeben angezeigten Buche gar keine Keime zu finden sind für anderweitige bessere Producte, so liegen deren in dem zweiten. Wir finden darin manche verständige Gedanken über Pädagogik, Religion und verwandte Gegenstände ausgesprochen, und die ausgesprochenen scheinen nicht die einzigen des Verfassers zu sein. Seinen Freunden ist das Buch gewiß ein willkommenes Geschenk, wenngleich es höhern Werth in der Literatur nicht beansprucht.

Literarische Notizen aus England.

George Sand und die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Die Recension der „Gräfin Faustina“ in englischer Bearbeitung veranlaßt einen englischen Kritiker, folgende Parallele zwischen der bekannten Verfasserin dieses Romans und der Madame Dubouant zu ziehen. „Aus mehreren Stellen dieses Romans“, äußert der Engländer, „läßt sich entnehmen, daß die Gräfin Hahn-Hahn zu jener Gesellschaft geistesüberheimpelter Weiber gehört, unter der Madame Dubouant den ersten

Rang einnimmt. Aber nach ihren Schriften zu urtheilen, stehen Beide einander unendlich fern. Es ist unmöglich, die Erzählungen und Betrachtungen der französischen Dame zu lesen, selbst wo sie in der empörendsten Gestalt auftreten (und dieser Beinamen ist für Manches darunter nicht zu stark), ohne auf das Schmerzlichste von ihrer Aufrichtigkeit berührt zu werden. Ihr Geist ist ein starkmüthiger — vielleicht voll organischer Mängel, jedenfalls aber krankhaft verstimmt —, welcher kämpft und sich windet, um zu erlösen von Mühsal und Leiden. In diesem Augenblicke erhebt sie Klage über gesellschaftliche Einrichtungen, in einem andern über religiöse Glaubenslehren, dann über staatliche Mißstände; und unbewußte Dessen, daß ihr verzweifelter Ringen wol eben so sehr ihren eigenen Verzerzungen zur Last fällt als der Ungerechtigkeit der Welt, macht sie rasende, aber ernstlich gemeinte Anstrengungen, sich von all den abggleichen Zufällen loszumachen, die im Augenblicke am schwersten auf ihr lasten. Nicht so Madame Hahn-Hahn, soweit dies sich wenigstens aus dem Geiste ihrer Schriften ermaßen läßt. Sie scheint uns mehr blasée — mehr ins Blaue hineinschreibend; mehr besorgt, sich instellungen zu zeigen, mehr gewillt, um des Einbruchs willen nach Auffallendem zu haschen. Besser lesen läßt sie sich vielleicht als die Sand; aber ihre geistige Spannkraft ist geringer, und ihr Bewußtsein weniger empfänglich. Ihr Roman ist jedenfalls bedeutend matter als irgend eine Erzählung der Sand, und er hinterläßt in uns keineswegs den Wunsch, fernere Bekanntschaft mit seinen Brüdern zu machen; auch verlassen wir ihn mit nur geringer Theilnahme für seine Verfasserin. Als Reisende strahlt sie am hellsten, eine Rolle, die heutzutage so unaufhörlich gespielt wird, daß, um ihr irgend einen Reiz zu verleihen, Einiges von jener stehenden und gewissenlosen Persönlichkeit, von jenem Entschluß, der Laune des Augenblicks zu folgen, der sich künstlerischer Vollendung so verderblich erweist, notwendig sein mag, wie es bei den Schöpfungen der Romanschreiberei wol ausfällt.“

12.

Der bekannte Lord Brougham veröffentlicht soeben: „Lives of men of letters and science, who flourished in the reign of George III.“ Das Buch enthält die Biographie von Voltaire, Robertson, Hume, Black, Cavendish, Rousseau, R. Simson, Priestley, La Place, Watt und Davy.

Alexander v. Humboldt's „Kosmos“ ist auch bereits ins Englische übertragen.

8.

Literarische Anzeige.

Le Sage's historisch-genealogisch-geographischer Atlas.

Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen
und vermehrt

von Alx. von Dusch und J. Eyslein.

Gr. Royalfolio. Cart. 8 Thlr.

(Kann auch in 8 Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.)

Ich habe dieses anerkannt treffliche Werk mit Verlagsrecht von Herrn Franz Noldke in Karlsruhe übernommen und liefere dasselbe zu dem billigen Preis von 8 Thlr. (Die erste Ausgabe kostete 20 Thlr. 25 Ngr.)

Leipzig, im Juni 1845.

F. A. Brockhaus.

Donnerstag,

— Nr. 170. —

19. Juni 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Wir gelangen nun zu dem vierten der oben angezeigten Berichte über „Nordland“, der wiederum seinen eigenen Charakter geltend macht. Während Nr. 2 außer trockenen und entlehnten Notizen nichts als tabelförmiges Geschwätz gab, Nr. 3 aber die malerischen und poetischen Seiten Nordlands vorzüglich ins Auge faßte, hält der Verf. von Nr. 4 durch seinen ganzen Bericht fortwährend den Charakter ernster Forschung und wissenschaftlicher Untersuchung fest, leitet uns zu Schlüssen an und krönt damit unsere bisherigen Betrachtungen, indem er sie zum Abschluß bringt. Unter den Dreien gebührt ihm der Preis. Besonders aber ist seine Übersicht der jüngsten schwedischen und dänischen Literaturentwicklung von uns mit Dank entgegenzunehmen.

Der Verf. verläßt die deutsche Erde in Stralsund, nachdem er von dem prosaischen und „feudalistischen“ Pommeren eben kein sehr heiteres Bild zurückgelassen hat. In einem halben Tage ist die Überfahrt nach Ostadt bewirkt, das sogleich mit den vollen charakteristischen Zügen Schwedens den Reisenden empfängt. Er setzt die Reise nach Stockholm fort, läßt uns in Upsala und Dalekarlien verweilen; führt uns hiernach dem Göthakanal entlang, zeigt uns Trollhätta und Göthaborg und leitet uns dann nach Kopenhagen. Es sind also dieselben Provinzen, die wir auch mit seinen Vorgängern durchwanderten; Nord- und Mittelschweden hat keiner von allen Vieren betreten, und in der That kann nur ein positiver Forschungszweck, wie er diesen Reisenden eben fehlte, zum Besuch jener Theile von Nordland aufordern. Das blühende, das poetische, das uns verwandte Schweden concentrirt sich ganz in den Provinzen Ost- und Westgothland, Wermeland, Dalekarlien und Schonen.

Auch der Verf. durchschiffte die Scheeren, welche Steffens die höchste Potenz einer poesielosen Gegend genannt hat. Der dritte Reisende gab uns ein anderes Bild von ihnen und der Verf. von Nr. 4 stimmt mehr mit ihm als mit Steffens überein. So mannichfaltig reflectirt die Natur dasselbe Bild in unserer Seele! Aber auch er nennt die Einfahrt in die Bucht von Stockholm ein wundervolles Pleorama, und seine flüchtige Skizze desselben belegt die Wahrheit seines Ausspruchs; eine

kühnere Zusammenstellung von Feld, Meer, Wald und Residenz, als Stockholm darstellt, gibt es nicht, und Granitblöcke, Eichen, Bogen und Paläste haben in der That nirgend eine schönere Ehe gebildet als hier. Durch die Geschichte des Ritterhauses und eine Reihe von Aphorismen voll plastischer Gestalten führt er uns in die schwedische Geschichte und in das Volkswesen ein. Ein eigenes frisches und buntes Leben, sagt er, erzeugt die völlige Ständeaussgleichung, die in Stockholm herrscht, die den „Plebs“ verwischt, und in der sich Gelehrte, Adel, Geistliche und Militärs zu einer freien, fröhlichen, vergnügungsfüchtigen Vereinigung zusammenfinden. Nur der sonst nicht gekannte „Pauperismus“ fängt auch in dieser Hauptstadt an, sein Haupt emporzuheben, hier, wo ehemals Jeder sein hinreichendes Auskommen emsig erwarb. Die Pugsucht, die Gründlichkeit des Schweden im Essen und Trinken, das Ringen nach flüchtiger, oberflächlicher Bildung in den höhern Ständen, die Frauen und das stereotype schwedische „Ja so!“ mit dem man eine ganze Unterhaltung ausfüllen kann; dann das Wellmannsfest — als alleinstehendes Beispiel von einem Volksfeste zur Erinnerung an seinen Dichter im heutigen Europa —, beschäftigen ihn lange. Mit diesem „einzigen“ Volksfest, das er mit Liebe schildert, leitet der Verf. seine Abhandlung über Literatur und Sprache Schwedens ein. Wie Deutschland gewann auch Schweden erst mit der Reformation aus Runen und Volksliedern eine feste Schriftsprache. Dalin (gest. 1763) ward in ihr zum ersten Prosaisken; seine Poesien, lustern und süßlich, ahmten französische Vorbilder nach. Ihm folgte ein König, Gustav III., zierlich, aber ohne Natur und Wärme in seinen Poesien. Frischer und wahrer zeigten sich schon Lindner und H. Kellgren; darauf bereitete Wellmann die neue Poesie vor. Sodann ergriff die französische Revolution die Geister; D. A. Atterbom trat zuerst der Akademie entgegen, der Hauch der romantischen Poesie kam über Schweden und weckte überall Nachtigallen. Geiser stimmte seine Vardenlieder an; Sturm, Tannen und Wasserfälle rauschten und die Bäche der Mythen flossen reichlich. Tegner, ein echter Lutheraner, aber von den „Lichtelsen“ gefeilt, gab den Schweden eine Poesie, die rauscht und blüht, duftet und schillert. Mit ihm ringen Wallin, Vitalis (Sköberg) um den Preis. Westow repräsentirt das Goethe'sch

Streben dem schwedischen Schiller gegenüber; er ist eine heroische Gestalt, ein Lebenskünstler und conservativ wie Goethe. Ihm entgegen ringen Mellin, frisch und kräftig, durch sein „Der letzte Kampf Schwedens“ berühmt, Fr. Dahlgrén und Gröfvenstolpe, Ersterer Oppositionsmann, ohne feste Gestalt, Letzterer durch und durch Republikaner, äußerlich wie innerlich, um den Vorrang. Der biegsame Almqvist, phantastisch und farbenreich und durch sein „Dornröschen“ sehr populär, und die jüngern Geister, der Finländer Runeborg, Bötticher und Rydberg, die sich noch in den Fesseln einer richtungslosen Schwärmerei befinden, beleben den schwedischen Dichterhain, während Charlotte Nordenskjöld, schon zu Gustav's III. Zeit, Christine Nyberg, die Dunkel, die Lenngren, die Gräfin Cronhjelm, der berühmten Bremer, Em. Flygare und der Baronin Knorring voran in den Dichterhain der Frauen drängen. Für die Dichtkunst schwärmt in Schweden Alles, Volk, Salon, Jung und Alt; es blüht eine frische und schöne Jugendzeit für die Poesie in Nordland kräftiger als irgendwo.

Der Verf. gelangt hiernach durch eine helle, grüne Landschaft mit hochrothen kleinen Holzhäuschen, Klippen, Wald und Wiesen bunt zusammenwürfelt, nach Upsala. Überall Schweigen, tiefe, sanfte Melancholie — es ist das Land der Döbingsage. Upsala hat ein ganz ländliches Ansehen; große und kleine Häuser aus Holzstämmen, mit Rasendächern, hellroth angestrichen, liegen meist regellos durcheinander; nur am Markt stehen alte Steinhäuser. Dom, Schloß und Bibliothek ragen auf drei Hügel über der Stadt empor. Das Prachtstück der letztern, in einem hellen, geschmackvollen Raum, ist der „Eiserne Coder“ des Ulfilas, aus einem westfälischen Kloster durch Drenstjerna im deutschen Kriege entführt; Upsala und Paris (Manesse) besitzen Deutschlands schönste Handschriften. Der Dom von Upsala ist wol das ausgezeichnetste gothische Gebäude Schwedens; obwol von Backsteinen erbaut und zum Theil von Feuer beschädigt, zeigt er noch jetzt eine große aber kalte Reinheit des Stils. Linné's berühmter „Hortus Upsaliensis“ erscheint uns jetzt dürftig und mager; die Zeit hat ihn hinter sich gelassen. Die Studentenwelt von Upsala theilt sich in 14 Stationen, die ihre eigenen Wohn- und Lehrgebäude besitzen. Der Verf., der Hegelianer ist, gibt von den philosophischen Studien nähere Auskunft und berichtet, daß Atterbom mit einem eigenen gemischten System zwischen Schelling und Hegel schwebt, während Afzelius die Philosophie Hegel's rein und frisch darstellt. Ton und Haltung der Studentenwelt verräth etwas Schüchternes, und obgleich viel gesungen und viel „geredet“ wird, so ist doch eine bescheidene Zurückhaltung herrschend. Die langen Ferien — sechs Monate — bewirken, daß die akademische Zeit viel länger währt als bei uns und daß Studirende von 30 Jahren keine Seltenheit sind. Die jüngste patriotische Zusammenkunft Scandinavischer Studenten hält der Verf. für eine gemachte Demonstration ohne Wahrheit und Bedeutung. Er besucht sodann die Marawiese, wo die Könige Schwedens aus freier

Volkswahl (!) hervorgingen, Alt-Upsala und die uralte Kirche Erik des Heiligen, und ihr gegenüber die drei fahlen von Menschenhänden aufgethürmten Grabhügel Döbings, Thor's und der Frigga. Hier ist der enge Schauplatz des größten Theils der schwedischen Götter- und Volksgeschichte.

Unser Reisende besucht sodann Dannemora, schilbert Dalarna (Dalekarlien), skizzirt uns seine Geschichte und die drei großen Auszüge der Dalekarlier zur Wahrung der Freiheit, im J. 1434, 1521 und 1743; schilbert uns den festen, kernhaften Dalekarlier und seine Frauen (Dalekullen) und kehrt dann nach Stockholm zurück.

Der nächste Abschnitt liefert eine überaus scharfe Kritik der Reisebeschreibung der Gräfin Hahn-Hahn, für eine so flüchtige Arbeit etwas zu ernst und mühevoll und nicht in gutem Geschmack gehalten. Das Capitel: „Kunst in Schweden“, ist uns werthvoller. Die Arbeiten L'Archevêque's und seines Schülers Tol. Sergell, der wol eigentlich der Schöpfer seiner Monumente war; des Professors Göthe und seines Schülers Byström, den der Verf. einen „Vielschreiber in Marmor“ nennt, welcher nur Automaten liefert; Fogelberg, welcher seinen Bildungen — Döbings — Schönheit und Leben einhaucht; Quarnström, der einen herrlichen Uller lieferte, werden einzeln durchgegangen. Minder als die Bildhauerkunst blüht die Malerei; es fehlt nicht an guter Erfindung, aber an Farbe. Joh. Fahlstrang (geb. 1774 in Dalekarlien), Schwedens erster Landschaftler, ringt umsonst nach südlichem Colorit; Sandberg's Bilder tragen einen eifigen Ton zur Schau, nur seine Fresken im Dom von Upsala sind trefflich; Widenberg und Södermark haben sich in Italien und Frankreich ausgebildet. Im Kupferstich sind Forrell und Graffman zu bedeutendem Ruf gelangt. Als Architekt ist Sundwall, der Erbauer der Bibliothek in Upsala, ausgezeichnet; als Componisten gelten Gröfvenstolpe, Lindblad, Nordblom, endlich Geijer, wenigstens im Liede, am meisten. Die dramatische Musik ist den Schweden unzugänglich.

Der Reisende beginnt sodann seine Kanalfahrt und malt uns dieselbe in frischen und anmuthigen Farben. Von Ståthaden durch den See Roxen, die merkwürdige Schleuse, welche die Schiffe mit 15 Stufen in den 136 Fuß höhern Roxen hebt, zeichnet er die anziehendsten Punkte der Reise, Norrköping, Runkeböda, den Ulfäsa, den Sitz der Folkunger. Wiederum heben Schleusen das Schiff in den Wetteren, den der hohe Dmberg beherrscht; dann steigt das Fahrzeug abermals an Schleusen empor und der Kanal, nun 308 Fuß über dem Spiegel der Ostsee, tritt in Westgothland ein. Von nun an senkt er sich, und die malerischen Uferberge des Wennersees, mit ernstern Tannenwäldern umringt, nehmen ihn auf, bis das Schiff bei Trollhättan endlich anlegt. Der Ort ist bergauf bergunter an das Felsenufer des Kanals wie festgeklebt. Wie zwei zischende, schäumende Riesenschlangen windet sich der Götha-Elf durch den Ort, wo Starkotts dem Hergimer Halstroll (Riese, Halbgeist) erschlug und dem Plage den Namen gab. Die Schilderung der Fälle, malerisch und wirkungsvoll, müssen wir hier übergehen, um den Verf. nach Götha-

borg, der zweiten Stadt des Reichs mit 20,000 Einwohnern, zu begleiten, durch eine schweigende, einsame Landschaft, in eine wohlgebaute aber ziemlich stille Handelsstadt. Die glückliche Fahrt durch das Kattegat auf einem norwegischen Dampfschiff benutzte der Verf., um den Nationalcharakter der Norweger zu zeichnen; es ist etwas gewagt, ein solches Gemälde ohne Kenntniß des Landes nach einigen reisenden Exemplaren zu nehmen. Daß der Norweger jovial, leicht im Verkehr und von oft übermüthiger und stolzer Haltung gegen seinen glatten und geschmeidigen Nachbar, den Schweden, ist, wissen wir. Wir erreichen Dänemark, das Buchendewaldete, und Kopenhagen, den Hauptsitz der nordischen Kunst, dem der Verf. in dieser Beziehung etwas vom Charakter Roms (!) vindiciren möchte. Das Historische und Beschreibende seines Berichts müssen wir dem Leser selbst nachzusehen überlassen; in der Charakteristik des Dänen stimmt er mit Nr. 3 fast wörtlich überein. Er nennt den Dänen sanguinisch-phlegmatisch, indeß er dem Schweden ein cholertisch-melancholisches Temperament zuschreibt. „Die Dänen haben viel Humor und wenig Pressfreiheit, die Schweden viel Pressfreiheit und wenig Humor“, sagt er; „jener ist witzig und schlagend, dieser äußert seinen Unmuth in finstern Jörn.“

Mit dem Deutschen hat der Däne wenig Ähnlichkeit, obwohl er ihm in allen wissenschaftlichen Bezügen nahe steht; in den politischen neigt er sich zu seinen nordischen Brüdern; am meisten gleicht sein Nationalstolz dem des Italieners, dessen Leb- und Lust und dessen Kunstsinne er theilt. Die Verehrung der Dänen für Thorswaldsen ist unbegrenzt; nicht minder rege ist ihr Sinn für Poesie. „Die dänische Dichtkunst“, sagt der Verf., „gleichet einem jungen Mädchen, das wir scheu und blaß gekannt haben, um das wir uns lange Zeit nicht bekümmerten und die uns nun als eine volle, feurige und schöne Jungfrau entgegentritt, in voller Blüthe entfaltet und nur noch mit halbem Ohre nach unsern Schmeicheleien hinhörend.“ J. Vaggesen, Friederike Bruun, ja selbst Ohlenschläger, welche ehemals die Brieftauben waren, die uns von dorthor Nachricht brachten, sind längst vergessen — eine neue Welt der Poesie, von der wir nichts wissen, ist über Dänemark aufgegangen. Der jüngere Blicher, der feurige Grundtvig, E. Ingemann, so wunderbar innig und rein, Carsten Hauch, der kräftige Tragöde, gehören noch der ältern Schule mehr oder minder nahe an. Dann aber trat zuerst J. L. Heiberg, fein und kritisch wie Heine, in eine neue Bahn. Seine räthselhaften, wie aus einer andern Welt gekommenen Novellen sollen der Gräfin Gyldenborg — Heiberg's Mutter — zugeschrieben sein; Beide, im Bunde mit Heiberg's Gattin, der berühmten Schauspielerin Luise Pätzes, mögen gemeinschaftlich in den „Hverdags-historier“ die Feder führen. Winther, Holst, Herg („Geisterbriefe“), H. C. Andersen, Valudan-Müller („Adam Homo“), St. Aubin, Carl Bernhard genannt, Kierkegaard („Des Verführers Tagebuch“) und andere Träger der neuen Literaturperiode der Dänen werden uns von dem Verf. biographisch und

kritisch vorgeführt und geschildert. Er hat mit diesem Anhang eine dankenswerthe Übersicht von dem ungemein frischen und lebendigen Geiste und von den mannichfachen Richtungen geliefert, welche in dem stammverwandten Volke jenseit der Elber vielversprechend sich regen, und die wir so lange Zeit ganz unbeachtet gelassen zu haben gestehen müssen.

Wir schließen hier mit dem Wunsche, dem Verf. dieses reichhaltigen Reiseberichts recht bald wieder zu beggennen und mit dem Anerkenntniß, daß er uns ein ebenso lehrreicher als anmüthiger Führer gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der „Punch“ und die Frage des Oregon-gebiets.

Eins der effectvollsten Spottbilder, die der in diesem Genre unübertreffliche und geistreiche „Punch“ in der letzten Zeit gebracht, ist die Darstellung Sir Robert Peel's und des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Polk, auf dem Waffenstillstand in Begleitung ihrer Kampfzeugen sich belegend. Im Vordergrund erblickt man die stattliche männliche Gestalt des englischen Premierministers, nach der Fashjon geschmackvoll gekleidet mit schwarzem Halstuch, weißer langer Weste, das Augenglas zierlich daran herabhängend, mit stramm angezogenen, enganliegenden Inerpressbles, eine Rose im Knopfloch des Rockes, den Hut auf dem wohlgeordneten Paar von der linken Seite etwas in die Stirn hineingedrückt, die Rechte in die Seite gestützt, in der Linken nachlässig die Pistole niederstehend, im Gesicht den Ausdruck einer unnachahmlichen Mischung von Überlegenheit, Entschlossenheit, Zuversicht und Hohn, die ganze Stellung unerschütterlichen Muths und Geringschätzung des Gegners athmend. Ihm zur rechten Seite zeigt Lord John Russell, „Johnny“ (Dänchen), seinem neuen Freunde in dieser Sache kaum bis zur Brust reichend, kampfbahnähnlich aufpußend den Kopf zurückgeschlagen, mit ausgespreizten Beinen sich etwas emporzückend, die rechte Faust geballt gegen die emporgeworfene Brust gepreßt, mit der andern leidenschaftlich den Rockschöß Sir Robert's fassend und ihm zurufend: „Serve him out Bobby!“ Im Hintergrunde sieht man in einer ziemlich verwirrten, mehr ruppigen als schäbig ausschenden Figur, an der die Kleider wie an einer Vogelscheuche herumflottern, den neuen Präsidenten der Union, den kriegslustigen Abgott der amerikanischen Demokratie, auf die ungekämmt und verworren herumliegenden Haare, die der Angstscheiß etwas zum Trifeln gebracht zu haben scheint, einen alten zertrümmerten und verbogenen Stuhl gestützt. Die Linke birgt er in der aufpußenden Hosentasche, man weiß nicht, ob die geballte Faust, oder das krampfhaft gefaltete des Geldbeutels oder vielleicht gar das Verbergen der Sklavenpeitsche die Tasche aufbläst; in der Rechten hält er den eben von den Lippen genommenen, noch dampfenden Stimmstengel, wie aus Allem hervorgeht mehr als ungeschlüssig, ob er denselben wegwerfen und dagegen die ihm von seinem vor ihm stehenden Kampfhelfer angebotene Schußwaffe in Empfang nehmen soll oder nicht. In der Gestalt besagten Bestands mit den dicken Spanletten, dem hervorragenden Fettwanst, dem himmelanragenden Toupet und dem Chapeau das erkennt man leicht den großen Staatsmann und politischen Escamoteur, der vor den Augen der Welt ein mit erdumwälgenden Entwürfen schwanger gehendes, flegetrunkenes Volk mit Handumwenden als Rechenpennig in seine Tasche gleiten ließ. Er richtet an die trübselige Gestalt seines überseeischen Verbündeten mit eindringlicher und doch verbindlicher Miene die Aufforderung: „Courage mon président! vissez au coeur!“ die der Amerikaner mit den Worten erwidert: „Do yer think he's in earnest?“ Die Unter-

schreibt der oben geschilderten Zeichnung lautet: „Who's afraid, or the Oregon question.“ Die Wirkung ist wie gesagt drastisch, der Künstler hat sich selbst übertroffen.

Das obige Bild ist mit Ausnahme der im Originalausdruck angeführten Worte ohne erklärenden Text, es braucht keinen, da es in seinem vollendeten Ausdruck ganze Bände spricht. Ein zweites auf denselben Gegenstand bezüglicher Herrbild in Gestalt einer Bignette ist hingegen mit einer Auseinandersetzung versehen, die den Groll des Rationalgedankens in der Brust des Engländers über die bekannte Stelle der Botschaft des amerikanischen Präsidenten besser als Alles aufdeckt. Es heißt am angeführten Orte unter der Überschrift „Ein Wort ins Ohr Herrn Polk's“ wie folgt: „Herr Polk, Präsident der Vereinigten Staaten, horcht auf einen Euch von Pundh zugeflossenen guten Rath wohl auf: Ihr habt kürzlich Euren Vorfall verlaunten lassen, vom Oregongebiet Besitz zu nehmen und dem britischen Löwen zum Trost des Löwen Antheil Euch zuzueignen. Ihr habt dadurch besagtem Löwen Anlaß gegeben, seinen Schweif zu rollen und sein Gebrüll zu erheben. Horcht auf dieses Brüllen Herr Polk, merkt auf jenen Schweif! laßt Euch warnen und nehmt Euch in Acht! Steckt Euren Kopf nicht in des Löwen Klauen. Mit andern Worten, laßt Euch nicht in einen Kampf mit Großbritannien ein. Zum Ersten fehlt Euch Geld, um Pulver und Blei zu kaufen; Ihr habt keinen nationalen Vetter, noch irgend Wen, der Euch einen Stüber borgen möchte; denn wer auch nur einen Stüber weglehnt, erwartet mit Zuversicht ihn wiederzusehen. Zum Zweiten, Herr Polk, gibt es einen Umstand, den reißlich zu überlegen Euch wohl geziemt. Unter Euren höchst glorreichen Einrichtungen fällt die Sklaverei vor Allem in die Augen. Ihr habt eine große Regerversammlung. Das ist eine Thatfache, Herr, wie Eure Landleute zu sagen pflegen: eine große Thatfache, Ihr werdet Euch kaum erlauben, Eure Sklaven zu bewaffnen. Ihr dürft Euren Sklaven keine Waffen anvertrauen! Nicht gegen die Freunde der Freiheit würden sie diese Waffen führen. Bildet Ihr Euch wol ein, sie würden für ihre Ketten und für ihre Freiber und zur Vertheidigung des Lynchgesetzes sehten? Rechnet Ihr darauf, daß sie sich um ihre Stauipfäulen scharen und deren Farben treu bleiben — den Blutstriecken? Leuchtet es Euch nicht im Gegentheil ein, daß England ihnen ihre Freiheit in der Patronatsache mitbringen könnte? Wir werden nur wenig Leute nach Kentucky zu schicken brauchen, wenn wir nur Hinten genug dorthin senden. Bedenkt es wohl, Freiheit steht auf der britischen Flagge; es würde trübselig mit Euch stehen, wenn wir diese Flagge in Amerika aufhissen sollten. Ihr seid selbst ein Sklaveneigner, Herr Polk? Welche Wirkung würde eine Proclamation, so nach Art und Weise der O'Connell'schen, haben, die an Eure „erblichen Regier“ gerichtet wäre. Denkt daran, Herr Polk. Kein Herr! Prahlst, renommirt, eisenfressert, bläht Euch auf, windbeutelt so viel Ihr Lust habt; ballt die Faust, streicht Euch den Bart, schneidet Gesichter, Ihr werdet uns das ergötzen, uns besonders, fintemal Ihr uns dadurch Stoff zu Scherz und Spottbildern liefert. Mit einem Wort, schwagt so lang und so großbrodig als es Euch gefällt über das Kriegserklären. Aber thut es ja nicht. Sagt Ihr's, so verlaßt Euch darauf, „es wird“, wie Richard III. sagt, „ein schwarzer Tag für Jemanden werden!“ und wer dieser Jemand sein wird, könnt Ihr wol ziemlich genau erkennen raten.“ Der letztere geschraubte Ausdruck „pretty exactly considerably“ scheint ein Spott auf die den Charakter der Yankee bezeichnende besuhtame, umständliche und berechnende Sprechweise.

12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Bossuet's Leistungen als Historiker.

Bossuet hat in Frankreich zuerst eine tiefere Geschichtsschreibung begründet, die, wenn sie auch selbst noch nicht eine

wahrscheinlich philosophische ist, sich derselben doch annähert. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind unvergänglich und sein „Discours sur l'histoire universelle“ hat, wenn man von einigen Schlägen absteht, welche auf Rechnung seiner Zeit zu setzen sind, für die Gegenwart noch seine volle Bedeutung. Es scheint deshalb keine verlorene Mühe, auf den „goldmündigen“ Bischof von Meaux unsere Zeit mit kurzem Gedächtniß einmal wieder aufmerksam zu machen. Ein junger französischer Gelehrter hat dies in einer kürzlich erschienenen Schrift gethan, welche sich die Würdigung Bossuet's als Historiker zur Aufgabe stellt. Sie führt den Titel: „Etudes sur l'histoire universelle de Bossuet, considérée comme le résumé du génie, du caractère et des doctrines de ce grand homme“, von H. Morel. Was uns an diesem gutgemeinten, verdienstlichen Werkchen unbedingt misfällt, ist der allzu panegyrische Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Es kam hier offenbar weniger auf ein maßloses Lobpreisen als auf eine ruhige Auseinandersetzung des historischen Systems, welches der Darstellung Bossuet's zum Grunde liegt, und auf eine logische Entwicklung der leitenden Ideen des Werks an. Auf diese Weise hätte der Verf. sich auch enthalten können, auf solche Stellen, welche am Charakter Bossuet's haften, näher einzugehen. Statt dessen unterzieht er sich der vergeßlichen und erfolglosen Mühe, den „Schwan von Meaux“, wie Bossuet genannt ist, überall und selbst da, wo leidenschaftliche Hitze gegen Andersdenkende ihn zu Ungerechtigkeiten hinriß, zu rechtfertigen. Wie konnte Morel, der überall eine weise Mäßigung zeigt, sich verleiten lassen, zu behaupten, Bossuet habe in seinem Streite mit Fénelon sich leidenschaftlos und duldzaam gezeigt? Was Morel selbst betrifft, so ist derselbe zwar Katholik, aber ohne deshalb Maßregeln wie die Aufhebung des Edicts von Nantes zu billigen und gutzuheißen. Nur liegt es ihm auch bei dieser Frage wieder sehr am Herzen, Bossuet von jedem Verdachte der Parteilichkeit zu reinigen.

Chronik des Theaters.

Die Oper, das Ballet und das flimmernde Theaterleben überhaupt, dieses glänzende Glend, bietet für die Feder des Feuilletonisten einen unerschöpflichen Stoff. Es ist dies für Romane, Novellen und kleine Genrebilder der größten Mannichfaltigkeit eine Quelle, welche nie zu versiegen droht. So bringt denn jede Woche Schriften aller Art, in denen die frivolen Geheimnisse der Couleissen ausgeplaudert werden, und so unendlich oft auch dieses leichtfertige Thema behandelt wird, so scheint doch die Lusternheit des Publicums niemals in Abnahme begriffen zu sein. Unter der großen Menge Dessen, was in dieser Beziehung die letzte Zeit gebracht hat, bemerken wir nur die „Chroniques secrètes et galantes de l'Opéra 1667 — 1844“, von G. Louchard-Lafosse (2 Bde.), welche zum Nutzen und Frommen unserer Theaterfreunde wahrscheinlich baldigst ins Deutsche übersetzt werden. Liefere Schall kann man weder dem Titel noch dem Namen des Verf. zufolge erwarten, der sich nach allen Richtungen hin als ein recht thätiger Buchmacher zeigt. Interessanter und brauchbarer, um einen allgemeinen Überblick über den Stand der dramatischen Kunst zu gewinnen, dürfte folgende periodische Schrift sein, welche in Monatsheften zu erscheinen angefangen hat: „Le théâtre de Paris, histoire anecdotique, critique, biographique et littéraire de tous les théâtres de la capitale“, von Ch. d'Argé. Der Verf. hat seit 20 Jahren die Entwicklung der dramatischen Unternehmungen mit Aufmerksamkeit verfolgt und ist in verschiedenen Journalen, welche die Besprechung und Förderung dramaturgischer Interessen sich zur Aufgabe stellen, thätig gewesen. Sein Werk wird nicht bloß auf die Befriedigung der großen Menge, welche sich an Mittheilungen aus dem freien Theaterleben figelt, berechnet sein, sondern es soll auch selbst literarischen Anforderungen genügen.

17.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 171. —

20. Juni 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Wir kommen endlich zur Ansicht des unter Nr. 5 angezeigten Werkes, das wiederum einen neuen Charakter ausspricht und einen neuen kritischen Maßstab in Anspruch nimmt. Laube's „Drei Königstädte im Norden“ gehören weder den inquisitive noch den sentimental journeys an, sie sind weder gründlich beschreibend noch gründlich sammelnd; sie fassen bloß die ästhetischen und historischen Bezüge und die humoristischen Seiten einer Nordlandsreise auf. Es ist unstreitig viel Anmuthiges und Annehmbares, viel Anregendes, ja sogar viel Geistreiches darin enthalten; ob sie aber dennoch den literarischen Namen Laube's sehr zu erhöhen im Stande sind, müssen wir bescheiden bezweifeln. Der „Verstorbene“ und Alexander Dumas, als Reiseschilderer, haben dem Verf. offenbar vorgeschwebt und zu lange, zu oft vorgeschwebt — es ist nicht selten, als läßen wir des Letztern „Italien“. Derselbe Stil, dieselbe Nonchalance, dieselbe Flüchtigkeit —, die sich im Deutschen so übel ausnimmt. Worin hat es nur seinen Grund, daß die besten Poeten unsers „Heute“, in der Prosa eine so üble Figur spielen? Daß unsere besten Prosaisisten sich auf den Vers, auf die Poesie so schlecht verstehen? Wahrlich, es scheint als wenn Wilh. Müller und Immermann, ehrenhaften Andenkens, die letzten Deutschen gewesen seien, die zugleich Vers und Prosa schreiben konnten. Der französirende Stil Laube's in diesem Buche macht auf uns einen durchaus unangenehmen Eindruck. Wir wollen sehen, ob sein Inhalt diesen verwischt. Von einer vierwöchentlichen Sommerreise in Nordland ist freilich in dieser Beziehung wenig zu erwarten; indessen ein geistreicher Mann wie Laube ist nicht wol mit wenigen Blicken viel. Wir wollen sehen, was und wie er gesehen hat. Im Flackerlichte eines gewaltsamen Humors wird die Reise begonnen und beendet; wir erkennen auf das vollständigste, und selbst die blödeste Kritik kann sich dagegen nicht verblenden, daß der mannichfach begabte Verf. für diese Stilart durchaus keinen Beruf hat. Er thut uns wehe mit dieser Nachäferung des „Verstorbenen“ und der Fran-

zosen; ja, was schlimmer ist, er gemahnt uns an das Sprüchwort der Letztern vom Deutschen, wenn er lustig sein will. Dies Urtheil gilt für das ganze Buch, das durchweg in einem Stil gehalten ist, der dem Verf. nicht kleidet und ihm nicht paßt. Warum denn haschen, wo nichts zu fangen ist? Warum nicht treubleiben, ein Jeder seiner Natur — und die des Verf. ist eine reflective und empfindungsvolle! Wo zu die Spielerei mit dem Privatmann, mit Lattenbach, mit einer Laune, die nicht da ist; mit seiner Person, mit seinen kleinen Nöthen und seiner Reisegesellschaft und mit hundert Dingen, denen kein Geschmack abzuwinnen ist?

Genug, der Reisende berührt, von Stettin abgereist, Jstad, ringt sich durch Seenebel auf dem Svithiod in die Scheeren, gibt uns ein Geschichtsbreviarium von Gauthiod (Gothenland) und Svithiod (Schweden), belehrt uns, wie der „Bauer“ sich auf dem Reichstage ausnehme, wo einer derselben jüngst den Antrag gestellt haben soll, der König möge Pfingsten vor Ostern verlegen, weil zwischen Ostern und Pfingsten immer „Futtermangel“ eintrete; sagt uns, daß die Adelsfamilien sich auf dem Reichstage oft von Soldatienern und Polizeidienern vertreten ließen, kommt bei Gelegenheit einer Punschbowle auf die Calmarische Union, die, wie er glaubt, sich ehestens regeneriren werde, wenn Schleswig und Holstein erst von Dänemark losgerissen sein werden und Rußlands Maß voll ist; malt uns dann die Stockholmer Scheeren, anfangs grau und reizlos, weiterhin immer frischer, belaubter, reizender; schildert die malerische Einfahrt in die Bucht des Mälar, die entzückende Lage der Hauptstadt, von der wir durch ihn ein sehr faßliches Bild erhalten, und landet endlich am Rittterholm. In jenem Bilde von Stockholm zeigt der Verf., daß er mit der Feder malen kann, und es ist schade, daß er diese schöne Kunst weiterhin nicht ernsthafter übt; denn, was wir in einer Reisebeschreibung doch vor allen Dingen suchen, ist — Wahrheit und Faßlichkeit der Naturbilder. In seiner Schilderung der Lage von Stockholm übertrifft er alle seine vier Vorgänger. Wir sehen den grünen, laubigen Meerespark vor uns, in dessen Hintergrund auf beglänzten Hügeln die Hauptstadt sich erhebt, Södermalm, Staden, Norrmalm, Labugårdsland, Thiergarten, Laub, Fels, Meer und Schloßerbekedt,

im Mittelpunkt das erhabene Königsschloß, mastenumringt, daneben den einströmenden, mehre Fuß höher liegenden Mälarsee! Führe der Verf. so fort, er wäre ein malerischer Reisender geworden; allein er zog es vor, ein „Wiggaschender“ zu sein, was wir aufrichtig bedauern. Die Schilderung der Stadt gibt nichts Hervorstechendes, Alles ist nur flüchtig angedeutet und voll überflüssiger und allzu schneller Consequenzen; am annehmbarsten ist, was wir von der Kirche und der Geistlichkeit, die noch manche katholische Tradition (z. B. die Kirchenstrafen und Büssungen) bewahrt hat, und von König Oskar erfahren, den der Verf. als ein Modell von Klugheit und als das Muster eines constitutionellen Königs bezeichnet. Ein Gedanke, der bei Gelegenheit des Gemäldes von König Erich zur Sprache kommt, hat uns vorzüglich gefallen; der Verf. malt diesen geheimnißvollen, poetischen Erich als ein Genie, aber ohne Charakter. „Ein König“, sagt er, „mit den größten Gaben, aber ohne Charakterkraft, ist ein Spielball der Geschichte; ein charaktervoller Herrscher mit weit geringern Gaben wird ihn übertreffen, wenn auch von Hunderten übertroffen. Einheit des Willens herrscht, nicht Vielheit der Absicht. In der Hand des Herrschers verirrt sie und wir sehen, daß oft die begabtesten Könige die unglücklichsten sind“ — weil ihnen nichts gelingt. Mit diesem König, besonders aber mit seinem Vater, dem großen Gustav I. Wasa, beschäftigt der Verf. sich fast die Hälfte des Bandes hindurch, er brauchte hierzu keine Reisekosten aufzuwenden; die willenskräftige Tyrannie Gustav's I. lehrte jede schwedische Geschichte genugsam kennen. Indessen schildert er uns Volk und Land in einzelnen Zügen, während er den Mälar aufwärts steuert, das Volk höflich, rührig, gewandt, materiellem Genuß fröhnd, aber lebenswürdig; die Landschaft klein, gebrochen, oft lieblich, der Himmel bleich und todt, das Ganze schweigsam, lautlos, melancholisch, patriarchalisch. In der Rittterholmskirche, bekanntlich dem Sanctuarium der schwedischen Geschichte, wo die Wasa und Bernadotte ruhen, fanden sich eine Mönchsschrift, jene Cybillinischen Blätter, welche den Schweden Unheil künden aus sechs Charaktereigenschaften: Eigennuß, geheimer Parteihaß, Verachtung der Geseze, Sorglosigkeit, leichtsinniges Vertrauen für das Ausland, Reid gegen einheimisches Verdienst. Diese Züge — sie gelten noch! — die Geschichte der Sture, die Kanalfahrt, das Aufsteigen durch die Schleusen — anfangs so unterhaltend, später so langweilig —, die Gemälde der Seen und einiges Mythologische, für welches der Verf. jedoch wenig Sympathie verräth, füllen den Rest des ersten Bandes. Eins ist hierbei sehr auffallend: der Verf. ist Poet und reißt offenbar an recherche von dichterischen Anregungen. Hat er denn aber nirgend die Töne und Stimmen der Volkspoesie vernommen, welche uns unter seinen Vorgängern (Nr. 3) so reich, so mächtig, so bedeutend entgegenführt? Wie bedauerndwerth! Allein man sieht hieraus, daß man nur mit Nutzen für sich und Andere reisen kann, wenn man — nicht mit leerer Tasche reist. Das

Dhr, das Auge offen und den Kopf voller Wissen — das gibt einen „vollständigen“ Reisenden.

(Der Beschlus folgt.)

Spenden zur deutschen Literaturgeschichte von Hoffmann von Fallersleben. Erstes Bändchen: Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts. Zweites Bändchen: Adam Puschmann, Barth. Ringwaldt, M. Dpiß, Benj. Schmold, Joh. Christ. Günther, Dan. Stoppe, Einige Vor-Dpißianer. Leipzig, Engelmann. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alles hat seine Zeit. Als Hoffmann von Fallersleben seine „Unpolitischen Lieder“ hatte drucken lassen, in der Zeit der politischen Aufregung nach 1840, da wurde er auf seinen Wanderungen von den Einen überall mit Enthusiasmus empfangen und geehrt, von den Andern, die freilich damals im öffentlichen Leben weniger hervortraten, ängstlich gemieden oder bitter gehaßt. Das ist jetzt, seitdem eine besonnenere Bewegung an die Stelle jener stürmischen Aufregung getreten ist, anders geworden. Die Freunde Hoffmann's, welche es verständig und ehrlich waren, haben jetzt wol keinen Enthusiasmus mehr für ihn und seine Poesie, aber abgesehen davon, daß sie fortwährend Dem, was er damals aussprach, als einem natürlichen Producte der damaligen Zeit seine Berechtigung zugestehen, achten sie, wie früher, die ehrliche, echt deutsche Gesinnung, die Gemüthlichkeit, die vielseitige Bildung dieses Mannes und lassen sich in diesem Urtheile nicht durch etwaige Unbequemlichkeit stören, welche er ihnen oder Andern durch sein eigenthümliches Wesen gemacht hat oder machen könnte. Seine ehrlichen Gegner aber sind von ihrer Angst, von ihrem Fanatismus auch zurückgekommen und fühlen es recht wohl, daß sie ihn verkannt haben. Freilich ist er darüber seines Amtes entsezt worden und dürfte, wie die Verhältnisse noch jetzt sind, schwerlich sogleich restituirt werden. Hoffmann verliert aber nicht viel dabei. Er kann umherfahren, er kann ungehindert, wo und wie es ihm gefällt, sich im lieben Vaterlande umhertreiben und behält immer noch Zeit genug, ein hübsches Lied zu singen und aus seinen reichen literarisch-historischen Collectaneen Manches mitzutheilen, was als eine erfreuliche Gabe betrachtet werden kann. Und wenn er des Wanderns müde geworden sein, da wird man ihm schon wieder ein Plätzchen gönnen, wo er ausruhen kann. Da sind schon ganz andere Demagogen mit dem Umschwunge der Zeit sogar zu weichen und warmen Eizen in Staat und Kirche und zu Ehren und Würden jeder Art gelangt. Doch solche Dinge begehrt Hoffmann gar nicht. Aber ein großes, ein schmachliches Unrecht wäre es, wenn man ihn zwingen wollte, sich zu den armen „Gabe gehrenden fahrenden Diet“ zu gesellen, welche es, wenn auch im Dienste des Volks, nicht besser haben als die fahrenden Säger des 13. und 14. Jahrhunderts im Dienste der Fürsten.

Die hierbei zu besprechenden „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte“ sind in zwei Bändchen gegeben. Das erste Bändchen enthält Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus den gnomologischen Sammlungen des Joh. Buchler (Köln 1602), des Fr. Petri (Hamburg 1605), des Burchard Genschebel (Leipzig 1619), aus einem deutschen Stammbuch (1647), aus Christoph Lehmann's „Florilegium politicum“, seit 1630 sehr oft gedruckt, aus Samuel von Butschky's Schriften (1666–79), aus Joh. Riemer's „Apothegmatischer Vormund“ (1687), und aus einer in Annaburg 1577 gedruckten Sprichwörterammlung, von der sich das einzige noch vorhandene Exemplar auf der königlichen

Bibliothek in Dresden befindet. Sind auch manche dieser Sprüche namentlich dem Literaturhistoriker bekannt, so muß doch eine verständige Zusammenstellung der besten Sprüche aus den nicht überall zugänglichen Sammlungen schon deshalb willkommen sein, weil sie uns ein treues Bild der bieder, körnigen Gesinnung und der gesunden, frischen Lebensansicht des deutschen Volks in einer Periode geben, wo der deutsche Bürger noch Selbstgefühl und Interesse am öffentlichen Leben hatte. Mit dem Dreißigjährigen Kriege und den schließlichen Dichtern trat die große Veränderung ein, durch welche das Volk auf lange Zeit kraft- und sinnlos gemacht und aus den Kreisen der geistigen und literarischen Entwicklung weggedrängt wurde. Erst jetzt fängt dasselbe an, sich wieder etwas zu regen und die lange schlummernden Kräfte zu entwickeln; es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe es wieder zu einer nach Veränderung der Verhältnisse modificirten Bedeutung gelangt, welche demselben wieder eine größere Theilnahme an der geistigen Entwicklung gestatten wird. Bis dahin sollte man dasselbe wenigstens wieder mit der ältern Volksliteratur, insofern sie noch Theilnahme finden kann, bekannter machen und unsere größtentheils sehr geist- und gewissenlosen Kalender-schreiber würden wohlthun, wenn sie statt ihrer oft sehr abgeschmackten Erzählungen und wüsten Anekdoten in den Schatz der ältern Volksliteratur griffen und damit das Volk zu unterhalten und zu bilden streben. Dies gäbe eine treffliche Grundlage für eine verständige Auffassung und wirksame Durch-arbeitung der Ideen und Bestrebungen der Gegenwart in dieser Epöche. Die von dem Herausgeber gesammelten Sprüche betreffen übrigens alle Lebensverhältnisse und sind zum kleinsten Theil politischen Inhalts, man müßte denn diesen Begriff in einer Ausdehnung fassen, in der er gewöhnlich nicht gefaßt wird. Es konnten demnach diese Worte auf dem Titel wegbleiben, eines solchen Röbers bedarf diese Sammlung hoffentlich nicht.

Es bleibt Ref. noch übrig, einiges Einzelne vom ersten Bändchen zu bemerken. Der oben erwähnte Genschebel klagt in der Vorrede zu seiner Spruchsammlung 1618 über „unzüchtige und garstige Bücher, die viel gelesen würden und von missigen Leuten durch des Teuffels List und Antreiben nur eigentlich dazu erfunden und erdacht wären, daß die liebe Jugend grobe, garstige, unflätige Botten, auch seltsame Boffen, welche gewißlich anders nicht als vom Teuffel herkommen, daraus lernen möge“. Er nennt als solche den „Eulenspiegel“, „Schimpf und Ernst“, den „Kollwagen“ u. d. Man sieht daraus, wie schon damals theologische und pädagogische Bornirtheit — denn der Sammler war Theolog und Pädagog — gegen den dorthin aber gesunden Geschmack des Volks zu reagieren suchte. Die literarischen Nachweisungen über den berühmten Verfasser der „Speyerschen Chronik“, Christoph Lehmann, aus Baur's Biographie (Frankfurt 1706) sind um so dankenswerther, da sich in literar-historischen Büchern (z. B. in Ouden's Tabellen) und in Encyclopädiën (wie noch in der neuesten Ausgabe des Lexikon von Pierer) ganz falsche Angaben finden. Lehmann, geb. 1588 in Finsterwalde in der Niederlausitz, studierte seit 1587 in Leipzig, wurde 1594 Conrector und 1599 Rathschreiber in Speyer, später nach mancherlei Drangsalen während des Dreißigjährigen Kriegs 1637 Syndicus in Heilbronn, wo er 1638 starb. Besonders beachtenswerth ist aber die Wiedererweckung des Schlesiers Samuel von Butschky (geb. zu Breslau 1612, gest. als Landesältester des Fürstenthums Breslau und kaiserlicher Rath 1678), der in der Literaturgeschichte ganz vergessen worden ist. Eine edle und klare Gesinnung, ein tiefes, poetisches Gemüth und ein reiner Stil charakterisiren seine Schriften, aus denen Hoffmann eine Anzahl von Parabeln und Aphorismen mitgetheilt hat.

Das zweite Bändchen enthält fast durchweg interessante Beiträge zur Biographie und Charakteristik deutscher, vorzüglich schlesischer Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts. Dabei ist besonders erfreulich, wie verständig und gemüthlich

und völlig frei von der Einseitigkeit, welche viele Koryphäen der Aufregung nach 1840 ergriffen hatte, Hoffmann die Eigenthümlichkeiten der von ihm geschilderten Schriftsteller in ihrer Zeit zu begreifen und zu würdigen versteht. Von Adam Puschmann (geb. in Görlitz 1532, gest. 1600, einem Schuster und Meisterfänger, später Cantor in Görlitz und Förderer des Meistersangs in Breslau), erfahren wir, wie er die Kunst seines Lehrers und Freundes, des Hans Sachs, theoretisch und praktisch geübt hat. Darauf folgt eine höchst ansprechende Schilderung des Lebens und poetischen Treibens des frommen und fröhlichen Lebrdichters Barthol. Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., gestorben wahrscheinlich 1588 als Pastor zu Langensfelde in der Neumark, dessen geistliche Lieder und didaktische Schriften (besonders „Die lauterer Wahrheit“ von 1585 — 93 zehnmal gedruckt) zu ihrer Zeit sehr beliebt waren. Findet man freilich auch manches Triviale und manches Sonderbare darin, wie z. B. wenn in der Darstellung der Hölle unter den Verdammten auch eine Jungfrau sich findet, die über ihren Stand etwas eitel und pugsüchtig gewesen und nur mit hübschen und jungen Männern getanz, über die albernern Gesellen aber sich lustig gemacht habe, so vergeht man doch einen solchen Rigorismus um so lieber, je milder er in der gemüthlichen Darstellung des Dichters hervortritt. In der darauf folgenden Skizze der frühern Entwicklung des Martin Opitz bis zu seinem 22. Jahre lernt man theils den von Jugend auf mächtigen Ehrgeiz des talentvollen Knaben kennen, der ihn später zum charakterlosen Herrendiener machte, wie er von Hoffmann an einem andern Orte und von Buttkie dargestellt worden ist, theils ersieht man, wie tief er bei allem Streben, der deutschen Poesie aufzuhelfen, in der Pedanterie und der Förmlichkeit seiner Zeit steckte. Dahin gehört auch seine lateinische Abhandlung über die Verachtung der deutschen Sprache. Doch darüber dürfen wir uns am wenigsten aufhalten, denn auch jetzt noch schreibt man bei uns nicht etwa blos philologische Abhandlungen, sondern auch über philosophische, naturhistorische, medicinische Gegenstände u. in lateinischer Sprache, aber meistens in einem so corrupten Latein, daß es in diesen Kreisen höchstens zu Grabe gehen muß, wobei die Wissenschaft nur gewinnen kann. Bemerkenswerth ist übrigens die Notiz (S. 66), daß Opitz bei seiner prosodischen Reform den im J. 1616 in Frankfurt gedruckten aber völlig verschwunden Gedichten des Ernst Schwabe von der Heide viel verdankte, was Opitz bei seinem ersten Auftreten selbst angedeutet, später aber völlig ignoriert hat. Die nächstfolgenden Blätter sind der Biographie und einer kritischen Beurtheilung des frommen und anspruchlosen Lieberdichters Benj. Schmolck gewidmet, der (geb. 1612 zu Braunsdorf im Fürstenthume Liegnitz, seit 1702 Prediger zu Schweidnitz), trotz der schändlichen Machinationen der Jesuiten sich und seine zahlreiche Gemeinde bis an seinen Tod 1737 ziemlich unangefochten zu erhalten wußte. Darauf folgt größtentheils nach Christoph Ernst Steinbach's (in der Vorrede Siebrand genannt) Biographie (Schlesien 1738) eine Darstellung des Lebens und der Dichtungen des genialen Dichters seiner Zeit, der die reiche Welt seiner originellen Phantasie und seines tiefen Gemüths in entsprechender Form darzustellen suchte, ich sage darzustellen suchte, denn eine verkehrte Richtung seiner Jugendbildung und eine unglückliche Liebe machten ihn lieberlich; Hunger und Elend trieben ihn, ein feiler Gelegenheitsdichter zu werden, sodaß sich sein besseres Selbst und sein schönes Talent aus dem gemeinen Treiben immer nur stellenweise und nur auf kurze Zeit herausarbeiten konnte. Das muß man berücksichtigen, wenn man ihn richtig beurtheilen will. Viele ganz treffliche lyrische Gedichte und viele überraschend schöne Einzelheiten in allen seinen Erzeugnissen neben vielem Anstößigen, womit er seiner Zeit und seinen Verhältnissen den schuldigen Tribut abtragen mußte, berechnen uns allerdings, ihn als den Dichter zu betrachten, der schon seiner Zeit vorgehend die folgende neue Entwicklung der

mehr subjectiven deutschen Lyrik vorbereitete. Wenn es auch Hoffmann, der überhaupt oft nur Material zu einem zusammenfassenden Urtheile gibt, nicht ausdrücklich erwähnt, so erklärt doch die oben angeführte verkehrte Jugendbildung den Umschlag des Dichters völlig. Der Knabe war fromm, wohl- anständig und im 14. Jahre schon so gelehrt, daß ihn der Rector des schwednitzer Gymnasiums sogleich nach Prima nahm. Die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit thut es aber nicht allein. Setzt, wo sein Charakter gebildet werden sollte, wurde er verbißet. Der Unterricht während des sechsjährigen Auf- enthalts in der obersten Classe des Gymnasiums konnte ihn un- möglich so lange befriedigen: er dichtete viel und wurde des- halb von den Lehrern und seinen Mitschülern verhaßt. Dazu kam noch eine romantische Schülervliebe, die er bei sol- cher Verweichlichung des Charakters nicht wieder loswerden konnte, und dies waren die ersten Ursachen seiner Entartung. Es war nun kein Wunder, wenn er dann vom Glück und dem früher so liebevollen Vater verstoßen keine Kraft gewin- nen konnte, sich auf die Dauer wieder aufzurichten. Ganz an- ders erscheint in der darauf folgenden Darstellung der neben und nach Günther zu seiner Zeit vielfach gefeierte Daniel Stoppe, der 1747 als Conrector in seiner Vaterstadt Hirsch- berg starb. Er war ein im Bersernachen gewandter, aber ganz gemeiner und platter Gelegenheitsdichter, dessen großer Ruf von der Geschmacklosigkeit der damaligen Zeit das beste Zeug- niß gibt. Daher hat Bachernagel ganz recht gethan, daß er zur Charakterisirung dieser Richtung ein paar Gedichte von ihm in sein Lesebuch aufgenommen hat. Zum Schlusse berich- tet noch Hoffmann von einem ältern Plane, eine Geschichte der schlesischen Dichter zu schreiben, der jedoch bei dem Mangel an Hülfsmitteln nicht habe ausgeführt werden können, und gibt noch Notizen und Proben von einigen schlesischen Dichtern vor Opitz, nämlich von den Dichtern geistlicher Lieder Melchior Liebig, Peter Titus, Marcus Bunge, Zach. Richter, Joach. Sartorius, Mart. Rinner, unter denen Sartorius, Cantor zu Schweidnitz, mit seinem 1591 gedruckten Psalter die meiste Beachtung verdient.

Doch Ref. bricht ab und wünscht, daß der Verf. seine Freunde bald mit einem dritten Bändchen solcher Spenden er- freuen möge.

A. G. Heibig.

Literarische Notizen.

Balzac als Historiker.

Balzac ist ein verzogenes, verhätschtes Kind der Presse, dessen Eigensinn und Launen immer unerträglicher werden. Man sieht an ihm recht, wie sehr die Journalistik einem Schrift- steller, welcher schon von Haus aus eine gute Portion Eitel- keit und Eigenliebe besitzt, den Kopf verrücken kann. Nicht genug, daß er durch die anmaßende und anspruchsvolle Bezeich- nung „Comédie humaine“, welche er auf den Titel seiner gesammelten Werke gesetzt hat, sich den Anschein gibt, als ließe durch seine zahllosen, zum Theil an und für sich schon sehr planlosen und verworrenen Romane eine tiefere, bedeu- tungsvollere leitende Idee, wirft er sich nun in die Brust, in- dem er an die Geschichte herantritt, als wolle er alle Räthsel und Geheimnisse dieses Heilighums erklären und lösen. Schon der Titel einer seiner neuesten Productionen — wir wagen nicht zu sagen seiner neuesten, denn seine Romane schießen über Nacht empor wie Pilze — enthüllt diesen dunkelvollen Gedan- ken. Er lautet: „Catherine de Médicis expliquée: Le Martyr Calviniste.“ (3 Bde.) Daß im Grunde jede geschicht- liche Darstellung sowie jeder historische Roman die Entwick- lung bedeutender Charaktere bietet und enthalten muß, versteht sich von selbst, und Balzac brauchte deshalb mit seiner vermeint- lichen „Erklärung“ der Katharine von Medicis durchaus nicht zu prunken, abgesehen davon, daß er das Wort des Räthfels

noch lange nicht gefunden hat. Im Gegentheil denken wir gleich den Beweis davon zu liefern, wie schief und verkehrt die historische Auffassung des aufgeblasenen Balzac durchweg ist. Bekanntlich hat sich dieser unerhörte Romanherrscher lange Zeit darin gefallen, die Geheimnisse unbefriedigter und unverständener Schönen zu ergründen. Durch ihn vorzüglich kamen die „Femmes de trente ans“, für die man in Paris lange Zeit geschwärmt hat, recht eigentlich in die Mode. Die- ses Thema ist aber nun erschöpft, und Balzac, der sich einmal die Gabe, im Herzen der Frauen zu lesen, im hohen Grade zutraut, macht sich an die Katharine von Medicis, als wäre sie eine femme incomprise, wie er sie in seinen frühern Romanen zum großen Entzücken der Sifletten und Rigoletten in Menge dargestellt hat. Wie es der Titel andeutet, hat bis auf ihn kein Schriftsteller, kein Forscher diese bedeutende Frau verstanden, keiner hat sie wenigstens so deuten vermocht. Welches sind denn aber die neuen, welthewegenden Gedanken, welche seinen Darstellungen zu Grunde liegen und in welchem Punkte weicht Balzac denn von Capesque und ähnlichen His- torikern, welche diese Katharine, unseligen Andenkens, im besche- nigenden Lichte erscheinen lassen, so bedeutend ab? Was die tiefen Gedanken betrifft, welche Balzac aus der Geschichte herausgelesen haben will, so sehen wir uns vergeblich danach um, und was die letztere Frage betrifft, so weicht er von Capesque und Consorten nur dadurch ab, daß er die Sache auf die Spitze treibt. Er rechtfertigt, er beschönigt Raubregeln wie das Blutbad der Bartholomäusnacht nicht, er verherlicht, preist sie und weiß sich vor Freude darüber kaum zu lassen. Balzac dünkt sich gewiß recht wichtig, recht imposant, recht erhaben über kleinliche Rücksichten, wenn er die Schriftsteller verspottet, welche beschränkt genug sind, Ströme unschuldig vergossenen Blutes zu beklagen. Er meint, sich wol ein philo- sophisches Ansehen zu geben, wenn er in ruchlose Äußerungen ausbricht wie folgende: „Il y a malheureusement à toutes les époques des écrivains hypocrites prêts à pleurer deux cents coquins tués à propos.“ Deux cents coquins tués à propos ist wirklich so kolossal, daß es lächerlich wird. Natürlich mißt der Verf. dem Protestantismus und den Hugen- noten alles Unglück bei, welches über Frankreich im Laufe der Jahrhunderte gekommen ist. Deshalb findet die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht nur vollkommene Billigung, son- dern Balzac meint sogar, wenn Ludwig XIV. bei dieser weisen Maßregel von den auswärtigen Mächten die gebührende Unter- stützung gefunden hätte, so würde Frankreich jetzt nicht vom Protestantismus verzehrt sein (la France ne serait pas aujourd'hui dévorée par le protestantisme). Wir zweifeln, ob sich Balzac Deffen bewußt gewesen ist, was er mit diesen thörichten Worten hat sagen wollen. Entweder hat er es um des bloßen Aufsehens willen gesagt, oder er hat sich bei diesen erren- treischen Äußerungen durch eigennützige Speculationen leiten lassen. So könnte er die Absicht hegen, sich den bedrängten Ultramontanen, die um geschickte Fiebern in Verlegenheit sind, als preiswürdigen Vertheidiger anzupfehlen. Die Sätze, die wir im Obigen angeführt haben, entbehren alles historischen Falts und bedürfen keiner Widerlegung. Wir betrachten das ganze Nachwerk Balzac's nur als ein historisches Curiosum und als einen Beweis dafür, wie weit sich ein Schriftsteller von unbestreitbarem Talente, dem es aber nirgend um die Wahrheit zu thun ist, verirren kann. Im Ubrigen läßt sich diese ganze historische Darstellung mit den bekannten Worten Voltaire's abfertigen: „C'est ainsi qu'on écrit l'histoire!“

17.

Eine Biographie Simpson's, des bekannten Entdeckers im nördlichen Eismeer, gibt unter dem Titel „The life and travels of Thomas Simpson“ sein Bruder Alexander Simpson, Mitglied des Institut d'Afrique, heraus.

8.

Sonnabend,

— Nr. 172. —

21. Juni 1845.

Neueste Literatur über Scandinavien.

3. weiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 171.)

Der zweite Band bewegt sich in den bisherigen Elementen. Die Reise geht mit Dschuffarren — die bekannte Bauernpost — durch Wermland nach Christiania, der zweiten der uns versprochenen drei Königsstädte. Die Gesellschaft, zu welcher ein Schauspieler hinzutritt, und der Humor mit ihr, sind wieder die Hauptsache — die „Sachen“ werden nebenher abgethan. Wir begreifen Laube nicht und hätten ihn für „deutscher“ und „ernsthafter“ gehalten als daß er an die Wirkung, an die literarische Bedeutung solcher Spiele-reien glauben mochte, er, der eine so ernsthafte deutsche Literaturgeschichte geschrieben hat! Schrieb er denn dies Buch für einen pariser Salon? Wir haben ja dergleichen nicht in Deutschland! Oder hat ihn die Redaction der „Eleganten Zeitung“ um allen seinen deutschen Ernst gebracht? Beim Zeus, es wäre Schade! Genug, wir finden den Reisenden in Christiania wieder. Weitere Beiden, weichere Formen, höhere Berge, wärmere Farbe — verkünden eine ganz abweichende Natur. Eng gesammelt am Fjord erscheint Christiania mild und klar vor dem Reisenden; schwarze, stets höher und höher ansteigende Waldberge umringen den Meerbusen, der wie ein See daliegt. Breite, freundliche Straßen, mittelgroße Bürgerhäuser, keinerlei Gebränge bezeichnen die Hauptstadt, in der Alles einfach, bürgerlich, solid, gemüthlich und gefällig auftritt. Der Reisende malt uns die Ansicht vom Eggeberg, besucht die nahen Stromfalle, den Hånasof und was an malerischen Punkten sonst in der Nähe gelegen ist, und zeigt Mügg, welcher, nach ihm, die große Alpennatur nicht zu kennen scheint, einiger Uebertreibung im Ausdruck, wiewol auch er anerkennt, daß die berühmten Wasserfälle Europas mit den norwegischen verglichen Bachfälle zu nennen sind, während der Glommen und der Hof-fossen in Strömen fallen. Das übrige seiner Bemerkungen aus Norwegen ist fast ganz politischer Natur; von Volk und Land hat er eben nur ein Bruchstück gesehen, hinlänglich, um ihm ein scheinbares Recht zu Schlüssen und Urtheilen zu geben. Er sagt:

Ein Jahr, den Vortheil halt abwägender Bauernsinn, ein Sinn ohne Schwung wie ohne Illusion ist der herrschende

im Lande, ein nüchterner, einfach rechnender Sinn. Wir sahen die Norweger im schönsten, für König Oscar günstigen Augenblick — die Nationalflagge war ihnen eben gewährt. Nun, zeigten sie sich erhoben, in irgend einer Richtung poetisch; dankbar, etwa wie wir, die wir immer zu viel thun, und in kindlicher Wallung die Dankbarkeit über den Werth der Gabe weit hinaustreiben? O, nein. Sie schüttelten dem König Oscar die Hand für die Gabe — und setzten hinzu: wir hatten sie aber zu fordern, und vergiß nicht, daß wir dir nichts gut schreiben, wenn du nicht fein mäßig, bescheiden und norwegisch dich beziegst.

So sind sie, ohne Neigung für die hoffärtigen Schweden, wie sonst, Republikaner durch und durch, echte Bauern.

Der Verf. durchreist das öde, steinige, elende Bohuslän, den Jahrhunderte langen Zankapfel zwischen Schweden und Norwegen, der solchen Kampfes gar nicht werth zu sein scheint. In dieser Steinwüste überrascht die schöne Lage von Fredericks-hall. Hier nimmt man Abschied von Norwegen; der magere und ertraglose Einblick in dies reiche Bergland wird hier geschlossen, ohne daß den wesentlichsten Bedingungen, den naheliegenden Förderungen irgend ein Genüge geschähe. Kein Wort z. B. von den politischen Parteien, von Journalistik, Kunst, Gesellschaft, Handelsgeist des Landes. Dagegen eine lange biographische Abhandlung über Karl XII., der vor Fredericks-hall fiel, und eine noch längere über sein edleres Vorbild, Gustav Adolf III. Schreibt der Verf. Geschichte, oder verhielt er uns drei Königsstädte? Solche Untreue gegen Versprechungen in Büchertiteln ist uns ungemein zuwider. Sie ist dem Autor selbst höchst schädlich. Seine Kritik der Geschichte des großen Gustav Adolf, Karl's XII. und des dritten Gustav ist nicht ohne Werth; allein wer sucht eine solche in den „Drei Königsstädten“? Nach dem Verf. ist König Gustav Adolf mit Unrecht verwegener Eroberungspläne bezüchtigt worden und wir glauben gern mit ihm, daß er während der zwei Jahre seines Wirkens und Siegens in Deutschland über seine Pläne für die Zukunft gar nicht zum Selbstbewußtsein kam. Neu ist uns die Ansicht gewesen, daß er den Kurprinzen von Brandenburg, den großen Friedrich Wilhelm, den Sieger von Fehrbellin, zum Reichsoberhaupt aus-ersuchen habe. Über seinen Tod theilt er, was verdienstlich ist, die schwedischen Berichte ausführlich mit. Ebenso anatomisirt er das Leben Karl's XII., den neun Jahre Glück-

lichen und neun Jahre Unglücklichen, gut; er weist die Vornahmen des unerklärlichsten aller Könige nach und schneidet ihm, etwas hart, alles Felsherrngenie ab. Wohl — aber, noch einmal, wer sucht dergleichen in den „Drei Königskräften“? Überall zeigt sich, daß der Verf. durch seine landsmännische Reisegesellschaft und seine beständigen kleinen Reisesorgen an dem Hinabsteigen und der Versenkung in das Volk, dem sein Besuch galt, verhindert wurde. Wer mit Erfolg reisen will, muß allein reisen und sein Fortkommen muß ihm gleichgültig sein — der Verf. aber ist fern davon, ein Reisender wie Nr. 3, ein Reisender von echtem Schrot und Korn zu sein! Von Gustav Adolf wendet er sich plötzlich nach Trollhätta und den Göthaelfthal, dessen Natur er mit dem Plauenschen Grunde vergleicht und dem Elbthal; alles Dies gemischt mit etwas Charakteristik der Königin Christine und des Königs Gustav III., von dem Eheridan sagt, daß er wie kein anderer Fürst gerechtfertigt war, indem er die Verfassung seines Landes umstürzte.

Auf Kopenhagen und Dänemark werfen wir schließlich nur einen flüchtigen Abschiedsblick; der Verf. weiß davon keine Neuigkeit mitzutheilen als die, daß er dort war. Bei Kronburg, wo die unglückliche Königin Mathilde so schwere Tage verlebte, befriedigt man die Reisenden noch jetzt durch die Vorzeigung eines Ophelienshains; von Kopenhagen erfahren wir nur, daß ein Mann alle höhere Bedeutung dieses Ortes an sich reißt, und daß die Dänen große Ehre von ihm haben — nämlich, wenn wir ihn für einen Dänen gelten lassen wollen, was nicht nothwendig ist. Dieser eine Mann ist Thorwaldsen. „Leichsinn macht sicher“, sagt der Verf. nicht ohne tiefe Bedeutung für sich selbst, und bald findet er Trost bei der besten Cigarre von der Welt, die ihm Papa Hiller am Jungfernstieg in Hamburg servirt.

Wir haben dies flüchtige Buch eines flüchtigen Reisenden, von dem neun Zehnthelle füglich ohne Reiseunkosten geschrieben werden konnten, wie wir glauben, genügend charakterisirt; es hat uns trotz mancher geistreichen Stelle darin im Ganzen doch mißfallen, um des Verf. willen, der seinen Ruhm dabei wenig gewahrt hat, und es hat uns wenig oder keine Ausbeute geliefert im Vergleich zu ernsthaften Arbeiten wie die Müggel's, oder auch wie Nr. 3 und 4 der oben angezeigten Reiseberichte. *)

19.

Nothstände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es thut mir immer in der Seele weh, wenn meine deutschen eheichen — nach andern Lesarten: dummen — Landleute drüben sich einbilden, es sei ziemlich Alles hier so wie drüben, und sie könnten auf das gelernte Handwerk hier ohne Weiteres fortkommen. Ich habe mich, seit ich hier bin, in allen Gewerben umgesehen. Von vielen verstand ich etwas, von noch mehrern aber nichts. Der Landbau zog vor Allem meine

*) Den dritten und letzten Artikel dieser Übersicht: „Schweben im Jahre 1843“, von Theodor Rügge, theilen wir im nächsten Monat mit.

D. Red.

Aufmerksamkeit auf sich. Wenn man von Deutschland kommt und die schön angeordneten Fluren in der Erinnerung behält, so erstaunt man zuvörderst über die Wildheit, welche das bestbearbeitete Land hier dem Blicke bietet, und bald über die Lieberlichkeit, mit welcher geackert worden ist. Ganze Haufen Steine liegen auf den Feldern, um einen großen Stein hervorgeackert und der ganze Furchezug über das Ackergebreite verborben. Die Kartoffeln, das Wälschkorn und einige andere Früchte werden so weit gepflanzt, daß man mit dem Pfluge durch kann, was man auch zweimal thut, um das Unkraut zu vertilgen, und zwar übers Kreuz. Das Vieh läßt man auf den Weiden herumlaufen und den Mist das ganze Jahr hindurch verschleppen, obwohl man ihn nöthig brauchte, denn in den östlichen Staaten ist nur sehr selten jenes berühmte westliche Bottomland von sechs zu zehn Fuß Dammerde zu finden; dagegen gibt es häufig Torfmoore und Sand, und fast überall sehr viele Steine, besonders Granit, der in großen und kleinen Trümmern über das ganze Land gestürzt ist. Man baut eine Tonne Gras auf dem Acre (200 Quadratruten), während man weiß, daß ein gebüngter Acre drei Tonnen Heu liefert. Das Vieh läuft im Frühjahr halb verhungert umher; das Eis liegt handtief auf dessen Rücken; man buttet in vielen Gegenden nur im Sommer, weil man im Winter kaum Milch genug zum Kaffee von den Kühen erzielt. Die Schafe werden aus Mangel an Schutz oder vom Überfluß an Futter faul und die Wolle nur mittelmäßig. Nur das Pferd und das Schwein, jenes durch Sorgfalt, dieses durch Mangel an Sorgfalt, gedeihen schön.

Der neuangekommene Deutsche will Alles sofort besser machen. Er kauft sich 10—100 Acker und findet am Ende seinen Vortheil darin, es gerade so zu treiben wie die Andern. Mangel an Menschenhänden und noch mehr der hohe Preis der Arbeit verbieten ihm, es anders zu treiben. Er ließt die Steine nicht vom Acker, er pflügt krumm, um Felsen auszuweichen, er läßt sein Vieh das ganze Jahr auf die Weide gehen, er pflanzt sein Korn und seine Kartoffeln weitläufig, er düngt sein Feld und seine Wiesen wenig oder nicht, und läßt ein Drittel für Weide, ein anderes in der Brache liegen, genug er thut gerade so viel als er kann ohne andere Hülsen.

Wie in dem Ackerbau, so ist es in den meisten andern Gewerben. Maurer und Zimmermann sind nicht an das Handwerkzeug der Amerikaner gewöhnt und glauben, es müsse Alles so gebaut werden, wie sie es zu Hause getrieben haben. Der Schneider und Schuhmacher, welche drüben um armseligen Lohn gute Waare lieferten, liefern hier um hohen Lohn das Gegentheil. Der Gerber liefert schlechtes Leder und der Schuhmacher thut das Seine, ihn gehörig in Rahrung zu setzen. Der Schneider hält sich nicht bei sorgfamer Ausarbeitung auf; wenn nur das Kleid von außen Ansehen hat, inwendig mag es gemacht sein wie es will. Eigt und paßt es nicht, so kommt im gemeinen Leben nicht viel darauf an. Aber die deutsche Ehrlichkeit entwickelt sich nur selten im Schneiderthum; der Schuhmacher kann wenigstens gefällige Formen selbst ungeschlachten Füßen geben; aber der Schneider, ist er nicht ein Künstler, kann das nicht. In Paris und London prosperirt der deutsche Schneider, in Amerika habe ich noch keinen getroffen, der es zu etwas gebracht hätte.

Seht man nun gar zu den Gewerben, welche wesentlich und besser durch Maschinen betrieben werden, so sieht man den deutschen Professionisten fast überall zum Tagelöhner herabsinken. Drechsler und Tischler, wie arm seid ihr hier mit euerem Innungshochmuth! Fleischer, Bäcker und Müller und wie ihr sonst durch den Handwerkszwang zu Künstlern gestempelt werden mögt, was seid ihr hier? Sattler, Riemer, Tapezierer! alle eure Weisheit von Berlin und Wien wird hier lächerlich! Man arbeitet anders und wenn ihr es nicht lernt in den ersten 14 Tagen, schickt man euch fort. Und du Mann von der freien Presse, wie wird dir als Künstler, zu denen du dich drüben zählst, diese elende Arbeit beghen, welche man hier

mit einem geschmackvollen Ausern überhäuft? In wenigen Wochen fallen aus einem gebrauchten Buche die Lagen, denn Alles ist nur eingeklebt, nichts geheftet, nichts planirt. Drucker und Setzer werden befehden, sie sind in der That nicht leicht zu erziehen, obgleich in den größten Druckereien aller Druck durch Maschinen gemacht wird, in den kleinen Druckereien der sogenannte „Job priat“ einen gewandten Setzer und Drucker verlangt, einen, der auf „Accidentien“ zu laufen weiß.

Am lächerlichsten sind unsere Candidaten der Theologie daran. Lange treiben sie sich umher, ehe sie lernen, daß man hier predigen müsse wie die Leute es haben wollen und wie sie glauben, und nicht wie des Predigers tiefste, wissenschaftliche Überzeugung es verlangt. Ich habe viele geschickte Leute als erbärmliche Winkelschulmeister mit ihrem theologischen Hochmuth verlaufen sehen. Der drüben geschickte Jurist ist hier eine wahre Null. Senes Recht, das kein Mensch versteht, oft der Jurist selbst nicht, jenen Proceß, den die Inquisition und das Pfaffengeschmeiß erfunden — wer will sie hier haben? Hin und wieder fragt man wol Einem, wie der römische Jurist Dieses oder Senes ansehe; im Ganzen aber behohnschelt man sie. O du Stolz deutscher Nation, die du vom römischen Kaiserthum das römische Recht und vom römischen Pfaffenhum den väterlich-schiedsrichterlichen Proceß für dein gemeines deutsches Recht und deinen öffentlichen Accusationsproceß überkommen, wie jammervoll stehst du mit deiner Gelahrtheit da! Philosophen werden bisweilen gesucht, auch wol Philosophen, denn diese kann man hier nicht bilden. Beide Artikel lassen sich ohne ernstlichen, anhaltenden Fleiß nicht fabriciren und dennoch gelingt es selten einem, zu einer Professur zu gelangen, und noch seltener erringt einer als Fremder eine ganz angenehme Stellung unter seinen Kollegen.

Der Medicus — ja der Medicus, wenn er gehörig purgiren und vomiren gelernt hat, Feß zugreift wo er nichts versteht, schneidet wo nichts zu schneiden ist, und stets gelehrte Namen über seine Unwissenheit breiten kann, der Medicus kann wol prosperiren, besonders etwas weiter westlich. Im Ganzen fängt man wol an, die oberflächlichen Jankesärzte zu fürchten und seht sich in diesem Fache nach guter deutscher Schule, und doch prosperiren verhältnißmäßig nur die Charlatans! Die Gewissenlosen haben in der Gesellschaft, wie sie ist, in allen Fächern das Prä. Erst wenn der Humanismus zur Geltung kommen wird, kann dies einmal anders werden. Setzt haben sie Gesetze und Rechte, „die ewige Krankheit!“ für sich. Auch der Arzt ist hier nur Geschäftsmann, nicht Beamter.

So treiben sich denn die Einwandrer, besonders die unverheiratheten unter ihnen, lange trost- und hoffnungslos umher. Die meisten ergreifen etwas Anderes als was sie daheim gelernt und zu treiben geträumt haben, und wozu sie vielleicht nie Beruf hatten. Der Familienvater sucht zu arbeiten; die Arbeit mag sein welche sie wolle, hier schändet sie den Mann nicht. Mancher Meister eines deutschen Handwerks hilft hier den Irändern „pioniren“. Aber gewiß kam er erst an den Rand des Hungertodes, ehe er sich dazu entschloß, dem Philisterstolze zu entsagen. Item, er erwirbt sein Brod. Aber die Chelidigen — sie wandern und ziehen, sie probiren und wechseln, nichts sagt ihnen zu, durch nichts können sie schnell reich werden, bis sie der Zufall aufs Rechte führt. Kaufleute — d. h. Schwängel und Ladendiener, welche drüben auch zu nichts gelangen als zum Dütendrehen — findet man hier als Schulmeister, Pastoren, Ärzte, Lawyer, Aufwärter, Marquiers u. fungiren. Sie können lesen, rechnen und schreiben und sobald sie die englische Sprache erfaßt, so schwingen sie sich empor. Die andern lernen Cigarren drehen, oder ergreifen ein Gewerbe, das sie zu Hause für brotlos angesehen haben würden, und machen ihr Glück damit. Seltener treibt Einer, was er gelernt hat.

Ich war hier kaum vier Wochen, als sich Abenteurer aller Art um meine Bekanntschaft drängten. Jeder wollte hören, was ich eigentlich hier anfangen wolle, und allmählig fingen sie an, mir Propositionen zu machen. Ich war ganz Ohr!

Die, welche sich für die Besten hielten, riefen mir, zu den Normonen, zu Kapp, zu Bäumlert, zu den Schäfern, oder zu irgend einer religiösen Sekte mit ihnen zu gehen. Die, welche verschmigt waren, zeigten mir, wie mit wenig Capital ein großer Plan auszuführen sei und Millionen zu erwerben. Einer der besten Pläne war, Dünger durch rasche Fermentation zu bereiten. Wäre es möglich, diesen Artikel gut und wohlfeil hier herzustellen, so dürfte dieses Geschäft wohl rentiren; allein die nach Vorschrift angestellten Versuche bewiesen, daß da, wo man Dünger gebraucht, die salzigen Moore nicht den rechten Vorz und Vegetabilien hergeben, weil der salzige Dünger den an sich trockenen Boden nur noch trockener und durchiger macht, und wo der junge Boden noch Alles hergibt, fragt man nicht nach Dünger. Andere zeigten mir in den Aquatorregionen das Eldorado. Endlich aber kamen die Rechten:

Ich befand mich in Philadelphia eines Abends in einer Vorlesung über Fourier's System, nach deren Beendigung Jeder, der eine Bedenlichkeit hatte, sie aussprechen konnte. Ich erwähnte, daß mir die größte Schwierigkeit scheine, ein Capital, zum rechten Anfange groß genug, herbeizuschaffen. Dabei entfiel mir, daß nach Fourier's eigener Meinung das Geld ein sehr unnützes Verkehrsmittel sei, daß man aber gleichwol mit ihm anfangen, auf dessen Werth Alles reduciren und so mit sich selbst in Widerspruch gerathen müsse. Als die Unterhaltung geschlossen war, drängte sich ein Mann an mich, welcher sich für einen Bewunderer meiner Rede ausgab und mich einlud, den Rest des Abends auf seiner Stube zuzubringen. Hier fand ich noch einen andern, sehr schweigmamen Mann, beide Funziger, beide Deutsche! Nach manchen gewandten Ausholungen des Erstern äußerte er, daß er wol den Weg wisse, ein Capital herbeizuschaffen, aber auch reich zu werden ohne Fourier, und er wolle mir einen Plan vertrauen, wenn ich ihm auf Ehrenwort versprechen wolle, zu schweigen. Ich entging dieser Falle, indem ich ihm offenbarte, daß ich einmal in meinem Leben eine solche Thorheit begangen, daß ich sie theuer bezahlt habe und mit dem Gelübde davon gegangen sei, nie wieder ein solcher Esel zu sein. Übrigens hätten sich meine Ohren an Alles gewöhnt und er habe auf Discretion zu rechnen. Er lobte meine Vorsicht und begann eine große Briefstafel zu öffnen, aus welcher er Staatsschuldscheine fast aller deutschen Nationen, wie er sich ausdrückte, hervorzog. Ich überschlug den Betrag auf etwa 10,000 Thaler. „Ei“, sagte ich, „wenn Sie ein solches Capital besitzen, so sind Sie vollkommen in der Lage, auf mehr zu finnen; damit können Sie überall in der Union anständig leben.“ „Um“, sagte er, „allein ich kann diese Papiere hier nicht wechseln, wollen Sie mir dieselben abkaufen?“ „Nein, mein Herr“, war meine bestimmte Antwort. „Ich gebe Ihnen die Hälfte als Ihren Antheil, wenn Sie dieselben verkaufen können.“ „Ei, warum wollen Sie die Hälfte wegwerfen?“ fragte ich. „Warum thun Sie das nicht selbst?“ „Hier habe ich dazu keine Connerion, und nach Deutschland kehre ich nicht zurück. Wollen Sie aber Deutschland bereisen, so stehen Ihnen Hunderttausende zu Gebote.“

Ich wurde begierig, nicht nach dem Gelde, sondern nach der Art, wie er es erworben, und nach der Bewandniß, die es damit habe. Ich nahm den Vorschlag halb an und er fuhr fort: „Halten Sie es für recht, daß man dem deutschen Volke Papiergeld gibt? Die Spitzbuben, welche das thun, müssen dafür ihren Lohn erhalten. Hier können wir diese Papiere alle umgestraft nachmachen; dagegen ist es verboten, amerikanisches Papiergeld zu fabriciren. Wir haben uns genaue Platten gemacht und es fehlt uns jetzt ein gewandter Mann, der die Abdrücke in Deutschland verfilbert. Bereits vor vier Jahren habe ich selbst eine Summe preussischer Staatsschuldscheine sicher untergebracht; allein ich mußte mich endlich zurückziehen, da es doch auffiel, daß ich zu viele große Papiere ausgab. Meine Reise war ein Flug von Holland durch die ganze Monarchie und bei der Auswechselung werden sie das Deficit wol gefunden haben.“

Ich bemerkte ihm, daß allerdings dergleichen im Publikum verlautet, daß aber auch die Form der Staatsschuldsscheine verändert worden sein solle und daß man daher diese Papiere leicht erkennen werde.

„Dann gehen Sie nach Osterreich, da ist das gelobte Land der falschen Papiere. Haben Sie sich einige Hundert Thaler gemacht, so laufen Sie sich preussische und andere Papiere, senden sie uns zu und wir machen sie nach. Sie erhalten dann so viel Sie wollen nachgesendet und werden schon wissen, sie an den Mann zu bringen.“

Mir war dies nicht genug. Ich wollte wissen, wie die Papiere sorgfältig nachgemacht werden könnten und sah damals das erste Daguerreotyp und den ersten galvanischen Apparat zur Nachahmung von Kupferplatten. Mich interessirten diese Dinge höchlich. Ich cultivirte die Bekanntschaft dieser Künstler einige Wochen länger und erfuhr, daß sie beide in Paris zuletzt sich aufgehalten, ihr Vermögen, das sie durch nachgemachte preussische Staatspapiere erworben, verspielt hatten und nun auf den zweiten Raubzug speculirten. Der eine, der schwergsam, war ein Chemiker, der Bedner ein Künstler, so viel ich verstand ein Holzschneider. Ersterer war mit Herrn Daguerre genau bekannt, hatte Briefe von ihm, welche Fortgänge der Erfindung berichteten und sehr vertraut schienen. Auch der Jacobi'schen Erfindung war darin mehrfach und ausführlich Erwähnung gethan.

Ich sah bald, daß ich die Neugierde nicht weiter treiben dürfe. Die Herren wurden dringend, der Plan sollte sofort zur Ausführung gebracht werden und sie boten mir 1000 Dollars Reisegeld an. „Wer steht mir dafür“, sagte ich, „daß Sie nicht auch falsches amerikanisches Papiergeld haben? Geben Sie mir einen guten Wechsel, der von einem hiesigen Hause indossirt ist, und ich werde mich gesichert halten.“ Auch diesen versprach man mir und in drei Tagen lagen zwei Wechsel von zwei Häusern in Newyork vollzogen vor mir.

Mein Erstkaum über diese Frechheit war jetzt auf den höchsten Gipfel gesteigert. Ich sah sehr wohl, daß ich mit desperaten Leuten zu thun habe, und fragte mich ernstlich, ob ich nicht zu weit gegangen und wie ich mich aus dieser Schlinge ziehen könne. Ich ließ die Wechsel bis zum Tage meiner Abreise in ihrer Hand und reiste den andern Tag plötzlich von Philadelphia ab, indem ich vorgab, von meiner Frau üble Nachrichten erhalten zu haben.

Ungefähr einen Monat später wurden die besagten Künstler als Forger verhaftet und befanden sich seitdem in der Penitentiary. Der Holzschneider war ein Jude aus Berlin, der Chemiker ein Christ aus Wien.

Es sollte mich nicht wundern, wenn endlich einmal das schmachvolle System der deutschen Regierungen, Verbrecher aus den Gefängnissen hinweg in die Vereinigten Staaten zu senden, sich auf diese Weise rächte. Zwar tragen immer nur die Nationen, nicht die Beherrscher den Schaden, allein da letztere die Erftern im Bufen tragen, so fällt mindestens die Schmach mit auf sie zurück. Und dies würde eine souveraine Calamität sein.

Unter den mancherlei Abenteurern offenbart sich sehr oft eine Landmannschaftlichkeit, welche bekanntlich die deutsche „Nationalität“ vertritt und häufig zu groben Excessen führt. Die Nord- und die Süddeutschen feinden sich hier gräßlich an. Der Hochmuth der Norddeutschen, der uns auch in Deutschland auffällt, tritt hier gegen die süddeutsche Platttheit auf; beide Ausgeburten deutscher Rationalität prügeln sich hiuwei- len tüchtig durch oder führen einander in Verlegenheiten. Der Gebildete hat stets zur größten Vorsicht seine Zuflucht zu nehmen. Als z. B. die Letztern den Antheil an Jordan erweckten, drang das Interesse nur wenig oder gar nicht in die Massen; ja man hörte sagen: weil Jordan ein Doctor und Professor sei, so nähmen die Gelehrten sich seiner an; wenn er ein armer Handwerksbursche wäre, würden sie sich nicht um ihn kümmern. Ein in Deutschland bereits vom Galgen gefallener

Snod war zu jener Zeit hierher gekommen, hatte seinen Brod- herrn und dessen Gattin ermordet, beide beraubt, und es war ihm in Philadelphia der Proceß gemacht worden. Allerdings hatte die Jury ihn ohne ganz überzeugende Beweise der Schuld für schuldig erkannt. Es hieß, man habe so gesprochen, weil er ein Deutscher, ein Eingewanderter, ein Betrüger sei. Ein Avocat in Newyork erließ öffentliche Aufrufe an die Deutschen zu Beiträgen, um die Mittel (d. h. seine Bezahlung) eines neuen Proceßes zu bestreiten. Diesen Mann nun — ich meine den Delinquenten Snodler — setzte die hochgefeierte Snodenpartei dem Professor Jordan gegenüber und suchte das für Letztern erweckte Interesse zu einer Sammlung für dessen Proceß zu benutzen. Noch ehe die Sammlung geschlossen war, traf die Nachricht ein, daß Snodler Alles und auch den in Deutschland verübten Mord gestanden habe. Diese deutschen Snoden fühlen aber nicht, wie ehrenrührig sie handeln; sie freuen sich der Ehrensache — das ist ja das Beste, was sie daheim gelernt haben und hier frei üben dürfen. Es würde mir so wohl thun, wenn ich berichten könnte, daß der deutsche Schmachtrecht hier nicht haufe; allein es ist nicht so, die deutsche Niederträchtigkeit, wie Kuge sie nennt, offenbart sich überall; sie ist ein Factum, welches ein Recht auf die Historie des Volks geltend macht.

Seit Ausland seine Idee des Panlawismus auch auf die Mark Brandenburg ausdehnt, darf man sich nicht wundern, daß drüben die Gemeinheit sich so breit macht. Man will, wie Dpferus, nur dem größten Herrn unterthänig sein. Die Idee der Einheit ist die erhabene Idee des Monarchismus und Deismus. Der Deutsche weiß für Alles Rath zu schaffen; er denkt sich etwas bei seiner Unterthänigkeit, und ist beruhigt. Ebenso denkt er sich Gemeinheit und Allgemeinheit leicht als idealisch, denn die Mittel zum Zwecke sind oft dieselben zu beiden. Alles Dies kann nur der sociale Humanismus ändern. 64.

Literarische Notizen aus England.

Der Buchhändler Murray läßt eine illuminirte und illustrirte Ausgabe des „Book of common prayer“, der englischen Kirchenagenda, erscheinen. Sie wird nicht weniger als 700 künstlerisch ausgeführte Anfangsbuchstaben und 8 illuminirte Blätter nach Originalzeichnungen von Owen Jones enthalten. „Die Hülfsmittel der neuern Kunst und mechanischen Erfindung“, äußert ein englisches Blatt darüber, „werden auf diese Weise zur Veröffentlichung schon ausgestatteter Werke zu einem mäßigen Preise für die Menge benutzt, welche Werke im Mittelalter in Folge der kostspieligen Herstellungskosten nur wenigen reichen Leuten zugänglich waren.“ Daß so viel Kunstflän und Geschmac an ein altes Gebetbuch verschwendet werden muß, welches in der anglikanischen Kirche den alten starren Formeldienst und Glauben festbannt, wie dies bei uns die symbolischen Bücher thun! Die Kunst hätte in unsern Tagen wol andern Aufgaben zu genügen, als sich zur Dienerin und Anpuzerin des alten kirchlichen Unsinns herzugeben. 12.

Wenn man bei den heutigen kirchlichen Streitigkeiten im übrigen Europa überall, wo die Autorität des Papstes angegriffen wird, erst mühsam die einzelnen Data gegen dieselbe zusammensucht und sorgfältig in Schlachtordnung aneinanderreihet, so ist England durch seinen drei Jahrhunderte lang dauernden Kampf der anglikanischen Kirche mit dem päpstlichen Stuhle im Stande, hierzu sogleich einen gewaltigen Kriegsapparat fertig zu liefern. Herr James Brogden, Magister am Trinity College in Cambridge und Herausgeber der „Illustrations of the liturgy and ritual“, hat denselben aus den Werken hoher Geistlichen der anglikanischen Kirche ausgezogen, zusammenge stellt und unter dem Titel „Catholic safeguards against the errors, corruptions and novelties of the church of Rome“, (5 Bde.) veröffentlicht. 8.

Schweizerische Geschichtschreibung.

1. Geschichte des Schweizerlandes von David Rüscheler. Erster Band. Hamburg, J. Perthes. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
2. Die Feldzüge Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund und seiner Erben. Mit besonderm Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben Von Emanuel von Rodt. Erster Band. Mit Karten und Plänen. Schaffhausen, Hurter. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Geschichte der helvetischen Republik. Von Anton von Tiliier. Drei Bände. Bern, Fischer. 1843. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

In dem rühmlichen Eifer, mit welchem die Schweizer das Studium ihrer Specialgeschichte betreiben, könnte man fast eine Protestation gegen die Anfechtungen sehen, denen ihre Nationalität, besonders seit einigen Jahren, von Deutschland her ausgesetzt ist. Wenigstens wäre dies die angemessenste Art, dieselben, sofern sie ungerecht sind, abzuweisen, da ein Volk sein Recht auf Selbstständigkeit nicht besser darthun und dessen Anerkennung erzwingen kann, als wenn es auf eine reiche Geschichte zeigt, die es erlebt hat, und keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß es im Bewußtsein dieser Geschichte kräftig fortlebt. Läge es uns ob, hier das Letztere zu untersuchen, so würden wir vielleicht zu Resultaten gelangen, mit welchen wir uns bei dem ausschließlichen schweizerischen Particularpatriotismus, wie er gegenwärtig im Schwange geht, wenig Dank verdienen; allein wir haben es bloß mit der Vergangenheit zu thun, deren unbefangene Würdigung, je weiter die Zeit vorrückt, desto weniger von der Parteifucht erschwert wird.

Den Mittelpunkt der Bestrebungen, die sich in der Schweiz der Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte zuwenden, bildet die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft, an welche sich ähnliche Vereine in den einzelnen Cantonen anschließen, z. B. einer der thätigsten, die Société d'histoire de la Suisse romande für die französische Schweiz, die überhaupt für geistige Interessen regere Empfänglichkeit zu besigen scheint als die deutsche. Ihr gehört der durch seine kritischen Untersuchungen über die Tellsage bekannte Hifely an, der gelehrte Freiherr Chingins La Sarraz aus einer der ältesten Familien der Waadt, Ronnard und Bulliemin, die J. v. Müller übertragen und fortsetzen, Anderer nicht zu gedenken. In der deutschen vertreten Hottinger, Kopp, Tiliier, Meyer von Knonau, Pupisfer, neben denen noch

Mehre genannt werden könnten, die historische Bildung in der würdigsten Weise. Wir können nicht verhehlen, daß wir erstaunt waren, keinen dieser Namen an einem Werke theilhaftig zu sehen, welches in der von Perthes veranstalteten, von Heeren und Ukert herausgegebenen Sammlung einen Platz einnehmen soll; aus der Vorrede zur „Geschichte des Schweizerlandes“ erfahren wir aber, daß der Verf. selbst so bescheiden ist zu erklären, seine Arbeit diene nur als Surrogat, bis ein besserer Berufener die Lücke ausfülle. Diese Bescheidenheit ist um so lobenswerther, als Hr. Oberstlieutenant Rüscheler durch seinen Stand, seine Erfahrungen und Kenntnisse wohl befähigt erscheint, die Geschichte seines Vaterlands zu schreiben; wäre er es auch durch klaren, von politischen und religiösen Vorurtheilen ungetrübten Blick, durch die Gabe, sich auf den Standpunkt der Gegenwart stellen zu können — möchte er ihn gleich nicht überall einnehmen —, so müßten wir sie eine ganz überflüssige heißen. Die eben angedeuteten Mängel machen sich in dem vorliegenden ersten Bande, der bis 1316 geht, der Natur der Sache nach weniger bemerkbar; wir besorgen indessen, daß sie bei jeder folgenden Periode ihren ungünstigen Einfluß in immer steigendem Maße äußern werden. Wir wollen ein paar Stellen herausheben, welche uns für die Anschauungsweise des Verf. bezeichnend vorkommen. S. 228 heißt es:

Wenn auch das fortgesetzte gründliche Studium der griechischen und römischen Literatur des vorchristlichen Alterthums wesentlich dazu beitrug, die in den frühern Jahrhunderten herrschende, dem germanischen Heidenthum entstammende Roheit allmählig zu mildern und über viele menschliche Verhältnisse eine volkthätige Aufklärung zu verbreiten, so konnte dieses Studium damals schon (zur Zeit Arnold's von Brescia) von dem menschlichen Vorwitz zum Stützpunkte gemisbraucht werden, wenn derselbe jene Schranken zu überschreiten sich erkühnte, welche die göttliche Weisheit dem unerleuchteten, menschlichen Erkenntnißvermögen gesetzt hat.

§. 257:

Das wichtigste Ereigniß aber in dem ereignißvollen Jahre 1218 bleibt die Geburt Rudolph's, als des großen Stammvaters des mächtigsten deutschen Kaiserhauses, dessen edeln Stamm die göttliche Vorsehung als Stütze des Staubens und des Rechts bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Beiläufig möge bemerkt werden, daß unsers Wissens die göttliche Vorsehung den Habsburg'schen Stamm hat

erlöschen lassen, denn die Herrscher Oesterreichs sind seit Franz I. so gut Lothringer als Hr. Nüscherer seines Vaters Sohn ist und dessen Familie, nicht die seiner Mutter, fortpflanzt. *) Eigenthümlich ist ferner, daß ein reformirter Schweizer, ein Mitbürger Zwingli's, diesen Stamm für die Stütze des Glaubens und des Rechts erklärt — da, wenn es nach dem Willen dieses Stammes gegangen wäre, Hr. Nüscherer selbst sich wol schwerlich seines Glaubens und seines Rechts zu erfreuen hätte und, statt ein reformirter Republikaner zu sein, ein katholischer Unterthan wäre.

Uebrigens hat Hr. Nüscherer bei Abfassung dieses ersten Bandes die vorhandenen Hülfsmittel fleißig benutzt und wenn auch nichts Neues an den Tag gefördert, doch ein ungeachtet des einigermaßen veralteten Stils brauchbares Handbuch geliefert. Daß er die einen solchen vorgezeichneten Grenzen in den folgenden Bänden, deren noch zwei zu erwarten sind, nicht überschreite, ist um so mehr zu wünschen, als er dort, wo er es versucht und den Thatfachen ihre höhere Bedeutung abgewinnen will, nicht glücklich ist. Zum Belege, bevor wir auf einen andern Gegenstand übergehen, noch ein Beispiel. S. 257 wird erzählt, Berchtold, Bischof von Lausanne, habe 1219, mit Genehmigung des Erzbischofs von Besançon, das Capitel und die Bürger zu Lausanne in den Chor der dortigen Kirche von Notre-Dame berufen und ihnen erklärt, daß er die kaiserliche Oberherrlichkeit nicht mehr anerkenne. Dazu bemerkt Hr. Nüscherer in einer Note: „Die Berufung auf den Erzbischof von Besançon ist deswegen beachtenswerth, weil solches eine Tendenz anzudeuten scheint, von dem römisch-deutschen Reiche sich abzusondern und der alt-römischen sequanischen Provinz sich anzuschließen.“ Diese Berufung deutete keineswegs etwas an, was sich erst 430 Jahre später, weder der Schweiz noch Deutschland zu besonderm Vortheil, erfüllte; sie ging ganz natürlich aus dem Metropolitaverbande hervor, in welchem sich das Bisthum Lausanne seit den frühesten Zeiten mit Besançon befand.

Hr. v. Rodt „vormals des souverainen Raths und des Appellationsgerichts der Stadt und Republik Bern“, und, wenn wir nicht irren, Verfasser einer „Geschichte des bernischen Kriegswesens“, benutzt seine ehrenvolle Miße, um den Untergang des Reichs zu beschreiben, welches im Westen Deutschlands hätte werden sollen, was Polen im Osten — des Reichs, auf dessen Trümmern die Schweiz groß wurde. Seine Schilderungen gruppiren sich um eine der am meisten poetischen und populairsten Gestalten des sinkenden Mittelalters, um die Person Karl's des Kühnen, dessen Schicksalsgang so reich ist an Lehren, dessen Fall die alte Warnung einprägt, daß die Kraft, wenn der Geist sie nicht beherrscht und lenkt, zum Verderben führt.

Eine sehr gangbare Ansicht über das Verhältniß des Burgunderherzogs zu den Schweizern läßt diese,

*) Diejenigen, welche wissen, wie wichtig es für Oesterreich ist, ob sich seine Regenten als Habsburger oder als Lothringer fählen, werden obige Bemerkung nicht für überflüssige Epithetenrechnung halten.

durch den ritterlichen Übermuth Karl's wiederholt gereizt, endlich zu ihren Morgensternen und Keulen greifen und in gerechter Nothwehr den stolzen Fürsten, andern zum abschreckenden Beispiele, um Krone und Leben bringen. In der Wirklichkeit jedoch verhielt es sich gerade umgekehrt. Da erscheint Karl nicht als der Angreifer, sondern als der Angegriffene; die Schweizer treibt ihre Beute- und Ländersucht ihm entgegen und der schlaue Ludwig XI., der sie als Kagenpfote benutzte. Dieser ist eigentlich die einzige handelnde Person des Dramas, insofern er nämlich allein weiß, was er will und es unbekümmert um die Verwerflichkeit der Mittel durchsetzt. Er haßt Karl, weil ihm dieser im Wege ist; noch mehr vielleicht, weil er in ihm den vollständigen Gegensatz seines eigenen Charakters erblickt. Daß er den Feind vernichten will, kann man ihm ebenso wenig übelnehmen als mit ihm über seine Moral rechten; er zwingt uns sogar als eine in ihrer Art große, in sich abgeschlossene Persönlichkeit Bewunderung ab. Mit seinen Werkzeugen, und als solche dienten ihm selbst seine Gegner, manövrierte er sicher berechnend wie mit den Figuren eines Schachbretts, und als er die Schweizer auf Karl den Kühnen besetzte, konnte ihm, der Intelligenz über rohen Kräften, der Sieg nicht fehlen. Karl stößt uns Mitleiden ein, weil in seinem Wesen bei aller Schroffheit die edeln Züge überwiegen; an den Schweizern aber bleibt bei der ganzen Geschichte nicht viel zu rühmen übrig als ihre bullenähnliche Tapferkeit. Der so weit es seine Bequemlichkeit zuläßt doppelzüngige und auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kaiser Friedrich IV. und der verschwenderische, rathlose, sich bald da bald dort andrängende Sigmund von Oesterreich kommen dabei als untergeordnete Intriganten weniger in Betracht.

Wenn wir auch durch die Thatfachen, die selbst das Wort des Hrn. v. Rodt, eines Schweizern und berner Patriciers, bestätigen, gezwungen werden, den Schweizern im Allgemeinen bei diesen Verwickelungen eine wenig ehrenvolle Rolle zuzuthellen, so müssen wir doch dieses Urtheil zu Gunsten der Berner etwas beschränken. Sie übersehen ihre Eidgenossen so weit als Ludwig sie alle; und einige ihrer Staatsmänner handelten in des Königs Sinn, nicht blos, weil sie von dessen Gold und glatten Worten verblendet waren, sondern weil sie die politische Bedeutung ihres Vaterlands erhöhen wollten und diesen Weg als den tauglichsten dazu ansahen. Insbesondere gebührt dieses Verdienst dem Schultheiß Nikolaus in Dietzbach, der vor Blamont fiel; ihm am meisten hat die Schweiz zu verdanken, daß sie sich zum Range einer europäischen Macht erhob. Er war der Hauptstempel des Bündnisses mit Frankreich, das bald an der Abneigung eines Theils seiner Landleute, sich in fremde Hände zu mischen, gescheitert wäre; die Politik des gewandten, am französischen Hofe erzogenen Staatsmannes siegte über die deutsche Geradschheit des edeln Bubenberg, und dieser mußte die Demüthigung erfahren, daß man ihn, bis Alles entschieden war, den Rath meiden hieß. Die Patricier von Bern waren des ritterlichen Karl

würdige Gegner; in ihren Adern floss Helvenblut und mit Stolz kann der Deutsche auf diese Sprosslinge des gemeinsamen Stammes blicken.

Der erste Band der „Feldzüge Karls des Kühnen“ enthält erst das Vorspiel des Kampfes. Er ist durchgehend aus den Quellen geschöpft, darunter zahlreiche handschriftliche, und verdient um der anschaulichen Genauigkeit willen, mit der die wichtigsten Partien behandelt sind, alles Lob. Vorzüglich machen wir auf den Abschnitt aufmerksam, der Karls Hof- und Heerwesen zur Darstellung bringt; mit vielem Interesse wird man auch den Proceß des burgundischen Landvogts Peter von Hagenbach lesen, an dem die Schweizer mit allen Feierlichkeiten des öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahrens einen Justizmord begingen. Einige Härten im Stile stören, bis man sich an sie gewöhnt hat. Beigegen ist ein Plan der Schlacht von Héricourt, zwei Karten: Die Mächte der burgundischen Kriege, und: Schauplatz der Feldzüge im Ober-Elsass, der Franche Comté, der Baadt, Savoyen und an den Grenzen der Schweiz in den J. 1474–79 und 1492–93, die für ihren Zweck genügen, und drei Stammtafeln zur Erläuterung der genealogischen Verhältnisse des burgundischen Stammes.

Der letzte Abkömmling eines schon in den Burgunderkriegen mit Ehre genannten bernischen Patriciergeschlechts (Hans Tillier war Zeugmeister bei der Belagerung von Grandson), der Landamman Anton v. Tillier, Geschichtschreiber seines Vaterlands*), entwirft in dem unter Nr. 3 angegebenen Werke das Bild einer Epoche, in welche sich, so kurz sie auch dauerte, viele für die Entwicklung der Schweiz bedeutsame Ereignisse zusammendrängten. Seine Kindheit verlebte er unter den Stürmen, die den Untergang der alten Schweiz herbeiführten; als zehnjähriger Knabe sah er den schmachvollen Einsturz des Gebäudes mit an, das man an deren Stelle errichtet hatte. Berichte der Zeitgenossen ergänzten diese Jugendeindrücke und die für diesen Zeitraum besonders reichhaltig fließenden Quellen boten alle wünschenswerthen Aufschlüsse dar. So entstand die „Geschichte der helvetischen Republik“, ein auch für deutsche Leser anziehendes Werk, weil es die unmittelbaren Wirkungen der Revolution auf einen ihnen so nahe verwandten Stamm schildert.

Daß die alte Schweiz nicht mehr haltbar war, bewies am deutlichsten die Art, wie sie zusammensürzte. Die Widerstandskräfte, welche sie dem Anstoß von außen entgegensetzte, waren so gering, daß es sich kaum bezweifeln läßt, ihre Lebenskräfte seien erschöpft und ihre Auflösung auch im natürlichen Laufe der Dinge nahe gewesen. So locker wie das Band war, welches die dreizehn Cantone untereinander zusammenhielt, so unsicher waren auch die Zustände im Innern der einzelnen Landschaften selbst. Die Cantone, wo sich die ursprüngliche demokratische Verfassung erhalten hatte — der eigentliche

Kern der Schweiz —, befanden sich ungefähr noch auf der nämlichen Bildungsstufe, die sie zu Tell's Zeiten eingenommen hatten; in den andern beherrschten die Städte mit mehr oder weniger Willkür das Land, dessen Bewohner zu ihnen im Unterthansverhältnisse standen. In den Städten übten entweder die gesammte Bürgerschaft oder einige bevorrechtete Geschlechter die Gewalt; und diese regierungsfähigen Genossenschaften — Demokratien, zünftige Stadtgemeinden, Aristokratien — theilten sich wieder in die Oberherrlichkeit und den Ertrag der ihnen unterworfenen gemeinen Herrschaften, Vogteien und Ämter, was Alles, die zugewandten Orte mitgerechnet, das vielgestaltige Conglomerat der schweizerischen Eidgenossenschaft ausmachte. Durch die zuletzt erwähnten Verfassungen — also mit Ausnahme der kleinen katholischen Demokratien Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Appenzell die aller übrigen Cantone — wurden eine Menge Monopole, Privilegien und gehässige Beschränkungen aller Art sanctionirt, die auf den unterdrückten Classen desto schwerer lasteten, je weniger diese das Bewußtsein anfänglicher Gleichheit verloren hatten. Versuche, diese Fesseln abzuschütteln, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, wurden stets vereitelt und mit Strenge geahndet. Überschritten wir damit nicht die diesem Aufsatze zugemessenen Grenzen, so wäre es uns ein Leichtes, diese Behauptungen mit schlagenden Beispielen zu belegen. Welches die Durchschnitts-civilisation der kleinen schweizerischen Demokratien im philosophischen Jahrhundert war, läßt sich daraus abnehmen, daß im J. 1782 in Glarus eine Häre hingerrichtet und auf die Einbringung eines (ausländischen) Zeitungsschreibers, der sich erkühnt hatte, Seine Gnädigen Herren und Obern durch Bekrittelung des Urtheils zu erzürnen, ein Preis von 100 Thalern gesetzt wurde. Die berner Patricier regierten zwar, verglichen mit den Junkern, Rathsherren und oligarchischen Duodezdespoten anderer Cantone, in großartigem Stile und ihre vom Regiment ausgeschlossenen Mitbürger und Unterthanen genossen einen ziemlich hohen Grad materieller Bezüglichkeit, daneben hatten jedoch die größten Mißbräuche ihren unge störten Fortgang; die nicht regierungsfähige Bürgerschaft ertrug grollend ihre Zurücksetzung und in der Baadt bezeugte man zuweilen Lust, den Bären in den See zu werfen. Die „Herren und Burger“ der Stadt Zürich ließen noch im J. 1795 über einige volkreiche und wohlhabende Landgemeinden ein unbarmherziges Strafgericht ergehen, weil dieselben auf alte Freiheitsbriefe sich stützend die Aufhebung verschiedener unbilliger und drückender Beschränkungen verlangt hatten. Geist war überall kein Element, das in Betrachtung kam. Dem Privilegirten war er überflüssig, dem Nichtprivilegirten unnütz, beiden eher hinderlich als förderlich. In den Aristokratien galt er für gefährlich, in den Demokratien fürchtete man ihn nicht, weil man ihn nicht kannte. Wenn er sich ja manchmal zeigte, so schlug er dort in gelehrte Liebhabereien um und machte sich hier in Demagogenkrieffen geltend.

So trugen denn — äußert sich der wohlwollende und

*) Geschichte des eidgenössischen Freistaates. Von A. v. Tillier.

scharfblickende Rengger, zur Zeit der helvetischen Republik Minister des Innern — unsere Verfassungen in ihren beiden Extremen das Mäße dazu bei, daß wir, umgeben von den gebildetsten Nationen, auf einer sehr mittelmäßigen Stufe von Cultur stehen blieben, und es mit den so herabgewürdigten Fürstenthümern, wie wir sie im Laumel der Selbsttäuschung nannten, lange nicht aufnehmen vermochten. Wie aber ist unsere Blöße so aufgedeckt worden wie in der Revolutionszeit, wo sich die ausgezeichnetsten Männer von allen Parteien wechselseitig auf dem Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten versucht haben, ohne daß ein Talent zum Vorschein gekommen wäre, das, ich will nicht sagen, sich der Umstände hätte bemächtigen, sondern nur mit denselben Schritt halten können. Man hatte in unsern ehemaligen Einrichtungen so Manches der Combination und einer klugen Berechnung zugeschrieben, was einzig das Werk der Zeit war, die ihre eigene Weisheit hat, und bemerkte den Irrthum erst, als neue Lagen und Verhältnisse auch ungewohnte Mittel und Wege erheischten, und es, um das Schiff zu leiten, nicht mehr genügte, dasselbe dem Laufe eines regelmäßigen Stroms zu überlassen. (Rengger's „Kleine Schriften“, herausgegeben von Kortüm, S. 24 fg.)

Bei allen diesen grell hervortretenden Schattenseiten fühlte sich jedoch das Volk in der alten Schweiz im Ganzen glücklich. Die Regenten waren sparsam, die Steuern niedrig; man brauchte keine Höflinge, wenig Beamte und keine Soldaten zu füttern, die Justiz war, wenn auch nicht musterhaft, wenigstens volksthümlich und in den meisten Fällen summarisch, und die Advocaten- und Schreiberwirthschaft hatte nicht wie in Deutschland alle Adern des öffentlichen Lebens unterbunden. Der Ueberschuß der Bevölkerung und die Taugenichtse fanden in fremde Militärdienste Abfluß; wer zu Hause blieb, hatte Brot, und wenn er sich mit den Herren gut zu stellen mußte, wurde ihm selbst ein Amtchen zu Theil, das ihm in seinem Dorfe Ansehen verschaffte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Religion der Römer. Von C. G. Zumpt. Berlin, Dümmler. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Wissenschaftliche Verein in Berlin hat in den beiden Jahren seines Bestehens bereits gute Früchte getragen, welche auch Auswärtige zur Belehrung und Unterhaltung genießen können, wie Casper's Vortrag über die Dauer des menschlichen Lebens, G. B. v. Raumer's Aufschlüsse über den Aufenthalt Gustav Adolph's in der Mark, Reumont's Nachrichten über die neue italienische Literatur und Curtius' Beschreibung der Akropolis in Athen beweisen können. Von Hrn. Zumpt haben wir bereits früher *) einer interessanten Abhandlung über das römische Haus gedacht und freuen uns, hier eine zweite Darbietung besprechen zu können, die in ihrer klaren, populären Fassung den Dilettanten des Alterthums und den zuhörenden Frauen sich gewiß ebenso empfohlen hat als den Fachgelehrten durch die auf gründlichen Studien beruhenden Resultate, die auch in diesem Abdrucke durch zweckmäßige Anmerkungen und Beweisstellen eine willkommene Ausstattung empfangen haben. In fruchtbarer Kürze ist zuerst gezeigt, was der Ausdruck römische Religion bedeute und wie alle moralischen Eigenschaften der alten Völker in ihrer Religion oder in ihrer Cultur wurzelten, sowie daß die römischen Gottheiten von den griechischen ursprünglich und wesentlich verschieden gewesen sind, daß sie aber, als sie in Bildern dargestellt wurden,

es sich mußten gefallen lassen, mit den entsprechenden griechischen Gottheiten zusammengestellt zu werden.

Die römische Religion ist nun weiter nach ihren drei Hauptelementen betrachtet. Das älteste derselben ist ein ländliches und häusliches, die Verehrung der segenspendenden Natur. Saturnus und seine Gemahlin Ops, die Lupericalien, die Terminalien, die Palilien, die Saturnalien werden hier als die Reste der alt-italischen Naturreligion besprochen. Das zweite Element ist, nachdem sich in Rom die Staatsreligion ausgebildet hatte, der religiös-politische Glaube an Jupiter, Mars und Quirinus und ihre Verehrung mit Furcht und Zittern. Das Priestertum der Flamines dieser Götter, die Salier, die Augurn und der Dienst der vestalischen Jungfrauen sind die weiteren Ausführungen dieses Cultus, von denen besonders der der Vestalinnen eine genauere Beschreibung erhalten hat. Der Kreis der genannten Götter wurde noch erweitert, als dem Jupiter eine Gemahlin und Tochter, Juno und Minerva, deren Verehrung aber nicht die der griechischen ähnlichen Gottheiten war, zugesellt wurden. Das dritte eigenthümlichste Element der römischen Religion ist die religiöse Verehrung praktisch-moralischer Begriffe, als der Fides, Concordia, Victoria, Pietas, Pudicitia und anderer. „Ich kann“, sagt der Verf. sehr richtig, „diese entschiedene Reigung der Römer, sittliche Begriffe als göttliche Wesenheiten religiös zu verehren, weder tabeln noch prosaisch finden, da sie von der Erkenntniß ausgeht, daß das göttliche Wesen der Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheiten ist. Eine Zeit, die im unmittelbaren Drange des Gemüths den Tugenden Altäre und Tempel weiht, muß ein lebendiges Bewußtsein davon gehabt haben, daß Tugend die Frucht der Religion, Religion die Wurzel der Tugend ist.“ (S. 23.) Hierbei wird nicht verschwiegen, wie sich in diesen Begriffscultus ein doppelt schädlicher Aberglaube eingeschlichen habe, einmal bei Anbetung schädlicher Kräfte der Natur zur Abwehr und zur Versöhnung, zweitens bei allzu großer Verehrung der Zufälligkeit im menschlichen Leben; denn keine der Begriffsgottheiten hatte in Rom so viele Tempel und Altäre als das Glück.

Der letzte Abschnitt handelt von dem Eindringen fremder Culte und der Aufnahme ausländischer Gottheiten, wobei aber doch noch immer ein bedeutender Unterschied zwischen den alten römischen Staatsgottheiten und den neuen aufgenommenen Göttern stattgefunden hat. „Die mir zugemessene Zeit“, so lauten die Schlussworte, „erlaubt es mir nicht, den Übergang des Heidenthums und den Übergang der römischen Religion in eine neue höhere Ordnung der Dinge zu verfolgen. Weder der ägyptische Isisdienst, noch der persische Mithras (der Mittler zwischen Ormuzd und Ahriman, dem guten Prinzip des Lichts und dem bösen der Finsterniß), triumphirten über das römische Heidenthum. Auch das Judenthum konnte es nicht bezwingen. Erst das Christenthum siegte ungewisselhaft durch seine göttliche Lehre; aber nicht unworth' enfter Betrachtung dürften auch die Versuche des Heidenthums sein, das menschliche Leben durch die Religion zu leiten und zu veredeln.“ Sehr wahre Worte in einer Zeit, wo Manche gar zu gern die Tugenden der Heiden vom christlichen Standpunkte aus als glänzende Laster ansehen möchten.

20.

Literarische Notiz.

Die höchst interessanten neuerdings in Woodstock aufgefundenen Briefe und Depeschen Marlborough's, welche in die Jahre von 1702—12 fallen, hat Sir George Murray unter dem Titel „The Marlborough letters and despatches“ (3 Bde.) herausgegeben. Nach der Versicherung mehrerer englischen Journale geben sie sowohl über den persönlichen Charakter Marlborough's als auch über die mit ihm zusammenhängenden Ereignisse seiner Zeit längst gewünschte Aufklärungen.

8.

*) Bergl. Nr. 102 b. Bl.

D. Red.

Montag,

— Nr. 174. —

23. Juni 1845.

Schweizerische Geschichtschreibung.

(Schluß aus Nr. 173.)

So geschah es, daß, als die Franzosen auf der Spitze ihrer Bayonnette Freiheit und Gleichheit brachten, nur Wenige sich dieses Geschenke freuten, Viele es verabscheuten, die Meisten es als aufgedrungen nur mit Widerwillen sich gefallen ließen. Bezeichnend für die Art und Weise, in welcher die helvetische Republik — eine unreife Zwangsgeburt — ins Leben trat, sind die Worte, mit denen Bodmer, einer der von der alten Regierung von Zürich verfolgten Patrioten, die Versammlung der in Aarau eingetroffenen Deputirten der zehn Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman (Baadt), Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich (wie man sieht, waren von den 13 alten Cantonen nur sieben repräsentirt und Bern schon in vier Theile auseinander gefallen) am 12. April 1798 eröffnete. Er trat als der Älteste der Abgesandten auf dem Rathhause daselbst an einen erhabenen Ort und sagte:

Die Verwirrung der gegenwärtigen Versammlung ist ein echtes Sinnbild der allgemeinen Auflösung, in der unser helvetisches Vaterland sich befindet; mein Alter scheint mir einiges Recht zu geben, an euch, theuerste Mitbürger! den Antrag zu thun, euch, nach dem Auftrage, den wir vom helvetischen Volk erhalten haben, zu constituiren. Zu dem Ende fordere ich euch auf, einen Präsidenten und fünf Schreiber zu erwählen, und durch diese unsere Vollmachten untersuchen zu lassen.

Diese Verwirrung war ebenfalls ein echtes Sinnbild Derjenigen, welche während der ganzen Dauer der helvetischen Republik herrschen sollten. Ihr Gang war ein fortwährendes Schwanken, ein fruchtloses Ringen nach Selbstständigkeit, wobei sie sich bald auf diese, bald auf jene Partei stützte und, wie ungeberdig sie auch manchmal den französischen Arm zurückwies, doch keinen andern Halt hatte als diesen und von ihm jede ihrer wichtigern Bewegungen vorgeschrieben bekam. In den fünf Jahren ihres Daseins zog sie mit ihrem Apparate von Directoren, Senatoren, Repräsentanten, Ausschüssen, Räten, Commissionen, Schreibern und Phrasenmachern aller Art einer Heimatlosen gleich von einem Orte zum andern; zuerst nach Aarau, von dort nach Luzern, dann nach Bern, von hier nach Lausanne, endlich von da wieder nach Bern zurück und erschöpfte ihre Kräfte in nicht

weniger als vier und, wenn man geringfügigere in Anschlag bringt, noch mehr Staatsveränderungen, die gewöhnlich den gleichzeitigen französischen nachgebildet waren. Das Zerstören war ihr mit Hilfe der Franzosen vortrefflich gelungen; zum Aufbauen blieb sie unfähig, ihrer Organisation, selbst einem Producte fremder Gewalt, fehlte das Zeugungsvermögen. Bei der überwiegenden Mehrheit des Volks wurde sie niemals populair; theils um ihrer eigenen Schwäche willen, theils weil man ihr Vieles zum Vorwurfe machte, wofür sie im Grunde nichts konnte. Ihr ausländischer Ursprung, die Raubsucht ihrer Beschützer, die neuen Benennungen, die hohen Gehalte, welche die Väter des Vaterlands sich selbst freigebig spendeten, das viele Reden, Schreiben, Decretiren, die Kriegsdrangsale zogen ihr Haß, Spott und Verachtung zu, die nur vor den französischen Bayonnetten verstummten. Der Heldenglorie der schweizerischen Vendée hatte man keinen helvetisch-republikanischen Waffenglanz entgegenzusetzen, der Anhänglichkeit an die alten Namen, Gewohnheiten, Vorurtheile bloß Ideen, die meistens erborgt waren, Patriotismus, der einen Rock nach französischer Mode trug, Begeisterung, die im Verdacht unreiner Motive stand. Es half nichts, daß man Dichter und Componisten auffoderte, die neue Freiheit zu verherrlichen — das Volk sang lieber Spottlieder, die zwar sehr unpoetisch, aber der derbe Ausdruck seiner Überzeugung waren. Die Franzosen hatten ihren *Chenier*, ihren *Rouget de l'Isle*, ihr *Ca ira*, ihre *Marseillaise*; die Aufgabe, es ihnen auch darin nachzuthun, übernahm für die Patrioten der helvetischen Republik der Bürgerrepräsentant *Euter*.*) Das von den Mitgliedern der gesetzgebenden Räte *Escher* und *Asteri* während der ganzen Dauer der Republik unter verschiedenen Titeln herausgegebene Journal (eine Hauptquelle für die Geschichte derselben) brachte die ersten begeisterten Ergüsse seiner Freiheitsliebe, aus denen wir zur Probe, wie es damals mit der politischen Poesie in der Schweiz stand, ein paar Strophen hier einschalten:

*) Der nämliche *Euter* widersetzte sich in der Sitzung des helvetischen Großen Raths vom 1. Mai 1798 dem Antrage, den Räten der Senatoren blauesammetne Kragen zu geben, weil Sammet „blutschönlich, aristokratisch“ sei („Tagebuch der helvetischen Republik“, Bd. 1, S. 70).

Die Hyder der Tyrannei im Gefolge des österreichischen Heeres.

(„Neues helvetisches Tagblatt“, Bd. 1, Nr. 2, 28. Juli 1798
oder 8. Thermidor VII.)

Auf! Schweizer! auf! gedrückt mit Heldekraft die Hyder!
erwürgt die Tyrannei, die schämend auch bedrückt —
Sonst schauert die Natur, die Reiz, die Freiheit — Weiber
erwacht! steht auf! und schlägt den Höllendrachen todt.

Hymne an die Freiheit.

(A. a. D., Bd. 2, Nr. 7, 28. Sept. 1798. Der Dichter bemerkt am
Schlusse „zur Beurtheilung für Kenner“, die 1., 2. und 3. Strophe
seien über Schiller's „Freude“ parodirt.)

Dritte Strophe.

Freiheit heißt die starke Feder
In der ewigen Natur;
Freiheit, Freiheit treibt die Räder
In der großen Welkenuhr.
Götter lockt sie aus den Reimen,
Sonne aus dem Firmament,
Feuer aus des Geistes Räumen,
An dem Tyrannie verbrennt.

Chor.

Sterne, schwimmt froh im Äther!
Freue dich du Welkenchor!
An der Geißel Sonnenchor
Spannet sie allein die Feder.

Diesen Stempel der Impotenz, mit welchem beinahe
die gesammte Wirksamkeit der helvetischen Republik be-
zeichnet war, konnten die einzelnen selbst vorzüglichen
Talente nicht verwischen, die durch die Umwälzung an
die Spitze derselben gelangten. Mehrte unter ihnen hat-
ten früher an Fürstenhöfen bedeutende Rollen gespielt,
wie Rahape in Petersburg, Glaise in Warschau, der
Prinzenhofmeister Secretan in den Niederlanden; einige
waren in der Handelswelt, in gelehrten Kreisen, als
Volksmänner zu Ruf und Ansehen gekommen; andere
bewiesen später, in ruhigen Zeiten, Tauglichkeit zu
Staatsgeschäften — allein an dem Sisyphussteine der
helvetischen Republik mühten sie sich vergeblich ab, er
rollte immer wieder in den Abgrund zurück.

Wir können hier dem Gange der öffentlichen Ange-
legenheiten in der Schweiz während der Dauer der helvete-
schen Republik (vom April 1798 bis März 1803) ins
Einzelne nicht folgen, um so weniger, als sich derselbe
ziemlich genau nach dem in Frankreich eingeschlagenen
modelte. Wie überall in Revolutionen gab es drei
Parteien: die Anhänger des Alten (hier Föderalisten,
Aristokraten, auch alte Föderalisten genannt), die des
Neuen (Patrioten, Centralisten, Einheitsmänner) und
die Gemäßigten, welche das Alte mit dem Neuen zu
vermitteln suchten (neue oder republikanische Föderalisten,
Republikaner, von den Gegnern principiers genannt) —
und diese drei theilten sich abwechselnd in die Gewalt,
bis endlich die von den Franzosen angeführte und ge-
nährte Vermirrung so hoch krieg, daß nichts sie lösen
zu können schien als der Nachspruch eines Höhern.
Den that der erste Consul, indem er der Schweiz die
Mediationsacte gab. Aus den Verhandlungen, die der-
selben vorangingen und von Lillier noch in den Bereich
seines Buchs gezogen werden, erhellt die genialische Be-

urtheilungskraft, mit der Napoleon die Zustände der Schweiz
überblickte, aber auch die treulose Politik, mit der er
sie zu seinem und Frankreichs Vortheil ausbeutete. *)

60.

Literatur über Spanien.

Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen,
mit Episoden aus dem carlistischen Erbfolgekriege, nach eigen-
er Anschauung und Quellen von A. König. Hannover,
Febr. 1844. Gr. 8. 1 Hft. 20. Ngr.

Der Titel und das hochtrabende Motto von Cervantes
an der Stirn des Buchs: „Die Geschichtschreiber sollen und
müssen wahrhaftig, dürfen im geringsten nicht leidenschaftlich
seyn; weder Furcht, Interesse, Haß noch Zuneigung darf sie
vom Wege der Wahrheit entfernen“, erregen zum Nachtheile
desselben die Erwartung, daß man ein historisches Werk in

*) Da das Interesse an Dänern durch die Herausgabe seiner
„Briefe an Cäsarman“ wieder neuerdings rege geworden ist, thei-
len wir hier eine auf dieselben sich beziehende Notiz mit, die wir
dem „Neuen helvetischen Tagblatt“ (Bd. 1, Nr. 64, 24. Aug. 1798)
entlehnen. Es ist ein Stück polemik Usteri's, der nachmals mit so
vieler Ansehbarkeit dem Canton Zürich als Bürgermeister vorkam,
gegen ein die Partei des gestürzten Directors Peter Ochs unterstützendes
Journal. „In Nr. 144 des Pariserblattes (L'ami des loix)“, schreibt
Usteri, „finde ich folgende Stelle: «Die Partei der Föderalisten in
Helvetien ist sehr thätig; man versichert, sie bediene sich als ihres
Agenten eines gewissen Dänern, eines Schlesiens und großen Freundes
des Senats Usteri, welcher die Seele dieser Partei ist. Der Bän-
ger Dänern bildet sich ein, bei dem französischen Directorium sehr wohl
angesprochen zu sein; allein dasselbe wird solchen kleinen Intriguen
kein Gehör geben und unter seinen Gliedern wird die federartige
Verfassung der Schweiz, die wieder zur oligarchischen Tyrannei füh-
ren würde, keine Anhänger finden. Der Bürger Dänern kann also
seine Projecte nur aufgeben.» Ich meinerseits finde mich durch
die Stelle, die der „Ami des loix“ mir anzuweisen beliebt, un-
gemein geschmeichelt, und will ihm zum Dank eine kleine Geschichte
erzählen. Die alte Zürcher Regierung hat vor vier Jahren schon
meine Verhältnisse mit Dänern gar sehr verdächtig gefunden.
Dieser beschwerte mich damals auf meinem kleinen Landhause am
Büchersee und wir lebten einige der Freundschaft geweihte köstliche
Herbstwochen zusammen. Mein Freund war nur wenige Tage bei
mir, als wir eines Mittags vor einen der ehemaligen hochgeachteten
Herren Statthalter gerufen und von diesem unterrichtet wurden: es
würde diesen Morgen in der Sitzung des Schölnmaths von uns die
Rede gewesen, und man wünsche zu wissen, was eigentlich Peter
Dänern bei mir thue; man könne nicht bergen, daß seine Ankunft
aus Paris, die gerade mit der Ankunft verschiedener Dänernhändler
aus Schwaben zusammenstieße, dem Geheimrathe sehr verdächtig vor-
kam. Mein Freund, der von Gantredan und Dänernhandel
ungefähr so viel verstand als ich (und wer mich kennt, der weiß,
wie ganz entseztlich wenig das ist), konnte sich, der gravitätischen Per-
sone, die vor und über stand, ungeschadet, nicht enthalten, laut aus-
zulachen — und ich dankte dem Himmel, daß unser damaliger Exa-
minator einen der Grundsätze des helvetischen „Ami des loix“ noch
nicht kannte, in Kraft dessen, wer über eine absurde Zumuthung
lacht, dadurch seine Schuld beweist; sonst würde ich es vergebens
versucht haben, ihn zu überzeugen, daß mein Freund an der
Ankunft der Dänernhändler sehr unschuldig sei. Es gelang mir
für eine Weile, aber am Ende war es den gütigen Herrn doch
zu lang, Dänern mußte Zürich verlassen; er hielt sich eine Weile in
Bern auf, aber auch da war für den guten Mann kein langes
Verbleiben, und so vertrieben die ehemaligen Oligarchen ihren auf-
richtigsten Freund und ließen sich nicht träumen, daß er vier Jahre
später, wenn sie längst gefallen waren, als Agent des Senats
Usteri für ihre Wiederherstellung beim französischen Directorium ver-
setzen würde.“

wissenschaftlicher Fassung, ein Ergebnis aus der Combination von eigener Anschauung und gründlicher Quellenforschung, vor sich habe. Kaum aber hat man die ersten Seiten gelesen, so erkennt man einen mit der Reife eines Historikers auf dem Felde der Reisebeschreibung einhererschreitenden Mann, einen alten Krieger, der nicht etwa den Soldatenrock mit dem Schlafrock eines deutschen Gelehrten vertauscht, vielmehr den letztern nur nachlässig über die Uniform geworfen hat. Mag er sich wenden wie er will, man sieht es doch, er hat sie noch immer an, sie guckt ihm auf allen Seiten unter dem Schlafrock hervor. Die tapfere Hand hat so lange den Degen geführt, daß sie steif, hart und ungelent zur Führung der Feder geworden; den Gedanken führt man die militärische Disciplin an und die Wendungen geschehen wie auf Commando. Hr. König ist etwa der Deutsche G. Balge (ein alter kaiserlicher Offizier, der unter Anderm in dem Buche: „La vie militaire sous l'empire“ sein Erlebtes mit ira et studio erzählt), jedoch mit einer beträchtlichen Zuthat von deutscher Pedanterie und Schwereffälligkeit. Um den Platz, welchen vorliegende Arbeit des Hrn. König ihrem literarischen und wissenschaftlichen Werthe nach einnimmt, recht deutlich zu bezeichnen, will ich zwei andere ebenfalls von Spanien handelnde Bücher mit wenigen Strichen charakterisiren und dann kurz zeigen, daß Hr. König in Auffassung und Behandlung desselben Gegenstandes zwischen diesen beiden stehe, daß er eine Übergangsstufe von dem Standpunkte des einen zu dem des andern bilde.

Das erste derselben ist der Bericht des englischen Generalmajors Lord Blayney über seine gezwungenen Reisen durch Spanien und Frankreich, die er in den Jahren 1810—14 als französischer Kriegsgefangener machte. Er besteht in einer bis zur Abgeschmacktheit geistlosen Aufzeichnung des in diesen Ländern persönlich Erlebten. Die hie und da angeknüpften Bemerkungen zeugen von einer hohen Unwissenheit in den Gebieten der Geographie und Geschichte, von einem gänzlichen Mangel an Logik und einer grenzenlosen Arroganz. Einige Unterhaltung gewährt jedoch dem Leser das Buch als ein ziemlich treuer Spiegel des Verf., der insofern etwas Originelles hat, als seine Lebensgewohnheiten eine Mischung aus den rüchellosen Rohheiten der schlechtesten und den raffinierten Subtilitäten der sogenannten besten Gesellschaft sind. Übrigens konnte die sonderbare Schrift, selbst unmittelbar nach ihrem Erscheinen, wol nur wegen des darin oft und stark ausgesprochenen Franzosenhasses in ganz Europa Anklang und Übersetzer finden. Den bei weitem größten Theil des Buchs bildet die Reise durch Spanien. Was erfahren wir daraus über dieses Land? Daß Lord Blayney zwei Leibeskräfte besitzt, nämlich für gutes Essen und für Pferde. Aus denselben gehen auch seine beiden einzigen Talente hervor, nämlich eine Cuppe zu kochen und Pferde zu beschlagen. Das Erste erwart ihm den Beifall aller französischen Offiziere im Königreich Granada, das Zweite zog ihm den Reiz aller Hufschmiede der beiden Castilien zu. Niemand aber wird wol im Stande gewesen sein, bei Lesung des Buchs an dem Verf. desselben noch irgend ein anderes Talent zu entdecken. Wie einst sein berühmter Landsmann schrieb: „Die Philosophie ist mein Weib und die Poesie meine Geliebte“, so könnte Lord Blayney von sich sagen: „Ein gutes Essen ist mein Weib und das Pferd meine Geliebte.“ Man muß es ihm aber nachsagen, er ist ein zärtlicher und galanter Ehemann. Er schreibt sorgfältig jeden Wissen auf, den er in den Mund reißt, er erzählt genau, wie oft er das Essen wegen mit Gastwirthen gezankt, ihre Schüssel, Geschirre und Gerichte zum Fenster hinausgeworfen, die Dienerschaft deshalb ausgescholten oder auch dem nach der Mäßigkeit eingeschlafenen Wirthe mit angebranntem Korken einen schwarzen Bart gemacht habe. Kurz, in welcher Gesellschaft, in welcher Stimmung, in welchem Lande er auch sein mag,

Ne perd jamais, au milieu des combats,
L'occasion de parler d'un repas.

Was er sonst noch gelegentlich hinzufügt, ist nicht viel mehr als die verschiedenartige Aufzeichnung eines guten Soldatenhasses gegen seinen Nationalfeind — den Franzosen. Diese Art der Schilderung fremder Länder war einst sehr gewöhnlich. Unsere Zeit ist endlich darüber hinaus und das erwähnte Buch seit lange vergessen; in der Geschichte der Literatur wird es jedoch als scharf ausgeprägter Typus eines höchst verwerflichen Genres von Reisebeschreibungen immer merkwürdig bleiben.

Das zweite hier flüchtig zu skizzirende Buch heißt: Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung von Alexander Flegler. Erster Band. Winterthur, Steiner. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch dieses ist das Ergebnis von Localeindrücken und gründlicher Quellenforschung. Beide aber hat der Verf. in sich verarbeitet, durch das Raisonnement miteinander verschmolzen und die daraus gewonnenen Resultate zu einem bestimmten Zwecke verwendet, auf ein scharf in die Augen springendes Ziel hingeleitet. Er will Spanien, wie es nun einmal ist, deutscher Auffassungsweise zugänglich machen, und stellt deshalb überall die spanischen unsren Verhältnissen und Zuständen gegenüber. Von beiden sucht er die Gründe auf und muß deshalb auf die Geschichte von Spanien und Deutschland zurückgehen, deren naturgemäße Entwicklung und durch die Umstände bedingte Fortbildung bis auf die Erscheinungen des heutigen Tags er miteinander parallelisirt. So gelingt es ihm, die politischen, moralischen und literarischen Verschiedenheiten zwischen beiden Nationen nicht nur scharf herauszustellen, sondern auch zu erklären. Von diesem höhern Standpunkte aus begreifen wir leicht die uns äußerlich fern liegenden Eigenthümlichkeiten einer fremden Nation; sie erscheinen uns als natürlich, wie wir unsere eigenen Eigenheiten als nothwendig erkennen. Denn, wir mögen uns stellen wie wir wollen, sobald wir uns an außer uns Liegendes machen, so werden unwillkürlich wir selbst immer der Maßstab unserer Beurtheilung. Wie Hr. Flegler die Beobachtungen aus persönlicher Anschauung in seine Betrachtungen hineingeschoben, ergibt sich hieraus von selbst; sie sind die Endpunkte seiner historischen Analyse. Die Entwicklung ist natürlich, die Darstellung klar, der Stil kräftig und der Auffassungsweise angemessen.

Die Mitte zwischen diesen beiden Büchern hält die vorliegende Arbeit des Hrn. A. König. Er steht nicht mehr ganz auf dem rein subjectiven Standpunkte des Lord Blayney, er hat seinen Stoff zu systematisiren gesucht, er hat ihn nach den Ständen abgetheilt, in die also gewonnenen vier großen Fächer das ausgesperrte Material rubricirt und sich bemüht, den darin enthaltenen Einzelheiten dadurch einen Anschein von innerm Zusammenhange und von Unterordnung unter einen allgemeinen Gedanken zu geben, daß er hin und wieder einen Köffel voll generalisirender Sauce darüber gegossen. Wie aber generalisirt Hr. König? Etwa so: Ein reisender und seine Reise beschreibender Engländer erhielt in einem Gasthause von der rothhaarigen Wirthin eine unfreundliche Antwort. Sofort rief er seinem Secretair zu: „Notiren Sie, daß in dieser Stadt alle Frauen rothhaarig und böseartig sind!“ Die Person des Hrn. König tritt überall hervor, doch nicht genug, um, wie bei einer bloßen Reisebeschreibung, das Hauptinteresse für sich in Anspruch zu nehmen, und zu viel, um dem Buche den Werth einer rein objectiven Darstellung vindiciren zu können. Hier und da verfährt der Verf. jedoch auch ausschließlich in ein oder das andere Genre; so lange er nur Reisebeschreiber ist, nur selbst Erlebtes einfach schildert, unterhält er wenigstens, ja, was die Militairangelegenheiten betrifft, belehrt er sogar zuweilen; sobald er aber an die (wie der Titel sagt) „nach Quellen“ bearbeiteten Themata kommt, wie z. B. die Inquisition, die Mönche, das Theater und an andere wie die Stiergefechte, den Fandango, die Bizeuner, so sagt er darüber kaum so viel und dies Wenige kaum so gut als man seit dreißig Jahren in jedem „Buche zur Unterhaltung und Belehrung ar-

tiger Kinder" findet. Wagt er sich nun aber gar auf das Feld des eigenen, quellenlosen Raisonnements, so erweist sich dieses in der That sogleich nicht nur als quellenlos, sondern nicht selten auch als grund- und bodenlos. Das Buch steht nicht nur in seiner Auffassungsweise, sondern auch in Bezug auf seinen historischen Werth und endlich auch was Darstellungstalent und Stil betrifft, zwischen den beiden oben angeführten Schriften. Das Interessanteste darin sind die Mittheilungen über die spanischen Militäroorden und die Episoden aus dem carlistischen Erbfolgekriege. Die letztern, ein Tagebuch des Verf., nehmen die zweite Hälfte des Bandes ein und tragen überall eine stark carlistische Färbung, da der Verf., wie er selbst sagt, des Don Carlos „gerechte Sache sechs Jahre mit Enthusiasmus vertheidigt hat". Dieser unterhaltende Theil der Arbeit würde, allein und ohne Prätension veröffentlicht, einen bessern Eindruck gemacht haben als das ganze Buch in seiner jetzigen Gestalt. 44.

Bibliographie.

Arnd, C., Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Thaten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflüsse sie sich ausgebildet hat. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Fliegende Blätter für die Deutsch-Katholiken und ihre Freunde von einem aufgeklärten Laien. I. Das Papstthum. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Clemens, F. J., Der heilige Rock zu Arier und die protestantische Kritik. Zur Würdigung der Schrift: „Der heilige Rock zu Arier und die zwanzig andern heiligen ungenäherten Röcke. Eine historische Untersuchung von J. Sildemeister und F. v. Sybel." 2te unveränderte Auflage. Coblenz, Blum. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsch- oder Römisch-Katholisch? Das ist Beleuchtung der neuen religiösen Bewegung zu Schneidemühl in einem Dialoge. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig, Zschowig. 8. 2 1/2 Ngr.

Döring, F., Beiträge zur Charakteristik Schiller's nebst einer biographischen Skizze seines Sohnes Ernst, Oberappellationsrath in Geln. Altenburg, Pierer. Gr. 16. 1 Thlr.

Engels, F., Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Franke, C., Johannes Ronge im Lichte des Evangeliums. Ein Wort an deutsche Volk. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Gallerinn auf der Riegersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 6 Thlr.

Veröhnende Gedanken über Religions-Differenzen in Form eines offenen Sendschreibens an sämtliche Religionsparteiengenossen, an alle Freunde und Feinde noch obschwebender Religionsstreitigkeiten, nebst einigen nachträglichen Worten über den durch die zwei katholischen Priester Ronge und Czernski im Schoosse der römisch-katholischen Kirche erregten Zwiespalt. Von einem Freunde der Wahrheit. Darmstadt, Kern. 8. 6 1/2 Ngr.

Geschichte Andreas Hofer's, Landwirths aus Passau, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplänen, sowie aus den Papieren des Freiherrn v. Hormayr, Hofer's, Spedbacher's, Wörndle's, Eisensteden's, Ennenmojer's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebr. Thalgueter, des Kapuziners Joach. Haspinger's u. v. A. 2te durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. — A. u. d. L.: Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Zwei Frauen. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 3 Thlr.

Henning, L. v., Zur Verkündigung über die Preussische Verfassungsfrage. Auf Veranlassung der vom Hrn. Dr. Jacobi in Königsberg darüber veröffentlichten Denkschrift. Berlin, Besser. 8. 5 Ngr.

Julius, G., Die Jesuiten. Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwicklung, Verfassung, Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu. Mit Stahlstichen. 1stes Heft. Leipzig, Raumburg. Gr. 16. 5 Ngr.

Kämpfe und Triumphe der römischen Kirche. In siebenzehn Hefen dargestellt. Leipzig, Reclam jun. 8. 22 1/2 Ngr.

Lenz, C. G. H., Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 9 Ngr.

Nachung eines Katholiken an seine christlichen Mitbrüder. I. Die Arierer Rockschau und was damit zusammenhängt. II. Wichtige Aktenstücke über die Umrlebe der Jesuiten und Jesuitenpartei in Frankreich und Belgien, nebst einem Überblick über Anstrengungen und Erfolge derselben in der Schweiz. Minden, Wundermann. 8. 4 Ngr.

Ritter, F., Geschichte der Philosophie. 6ter Theil. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Rommel, C. v., Landgraf Philipp der Hochherzige und die Reformation. Offenes Sendschreiben an die Herausgeber der Münchener historisch-politischen Blätter. Darmstadt, Leske. 8. 2 Ngr.

Rongelieder. Die religiösen Ideen der Gegenwart. Stuttgart. Gr. 16. 10 Ngr.

Schmakowsky, W. J. v., Die päpstliche Würde in legitimer Form. Als Beitrag zur richtigen Würdigung der Stellung des Papstes in der christlichen Kirche. Breslau, Treubner. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt, R. G. G., Der Sieg des Christenthums. Geschichte der Pflanzung und Verbreitung des Evangeliums durch die Missionen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr.

Smola, K. Freih. v., Das Leben des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Franz Xavier zu Hohenzollern-Hechingen. Wien, Schaumburg und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schreiber, F., Das Princip der deutsch-katholischen Kirche. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Schweizer, A., Das unrechtmäßige Mittel von der guten Sache verschmäht werden. Predigt nach den Ereignissen bei Zugern. Bärlich, Dreß, Küßli und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Treumund, F., Die Geschichten des heiligen Rockes zu Arier. Ronge und Czernski, Wort und That, Gegenwart und Zukunft. Erzählt für den Bürger und Landmann. Mit vier Abbildungen. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 16. 5 Ngr. Über den Gemeingeist und das Bürgerthum. Zwei Reden, gehalten in der Bürger-Versammlung zu Braunsberg am 7. April 1845 von Krüge und Jacobson. Braunsberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Volk und sein Recht. Publicistische Abhandlungen, Tagesfragen, Übersichten und Kritiken von Collmann, Deibrock, Eberth, Friedländer, Hinrichs, Körner, Lewald, Rauwerk, Oppenheim, Pütter, Steinhart. 2ter Band. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 28 Ngr.

Weiß, C., Über Grund, Wesen und Entwicklung des religiösen Glaubens. Ein Beitrag zur Würdigung der rationalen Ansicht vom Christenthum. Eisleben, Reichardt. 8. 1 Thlr.

Wissenschaft und Leben in Beziehung auf die Todesstrafe. Ein philosophisches Votum von R. Carrière; ein strafrechtliches und vom Standpunkte der Erfahrung abgegebenes Gutachten von F. Köllner. Darmstadt, Leske. 8. 10 Ngr.

Wittenberg und Rom. Präliminarien zum Frieden und zur Vereinigung nach Bibel, Vernunft und Erfahrung von einem protestantischen Laien. Neuhaldensleben, Cypaud. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 175.

24. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von G. B. Mendelssohn. Sieben Bände. Mit Mendelssohn's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1843—45. Gr. 8. 6 Thlr.

Goethe macht irgendwo die Bemerkung, daß uns in der Religionsgeschichte immer nur von den dogmatischen Lehren hervorragender Männer berichtet werde, welches aber der Glaube und überhaupt der religiöse Zustand der Völker, also der Gemeinde selbst, gewesen sei, erführen wir nicht. Man könnte dies auf die Geschichte der Philosophie anwenden, in welcher es hergebracht ist, nur die Systeme einer geringen Anzahl ihrer Koryphäen darzustellen, ohne daß darauf eingegangen würde, inwiefern sich dieselben unter Mit- und Nachlebenden verbreitet haben. Zwar scheint der Fall hier ein anderer zu sein. Die Religionsgeschichte hat es nicht mit der Wahrheit an sich zu thun, sondern mit ihr, wie sie in Herz und Gemüth der Menschen aufgenommen ist, und es kann also nur das eine Wichtigkeit für sie haben, was eine solche Aufnahme wirklich erfahren hat; in der Wissenschaft dagegen handelt es sich um die Wahrheiten selbst, und wie diese stattfänden, wenn sie auch von Niemandem gedacht würden, so haben sie eine historische Wirklichkeit erlangt, sobald sie auch nur ein Einziger erkannt hat. Die Kenntniß der Verbreitung derselben wäre also allenfalls nur für die allgemeine Culturgeschichte von Interesse. Allein abgesehen davon, daß es für den Charakter der Systeme bezeichnend ist, ob sie zur Zeit ihres Entstehens viele Anhänger gefunden haben oder nicht, lassen sich dieselben nicht einmal gründlich verstehen, wenn man sich nicht den jedesmaligen allgemeinen wissenschaftlichen Zustand, die geistigen Elemente, von denen sich der Urheber eines jeden von ihnen nähren konnte, oder die er zu überwinden hatte, vergegenwärtigen kann. Bisweilen scheint zwar dazu die Kenntniß der herkömmlichen Reihe der philosophischen Koryphäen auszureichen. Wenn man sich erinnert, daß Spinoza an Cartesius anknüpft, so kann man nicht nur auffassen, was er lehrt, sondern man begreift auch allenfalls, was er geleistet hat. Aber so einfach ist die Sache selten. Leibniz' erste geistige Nahrung war weder Cartesius'sche noch Spinoza'sche Philosophie, sondern in seiner Jugend herrschte in

Deutschland noch die Scholastik. Und wäre dies auch nicht der Fall gewesen, die Systeme wachsen nicht auseinander hervor, wie sie hinterher unsere construirende Geschichtsbetrachtung aufreißt. Wie jedes Genie, so folgt auch das philosophische immer einem neuen und eigenthümlichen Anfang, und dabei wird die Weltansicht seines nächsten ebenbürtigen Vorgängers gemeiniglich um so weniger sein Ausgangspunkt gewesen sein, als es sich, wenn es dieser jemals ganz hingegeben gewesen wäre, vermuthlich in seiner Geschlossenheit verfangen haben würde. Daher die Nothwendigkeit, sich, wo es sich um wahrhafte Würdigung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit handelt, in so weitem Umfange wie möglich mit den kleinen Mittelgliedern der ihr vorangehenden Entwicklung bekannt zu machen.

Nicht leicht wird dies allgemeiner versäumt als in Betreff des Jahrhunderts, das zwischen Leibniz und Kant in der Mitte liegt. Es ist bekannt, wie schöne man in den neuern Geschichten der Philosophie selbst den Mann, der diese ganze Periode beherrscht, abzufertigen pflegt. Wolf's Philosophie soll wenig mehr als eine Verballhornisirung der Leibniz'schen sein, und man glaubt sie abgethan zu haben, wenn man zeigt, daß ihr Urheber nicht nur keineswegs ein Vertrauter und Lieblingsschüler von Leibniz gewesen sei, sondern auch von diesem einmal den ziemlich unzweideutigen Rath erhalten habe, sich lieber ganz auf Mathematik zu beschränken. Als ob nicht auch Fichte von Kant desavouirt worden wäre! Die Sache ist so leicht nicht abgemacht. Wolf mag von Leibniz viel oder wenig entlehnt haben, so ist er doch jedenfalls von einem ganz andern Anfangspunkte ausgegangen, und so weit davon entfernt, sich auf verstandesmäßige Demonstration von Leibniz' genialen Aperçus zu beschränken, daß er irgendwo ausdrücklich erklärt, Leibniz' System fange da an, wo das seinige aufhöre, und was die Monaden betreffe, auf die jenes System gebaut sei, so seien diese ein Räthsel, dessen Auflösung er wol geben könne, aber zu seinem Vorhaben nicht brauche, und das er also auf seinem Werth oder Unwerth beruhen lasse. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß er es eine Confusion nennt, daß Bülfinger mit einer Philosophia Leibnitio - Wolfiana aufgezogen kam. Wenn man bedenkt, wie wenige von den Schriften Leibniz',

aus denen wir die Lehre desselben schöpfen, Wolf in seinen Bildungsjahren vorlagen (er war 1679 geboren), so wird man wenigstens zugeben müssen, daß das Verhältniß zwischen den Lehren beider Männer eine genauere Untersuchung fordert als ihm bisher zu Theil geworden ist. So steht es mit dem Reiker; die Schüler kennen wie kaum dem Namen nach.

Es ist nicht schwer einzusehen, woher es kommt, daß eine so nahe Vergangenheit uns so fremd geworden ist. Der Grund liegt aber in ihrer Nähe selbst. Eine Einseitigkeit, die man erst kürzlich überwunden hat, sucht man so viel wie möglich in die Ferne zu schieben, denn man muß bei jeder Annäherung an sie fürchten, auf's neue in sie zu verfallen. Daher bekämpfen sich überall die Richtungen mit der größten Erbitterung, welche einander im Grunde am nächsten stehen; es wird der Nachbarwelt bisweilen schwer, sich die Dissonanz unter ihnen anschaulich zu machen. Im vorliegenden Falle kommt der Charakter der philosophischen Wissenschaft hinzu, wie er sich seit Kant ausgebildet hat. Die Wolfsche Metaphysik ist die Philosophie des gemeinen Bewußtseins. Kant dagegen warf die Brücke zwischen diesem und der Speculation hinter sich ab, und gründete die letztere auf einen eigenthümlichen Standpunkt. Dieser ist das Schiboleth der modernen Philosophie, das Gorgonenhaupt, durch dessen Vorhalten man Leben, der sie nicht gelten lassen will, in ewiges Schweigen zu versenken glaubt, oder, wenn man will, der Helm des Hades, mit dem sich der Philosoph vor dem ungeweihten Haufen secretirt. Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, wie fast jedes einzelne System diesen Helm allein zu besigen und den übrigen unsichtbar zu sein versichert. Genug, daß Alle darin einig sind, die Wolfsche Weise zu philosophiren als etwas gänzlich Abgethanes zu betrachten.

Aber sollten wir denn, die Wichtigkeit des seit Kant gemachten Fortschritts zugegeben, zu solchem Hochmuth wirklich berechtigt sein? Sollten wir nicht überhaupt etwas zu viel darauf reflectiren, wie wir es in neuerer Zeit „so herrlich weit gebracht?“ Es wäre doch beschämend, wenn uns nun Jemand nachwies, daß wir Dies oder Jenes als neue Entdeckung anpfeifen, was sich, wenn auch in anderer Form, schon bei den strebenden Geistern jener Periode antreffen ließe. Man hat neuerlich Lessing schon mit zur Neuzeit gerechnet. Ist es denkbar, daß er so ganz allein gestanden hätte? Und davon abgesehen, fällt nicht die Jugendzeit der Männer, welche das jetzige Bewußtsein gegründet, Schelling's, Hegel's, der Romantiker, in die Zeit, da die Kant'sche Lehre sich nur erst allmählig durchkämpfte? Es wäre wunderbar, wenn sich nicht noch bei dieser selbst einige Einflüsse aus jener Periode nachweisen ließen. Und wenn wir eine geheime Angst fühlen, dergleichen zu entdecken, wenn überhaupt eine ruhige historische Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste der Verstandesphilosophie bis jetzt kaum versucht worden ist, so ist das ja gerade das beste Zeichen, daß wir sie vielmehr noch nicht ganz überwunden haben.

Und wozu auch? Die Erde ist überall des Herrn. Je fester wir in den Grundlehren der heutigen Wissenschaft wurzeln, um desto schätzbarer müssen uns die Beiträge sein, welche sich zur Ergänzung oder weitem Ausführung vernachlässigter Partien in den Monumenten des vorigen Jahrhunderts vorfinden. Wir können wirklich von den verachteten Wolfianern immer noch Etwas lernen. In Einem aber können sie Manches sogar zum Vorbilde dienen, das ist das unbefangene Forschen, das treue Streben, das, ohne weder rechts noch links zu sehen, ohne weder auf seine Rechtgläubigkeit, noch auf seine Freigeisterei, weder auf seinen Fortschritt noch auf seine Anknüpfung an's Gegebene zu reflectiren, nur immer gerade auf die Sache selbst losgeht, und sich damit getröstet, daß der Mensch es doch niemals weiter bringen könne, als, was ihm nach gewissenhafter Prüfung als das Richtigere erscheine, zu bekennen und zu befolgen.

In allen diesen Beziehungen kam Ref. die Gelegenheit sehr erwünscht, die vorliegende Sammlung genau durchzugehen. Sie enthält außer den bekannten Schriften und Briefen Mendelssohn's einige bis jetzt ungedruckte Aufsätze, einen vom Synodus Sieveking in Hamburg dem Herausgeber mitgetheilten Briefwechsel Mendelssohn's mit Elise Reimarus, welcher für den Streit über Lessing's Spinozismus von Wichtigkeit ist, denn diese ist die „dritte Person“, von der Jacobs spricht, eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's von dessen Sohne Joseph, und eine „Einkleitung in Mendelssohn's philosophische Schriften“ von Brandis. Außerdem hat der Herausgeber für genaue Register, besonders der Briefwechsel, gesorgt, wie man sie in den neuern Ausgaben der Classiker, die doch mehr und mehr Gegenstand eines wissenschaftlichen Studiums werden, nirgend vermissen sollte, und unter dem Texte biographische und literar-historische Noten beigegeben, die, wenn sie in ihrer Vollständigkeit bisweilen Aukubekanntes wiedergeben sollten, dafür den Leser bei dem minder Geläufigen um so weniger im Stich lassen.

Es ist unglaublich, wie unbekannt Moses Mendelssohn bereits geworden ist. Wie Viele wissen von dem merkwürdigen Manne, der sich, nachdem er als Sohn eines jüdischen Schullehrers in seiner Jugend nur Hebräisch gelernt hatte, als der Erste aus seiner Nation zu einem deutschen Schriftsteller emporstieg, der unter den besten seiner Zeit genannt werden muß, wenig mehr, als daß er von Lessing hervorgezogen worden und mit diesem befreundet gewesen sei? Freilich ist die Weltgeschichte insofern kein Weltgericht, als sie sich nicht darum kümmern kann, wie leicht oder schwer es dem Einzelnen geworden, diese oder jene Stufe zu erklimmen. Sie sieht, ebenso wie der Staat und das bürgerliche Leben, nur auf den objectiven Werth des Geleisteten, wenn auch das Nachholen und Reproduciren in moralischer Hinsicht oft verdienstlicher ist als die eigene Production. Und daß Mendelssohn der erste Israelit gewesen, der das Deutsche seine Muttersprache nannte und seine Glaubensgenossen das Land ihrer Geburt als ihr Vaterland betrachten lehrte, scheint theils nur unter diese

Kategorie zu gehören, theils wird auch dieses Verdienst von Denen, um die er es sich erworben, nicht einstimmig als solches anerkannt. Indessen ist ihm gerade wegen dieses Punktes auch das christliche Deutschland zu Dank verpflichtet. Den Juden gab er ein neues Vaterland, den Andern suchte er zu Gemüthe zu führen, was ein Vaterland überhaupt sei. Der Gegenstand seines lebhaften jüdischen Nationalgefühls hatte sich verändert, aber das Gefühl war dasselbe geblieben, und dieses wünschte er auch in den übrigen Deutschen zu erwecken. Er sagt (Bd. 4, Abth. 1, S. 262):

Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den verdienten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem vollkinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schooße hervorbirgt. Leibniz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit, und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb und es ist bekannt, mit welchem Glanze, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeugungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibniz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürte als an dem Aische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat Hr. v. Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.

So mögen 1757 Wenige gesprochen haben. Eine ähnliche Äußerung findet sich bei ihm später (V, 407) über den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dessen merkwürdigen Mann, der durch seine Verhältnisse zu Abbt, Herder und Scharnhorst bei der deutschen Culturgeschichte so nahe theilhaftig ist, obgleich sein Vaterland ihm einen setnem Geiste angemessenen Wirkungskreis nicht zu bieten vermochte.

Auf dieser in aller Betrachtung wichtige Mann steht in Deutschland hin, ohne daß man seinem Andenken ein Denkmal stiftete, ohne daß von seinen Thaten und Handlungen sonderlich gesprochen wird! Wenn man hierüber Deutschland mit Recht der Gleichgültigkeit beschuldigt, so ist es nicht das gemeine Publicum, das endlich auch gegen Anklagen und Anschuldigungen gleichgültig wird; es ist der denkende Theil desselben, die Männer von Kopf und Herz, an denen Deutschland Gottlob! keinen Mangel hat: diese sollten sich keine solche Kalt sinnigkeit zu schulden kommen lassen. Könnte ich (Herder) oder Bimmermann), die den Grafen besser kennen müssen als ich, dazu aufmuntern, sein Leben oder seine hinterlassenen Schriften der Nachwelt aufzubehalten!

Schon hieraus geht für uns die Verpflichtung hervor, die Vorurtheile, welche auf Mendelssohn's eigenem Andenken lasten, so viel als möglich zu widerlegen. Von diesen möchte das ausgebreitetste sein, daß er ein bloßer Popularphilosoph, ein Verfechter des gesunden Menschenverstandes sei. Dasselbe dürfte einen doppelten Grund haben, einen äußern und einen innern. Der erstere ist die Verbindung, in welcher Mendelssohn mit den Männern gestanden hat, welche wirklich diese Richtung vertraten. Er hat mit Nicolai die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ geschrieben, auch nach Lessing's Abgange die „Literaturbriefe“ fortge-

setzt, an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ und sogar an Engel's „Philosoph für die Welt“ mitgearbeitet, und ist endlich der geistige Vater jener jüdischen Literatur, welche die geistliche und mathematische Sinnbedrückung ihrer Nation das Gebiet des Verstandes freilich selten überschreiten läßt. Wesentlicher ist der Umstand, daß, insofern die Philosophie von Kant, wie oben bemerkt worden ist, durchaus Philosophie des gemeinen Bewußtseins war, was von ihrer Seite außer den strengen Fesseln der Methode und über die Gegenstände des Lebens vorgebracht wurde, sich allerdings unmittelbar an den gemeinen Menscheninn wenden konnte. Aber Mendelssohn ist weit davon entfernt, diesem die Entscheidung in philosophischen Dingen anheimzustellen. Er erklärt sich im zwanzigsten Literaturbriefe entschieden gegen die Popularphilosophie:

Man trägt sich heutiges Tages mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann. — — Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen. — — Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmert man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben oder mit demselben verbunden sind. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!

Auf ähnliche Weise charakterisirt er im Anfange zum „Phädon“ (II, 196) Xenophon dadurch, daß er alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermieden habe, und seinen Lehrer und Freund dem gesunden und ungekünstelten Menschenverstande folgen lasse. Platon dagegen führe ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik, und lasse ihn sich in Untersuchungen vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes hinausliegen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß er in dem vorliegenden Falle dem Plato und nicht dem Xenophon nachahme. Endlich in den „Morgenstunden“ (II, 318) bestimmt er das Verhältniß des Gemeinfinns (sensus communis) zur Speculation genau. Ersterer habe nicht über die Wahrheit zu entscheiden, sondern sie sei in ihm nur unmittelbar gegeben. Nur komme die Speculation bisweilen mit ihm in Zwiespalt; dann entscheide zwischen ihnen die Vernunft, wobei dann gemeinlich der Gemeininn recht bekommen werde; sei dies nicht der Fall, so müsse wenigstens deutlich erklärt werden, wie derselbe von der Wahrheit ab und auf Nebenwege habe kommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leigh Hunt und sein „Klepper“.

Wie die Ehrfurcht vor Spenser und Milton keinen Freund der englischen Literatur abhalten wird, Herrick und Carew zu lesen, so schließt gewiß auch die Bewunderung neuerer Dichter

ersten Ranges nicht die Beachtung der Dichter zweiten Ranges aus. Ich gebe von vorn herein zu, daß der in der Überschrift genannte Leigh Hunt nicht in der vordersten Dichtersreihe steht, daß er hinter Byron zurücktreten muß. Engländer behaupten, auch hinter Wordsworth. Deutscher Sinn und Geschmack dürfte damit schon weniger übereinstimmen. Weil aber Hunt eingeräumtermaßen kleiner als Byron, bleibt er immer noch Dichter und hat Sachen geschrieben, die das Vergeffenwerden nicht zu fürchten brauchen. Eine aus Schottland herüberfallende Stimme — im „Edinburgh review“ — meint, er suche die charakteristischen Unterschiede der alten und neuen Schule zu vereinigen, indem er gleich jener frei nach dem Auge male und gleich dieser in seine Gemälde den Ausdruck verwandter Geistesregung bringe. Soll das heißen, daß seine Gedichte frisch und lebendig und zugleich voll einfacher und natürlicher Reflexion seien, so ist der Stimme nicht zu widersprechen. Außerdem verdient aber Hunt die Anerkennung, meist im bessern Sinne des Worts originell zu sein, einem oft behandelten Gegenstande neue Gesichtspunkte abzugewinnen und seine Portraits mit dem Stempel der Wahrheit zu bezeichnen. Dagegen verführt ihn seine gespannte Aufmerksamkeit auf seine nächste Umgebung zu einem Fehler. London ist seine Welt, und welche gewaltige Riesenstadt London auch sei, die Welt ist sie doch nicht. Das macht ihn bisweilen einseitig, oft local und schmälert die Schönheit seiner Dichtung.

Was mich zu dieser Bemerkung über den in Deutschland noch wenig gekannten Dichter veranlaßt, ist eine neue Auflage seines Gedichts: „The palfrey; a love story of old times“ (London 1845). Eine versiffirte Erzählung, die er selbst als Variante eines der alten französischen Gedichte bezeichnet, wie sie Chaucer vorausgingen, mit Zusätzen eigener Erfindung. Unter der Regierung des ersten Eduard lebte in Kensington — jetzt eine Vorstadt Londons — der alte Ritter Sir Guy de Paul und bei ihm seine schöne Tochter, die er zwar herzlich liebte, jedoch keineswegs mehr als seine Ländereien und seine Geldsäcke. Sie hingegen liebte einen braven, jungen Rittersmann, Sir William de la Barre, der zwar ein tapferes Herz und ein gutes Schwert, aber keine andere Vermögenshoffnung besaß als die Erbschaft seines alten Ohm, Sir Grey. Dennoch wirbt er um das schöne Mädchen. „Geht zu Sir Grey“, bescheidet der Vater, „und vermögt ihn, daß er zu mir komme und mir nachweise, wie er es mit dem Seinigen zu halten gedenkt, und hält er es damit, wie er sollte, kann's geschehen, ich geb' Euch meine Tochter.“ Sir Grey läßt sich bereden, reitet auf dem „Klepper“ seines Kessens zu Sir Guy, sieht die holde Anna de Paul, verliebt sich in sie und erhält von ihrem Vater ihre Hand. Sie zur Hochzeit auf seine Burg zu geleiten, wählt er Sicherheits halber eine Schar alter Männer zu seinem Gefolge und die Nacht zur Reise. Anna betet, spricht aber kein lautes Wort; weint, aber klagt nicht. Noch ist ihr ein Trost geblieben, „ein Trost im Gewande der Verzweiflung“, sie sitzt auf dem Klepper ihres Wilhelm.

„Him it had borne, her now it bore;
And weeping sweet, though more and more
And praying for its master's bliss,
(Oh! no true love will scoff at this)
She stoop'd, and gave its neck a kiss.“

Vorwärts reitet Sir Grey, neben ihm die junge Braut, hinter Weiden das graubärtige Gefolge. Und

„The palfrey goes, the palfrey goes,
Merrily still the palfrey goes;
He goes a path, he never chose,
Yet still still well the palfrey goes.“

Inzwischen sitzt Sir William de la Barre einsam auf Hendon Hall, versenkt in Träumen der Freude und voll Sehnsucht der

Botschaft harrend, sich die geliebte Braut zu holen. Eine Botschaft kommt, aber von Anna's Vater, meldend, daß Anna im Begriffe, „aus eigenem Herzenswillen“ sich seinem Ohm zu vermählen. Während der arme Ritter mit seiner Leidenschaft kämpft, tönt in stiller Rittersnacht die Hausglocke. Keine Ahnung, wer sie gezogen. Sir Grey und sein Gefolge waren eingeschlummert. Auch Anna nicht. Ihr Klepper nicht. Er paßte auf die Wendung des Wegs nach dem Stalle seines Herrn und von den Schlafnern unbemerkt und ganz allein schlägt er ihn ein.

„Goes neither to the right nor left,
But straight as honesty from theft,
Straight as the dainty to the tooth,
Straight as his lady's love and truth,
Straight for the point, the best of all,
Sir William's arms and Hendon Hall.“

Die schöne Anna hatte die Glocke gezogen. Ihr Wilhelm erkennt ihre Stimme, stürzt ihr entgegen, und als der Morgen kommt, was thun? Die Liebenden stellen sich unter den Schutz des Königs und der Königin, werden gnädig aufgenommen und erreichen durch des Königs Vermittelung das Ziel ihrer Wünsche. Das Wie der Vermittelung ist eine „lustige List“, welche Sir Grey sammt seinen Graubärten vor den versammelten Hof und auf Sir Guy's Gesicht wegen Verschönerung seiner Tochter brennende Schamröthe bringt. Die Einzelheiten sind höchst komisch, aber zur Mittheilung zu lang. Der Dichter hat in einigen etwas affectirten Zeilen sein Büchelchen der Königin Victoria gewidmet und die Königin ohne Affectation ihm mit einem Empfangsbekenntnisse von der Hand ihres Secretairs belohnt.

23.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.
Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. Ant. Geissler**.
Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Plane neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1845.

F. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 176.

25. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Nicht zufrieden, in den Vorwurf in Betreff der Popularphilosophie einzustimmen, legt Gervinus dem guten Moses noch außerdem eine Tendenz bei, über welche sich der besonnene Mann nicht wenig entsetzt haben würde. Es möchte eins der größten Verdienste des Gervinus'schen Buchs sein, die Entwicklung jenes Naturalismus, dem wir die Wiedergewinnung einer nationalen Poesie verdanken, allseitig betrachtet und in die verschiedensten Phasen verfolgt zu haben. Eine solche will er nun auch in Mendelssohn's Richtung erblicken. Er stellt ihn (Bd. 4, S. 238 der zweiten Ausgabe) an die Spitze der Fragmentisten und Philosophieverächter jener Zeit, und behauptet, er habe, wie Garve, Hamann und hundert Andere dem Hange nachgebend, sich mit nichts Bestimmtem zu beschäftigen, überall herum dilettirt, wie er denn auch Abbt, da dieser zwischen Metaphysik, Geschichte, Moral und Politik geschwankt, für die Philosophie des Menschen gewonnen, ein vages Feld, das demselben Schwanken Raum gebe. Ueberhaupt vertritt er, als der moderne Sokrates, eine Philosophie des Lebens im Gegensatz zur Schulphilosophie.

Dies ist ein Irrthum. Man würde Unrecht thun, wollte man ihn Gervinus gar zu hoch anrechnen. Die eigentlich philosophischen Schriften Mendelssohn's zu lesen, lag wol allzusehr seitwärts von seiner Aufgabe. Auch werden wir weiterhin sehen, wie Mendelssohn's Thätigkeit der damaligen Literaturrichtung allerdings sehr zu gute kam. Allein so leicht ist die Sache doch nicht abgethan. Von jenen himmelfürmerischen Tendenzen war Mendelssohn weit entfernt. Er sagt im Anhang zum „Phädon“:

Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von Andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sectirer-geist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber

er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Saume gehalten werden als die Neuerungs-sucht.

Es ist unmöglich, hier alle Stellen anzuführen, in denen Mendelssohn zu erkennen gibt, daß die Schule, zu der er sich auf diese allerdings nicht knechtische Weise bekenne, die Wolf'sche sei. Er klagt im zwanzigsten Literatur-briefe, daß die Philosophie in Verfall gerathe.

Eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte; eine Wissenschaft, die dem unbestimmten Rationalcharakter der Deutschen etwas Eigenthümliches zu geben schien. — Descartes hat die Scholastiker, Wolf den Descartes und die Verachtung aller Philosophie auch endlich den Wolf verdrängt. Unterdessen lebt Alles in einer allgemeinen Anarchie. Sie sollten mit Bewunderung unsere jungen Leute, die von der hohen Schule zurückkommen, von Philosophie reden hören. Sie beurtheilen Alles, lachen über Alles. Sie werden Ihnen dreist genug unter die Augen sagen, daß die beste Welt eine Grille, die Monaden ein Traum, oder ein Spaß des großen Leibniz, Wolf ein alter Schwäger und Baumgarten ein dunkler Grillenfänger sei, die abern genug waren, was Leibniz scherzweise vorgebracht, in ein ernsthaftes System zu verwandeln. Diese plötzliche Veränderung dürfte Ihnen ein Räthsel scheinen. Wissen Sie also, daß einige kleine Broschüren — sie werden Ihnen nicht unbekannt sein, denn sie haben das Glück gehabt Preisschriften *) zu werden — unsern Weltweisen die Augen geöffnet. Sie haben das Sectirer-joch endlich abgeschüttelt; sie sind Eklektiker geworden, und schwören zu keiner Fahne, nicht einmal zur Fahne der Vernunft.

Von sich selbst aber sagt er im siebenunddreißigsten Briefe, er lese mit um so größerer Begierde die Zweifel und Einwürfe gegen die Wolf'sche Philosophie, je mehr er den vornehmsten Lehren derselben anhängt. Und im einundzwanzigsten wendet er eine Stelle aus der Vorrede Baumgarten's zu seiner „Metaphysik“ auf sich an, in welcher dieser sich freut, daß er unter den Widersachern der Wolf'schen Philosophie erzogen worden (er besuchte in Halle Schule und Universität während Wolf's Verban-nung), und somit die Gegen Gründe gegen sie fast eher als sie selbst kennen gelernt habe, denn nun habe er sie nicht aufs Gerathewohl und weil sie etwa gerade Mode gewesen, sondern nach sorgfältiger Prüfung angenommen. Dagegen weist auch Mendelssohn Abbt, mit welchem Gervinus

*) Dies geht auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie über die Monaden, auf welche auch in Lessing's Lustspiel: „Der junge Gelehrte“, angepielt wird; die Akademie krönte eine vermeinte Widerlegung dieser Behre.

ihn in dieser Angelegenheit gänzlich eines Sinnes sein läßt, wie dieser sich beklagt, daß er, während er Ontologie und Kosmologie gelesen, von den Begriffen substantia, substantiale und vis, auf der zuletzt Alles hinauslaufe, selbst wenig erbaut gewesen (V, 349), mit den Worten zurecht:

Ich bin kühn genug, zu versichern, daß sich Ihr Gewissen beruhigen kann, und daß Ihre Schüler für ihr geringes Geld Wahrheit genug von Ihnen bekommen.

Gerwinus scheint eine naturalistische Gegnerschaft gegen systematische Philosophie in Mendelssohn's Falle daraus zu schließen, daß derselbe Autodidakt gewesen. Allein abgesehen davon, daß dies nur für seine christliche Bildung gilt, denn in rabbinischer Gelehrsamkeit sowie auch in der Philosophie des Moses Maimonides hatte er ausgezeichnete Unterweisung genossen, warum sollte denn die Autodidaktie nicht gerade auf die Aneignung eines Systems gerichtet sein können? Es gibt ja auch Autodidakten in der Mathematik, die doch ohne System nicht möglich ist. Zwar erklärt Mendelssohn selbst, wie Gerwinus sagt, daß ihm systematischer Vortrag nicht möglich sei. Es sind damit wahrscheinlich die Worte der Vorrede zur ersten Ausgabe der „Philosophischen Schriften“ (1761) gemeint:

Ich bekenne es, daß sich zu bloß speculativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt als der strenge systematische. Ich traute mir aber das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu binden.

In dieser Wendung der Bescheidenheit liegt wenigstens keine Opposition gegen systematischen Vortrag. Auch hat Mendelssohn in seiner letzten philosophischen Schrift, den „Morgenstunden“, eine Art von mathematischer Methode angewendet. Aus diesem Allen geht zur Genüge hervor, daß, wenn Mendelssohn gerade mit den Führern der naturalistischen Partei, Hamann, Lavater und dem naturalistischen Philosophen par excellence, Jacobi, in Conflict gerathen ist, dies ganz anders aufzufassen sei, als wenn diese selbst sich etwa einmal untereinander nicht vertragen; an Hamann tadelt er die Vermorrenheit und Dunkelheit, und Jacobi, sagt er, verstehe er nicht, im gemeinsten Sinne des Wortes.

Man mag mich Halbkopf oder leichtem Denker schelten, ich verstehe die Sprache nicht, die bald zu transcendental, bald zu figurlich wird. Ich vermiße allenthalben deutliche Worterklärungen, Bestimmtheit der Begriffe; mir schwebt Alles wie in der Dämmerung mit schwankenden Umriffen vor den Augen.

Es stellt ihn an, wie er an Cl. Reimarus schreibt, seinem Gegner erst alle Grundbegriffe der Philosophie, Substanz, Wahrheit, Ursache, objectives Dasein erklären zu müssen. Endlich fodert er trotz Jacobi für die Philosophie den Weg der Demonstration, und tröstet sich, wenn derselbe, wie dieser behauptet hatte, so ganz unausschließlich zum Fatalismus führen müsse, mit Leibniz und Wolf. („An die Freunde Lessing's“, III, 26 u. 35.)

Mendelssohn ist also zunächst durchaus als Anhänger der Wolf'schen Philosophie zu betrachten. Und da sind nun freilich die bekannten Mängel dieser Philosophie bei ihm in reichem Maße anzutreffen. Die neuere Philosophie hat es für ihre Aufgabe erkannt, auf eine oder

die andere Weise dem realen Zusammenhange der Dinge auf die Spur zu kommen und gleichsam bei ihrer Entwicklung auseinander und aus ihrem gemeinsamen Urgrunde als Zuschauerin gegenwärtig zu sein. Zu diesem Behufe sind sehr verschiedene Richtungen eingeschlagen worden, von denen man einige, welche auf Mystik und Theosophie hinauslaufen, wol geradezu als Irrwege bezeichnen kann; doch wird man zugeben müssen, daß mit dem eben Ausgesprochenen der Charakter Desjenigen umschrieben sei, was allein Speculation genannt zu werden verdient. In diesem Sinne ist nun die Wolf'sche Philosophie gänzlich unspeculativ. Der Sinn für tiefere Auffassung des Weltlebens fehlt ihr durchaus. Davon gibt gerade Mendelssohn in seinem „Phädon“ eins der einleuchtendsten Beispiele, indem er aus dem Dialoge Platon's, nicht ohne Klage über die schlechte Metaphysik desselben, alles wirklich Speculative ausmerzt, und so das herrliche Werk, das im Ganzen der Platonischen Philosophie eine höchst bedeutende Stelle einnimmt, zu einer isolirten Untersuchung über die in solcher Allgemeinheit kaum philosophisch zu nennende Frage über die Unsterblichkeit der Seele verkehrt. Die Wolf'sche Philosophie kannte nichts Höheres als die Wahrheiten einzeln nacheinander zu beweisen. Mit selbstgemachten Begriffen, deren Geltung in der Wirklichkeit ohne Weiteres vorausgesetzt wird, sucht sie auf eine gewisse subjective Weise, man weiß nicht was, den Dingen gleichsam von hinten beizukommen. In keinem Punkte ist dieses Philosophiren der heutigen Speculation anstößiger, als wenn es Beweise für das Dasein Gottes aufstellen will. Denn sobald es auf die Enthüllung des realen Zusammenhanges der Dinge abgesehen ist, wird dieses offenbar in einer oder der andern Weise der Anfangspunkt von Allem, und selbst keiner Vermittelung weder fähig noch bedürftig sein. So ist die Wolf'sche Fassung des ontologischen Beweises, in dem die neuere Philosophie etwas ganz Anderes sieht als einen Beweis, geradezu berüchtigt geworden. Mendelssohn gibt ihr eine Wendung, welche noch etwas bettelhafter aussieht. Er gestaltet sie zum apagogischen Beweis um! Die Sache ist so ergötzlich, daß wir wenigstens einen Theil aus der Preisschrift „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“ wörtlich (II, 34) anführen, denn die Weitläufigkeit des Vortrags gehört mit dazu.

Da das Dasein einer Sache überhaupt so schwer zu erklären ist, so lass'et uns vom Nichtsein anfangen. Was nicht ist, muß entweder unmöglich oder bloß möglich sein. Im erstern Falle müssen sich seine innern Bestimmungen widersprechen, das heißt, dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr sein als nicht sein soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theile desselben das Eine sowol bestehen können als das Andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genannt wird. Das Dasein eines solchen Dinges gehört nicht zu seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist daher eine bloße Zufälligkeit (modus), deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Denn eine Zufälligkeit ist eine Bestimmung, die aus der

bloßen Möglichkeit weder folgt noch begriffen werden kann, deren Wirklichkeit sich nicht anders als aus eines Andern Wirklichkeit erklären läßt. Ein solches Dasein ist also abhängig, nicht selbständig. Dies bedarf keines weiteren Beweises. Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Dasein nicht zukommen, denn es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein Jeder einsieht, daß ein unabhängiges Dasein eine größere Vollkommenheit hat als ein abhängiges; daher der Satz, das aller-vollkommenste Wesen hat ein zufälliges Dasein, einen offenen Widerspruch enthält u. f. w.

Das allervollkommenste Wesen kann also nicht bloß möglich sein; unmöglich aber deshalb nicht, weil es dann einen Widerspruch enthalten müßte, ein solcher aber ein Mangel ist, dergleichen doch nicht von ihm ausgesagt werden kann. Bleibt also dem lieben Gott nichts Anderes übrig als wirklich zu sein.

Indessen schmachtet unser Schriftsteller nicht immer in diesen Fesseln. Er weiß die Lehren seiner Philosophie auch auf gründliche und lebendige Weise gegen die Tendenzen seiner Zeit zu richten. Es ist nicht ohne Geist, wenn er im „Phädon“ Platon's Polemik gegen Philolaus, der die Seele für eine Harmonie erklärt, gegen die französischen Materialisten wendet, welche die geistigen Erscheinungen als ein bloßes Resultat zusammenstimmender physischer Ursachen betrachteten. Es setzt, sagt er (II, 154), jede Verbindung immer schon ein Denken voraus. Ausdehnung und Bewegung selbst, die Eigenschaften der Materie seien Vorstellungen des denkenden Wesens von Dem, was außer ihm wirklich sei. Das Begreifen gehe allemal vor dem bloß Begreiflichen her. Dies ist nicht Leibnizisch: Nihil est in intellectu, quod non antea fuit in sensu, nisi ipse intellectus. Auf Dasselbe kommt die Abhandlung über die Unkörperlichkeit der menschlichen Seele hinaus, die vornehmlich gegen d'Alembert gerichtet ist. Ebenso treffend würdigt Mendelssohn im Sendschreiben an Lessing Rousseau's Lehre vom Naturstande. Sie beruhe, sagt er (I, 382), auf einem bloßen Mißverständnis, indem sie das Naturrecht statt aus unserer wesentlichen Beschaffenheit aus unserm der Zeit nach frühern Zustande ableiten wolle. In andern polemischen Bemühungen können wir ihm freilich nicht Recht geben. Dazu gehört seine Ansicht über Spinoza, die wie Alles, was man zu jener Zeit gegen denselben vorgebracht hat, vergessen sein würde, wenn er sie nicht vornehmlich in dem bekannten Streite mit Jacobi geäußert hätte. Mendelssohn begreift die Lehre Spinoza's durchaus nicht, und was er gegen sie einwendet, trifft nur die äußere Schale derselben. Und dennoch faßt er sie schon in seinen philosophischen „Gesprächen“ (I, 193) unter einem Gesichtspunkt auf, welcher in Betracht mancher Einwürfe gegen das Hegel'sche System, in dem ja Viele nichts als einen strenger durchgeführten Spinozismus und Pantheismus sehen, noch jetzt von Interesse sein muß. Er sagt (I, 207):

Sie wissen, die Leibnizianer legen der Welt gleichsam ein zweifaches Dasein bei. Sie hat, mit ihnen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes unter möglichen Welten in dem göttlichen Verstande existirt. Gott hat ihr, weil sie die beste ist, vor allen möglichen Welten den Vorzug gegeben und hat sie außer

sich wirklich sein lassen. Nun blieb Spinoza bei der ersten Existenz stehen. Er glaubte, es wäre niemals eine Welt außer Gott wirklich geworden, und alle sichtbaren Dinge wären bis auf diese Stunde nicht außer Gott für sich bestehend, sondern immer noch selbst in dem göttlichen Verstande anzutreffen. Was nun die Leibnizianer von dem Plane der Welt behaupten, das glaubte Spinoza von der sichtbaren behaupten zu können, womit man, insofern uns diese Kategorien jetzt etwas fern liegen, vergleiche was in der „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“ (II, 41) berichtet wird:

In dem Verstande Gottes ist Alles Wissenschaft, hängen alle mögliche Wahrheiten so zusammen wie die Sätze einer geometrischen Demonstration. In unserm Verstande ist zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit allezeit eine entsehlige Kluft, indem wir niemals alle mögliche Bestimmungen eines Dinges verständlich erklären können, und daher das Dasein zufälliger Dinge nicht anders als aus der Erfahrung haben können. Ein unendlicher Verstand aber kann alle mögliche Bestimmungen wirklicher Dinge auf das allerdeutlichste erklären, und daher ihr Dasein, wenn ich vom Unendlichen menschlich reden darf, a priori beweisen. Daher hängen in ihm, vermöge des Sages vom zureichenden Grunde, die Möglichkeiten und Wirklichkeiten auf das allgeraueste zusammen, und alle Wahrheiten machen ein einiges Ganze, eine einzige Wissenschaft, eine unendliche Demonstration aus, die der Allerschöpfung mit Einem Blicke überfiehet.

Daher antwortet er in den „Morgenstunden“ (II, 352), wo er Lessing diese Ansicht vortragen läßt, demselben:

Wenn ich Sie recht verstehe, so geben Sie, im Namen Ihres Pantheisten, zwar einen außerweltlichen Gott zu, leugnen aber eine außergöttliche Welt, und machen Gott gleichsam zum unendlichen Egoisten.

Man sieht also, daß Hegel nicht der Erste gewesen, der Spinoza einen Kosmismus zugeschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Studien von Karl Alt. Berlin, Plahn. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch gehört in die Zahl derjenigen, die ein Recht zu existiren haben; und das kann längst nicht von allen, die erscheinen, gesagt werden. Jedes neue Buch soll durch die Geistes-eigenthümlichkeit seines Verfassers, oder durch die Materie selbst, oder durch Beides sich dies Recht gewinnen; der Geist des bezeichneten Verf. hat sich als ein selbstthätiger und selbständiger legitimirt. Der Verf. stellt sich unter die Zahl der Humoristen; darin gehört er auch, aber seine Eigenthümlichkeit neigt mehr zur Satire hin, ins Erhabene streift sein Humor selten, bloß spielend, tändelnd, gefinnungslos und doch mit Gefinnung loquettirend ist er niemals; wie gesagt, er neigt zur Satire; auf diesem Gebiet würde Hr. Alt gewiß Bedeutendes leisten. Doch soll er nicht, wie Rabener, in einer ersten und schweren Zeit sich nur leichte Gegenstände zum Vorwurfe wählen, sondern er sei ernst und streng wie der männliche Lisov. Und der Verf. dieser Studien hat die Gabe dazu, das sieht man zum Exempel aus der Partie seines Werkes, wo er über die Irrthümer der Menschheit spricht. Da sagt er, daß zahllose wissenschaftliche Irrthümer Zeugnis geben von dem Leichtsinne und der Anbolenz der Gelehrten. Die Naturforscher halten in allen zehn Kreisen Deutschlands Olympische Spiele, holen sich in Reden, Dinners und Ballen die schönsten Divanzenweige und in der Naturbeschreibung der bekanntesten Thiere kommen die größten Irrthümer vor; man nehme nur die große Lüge, daß der Krebs rückwärts geht. Wer kriecht, kommt immer vorwärts, von der Schwende an bis zu

den größten Antischambrer-Reptilien. Der Krebs bewegt sich mit seinem Schwanz voran, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen. Er ist einer der feinsten Diplomaten, die nie den Kopf dahin wenden, wohin sie zu gelangen wünschen. Ist er an seinem Ziele, so wird er schon den Kopf auf den rechten Fleck zu wenden wissen. Wie konnte man ein Thier für dumm halten, das so lange Fühlhörner hat und seinen Magen wie sein Gewissen nach Belieben häutet? Lernen wir von ihm, vorwärts zu kommen, indem wir rückwärts zu gehen scheinen. Das muß die Lösung des Tages bleiben.

In dieser Manier rede der Verf. nun weiter, das trifft, das schlägt, das haftet.

Damit Niemand glaube, das Buch habe durchweg einen düstern Charakter, so können wir versichern, daß der Hr. Verf. sich auch in leichter Weise angenehm bewegt. So sagt er einmal, der Verlobungsring bestehe gewöhnlich aus einer schuppigen Schlange, die sich in den Schwanz beißt; das ist das ägyptische Symbol der Ewigkeit. Bis zur Hochzeit, sagt er, ist die Liebe ewig und echt ägyptisch. Die Braut betet häufig ein Krokodil an und der Bräutigam eine Schlange. Die Liebe steigt, wie der Nil, bis über die Flutmarken und bereitet die Fruchtbarkeit des Landes vor.

Wir schließen die kurze Beurtheilung dieses vortrefflichen Buchs mit der Bemerkung, der Hr. Verf. möge nicht einzelne Gedanken sammeln und dann zurechtstellen; das bleibt immer etwas Zurechtgemachtes, dem Licht und Schatten, die Flüssigkeit des Lebens fehlt; sein Werk ist am besten gelungen da, wo er seinen humoristischen Ergießungen ganz freien Lauf läßt.

25.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verkümmerte Dichternaturen.

Man hat die Schilderung Freiligrath's vom „Fluche der Dichtkunst“ übertrieben, den Ausdruck „Kainstempel“ zu hart finden wollen. Aber wie manche jugendliche Existenz ist vom innern Feuer der Poesie verzehrt, wie manches Talent hat sich aufgerieben auf der dornenvollen Laufbahn eines Dichters! Heil und Ruhm Denen, welche am glänzenden Ziele ankommen! Aber wie Viele gehen nicht, bevor sie es erlangt haben, auf verzweiflungsvolle Weise zu Grunde! Wie oft treibt ein finsternes Geschick sein Spiel mit Denen, welche sich dem Dienste der Dichtkunst weihen! Die Zahl der Märtyrer der Poesie ist groß, und doch wie selten erfährt man die Namen Derer, die in der Verborgenheit verschmachtet sind! Einen neuen Beitrag zur Geschichte der innern Seelenleiden angehörender Dichter erhalten wir in einem Werkchen, welches dem Andenken einer unter Kummer und Schmerzen hingewellten Dichterin gewidmet ist. Man ahnt an dem Titel: „Marie Laure, essais en prose et poésies, réunis, publiés et précédés d'une notice biographique“, von M. Th. de Banville, nicht, welche harte Kämpfe in einfachen Schilderungen an uns vorübergeführt werden. Im Grunde paßt freilich auf alle diese verkümmerten Dichternaturen Heine's:

„Es ist eine alte Geschichte.

Doch bleibt sie ewig neu.“

Bei den ersten Schwingungen der Poesie ein schöner Laumel; auf theilnehmende Lobsprüche und Schmeicheleien, die anfangs von allen Seiten zufließen, werden übertriebene Hoffnungen gegründet, bis dieselben endlich vom rauhen Hauche der Wirklichkeit zertrümmert werden. Dann bemächtigt sich namenloser, unendlicher Jammer der jugendlichen Seele, äußere Sorgen treten noch hinzu und machen das Leben vollends zu einer traurigen Ode, in der die schwachen Triebe der Poesie endlich ganz verkümmern. Glücklich noch, wenn ein sanfter Tod dem Jammer bald ein Ziel setzt. Alle diese einzelnen Umstände finden wir auch im Leben dieser jungen Dichterin wieder. Aber niemals ist es uns so deutlich vor die Seele getreten,

welches Unheil ermunternde, antreibende Urtheilssprüche, von Männern anerkannter Rufes herrührend, anzurichten im Stande sind. Vielleicht hätte die junge Dichterin, deren Vermächtniß wie hier erhalten, sich nicht so früh auf die schlüpferige, gefährvolle Bahn des literarischen Ruhms gewagt, wenn ihr Ehe- teaubriand nicht die vielversprechenden Worte geschrieben hätte: „J'ai lu, Madame, les trop beaux vers que vous voulez bien m'adresser“. Wie verlegend mußten nicht noch solchen Lobsprüchen minder günstige oder wol gar übelwollende Kritiken wirken, wie peinigend mußte das Gefühl sein, wenn Marie Laure sich sagen mußte, daß selbst nachdem Männer wie Ehe- teaubriand mit vollen Händen Beifall spendend hatten, doch zur Erlangung der Dichterrune und einer gleichnerischen literarischen Berühmtheit wenig, zur Begründung einer erträglichen Existenz noch gar nichts geschehen sei. Wie demüthigend mußte es nun nicht sein, daß die Dichterin zu den nichtsagendsten, niedrigen literarischen Beschäftigungen greifen mußte, um nur einigermaßen die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens befriedigen zu können. Sie hatte, auf den Höhen der Poesie schwebend, sich im reinen Aether schaukeln wollen, und mußte sich nun bequemen, ihr Dichterroß an den Pflug zu spannen. Darüber mußte ihre sinnige weibliche Seele zu Grunde gehen. Zwar gelang es ihr endlich, sich einige Gönner zu erwerben, welche Sorge tragen wollten, daß ihre Erzeugnisse wenigstens der Ehre des Druckes theilhaftig würden. Aber die Dichterin selbst war schon in ihrem innersten Wesen gebrochen und die Veröffentlichung ihrer Gedichte, welche dazu beitragen sollte, die Sebrügte aufzurichten, konnte nur dazu dienen, ihr ein Denkmal zu setzen. Was nun die literarischen Producte selbst betrifft, welche in diesem Werkchen niedergelegt sind, so erscheinen die prosaischen Stücke der Sammlung bei aller stilistischen Gewandtheit im Ganzen unbedeutend. Günstiger gestaltet sich das Urtheil in Bezug auf den poetischen Theil. Eine gewisse Innigkeit des Gefühls, eine sanfte Harmonie ist den Gedichten nicht abzusprechen. Durch alle Verse zieht sich ein Klagen der, melancholischer Grundton hindurch. Dadurch stellt sich nothwendig eine gewisse Monotonie ein. Überhaupt vermißt man Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit und Talent, sodaß selbst die nachsichtsvollste Kritik Marie Laure einer Elise Mercoeur, deren Lebensschicksal bekanntlich eine ähnliche Wendung nahm und von der Lamartine auch gesagt hatte „Cetto jeune fille nous surpassera tous“, nicht zur Seite stellen kann.

Geschichte der Päpste.

Der Ritter Artaud de Montor, der, wenn wir nicht irren, die Stelle eines französischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle bekleidete, hat sich durch seine kunst- und literaturhistorischen Schriften sowie durch seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Papstgeschichte rühmlichst bekannt gemacht. Wir erhalten jetzt von ihm ein neues Werk, betitelt „Considérations sur le règne des quinze premiers papes qui ont porté le nom de Grégoire“. Dasselbe bildet eine Art von Einleitung zur Geschichte des Papstes Gregor's XVI. vom nämlichen Verf. Seine Biographie Leo's XII. wurde mit einem ähnlichen Rückblicke eröffnet. Wenn auch gerade kein tieferer Grund zu dieser Zusammenstellung vorhanden ist als die fast auffällige Ähnlichkeit der Namen, und wenn daher auch diese Anordnung von einer gewissen Willkürlichkeit nicht freizusprechen ist, so ist doch das Werk Artaud's eine dankenswerthe Gabe. Es beruht auf einem durchaus gründlichen Studium der besten Quellen und gibt für die interessante Geschichte des Papstthums manche schätzenswerthe Bemerkung. Die bezügliche Literatur hat in neuester Zeit auch durch folgendes Werk noch eine wirkliche Bereicherung erhalten: „Histoire de Léon X.“ von Audin (2 Bde.). Der Verf. dieses tüchtigen Geschichtswerks hat sich durch seine Arbeiten über Calvin und Luther, denen freilich zum Theil wenigstens der Makel der Parteilichkeit anhaftet, bereits als Historiker einen Namen gemacht.

17.

Donnerstag,

Nr. 177.

26. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

In Folge dieser freieren Bewegung innerhalb der Schranken der Schule und der Berücksichtigung Dessen, was außerhalb derselben vorging, ist nun eben Mendelssohn für das historische Verständniß Kant's von Bedeutung. Bekanntlich hat dieser besonders in seinen mündlichen Vorträgen durchaus an die Wolff'schen Bestimmungen angeknüpft, und aus diesen durch successive Umbildung die seinigen entwickelt. Es müßte interessant sein, den Bildungsgang, den er solchergestalt zurückgelegt, so viel als möglich seinen einzelnen Stationen nach zu verfolgen. Hierzu möchten sich bei Mendelssohn einige Beiträge finden. Man fürchte nicht, wenn man auf solche Weise einzelne Elemente einer großen Entdeckung nachweist, den Ruhm des Entdeckers zu schmälern. Im Gegentheil wird das Verdienst desselben dadurch erst recht an das Licht gestellt, denn die Hauptsache war doch, jene Elemente auf Einen Punkt wirken zu lassen, und was die Andern von dem frühern Standpunkt aus vorgebracht hatten, zur Emancipation von demselben anzuwenden. Es läßt sich genau nachweisen, warum Mendelssohn, wie er selbst bekennt, die Kant'sche Lehre nie verstehen konnte. Es geht zwar aus der Stelle über die Priorität des Begreifenden vor dem Begreiflichen, die wir oben angeführt haben, hervor, daß er dem idealistischen Element der Leibniz'schen Philosophie nicht unzugänglich war. Allein mit diesem selbst war es infolge der Hypothese der prästabilierten Harmonie nicht Ernst. Denn was wir vorstellen, ist zwar zufolge derselben zunächst nur Vorstellung unserer Seelenmonas, zugleich aber existirt es auch an und für sich, und so hindert nichts, sich bloß an das letztere Moment zu halten, welches eben die Wolff'sche Philosophie lehrt und somit in den plattesten Realismus verfiel. Nichtsdestoweniger finden wir bei Mendelssohn Äußerungen, denen, um für Kantisch gelten zu können, nur die belebende Seele des durchgeführten transcendentalen Standpunkts fehlt. In der Preisschrift: „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“, die Kant als Mitbewerber später gewiß gelesen haben wird, spricht Mendelssohn (II, 29) von dem Unterschied der beständigen und veränderlichen Erscheinungen, unter denen jene, wie er sagt,

ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt hätten. Insofern zu denselben das Mathematische gehöre, so bleibe auch in dem System des Zweiflers oder des Idealisten nicht nur die rein theoretische, sondern auch die praktische und angewandte Mathematik in ihrem Werthe und behalte ihre unleugbare Gewissheit. Wer erkennt nicht darin Kant's Gegensatz von Schein und Erscheinung? Weiterhin (II, 115) heißt es ausdrücklich, die Ausdehnung sei keine Realität, sondern ein bloßes Phänomenon. Aus einer Stelle in den „Morgenstunden“ (II, 353) sehen wir, wie Kant's nur regulatives Princip der Zweckmäßigkeit aus der Annahme der besten Welt entstanden ist. Die zufälligen Dinge, sagt Mendelssohn, lassen sich nur als Gegenstände des Billigungsvermögens aus dem nothwendigen Wesen ableiten. Denn wollte man sie aus dem Begriffe des letztern deduciren, so wären sie nicht zufällig, sondern vielmehr nothwendig, wie Alles, was aus einer nothwendigen Wahrheit auf nothwendige Weise folgt. Dagegen wird es als Zufälliges dadurch mit Nothwendigkeit abgeleitet, daß es irgendwo und irgendwann das Beste sei. Eine besonders merkwürdige Übereinstimmung mit Kant findet sich endlich bei Mendelssohn, der vier Jahre vor dem Erscheinen der „Kritik der Urtheilskraft“ starb, in den „Morgenstunden“ (S. 294):

Man pflegt gemeinlich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen, und die Empfindung der Lust und Unlust schon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünkt, zwischen dem Erkennen und Begehren liege das Billigen, der Beifall, das Wohlgefallen der Seele, welches noch eigentlich von Begierde weit entfernt ist. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunst, ohne die mindeste Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es scheint vielmehr ein besonderes Merkmal der Schönheit zu sein, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen, und von dem Verlangen, sie zu benutzen, auch noch so weit entfernt sind. Erst alsdann, wenn wir das Schöne in Beziehung auf uns betrachten, und den Besitz desselben als ein Gut ansehen, alsdann erst erwacht bei uns die Begierde, zu haben, an uns zu bringen: eine Begierde, die von dem Genuße der Schönheit sehr weit unterschieden ist. Wie aber dieser Besitz sowie die Begehung auf uns nicht immer stattfindet, und selbst da, wo sie stattfindet, den wahren Freund der Schönheit nicht immer zur Habsucht reizt, so ist auch die Empfindung des Schönen nicht immer mit Begierde verknüpft, und kann also für keine Aufse-

nung des Begehrungsvermögens gehalten werden. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerksamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denselben Gegenstand ferner zu betrachten, wollte man diese eine Wirkung des Begehrungsvermögens nennen, so hätte ich im Grunde nichts dawider. Indessen scheint es mir *schicklicher*, dieses Wohlgefallen und Misfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, aber noch nicht Begierde selbst ist, mit einem besondern Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieses Namens zu unterscheiden. Ich werde es in der Folge Billigungsvermögen nennen, um es dadurch sowohl von der Erkenntniß der Wahrheit als von dem Verlangen nach dem Guten abzusondern. Es ist gleichsam der Übergang vom Erkennen zum Begehren, und verbindet diese beiden Vermögen durch die feinste Abstufung, die nur nach einem gewissen Abstände bemerkbar wird.

Allein es läßt sich ein Concidenzpunkt von noch größerer Wichtigkeit zwischen beiden Männern nachweisen. Daß Kant von den Engländern ausgegangen sei, pflegt so sehr der Hauptgesichtspunkt bei der historischen Ableitung seiner Lehren zu sein, daß wir eben darin einen Hauptgrund der oben gerügten Vernachlässigung seines Verhältnisses zu Wolf finden müssen. Auch Mendelssohn hatte die Absicht, Leibniz mit Locke zu verbinden, wie er im sechsten der Briefe „Über die Empfindungen“ (I, 128) deutlich an den Tag legt.

Das scheint nun freilich das Tollste zu sein, was sich denken läßt, und das Vorurtheil einer gänzlich unphilosophischen Oberflächlichkeit, das man gemeinlich gegen Mendelssohn hegt, vollkommen zu rechtfertigen. Denn Locke's Lehre ist Sensualismus, diejenige von Leibniz Intellectualismus, und das Wort des Letztern, das wir oben anführten, und das Mendelssohn seinem Inhalte nach reproducirt hatte, ist ausdrücklich wider den Erstern gesagt. Indessen handelt es sich hier auch nicht darum, die philosophischen Principien der beiden Antagonisten zu vermitteln, sondern nur für die Thatsächlichkeit, welche der Eine dieser Männer reiner aufgefaßt hatte, und deren einseitige Berücksichtigung der Grund der Einseitigkeit seiner Theorie war, in dem Systeme des Andern einen Ort zu finden.

Nach Leibniz-Wolff'scher Ansicht ist alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas bloß Negatives, und beruht allein auf der dunkeln Vorstellung, welche sich die Seelenmonade von dem an sich Seienden macht, also auf einem Mangel derselben. Hieran begann Mendelssohn, weil in ihm durch Locke's Sensualismus ein Organ für das Sinnliche als solches geweckt war, zu zweifeln. Er bekennt (II, 46), Bedenken dagegen zu hegen, daß nur aus der Verwirrung der Realitäten die Erscheinungen entstünden, welche wir von Körpern haben. In den „Morgenstunden“ (II, 272) erläutert er sehr gut, daß nicht die Sinne als solche uns täuschen, sondern daß der Irrthum nur darin bestehe, daß wir einen gegebenen sinnlichen Eindruck durch den Gedanken falsch subsumiren. Das ist nicht unmittelbar gegen die Leibniz'sche Lehre gerichtet, aber es widerlegt sie nichtsdestoweniger. Denn in dieser wird zwar nicht behauptet, daß die sinnlosen Anschauungen einzeln genommen Irrthümer seien, sondern nur, daß die ganze

Sphäre der Anschauung eine der verworrenen Vorstellungen sei. Aber wenn Das, was wir so vorstellen, nur das durch den Gedanken zu erfassende Wahre sein soll, so läuft es der Sache nach im Grunde auf eine Reihe einzelner Irrthümer hinaus. Im Gegensatz dazu hielt also Mendelssohn das Sinnliche für etwas neben dem Gedanken ebenfalls Positives. So verband er Leibniz mit Locke. Nun kam es aber doch darauf an, eine Einheit beider Gebiete zu gewinnen. Hier tritt die Subsumtion der Locke'schen Thatsache unter eine Kategorie der Leibniz'schen Geistesphilosophie ein; die Anschauung wurde für eine positive Kraft der Seele erklärt. Mendelssohn sagt (II, 291), nachdem er den Verdacht des Idealismus zurückgewiesen:

Wir sagen bloß, die Vorstellung, die wir von materiellen Wesen als ausgebeht, beweglich und undurchdringlich haben, sei keine Folge unserer Schwachheit und unseres Unvermögens; sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unserer Seele, sie sei allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht bloß subjective, sondern objective Wahrheit.

Und eben diese Sonderung von Anschauung und Denken mit Entschiedenheit durchgeführt zu haben, ist eins der Hauptverdienste Kant's. Freilich ist auch in diesem Punkte leicht zu sehen, welcher von den beiden Männern in der Geschichte der Philosophie Epoche zu machen bestimmt war, und welcher nur auf den Rang eines Mittelgliedes Anspruch machen kann. Kant hatte die reine mathematische Anschauung von Raum und Zeit vor Augen, Mendelssohn combinirte oder vermengte mit derselben eine gewisse ästhetische.

(Der Beschluß folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

Wenn auch politisch von Deutschland getrennt, hat die Schweiz doch nicht wie Holland auch ihren geistigen Zusammenhang mit uns verloren. Durch Sprache und geistige Bestrebungen mit dem Mutterland auf das innigste verbunden, ist es zu hoffen, daß auch einst die politische Scheidewand fallen wird, wenn infolge der täglich voranschreitenden politischen Entwicklung die Gründe wegfallen, welche heutzutage eine Vereinigung durchaus unmöglich machen. Schon aus diesem Grunde, weil wir in dem geistigen Verband, der unzweifelhaft zwischen Deutschland und der Schweiz existirt, die Gewähr einer künftigen, beiden Theilen heilsamen Vereinigung erblicken, begrüßen wir mit wahrer Freude jede Erscheinung, die uns geeignet scheint, das Band zwischen beiden Theilen des Gesamtvolks enger zu knüpfen, und zu solchen rechnen wir vor Allem alle wirklich poetischen Werke, weil sie mehr als alles Andere geeignet sind, in die Masse zu bringen und in den entferntesten Völkerschaften gegenseitige Liebe und Achtung zu erzeugen. So hat Schiller's „Tell“ gewiß nicht wenig dazu beigetragen, in der Schweiz die längst erloschene Neigung zum deutschen Volke wieder zu entzünden, und auf der andern Seite haben Salis, Hebel u. A. in Deutschland wieder auf das beinahe vergessene Brudervolk aufmerksam gemacht.

Diese wenigen Worte werden hinreichen, um unsere Ansicht zu rechtfertigen, daß wir es für eine Hauptaufgabe der deutschen Journalistik halten, fortgesetzt auf das geistige Leben in der Schweiz hinzuweisen und mit allen bedeutenden Erscheinungen namentlich im Gebiete der Poesie bekannt zu machen; sie werden uns hoffentlich auch ein geeignetes Gehör bei unsern Lesern erwerben, denen wir nach und nach eine möglichst voll-

kleine Galerie der schweizerischen Dichter vorzuführen gedenken. Daß wir aus unserer Galerie alle diejenigen ausschließen, welche, wenn auch Verse schreibend, doch nicht zu den Dichtern im wahren Sinne des Wortes gerechnet werden können, versteht sich um so mehr von selbst, als diese auf keine Weise zu dem oben angeedeuteten Resultate beitragen könnten.

1. Karl Rudolf Tanner.^{*)}

Im J. 1842 erschien die vierte Auflage der „Heimatlichen Bilder und Lieder“ dieses Dichters, und dennoch ist sein Name erst in der neuern Zeit in Deutschland bekannt geworden, zuerst durch die Proben, welche verschiedene Muster-sammlungen von seinen Dichtungen mittheilten, dann auch durch einige literarisch-historische Schriften. Wir wollen nicht untersuchen, woher es wol kommen mag, daß ein so begabter Dichter so lange Zeit in einem weiten Kreise unbekannt blieb; wir wollen uns vielmehr freuen, daß die Zeit ihm endlich Recht gegeben hat.

Tanner hat sich einer beim ersten Anblick scheinbar sehr beschränkten Form der lyrischen Poesie vorzugsweise gewidmet, derjenigen nämlich, welche in Deutschland auch durch den schwäbischen Dichter Karl Mayer mit entschiedenem Glücke behandelt wurde, und die von einigen Kritikern des sogenannten jungen Deutschlands häufig verspottet, wenigstens mit vornehmer Geringschätzung abgefertigt worden ist. Aber wenn hier von Beschränktheit die Rede sein kann, so liegt sie nicht in den Dichtern, sondern in den Kritikern, welche, um es gelind auszudrücken, wenigstens die poetische Geltung der Natur- und Lebensbilder Mayer's u. A. nicht begreifen konnten. Wie klug die Genannten überhaupt die Erscheinung auffaßten, läßt sich schon an dem beruhmten, oft nachgesprochenen und auch von Laube in seiner Literaturgeschichte wiederholten Worte Gutzkow's nachweisen, daß es „für jene (schwäbischen) Naturdichter Beltschmerz sei, von Spaziergängen keine Gleichnisse mitzubringen“. Dieser Ausdruck ist in der That nichts als eine Caricatur, die allerdings geistreich, aber nichtsdestoweniger eine Caricatur ist, weil sie unter dem Scheine, die Wahrheit zu sagen, dieselbe verzerrt, daher bei dem ersten Anblick Lachen erregt, bei näherer Prüfung jedoch in nichts zerfällt. Als ob die ganze Richtung jener Dichter darauf hinausginge, Gleichnisse zu suchen! Wer kein poetisches Gefühl hat, oder dasselbe mit Willen und bewußt in Rebel hüllt, kann allerdings zu solchem Ausspuche kommen; der vorurtheilsfreie Kritiker wird zu ganz andern Resultate gelangen. Andere behaupten ferner, es sei schon an und für sich höchst langweilig, dergleichen Liederchen und Bilderchen in Masse aufgetischt zu erhalten; da verdränge ein Gedanke den andern, man könne vor lauter Bildern und Gleichnissen nicht zum ruhigen Genuße kommen. Laube fügt in absprechender Weise, und, was gewiß für den besondern Fall höchst bezeichnend ist, in einem schlechtgebildeten und halbverständlichen Sage hinzu, „diese Liederchen seien zwar allerliebste, allein sie müßten eben nur als ein Nachtisch von Schwaben geboten sein. Wollten sie allein eine volle Geltung, so thue man ihnen Unrecht; ebenso als wollte das Horn allein auf die Reise gehen und böhmische Musik machen“. Diese Suffisance — wir dürfen wol ein undeutsches Wort gebrauchen, um einen undeutschen Begriff zu bezeichnen, während diese Tadler die deutschesten Anschauungen und Vorstellungen in französische Phrasen einkleiden — mit welcher auf die Schwaben hingewiesen wird, zeugt schon von Beschränktheit, sie erinnert uns an den Schweizer Bluntzli (sonst eben kein Freund vom jungen Deutschland, aber es in Anmaßung überbietend, wie es dem geliebtesten Schüler des Propheten Hohner wol geziemt), der keinen klagenden Grund gegen des Communisten Weilling Evangelium aufreiben konnte als den, daß Weilling ein Schneider ist. Und dann erwidern wir auf die Bemerkung, daß wir gar

nicht einsehen, warum das Horn nicht allein auf die Reise gehen solle, wenn es auch ohne Unterstützung anderer Instrumente zu gefallen versteht.

Doch wir wollen uns durch die Gleichnisse der Gleichnisse nicht verleiten lassen, selbst in solchen zu reden. Wir wollen uns vielmehr in wenigen Worten dahin aussprechen, daß, wie in der äußern Welt, so auch in der poetischen, jede Erscheinung Anspruch auf selbständige und volle Geltung habe, und daß selbst das kleinste Gedicht entschiedenes Recht besitze, zu sein, wenn es nur ein Gedicht ist; daß jede Form, und wäre sie noch so beschränkt, Anspruch auf Anerkennung machen darf und kann, wenn sie nur eine wirklich künstlerische Form ist. Ob es möglich ist oder nicht, viele kleine Gedichte einer und derselben Art mit einem stets gleichen Wohlgefallen hintereinander zu lesen, das ist eine Frage, die gar nicht in Betracht kommt, da ja der Dichter durch die bloße Zusammenstellung in einem Bande nicht im mindesten auffordert, die einzelnen Gedichte als zusammengehörend und ein Ganzes bildend anzusehen. Es hat sich noch Niemand, so viel wir wissen, jemals einfallen lassen, zu behaupten, daß Martial's Epigramme, oder die der griechischen Anthologie, oder die Schiller'schen kein Recht auf volle Geltung hätten, wiewol auch diese noch nicht oft in Einer Sitzung gelesen worden sind. Und doch müßten sie nach Laube'schen Grundfätzen auf dieses Recht verzichten, wenn der Umfang des Gedichts — denn alle Widersprüche gehen am Ende doch nur darauf hinaus — dessen poetischen Werth bestimmen soll. Ueberhaupt haben weder Laube noch Gutzkow bei ihren absprechenden Urtheilen an die Epigrammenform und Gattung gedacht, sonst würden sie ohne Zweifel die Flachheit und Unzulänglichkeit ihres Auspruchs eingesehen haben. Hätten sie die ihnen so verhassten Liederchen eben nicht als Liederchen angesehen, was sie gar nicht sein wollen, sondern sie für Das genommen, was sie in der Wirklichkeit sind, für Epigramme, so wäre ihnen weder das Falschen nach Gleichnissen noch das böhmische Horn in den Sinn gekommen.

Freilich sind es Epigramme eigenthümlicher Art, die in Stoff und Absicht von Dem, was man gewöhnlich unter Epigramm versteht, wesentlich verschieden sind; aber dies kann den Dichtern nicht zum Vorwurf gereichen, es muß ihnen vielmehr dafür unser aufrichtigster Dank werden, daß sie die Gattung erweitert, ja so zu sagen eine neue Art derselben geschaffen haben. Während das gewöhnliche Epigramm darauf berechnet ist, unsere Aufmerksamkeit und Reugierde zu erregen, unsern Verstand durch scharfsinnige oder gar witzige Gedanken angenehm zu beschäftigen, nimmt diese neue Art unser Gemüth in Anspruch und sucht uns in eine lyrische, ja elegische Stimmung zu bringen. Wollten wir uns auf Laube's Definition von einem Gedichte berufen („Geschichte der deutschen Literatur“, Bd. 3, S. 81), so würde es ein Leichtes sein, aus seinen eigenen Worten darzuthun, daß er, falls er consequent bleiben will, auch dieser Dichtungsart volle Geltung einräumen müsse. Doch fahren wir lieber in der begonnenen Beweisführung fort. Wenn die Gedichte Mayer's und der verwandten Dichter im Wesen von den gewöhnlichen Epigrammen sich unterscheiden, so stimmen sie dagegen formell — und darauf kommt es bei Bestimmung der Gattung allein an — mit ihnen vollkommen und in allen wesentlichen Punkten überein. Die diese gehen sie von der Anschauung eines äußern Gegenstandes aus; wie diese suchen sie den tiefern verborgenen Sinn des angeschauten Objects zu enthüllen und diesen Sinn auf eine solche Weise auszusprechen, daß er den größtmöglichen Effect auf den Leser hervorbringe.

Wenn wir auch bis jetzt immer nur von Karl Mayer und dessen Gedichten gesprochen haben, so geschah es doch nur, um den Standpunkt zu bezeichnen, den wir bei Beurtheilung der Tanner'schen Poesien für den einzig richtigen halten. Denn was von dem schwäbischen Dichter gesagt wurde, gilt auch in der vollsten Ausdehnung von dem schweizerischen, da beide Dichter in Auffassung und Darstellung des ihnen von der Ro-

*) Heimatliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Vierte vermehrte Auflage. Karau, Sauerländer. 1842. 8. 17 1/2 Rgr.

tus und ihren Erscheinungen gebotenen Stoffes durchaus verwandt sind, sodas man vielleicht geneigt sein möchte, den Einen für den Nachahmer des Andern zu halten, wenn nicht bewiesen werden könnte, das Beide schon ihr Talent entwickelt und auf dem eingeschlagenen Wege schon Bedeutendes geleistet hatten, ehe sie voneinander hörten. Das bei Lanner insbesondere die Bearbeitung des Naturepigramms eine nothwendige Folge seiner ganzen Bildung und Entwicklung war, erhellt auch aus der Vorrede zu seinen Gedichten, die überhaupt sehr interessant und gehaltreich ist und sowohl den Dichter als seine Beziehungen zur Poesie und zu Poeten in lebenswarmen Zügen darstellt. Statt aber, wie wir zuerst gesonnen waren, die bedeutendsten Stellen aus denselben auszuscherreiben, wollen wir lieber einige Gedichte mittheilen, weil es doch auf diese und nicht auf die Reflexionen des Dichters über sich selbst ankommt. Auch werden dadurch unsere Leser eher in den Stand gesetzt werden, über unsere oben entwickelte Ansicht ein Urtheil zu fällen.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:

Ich! wie rasch ist dieses Wandern!

Und die zweite sagt zur dritten:

Nur gelebt ist kurz gestirnt!

Kiefer im Lenz.

Und wie der Frühlings reiches Schwallt,

Verstammen meine Lieder;

Der Lenz, den nun der Lenz geküßt,

Legt sich zum Schummer nieder.

Das Herz bedarf des Sings nicht,

Ist doch schon jeder Baum Gedicht.

Hinausblick in den Abend.

Abendglut am Bergeshaupt,

Rings von Volkengold umhau't,

Warum schließt im Hochwald dorten

Nir die Sonne schon die Pforten?

Mag des Lichtes Flug sich senken,

Sein will Liebend ich gebeten;

Oft im Nachglanz erst erschlossen

Spriest das Glück, das wir genossen.

Übrigens würde man Lanner's reiches Talent nur von einer, wenn auch von der vorzüglichsten Seite, daher immerhin zu beschränkt auffassen, wenn man ihn nur als Epigrammatist darstellen wollte. Er hat auch eigentliche Lieder gedichtet, die tief empfunden sind und wie überhaupt alle seine Productionen durch ihre wohlklingende und einfache Sprache hohes Wohlgefallen erregen. Wir begnügen uns, Folgendes mitzutheilen:

Mutterglück.

Du weinst Kind an meiner Brust;

Sag an, du junges Licht,

Wer schon in deine erste Lust

Dir solche Dornen sticht,

Hier an der Aene's sichern Arm!

Am Mutterbusen liebwarm?

Doch weine nur! das Menschenherz

Ist einmal so bestellt,

Das sich die Freude mit dem Schmerz

Im tiefsten Grund gesellt —

Das oft im Glückesüberfluß

Die Wehmuth stille weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt

Ihr Blick, die Wimper quillt,

Wie wenn es in den Aethen lenzt,

Der Weinstock überschwollt:

Die Aedone, die sich reich ergießt,

Ist Seligkeit, die innen spriest.

Ganz besonders aber ist Lanner wegen seiner religiösen Lieder zu schätzen, welche freilich nicht kirchlich sind, aber vom dem echten religiösen Gefühl zeugen und tief auf das Gemüth wirken, wie sie selbst aus der Tiefe des Gemüths hervorgegangen sind. Je schwieriger aber die poetische Darstellung religiöser Empfindungen ist, desto erfreulicher muß es sein, einem Dichter zu begegnen, der beinahe alle Hindernisse besiegt, die so zahlreich im Stoff und in jeder Subjectivität liegen. Wir erfahren aus der Vorrede, das Lanner schon früh sich in Übertragungen alter lateinischer Kirchenlieder und Hymnen versucht hat. Zwar hat er in bescheidener Anerkennung einer vor Jahren erschienenen Recension dieser Versuche dieselben nicht wieder abdrucken lassen; allein wenn sie auch nicht so gelungen waren, wie man es von dem Verf. zu erwarten berechtigt war, so hatten doch diese Übungen — wir möchten lieber Studiren sagen — den schönsten und segensreichsten Einfluß auf die eigenen Productionen, in denen wir gerade die echte Frömmigkeit und das wahre Gottesvertrauen wiederfinden, das aus jenen alten Liedern in unser Herz dringt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz aus England.

Sir Robert Peel und Benjamin d'Israeli.

Der letzte Kampf im Unterhaus über die Raynmoth-Bill und besonders die Art, wie der literarische Vorkämpfer des jungen England, der Verfasser des „Coningsby“, d'Israeli, an der staatsmännischen Weisheit Peel's zum Ritter zu werden suchte, lieferten den kleinen englischen Scherblättern eine unerhörte Duell des Spottes und der Geselung, wobei sie jedoch dem sogenannten „Rockumwender Peel“ noch weit ärger mispielten als dem sentimentalen Erfinder der neuen aristokratischen Socialtheorie. Unter Anderm schilderte der „Punch“, das parlamentarische Zwiesgespräch zwischen beiden Männern durch ein sinnreiches Spottbild veranschaulichend, den Charakter der Kämpfer folgendermaßen: „Der Premier, dessen Vater-namen Peel, der aber sonst auch als Sir Robert, alias Pamel Bob bekannt, ist ein geprüfter Arm, der mannichfaltige Lorbern errungen, dann und wann aber auch eins verlegt erhalten hat. Im J. 1830 straupte er mit Lord John Russell, wobei „Hänschen“ Sieger blieb; aber dafür schlug er 1842 den Bedford Järling. Man erzählt sich, er verdanke einem großen Theil seines Glückes dem Umstande, das er seines Segners Kriegsschulung sich angeeignet. Vermuthlich meint der Premier, das „fas est et ab hoste doceri“, wie der Dichter sagt. Seine Art zu fechten ist behutsam und arglistig. Er ist reich an schlaun Pianten und seine Gewandtheit im Auspariren kann jedem Jüngling zum Muster dienen. Statt den Rock beim Fechten auszuziehen, hat er die ihm eigenthümliche Gewohnheit, ihn umzuwenden, welche dem Zeitwort zu peel (aushülen, aber auch plündern) eine neue Bedeutung gegeben. Er steht in seiner Meinung mehr Boll höher als in der irgend Eines, aber in dieser Hinsicht wenigstens herrscht ungemine Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Segner. Der Letztere, Jung Benjaminchen, zubenamt d'Israeli, hat jüngst den Beinamen des Schremsbury'schen Schlagtodts sich errungen, sowie den des „Coningsby“ und des „jungen Engländer's“, während er von Einigen der „Mann der Zukunft“ getauft wird. In einem Sinne des Wortes ist er längst der Phantastie bekannt, nämlich als dichter Schriftsteller. Aber sein Ruf auf den Bänken von St. Stephens ist jüngerer Herkunft. Er war früher ein Herz und eine Seele mit dem Premier, obwol er jetzt seinem quondam Busenfreund den Krieg erklärt hat. Darin hat er aber wirklich Kampfmuth bewiesen, da er bisher stets unter die leichten Truppen zählte, während Peel zu der schweren Reiterei gehörte.“

12

Freitag,

Nr. 178.

27. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Bechluss aus Nr. 177.)

Es kann auffallen, daß der unter Druck und Ar-
muth aufgewachsene und später ganz abstracten Studien
ergebene Mann ein so lebhaftes ästhetisches Interesse,
ja eine für jene Zeit bedeutende Begabung für ästheti-
sche Kritik entwickelt. Brandis meint in seiner Einlei-
tung zu dieser Sammlung (I, 85), diese Seite möge
in ihm nur dadurch angeschlagen sein, daß er durch die
Gewalt der Freundschaft in Lessing's Geistesphäre hin-
eingezogen worden. Wäre dies die alleinige Ursache je-
ner Erscheinung, so müßten auch die einzelnen Ansichten
desselben auf ihn übergegangen sein, wovon sich doch auf-
fallend wenig Spuren finden. Seine ästhetische Bildung
im Einzelnen scheint größtentheils durch die 1756 erschie-
nenen Briefe Nicolai's über den jetzigen Zustand der
schönen Wissenschaften bestimmt zu sein, welche auch den
Standpunkt der 1757 angefangenen „Bibliothek der schö-
nen Wissenschaften und freien Künste“ bedingten, auf
dem beide Gründer derselben eigentlich immer stehen ge-
blieben sind. Aber das ästhetische Interesse überhaupt
hatte bei Mendelssohn einen tiefern Grund. Er selbst
sagt in einem Briefe an Iselin (V, 437), nachdem er
als sein Lieblingsstudium die Metaphysik der herrschenden
Schule genannt:

Die Trockenheit zu vermeiden, erlaubt sich mein Gemüth
manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der schönen
Wissenschaften, welche in der That mit der speculati-
ven Weltweisheit in einer genauern Verbindung
stehen als man insgemein zu glauben pflegt.

Aus dem Obigen geht hervor, worin diese Verbin-
dung bestand: er fand im Ästhetischen das Sinnliche
nur für sich auf eine oder die andere Weise geltend ge-
macht. Bekanntlich verdanken wir die Fixirung der Ästhe-
tik als besonderer Wissenschaft dem Wolfianer Baumgar-
ten. Mendelssohn hat diesem Theile des Gesamtsystems
besondern Fleiß zugewendet. Aber er sieht sehr wohl ein,
daß da, wo die Anschauung und Empfindung nur das
Schlechtere sein soll als der Gedanke, von einer wahren
Kunstlehre nicht die Rede sein könne. Er sagt (IV, 314):

Uns dünkt, daß der Erfinder dieser Wissenschaft der Welt
nicht Alles geliefert habe, was seine Erklärung des Wortes
Ästhetik verspricht. Die Ästhetik soll eigentlich die Wissenschaft
der schönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller schönen

Wissenschaften und Künste enthalten; alle Erklärungen und
Lehrsätze derselben müssen daher so allgemein sein, daß sie ohne
Zwang auf jede schöne Kunst insbesondere angewendet werden
können. — Allein man findet nichts Anderes erwähnt als
die Schönheit der Gedanken. Der Figuren, Linien, Bewegun-
gen, Töne und Farben wird mit keiner Sybe gedacht; und
die Lehren und Grundsätze sind so vorgegetragen, als wenn diese
letztern Schönheiten gar keinen Anspruch auf dieselben machen
könnten. Die verschiedenen Grade des Stils, der ästhetische
Reichtum, Größe und Bürde, das sinnliche Leben u. s. w.,
sind nur in Absicht auf solche Schönheiten ausgeführt worden,
welche mittels der Sprache ausgedrückt werden, und dieses sind
die Poesie und die Beredsamkeit. — Kaum ist der natür-
lichen Zeichen mit einigen Worten gedacht, so fährt Hr. Meier
schon fort, „weil die Rede das vornehmste Zeichen schöner Ge-
danken ist, so will ich blos die Grundregeln festsetzen, nach
welchen die Schönheiten der Rede bestimmt werden müssen“. Wir
hatten zwar die Rede für das vornehmste Zeichen der
„Gedanken“, aber nicht der „Schönheiten“. Man übergeht
unser Trachten den wichtigsten Theil der Semiotik, wenn
man nicht auch ausführlich und fruchtbar von den natürlichen
Zeichen der Schönheit, von ihrer Verbindung mit den willkür-
lichen, von ihren Grenzen in einer jeden Kunst u. s. w., inso-
fern sie zur allgemeinen theoretischen Ästhetik gehören, han-
deln will.

Nach Mendelssohn's eigener Theorie besteht das We-
sen des Ästhetischen darin, daß wir auf die Vorstellung
reflektiren, insofern sie eben ein Product unserer Seele
ist. Er sagt in der „Rhapsodie über die Empfindungen“
(I, 239):

Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit
einer Sache Lust oder Unlust, nachdem wir Realitäten oder
Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung auf das
denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen
und Erkennen der Merkmale sowie die Bezeugung des Wohl-
gefallens oder Mißfallens an denselben etwas Sachliches, das
in derselben gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der
Seele zukommt; daher muß jede Vorstellung wenigstens in Be-
ziehung auf das Subject als ein bejahendes Product des den-
kenden Wesens etwas Wohlgefallendes haben.

Er erklärt sodann hieraus das Reizende der Gefahr
der Versuchung, sich von Thürmen und andern Höhen
herabzustürzen u. dgl. Zu dieser Lehre waren nun zwar
in jener Zeit manche Elemente vorhanden. Mendels-
sohn sagt selbst in einer Recension des bekannten Burke-
schen Buchs über das Schöne und Erhabene, derselbe
nehme für die Erklärung des letztern seine Zuflucht zu
dem bekannten System, daß eine jede Beschäftigung der
Nerven, die sie wirksam erhalte, ohne sie zu ermüden,

angenehm sei, welches man in der französischen Schrift „*Théorie des sentiments agréables*“ ausgeführt finde. Allein die geistige Wendung der Sache verdankt er Niemand als Lessing. Dieser hatte ihm nämlich ein paar Monate vorher geschrieben (Lachmann's „*Werke*“, XII, 72), das Vergnügen am Trauerspiel beruhe darauf, daß ich nicht selbst leide, sondern nur mitleide, wie eine gleichgestimmte Saite miltönt, mithin in einen Affect ohne Gegenstand versetzt werde, welcher mir, als Erhöhung meines Lebensgefühls, nur angenehm sein könne. Daß dies wirklich ursprünglich Lessing angehört, erhellt nicht nur daraus, daß, wie Mendelssohn dies in der „*Rhapsodie über die Empfindungen*“ in Bezug auf die Tragödie selbst wiederholt (I, 240), sogar sein Stil Lessing'sch wird, sondern auch daraus, daß er es nun keineswegs seiner ganzen Lehre zu Grunde legt, wozu es sich doch so sehr eignet.

In der That würde Mendelssohn, hätte er diesen Punkt festgehalten, zu der Lehre vom Schönen haben kommen müssen, welche Kant in der „*Kritik der Urtheilskraft*“ vorträgt. So wird man es wenigstens natürlich finden, daß Schiller neben dieser letztern Mendelssohn's Briefe „*Über die Empfindungen*“ — die überhaupt mit Unrecht als ein non plus ultra des Veralteten und Abgemachten betrachtet werden — und Derselben Abhandlung „*Über das Erhabene und Naïve in den schönen Wissenschaften*“ hat lesen und benutzen können. So freilich bleibt die Sache eine bloß psychologische Theorie, und es wird die rein ästhetische Lust von der sinnlichen nicht grundsätzlich gesondert; auch diese wird nämlich darauf zurückgeführt, daß wir uns unserer Realität bewußt werden; es heißt (I, 128) gegen eine unklare Stelle Wolf's, die sinnliche Lust entstehe nicht aus der Vorstellung einer Vollkommenheit außer uns, sondern der eigenen Vollkommenheit des Körpers, sie sei diese Vollkommenheit selbst. Daher wird dann auch das Ästhetische, der Weise jener Zeit gemäß, der Beförderung der Moralität dienlich gemacht. Jedoch geschieht dies nicht auf die plumpe Weise, daß mittels der Kunstwerke bestimmte moralische Lehren in die Seele eingeschwärzt werden sollten. Mendelssohn geht dazu (II, 29, 81) von dem Unterschied der theoretischen und praktischen Überzeugung aus. Wer von der Wahrheit überzeugt ist, sagt er, kann sie zu eben der Zeit unmöglich in Zweifel ziehen, allein man kann von einer Verblindlichkeit theoretisch überzeugt sein und ihr dennoch zuwider handeln. Dieses Hinderniß der Tugend hilft die Kunst überwinden, indem sie sich an unsere anschauende Erkenntniß wendet, und uns eine Fertigkeit mittheilt, am Edeln Wohlgefallen zu finden. Auch hier ist eine Annäherung an Kant unverkennbar.

Wir haben versucht, Mendelssohn's Bedeutung in der Geschichte der Philosophie in allgemeinen Umrissen darzustellen. Erst nachdem dieses geschehen, und namentlich nachdem der Punkt angegeben ist, an welchem derselbe die Wolf'sche Lehre habe modificiren und erweitern wollen, können wir anschaulich machen, inwiefern seine Thätigkeit in die damalige Bewegung der deutschen Literatur eingreift.

Bei dem Streben nach Regeneration, welches in mehr oder weniger bewußter Gestalt die deutsche Literatur des ganzen 18. Jahrhunderts charakterisirt, war es natürlich, daß dieselbe sich zunächst an die englische anzulehnen versuchte. Denn diese zeigte sich frei von willkürlichem Regelzwange, naturwüchsig, nicht national, endlich dem Deutschen stammverwandt, und fortwährend in einer gewissen Entwicklung begriffen. Es kam aber auch noch ein besonderer Umstand hinzu, demzufolge sie ganz eigentlich dazu bestimmt schien, den Deutschen zum Muster zu dienen. Es war nämlich damals in ihr eine Richtung entstanden, die das Element der sinnlichen Anschauung, dessen dieselben nach der conventionellen und lehrhaften Periode der Nachahmung der Franzosen am meisten bedürftig waren, auch theoretisch geltend machte. Dies ist der Sensualismus. Seine Wirkung auf die ganze europäische Bildung ist unermesslich. Aber wenn er sich in Frankreich mehr sittlich gestaltete, und den bekannten Materialismus ins Leben rief, blieb er in Deutschland rein literarisch und ästhetisch. Man begnügte sich damit als dem Gebiete, in welchem das Sinnliche auf eine Geltung Anspruch machen kann, die Kunst zu betrachten; nur als Schönheit sollte die Sinnlichkeit existiren dürfen. Zwar hatte man dabei nicht immer die rein objective Sinnlichkeit der Kunstanschauung im Auge; man machte die Poesie nicht bloß insofern sinnlich, daß sie mehr Poesie würde, sondern sie mußte sich auch bisweilen dazu herleihen, die Tendenz auf eine gewisse pathologische Sinnlichkeit auszusprechen. Indessen sollte es doch, wenn nun Einer dergleichen ins Leben einführen wollte, gemeinlich nicht so gemeint gewesen sein. Der Repräsentant dieser ganzen Entwicklungsstufe ist Wieland, und dieser schloß sich vorzüglich an den Grafen Shaftesbury an, der in England selbst der sensualistischen Denkart eine gewisse literarische Wendung gegeben hatte.

Für diese Richtung der deutschen Literatur hat Mendelssohn den theoretischen Ausdruck gefunden, indem er auf die oben dargestellte Weise, nämlich in Beziehung auf Ästhetik, die englischen Lehren, von denen jene Richtung eine Wirkung war, der deutschen Wissenschaft anzueignen suchte. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren von Shaftesbury angeregt, den ihm Lessing in die Hand gegeben hatte, und als Kritiker machte er sich besonders viel mit Wieland zu thun.

Wilhelm Dangel.

Galerie schweizerischer Dichter.

(Schluß aus Nr. 177.)

2. Lieder eines Schweizer's.

Ref. gehört weder zu Denen, welche die politische Poesie an und für sich für ein Un Ding halten, noch zu Denen, die da jedes Gedicht enthusiastisch bewundern, sobald es nur in einer schönen und ansprechenden Sprache diese oder jene politische Ansicht vertheidigt oder bekämpft. Ref. hat z. B. nie in den Jubel eingestimmt, der Herwegh's Liedern entgegenkündete, obgleich er sich sehr über denselben freute, weil er den Jubel auf Das bezog, dem er doch eigentlich galt, nämlich auf das kräftige Wort des freigesinnten Mannes, der, wenn auch

mit Reiztheit, doch in schärfster Darstellung die Rechte und Wünsche seines Volks aussprach. Überhaupt hat vielleicht noch kein Buch so eigenthümlich gewirkt als Herwegh's Gedichte; es hat gar Manchen genöthigt, Bekenntniß für die Wahrheit abzugeben, ohne daß er es sich bewußt war. Als Herwegh's Gedichte erschienen und sie in Deutschland so großen, ja begeisterten Anklang fanden, konnten die Gegner des freikünftigen Princips nicht umhin, von dieser seltsamen Erscheinung Kenntniß zu nehmen. Auch sie stimmten in den allgemeinen Jubel ein, was allerdings auffallen mußte. Sie sagten zwar, sie seien von dem großen Dichtertalent hingerissen worden; und so sehr sie der Inhalt auch wegen seiner Abscheulichkeit zurückgeschreckt habe, so seien sie doch von der seltenen Kraft der Poesie immer wieder angezogen worden. So ungefähr drückt sich, um nur Namen zu nennen, der k. k. Hofpoet Deinhardstein in einer Beurtheilung der Herwegh'schen Gedichte aus, die in den „Wiener Jahrbüchern“ zu lesen ist. Aber wie? wenn der Hofpoet und die Andern alle, welche die nämliche Sprache führen, sich täuschen? wenn es die Kraft der Wahrheit wäre, die sie gegen ihren Willen anzieht und fesselt, und nicht die Kraft der Poesie? Daß diese es nicht ist und nicht sein kann, läßt sich leicht darthun, denn von wahrer Poesie ist bei Herwegh wenig zu finden; sein ganzes Verdienst besteht in Wahrheit der Gesinnung, in Kraft der Überzeugung und formell in einer schönen, wohl-lautenden, reinen und reichen Sprache. Aber von poetischer Anschauung und Auffassung, von jenem geistigen Hauch, der selbst die kleinsten Schöpfungen des wahren Dichters mit unaussprechlichem Reize befeuert, von jenem geheimnißvollen und unwiderstehlichen Zauber, der uns über die Welt erhebt und uns doch wieder mit der Welt versöhnt — mit Einem Worte, von jener schöpferischen Kraft des Dichters, die nicht genannt und nicht beschrieben werden kann, weil sie eben unbegreiflich ist wie jede Schöpfungskraft überhaupt —, von diesem Allen findet sich bei Herwegh keine Spur. In ihm ist nur rhetorische Kraft, eine Kraft, die unsern Verstand, niemals aber unser Herz fesseln, oder gar besiegen kann. Man denke sich mit diesem rhetorischen und, als solchem, gewiß großem Talente die Macht der Wahrheit und der Überzeugung verbunden, so ist es leicht erklärlich, wie Herwegh's Gedichte, selbst bei Abgang alles poetischen Lebens, so mächtigen Anklang finden konnten, wie es möglich war, daß selbst politische Gegner, ja sogar hohe Personen sich täuschen ließen, und unbewußt, wol auch gegen ihren Willen, ihre Knie vor der Stämme der Wahrheit und Freiheit beugten, während sie das poetische Talent zu verehren glaubten.

Obgleich die „Lieder eines Schweizers“ in manchen Beziehungen mit denen Herwegh's verglichen werden können, so glauben wir doch nicht, daß auch sie eine ähnliche Täuschung hervorbringen werden; denn eine solche ist am Ende nur einmal möglich, weil der Getäuschte, wenn er seinen Irrthum einseht, um so mehr auf seiner Hut sein wird; und dann kommt noch dazu, daß die vorliegenden Gedichte in ihrer größern Zahl gegen die falschen Priester gerichtet sind, die von jeher viel zu sehr darauf bedacht sind, ihre Gemüthsbewegungen zu verstecken und zu beherrschen, als daß es so leicht möglich wäre, einen schwachen Augenblick an ihnen zu finden. Die Lieder des Ungenannten sind zwar, was die Darstellung betrifft, den Herwegh'schen nicht an die Seite zu setzen; es fehlt ihnen aller blendende Glanz und die Farbenpracht, die jene so eigenthümlich charakterisiren; dagegen scheinen sie, ohne daß sie Anspruch auf volle Anerkennung machen könnten, tiefer im Gemüthe zu wurzeln als jene. Der Verf. hat, wie einzelne Beispiele beweisen, mehr wirklich poetische Begabung als Herwegh, bei dem man umsonst nach einem Gedichte suchen wird, das aus einer so wesentlich dichterischen Stimmung hervorgegangen wäre und eine solche auch wieder erzeugen könnte, wie z. B. die „Burggruine“ des Verf. Auch ist dieser mehr männlich gesetzt als Herwegh; selbst da, wo er zürnt, wo er die schärfste Geißel der Satire schwingt, selbst da behält er

eine Ruhe und Würde, die wohlthätig auf den Leser wirkt. Dazu kommt noch, daß er eine Innem ganz unbekannte Kraft der Ironie entwickelt, die schon an und für sich von einem reichern geistigen Leben zeugt, eine Ironie, wie wir sie unter Andern in mehreren Gedichten von Anaxagoras Grün finden und die vorzüglich dadurch so poetisch wirkt, weil wir hinter ihr den tiefen Seelenschmerz erblicken und die schöne menschliche Tyranie, in der sich die Liebe beurkundet.

Wenn wir aber auch nicht der Ansicht sind, daß die „Lieder eines Schweizers“ poetisch genügen könnten, so kommen wir dadurch doch nicht in Widerspruch mit Dem, was wir in den einleitenden Worten versprochen haben, daß wir nämlich in unsere Galerie nur Solche aufnehmen wollten, welche wirklich poetisches Talent hätten. Ein solches ist hier allerdings vorhanden, nur hat es den Stoff noch nicht besiegt, was freilich nicht bloß in der politischen Poesie, sondern in jeder Gattung der Kunst das Schwierigste ist. Aber Manche gelangen niemals dazu, was wir z. B. von Herwegh glauben, während Andere schon in ihren ersten Versuchen zeigen, daß sie nach dem Höhern streben. Zu diesen zählen wir unbedingt unsern schweizerischen Ungenannten, dem es nur und hauptsächlich an tieferer Einsicht in das Wesen der Kunst fehlt, der aber, um uns eines Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen, durch redliches Bemühen zu dieser Einsicht gelangen wird, wozu wir ihm unablässiges Studium unserer großen Dichterkünstler dringend empfehlen. Herwegh hat, so jung er noch ist, unser Bedauern schon das Höchste gegeben, dessen er fähig ist — täuschen wir uns, so wollen wir unserm Volke aus aufrichtigstem Herzen Glück wünschen —; aber immer scheint es uns, als ob er schon jetzt nicht mehr im Stande wäre, sich auf der von ihm errungenen Höhe zu halten. Für den Verf. vorliegender Gedichte dagegen hoffen wir noch eine schöne und reiche Zukunft. Es wäre unverzeihlich, wenn wir diese unsere Ansicht nicht auch durch Beweise begründen wollten; wir theilen daher zum Schlusse ein Gedicht des Verf. mit, das zu den besten gehört und zugleich eins der kürzesten ist.

K r e u z e .

Wir träumt', daß all' die Kreuze,
Die ihr habt aufgestellt,
Unwillig sich empörten
Auf einmal in der Welt.

Sie trugen nun den Besten,
Den Kleinsten lang genug,
Den eure Hand vor Zeiten
An ihre Balken schlug.

In einer Nacht da schauern
Sie jetzt aus tiefstem Grund,
Und krachend stürzen nieder
Die Bilder in der Rund'.

Kahl keh'n und leer die Kreuze
Und ragen himmelan; —
Habt ihr denn nichts, ihr Menschen,
Das ihr nun hestet dran?

Tragt einmal eure Böden
Als Kreuzeslast herbei.
Doch wol die härtesten Balken,
Die brächen drunter entzwei.

65.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2te durchgesehene Auflage. Mannheim, Bassermann. Gr. 16. 3 Zhr. 3/4 Rgr.

Bauer, B., Deutschland und die französische Revolution. 2te Abtheilung: Die Politik der Revolution bis zum Frieden von Basel. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Zhr. 15 Rgr.

Besser, W. J., John Williams, der Apostel der Südde. Ein Volksbuch. Berlin. Gr. 8. 17 1/2 Rgr.

Beyer, E., Wie haben wir uns als gute Protestanten gegen die deutsch-katholische Kirche zu verhalten? Zwei Predigten. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 3 Ngr.

Bretschneider, E. G., Für die Deutsch-Katholiken. Ein Boten. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Cassel, S., Über die Rabbinerverammlung des Jahres 1850. Eine historische Abhandlung. Berlin, Buchhandlung des Berliner Leseclubs. Gr. 8. 10 Ngr.

Collier, W., Staats- und Kirchengeschichte Irlands von der Zeit der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Detmold, Anleitung zur Kunstfennerschaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden. Neuer Abdruck. Hannover, Hahn. Gr. 12. 15 Ngr.

Ein Diakonus aus dem Wege nach Rom. „Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntnis der christkatholischen Gemeinde in Breslau. Von D. Peters, Diakonus zu Liegnitz.“ Gewürdigt von einem evangelischen Christen. Liegnitz, Gerschel. Gr. 8. 3½ Ngr.

Düring, L., Über die Reliquienverehrung der katholischen Kirche. Predigt am 20. Januar 1845 zu Würzburg. Würzburg, Voigt und Wacker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Graf Chala. Berlin, Dunder. 8. 1 Thlr.

Ebeling, A., Gedichte. Heidelberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ehrenberg, P., Fabeln und Schicksale eines Deutschen in Texas. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Frank, P. P., Wunte Briefe über die Hermetische Frage. Gießen, Friedrich. 8. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 4te Auflage. Berlin, Dunder. 8. 2 Thlr.

Geijer, E. G., Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung. Aus dem Schwedischen. 1ter Theil. 1ste Abtheilung. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Die junge deutsch-katholische Gemeinde. Ein Wort zur Belehrung und Beruhigung. Bamberg, Zuberlein. 8. 1½ Ngr.

Glafer, J. C., Über die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaßregeln. Berlin, Schroeder. 8. 20 Ngr.

Harkort, F., Bemerkungen über das Bedürfnis der Errichtung einer Actienbank für Westphalen. Dortmund, Krüger. 8. 5 Ngr.

Herloßsohn, F., Camera obscura. Romellen. 1ter Band. Altenburg, Pierer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hört! hört! Ein freies protestantisches Wort über die deutsch-katholische Bewegung nach ihrer geschichtlichen und kirchlichen Bedeutung. Leipzig, Reclam sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten in Tirol. Von einem Tiroler. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 8. 6 Ngr.

Jurek, J. C., Erstes Sendschreiben an Hrn. Czerni, erömisch-katholischen Priester zu Schneidemühl. Lissa, Günther. 8. 5 Ngr.

Die deutsch-katholische Kirche und ihre Hohenpriester. Replik auf Ronge's Rechtfertigung. Eine Ostergabe für katholische Christen von M. A. Würzburg, Voigt und Wacker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krüger, G., Aus Heinr. Siegm. Egers, weiland evangelischen Pfarrers zu Brinnis, Nachlaß. Leipzig, Reclam sen. 8. 1 Thlr.

Kurnik, M., Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert. 1tes Heft: Emilia Galotti. Breslau, Kohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Laube's, P., Dramatische Werke. 1ter Band: Ronal-deschi. Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leo, G. E., Das fromme Leben Christi. Fürchtegott Selert's. Für das Volk beschrieben. Dresden, Naumann. 8. 7½ Ngr.

Leubold, A., Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 7ter bis 10ter Band. (Ein Menschenleben von der Wiege bis zur Gruft.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Lichtwesen und der Gemüthswelt, zur Erweckung und Ermüdung für Kinder, gesammelt von A. de la Linde. Mit einem Vorworte von Ida Schaff Hahn-Hahn. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Lichtenau, E., Jesuiten und Fürstenmörder. Eine Enthüllung der größten Verbrechen und Gräueltaten, welche von den Jesuiten in allen Ländern und zu allen Zeiten verübt wurden. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Schwabach, Haspel. 12. 26½ Ngr.

Lothbauer, R., Der Feldzug in Russland 1812, nach den hundert Bildern Faber du Faur's. Historisch und kritisch erläutert. Mit einem Plane und einer Karte. Stuttgart, Antoniet. Lex.-8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Marsson, oder Geheimnisse eines Staatsmannes. Ins Deutsche übertragen von A. Krefschmar. 1ter Theil. Strunne, Verlagstempel. 8. 15 Ngr.

Möller, A. B., Die Herrlichkeit der evangelischen Kirche. Predigt. 5te Auflage. Münster, Wundermann. 8. 3 Ngr.

Mosoyet, G. F., Die Einfälle der Normannen in die pyrenäische Halbinsel. Eine größtentheils aus dem Dänischen übersehte Zusammenstellung der darüber vorhandenen Nachrichten. Münster, Wundermann. 1844. 8. 1½ Ngr.

Müller, J., Die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutsch-protestantischen Kirchenverfassung. Breslau, Rar und Comp. 8. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, S. R., Verlangte Antwort auf die fünf Bileam'schen Fragen: „Glaubt ihr 1) an die zu Gibeon stehende Sonne? 2) an den redenden und Engel schenkenden Esel Bileam's? 3) an den Befehl Gottes für die Israeliten, die Ägypter um ihre goldnen und silbernen Gefäße zu betrügen? 4) an den vor den Weisen aus dem Morgenlande hergehenden und endlich über einem Hause stehenden Stern? 5) an den Stater im Fischmaul?“ Reicht kurzer Ausrufung zweier verwandter Geister, nämlich der Herren Rabel und Uhlisch. Magdeburg, Faldenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Nothwendigkeit einer völligen Wiedergeburt der protestantischen Kirche. Ein freies Wort von einem Freunde der Wahrheit und des wahren Protestantismus. Leipzig, Schumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die zweite Glaubenshafte Petition in Sachen betreffend die Verleihung einer freieren Kirchenverfassung. Glaucha, Ermer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Yeffert, E., Luther war vollkommen und das Lutherthum ist unverbesserlich. Blüthen evangelisch-lutherischer Rechtgläubigkeit, diesem vernunftfüchtigen Zeitalter zur Belebung des mact gewordenen Kirchenglaubens vorgelegt und gewidmet Hrn. Prof. Hengstenberg in Berlin, dem heldenmüthigen lutherischen Vorkämpfer gegen die deutsch-katholischen Gemeinden. 1tes Heft. Zunächst bestimmt zur Widerlegung des leider demalen in zweiter Edition erscheinenden Schriftchens „Römisch oder Deutsch.“ 2te Auflage. Leipzig, Voeg. Gr. 8. 5 Ngr.

Gallet's, F. v., Sammtliche Schriften. 1ter Band: Laien-Evangelium. 3te Auflage. Breslau, Schulz. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schaubach, A., Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Oberbayern und die anstossenden Gebiete. 1ter Theil: Allgemeine Schilderung. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneidert, J., Die Erziehung des Volkes durch die Schule. 1ter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiffel, F. J., Die Gutsherren und die Bauern auf dem Landtage. Leipzig, Schumann. Gr. 8. 12 Ngr.

Seidler, E., Der spanische Feldzug des Napoléon Bonaparte im Jahre 1810. Berlin, 1844. 8. 20 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 179.

28. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

3. zweiter Artikel. *)

Im vorigen Artikel haben wir das Christenthum als eins von den Hauptmomenten bezeichnet, welche das Alterthum zerstörten und zugleich eine neue Weltanschauung begründeten. Ein zweites Hauptmoment ist das Germanenthum. Dieses wirkte in derselben Richtung, nur von einer andern Seite her und mit andern Mitteln wie jenes. Während nämlich das Christenthum in geistiger Beziehung wirkte, ging die Wirkung des Germanenthums vorzugsweise auf die Politik; die socialen Zustände wurden von beiden Elementen in Vereinigung umgestaltet. Wie nahe beide einander berühren, ja, wie eine innige Verwandtschaft zwischen ihnen stattfindet, mag man aus Folgendem sehen. Waren in der antiken Welt die Naturgewalt, das äußere Leben, das Zurücktreten des Individuellen charakteristische Momente, so sehen wir in der christlichen Ansicht das innere Leben, die Welt des Gemüths, das Hervortreten des Individuellen, d. h. des Menschen als solchen, hervorgehoben. Das Germanenthum hat aber dieselben Momente, nämlich das Hervortreten des Individuellen des Gemüths. Nur zeigen sich im Germanenthum diese Momente sogleich auch äußerlich: nämlich in der Politik, in der Staatsverfassung, in der Geltendmachung des Familienlebens, in der höhern Bedeutung und socialen Stellung des Weibes. Durch diese letztere unterscheidet sich das Germanenthum ebenso wie die christliche Religion wesentlich von der antiken Weltansicht, wo, wie wir gesehen, das Weib entweder völlig oder fast als Sklavin, als Magd des Mannes betrachtet wird. Das individuelle Element aber in der Politik bei den Germanen schuf eine ganz andere Anschauung vom Staate, jene, welche während des Mittelalters gegolten, die durchaus verschieden war von dem Staate des Alterthums. Während nämlich in diesem die Staatsgewalt alles Andere sich unterordnete, und daher auch Individuum wie Familie gleichsam nichts ihr gegenüber war, so geht im Gegentheil die germanische Staatsidee von der Anerkennung des Individuums aus und kehrt immer wieder dahin zurück. Daher war vielleicht keine Nation mehr dazu berufen, die christliche Re-

ligion fortzubilden, für ihre Verbreitung zu wirken, als die Germanen. Keine bot aber auch in ihren socialen und politischen Einrichtungen so viel Anhaltspunkte für das Christenthum als sie. Dieses, im Wesentlichen die Religion der Liebe, fand die letztere auch bei den Germanen wieder; denn man kann wol sagen, erst dieses Volk kannte die Liebe, nämlich in der höhern Bedeutung des Wortes, wo sie nicht bloß ein sinnliches Wohlgefallen, sondern die innige Verschmelzung der Seelen bezeichnet, während das Alterthum, wo das Gemüth zurückgetreten, ihr eigentlich fremd war.

Die große welthistorische Bedeutung der Germanen verkennt aber der Verf. ebenso wie die des Christenthums. Er bespricht sie noch in der Geschichte der alten Welt, während sie doch ihrem ganzen Wesen nach einer neuen Epoche angehören. Auch hier wie bei Griechen und Römern hält er sich bei ihren rohen Sitten auf, bei den Unannehmlichkeiten ihres Lebens, ohne zu bedenken, daß unter der äußern rohen Schale schon der Kern ihres künftigen Wesens verborgen lag, das eine neue Epoche der Cultur hervorbringen sollte. Ja, er hat ganz falsche Vorstellungen von ihrer Eigenthümlichkeit. So will er (S. 362) aus ein paar Stellen des Cäsar und des Tacitus ableiten, daß bei den Germanen kein Eigenthum, kein Grundbesitz des Einzelnen stattgefunden hätte, während doch die politische Freiheit bekanntermaßen durch Grundbesitz bedingt war. Er hat keine Spur von der Auffassung einer Volksreligion. Er sieht in den Mythen der alten Deutschen nur Aberglauben! Er sagt sogar, daß die Priester in Deutschland allmächtig gewesen, weil man sie bei einigen Gelegenheiten, bei öffentlichen Veranlassungen gebraucht, während Jeder weiß, wie gering im Ganzen doch ihr Einfluß war. Er weiß nichts von der hohen Achtung, in welcher bei den Germanen das Weib stand, ja er meint, ohne irgend einen vernünftigen Grund dafür anzuführen, daß des Tacitus Worte über dieses Verhältniß poetisch ausgeschmückt seien; das einzige Beispiel, daß ein Fürst, und zwar aus Politik, zwei Weiber gehabt, soll ihm das Dasein einer Polygamie in Deutschland beweisen (S. 364). Daß die Frauen arbeiteten, nennt er eine geringschätzig Behandlung des Weibes! Daß sie in den Krieg mit zogen, um durch ihre persönliche Anwesenheit ihre Männer zum

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 178 — 179 d. Bl. D. Red.

Kampfe anzufeuern, tadelt er ebenfalls — das sei keine edle Weiblichkeit! Kurz, der Verf. zeigt auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß er es nicht versteht, sich in fremde Zustände und in deren Motive zu versetzen! Dagegen ist die Darstellung der politischen Verfassung bei den Germanen gut. Die Ansicht jedoch, daß das Wort Graf von Graub herkomme, ist längst antiquirt.

So wenig als der Verf. die allmähliche Auflösung des Alterthums mit innerer Nothwendigkeit darzuthun vermochte, so wenig versteht er es, die neue Epoche, das Mittelalter, in ihrer welthistorischen Berechtigung zu motiviren. Er fängt allerdings mit ihm einen neuen Band an, einen neuen Abschnitt, gleichsam als sei damit schon Alles geschehen. Aber der Culturhistoriker hat die Aufgabe, die allmähliche Entwicklung eines neuen Zeitgeistes, einer neuen Epoche, nachzuweisen: wie sie sich in den verschiedenen politischen, socialen und religiösen Einrichtungen manifestirt. Dergleichen Übergangsstufen sind am interessantesten, belehrendsten, aber freilich auch sehr schwer zu schildern; denn einerseits findet sich der Keim der neuen Weltansicht schon zu einer Zeit, als die bisherige im Ganzen noch in voller Kraft dasteht, andererseits reichen Überbleibsel der alten überwundenen Richtung noch lange Zeit in die Epoche der neuen Weltanschauung hinein. Gerade so verhält es sich bei Alterthum und Mittelalter. Die mittelalterliche Richtung zeigt sich, wie ich oben schon angedeutet habe, in ihren ersten Keimen schon bei den griechischen Philosophen, in der allmählichen Auflösung der alten Culte, endlich bei Germanen und Christen, deren erste Erscheinung in eine Zeit fällt, wo das Alterthum mit seiner ganzen Anschauung noch überwiegend, herrschend war. Umgekehrt war die antike Ansicht um jene Zeit, mit welcher wir gewöhnlich das Mittelalter beginnen, keineswegs schon gänzlich überwunden, sondern sie reichte, im beständigen Kampfe mit den neuen Elementen, noch weit in das Mittelalter herein. Es zeigte sich dies schon darin, daß die römischen Einrichtungen, welche fast in der ganzen bekannten Welt eingeführt waren, doch wegen des höhern Grades von Cultur fortbestanden, auch nachdem das ganze römische Reich von den Germanen unterworfen war. Aber das heidnische Element in den Römern ging selbst in das Christenthum über, denn dieses vermochte, wie es schien, nur dadurch zur römischen Staatsreligion erhoben zu werden, daß es sich dem alten Cultus einigermaßen assimilirte. Daher tritt schon in den ersten Jahrhunderten die christliche Religion keineswegs mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit auf, sondern vermischt mit einer Menge heidnischer Zusätze. Was das römische Heidenthum nicht hinzugehan, geschah dann bald von Seiten des germanischen; denn auch die Germanen gehörten, wie sehr sie auch ihrem ganzen Wesen nach eine neue Weltansicht repräsentiren, theilweise dennoch zum Alterthume; dahin gehörte ihre Religion und Mythologie, welche, wie gesagt, zum Theil auf das Christenthum übertragen wird; ferner die Ansicht vom Rechte der Stärke, weshalb sich auch bei ihnen die Sklaverei findet.

Man sieht daher eine Zeit gewaltiger Gährung als die nothwendige Wirkung von dem Übergange aus dem Alterthum in das Mittelalter, eine Zeit des Kampfes, des Ringens und Strebens, des Umsturzes, der scheinbaren Verwirrung, aus welcher aber zuletzt doch neue Gestaltungen heraustreten. Wie gesagt, es wäre die Aufgabe des Culturhistorikers gewesen, diese Dinge zu schildern: den Kampf der Ideen, der Weltansicht, der geistigen Richtungen. Das hat aber unser Verf. nicht gethan. Er begnügt sich damit, zu sagen, daß durch die Völkerwanderung eine große Verwirrung in die Welt gekommen; die furchtbaren Greuel zu schildern, die während dieser Zeit von den barbarischen germanischen Horden verübt worden, und anzugeben, daß eine totale Veränderung im Zustande der ganzen Welt eingetreten sei. Er geht dann sogleich zum Frankenreiche über, dessen sociale und politische Zustände er gut schildert. Von dem allerdings richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß in dem Mittelalter die Geschichte der Cultur sich nicht an einzelne Völker anknüpfen läßt, sondern daß alle insgesammt fast dieselbe geistige Richtung verfolgen, behandelt er dann einzelne Institute des Mittelalters, wie z. B. das Lehnswesen, das Klosterwesen, die Welt Herrschaft des Papstthums, den Mohammedanismus, die Kreuzzüge, freien Städte, Landstände u. s. w. Allein er hat dabei übersehen, daß selbst diese einzelnen Momente während des Mittelalters eine Entwicklung haben, daß sie im Anfange der Epoche ganz anders aussehen wie am Ende, und daß es daher ganz unhistorisch ist, diese verschiedenen Zeiten untereinander zu versetzen. Es thut hier um so mehr strenge Sonderung noth, als die Geschichte der einzelnen Institute mit der allgemeinen Geschichte zusammenhängt, und nur durch diese ihre Erklärung findet; denn die Epoche des Mittelalters selbst ist wiederum in verschiedene Zeiträume einzutheilen. Wir können im Allgemeinen drei große Abschnitte annehmen: der erste begreift die Zeit der Gährung, des Kampfes zwischen den antiken Elementen und den neuen Ideen und Richtungen; der zweite, etwa die Zeit der Kreuzzüge umfassend, schildert die Herrschaft der vorzugsweise als mittelalterlich angesehenen Anschauungsweise; der dritte endlich schildert die allmähliche Auflösung des Mittelalters und die Vorbereitung einer neuen Zeit. Diese drei Abschnitte haben aber wiederum ihre Unterabtheilungen; denn vielleicht gibt es keine Epoche in der Geschichte, in welcher eine so große Masse verschiedener Ideen und Richtungen einander begegnen, bekämpfen, abstoßen und wieder anziehen als im Mittelalter; keine, in welcher die allmähliche Entwicklung der Menschheit so anschaulich gemacht werden könnte, in welcher eine alte und eine neue Richtung so lange nebeneinander herlaufen, ineinander hinüberspielen, oder in welcher gerade die Zeit der Herrschaft einer gewissen Richtung zugleich der Anfang ihres Verfalls ist; aber auch keine, welche so sehr zur Billigkeit und zu wahrer historischer Unparteilichkeit führen könnte.

Versuchen wir, in kurzen Umrissen den Gang anzugeben, den die Menschheit während des Mittelalters ge-

kommen hat, und den nach unserm Dastehen der Geschichtschreiber der Menschheit ebenfalls nehmen muß, wenn er diese Epoche in ihrer Mannichfaltigkeit und welthistorischen Bedeutung erfassen will. Wir werden dabei öfter Gelegenheit haben, auf die schiefe Auffassung unsers Verf. hinzuweisen, aber auch Manches zu loben, was er richtig aufgefaßt hat.

Als die Germanen das römische Reich überwunden und sich in seine einzelnen Provinzen getheilt hatten, begegnete ihnen dasselbe Geschick wie den Römern: als eine rohe ungebildete Nation unterlagen sie den Genüssen römischer Verfeinerung und geriethen bald in einen Zustand furchtbarer Demoralisation. Dieser Zustand erhielt sich eine Zeitlang, weil die Römer selbst oder die Einwohner der verschiedenen römischen Provinzen seit langer Zeit noch viel entzittlichter waren; ferner weil das Christenthum, welches sonst einen Widerstand hätte leisten können, eben durch die Römer ebenfalls schon verfälscht und heruntergekommen war, indem es bereits weniger auf wahre Frömmigkeit, als nur auf äußere Werke der Buße sein Augenmerk richtete, was gerade dazu beitrug, die sittliche Roheit der Völker zu verstärken anstatt sie zu mildern. Dazu kamen nun noch die politischen Einrichtungen der germanischen Völker, insbesondere das Lehnswesen, insofern dieses im Staate das Recht des Stärkern zur Herrschaft erhob und dadurch allgemeine Anarchie und Verwirrung herbeiführte. Das Lehnswesen ist übrigens ein germanisches Institut, und folgte mit innerer Nothwendigkeit aus dem Wesen der germanischen Staatsauffassung; es ist nämlich nichts weiter als eine Fortsetzung des uralten deutschen Gefolgschaftswesens. Der Verf. hat daher unrecht, wenn er es (S. 52) vom Amte ableitet; daß auch das Amt ein Lehen wurde, war nur eine weitere Ausbildung der ganzen Einrichtung. Die Folgen des Lehnswesens, namentlich die übeln Wirkungen desselben, hat der Verf. recht gut auseinandergesetzt, aber den höhern weltgeschichtlichen Gesichtspunkt für dieses Institut hat er nicht angegeben. Offenbar ist das Lehnswesen nichts weiter als die consequente Durchführung des germanischen Staatsprinzips, welches lediglich vom Individuum ausging und auf dasselbe wieder berechnet war. Wir enthalten uns, näher darauf einzugehen, weil wir dies schon an einem andern Orte gethan haben. Nur so viel wollen wir hier bemerken, daß das Lehnswesen bei allen übeln Wirkungen, die es gehabt hat, doch eine gute, und zwar eine keineswegs geringzuschätzende aufweisen konnte. Es bildete nämlich den Uebergang von der strengen Sonderung zwischen Freien und Sklaven zu der allgemeinen persönlichen Freiheit. Das Alterthum kannte nur jene strenge Sonderung, und davon war auch das germanische Alterthum nicht auszunehmen, wiewol dasselbst allerdings außer den eigentlichen Leibeigenen bereits eine andere Classe von Unfreien existirte, die in weitern bessern Verhältnissen sich befanden als die römischen Sklaven. Das Lehnswesen verwischte aber allmählig den scharfen Unterschied zwischen Frei und Unfrei, indem es eine große Stufenreihe der verschiedenen Stände schuf, die keineswegs so

streng voneinander getrennt waren, daß man nicht von dem einen zu dem nächst höhern emporsteigen konnte; wurden ja die Ministerialen, ursprünglich nichts als Dienstknechte, Unfreie, in der Folge dem Adel zugerechnet! Unmöglich konnte die Menschheit von der Sklaverei ohne Weiteres zu allgemeiner persönlicher Freiheit übergehen, es mußte zwischen beiden eine Übergangsstufe geben, und diese war eben das Lehnswesen. Allerdings zeigten sich in der ersten Epoche des Mittelalters weniger diese guten Wirkungen als vielmehr nur die schlechten: die Unterdrückung der niedern Menschenclassen, öffentliche Unsicherheit, Auflösung des ganzen politischen Organismus, Anarchie.

Die ersten Zeiten des Mittelalters bieten also fast nur das Schauspiel einer allgemeinen Entzittlichung und Verwirrung dar, der ganze sociale Zustand drohte in Auflösung zu verfallen, schon waren einige Reiche untergegangen und auch die übrigen, äußerlich mächtigern, waren am Rande des Verderbens. Nun aber traten Gegenwirkungen ein, die den allgemeinen Verfall verhin-derten, und diese entsprangen aus dem Schooße der Elemente des Mittelalters selbst. Zunächst sind es drei: die eigenthümliche Entwicklung, welche das Christenthum in Britannien genommen, das Papstthum und endlich die Kraft, welche sich in den rein deutschen Völkern erhalten hatte. Was die ersten beiden Momente betrifft, so wirkten diese zusammen, denn die britischen Apostel, die von der Insel auf das Festland kamen, um hier das christliche Bewußtsein von neuem zu läutern und zu stärken, setzten sich, wie namentlich Bonifacius, mit dem Papste in den lebhaftesten Verkehr. Das Papstthum selbst aber war, was man auch immerhin von seiner Machiavellistischen Politik sagen mag — auch der Verf. weiß in der beschränkt rationalistischen Weise nur Schlechtes von demselben zu sagen —, damals eine Wohlthat für die Menschheit; denn es hielt die christliche Kirche zusammen, und nur diese, in welcher eigentlich allein die Cultur und Geistesbildung repräsentirt war, vermochte die rohen germanischen Eroberer zu bändigen und überhaupt der physischen Gewalt einen gewissen Respekt vor der Macht des Geistes einzufloßen. Immerhin mochte das damalige Christenthum gar viele Mängel an sich tragen, immerhin mochte die von der Mehrzahl des Klerus gepredigte Lehre mit wahrer Frömmigkeit keineswegs harmoniren; dennoch aber wirkte das Christenthum, wenn auch langsam, in veredelndem Sinne. Ubrigens muß man bedenken, daß auch diese Religion eine Entwicklung zu durchlaufen hatte. Die eigentlichen deutschen Völker endlich hatten sich, während ihre Brüder in den eroberten Reichen einer allgemeinen Demoralisation zum Opfer zu fallen schienen, in ihrer ursprünglichen Kraft und Sitteneinheit erhalten, und brachten, als Mitglieder des fränkischen Reichs, in dasselbe neue veredelnde Säfte herein. Aus diesen Stämmen waren auch die ersten Karolinger, die durch ihre Thätigkeit das fränkische Reich wieder zu ordnen verstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Boston.

Der Präsident der Harvard-Universität zu Cambridge, Dr. Josiah Quincy von., hat seine Entlassung genommen. Er hat 10 Jahre lang den Posten mit Auszeichnung bekleidet und ist jetzt 73 Jahre alt. Er war ein sehr thätiger Verwaltungsbeamter, aber ein schlechter Erzieher. Man hat, wie man sagt, nie mehr Unzufriedenheit und Meuterei unter den Studierenden gehabt. Man gibt ihm ein Spioniersystem Schuld u. dgl. Früher war er Maire von Boston und hat viel für die Verbesserung der Stadt gethan. Seine Audrohnungen großer Sumpfe und sein großes heilbares Centralmarkthaus, Quincy-Hall, werden seinen Namen bei der Nachwelt stets in Ehren erhalten. Er ist bekannt als Verfasser einer „History of the Harvard University“ in zwei dicken Bänden. Unter den „Kriegen“ der Stadt war er sehr populär. Er hatte große Gewalt über Geldmittel zu Untersuchungen der Universität. Um den ärmern Studenten außer den nicht immer erreichbaren Stipendien Einkommensmittel zu schaffen, schlug er unter Anderem vor, ein Capital von 10,000 Dollars zusammenzuschicken und davon Jedem, der es verdiene, auf sein bloßes Versprechen dreierjähriger Rückzahlung, die nöthigen Summen zur Betreibung seiner Studien vorzuschicken. Bis jetzt hat dieses Institut noch keine Einnahme erfahren und ruht sehr wohlthätig. Ebenso verdankt man seinem Bemühen das Entstehen einer Sternwarte in Cambridge, die lediglich aus Unterzeichnungen reicher Bürger gebildet und dotirt worden ist. Die Bibliothek hat ebenfalls auf diesem Wege große Summen erhalten; leider aber versteht man deren zweckmäßige Benutzung nicht, weil man den europäischen Büchermarkt nicht kennt, und glaubt, Vorschläge zu billiger Beschaffung von Büchern seien auf Betrügereien abgesehen oder zu lumpig. Man bezieht lieber über Hamburg mit schwerem Geld und mit 33 % Aufschlag, als direct von Leipzig. So wird das schöne Einkommen zu einem Drittel verschwendet. Man wünscht einen Nachfolger, der über allen kirchlichen Parteien steht; ein Zeichen der Zeit!

Gegenwärtig macht der Bericht des Dr. Howe, Vorstehers des Blindeninstituts in South Boston, einer Vorstadt von Boston, einiges Aufsehen, wie überhaupt alle Berichte einer gewissen Gattung von Schulmännern. Es ist nämlich ein Gefühl in Vielen da, daß etwas Besseres nothwendig, es mag es aber Keiner anfangen. Statt Psychologie zu studiren, läßt man sich die Verordnungen des Ministeriums des Cultus zur Verbesserung der Schulen in Preußen vorlegen. Man studirt die Anstalten selbst nach den Einrichtungen, nicht nach den Motiven. Noch habe ich des ganzen psychologischen Systems und Nemens mit keiner Sylbe hier erwähnen hören. Das ist echt Yankeeisch! Oberflächlich Alles! Ebenso wird Niemand der Entwickler des Unterrichts der Blinden und Taubstummen in Europa erwähnen, aber was Dr. Howe thut, ist groß, ist neu, ist noch nicht bekannt, und doch ist es nur Nachahmung. Besonders interessant ist dessen gut geschriebener Bericht über die Entwicklung eines Mädchens, Laura Bridgeman, und eines Knaben, welche Beide nicht nur blind, sondern auch taubstumm sind. Der Knabe ist noch ein Kind, das Mädchen aber jetzt 15 Jahre und körperlich sehr angenehm begabt; ihre Formen entwickeln sich üppig, und man ist sehr gespannt, was aus ihr werden wird. Der Bericht berührt die interessantesten Entwicklungsmomente bis jetzt, und ist gewiß werth, gelesen zu werden. Dr. Howe verräth übrigens durch den Bericht für jeden Kenner von Einrichtungen wichtiger Erziehungsinstitute die amerikanische Beschränktheit in dem Fache. Statt collosalisch zu regieren, ist er der Dr. Director, der Alles leitet und anord-

net, dem Jedem Nachenschaft geben muß, vor dem sich alle fürchten, den Keiner liebt und den im entscheidenden Augenblicke Alles verläßt — sogar sein eigener Biß. Dies ist der Fall in allen hiesigen Schulen. Man hat bloß einen Schlenker, keine Methode; man erzieht nach Leidenschaft und nicht nach humanen Grundsätzen; deshalb wird auch so wenig geleistet, und besonders ist das Volksschulwesen erbärmlich. So wie ich, daß man lesen und schreiben lernt, aber nur der mechanische Theil dieser Fertigkeit wird vortreflich gelehrt; der geistige Gehalt ist sehr schwach und von aller Wissenschaftlichkeit entfernt. Thatsachen sind die elenden Lektüredücher oder Karte alles Wissenswerthe, über welche hinaus kein die geringsten Kenntnisse verschafft, oder Mühe läßt Fragen und Antworten lernen und herjagen. m! Wo es fehlt, greift man zum Stock und narmherzig zu, daß jetzt die Besetzung von einem Gesetz gegeben hat, demzufolge die Schulen halten und Grund, Grund und Gegenstand der ausführlich bemerken müssen. Man begreift leicht, bestialische Volkserziehung die Jugend verdirbt.

Aber die alten Schulmeister lassen sich nicht werfen; sie behaupten vor dem Publicum das absurdeste Zeug, um zu beweisen, daß ihr System das beste und rechte sei. So z. B. halten sie sich über das Kopfrechnen auf, welches als Verbesserung des Unterrichts vorgeschlagen wurde. Daraus kann man leicht abnehmen, was sie über andere Zweige des verbesserten Unterrichts vorbringen mögen. Dr. Howe hat sich nun zwar bedeutende Mühe gegeben, die verbesserten Methoden des Unterrichts in Deutschland, Frankreich und England für Blinde und Taubstumme kennen zu lernen und vielleicht glücklich zu bewähren und zu verbessern; allein in Hinsicht des Mechanismus der Erziehung ist er ein Yankee und weit hinter den mittelmäßigen europäischen Anstalten der Art zurück. Den Lehrern wird die Stellung, welche sie bloß an ihn und nicht an die Gesamtheit der Lehrer weiß, sehr erschwert und sie verlieren bald die Liebe zur Sache. Dabei ist das Ersparungssystem verkehrt, man gibt ihnen wie dem Bögel einen elende Kost und macht sie dadurch krank. So leidet Alles an Gebrechen des Despotismus, die öffentlichen Schulen, die Blindenanstalt — und das mitten in der Republik. Während wir uns von diesen Formen losringen, ringt man sich hier hinein. Daneben sind die Gehälter der Lehrer elend: 100 Dollars; der des Directors 2000 Dollars. Nun freilich: wenn Einer König ist, müssen die Andern wie Knechte gehalten werden. Daneben nimmt Dr. Howe was Leute an, die sich auch alle andere Arbeit aufbürden lassen, d. h. ihm abnehmen. Daher sind die Lehrer und Lehrerinnen alle überbeschäftigt und haben keine Zeit zu Erholungen und Besprechungen. Divide et impera! Man sieht zwar die Lehrer und Lehrerinnen sehr freundlich verkehren; nur in demselben Augenblicke, in welchem die Direction sich zeigt, ist alle Vertraulichkeit verschwunden. Man muß freilich nicht Alles von einem tüchtigen Manne verlangen. Er hat viel Gutes gekostet, so z. B. eine Arbeitsanstalt für Blinde über die Erziehung hinaus. Diese Idee ist vortreflich.

Es treiben sich in der Union verschiedene lieberliche Subjecte des deutschen Handelsstandes und der Universität umher. Einer der letzten besuchte mich neulich und sah Heine's neueste Gedichte bei mir liegen. „Der Kerl denkt auch, er hat etwas Neues erfunden! Das hat er Alles aus dem Burschenliebe: „Ich ging einmal nach Passendorf“ u. s. w. Alles Gute hat der Bursch längst erfunden.“ Dies sagte er mit so viel Selbstbewußtsein, daß ich glaube, es verdiene aufbewahrt zu werden. Frn. Heine wird jedoch der Verlust der Originalität nicht schmerzen. Ich übergehe meine Gedanken bei der Vergleichung mit jener Burschenpoesie und Heine's Trivialisitäten.

64.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 180.

29. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

In dieser Lage der Dinge erhob sich gegen die neuen Reiche und gegen die neue Weltansicht eine Opposition, welche von den gefährlichsten Folgen zu sein schien, nämlich der Mohammedanismus. Der Verf. hat ihn erst später behandelt; aber er hätte ihn gleich hier besprechen sollen, denn seiner ganzen weltgeschichtlichen Stellung nach gehört er hierher. Ich sehe in dieser neuen Religion antike und moderne Elemente eigenthümlich miteinander vermischt, wie ich in einem andern Aufsatze d. Bl. *) des Weitern dargethan habe. Der Mohammedanismus bildet daher einerseits die Reaction des antiken Elements, insofern er aus nationalen Elementen entstanden, andererseits ist er doch wieder einfacher als die antiken Religionen, indem er Monothismus ist, ja selbst einfacher als die christliche, welche schon eine Unzahl von Dogmen und äußern Gebräuchen aufgenommen hatte. Übrigens hat der Verf. den Islam von S. 152 an recht gut geschildert, es ist dieser Abschnitt einer der besten des ganzen Buchs. Die Kraft, welche ihm von Anbeginn inwohnte, die ungeheure Verbreitung desselben in Asien, Afrika, dann sogar auch in Europa, in Italien, in Spanien, drohte nun dem Christenthume und den abendländischen Reichen den Untergang. Dieser wurde allerdings aufgehalten durch die Karolinger, aber eine fortwährende Einwirkung der Araber auf das christliche Europa ist von dieser Zeit an auf keine Weise zu verkennen. Einmal bewirkte die Gefahr, in welcher man fortwährend vor ihnen schwebte, daß die christlichen Nationen sich aufrichteten, daß das christliche Bewußtsein wieder stärker ward dem Islam gegenüber; ja jene schwärmerische Religiosität, wie wir sie in den Kreuzzügen finden, hatte gerade durch den Kampf gegen die Moslemin ihre Nahrung gefunden; dann waren aber auch in friedlicher Beziehung die Araber von großem Einflusse, denn von ihnen erhielt das Abendland einen guten Theil wissenschaftlicher Bildung, wie namentlich die Aristotelische Philosophie.

Mit jenen Karolingern aber, die das Abendland ret-

teten, beginnt offenbar eine neue Epoche. Sie fassen die zerstreuten, fast in Auflösung gerathenen Elemente der neuen Welt wieder zusammen, kräftigen, ordnen sie. Zunächst erscheinen sie als die Beschützer und Förderer des christlichen Elements, nicht nur in den schon dem Christenthume zugewandten Ländern, sondern auch in den noch heidnischen; wie denn z. B. Karl der Große überall, wohin sein Schwert drang, auch das Kreuz aufzurichten befohl. Sein Streben nach einer Universalmonarchie hing offenbar mit dem Geiste der neuen Weltanschauung zusammen, welche an die Stelle der schroffen Nationalitäten eine Religion, eine Denkweise zu setzen suchte. Auf der andern Seite ist aber auch das Nachwirken antiker Elemente in der Karolingischen Periode auf keine Weise zu verkennen; gerade in ihr haben wir wieder Gelegenheit, das Ringen und Kämpfen beider Weltanschauungen zu bemerken. Einmal nämlich zeigt sich das antike Element in dem Bestreben der Karolinger, dem Staate zur Einheit zu verhelfen, der Staatsgewalt im Gegensatz zu dem Lehnswesen eine größere Bedeutung zu verschaffen; demzufolge werden die Einrichtungen des germanischen Alterthums, wo es thunlich ist, wieder hervorgeholt; andererseits sollte das erneuerte Christenthum an die Würde der römischen Imperatoren erinnern. Selbst die Kirche, so sehr man sie auch begünstigte, sollte, ganz nach der Vorstellung des Alterthums, unter der Staatsgewalt stehen, und das offenbare Bestreben derselben, schon damals der weltlichen Macht gegenüber eine größere Bedeutung zu erringen, mißlang. Endlich sehen wir den Einfluß des Alterthums in der erneuerten Wirksamkeit der alten Literatur und Kunst. In der Karolingischen Epoche war diese sehr bedeutend, die alten Classiker wurden mit Eifer studirt, die alten Kunstdenkmäler mit Staunen und Bewunderung betrachtet und beide zu Vorbildern genommen in den damaligen wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen. Von diesen Dingen aber weiß unser Volk nichts. Er raisonnirt nur über die geringe wissenschaftliche Bildung des Mittelalters im Allgemeinen, und vergißt dabei, wie immer, die Zeiten zu unterscheiden. Aber schon die Reste der byzantinischen Baudenkmale in unserm Vaterlande hätten ihn auf die fortwährende Einwirkung der antiken Cultur hinleiten können.

*) Bergl. Nr. 181 d. Bl.

Von dieser Zeit an aber sehen wir das antike Element mehr und mehr zurückgedrängt; das mittelalterliche beginnt sich nach allen Richtungen hin immer freier und kühner zu entfalten, und ringt nach der äußersten Konsequenz seines innersten Lebenswesens. Am längsten hielt die Denkweise der Karolingischen Periode noch in Deutschland an, wo einestheils die Kaiser sich bemühten, im Reiche Ordnung und Einheit zu bewahren, gegen die Auflösungsversuche des Lehnswesens anzukämpfen, wo zugleich aber die alte Literatur nachwirkte und die christliche Ansicht noch ziemlich verständig und besonnen war. Allein in den übrigen Ländern überwog das Lehnswesen sammt seinen Folgen, verfiel die Macht der Könige, lösten sich überhaupt die Staatseinrichtungen auf, und bekam ebendadurch die Kirche, an ihrer Spitze der Papst, einen immer größeren Einfluß, weil diese zusammenhielt, nach Einheit strebte. Dazu kam das allmähliche Aufkommen einer neuen wissenschaftlichen Richtung, der Scholastik, welche im directen Gegensatz zu der humanistischen stand, in welcher gerade so die Ueberschwänglichkeit des Glaubens, das Vorherrschende innerlicher Anschauungen, Versinken in die Tiefen der christlichen Dogmen charakteristisch war, wie bei der alten Literatur die äußerste Klarheit der Gedanken und die vollendete Form der Darstellung. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß, wie zur ersten Zeit des Mittelalters, so auch in dieser, neue Anregungen des christlichen Bewusstseins erfolgten, und daß, namentlich in Spanien, das christliche Abendland schon in einem beständigen Kampfe mit seinen Feinden begriffen war, wodurch die religiöse Begeisterung fortwährend erweckt und gefördert ward.

So trat denn endlich die Menschheit in die zweite Periode des Mittelalters ein, in die Periode der Kreuzzüge. In dieser gelangt die mittelalterliche Richtung bis auf die höchste Spitze; alle Konsequenzen, die in ihr liegen, kommen zur Entwicklung, werden bis zum Extreme durchgebildet; aber eben darum trägt diese Zeit in sich schon den Keim zum Verfall der ganzen Richtung, bereiten sich in ihr neue Anschauungen vor. Man kann den eigentlichen Geist des Mittelalters auf folgende Momente zurückführen: 1) Herrschaft des Innerlichen über das Äußerliche; 2) Herrschaft der Kirche über den Staat; 3) Herrschaft des Individuellen im Staate über das Allgemeine — Lehnswesen, Vorwiegen der Aristokratie; 4) Herrschaft der allgemeinen Momente, der kosmopolitischen Richtungen über die nationalen Besonderheiten.

Was das Erste betrifft, so zeigte sich dieser Grundsatz in dem ganzen geistigen und socialen Leben, am prägnantesten tritt er vielleicht im Priestercölibat hervor und im Klosterwesen. Das letztere, in welchem das Fliehen vor der Welt und deren Genüssen repräsentirt wird, war allerdings schon bald nach den ersten Zeiten des Christenthums entstanden. Das erstere, wodurch die im Klosterwesen ausgedrückte Idee auf den ganzen Priesterstand übertragen ward, beginnt in seiner Allgemeinheit erst in der zweiten Periode des Mittelalters. Kein verständiger Mensch wird heutzutage an der Unnatürlichkeit

und Verschrobenheit dieser zwei Institute mehr zweifeln; aber ebenso wenig können wir in Abrede stellen, daß sie doch die nothwendigen Konsequenzen der mittelalterlichen Richtung waren, und daß sie durchgelebt werden mußten, ehe die Menschheit, von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt, auf eine höhere Stufe gelangen konnte. Dieser höhere Gesichtspunkt mangelt dem Verf. bei seiner Besprechung des Klosterwesens; was aber die wirklichen Verhältnisse desselben betrifft, die angebliche Cultur, die von ihnen gepflegt worden sein soll, ferner die zahllosen Auswüchse, welche es bot, so müssen wir ihm vollkommen beistimmen. Namentlich auch in Dem, was er über die angebliche Erhaltung der alten Classiker von Seiten der Klöster sagt. In der That vertrug es sich keineswegs mit dem Geiste des Mönchthums, die heidnischen Schriftsteller zu erhalten, und wenn sich dieselben wirklich in den Klöstern hier und da erhielten, war es allerdings meistens Zufall.

Die Herrschaft der Kirche über den Staat folgte mit derselben Konsequenz aus der mittelalterlichen Richtung; denn da im Mittelalter überhaupt das Innerliche, Geistige prädominirte, so war es sehr natürlich, daß der Repräsentant desselben, die christliche Kirche, es ebenfalls thun mußte, und die nothwendige Folge dieses Strebens war, daß sie auch die bisher herrschende Macht, die weltliche, unter sich zu bringen suchte. In der ersten Periode des Mittelalters war ihr dies noch nicht gelungen, aber gleich im Anfange der zweiten beginnt die Hierarchie jenen denkwürdigen Kampf mit der weltlichen Macht, welcher einen der Hauptmomente in der Geschichte des Mittelalters bezeichnet. Man kann nicht leugnen, die Kirche ist im Wesentlichen doch Siegerin geblieben, so oft sie auch von der physischen Gewalt unterdrückt zu werden schien — ein deutlicher Beweis, daß sie den Geist der Zeit für sich hatte. Ubrigens muß man in der Geschichte des Papstthums ganz besonders die verschiedenen Perioden unterscheiden, denn die spätern sind offenbar als Reactionen gegen das Anstreben eines neuen Zeitgeistes zu betrachten, stehen mit diesem in Berührung, freilich nur in feindseliger, und erzeugten jene harten Bestimmungen, Institute und Dogmen, gegen welche dann die neue Weltanschauung in den Kampf trat. Der Verf. hat diesen Unterschied nicht gemacht, vielmehr wirft er auch hier die Zeiten untereinander und entzieht sonach dem Leser den Blick in die eigenthümliche Entwicklung der Menschheit in dieser Periode.

Was die politischen Zustände angeht, so ist das Charakteristische dieser zweiten Periode, daß das Lehnswesen allenthalben den Sieg davonträgt, in Folge desselben der Adel als überwiegender bevorrechteter Stand dasteht, welcher die Macht des Königs überall beschränkt und fast auf Null reducirt. Doch wird auch der Adel von der herrschenden kirchlichen Weltanschauung inficirt, das bisherige rohe Waffenthum erhält ein neues, höheres, ideales Element, ein religiöses, und so entsteht denn das Ritterthum. Diese Erscheinung ist vielleicht eine der wohlthuendsten des ganzen Mittelalters, der Charakter

desselben erscheint hier vielleicht in der schönsten Färbung, das Germanenthum und die christliche Religion sind in ihm gewiß zu der schönsten Einheit verknüpft. Von diesem Institute erwähnt unser Verf. gar nichts, er weiß nur von den schlechten Folgen des Lehnswesens und dem Übermuth der Aristokratie zu erzählen, aber eine Culturgeschichte hätte doch auch dem Ritterthum ihr Augenmerk zuwenden sollen.

Durch diese drei Momente wurde nun die Herrschaft der kosmopolitischen Richtung gegenüber der rationalen unterstützt; denn die Richtung auf das Innerliche wie die christliche Kirche konnte keine Nationalitäten anerkennen, die ganz andere Lebensbedingungen voraussetzten als jene Momente anerkannten, und der Adel, noch dazu seitdem das Ritterthum entstanden, betrachtete sich auch mehr als eine Kaste, die durch das ganze christliche Europa verbreitet sei, denn als das Glied einer Nation.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Genial. Roman von Geribert Rau. Frankfurt, Ohler. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Es sind erst wenige Jahre, daß wir dem Namen des Verf. in den Reßkatalogen begegnen, und schon hat er sich bethätigt durch Gedichte, Romane, Übersetzungen; sogar die Freimaurer haben zwei Bände Mysterien von ihm aufzuweisen; und da ihm eine gewisse Gewandtheit zugestanden werden muß, so haben wir wol noch Mancherlei von ihm zu erwarten. Diese Gewandtheit besteht nun zunächst in der Sorglosigkeit, Motive ein- und durchzuführen, um seine an sich ganz guten Ideen zur Erscheinung zu bringen und zu rechtfertigen. So ist es denn auch mit dem vorliegenden, sehrsam genug betitelten Roman. Es soll gezeigt werden, daß Halbbildung, unterstützt von Eitelkeit und Reichtum, selbst bei dem guten Willen, sich in den Lebensfragen der Zeit nützlich zu machen, auf Abwege und an den Rand des Verderbens führe, und es ist nicht zu leugnen, daß, wie alt diese Wahrheit auch schon sein mag, es immer seinen guten Nutzen haben kann, sie von Zeit zu Zeit einmal wieder der Welt vor Augen zu stellen. Soll das nun in Form eines Romans geschehen, so bietet sich gewiß ein sehr großer Reichtum von Mitteln; allein ebendeshalb ist häusliche Ruhe und Umsticht nur noch bringender nochwendig. Hier wird uns nun in Ferdinand ein junger Hamburger vorgeführt, dessen Vater, ein Ackenmann, die eitle Mutter gewähren läßt, und diese hält dem einzigen Sohn alle möglichen Lehrer und neben einer stets offenen Börse Alles zugute. So finden wir denn den genialen Jüngling im Alkarpavillon mit einigen Schauspielern beschäftigt, Champagnerflaschen zu leeren und, Goethe's „Clavigo“ als Brücke benutzend, in das weite Feld der Emancipationsfragen sich zu verlieren. Eine Cigarren rauchende Spanierin überrascht ihn durch ihr brillantes Deutsch und fesselt ihn durch Schönheit nicht minder als durch leuchtende Emancipationsprincipien. Wie die Spanierin dazu gekommen ist, bleibt ein ungelöstes Räthsel. Sie ist nun einmal so, eine Deutsche könnte der Verf. offenbar nicht gebrauchen, ebenso wenig eine Französin, weil alle Welt sonst an die Dubevant denken würde. Indessen zeigt sich doch Hoffnung, daß Ferdinand ein solider Mensch werde; denn er heirathet erst ein einfaches liebes Mädchen und, um der Welt nützlich zu werden, befaßt er sich sogar mit Redaction einer Zeitschrift. Da muß es sich fügen, daß Arabella, die Spanierin, zwei Kinder aus einem brennenden Hause rettet und Ferdinand hinzukommt, sie selbst der äußersten Lebensfahr zu entreißen, und von nun an ist er ihr verfallen.

Nicht allein findet sich Anlaß, einen ganz neuen Beweis für die individuelle Fortdauer nach dem Tode darzulegen, sondern Ferdinand verläßt auch sein Weib, um mit Arabella nach Edinburgh zu gehen, und hier erfahren wir ebenso Neues als Großartiges. Madrid, London, Paris, Brüssel, Rom, Kopenhagen und Edinburgh haben weitverzweigte kosmopolitische Vereine zur Emancipation aller Unterdrückten, vorzüglich der Juden, der Sklaven, der Thiere. Arabella fügt ihnen noch durch weibliche Vereine die Emancipation der Frauen hinzu, hält aber in einer großen glänzenden Versammlung eine ebenso glänzende Rede für Emancipation der Juden! Dem Verf. scheint die damit bethätigte Ironie selbst nicht entgangen zu sein; doch liegen ihm die Juden überhaupt sehr am Herzen. Früher schon berührt er die Thatsache, daß die Juden in den meisten deutschen Freimaurerlogen nicht zugelassen werden; und allerdings ist es eigen, daß diese Logen, die keinen Unterschied der Religion zu kennen vorgeben, Das verlangen, was jede deutsche Kirche gewährt. Indessen auch in Edinburgh müssen sich die Juden mit jener glänzenden Rede begnügen, denn wir haben nun eine Fahrt ins Hochland zu machen, ein Bruchstück aus Ossian's „Karristura“ anzuhören und die unheimlichen Gefänge einer poetischen Lady, die mit ihrer Harfe, ihrem Schmuß und ihrer Hungertafel, wie früher schon ihren Gemahl, so nun auch Ferdinand und Arabella vertreibt. Sie besuchen ein anderes Schloß und gerathen hier in ein wüßtes Jagdgetümmel, welchem die Herrin und ihre Tochter mit Leidenschaft sich hingeben. Arabella findet hier einen Naturforscher, dem sie ihre Liebe zuwendet, und Ferdinand's Eifersucht führt zu einem Pistolenduell — nicht mit dem Forscher, sondern mit Arabella. Seine Kugel durchbohrt ihr Herz, und nun haben seine Genialitäten ein Ende. Der hamburger Brand hat eben ausgewüthet, da wandt ein Bettler unter den Trümmern umher. Am Ende der Stadt sinkt er vor einem kleinen Hause erschöpft nieder; ein spielendes Kind wird von der Mutter gerufen, der Bettler ist Ferdinand, die Mutter sein Weib. Beide werden versöhnt und Ferdinand ist zu der Erkenntniß gekommen, „daß er die Welt verbessern wollte und nicht einmal sein eigener Herr war“. Diese Erkenntniß folgt aber nicht eigentlich aus der Darstellung. Seine Genialität ist durchaus passiv und reducirt sich, neben einigen gelegentlichen Redensarten über das Capital der Weltverbesserung, nur auf die alltägliche Erscheinung, daß ein junger Mensch sein Weib, sein stilles Glück um ein schönes, verschrobenes Mädchen verläßt. Der Verf. leidet an einer gewissen philosophisch-moralischen Überschwänglichkeit, die sein Ziel, seinen Zweck stets verrückt und ihn in Dingen umherführen läßt, die an sich recht gut und löblich sein können, nur eben da nicht, wo er sie vortreibt. Eine ganz gute und meistens ziemlich passend benutzte dämonische Figur ist übrigens der reiche Kaufmann Heylig, den sein Geld und die Langweile überall umhertreiben; der aus Paris als Franzose, aus Petersburg als Russe, aus Pesth als Ungar wiederkommt und auf dieser weiten Welt nichts kennt als Geld und eine gute Speisekarte.

2. Wallenstein's erste Liebe. Historisch-romantisches Gemälde von E. Herlossohn. Drei Bände. Hannover, Kius. 1844. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Rgr.

Über die Idee des historischen Romans ist schon manches Wort gesprochen, ohne daß wir in Deutschlands Literatur wesentlich in die Augen fallenden Nutzen davon gehabt hätten. Gewiß aber ist es auch eine nicht leichte Aufgabe, das Material, welches die Geschichte hergeben muß, mit der Erfindung dergestalt künstlerisch zu verschmelzen, daß das Ganze in Form und Wesen wie aus einem Guß erscheint. Ebendeshalb sind auch hier und da Stimmen laut geworden, welche trotz Walter Scott den historischen Roman als Zwittergattung, die nur anmaßend sich in das Reich der Kunst zu drängen versuche, nicht wollen gelten lassen. Diesen Stimmen gegenüber steht die Lesewelt, noch immer mit Vorliebe einer Lectüre anhängend, welche jedenfalls Realien bietet, wodurch der Schriftsteller selbst

im Baum gehalten wird, wenn etwa seine Phantasie Reizung hätte, allzu weit vom Wege der Geschichte abzuweichen. Das ist nun freilich eine ziemlich unmündige Ansicht, gleichwohl blüht aus ihr die Wahrheit hervor. Es ist der dramatische Sinn, der im Menschen steckt und überall, also auch im Roman, Gestalt und Gehalt will. In dieser Beziehung steht das Lese-publicum höher als mancher deutsche Romanschriftsteller, der uns für Fleisch und Blut irgend ein philosophisches Thema mit angehängter Abhandlung darüber gibt. Mit einer solchen Abhandlung bleiben wir bei dem oben angezeigten Buche glücklich verschont, im Gegentheil, es ist viel Fleisch und Blut darin. Es kommt dem Buche zu statken, daß der Verf. als geborener Prager mit den Ortlichkeiten seines Romans wohl- vertraut ist, auch hat er sich mit der Zeit und ihren Ereignissen vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges sowie mit den Persönlichkeiten befreundet; das Alles aber mit dem eigenen Material künstlerisch zu einem großen Gemälde anzuordnen und auszuführen, ist ihm nicht gelungen. Es ist eine gewisse Unruhe und Hast sichtbar, welche die reiche Masse des Stoffes möglichst rasch zu bewältigen bemüht sind und sich dabei nicht verhehlen können, daß das aufgesammelte Material in nur drei Bänden sich unmöglich genügend entwickeln lasse. Bei dem großen Reichthum von Personen, bei den bunten Verhältnissen und Begebenheiten ist es schwierig, mit wenigen Worten ein Bild vom Inhalte des Buchs zu geben; es sei daher genug, hier nur der Liebesverhältnisse zu gedenken. Marinka, eine als Kind von Zigeunern geraubte Tochter eines edlen Hauses, liebt den jungen Wallenstein, der, schon jetzt nach Nacht und Reichthum strebend, eine viel ältere Dame heirathet, während er außerdem noch von der Gut einer frühern Geliebten verfolgt wird. Marinka's Schwester, Jaroslawa, liebt den edlen Loth, Dieser aber Marinka. Daß in diese verschlungenen Verhältnisse die mächtigsten, die düstersten Leidenschaften, selbst mit Gift und Schwert, hineinschlagen, ist schon in der Zeit begründet. Das Bedenklichste, zugleich das Entsetzlichste bleibt jedoch immer Marinka's freiwilliges Ende. Sie dringt in das Gefängniß eines zum Tode Verurtheilten, bewegt Diesen, mit ihr die Kleider zu wechseln und sich durch Flucht zu retten, während sie das Schloß bestiegt. Wir wollen die Möglichkeit einer solchen Handlung nicht bezweifeln; allein sie so klar und genügend vorzubereiten, daß sie als Nothwendigkeit erscheint, ist gewiß sehr schwierig, und wir müssen bekennen, der Verf. hat uns von dieser Nothwendigkeit nicht überzeugt. Wie schon erwähnt, ist das Material des Buchs sehr reich und erzeugt einen steten Wechsel der verschiedenartigsten Situationen. Leser, welche keine großen Ansprüche machen, werden sich daher der Unterhaltung, welche das Buch bietet, gern hingeben, vorzüglich da ihnen der Wallenstein wenigstens durch Schiller bekannt ist und sie den tragischen Helden wol gern einmal in einer jüngern Lebensperiode erblicken.

3. Das Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1844. 8. 10 Ngr.

Bruchstücke dieses Soldatenlebens sind wir früher schon einmal in irgend einer Zeitschrift begegnet, und wie schon diese durch Frische und Fröhlichkeit uns ansprachen, so finden wir nun hier in dem Ganzen Alles bestätigt, was damals nur als eine Art Vorbedeutung oder Ahnung an uns herantrat. Jene Frische und Fröhlichkeit, wie sie überhaupt der Jugend und noch dazu einem freiwilligen Artilleristen wohl ansteht, weht durch das ganze Buch, welches kaum einen andern Schmuck aufzuweisen hat, es wäre denn der der Ruhe und Wahrheit selbst in Darstellung der Ausgelassenheit. So begleiten wir denn mit wirklichem Behagen den jungen Menschen in die Kaserne, zum Exerciren, auf die Wache, in Arrest, zum Manoeuvre, ins Lazareth und zwischen alledem zu einigen ergötzlichen dummen Streichen, von welchen der im Hause des Obersten v. L. den meisten Lärm macht und den schönsten Ausgang hat. Dieser alte Oberst v. L. fesselt uns überall

durch seine derbe Liebenswürdigkeit; es ist noch so ein alter deutscher Degenknopf, streng, ordnungsliebend bis ins Kleinlichste und dennoch nachsichtig, gerecht, gutmüthig. Er hat noch nicht vergessen, daß er auch einmal jung war, darum wird er von den Subalternen verehrt und geliebt, während manche der Offiziere ihm abhold sind. Unter diesen ist Hauptmann Feind die Hauptperson, ein echter Hauptmann, sofern ein solcher meint, er sei nur dazu da, Fehler zu sehen, zu rügen, zu strafen. Eine treffliche Figur ist Unteroffizier Dose, jeder Hohl ein Soldat, dabei trocken drollig in jeder Bewegung, jedem Wort und nebenher ein eingebildeter Poet. Aus dem Ganzen entnehmen wir nun, was freilich im Allgemeinen schon so ziemlich bekannt ist, hier aber in allen möglichen militärischen Situationen bündigst nachgewiesen wird, daß ein Soldat in Friedenszeiten im Grunde nur ein trostloses menschliches Wesen darstellt. Er ist an sich nichts als ein mathematischer Punkt, soll aber gleichwol jedes Stück Commisbrot, das er hinunterschluckt, streng nach dem Reglement in seinem Magen zurechtlegen, oder er kommt in Arrest. Er kann nicht einmal auf eine vernünftige Weise krank sein. Daß unter einer Masse Menschen, die ein streng bestimmter Zweck zusammenführt und worunter viele ziemlich roh eingestellt werden, sehr ernst auf Disciplin gehalten werden muß, ist begreiflich; gefällt sie sich aber in pedantischer Samaschenknpferei, die jeden gesunden Sinn herausfordert, so kann sie nicht allein unnütz und lächerlich, sondern selbst gefährlich werden. Da der Samaschenplunder durch dieses Buch gehörig an die Sonne gehängt wird, so kann es sich zutragen, daß dasselbe nicht so leicht in den Kasernen Eingang findet, da es junge Köpfe zu Reglements- widrigkeiten verführen kann.

18.

Literarische Notizen aus England.

Eine Sammlung wissenschaftlicher Reisen.

In London erscheint „The world surveyed in the nineteenth century; or recent narratives of scientific and expeditions (chiefly undertaken by command of foreign governments)“. Die Sammlung und Übersetzung wird von B. D. Cooley, einem dieser Aufgabe gewachsenen bekannten Gelehrten, veranstaltet. Der Herausgeber weist darauf hin, daß seit der Veröffentlichung von Humboldt's „Reisen in Amerika“ die Aufmerksamkeit auswärtiger Regierungen lebhaft auf den Nutzen und die Wichtigkeit der Ausdehnung geographischer Erforschungen gelenkt worden ist und zahlreiche Expeditionen von Seiten Deutschlands, Frankreichs, Russlands zu diesem Zwecke stattgefunden haben, wie andererseits einige sehr werthvolle Entdeckungen von Privatreisenden gemacht worden seien. Der erste Band dieser Sammlung enthält die Beschreibung des Ararat vom Prof. F. Parrot.

Hohe Preise seltener Ausgaben von Shakespeare.

Seltene Ausgaben von Shakespeare werden in England zu immer steigenden Preisen verkauft und gekauft. Baron Bolland's Exemplar der „Venus und Adonis“ von 1596 wurde kürzlich für 91½ Pf. St. wieder verkauft. George Chalmers's einziges Exemplar der schottischen Ausgabe dieses Gedichts von 1627 ward in derselben Bucherauction für 35 Pf. St. verkauft. Ein elendes aber vollständiges Exemplar der „Sonette“ von 1609 erreichte den Preis von 34½ Pf. St., und ein unvollständiges Exemplar, wovon der Titel und die unerklärliche Zuweisung fehlte, den von 24½ Pf. St. Ein beschmutztes und aufgeschnittenes Exemplar der ersten Folioausgabe wurde mit 31½ Pf. St., ein Bruchstück derselben Ausgabe mit 15 Pf. St. bezahlt. Die „Poems“ von 1640 mit einem herrlichen Portrait Marshall's in Kupferstich gingen bis 15 Pf. hinauf, mithinmäßig der höchste Preis, der für diesen Band bis jetzt erlangt worden ist.

12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 181.

30. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

8. weiter Artikel.

(Schluß aus Nr. 180.)

In den Kreuzzügen manifestirte sich nun dieser mittelalterliche Geist in jeder Beziehung auf das glänzendste. Die religiöse schwärmerische Richtung brach in ihnen zu großartiger That hindurch, die Herrschaft der Kirche bewährte sich darin, daß der Papst diese ganze Bewegung leitete; das ritterliche Waffenthum erscheint gänzlich in der Abhängigkeit von der höhern Idee, von der religiösen schwärmerischen, und so gänzlich hat diese, hat die christliche Kirche in ganz Europa überwogen, daß die verschiedensten Länder ihre Krieger zu einem und demselben Unternehmen stellten, daß vor dem großen Zwecke, den man im Auge hatte, und vor der Richtung, die ihn hervorgerufen, jeder nationale Unterschied verschwand. Der Verf. sieht natürlich seiner Richtung zufolge die Kreuzzüge mit andern Augen an, er betrachtet sie als Thorheit, als das Resultat grenzenlosesten Fanatismus, und zählt die übeln Folgen desselben auf, die er weit über die guten setzt. Er übersieht dabei, wie sowohl in den Kreuzzügen wie in der ganzen Richtung, die sie hervorgerufen, schon die Keime zu einer neuen Weltansicht lagen, die sich naturgemäß entwickeln mußten. Zunächst nämlich trat in den Kreuzzügen das Bewußtsein der einzelnen Völker als solcher hervor, denn durch die gegenseitige Berührung derselben fühlten sie erst den Unterschied voneinander, machten sich ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Interessen geltend. In derselben Weise daher, wie die Römer durch das schroffe Weltendmachen des antiken Grundgesetzes nationaler Sonderung zur Eroberung fast der ganzen Welt und dadurch zur Verbreitung der antinationalen universalen Richtung kamen, wirkten die Kreuzzüge, ursprünglich der Ausdruck der universalen kosmopolitischen Richtung, zur Erneuerung des Nationalbewußtseins. Das Ritterthum ferner, ursprünglich durch das Hinzutreten des religiösen kirchlichen Elements zu dem germanischen Waffenthume erzeugt, und zunächst vorzugsweise im Dienste von jenem, hatte eben dadurch eine idealere Richtung in den weltlichen Stand, zunächst freilich nur in die politisch bevorrechtete Classe, in den Adel, gebracht, und hierdurch überhaupt die Bildung, bisher fast ausschließlich das

Monopol der Geistlichkeit, in einen weitem Kreis verbreitet. Als schönste Frucht dieser Erscheinung ist die ritterliche Poesie zu betrachten, welche anfangs noch einen religiösen Inhalt hatte, aber bald über diesen hinaus zu der Darstellung von Gemüthsrichtungen, von socialen, politischen Zuständen, und zuletzt sogar zur Bekämpfung hierarchischer Annahmen überging. Auch dieses Institut also, welches ursprünglich als ein Resultat des mittelalterlichen Geistes zu betrachten ist, war, naturgemäß weiter entwickelt, gerade zum Widerspiele desselben, zur Opposition gegen ihn umgeschlagen. Ebenso verhielt es sich mit der Herrschaft der Kirche über die weltliche Macht überhaupt; denn in diesen Kreuzzügen, welche zunächst die Kirche, der Papst hervorgerufen, in denen Fürsten und Könige anfänglich als dessen Vasallen erschienen, fühlten dieselben, an der Spitze so gewaltiger Heerhaufen, erst ihre Macht und ihre Bedeutung: noch während der Kreuzzüge, ja in Veranlassung derselben, erhoben sich Oppositionen der weltlichen Macht von allen Seiten. Endlich hatte durch sie die ganze geistige Richtung des Mittelalters, das Vorherrschende des Innerlichen, Religiösen, Schwärmerischen über das Äußere, über Welt und Leben, einen Stoß erhalten; denn durch die Kreuzzüge wurden auf einmal die Mäße erweitert, es eröffnete sich eine neue Welt, es kamen durch die Bekanntschafft mit dem Orient neue Genüsse, neue Anschauungen in das Abendland; es erhielt erst durch sie der Handel einen neuen Schwung, hiermit das Bürgerthum, und hiermit eine neue politische, sociale und geistige Richtung.

Alle diese oppositionellen Elemente treten schon während der zweiten Periode hervor, also zu einer Zeit, als im Allgemeinen die eigentlich mittelalterliche Richtung noch die vorherrschende war. Sie werden zwar besiegt, doch nur zum Theil, keineswegs unterdrückt. Es treten nun Reactionen ein, jetzt erst wird von der herrschenden Macht die bisher geltende Richtung bis in das schroffe Extrem ausgebildet; aber gerade dies ist nur das Mittel, um neue Oppositionen hervorzurufen. So geht denn die Menschheit, in sich bereits den Keim gewaltiger Schärung tragend, zu der dritten Periode über, welche, etwa von der Mitte des 13. Jahrhunderts beginnend, den interessanten Kampf zwischen den Ideen des Mittelalters

und der allmählig sich bildenden neuen Weltansicht darstellt. Aus diesem Kampfe heraus bilden sich neue Ordnungen und Zustände, die, von höherm Standpunkt aus betrachtet, immer als Sieg oder wenigstens als Zugeständniß für die neue Richtung angesehen werden können. Man kann diesen neuen Geist, wie ich anderwärts ausführlicher dargethan habe, als das Streben nach einer Vermittelung zwischen der antiken und der mittelalterlichen Weltansicht bezeichnen. Er zeigte sich einmal darin, die ausschließliche Herrschaft des Innerlichen über Welt und Natur in ihren Auswüchsen und Ungereimtheiten zu bekämpfen, und das rechte Verhältniß zwischen beiden herzustellen; in dem Ankämpfen des Staats gegen die Bevormundung der Hierarchie; in dem Streben, an die Stelle des anarchischen Feudalstaats geordnete Zustände zu setzen; in dem Versuche der niedern Menschenklassen, sich politische Geltung zu verschaffen; endlich in der Erneuerung der nationalen Richtung, jedoch mit der Idee der Menschheit.

Es würde zu weit führen, in diese Dinge näher einzugehen, außerdem haben wir schon an einem andern Orte ausführlicher darüber geschrieben. Wir begnügen uns, wieder zu unserm Verf. zurückzukehren und an seine Darstellung der Verhältnisse nach den Kreuzzügen einige Bemerkungen anzuknüpfen. Wie schon oft erwähnt, kennt er keinen Unterschied der Zeiten; er versteht nicht, die mannichfache Entwicklung der Menschheit in ihrem stufenweisen Gange anschaulich zu machen. Daher weist er auch den gewaltigen Umschwung in allen Einrichtungen, im gesammten socialen Organismus nach den Kreuzzügen nicht zu motiviren. Doch sind die einzelnen Institute gut von ihm geschildert. So ist z. B. das Städtewesen (S. 181) recht schön dargestellt. Auch das Zunftwesen (S. 208) ist im Ganzen gut aufgefaßt; er erkennt die historische Nothwendigkeit desselben an, indem es eine geschlossene Vereinigung gegen die Aristokratie, der Repräsentant eines freien Bürgerthums gewesen sei. Dann kommt er freilich auch auf die Nachtheile in gewerblicher Hinsicht zu sprechen; er hat aber hierbei mehr die Zeit der Auswüchse im Auge und begreift offenbar einige Unrichtigkeiten. So sagt er z. B. (S. 213), daß die Handwerker in gemeinsamer Verständigung allein die Preise festsetzten. Das ist in dieser Allgemeinheit gefaßt nicht wahr, denn die städtische Policei hatte immer das Wohl der gesammten Bürgerschaft im Auge und sorgte gerade in dieser Beziehung dafür, daß sie von Einzelnen nicht übervorthellt würde. Auch hier versteht der Verf. nicht die Naturgemäßheit der Einrichtung, entstanden aus den Zeitbedürfnissen, aufzufassen und die Naturgemäßheit der Ausartung zu begreifen, als die übrigen Bedingungen hinweggefallen waren, die sie hervorgerufen hatten.

Auch der Abschnitt über die Landstände, Parlamente, (S. 215) ist recht gut. Nur hätte der allmähliche Übergang aus den frühern staatlichen Verhältnissen in die Zeiten der Landstände, die etwa mit dem 14. Jahrhundert in ihrer eigentlichen Ausbildung dastehen, und

die daher als das Resultat der neuen Richtung betrachtet werden müssen, besser motivirt sein sollen. Das Gerichtsverfahren (S. 232), welches er mit Recht als germanisch faßt, ist ebenfalls gut, nur versteht er wieder nicht, den eigenthümlichen Geist desselben zu fassen, wenn er (S. 234) als Mißverstand hervorhebt, daß die Verfolgung des Verbrechens von Amts wegen nicht stattfand, sondern daß der Beschädigte zunächst als Kläger auftreten mußte. Gerade in dieser Bestimmung spricht sich das germanische individuelle Element aus, das mit dem Wesen des Mittelalters verwachsen ist, welches ein Einschreiten der öffentlichen Gewalt an sich nicht duldet, wenn sie nicht von dem Individuum darum angegangen ist. Er raisonnirt sodann über die Gottesurtheile als abergläubisch, anstatt sie aus dem gesammten Bildungszustand der Zeit zu erklären. Falsch erwähnt er (S. 235) die Tortur, als dem Mittelalter angehörig, während sie nur als Ausgeburt des mißverstandenen römischen Rechts zu betrachten ist. Auch die Herenprocesse gehören in eine spätere Periode. Das Fehderecht (S. 236) betrachtet er von dem Standpunkte unserer heutigen Policei. Er hätte dafür nachweisen sollen, wie eben dieses Recht nothwendig mit dem Geiste des deutschen Rechts zusammenhing. Den Übergang des Gerichtswesens vom öffentlichen und mündlichen Verfahren, welchen er S. 239 erwähnt, hätte er ebenfalls in anderer Verbindung vorbringen sollen; er war mit das Resultat der neuern Anschauungsweise und gehört in die neuere Geschichte. Die Inquisition (S. 239) ist an sich gut geschildert; doch gehört sie ebenfalls nicht in diese Verbindung, sie ist, wie die Bettelorden, als Reaction der Hierarchie gegen die legerischen Sekten, gegen das erste Auftreten der neuen Richtung aufzufassen. Von S. 246 an bespricht er die sonstigen moralischen, intellectuellen und materiellen Zustände. Er faßt aber hierbei auch nur die schlechten Seiten auf, den Aberglauben, der durch die Kirche genährt ward, die Unwissenschaftlichkeit u. s. w., und vergißt die schönern Seiten gänzlich. Er weiß nichts von der mittelalterlichen Poesie. Die gothische Baukunst erwähnt er wol und nennt ihre Schöpfungen grandios, weiß sie jedoch nicht zu erklären. Auch hierüber haben wir uns an einem andern Orte schon ausgesprochen. Den Schluß des Mittelalters bilden (S. 255) die Judenverfolgungen und Bemerkungen über den Talmud (S. 262), welche recht gut sind.

Im nächsten Artikel werden wir über seine Auffassung der neuen Zeit berichten. *)

53.

Peter der Große Alexjewitsch und seine Zeit. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Wilhelm Binder. Reutlingen, Kalbfell-Kurg. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Denn Hr. v. Kaumer in seinen „Briefen aus England“ mit Recht von Rußland gesagt hat, daß die Russen ein Centrum hätten und daß dies der Kaiser sei, so verdient allerdings das Andenken des Mannes, der dem Lande zuerst in seiner

*) Den dritten Artikel liefern wir im nächsten Monat. D. Red.

Persön ein solches Centrum gegeben hat, von Zeit zu Zeit in zweckmäßiger Weise aufgefrischt zu werden. In dieser Beziehung verdient also das Unternehmen des Hrn. Binder, der sich auf dem Titel zugleich als der Verfasser eines Werks über den Fürsten Peter den Ersten genannt hat, Lob, und wenn wir auf die Ausführung sehen, so steht es weit über Große's unlängst erschienener Compilation und über Posse's bombastischem Buche über Peter I. und Leibniz, das so gut wie gar keine Thatfachen enthält. Dagegen ist nun Hr. Binder bemüht gewesen, mit Fleiß und Genauigkeit das Leben Peter's I. zu erforschen und die Resultate seiner Untersuchungen in einer klaren, gefälligen Sprache dem deutschen Publicum darzubieten. Eigentlich Neues aus Archiven, ungedruckten Briefsammlungen, Tagebüchern und bis jetzt verborgenen Denkschriften hat er zwar nicht geliefert, wie wir denn auch die Benutzung mancher neuern Schrift, wie des Barthold'schen Aufsatze über Anna Swanowna im siebenten Jahrgange des Raumer'schen „historischen Taschenbuchs“ vermissen. Dagegen erfreut der Verf. seine Leser durch die geschickte Aufhellung mancher verworrenen Verhältnisse, wo wir die Abschnitte über Peter's Sohn Alexei und des Vaters gegenseitiges Benehmen und den natürlichen Tod desselben — denn es gibt noch immer Leute, die sich darin gefallen, den russischen Zar als den Mörder seines eigenen Sohnes anzusehen — besonders auszeichnen; er hat ferner die wachsende Macht des russischen Reichs nach ihren verschiedenen Beziehungen gut aufgefaßt und Peter's kräftige Regierungsweise in das hellste Licht gesetzt; seine Beschreibungen von Kriegen und Schlachten sind deutlich und seine Charakteristiken der bedeutendsten Personen unter Peter's Regierung meistens unparteiisch, mit einem Worte, das Buch ist ein nützlichcs Lesebuch, das zur Belehrung und Unterhaltung gleichmäßig empfohlen werden kann.

Wir würden es auffallend finden, wenn Hr. Binder nicht als ein Verehrer und Bewunderer seines Felden aufgetreten wäre; denn wenn man nicht ein solcher ist und also ohne Liebe und Theilnahme bei seinem Gegenstande verweilt, so thäte man besser, man schreibe gar keine Biographie, die bei dem Mangel der genannten Eigenschaften nur ein kaltes, trodenes und reizloses Buch sein kann. Nun dürfte aber auch wol Niemand sich mit Peter's des Großen Leben beschäftigen, ohne für diese gewaltige, höchst bewegliche Natur eingenommen zu werden, für diesen Mann, der noch halb ein Barbar ist, aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer frischen, lernbegierigen Natur den Studien und Fortschritten der europäischen Nationen zugewandt war, voll von großen Entwürfen und unermüdet, sie durchzuführen. So ist es also auch Hrn. Binder ergangen; aber er hat sich dadurch nicht zu blinder Parteilichkeit hinreißen lassen, sondern spricht auch seinen Tadel über des Zaren ungezügelter Heftigkeit, Grausamkeit und sinnliche Ausschweifungen aus, wenngleich dies im Ganzen milder und schonender geschieht als es heutzutage Denen gefallen wird, die sich ein Geschäft daraus machen, alle Schattenseiten hochgeachteter Männer aufzufuchen und jedes unbürgerte Gerücht über deren Privatverhältnisse auf das schlenigste zur Gewissheit zu erheben.

So wird denn auch unser Buch bei Denen keine Gnade finden, die von Rußland alles mögliche Schlimme für das übrige Europa fürchten, und sie werden es Hrn. Binder gewiß verargen, daß er so viele Mühe angewendet hat, den Gründer dieser Macht so sorgfältig zu schildern und daß er in der Einleitung sogar von Kaiser Nikolaus sagen konnte, er halte mit Weisheit und Beharrlichkeit die Wagschale des Weltgeschicks in seiner tapfern Rechten. Aber man sollte doch einmal aufhören, sich so vor Rußland zu fürchten. Rußland kann sich wol gegen das übrige Europa leicht vertheidigen, wenn es angegriffen wird; aber wenn es selbst das übrige Europa angreifen und sich eine Art von Oberherrschaft über dasselbe anmaßen wollte, so würde sich bald zeigen, wie unzulänglich dazu seine Macht sei. Es dürfen nur Oesterreich und Preußen recht

fest zusammenhalten, so sind sie auch allein schon vermögend, einen Sicherheitsdamm gegen Rußland zu bilden. Aber auch ohne eine solche Vereinigung wird man Rußland nicht zu fürchten haben. Man zeige nur eine sichere Haltung und eine würdige Sprache gegen Rußland, wenn es sich in die innern Angelegenheiten der übrigen europäischen Staaten einmischen will, und man fodere nur Rußland ebenso wenig als das weit gefährlichere Frankreich zur Mitwirkung auf, um irgend ein besonderes Interesse durch diese Mitwirkung zu erzielen, dann braucht man sich gewiß nicht vor dem nordischen Kolosse zu fürchten, wenn wir auch nicht gerade mit Diderot behaupten wollen: „La Russie est un colosse aux pieds d'argile“; denn das ist mehr witzig als wahr. Auch Rußland hat unter Alexander's und Nikolaus' Regierung an moralischer Kraft gewonnen und namentlich unter dem letztern Kaiser eine weit bedeutendere Nationalität entwickelt als sie Peter begründen konnte, aber die andern europäischen Staaten haben ebenfalls ihre moralische Kraft gestärkt und sie mit dem physischen und materiellen in bessern Einklang gesetzt.

Sollten wir noch eine Bemerkung über Hrn. Binder's Buch hinzufügen, so würde sie die Unstille der Einmischung französischer Ausdrücke betreffen, die bei deutschen Schriftstellern leider im Zunehmen zu sein scheint. Auch in den russischen und polnischen Eigennamen haben wir manche Fehler wahrgenommen.

20.

Organisation du travail par Louis Blanc. Nouvelle édition. Paris 1845.

Die große Frage der Berechtigung des vierten Standes zum Genuße der Vortheile unserer Civilisation (im Gegensatz zur Pflicht, die Nachtheile derselben zu tragen, welche ihr bisher fast ganz allein anheimgefallen) hängt wie eine schwere Gewitterwolke am Horizonte unseres Jahrhunderts. Frankreich beschäftigt sich am meisten mit ihrer praktischen Lösung. Der geistreiche, in Deutschland allgemein bekannte, in Frankreich populäre Verf. des vorliegenden Buches hat seine Kraft und seinen Einfluß dieser gewaltigen Aufgabe unserer Zeit zugewendet und sie durch seine Arbeit wenn auch nicht erledigt, so doch ihre Erledigung bedeutend gefördert. Nicht nur die Hinzufügung einer Einleitung und eines Anhangs, sondern auch die Umarbeitung des alten Textes haben aus der vorliegenden Ausgabe ein neues Buch gemacht. Man sieht es dem Verf. an, seine innerste, wohlmeinende Überzeugung hat ihn die Feder geführt, sein dringender Wunsch, einem und immer näher rückenden großen Uebel vorzubeugen, hat ihn zu gründlicher Untersuchung des schwierigen Stoffs angespornt und sich von dem gefährlichen Nimbus, den kurzfristige Vorurtheile um denselben verbreitet haben, nicht zurückweichen lassen. In der Einleitung spricht er den Grundgedanken, der auf dem Boden aller Bewegungen der Gegenwart ruht, offen aus. Er sagt: „Ja, die Freiheit ist es, die wir erobern wollen; aber die wahre Freiheit, die Freiheit für Alle, jene Freiheit, die man überall vergebens sucht, wo sich nicht die Gleichheit und die Bruderliebe, ihre unsterblichen Schwestern, finden. Die Frage, warum denn die Freiheit des wilden Zustandes für falsch gehalten und aufgehoben worden ist, würde jedes Kind richtig beantworten. Die Freiheit des wilden Zustandes war factisch nichts Anderes als eine schauerhafte Unterdrückung, weil sie die Ungleichheit der Kräfte nicht berücksichtigte, weil sie aus dem schwachen Menschen das Opfer des starken und aus dem ungeschickten die Beute des geschickten machte. In unserm heutigen socialen Zustande ersetzt die Ungleichheit der Entwicklungsmittel die Ungleichheit der Muskelkraft; statt des körperlichen Kampfes, Mann gegen Mann, haben wir den Kampf des Capitals mit dem Capital, statt des Mißbrauchs der physischen Überlegenheit haben wir den Mißbrauch einer conventionellen Überlegenheit, statt des schwachen Menschen den unwissenden, statt des ungeschickten den armen. Wo ist denn da

die Freiheit?" Das Hauptcapitel des Buches ist das, welches die Frage aufstellt: „Wie kann man die Arbeit organisiren?" Er beantwortet sie: „Durch Beseitigung der Concurrenz." Alles übrige ist nur Einleitung zu dieser Frage, Ausführung der Antwort und Widerlegung etwaniger Einwände gegen dieselbe. Das Buch schließt mit einem Actenstücke, welches die Ausführbarkeit der in demselben aufgestellten Grundzüge und gemachten Vorschläge praktisch darthut. Es ist die Berechnung des Hauses Reclaire für das Jahr 1843 mit seinen Arbeitern, welche, nach einer zwischen ihnen und dem Fabrikherrn getroffenen Übereinkunft, an dem Ertrage der Arbeit ihren verhältnismäßigen Antheil haben. Das Resultat dieses Versuchs, die immer mehr um sich greifenden Ideen praktisch anzuwenden und ihre Ausführbarkeit zu prüfen, ist für alle Theile befriedigend ausgefallen.

Hinsichts der Form seiner Schriften scheint der Verf. sich mehr und mehr zu vervollkommen. An Einfachheit, Klarheit, Schärfe und Präcision des Ausdrucks nähert er sich dem bisher hierin unerreichten Paul Louis Courier. Der Gedanke liegt in den Worten so natürlich wie der Körper in der Haut, sodaß selbst jede Gefühlsregung, wie das Schwellen einer Ader, deutlich hervortritt. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt darf in künstlerischer und praktischer Beziehung für eine bedeutende Erscheinung in der neuern französischen Literatur gehalten werden. Auch hat es bereits mehrere andere Schriften hervorgerufen, unter denen hier nur „Conséquences de l'organisation du travail", von René Dider, und die Broschüre „A chacun selon son travail", von Simon Granger, dem Verf. der „Utopie administrative", erwähnt werden mögen. So wird denn an der Aufklärung dieses dunkeln Punktes der Civilisation eifrig gearbeitet, und wir dürfen uns der Hoffnung überlassen, die drohenden Gewitterwolken abgeleitet und sich unschädlich entladen zu sehen. S.

Bibliographie.

Apett, E. F., Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skizze. 1ster Band. Sena, Hochhausen. Gr. 8. 2 Thlr.

Arndt's, E. W., Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. Drei Theile. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Berghaus, J., Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Mit 150 naturgetreuen colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Brüssel, Muquaert. Gr. Lex. 8. 10 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Christo. Aus dem Französischen übersetzt von A. Küster. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Erinnerungen an Gustav Adolph und die Schlacht bei Lützen. 3te Auflage. Leipzig, Schred. 8. 2 1/2 Ngr.

Falkenberg, Amulius, König der Alboner. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 24 Ngr.

Gurovski, Graf A. v., Eine Tour durch Belgien im Jahre 1844. Aus dem Tagebuche des Verfassers. Heidelberg, Groos. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Halm, F., Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 4te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Griselidis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 4te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr.

Sieben Jahre aus dem Leben eines sächsischen Artilleristen. Militärische Skizze. Von E. S. Herzog. Dresden, Arnold. Gr. 12. 6 Ngr.

James, J. P. R., Rosa d'Albert oder die unruhigen Seiten. Ins Deutsche übertragen von F. Schott. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Karsten, G. H. J., Kurze Darstellung der wichtigsten unter den Lehren der römisch-katholischen Kirche, welche nicht in der heiligen Schrift begründet sind, sowie der vornehmsten Stellen der heiligen Schrift, aus welchen jene Lehren sich als unevangelisch erweisen. 2te Auflage. Büttichen, Sparsdor. 8. 2 Ngr.

Kell, J., Reformatorische Gedanken eines Christen über Lehre, Cultus, Verfassung und Geistlichkeit deutscher evangelischer Landeskirchen. Leipzig, Klincksch. Gr. 8. 16 Ngr.

— Die Noth der Armen. Eine Vollschrift. Armen und Reichen gewidmet. Leipzig, Klincksch. 8. 10 Ngr.

Knipfel, J., Die Fortbildungsschule, ein Mittel, der überhandnehmenden Unsitlichkeit entgegen zu arbeiten und die Schule zu einer wahren Vorbereitungsanstalt fürs Leben zu machen. Nebst umständlichen Berichten über die Errichtung und Einrichtung einer solchen Anstalt in der evangelischen Pfarre Sauerland-Gunnerwig. Götting, Schöne und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Krafft, Vortrag gehalten bei der ersten öffentlichen Jahresfeier des Missionsvereins der evangelisch-reformirten Gemeinden zu Erlangen am 2. December 1844. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

— Vortrag gehalten in der ersten öffentlichen Missionssunde des Missionsvereins der evangelisch-reformirten Gemeinden zu Erlangen am 6. Mai 1844. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Plösch, J. v., Beiträge zur deutschen Bühne. 1ster und 2ter Band. München, Franz. Kl. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinhold, E., Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwicklung. Zwei Bände. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Thlr.

Ronge und Uhlich, Oder die Union der protestantischen und katholischen Lichtfreunde. Eine Schrift für Protestanten und Katholiken die noch Augen haben zu sehen und Ohren zu hören. Magdeburg, Waldenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Sonntagsmusee. Ein Buch für Frauen von der Verfasserin der Gedanken über die Liebeshwürdigkeit der Frauen. Nürnberg, F. Campe. Kl. 8. 1 Thlr.

Stern, S., Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart. Acht Vorlesungen, gehalten in Berlin vom 15. Januar bis 12. März 1845. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinetts. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Paul. Zwei Bände. Leipzig, Fahn. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die todte Lante. Novelle. Hanover, Fahn. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhun, S. M. Graf v., Der Slawismus in Böhmen. Prag, Galve. 8. 5 Ngr.

Über den liturgischen Gebrauch der lateinischen Sprache in der römisch-katholischen Kirche. Mit besonderer Beziehung auf Ungarn. Aus dem Lateinischen übersetzt mit Anmerkungen von G. Julius. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Wagner, F. L. W., Roms Wirken in Deutschland, oder Schilderungen römisch-katholischer Zustände Deutschlands, nebst Paragaphen zu einer neuen Verfassungsurkunde der deutsch-katholischen Kirche von zwei katholischen Geistlichen. In Auszügen aus ihren Schriften allen guten Deutschen zur Beachtung vorgelegt. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Wesen der orthodoxen Theologie, nachgewiesen an der jüngsten Schrift des Diaconus D. Peters in Liganis „Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntnis der Breslauer christ-katholischen Gemeinde." Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Worin besteht die wahre apostolisch-katholische Kirche und kann sie durch eine deutsch-katholische vermittelt werden? Dem deutschen Katholiken zur Beruhigung, Kräftigung und Mahnung, den Protestanten zur Beherzigung. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Zit.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Der Zweite Pariser Frieden.

Von
H. C. Freiherr von Gagern.
Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den fünften Theil (in 2 Theilungen) von des Verfassers „Mein Rathschuß an der Politik“ und enthält unter Andern als Beilage einen Abschnitt: „Der Zollverband und sein Verhältnis zu den Deutschen“, auf den ich besonders aufmerksam mache.
Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Italienische Literatur.

Mehrere Buchhandlungen der italienischen Schweiz haben den Unterzeichneten den Debit ihres Verlags übergeben, welcher daher durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen ist.

Wir erlauben uns nun besonders folgende neuere Werke bestens zu empfehlen:

Amari, *La guerra del Vespro Siciliano*. 2 Vol. 8. 4 Fl. 40 Kr. — Balbo, *Speranze d'Italia*. 1 Vol. 8. 2 Fl. 33 Kr. — Berchet, *Raccolta di Poesie*. 12. 1 Vol. 56 Kr. — Blanc, *Rivoluzione francese. Storia dei dieci anni 1830—40*. 3 Vol. 8. 4 Fl. 12 Kr. — Botta, *Storia d'Italia in continuazione a quella del Guicciardini sino al 1789*. Gr. 8. 30 Fl. 24 Kr. — *La stessa*. 12 Vol. 8. 14 Fl. — *La stessa*. 15 Vol. 32. 8 Fl. 24 Kr. — *Lo stesso*, *Storia d'Italia dal 1789—1814*. 1 Vol. 8. 14 Fl. — *La stessa*. 6 Vol. 8. picc. 7 Fl. — *Lo stesso*, *Proposizione al Lombardi*. 1 Fl. 10 Kr. — Coletta, *Storia del Reame di Napoli dal 1734—1825*. 2 Vol. 8. 7 Fl. 36 Kr. — Cuoco, *Platone in Italia*. 2 Vol. 8. 4 Fl. 12 Kr. — Foscato, *Scritti politici inediti*. 1 Vol. 8. 3 Fl. 12 Kr. — Garzetti, *Della storia d'Italia sotto il governo degli imperatori romani*. 2 Vol. 8. picc. 2 Fl. 20 Kr. — *Lo stesso*, *Della condizione di Roma, d'Italia e dell'Impero romano sotto gli Imperatori*. 5 Vol. 8. picc. 5 Fl. 54 Kr. — Gioja, *Effemeridi repubblicane*. 1 Vol. 8. 1 Fl. 40 Kr. — Gioja, *Narrazione longobardica*. 2 Vol. 8. 2 Fl. 43 Kr. — Casti, *Il poema tartaro*. 2 Vol. 16. 2 Fl. 48 Kr. — *Lo stesso*, *Gli animali parlanti*. 2 Vol. 16. 3 Fl. — Guaranzi, *L'assedio di Firenze*. 3 Vol. 8. 9 Fl. 24 Kr. — Leoni, *Opere drammatiche*. 1 Vol. 12. 1 Fl. 12 Kr. — Mamiani, *Poesie*. 1 Vol. 8. 2 Fl. 48 Kr. — Manzoni, *Storia della colonna infame*. 1 Vol. 8. 1 Fl. 45 Kr. — Montani, *Memorie e scritti*. 1 Vol. 8. 1 Fl. 40 Kr. — Niccolini, *Arnaldo di Brescia*, tragedia. 1 Vol. 8. 2 Fl. 36 Kr. — Orta, *Ultime lettere*. 1 Vol. 8. 1 Fl. 54 Kr. — Fellico, *Silvio*, *Le mie prigioni*. 1 Vol. 16. 1 Fl. 54 Kr. — *Lo stesso*, *Opere complete*. 5 Fl. 36 Kr. — Pagano, *Opere tutte esistenti*. 8. 9 Fl. 24 Kr. — Papoli, *La donna saggia e amabile*. 1 Vol. 8. 2 Fl. 48 Kr. — Piccolomini, *Storia di*

due amanti. 1 Vol. 8. 1 Fl. 40 Kr. — *Poesie Italiane tratte da una stampa a penna*. 1 Vol. 16. 1 Fl. 24 Kr. — Rosetti, *Idio l'uomo salterio*. 1 Vol. 16. 1 Fl. 24 Kr. — Sarpi, *Lettere scelte inedite*. 1 Vol. 16. 1 Fl. 10 Kr. — *Secreta monita societatis Jesu*. 18. 56 Kr. — Varchetti, *Novae disquisitiones de Deo*. 8. 3 Fl. — *Idem*, *Fragmenta cosmologica*. 8. 2 Fl. 6 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei G. Reimer in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare's dramatische Werke

übersetzt von

A. W. v. Schlegel und J. Tieck.

Dritte Auflage.

Zwölf Bände. Preis 4 Thlr. Auf Velinpapier 6 Thlr.

E. C. A. Hoffmann's gesammelte Schriften

in zwölf Bänden.

Mit Federzeichnungen von Th. Hofemann.

Preis jeden Bandes 20 Egr.

Erster Band.

Die weiteren Bände folgen in monatlichen Zwischenräumen.

Phantasus.

Eine Sammlung

von

Märchen, Erzählungen und Schauspielen

herausgegeben von

Edwig Tieck.

Zweite Ausgabe in drei Bänden.

Erster Band. Preis 1 Thlr. 15 Egr.

Jesuitismus.

Einen interessanten Blick in das Treiben der Jesuiten älterer, und wol hier und da auch neuerer und neuester Zeit läßt eine kleine Schrift thun, welche von dem verstorbenen Ritter S. P. von Lang unter dem Titel „*Notices historiques sur l'instruction secondaire*“ herausgegeben wurde. Der Nebentitel derselben ist: „*Les amours du père J. Marell, de la Compagnie de Jésus; extraits des documents trouvés dans les archives de la susdite Compagnie à Munich.*“ Die Buchhandlung Brockhaus & Avenarius in Leipzig besitzt eine Anzahl Exemplare und von dieser können sie zu dem Preise von 15 Ngr. bezogen werden.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

1844. December. Nr. 101—104.

Inhalt: * Samoyedi. — Die runden Thürme in Irland. — * Die Lancaster'schen Glockenspieler. — * Amoy. — Ein Hercules im Mittelalter. — Die Sanftmuth. — Meerwasser trinkbar zu machen. — * Clapperton. — Michel Angelo. — * Savoyt Flind, oder Dienst und Gegendienst. — Tejas. — Wie man sich conservirt. — Die preussische wissenschaftliche Expedition nach Agypten. — Der Laseberg. — * Napoleon's Todtenmaske. — Blücher's Übergang über den Rhein bei Raub am 1. Januar 1814. — Die Glühdrachenjagd bei den Syrjänen. — Liverpool und seine Docks. — Ein Versuch. — * Die Vogelwiese in Dresden. — Schmil, der Ischerlesseführer. — * Cellini. — Erfindungen. — * Chinesisches Papiergeld. — Die Bereine zum Schutze der entlassenen Sträflinge. — Goss und Sept. — Die Halle des Königs Arthur. — Miscellen. Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Einrückungen** werden mit 5 Rgr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** 2c. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge des Pfennig-Magazin wurde wie nachstehend im Preise herabgesetzt:

I.—X. Band (1833-42) zusammengekommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengekommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengekommen 5 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Rgr.

Au herabgesetzten Preisen sind fortwährend zu beziehen:
Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Rgr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Rgr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letzten beiden Werke zusammengekommen nur 2 Thlr.
Leipzig, im December 1844.

J. W. Brockhaus.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Witten, H. W., Geschichte des Kirchenrechts. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1 1/2 Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Der 2te Band befindet sich unter der Presse.

Biel, G., und C. Weß, Erbauungsbuch für christliche Diensthoten. Gr. 8. Brosch. Subscriptionspreis 1/2 Thlr. = 54 Kr.

Aulus Cornelius Celsus. Eine historische Monographie von Dr. C. Küssel. 1ste Abtheilung: Leben und Wirken des Celsus im Allgemeinen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Geßmann, Dr. P. P., Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminars zu Friedberg für das Jahr 1842. Gr. 8. Brosch. 1/2 Thlr. = 1 Fl. 12 Kr.
Die Jahrgänge 1838—41 kosten statt 3 1/2 Thlr. = 6 Fl. 9 Kr. im herabgesetzten Preise, wenn sie zusammen genommen werden, nur 1 1/2 Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Deßer, Dr. H., Gessen und seine Umgebungen. Supplement zum Historischen und romantischen Deutschland. Mit 6 Stahlstichen. 2te Auflage. Royaloctav. Brosch. 1/2 Thlr. = 30 Kr.

Hüfner, Dr. E., Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. 4te umgearbeitete Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 3 1/2 Thlr. = 6 Fl.

Stunden christlicher Andacht. 2 Bände. Gr. 8. Mit 1 Titelstahlstich. Brosch. 2 1/2 Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Dasselbe Werk elegant gebunden 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr.

Klipstein, Dr. A. von, Beiträge zur Kenntniss der östlichen Alpen. Mit geognostischen und petrofactologischen Tafeln. 1ste Abtheilung. Kleinfolio. Brosch. 4 Thlr. = 7 Fl. 12 Kr.

Desselben Werkes 2te Abtheilung. 4 Thlr. = 7 Fl. 12 Kr.

Klipstein, Dr. A. von, und Kaup, Beschreibung und Abbildung des Schädels des *Dinotheri giganteum*. Gr. 4. Mit 7 Foliotafeln Abbildungen. 5 Thlr. = 9 Fl. Portrait des grossh. hess. Geheimraths und Professors Dr. Egid von Lühr. Auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. Fol. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Soldan, C., Theoretisch-praktische Anleitung zum perspectivischen Zeichnen für angehende Lehrer, Gymnasien, Realschulen und technische Bildungsanstalten. Gr. 4. Mit 30 Foliotafeln. Subscriptionspreis 1/2 Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Studenten-Commers. Compendium und auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. Grösstes Imperialfolio. Abdrücke auf chinesischem Papier. 2 1/2 Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Gießen, im November 1844.

G. F. Heyer's Verlag.

Bei G. Reitzge in Berlin ist erschienen:

Hoffmann, H., Lateinische Sprachlehre für Bürgerschulen und den Elementarunterricht überhaupt, mit beigelegten Übungsaufgaben. Erster Cursus: Formenlehre. Zweite Auflage. 5 Sgr.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämtlichen Werken von

Karl Grün.

Gr. 12. 2 Thlr. 20 Rgr.

(Auch in fünf Heften à 16 Rgr. zu beziehen.)
Leipzig, im December 1844.

J. W. Brockhaus.

Neue Jugendschriften!

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Märchen und Erzählungen

für jugendliche Leserinnen.

Von Adolphine.

Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Feld-, Wald- und Hausmärchen.

Von

Adèle Schopenhauer.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen

von

gestiefelten Kater,

in den Bearbeitungen von

Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.

Mit zwölf Radirungen

von Otto Speckter.

Al. 4. Cart. 2 Thlr.

Die Radirungen besonders, mit erläuterndem Text, werden für 2 Thlr. erlassen.

Leipzig, im December 1844.

J. A. Brochhaus.

In Karl Gerold's Verlag in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jahrbücher der Literatur.

„Hundertsechenter Band.

1844.

Juli. August. September.

Inhalt des hundertsechenten Bandes.

Art. I. Neun den Orient betreffende englische und französische Reiseberichte von James, Burnes, G. L. Bigne, B. Moorcroft und G. Trebeck, R. Perrin, M. Burnes, J. Atkinson, B. Eyre, Lady Sule. — II. Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserthums, vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, von Joseph Bergmann. Erster Band. Wien 1844. — III. Le livre des rois par Aboul Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. Jules Muhl. Paris 1842. Zweiter Band. — IV. Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Zwei Bände. Breslau 1841. — V. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolfs an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. (Fortsetzung.) — VI. Fragmenta Historiarum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Philarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Iscri

— ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisii 1841. (Zweiter Artikel.) — VII. Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Rath. Erster Theil. Leipzig 1844. — VIII. Essai historique sur l'origine des Hongrois, par A. de Gérando. Paris 1844. — IX. 1) Judith, eine Tragödie in fünf Acten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1841. 2) Groppeva, eine Tragödie in fünf Acten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1843. — X. Topographie Athens, von E. Martin Leake. Zweite Ausgabe. Übersetzt von J. G. Walter und H. Gauppe. Zürich 1844. — XI. Perserius. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Stamm. Wien 1844.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CVII.

Untersuchungen über die freien Wälder in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. — II. Die freien Wälder in Vorarlberg. (Fortsetzung.)

Im Verlage von Brochhaus & Weyenarius in Leipzig ist soeben erschienen:

Mickiewicz (Adam),

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehen Ausgabe.

Dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 1 1/2 Thlr.

Die beiden ersten Theile dieses wichtigen Werks erschienen 1843 und kosten 5 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Handbuch

der

römischen Alterthümer.

Nach den Quellen bearbeitet

von

W. A. Becker,

Professor an der Universität in Leipzig.

Zweiter Band, erste Abtheilung.

Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der erste Band, 46 Bogen stark nebst vergleichendem Plans der Stadt und vier andern Tafeln, erschien im vorigen Jahre und kostet 3 1/2 Thlr.

Leipzig, 1. December 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von J. A. Brochhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Matthia (C.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Kannegiesser (R. L.), Abriss der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Siebenundvierzigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Hefen zu dem Preise von 5 Rgr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinendr.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der Band 2 Thlr., auf Belinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Gr. 1 Freiemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 30,000 Gr. für den Raum einer Seite mit 10 Rgr. berechnet.
Leipzig, 21. December 1844.

J. A. Brockhaus.

Bei **J. G. Köhler** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben Wilhelm von Humboldt's

von
Gustav Schlesier.

Zweiter Theil. Erste Abtheilung.

Von 1798—1819.

Preis 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Inhalt:

Viertes Buch: Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Admische Gesandtschaft.
Fünftes Buch: Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.
Sechstes Buch: Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag, Chatillon, Paris, Wien, Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußens bis zum Siege der Reaction.

Preis für ersten Bandes erste und zweite Abtheilung und zweiten Bandes erste Abtheilung 4 Thlr.

Die letzte etwa zwölf Bogen starke Abtheilung dieses Werkes befindet sich bereits unter der Presse.

Im Verlage der **Schulze'schen** Buchhandlung in **Dienburg** ist soeben erschienen:

Bibliothekarische Unterhaltungen.

Herausgegeben von

Dr. G. G. E. Th. Merzdorf.

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt: Geschichte der Bibliotheken im Herzogthume Dienburg. — 1. Ban den tein Boden Godes. 2. Befragte Landurtheile. 3. Bodini Heptaplomeris. 4. Speculum Jeddo. 5. Avicenna. 6. Kuchenmeisteri. 7. Beintare. 8. Milis Repertorium. 9. Biblia Latina. 10. Wandkalender. 11. Boccaccio genealogiae. 12. Aristotelis opera. 13. Baptista Mantuanus. 14. Minturnus de poeta. 15. H. Etienne apologie. 16. Firenzuola de la Beauté. 17. Pluvinel. 18. Gasendi vita Epicuri. 19. Blount censura. 20. Encyclopédie.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Röhr's Reformationspredigt 1844.

Die vollkommene Einheit unserer Kirche im Wesentlichen ihres christlichen Bekenntnisses.

Gr. 8. Geh. 4 Sgr.

Die erhabenen Ideen, welche der berühmte Verfasser in obiger Predigt ausspricht, finden ihre weitere Entwicklung in dessen

Grund- und Glaubenssagen,

einem Werke, welches jeder Gebildete mit hohem Interesse lesen wird. Erschienen ist dasselbe in dritter Auflage 1843 bei Unterzeichnetem und kostet im Ladenpreise 26 1/2 Sgr.

Neustadt a. d. O., im December 1844.

J. A. G. Wagner.

In der **Hersold'schen** Buchhandlung in **Hamburg** ist erschienen:

Schmaltz, Dr. M. J., Passionspredigten.

10tes Bändchen. Unter dem Titel: Golgatha.

Gr. 8. Geh. 1/2 Thlr.

Letzteres vollendet die Bearbeitung der Passionszeit. Wir glauben aufmerksam machen zu dürfen, daß eine solche erschöpfende Behandlung derselben bis jetzt noch nicht existirte. Da der Vorrath der frühern Bände sehr gering, bitten wir etwaige Ergänzungen recht bald zu bestellen. Die einzelnen Titel der frühern Bände sowie der acht Jahrgänge Predigten sind auf dem Umschlage verzeichnet.

Neujahrsgeschenk.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Rébus - Almanach für 1845.

Enthaltend 50 Rébus aus der Illustrierten Zeitung besonders abgedruckt.

Elegant gebunden 1 Thlr.

J. J. Weber in Leipzig.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

SCHWANTHALER.

Gestochen von **Adrian Schleich.**

Gr. 4. 10 Rgr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für 10 Rgr. zu erhalten: **Kober. Baggesen. Böttiger. Calveron. Canova. Cornelius. Danneberg. Karl Förster. Jakob Glay. Goethe. Hamann. Victor Hugo. Alexander v. Humboldt. Immermann. Koenigs. Gerhard v. Kugelgen. Lemartine. Karl Friedrich Lessing. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer. Wilhelm Müller. Dehlenschläger. Jean Paul Friedrich Richter. Schik. Johanna Schopenhauer. Ernst Schulze. Scott. Legner. Thorwaldsen. Ludwig Tieck. Uhlend. Jedlig. Zeiter.**

Leipzig, im December 1844.

J. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. M II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei H. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

H. W. Brockhaus in Leipzig
im Jahre 1844.

M IV. October, November, December.

(Nr. I Heft Bericht, die Berendungen vom Januar, Februar und März enthalten, befindet sich in Nr. I und II des literarischen Anzeigers; Nr. II, April, Mai und Juni, in Nr. XVIII; Nr. III, Juli, August und September, in Nr. XXIV.)

82. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Fünftes Bandes drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

83. **Die Lustspiele des Terentianus**. Übersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. In drei Bänden. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Inhalt: Die Mitter; Der Freier; Die Geiz; Die Sklavinnen. Der erste Band erschien zu gleichem Preise 1843 und enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Eintheilung, Entwicklung und Eigentümlichkeit des griechischen Dramas: Plautus; Die Mollen; Die Geister.

84. **Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Literatur**. Herausgegeben von A. W. Meyer. Gr. 8. Geh. 12 Ngr. Die Berichte von 1835-43 haben denselben Preis.

85. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Regikon**. Vollständig 500 Blatt in Quart in 120 Lieferungen. Fünfte bis vierzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

86. **Bremer (Frederike), Das Haus, oder Familienleben und Familienfreuden**. Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Von Frederike Bremer sind in derselben Ausgabe ebenfalls erschienen: **Die Redern**. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — **Die Richter des Präsidenten**. Dritte Auflage. 10 Ngr. — **Minna**. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — **Die Familie G.** 10 Ngr. — **Minners Gedächtnis**. 10 Ngr. — **Streit und Friede**. Zweite Auflage. 10 Ngr. — **Ein Lagerhaus**. Zwei Theile. 20 Ngr.

87. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie**. Zwei Bände in 10-12 Heften. Drittes und viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

88. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Bellinapap. 5 Thlr., auf extrafeinem Bellinapap. im größten Quartformat mit breitem Stegen (Procteremulare) 15 Thlr.

Erste Section (A-G). Herausgegeben von J. S. Gruber. 40ter Theil. (Nachtrag Recart - Ester und F - Fabricien.) Zweite Section (H-N). Herausgegeben von J. S. Gruber. 41ter Theil. (Jonian Nade - Ichnah.) Dritte Section (O-Z). Herausgegeben von M. J. E. Reiser. 19ter Theil. (Polar - Pankrath.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer An-

zahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewährt ich die billigsten Bedingungen.

89. **Sagern (H. C., Freiherr von), Der zweite Pariser Frieden**. Zwei Theile. — U. u. b. L.: **Mein Antheil an der Politik**. Fünfter Theil (in zwei Abtheilungen). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage: **Kritik des Völkerrechts**. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

90. **Seinfins (H.), Allgemeines Bücher-Regikon**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von H. W. Schulz. Fünfte Lieferung. (Gesamtsammlung - Hermes.) Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis fünfte Band von Seinfins' Bücher-Regikon kosten zusammengerechnet im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnismäßig billigeren Preisen zu haben. Der sechste Band, herausgegeben von H. W. Schulz, welcher die von 1822 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

91. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften**. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. W. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Fünfter Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der erste bis vierte Band kosten 5 Thlr. 15 Ngr.

92. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner**, zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von Edwin Bauer. Dritter Band. — U. u. b. L.: **Predigten über freie Legte auf alle Sonn- und Festtage des Jahres**, aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner u. s. w. Gr. 8. 2 Thlr.

Der erste Band enthält Evangelienpredigten, der zweite Epistelpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres; jeder Band kostet 2 Thlr.

93. **Kammer (A. von), Beschreibung der Erd-**

94. **Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Regikon)**. Neunte verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiundvierzigstes bis Achtundvierzigstes Heft. (Schluß des sechsten Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Schreibpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Bellinapap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und demüßigen auf 12 Exemplare 1 Heftremplar. Auf den Umschlägen der einzelnen Hefen werden die Abtheilungen abgedruckt, und der Name einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

95. **Spekter (D.), Zwölf Abhandlungen zum Gefiehlten Kater.** Mit erläuterndem Text. Kl. 4. In Carton-eingelegt. 2 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien beselbst:

Das Räthen vom Gefiehlten Kater. In der Bearbeitung von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit 12 Abbildungen von D. Spekter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

96. **Ene (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen überfetzt. Vierter bis sechster Theil. Gr. 42. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten eine ausführliche Anzeige über eine neue Zeitschrift, welche mit dem Jahre 1845 unter dem Titel:

Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift für das deutsche Volk.

Recht ein Beiblatt: **Centralblatt**, ein Organ sämtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde, unter der Redaction von Pfarrer Dr. Haas im Verlage von **B. H. Brockhaus** in Leipzig erscheint.

Wochen erscheint in unserm Verlage:

Babrii Fabulae Jamblicae

a Minoi de Mena in monte Athone nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonnadii passim refectae cum brevi adnotatione critica ediderunt

J. C. Orellius et J. G. Batterus.

12. Brosch. 10 Ngr. (8 gGr.), oder 36 Kr.

Diese Ausgabe reist sich in Druck und Format an unsere beliebten Duodeztausgaben von **Plato** und **Seneca**.

Meyer & Zeller in Zürich.

Für Schuldirectoren.

Krafft, Dr. f. A., Chrestomathia Ciceroniana, oder ausgewählte Stücke aus Cicero's Schriften mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Register. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1/2 Thlr.

Wir bitten alle geehrten Vorsteher von gelehrten Schulen diese sehr sorgfältig-verbesserte Ausgabe von neuem einer genauen Durchsicht werth zu halten.

Hamburg.

Serold'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Gefahren und Abwehren der Rithardt'schen Methode

für den Unterricht in der lateinischen Sprache. Von **Dr. J. A. Röne**, Gymnasial-Oberlehrer zu Münster und Mitglied des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Der in der lateinischen Sprachwissenschaft rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in obiger Schrift überzeugend dargethan, daß die Einführung der Rithardt'schen Methode, weil dieselbe von keinem doctrinellen Principe ausgeht, sehr verderblich sein würde, und sodann auf einige in der alten Methode herrschende Uebstände hingewiesen und in deren Beseitigung eine feste

Methode wider die gefährliche Lehrart gefunden. Die vielfährigen, aus dem Leben der Schule geschöpften, für die alte und wider die vorgeblich neue Methode, in dieser Schrift vorgebrachten Erfahrungen sind so mannichfaltig und lehrreich, daß diese Schrift nicht allein jedem zunächst theilhaftigen Schulmanne, sondern auch den Ältern, deren Söhne das Gymnasium besuchen oder noch besuchen sollen, auf das dringendste empfohlen werden muß.

Münster, im December 1844.

Friedr. Regensberg.

In **Karl Serold's** Verlag in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die

Finanzen,

Staatscredit, die Staatsschuld,

die

finanziellen Hülfquellen und das Steuersystem

Oesterreichs;

nebst

einigen Vergleichen zwischen diesem Lande, Preußen und Frankreich.

Von

L. v. Tegoborski,

kais. russischer Geheimrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten,

Verfasser des Werkes:

Ueber den öffentlichen Unterricht in Oesterreich; von einem fremden Diplomaten.

Nach dem französischen Original treu überfetzt von

F. L. B.;

zugleich aber mit wichtigen Berichtigungen und Zusätzen von Seiten des Verfassers bereichert.

Erster Band.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag broschirt. Erscheint in 2 Bänden. Preis für beide Bände 4 Thlr.

Die Verlagsbuchhandlung beist sich, das Erscheinen eines Werkes anzuzeigen, das nicht nur durch seinen hochwichtigen, bisher noch niemals so ausführlich besprochenen Gegenstand, sondern auch durch den Eifer Interesse erregen muß, mit dem bereits Stimmen aller Parteien dafür und dagegen in die Schranken traten, und das — ein gewiß seltener Fall — einen Übersetzer gefunden hat, welcher, der Äußerung seiner persönlichen Meinung sich überall entschlagend, die überaus zierliche Diction des Originals in ihrer ganzen Fülle wiederzugeben verstand, ohne dieser schweren Aufgabe auch nur die leiseste Ruance des Originals zu opfern.

In unserm Verlage erscheint eine Übersetzung von **Le médecin de soi-même etc. d'après la méthode de M. F. V. Raspail,**

was wir zur Vermeidung von Collisionen hiermit anzeigen.

Leipzig, im December 1844.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Vorzugsweise für den Selbstunterricht.

Bei
BRÄUNMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,
am Graben, im Hause der österreichischen Sparkasse, ist erschienen:

Vollständige englische Sprachlehre, die Syntaxis

in dreißig Sectionen eingetheilt, durch Beispiele erläutert
von

einer stufenweisen Reihe von Übungen mit genauer Betonung der vorkommenden englischen Wörter begleitet, und mit einem separirten Schlüssel versehen, wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hülfe eines Lehrers selbst ausbessern kann.

Von
Karl Gaulis Clairmont,

o. ö. Professor der englischen Sprache und Literatur an der k. k. Universität und an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien.

Wien 1844. Gr. 8. In Umschlag broschirt.

Preis mit Schlüssel 1 Thlr. 12½ Ngr., ohne Schlüssel 1 Thlr. 7½ Ngr.

Handbuch englischer Gespräche, die gebräuchlichsten Ausdrücke der Umgangssprache.

Mit Bezug auf die Gewohnheiten, Eigenheiten, Sitten und Verfassungen Englands. Eine Erklärung der englischen Poesie und ein Capitel über die Serausdrücke enthaltend.

Von
Karl Gaulis Clairmont.

Wien 1844. Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

In unterzeichnetem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Witten, G. W., Geschichte des Kirchenrechts. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1½ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Der 2te Band befindet sich unter der Presse.

Magazin für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. Herausgegeben von Dr. G. v. Löbe. Neue Folge. 2ten Bandes 4tes Heft. 8. Brosch. 20 Ngr. (16gGr.) = 1 Fl. 12 Kr.

Portrait des grossh. hess. Geheimraths und Professors Dr. Egid v. Löh. Auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. Fol. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Die Prädicatsfrage. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechts. Inhalt: Die Prädicatsfrage. — Die Herzoge von Sachsen. — Der Bundesfag. Gr. 8. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.) = 45 Kr.

Schäffer, W., Nachträgliche actenmäßige Mittheilungen über die politischen Untersuchungen im Grossherzogthume Hessen, insbesondere diejenige gegen Professor Dr. Weidig, eingeleitet durch allgemeine Betrachtungen über den Inquisitionsproceß in Vergleichung mit dem öffentlich-mündlichen Anklageverfahren. 5 Ngr. (4 gGr.) = 10 Kr.

Schmitt-Denner, Fr., Zwölf Bücher vom Staate oder systematische Encyclopädie der Staatswissenschaften. 1ster Band 1stes bis 5tes Buch: Grundlinien der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Naturrechts und der Nationalökonomie. 2te Auflage. Gr. 8. 3½ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr.

, Derselben Werkes 3ter Band. 7tes Buch: Grundlinien des allgemeinen oder idealen Staatsrechts. Gr. 8. Brosch. 2½ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr.

Das unter der Presse befindliche Buch wird die Polizeiwissenschaft umfassen, und dann folgen die Theorie der Cultur, Staatsrecht, Völkerrecht, Staatswirtschaft und Politik.

Gießen, im November 1844.

G. F. Heyers's Verlag.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Bonitz, Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia. 12½ Sgr.

, Observationes criticae in Aristotelis libros Metaphysicos. 22½ Sgr.

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Mit Januar 1845 beginnt ein neues Abonnement auf die Illustrirte Zeitung.

Regelmäßig jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 2 Bogen oder 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr.

20 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhaltsverzeichnis unentgeltlich nachgeliefert werden.

Inserate in die Illustrirte Zeitung werden die Zeile mit 5 Rgr. berechnet.

Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 15,000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch, und insbesondere, jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste und unterhaltendste Lecture anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und

Probe-Nummern

dieselbst unentgeltlich in Empfang genommen werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.

J. J. WEBER.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:
Das 10te Heft der
Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1703 in Italien. Zweiter Abschnitt. — II. Über Feldübungen und Feldmanoeuvren. — III. Erinnerungsblätter. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den Jahrgang 1845 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes mit 12 fl. C. M. Pränumeration angenommen.

Auch sind von jetzt an die neue Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bände vereinigt, welche für einen Jahrgang gelten, dann die übrigen ältern Jahrgänge bis einschließlich 1842, im herabgesetzten Preise der Jahrgänge 5 fl. C. M., zu erhalten. Die Jahrgänge 1843 und 1844 aber bleiben in dem gewöhnlichen Preise, jeder zu 12 fl. C. M.

Es liegen bei allen Buchhandlungen jährweise Inhaltsverzeichnisse der ganzen Zeitschrift zur beliebigen Einsicht bereit.

Allen Journal- und Lesecirkeln zur Beachtung!

Am 1. December 1844 wurde versandt (Fortsetzung regelmäßig am ersten jeden Monats):

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.

(Unter Mitwirkung von 67 der berühmtesten Gelehrten Deutschlands.) Herausgegeben vom Prof. Dr. Balan. Ster Jahrgang. 1845. Januar. Der Jahrgang von 12 Heften in gr. 8. 6 Thlr.

Inhalt: 1) Balan, Ein Blick auf England und die St. v. R.-A. — 2) Schulze, über den Rococegeschmack. — 3) Wade, über Festungen und über den äußern Feind. — 4) Über Sagliostro. — 5) Rezensionen über Schriften von v. Minutoli, Köhne, Vogel, Debe, Weber, v. Hornmayer, v. Spruner, Militairische Briefe eines Berockenen, III, u.

G. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Druck und Verlag von H. V. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. Nr. III.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei **H. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Jahrb.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

V e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1844

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Schellmann (Margaretha), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. **Schöpfung, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** 16. Geh. 24 Ngr.

Von der Verfasserin erschien früher dasselbe:

Reiseblätter. Drei Romane. 8. 1835. 1 Thlr.

Ideal und Wirklichkeit. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Ngr.

3. **Ritzen's (P. J.) Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Amerika.** Bearbeitet von **A. J. Clement.** Mit einer Vorrede von **Franz Baltisch.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von Franz Baltisch erschien 1832 ebendasselbe:

Politische Freiheit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

4. **Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.** Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band. (20 Hefte.) 1837—44. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

5. **Mythologien über Krieg, Kriegszug und Kriegerstand.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

6. **Die Lustspiele des Kriophanes.** Übersetzt und erläutert von **Hieronymus Müller.** In drei Bänden. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1843—44. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwicklung und Eigenartlichkeit des griechischen Dramas: **Plautus; Die Mollen; Die Frosche;** der zweite Band: **Die Ritter; Der Frieden; Die Vogel; Lysistrata.**

7. **Krond (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Taten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflüsse sie sich ausgebildet hat.** In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

8. **Benfey (Thar.), Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

9. **Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von **A. H. Effe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—43 haben denselben Preis.

10. **Betrachtungen über das neue sächsische Grundsteuer-Cataster und die zu dessen Instandhaltung neuerdings getroffenen Veranlassungen.** Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

11. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis achtunddreißigster Band. Gr. 12. 1841—44. Geh. 26 Thlr. 16 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. **H. Bremer, Die Nachbarn.** Dritte Auflage. 20 Ngr. — III. **Homel,**

12. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Regikon.** Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen. Erste bis vierzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

Diese wissenschaftlich geordnete und auf das sorgfältigste ausgeführte Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste schließt sich an alle die zahlreichen Originalausgaben, Nachbrücke und Nachbildungen des **Conversations-Regikon** an, zunächst an die jetzt erscheinende neueste Auflage desselben, und bildet zugleich mit dem dazu gehörigen erläuternden Texte ein selbständiges Ganzes. — Vgl. Nr. 59.

13. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1844. 366 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

In den Blättern für literarische Unterhaltung und der **Jahrb.** (vgl. Nr. 59) gehört ein

Literarischer Anzeiger, für literarische Anknüpfungen aller Art bestimmt. Für die gesparte Seite oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thln. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Jahrb.** beigelegt oder beigeheftet.

14. **Brecherle (C. G.),** *Ablesungen über die Geschichte der deutschen Literatur.* Ein Buch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Sgr.

15. **Bremer (Fredrika),** *Ein Tagbuch.* Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Sgr.

16. **Brecherle (C. G.),** *Das Haus, oder Familienleben und Familienfreuden.* Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Sgr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Fredrika Bremer besteht aus zwölf Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Sgr. Man kann auch zu erhalten:

I. II. Die Stachbarn. III. Die Töchter des Präsidenten. IV. V. Das Haus. VI. VII. Eine Reise. VIII. Die Familie S. IX. Zwei neue Erzählungen. X. Gerecht und Friede. XI. XII. Ein Tagbuch.

17. **Busch (Dr. H. W.),** *Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt.* Fünf Bände. Gr. 8. 1839—44. 18 Thlr.

I. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. 3 Thlr. 25 Sgr.

II. Antologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch spezielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. 3 Thlr.

III. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. 4 Thlr.

IV. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1842. 5 Thlr.

V. Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. 1844. 2 Thlr. 5 Sgr.

18. **Calderon de la Barca,** *Schauspiele.* Aus dem Spanischen überf. von W. H. Martin. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Wen ist Entzückt. Was ist Wahrheit und alle Ewigkeit heimliche Nacht. Die drei größten Wunder. So und Algemein. Ernt und Reife. Phant.

Hierzu 1819—25 erschienenen Übersetzung Calderon's. Von der Herausg. sind noch einzelne im Preis von 1 Thlr. der Band abgelesen werden. Die nachstehende Gatt: I. Es ist besser als es war. II. Hirt, Freund, Frau. Wohl und Weh. III. Der Götterhimmel. IV. Die Scherle des in Capernaum. VI. Graf Lucanor. Rime.

19. **Dieffenbach (J. F.),** *Die operative Chirurgie.* Zwei Bände in 10—12 Heften. Ersten bis vierten Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

20. **Dieckhoff (Fr. Ed. Ch.),** *Alt-nordisches Lesebuch.* Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

21. **Landwirtschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. von Pfaffenrath und William Böbe. Mit einem Beiblatt: *Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.* Jahrgang 1844. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Sgr.

Die Zeitung ist aufgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Abonnementspreis für den Raum einer gespaltenen Zeile 3 Sgr. Einmalige Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Raupend belohnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen!

Die **Tänze und Märsche** des in Berlin anwesenden k. k. österreichischen Kapellmeisters

Johann Gungl

machen jetzt Furore, nämlich:

Alchemistens, Walzer f. Orchester 1 Thlr. 22 1/2 Sgr., f. Piano 12 1/2 Sgr.

Ein Sträusschen, Walzer f. Orchester 1 Thlr. 15 Sgr., f. Piano 12 1/2 Sgr.

Ungarischer Marsch f. Orchester 1 Thlr., f. Piano 5 Sgr. **Katharinen-Polka und Souvenir-Polka** f. Orchester 1 Thlr., f. Piano 5 Sgr.

Verwärt! Marsch f. Orchester 22 1/2 Sgr., f. Piano 5 Sgr. **Kriegerlust, Oberländer, Strengegalopp, Hyacinthen-Polka und Ungarischer Marsch,** von Jos. Gungl, als Rondo für Piano von Danke, à 5—10 Sgr., empfohlen angelegentlich; sie erwiesen sich beim Unterricht sehr nützlich.

Böhler, Th., 3 Polkas originales p. Piano, Op. 56, à 12 1/2 Sgr.; p. l'Orchestre à 20 Sgr. **Brillant-Polka** p. Piano, Op. 50, 20 Sgr.

Conradi, 2 Zigeuner-Polkas f. Orchester à 25 Sgr., f. Piano à 5 Sgr. **Es lebe der König!** 2 Märsche f. Piano 5 Sgr., f. Orchester 1 Thlr.

Hertl, Modenspiegel-Walzer f. Orchester 1 Thlr., f. Piano 12 1/2 Sgr.

Verkauf

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint für 1845:

L'ÉCHO.

Journal des gens du Monde.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Sgr.

Die bei weitem grössere Ausdehnung, welche die Verlags-Handlung mit dem Jahr 1845 dieser Zeitschrift geben wird, ohne eine Preiserhöhung eintreten zu lassen, erlauben der Redaction mit grösserer Leichtigkeit den Plan festzuhalten und das Ziel zu erreichen, welches sie sich selbst in dem folgenden Programm stellte:

L'Écho, destiné aux gens du monde accueillera de préférence les meilleurs articles de littérature et de beaux arts des auteurs en vogue; les nouvelles et la poésie moderne y trouveront la place qui leur est due; nous rendrons compte des pièces de théâtre, des ouvrages de peinture, de sculpture, des compositions musicales, etc. etc., qui méritent l'attention de nos lecteurs; nous reproduirons les articles des bons écrivains politiques et des économistes qui sont autorisés, les récits des événements du jour qui excitent plus particulièrement la curiosité publique, et les esquisses biographiques des célébrités contemporaines; la critique et l'analyse littéraires y entreront souvent, tant pour donner des aperçus des bons ouvrages français, que pour faire connaître le point de vue dont on juge en France les plus remarquables publications des auteurs allemands; nous ferons de nombreux emprunts aux petits journaux satyriques de Paris, dont les tableaux de mœurs et de genre sont souvent des chefs-d'œuvre de verve et d'esprit; nous ferons assister nos lecteurs au spectacle de ces scènes judiciaires qui présentent quelquefois les plus haut intérêt dramatique.

Tout en exploitant plus spécialement la littérature périodique, notre journal donnera aussi des fragments des meilleurs livres d'histoire, de politique, de philosophie, des épisodes de roman, etc.

Die ersten Nummern des neuen Jahrgangs enthalten unter Anderm: „La cour de Berlin après la bataille d'Austerlitz“ und „Les drames inconnus“, Anfang des neuesten Romans von Fréd. Soulié.

Bei
BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,
am Graben, im Sparkassegebäude, ist soeben erschienen:

H a n d b u c h
der
bestimmenden Mineralogie
enthaltend
die Terminologie, Systematik, Nomenclatur und Charakteristik
der
Naturgeschichte des Mineralreichs.

Von
Wilhelm Haidinger,

k. k. wirl. Bergrathe, Mitglieder der k. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der k. Gesellschaft zu Prag und Edinburgh.

Erste Lieferung.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Überflüssig würde es sein, zur Empfehlung eines Werkes etwas anzuführen, dessen Verfasser in der gelehrten Welt Deutschlands und Englands einen so hohen Rang einnimmt. Was den Inhalt des Buches anbelangt, so kann es jeder Käufer mit der ruhigen Überzeugung in die Hand nehmen, hieran etwas Vortreffliches zu besitzen. Die Verlags-handlung hat für ein dem Inhalte entsprechendes Aussehen gesorgt und, um eine grosse Verbreitung möglich zu machen, einen äusserst billigen Preis gestellt.

Vorstehendes Heft, Bogen 1—15 enthaltend, ist auf schönes weisses Maschinenpapier gedruckt und mit 254 von unsern besten Künstlern gefertigten, dem Texte beige gedruckten Holzschnitten geziert.

Die zweite und Schlusslieferung ist unter der Presse und wird baldigst erscheinen.

Neue Rechenbücher.

Elten und Möller, Kaufmännische Arithmetik für Schul- und Privatunterricht (des Schulrechenbuchs 2ter Theil). Geh. 1 Thlr. Die Facite dazu gebunden $\frac{1}{2}$ Thlr.

Rosenberg, J. Ch. H., Kaufmännische Arithmetik, enthaltend die Gold- und Silbermünzen nach ihrem gesetzmässigen Gehalt und Gewicht, das Papier-, Rechnungs- und Wechselgeld, die Wechsel und Staatspapier-Course und die höhere Zinsrechnung, nebst Aufgaben über alle diese Theile. 7 Bogen mit Faciten. Gr. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Geläuterungen über Geld, Wechsel, Staatspapier-Berechnungen, Leibrenten u. s. w. als Commentar zu seiner „Kaufmännischen Arithmetik“. Gr. 8. 1 Thlr.

Essen, Jakob von, Praktische Kopfrechnerschule. Ein Handbuch für Lehrer und Selbstlernende, sowie ein Lehrmittel bei der wechselseitigen Schuleinrichtung, welches, außer einer doppelten Einleitung in 6 Lehrgängen, 4000 Übungsaufgaben, viele Rechnungsvortheile, Wink und Fragen zur Erleichterung der Auflösungen enthält. Dritte Auflage. Mit 1 Bogen Steindruck: Abbildung einer neuen Rechenmaschine. 8. 312 Seiten. Geh. 1 Thlr.

Die rasche Aufräumung der frühern Auflagen spricht am besten für den Werth dieses Buchs, auf das wir von neuem die Aufmerksamkeit der Herren Schullehrer lenken.

Hamburg.

Gerold'sche Buchhandlung.

Lehrern an Gymnasien, Real- und Privatschulen, welche die Einführung eines neuen, zweckmässig angeordneten **französischen Lesebuchs** beabsichtigen, empfehlen wir zur Beachtung nachstehendes

Neues französisches Lesebuch

nebst kurzgefasster Grammatik und einem Wörterbuche von **Louis Müller**. 17 Bogen. Gr. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Ngr.

In Partien von 10 Exemplaren à 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

welches durch jede Buchhandlung zur Einsicht bezogen werden kann.

POETAE LYRICI GRAECI

Edidit **Theodorus Bergk.**

1843. 8. maj. 56 Bogen. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese erste vollständige Gesamtausgabe der griechischen Lyriker enthält ausser den **Pindarischen** Gedichten die Überreste von mehr als **siebenzig** Dichtern, die zum Theil zum ersten Male hier gesammelt sind, in vielfach verbesserter Gestalt, nebst einem fortlaufenden kritischen Commentar.

Gebr. Reichenbach in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Saunders, Dr. W., Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung. Erste Abtheilung: Ost Europa nach Herodot, mit Ergänzungen aus Hippocrates. Gr. 8. Geh. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Wien, im December 1844.

Otto Madel.

- gemessen verbessert von **D. H. Lindner**. Die 104te der alten, aber die 5te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.
30. **Judische Gedichte**. In deutschen Nachbildungen von **W. H. Hofer**. Erste und zweite Lese. Gr. 12. 1841—44. Geh. 2 Thlr.
37. **John (H. F.)**, Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
38. **H. H. Enzyklopädische Zeitschrift**, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **H. H.**. Jahrgang 1844. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.
39. **Kaltzschmidt (H. F.)**, Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache, nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie etc. bearbeitet. Zweite Auflage. — U. u. d. L.: Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie etc. Seconde édition. 16. Geh. 24 Ngr.
- In demselben Verlage erschien von dem Verleger:
Neues und vollständiges Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. (9 Hefte.) Gr. 8. 1843. 2 Thlr. 12 Ngr.
40. **Kavaleristische Briefe**, die großen Kavallerieübungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend. Herausgegeben von **H. E. Rand**. Mit zwei Steinplatten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.
41. **König (H.)**, **Merkmale**. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. — U. u. d. L.: **Deutsches Leben in deutschen Proben**. Zweites und drittes Bändchen. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
- Das erste Bändchen dieser Sammlung: „**Regina. Eine Jugendgeschichte**“, erschien 1842 und kostet 1 Thlr. 6 Ngr.
42. —, **Die hohe Braut**. Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.
- Von **H. König** sind ferner ebenfalls erschienen:
Die Wollweber. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. Geh. 4 Thlr.
William's Dämon und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.
Die Wollweber. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.
43. **Kreutzer (H.)**, **Leinwand der Mierle von Deutschland**. Eine Trilogie. 8. Geh. 2 Thlr.
- Von dem Verleger erschien 1842 ebenfalls:
Schachspiele. 8. Geh. 2 Thlr.
44. **Kanz (A.)**, **Korrespondenz des Kaisers Carl V.** Aus dem königl. Archive und der Bibliothéque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Erster Band. Gr. 8. 4 Thlr.
45. **Kewitz's (H.)** gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Bruchstücke. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. — U. u. d. L.: **Ein Menschenleben**. Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.
46. **Neue Jena'sche Allgemeine Literatur-Zeitung**. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **H. H. H. H.**, als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **K. A. H. H.**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. H. H.**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. C. H. H.**, Prof. Dr. **M. H. H.**, als Specialredactoren. Jahrgang 1844. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
- Wird freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
- Verzogen werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.
47. **Kreutzer (H. H.)**, **Die Reform der Kirche durch den Staat**. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
- Von dem Verleger erschien bereits in demselben Verlage:
Vertrag zur Vereinigung der evangelischen Kirchen in Preussen, am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Gr. 12. 8 Ngr.

48. **Kretzschmar (H.)**, **Schönheit für den ersten Unterricht in der Philosophie**. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.
49. **Mendelssohn's (Moses)** gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. **S. S. Mendelssohn**. In sieben Bänden. Erster bis fünfter Band. Gr. 12. 1843—44. Geh. 7 Thlr. 3 Ngr.
- I.—III. 3 Thlr.; IV. (in 2 Bänden) 2 Thlr. 15 Ngr.; V. 1 Thlr. 18 Ngr.
50. **Meer (G. H.)**, **Encyclopädie der gesammten Volksmedizin**, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreizehnhundert, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. (7 Hefte.) Gr. 8. 1843—44. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Von dem Verfasser erschienen unter andern bereits in demselben Verlage:
Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.
- Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staats- und Volksmedizin**. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1839—40. 11 Thlr. 20 Ngr.
- Neuer Atlas und Atlas in Atlas**, naturgeschichtlicher und historischer Atlas, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis**. Erster Theil. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Ueber alte und neue Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönslein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere**. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.
51. **Müller (H.)**, **Griechenlieder**. Neue vollständige Ausgabe. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.
- Von **H. Müller** ist ferner ebenfalls erschienen:
Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von **H. H. H. H.** Fünf Bände. Mit Müller's Bildniss. 16. 1836. 6 Thlr.
- Gedichte**. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von **H. H. H. H.** Zwei Bände. 16. 1837. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Heimische Poesie**. Eine Einleitung in das Studium der Poesie und Dichtkunst. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen von **H. H. H. H.** Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 1836. 25 Ngr.
52. **Das Pfenning-Magazin für Belehrung und Unterhaltung**. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1844. 52 Nummern. Nr. 53—104. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
- Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
- Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfenning-Magazins kosten zusammen genommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der neuen Folge erster Jahrgang (1843) kostet 2 Thlr.
- Obenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:
Pfenning-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.
Letztere vier Bände zusammen genommen nur 2 Thlr.
- In das Pfenning-Magazin werden **Verständigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltenen Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.
53. **Der neue Pitaval**. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **H. H. H. H.** Gr. 12. 1842—44. Geh. 11 Thlr. 24 Ngr.
- Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis sechste jeder 2 Thlr.
- (Der Beschluß folgt.)

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Ewige Jude von Eugène Sue.

Octav-Ausgabe.

Mit 500 Illustrationen von C. Richard.

Erster bis dritter Band.

Vollständig in 10 Bänden, jeder von circa 15 Bogen, Preis eines jeden Bandes 10 Ngr.

Leipzig, J. J. Weber.

Der 4te Band erscheint den 25. Februar und von da ab regelmäßig jeden Monat ein weiterer Band.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Recherches sur les langues celtiques,

par W. F. Edwards,

Ouvrage présenté à l'Académie des inscriptions et belles-lettres et qui a obtenu la médaille du prix Volney.

Die Preisaufgabe der Akademie lautete:

„Déterminer, par un travail à la fois lexicographique et grammatical, le caractère propre des idiomes vulgairement connus sous le nom de celtiques en France et dans les îles Britanniques, et rechercher la nature et l'importance des emprunts qu'ils ont faits, soit au latin, soit aux autres langues.“

Paris, Imprimerie royale. Ein starker Band in gr. 8.

Preis 3 Thlr. 5 Ngr.

Leipzig, 31. Januar 1845.

Brockhaus & Avenarius.

In C. Gerald's Verlag in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anfangsgründe

der

chinesischen Grammatik.

Von

Stephan Endlicher.

Erste Abtheilung.

Wien 1845. Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis des Ganzen 6 Thlr. 20 Ngr. (6 Thlr. 16 gGr.)

Den Freunden philologischer Studien, welche dabei natürlich von einem höhern Gesichtspunkte als dem des unmittelbaren Nutzens ausgehen, lässt sich zur Empfehlung dieses Werkes schwerlich etwas Passenderes sagen, als was in folgenden auf der Rückseite des Titels gedruckten Worten *Wilhelm's v. Humboldt*, dieses grossen Sprachphilosophen und Sprachkenners, enthalten ist. Er sagt: „... Man sollte auf den ersten Anblick die chinesische Sprache für die von der naturgemässen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genauern

Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Treflichkeit, und übt eine, wenngleich einseitige, doch mächtige Wirkung auf das geistige Vermögen aus.“ Sonach werden gewiss alle, die an höhern sprachwissenschaftlichen Studien Geschmack finden, dem Herrn Verfasser Dank wissen für diesen seinen gehaltvollen Beitrag zu den Bestrebungen, „auch in Deutschland die chinesische Sprache in den Kreis der philologischen Studien aufzunehmen und allmählig eine Lücke auszufüllen, die sich vielleicht in einer nicht zu fernern Zukunft auch von einem andern Standpunkte als dem der Wissenschaft wird fühlbar machen.“

Die zweite Abtheilung ist unter der Presse und wird in einigen Monaten erscheinen.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 11te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1703 in Italien. (Schluss des zweiten Abschnitts.) — II. Über militairisches Selbststudium für verschiedene Bildungsgrade. — III. Kriegsskizzen. 1) Kronprinz-Generallieutenant-Rittmeister im Feldzug 1805. 2) Kronprinz-Rittmeister im Treffen bei Regensburg am 22. April 1809. 3) Schwarzenberg-Uhlanen in dem Gefechte bei Troyes am 24. Februar 1814. 4) Schwarzenberg-Uhlanen in den Gefechten bei Barsur-Aube am 26. und 27. Februar 1814. 5) Schwarzenberg-Uhlanen im Gefechte bei Troyes am 4. März 1814. 6) Schwarzenberg-Uhlanen in der Schlacht bei Arcis am 20. März 1814. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumerations** mit 12 fl. Conv.-Mz. angenommen.

Auch sind von jetzt an in **neuer Auflage** die Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in einen Band vereint, welcher für einen Jahrgang gilt, dann die übrigen ältern Jahrgänge bis einschließlich 1842 im **herabgesetzten Preise** — der **Jahrgang zu 5 fl. Conv.-Mz.** — zu erhalten. Die Jahrgänge 1843 und 1844 aber bleiben in dem gewöhnlichen Preise, jeder zu 12 fl. Conv.-Mz.

Es liegen bei allen Buchhandlungen jährweise **Inhaltsverzeichnisse** der ganzen Zeitschrift zur betriebligen Einsicht bereit.

Im Verlage der Unterzeichneten ist jetzt **vollständig** erschienen:

Reise's Handwörterbuch der griechischen Sprache.

Drei Bände. Zusammen 197 Bogen größtes Lepitonoctav. Fein Bellinpapier. Subscriptionspreis 7½ Thlr.
Auf 6 auf einmal bezogene Exemplare 1 Freie Exemplar, durch jede gute Buchhandlung.
Braunschweig, im Januar 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In der **J. C. Hinrichs'schen** Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Reinhold, C. D. E. von,
k. preussischer Oberst und Ritter.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtling-Reisenden.

3ter und 4ter Theil. — Auch unter dem Titel:
Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinen, zu Anfange des Jahres 1844. 2 Theile.
(42 Bogen.) Mit 2 Titelbildern. 8. 1845. Geh.
2 Thlr. 20 Ngr.

Rogel, Dr. Carl,

Director der Real- und Bürgerschulen zu Leipzig.

Geschichtsbilder.

Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Ergänzung zum Schulatlas der neueren Erdkunde. Gr. 8.
(25¼ Bogen.) Geh. 1845. 2 Thlr.
Allen Besitzern der Naturbilder zu empfehlen.

Pütter, Professor Dr. K. Th.,

Das praktische europäische Fremdenrecht.
Nebst einem Anhang zur Kritik der fremdenrechtlichen Bestimmungen des preussischen Strafgesetz-Entwurfs. Gr. 8. (14 Bogen.) 1845. Geh.
1 Thlr. 5 Ngr.

Neu erscheint woben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Studien über

Anarchie und Hierarchie des Wissens.

Mit besonderer Beziehung auf die Medicin.

Von

Dr. Johann Naisatti von Montenegro.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1845.

F. A. Brockhaus.

In der **Herold'schen** Buchhandlung in Hamburg ist erschienen:

Grebe, Anleitung zur Fabrication der Seife.

2ter Theil, enthält die Fabrication der weißen Seife.

2te durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. Mit

Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Der Verfasser hat in dieser neuen Auflage ein ganz neues Werk geliefert und das Thema über die Fabrication der weißen

Seife gänzlich erschöpft. Er hat nicht allein seine eigenen reichen Erfahrungen benutzt, sondern auch sorgfältig alle Fortschritte der Wissenschaft beachtet, so daß diese 2te Auflage für den Besitzer der 1ten fast unentbehrlich sein dürfte. Ubrigens überhebt und der Name des Verfassers weitere Versicherungen über den praktischen Werth des Buchs.

Früher erschien:

Anleitung zur Fabrication der Seife. 1ster Theil,
enthält die Fabrication der grünen Seife und der Talglichter. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

2ter Theil: Geheimnisse der wichtigsten Art bei der Fabrication aller Sorten Seife. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Vom Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage und werden Bestellungen hierauf bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen:

Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift

für das Volk und seine Freunde.

Herausgegeben von

Pfarrer Dr. Robert Haas.

Gr. 8. 12 Hefte. Preis des Jahrgangs 24 Ngr.

Als selbstständige Beilage hierzu erscheint:

Centralblatt,

ein Organ sämtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde.

Gr. 8. Jährlich 4 Hefte. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Das **Deutsche Volksblatt**, ein eigentliches Volksbuch zur Bildung und Erheiterung, wird anregende und belehrende Aufsätze aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, Geschichtliches, Lebensbeschreibungen, Erzählungen, Lieder u. s. w. enthalten und in monatlichen Heften zu drei Bogen erscheinen. Vom **Centralblatt** erscheint vierteljährlich ein Heft zu vier Bogen; Aufsätze über Volksgesellschaften und Volksbibliotheken, Erörterungen über Volksleben, Volksfragen, Volkswesen, geschichtliche Nachrichten über Entstehung, Fortgang und Wirksamkeit der Vereine für Volksbildung, die Jahresberichte der Vereinsvorstände werden den Hauptinhalt desselben bilden.

— Eine ausführliche Anzeige über dieses Unternehmen ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten und derselbst das erste Heft einzusehen.

Leipzig, im Februar 1845.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Jahrb.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Rgr.

Inschuldnahme F. P. Jacobi's gegen Barnhagen von Ense.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Mit diesem Ausdrucke einer gewinnenden Gesinnung leitet B. v. E. einen Nachruf zum Gedächtnisse Adalbert's von Chamisso ein („Denkwürdigk. und verm. Schr.“, Bd. 6, S. 289). Wer wäre so ungebildet, daß die Anwendung solcher Worte nicht das günstigste Vorurtheil für einen ihm noch fern gebliebenen Schriftsteller erwecken sollte? Aber wer wird sich nicht auch auf das unangenehmste enttäuscht fühlen, wer nicht den Autor gerechter Rüge verfallen finden: wenn ihm bei demselben auf andern Seiten Züge entgegenreten, welche einen, humanen Gesinnungen geradezu widersprechenden Charakter ans Licht bringen? So ergangen ist es mir mit B. v. E., indem dieser, einen Besuch F. P. Jacobi's bei Goethe erzählend, denselben in einer gebrochenen, aufschreienden Beleuchtung vorträgt, wodurch die Wahrheit verschoben und die Würde J.'s bis zum Kläglichsten bloßgestellt wird. Da nun, so viel mir bekannt, bis jetzt sich noch Niemand des wehrlosen Todten in dieser Sache angenommen hat, so vergönne man es mir, dem Enkel, Wahrheit und Mäßen in Schutz zu nehmen. Die Sache ist diese. B. erzählt (Bd. 5, S. 219 a. a. D.) unter der Überschrift: „Was man an Freunden erlebt! Zwei Fälle.“, das Ereigniß mit folgenden Worten:

„Als F. P. Jacobi im Jahre 1805 nach München reiste, kam er auch nach Weimar und sprach bei Goethe ein, der ihn mit alter Freundschaft empfing und sich traulich mit ihm hinsetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen, wobei schon Goethe einige Male über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's den Kopf schütteln mußte. Als sie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit seiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe war es, wie er nachher selbst gestand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Wasser übergösse, er sah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwischen sich und Jenem, einen Abgrund ewigen Mißverständens, und dabei war das Begehren so dumm und albern! Doch sagte er sich, und um den Freund und Abend leidlich abzutun, sagte er begütigend: „Lieber Jacobi, lassen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen, ein andermal, wenn es sich so fügen will!“ Und fing sogleich ein anderes Gespräch an.“

Also hätte Goethe J. auf- und preisgegeben, indem er einige Mal sehr den Kopf über dessen Standpunkt und Meinungen schütteln mußte, und sich über eine Frage desselben entsetzte. Ich aber, wenn ich das Zweite natürlich finde, so finde ich das Erste sogar außerordentlich begreiflich. Dieses erklärt sich so. Beide Männer, sowohl als philosophische Köpfe wie als Menschen betrachtet, waren sehr verschieden voneinander. Goethe streute, kraft seiner unverfälschten Genialität, zahllose einzelne philosophische Wahrheiten, voll klarer Liebe, aus seinem Haupte aus; er unterscheidet sich aber von Jacobi wesentlich dadurch, daß dieser die wissenschaftliche Lösung metaphysischer, überhaupt philosophischer Probleme zu seiner Lebensaufgabe machte. J.'s Ansichten waren deistischer, wenn nicht gar pantheistischer Natur; J. trachtete für eine unmittelbare Anerkennung des Unerforschlichen einen wissenschaftlichen Ausdruck zu gewinnen; ferner war ein Jupiter an Geist, aber dabei auch an Sinn

für die „angenehme Gewohnheit des Daseins“; diesen nennen seine Zeitgenossen den zweiten Platon — Momente genug, um sich durchkreuzende Standpunkte und Meinungen zwischen Beiden ganz in der Ordnung zu finden. Auch darin ist Goethe Jupiter vergleichbar, daß er, von Durchbrüchen des innerwohnenden Kraftgefühls zuweilen über die Grenzen der Besonnenheit hinausgerissen, wie Zeus aus dem Olymp, so er, ihn unwillkommen Berührende wol auch einmal herbe aus seinem Herzen hinausstieß: aber nicht, ohne daß es ihn hinterher gereuet hätte, oder er es nicht wieder gut zu machen gesucht haben sollte. So wird er gewiß (Herr Geheimrath von Müller in Weimar wird dies unter den Lebenden am besten beurtheilen können), trotz geistiger Dissonanzen, diejenigen achtungsvollen Rücksichten und Gesinnungen auch an jenem Abende aufrichtig bewahrt und bewährt haben, welche gegenseitig sich als bedeutend anerkennende Männer gerade am wenigsten einander zu versagen pflegen. O. hier eine bloß gutmüthige Rücksichtnahme auf den guten Freund von ehemals unterzulegen, erscheint mir als eine Flachheit. Will nicht Hr. B. v. E. die Güte haben, J. in Folge lieber als Philosophen wissenschaftlich abzutun, anstatt sich zum über-treibenden Theeegeschichtenträger über ihn herzugeben? Was nun die, unter den obwaltenden persönlichen Beziehungen gar nicht so unverzeihliche Frage betrifft: so liegt in dem Frager ein neuer, authentischer Beweis: daß die Eugenie eine „nicht natürliche“ Tochter, eine Pommucula G.'s genannt werden sollte; es sei denn, es gelänge Hrn. B.'s Kritik, das Trauerspiel mit dem Scharfsinne, der Gewandtheit und dem Nachdrucke eines Lessing zu Ansehen zu bringen, eine Aufgabe, die sich der, Alles mit Hochbegabtheit und Leichtigkeit Behandelnde nicht zwei Mal bieten lassen dürfte. Daß nun das „liebreiche, ehrenvolle Andenken an die Todten“ nichts als glattrednerisches Kagegold, nichts als ein Bonbon für die persönlich Auserwählten Hrn. B.'s sei, an dessen Statt den Mäßen, vor dem Richterstuhle seiner hohen Würdigung unecht Befundener — Hohn, Spott und Epitheta der verunglimpfendsten Art servirt werden, sieht man deutlicher noch aus dem zweiten Falle, in welchem eine schon erbarmungslos gezeißelte Persönlichkeit den Hrn. B. Rahelstehenden mit Fingern gezeigt wird, und zwar durch das beigeflammerte „1835“. Hier das Original:

„Nicht ganz so glimpflich“, heißt es, „wie Goethe Jacobi, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die sich mir als enthusiastische Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und diese nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie so denn Rahel so sehr unglücklich gewesen? was ihr denn begegnet sei, und wie man das zu deuten habe? Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Also nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgesehen? Ich sah mich im Zimmer um und sagte dann: «Ja sehen Sie, Verehrteste, Sie haben eine anständige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter passend, Sie geben und bekommen ehrbaren Besuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube ist warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen und das Gespräch haben wir ja Alle umsonst, Sie sind mit dem Herzgeiztöten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei sein? Nun hatte Rahel alles Dies auch, sogar ein bißchen mehr, und hätte es in

nach weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothwendigsten Seiten; Sie haben ganz Recht, sich zu wundern, daß sie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armuthseiten, mit denen man sich ein Lumpenleben zusammenfügt, nicht ankam, sondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daseins gerichtet war, von denen die Alltagsseiten gar

nicht wissen. Die Berehrteste bezieht aber doch den Sieg, sie nahm meine Erklärung mit gütiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr gesagt als Tadlern, und wol gar ein wenig geschmeichelt! Ich habe mich seitdem bescheiden zurückgezogen! (1845.)"

Leipzig.

Victor Jacobi.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1844

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

54. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner;** zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer**. Drei Bände. Gr. 8. 1841—44. 6 Thlr.
- Der erste Band enthält Evangelienpredigten, der zweite Epistelpredigten, der dritte Predigten über ferne Regts auf alle Sonntage und Feste des Jahres. Jeder Band kostet 2 Thlr.
55. **Allgemeine Pressezeitung.** Herausgegeben von **Dr. W. B. Berger**. 1844. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Rgr.
- Dieser Zeitungs ausgegeben.
- Inserate in der Pressezeitung werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1/4 Rgr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.
56. **Fuchelt (F. A. H.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen dargestellt.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Erster und zweiter Theil. Gr. 8. 1843—44. Geh. 3 Thlr. 15 Rgr.
57. **Kammer (A. von), Beschreibung der Erde.** Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte veränderte Auflage. Gr. 8. 6 Rgr.
- Die Karte befindet sich in demselben Verlage.
58. **Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Regikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis achtundvierzigstes Heft, oder erster bis sechster Band. (A—Heilsordnung.) Gr. 8. 1843—44. Jedes Heft 5 Rgr.
- Diese neue Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Rgr. für das Heft in der Ausgabe auf Schreibpapier; 2 Thlr. 10 Rgr. für das Heft in der Ausgabe auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Schreibpapier 3 Thlr.
- Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Exemplar gratis.
- Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Rgr. berechnet.
59. **Meißner (E.), Gesammelte Schriften.** Zwölf Bände. Gr. 12. Geh. 12 Thlr.
- (38 auch in vier Bänden zu beziehen, deren einzelne Bände jedoch nicht getrennt werden.)
- Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstreuen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebilder

- galerie. — Romantische. — Romantische Geschichten. — Romantische Werke. — Sagen.
60. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Bibliothekar **Dr. H. G. Gerdorf**. Jahrgang 1844. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.
- Erscheint in wöchentlichen Heften von 2 1/2—3 Bogen und wird wöchentlich ausgegeben.
- Dieser Zeitungs ist ein
61. **Romancero castellano** o Coleccion de antiguos Romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por **G. B. Depping**. Nueva Edicion con las notas de Don **Antonio Alcalá Galiano**. Dos Tomos. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
62. **Neue römische Briefe von einem Florentiner.** Zwei Theile. — A. u. d. L.: Römische Briefe von einem Florentiner. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Rgr.
- Der erste und zweite Theil der „Römischen Briefe“ (1841) kosten zusammen 4 Thlr. 15 Rgr.
63. **Nach etwas über Rußland in Beziehung auf Europa und dessen Widerleger.** Gr. 12. Geh. 20 Rgr.
64. **Muth (G.), Geschichte der italienischen Poesie.** In zwei Theilen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Rgr.
65. **Schopenhauer (Arthur), Haus, Wald- und Feldmärchen.** Gr. 12. Geh. 24 Rgr.
66. **Schopenhauer (Arthur), Die Welt als Wille und Vorstellung.** Zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Rgr.
- Der zweite Band dieses Werkes enthält die Ergänzungen zu der ersten Auflage und ist für die Käufer derselben zu dem Preise von 2 Thlr. 10 Rgr. auch einzeln zu erhalten.
67. **Schulze (G.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. Carl. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 3 Thlr. 15 Rgr.
- Von G. Schulze (8) findet in demselben Verlage erschienen:
- Gesammelte poetische Werke.** Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1842. 6 Thlr. Mit 15 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 10 Thlr.
- Caroline.** Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe. Zwei Bände. 8. 1842. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 5 Thlr.
- Phädra.** Ein geschichtliches Märchen in sechs Büchern. 8. 1842. 1 Thlr.
- Romantische Gedichte.** Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Rgr.

68. **Schulz (W.), Karl Friedrich von Rumohr,** sein Leben und seine Schriften. Nach dem Tod über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von **R. St. Carus.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

69. **Spekter (S.), Zwölf Radirungen zum Geheiligsten Vater.** Mit erläuterndem Text. Kl. 4. In Carton. 2 Thlr.

In Jahre 1843 erschien dasselbe:

Das Märchen vom geheiligten Vater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und E. Tieck. Mit 12 Radirungen von D. Spekter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

70. **Gue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen überf. Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

71. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Hammer.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), ist jetzt zusammen genommen im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

72. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Erstes bis sechstes Heft. (Aachen-Nürnberg.) Breit 8. 1842—44. Preis eines Heftes 15 Ngr.

73. **Lasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen überf. von **R. Görner.** Mit einer Einleitung: „Über Torquato Lasso als lyrischer Dichter.“ Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien dasselbe:

Lasso's (Torquato) Befreites Jerusalem. Überf. von **Id. v. A. Streckfus.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Dasselbe. (Neue Auflage.) Mit gegenüberstehendem Originaltext. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. Früher 3 Thlr. 12 Ngr., jetzt 22 Ngr.

74. **Thurn (G. C.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

75. **Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Schwanthaler's. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Von früheren Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—36 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeher 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

76. **Senedey (S.), Irland.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

77. **Wicke (E. Kr.), Versuch einer Monographie des grossen Veltstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung, nebst Bemerkungen über den Tarantelstanz und die Beriberi.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

78. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülow.** Jahrgang 1844. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung liefert in besondern Beilagen die Übersetzung von Eugen Guizot's Roman „Der ewige Jude“ immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel“.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anfragen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung ihre weite Berücksichtigung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beilegt.

Preisherabsetzung.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von **Dr. Jos. Brand.**

Sechs Jahrgänge (1837—42).

Mit Bildnissen, scenischen Darstellungen und Beiträgen von

Albini, Bauernfeld, Castelli, Grand, Gukow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Lagusius, Mallig, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zallhad.

8. Elegant cartonnirt. Ladenpreis 17 Thlr.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Geschichtswerk für Protestanten.

Bei **R. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G e s c h i c h t e

des

Evangelischen Protestantismus

in

Deutschland

für

denkende und prüfende Christen

von

Dr. Ch. G. Neudecker.

Erster Theil. Vom Eintritte der Reformation bis zum Ausbruche des Dreissigjährigen Kriegs.

Erster Band complet erstes bis viertes Heft. 46 Bogen. 1 1/2 Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das, auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der Entwicklung und Ausbildung des evangelischen Protestantismus und der Kirche gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde des mit Beharrlichkeit geführten

Kampfes unserer Vorfahren gegen die Übergriffe und Anmassungen Roms gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke ausfüllen, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares, unentbehrliches geschichtliches Handbuch sein.

Der zweite Band, welcher das Werk schließt, erscheint 1845.

Soeben sind bei dem Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kölliker, Dr. A., Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtungen erwiesen. 4. 15 Ngr., oder 54 Kr.

Zwicky, Dr. H., Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht. Eine von der medicinischen Facultät in Zürich gekrönte Preisschrift. 4. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Heer, Dr. Oswald, Über die obersten Grenzen des thierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen. 4. Mit einer Tafel. 9 Ngr., oder 36 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei Braunmüller & Seidel in Wien ist eben neu erschienen:

Darstellung einer sichern und schnellen Heilmethode der Syphilis durch Jodpräparate

von
Georg Motjssowitsch,

Doktor der Medizin und Chirurgie, Primararzt am k. k. allgemeinen Krankenhause, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Wien 1845. Gr. 8. In Umschlag broschirt 2 Thlr.

Durch ungemein zahlreiche, oft schon binnen wenigen Wochen mit obigem Heilmittel vollkommen hergestellte Kranke aufgefodert, entschloss sich endlich der Verfasser, seine Heilmethode dem Publicum zu übergeben. Erst nachdem durch viele Krankheitsfälle, sowie durch untrügliche Augenzeugen belegte Erfahrungen diese Methode, selbst bei frühern Gegnern, glänzend bewährt, und bewiesen hatten, dass die mannichfach besorgten Nachtheile des Jods den zweckmässigen Gebrauch in keiner Weise treffen, erst dann entschloss sich der Verfasser zu vorliegender Darstellung. Wir zweifeln nicht, dass sie in der Syphilidologie aller Länder Epoche machen wird.

Das Werk zerfällt in drei Theile:

1) Pharmacologie der Jodpräparate. 2) Pathologie der Syphilis. 3) Gebrauchswies der Jodpräparate in der Syphilis.

Zur Erläuterung der Art der Anwendung bei verschiedenen Formen und Complicationen folgen im Anhang eine Anzahl Krankengeschichten, die der Verfasser auf viele Hunderte hätte ausdehnen können, von denen eine überraschender als die andere ist, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, das Buch nicht zu sehr zu vertheuern. Durch den verhältnissmässigen billigen Preis ist daher die grossmögliche Verbreitung und zugleich die Hälfte so vieler Leidenden möglich gemacht worden.

Bei **H. K. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das

Criminalgericht in Bremen

vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen

von

Johannes Böfing.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Ebenfalls erschien im Jahre 1843:

In Bremens gemeinen Mann. Von dessen Bürger **Johannes Böfing.** Gr. 12. Geh. 3 Ngr.

Bei **Adolph Engelmann** in Leipzig ist eben erschienen:

O p e n d e n

zur

deutschen Literaturgeschichte.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Erstes Bändchen.

Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts.

Broschirt. Preis 20 Ngr.

Zweites Bändchen.

Von **Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Martin Opitz, Benjami Schmold, Johann Christian Günther, Daniel Stoppel, Einige Bar-Opitianer.**

Broschirt. Preis 25 Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel

VON

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
in Leipzig.

1844. **M IV.** October bis December.

(Nr. I dieses Berichts, die Verhandlungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XII des Literarischen Anzeigers für 1844; Nr. II, die Verhandlungen vom April bis Juni, in Nr. XIII; Nr. III, die Verhandlungen vom Juli bis September, in Nr. XXVIII.)

Écho de la littérature française. Quatrième année. 1844. Nos. 40—52. Gr. in-8. Preis des ganzen Jahrgangs 5½ Thlr.

Capégué, François Ier et la renaissance 1515—47. 4 vols. In-8. Paris. 10 Thlr.

Edwards, Recherches sur les langues celtiques. Ouvrage présenté à l'Académie des inscriptions et belles-lettres. In-8. Paris. 3½ Thlr.

de Féral, Mystères de l'inquisition et autres sociétés secrètes d'Espagne. 1re livr. Gr. in-8. Paris. 3¼ Ngr. Wird in 56 Lieferungen erscheinen und über 20 Hefeschäfte enthalten.

Niezapomianjki Noworocznik na rok 1845. Wydany przez **Karola Morwella.** Ozdobiony rycinami. 12. Warszawa. 3 Thlr.

Stolzmann, Partyzantka czyli wojna dla ludów powstałych najwłaściwsza. 8. Paryż. 2 Thlr.

Samlinger utgifna af svenska fornkrift-sällskapet. Första Delen. Häft I. Fleres och Blansetter. 8. Stockholm. 1½ Thlr.

Druck und Verlag von **H. K. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brodhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „ISIS“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von F. W. Brodhaus in Leipzig erscheinen für 1845 nachstehende

Beitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungserpeditoren angenommen.

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortliche Redaction: Professor F. Salan.

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben und liefert als Feuilleton in besondern Beilagen die Fortsetzung von Eugen Sue's Roman „Der ewige Jude“ gleich nach dessen Erscheinen im Constitutionnel.

Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr.

2) Allgemeine Presszeitung.

Herausgegeben von Dr. W. Berger.

104 Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in zwei Nummern. Inserate werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

3) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. K. A. Hase, Hof- und Justizrath Prof. Dr. A. L. J. Michelsen, Geh. Hofrath Prof. Dr. D. G. Kieser, Prof. Dr. K. Snell, als Specialredactoren.

Vierter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

4) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. E. G. Gerndorf.

52 Nummern. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Dem Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

5) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: Heinrich Brodhaus.

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich werden sieben Nummern ausgegeben, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

6) ISIS.

Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen u. dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der ISIS beigelegt oder beigeheftet.

7)

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von William Löbe.
Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Sechster Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von $\frac{1}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8)

Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde.

Reist einem Beiblatt: **Centralblatt**, ein Organ aller deutschen Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde.

Herausgegeben vom Pfarrer Dr. Rob. Haas.

Gr. 8. Preis des Volksblatts 24 Ngr. Preis des Centralblatts 1 Thlr. 15 Ngr.

Das **Deutsche Volksblatt** erscheint monatlich, in Heften zu 3 Bogen; vom **Centralblatt** erscheint vierteljährlich ein Heft zu 4 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von $\frac{1}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

9)

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von $\frac{1}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brodhaus & Wennerius** in Leipzig erscheint:

L'Echo. Journal des gens du monde.

Nouvelle Série. Première Année. Hoch-4. 104 Nummern. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Das **Echo** erscheint vom Jahre 1845 an in erweitertem Umfange wöchentlich in zwei Nummern und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Inserate werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen:

Percy Bysshe Shelley's poetische Werke in Einem Bande.

Aus dem Englischen übertragen
von

Julius Seybt.

Mit Shelley's Bildniß.

Inhalt:

Shelley's Leben. — Königin Mab. Anmerkungen zur Königin Mab. — Alastor, oder der Geist der Einsamkeit. — Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten. — Die Cenci. Trauerspiel in fünf Acten. Geschichte des Todes der Familie Cenci. — Hellas. Ein lyrisches Drama. — Oedipus Tyrannus, oder Die Fuß der Tyrann. Eine Tragödie in zwei Acten. — Rosalinde und Helene. Eine moderne Fäule. — Julian und Maddalo. Ein Gespräch. — Die Empörung des Islam. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. — Kleinere Gedichte: Jugendgedichte und Gedichte aus den Jahren 1816—22.

Preis: cartonniert mit Titel $2\frac{1}{2}$ Thlr.,
in englischem Halbfranzband 3 Thlr.

Volks-Bibliothek.

Erster Band:

Joachim Kettelbeck, Bürger zu Colberg.

Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben,
und herausgegeben von J. Ch. L. Haken.

Mit dem Bildniß Kettelbeck's und einem Plane der Gegend
um Colberg.

Zweite Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit der zweiten Auflage dieses trefflichen Werkes beginnt eine Sammlung, die durch Inhalt und billigen Preis den Namen **Volks-Bibliothek** rechtfertigen wird. Kettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei weit besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volkschriften wird diese **Volks-Bibliothek** zu gefälliger Empfehlung empfohlen.

Leipzig, im März 1845.

J. W. Brodhaus.

Hahnemann's Denkmal. *)

Der Centralverein homöopathischer Aerzte hat seinen früheren Beschluß, Hahnemann ein ehernes Denkmal zu setzen, bestätigt, und zwar in Cöthen, als derjenigen Stadt im deutschen Vaterlande, wo er zuerst freie Ausübung seiner segensreichen Kunst erlangte. Die Unterzeichneten sind von dem Vereine beauftragt, den bereits etwa 3500 Thlr. betragenden Fonds durch Sammlungen bis dahin zu vermehren, daß das Denkmal des großen Todten würdig werde und daß daneben eine die Homöopathie fördernde Stiftung errichtet werden könne.

Se. Hoheit der Kestregistrierende Herzog von Anhalt-Cöthen hat auf unser Ansuchen die Wahl eines passenden Ortes in den Anlagen nahe den Bahnhöfen huldreichst zu gestatten geruht.

Wir erneuern unsere Bitten um fernere Beiträge zu unserm Zweck um so zuversichtlicher, da die Verdienste des Begründers der Homöopathie immer mehr Anerkennung finden und da die in Aussicht gestellte Gründung einer, die wichtige Entdeckung fördernden Stiftung auch diejenigen Verehrer Hahnemann's unsern Unternehmen befreunden wird, welche einem bleibenden, segensbringenden Institute vor einem Denkmale den Vorzug geben.

Nicht nur an alle die Aerzte, welche die heilbringenden Folgen seiner Lehren täglich beobachten, ergeht die dringende Bitte zu thätiger Mitwirkung und Sammlung von Beiträgen, sondern auch an die vielen durch die Homöopathie Genesenen hoffen wir uns nicht umsonst mit dem Gesuch um kleinere oder größere Gaben wenden zu dürfen. Wenn jeder derselben nur eine kleine Spende opfert, so würde unser Unternehmen reichlich gedeihen, so groß ist ihre Zahl. In einer Zeit, wo Denkmale für mindere Verdienste entstehen und gemeinnützige Unternehmungen viele freigebige Hände finden, wird man doch nicht undankbar sein und Den Leuten ausgeben lassen, dessen Sorgen, Mühen und Denken dem Wohle seiner kranken Mitmenschen galten und der durch seinen herrlichen Fund die Erlangung des höchsten irdischen Gutes, der Gesundheit, sichern half.

Alle homöopathischen Aerzte werden gern die Zusendung an uns übernehmen und auch Subscriptionen auf den wohlgetroffenen Stahlstich Hahnemann's zu 10 Sgr. an uns vermitteln, da der Erlös daraus ebenfalls zur Vermehrung des Fonds dienen soll.

Magdeburg in Preußen, im Januar 1845.

Rummel, Dr. med.

Weichsel, Just.-Comm.

*) Die Redactionen von Zeitschriften werden höflichst ersucht, durch Aufnahme dieses Aufsatzes unser Unternehmen fördern zu helfen.

Monument d'Hahnemann.

Le congrès central des médecins homéopathiques, persistant dans le sentiment prononcé l'année passée, a résolu d'élever un monument d'airain à Hahnemann. Il le fera ériger à Cöthen, ville d'Allemagne, où le grand réformateur de la médecine a d'abord obtenu le droit d'exercer librement son art bienfaisant. Les sous-signés sont chargés d'augmenter le fonds, qui monte maintenant à 14,000 francs jusqu'à ce que la somme soit suffisante pour faire construire un monument digne du grand défunt et pour fonder encore un institut utile à l'homéopathie.

Son Altesse le duc d'Anhalt-Cöthen a daigné permettre le choix d'une place convenable dans les promenades près des hôtels du chemin de fer.

Notre tâche étant double, et de faire honneur à la mémoire d'Hahnemann, et de répandre son importante découverte par une institution permanente, nous espérons satisfaire tant ceux qui sont pénétrés des grands mérites du fondateur de l'homéopathie que ces autres qui aiment mieux aider les progrès de la science et les services d'une oeuvre pie que de rendre seulement un hommage personnel.

Ce n'est pas aux seuls médecins que nous adressons notre demande, de contribuer au succès de notre dessein; ils y seront portés en observant tous les jours les fruits salutaires de la nouvelle doctrine. Mais nous espérons, que le grand nombre de ceux guéris par l'homéopathie fournira encore aux frais de notre entreprise. Il y en a tant, que le plus complet succès nous seroit assuré, si chacun voulait par une petite somme témoigner sa reconnaissance. De nos jours, où des monuments s'élèvent de toutes parts à de moindres mérites et où l'on donne à pleines mains pour les entreprises d'utilité publique, on n'oubliera pas celui, qui par son excellente découverte a éminemment contribué à nous assurer la santé, le plus grand bien de la vie.

Tous les médecins homéopathiques se chargeront volontiers de nous faire parvenir les sommes touchées et encore de recevoir les souscriptions pour le portrait ressemblant d'Hahnemann gravé en acier. Le prix en est de trente sous et le produit net de la vente va augmenter le fonds.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Blitz ins Leben.

Dritter Band. (Sinnenmängel und Geistesmacht. Lebensbahnen.)

Von

Karl Friedr. Burdach.

Gr. 8. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

Erster und zweiter Band. (Comparative Psychologie. Zwei Bände.) 1842. 3 Thlr. 6 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen:

Der Winsbeke und die Winsbekin.

Mit Anmerkungen

von

M o r i z S a u p t.

Preis 15 Ngr.

Leipzig, im März 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographie Athens.

Von **W. Martin Leake**. Zweite Ausgabe. Übersetzt von **J. G. Baiter** und **H. Sauppe**. 8. Mit acht Tafeln. 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Ein für jeden Philologen unentbehrliches Hülfsmittel bei dem Studium der attischen Schriftsteller. Mehr kritische Blätter haben sich schon auf das günstigste über diese Uebersetzung ausgesprochen, so die Heidelberger Jahrbücher, 1844, 5, S. 724; Wiener Jahrbücher, CVII, S. 285; Gersdorfs Repertorium, 16, S. 216. Wenn aber mehrfach beachtende und ergänzende Anmerkungen vermisst worden sind, so bemerkt die Verlagshandlung, daß sie dem ursprünglichen Plane gemäß ein folgendes Bändchen Abhandlungen und Anmerkungen der Uebersetzer nachliefern wird, sobald ein genügender Absatz der Uebersetzung, für welchen aller Ansehen vorhanden ist, es wünschenswerth und räthlich erscheinen läßt.

Meier & Zeller in Zürich.

Bei **C. Sommer** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alenze, G., Versuche und Beobachtungen über den Verkörperungsproceß der Krankheiten im Blute und Gewebe, und über die Bedingungen und Heilzwecke bei einigen Arten des gewaltsam erzeugten Scheintodes. Zwei Abhandlungen. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rabenhorst, L., Deutschlands Kryptogamen-Flora oder Handbuch zur Bestimmung der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, der Schweiz, des Lombardisch Venetianischen Königreichs und Istriens. Zweiter Band. Erste Abtheilung. — Auch unter dem Titel: Die Lichenen Deutschlands. Gr. 8. Geh. 25 Ngr.

Stärmer, Th. v., Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. Fünfter Band. — Auch unter dem Titel: Zur Vermittelung der Extreme im Staatsleben durch die Heilkunde. Vergangenheit. Beiträge zur Psychologie der alten Staaten Europas. Erster Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Zur Erklärung der Fremdwörter ist zu empfehlen und in Berlin bei **Mittler**, in Hannover bei **Hahn**, in Wien bei **Gerold** (und in allen Buchhandlungen) zu haben:

Sammlung, Erklärung und Rechtschreibung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen, um solche richtig zu verstehen und auszusprechen. Vom Doctor und Rector **Wiedemann**. (Neunte verbesserte Aufl.) Preis 12½ Sgr., oder 45 Kr.

Selbst der Herr Professor Petri hat dieses Buch (wovon binnen kurzer Zeit 12,000 Exemplare abgesetzt wurden) als sehr brauchbar empfohlen; es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht und unrichtig nachspricht.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:
Physiologie des Nervensystems, vom ärztlichen Standpunkte dargestellt. Von Dr. **G. W. Spieß**, praktischem Arzte in Frankfurt a. M. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. 2½ Thlr.

Wenn die Physiologie im Allgemeinen heutzutage eine der wichtigsten Grundlagen der Pathologie ist, und deren fortgesetztes Studium von keinem denkenden Arzte mehr übersehen werden darf, so ist es namentlich die Nervenphysiologie, welche die praktischen Arzte vorzugsweise interessiert, und das Buch dürfte um so mehr Beachtung bei diesen finden, als es von dem Standpunkte des Arztes ausgeht.

Brannschweig, im Februar 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 18te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Das Treffen bei Kobryn am 27. Juli 1812. — II. Der Feldzug 1703 in Italien. Dritter Abschnitt. — III. Scenen aus der Geschichte des k. k. Grenz-Scharfschützen-Corps 1793—95. (Siebzehn Scenen.) — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den Jahrgang 1845 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** angenommen.

Auch sind von jetzt an die neue Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bände vereinigt, welche für einen Jahrgang gelten, dann die übrigen älteren Jahrgänge bis einschließlich 1842 im herabgesetzten Preise — der Jahrgang zu 5 Fl. Conv.-Mze. — zu erhalten. Die Jahrgänge 1843 und 1844 aber bleiben in dem gewöhnlichen Preise, jeder zu 12 Fl. Conv.-Mze.

Es liegen bei allen Buchhandlungen jährweise **Inhaltsverzeichnisse** der ganzen Zeitschrift zur beliebigen Einsicht bereit.

Sanskrit - Literatur.

Prabodha Chandrodaya

Krishna Misri Comoedia.

Edidit scholiisque instruxit

Hermannus Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser Ausgabe, den **Sanskrit-Text** enthaltend (1835), kostet 1 Thlr.; für die Besizer desselben wird das zweite Heft, das soeben neu erscheint und die **Scholien** enthält, für 1 Thlr. 15 Ngr. einzeln geliefert.

Durch den Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:
Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 1841. 20 Ngr.

Katha Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Sri Somadava Bhatta aus Kaschmir. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadava Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit überf. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1845. M VII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Musa“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften.

Forster's (Georg) sämtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. Gervinus. Neun Bände. Gr. 12. Geh. 9 Thlr.

Kann auch in drei Lieferungen à 3 Thlr. bezogen werden.

Ewald's (H.) gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. — A. u. d. L.: **Ein Menschenleben.** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der siebente bis zwölfte Band werden im Jahre 1845 erscheinen.

Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Erster bis fünfter Band. Mit Mendelssohn's Bildniß. Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 3 Ngr.

Die letzten beiden Bände dieser ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's, welche außer den größten Schriften auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze sowie mehrere noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetrath Brandl.

Reikab (L.) gesammelte Schriften. Zwölf Bände. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

St auch in vier Lieferungen, deren Bände jedoch nicht getrennt werden, zu beziehen.

Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstreuen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Bernische. — Bernische. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Romane.

Koenig (H.), Regina. Eine Herzengeschichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Beronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von H. Koenig erschienen früher in demselben Verlage:

Die Waldeiser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Gue (Eugen), Der ewige Jude. Aus dem Französischen überf. Erster bis sechster Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Lyrisches und Dramatisches.

Abelmann (Margaretha), Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eichner (H.), Des Sängers Grab. Ein modernes Epos. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Müller (H.), Griechische Lieder. Neue vollständige Ausgabe. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Obenstehend ist von H. Müller erschienen:

Bernische Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von H. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 6 Thlr.

Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von H. Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schulze (C.), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. Cart. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Von C. Schulze ist früher in demselben Verlage erschienen:

Gedichtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Gedichte. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. Geh. 1 Thlr.

Bernische Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thurn (C.), Gedichte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Roeper (H.), Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien 1841 daselbst:

Schauspiele. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Taschenbücher.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Größter Jahrgang. Gr. 12. 1845. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse L. Schwanthaler's. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Jugendchriften.

Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit zwölf Radirungen von D. Specker. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

Die Radirungen besonders mit erläuterndem Texte 2 Thlr.

Schopenhauer (Adel), Held-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Geschichtliches.

Kend (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Thaten, von denen die französische Nationalliteratur vorbereitet und unter deren Einfluß sie sich ausgebildet hat. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sagern (G. C., Freiherr von), Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. L.: **Wien** **Kathol. an der Politik.** Fünftes Heft (in zwei Abtheilungen). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Rgr.

John (Hof.), Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Kang (A.), Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem Königl. Archiv und der Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Erster Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Literarhistorisches.

Recherlow (G. C. H.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lehrbuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Rgr.

Grün (A.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämtlichen Werken. (5 Hefte.) Gr. 12. 2 Thlr. 20 Rgr.

Guglow (A.), Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von A. Guglow erschien im Jahre 1842 ebendasselbe:
Briefe aus Genua. Zwei Theile. Geh. 3 Thlr.

Romancero castellano, 6 Colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introducción y notas por G. B. Dopping. Nueva edición con las notas de Don Antonio Aloia-Galiano. Dos tomos. Gr. 12. 4 Thlr.

Neue Römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile. — A. u. d. L.: **Römische Briefe von einem Florentiner.** Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Rgr.

Der „Römischen Briefe“ erster und zweiter Theil erschien ebendasselbe 1840 und kostet 4 Thlr. 15 Rgr.

Roth (G.), Geschichte der italienischen Poesie. Erster Theil. Gr. 8. 1844. 2 Thlr. 24 Rgr.

Der neue Vitaval, Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. H. C. Sigis und Dr. H. Gering (H. Klegis). Erster bis fünfter Theil. Gr. 12. Geh. 11 Thlr. 24 Rgr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Rgr., der zweite bis fünfte jeder 2 Thlr.

Uebersetzungen.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Nordlandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh.

Von dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen und werden zu den beigefügten Preisen einzeln erlassen:

Die Märchenammlung des Somabehn Whatta aus Kashmir. Aus dem Sanskrit überf. von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. 1 Thlr. 18 Rgr.

Secaccia (Vissanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen überf. von A. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Rgr.

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Vortageleben. Aus dem Schwedischen. 12 Theile. 4 Thlr.

Die Raskarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Rgr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Vierte verbesserte Auflage. 10 Rgr.

Hina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Rgr.

Das Haus, oder Familienforgen und Familienfreuden. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Rgr.

Die Familie H. 10 Rgr.

Alte und neue Erzählungen. 10 Rgr.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Rgr.

Ein Begnad. Zwei Theile. 20 Rgr.

Calderon de la Barca, Schachspiele. Aus dem Spanischen überf. von Adf. Martin. Drei Theile. 3 Thlr.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier zum ersten Male ins Deutsche überf.

Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen überf. von E. v. Bülow. 1 Thlr. 6 Rgr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen überf. und erläutert von A. Förster. 20 Rgr.

Christliche Gedichte. Überf. und erklärt von A. L. Kannegießer und A. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Rgr.

Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen überf. und erklärt von A. L. Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildnis, den Planeten der Hölle, des Fegfeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 2 Thlr. 15 Rgr.

Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Rgr. erlassen.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der neuesten verbesserten Auflage der portugiesischen Urchrift überf. von A. Witte. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Rgr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Male in das Deutsche überf. von Max Müller. 20 Rgr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Alb. Höfer. Zwei Theile. 2 Thlr.

Karl III. (König von Schweden), Schachspiele. Aus dem Schwedischen überf. von A. Eichel. 1 Thlr. 6 Rgr.

Prebost d'Eciles (Antoine François), Geschichte der Maroon Lescaut und des Chevaliers Des Grieux. Aus dem Französischen überf. von E. v. Bülow. 20 Rgr.

Sjöberg (Grip), Vitalls, Gedichte. Aus dem Schwedischen überf. von A. L. Kannegießer. 20 Rgr.

Tasso (Torquato), Unerlöbte Iphigene Gedichte. Überf. von A. Förster. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr. 15 Rgr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Winter. Aus dem Italienischen überf. von P. L. Krig. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Ortslichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Rgr.

Voltaire (François Marie Armand de), Die Henriade. Aus dem Französischen im Verhältnisse des Originals überf. von F. Schröder. 1 Thlr.

Die Lustspiele des Kriophanes. Überf. und erläutert von Hier. Müller. In drei Bänden. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 24 Rgr.

Der erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Darstellung, Entwicklung und Eigentümlichkeit des griechischen Dramas die Lustspiele: *Agamemnon*; *Medea*; *Philoctetes*; der zweite Band: *Die Neger*; *Die Vogel*; *Der Fieschen*; *Agamemnon*.

Soeben erschien bei uns:

Der Jesuit.

Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts

von

C. C. P. i. n. d. i. e. s.

Drei Bände. Dritte Auflage. 8. Broch. 5 Thlr. 7½ Rgr. (5 Thlr. 6 gGr.), oder 9 fl. Rh.

Stuttgart, im Februar 1845.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. G. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil
in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf
Belinapapier 5 Thlr.

Es gehören Subskribenten auf die Allgemeine Ency-
clopdie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie
Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden
die den Ankauf erleichternden Bedingungen zugesichert.

Im Jahre 1844 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gru-
ber. 40ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoff-
mann. 39ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von R. P. E.
Meier. 19ter Theil.

Diese drei Theile enthalten u. A. nachstehende wich-
tige Artikel:

Erste Section: Eisenbahnen (mit zwei Tafeln) von
Hartmann; Elektromagnetismus (mit einer Tafel) von Bern-
hard; Elliptische Functionen (mit einer Tafel) von Sohncke;
Engelbert von Stramberg; Englische Sprache und Literatur
von Gräse; Epigraphik von Franz; Römisches Erbrecht
von Budeus; Deutsches Erbrecht von Dieck; Europa (mit
einer Tafel) von Daniel.

Zweite Section: Joris von Escher; Joseph von
Courtenay und Jourdan von Stramberg; Joseph (Gatte der
Maria) von Grimm; Joseph II. (deutscher Kaiser) und Jo-
seph (König von Portugal) von Röse; Josephine (Kaiserin)
von Jacob; Jötnar von Wachter; Iphigenia von Matthiae;
Irenaeus von Stieren; Ironik von Duns; Irlarte von Steh-
mets; Iridium von Rost und Duflos; Irkutsk von Petri.

Dritte Section: Peter der Kämmedler von Wachter;
Petersburg von Kober; Petra (mit einer Tafel) von Rödg-
er; Petrarca von Rame; Petrofactenkunde von Meyer;
Petronius von Eckermann; Petrus (der Apostel) von Kett-
berg; Petrus Diaconus von Wachter; Pe-tache-II von
Fischer; Poucer von Kettberg; Poucetill von Krause.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brockhaus.

Bei Leopold Wolf in Leipzig erschien:

Jonathan Pereira's

Handbuch der Heilmittellehre.

Nach dem Standpunkte der deutschen Medicin bearbeitet
von

Rudolf Buchheim.

In 10—12 Lieferungen (2 Bände) mit vielen in den
Text eingedruckten Holzschnitten.

1ste und 2te Lieferung. (à 8 Bogen.) 2r. 8. 1845.

Jede 20 Ngr.

Der heutige Standpunkt der deutschen Medicin erfordert,
daß bei Bearbeitung des ausgezeichneten Werkes die Forschun-

gen der neuen physiologischen Schule in voller Ausdehnung be-
nutzt werden. Um aber das praktische Interesse desselben zu
vermehrten, war es nothwendig, auf die Eigenthümlichkeiten
sowol deutscher Pharmacie als auch Therapie stetige Rücksicht
zu nehmen. Auf wie ausgezeichnete und selbständige Weise der
treffliche Bearbeiter diesen Zweck erfüllt, haben schon nach Er-
scheinen der ersten Lieferung die gewichtigsten Stimmen an-
erkannt.

Der Verleger hat keine Kosten gescheut, um die Ausstat-
tung der des Originalwerkes gleichzustellen, und namentlich eine
große Anzahl von weniger guten oder überflüssigen Holzschnit-
ten durch bessere und lehrreichere zu ersetzen. Auch wird der
gestellte billige Subscriptionspreis anzuerkennen sein.

In unserm Verlage ist erschienen:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch

zum
Neuen Testament.

Von
Dr. W. M. L. de Wette.
Zweiten Bandes zweiter Theil.

Kurze
E r k l ä r u n g

der
Briefe an die Corinth.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Preis 1 Thlr. 4 Ngr.

Leipzig, im März 1845.

Wiedmann'sche Buchhandlung.

In Berlin bei Mittler, in Hannover bei Hahn, in Wien
bei Gerold (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Boito,
das Zauber-Cabinet, oder das
Game der Taschenspielerkunst.

Enthaltend: (61) Wunder erregende Kunststücke durch
die natürliche Zauberkunst, mit Karten, Würfeln, Stä-
gen, Ringeln, Geldstücken etc. Zur gesellschaftlichen
Belustigung mit und ohne Gehäusen auszuführen. Vom Pro-
fessor Bernhöfer. 3te Auflage. 8. Brosch. Preis 20 Sgr.,
oder 1 fl. 30 Kr.

In meinem Verlage erscheint:

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. **W. B. Berger.**

Jahrgang 1845. 104 Rrn. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Preßfreiheit und literarisches Recht sind die ge-
wichtigen Interessen, deren Vertretung, Entwicklung und Aus-
bildung sich diese Zeitschrift zu ihrer Aufgabe gemacht hat.

Es Bestellungen werden bei allen Buchhandlungen,
Postämtern und Zeitungsverpächtern angenommen, wo
auch die ersten Nummern des Jahrgangs 1845 gratis zu
erhalten sind.

Leipzig, im März 1845.

J. A. Brockhaus.

Bei **M. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Studium

der

Botanik

enthaltend

die Organographie, Physiologie, Methodologie, Pflanzengeographie, eine Übersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik,

nach dem Französischen

von **Alph. de Candolle**

neu bearbeitet von

Staatsrath Prof. Dr. **Alex. von Bunge**
in Dorpat.

Zweite stark vermehrte Auflage mit 8 Tafeln Abbild.
52 Bogen. 3 1/2 Thlr.

Dies reichhaltige und für das Studium sowie zum Selbstunterricht sehr praktisch abgefasste Werk erfreute sich allgemein einer so günstigen Aufnahme, dass nach wenig Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, die der Herr Herausgeber mit vielen schätzbaren Verbesserungen und Zusätzen in Folge gemachter neuer Entdeckungen vermehrte.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 1ste Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Das Gefecht bei Boara an der Etsch am 8. December 1813. — II. Geschichte des k. k. Infanterieregiments Nr. 1 Kaiser Ferdinand. — III. Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal. Erster Abschnitt. — IV. Die Schlacht bei Reresheim am 11. August 1796. Mit einem Plane. — V. Kriegsszenen aus der Geschichte des 48. Infanterieregiments Baron Gollner in den Feldzügen 1813 und 1814. 1) Schlacht bei Dresden. 2) Schlacht bei Leipzig. 3) Gefecht bei St. Georges. 4) Schlacht am Rincio. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Auf den Jahrgang 1845 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 fl. C. M. angenommen.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint:

L'ÉCHO.

Journal des gens du monde.

Nouvelle série. Première année. 1845.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** dieser Zeitschrift gratis zu erhalten.

Die Mannichfaltigkeit des Inhalts lässt sich am besten aus nachstehender Übersicht der **Hauptartikel** in den ersten Monaten ersehen:

Sommaire: Avis. — Histoire contemporaine: La cour de Berlin après la bataille d'Austerlitz. Par **Armand Lefebvre**. — Esquisses et tableaux de mœurs: Etudiants et grisettes. Par **Alfred de Musset**. — Théâtre: Marie Stuart. Par **Henri Blanchard**. — Séance royale. Discours du roi en faveur du peuple français. — Monsieur Villemain. — M. Louis Tieck (Extrait du „Voyage au pays du Freyschutz“). Par **Henri Blaze**. — Les drames

inconnus. Par **Frédéric Soulié**. — *Mélanges scientifiques:* La sensibilité chez les guillotinés. — *Chronique judiciaire:* Procès en séparation. — *Mémoires de Lucien Bonaparte.* Révolution de brumaire. — *Bernadotte, roi de Suède.* — *Madame Flora Tristan.* Par **Jules Janin**. — Une Anecdote sous Paul Ier. Par **Paul Ben.** — Les femmes à Taiti. Par **Edmond de Ginoux**. — Les caprices d'un Anglais. — Les salons en France et en Angleterre au XVIIIe siècle. Par **Philippote Chasles**. — Zurbano. — Bulletin bibliographique. — Nouvelles publications. — Annonces. — *Feuilleton:* Une grande dame sur les toits. — Ordonnance de police concernant les masques nobiliaires. — Une diner arabe. — Un brigand moldave. — Bals et soirées du grand monde à Paris. — Le salon de 1845. — La muse disciplinaire; etc. etc.

Für angehende *Étude* ist sehr nützlich und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dr. **Albrecht,**

Der Mensch und sein Geschlecht,

oder Belehrungen über die Erzeugung des Menschen, über Fortpflanzungstrieb, Befruchtung, Enthaltsamkeit und eheliche Geheimnisse. (Eine zur Erzeugung gesunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Gesundheit nützliche Schrift.)

Dritte verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Den

Umtausch früherer Auflagen

des

Conversations-Lexikon

gegen die neueste neunte betreffend.

Ich mache darauf aufmerksam, daß der Termin zum Umtausch alter Auflagen des **Conversations-Lexikon** nur noch einige Zeit fortbestehen wird, da die hierfür bestimmte Anzahl Exemplare der neunten Auflage bald zu Ende geht. Eine ausführliche Anzeige über die bei diesem Umtausch geltenden Bedingungen ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Von der jetzt erscheinenden

Neunten Auflage des Conversations-Lexikon

ist der erste bis sechste Band ausgegeben. Diese neue Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes Heft auf Maschinpapier 5 Ngr.; jeder Band 4 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

An die neunte Auflage schließt sich an:

Systematischer Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen zu dem Preise von 6 Ngr.

Künftige Lieferungen sind bereits ausgegeben und die Fortsetzung wird ohne Unterbrechung, monatlich wenigstens in zwei Lieferungen, erscheinen.

Leipzig, im März 1845.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Das**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit

von

Adèle Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendasselbst:

Geld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16.
Geh. 24 Ngr.

Soeben erschien bei uns:

Das Vaterland.

Aus der Schrift:

Gedanken über Recht, Staat und Kirche
besonders abgedruckt

und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet

von

P. W. Pfizer.

8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Stuttgart, im März 1845.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

Bei **Leopold Voss** in Leipzig zu haben:

Bulletin scientifique

de

l'Académie Imp. des sciences de St.-Petersbourg.

Classe physico-mathématique. Tome III.

Gr. in 4. 1844. 2 Thlr.

Classe historico-philologique. Tome II.

Gr. in 4. 1844. 2 Thlr.

Auch sind vorrätig:

Bulletin scientifique de l'Académie Imp. des sciences.

X Tomes. 1836—42. 15 Thlr.

— — Classe physico-math. Tom. I II. 1842—43.
à 2 Thlr.

— — Classe historico-philologique. T. I. 1842. 2 Thlr.

The Positions of second reformation.

Being a response to the universal rising of Germany, Switzerland etc. against Popedom. By **John Lkotsky, Ph. Dr.**

Eine weitere Auseinandersetzung des Inhalts dieses Buchs ist in nachstehendem Schriftchen enthalten: **Regeneration of**

society, the only corrective for the distress of nations, or an appeal to the English people in the cause of humanitarian reform religious and political. London. Price 5 Sh.

Zu Bestellungen empfehlen sich

Leipzig, im April 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: **Die Positionen zweiter Reformation**, erscheint nächstens.

In Berlin bei **Mittler**, in Hannover bei **Hahn**, in Wien bei **Gervais** (und in allen Buchhandlungen) zu haben:

(Als ein sehr nützliches Bildungs-, Unterhaltungs- und Gesellschaftsbuch ist jedem Herrn mit Wahrheit zu empfehlen:)

Le Galanthomme

oder Anweisung

in Gesellschaften sich beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben, enthaltend: 1) äußere und innere Bildung; 2) vom feinen Betragen in Damen-Gesellschaften; 3) Kunst zu gefallen; 4) Heirathsanträge; 5) Liebesbriefe und Liebesgedichte; 6) Neujahrs- und Geburtstagswünsche. Ferner: 7) Gesellschaftsspiele, Blumensprache, Stammbuchsaufsätze und Räthsel.

Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart.

Vom Professor **J. C. — t.** Dritte, 4000 Exemplare starke Auflage. Sauber broschirt mit 6 Tabellen.

Preis 25 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Wären sich dies gut ausgearbeitete Buch alle jungen Leute anschaffen, die sich das Wohlgefallen der Damen erwerben und die feinen Sitten und das elegante Betragen in Gesellschaften aneignen und ihre Bildung fördern wollen.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der

Phrenologie

von

Gustav von Struve.

Mit sechs lithographirten Tafeln und Text-Abbildungen.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Vitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Aleris).

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christuskfamilien zu Sollenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkeiten. — La Roncière und Marie Koresl. — Maria Katharina Bächler, geb. Bunsch.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

In C. Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertachter Band.

1844.

October. November. December.

Inhalt des hundertachten Bandes.

Art. I. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonia, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisii 1841. (Zweiter Artikel, Schluß.) — Art. II. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolfs an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. (Schluß.) — Art. III. Die Magyrische Sprache und die etymologische Sprachvergleichung. Von J. G. Klemm. Pressburg und Pesth 1843. — Art. IV. Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III; to which is added remarks on party, and an appendix; first series, by Henry Lord Brougham. London 1839. Zwei Theile. — Art. V. Geschichte der bildenden Künste, von Karl Schnaase. Düsseldorf 1843. Zwei Theile. (Schluß.) — Art. VI. Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien 1844. — Art. VII. Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten G. M. Eich-now sk. Erster bis achter Theil. Wien 1836—1844. — Art. VIII. Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. Nebst einem Vorworte, betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit. Von Friedr. Hebbel. Hamburg 1844. — Art. IX. Des Sophokles Antigone, griechisch und deutsch; herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin 1843. — X. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Erster Band. Leipzig 1843.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CVIII.

Untersuchungen über die freien Wälder in Graubünden und Boralberg. Mit einigen Wese Gebiete betreffenden

historischen Erörterungen. Von Joseph Bergmann. (Schluß.) — Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg. — Epigrammatische Excurs. Von Gustav J. G. Seidl. (Fortsetzung.) — Conversations-Lexikon für bildende Kunst. Auftreten mit über 3000 Holzschnitten. Leipzig 1843. — Dauris des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferd. Keller. Zürich 1844. — Register.

Als ein vorzugsweise bedeutendes, viel belehrendes, dichterisches und nur zu lobendes Buch erwähnen die literarischen Blätter:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von A. Zimmermann.

Drei Bände. 80 Bogen in 8. 1836. Auf seinem Maschinen-Pelinpapier. In geschmackvollem Umschlage gebunden. Preis 6 Thlr.

In diesem Werke haben sich die Konflikte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in „Werther“ und „Wilhelm Meister“ die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eigenes Heilmittel und Correctiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

In neuer Auflage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Sahn-Sahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ferner bei mir:

Gedichte. 8. 1835. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Gedichte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Venezianische Nächte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Für 10 Sgr. oder 36 Kr. ist zur Unterhaltung wie auch zur Wiedererzählung die beliebte Schrift (in 4ter Auflage) in allen Buchhandlungen, in Berlin bei Mittler, in Hannover bei Sahn, in Wien bei Gerold, zu haben:

Fr. Rabener,

Knallerbsen,

oder:

Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend (256) interessante Anekdoten.

Zur Aufheiterung in Gesellschaften — auf Reisen — Spaziergängen und bei Tafel.

Mit wahren Vergnügen wird man in diesem wirksamen Buche lesen und bei Wiedererzählung desselben ein baucherschütterndes Lachen veranlassen.

Frederike Bremer's Schriften.

In vierter Auflage erscheint soeben bei mir:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Von
Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's trefflichen Schriften besteht aus 12 Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten: **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Vierte verbesserte Auflage. — **Mina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus, oder Familien Sorgen und Familienfreuden.** Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie P.** — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Freundschaft, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile.

Alle künftig erscheinenden Schriften der Verfasserin werden in dieser wohlfeilen Ausgabe geliefert.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschienen und versendet die erste Lieferung des

Topographisch = statistisch = historischen

Lexikons von Deutschland,

einer vollständigen deutschen

Landes-, Volks- und Staatskunde.

Von

Dr. Eugen Huhn,

mehrer gelehrten und literarischen Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Mit Ansichten, Städteplänen und Karten.

Dieses bedeutende,

für alle Stände berechnete Werk

erscheint in sechs Bänden Lieferungsweise, jede Lieferung von etwa 50—64 Seiten Druck, mit artistischen Beilagen: Karten und Städteplänen, Ansichten merkwürdiger Orte und Naturscenen u. u.

Der Preis ist 7 Sgr. Pr. Cour. oder 24 Kr. Rhein. für die Lieferung

und es sollen jeden Monat drei Hefte pünktlich versendet werden.

Unentbehrlich ist dies Werk

jedem Geschäftsmann, Reisenden, Postbeamten, den Polizeibehörden und Magistraten, den Zeitungslesern und überhaupt Jedem, der sich über die Verhältnisse im deutschen Vaterlande die genauesten und gründlichsten Kenntnisse verschaffen will.

Wer die Güte hat, bei seinen Bekannten sich der Subscriptionsammlung auf dieses nützliche Werk zu

unterziehen, muß von jeder Buchhandlung auf je sechs Exemplare ein Heftentz frei, oder einen verhältnismäßigen Rabatt am Preis erhalten.

Gildburghausen, im April 1845.

Das Bibliographische Institut.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zwölf Radirungen

zum

Gestiefelten Rater.

Von

OTTO SPECKTER.

Mit erläuterndem Texte.

Nr. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Beifall, der diesen Radirungen in dem bei mir erschienenen „**Räthen vom gestiefelten Rater**“ (1843, Preis 3 Thlr.) zu Theil geworden ist, veranlaßt mich, den Freunden derselben eine kleine Anzahl der ersten Abdrücke der Platten auf chinesischem Papier in einer besondern Ausgabe zu bieten.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben:

Die Philosophie des Lebens der Natur

gegenüber

den bisherigen speculativen und Natur-

Philosophien.

Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet

von Heinrich Vogel.

Gr. 8. Seglätetes Velinpapier. Geh. Preis 1½ Thlr.

Braunschweig, im April 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Sanskrit-Literatur.

Prabodha Chandrodaya

Krishna Misri Comodia.

Edidit scholisque instruxit

Hermannus Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser Ausgabe, den Sanskrit-Text enthaltend (1835), kostet 1 Thlr.; für die Besitzer desselben wird das zweite Heft, das soeben neu erscheint und die Scholia enthält, für 1 Thlr. 15 Ngr. einzeln geliefert.

Durch den Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage: **Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 1841. 20 Ngr.

Kathā Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **J. A. Brodhans** in Leipzig für 1845 erscheinende Zeitschriften und Anzeigblätter aufgenommen:

1)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die Insertionsgebühren betragen für die dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Rgr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

2)

Allgemeine Pressezeitung.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Insertionsgebühren werden für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit $1\frac{1}{2}$ Rgr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

3)

Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der Blätter für literarische Unterhaltung sowie auch mit den Monatsheften der *Zeitschrift* von *Wien* ausgegeben. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden an Insertionsgebühren $2\frac{1}{2}$ Rgr. berechnet, und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thln. den Blättern für literarische Unterhaltung, der *Zeitschrift* aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Rgr. beigelegt oder beigeheftet.

4)

Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem *Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur* von *Verdross* ausgegeben, und Inserate in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Rgr., besondere Anzeigen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

5) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich und werden Anzeigen für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit $1\frac{1}{2}$ Rgr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

6)

Pfennig-Magazin.

Das *Pfennig-Magazin* erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 5 Rgr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen Vergütung von $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7)

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Ankündigungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Rgr. berechnet, besondere Beilagen derselben gegen eine Gebühr von $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8)

Deutsches Volksblatt.

Von demselben erscheint monatlich eine Nummer von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Rgr., besondere Beilagen werden mit $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Tausend berechnet.

9)

Conversations-Lexikon. Neunte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen u. dgl. abgedruckt, und bei einer Auflage von 30,000 Exemplaren für den Raum einer Zeile 10 Rgr. berechnet.

Von dem im Verlage von **Brodhans & Wenner** in Leipzig erscheinenden

10)

Echo

werden wöchentlich zwei Nummern ausgegeben. Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit $1\frac{1}{2}$ Rgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. IX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-
Universität zu Erlangen
im Sommer-Semester 1845 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminars der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, die kleinen Propheten, christliche Moral. — Dr. Engelhardt: Übungen aus dem Gebiete der speciellen Dogmengeschichte, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und catechetischen Seminars, Siturgil oder Theorie des christlichen Cultus. — Dr. Thomasius: Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Lehrbegriffs, praktische Erregung des Neuen Testaments, Colloquium über wichtige dogmatische Fragen. — Dr. Kraft: Eschatologie, Pastoraltheologie. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitut, Symbolik und Polemik.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahreskursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, ein Conversatorium. — Dr. Schmidlein: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeinen und bairischen Criminalproceß, Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalproceßes. — Dr. Laspéyres: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, einzelne ausgewählte Lehren des allgemeinen preussischen Landrechts, unter Vergleichung der bairischen, badischen und österreichischen Gesetzgebung. — Dr. Schelling: Referirungskunst, Rechtsphilosophie, Theorie der summarischen Proceße mit Einschluß des Concursproceßes, Repetitorium über Theorie des ordentlichen Civilproceßes. — Dr. Briegleb: gemeines und bairisches Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten, Civil-Practicum. — Dr. von Scheurl: bairisches Staatsrecht, Institutionen und Geschichte des römischen Rechts. — Dr. Gengler: Quellengeschichte und Alterthümer des deutschen öffentlichen und Privatrechts, Auslegung der Strafgesetze in Verbindung mit Interpretation ausgewählter Artikel der Carolina, bairisches Privatrecht. — Dr. Drbolff: Erbrecht, ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts.

Medizinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, botanische Excursionen, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Anthropologie, Physiologie und Hygiene, Psychiatrie. — Dr. Rossitz: geburtsärztliche Klinik, theoretische und praktische Geburtskunde. — Dr. von Siebold: Experimental-Physiologie und Histo-
logie, vergleichende Anatomie, Repetitorium über zoologische Gegenstände in Verbindung mit Demonstrationen in der zoologischen Sammlung am Mikroskope. — Dr. Seyfelder: Augen-

heilkunde, Chirurgie, chirurgische Klinik, cursus operat. chir. — Dr. Canstatt: gerichtliche Medicin, Nerven- und Hautkrankheiten, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Ertz: Semiotik, Toxikologie. — Dr. Fleischmann: über die feinere Structur der Gewebe im menschlichen und thierischen Körper und über den Gebrauch des Mikroskops, mit besonderer Beziehung auf Physiologie und Pathologie, Angiologie und Neurologie, Osteologie und Syndesmologie. — Dr. Krieb: Geschichte der Chirurgie, Krankheiten der Knochen, Cursus der Augenoperationen an Thieraugen, Anweisung in der Anwendung des Heine'schen Osteotoms. — Dr. Will: Anatomie und Physiologie der Pflanzen, über einzelne Gegenstände aus der allgemeinen Naturgeschichte, zoologische Übungen in Verbindung mit Vorträgen über vergleichende Histologie. — Dr. Winterich: Physikalische Diagnostik mit Übungen an gefunden und frankem Individuen, specielle pathologische Anatomie in Verbindung mit mikroskopischen Untersuchungen, Semiotik mit Demonstrationen am Krankenbette.

Philosophische Facultät.

Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, praktische Philosophie, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kasper: encyclopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Kritik der neuern Chemie mit besonderer Rücksicht auf Physiologie, Theorie der Pharmacochemie, Theorie der Agriculturchemie, Elementaranalyse, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, allgemeine Länder- und Völkerkunde. — Dr. Döberlein: Übungen des philosophischen Seminars, Nax des Sophokles, Gymnasialpädagogik. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. von Staadt: Elementarmathematik, neuere Geometrie. — Dr. Fischer: Geschichte der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die speculativen Systeme der neuesten Zeit, philosophische Ethik, Idee der Persönlichkeit. — Dr. Drechsler: Einleitung in die kanonischen Bücher des Alten Testaments, Sefala, arabische und syrische Sprache, Sanskrit. — Dr. Nagelsbach: Erklärung der Reptinea des Demosthenes, griechische Stilübungen, Hom. II. XXII—XXIV, Cic. pro Sextio. — Dr. Weinlig: Rationalökonomie, Polizei, Encyclopädie der Kameralwissenschaften. — Dr. Fabri: die Lehre vom Gelde, Technologie verbunden mit Excursionen, Rationalökonomie. — Dr. Winterling: Ästhetik, Shakespeares Hamlet, englische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie, Anfertigung pharmaceutischer Präparate im chemischen Laboratorium, Examinatorium über Pharmacie. — Dr. von Schaben: Ästhetik, Physiologie und Anthropologie, über die letzten Entwicklungen der Geschichte. — Dr. Heyder: Religionsphilosophie, Ethik, Entwicklung der platonischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur neuern. — Dr. von Raumer: Rabelungen, Reineke Bos.

Die Langkunst lehrt Fäbisch, die Fest- und Schwimmkunst Ducht.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstkabinett Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Im Verlage von **J. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.

Nach den besten Quellen bearbeitet

VON

William Löbe.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg wurde dieser Schrift von dem Preisirichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:
Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.
Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

In Berlin bei **Mittler**, in Hannover bei **Hahn**, in Wien bei **Gerold** (und in allen Buchhandlungen) zu haben:

(Als ein schätzbares Buch ist zu empfehlen:)

55 (500) beste

Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Als Husten — Schnupfen — Kopfschmerz — Magenschwäche — Magensäure — Magenkrampf — Diarrhöe — Hämorrhoiden — träger Stuhlgang — Sicht — Rheumatismus — Engbrüstigkeit — Schlassucht und gegen

45 andere Krankheiten; verbunden mit:

- 1) **Allgemeinen Gesundheitsregeln.**
- 2) **Die Kunst lange zu leben** (nach Lufeland).
- 3) **Die Wunderkräfte des kalten Wassers.**
- 4) **Mittel zur Stärkung des Magens und**
- 5) **Lufelands Haus- und Reise-Apothek.**

Sechste verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Nicht leicht möchte es ein nützlicheres Buch als das obige geben, welches bei allen Krankheitsvorfällen Rath und Hülfe leistet. Da, wo die kräftigste Arznei vergebens angewandt wurde, haben die hier vorgeschriebenen Hausmittel die Krankheit geheilt. Tausende von Menschen haben diesem nützlichen Buche die Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu verdanken.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 3te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

- I. Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal. Zweiter Abschnitt. — II. Der Feldzug 1704 in Italien. Erster Abschnitt. — III. Scenen aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments König von Württemberg (vorher Blankenstein-Husaren). — IV. Berichtigung. — V. Kriegsscenen: 1) Gefecht bei Serpinnes am 17. Mai 1792. 2) Worpöschenscharmügel bei Somain am 28. Mai 1794. 3) Angriff einer österreichischen Patrouille auf den Feind bei Chiavenna am 8. Mai 1799. 4) Gefecht bei Pontremoli am 12. Mai 1799. 5) Episode aus

dem Gefechte bei Novi am 6. November 1799. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland.

Auf den Jahrgang 1845 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 fl. C.-M. angenommen.

Interessante Neuigkeit.

Die

Nordsee-Mittelmeerbahn

und der

Main-Weerra-Elbe-

Kanal

von

Adolf Schaubach.

Mit einer Eisenbahn- und Kanalkarte von Deutschland.

Preis 10 Sgr., oder 36 Kr. Rhein.

Hildburghausen, im April 1845.

Das Bibliographische Institut.

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. **A. Berger.**

Sechster Jahrgang 1845. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1 1/2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

März. Nr. 18—25.

Inhalt: Widerlegung der hauptsächlichsten Gründe der Vertheidiger des Nachdrucks. Von **A. B. Hoffmann.** (Schluß des ersten Artikels und zweiter Artikel.) — Die zweite badische Kammer über den Rathys'schen Antrag auf Herstellung des freien Gebrauchs der Presse. (Fortsetzung und Schluß.) — Separatvotum des Dr. **J. Laube** als Mitglied des Sachverständigenvereins für literarisches Eigenthum, die Nachdruckfrage der Gedichte von **Karl Beck** betreffend. — Was heißt „wider den Staat, Religion und gute Sitten schreiben“? — Erkenntniß der leipziger Kreisdirection in Folge einer Censurbeschwerde des „**Gerold**“. — Schritte in England und Preußen zur Herstellung eines internationalen Verlagsrechts. — Berichtigung. Von **Adv. B. Brandt.** — Bemerkungen zu den „Bedenken gegen das Gutachten des leipziger Sachverständigenvereins“. Von **Alb. Berger.** — Eine bescheidene Vorstellung. — Beiträge zur Kenntniß der hamburger, dänischen und schleswig-holsteinischen Preßzustände. — Alphabetisches Verzeichniß der im J. 1844 in deutscher Sprache erschienenen Schriften in Preß- und Nachdruckangelegenheiten. — Erklärung auf das Gutachten der ersten Section des Sachverständigenvereins für literarisches Eigenthum zu Leipzig. Von **Karl Beck.** — Proceß gegen den Verfasser, Verleger und Drucker eines Werks wegen sechsfachen Preßvergehens. — Die Rechte der Componisten in Rußland. — **Nachrichten und Notizen; Bücherverbote; Literarische Anzeigen.**

Leipzig, im April 1845.

J. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen unser
Bulletin de la librairie française,

von welchem die erste Nummer des Jahrgangs 1845, die in den Monaten Januar und Februar erschienenen Neuigkeiten des französischen Buchhandels umfassend, eben ausgegeben wurde.

Durch dieses Bulletin wünschen wir unsern Geschäftsfreunden, welche gewohnt oder geneigt sind, von uns ihren Bedarf französischer Bücher zu beziehen, eine Übersicht der neuesten Erscheinungen zu geben. Einige erläuternde Worte, die wir oft den Titelangaben hinzusetzen, werden ihnen hoffentlich dabei nicht unwillkommen sein.

Wir empfehlen bei dieser Veranlassung unsern bedeutenden Lager neuerer und älterer Werke der französischen Literatur; Bestellungen werden von uns aufs pünktlichste ausgeführt und die billigsten Bedingungen gern gewährt.

Leipzig, im April 1845.

Brockhaus & Avenarius,
 Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Sieben erschien bei uns:

Das Papstthum

und
 die Päpste

von
C. S. Weber.

Drei Bände. Zweite Auflage.

7 Thlr. 7½ Ngr. (7 Thlr. 6 gGr.), oder 13 fl. 3 Kr.
 Stuttgart, im April 1845.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

Bei **Leopold Voss** in Leipzig zu haben:

Beiträge zur alten Literatur

oder

Untersuchungen über Philo., Plinius I., Ptolomäus, Dionysius, Areopagita, Hephaestio, Porphyrius, Basilus, Olympiodor und Theodorus Metochita. Nach St.-Petersburger Handschriften nebst Copien einiger unedirten griechischen Inschriften

von

Eduard von Murali.
 Gr. 8. St.-Petersburg. 1844. 16 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von **Olen.** Jahrgang 1845.
 Zweites und drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **ISIS** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Seite mit 2½ Ngr. berechnet. Besondere Anzeigen zc. werden der **ISIS** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1845.

J. A. Brockhaus.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

über die

Finanzen,

den

Staatscredit, die Staatsschuld,

die

finanziellen Hilfsquellen und das Steuersystem

Oesterreichs;

nebst

einigen Vergleichungen zwischen diesem Lande, Preußen und Frankreich.

Von

L. v. Tegoborski,

k. k. Geheimrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Verfasser des Werkes:

Ueber den öffentlichen Unterricht in Oesterreich;
 von einem fremden Diplomaten.

Nach dem französischen Originale
 treu übersetzt von

F. L. B.;

zugleich aber mit wichtigen Berichtigungen und Zusätzen
 von Seiten des Verfassers bereichert.

Erster Band.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag broschirt.

Erscheint in 2 Bänden. Preis für beide Bände 4 Thlr.

Die Verlagsbuchhandlung beehrt sich, das Erscheinen eines Werkes anzuzeigen, das nicht nur durch seinen hochwichtigen, bisher noch niemals so ausführlich besprochenen Gegenstand, sondern auch durch den Eifer Interesse erregen muß, mit dem bereits Stimmen aller Parteien dafür und dagegen in die Schranken traten, und das — ein gewiß seltener Fall — einen Übersetzer gefunden hat, welcher, der Ausfertigung seiner persönlichen Meinung sich überall entschlagend, die überaus zierliche Diction des Originals in ihrer ganzen Fülle wiederzugeben verstand, ohne dieser schweren Aufgabe auch nur die leiseste Ruance des Originals zu opfern.

KALTSCHMIDT, J. H.,

PETIT DICTIONNAIRE

COMPLET

français - allemand et allemand - français,

composé d'après les meilleurs ouvrages etc.

Vollständiges

Faschen-Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken bearbeitet.

Zweite Auflage.

16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Trotz der vielen ähnlichen Werke hat sich Kaltschmidt's Taschen-Wörterbuch einen so raschen Eingang verschafft, daß binnen Jahresfrist die zweite Auflage nöthig wurde — der beste Beweis, daß seine Vorzüge: **Wertreichtum, schöne typographische Ausstattung** und ein verhältnißmäßig **sehr billiger Preis**, die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Für Bibliotheken, Theologen u. s. w.

Durch Ankauf einer Anzahl Exemplare sind wir in Stand gesetzt zu ermäßigtem Preise abzugeben:

Sancti Patris Gregorii Theologi

vulgo Nazianzeni

Opera omnia

post operam et studium monachorum ordinis Sancti Benedicti

e congregatione Sancti Mauri

(græco et latine)

edente et accurate

A. B. Caillau.

Tomus secundus.

Ein starker Band in Imperialfolio von XXIV und 1396 S.
Herabgesetzter Preis 18 Thlr.

Nachdem die Benedictiner im Jahre 1788 den ersten Band des Gregor von Nazianz herausgegeben hatten, alle Materialien für den zweiten Band bereit waren, machten die Aufhebung des Ordens und die damaligen Beiter Ereignisse dessen Erscheinen unmöglich. Erst im Jahre 1840 konnte man wieder an die Herausgabe dieses Bandes gehen, der nun vollständig vorliegt.

Die trefflichen, von den Benedictinern veranstalteten Ausgaben der Kirchenväter finden sich in allen Bibliotheken und sind stets gesucht; der zweite Band des Gregorius Nazianzenus wird daher Allen sehr willkommen sein, welche den ersten Band besaßen.

Leipzig, 2. April 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

1845. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 5 Kgr.; Beilagen werden mit $\frac{1}{4}$ Thlr. für das Tausend berechnet.

März. Nr. 113—117.

Inhalt: * Karl der Große. — Die Elefanten auf Ceylon. — * Die Portlandvase. — Die ausgezeichneten Verstorbenen des Jahres 1844. — Der Meddah. — * Der Dom zu Köln. — Die Reise nach Paris mit der Messagerie. — Zur Naturgeschichte des Hundes. — Das Johanniskloster im Bezirke Ruzh. — * Das Schloß von Dublin. — Länder- und Völkerkunde. — Ein indisches Märchen. — Die Perücke. — Leben und Sterben. — Rettung durch Holzpantoffeln. — Soachim Kettelbeck. — Der Great Britain. — * Erlangen. — Mittheilungen aus der Capolonie. — Der gefällige Steuerbeamte. — Die Hölle. — * Die Koffebändler des Baron Elobt v. Sargenburg. — Irland. — Die Schlagsuhr. — Algier. — * Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Die Prämie. — Natur und Kunst. — * Friedrich August der Gerechte. — Der Mondstrahl.

Der Winter von 1844. — * Der Libanon. — Siegfried und Starkard. — Die Rettungshütte auf dem Ariberg. — * Lufis. — Die türkischen Buchhändler. — Naturgeschichtliches. — Eine englische Gerichtsscene. — Die Feier des Johannistags in Peru. — * Anekdoten. — * Miscellen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge des Pfennig-Magazin wurde im Preise herabgesetzt:

I.—X. Band (1833-42) zusammengekommen 10 Thlr.

I.—V. Band (1833-37) zusammengekommen 5 Thlr.

VI.—X. Band (1838-42) zusammengekommen 5 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Kgr.

Zu herabgesetzten Preisen sind fortwährend zu beziehen:
Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Kgr.

National-Magazin. 1 Band. 20 Kgr.

Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengekommen nur 2 Thlr.
Leipzig, im April 1845.

J. A. Brockhaus.

In Berlin bei Mittler, in Hannover bei Hahn, in Wien bei Gerold (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Dr. Albrecht,

Hülfsbuch für Alle, die an

Schwäche der Geschlechtstheile

leiden. — Entwicklung ihrer Ursachen, ihre Erkenntniß und sicherste, beste und leichteste Heilmethode. Dritte ganz umgearbeitete, sehr verbesserte und mit mehreren, durch neue Erfahrungen bewährten Hülfsmitteln versehene Auflage.
Preis 16 Kgr., oder 36 Kr. Rhein.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

G e s c h i c h t e

der

Eroberung von Mexico

mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez.

Von

William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersezt.

Zwei Bände.

Mit zwei lithographirten Vaseln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir von Prescott durch denselben Übersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

J. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Zfz.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

Vericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1845

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1845:

- *1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor F. Böhlau. Jahrgang 1845. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Doch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird 1 Bogen für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Rgr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

In besondern Beilagen liefert die Deutsche Allgemeine Zeitung die Uebersetzung von Eugén Sue's neuestem Roman „Der ewige Jude“ immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel“.

- *2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: F. Brockhaus. Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

- *3. **Zfz. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie.** Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1845. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Verbindungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Rgr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Rgr. der Zfz. beigelegt oder beigeheftet.

- *4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von William Löbe. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1845. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Rgr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Rgr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.

- *5. **Neue Jena'sche Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. K. A. Hase, Hof- und Justizrath Prof. Dr. A. L. L. Michelsen, Geh. Hofrath Prof. Dr. Dt. G. Klosser, Prof. Dr. K. Saell, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1 1/2 Rgr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

- *6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammen genommen halt 19 Thlr. 15 Rgr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Rgr. Der neuen Folge erster und zweiter Jahrgang (1843 und 1844) kosten jeder 2 Thlr.

Gemäß im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Rgr. Einzelne Jahrgänge 20 Rgr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Rgr.

Sechste vier Bände zusammen genommen nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Verbindungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Rgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.

- *7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. E. Ghl. Gersdorf. Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2 1/2—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Verbindungen in denselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Rgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Rgr. beigelegt.

- *8. **Allgemeine Pressezeitung.** Herausgegeben von Dr. W. Berger. 1845. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Rgr.

Wird Freitags ausgegeben.

Ansätze in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1 1/2 Rgr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

- *9. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. M. Haas. Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Rgr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Denselben ist ein

Intelligenzblatt,

für Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Rgr., besondere Beilagen werden für jedes Laufend mit 1/2 Thlr. berechnet.

Als selbständiges Beiblatt zum Deutschen Volksblatt erscheint:

Sobald ist erschienen und bei

BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,

am Graben, Sparkassegebäude, zu haben:

Portisches Lesebuch

für Anfänger,

oder eine stufenweise fortschreitende Sammlung der interessantesten Dichtungen in der englischen Sprache, mit den leichtesten Stücken, der Fassungskraft eines Kindes angemessen beginnend, und mit den erhabensten Schöpfungen eines Spenser, Shakespeare und Milton endigend. Das Ganze mit einer deutschen Übersetzung der schwierigsten Wörter auf jeder Seite versehen, einer Erklärung des englischen Versbaues und Reimes enthaltend, nebst Bemerkungen über die verschiedenen Dichtungsarten, und einer Anleitung, die englische Poesie richtig zu lesen,

von

Karl Gaults Clairmont,

außerord. öffentl. Professor der englischen Sprache und Literatur an der k. k. Universität und an der k. k. Theres. Ritter-Akademie in Wien.

8. Wien 1845. In Umschlag elegant geheftet.

Von diesem Werke geruhte Ihre kaiserl. Hohheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin **Marie Caroline** die Dedication anzunehmen.

Preis brosch. 1 Thlr., in englischer Leinwand geb. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Früher sind von demselben Verfasser erschienen:

Vollständige Englische Sprachlehre,

die Syntaxis in dreißig Lektionen eingetheilt, durch Beispiele erläutert, von einer stufenweisen Reihe von Übungen mit genauer Betonung der vorkommenden englischen Wörter begleitet, und mit einem separirten Schlüssel versehen, wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hülfe eines Lehrers selbst ausbessern kann.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Wien 1844. Preis mit Schlüssel 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 gGr.), ohne Schlüssel 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Handbuch Englischer Gespräche,

die gebräuchlichsten Ausdrücke der Umgangssprache mit Bezug auf die Gewohnheiten, Eigenheiten, Sitten und Verfassungen Englands, eine Erklärung der englischen Patrie und ein Capitel über die Serausdrücke enthaltend.

8. Wien 1844. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundlehren

der

deutschen Sprache.

Von

Joh. Mich. Kirtel,

Professor am k. k. polytechnischen Institute.

Dritte, verbesserte Auflage.

Wien 1845. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Dieses Buch trägt die Sprachlehre in einer solchen Ausführlichkeit und Gründlichkeit vor, wie es dessen Zweck, zur schriftlichen Gedankenmittheilung zu führen, für schon etwas vorgeschrittene Schüler verlangt. Verbessert ist diese dritte Auflage vorzüglich in der Satzfügung und auch in der nähern Vorbereitung zu schriftlichen Aufträgen. Diese beiden Theile enthalten die Lehren, welche den Übergang von der Grammatik

First

Poetical Reading-Book, Being

a progressive collection of the most interesting pieces in verse in the english Language; beginning with the simplest poems, adapted to the capacity of children, and finishing with some of the sublimest inspirations, of Spenser, Shakespeare and Milton, the whole accompanied by a german translation of the most difficult words at the bottom of each page, and preceded by an explanation of english versification and rhyme, with an introduction to the different styles of poetry, and remarks on the proper manner of reading it,

by

Charles Gaults Clairmont,

Professor Extraordinary of the English Language and Literature at the Impl. and RL University of Vienna and at the Impl. and RL. Ther. Academy of Nobles.

Für Lesecircle und Leihbibliotheken.

Bei **C. E. Belpache** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beloni, G. E. N., Die armen Weber und andere Novellen, aus den Mysterien einer neuern und ältern Zeit. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Charles, Jean (Verfasser von „Schöne Welt“, „Donna Lucretia“), Der Abenteurer oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.

Im **Verlags-Magazin** in **Petz** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

L'Eco d'Italia.

Eine Sammlung italienischer und deutscher Gespräche und Redensarten, welche im gesellschaftlichen Leben vorkommen, sowie auch der gebräuchlichsten Idiotismen und Sprichwörter. Nach Roteri, Moretti, Vergani und Morand für Deutsche bearbeitet.

8. Brosch. 15 Ngr.

Graham's Gesundheitslehre.

Ein Handbuch zur Vervollkommenung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens durch geordnete Diät und Lebensweise für Gesunde und Kränklige.

Nach der fünften Originalausgabe bearbeitet und vermehrt von Dr. Raubert.

8. Broschirt. 25 Ngr.

Die Wunderkraft der Wärme,

oder: Populaire Winte sich vor Erkältung, Husten, Rheumatismen und Schwindsucht zu bewahren, und sich von diesen Krankheiten auf die leichteste Weise zu befreien, von Georg Lefevre, M. D. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals übersetzt und mit Anmerkungen versehen von einem praktischen Arzte.

8. Broschirt. 1 Thlr.

Soeben sind in der **Schlesinger'schen** Buch- u. Musikhandlung in **Berlin** erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Berlioz, Die moderne Instrumentation und Orchestration. — Gr. Traité d'Instrumentation. Lief. III—IV. à 1 Thlr.

Alkan, L'Amitté p. Piano. 1/4 Thlr.

Anhang zu allen Clavierschulen. Leichte und fortschreitende 4händige Pianofortestücke für den Unterricht, comp. von Cramer, Czerny, Döhler, Kalkbrenner, Kullak, Liszt, Moscheles, Prudent, Rosenhain, Thalberg. Lief. I. 1/2 Thlr. Lief. II—VIII. à 1/2 Thlr.

Auswahl Nr. 68. Wingakerslicka. Schwedisches Lied der Jeany Lind. 5 Sgr.

Busseck, La chasse p. Piano. 10 Sgr.

Carschmann, Ich schnitt es gern, f. Alt od. Bariton. 7 1/2 Sgr.

Czerny, 50 Tonleiter-Uebungen f. Piano zu 4 Händen. 3 Lief. Op. 751. à 1/2 Thlr. — 25 Etudes caractéristiques p. Piano. Op. 755. 4 Livr. à 1/4 Thlr. — Le Style. 25 Etudes de Salon p. Piano. Op. 756. 4 Livr. à 1 Thlr.

David, Félie., 3 Romances et Mélodies nouv. p. Soprano ou Tenore, franz. u. deutsch. à 5 Sgr. Le jour des morts — Der Tag, f. Bass. 10 Sgr.

Döhler, Carlotta-, Maria- et Elisa-Polka p. Piano. Op. 56. 3 Livr. à 12 1/2 Sgr., f. Orchester 1 Thlr.

Eckardt, Lieder f. Sopran od. Tenor v. Frl. Tuzek gesungen. 2/3 Thlr.

Gumbert, 5 Lieder f. Sopran od. Tenor. Op. 7. 2/3 Thlr. Das bettelnde Kind. Op. 8. 1/2 Thlr. In den Augen. Weil ich nicht anders kann. Für Alt od. Bariton. à 1/4 Thlr.

Gungl, Op. 6—10: Vive la danse! Walzer. Heiter auch in ernster Zeit! Walzer f. Pfte à 1/2 Thlr. Proteus-Polka, Faschingstreiche-Galopp f. Piano à 5 Sgr. Beide f. Orchester 1 1/2 Thlr. Vorwärts! Marsch f. Orchester. 25 Sgr., f. Piano 5 Sgr.

Meller, Silvana, Pastorale p. Piano. Op. 48. 1/2 Thlr.

Münter, Fr., Cornelia-Valse p. Piano. 10 Sgr.

Kalkbrenner, Causeries p. Piano. Op. 128. 1/4 Thlr.

Kullak, Carnaval de Venise p. Piano. Op. 9. 1/2 Thlr. —

Grâce et Caprice p. Piano à 4 mains. Op. 25. 17 1/2 Sgr.

Krebs, Der Stern. Op. 127. f. Sopran u. Alt. 12 1/2 Sgr.

5 Lieder f. Alt od. Bariton. Op. 135. à 10—12 1/2 Sgr.

Lemcke, Ständchen f. Sopran od. Tenor. Op. 24. 10 Sgr.

Lührs, Lied: Und wüsten's die Blumen. Op. 12. 10 Sgr.

Osborne, Menuet p. Piano. Op. 46. 5 Sgr.

Paneron, 25 Exercices et 25 Vocalises pour Mezzo-Soprano av. Piano. 4 Thlr.

Prudent, Scherzo p. Piano. Op. 19. 12 1/2 Sgr.

Reissiger, Männerchorgesänge u. Quartette für frohe Liedertäfler. 2te Sammlung. Op. 176. Hft. II. 25 Sgr. — 3^o Trio brillant et non difficile p. Piano, Violon et Violoncelle. Op. 181. 1 1/4 Thlr.

Rosellen, Barcarolle p. Piano. Op. 54. 5 Sgr.

Schaeffer, Das Pfäfflein. Für Bariton od. Bass. 5 Sgr.

Thalberg, Nocturne p. Piano. Op. 51 bis. 1/2 Thlr. Romanza p. Piano. 12 1/2 Sgr.

Truhn, Op. 69—75: An der Donau f. Sopran od. Tenor. 17 1/2 Sgr. L'Ombra — Der Schatten f. Bass. Scheiden und Leiden f. Alt od. Bariton. à 12 1/2 Sgr. Stille Lieder von Beck f. eine Singst. 1/2 Thlr. Volklied: Die zwei Hasen. 5 Sgr.

Wolf, Rondo-Valse du Lazzarone p. Piano. Op. 108. 17 1/2 Sgr.

Belletristische Nova für gebildete Leser.

Bei **H. Wiedera** in **Leipzig** sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lorenz, B., Vor 51 Jahren und heute. Roman in zwei Theilen. 8. Brosch. 2 Thlr.

St. Reitz, Das Haus der Nichte. Novelle. Zwei Theile. 8. Brosch. 2 1/2 Thlr.

Otto, Luise, Die Freunde. Roman. Drei Theile. 8. Brosch. 3 1/2 Thlr.

Penseroso, Treue und Untreue. Novelle. Zwei Theile. 8. Brosch. 2 1/2 Thlr.

Gustav von See, Rancé. Roman. Drei Theile. 8. Brosch. 4 Thlr.

Die Schriften dieser bekannten wie beliebten Verfasser und Verfasserinnen haben überall so erfreulichen Anklang gefunden, daß weitere Lobspprüche überflüssig sein dürften. Wer die früheren Romane obiger Belletristiker gelesen, wird nach den neuen gern verlangen und sie kennen lernen wollen; ganz besonders mögen sämtliche dem lesenden Publicum empfohlen sein.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

Hydrographie des russischen Reiches

oder

geographisch-statistisch-technische Beschreibung seiner floss- und schiffbaren Flüsse und Seen, seiner Küsten, innern Meere, Hafen und Anfuhrten. Ein von der k. Akademie der Wissenschaften eines Demidow'schen Preises gewürdigtes Werk.

Von

J. Ch. Stuckenberg.

In vier Bänden. Erster und zweiter Band.

Gr. 8. St.-Petersburg 1844. 3 Thlr. 15 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Atlas“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Essai historique sur l'origine des Hongrois, par A. De Gérando. Paris 1844.

Es ist in Paris eine Broschüre über die Abkunft der Ungarn erschienen, welche den Herrn A. De Gérando zum Verfasser hat, der einen vor ihm in der Literatur bekannten Namen trägt. Jetzt, wo das Studium der historischen Kritik so viel Wichtigkeit erlangt hat, entspricht der Essai einem wahren Bedürfnis. Der Autor, der Ungarn bewohnte, hat die Volksagen und Rationalgeschichtschreiber zu Rathe gezogen, er hat den Charakter und die Gesichts-bildung der Ungarn aufgefaßt und sich befugt gefühlt, den finnischen Ursprung, den man ihnen beilegen will, zu verwerfen. Nach seiner Rückkehr in Frankreich hat er durch wissenschaftliche Beweise seine Reiseeindrücke zu unterstützen gesucht. Dank den dortigen Bibliotheken, stunden ihm die alten arabischen, byzantinischen, deutschen, italienischen und französischen Geschichtschreiber zu Gebote — alle sprachen sich über den Ursprung der Ungarn übereinstimmend aus.

Alle diese Beweise mit Ordnung und Klarheit dargestellt, lassen im Geiste des Lesers keinen Zweifel zurück, um so mehr, da Herr De Gérando zuvor die historischen und philologischen Beweise der Verechter des finnischen Ursprungs umfließt. Der gewissenhafte und unbefangene Leser wird erkennen, daß das ungarische Volk ein orientalisches sei, welches sich den Ottomanen nähert und das, ehe es sich am Kaukasus und später in Pannonien niederließ, den asiatischen Continent im Romandenzustande durchstreifte.

Wir weisen den Leser auf das Werk des Herrn De Gérando hin, das interessanter behandelt ist, als Bücher dieser Art gewöhnlich zu sein pflegen, und machen es uns jetzt zur Aufgabe auf eine bittere Kritik zu antworten, welche in Dr. C. C. Gerbors's „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur“ (1844) erschienen ist.

Man muß wünschen, daß nicht ungerechte Verdamnung den Vorläufer eines Buches mache und das unbefangene Urtheil des Publicums bestechen.

Der Recensent, Herr Sabeleng, sagt: „Der Verfasser entwickelt durch historische Gründe, daß die Ungarn aus der Gegend zwischen der Wolga, dem Tais und dem kaspischen Meer und nicht von den Quellen der Wolga, aus Finnland oder Lappland gekommen sein können“, und fährt fort: „Letzteres wird schwerlich Jemand behaupten.“ Der Herr Kritiker sollte wissen, daß diese Idee sich von 1793 herschreibt, wie es Herr De Gérando im Anfange seines Buchs sagt. Joseph Jager in Wien stellte sie zuerst auf und sie fand so viele Anhänger, daß 1837 die Académie des inscriptions dem Herrn Dussieux einen Preis gab, der in seinem Werke über die Invasionen der Ungarn diesen Irrthum wieder vorbrachte. Ferner müssen wir bemerken, daß den deutschen Schriftstellern zufolge, die Herr De Gérando bekämpft, der lappländische Dialekt unter allen finnischen Dialekten derjenige ist, der sich am meisten der ungarischen Sprache nähert. Der Verf. hat daher weder seine Zeit verloren, noch einen Irrthum begangen, indem er die Idee eines lappländischen Ursprungs bekämpft.

Man kann den Herrn Recensenten fragen, welchen Beweis er zu geben meint, indem er von den Escherimissen, Permianern und Nordwinen spricht. Er scheint sagen zu wollen, daß es einerseits gewisse nordfinnische Völkerschaften gibt, mit denen es ganz ungereimt wäre eine Verwandtschaft der Ungarn vor-

aussetzen zu wollen und andererseits offfinnische Völkerschaften, mit denen es möglich wäre die Ungarn in Verbindung zu bringen. Der Recensent muß wissen, daß die finnische Race ganz ausschließlich nordisch ist, daß ihr Name von dem Scandinavischen *foan* (Cumpf) kommt, weil das Vaterland dieser Race, Finnland, voll Cumpfe ist. Diese Race gehört daher ursprünglich einem nordischen Vaterlande an, wie es noch heutzutage der Charakter dieser Völker beweist, und um den Ungarn einen finnischen Ursprung geben zu wollen, müßte man ihren orientalischen Charakter verleugnen. Dieses beweist der Verf. von S. 50—62, was der Recensent indeß klüglich mit Still-schweigen übergeht.

Der Kritiker spricht noch von Groß-Ungarn, Rumanien u. s. w.; er zeigt die Lage dieser Länder an; er citirt Plan Carpin, alles dieses vielleicht, um den Verf. zu belehren; zum Unglück führt Herr De Gérando alle diese Stellen selbst S. 17 an, sodas man sich fragt, ob der Kritiker nicht vergessen hat, daß er den Autor bekämpfen will. Der Recensent wirft dem Verf. vor, Klaproth nicht erwähnt zu haben. Wäre Herr De Gérando der Auffas des Herrn Sabeleng bekannt geworden, so hätte er ihm gewiß aus Dankbarkeit für die kostbaren Belehrungen über Groß-Ungarn und Rumanien den Aufschluß gegeben, daß Klaproth nicht ungarisch konnte und daher keine Autorität ist, da der Verf. erklärt hat, daß er sich nur mit denjenigen Gegnern beschäftigen wird, die mit Einsicht von der ungarischen Sprache reden können, weshalb er Gyarmathi und Sajnovics anführt. Benachrichtigen wir zugleich den Recensenten, daß Klaproth's Mangel an Gewissenhaftigkeit anerkannt ist. Er hatte z. B. die Meinung angenommen, daß die Ungarn nicht am Kaukasus verweilt hätten, und als er die in arabischer Sprache geschriebene Geschichte Derbend's anführt, läßt er absichtlich die in diesem Werke enthaltenen Beweise ihres Durchzugs durch den Kaukasus aus, weshalb sich der Verf. ohne Zweifel berechtigt glaubte, ihn zu übergehen.

Es ist eine Stelle, wo der Kritiker den Verf. auf arge Weise mißverstanden hat, dort nämlich, wo er sagt, der Autor behaupte, die ungarischen Gelehrten verständen die im 7. Jahrhundert geschriebene Biographie der heiligen Margaretha. Zur Begründung dieser Anschuldigung gebraucht der Recensent Worte, die aus dem Werke des Herrn De Gérando entlehnt zu sein scheinen, sich aber dort durchaus nicht finden. Der Verf. sagt S. 49, dieses Buch sei im 13. Jahrhundert geschrieben worden, daher man sagen kann, in der Sprache des 7. Jahrhunderts, denn S. 13 erzählt der Verf., daß im Jahr 1240 von Ungarn ausgesandte Mönche die Sprache derjenigen Ungarn verstanden, die am kaspischen Meere zurückgeblieben waren und sich von ihren Brüdern im 7. Jahrhundert getrennt hatten. Man wird gestehen, daß der Sinn der Worte des Autors sehr von der Auslegung des Kritikers verschieden ist. Wir wollen hoffen, daß der Kritiker mehr aus Mißverständnis als Böswilligkeit dem Autor diese Ungereimtheit zugeschrieben habe.

Da wir entschlossen sind zu glauben, daß der Recensent nicht aus Böswilligkeit fehlt, müssen wir voraussetzen, daß er nicht sehr gut französisch verstehe. Der Autor sagt S. 22: „Gyarmathi, dans un ouvrage qui a été cité, donne une suite de pages contenant des mots hongrois et finnois avec la traduction latine en regard. Des dictionnaires comparatifs ont été publiés. Au moment où l'on ouvre ces livres, en voyant cette file imposante de colonnes, on est sur le point

de se croire convaincu. Mais que doit-on penser quand, en les parcourant un instant, on trouve les mots suivants comme exemples de similitude:

<i>Finnais</i>	<i>Hongrois</i>	
suma	homály	ténédros.
sado	eső	pluie. "

Wie man sieht, citirt der Autor zweierlei Werte, wo finnische und ungarische Wörter vorhanden sind; erstens das Wort *Sparmathi's*, zweitens die vergleichenden Wörterbücher. Wo er die aus diesen Büchern genommenen Exempel anführt (au moment où l'on ouvre ces livres) versteht sich, daß er nicht von *Sparmathi*, sondern von den vergleichenden Wörterbüchern redet, erstens weil sie zuletzt angeführt sind und zweitens weil er die Mehrzahl gebraucht. Was thut der Kritiker? Er läßt mit Geschrei vernehmen, daß in *Sparmathi* diese Exempel nicht enthalten sind. Durch diese Veränderung erscheint der Autor, den bis jetzt Niemand eine Unredlichkeit zur Last legen konnte, als verwegener Erfinder.

Wir wollen den Kritiker auch in Hinsicht des Widerspruchs, den er am Anfang und am Ende des Werkes zu finden meint, beruhigen. Im ersten Paragraph sagt Herr De Gerando, daß die Ungarn am Jais und dem Kaspischen Meere gewohnt haben; im sechsten Paragraph sucht er die Gegenden, die sie bis dahin in Asien inne gehabt haben, zu bezeichnen. „Hier werden auf einmal Wolga, Jais und Kaspisches Meer vergessen“, dieses ist nicht der Fall; nachdem der Autor versucht hat den Weg in Asien anzugeben, sagt er, daß ehe die Ungarn sich in

Pannonien niederließen; sie Syrien und Libedien eingenommen hatten. Wäre der Kritiker mit diesen Namen vertraut, so wüßte er, daß sie die Ufer des Jais bezeichnen.

Man muß dem Herrn Recensenten doch recht dankbar sein, daß er die Wissenschaft so zu befördern sucht; in seinem edlen Eifer macht er eine Entdeckung, er hat nämlich gefunden, daß die Rumanen kein Zweig der Ungarn sind, er berichtet uns, daß sie noch im vorletzten Jahrhundert türkisch redeten. Wir sind froh, aus dem Irrthum gerissen zu werden, denn bis auf diese Stunde glaubten wir, daß die Rumanen nur einen von den Ungarn verschiedenen Accent hatten, wie noch heute die Szekler. Und wir hatten die Gutmüthigkeit uns auf die Diplome der Könige im Mittelalter zu berufen, die immer sagten: *Cumani nostri*. Es ist wahr, daß die alten ungarischen Geschichtschreiber erzählen, daß, nachdem die Ungarn und die Rumanen sich einst vor Kiem geschlagen, sie sich, wie für einen Augenblick verirrte Brüder, wieder versöhnten und vereint nach Ungarn zogen. Alle diese Beweise und andere, die geringe Geister anführen könnten, sind nichts im Vergleich mit den Betheuerungen des Herrn Gabelentz, und in unserer Freude, so neue Dinge zu erfahren, verzeihen wir ihm, daß er sich zur schlechtesten der Kritiken verleitete ließ, nämlich, zu einer mit Bitterkeit und ohne Sachkenntniß geschriebenen Beurtheilung, in der auf vielfache und positive Beweise durch einfache und mit nichts unterstützte Betheuerungen geantwortet wird.

J. R.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1845

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

*24. **Lanz (R.), Correspondenz Kaiser Karl's V.,** aus dem königlichen Archiv und der Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Drei Bände. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (1844) kostet 4 Thlr.

*25. **Lewald's (H.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Dritte und vierte Lieferung oder siebenter bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh.

Die erste und zweite Lieferung (Band 1—6) unter dem Titel: „Ein Menschenleben. Eifter bis sechster Theil“ (1844) kostet 6 Thlr., jede Lieferung 3 Thlr.

*26. **Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben vom Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Sechster und siebenter Band. Gr. 12. Geh.

Der erste bis fünfte Band (1813—44) kosten 7 Thlr. 3 Ngr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's gibt außer den größern Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehrere noch ungedruckte Manuskripte. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne Joseph Mendelssohn und eine Einleitung in Moses Mendelssohn's philosophische Schriften vom Geh. Cabinetrath Brandis.

27. **Moos (G. F.), Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis.** Zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1841) kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Von G. F. Moos erschien früher in demselben Verlage: Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Ope-

rativchirurgie. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

—, Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelahrte, Polizeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, fast vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

Encyclopädie der gesammten Volksmedizin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In sieben Heften. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

28. **Robak (R.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft (1842) kosten 1 Thlr.

Ueber die Fortsetzung dieses Werkes wird nächstens eine besondere Anzeige erfolgen.

einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 20 Ngr. — Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 20 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbkunde. 1823. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöns Künste. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

*42. Brandt (H. G. J. von), Die Offenbarung Johannes des Sehers erklärt. Gr. 8.

*43. Bremer (Frederike), Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen.

Bier — te Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr. Die Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Die besteht in: I. II. III. Die Töchter des Präsidenten. IV. V. Rhin. VI. VII. VIII. Die Familie S. IX. Kleinere Erzählungen. X. XI. XII. Ein Tagebuch. XIII. XIV. Ein Tagebuch. erschienenen Schriften der beliebten in dieser billigen Ausgabe geliefert.

*44. Dante Alighieri's prosaische Schriften, mit Ausnahme der Vita nuova. Aus dem Italienischen überf. von J. P. Kannegiesser. Gr. 12. Geh.

Dante's Schriften sind jetzt vollständig in demselben Verlage erschienen, und einzeln zu erhalten:

Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von J. P. Kannegiesser. Bierre, sehr verbesserte Auflage. Mit Dante's Bildniß, geometrischen Plänen der Hölle, des Purgatoriums und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. — Die hierzu gehörigen Kupferstiche kosten einzeln 16 Ngr.

Prosa'sche Gedichte. Uebersetzt und erklärt von J. P. Kannegiesser und A. Wille. Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von A. Höpfer. Gr. 12. 1841. Geh. 20 Ngr.

*45. Deinhartstein (J. P. J.), Künstler-Dramen. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh.

Inhalt: Phantastisches. — Boccaccio. Zweite Auflage. — Selektor Kopf. Zweite Auflage. — Gens Gens. Dritte Auflage. — Gens in Briefen. Zweite Auflage.

*46. Iconographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse, unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Klinge bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. Jak. Sehrend. Enthaltend 40 Tafeln mit 34 Bogen Text. In Lieferungen. Gross-Folio. Vergl. Nr. 21.

*47. Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien. Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von H. W. Schnitz. 150—160 Tafeln in Folio, mit dem erläuternden Text in Quart.

Die Verlagsbuchhandlung hofft von dem Herrn Herausgeber in den Stand gesetzt zu werden, die ersten Hefte dieses für die Kunstgeschichte des Mittelalters höchst wichtigen Werks im Laufe dieses Jahres ausgeben zu können.

*48. Geschichte eines Hefereichers. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*49. Gräfe (G.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern. Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwicklung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

50. Gräse (J. G. Thdr.), Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionsysteme versehen. In Hefen. Gr. 8.

*51. Günzburg (F.), Studien zur pathologischen Gewebelehre. Erster Band. — Auch unter dem Titel: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwicklung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh.

*52. Gahn-Gahn (Ida, Gräfin), Jenseits der Berge. Zweite vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin ist in demselben Verlage erschienen:

Geschichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr. Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr. Romanische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

53. Lang (E. A. G.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in 6—8 Hefen. Gr. 8.

(Der Beschluß folgt.)

In Karl Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Irrenheil- und Pflegeanstalten Deutschlands, Frankreichs,

samt der

Crotinon-Anstalt

auf dem

Abendbergo in der Schweiz,

mit

eigenen Bemerkungen

herausgegeben von

Dr. Michael Vissanik,

Primararzt der k. k. Irrenheilanstalt zu Wien.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag broch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verfasser machte im verfloßenen Jahre eigene eine Reise zu dem Zwecke, die auf dem Titel genannten Anstalten kennen zu lernen. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Reise legt er in diesem Werke dem Publicum vor und verdient sich auf solche Weise in vollem Masse den größten Dank nicht nur der leidenden Menschheit, sondern insbesondere der Fachgenossen und der gebildeten Welt überhaupt. Als Primararzt einer der umfassendsten und vorzüglichsten Anstalten dieser Art, mit den gründlichsten und den reichsten Erfahrungen ausgestattet, zeigte sich der Herr Verfasser als ganz vorzüglich befähigt zu einer solchen Arbeit, weshalb wir unbedenklich sein Werk nicht nur den Irrenärzten, sondern bei den Anforderungen der Gegenwart allen Ärzten als unentbehrlich, den Staatsbeamten als höchst nützlich und dem gebildeten Publicum überhaupt als sehr lehrreich und interessant empfehlen zu dürfen glauben.

Zu haben bei **Leopold Voss** in Leipzig:

Beiträge zur Kenntniss

des

russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens.

Auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von

M. F. v. Baer u. Gr. v. Helmersen.

Zehntes Bändchen. Enthält: Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russischen Chroniken von **M. Pogodin**, übersetzt unter Revision und Erweiterung des Verfassers von **F. Löwe**. Angehängt ist: Danilowitsch, über die lithanischen Chroniken, übersetzt von **F. Löwe**. Gr. 8. St.-Petersburg 1844. 1 Thlr.

Druck und Verlag von **B. M. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. M. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Beleuchtung einer Beurtheilung in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft.

Wenn sich Unterzeichnete genöthigt sahen, in dem dritten Hefte ihres: „Repertorium der classischen Philologie und der auf sie sich beziehenden pädagogischen Schriften“, S. VI—IX, gegen eine Relation über das erste Heft desselben sich aufzuheben, welche in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 42. Bd., 3. Heft, erschienen war, so hatten sie es damals, mit einem Referenten zu thun, der in Bezug auf unsere Zeitschrift so manche Irrthümer verbreitet, im Ubrigen aber nicht die mindeste Absicht hatte, uns irgendwie Eintrag zu thun. Seit dieser Zeit sind drei andere Beurtheilungen über dieses Heft erschienen, von denen zwei in der „Pädagogischen Revue“ in sehr ruhigem und leidenschaftslosem Tone, eine dritte aber in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Bergk und Dr. Julius Cäsar, Professoren zu Marburg“, 1845, Nr. 24, unterschrieben: „Im August 1844. Philalethes.“ in so leidenschaftlichem und von Parteilucht (Brotneld) durchdrungenem Tone geschrieben ist, daß wir nicht umhin können, sie einer kurzen Beleuchtung zu würdigen.

Der Begriff eines Repertoriums der classischen Philologie ist doch kein anderer, als der, daß es eine Schrift sei, in welcher der Philolog, mag er sich einem specielleren oder einem allgemeineren philologischen Studium ergeben haben, Hindeutungen auf die sämmtlichen Erscheinungen in diesem Gebiete verleiht, damit ihm auf demselben nichts entgehe, was seinem Streben förderlich sein könnte. Daß dieser Begriff in Bezug auf seinen Umfang relativ sei, leuchtet von selbst ein, da es wol immer nur ein frommer Wunsch bleiben wird, die Ausföhrung dieses Begriffes in seiner Gesamtheit realisiert zu sehen. Auf einen besseren und leichteren Standpunkt sind wir aber verwiesen, wenn wir von der Quantität absehen und fragen, wie ein derartiges Repertorium auszuföhren sei, wenn jene Hindeutungen auf die philologischen Erscheinungen ihren Zweck erreichen sollen. Nothwendig wird uns Jeder, der unsere Bestrebungen in dieser Beziehung wohlwollend anerkennen will, bestimmen, daß jene Hindeutungen in einer übersichtlichen und wissenschaftlich geordneten Darstellung darzubieten seien. Davon scheint Hr. Philalethes keinen Begriff zu haben, wenn er im Eingang seiner Anzeige sagt: „Es ist gewiß das Bedürfnis schon längst empfunden worden, eine gebrängte Übersicht des in der Philologie und verwandten Disciplinen Geleisteten zu besitzen, und gerade die Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft hat sich dadurch, daß sie dies Bedürfnis in immer weiterer Ausdehnung zu befriedigen bemüht ist, ein wesentliches Verdienst erworben. Es könnte daher das schon vor längerer Zeit angekündigte und soeben erschienene Repertorium für überflüssig erachtet werden; dieser Ansicht sind jedoch offenbar die Herausgeber des Repertoriums nicht u. s. w.“ Welcher Schluß schon aus diesen Worten des Hrn. Philalethes in Bezug auf seine Ansicht von einem Repertorium der classischen Philologie und in Bezug auf seine Stellung zur geehrten Redaction der B. f. d. A. zu ziehen sei, überlassen wir allen Denen, die von seiner Anzeige Notiz nehmen werden. Nur so viel sei uns erlaubt zu bemerken, daß Hr. Philalethes gleich von vorn herein den Beweis liefert, daß er befangen von Vorurtheilen und Rücksichten nicht als Philalethes sich zeigt, indem er unsern

Leistungen, so gering sie auch sein mögen, nicht Das zuerkennt, was er ihnen zuerkennen mußte, nämlich die wissenschaftliche Übersicht, sondern, wie es scheint, als ein Mann, der absichtlich seinen Lesern das Wahre und Gute vorenthält, wodurch sich unser Repertorium von andern ähnlichen Erscheinungen unterscheidet. Stellte sich diese Sympathie für die geehrte Redaction der B. f. d. A. als bloße Parteilucht heraus, so wäre dies eine gewöhnliche Erscheinung, da sich aber in der ganzen Haltung, welche Hr. Philalethes zeigt, sichtbar Brotneld herausstellt, so bleibt diese Erscheinung ein psychologisches Problem; denn wer möchte wol gern daraus einen Schluß ziehen, der auf die geehrte Redaction d. B. f. d. A. ein höchst betrübendes Licht werfen würde?

Der Stoff nun, der uns zur Herausgabe unseres Repertoriums dargeboten war, ließ sich sogleich in drei Gattungen abtheilen, in neu erschienene Bücher, in Gelegenheitschriften (Programme), in Zeitschriften. Die erste Gattung referiren wir nach Titel, Umfang, Preis und fügen dann eine Übersicht des bearbeiteten Materials hinzu, sowie wir auch den Zweck angeben, den die verehrten Herren Verfasser dieser Erscheinungen bei Bearbeitung derselben haben. Da unsere Zeitschrift ein Repertorium ist, so springt es in die Augen, daß wir über diese Grenze nicht hinausgehen können und daß wir uns nur erlauben dürfen, auf Gegenstände, welche man nach dem Titel eines Buches nicht in ihm erwartet oder welche gelegentlich berührt werden, gehörigen Ortes hinzudeuten. Hr. Philalethes nun, dem es überhaupt nicht um eine ernste Besprechung, sondern um einen leidenschaftlichen Erguß seines Herzens über das nun einmal erschienene und wo möglich mit einem Schlag wieder zu vernichtende ärgerliche Repertorium zu thun ist, läßt sich über diese Bücheranzeigen also aus: „Die Herausg. haben ferner auch die neuer erschienenen Bücher in ihren Plan aufgenommen, begnügen sich aber damit, die Vorreden zu excerptiren, was sie sogleich den Buchhändlerannoncen und den oberflächlichen Recensenten überlassen konnten.“ Wäre es Sache des Hrn. Philalethes gewesen, mit Ruhe und Besonnenheit dieses erste Heft unserer Zeitschrift anzusehen und abzuwarten, ob die Fortsetzung derselben ihn zu einer ruhigeren Betrachtung stimmen könne, — doch das konnte und wollte er nicht in dem edlen Gefühle, über einen noch nicht ganz versammelten und geordneten Feind zu triumphiren, — so würde er diesen Gegenstand, der den Haupttheil der Schrift bildet, nicht fast am Ende seiner Anzeige so recht eigentlich obiter angebracht, sondern ihn gleich Anfangs besprochen, und angedeutet haben, was in dieser Beziehung von uns zu erwarten gewesen, oder hauptsächlich in der Folge zu erwarten sei. Indes kann man von einem Manne, dessen Augen von Parteilucht und Brotneld getrübt sind, nicht erwarten, daß er uns nützlich und förderlich sein könne und wolle. Ferner wäre es ihm bei einiger Gemüthsruhe wahrscheinlich gelungen, zwischen der Zweckangabe des Verfassers einer Schrift und einer Buchhändlerannonce, und zwischen Dem, der ein Buch zur Anzeige bringt, und Dem, der es recensirt, einen Unterschied zu machen. Hr. Philalethes sieht in seiner Leidenschaft nicht, welche Beleidigung er gegen jeden Verfasser irgend eines Buches auspricht.

Die zweite Gattung von Erscheinungen betrifft die Gelegenheitschriften (Programme). Auch über diese referiren wir in obiger Weise, fügen aber deshalb, weil sie weniger zugänglich sind, die Resultate bei und haben im dritten Hefte des Repertoriums an die Herren Philologen und Schulmänner auf

Anrathen des Hrn. Gymnasiall. Dr. Theiß die ergebenste Bitte gerichtet, kurz und bündig gehaltene Urtheile mit Namensunterschrift uns zuzusenden. Hr. Philaethes schließt in dieser Beziehung an den obigen Satz Folgendes an: „Dagegen sind die Programme gänzlich übergangen, aus dem Grunde, weil die Herausg. bei der in Dresden erscheinenden und noch unbekannten «Programmrevue», eine Zeitschrift für Schule und Wissenschaft den philologischen Theil der Relation übernommen hätten; gerade hier hätte das Repertorium etwas leisten und bieten sollen, da auch die B. f. d. A. in dieser Beziehung noch viel zu wünschen übrig läßt, was wir hiermit offen aussprechen und uns die geehrte Redaction nicht übel nehmen wird.“ Hier zeigt sich die Wahrheitsliebe des Hrn. Philaethes in ihrer höchsten Potenz. Wollte er eine wahrhafte und gerechte Relation über unser Repertorium machen, so mußte er doch die Vorrede, welche den Plan des Ganzen darlegt, gelesen haben, und da hätte er gefunden, daß wir Programme nicht ausschließen, daß wir um gütige Übersendung derselben bitten und andeuten, daß wir die bereits übersandten Programme erst dem zweiten Hefte einverleiben würden. Allein die Leidenschaft des Hrn. Philaethes erinnert sich auch noch einen Grund, aus dem wir die Programme gänzlich übergangen hätten. Indem wir dieses causale Verhältnis dem Hrn. Philaethes selbst überlassen, berichtigen wir nur noch seine wieder aus Verblendung hervorgehende Meinung, als hätten wir den philologischen Theil der Relation in der eben erschienenen Programmen-Revue übernommen. Wir berichteten nämlich in der Vorrede zum ersten Hefte, S. iv, daß wir uns bei der Programmen-Revue betheiligt hätten. Hr. Philaethes würde sich nach diesem Specimen einer Relation vortrefflich zur Bearbeitung eines philologischen Repertoriums qualificiren und möchte daraus ersehen, mit welchem Sinne man eines Theils an eine solche Arbeit gehen müsse und welchen Ton man andern Theils bei Beurtheilung einer solchen Schrift anstimmigen müsse.

Wir gehen nun auf die dritte Gattung philologischer Erscheinungen über, auf die Zeitschriften. Diese bieten theils selbstständige Abhandlungen, theils Recensionen, theils Anzeigen dar. Auf die Abhandlungen haben wir bisher blos deshalben nur durch Angabe des Themas hingedeutet, weil es uns nur darauf anzukommen schien, daß Der, welcher sich dafür interessiert, weiß, ob und wo dieses oder jenes Thema behandelt ist, da man sich trotz der Angabe des Umrisses und des Resultates einer Abhandlung des Studiums derselben nicht überheben kann und darf. Hr. Philaethes nun, der sich darüber so ausspricht: „Sunderst muß Ref. es als völlig verfehlt bezeichnen, daß die Herausgeber des Rep. von Aufgaben zwar den Titel, aber nicht den Inhalt mittheilen, und doch ist es gerade hier wichtig, das wesentliche Resultat der Untersuchungen kurz angeben zu finden;“ hätte hierbei zugleich einen praktischen Blick auf unsere Arbeit werfen können, wenn er mit Ruhe und Wohlwollen an sie herangegangen wäre. Offenbar reizt oft die bloße Angabe des Themas vielmehr zum Studium einer solchen Abhandlung, als die Angabe des Resultats, woraus hervorgeht, daß wir hiermit den Zweck verbanden, jede Zeitschrift in ihrem Rechte zu lassen und zu deren fernerem Bestehen nach Kräften beizutragen. Hätte Hr. Philaethes diese unsere wohlwollende Absicht, die wir freilich noch nicht ausgesprochen haben, erkannt und erkennen wollen, so hätte seine Leidenschaft nicht die Waffe gegen sich selbst ergreifen lassen. Sollte nun die durch die fatale Existenz des Repertoriums gereizte Galle des Hrn. Philaethes in ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt sein, so mögen ihm diese Bemerkungen als Anhaltspunkt zu ferneren nützlichen Betrachtungen gegeben sein.

Hr. Philaethes fährt nun unmittelbar nach dem oben abgebrochenen Satze also fort: „Ref. hält dies für ungleich wichtiger, als eine genauere Relation über Recensionen, da es in den breiten Beilagsuppen, die unsere kritischen Blätter noch immer aufstücken, oft sehr schwer hält, etwas Kernhaftes zu entdecken. Was nun aber die Auszüge aus Recensionen betrifft, so wäre es in der That besser gewesen, die Herausg. hätten sich meist mit einer ganz kurzen Relation begnügt, denn was

für ein Gewinn entsteht daraus, wenn diese Herren aus einer Anzeige in der Berliner Literarischen, die hoffentlich bald eines seligen Todes versterben wird, aus dem Leipziger Repertorium, aus Heinrich Brockhaus' literarischen Unterhaltungen oder Hrn. Hofrath Bähr's Heidelberger Jahrbüchern ein meist-wörtliches Urtheil in extenso mittheilen, dessen man füglich entzathen kann; hier war, wenn überhaupt dergleichen Anzeigen berührt werden sollten, die Charakteristik mit zwei Worten abzutun, und doch sind gerade hier die Herausg. am ausführlichsten.“ Diese Worte führen uns auf Besprechung der Recensionen. Sie bieten theils selbstständige Ansichten, theils bloße Urtheile mit Belegen über eine vorhandene Erscheinung dar. Ist das Erstere der Fall, so deuten wir sie am gehörigen Orte an, findet das Letztere Statt, so heben wir Lob oder Tadel wo möglich mit den eigenen Worten des Verfassers hervor. Vergleichen wir nun unsere Ansicht mit der des Hrn. Philaethes, so scheint es uns zuwiderst, als wenn er nicht auf eigenen Füßen stehe, sondern, wie in seiner ganzen Anzeige, lediglich nur von der B. f. d. A. abhängt, ja sich so mit ihr verschmolzen habe, als wenn er der Redacteur derselben sei und nun pro ara et focis kämpfe. Wir geben ihm noch einmal die Worte zu bedenken, welche er aus der Vorrede des ersten Hefes unseres Repertoriums referirt, ob es in dieser Beziehung mit einer kurzen Relation abgethan sei, ob die Kürze nicht oft Ungenauigkeit erzeuge und, fügen wir jetzt hinzu, ob sich diese leichte Manier über eine Recension zu referiren mit dem Rechte, was das recensirte Buch an den Referenten hat, vereinigen lasse. Doch so weit gehen die Gedanken des Hrn. Philaethes nicht, möchte er durch diese bloße Andeutung seinen Gedankenkreis zu erweitern suchen. Aber Hr. Philaethes geht noch weiter und zeigt deutlich genug, wie wenig er über den Plan eines philologischen Repertoriums nachgedacht habe. Er will, daß wir die Zeitschriften nach Auswahl benutzen sollen, schreibt uns auch diejenigen vor, die wir hätten übergehen sollen, bedenkt aber nicht, daß wir uns ganz parteilos verhalten müssen, da uns doch blos die Pflicht obliegt, alle Erscheinungen in der philologischen Literatur als etwas historisch Gegebenes zu betrachten und dieselben übersichtlich zu vertheilen, was wir auch dadurch beweisen, daß wir aus der B. f. d. A. Alles referiren. Und thut es nur hierbei leid, daß das fatale Repertorium die Veranlassung gegeben hat, daß sich Hr. Philaethes auch über andere Zeitschriften expectorirt, hätte er doch lieber gleich gerade heraus gestanden, daß es ihm lieber wäre, wenn außer der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft“ Herausgegeben von u. s. w.“ gar keine Zeitschrift mehr existirte, welche die Interessen des Alterthums vertritt. Vielleicht sind wir der Geburt dieses großartigen Gedankens zu Hülfe gekommen. Leider gibt sich Hr. Philaethes in dem obigen Raisonnement nur zu sehr den Schein, als wenn er im Dienste der B. f. d. A. stehe, was uns um so unangenehmer ist, je weniger wir Grund zu haben glauben, dieser verehrten Redaction ein Princip unterzulegen, nach dem sie durch gelegentliches Streben nach Unterdrückung einer ihr in einigen Beziehungen ähnlichen Erscheinung die Anzahl ihrer Anhänger zu verstärken sucht. Sind wir auch sehr entfernt, diesem nur zu nahe liegenden Gedanken in uns Raum zu geben, so sind wir doch zu redlich, als daß wir nicht offen gestehen sollten, daß die Aufnahme dieser Anzeige uns gegen die geehrte Redaction der B. f. d. A. im hohen Grade mißtrauisch gemacht habe und sind überzeugt, daß so mancher ruhige und parteilose Philolog im Stillen dieses unser Urtheil unterschreibt. Es erschien diese Anzeige anonym, mit dem Namen: „Philaethes“, sodann ist sie unterschrieben: „Im August 1844.“ Wollen wir uns auch aller Conjecturen in Bezug auf die mit dem Schein der Wahrheitsliebe sich brüstende Person, mit der wir es zu thun haben, enthalten, so müssen wir ihr doch wegen ihrer Zeitangabe mindestens den Vorwurf der Unbilligkeit machen. Im August 1844 soll diese Anzeige geschrieben sein, im März 1845 wird sie erst mitgetheilt. Während dieser Zeit war das zweite und dritte Heft unseres Repertoriums erschienen. Da diese Anzeige bis dahin noch nicht abgedruckt war, war es da nicht Pflicht des Hrn. Philaethes, zuzusehen, ob auch diese Hefte

so ausgefallen seien, wie nach seiner Meinung das erste ist? Nach dem Sinne, den wir für Billigkeit und Gerechtigkeit haben, mußte er seine Arbeit noch einmal überlegen und sie mit den folgenden Hefen vergleichen, wenn es ihm anders darum zu thun war, ein Philaethes zu sein, oder er mußte diesen Titel nicht misbrauchen. Wer kann sich des Gedankens wehren, daß er seine Unbilligkeit fühlte und daß es ihm leid zu thun schien, daß er nicht auch wenigstens über das zweite Heft ein solches Urtheil fällen konnte? Oder kam Hr. Philaethes nicht auf diesen Gedanken, so war es, dünkt uns, Pflicht der geehrten Redaction der *B. f. d. A.* ihn im Interesse ihrer Zeitschrift und der Wissenschaft zu bedeuten, welchen Standpunkt dieselbe unter den philologischen Zeitschriften einnehmen sollte. Es wäre uns hier ein großes Feld von Consequenzen eröffnet, wir enthalten uns aber derselben aus Schonung für die eben genannte Redaction.

Gehen wir nun zu den einzelnen Ausstellungen über, welche Hr. Philaethes gemacht hat, so erlauben wir uns zunächst folgenden Satz aus der Vorrede zum ersten Hefte hierher zu setzen: „Wenn wir in diesem ersten Hefte das Princip in Betreff der Beurtheilungen vielleicht noch nicht consequent genug durchgeführt haben, so werden wir durch das zweite Heft dargethün, daß wir uns nun desto größere Strenge und Gewissenhaftigkeit auferlegt haben, und werden fortfahren, diese Eigenschaften unserer Arbeit zu verleihen.“ Hätte Hr. Philaethes Sinn für Humanität und einen Begriff davon, wie schwierig die Zusammenstellung einer solchen Arbeit sei und wie leicht man unvorbereitet in Irrthümer verfallen könne, so würde er nicht bloß die oben besprochenen Sätze mit mehr Besonnenheit niedergeschrieben, sondern auch bei Beurtheilung einzelner Fälle die Rücksicht, um die wir gebeten hatten, berücksichtigt und sein Urtheil entweder so vorsichtig geschrieben haben, wie es anderwärts geschehen ist, oder so lange geschwiegen haben, bis er die folgenden Hefte gesehen hätte. Doch wie kann man dies von einem Manne erwarten, der obige Eigenschaften beurkundet? Hr. Philaethes bemerkt zuvörderst, daß wir nicht selten uns damit begnügten, bei Recensionen ganz einfach den Namen des Rec. zu nennen, ohne auch nur ein Wort über die Art und Weise hinzuzusetzen. So viel wir wissen, ist das nur einmal in dem Falle, den er selbst auführt, geschehen, während dies nur bei Anzeigen vorkommen kann, auf die eben nur zu verweisen ist, wenn sie kein Bortum über die Dualität eines Buches abgeben. Nach dieser Ausstellung fährt Hr. Philaethes also fort: „Wie sich die Excerpte zu denen, welche die *B. f. d. A.* enthält, verhalten, das wollen wir der Vergleichung der geehrten Leser selbst überlassen, aber am besten können wir die Leistungen der Herausg. da beurtheilen, wo sie (H.) auf eigenen Füßen stehen, d. h. wo sie die Recensionen der *B. f. d. A.* excerpieren.“ Diese Vergleichung wollen auch wir den verehrten Lesern unseres Repertoriums überlassen, erlauben uns aber zugleich, sie zu bitten, aus dem angeführten Satz selbst den Schluß zu ziehen, wer denn eigentlich der Verfasser dieser Anzeige sei. So ist der Leidenschaftliche gerade da, wo er nicht erkannt sein will und dürfte, doch immer sein eigener Verräther. Wenn nun Hr. Philaethes an die *B. f. d. A.* sich hält, um durch sie zu erhärten, daß sich in der Art und Weise, wie die Excerpte abgefaßt seien, kein richtiger Takt zeige, so wollen wir in Bezug auf Einzelheiten zuerst auf die neuesten Hefte unseres Repertoriums verweisen und dem Hr. Philaethes zu bedenken geben, daß, wie jede Sache erst nach und nach einen bestimmten Typus erhält, so auch unsere Arbeit nach und nach ein Gepräge erhalten wird, durch das wir unsere verehrten Theilnehmer zufrieden zu stellen gedenken. Doch wir können nicht umhin, auch auf die Einzelheiten einzugehen. Wenn sich Hr. Philaethes ereifert, daß wir Lorsch antiquitates Vergilianas unter Geographie, Mythologie und Geschichte referirt haben, offenbar aus Versehen, so wird er sich nun beruhigen können, wenn er es im 3. Hefte unter Antiquitäten, S. 248, findet. Auch Hr. Prof. Bergt ist im 3. Hefte sein Recht widerfahren, indem er daselbst, S. 183, als Verfasser des Aufsatzes im Rheinischen Museum über die Kritik im Theognis genannt ist. Daß Simonides Amorginus kein Doppelgänger

geblieben sei, zeigt auch das 3. Heft, S. 180. Zu Rug und Frommen unserer Leser theilen wir ihnen mit, daß der scharfsichtige Hr. Philaethes gesehen hat, daß im 1. Hefte, S. 35, Nägelbach zu corrigiren und daß S. 16 unter Nr. 41 der Recensent Breitenbach zu setzen war. Auch über den Stil macht sich Hr. Philaethes lustig, denn S. 17 ist Baake's Ausgabe von Cicero's Büchern de legibus also beurtheilt: „Hr. B. schon den überlieferten Text als einen schon aus Cicero's Hand unvollkommen hervorgegangenen nicht sehr, tastet Manches mit Hyperkritik an und zeigt eine gewisse Ungewißheit.“ Hier war nicht der Stil, sondern die Relation zu tabeln; es soll heißen: „eine gewisse Unsicherheit in den Resultaten“. Wenn wir nun das Urtheil des Hrn. Prof. A. Hr. Hermann über Komphil observ. in Juv. S. 19 des Rep. referirt und es fälschlich charakterisirt haben, als das Urtheil eines Recensenten in der Berl. Liter.-Zeit., jenes mit 6, dieses mit 11 Seiten, wie Hr. Philaethes ganz richtig erzählt hat, so könnte diese bündige Zusammenfassung des Urtheils des Hrn. Prof. H. nur ein günstiges Vorurtheil erwecken, während die verehrten Leser zugleich sehen, daß es, da es in der *B. f. d. A.* die Seiten 61—79 füllt, gründlich auf die Sache eingeht. Nicht anders verhält es sich mit Hrn. Prof. Bergt's Beurtheilung von Hrn. Dr. Schreiber's Marcellusschlacht bis Claustridium, S. 28 des Rep., S. 205—278 der *B. f. d. A.*, mit Hrn. Conr. Zahn's Relation in seinen Jahrbüchern, S. 208—211, mit Hrn. Prof. Rubino's Recension über Denbrüggen, das altrömische Parricidium, S. 36 des Rep., S. 333—351 der *B. f. d. A.* Doch hätte Hr. Philaethes Wahrheitsinn in Bezug auf unser Repertorium zeigen wollen, so hätte seinem scharfsinnigen Verstande auch nicht entgehen dürfen, daß nicht bloß einer der Unterzeichneten, sondern beide an dieser Schrift gearbeitet haben und sie trotz aller Principien, in denen sie sich zu vereinsändigen suchten, doch erst nach und nach eine gleiche Form erreichen können. Ein sachverständiger und billig denkender Philolog wird alle diese einzelnen Ausstellungen des Hrn. Philaethes, die wir sämmtlich aufgeführt haben, zu beurtheilen wissen.

Sollen wir nun zum Schluß die Meinung, welche wir von dem Hr. Philaethes in dem gegenwärtigen Falle erhalten haben, unsern Lesern mittheilen, so können wir nicht umhin, ihn als einen Mann zu bezeichnen, der physisch und geistig ein lebenshaftliches und übercültes Wesen an sich trägt, vermöge dieses Wesens aber sich von der Liebe zur Wahrheit entfernt, über Kleinigkeiten das Ganze vergißt, und sich zu Schritten verleiten läßt, die er nachher, wenn er zu seiner besseren Natur zurückgekehrt ist, bereuen muß, wenn jene überhaupt noch Einfluß auf ihn haben kann. Was aber seinen Charakter als Mensch anlangt, so stellt sich derselbe bei dieser Angelegenheit allerdings nicht in dem schönsten Lichte dar, was uns so mehr leid thut, als gerade Der, welcher sich den Studien des Alterthums ergeben hat, so vielfache Aufforderungen erhält, einen festen, ruhigen, humanen und namentlich vom Brotheide entfernten Sinn sich zu erwerben. Abichtlich gingen wir genau auf eine Beleuchtung dieser Anzeige ein, nicht als wenn wir glaubten, daß eine derartige Anzeige uns Eintrag thun könnte, denn das hieße an dem gesunden Sinne der Philologen und Schulmänner zweifeln wollen, sondern damit wir ein Schärfein dazu beitragen, daß der Verfasser künftig nicht wieder unternimmt etwaige ähnliche Erscheinungen mit dem Geifer seiner Leidenschaft besudeln zu wollen. Sollte es dem Verf. einfallen, auf unsere Beleuchtung etwas zu erwidern, so würde eine neue Erwiderung für uns ein neues interessantes Thema eröffnen, nämlich die Besprechung der Methode, nach der eine Anzeige und eine Recension anzufertigen sei, was wir jetzt unterlassen, um unsern Lesern einen Ruhepunkt gewinnen zu lassen.

Leipzig, den 6. Mai 1845.

Dr. Gustav Mühlmann,
Dr. Eduard Reiske,
Redactoren des Repertoriums der classischen
Philologie.

Dem Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage, und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Robert Haas.
Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertions-
gebühren für den Raum einer Seite 2½ Ngr.; Beilagen
werden mit ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Hefts. Mai.

Inhalt: Astronomischer, genealogischer und historischer Ra-
sender auf den Monat Juni. — Mein Gruß an das deutsche
Landvolk. Von Chr. Goldmann. — Die Ghefrienstifter.
Von Fr. Schrader. — Friede sei mit euch. Von K. v.
Schwarzbach. — Lichtstrahlen von Heinrich Schöffe. —
Die Pflanzung des ersten Weinbergs. Von Dr. Hoch-
pödt. — Der Weg zum Laster. Von Karl Walter. —
Gefahrensgefährte aus Herzensgrund. — Der pariser Schneider
und sein ehemaliger altenburger Landesfürst. — Die neu-
en deutschen Erziehungsanstalten. Von Robert Haas. — Der
Bathmann Dietrich und sein weiteres Wirken für das Wohl
des Volkes. Von Menckmann Preussler. — Ein Hahn
in der Rolle des Teufels. Von Ludwig Pratorius. —
Die Schölen. — Das Kind aus der Fabrik. — Mittel gegen
das Ausblühen des Kindviehes und der Schafe durch Kier oder
anderes Grünfütter. — Der bairische Verein gegen Thier-
quälerei. — Mannichfaltiges.

Leipzig, im Mai 1845.

G. H. Brockhaus.

Bei Leopold Voss in Leipzig zu haben:

MEMOIRES

de l'Académie Imp. des sciences de St.-Petersbourg.
Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. T. IV. Gr. in 4.
1845. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. T. V. Gr. in 4. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, histoire et philologie. T. VII. Gr. in 4.
1845. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires présentés par divers savants. T. IV. Gr. in 4.
1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Séance d. 29. dec.
1843. (Partie 18me.) Gr. in 4. 1844. 1 Thlr.

In dem Verlage von Brockhaus & Avenarius
in Leipzig erscheint:

L'ÉCHO.

Journal des gens du monde.

Nouvelle série. Première année. 1845.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen
Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind Probennummern die-
ser Zeitschrift gratis zu erhalten.

Die Mannichfaltigkeit des Inhalts lässt sich am besten
aus nachstehender Übersicht der Hauptartikel in den
Monaten März und April ersehen:

Sommaire: Les Drame inconnus. Par Frédéric Soulié.
(Suite.) — Le port de Brest. A Mademoiselle Louise de

la M... Par Henri Monod. — Des salons en France
et en Angleterre au XVIIIe siècle. Par F. de la Harpe.
(Suite.) — Théâtre: Lady Seymour, de M. G. Bay-
rier. — Chronique judiciaire. M. le marquis de Bely
contre l'administration de l'Opéra. — Histoire contemporaine.
Bataille de Marengo, le 14 juin 1800. Par A. Thiers. —
Les vallées espagnoles dans les Pyrénées françaises. Le
val d'Aran. Par Xavier Durr. — Un épisode de
la terreur. Par Honoré de Balzac. — La fille de Rome.
— De l'histoire du consulat et de l'empire. Par G. Mar-
saut. — Elisabeth. Par Adolphe Henneguy. — Chro-
nique judiciaire. Démence du fils adoptif de la reine Ca-
roline. Demande en interdiction. Détails historiques. —
Treize jours dans le désert. — Les Amazones de Java.
— Le capitaine Vicovitch. — Une chasse aux négro-mans.
Par Th. Pavie. — Chronique judiciaire. La Harpe
critique au théâtre. Le droit du sifflet. — Le Rivier des
morts à Canton. — Esquisses et tableaux de mœurs. Les
Grecs. Par Pierre Durand. — Des hallucinations. Par
M. Bricarre de Holmst. — Le temps qui va. —
Par Paul Legrand. — Procès célèbres. Proch le m-
quis et de la marquise d'Anglade. Par A. J. — Un bal
au dix-septième siècle. — Mélanges. — Nouvelles publi-
cations. — Anecdotes. — Annonces. — Feuilleton: Un
nouvel enfant terrible. — Le vol au prince indien — Un
drame en mer. — Intimité royale, etc., etc.

Sobien ist erschienen:

Zeitschrift

für

deutsches Alterthum

Herausgegeben

von

H. Haupt.

Fünfter Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Mit Beiträgen von Bachmann, Dietrich, Jak. u. H.
Grimm, Ph. v. Kossan, Kuhn, W. Müller, Fleck, H.
Wackernagel und dem Herausgeber.

Leipzig, den 10. Mai 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Frederike Bremer's neuester Roman:

In Dalecarlien.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

wurde sieben verandt und ist in allen Buchhandlungen
zu haben.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike
Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 1 Thlr. 20 Ngr.
Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr.

Anna. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie P. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr.

Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.

Leipzig, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von G. H. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. N. XIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1845

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(B e s c h l u ß a u s N r. XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*54. Lbbe (William), Geschichte der Landwirtschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirtschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenweize und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminierten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr. — Bgl. Nr. 4.

*55. Roede (J.), Elementarbuch der lateinischen Sprache. Gr. 8.

56. Loebell (J. B.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

57. Machiavelli (Nicolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten. Aus dem Italienischen übersetzt von Alf. Reumont. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*58. Malfatti von Monteregio (Johann), Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

59. Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie, angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit zehn Kupfertafeln. Gr. 8.

*60. Martens (Charles de), Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Quatre volumes. Gr. 8. Geh.

Von Ch. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:
Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

*61. Moser (A.), Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung nach der Bedeutung der Krankheitserkennungen bei den innern Krankheiten des Menschen. Gr. 12. Geh. Bgl. Nr. 19.

*62. Naumann (K. F.), Handbuch der Geognosie. Zwei Bände. Mit 20 Tafeln und mehreren in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:

Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. 7 Thlr.

63. Novellenfag der Italiener. In einer Auswahl übersetzt von H. Keller. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*64. Poenar (L.), Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. Bgl. Nr. 19.

*65. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoodia. Edidit scholisque instruxit Hm. Brockhaus. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1833 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Schollen und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakona. Fragmente aus der Kathā Sarit Sāgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Kathā Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Somadeva Bhāta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhāta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

*66. Prescott (William Henry), Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Oben daselbst erschien bereits durch denselben Uebersetzer: Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

*67. Rau (Gerbert), Kaiser und Karr. Historischer Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*68. Rauter (F. von), Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte. Gr. 12. Geh. Bgl. Nr. 31.

*69. Röding (Johannes), Das Criminalgericht zu Bremen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan. Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst: An Bremen gemeinen Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

70. **Sāma-Veda.** Die Hymnen des Sāma-Veda, im Original, mit der Accentuation der Handschriften, herausgegeben, ins Deutsche übersetzt, mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, die Varianten des Rig-Veda und Mittheilungen aus den Commentaren des Sājanātschārja zum Rig-Veda und des Mehidhara zum Jadschur-Veda enthaltend, begleitet und mit einem Glossar versehen von **Thdr. Bonfey**. Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1844 daselbst: Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.

71. **Schmid (Hd.), Die Gesetze der Angelsachsen.**

In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Werkes, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), sind noch Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

72. **Schnitzer (A.), Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Zwei Bände. Gr. 8.

Im Jahre 1843 erschien in demselben Verlage: Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von **A. Schnitzer** und **B. Wolf**. Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

73. **Scriptores rei herbariae omnium gentium inde a rerum botanicarum initio ad nostra usque tempora.**

Curavit **G. A. Fritsch**. Gr. 8.

74. **Suess (A.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher daselbst: Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

75. **Stamm (Theodor), Geschichte.** Gr. 8. Geh.

76. **Stichel (G.), Orientalische Münzkunde.** Mit Stein tafeln. Gr. 4. Geh.

77. **Strube (F. von), Handbuch der Phrenologie.** Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

78. **Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche,** übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **C. W. W. Bödel**. Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Xvsten gang mit der in demselben Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **H. X. Koethe**“ (1830. 1 Thlr. 15 Ngr.) abgestimmt.

79. **Lebensbuch eines deutschen Künstlers in Italien.** Aus den nachgelassenen Papieren von **Erwin Specker**. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

80. **Thienemann (F. A. L.), Fortpflanzungsge-schichte der gesammten Vogel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft.** Mit 100 colorirten Abbildungen. Gr. 4. In Heften.

Dieses für die Ornithologie äußerst wichtige Werk wird in 10 Heften erscheinen, deren jedes 10 Tafeln und ungefähr 5 Bogen Text enthalten wird; das erste Heft ist unter der Presse.

81. **Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809.** Zwei Theile. — Auch unter dem Titel: **Geschichte**

Andreas Hofer's; Landwirths aus Passy, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Siederer's, Wschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalgutner, des Kapuziners Joachim Haspinger's und vieler Anderer. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

82. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio,** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligio Baron de **Manch-Wallhausen** y D. Fernando José Wolf. Gr. 12. Geh.

83. **Benedey (Jaf.), England.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Oben daselbst ist von dem Verfasser erschienen: Irland. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 4 Thlr.

84. **Wolfs-Bibliothek.** Erster Band: **Joachim Rettelbeck,** Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben, und herausgegeben von **J. G. L. Paten.** Mit Rettelbeck's Bildniß und einem Plane der

Umgegend von Colberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit der zweiten Auflage dieses trefflichen Werkes beginnt eine Sammlung, die durch Inhalt und billigen Preis den Namen **Wolfs-Bibliothek** rechtfertigen wird. Rettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Die neuen Ausgaben zur Verbreitung guter Volkschriften wird diese **Wolfs-Bibliothek** zu gewissem Nutzen empfehlen.

85. **Wolf (J. B.), Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit zwei Tafeln. Gr. 12. Geh.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 daselbst: Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 3 Thlr.

Im Verlage von **Brookhaus & Avenarius** in Leipzig werden im Laufe des Jahres 1845 folgende Werke erscheinen:

*1. **L'Echo. Journal des gens du monde. Nouvelle série.** Première année. 1845. 104 Nrn. Klein-Folio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des Echo de la littérature française, von dem 4 Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das Echo in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle 4 Jahrgänge für den sehr ermäßigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Num. des Jahrgangs 1845 stehen auf Bestellen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 1/2 Ngr. für die Zeile berechnet, und besonders Zugaben gegen Vergütung von 1 Thlr. beigest.

*2. **Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica.** Vol. XVI. (1844.) In-8. — **Bollettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica** per l'anno 1844. In-8. — **Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica** per l'anno 1844. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom begannen mit dem Jahre 1829, und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1845 wird noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr. gegeben.

*3. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Deuxième partie. In-12.

Der erste Cursus dieses weitverbreiteten Schulbuchs erschien 1843 (12 1/2 Ngr.), und die günstige Aufnahme desselben hat den Verfasser zur Bearbeitung eines zweiten Cursus bestimmt.

*4. **Benarius (C., Landrath a. D.), Sammlung derjenigen Allerhöchsten Cabinets-Ordres,** welche nicht in die Gesammmlung aufgenommen worden, und der Rescripts der Ministerien des königl. preuß. Staats, in Bezug auf die innere Verwaltung. Aus den Jahren 1817 bis 1844 einschließlich. Zwei Theile. Gr. 8.

*5. **Bibliothèque choisie de la Littérature Française.** Mit biographischen und literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh.

Diese Sammlung, deren Herausgabe schon seit längerer Zeit beabsichtigt wurde, wird eine Auswahl der vorzüglichsten Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit, und in letzterer Beziehung namentlich solche enthalten, deren Verlagsrecht wir für Deutschland erworben. Kabinets werden wir bei Erscheinens des ersten Bandes mittheilen.

*6. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel,** professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vols. Gr. 12. Geh.

*7. **Federmann sein eigener Arzt.** Eine Anweisung zur Abwendung und Heilung der Krankheiten durch einfache und wohlfeile Mittel. Nach der Methode **H. B. Rappail's** vervollständigt von **H. Dubois** und **Soubert;** deutsch bearbeitet von **B. v. A.** Gr. 12. Geh.

*8. **Malcegi (Anton), Maria,** eine ukrainische Erzählung. Uebersetzt von **Ar. Roman Bogel.** Mit einer Biographie des Verfassers. Breit 12. Geh.

Im vorigen Jahre erschien in demselben Verlage eine sehr sorgfältig ausgestattete und mit einer biographisch-literarischen Einleitung von **Georin**

Sehr schnell vermehrte Ausgabe des klassischen Gedichtes „Marie“
Geh. 2 1/2 Rgr.; in engl. Einband 1 Thlr.; Druckband mit Goldschnitt
1 Thlr. 7 1/2 Rgr.

9. **Wladimir (Adam), Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände.** Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—1844. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Dritter (letzter) Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil in zwei Abtheilungen (1843), kostet 2 Thlr. 20 Rgr., der zweite Theil ebenfalls in zwei Abtheilungen (1843) 2 Thlr. 16 Rgr., der dritte Theil (1844) 1 Thlr. 20 Rgr.

10. **Ottoburg (S. J.), Pariser klinische Forschungen.** Erste Lieferung und folgende. Gr. 8. Geh.

11. **Vyasa, Das Mahabharata,** ein indisches Epos, in vollständiger deutscher Uebersetzung, mit erklärenden Anmerkungen etc. von **Theodor Goldsticker.** Etwa 4 Bände. Gr. 4.

Ueber die Herausgabe dieses wichtigen Werkes wird Ihnen hienum ein besonderer Prospect des Verlegers veröffentlicht.

In gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen und italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la librairie française, welches mit 1845 seinen neunten Jahrgang beginnt; alle zwei Monat erscheint eine Nummer, und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Mit dem 1. Juli erscheinen im Verlage des Unterzeichneten:

Blätter

für die

Interessen der deutsch-katholischen Kirche.

Herausgegeben von **Robert Blum** in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in gr. 4. Preis von 26 Nummern 1 Thlr.

Wer die Wichtigkeit des Zeitungswesens in unsern Tagen erkennt — und welcher Gebildete erkennt dasselbe nicht? — der fühlt auch, welch mächtiges Förderungsmittel der täglich mächtiger fortschreitenden kirchlichen Bewegung durch eine *eigentliche Zeitung* zu Theil wird. Dieses Förderungsmittel beabsichtigen wir in den hier angekündigten „*Blättern*“ herzustellen, die ein Mittelpunkt sein sollen, nicht allein für alle wichtigen Nachrichten über Erscheinungen und Begebenheiten, sondern auch für die Erörterung aller einschlagenden Fragen und die Übersicht der gesammten Literatur. Dadurch aber glauben wir ein Organ herzustellen, welches nicht allein für jeden Deutsch-Katholiken, sondern für jeden Gebildeten, der sich für die große Frage der Zeit interessiert, ein wirkliches Bedürfnis ist.

Stiftung, 22. Mai 1845.

Julius Helbig.

Soeben ist bei uns erschienen:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch

zum

Alten Testament.

Sechste Lieferung:

Buch der Richter und Ruth.

Von

Ernst Bertheau,

Prof. in Göttingen.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Ngr.

Die frühern Lieferungen enthalten:

- I. Lief.: Die zwölf kleinen Propheten, von Dr. F. Hitzig. 1 Thlr. 15 Ngr.
- II. „ Hiob, von Dr. L. Hitzig. 1 Thlr.
- III. „ Der Prophet Jeremia, von Dr. F. Hitzig. 1 Thlr. 20 Ngr.
- IV. „ Die Bücher Samuel's, von Dr. O. Thomsen. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- V. „ Jesaja, von Prof. Dr. Knobel. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, den 20. Mai 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Gesamtausgegebenes Heft.

Mit diesem Heft ist der **siebente Band** (Heim—Juwelen) geschlossen.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Rgr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinensp.; in der Ausgabe auf Schreibsp. kostet der Band 2 Thlr., auf Belimp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Heft zu diesen Preisen und bewilligen auf 25 Gr. 1 Freixemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 30,000 Gr. für den Raum einer Seite mit 10 Rgr. berechnet.

Leipzig, 19. Mai 1845.

f. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuester Roman
von
Ida Gräfin Sahn-Sahn
Zwei Frauen.

Zwei Theile. Sehr eleg. geh. 3 Thlr.

Neuester Roman der Verfasserin von **Schloß Sorghn:**

Ida von Düringsfeld
Graf Chala.

Sehr eleg. geh. 1 Thlr.

In
vierten Auflage
Seibel, C., Gedichte. Sehr eleg. geh. 2 Thlr.

In
dritter Auflage
Baucher, F., Methode der Rechenkunst nach neuen Grundsätzen. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Demnächst werden ausgegeben:

Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren. Beiträge zur innern Geschichte des 18. Jahrhunderts. 8. Geh.

Hartmann von der Aue, Zwein mit dem Löwen. Übersetzt und erläutert von Wolff Graf von Haubissin. 8. Eleg. geh.

Gymnen für Kinder. Nach dem Englischen von Thessa von Gumpert. Illustriert von L. Richter. 8. Geh.

Koch, Dr. Albert O., Die Riesenthier der Urwelt. Mit 13 Abbildungen. Gr. 8. Geh.

Menzel, C. D., Die Remontirung der preussischen Armee in ihrer historischen Entwicklung und jetzigen Gestaltung etc. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen. Gr. 8. Geh.

Harbel, Cathorino, Exercices de mémoire. Seconde Partie. 8. Geh.

Seydelmann's, Das Leben und Wirken. Mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben. Herausgegeben von H. Th. Röscher. Gr. 8. Eleg. geh.

Wedell, A. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text. Quer Imp.-Folio. Vierte Lieferung. 1 1/2 Thlr.

Bereits versandt sind:

Bericht über die im höchsten Auftrage bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Mit 2 Karten und 3 Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1 1/2 Thlr.

Sermans choisis de l'église française réfugiée de Berlin. Première Partie. Gr. 8. Geh. 1 1/2 Thlr.

Bei **Braunmüller & Seibel** in Wien ist erschienen:
Das 3te Heft der
Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

- I. Überfall auf Suroy en Baux am 21. Juli 1815. —
- II. Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal. Dritter Abschnitt. — III. Kriegsszenen. 1) Gefechte der kaiserlichen Bortruppen an der Rabe am 31. Mai und 1. Juni 1796. 2) Gefechte bei Kreuznach am 2., auf dem Hundsrück am 4., bei Reusstadt am 7. Juni 1796. 3) Gefechte an der Rehbach am 14. und 15. Juni 1796. 4) Gefecht bei Mundenheim am 20. Juni 1796. — IV. Der Feldzug 1704 in Italien. (Schluß des ersten Abschnittes.) — V. Literatur. — VI. Kartenanfündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 fl. C. M. angenommen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von Wien. Jahrgang 1845.
Fünftes Heft. Mit einem Kupfer.
Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12
Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **ISIS** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Seite mit 2 1/2 Rgr. berechnet. **Besondere Anzeigen** etc. werden der **ISIS** für 1 Thlr. 15 Rgr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1845.

J. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

1845. № XIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei **H. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Jahrb.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Mgr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

verfendet von

J. A. Brodhans in Leipzig
im Jahre 1844.

Æ IV. October, November, December.

1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Nr. 4 12 Thlr.

Wird freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

2. **Jahrg.** Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **J. E. M.** Jahrgang 1845. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Tblt.

Zu den unter Nr. 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischeranzeiger.

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Rgr. berechnet.

Gegen Vergiftung von 3 Thlern. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergiftung von 1 Thlr. 15 Rgr. der Ff16 beigelegt oder beigebrütet.

3. **Landwirtschaftliche Vorzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Sakramo 1845. 59 Nummern.

4. Preis des Jahrgangs 20 Mar.

Die wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. Infectionsgefahren für den Raum einer gespaltenen Seite 2 Rgr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend berechnet.

4. Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *M. A. Hase*, Hof- und Justizrath Prof. Dr. *A. L. J. Michelsen*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Mieser*, Prof. Dr. *K. Snell*, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitag ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1 1/2 Mgr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Zblr. 15 Mgr. berechnet.

5. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. **Einmal gr. 4. 2 Thlr.**

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengezogenen fast 19 Thlr. 15 Rgr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Rgr. Der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang (1843 und 1844) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Wissen's Magazin für Kinder. Fünf Bände. Jeder
5 Thlr. Jezt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge
20 Ngr.

**Samstag, Montag. Drei Bände. Früher 6 Thlr.
Jetzt 2 Thlr.**

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Bde.
Jetzt 20 Bgr.

Septere vier Bände zusammengekommen nur 2 Bde.

In das Pfenning-Magazin werden Anknüpfungen aller Art aufgenommen. Für die geschnittene Zeile oder deren Raum werden 5 Mgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend berechnet.

6. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. **H. Gf. Gerdorf.** Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Er scheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitag
ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Diagnostischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Mgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Mgr. beigelegt.

7. Allgemeine Preßzeitung. Herausgegeben von Dr. H. B. Berger. 1845. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Sgr.

Wird Freitag ausgegeben. — Inserate in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Rgr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

8. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **M. Haas.** Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Kar.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Derselben ist ein

Intelligenzblatt

für Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Rgr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit ¼ Thlr. berechnet.

9. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche
Redaction: Professor **H. Bülow.** Jahrgang 1845. Täglich mit Einfluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die Abende für den folgenden Tag ausgedehnt. Insertionsgebühren für den Raum einer dreissigspaltigen Zeile 2 Rgr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt. — In besonderen Beilagen liefert die Deutsche Allgemeine Zeitung die Übersetzung von Eugen Sue's neuem Roman „Der ewige Jude“ immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel“.

10. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Fünften Bandes viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten
13 Thlr. 10 Ngr.

11. Bremer (Hederikse), Die Töchter des
Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem
Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh.
10 Mar.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzelne sind zu erheben

I. II. Die Stachse. III. Die Früchte des Fruchtbaren.
IV. V. Das Gans. VI. VII. Feins. VIII. Die Familie o. IX. Die
wette Erählungen. X. Streit und Liebe. XI. XII. Ein Sager
buch. XIII. XIV. Die Stachse.

12. **Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Regi-
str.)** Neunte verbesserte und sehr vermehrte Original-
ausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Hefen.
Reinundvierzigstes bis vierundfünfzigstes Heft. Gr. 8.
Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Hefen zu dem
Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenspapier;
der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf
Wellpapier 3 Thlr.

Größere Auflagen des Convers.-Reg. werden nur einige
Zeit und gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften
Bedingungen umgetauscht, wodurch eine ansehnliche Ersparnis
in allen Buchhandlungen zu erhalten ist.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefen werden Wapen-
dingen abgebildet, und der Name einer Seite wird mit
10 Ngr. berechnet.

13. **Systematischer Bil-
der-Atlas zum Conversations-Regi-
str.** — **Monographische Encyclopädie der Wissen-
schaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter
in Quart mit Darstellungen aus sämtlichen Naturwissen-
schaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alter-
thums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs-
und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und
Völker, der Religion und Mythologie des classischen und
nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden
Künste, der allgemeinen Technologie u. dgl. m. Nebst einem erläu-
ternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. C.
Fiedl. Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfzehnte bis
achtzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

14. **Lieffenbach (J. F.), Die operative
Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Hefen. Fünftes
Heft. Gr. 8. Geh. Jedes Heft 1 Thlr.
Das erste bis vierte Heft (1844) kosten 4 Thlr.

15. **Gedichte eines Österreichers.** Gr. 12. Geh.
20 Ngr.

16. **Sohn - Sohn (Ida Gräfin), Jenseits der
Berge.** Zweite vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12.
Geh. 3 Thlr. 5 Ngr.

Von der Verfasserin ist in demselben Verlage erschienen:

Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr.

Benegianische Räthe. 8. 1836. 1 Thlr.

17. **Löbe (William), Geschichte der Landwirth-
schaft im altenglischen Ockerlande.** Nach den
besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land-
und Forstwirthe zu Altdorf von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von
50 Ducaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

**Die altenglische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen
Zustande.** Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenweige und der
agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.
Mit 20 lithographirten und illuminierten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

18. **Malfatti von Monteregio (Johann),
Studien über Anarchie und Mierarchie
des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die
Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh.
1 Thlr.

19. **Prabodha Chandredaya Krishna Misri
Comodia.** Kditi schollique instruit **Mm. Brook-
haus.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Compositoren enthaltend, erschien 1835
und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Schollen und wird zu dem
Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:

**Gründung der Stadt Patliputra und Geschichte
der Upakosa.** Fragmente aus der Katha Sarit Sagara des
Soma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Katha Sarit Sagara. Die Märchensammlung des **Soma-
deva Bhattacha** aus Kaschmir. Ersten bis fünften Buch. Sans-
krit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

**Über den Druck sanskritischer Werke mit lateini-
schen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

**Die Märchensammlung des Somadeva Bhattacha aus
Kaschmir.** Aus dem Sanskrit überetzt. Zwei Theile. Gr. 12.
1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

20. **Prescott (William Henry), Geschichte
der Eroberung von Mexico** mit einer einleitenden
Übersicht des frühern mericanischen Bildungszustandes und
dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem
Englischen übersetzt. In zwei Bänden. Erster Band. Mit
zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. Preis für beide
Bände 6 Thlr.

Denselbe erschien bereits durch denselben Übersetzer:

**Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen
von Spanien.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen.
Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

21. **Möling (Johannes), Das Criminalge-
richt zu Bremen** vor den Richterstuhl der öffentlichen
Reinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Geden der Familie des Professors Jordan.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

Ein Bremen's gemeiner Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

22. **Ross (L.), Inscriptiones graecae ineditae.** Fasc. III, insunt lapides insularum Meli, Therae,
Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalcos, Calymnae, Col,
Astypalaeae, Amorgi, Ji. Gr. 4. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I, insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae,
Corinthiae, Megaricae, Phocicae (1834), kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Fasc. II, insunt lapides insularum Andri, Ji, Tami, Syri, Amorgi,
Myconae, Paru, Astypalaeae, Nyssu, Toli, Col, Calymnae, Leu, Patmi,
Sami, Leobi, Therae, Anaphae et Paparethi (1842), kostet 2 Thlr.

23. **Göppenhauer (Whele), Anna.** Ein Roman
aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Gr. 12.
Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschien im Jahre 1844 daselbst:

Gold-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

24. **Stenze (H. von), Handbuch der Phreno-
logie.** Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbil-
dungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Gue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem
Französischen. Siebenter und achter Theil. 8. Geh. Jeder
Theil 10 Ngr.

26. **Wolke-Bibliothek.** Erster Band: **Jochim
Kettelbeck, Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbe-
schreibung von ihm selbst ausgezeichnet, und herausgegeben
von J. C. Hagen. Mit Kettelbeck's Bildnis und
einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Kettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete,
wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um
dieselbe anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu
machen.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

- 1) **Zweiter Nachtrag zum Verlags-Katalog von
J. W. Brockhaus in Leipzig** (bis Ende d.
J. 1844).
- 2) **Bericht über die Verlags-Unternehmungen
für 1845 von J. W. Brockhaus in Leipzig.**

Aus dem Verlage von Herrn Franz Kölsche in
Karlsruhe ist mit Verlagsrecht an J. W. Brockhaus in
Leipzig übergegangen:

**Le Sage's historisch-genealogisch-geographischer
Atlas.** Aus dem Französischen ins Deutsche über-
tragen und vermehrt von Mr. von Wusch und
J. Enselin. Gr. Royalfolio. Cart. 8 Thlr.
(Kann auch in 8 Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.)

Tasso und Ariost übersezt von Gries.

In der unterzeichneten Verlagsbandlung sind jetzt **vollständig** erschienen:

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem

übersezt

von

J. D. Gries.

Sechste Auflage.

Taschenausgabe.

Zwei Theile.

In Umschlag broschirt. Preis für jeden Theil $\frac{1}{2}$ Thlr.

Ludovico Ariosto's Rasender Roland

übersezt

von

J. D. Gries.

Dritte Auflage.

Taschenausgabe.

Fünf Theile.

In Umschlag broschirt. Preis für jeden Theil $\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese aus dem Verlage des Herrn Fr. Frommann in Jena in den unserigen übergegangenen Übersetzungen, deren hoher Werth längst die allgemeinste Anerkennung gefunden hat, erscheinen hier zum ersten Mal in einer wohlfeilen und zierlich ausgestatteten Taschenausgabe, welche den zahlreichen Besitzern ähnlicher Ausgaben von deutschen und ausländischen Classikern mit Überzeugung empfohlen werden darf.

Leipzig, im Juni 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Georg Franz in München ist erschienen:

Ploß, J. von,

Beiträge

zur deutschen Pöbne.

Zweiter Band. Enthaltend:

- 1) Das Innere einer Familie, oder der Haus tyrann.
- 2) Der Ruf, oder die Journalisten.
- 3) Der verurtheilte Prinz.

12. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.), oder
2 Bll. 42 Kr.

Der erste Band in gleichem Preise enthält:

- 1) Die Cholera manen.
- 2) Stolz der Geburt und Stolz des Glücks.
- 3) Abenteuer einer Neujahrsmacht.

Im Verlage von Carl Gerold, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Englische Sprachlehre.

Als Vorbereitung

für das

höhere Studium der englischen Sprache

nach einer
neuen fasslichen Methode

bearbeitet von

T. O'M. Brrd.

8. Wien 1845. Brosch. Preis 22 $\frac{1}{2}$ Ngr. (18 gGr.)

Diese kurzgefaßte Sprachlehre entspricht nicht nur allen Anforderungen, welche man an eine Grundlehre der englischen Sprache für Deutsche zu stellen berechtigt ist, sondern sie ist auch so eingerichtet, daß der Gebrauch des Wörterbuchs, wodurch so mancher Anfänger von den Sprachstudien abgescreckt wird, dadurch gänzlich beseitigt erscheint, und auch

die Schwierigkeiten der Aussprache durch die hierbei erforderliche unausgesetzte Thätigkeit des Lehrers bedeutend vermindert werden.

Für die genaue und erschöpfende Darstellung der Zeitwörter und die neue richtigere Benennung der Zeiten wird Jeder, dem es um tieferes Eindringen in den Geist der Sprache zu thun ist, dem Verfasser Dank wissen; überhaupt aber werden Alle, die dieses Lehrbuch fleißig und aufmerksam benutzen, die Überzeugung gewinnen, daß mit verhältnißmäßig geringer Zeit und Anstrengung eine sehr gute Kenntniß des Baues der englischen Sprache daraus erlangt und somit der beste Grund zur Fertigkeit im Sprechen des Englischen und zur Vorbereitung für höhere Studien gelegt werden kann.

Für die äußere Ausstattung glaubt die Verlagsbandlung aufs Angemessenste gesorgt zu haben.

Bei G. F. Aderholz in Breslau ist soeben erschienen:

Dr. Wilhelm Freund,

Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache

zum Schul- und Privatgebrauch.

Enthaltend sowohl sämtliche Wörter der altlateinischen Sprache bis zum Untergange des weströmischen Reichs, mit Einschluss der Eigennamen, als auch die wichtigsten mittel- und neulateinischen Wörter, namentlich die in die neuern europäischen Sprachen übergegangenen, sowie die lateinischen und latinisirten Kunstausdrücke der **Medicin, Chirurgie, Anatomie, Chemie, Zoologie, Botanik** u. s. w.; mit durchgängiger Unterscheidung der classischen von der unclassischen Ausdrucksweise, und mit vorzüglicher Berücksichtigung der Ciceronianischen Phraseologie und einem sprachvergleichenden Anhang.

Zwei Bände. Gr. Lexikonformat. 115 Bogen.
Preis 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Im Verlage von **Ehner & Seubert** in Stuttgart
ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Jahreshefte

des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission
Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen, Prof. Dr. **Th. Plieninger**, Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **W. Henzel**, Dr. **Ferd. Krauss** in Stuttgart.

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Gr. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt: Angelegenheiten des Vereins. — Über den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Württembergs. Von Prof. Dr. **Th. Plieninger**. — Über die Zähne des Hirsches. Von Prof. Dr. **W. v. Rapp**. — Über die Ernährung des Fötus der Wiederkäuer. Von Derselben. — Über die Flora von Württemberg. Von Prof. Dr. **H. v. Mohl**. — Eine neue Krätzmilbe (*Sarcopiles Bovis*). Von Med.-Rath **E. Hering**. — Über die Pferderassen. Von Prof. **W. Baumelster**. — Beobachtungen über Zugvögel im Winter 1844—45.

Im Verlage von **C. Gersold**, Buchhändler in Wien, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertneunter Band.

1845.

Januar. Februar. März.

Inhalt des hundertneunten Bandes.

Art. I. 1) *Architecture arabe ou monuments du Kaire mesurés et dessinés de 1818 à 1825 par Pascal Coste*. Paris 1839. 2) *Monuments arabes et moresques de Cordoue, Séville et Grenade, dessinés et mesurés en 1832 et 1833 par Girault de Prangey*. 3) *Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne, en Sicile et en Barbarie par Prangey*. Paris 1841. 4) *L'Alhambra, palais que les Génies ont doré comme un rêve et rempli d'harmonies*; 1) *plates elevations and sections of the Alhambra with the elaborate*, 2) *details of his beautiful specimen of moorish architecture from drawings on the spot in 1841*. By **Jules Courty and Owen Jones** 1824. — Art. II. 1) *ILAPAΔOXOΓPAΦOI. Scriptores Rerum Mirabilium Graeci*. Insunt (*Aristotelis*) *Mirabiles Auscultationes*, *Antigoni*, *Apollonii*, *Phlegontis Historiae Mirabiles*, *Michaelis Pselli Lectiones Mirabiles*, *Reliquorum Eiusdem Generis Scriptorum Deperditorum Fragmenta*. Accedunt *Phlegontis Macroβii et Olympiadum Reliquiae et Anonymi Tractatus de Mulieribus etc.* Edidit **Antonius Westermann**. Londini 1839. 2) *Alexandri M. Historiarum Scriptores Aetate Suppares*. *Vitas Enarravit*, *Librorum Fragmenta Colligit*, *Disposuit*, *Commentariis et Prolegomenis Illustravit* Dr. **Robertus Geier**. Lipsiae 1844. (Dritter und letzter Artikel.) — Art. III. 1) *Römische Briefe von einem Florentiner*. 1837—38. Leipzig 1840. 2) *Neue römische Briefe von einem Florentiner*. Leipzig 1844. — Art. IV. *Württembergische Geschichte*, von **Christ. Friedrich Stälin**. Erster Theil: *Schwaben und Südranken von der Urzeit bis 1080*. Stuttgart und Tübingen 1841. — Art. V. *Heder der Sehnsucht nach den Alpen*, von **J. E. Pyrker**. Stuttgart 1843. — Art. VI. *Des Aeschylus gefesselter Prometheus*. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmer-

kungen und dem gelisteten Prometheus von **G. F. Schermann**. Greifswald 1844. — Art. VII. *Geschichte des Kaiserthums*, von dem Fürsten **C. R. Lichnowsky**. 14 Bände. (Von **R. Rudolf** dem Ersten bis Kaiser Friedrich dem Dritten.) Wien 1836—44. (Schluß.)

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CIX.

Das Ambrosier Lieberbuch vom Jahre MDLXIII Ein Unicum. Von **Joseph Bergmann**. — **Antoni Gara**, ein österreichischer Philosoph im Zeitalter Kant's — Über die gegenwärtige katholische Bevölkerung Nordamerika's — Pränumerations-Ankündigung.

Preis des Jahrgangs in vier Bänden 8 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise-Erinnerungen aus Belgien.

Von

Luise von Plamies.

8. 23 Bogen. Geh. 2 Thlr.

Dies Werk will nicht allein eine Erzählung von Eindrücken und Reflexionen darüber geben, sondern es ist vielmehr das Streben der Verfasserin dahin gerichtet, für zwei kenne- wandte, kürzlich auch durch die materiellen Interessen wie verknüpfte Länder auch einen größern geistigen Verkehr zu vermitteln. Deshalb verweilt sie hauptsächlich bei der be- nannten flämischen Bewegung, welche dem germanischen Mo- mente in Belgien wieder zu seinem Rechte zu verhelfen soll, schildert die Hauptthemen der jungen aufstrebenden flämi- schen Literatur und gibt endlich in einem Anhange Proben ihrer Poesien. Je weniger bisher in Deutschland auf diese so doch so nah berührenden Bewegungen in Belgien geachtet worden, um so mehr empfiehlt sich dies Werk, den Geist und die Begeisterung ihrer Führer kennen und achten zu lassen.

Dunder & Humblot in Berlin.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Chemie. Zum Theil auf Grundlage von Dr. **Thomas Graham's** „*Elements of Chemistry*“ bearbeitet vom Prof. Dr. **Fr. Jul. Otto**. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auf- lage. Gr. 8. Drei Bände. Fein Velinpapier. Geh. Preis à Lieferung 15 Ngr. (12 gGr.)

Die neue Auflage des **Graham-Otto'schen** Lehr- buches der Chemie wird, wie die erste, in Doppel- lungen von 12 Bogen erscheinen. Ausgegeben sind Bd. I. Lief. 1—5, Bd. II, Lief. 1—4, und Bd. III, Lief. 1 und 2. Der Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. **Braunschweig**, im Juni 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **J. H. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arnold (Ed.),
Geschichte des Ursprungs und der Ent- wicklung des französischen Volks, die Darstellung der vornehmsten Ideen und Sitten, unter denen die französische Nationalität vorbereitet wurde und unter deren Einflüsse sie sich ausgebildet hat.
Erster und zweiter Band.

Gr. 8. 7 Thlr.

Der dritte Band, welcher dieses Werk schließen wird, unter der Presse.

Druck und Verlag von **J. H. Brockhaus** in Leipzig.

